22

Gelehrte Anzeigen.

336

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Dritter Band.

VIII 7

München,
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

AS
182
M82
Bd. 3-1

LIBRARY
APR 6 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1836.–37

München.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Erster Band 1835. 8.

Erster Artikel.

Unläugbar verdient die Philosophie des Aristoteles von vielen andern voraus, eine ausführliche und vollständige Darstellung im Zusammenhang aller ihrer Theile, ihrer Principien, Grundsätze und Methoden; und wenn irgend einmal die beliebte Phrase Bedeutung hat, so gilt sie hier, daß es nämlich unserer Litteratur bisher an einem Werke der Art gefehlt habe, daß mit demselben einem Bedürfnisse der Zeit entgegengekommen werde, indem durch die Hegelsche Philosophie mehr als je und vorzugsweise auf Aristoteles die Aufmerksamkeit der Philologen und Philosophen gelenkt worden ist. So lange die peripatetische Philosophie in den theologischen Schulen und auf den Universitäten geherrscht hat, sind zwar in allen Landen des römischgermanischen Europa viele und zum Theil sehr gute Werke über dieses Lehrgebäude, nach mancherley Zwecken, Bedürfnissen und Rücksichten gearbeitet, und in mancherley Formen und Umfang erschienen; allein keines derselben genüget jetzo noch: theils weil die Philosophie einen anderen und höheren Standpunct auch für die Auffassung der älteren Systeme errungen hat, theils weil auch die philologische Auslegung selbstständig und von der Autorität der späten neuplatonischen Commentatoren unabhängig geworden ist; endlich aus mehreren andern Gründen, die jedermann leicht einsiehet, z. B. daß alle jene älteren Schriften in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber, seit dem Beginn der neueren Philosophie ist an die Bearbeitung des Aristotelischen Systemes in seinem ganzen Umfang nicht viel weiter gedacht worden, als so weit es in den Schriften über die Geschichte dieser Wissenschaft mehr nur angeführt, als ausgeführt werden mußte. Herr Biese verdient daher den Dank sowohl der Philologen, als der Philosophen, daß er sich an das verdienstliche Unternehmen gemacht hat, einen ausführlichen, zusammenhängenden und zeitgemäßen Abriß des Aristotelischen Systems, aus dessen Schriften, und ungeirret durch die zahlreichen Commentatoren der späteren Jahrhunderte zu geben. Er verdient lautes Lob und freudige rühmliche Anerkennung für das, was er hier schon geleistet hat, und noch im zweyten Band leisten wird, zu dessen baldiger Vollendung Rec. dem Verf. die erforderliche Zeit und Kraft von ganzem Herzen wünscht, damit das Werk fertig und vollendet dastehe und das Verdienst des Herrn Verf. in vollem Lichte erscheine.

„Der 2. Bd. bildet den dritten Abschnitt, die Vermittelung des Besonderen durch das Allgemeine; er wird die besonderen Wissenschaften enthalten, und zwar im ersten Kapitel die theoretischen, nämlich die Naturwissenschaft und die Mathematik; im zweyten Kapitel die praktischen Wissenschaften, in welchem die Handlung betrachtet wird, in sofern sie ihr Ziel entweder in sich selbst, oder außer sich in einem bestimmten Werke hat, weßhalb hier die Ethik, die Politik und die Aesthetik des Aristoteles behandelt werden müssen. Dieser Band soll mit den nöthigen Registern versehen, das Ganze beschließen.“

Vorwort (S. L. fg.) Recenſent ſieht demſelben mit Ungeduld entgegen. —

Dieſer erſte Band beginnt mit einem Vorwort auf LX. S.; hier ſagt S. VI — VII. Herr Bieſe:

„Da nun der Verfaſſer es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, die Philoſophie des Ariſtoteles in ihrem ſpeculativen Gedankenreichthum aus deſſen Schriften allſeitig und in ſich zuſammenhängend zu entwickeln, ſo hält er es zur Verſtändigung über das Weſen der ſpeculativen Philoſophie überhaupt für wichtig, hier den Entwicklungsgang der neueren Philoſophie näher zu bezeichnen.“

Dieß geſchieht ſofort ſo, daß er den Fortſchritt von Kant und Jacobi zu Fichte, von dieſem zu Schelling S. VII — XVI betrachtet, und dann von da bis S. XXXI. die Hauptpuncte der Hegel'ſchen Logik berührt, als deren Anhänger er ſich zu erkennen giebt, und zu welcher Ariſtoteles mehr als irgend ein griechiſcher Philoſoph tendirt habe. Hierauf wird das Schickſal der Ariſtoteliſchen Philoſophie bey Griechen, Römern, Arabern, und Europäern im Mittelalter flüchtig angedeutet, und auf einige Urſachen hingewieſen, warum ſeit Baco von Verulam und Descartes in der neueren Zeit Ariſtoteles ſo wenig beachtet ward und beynahe ganz vergeſſen blieb, bis auf Hegel.

„Dieſem größten Denker unſeres Jahrhunderts, welcher die Bahn gebrochen hat, um die geſammte Welt des Geiſtes in allen ihren Kreiſen und Geſtalten durch den Gedanken zu erobern, gebührt der Ruhm, auf den größten Denker unter den griechiſchen Philoſophen die Aufmerkſamkeit von Neuem gelenkt zu haben.“ S. XLV. u. ſ. w.

Neben ihm wirkten andrerſeits Bekker und und Brandis, ferner Schneider, Trendelenburg, Göttling, Jul. L. Ideler, Michelet, Weiße u. m. a. Zum Schluß wird (S. LII — LX.) gegen H. Gruppe und ſeine Anſichten von der Philoſophie als Wiſſenſchaft und deren Geſchichte polemiſirt. Nun wendet ſich Hr. Bieſe zur Abhandlung der Philoſophie des Ariſtoteles; ſie wird (S. 1 — 44) eröffnet mit einer Einleitung über den Entwickelungsgang der griechiſchen Philoſophie von Thales bis auf Ariſtoteles; darauf folgt der erſte Abſchnitt, … her in 4 Kapiteln (bis S. 319) die Logik abhandelt, wie ſie von Ariſtoteles in den Kategorien, in der Abhandlung vom Satze (περὶ ἑρμηνείας) und in den vier Büchern der beyden Analytiken weitläufig ausgeführt iſt. — Die Bücher der Topik, der ars inveniendi (Cic. Top. 2) ſind hier übergangen, weil ſie nicht ſowohl der Wiſſenſchaft als der Dialektik und Rhetorik dienen; jedoch ſind ſie ſchon hie und da in der Logik beygezogen und angeführt worden. Mit ungemeiner Leichtigkeit und ſchlanker Gewendigkeit winden ſich alle logiſchen Lehren vom Anfang bis zum Ende raſch und frey ab, ſo daß nirgendwo ein Anſtoß, Spalt, oder klaffende, holperige Stelle beſonders auffällt. Und auf gleiche leichte und friſche Weiſe werden dann im 2ten Abſchnitt (S. 320 — 661) nach dem erſten einleitenden Kapitel (über Vermittelung der niederen und höheren Erkenntniß) im 2ten Kap. (S. 358 — 611) Gegenſtand und Zweck, Inhalt und innerer Zuſammenhang der Metaphyſik in genügender Ausführlichkeit und ſo entwickelt, daß alle die 14 Bücher der Ariſtoteliſchen Metaphyſik mit Ausnahme des 2ten (des ἀ ἔλαττον, welches Hr. Bieſe, wie ſchon früher, für nicht hieher paſſend anſieht,) im bündigſten Zuſammenhang ſich aneinander anſchließen, gewiß zur Ueberraſchung manches Leſers, der ſich erinnert, wie viel und mancherley von den alten Zeiten der Erklärer des Ariſtoteles in Athen und Alexandrien bis zu Fülleborn, Titze u. a. herab über deren Zuſammengehörigkeit und Abfolge gezweifelt, geſtritten und hin und her vermuthet worden iſt. — Das dritte Kapitel handelt zuerſt von der Dialektik (im Sinne des Ariſtoteles) im Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft, von S. 612 — 631. Hier nun wird der Ariſtoteliſchen Topik Inhalt überaus kurz angezeigt; (meines Erachtens iſt die Topik überhaupt nicht nach ihrem Werthe anerkannt). Hierauf über Identität, Ge-

genſatz und Widerſpruch. Endlich von der Vermittelung des Gegenſatzes und Widerſpruches. So weit nun reicht der erſte Band. Aus den Stellen, die vorhin dem Vorwort entnommen worden ſind, kennen die Leſer bereits wohl den Standpunct, von welchem aus Hr. Bieſe die Ariſtoteliſchen Lehren hier entwickelt hat; es iſt der Standpunct der Hegel'ſchen Philoſophie. Indeſſen würde man ſehr Unrecht thun, das vorliegende Werk nur für eine ſpecielle Ausführung desjenigen anſehen zu wollen, was Hegel in den Vorleſungen über Geſchichte der Philoſophie, (Werke Bd. 14. S. 298 — 418) über Ariſtoteles geſagt hat. Zwar ſind alle Lehrmeynungen (Gedanken und Speculationen) des Stagiriten nach den Anſichten des vielbelobten Meiſters aufgefaßt und durchgeführt; zugleich aber waltet durch die ganze Auseinanderſetzung und Entfaltung des Syſtems eine ſolche ſelbſtſtändige Geſtaltung, es herrſchet eine ſolche friſche Lebendigkeit der Darſtellung und des Gedankenganges; es rollt alles ſo ungehemmt und ohne Anſtoß zum Ziel und ergießt ſich in die wohlbemeſſene Form, daß der Leſer immer mit Intereſſe, ja ſteigender Theilnahme folget, und von dem raſchen Fluße ſich gerne mit fortführen läſſet, ſo überraſcht, ja verwundert er auch über manches ſeyn mag, was hier Ariſtoteles in ſchönem Einklang mit der neueſten Philoſophie ſagt und lehrt. Woher dieſes kommt, das ſagt ihm der Verf. ſelbſt (S. LI. fg. des Vorwortes):

„Die Methode, welche bey der Entwickelung befolgt iſt, beſteht hauptſächlich darin, daß der Inhalt ſo viel als möglich aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt Klarheit und Deutlichkeit gewinne; daher ausgeſchloſſen ſind alle ſubjectiven Reflexionen, zu welchen auch theilweiſe die Polemik gehört, indem hiedurch der ruhige Gang der Darſtellung nur gehindert und die Ueberſicht des Ganzen erſchwert wird. Das Hauptbeſtreben war, die möglichſte Objectivität für die Entwickelung zu gewinnen, damit dieſe in Einem Geiſt und Fluß vor ſich gehe, und der Leſer einen lebendigen Eindruck empfange, ſo von der Schärfe als auch von der Tiefe der Ariſtoteliſchen Speculation. Dieſe Objectivität wird freylich öfter geſtört durch Verwandlung der griechiſchen Terminologie in unſere philoſophiſche Sprache, welche in ihren Ausdrücken oft eine größere Tiefe enthält, als wie ſie in der Entwickelung der ariſtoteliſchen Philoſophie ſchon enthalten ſeyn konnte. Es war daher nothwendig, in dieſer Beziehung dem philoſophiſchen Sprachgebrauch ſo wenig als möglich Gewalt anzuthun, und es wird leicht ſeyn, jedes etwanige Mißverſtändniß zu vermeiden, wenn man, von der tieferen Bedeutung unſerer philoſophiſchen Sprache abſtrahirend, unbefangen der Entwickelung der Ariſtoteliſchen Gedanken in ihrem Zuſammenhange ſich hingiebt."

Nach dieſen eigenen Worten des Verf. wird mancher wünſchen, derſelbe möchte ſelbſt unbefangener ſeine Aufgabe übernommen haben; — indeſſen iſt ja jeder Leſer durch die offene Erklärung und Warnung aufmerkſam gemacht, auf ſeiner Hut zu ſeyn, und wo ihm etwas gar zu neudeutſch vorkommt, ſeinen Ariſtoteles nachzuſehen, und zu vergleichen; oder abzuziehen, ſoviel er für räthlich hält.

(Fortſetzung folgt.)

An historical and descriptive account of Persia by J. B. Frazer esq. Edinburgh 1834. 8. 472 S. mit einer Landkarte und 15 Kupferſtichen.

Dem Verfaſſer dieſes Buches, von welchem eine deutſche Ueberſetzung erſchienen wird, iſt von einem engliſchen Beurtheiler vorgeworfen worden, er habe zuſammengedrängt wie ein gewiſſer Irländer, welcher ſich gerühmt habe, fünf Scheffel in einen Viertheffelſack bringen zu können. Dieſer Tadel iſt ſehr unbillig. Eher könnte man ſagen, es wäre für mehr Kern Raum geweſen, wenn die Spreu ſorgfältig wäre ausgeſchieden worden. Doch, wie wenig ſind der Bücher, von denen ſich nicht eben das ſagen läßt! Man wird hier von Hauptſachen aus der Geſchichte und der Geographie Perſiens nichts vermiſſen. In erſterer folgt der Verf. mit Recht am meiſten ſeinem berühmten Landsmanne Malcolm; in letzterer iſt viel aus eigener Anſicht, da der Verf. Perſien ſelbſt durchreiſt hat. Ref. will von den Zügen, mit welchen das tiefe Elend des großen Landes geſchildert wird, nur folgenden ausheben. S. 312. Ein Bekannter des Verfs. hörte, während ſeines Aufent-

haltes in einer persischen Stadt, täglich ein Getöse von Schlägen und Wehklagen aus seiner Nachbarschaft. Er forschte nach und fand in einer Person den, welcher die Schläge befahl, erhielt, und besammerte. Es war ein wohlhabender Kaufmann, der sich gegen die Mißhandlungen abhärtete, auf die er von Seiten des auf ihn aufmerksam gewordenen Statthalters gefaßt seyn mußte, wenn er ihm nicht einen Theil seines Vermögens abtreten wollte, wozu er nicht geneigt war. Bereits hatte er es dahin gebracht, daß er tausend Streiche ertragen konnte, und da er zudem sich ohnmächtig zu stellen verstand, so glaubte er nun die Sicherheit, um die es ihm zu thun war, erlangt zu haben. — Ueber einen solchen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft in dem Vaterlande Sadi's und Ferdusi's darf man sich bey dem religiösen Zustande, wie ihn der Vers. beschreibt, nicht wundern. S. 320. Bey den Persern, wie bey den Mahomedanern überhaupt, hat die Religion fast alles, was ursprünglich daran gut gewesen seyn mag, verloren; es ist durch Schwärmerey, Heuchelen und Habsucht ein verächtlicher Aberglaube daraus geworden, der das Volk nur dumm und niederträchtig macht. S. 322. Die Zunahme des Unglaubens ist die Hauptursache des Verfalls der Religion. S. 334. Der Vers. lernte zu Musched einen sehr geachteten Oberpriester, (deren in ganz Persien höchstens vier sind), kennen; der war so wenig der rechtgläubige Mann, wofür man ihn hielt, daß er sich in vertraulichem Gespräche zu entschiedener Freygeisterey bekannte und den Glauben, dessen Diener er war, verspottete.

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa. By Andrew Steedman. London 1834. 2 Bde. mit Zeichnungen. 330 und 358 S. 8.

Südafrika ist ein Land, das in mehrfacher Beziehung unsere Aufmerksamkeit erregt. Es ist erstlich der Sitz einer europäischen Kolonie, die, unter einem gesunden Himmelsstrich gelegen, der Konstitution des Europäers vollkommen angemessen, und zugleich an mancherlen einheimischen und eingeführten Naturprodukten reich ist, so daß ihre Bevölkerung und inneren Hülfsquellen mit jedem Jahre sich vermehren. Ferner ist sie in dem Weltverkehr ein Mittelpunkt, der Europa und Asien verbindet, und die Kapstadt ist gewissermassen als das große Gasthaus anzusehen, in dem die, von einem der genannten Welttheile zum andern Reisenden eine erquickende Ausruhe und die Seekranken eine schnelle Erholung finden. Auch als Marinestation in Kriegszeiten ist die Kolonie von großer Wichtigkeit, und auf ihren Besitz wird daher von der englischen Regierung ein bedeutender Werth gelegt. Es giebt aber endlich noch einen andern Gesichtspunkt.

der das Auge nach jenem fernen Lande zieht, wir meinen hiemit nämlich das große merkwürdige Werk der geistigen Wiedergeburt, welches dort das Christenthum seit dem Ablauf des vorigen Jahrhunderts unter den barbarischen Völkern, die im Schooße der Kolonie oder längs ihrer Gränzen umher wohnen, begonnen hat, um durch seine Segnungen sie zu civilisiren.

Bey dieser mehrfachen Wichtigkeit des Südlandes von Afrika kann es daher nicht fehlen, daß Reisebeschreibungen, welche diesen Landstrich behandeln, einen willkommenen Eingang bey uns finden, und seit Sparrmann, um nicht auf ältere Zeiten zurückzugehen, und Levaillant, der Dichtung und Wahrheit auf eine zwar anziehende aber doch keineswegs zu entschuldigende Weise zu verbinden wußte, sind in kurzen Fristen aufeinander die ausgezeichneten Werke von Barrow, Lichtenstein, Campbell, Latrobe, Burchell, Thompson, Philip u. A. gefolgt. Nimmt man hiezu noch die vielen Missionsberichte, welchen wir die genaueste Kenntniß der wilden Nachbarvölker um die Kapkolonien verdanken, so ergiebt sich daraus, daß ein Reisender, der gegenwärtig seine Wanderungen nicht über jene Gränzlinie ausdehnt, welche die südafrikanischen Missionstationen an der Ostküste des Kaffernlandes mit denen an der Westküste unter den Namaquen verbindet, nicht leicht neue überraschende Aufschlüsse, wenigstens nicht in Beziehung auf Völkerkunde, liefern kann. Einem solchen ist die Aufgabe gesteckt, den gegenwärtigen Bestand so genau und umsichtig als möglich zu schildern, und bei der raschen Entwicklung der materiellen und intellektuellen Verhältnisse dieser Länder bietet sich ihm noch immer Vieles dar, was als neu und wichtig des Lesers Aufmerksamkeit erregen wird. Ist der Reisende zugleich unterrichteter Naturforscher, so hat er ohnedieß noch einen weiten Spielraum zur Erweiterung unserer Kenntnisse in der Naturgeschichte Südafrikas vor sich, und kann dadurch seinem Berichte ein besonderes Interesse verleihen.

Steedman's Reisen in Südafrika gehören zu denjenigen, welche sich nicht über jene Linie, die wir vorhin bezeichneten, hinaus erstreckt haben. Es mangelt ihnen daher allerdings der eigenthümliche Reiz, welchen eine Entdeckungsreise gewährt; dafür aber geben sie einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß des neuesten Zustandes dieser Länder ab, wie ihn der Vers. durch einen zehnjährigen, vorzüglich (wie er in der Vorrede selbst sagt) der Unterhaltung und Belehrung bestimmten Aufenthalt am Kap, aus eigener Anschauung und Prüfung, wie aus glaubwürdigen Mittheilungen Anderer kennen gelernt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

So viele und glänzende Vortheile diese Methode zumal für die Zeitverhältnisse auch immer gewährt, so stehen ihr doch andrerseits manche bedeutende und gewiß auch von dem scharfsinnigen Vers. wohlerkannte und nicht übersehene, obgleich von ihm hier nicht berührte Nachtheile und Uebelstände zur Seite. Jedermann sieht zum Voraus, daß dieser Manier mit einem alten Philosophen zu verfahren, vom historischen oder kritischen Standpuncte aus, sowohl in der Weise der Speculation, als der Reflexion vieles entgegen zu halten sey; daß demnach vielleicht nicht Eine Seite in diesem Buche gefunden werden möchte, wo nicht bald der Philolog, bald der Philosoph einer andern Schule Einreden vorbringen könnte, bald gegen Hrn. Biese, bald gegen Aristoteles selbst, namentlich bey des letztern häufigen Seitenblicken und Bezugnahmen, auf Platonische Lehren. Rec. will jedoch im Folgenden nur einiges anführen, wo ihm trotz dem Talent und der Kunst des Herrn Biese, trotz der Klarheit und der Geschlankheit des speculativen Fortschrittes, etwas minder klar und glatt geschienen hat; er wird daher hauptsächlich nur subjective Reflexionen vorbringen, die Hr. Biese mit Recht ausgeschlossen hat nach seiner Absicht; Polemik aber wird er üben nur zu Gunsten Plato's, weil diesem ewigen Propheten der höhern Wahrheit über der Bewunderung des gleichsam wieder aufgefundenen Meisters alles menschlichen Wissens hie und da zu nahe getreten wird, wie mir dünket.

Um eher zum Ende zu kommen, fange ich nahe beym Ende und von hintenher bey der Theologie an, die Aristoteles im 12ten Buche der Metaphysik (B. Λ) vorträgt. Er zeigt da c. 6. fg. (Biese S. 543 flg.) daß weil Zeit und Bewegung stätig und ewig sind, es auch ein unbewegliches Wesen (ἀκίνητος οὐσία) geben müsse, welches als ἐνεργείᾳ ὄν, als vollkommen oder vollendschaftlich anzunehmen sey, weil alles δυνάμει ὄν, alles Anlaghafte, dergleichen die gesammte Natur ist, ein Vollendhaftes voraussetze und fordere, durch welches die Anlage, die δύναμις zur Vollendung gereizt werde ꝛc. Dieses absolute ἐνεργείᾳ ὄν ist ohne Materie, ohne Ausdehnung, ohne alle bloße Vermögenheit oder δύναμις, es ist lauter Insichthätigkeit, Geist und Gedanke seiner selbst, höchst selig u. s. w. Hier wird Plato von Aristoteles zurecht gewiesen (bey H. Briefe S. 545):

„Daher haben einige Philosophen wie Leucippus und Plato eine ewige Thätigkeit angenommen, indem sie sagen, die Bewegung sey immer, ohne aber die Ursache dieser ewigen Bewegung nachzuweisen und das Wesen derselben näher zu bestimmen, was doch nothwendig ist. — — — — Wenn auch Plato das sich selbst Bewegende für Princip hält, so kann er doch diese Ansicht nicht durchführen, denn die Weltseele als das sich selbst Bewegende ist nach ihm das Spätere, in so fern sie mit der Welt entstanden ist."

(ὑστερον γὰρ καὶ ἅμα τῷ οὐρανῷ ἡ ψυχὴ ὡς φησί Mtph. Λ 6 p. 247. Brandis.) — Wenn aber selbst nach Arist. das Früher und Später zuvörderst auf die Zeit bezogen wird, die Zeit aber erst in und mit der Welt entstanden ist, (Tim. p. 37 extr.), so kann sie nicht wohl das Spätere in

dieſem Sinne genannt werden. In anderem Sinne aber das Spätere genommen, nämlich als abſolut Erſtes und Princip (Arist. Mtph. Λ 11. Categ. c. 9. p. 53 flg. Sylb.), ſo iſt ſie das allerdings nicht; denn über ihr ſteht als ſolches der δημιουργός. Plato ſagt im Tim. S. 34:

„Die Seele aber hat nicht, wie wir ſie jetzt als ſpäteres zu erklären verſuchen, ſo auch Gott als das jüngere geſchaffen; denn nicht mochte das ältere und ehrwürdigere von dem jüngeren der Schöpfer beherrſcht werden laſſen.“

(Τὴν δὲ δὴ ψυχὴν οὐχ ὡς νῦν ὑστέραν ἐπιχειροῦμεν λέγειν, οὕτως ἐμηχανήσατο καὶ ὁ Θεὸς νεωτέραν· Οὐ γὰρ ἂν ἄρχεσθαι πρεσβύτερον ὑπὸ νεωτέρου ἐνέρξας εἴασεν.) „Nur wir (fährt Plato ebd. fort), der Zufälligkeit und Verwirrung anheimgefallen, ſprechen auch auf eben ſolche Weiſe.“ (ἀλλά πως ἡμεῖς πολὺ μετέχοντες τοῦ προστυχόντος τε καὶ εἰκῇ ταύτῃ πῃ καὶ λέγομεν· ὁ δὲ (Θεὸς) καὶ γενέσει καὶ ἀρετῇ προτέραν καὶ πρεσβυτέραν ψυχὴν σώματος, ὡς δεσπότιν καὶ ἀρξουσαν ἀρξομένου ξυνεστήσατο). In der Weltſeele und mit ihr entſtand Zeit und Bewegung (Tim. S. 37 a. E.) als Nachbild der Ewigkeit, des αἰών, und als Gegenſatz der μονή. Nach dieſer Anſicht Platos löſet ſich auch von ſelbſt das Bedenken, das Ariſt. (ἀκρ. φυσ. IV. 14, 92 flg.) äußert: ob, wenn die Seele nicht wäre, doch die Zeit wäre. Denn dieſe iſt nach Ariſt. das Zahlmaß der Bewegung; ohne die Seele aber wäre kein Zählendes da. (Vrgl. π. μνήμης κ. ἀναμν. c. 1. p. 28 Sylb.) Zwar iſt das obige alles von Plato in der Weiſe der Vorſtellung geſagt, doch aber läßt es ſich ſo gut als irgend ein anderes philoſophiſches Dogma auch dialektiſch und ſpeculativ durchführen. Ueberhaupt iſt die Platoniſche Weltſeele vielleicht nur κατ' ἐπίνοιαν entſtanden (S. Plutarch. περὶ τῆς ἐν Τιμαίῳ ψυχογονίας und Procli Comment.); ſie iſt aber gleichwohl unauflöslich und unſterblich — ἄλυτος καὶ ἀθάνατος — (und mit ihr die Bewegung, deren Princip und Urheb ſie iſt) und durch den mächtigen Willen *) Gottes — ἐμοῦ γ' ἐθέλοντος, ſagt Gott der Schöpfer (S. 41): οὔτι μὲν δὴ λυθήσεσθέ γε οὐδὲ τεύξεσθε θανάτου μοίρας, τῆς ἐμῆς βουλήσεως μείζονος ἔτι δεσμοῦ καὶ κυριωτέρου λαχόντες ἐκείνων (sc. δεσμῶν) οἷς ὅτ' ἐγίγνεσθε ξυνεδεῖσθε — „an meinem Willen habt ihr ein ſtärkeres Band eures Beſtehens als an allen den (harmoniſchen p. 31) Bändern mit denen ihr im Urſprung zuſammengebunden worden ſeyd.“ — Ueber dieſer durch Gottes, ihres Schöpfers Kraft und Willen immerwährenden (ἀίδιος) und ſelbſt und freythätigen (αὐτὴ ἑαυτὴν κινοῦσα) Weltſeele ſtehet nach Plato der überſchwängliche Schöpfer-Gott, ὁ ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦδε τοῦ παντός (Tim. p. 28 extr. sq.), in ſich beharrend, p. 42: καὶ ὁ μὲν δὴ ἅπαντα ταῦτα διατάξας (ὁ Θεὸς δημιουργὸς) ἔμενεν ἐν τῷ ἑαυτοῦ κατὰ τρόπον ἤθει· μίνοντος δὲ νοήσαντες οἱ παῖδες (die Θεοὶ νεώτεροι, wie er ſie p. 42 nennt) τὴν τοῦ πατρὸς τάξιν ἐπείθοντο αὐτῇ sq. Dieſer in ſeiner Weſenheit beharrende Platoniſche Gott Vater und Schöpfer des Weltalls, iſt er mit dem Ariſtoteliſchen πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον, mit dem vorhin erwähnten abſoluten ἐνεργείᾳ ὄν einerley? Zwar ſeine ἀκινησία mag mit der μονὴ ἐν τῷ ἑαυτοῦ κατὰ τρόπον ἤθει wohl übereinſtimmen; aber der Platoniſche Gott Vater iſt doch offenbar in ganz anderer Art ſupramundan, als der höchſte Geiſt des Ariſtoteles, und jedenfalls iſt jener von den in-

*) Soviel die Weltſeele ewig und unvergänglich iſt, eben ſo viel iſt es auch die Bewegung, die von ihr abhängt. Ariſt. nimmt an, und beweiſet ſichs, daß die Bewegung ſchlechthin ewig, ohne Anfang und Ende ſey; in Folge dieſer Vorausſetzung hat er auch ein etwas anderes modificirtes Princip nöthig als Plato. Dieſer kann manchmal ſo ſprechen, daß die Welt einmal einfalle (ξυμπίπτειν); Ariſtoteles befürchtet dieſes nicht und beweiſet ſich, daß es nicht möglich.

tramundanen Astralgeistern, den θεοῖς θεῶν, wie er sie S. 41 anredet, wesentlich verschieden, während die intramundanen Astralgötter nach Aristoteles mit dem primus motor immotus des obersten oder Fixsternhimmels nach den klaren Worten Mtph. *Λ* c. p. wesenhaft, einerley und identisch sind: *πότερον δὲ μίαν θετέον τὴν τοιαύτην οὐσίαν ἢ πλείους, καὶ πόσας, δεῖ μὴ λανθάνειν* sqq. Nach Aristoteles scheint auch der Eine höchste Gott, die Ursache der Kreisbewegung des Fixsternhimmels, doch mit zur Welt zugehören; — obgleich er ihrer nicht bedarf, obgleich er sie nicht gemacht hat, — obgleich er nicht *αἴτιον ποιητικὸν* der Welt im strengsten Verstande ist, so ist er doch *αἴτιον τελικὸν* derselben; sie bedarf seiner als ihres Abschlusses, Zweckes oder *τέλος*. So stellt Arist. das Verhältniß dar in *ἀκρ. φυσ.* VIII. 6 — 10, so *π. οὐρ.* II. 10 — 12, und so auch hier Mtph. *Λ*, 6 — 8; nur daß er, während er dort den letzten und höchsten Grund der ewigen stätigen Bewegung sucht, hier in der Metaphysik überdieß von dessen innerem Wesen (*τὸ κάλλιστον καὶ ἄριστον*) und Wirken (*νοεῖν*) spricht. Dafür daß jener primus motor immotus mit zur Welt gehöre, dafür spricht auch, was Sextus adv. Math. X. §. 33. p. 639 ed. Fabricii berichtet: „nach den Peripatetikern mußte der höchste Gott der Raum aller Dinge seyn; — *κινδυνεύει ὁ πρῶτος θεὸς τόπος εἶναι πάντων· κατὰ γὰρ Ἀριστοτέλην ὁ πρῶτος θεὸς ἦν τὸ πέρας τοῦ οὐρανοῦ· ἤτοι οὖν ὁ θεὸς ἕτερόν τι ἐστὶ παρὰ τὸ οὐράνιον πέρας, ἢ αὐτὸ ἐκεῖνο ὁ πέρας ἐστι* flg.

Mag man diese Vorstellungs- und Ausdrucksweise: Gott den Ort ꝛc. aller Dinge zu benennen, die oft beliebt worden ist, wie schon die von Fabricius dort angeführten Stellen aus Kirchenvätern u. v. a. beweisen, immerhin belächeln; mag alles das, was Sextus weiter daraus folgert, immerhin nur Chikane, wie er sie liebt, Rückfall in die gemeine Vorstellung, Abfall von der speculativen Höhe seyn, oder wie man es sonst zu nennen beliebe, — in alle Wege beweiset es doch, daß auch für Griechen in der peripatetischen Philosophie nicht alles so ganz bestimmt und nach allen Seiten durchgearbeitet war, daß sie bey ihr hätten stehen bleiben und irgendwie sich beruhigen mögen; insbesondere aber beweiset es, daß gegen den Aristotelischen höchsten Gott Einwürfe und Vorstellungen geltend gemacht werden konnten, die den Platonischen Gott Schöpfer durchaus nicht, die nur dessen Weltseele treffen konnten, von welcher er im Timäus S. 34 sagt: „Daß Gott sie in die Mitte des Weltrundes gesetzt, durch das All hindurch gespannt und auch noch außenher ringsum den Weltleib mit derselben umhüllt habe;“ — und gewiß nicht ohne tieferen Grund und höhere Bedeutung wiederholt er diesen Satz ebd. S. 36. a. E. beynahe mit denselbigen Worten: *Ἐπεὶ δὲ κατὰ νοῦν τῷ ξυνιστάντι πᾶσα ἡ τῆς ψυχῆς ἔνστασις ἐγεγόνητο, μετὰ τοῦτο πᾶν τὸ σωματοειδὲς ἐντὸς αὐτῆς ἐπεκαίνετο, καὶ μέσον μέσῳ ξυναγαγὼν προσήρμοττεν· ἡ δὲ ἐκ μέσου πρὸς τὸν ἔσχατον οὐρανὸν πάντῃ διαπλακεῖσα κύκλῳ τε αὐτὸν ἔξωθεν περικαλύψασα αὐτή τε ἐν αὑτῇ στρεφομένη θείαν ἀρχὴν ἤρξατο ἀπαύστου καὶ ἔμφρονος βίου πρὸς τὸν ξύμπαντα χρόνον.* —

Dieser Gedanke dünkt mir eine Menge von außerdem schwierigen Problemen wie für das Platonische so für jedes philosophische System, glücklich zu lösen; demselben widerspricht auch das Aristotelische System durchaus nicht; im Gegentheil beseitigt es eben hiedurch auf ähnliche Weise die Inzicht des Sextus; aber zugleich zeigt sich's hier, daß Platon's Gott Schöpfer im Systeme seines großen Schülers und Freundes zum Theil verschwunden, oder in der Weltseele aufgehoben und aufgegangen ist!

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Aufmerksamkeit widmete der Verfasser der Naturgeschichte Südafrika's und seine Reisen setzten ihn in den Stand ansehnliche Sammlungen sich anzulegen; in vorliegendem Werke beschränkt er sich jedoch größtentheils auf eine Schilderung der wichtigeren dort einheimischen Säugethiere. Was seine Darstellung betrifft, so ist diese einfach, ungeschminkt und ruhig, und eine wohlwollende, christliche Gesinnung, die das Zutrauen in seine Wahrhaftigkeit verbürgt, spricht sich bei allen gehörigen Veranlassungen aus. Dieses Buch ist besonders denjenigen zu empfehlen, die mit den früher erschienenen Reisen in Südafrika nicht gehörig vertraut, sich schnell und sicher mit dem gegenwärtigen Zustande dieses Landstrichs bekannt machen wollen.

Das ganze Werk ist in vier Abschnitte abgetheilt. Die beiden ersten, welche den ersten Band ausmachen, sind die Berichte von zwey Reisen, welche der Verf. in die östlichen Gegenden Südafrika's machte; der dritte Abschnitt, mit welchem der zweite Band beginnt, schildert seine Reise nordwärts zu den Betschuanen, und der vierte Abschnitt enthält in vier Anhängen verschiedene Mittheilungen.

I. Abschnitt (Band I. S. 1—76). Die erste Reise, welche der Verf. nach den östlichen Gegenden unternahm (das Jahr ist nicht angegeben, doch ersieht man später, daß sie 1826 gemacht wurde) trat er zu Schiff an, und landete in der Algoa-Bay. Bethelsdorp, eine Station der Londner Missionsgesellschaft, war der erste bewohnte Ort, welchen der Verf. auf seiner Landreise antraf. Wer die Beschreibung, welche Lichtenstein bei seinem Besuche dieses Platzes im Jahr 1804 entwarf, mit dem gegenwärtigen Zustande desselben vergleicht, wird sich nicht wenig verwundern und erfreuen über die außerordentlichen Veränderungen, welche hier seitdem vorgegangen sind. Lichtenstein schildert Bethelsdorp, das freilich damals erst etwas über ein halbes Jahr gegründet war, als einen Ort von 40 — 50 elenden Hütten von halbkugelförmiger Gestalt, die auf einer dürren Ebene unordentlich umher standen, und von zerlumpten oder ganz nackten Gestalten bewohnt waren. Der ehrwürdige van der Kemp hatte diesen unfruchtbaren Boden nicht, wie ihm mit Unrecht hie und da vorgeworfen worden ist, aus trübsinniger Schwärmerei ausgewählt, sondern er war ihm, trotz seiner Protestationen, von den Kolonisten, die der Civilisation der Hottentotten aus allen Kräften sich widersetzten, aufgedrungen worden und zwar in der Absicht, das Unternehmen zu vereiteln, weil jene dort ihren Unterhalt nicht finden könnten. Aber christliche Beharrlichkeit errang hier über die Bosheit einen großen Sieg, und gründete, trotz des unfruchtbaren Bodens, eine fortgedeihende Niederlassung. Unser Verf. sagt von ihr:

„Die Station mit ihren zahlreichen, in verschiedenen Richtungen umherliegenden Gebäuden, hatte den Anschein eines kleinen Dorfes, und erinnerte mich beim ersten Anblick an einige stille und abgelegene Ortschaften in England, bis bei größerer Annäherung das dürre Ansehen der Umgebungen, das nur schwach durch einige zerstreute Aloen, Mesembryanthemum, Cactus und andere dem Sandboden angehörige Pflanzen aufgefrischt wurde, vor allem aber die Wahrnehmung von Hottentotten diese Illusion auf einmal vernichtete. Vier Missionäre wohnten hier mit ihren Familien zur Zeit meines Besuchs, und die große Regelmäßigkeit, welche jede Anordnung der Gesellschaft bezeichnete, brachte einen günstigen Eindruck hervor."

Von Bethelsdorp ging die Reise über Grahamstadt nach dem Gränzfort Wiltshire, wo eben ein großer Jahrmarkt gehalten wurde, auf dem sich an dreitausend Kaffern eingefunden hatten, unter ihnen der König Gaika, der uns schon aus den Berichten von Barrow und Lichtenstein bekannt ist. Zu Pferde setzte von hier der Verf. in Begleitung eines jungen Engländers seine Reise fort, und gelangte in das Kafferland, in welchem er einige Zeit auf den Missionsstationen zu Mount Coke und Wesleyville verweilte, von wo aus er Wanderungen in die umliegende, überaus schöne Gegend vornahm, theils um wilde Thiere, namentlich Elephanten, zu jagen, theils um mit den Sitten und Gebräuchen der Kaffern sich bekannt zu machen.

Da in diesem und den folgenden Abschnitten der Verf. eine besondere Rücksicht auf den Kulturstand der wilden Eingebornen nimmt, so mag es erlaubt seyn, einige Betrachtungen über den rechten Gesichtspunkt, aus welchem derselbe zu beurtheilen ist, vorauszuschicken. Es ist einer der großen Grundirrthümer unserer Zeit, daß ein von der Erkenntniß des wahren Gottes losgerissenes Volk in sich selbst die Mittel finden könne, um allseitig und dauerhaft auf die höchste Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mit jener Platonischen Idee Gottes ist denn auch wiederum wenn nicht verschwunden, doch mehr zurückgetreten die Idee der Vorsehung, der πρόνοια, die bey Sokrates und Plato zuerst lebendiger und erhebender als bis dahin hervorgetreten war: οὕτως οὖν δὴ κατὰ λόγον τὸν εἰκότα δεῖ λέγειν τόνδε τὸν κόσμον ζῶον ἔμψυχον ἔννουν τε τῇ ἀληθείᾳ διὰ τὴν τοῦ θεοῦ γενέσθαι πρόνοιαν. Tim. p. 30. m. cf. Plutarch de fato c. 9. u. a. Auch die Idee des höchsten Gutes hat bey Aristoteles, gegen Plato gehalten — wenn auch zunächst nur für das Gefühl, — wieder verloren. Zwar erkennet auch Aristoteles Gott als das κάλλιστον καὶ ἄριστον (Mtph. Λ 7 u. a. O.) als τέλος der ganzen Natur; aber es erhellt durchaus nicht nur als minder persönlich, sondern auch als minder wirksam auf die gesammte Welt; wiewohl schon Plato (de rep. VI. c. 18 extr. p. 509.) gelehrt hatte: Gleichwie die Sonne der Welt des Sichtbaren nicht allein die Eigenschaft der Sichtbarkeit verleihe, sondern auch Entstehung, Wachsthum und Erhaltung, ohne daß sie selber entstehe und werde (οὐ γένεσιν ὖσα), desgleichen müße man sagen, daß auch allem Erkennbaren nicht allein die Erkennbarkeit von dem Guten her einwohne, sondern auch das Seyn und die Wesenheit jenem durch dieses zukomme, ohne daß doch das Gute selbst Seyn und Wesen sey, sondern noch über Seyn und Wesen hinaus an Würde und Macht reiche. (Ἰαὶ τοῖς γιγνωσκομένοις τοίνυν μὴ μόνον τὸ γιγνώσκεσθαι ὑπὸ τοῦ ἀγαθοῦ παρεῖναι, ἀλλὰ καὶ τὸ εἶναί τε καὶ τὴν οὐσίαν ὑπ' ἐκείνου αὐτοῖς προσεῖναι, οὐκ οὐσίας ὄντος τοῦ ἀγαθοῦ, ἀλλ' ἔτι ἐπέκεινα τῆς οὐσίας καὶ πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει ὑπερέχοντος. cf. Epist. 2. p. 312 — 313. Hier ist die höchste Transcendenz Gottes ausgesprochen, die jedoch die vermittelte Immanenz nicht ausschließt. (Tim. p. 30. διὰ δὴ τὸν λογισμὸν τόνδε νοῦν μὲν ἐν ψυχῇ, ψυχὴν δὲ ἐν σώματι ἐνιστὰς τὸ πᾶν ξυνετεκταίνετο, ὅπως ὅτι κάλλιστον εἴη κατὰ φύσιν ἄριστόν τε ἔργον ἀπειργασμένος.) Wohl in Beziehung auf diese Transcendenz sagt Plato ebd. S. 28., daß es schwierig sey den Schöpfer und Vater dieses Alls zu finden, unmöglich aber, auch nachdem man ihn gefunden, denselben allen zu verkünden. (cf. Critias s. init. p. 146.) Allerdings ist auch bey Aristoteles der πρῶτος θεός nicht nur immanent, sondern eben sowohl transcendent; denn er ist χωριστὴ οὐσία, — für sich bestehendes Wesen; aber die Differenz der Aristotelischen Theologie gegen die Platonische tritt gerade an dieser Stelle (Mtph. Λ. 6. fin. p. 247, 15 sq., Brandis) am schlagendsten hervor; hier wird offenbar, daß der Aristotelische πρῶτος θεός und die φανεροὶ θεοὶ (wie Plato Tim. p. 41; — τὰ φανερὰ τῶν θείων, wie Arist. Mtph. E. 1. p. 123, 7 Br., oder τὰ θειότερα τῶν φανερῶν, wie er ακρ. II. 4, 45 sagt) vielmehr mit der Weltseele als mit dem δημιουργός bey Plato zusammen-

treffen. Aristoteles steigt nämlich hier, wie ἀκρ. VIII. und anderwärts zur Theologie auf, indem er den Grund der Bewegung im weitesten Sinne, oder der Veränderung suchet; die erste Bewegung aber ist nach ihm überall die örtliche, die φορά; und unter diesen wiederum die Kreisbewegung, wie sie am reinsten im ersten materiellen oder Fixsternhimmel erscheint, der stets gleichmäßig kreiset, und dessen τέλος καὶ πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον eben der πρῶτος θεός ist.

„Sind nun die Dinge (sagt Aristoteles [1]) bey Hn. Biese S. 546) vermöge des Kreislaufes stets dieselben, so muß ein Princip in gleicher Thätigkeit beharren; findet aber auch Entstehen und Vergehen statt, so muß nothwendig ein anderes Princip existiren, was immer thätig ist, und zwar bald auf diese, bald auf jene Weise. Das Princip ist daher theils reine Thätigkeit an und für sich, theils steht es in Beziehung auf ein Anderes. Was nämlich bewegend ist, bewegt entweder so, daß es selbst von einem andern bewegt wird, oder es ist das zuerst Bewegende, und eben dieses letztere ist Ursache seiner selbst und des Andersseyns, und somit als das Erste auch das Vorzüglichere, indem es sich darstellt als die Ursache von dem immerwährenden, gleichmäßigen Verhalten der Dinge, während das bewegt Bewegende, Ursache ist von der Veränderung der Dinge; jedoch in beyden ist offenbar die Ursache des Beharrlichen enthalten. Auf diese Weise ergeben sich aus den Bewegungen die Principien, und es ist nicht nöthig, andere Principien wie Ideen oder Zahlen aufzusuchen.“ — .

Ich weiß nicht, wie viele Leser genug speculativen Tiefsinn haben mögen zu errathen, daß — von der Ekliptik die Rede ist. Aristoteles räsonnirt so: Da außer der beharrlichen gleichmäßigen Bewegung des Himmels, noch andere Bewegungen und Veränderungen, nämlich Entstehen und Vergehen ꝛc. an der Erde vorkommen, so ist auch für diese Bewegungen nothwendig ein Princip nachzuweisen, das den ständen Wechsel von Entstehen und Vergehen verursacht; und dieses Princip findet er in den Bewegungen der Sonne und ihres Planetensystems, die durch den Wechsel ihres Standes in ihrer Bahn Sommer und Winter, damit Hitze und Kälte, Wachsthum und Abnahme verursacht ꝛc. Die Sonne und die Planeten kreisen in ihren eigenen Sphären, diese sind aber von der Kreisbewegung des ersten oder Fixsternhimmels abhängig, sie werden, ihre eigenen Bahnen beschreibend, zugleich von diesem täglich mit um die Erde geführt. — Aristoteles meynt dasselbige, was Plato im Timäus S. 36 so ausdrückt: „Dieses ganze Gefüge (die Seelensubstanz, die aus dem ἀμέριστον, der περὶ τὰ σώματα μεριστὴ γιγνομένη φύσις, und der οὐσία zusammengesetzt ist) spaltete der Demiurg oder Schöpfer-Gott der Länge nach entzwey, legte je des einen Mitte an die Mitte des anderen, wie ein griechisches χ, bog sie in einen Kreis, schloß jede Hälfte je mit ihr selbst und beyde untereinander auf der Gegenseite der Aneinanderlegung zusammen — (Man sehe auf einem Himmelsglobus den Aequatorialkreis und den Zodiakalkreis), faßte sie (die beyden Kreise oder Hälften) ringsum mit der gleichmäßig und in demselbigen (Orte) umlaufenden Bewegung, und machte den einen der Kreise äußerlich (den obern, des Fixsternhimmels), den andern aber machte er zum inneren (der Ekliptik). Die äußere Kreisbahn bestimmte er, der Natur des Gleichmäßigen anzugehören, die innere aber der des Anderartigen. Den Kreislauf des Gleichmäßigen führte er nach der Seite rechtshin herum, den Kreislauf des Anderartigen aber nach der Diagonale linkshin (d. h. der Fixsternhimmel dreht

1) Arist. Metph. Λ 6. p. 247 Br. Εἰ δὴ τὸ αὐτὸ ἀεὶ περιόδῳ, δεῖ τι ἀεὶ μένειν ὡσαύτως ἐνεργοῦν. Εἰ δὲ μέλλει γένεσις καὶ φθορὰ εἶναι, ἄλλο δεῖ εἶναι ἀεὶ ἐνεργοῦν ἄλλως καὶ ἄλλως. ἀνάγκη ἄρα ὠδὶ μὲν καθ' αὑτὸ ἐνεργεῖν, ὠδὶ δὲ κατ' ἄλλο· ἤτοι ἄρα καθ' ἕτερον ἢ κατὰ τὸ πρῶτον. ἀνάγκη δὴ κατὰ τοῦτο· πάλιν γὰρ ἐκεῖνο αὐτῷ τε αἴτιον κἀκείνῳ. οὐκοῦν βέλτιον τὸ πρῶτον. Καὶ γὰρ αἴτιον ἦν ἐκεῖνο τοῦ ἀεὶ ὡσαύτως, τοῦ δ' ἄλλως ἕτερον· τοῦ δ' ἀεὶ ἄλλως ἄμφω δηλονότι. Οὐκοῦν οὕτως καὶ ἔχουσιν αἱ κινήσεις· τί οὖν ἄλλας δεῖ ζητεῖν ἀρχάς; Man sehe die Ausleger zu dieser Stelle, z. B. M. Ant. Flaminii Paraphrasis libri duodecimi de prima philosophia. Vicomercatus über dieses Buch. Zabarella de inventione primi motoris u. a. m.

ſich von Oſt nach Weſt um, und mit ihm auch unſer jetzt ſogenanntes Planetenſyſtem; dieſes aber mit der Sonne in Folge ihrer eigenthümlichen Umläufe kreiſen entgegengeſetzt. Die Obermacht aber gab er dem Umſchwung des Gleichmäßigen und ſich Gleichbleibenden; demnach ließ er ihn ungetheilt Einen ſeyn; den inneren Umſchwung aber theilte er ſechsfach in ſieben ungleiche Kreiſe u. ſ. w. nämlich für die Sonne und die übrigen Planeten (ταύτην οὖν τὴν ἕστασιν πᾶσαν διπλῆν κατὰ μῆκος σχίσας, μίσην πρὸς μίσην ἑκατέραν ἀλλήλαις οἷον χὶ προσβαλὼν κατέκαμψεν εἰς κύκλον, ξυνάψας αὐταῖς τε καὶ ἀλλήλαις ἐν τῷ καταντικρὺ τῆς προσβολῆς, καὶ τῇ κατὰ ταὐτὰ καὶ ἐν ταὐτῷ περιαγομένῃ κινήσει πέριξ αὐτὰς ἔλαβε. καὶ τὸν μὲν ἔξω, τὸν δ'ἐντὸς ἐποιεῖτο τῶν κύκλων. τὴν μὲν οὖν ἔξω φορὰν ἐπεφήμισεν εἶναι τῆς ταὐτοῦ φύσεως, τὴν δ'ἐντὸς τῆς θατέρου· τὴν μὲν δὴ ταὐτοῦ κατὰ πλευρὰν ἐπὶ διὰ μέσου περιήγαγε, τὴν δὲ θατέρου κατὰ διάμετρον ἐπ' ἀριστερά. Κράτος δ' ἔδωκε τῇ ταὐτοῦ καὶ ὁμοίου περιφορᾷ· μίαν γὰρ αὐτὴν ἄσχιστον ἐᾶσε, τὴν δ'ἐντὸς σχίσας ἑξαχῇ ἑπτὰ κύκλους ἀνίσους κατὰ τὴν τοῦ διπλασίου καὶ τριπλασίου διάστασιν ἑκάστην, οὐσῶν ἑκατέρων τριῶν, κατὰ τἀναντία μὲν ἀλλήλοις προσέταξεν ἰέναι τοὺς κύκλους, τάχει δὲ τρεῖς μὲν ὁμοίως, τοὺς δὲ τέτταρας ἀλλήλοις καὶ τοῖς τρισὶν ἀνομοίως, ἐν λόγῳ δέ φερομένους. cf. Procli Comment. l. 3. p. 213 — 226. Chalcidii Comm. p. 139. sq. ed. Meursii. u. Plat. Tim. p. 39). Daß aber Ariſtoteles eben wie Plato die Ekliptik meyne, lehrt ganz deutlich das 8te Kapitel, wo er die Zahl der Aſtralgeiſter auf aſtronomiſchem Wege zu beſtimmen unternimmt; auch haben ihn die alten Commentatoren nicht anders verſtanden, z. B. Alexander v. Aphrodiſias: Εἰ δὲ ὁ κόσμος οὗτος ἀεί ἐστιν ἢ περιόδῳ, ὡς Ἐμπεδοκλῆς λέγει, ἢ ἄλλως ὥσπερ ἡμεῖς, δεῖ τι ἀεὶ μένειν ὡσαύτως ἐνεργοῦν καὶ εἶναι τὴν φύσιν αὐτοῦ ἐνέργειαν. Εἰ δὲ ἀνάγκη, καὶ γένεσιν ἀεὶ εἶναι, δεῖ εἶναί τι ἐνεργοῦν ἄλλως ἢ τοι λοξῶς κινεῖσθαι, ἵνα προσάγῃ καὶ ἀπάγῃ τὸ κινητικόν. ἀνάγκη ἄρα τὸ λοξῶς κινούμενον καθ' αὑτὸ μὲν ὠδὶ ἐνεργεῖν ἤτοι λοξῶς κινεῖσθαι καὶ προσάγειν καὶ ἀπάγειν τὸν ἥλιον. ὠδὶ δὲ κατ' ἄλλο κ. τ. λ. Eben ſo Philoponus ad h. l. fol. 50. Vers. ex translatione Franc. Patricii: Esto ergo primum, causa enim illud, semper eodem modo in omni tempore. Est ergo efficiens primum; ejus vero, quod aliter et aliter, causa Obliquitas Zodiaci, quod autem ambo, veluti semper eadem generari, et aliter et aliter bono ordine hiemem et aestatem, et primum et obliquum universi causa. Endlich ſagt es Ariſtoteles ſelbſt π. οὐρ. II. 3 u. 10, und am deutlichſten und ausführlichſten π. γεν. κ. φθορ II. 10. 11. p. 50 — 54. Sylb. Die himmliſchen Sphären und die Geſtirne in ihnen, namentlich die Sonne (lehret Ariſt. daſelbſt) wirken ein auf die irdiſche Natur, erregen und bethätigen dieſelbe, wie ſie ſelber erregt und bethätigt ſind zu ihren Kreisläufen durch je ihren Aſtralgeiſt, durch eine ἀκίνητος οὐσία ἐνεργείᾳ οὖσα. Dieſe ſind ihrem Weſen nach gleich, ſie ſind ὁμοούσιοι, jedoch ſo daß der πρῶτος θεὸς des Fixſternhimmels primus inter pares iſt; — οὐκοῦν βέλτιον τὸ πρῶτον, ſagt er oben — ſoweit nämlich überhaupt der Begriff der Perſönlichkeit von dem Ariſtoteliſchen νοῦς im Allgemeinen, und von dieſen νόοις ὑπερκοσμίοις und ἐγκοσμίοις, wie die Neuplatoniker reden, ausgeſagt werden kann, worauf ſich einzulaſſen hier wenigſtens unnöthig iſt. *) Daß

*) Man ſieht hier deutlich, daß der Ariſtoteliſche νοῦς ἀκίνητος καθ' αὑτὸν und die ihm verwandten Sphärengeiſter in der Ekliptik eben dieſelbe Verrichtung haben, die Plato der Weltſeele in ihren harmoniſchen Banden und Intervallen zutheilt im Tim. p. 39.

H. Bieſe, wie hier der Ekliptik ſo anderwärts anderes nicht erwähnt, das dem Leſer den ſpeculativen Ideengang erleichtern könnte, rührt von ſeiner Methode her, wonach er dieſen jedesmal nur nach der vorliegenden Schrift zumeiſt, hier nach der Metaphyſik verfolgt, um ſoviel wie möglich ſeine Darſtellung objectiv zu halten.

(Fortſetzung folgt.)

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortſetzung.)

Sehr wahr ſagt in dieſer Beziehung der Jahresbericht einer Miſſions-Geſellſchaft:

„Es iſt eine der merkwürdigſten Wahrnehmungen in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, daß die heidniſchen Völker immer nur einen gewiſſen Grad der Entwicklung ihrer Kräfte erreichen, dann welken und abſterben, um nicht wieder aufzuſtehen. So ſind die Völker der alten Welt mit ihrer Kunſt und Wiſſenſchaft und geſelligen Bildung, nachdem das Maaß ihrer urſprünglichen Kraft verbraucht war, verblüht und abgeſtorben. So hat unter Perſern und Hindus, unter Tibetanern und Birmanen, unter Chineſen und Japaneſen, unter dieſen reich begabten Völkern, ſeit vielen Jahrhunderten nicht eine einzige neue geiſtige Kraft ſich hervorgethan, und eine Umbildung des alternden geſelligen Bildungszuſtandes verſucht; nur hie und da zeigen ſich, wie bey einem Aas die Adler, ſo die verneinenden Geiſter der Vernünftler und Vermittler, und beſchleunigen die Zerſtörung des Leichnams, welche die Verweſung nur langſam vollendet. Wie dieß bei den geiſtig ſo reich begabten aſiatiſchen Völkern der Fall iſt, ſo auch bei den viel tiefer ſtehenden afrikaniſchen. Kein Irrthum kann größer ſeyn, als wenn man ſich dieſe und alle andern heidniſchen Völker in einem Zuſtande des Fortſchreitens denkt. Namentlich hat es noch kein in tiefe Unwiſſenheit und Aberglauben verſunkenes heidniſches Volk in der neuern Zeit gegeben, das ohne Hülfe von Außen Fortſchritte in der Erkenntniß Gottes gemacht hätte. Unzählige Beiſpiele ſehen wir aber von Völkern, die ohne dieſe Hülfe in einen immer elenderen Zuſtand gerathen ſind."

Im genauen Zuſammenhang mit dieſem Grundirrthum ſteht auch die Lehre von dem unſchuldigen glücklichen Naturzuſtande heidniſcher Völker. Offenbarung und Erfahrung widerſprechen gleich ſtark dieſer Meynung und doch hat ſie ſich bey nicht Wenigen forterhalten, und manche allzugünſtige Schilderung der Zuſtände heidniſcher Nationen mag ſich von ihr herleiten.*)

*) Es wird vielleicht manchem Leſer nicht unlieb ſeyn, daran erinnert zu werden, wie einſt einige junge franzöſiſche Naturforſcher von dem Wahne der Vortrefflichkeit des Naturzuſtandes geheilt wurden. Als nämlich die franzöſiſche Republik die große Weltumſeglungs-Expedition unter Baudin's Leitung ausrüſtete, ſo hatte den beygegebenen Gelehrten die neue Lehre von dem ſogenannten Naturzuſtande ebenfalls die Köpfe mehr oder minder verrückt. Unter ihnen war Peron beſonders ſchwärmeriſch. Vergeblich hatte er bisher auf das Zuſammentreffen mit den harmloſen Naturmenſchen gewartet, endlich ward ihm auf Van-Diemensland ſein Wunſch gewährt, indem er eine einzelne Familie auffand. Seine Freude hierüber war gränzenlos. „Ich ſah," erzählt er in ſeinem Reiſeberichte, „mit unausſprechlichem Vergnügen jene glänzenden Beſchreibungen von dem Glücke und von der Einfalt des Standes der Natur, deren verführeriſchen Reiz ich ſo oft beim Leſen gekoſtet hatte, in Wirklichkeit übergehen."

Leider zerrannen dieſe ſchönen Ideale Peron's ſchneller als ſie gefaßt waren, indem bald darauf die Franzoſen für die vielen Wohlthaten, welche ſie den harmloſen Naturmenſchen erwieſen hatten, von dieſen meuchlings angefallen, und mit Speerwürfen und einem Hagel von Steinen belohnt wurden; ja der gutmüthige Naturforſcher wäre bald ein Opfer dieſer Barbaren geworden, denen er ſich unbeſorgt anvertraut und die er mit Geſchenken überhäuft hatte, vollſtändig ausgeplündert konnte er nur mit Mühe das Leben retten. Solche handgreifliche Erfahrungen waren allerdings hinlänglich, um die durch die franzöſiſchen Freiheits- und Gleichheits-Ideen erhitzten Naturforſcher aus ihrer Traumwelt in die Wirklichkeit zurückzuführen, und Peron theilt hierüber die Bemerkungen eines ſeiner Gefährten mit: „Dieſe Feindſeligkeiten, ſagt unſer trefflicher Botaniker Leſchenault, wurden von den Eingebornen begangen, ohne daß wir auf irgend eine Weiſe Veranlaſſung dazu gegeben hätten; vielmehr hatten wir ſie mit Geſchenken und Wohlthaten überhäuft, und nichts gethan, was ſie hätte beleidigen können. Ich geſtehe, daß ich mich wundere nach ſo vielen Beiſpielen von Verrätherein und Grauſamkeiten, welche in allen Entdeckungsreiſen erzählt werden, von verſtändigen Perſonen immer noch ſagen zu hören, die Naturmenſchen ſeyen nicht bösartig, man dürfe ihnen trauen; ſie werden nie der angreifende Theil ſeyn, als wenn die Rache ſie treibe u. ſ. w. Leider ſind viele Reiſende ein Opfer dieſer leeren Einbildung geworden."

Auch von den Kaffervölkern hat man gewöhnlich eine viel günſtigere Meinung, als ſie verdienen, und hochachtbare Männer ſind in dieſer Beziehung irre geführt worden.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das nächste, was Aristoteles im 7ten Kapitel untersucht, ist die Frage: Wie bewegt und bethätiget der höchste Geist den Himmel, die himmlischen Sphären, und die Gestirne? Der Himmelsstoff ist nach Aristoteles verschieden von den 4 irdischen Elementen; ihm ist die Kreisbewegung eigenthümlich, als εἶδος, diesen die geradlinige; jenem kommt weder Schwere noch Leichtigkeit zu, sondern nur diesen u. s. w. Die latente, gleichsam schlummernde Form des Himmelsstoffes (zeitlich zu reden; denn nach Aristoteles ist die Welt und das Werden — γένεσις — ewig, ἀίδιος) wird bestätigt, wird zur Wirklichkeit, Werkthätigkeit, ἐνεργεία, gebracht durch den νοῦς, durch den πρῶτος θεός, sofern dieser τέλος, Abschluß und Zweck oder Ziel der Natur, sofern er ὀρεκτόν, Gegenstand des Trachtens und Strebens ist, und sofern eben der Zweck im Handeln und Wirken voranstehet und zur Thätigkeit reizet. Gott ist sonach das höchste Princip; — ὅ τε γὰρ θεὸς δοκεῖ τῶν αἰτίων πᾶσιν εἶναι, καὶ ἀρχή τις. (Alle halten ihn für eine der Ursachen und für ein Princip; eine andere Lesart ist τὸ αἴτιον, die aber den Sinn nicht wesentlich ändert Ar. Mtph. A 2 extr. p. 8. pen. Br.). Frägt nun etwa der Leser, da αἴτιον und ἀρχή vieldeutige Ausdrücke sind (πολλαχῶς λεγόμενα. Mtph. Δ 1 et 2), die jedoch meistens auf vier Hauptbedeutungen zurückgeführt werden, nämlich auf Materie oder Stoff, auf Form, auf Wirkursache und Endzweck (ὕλη, εἶδος s. λόγος, αἴτιον κινητικόν, ποιητικόν und τέλος s. αἴτιον τελικόν; gelegentlich können wohl auch mehrere Bedeutungen unterschieden werden, z. B. auch die στέρησις, die δύναμις die ὄργανα u. s. w. können ἀρχαὶ u. αἴτια heissen. ακρ. φυσ II. c. 3 totum, — in welchem Verstande Gott αἴτιον und ἀρχή sey? so ist er weder materielle Ursache der Welt noch Urheber der Materie nach Aristoteles. Bey Plato ist es von alten Zeiten her streitig, ob Gott Urheber der Materie sey oder nicht. — Ist Gott die Form der Welt? Plato sagt: Nein! Aber er ist Urheber der Formen, der Ideen, deren Abbilder die sinnlichen Dinge der Welt sind, an denen diese Antheil haben. Nach Aristoteles kann Gott die Form der Welt genannt werden, wiefern Form und Endzweck (εἶδος καὶ τέλος) manchmal, und so vielleicht auch hier zusammenfallen, Gott aber der Endzweck und Abschluß der Welt ist. Die in der Natur erscheinenden verkörperten Formen aber sind nicht von Gott geschaffen, sondern liegen, schlummern in der Natur; wovon im Folgenden.

Ist Gott die Wirkursache der Welt? Plato sagt: Gott ist im eminenten Sinne Urheber und Schöpfer zuvörderst der Geisterwelt, als die beste, als freye Ursache in Kraft seines Willens, wie wir oben gesehen haben. Die eigentliche Causalität jedoch fällt ins Gebiet des Werdens (Tim. S. 28 am A. S. 29 am E. S. 46 und 47 auf 48 und a. O.) — Aristoteles macht Gott zur Wirkursache

der Welt (die ewig ist nach ihm), nur in wie fern er Ziel und Zweck — τέλος — derselben ist, in wie fern er τὸ ὀρεκτὸν, das höchste Gut ist, das die Natur sollicitirt und — zunächst den oberen Himmel — bethätiget. Die Ausführung dieses Gedankens macht eben den Inhalt des 7ten Kap. aus, das H. Biese von S. 546 — 553 bearbeitet hat. Hier erwartet gewiß mancher Leser einige der eben erwähnten Fragen erörtert zu sehen; allein H. Biese hält sich auch hier an den eben von seinem Schriftsteller vorgezeichneten Gang, ohne auf subjektive Reflexionen, Einfälle und Vergleichungen auch nur seines Autors mit ihm selbst Rücksicht zu nehmen. Die Bearbeitung dieses Kap. ist von dem Standpunkte aus, den H. Biese genommen, wie alles Andere sehr gut und vortrefflich; von anderer Seite jedoch ließe sich so manches aus Aristoteles selbst sowohl, als auch aus seinen Erklärern, wie ihn diese als Griechen verstanden, entgegenhalten, daß ich's, weil dieß ohne Weitläufigkeit und Ausführlichkeit nicht füglich geschehen könnte, hier unterlasse, um zunächst die Hauptsätze der Aristotelischen Theologie vorzulegen, wie nämlich H. Biese (S. 352 flg.) diese zusammengefaßt hat.

„Gott enthält in sich selbst das höchste Gut, und ist von Ewigkeit her das, was er ist; er ist keiner Handlung (πράξεις) bedürftig, durch welche er etwas erlange; er hat in sich selbst dasjenige, um dessen willen alles übrige wirksam und thätig ist."

Hiegegen ist überhaupt und nach den dazu nachgewiesenen Stellen nichts zu erinnern. —

„Gott ist daher nicht handelnde, sondern theoretische Vernunft; sein Denken ist That, und seine Thaten sind die lebensvollen Principien, welche von dem Materiellen erstrebt werden und die schaffend und wirksam sich durch alle Sphären des Universums hindurchziehen, sie ordnen, beleben und beseelen."

Rec. findet dieß sehr schön, erhebend und begeisternd; nur erinnert er sich solcher Sätze nicht bey Aristoteles; und die Beweisstellen, die Hr. Biese hiefür hier anführt, dünken ihm dieses nicht, oder

doch nicht so viel zu besagen. Er führt an: Pol. 7, 3 p. 223, 20 Göttl.; dort untersucht Arist., wiefern die εὐδαιμονία, auch εὐπραγία genannt, im Handeln, in Thätigkeit nach außen hin bestehe; und zeigt, daß die Gesellschaft, der Staat, wie auch der Einzelne gar wohl nur in sich und für sich thätig seyn und handeln könne — ἀλλὰ τὸν πρακτικὸν οὐκ ἀναγκαῖον εἶναι πρὸς ἑτέρους: denn wäre Handeln nach außen zur Glückseligkeit nothwendig, so σχολῇ ἂν ὁ θεὸς ἔχοι καλῶς καὶ πᾶς ὁ κόσμος, οἷς οὐκ εἰσὶν ἐξωτερικαὶ πράξεις παρὰ τὰς οἰκείας τὰς αὐτῶν, welches Garve S. 567 so paraphrasirt: Und in der That, wäre keine Glückseligkeit möglich als durch eine Thätigkeit, welche sich auf Dinge außer uns bezieht, so könnte weder Gott, noch das Universum glückselig seyn, weil beyde keine Gegenstände außer sich haben, auf welche sich ihre Handlungen beziehen könnten, sondern beyde nur in sich geschäftig seyn müssen." (cf. Plat. Tim. p. 32 et 33.) Demnach ist die Welt thätig in sich durch Abhängigkeit der Erde vom Sonnenlauf ꝛc. wie diese vom ἀπλανὴς οὐρανός; der Gott aber ist thätig in sich θεωρητικὴν ἐνέργειαν, von der noch nachher. — Ferner frägt Arist. Pol. 7, 4. wie groß ein Staat, eine Stadt seyn dürfe? und antwortet: nicht zu groß und nicht zu volkreich, damit in ihr Wohlordnung und Gesezlichkeit — εὐνομία καὶ εὐταξία — aufrecht erhalten werden können, und setzt hinzu: ὁ δὲ λίαν ὑπερβάλλων ἀριθμὸς οὐ δύναται μετέχειν τάξεως· θείας γὰρ δὴ τοῦτο δυνάμεως ἔργον, ἥτις καὶ τόδε συνέχει τὸ πᾶν. — Daß dieses letztere beyläufige Sätzchen, das H. Biese anführt, seinen Text nicht vollständig beweise, ist auch klar, wenn man auch gar nicht an Cicero de N. D. I. 13 denkt, wenn man auch aus c. 3. p. 223, 6 — 12 und mehr anderes hinzunimmt, wie daß ἀρχὴ ἥμισυ τοῦ παντός, daß die ἀρχαὶ τιμιώταται u. dgl. sind. — Ferner verweiset H. Biese auf de coel. I. 9 p. 25 Sylb. In diesem Kap. sucht Aristoteles zu beweis-

sen, daß es nur Ein Weltgebäude — οὐρανός — gebe und geben könne. Denn in allen sinnlichen Naturdingen und Kunstgegenständen sind Materie und Form verschieden; sie lassen sich — im Gedanken — von einander trennen. Nun ist unsere Welt ein sinnlicher Gegenstand; ihre Form läßt sich für sich denken und kann folglich, wie andere materielle Formen, in anderen Welten wiederholt und vervielfältigt ausgeprägt seyn, — wenn nur Materie hiezu vorräthig ist, wenn nur nicht alle Materie zu diesem unseren Weltbau verwendet ist. Daß aber alle Materie zu diesem verbraucht sey, das beweiset dann hier Aristoteles (wie Plato seinerseits im Tim. S. 31 auch thut) und folglich ist nur Ein Weltgebäude vorhanden —: εἷς καὶ μόνος καὶ τέλειος οὗτος ὁ οὐρανός. Da überdieß dieses unser Weltgebäude wie unentstanden so unzerstörbar und immerwährend ist (ἀίδιος ἄφθαρτος ὢν καὶ ἀγένητος), so folgert Aristoteles weiter daraus, daß außerhalb dieses Weltalls weder Raum noch Leeres, noch Zeit, noch was von diesem abhangt, sey, — ὅτι οὔτε τόπος οὔτε κενὸν οὔτε χρόνος ἐστὶν ἐξωθεν· διόπερ οὐδ' ἐν τόπῳ τὰκεῖ πέφυκεν, οὐτε χρόνος αὐτὰ ποιεῖ γηράσκειν, οὐδ' ἐστὶν οὐδενὸς οὐδεμία μεταβολὴ τῶν ὑπὲρ τὴν ἐξωτάτω τεταγμένων φοράν, ἀλλ' ἀναλλοίωτα καὶ ἀπαθῆ, τὴν ἀρίστην ἔχοντα ζωὴν καὶ τὴν αὐταρκεστάτην διατελεῖ τὸν ἅπαντα αἰῶνα· (Hierin ist der obige Einwurf des Sextus gelöset und auch das obige θεία δύναμις συνέχει τὸ πᾶν, erklart. Ueberdieß stimmt es vortrefflich mit dem ὑπερουράνιος τόπος überein, von dem Plato im Phädrus S. 247. Kap. 27 spricht, auf dessen Auen die reine Wahrheit und die Ideen heimisch sind, nach deren ποῦ εἰσίν; Aristoteles den Plato manchmal fragt), Arist. fährt nach obigen Worten fort: καὶ γὰρ τοῦτο τοὔνομα θεῖος ἐφθεγκται παρὰ τῶν ἀρχαίων· τὸ γὰρ τέλος τὸ περιέχον, τὸν τῆς ἑκάστου ζωῆς χρόνον, οὗ μηδὲν ἔξω κατὰ φύσιν, αἰὼν ἑκάστου κέκληται. (Αἰὼν bedeutet demnach zuvörderst die natürliche Lebensdauer je eines Dinges; s. Sturz zu Empedokles v. 6. S. 540. κατὰ τὸν αὐτὸν δὲ λόγον καὶ τὸ τοῦ παντος οὐρανοῦ τέλος, καὶ τὸ τὸν πάντων ἄπειρον χρόνον καὶ τὴν ἀπειρίαν περιέχον τέλος αἰών ἐστιν, ἀπὸ τοῦ ἀεὶ εἶναι εἰληφὼς τὴν ἐπωνυμίαν, ἀθάνατος καὶ θεῖος· ὅθεν καὶ τοῖς ἄλλοις ἐξήρτηται τοῖς μὲν ἀκριβέστερον τοῖς δ' ἀμαυρότερον τὸ εἶναί τε καὶ ζῆν. (Vgl. hiezu und zum nächstfolgenden Simplic. in l. de coelo fol. 67 A et 68 A). Den letzteren Satz von der Dauer oder Ewigkeit führt Herr Biese hier an (; gleich auf unser 7tes Kapitel und was er dort sagt verweisend; in alle dem jedoch kann Rec. weder finden, daß sein Denken sey That (ἐνέργεια wohl, aber nicht πράξις) noch weniger, daß seine Thaten seyen die lebensvollen Principien u. s. w. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Sinn und Leben d. h. alles Werden und Wirken hangt ab von Gott, wie sein in ihm absolute Dauer (αἰών) urständet (mit J. Böhm zu reden) und Er als Schöpfer ꝛc. den Fixsternhimmel bewegt, durch diesen weiter die Sonne und Planeten, und durch derer Umlaufe die irdischen Erscheinungen bewirkt werden. Es ist also zu nächst nur die ewige Dauer gemeint, die hienach die Dinge der Welt von Gott haben; es ist aber hier auch weniger Gott als Geist, denn der ewige Himmel gemeint („die andere Weise der Darstellung des Absoluten" wie Hegel sagt.) Aus dem Schriftchen π. κόσμου, das unter den Aristotelischen Werken mitsteht, hätte Hr. Biese freylich seine Sätze besser begründen können; allein dasselbe ist nicht einmal peripatetisch. Hr. Biese wird vielleicht sagen: Gott sey thätig τὰς οἰκείας πράξεις in ihm selber, weil er in der Welt, und die Welt in ihm ist.

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Allerdings ist der erste Eindruck, den Kaffern im Gegensatz zu den Hottentotten erregen, bestechend; ihr stattlicher Wuchs, stolze Haltung, ihr mannhafter kriegerischer Sinn, ihre große Gewandtheit und Verständigkeit in der Unterhaltung mit Weißen, gewinnt den nur kurze Zeit unter ihnen verweilenden Reisenden. Aber welche Schatten müssen in diesem Gemälde von thätigen, freien und glücklichen Völkern aufgetragen werden, wenn man sie durch längeres Zusammenleben mit ihnen genau kennen lernt. Hören wir zuerst, ehe wir den Verf. sprechen lassen, was Moffat nach einem vieljährigen Aufenthalt unter den Betschuanen von diesem Kafferstamme, der am meisten wegen seiner Industrie, Bildung, milden Charakters und Rechtlichkeit gepriesen wird, sagt:

„Die Betschuanen wissen durchaus nichts von einer zukünftigen Welt; alle Freuden, Ergötzungen, Ehren dieser Welt enden in Vernichtung; der Geist, sagen sie, verläßt den Körper und wird dann zu Nichts. Stirbt einer vom gemeinen Volke, so wird sein Leichnam den Thieren des Waldes zur Beute vorgeworfen, die Leiche der Vornehmen dagegen mit mancherley Ceremonien zur Erde bestattet; aber in den Grabgesängen beweinen sie den ewigen Verlust des Hingeschiedenen, und kehren von dem Grabe zurück, ohne irgend einen Hoffnungsstrahl von Unsterblichkeit. Die Folge dieser bejammernswerthen Unwissenheit ist demnach, daß sie sich allerley Sünden dahin geben, und mit derselben Gleichgültigkeit ihren Spieß in das Herz ihres Nachbars oder ihres Hundes stoßen. Wer als Reisender, wie ein Zugvogel durch ihr Land streicht, mag wunderviel von ihrer Gutherzigkeit, Menschenfreundlichkeit u. s. w. rühmen; aber wie ganz anders wird der urtheilen, der sie nur halb so gut kennt als wir. Da sieht man den Mann unter dem Schatten des Baumes hingestreckt, während die Weiber, tyrannisirt von ihren Männern, das Land bearbeiten, besäen und erndten müssen. Da sieht man eine Mutter, die etwa Zwillinge gebar, mit stumpfer Gleichgültigkeit zugeben, wie ihre Umgebung eines dieser Kinder, die eben das Licht der Welt erblickten, erdroßelt. Da sieht man das ganze Volk zu einem Manne, den sogenannten Regenmacher, laufen, daß er ihnen die Fenster des Himmels öffne und dem Regen gebiete, daß er ihr dürres Land tränke."

Dieser Glaube an die Regenmacher wäre indeß noch einer der schuldlosesten; nicht so ist es mit dem Glauben an Zauberey, worüber der Verf. ausführlich spricht. Man findet nämlich bey allen Kaffern gar keine Spur von einer Gottesverehrung, und im ganzen Lande giebt es weder Tempel, noch Götzenbilder, noch heilige Haine u. s. w. Der Kaffer hat schlechterdings keinen Begriff von Gott oder einem andern unsichtbaren Wesen, dem Verehrung erwiesen würde, daher giebt es auch keine Priester. Das Einzige, was an die Vorstellung von etwas Uebersinnlichem erinnert, ist die Furcht vor unheimlichen Gewalten, welche verderblich auf den Menschen einwirken. Alle Unfälle, namentlich Krankheiten, werden als ein Werk der Zauberey angesehen; daher findet man viele Zauberer, die das doppelte Geschäft haben, die Krankheit zu vertreiben und diejenigen Personen zu entdecken, welche das Uebel herbeygezaubert haben, damit sie zur Strafe gezogen werden. Gestehen solche Angeschuldigte das ihnen vom Zauberer zugeschriebene Vergehen nicht ein, so werden sie auf schauderhafte Weise gequält.

„Die gewöhnliche Tortur," sagt der Verf. S. 38 „ist die Auflegung heißer Steine auf die zartesten Theile des ausgestreckten Leibes, nachdem Hände und Füße an vier Pfählen festgebunden sind, während Myriaden schwarzer Ameisen über das unglückliche Schlachtopfer geschüttet werden, die es auf's peinvollste quälen. Man wird sich daher nicht wundern, daß unschuldige Personen, die diesen Grausamkeiten unterworfen wurden, das angeschuldigte Verbrechen zugestanden, was manche, aus Furcht vor solchen Qualen, schon thaten, bevor die Ordalien ihren Anfang nahmen. Es kann auch kein Zweifel seyn, daß Klagen dieser Art von den Häuptlingen häufig veranlaßt werden, um das Vieh ihrer wohlhabenden Unterthanen zu erlangen, indem Confiskation des Vermögens die unvermeidliche Folge der Anschuldigung ist. Diese Art der Tyrannei kann jeder kleine Häuptling üben, und das Volk ist deßhalb beständig in der lebhaftesten Angst vor dem Herrenmeister, der dem Geize des Despoten fröhnt, und sich selbst mit dem Blute seines Stammes bereichert."

Die harte Behandlung, welche die Frauen bey den Kaffern erfahren, ist schon vorhin erwähnt worden. Besonders traurig ist, nach Missionär Kay's Bericht, das Loos der armen Wittwen, indem sie, um nicht Hungers zu sterben, genöthigt sind, sich der argen Lust eines Jeden preiszugeben. Auch die Aussetzung alter Mütter, um sie nicht länger ernähren zu müssen, ist bey den Kaffern nicht ohne Beyspiel.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Herr Biese fährt fort:

„Gott ist die höchste ordnende Einheit, welche sich in allen Kreisen der gesammten Welt offenbart, der jedem einzelnen Naturwesen die Bestimmung verleiht, nach seiner Eigenthümlichkeit wirksam zu seyn, und der als die absolute Macht das Ganze zusammenhält.“ (Mtph. Λ p. 256 wird hiezu citirt, wo Gott einem Heerführer verglichen wird.) Weiterhin: „Er ist die lebendige Quelle alles Lebens; in ihm wohnt das Leben; denn die Thätigkeit der Vernunft ist Leben; und sie ist die Thätigkeit; die Thätigkeit an und für sich ist ihr herrlichstes und ewiges Leben. (Mtph. 12. 7. p. 249, 15 u. de Coel. II. B. [illegible]: Unvergänglichkeit ist die Wirkthätigkeit Gottes). Als die absolute Idee ist Gott daher die höchste sich selbst denkende Vernunft, die in ihrer Thätigkeit sich nur auf sich selbst bezieht, und in dem Anschauen ihrer selbst nur gerichtet ist auf die ideellen Formbestimmungen und Zweckbegriffe, welche der materiellen Welt Seyn und Wahrheit geben. In diesem theoretischen, rein beschaulichen, Vernunftleben ist Gott Schöpfer und Erhalter, Regierer und Ordner der Welt. An seinem Gedanken hangt Himmel und Erde, und in der Anschauung seiner selbst führt er das seligste Leben, wie es uns nur für kurze Zeit zu Theil wird und nicht für immer zu Theil werden kann. Die sich selbst denkende Vernunft ist also der absolute Endzweck, sie ist an und für sich und um ihrer selbst willen. An diesem höchsten Vernunftleben hat der Mensch Theil, aber nicht als Mensch, sondern weil ihm etwas Göttliches einwohnt.“ u. s. w.

Eine schöne, erfreuliche Begeisterung, ein wahrer ἐνθουσιασμός spricht aus dieser Stelle, daß man sich deren Inhalt gerne gefallen lassen mag; jedoch die Beweisstellen besagen kaum halb soviel als da stehet. In der Metaphysik Λ 10 p. 256 sagt Aristoteles: Es ist auch zu erwägen, auf welche Art die Natur des Ganzen das Gute und das Beste habe, ob als etwas getrenntes und an und für sich bestehendes, oder als die Ordnung, oder auf beyderley Art wie ein Heer; denn dessen Gut (τὸ εὖ) ist in der Ordnung, und der Feldherr, und mehr dieser; denn nicht ist dieser durch die Ordnung, sondern sie durch ihn. Alles aber ist auf eine gewisse, aber nicht gleiche Weise zusammengeordnet, so Schwimmendes als Fliegendes und Gewächse; und sie stehen nicht so, daß keines sich auf das andere beziehe, sondern sie haben gegenseitige Beziehung. Zur Einheit nämlich ist alles zusammengeordnet, aber so wie in einer Haushaltung den Freyen am wenigsten gestattet ist, was sich eben trifft zu thun, den Sklaven aber und den Thieren sehr vieles, was sich eben trifft und nur weniges für das Gemeinsame; denn die Natur eines jeden derselben ist in ihrem Princip von solcher Art, ich will damit sagen, daß sie alle der Auflösung entgegengehen müssen; anderes aber von der Art ist, daß alles zum Besten des Ganzen an ihm Antheil habe.“ — Man vrgl. Alexandri Aphrod. Comm. ad h. l. fol. 191 in der lateinischen Uebersetzung des Sepulveda u. Philopon. fol. 53. Pauli Soncinatis Quaestiones Metaphysicales p. 362. u. a. und

Ar. γεν. II. 6. p. 227. Was folgt aus diesem? Daß Gott Ordner der Welt ist; — wie dem Feldherrn die Soldaten, so ist ihm wenigstens der Stoff gegeben, den er ordnet. *) Platon Tim. S. 30 sagt: so nun alles was sichtbar war zusammennehmend, das Ruhelose, wirr und ordnungslos bewegte, brachte Gott zur Ordnung aus der Unordnung, jene in alle Wege für besser achtend als diese." Die Formen, in die dieses wirr bewegte geordnet wurde, stammen nach Plato von Gott, nämlich die Ideen, — εἴδη . . ; κατὰ μέθεξιν γὰρ εἶναι τὰ πολλὰ τῶν συνωνύμων (ὁμώνυμα) τοῖς εἴδεσι. Ar. Mtph. A. 6. p. 20. 18 Br. d. i. durch Theilnahme seyen die Individuen Einer Gattung (τὰ π. τῶν συν.) gleichnamig mit den Ideen. Das Wie? dieser μέθεξις, κοινωνία oder παρουσία zu erklären, worüber Aristoteles den Plato aller Orten bedränget, erkennt dieser selbst als τρόπον τινὰ δύσφραστον καὶ θαυμαστόν im Tim. S. 50.

Wie entgeht denn aber Aristoteles dieser Verlegenheit? Hier nun finde ich meinerseits das Hauptbedenken gegen H. Biese's Darstellung der Aristotelischen Theologie. Aristoteles nämlich vermeidet die berührte Schwierigkeit dadurch, daß er die Formen in die Natur legt; — er hat zwey ἀΐδια; Geist oder Gott und Natur oder φύσις. Daß diese ἀγέννητος und ἄφθαρτος, sahen wir oben, und über die Traumweissagung (Kap. 2. S. 57. Sylb.) sagt er: ἡ γὰρ φύσις δαιμονία, ἀλλ' οὐ θεία; bey minderer Strenge des Ausdruckes wird ihr wohl auch θεῖον τι beygelegt. Demnach sagt er π. ουρ. I. 4 fin. p. 8. 26. Sylb.: ὁ δὲ θεὸς (hier vielleicht nur der obere Himmel) καὶ ἡ φύσις οὐδὲν μάτην ποιοῦσιν, und wiederum π. ψ. II. 4. §. 37. ὥσπερ γὰρ ὁ νοῦς ἕνεκά του ποιεῖ, τὸν αὐτὸν τρόπον καὶ ἡ φύσις; und ακρ. II. 5. §. 49. ἔστι δὲ ἕνεκά του ὅσα τε ἀπὸ διανοίας ἂν πραχθείη καὶ ὅσα ἀπὸ φύσεως — und wie oft und in wie verschiedenen Wendungen wiederholt diesen Gedanken Aristoteles, Theophrast u. a. Unter andern sagt auch Hippokrates (Epidem. VI. s. 5. pr. I. p. 809 ed. van Linden: ἡ φύσις αὐτὴ ἑαυτῇ εὑρίσκει τὰς ἐφόδους οὐκ ἐκ διανοίας sqq. und was er π. διαιτ. I. 6. p. 184 sagt, gilt von der φύσις: ἃ μὲν πρήσσει, οὐκ οἶδεν, ἃ δὲ πρήσσει, δοκέει εἰδέναι. —

Die Natur ist demnach die ewige Geburtsstätte, sie ist die Stätte der immerwährenden Bewegung und des stäten Werdens schlechthin; sie ist, wenigstens die irdische Natur, ἡ περὶ γένεσιν φύσις, eine Dreyfaltigkeit von Principien, von Materie, Form und Beraubung, ὕλη, εἶδος καὶ στέρησις; ακρ. I. 7. totum, insbesondere §. 64 — 68 flg. — dazu Justini Martyris Eversio doctrinae Arist. p. m. 112 et 115 flg. Simplicius, Themistius u. a. Ausl.; und über den Begriff und die Bedeutungen von φύσις s. ακρ. II. 1. cc. 3. 4. passim und Mtph. Δ 4. Verschieden von dieser irdischen φύσις ist freylich das πέμπτον σῶμα, das sich ballet und kreiset, aber weiter nichts erleidet (Mtph. Δ 2 p. 241 Br. π. ακρ. I. c. 1 sq.) aber auch, das fünfte Element ist φύσις — τὴν γὰρ φύσιν κινήσεως ἀρχὴν φαμεν εἶναι πᾶσι τοῖς καθ' αὑτὰ κινητοῖς κατὰ τόπον, π. ουρ. I. 2 p. coll. II. c. 4. und 8. und 11. Die φύσις οὐρανία demnach, die Himmelsnatur, mag ihre für sich bestehenden Formen haben, — εἴδη χωριστά, — eben die oben erwähnten Astralgeister. Aber die uns umgebende Natur hat ihre Formen in sich selbst, wie sie das Princip der Bewegung und des Stillstandes in sich selbst hat; nur muß die Natur

*) Man sieht wohl, wie der Feldherr die Soldaten nehmen muß, wie sie ihm gegeben sind, so Gott auch die Dinge; der Feldherr aber braucht das ihm gegebene zu seinen Zwecken, Gott aber braucht nichts, er ist selbst Zweck; als Zweck ordnet er vielmehr so, daß die Dinge sich so zu sagen zunächst zu Gott drängen, deren Wahl (τὸ εὖ) am unmittelbarsten und einfachsten so erreicht werden kann. Vrgl. π. ουρ. II. 11.

überhaupt sollicitirt werden durch ihr τέλος, Ziel und Endzweck, nach welchem sie tendirt; insbesondere aber unsere sublunarische Welt, da sie in ihrem Princip bedürftig, da sie nur anlaghaft — δυνάμει und unvollkommen ist. Diese Welt unter dem Monde darbet (ἐστέρηται), in ihr ist στέρησις, Durft; sie darbet, und sohin strebt sie — in ihrem letzten Grunde — zu Gott; dem nächsten Grund und Zwecke gemäß aber strebt sie zur Fülle der Formen zu kommen, die Fülle der Formen zu Tage zu bringen, die εἴδη zu entwickeln, die obzwar in ihr immanent, doch nicht als volle Formen, sondern gewissermassen als Formtriebe oder Formkeime da sind und durch natürliche Einwirkungen sich in Leiblichkeit kleiden. Die Typen aller Organismen schlummern gleichsam in der Gebärmutter der Natur, sind latent, bis sie in Folge eines physischen Processes von ihr ausgeboren werden; die Natur ist Trägerin und Behälter aller materialen Formen (ἔνυλα εἴδη); diese sind und sind nicht, ohne zu entstehen (werden) und zu vergehen, sagt Aristoteles Mtph. H. c. 5. pr. p. 172 coll. Z. c. 8. p. 142, 17 sq. u. c. 15. p. 158 — 159 u. a. m. a. O. Die εἴδη φυσικὰ καὶ φθαρτὰ (ακρ. I. 9 fin.) werden der Natur nicht eingeprägt, eingeflößt, mitgetheilt (μετέχονται, wie Plato will) sondern sie werden herausgelockt, educuntur, wie die Scholastiker sagten. Siehe Comment. Conimbric. ad ακρ. I. 9. Quaest. IX — XII.; denn die Natur, φύσις, ist wesentlich εἶδος; die Form aber je eines Dinges ist der reine Begriff desselben, — das εἶδος ist und heißt überall auch λόγος.

Man könnte fragen, ob das εἶδος (forma, species rei) Begriff (λόγος) sey, in wie fern die Form der sinnlichen Dinge zuerst von den Sinnen, von jedem nach seinem Bereich, aufgefaßt und assimilirt, und im νοῦς παθητικός zu einem φάντασμα gestaltet wird, damit es vom νοῦς ποιητικός zum Begriff — λόγος — zum νόημα erhoben und mit ihm selber identificirt werde? Oder ob die Form an sich, schon als Formtrieb, wie ichs oben zu nennen wagte, λόγος, ein Begriff und etwas Begriffmäßiges sey? Doch dieses gehört zunächst in die Physik, die H. Bise im zweyten Bande liefern wird. Hier genügt, daß die Naturformen λογικὰ ἄτια sind, wenn schon ἄνευ διανοίας. Nur die Frage interessirt vielleicht noch den Leser, wo der Trieb liege, der die Natur bestimmt, nach Form, und Gestalt zu ringen? „In der Form nicht, sagt Aristoteles ακρ. I. 9 §. 80. sq. coll. Themistii Paraphras. fol. 22. Vers., denn diese als unbedürftig verlangt nach nichts, auch nicht nach sich selbst. — Auch nicht in der στέρησις, der Durft; denn diese ist das Gegentheil des Guten und Göttlichen, und strebte, zu diesem getrieben, nach ihrem eigenen Verderben, während sie vielmehr das Seyn und das Gute aufhebt. Der Trieb, die Erregbarkeit, muß demnach, und kann nur wohnen in der Materie selber." — Indessen die höchste Form die unsere sublunarische Welt hervortreibt, ist der νοῦς παθητικός im Menschen; der νοῦς ποιητικός aber kommt uns von außen her aus dem All, θύραθεν εἰσέρχεται, und bestehet für sich, ist χωριστός, π. ψ. II, 2, p. 25 Sylb. μορ. I. p. 69. γεν. II. 3. p. 209. 29. u. a. a. O.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Der Vers. erzählt einen solchen Fall, der ihm vom Missionar Shaw in Wesleyville mitgetheilt wurde:

„Einer der kleinen Häuptlinge befahl, daß seine Mutter, eine betagte und altersschwache Frau von einigen seiner Leute in den Wald geführet und hier todt geschlagen werden sollte, indem sie sich selbst und den Ihrigen eine Last geworden wäre. Hinausgebracht erlangte sie durch ihr flehentliches Bitten von den Leuten, daß ihr das Leben gelassen wurde, unter dem Versprechen, daß sie nie mehr in den Kraal zurückkehren wolle. Am an-

dern Morgen jedoch fand der Sohn zu seinem großen Erstaunen, daß seine Mutter in das Dorf zurückgekommen sey, und höchst aufgebracht über seine Leute entschloß er sich selbst mit anzusehen, wie sein Befehl in Ausführung gebracht würde. Er ging daher mit in den Wald und befahl, daß seine Mutter an einen Baum gebunden und zurückgelassen würde, um also umzukommen. Vergebens verlangte sie nach Nahrung, vergebens unter den Schauern ihrer Qualen nach Wasser; der unnatürliche Sohn antwortete nur: Nein, Mutter, du hast schon zu lange gelebt, du mußt nun sterben. Als die Nacht anbrach, hörte man noch ihr lautes Klagen durch den Wald; am andern Morgen war sie eine Leiche. Um solchen schauderhaften Greuelthaten soviel als möglich ein Ziel zu setzen, hatte Shaw Hütten als eine Zufluchtsstätte für unglückliche und verfolgte Wittwen errichtet, und obschon er anfangs bey seinem löblichen Vorhaben viel Widerstand in den abergläubigen Vorurtheilen der Eingebornen fand, verharrte er doch in seinem Unternehmen, bis sie allmählig einen Sinn für dieses Werk der Barmherzigkeit bekamen, und sich endlich seinen Plan zur Verbesserung der Lage ihrer unglücklichen Weiber gefallen ließen. Da es bey den Kaffern gewöhnlich ist, denen, die sich durch eine besondere That auszeichnen, davon den Namen zu geben, so nannten sie den Missionär Shaw Umkeneto Umlazi, was Weiber-Schild bedeutet; unter diesem Titel war er bey den Stämmen bekannt."

Wir wollen hier nicht weiter darauf eingehen, wie bey den ewigen Streifzügen, welche die Kaffern zum Stehlen des Viehs ihrer Nachbarn vornehmen, sie weder zu Frieden, noch zu einem gesicherten Wohlstande kommen können; wir begnügen uns hiemit, soviel Thatsachen an die Hand gegeben zu haben, daß jeder Leser selbst zu bemessen vermag, mit welchem Rechte man Völker, die in völliger Gottesvergessenheit dahin leben, rechtlich, frey, mild und glücklich nennen könne.

Weitere Excursionen im Kafferlande unternahm der Verf. nicht. Er kehrte wieder nach Grahamstadt zurück, schiffte sich in Elisabethshafen ein, und gelangte nach einer stürmischen Seefahrt nach der Kapstadt.

II. Abschnitt. Am 30. September 1850 trat der Verf. eine neue Reise nach dem Kafferlande an, und hielt sich dießmals ganz zu Lande. Er nahm seinen Weg durch die große Karroo nach Beaufort und Graff-Reynett. Aus ältern Reisebeschreibungen ist dieser Landesstrich bereits hinlänglich bekannt, so daß uns wenig Neues in des Verf. Erzählung aufgefallen ist. Mit Bedauern ersieht man, daß an den Nieuwveld Bergen, wo die Kolonisten mit den Buschmännern zusammen gränzen, noch immer die ersteren von den Einfällen, Plünderungen und Mordthaten der letzteren zu leiden haben. Bey der zerstreuten, isolirten Lage der Kolonisten längs einer weit ausgedehnten Gränze, ist es jeder Regierung, der englischen so gut als der früheren holländischen, unmöglich, das Land vor den Raubzügen der Buschmänner zu sichern. Dieselben werden nicht eher aufhören, als bis eine völlige Umwandlung in der ganzen Lebens- und Gesinnungsweise dieser unglücklichen Horden vor sich gegangen ist, und welche andere Macht als das Christenthum könnte eine solche herbeyführen?

Ueber Beaufort hinaus wurde dem reisenden Naturforscher der Weg durch den Anblick zahlreicher Heerden von Antilopen interessanter gemacht. Eine Heerde von Springböcken (Antilope Euchore) wurde auf 7 — 8000 Stück geschätzt. Auch Strauße, Löwen, Hyänen und andere wilde Thiere zeigten sich. Ueber Graff-Reynett gieng nun die Reise nordwärts an den Orangefluß; dieser aber war so stark angeschwollen, daß es unmöglich war, ihn mit einem Ochsenwagen zu durchfahren. Der Verf. sandte deshalb einen Boten nach der ungefähr drey Stunden auf dem jenseitigen Ufer gelegenen Missionsstation Philipolis, wo Herr Melville wohnte, dessen Bekanntschaft er bereits früher in der Kapstadt gemacht hatte. Sein Freund traf auch bald ein, und begleitete den Verf. zurück nach Colés Berg, wo in Gegenwart des Landcommissärs und einer zahlreichen Versammlung von Kolonisten der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt wurde. Das Verlangen nach einer solchen war bey den Umwohnern dieses Platzes so groß, daß sie siebentausend Reichsthaler zum Baue zusammengeschossen hatten. Die Kirche wird in einer bisher unbewohnten Gegend errichtet, aber ihr wird bald die Erbauung eines ganzen Dorfes nachfolgen, wozu auch bereits bey Legung des Grundsteines zwanzig Grundstücke erkauft wurden.

Im weitern Verlauf der Reise über Cradock nach Grahamstadt mangelte es so wenig als auf der frühern Strecke an mancherley wilden Thieren, und die Löwenjagd mit ihren Wagnissen und Gefahren ist dort allen Kolonisten aus eigener Erfahrung bekannt, und giebt Stoff zu interessanten Erzählungen. Unter den vielen, welche der Verf. mittheilt, wählen wir folgende aus:

„Der Vater des jungen Mannes, welcher mich begleitete, war in dieser Gegend wegen der Erfolge seiner Löwenjagden bekannt. Als er einstmals mit seinem Sohne auf der Jagd war, stieß dieser unerwartet auf einen Löwen und feuerte auf ihn; auf seinen Fehlschuß stürzte das Thier wüthend über ihn her. Der Vater, der aus der Entfernung dieß wahrnahm, kam mit all der Kaltblütigkeit und Ruhe, welche unter solchen Umständen zu empfehlen ist, zu seines Sohnes Hülfe herbey, und wenige Schritte entfernt von der Stelle, wo der Löwe mit geschlossenen Augen knurrend über seinem Schlachtopfer lag, welches er fest auf die Erde drückte, als ob er in Furcht wäre seine Beute zu verlieren, legte er an und gab Feuer. Die Kugel flog durch des Thieres Kopf, welches sich überstürzte und nach kurzem Todeskampfe neben dem jungen Manne verendete, der zur unaussprechlichen Freude seines Vaters keine bedeutende Verletzung erlitten hatte, obwohl es einige Zeit dauerte, bevor er sich von der ausgestandenen Angst erholte. Auf meine Bemerkung, daß es eine wunderbare Befreyung gewesen wäre, erwiederte er mit Nachdruck: Ja, Gott war da."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was ist nun endlich das Dämonische in der Natur? Ists der immanente Formtrieb? ists die verkörperte, beleibte Form? ists nur die Anregung, die vom höchsten Gut als Endzweck ausgeht? Dieses ist aber keine immanente Ursache, dergleichen der Physiker erforscht. Die Form also; diese ist λόγος, ist ἀρχή und zugleich ἕνεκα οὗ, Zweck ihrer selbst; s. μ. I. 1. p. 2. 3. 7. und ακρ. II. 8. in Ihr zeigt sich zumeist die φύσις, die Natura naturans. Der λόγος in der Natur, von welcher Art ist er? Die Unterscheidung etwa durch Selbstbewußtseyn und Mangel desselben reicht kaum aus, wiewohl der Gegensatz von Zweckursache und nöthigenden oder mechanischen Ursachen (αἰτία ἕνεκα οὗ und αἰτία ἐξ ἀνάγκης ακρ. φυσ. II. 8. p. 38. sq.) dahin führen könnte, die beyde an der Erde, die erstere aber zumeist am Himmel sich zeigt. Und so sind wir durch diesen Umweg wieder beym 7ten Kap. des 12ten B., wo der Geist Gottes und sein Denken untersucht wird. Dieses haben wir nun genauer zu betrachten. Und zu diesem Behufe halte ich für die Bequemlichkeit der Leser am Besten gethan, dasselbe hier ganz in Uebersetzung zu geben und mit den nöthigen Erklärungen und Erläuterungen zu versehen, um eine sichere Basis für alle Einreden und Bedenken zu gewinnen, die mancher Leser mit mir gelöst zu sehen wünschen wird.

Nach demjenigen, was Aristoteles oben von der Kreisbewegung des ἀπλανὴς οὐρανὸς und von der Sonnenbahn, dem Zodiakus gesagt hat, fährt er fort: „Da es auf diese Weise möglich ist, und da, wenn nicht so, die Bewegung aus der Nacht (einiger Mythologen) und aus dem Allgemisch (des Anaxagoras ὁμοῦ πάντων) und dem Nichtseyenden entstehen müßte, so löset sich hiemit dieses Problem; und es ist etwas in unaufhörlicher Bewegung Bewegtes (der Fixsternhimmel); und diese Bewegung ist die im Kreis, und dieses ist offenbar nicht allein durch Räsonnement (λόγῳ, oder Speculation), sondern durch Erfahrung (ἔργῳ). Der oberste Himmel ist also ewig; nun ist auch etwas da, das er bewegt. Da aber das Bewegte und Bewegende da ist, so muß auch ein mittleres da seyn oder Drittes = μέσον — (s. Mosheim zu Cudworth. syst. Intell. cap. 4. §. 30. not. 90. p. 713.), das nicht-bewegt beweget, das Wesenheit und Thätigkeit und ewig ist. Es bewegt aber so (nämlich ohne selbst bewegt zu werden) das Nachtrachtenswerthe und Denkbare (oder Intelligible; das ὀρεκτὸν καὶ νοητόν). Die ersten und obersten (Gegenstände in diesen beyden Reihen, in der des ορ. und νοητόν) sind ein und dieselben. Begehrenswerth (ἐπιθυμητόν, die sinnliche Begierde reizend) ist nämlich das anscheinende Schöne (τὸ φαινόμενον καλόν); Gegenstand des Willens (Wollenswerth βουλητόν) aber ist das erste und höchste wirklichseyende Schöne. Wir trachten nach, weil etwas gut däucht, oder es däucht auch so, nur weil wir darnach trachten. Anfang oder Erstes aber ist das Denken oder Verstehen (ἡ νόησις). Der

Der Verstand aber wird von dem Verstandhaften bethätiget und bewegt (νοῦς δὲ ὑπὸ τοῦ νοητοῦ κινεῖται) *). Verstandhaft (νοητὴ, intelligibilis) ist die andere Reihe für sich (die der Reihe des Sinnlichen und Materialen entgegensteht); auch in ihr ist das Wesen das erste (wie denn immer und überall das Wesen, die Substanz, das erste ist); und unter den Wesen oder Substanzen dieser Reihe ist wieder das erste das einfache und werkthätigseyende Wesen. Es ist aber das Eins und das Einfache nicht einerley; das Eins zeigt an ein Maß, das Einfache aber eine Beschaffenheit, ein Verhalten (πῶς ἔχον αὐτό. Nämlich, daß etwas sey nichtzusammengesetzt, sondern durchhin einartig. Ferner aber, auch das Schöne und das um seiner selbstwillen Erwählbare (τὸ δι' αὐτὸ αἱρετὸν) stehen in derselben Reihe; und das Erste ist überall das Beste oder entspricht ihm. Daß aber das Weswegen — der Endzweck — in die Reihe des Unveränderlichen gehört, das lehrt die Eintheilung oder Reduction (ὅτι δ'ἐστὶ τὸ οὗ ἕνεκα ἐν τοῖς ἀκινήτοις, ἡ διαίρεσις δηλοῖ, die Arist. in seinem Werke περὶ τἀγαθοῦ gegeben. Siehe Brandis Diatribe academica de perditis Aristotelis libris de Ideis et Bono sive de Philosophia). Das Weswegen, — der Zweck — hat für Dinge statt, an denen das eine ist, das andere nicht ist; er bewegt als geliebt (ἐρώμενον) und das von ihm bewegte bewegt das übrige. Wenn etwas bewegt wird, so kann es auch anders sich verhalten. Demnach, wenn die erste Bewegung (nämlich die κυκλοφορία τοῦ ἀπλανοῦς οὐρανοῦ) auch die Thätigkeit ist, durch die bewegt wird, so kann sie (die Bewegung) sich auch anders verhalten, wenigstens dem Raum, wenn gleich nicht der Wesenheit nach. Allein wenn (wie Aristoteles annimmt) ein absolut unbewegt Bewegendes wirkthätigseyendes ist, so kann dieses sich in keinerley Weise anders verhalten (d. i. nicht sich verändern, eben weil es αὐτὸ ἀκίνητον ist.) Denn Bewegung (φορὰ Ortsveränderung) ist die erste aller Veränderungen, und unter den Bewegungen ist wiederum die erste der Kreislauf; und zu diesem bewegt jenes Absolute unbewegt bewegende. Dieses existirt folglich nothwendig, und wie fern es nothwendig ist, so ists hienach auch richtig Princip (Erstes ἀρχή). Denn Nothwendig bedeutet entweder a) das Gewaltsame und was wider den Naturtrieb eines Dinges ist; oder b) dasjenige, ohne welches das Gut (τὸ εὖ) und Wohl nicht ist, — die conditio sine qua non — oder c) was nicht anders seyn kann, sondern schlechthin ist. Von einem solchen Princip nun ist der Himmel und die Natur um uns abhängig. Seine innere Thätigkeit (διαγωγὴ, Thun und Treiben, Unterhaltung u. dgl.) ist, wie die beste für uns nur kurze Momente ist; so befindet es sich immer; uns aber ist es unmöglich; denn auch die Lust ist seine Thätigkeit; und deshalb sind Wachen, Empfinden, Denken das Lustreichste (ἥδιστον), und um ihretwillen auch die

*) Ich habe hier und anderwärts in der Ueberseßung von νοῦς, νοεῖν, νόησις, νοερὸς und νοητὸς u. a. unbedenklich mit dem deutschen Ausdruck gewechselt, weil es bey einem einzelnen herausgenommenen Stück mehr auf den Gedanken, als auf die strenge auch sprachliche Nachbildung desselben ankam. Uebrigens wie den Luftseglern in den höheren Regionen der Odem ausgeht, so geht in den höchsten Regionen der Speculation und Beklemmung wohl auch manchmal der Gedanke aus; es philosophirt aber alsdann da die Sprache in Ableitformen ꝛc. häufig noch ziemlich geläufig fort); im Englischen schon schwerer so, wofern die Sprache nicht die lateinischen Ausdrücke Intellect, Intelligent, Intelligible etc. hinzu nimmt; ob es im Sinesischen angeht, etymologisch zu denken, weiß ich nicht). Die Sprache mag in solchem Falle den spekulativen Denker wohl mit zu seinem Zwecke führen, wie der Mathematiker auch mit irrationalen und anderen Hülfsgrößen manchmal operirt und zum Ziele kommt. So sicher freylich, wie hier in der Mathematik die gedankenlosen Hülfsgrößen, führt die Sprache und deren Ableitformen in der Spekulation nicht immer zum Ziel. Es ergeht Philosophemen, wie Witzen; sie lassen sich von einer Sprache in die andere nicht wohl, und desto weniger übertragen, je mehr sie an der Sprache kleben; sie haben aber eben hieran auch ihr Gericht.

Hoffnungen und Erinnerungen luſtreich und ſüß. Das Denken an ſich richtet ſich auf das Beſte an ſich; und das zumeiſt (oder abſolute Denken) auf das zumeiſt (oder abſolut Beſte); ſich ſelber aber denkt die Denkkraft durch Aufnahme des Denkbaren; ſie wird denkbar nämlich, indem ſie berührt (den Gegenſtand erfaßt) und denkt. Demnach ſind einerley Denkkraft und Denkbares. Denn das für das Denkbare und die Weſenheit Empfängliche iſt Denkkraft; ſie iſt aber thätig, indem ſie in deſſen Beſitz iſt; daher iſt dasjenige, was der (menſchliche) Verſtand Göttliches zu haben glaubt, jenem (Urgeiſte) mehr eigen, nämlich die Beſchauung (θεωρία), welche iſt das Luſtreichſte und Beſte. Wenn nun Gott immer ſich ſo wohl befindet, wie wir nur dann und wann, ſo iſt er anſtaunenswerth; wenn aber in noch höherem Grade, ſo noch viel anſtaunenswerther. Und ſo verhält es ſich. — Aber auch Leben (ζωὴ) kommt ihm zu; denn die Thätigkeit der Denkkraft iſt Leben; Er aber iſt die Thätigkeit; ſeine abſolute Thätigkeit an ſich, iſt das beſte und ewige Leben! Wir ſagen daher: Gott ſey das beſte ewige lebendige Weſen. Leben demnach und ſtäte ewige Dauer wohnt (urſtändet) in Gott; denn dieſes iſt Gott. Die da aber meynen, wie die Pythagoräer und Speuſippus, das ſchönſte und beſte liege nicht im Princip, weil auch die Principien (ἀρχαί, hier primordia) der Pflanzen und Thiere zwar Urſachen ſeyen, das Schöne und Vollkommene aber erſt in deren Wirkungen hervorkomme, die meynen nicht recht. Denn der Samen kommt aus anderem Früheren und Vollendeten; und das erſte iſt bey ihnen nicht der Same, ſondern das Vollendete, wie wenn man ſagte: der Menſch ſey früher als der Same; — natürlich nicht der Menſch, der aus dieſem Samen geworden, ſondern der andere, von dem der Samen kommt. Daß alſo iſt eine ewige und unbewegte (unveränderliche), von dem Sinnenfälligen abgeſonderte (ſelbſtſtändige) Weſenheit, dieſes iſt aus dem bisher geſagten offenbar. Auch iſt ſchon erwieſen worden (im 8ten B. der ακρ. φυσ. c. ult.) daß dieſe Weſenheit keine Ausdehnung (μέγεθος) habe, daß ſie theillos und untheilbar iſt — (ἀλλὰ ἀμερὴς καὶ ἀδιαίρετός ἐστι). Denn ſie bewegt die endloſe Zeit lang; nun hat nichts begränztes endloſe (oder unbegränzte — ἄπειρον) Kraft; demnach, da jede Ausdehnung entweder begränzt oder unbegränzt iſt, ſo kann ſie deßhalb keine begränzte Größe haben. Unbegränzt aber kann ſie nicht ſeyn, weil überhaupt keine ausgedehnte Größe als unbegränzt ſtatt hat. Ferner iſt auch erwieſen (ſ. π. γεν. κ. φθ. II. c. 10. §. 61 sq. p. 52. u. cf. π. οὐρ. I. 3 u. II. 9 u. a. OO.), daß ſie leidlos und qualitativ unveränderlich iſt (ἀπαθὲς καὶ ἀναλλοίωτον.) Denn alle übrigen Veränderungen (κινήσεις) ſind ſpäter als die Ortsveränderung. Warum dem allen ſo ſey, das iſt nun alle klar."

So weit das 7te Kap., das ſo klar es dem Ariſtoteles geweſen ſeyn mag, doch allen ſeinen Nachfolgern, Griechen und Neulateinern von Strato aus Lampſakus bis M. A. Flaminius, Vicomercatus Zabarella (v. Bayle in Zabarella Not. F. G. H. etc.) manche Schwierigkeiten gemacht hat. Soviel iſt freylich klar: Die Bewegung des Fixſternhimmels und vermittelſt deſſen die geſammte Schöpfung, hat ihren Grund in einem ὀρεκτόν — einem Gegenſtande, wonach ſie trachten; er heißt Gott, und wird als ewig, ſchlechthin wirkthätig, als ἐνέργεια, als denkend charakteriſirt; und zwar denkt er nur das Vollkommene, das ſchlechthin Denkbare, Schöne und Gute; er denkt nur ſich ſelbſt; denn er iſt das Schönſte und Beſte, er iſt Endzweck — τέλος — des Trachtens; (Er erregt ein Trachten und Streben (ὀρέξειν), ohne darum aus ſich herauszutreten; Er erregt es und bewirkt ſo den Umlauf, die Kreiſung des ἀπλανὴς οὐρανός, die deshalb ewig und unvergänglich wie Er ſelbſt iſt. —

(Fortſetzung folgt.)

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

Am 24. Dezember langte der Verf. in Grahamstadt an, die er schon auf seiner ersten Reise besucht hatte. Von hier aus unternahm er eine neue Reise nach dem Kaffernlande, und schlug deßhalb den Weg über das Fort Beaufort nach der Missionsstation Chumie ein, deren Kirchlein schon von ferne her Kunde giebt, daß die Morgenröthe einer bessern Zukunft dem Kaffernlande bereits angebrochen ist. Weiter kam der Verf. nicht, sondern kehrte über Fort Wiltshire wieder nach Grahamstadt und von da über Uitenhage und Swellendam nach der Kapstadt zurück. Diesen zweyten Aufenthalt im Lande der Kaffern benützte er noch mehr, um sich mit den Eigenthümlichkeiten dieser Völker bekannt zu machen.

Bemerkenswerth ist seine Schilderung der Provinz Albany, die seit dem Jahre 1820, wo 3700 Ansiedler aus England dort sich niederliessen, in fortschreitendem Gedeihen begriffen ist. Grahamstadt, die Hauptstadt der Provinz, zählte beym Aufenthalt des Verf. daselbst bereits 600 Häuser mit 2000 Einwohnern; sie hatte eine Hauptkirche nebst Kapellen für die Wesleyisten, Baptisten und Independenten und eine Druckerpresse, von der eine Zeitung unter dem Titel Graham's Town Journal ausgeht, welche mit viel Geist geschrieben ist. Besondere Sorgfalt ist im ganzen Distrikte dem Unterrichte gewidmet, und insbesondere sind die Sonntags- und Abendschulen von großem Nutzen, indem beym größten Theil der Ansiedler die Kinder des Tags über zum Viehhüten oder andern Geschäften verwendet werden müssen. Der Handel gewinnt immer mehr Bedeutung, und hat einen regelmäßigen Verkehr mit den Kaffern eröffnet. Unter den Ausfuhrartikeln vom Jahre 1831 stehen oben an: Frische Häute im Werthe zu 18,145 L., trockene zu 11,886 L., Bock- und Schaffelle zu 2,400 L., Talg zu 4,820 L., Butter zu 3,080 L., gesalzenes Rind- und Schweinfleisch zu 3,700 L., Hörner zu 3,600 L., Elfenbein zu 1,800 L. u. s. w.

Dienstboten aller Art sind schwer zu bekommen, und halten selten lang aus, indem die fleißigen unter ihnen bald die Mittel erlangen, sich selbst ansäßig zu machen. Auch giebt es in der That keine Gegend, wo ein neuer Ansiedler bey seiner Ankunft weniger Unannehmlichkeiten zu erdulden hätte, oder wo Arbeit mehr gesucht, oder wo im Verhältniß zur Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse die Industrie einträglicher wäre.

Ein großer Theil des Distrikts ist der Schafzucht sehr günstig, so daß man alle Ursache hat, zu glauben, daß Wolle bald ein Hauptartikel der Ausfuhr werden wird. Versuche, welche durch Kreuzung einheimischer mit reinen Merino-Widdern gemacht wurden, haben eine Wolle von ausgezeichneter Qualität geliefert. Die Anzahl der feinwolligen Schafe in Albany wurde zu Ende des Jahres 1831 auf 15,200 geschätzt, so daß seit dem vorhergehenden Jahre ein Zuwachs von 5,200 Stück erfolgt war. Das alte Vorurtheil, welches früher zu Gunsten des gemeinen fettschwänzigen Schafes bestand, ist stark im Abnehmen, seitdem sich die Gutsbesitzer dieses Distrikts von der Vorzüglichkeit der Wollschafe überzeugt haben.

Das Klima von Albany ist gemäßigt und gesund, einer europäischen Constitution sehr angemessen, und überaus heilsam solchen Personen, welche die entnervenden Wirkungen eines tropischen Klima's erfahren haben. Die Kälte ist nicht strenge, indem das Thermometer im Winter selten unter den Gefrierpunkt fällt, während dagegen auch die Hitze des Sommers nicht leicht drückend ist.

Obschon seit der Zeit, in welcher der Verf. die östlichen Provinzen der Kolonie besuchte, durch den unvermutheten, mit Grausamkeiten aller Art verbundenen Einfall der Kaffern, dieser schöne Distrikt bis in die unmittelbare Nähe von Grahamstadt furchtbar verheert worden ist, so wird sich doch Albany durch die Segnungen eines gesicherten Friedens bald wieder von seinen schweren Verlusten erholen.

III. Abschnitt. (S. 1 — 142.) Mit diesem beginnt der zweyte Band. In den ersten vier Kapiteln beschreibt der Verf. seine am 17. September 1831 angetretene Reise nach Griquastadt. Littaku konnte er aus Kränklichkeit nicht, wie beabsichtigt war, besuchen. Da diese ganze Reise durch Gegenden führt, welche oft genug beschrieben sind, so unterlassen wir es, einen Auszug davon zu geben, und begnügen uns, eine einzige Stelle herauszuheben, welche einen Blick in bisher unbekannte Gegenden werfen läßt und zugleich eines sonderbaren Wohnortes gedenkt. Der Verf. hat diese Mittheilung aus dem sehr gehaltvollen und für die Kenntniß Süd-Afrikas unentbehrlichen South African Quarterly Journal entnommen, woselbst ein Auszug aus dem Reiseberichte von Schoon und M'Luckie, die im Jahre 1829 östlich von Kurrichaine vordrangen, enthalten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

So klar das Ergebniß ist, so häckelig ist das Räsonnement (oder die Speculationen — λόγοι —) durch das Aristoteles zu demselben gelangt, und wie er dieses begründet, noch mehr aber, wie er endlich daraus ableitet. Den großen physikalischen Metaphysiker leitete zu seinem πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον wie immer und überall die Analogie in der Natur. Jede mechanische und organische Bewegung fordert ein ἀκίνητον, etwas unbewegliches; ein ὑπομόχλιον; man sehe die μηχ. προβλ. und π. τῆς κοινῆς τῶν ζώων κινήσεως; da sagt er c. 1. φανερὸν γὰρ καὶ ἐπὶ τούτων, (τῶν αἰσθητῶν sc. καὶ τῶν καθ' ἕκαστα ζώων) ὅτι ἀδύνατον κινεῖσθαι μηδενὸς ἠρεμοῦντος; und am Schluße des Kap.: ὅτι μὲν οὖν καὶ ἐν αὐτῷ (im Organismus) ἕκαστόν (ζῶον) τι δεῖ ἔχειν ἠρεμοῦν, ὅθεν ἡ ἀρχὴ τοῦ κινουμένου ἐστι, καὶ πρὸς ὁ ἀπερειδόμενον καὶ ὅλον ἀθρόον κινηθήσεται καὶ κατὰ μέρος, φανερόν. Man s. die flgg. Kapp. 2. 3. 4. u. bes. K. 8. Hier kann das ὑπομόχλιον das ἀπέρεισμα — der Stemm- oder Stützpunkt, — das ἀκίνητον und in sofern das τέλος genannt werden. In dem 6ten Kap. desselben Schriftchens wird untersucht, wie die Seele bewegt und bewegt wird; doch da sie deßfalls mit der Seelenlehre des Arist. übereinstimmt, so ist's sicherer, *) hier der letzteren zu folgen. Er frägt da π. ψυχ. III. 9. §. 4: Was die Ortsveränderung bey dem Thiere bewirkt? (τί τὸ κινοῦν κατὰ τόπον τὸ ζῶόν ἐστιν.) Dieß thue weder die ψυχὴ θρεπτικὴ noch die αἰσθητικὴ, noch die λογιστικὴ καὶ ὁ καλούμενος νοῦς. Denn, fährt er fort, **) die theoretische oder erkennende Vernunft denket nicht das ausrichtbare und erstrebbare; sie spricht

*) Das genannte Schriftchen könnte man leicht dem Arist. absprechen, schon wegen des Anhangs; indessen ist es jedenfalls peripatetisch. Aristoteles π. ουρ. II. 2. 7. S. 37. Sylb. verweiset auf seine περὶ τὰς τῶν ζώων κινήσεις, was dem Titel nach auf dieses Werkchen gehen müßte, aber eher das andere π. ζώων πορείας c. 4. dem Inhalte nach betrifft; dieses nimmt er auch in der Stelle ζ. μερ IV. 11. p. S. 113 und 116, 23 u. cap. 13. S. 123. 9. vgl. π. ψ. III. 10. §. 54. wo vielleicht unser Schriftchen versprochen wird, wonach es in die Parva Naturalia zu stehen käme.

**) Arist. π. ψ. III. 9. Ὁ μὲν γὰρ θεωρητικὸς νοῦς οὐδὲν νοεῖ πρακτὸν, οὐδὲ λέγει περὶ φευκτοῦ καὶ διωκτοῦ οὐδέν, ἡ δὲ κίνησις ἢ φεύγοντός τι ἢ διώκοντός τι ἐστίν. ἀλλ' οὐδ' ὅταν θεωρῇ τι τοιοῦτον, ἤδη κελεύει φεύγειν ἢ διώκειν, οἷον πολλάκις διανοεῖται φοβερόν τι ἢ ἡδύ, οὐ κελεύει δὲ φοβεῖσθαι, ἡ δὲ καρδία κινεῖται, ἂν δ' ἡδύ, ἑτερόν τι μόριον. (cf. π. τῆς κοινῆς τ. ζ. κιν. c. 8. et c. 11.) Ἔτι καὶ ἐπιτάττοντος τοῦ νοῦ καὶ λεγούσης τῆς διανοίας φεύγειν τι ἢ διώκειν, οὐ κινεῖται, ἀλλὰ κατὰ τὴν ἐπιθυμίαν πράττει οἷον ὁ ἀκρατής. Καὶ ὅλως δὲ ὁρῶμεν ὅτι ὁ ἔχων τὴν ἰατρικὴν οὐκ ἰᾶται, ὡς ἑτέρου τινὸς κυρίου ὄντος τοῦ ποιεῖν κατὰ τὴν ἐπιστήμην, ἀλλ' οὐ τῆς ἐπιστήμης. ἀλλὰ μὴν οὐδ' ἡ ὄρεξις ταύτης κυρία τῆς κινήσεως· οἱ γὰρ ἐγκρατεῖς ὀρεγόμενοι καὶ ἐπιθυμοῦντες οὐ πράττουσιν ὧν ἔχουσι τὴν ὄρεξιν, ἀλλ' ἀκολουθοῦσι τῷ νῷ. — — — c. 10. φαίνεται δὲ γε δύο ταῦτα κινοῦντα ἢ ὀρε-

nicht von dem, was zu fliehen, oder zu verfolgen ist; Bewegung aber zeiget sich an den lebendigen Wesen, wenn sie etwas meiden wollen, oder nach etwas trachten. Sogar nicht einmal, wenn sie etwas der Art betrachtet, heißt sie sofort es fliehen, oder verfolgen; oft denkt sie z. B. etwas Furchtbares oder etwas Angenehmes, mahnt aber doch nicht zu fürchten; wohl aber wird bewegt und pocht das Herz, oder ein anderes Glied. — Trotz dem Gebot der Vernunft kann die Begierde herrschen und antreiben, und hinwiederum kann die Vernunfterkenntniß ruhen, ohne sich zu äußern. Auch die Begierde und das Streben sind es nicht, von denen diese Art der Bewegung, die Ortsveränderung abhängt; denn wer sich in der Gewalt hat, kann, der stärksten Begierde zum Trotz, der Vernunft folgen. Indessen offenbar diese zwey bewegen, die Begierde (ὄρεξις), und der Verstand (νοῦς) im weiteren Sinne, so

ξις ἡ νοῦς, εἰ τις τὴν φαντασίαν τιθείη ὡς νόησίν τινα. πολλὰ γὰρ παρὰ τὴν ἐπιστήμην ἀκολουθοῦσι ταῖς φαντασίαις· καὶ ἐν τοῖς ἄλλοις ζώοις οὐ νόησις οὐδὲ λογισμός ἐστιν, ἀλλὰ φαντασία. ἄμφω ἄρα ταῦτα κινητικὰ κατὰ τόπον, νοῦς καὶ ὄρεξις, νοῦς δὲ ὁ ἕνεκά του λογιζόμενος καὶ ὁ πρακτικός· διαφέρει δὲ τοῦ θεωρητικοῦ τῷ τέλει. Καὶ ἡ ὄρεξις ἕνεκά του πᾶσα· οὗ γὰρ ἡ ὄρεξις, αὕτη ἀρχὴ τοῦ πρακτικοῦ νοῦ. τὸ δ' ἔσχατον ἀρχὴ τῆς πράξεως. (Vrgl. π. τῆς κ. τ. ζ. κιν. c. T. p. 154 sq. Nicom. Eth. III. 5. u. Eud. Eth. II. 11. p. 110. 111. Sylb. *Μφ.* c. 7. p. 113. fin. ψ I. 3. §. 48. p. 12. Sylb. Wo Aristoteles sich selbst sattsam erklärt, ohne daß man nöthig hat, Commentatoren nachzusehen) ὥστε εὐλόγως ταῦτα δύο φαίνεται τὰ κινοῦντα, ὄρεξις καὶ διάνοια πρακτική. τὸ ὀρεκτικὸν γὰρ κινεῖ, καὶ διὰ τοῦτο ἡ διάνοια κινεῖ, ὅτι ἀρχὴ αὐτῆς ἐστὶ τὸ ὀρεκτικόν. καὶ ἡ φαντασία δέ, ὅταν κινῇ, οὐ κινεῖ ἄνευ ὀρέξεως· ἓν δή τι τοίνυν τὸ κινοῦν πρώτως τὸ ὀρεκτόν (al. τὸ ορεκτικὸν was besser paßt, ſ. π. ψ. 3, 7. p. 60. 61. Sylb.) εἰ γὰρ δύο, νοῦς καὶ ὄρεξις, ἐκίνουν, κατὰ κοινόν ἄν τι εἶδος ἐκίνουν· νῦν δὲ ὁ μὲν νοῦς οὐ φαίνεται κινῶν ἄνευ ὀρέξεως· ἡ γὰρ βούλησις ὄρεξις. etc. — — Ἐπεὶ δὲ αἱ ὀρέξεις γίνονται ἐναντίαι ἀλλήλαις· τοῦτο δὲ συμβαίνει ὅταν ὁ λόγος καὶ ἡ ἐπιθυμία ἐναντίαι ὦσιν, γίνεται δὲ ἐν τοῖς χρόνου αἰσθησιν ἔχουσιν. — ὁ μὲν γὰρ

daß er auch die Phantasie begreift; welche die Thiere lenket. — Diese beyden sind Ursache der Ortsveränderung bey Thieren und Menschen; — jedoch nur der ausrichtsame — praktische Verstand, der um etwas willen denket, und sich hiedurch — durch den Zweck — von dem beschaulichen — theoretischen Verstande unterscheidet. Auch jede Begierde zielt nach etwas; und eben ihr Ziel und Zweck ist der Anfang — das erste für den practischen Verstand; sein Letztes aber ist der Anfang — das erste — in der Handlung (d. h. steht der Zweck fest, so geht die Ueberlegung von ihm aus, und untersucht, wie von da oder dort aus zu ihm zu gelangen sey? sie geht die Stufen und Mittel durch bis zu dem letzten und dem Subjecte nächsten; ist die Ueberlegung bey diesem angelangt, so ist sie zu Ende; es hebt an die Handlung, in entgegengesetzter Richtung gehend). — Begierde demnach und der praktische Verstand bringen an den Menschen und Thieren die Ortsveränderung hervor. Die Begierde wird erregt von einem begehrenswer-

νοῦς διὰ τὸ μέλλον ἀνθέλκειν κελεύει, ἡ δὲ ἐπιθυμία διὰ τὸ ἡδύ· φαίνεται γὰρ τὸ ἡδὺ ἡδὺ καὶ ἁπλῶς ἡδὺ καὶ ἀγαθὸν ἁπλῶς, διὰ τὸ μὴ ὁρᾶν τὸ μέλλον· — ὑδεῖ μὲν ἓν ἂν εἴη τὸ κινοῦν τὸ ὀρεκτικόν, ἡ ὀρεκτικόν. πρῶτον δὲ πάντων, τὸ ὀρεκτόν· (τοῦτο γὰρ κινεῖ οὐ κινούμενον τῷ νοηθῆναι ἢ φαντασθῆναι) ἀριθμῷ δὲ πλεῖω τὰ κινοῦντα· ἐπειδὴ δέ ἐστι τρία, ἓν μὲν τὸ κινοῦν, δεύτερον δὲ ᾧ κινεῖ, καὶ ἔτι τριτον τὸ κινούμενον· τὸ δὲ κινοῦν διττόν, τὸ μὲν ἀκίνητον, τὸ δὲ κινοῦν καὶ κινούμενον, ἔστι δὲ τὸ μὲν ἀκίνητον τὸ πρακτὸν ἀγαθόν, τὸ δὲ κινοῦν καὶ κινούμενον τὸ ὀρεκτικόν· κινεῖται γὰρ τὸ ὀρεγόμενον ἢ ὀρέγεται· καὶ ἡ ὄρεξις κίνησίς τις ἐστὶν ἢ ἐνεργεία. τὸ δὲ κινούμενον ἔστι τὸ ζῶον· ᾧ δὲ κινεῖ ὀργάνῳ ἡ ὄρεξις, ἤδη τοῦτο σωματικόν ἐστι. — — ὡς ἐν κεφαλαίῳ εἰπεῖν, τὸ κινοῦν ὀργανικῶς, ὅπου ἀρχὴ καὶ τελευτὴ τὸ αὐτό, οἷον ὁ γίγγλυμος· ἐνταῦθα γὰρ τὸ κυρτὸν καὶ κοῖλον, τὸ μὲν τελευτή, τὸ δὲ ἀρχή. διὸ τὸ μὲν ἠρεμεῖ τὸ δὲ κινεῖται, λόγῳ μὲν ἕτερα ὄντα, μεγέθει δὲ ἀχώριστα· πάντα γὰρ ὥσει καὶ ἕλξει κινεῖται· διὸ δεῖ ὥσπερ ἐν κύκλῳ μένειν τι, καὶ ἐντεῦθεν ἄρχεσθαι τὴν κίνησιν sqq.

then Gegenstand, und durch sie dann die Ueberlegung, so daß beyde einartig sind. — Begehrenswerth aber ist das Gute, das wahre, oder das anscheinende, und zwar das ausrichtbare. — — Der Art nach Eines mag das strebsame Bewegende, als strebsam seyn; (das Allererste aber ist das Strebenswerthe, denn dieses bewegt und erregt, ohne daß es, indem es gedacht oder vorgestellt wird, bewegt und erregt wird) der Zahl nach aber sind der Bewegenden (Ursachen und Mittel) viele. Wir haben 3 Stücke, 1) das Bewegende, 2) das Bewegte, 3) das, wodurch das Thier bewegt. Das Bewegende ist zweyfach: a) das eine selbst unbewegt, b) das andere bewegend und bewegt zumal. Das Unbewegte ist das Strebsame und Begehrende (denn bewegt wird das Strebende, wiefern es strebt und begehrt, und die Begierde ist eine Art Bewegung als Thätigkeit). Das zuletzt bewegte ist eben das lebendige Wesen, das Thier, das Organ aber, mit welchem die Begierde bewegt, ist schon körperlich; wovon demnach in der Schrift: von den Leib und Seele gemeinsamen Verrichtungen zu handeln ist. Hier nur soviel: das Bewegglied ist jenes, wo Anfang und Ende übereinsind, wie bey der Eingelenkung der Knochen die Rundung das Ende, die Höhlung oder Pfanne aber der Anfang ist, daher diese ruht, jene aber bewegt wird; und wiewohl in ihrem Begriff und ihrer Bestimmung verschieden, sind sie doch als Größen zusammengehörig und in so fern unzertrennlich. Alles wird bewegt durch Stoß und Zug; es muß daher, wie im Kreis ein fester Punct, beharren und von dort die Bewegung ausgehen. Ueberhaupt also ist das Thier sich zu bewegen fähig, wiefern es Begierden hat; diese hat es nicht ohne Vorstellungen; jede Vorstellung (φαντασία) aber ist entweder eine sinnliche oder eine intellectuelle; jene besitzen auch die Thiere."

Das hier theils wörtlich, theils im Auszug gegebene, was Aristoteles in der Seelenlehre vorträgt, wird zu dem gegenwärtigen Behuf hinreichen, um das 7te Kapitel zu erläutern, zu dem wir uns zurückwenden (p. 248. ed. Br.). Was will da Arist. erörtern? Dieses, wie das πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον bewegt. Wie bewegt es? als ὀρεκτὸν καὶ νοητόν! Wie erklärt und beweiset er dieses? Durch das, was er dort weiter sagt und was er mit den Worten beschließt l. ult. ἐκ τοιαύτης ἄρα ἀρχῆς ἤρτηται ὁ οὐρανὸς καὶ ἡ φύσις; und worauf er dessen διαγωγὴ in Betrachtung zieht. Er sagt: τὸ ὀρεκτὸν καὶ τὸ νοητὸν κινεῖ οὐ κινούμενα· τούτων τὰ πρῶτα τὰ αὐτά. Das erste kann vorläufig zugestanden werden nach dem aus der Seelenlehre beygebrachten; auch hält sich Arist. bey einem so oft von ihm eingeschärften Satze nicht auf, sondern schließt gleich daran: τούτων τ. πρ. τὰ αὐτά; und das ists, was er zuvörderst zu beweisen sucht in den Worten: ἐπιθυμητὸν γὰρ τὸ φαινόμενον καλόν, βουλητὸν δὲ πρῶτον τὸ ὂν καλόν. (Vrgl. π. ψ. III. 10. §. 50 — 53. S. 65 Sylb. was ich vorhin übergangen habe, weil soweit alles für sich klar ist, und mit dem dort gesagten übereinstimmt. Von dem καλὸν zu handeln, würde vom Weg abführen; doch s. m. Metaph. M. 3. p. 265. Br.). Das Schöne also (oder das Gute, wie er in der Seelenlehre sagt) ist Gegenstand des Begehrens und Wollens; Begehren und Wollen sind ein Vorstellen (δοκεῖν), überhaupt ein Denken: Ὀρεγόμεθα δέ, διότι δοκεῖ ἀγαθὸν ἢ δοκεῖ διότι ὀρεγόμεθα. ἀρχὴ δὲ ἡ νόησις· νοῦς δὲ ὑπὸ τοῦ νοητοῦ κινεῖται, νοητὴ δὲ ἡ ἑτέρα συστοιχία καθ' αὑτήν· καὶ ταύτης ἡ οὐσία πρώτη, καὶ ταύτης ἡ ἁπλῆ καὶ κατ' ἐνέργειαν.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Fortsetzung.)

„Östlich von Kurrichaine oder vielmehr Chuan, entdeckten sie den Fluß Moriqua, welcher zwischen dem 25—26° Br. und 29—30° L. entspringt, einen nordöstlichen Lauf nimmt und ungefähr hundert (englische) Meilen von der Furth in eine hohe Bergreihe eintritt. Von hier ergießt er sich, nach dem Bericht der Eingebornen, durch das Land der Mantatis in die See. Er ist ungefähr 40 Ellen breit, hat ein reißendes, helles und gutes Wasser, und ist reich an Fischen, die einen Nahrungsartikel ausmachen. Der Fluß wird von Krokodilen belästigt, vor denen sich die Eingebornen, welche sie Quaina nennen, sehr fürchten; Schoon und seine Gefährten erlegten eines von 16 Fuß Länge. Ungefähr 70 Meilen ostwärts nahm die Bergreihe eine fast südnördliche Richtung, bey einer Höhe von beiläufig 700 Fuß. In der Entfernung von 14 Meilen südwärts längs dieser Berge ist ein Platz, genannt Ongoruteir Quelle, wo ein großer Baum mit siebzehn konischen Hütten ist. Diese werden als Schlafstätten benützt, indem sie außer dem Bereich der Löwen liegen, welche seit dem Einfalle der Mantatis sehr zahlreich und gefährlich geworden sind. Die Aeste dieser Bäume sind durch starke Stöcke und Pfähle unterstützt, und es giebt drei Reihen oder Boden, auf welchen diese Hütten stehen. Die unterste ist neun Fuß über der Erde, und enthält zehn Hütten; die zweite, ungefähr acht Fuß hoch, drey Hütten, und das oberste Stockwerk, wenn es so genannt werden darf, faßt vier Hütten. Der Aufgang wird durch Kerben, die in den Pfählen eingeschnitten sind, bewerkstelligt, und die Hütten sind aus Zweigen geflochten, mit Stroh bedeckt, und fassen bequem zwey Personen. Auf einer frühern Excursion besuchten diese Reisenden mehrere verlassene, auf ähnliche Art gebaute Dörfer zwischen den Flüssen Moriqua und Leutlecan, so wie in andern Gegenden. Diese jedoch waren auf Pfählen, anstatt auf Bäumen, errichtet, ungefähr acht Fuß über dem Boden, vierzig Fuß im Viereck, an einigen Plätzen darüber, und siebenzig bis achtzig Hütten enthaltend. Während des Tags halten sich die Einwohner unter dem Schatten dieser Decke auf, und begeben sich des Nachts in ihre Hütten.

Das vierte Kapitel giebt einen Ueberblick über die Säugethiere, welche Südafrika bewohnen, und weil die Thierwelt von der physikalischen Beschaffenheit des Landes mehr oder minder abhängig ist, stellt der Vers. uns auch diese in einigen Hauptzügen vor. Sehr treffend macht er auf den Unterschied in der Beschaffenheit der Wüsten des nördlichen und südlichen Afrika's aufmerksam:

„Die Sahara z. B., welche die ganze Strecke zwischen dem Atlasgebirge und den fruchtbaren Thälern des Senegals, Gambias und Nigers einnimmt, besteht ganz aus niedrigen Felshügeln und weiten Strecken von Flugsand, der von der Gluth einer tropischen Sonnenhitze gebrannt und zerpulvert ist, hie und da mit einer Oase oder einem Wady, wie er von den Arabern genannt wird, wo ein grüner Platz und einige Dattelbäume eine Quelle umgeben. In einer solchen Gegend wird man nicht leicht Einwohner suchen wollen, und in der That, wenn es nicht einige Springhasen oder andere ähnliche Thiere in der Nachbarschaft der Wadys, oder gelegentlich eine Heerde von Gazellen oder Straußen am Rande der großen Wüste ist, kann die Sahara als ganz entblößt von Bewohnern gelten. Der Fall ist aber ein ganz anderer in Bezug auf die Wüsten Südafrikas. Der Charakter derselben ist völlig verschieden von der Sahara; denn obwohl sie gleichfalls aus einem Sandboden bestehen, so ist dieser doch durch die Wurzeln verschiedener Pflanzen vereinigt, welche einen gewissen Antheil von Nahrung zu allen Zeiten selbst aus dem verbrannten Boden der Karroos ziehen und welche während der Regenzeit die ganze Gegend mit einem reichlichen Grün bedecken. Die Karoos von Süd- und Mittelafrika sind dadurch in ihren Hauptbeziehungen den Steppen Nordasiens ähnlich, mit der Ausnahme, daß ihre zwischentropische Lage und der regelmäßige Wechsel von trockener und nasser Jahreszeit den mittelafrikanischen Wüsten einen Charakter giebt, den asiatische nicht besitzen. Es sind daher jene auch viel besser zur Unterhaltung von Thieren geeignet, zumal von schnellfüßigen Wiederkäuern, welche in kurzer Zeit große Räume zur Aufsuchung der oft weit umher zerstreuten Plätze, auf welchen ihr Futter wächst, durchwandern können. Von den fast 70 Arten, welche die Naturforscher zur Gattung Antilope zählen, sind nicht weniger denn 50 Afrika eigenthümlich, und von diesen weiden über 25 Arten in der Kapkolonie oder in den östlich und nördlich unmittelbar daran gränzenden Gegenden. Dieß ist gewiß einer der merkwürdigsten Umstände in der afrikanischen Zoologie, und wird dadurch noch interessanter, daß Hirsche, also von derjenigen Gattung unter den Wiederkäuern, welche nächst den Antilopen die meisten Species aufzuweisen hat, nur zwey von fast dreißig Arten aus diesem Welttheil bekannt sind, und selbst diese sind beschränkt auf die Thäler des Atlasgebirges."

„Drey verschiedene und schöngestreifte Arten der Pferdegattung, das Zebra, Dauw und Quappa, bewohnen gleicherweise die Ebene von Süd- und Mittelafrika, und die stattliche Giraffe durchzieht gelegentlich in kleinen Heerden die Sandebenen, und sucht sich eine sparsame Nahrung an der dornigen Akazie, welche auf manchen Strecken der Wüste in Menge vorkommt. Bey ungewöhnlich trockener Jahreszeit, wo die Vegetation der Karoos des Innern zum Futter nicht ausreicht, wandern unzählige Heerden dieser Thiere südwärts, um reichlichere Weiden zu finden, und auf diese Weise werden innerhalb der Koloniegränzen neue Arten getroffen, die sonst nicht südlich vom Orangefluß gesehen werden."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, &c.

(Fortsetzung.)

Alexander v. Aphrodisias (in der Münchner Handschrift Fol. 384) sagt zu dieser Stelle: πᾶν ὀρικτὸν καὶ πᾶν νοητὸν κινεῖ, ὥστε μὴ κινεῖσθαι, ἀλλ' ἀκίνητα μένοντα κινεῖν τὰ ἄλλα, ὡς ὁ χόρτος τὸν ὄνον, καὶ ἡ εἰκὼν τὸν ἐραστήν. Ἐπειδὴ δὲ πᾶν ὀρικτὸν καὶ πᾶν νοητὸν ἀπὸ τοῦ πρώτου καὶ καθ' αὑτὸ νοητοῦ καὶ ὀρικτοῦ λέγεται καὶ εἰσίν τινα μὲν ὀρικτὰ μὴ νοητὰ δὲ, ὡς ὁ ἄρτος, καὶ ἔμπαλιν νοητὰ μὴ ὀρικτά, ὡς τὰ κακά, δείκνυσιν ὅτι τὸ πρώτως καὶ κυρίως νοητὸν καὶ κυρίως ὀρικτὸν ταυτόν ἐστι, διδάσκων ἡμᾶς τὴν διαφορὰν τοῦ ἐπιθυμητοῦ καὶ τοῦ βουλητοῦ, λέγων· Ἐπιθυμητὸν μέν ἐστιν τὸ φαινόμενον καλόν· τὸ γὰρ κυρίως καλὸν οὐκ ἐπιθυμητὸν ἀλλ' ἐφετὸν καὶ ὀρικτόν· ἕτερον γὰρ ἐπιθυμία ἐφέσεως· ἡ μὲν γὰρ ἐπιθυμία ἐν τῷ λογιστικῷ· βουλητὸν δὲ πρώτως καὶ κυρίως οὐ τὸ φαινόμενον καλόν, ἀλλὰ τὸ ὂν ἐν τῇ ἑαυτοῦ φύσει καλόν. Ὀρεγόμεθα δὲ ὅτι ἰδοξεῖ, ἢ καὶ ἔμπαλιν, διότι δοκεῖ, ὀρεγόμεθα — (die lateinische Uebersetzung des Sepulveda fol. 184 R. fährt so fort: de quibus cum ad hunc modum disputavit, primum intelligibile et primum appetendum idem esse colligit dicens: Intellectio enim principium est; was der Münchner Codex nicht hat, ich wenigstens nicht bemerkt habe.) ἀρχὴ γὰρ ἡ νόησις· τοῦτ' ἔστιν ἀρχὴ τῆς κινήσεως τὸ ὀρικτόν· προσύπακουστέον γὰρ τῷ ἀρχὴ τῆς νοήσεως τοῦ το (sic. aut dele τοῦ, aut scr. τοῦ τοῦ) ὀρικτοῦ· τοῦτο γὰρ κινεῖ τὸν νῦν (sic. l. νοῦν)· κίνησις δὲ νοῦ νόησις· κινεῖ γὰρ τὸν νοῦν τὸ ὀρικτὸν εἰς τὸ νοῆσαι, εἴτε ὀρικτόν ἐστιν, εἴτε οὐκ ὀρικτόν ἐστιν. ἀλλὰ μᾶλλον κινεῖται ὁ νοῦς καὶ ὑπὸ τοῦ νοητοῦ. Εἰ οὖν αὐτὸν κινεῖ καὶ τὸ νοητὸν καὶ ποιεῖ κατ' ἐνέργειαν νοῦν, κινεῖ δὲ αὐτὸν καὶ τὸ ὀρικτόν, τὸ νοητὸν ἄρα καὶ τὸ ὀρικτὸν ταυτόν ἐστιν. Νοητὸν δὲ κυρίως καὶ τοῦς τῇ ἑαυτοῦ φύσει ἐστὶ τὸ πρῶτον αἴτιον, ἐκεῖνο ἄρα ἐστὶ καὶ κυρίως νοητὸν καὶ κυρίως τοῦς καὶ κυρίως ὀρεκτόν. Vergleiche James Harris Philosophical Arrangements c. 17. S. 428 sq. Philopon. fol. 50. 51.

Ich habe diese lange Stelle hergesetzt, nicht allein deshalb, weil der griechische Commentar des Alexander noch ungedruckt, sondern weil sie den Aristoteles richtig und in Uebereinstimmung mit dem auslegt, was er in der Seelenlehre vorträgt. Herr Biese faßt obiges ἀρχὴ δὲ ἡ νόησις – – – – – κατ' ἐνέργειαν so:

„Das Princip dieses Strebens ist nicht das Sinnliche, sondern die denkende Vernunft; denn was an sich schön ist, das ist ein Gedachtes, und der Gedanke wird nur von dem Gedachten bewegt. Das Gedachte bildet aber zu dem Gedanken der denkenden Vernunft die andere Reihe des an und für sich seyenden, und in dieser ist die Wesenheit das Erste, und unter den Wesenheiten wiederum diejenige, welche einfach für sich reine Thatigkeit ist, nämlich das Denken.“

Da ich mir nicht klar machen kann, was H. Bieſe — hier Hegel (14, 329) ganz beſonders folgend, gemeynt habe, ſo faſſe ich mit Alexander den Gedanken des Ariſtoteles kurz ſo: der Verſtand, — die Denkkraft wird von dem Denkbaren bethätigt; dieſes reizt und erregt ihn, ohne daß es ſelbſt bewegt noch verändert wird; ein Beyſpiel ſolcher νοητά ſind die mathematiſchen Lehrſätze, und die wahren — das τί ἦν εἶναι eines Dinges ausſagenden — Begriffe, zumeiſt aber die νόοι ſelbſt, und unter dieſen der höchſte ſubſtantiale, einfache und wirkthätige Geiſt. Dieſer folglich bewegt und erregt zumeiſt, ohne ſelbſt bewegt zu werden. In die Reihe des Denkbaren gehört aber auch das Gute und Schöne, die ja gleichfalls den Geiſt anregen und in Bewegung ſetzen; und auch hier erregt das Beſte (finis bonorum) natürlich zumeiſt, ohne ſelber bewegt zu werden. In dieſer Uebereinſtimmung als νοητόν jedwedes und als ἀκίνητον κινοῦν und als πρῶτον als τέλος demnach ſind ſie (τὰ αὐτά) einfach dieſelben. Dieß ſcheinen mir die Ariſtoteliſchen Worte zu ſagen, mit denen er nach obigem κατ' ἐνέργειαν fortfährt: ἔστι δὲ τὸ ἓν καὶ τὸ ἁπλοῦν οὐ τὸ αὐτό· τὸ μὲν γὰρ ἓν μέτρον σημαίνει, τὸ δὲ ἁπλοῦν πῶς ἔχον αὐτό. Ἀλλὰ μὴν καὶ τὸ καλὸν καὶ τὸ δι' αὐτὸ αἱρετὸν ἐν τῇ αὐτῇ συστοιχίᾳ, καὶ ἔστιν ἄριστον ἀεὶ ἢ ἀνάλογον τὸ πρῶτον. Ὅτι δ' ἐστὶ τὸ οὗ ἕνεκα ἐν τοῖς ἀκινήτοις, ἡ διαίρεσις δηλοῖ (ſ. oben)· ἔστι γάρ τινι τὸ οὗ ἕνεκα ὧν τὸ μὲν ἔστι, τὸ δὲ οὐκ ἔστι. Das höchſte Gut iſt zugleich das höchſte Denkbare, der höchſte Verſtand, iſt dasjenige, um deßwillen alles ſtrebt und wirkſam iſt; — dieß wars, was Ariſtoteles zu beweiſen hatte, und hiemit gethan zu haben denkt.

Die nächſte Frage iſt: wie es denn bewege? nicht als αἴτιον ποιητικόν (ſ. π. γεν. κ. φθ. I. 7 ext. p. 24. Sylb.), ſondern als αἴτιον τελικόν, ſagt Ariſtoteles; es bewegt als ἐρώμενον, als Geliebtes. Sein bloßes Daſeyn allein bewirkt die Bewegung und Thätigkeit in dem Andern, deſſen Weſen und Form ſie ſind; ſie ſind es aber dem oberſten Himmel — dem ἁπλανὴς οὐρανός. — Alexander ſagt zu d. St. Fol. 385 Vers. ſ. f. τὸ οὗ ἕνεκα ὅπερ ἐστὶ, τοῦτο ἐστὶ· τὸ δὲ τούτου ἕνεκα (das Mittel, hier der Kreislauf des Himmels) οὐκ ἔστιν ὅπερ ἐκεῖνο· τὸ γὰρ κινούμενον ἕνεκα τοῦ ἀγαθοῦ, οὐκ ἔστι τ' ἀγαθόν· τὸ γὰρ ἀγαθόν, ὅπερ ἐστὶ οὗ ἕνεκα, ἀγαθόν ἐστι· κινεῖται δὲ ἕως οὐ καταλάβῃ τὸ ἀγαθόν, καταλαβὸν δὲ ἵσταται· εἰ δὲ τὸ πρῶτον αἴτιον, ὅπερ τὸ πρῶτον ἀγαθόν ἐστι, ἄπειρόν ἐστι, (dieß iſt kein von Ariſt. hier gebrauchtes Prädikat oder Attribut; es liegt jedoch in πρῶτον und ἄριστον) οὐδέποτε ἂν τὴν ὁλότητα τῆς ἀγαθότητος αὐτοῦ, ὥστερ ἐπὶ τῶν μερικῶν ἀγαθῶν ἔχει, τὸ ἐφιέμενον αὐτοῦ καταλήψεται, διὰ τοῦτο ἀεὶ κινήσει ὡς ἐρώμενον ἀκατάληπτον. Als ſolches bewegt es der obere Himmel, und dieſer dann alles übrige. Dem Himmelsſtoff iſt aber die Kreisbewegung weſentliche und in ſeiner Natur nothwendige (π. ουρ. I. 2 u. 3.) Thätigkeit, und zu dieſer reizt und bewegt ihn das höchſte Gut, das unveränderliche ꝛc., das ſich nie anders verhalten kann und ſonach nothwendig iſt, ſowohl als conditio sine qua non des Wohles (τοῦ εὖ) wie auch weil dasſelbe ſich gar nicht ändern kann, ſondern ſchlechthin ſich ſo wie es iſt verhält. „Und von einem ſolchen Princip," ſchließt Ariſt., „iſt der Himmel und die ſublunariſche Schöpfung (οὐρανὸς καὶ φύσις) abhängig."

Ich vertraue, daß den meiſten Leſern, die nur einigermaſſen des Griechiſchen kundig ſind, und nur mit einiger Aufmerkſamkeit den Ariſtoteles anſehen mögen, die Richtigkeit der Erklärung aus der Sprache ſelbſt, wie aus der Ueberlieferung der attiſchen Ausleger einleuchten werde. Zur Vergleichung ſetze ich jedoch noch dasjenige hieher, was Hegel in den

Vorll. üb. Gesch. der Ph. Bd. 14. S. 328 flg. mit eben so viel Willkühr als Gewaltsamkeit daraus gezogen hat.

„Als das Wesen, das Wahrhafte, ist also zu setzen, was sich in sich selbst, also „im Kreise bewegt; und dieß ist nicht nur in der denkenden Vernunft zu sehen, sondern auch durch die That (ἔργῳ)", — d. i. es ist vorhanden, existirt realiter in der sichtbaren Natur. Dieß folgt aus der Bestimmung des absoluten Wesens, als thätigen, das in die Wirklichkeit, gegenständliche Weise, treten macht. Als das sich Gleiche, was sichtbar ist, ist dieß absolute Wesen „der ewige Himmel;" die zwey Wesen der Darstellung des Absoluten sind denkende Vernunft und ewiger Himmel. Der Himmel ist aber bewegt; „er ist aber auch ein Bewegendes." Da das Kuglichte „Bewegendes und Bewegtes ist, so ist eine Mitte, welche bewegt, das Unbewegte ist, — selbst zugleich eine Substanz und die Energie;" sie bestimmt dem Aristoteles den Kreis der in sich zurückkehrenden Vernunft, — mit neueren Bestimmungen gleichlautend. Das Unbewegte, was bewegt, — dieß ist eine große Bestimmung; das sich selbst gleichbleibende, die Idee, bewegt und bleibt in der Beziehung auf sich selbst. Er erläutert dieß folgendermaßen: „Sein Bewegen ist auf folgende Weise bestimmt. Dasjenige bewegt, was begehrt wird und gedacht wird; dieß, was begehrt wird und gedacht wird, ist selbst unbewegt," ruhend. Es ist Zweck; dieser Inhalt oder Zweck ist aber das Begehren und Denken selbst; solcher Zweck heißt Schönes, Gutes. „Was begehrt wird, ist das, was als schön erscheint" (gefällt), „dessen Gutes" oder Zweck, „was mit dem Willen gewollt wird, ist, was schön ist." Es ist als gegenständlich s Wesen gesetzt, was „wir a er begehren, weil es so erscheint," gegeben ist; „mehr als daß es so erscheint, weil wir es begehren." Denn dann wäre es schlechthin durch die Thätigkeit a esetzt; es selbst ist selbständig, unser Begehren wird erst erweckt. „Das" wahre „Princip ist" hierin aber „das Denken; denn der Gedanke wird von dem Gedachten bewegt." Der Gedanke hat Gegenstand; er ist das Unbewegte, welches bewegt. Aber dieser Inhalt ist selbst ein Gedachtes, so selbst Produkt des Gedankens; es ist unbewegt, und so ganz identisch mit der Thätigkeit des Denkens. Hier im Denken ist so diese Identität vorhanden; das welches bewegt wird, und welches bewegt, ist dasselbe. „Daß Gedachte aber" (man traut kaum seinen Augen) „ist die andere Reihe an und für sich selbst, ist sich selbst sein eigenes Element," — der als gegenständlich gesetzte an und für sich seyende Gedanke; „und dieses anderen Elements Substanz ist die erste; die erste Ursache ist einfach — nicht Eins — und die reine Thätigkeit." Die οὐσία dieses Gedankens ist das Denken; dieses Gedachte ist also die absolute Ursache, selbst unbewegt, aber identisch mit dem Gedanken, der von ihm bewegt wird. „Das Schöne und das Beste" (die Pflicht, das An und für sich seyende, Endzweck) „ist eben solches" — ein Unbewegtes, das bewegt. „Daß aber das Unwesenwillen zum Unbewegten gehört, zeigt der Begriff." „Was bewegt wird kann sich auch anders verhalten. Der Trieb (ὀρεξις) überhaupt ist die erste Veränderung; die erste ist die Kreisbewegung, diese aber wird von jenem bewegt." Jenes, der Begriff, principium cognoscendi, ist auch das Bewegende, principium essendi! er spricht es als Gott aus, und zeigt die Beziehung auf das einzelne Bewußtseyn."

So weit Hegel! Rec. kann nur dessen obige Worte wiederholen: „man traut kaum seinen Augen!" Indessen bey Hegel kann man die Hartnäckigkeit, mit der er seine Meynung von der Geschichte der Philosophie, wie er sie von vorne herein ausspricht, und die Gewaltsamkeit seiner Kunst sogar bewundern; wenn sich aber ein Historiker, der die Dokumente selber gelesen haben muß, dadurch berücken und bethören läßt, so ist das — unverzeihlich zum mindesten. —

Nur eines habe ich hier noch zu erinnern, was Hegel, und ihm nach, H. Biese verdreht, es ist: ἀρχὴ δὲ ἡ νόησις. Wir streben — ὀρεγόμεθα — und der Anfang ist das Denken, — Vorstellen — νόησις! Daß er gleich νόησις, und nicht ὄρεξις sagt, davon liegt der Grund in seiner psychologischen Ansicht, die er π. ψ. III. 9. von den Seelenvermögen oder Theilen ausspricht: πρὸς δὲ τούτοις τὸ ὀρεκτικόν, ὃ καὶ διανάμει ἕτερον ἂν δόξειεν εἶναι πάντων· (sc. τοῦ αἰσθητικοῦ, φανταστικοῦ, λογιστικοῦ u. s. f.) καὶ ἄτοπον δὲ τοῦτο διαιρεῖ· ἔν τε τῷ λογιστικῷ γὰρ ἡ βούλησις γίνεται, καὶ ἐν τῷ ἀλόγῳ ἡ ἐπιθυμία καὶ ὁ θυμός· ἔτι δὲ τρία ἡ ψυχή, ἐν ἑκάστῳ ἴσται ὄρεξις. Diese ist nicht in der Sache, sondern in der Anwendung und Richtung (εἶναι) verschieden — hier von der νόησις. Daß die νόησις aber in obiger Stelle nicht die des göttlichen Geistes, sondern des bewegtbewegenden meyne, ist klar. Die weitere Erklarung des

Wie? gehört aber in die Physik, namentlich in die Astronomie. Ich verspare daher das Uebrige bis zur Erscheinung des 2ten Theiles. Einiges andere aber wird hier im Verfolg vorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa.

(Schluß.)

Die Wanderungen der Springböcke (Antilope Euchore), bey welcher Art sie am häufigsten vorkommen, sind wegen der zahllosen Menge von Thieren am verheerendsten, indem sie alles Grün eben so verschwinden machen, als ob Heuschrecken-Heere darüber weggezogen wären.

„Hasen, Springhasen und andere Nager finden sich gleichfalls in großer Häufigkeit auf diesen Karroos; und bey der Menge pflanzenfressender Thiere läßt es sich leicht denken, daß es auch an Raubthieren, die jenen nachstellen, nicht fehlen wird. Wirklich wimmelt es von verschiedenen Arten solcher Bestien in Südafrika. Der Löwe, der Leopard und der Cheetah, (Felis jubata) suchen sich zu ihrer Beute die verschiedenen Arten von Antilopen und bisweilen auch den Chackma oder großen Pavian der Gegend, welcher nebst einer kleinen Meerkatze, Cercopitheeus erythropygus, das einzige vierhändige Thier in der Kolonie ist. Der Luchs und verschiedene kleinere Katzenarten stellen vorzüglich Vögeln und kleinen Baum-Säugethieren nach, deren sie sich durch Klettern auf Bäume oder durch's Schlüpfen durch das Gebüsch bemächtigen. Drey verschiedene Arten von Hyänen, am Kap Wölfe genannt, mit unzähligen kleinern Raubthieren streifen nach Leichnamen umher oder nehmen sonst, was sie überfallen und überwältigen können."

Dann folgen noch Beschreibungen oder kürzere Bemerkungen über solche Säugethier-Arten, die vom Vers. neuentdeckt, oder doch wenigstens selten sind; die neuen Arten sind jedoch nicht von ihm, sondern von Ogilby und Bennett benannt, und er wiederholt hier meist nur ihre Beschreibungen. Hieher gehören: Antilope ellipsiprymnus Og., Cynictis Steedmanii Og., Manis Temminckii Smuts, Erinaceus frontalis Benn, Hyaena villosa Smith, Proteles cristata, Antilope Oryx, Antilope strepsiceros, Camelopardalis, Alligator Cowieii Smith. *)

*) Auf S. 184 giebt der Verf. einen Auszug aus der Reise Bain's und Biddulph's, die im Jahr 1826 bis zu den Wanketsen vordrangen, und unter 25° 15' Br. 25° 25' L. am Flusse Loorolani eine Menge Wild, namentlich das weiße Rhinozeros antrafen; ein Thier, das uns noch ganz unbekannt ist, und über welches weiteren Aufschlüssen entgegen gesehen wird.

Das sechste und letzte Kapitel des dritten Abschnittes giebt Aufschlüsse über die Beweggründe, welche die Kaffern veranlaßten, zu Ende des Jahres 1834 die östlichen Länder der Kolonie unvermuthet zu überfallen, und unter Morden und Plündern zu verwüsten. Da diese Nachrichten vom Missionär Shaw herrühren, der seit mehreren Jahren unter den Kaffern lebt, und also die Verhältnisse am genauesten kennt, so wird man durch sie den Stand der Dinge am zuverlässigsten erfahren. Er giebt zwey Gründe an, welche den eben erwähnten Raubzug veranlaßt haben. Den einen findet er in dem moralischen Zustande der Kaffernstämme, indem sie nämlich sehr unbestimmte Begriffe vom Eigenthumsrecht haben, unbekümmert bey Zerstörung eines Menschenlebens sind und einen tiefgewurzelten Hang zum Viehdiebstahl zeigen. Den andern Grund findet Shaw in der schlechten Gränzpolizey der Kolonialregierung. Anstatt ein geregeltes System in den Gränzangelegenheiten festzusetzen, erlaubte man sich hinsichtlich derselben große Willkühr. Bald behandelte man die Kaffern mit Härte und Strenge, bald mit Milde und Güte. Zu Zeiten ließ man sie ihren gänzlichen Unteegang befürchten und wieder zu anderen erduldete man ungestraft die frechesten Räubereyen von ihnen. Kein direkter und offizieller Verkehr bestand zwischen den Kolonialbehörden und den Häuptlingen, und es existirte nicht ein einziger schriftlicher Vertrag, durch welchen die Kaffern gebunden worden wären. Dadurch entstanden manche Mißhelligkeiten, welche bey einem leidenschaftlichen kriegerischen Volke, das an Rauben und Morden gewöhnt ist, endlich den Ueberfall der Kolonie veranlaßten.

IV. Abschnitt. Dieser enthält einige Mittheilungen, welche der Vers. nicht aus eigener Erfahrung, sondern aus fremden Quellen genommen hat. Der Inhalt berichtet 1) die Expedition von Dr. Smith nach dem Innern von Afrika und die Abentheuer, welche einem Freunde desselben begegneten, 2) die Strandung des Schiffes Grosvenor und Schicksale der Mannschaft desselben, 3) Schilderung der Amaponda-Kaffern, und 4) authentische Berichte über den letzten Kaffernkrieg.

Eine besondere Zierde dieses Buches machen die schönen Holzschnitte und Steinzeichnungen aus, welche theils Thiere, theils Landschaften und Begebnisse darstellen. Von vorzüglichem Werthe ist die Karte von Südafrika.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nachdem Aristoteles das höchste Gut, das nothwendige Urwesen, den Urgeist erwiesen, so beschreibt er (S. 249 l. 1. sqq. Br.) seine διαγωγή, seine Thätigkeit in ihm selbst; — „es ist (sagt Hr. Biese S. 549 sq. in Note 2.) διαγωγή vorzugsweise der Zustand des rein beschaulichen Vernunftlebens, des speculativen Denkens, dessen Genuß die Seligkeit ist (s. oben S. 354 sq.) Man lese die lange Note S. 549 — 551 und die dort angeführten Stellen bey Aristoteles selbst und in H. Biese's speculativer Erörterung derselben. Ich wende mich zu H. Biese's Extract dieser Stelle und übergehe nur die Beziehungen auf das menschliche Leben, Denken, die Arist. einmischt, und die aus der Uebersetzung oben bekannt sind. Dieß absolute Wesen führt in seinem An und für sich seyn das vorzüglichste Vernunftleben — wie wir nur kurz —

„Die göttliche Thätigkeit dagegen ist als ungetrübter Genuß die Seligkeit. — Das Denken aber an und für sich, das sich auf sich selbst bezieht, ist ein Denken des an und für sich Besten, und das tiefste Denken, das Denken dessen, was an und für sich das Tiefste ist. Sich selbst aber denkt der Gedanke durch Aufnahme des Gedachten; denn er wird, indem er berührt und denkt, selbst das Gedachte so daß das Gedachte und das Denken Eins ist; erst in dieser Identität findet die reine ungestörte Thätigkeit statt, und diese ist im höheren Grade das Göttliche, als das was die denkende Vernunft nur als Anlage Göttliches zu haben wähnt. Die Thatigkeit selbst, die Speculation ist das Genußreichste und Höchste.“ —

Daß Aristoteles die Identität des Gedankens und des Gedachten lehre, ist an unserer Stelle offenbar; und dieselbe Identität spricht er auch sonst oft und namentlich π. ψ. III. 7. aus: τὸ αὐτό δ' ἐστιν ἡ κατ' ἐνέργειαν ἐπιστήμη τῷ πράγματι u. s. w. — hier freylich in anderer Beziehung. Daß er recht habe, dessen kann sich jeder, wenn nicht in anderen Gebieten, wenigstens in der Mathematik, in der Geometrie, am leichtesten und klarsten überzeugen; der Geist im geometrischen Denken ist Subject und Object zumal, nur nicht in derselben Beziehung (κατὰ τὸ αὐτό). Dieß vorausgesetzt finde ich gleichwohl mehrere Schwierigkeiten, die vielleicht Hr. Biese lösen kann, — Schwierigkeiten, nicht im Text, sondern nur in der Vorstellung nach ihrem allseitigen Zusammenhang, zumal wie Hr. Biese in der eben angeführten Stelle den Geist der Aristotelischen Theologie zusammengedrängt hat, wo er uns nach allen beygebrachten Stellen noch insbesondere auf dieses Kapitel verwiesen. — Gott denkt, — er denkt das Schönste und Beste; — er denkt sich, denn Er ist das Schönste und Beste; und der Gedanke muß mit dem Gedachten identisch — dasselbe seyn. Denkt er auch die Welt? Nach Hn. Biese allerdings, in wiefern „sein Denken ist That, und seine Thaten sind die lebensvollen Principien, welche von dem Materiellen erstrebt werden, und die schaffend und wirksam sich durch alle Sphären des Universums hindurch ziehen, sie ordnen, beleben und beseelen.“ (S. 352.) Das finde ich in keinem Worte unseres Kapitels. Zwar sind die Formen der Naturdinge durchaus das Höchste und Beste und Schönste

— eben für das Geschöpf selbst, das unvollkommen – ἀτελὴς – ist, bis es seine Form, seine Vollendung erreicht hat. Auf den ausgeprägten Formen beruhet die Schönheit der Natur c. μ. l. 1., und darum sagte Heraklit ebd. (c. 5. S. 14. l. 20) zu den Fremden: εἰσιέναι θαῤῥοῦντας· εἶναι γὰρ καὶ ἐνταῦθα (πρὸς τῷ ἱπνῷ) θεούς· οὕτω (fährt Arist. in seinem eigenen Namen fort) καὶ πρὸς τὴν ζήτησιν περὶ ἑκάστου τῶν ζώων προϊέναι δεῖ μὴ δυσωπούμενον, ὡς ἐν ἅπασιν ὄντος φυσικοῦ καὶ καλοῦ· τὸ γὰρ μὴ τυχόντως, ἀλλ' ἕνεκά τινος ἐν τοῖς τῆς φύσεως ἔργοις ἐστὶ καὶ μάλιστα· οὗ δ' ἕνεκα συνίστηκεν ἢ γέγονε τέλους, τὴν τοῦ καλοῦ χώραν εἴληφεν. Denkt denn aber Gott die Naturformen? vielleicht, in wie fern sie schön sind? Allein mir ist keine Stelle erinnerlich, wo von Gott gesagt würde, er denke Formen (εἴδη) so entweder die reinen selbstständigen Formen, die εἴδη χωριστὰ καὶ νοητά; oder die aus der Natur entsprossenen, durch die Materie hindurchgegangenen und von ihm erst abgezogenen Formen, wie sie der menschliche Geist auch aus der Natur ziehet, indem er zu dem λόγος derselben, zu ihrem τί ἦν εἶναι eindringt und sie sich aneignet, assimilirt, identificirt. —

Die erste Voraussetzung angenommen, so kann dann Gott richtig τόπος τῶν εἰδῶν und εἶδος εἰδῶν genannt werden, was Aristoteles vom menschlichen Geiste gesagt auch billiget; — und das θεῖον und θειότατον ἐν ἡμῖν (Eth. Nicom. X. 7, 1) das ja zur Seele wie das Licht zum Auge hinzukömmt, könnte eine solche Form, divinae particula aurae seyn, wenn man darin, in diesem aus Gott heraus und an die Seele Ueberspringen oder Uebertragen, nicht eine ἐξωτερικὴ πρᾶξις und anderes mehr sehen will, dergleichen von Gott oben negirt worden ist. Indessen eine nähere Erklärung kommt bey Aristoteles und Diese hierüber nicht vor; auch käme diese Vorstellungsart in manchen Puncten der platonischen Ideenlehre zu nahe, der doch Aristoteles überall ausweicht, die er überall bekämpft, die ihn wahrscheinlich zu seinem Kapitalsatz, zur Unterscheidung des ἐνεργείᾳ ὄν und δυνάμει ὄν geleitet hat. Diese hat er an die Stelle des alten, für ihn nur als etwas überliefertes geltenden, Gedankens vom ὄν und μὴ ὄν gesetzt; auf jener tiefen Unterscheidung beruhet sein ganzes Lehrgebäude. — Unter jener Voraussetzung gilt dann auch vom Aristotelischen Gott, was Platon nach Plutarch Symp. VIII. 2, 1 gesagt haben soll: ὁ θεὸς ἀεὶ γεωμετρεῖ, man könnte hinzusetzen εἰδοποιεῖ u. dgl.

Allein dieß hat hier vorerst weniger Einfluß, und wir wenden uns zum zweyten Fall, demnach Gott auch die Naturformen denkt. Diese ruhen aber in der Natur selber ursprünglichst, sind und sind wieder nicht ἄνευ γενέσεως καὶ φθορᾶς, wie Aristoteles sehr richtig sagt; und eben diese Formen machen das eigentliche Wesen (οὐσίαν) der Natur aus, ακρ. I. 8 u. 9 II. 1 sqq. und überall. Sie können eben deshalb auch gar nicht, wenn man so sagen darf vor der Ewigkeit (ἀϊδιότης) von Gott in die Natur gelegt worden seyn; denn außerdem, daß davon Aristoteles kein Wörtchen sagt, so träfe diese Annahme zu nahe mit der so viel und hart bestrittenen Ideenlehre Plato's zusammen. Denkt demnach Gott die Naturformen, so denkt er sie entweder so, wie unser, der menschliche Geist sie denkt und zur Erkenntniß bringt — erst durch sinnliche Aufnahme, durch deren Gestaltung im νοῦς παθητικὸς und endlich durch deren Ergründung und Durchschauung nach ihrem τί ἦν εἶναι im νοῦς ποιητικὸς und θεωρητικός. Allein zudem, daß wie Sinne so νοῦς παθητικὸς Gott nicht zukommen, so würde er, ehe er diese εἴδη aus der Natur aus und abgezogen und in sich aufgenommen, mit sich identificirt hatte, nur δυνάμει νοῦς nicht ἐνεργείᾳ νοῦς gewesen seyn, es wäre gar keine Form, überhaupt keine Welt da gewesen, — zeitlich zu reden. — Oder er hatte und

war dieſe Naturformen rein für ſich und gleichſam a priori durch eine abſolute, oder durch eine präſtabilirte Harmonie. In beyden dieſen Fällen mußte wohl ein fatum, eine *Εἱμαρμένη*, *Πεπρωμένη* über Gott und Natur walten, wovon keine Spur im Ariſtoteles. Aber nach dieſem braucht Gott auch deren nicht; — weder um ſie zu haben — er hat die Genüge an ſich ſelber; — noch um ſie zu geben; die Natur trägt ſie in ihrem Schooß; genug, daß er durch ſein bloßes Daſeyn beweget, bethätiget, als Geliebter reizet, nicht etwa geradehin zu ihm zu kommen, ſich mit ihm zu vereinigen, ſondern dazu reizet, daß jegliches Weſen ſein eigentliches Innere herauskehre, ſeine eigene Form, Schönheit und Vollendung zum Vorſchein bringe. Soll etwa Gott, der höchſte abſolute Geiſt, nicht genug in ſich ſelber haben, um zu denken? das wird H. Bieſe gewiß nicht ſagen; hat ja der menſchliche Geiſt ſchon ſo viel in ſich, um — in der reinen Mathematik eine wie unermeßliche und unendliche Wiſſenſchaft auszubilden. Ich nenne die Mathematik nur weil ſie am allgemeinſten als reine und ſogar aprioriſche Wiſſenſchaft nach Form und Gehalt anerkannt iſt.

Auf eine Weiſe, die ſonach unſerem mathematiſchen Denken zunächſt entſpricht, ſchreibt Ariſtoteles, meines Bedünkens, dem abſoluten Geiſte lauteres und mit ihm ſelber identiſches Denken zu. Wie dieſes auf die ewige Natur wirken, d. h. ſie reizen könne, davon ſpäterhin. Ich habe vorher noch einiges an einer Stelle Hr. Bieſes auszuſetzen, wo er ſagt: S. 547:

„Nach Ariſtoteles iſt das Denken der göttlichen Vernunft das ſich in ſich ſelbſt bewegende, denn der Geiſt verhält ſich denkend zu der gegenſtändlichen Welt nicht wie zu einem anderen, ſondern ſeine Richtung auf das Objective iſt zugleich die Rückkehr in ihn ſelbſt, wie die Kreisbewegung in ihren Anfang zurück und nicht aus ſich ſelbſt hinausgeht: daher ſagt Ariſt. de an. l. 3., wo er die Anſicht Platons widerlegt, daß die Seele dasjenige ſey, was ſich ſelber bewege, oder bewegen könne, „nicht die empfindende und begehrende Seele iſt eine ſolche Kreisbewegung, ſondern nur die denkende Vernunft, welche das Weltall bewerkſtelligt. (Ar. l. l. 3. 12. *Τοῦ γὰρ παντὸς δῆλον ὅτι τοιαύτην εἶναι βούλεται οἷον ποτ' ἐστὶν ὁ καλούμενος νοῦς· οὐ γὰρ δὴ οἷόν γ' ἡ αἰσθητικὴ, οὐδ' οἷον ἡ ἐπιθυμητικὴ· τούτων γὰρ ἡ κίνησις οὐ κυκλοφορία.*) Außerdem bemerkt Ariſtoteles, daß die einzelnen Thätigkeiten des endlichen Denkens in ſich begrenzt ſind: die praktiſche durch das als Zweck angeſtrebte Object, die theoretiſche durch Beweis und Definition (ſ. l. l. §. 15. und vgl. oben 297 Anm. 1.).

Zuerſt, daß das Denken der göttlichen Vernunft das ſich in ſich ſelbſt Bewegende ſey; dieß iſt kein Ariſtoteliſcher Ausdruck (Kategorie); er ſagt immer nur *ἑαυτὸν νοεῖ*, nicht *κινεῖ*; wo er dieſes verbum vom Denken transcendent gebraucht, da folgt und hat er anderer Syſteme Sprachgebrauch im Auge; daher erwähnt er, ſo vielfältig er die *κίνησις* als *πολλαχῶς λεγόμενον* nach ihren Arten auseinander leget, dieſes metaphoriſchen, transcendenten Gebrauches bey keiner dieſer Gelegenheiten, cf. *ακρ.* VII. 3; das Denken ſo wenig als die Tugend iſt eine *κίνησις*. Ferner, der Geiſt verhält ſich denkend zu der gegenſtändlichen Welt nicht nur nicht wie zu einem anderen, ſondern er verhält ſich gar nicht zu ihr, ſondern nur zu dem *εἶδος* oder *φάντασμα*, zu der Vorſtellung, die ihm *τὸ φανταστικόν*, die ihm der *νοῦς παθητικὸς* zubereitet liefern. Demnach nur vermittelſt des Sinnes, vermittelſt der Sinnlichkeit, die das *αἴσθημα* liefert, und vermittelſt des *φανταστικόν* verhält ſich der denkende Geiſt zu der gegenſtändlichen Welt. Dieſe iſt aber auf jenem Weg und Durchgang ſchon ein Subjectives geworden, ehe der denkende Geiſt ſich geregt hat.

In dem nächſtfolgenden endlich ſind zwey Verſehen begangen; einmal, weitgefehlt, daß Ariſtoteles die Richtung des Geiſtes auf das Objective zugleich als Rückkehr in ihn ſelbſt, ähnlich der Kreisbewegung anſehen ſollte, ſo rügt er im Gegentheil dieſe Ausdrucks- und Vorſtellungsweiſe des Plato als der Sache, dem Denken zuwider, wie die Fortſetzung ſeiner Beſtreitung des Plato deutlich lehrt.

(Fortſetzung folgt.)

Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, il tutto raccolto ed illustrato con brevi cenni biografici delli autori meno conosciuti, da Sebastiano Ciampi correspondente attuale di scienze, lettere etc. dell' Imp. R. Commissione della istruzione pubb. del regno di Polonia. Firenze per Leopoldo Allegrini e Giov. Mazzoni stampatori nella badia fiorentina. 1834 (Dec. 1835) gr. 8. 364 S.

Ref. empfiehlt mit dieser Anzeige dem Publikum ein Buch, das zu den erfreulichsten literarischen Erscheinungen des heutigen Italiens gehört. Es ist die Frucht 16 jähriger, unausgesetzten Forschens in allen bedeutenden Bibliotheken Italiens (der vatic., barber., chigian., corsin. in Rom; der ambros. und trivulz. in Mailand; der von S. Marco in Venedig; der laurenz., magliabr. u. a. in Florenz), in dem k. Archive von Turin, dem geheimen medicinischen in Florenz und in den öffentlichen und Privatarchiven und Bibliotheken Polens, eine Reihe der interessantesten, meist unbekannten Dokumente, in mehr als 670 Artikeln alphabetisch geordnet, die sich sämmtlich auf die wechselseitige Verbindung Polens und Rußlands mit Italien beziehen. Der Verf., früher Professor der griechischen Literatur an der Universität in Pisa, dann in gleicher Eigenschaft von dem Gouvernement des damals noch bestehenden Königreichs Polen an die Universität Warschau berufen, hatte, in seine Heimath Toscana zurückgekehrt, theils im Auftrag der polnischen Regierung, theils aus freiem Antriebe seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt, der, so unfruchtbar, ja paradox er auf den ersten Anblick erscheinen möchte, von nicht wenig erheblichem historischen Interesse ist, und zu dessen gründlicher Erforschung Niemand geeigneter war, als der Verfasser des vorliegenden Buches. Früchte dieser Untersuchungen waren die Italiani in Polonia, die notizie dei secoli XV. e XVI. sull' Italia, Polonia e Russia colle vite di Bona Sforza de' duchi di Milano regina di Polonia, e di Giovanni de' Medici detto delle bande nere, und vor allem das Werk über den falschen Demetrius, die sämmtlich von unermüdetem Fleiße und einem äußerst glücklichen Takte in Auffindung und Zusammenstellung werthvoller Dokumente zeugen. Das gemeinsame Resultat aller dieser Forschungen ist das vorliegende Buch.

»Nachdem Rußland, sagt der Verf. in der Vorrede, die christliche Religion von den Griechen angenommen hatte, empfing es mit der Religion auch Wissenschaft und Künste und berief seit dem 15 Jahrhunderte Künstler und Gelehrte aus Italien zu sich. Polen empfing mit dem lateinischen Cultus seine Bildung vorzüglich aus Italien. Beyde kriegerische Nationen, Polen und Russen, wie sie den Römern gleich nach militärischem Ruhme strebten, empfingen auch wie sie, vom Auslande Unterweisung in Wissenschaft und Kunst, die nirgends mehr als in Italien blühten. Wie einst die Römer Griechenland besuchten, so aus gleichen Zwecken die Polen Italien. Ita, schrieb der berühmte Stanislaus Resci dem ital. Dichter Simone Simonide, ita nostrorum vestigiis detrita, ita pervia facta in Italiam via est, ita crebris oppidis, tabernis, hospitiis distincta et coaedificata videtur Silesia, Moravia, Austria, Stiria, Carinthia, ut quasi quoddam «suburbium Italiae videantur. Die Universitäten Italiens zählten Tausende von Polen, die daselbst die Wissenschaften erlernen oder darin sich ausbilden wollten. Es war fast kein polnischer Standesherr, der nicht in Padua den Doctorhut genommen hätte. Daselbst gab es Rectoren und Professoren polnischer Nation. Die Bibliotheken und Archive von Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel ꝛc. sind voll von Denkmälern berühmter Polen, wie umgekehrt dasselbe von Italienern in Polen statt findet.»

Die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Correspondenzen beziehen sich auf folgende Punkte:

1. Nachrichten und Beschreibungen aller Bücher und Handschriften allgemein wissenschaftl., histor., kirchl., polit. und militärischen Inhalts, insofern sie die obenbezeichneten Länder betreffen und von Italienern verfaßt sind.
2. Desgleichen von Seite der Polen in Italien.
3. Nachrichten über classische lat. und italien. Schriftsteller, gedruckte oder ungedruckte, in's Polnische übersetzt oder commentirt.
4. Biographische Nachrichten über Schriftsteller und andere berühmte Männer Italiens, die sich in Polen oder Rußland aufhielten.
5. Wissenschaftliche Arbeiten und anderweitige Bemühungen ital. Jesuiten in jenen Ländern.
6. Nachrichten über die Socinianer in Polen.
7. Nachrichten über bekannte oder bis jetzt unbekannte ital. Künstler in jenen Ländern oder über polnische und russische in Italien.
8. Nachrichten allgemein wissenschaftlichen, historischen, geographischen, diplomatischen, commerciellen Inhaltes, der ganzen Anlage dieses Werkes angemessen; Nachrichten über Bücher und Manuscripte in slavischen Dialecten abgefaßt und in Italien herausgegeben oder daselbst in Bibliotheken befindlich.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach den vorhin von Hrn. Biese selbst aus π. ψ. I. 3, §. 12. angeführten Worten: τούτων γὰρ ἡ κίνησις οὐ κυκλοφορία, fährt Aristoteles unmittelbar (§. 13) so fort: ὁ δὲ νοῦς εἷς καὶ συνεχής, ὥσπερ καὶ ἡ νόησις· ἡ δὲ νόησις τὰ νοήματα· ταῦτα δὲ τῷ ἐφεξῆς ἓν ὡς ἀριθμός, ἀλλ' οὐχ ὡς τὸ μέγεθος (Nachdem Arist. a. a. O. §. 11. den Begriff und die Anschauung Platos von der Weltseele angegeben, so beginnt er §. 12. die Widerlegung mit πρῶτον μὲν οὖν οὐ καλῶς τὸ λέγειν τὴν ψυχὴν μέγεθος εἶναι· τὴν γὰρ τοῦ παντὸς δῆλον ὅτι u. s. w., s. oben. Dieß also hat er bis hieher erwiesen; die Seele ist nicht μέγεθος, continuirliche Größe, wie sie, meynt Aristoteles, seyn müßte, wenn sie kreisend dächte.) Er fährt fort: διόπερ οὐδ' ὁ νοῦς οὕτω συνεχὴς ἀλλ' ἤτοι ἀμερὴς ἢ οὐχ ὡς μέγεθος τι συνεχής. Nachdem nun Aristoteles im Verlaufe des weiteren §. 13. und im §. 14. die Schwierigkeiten entgegengehalten, wie der Geistkreis die Dinge denken mag, so fährt er §. 15. fort: ἀναγκαῖον δὲ τὸν νοῦν εἶναι τὸν κύκλον τοῦτον· (nach Plato) νοῦ μὲν γὰρ κίνησις νόησις, κύκλου δὲ περιφορά· εἰ οὖν ἡ νόησις περιφορά, καὶ νοῦς ἂν εἴη ὁ κύκλος, οὗ ἡ τοιαύτη περιφορὰ νόησις. ἀεὶ δὲ δή τι νοήσει· δεῖ γάρ, εἴπερ ἀίδιος ἡ περιφορά· τῶν μὲν etc. — Er zeigt, daß der Geist, der praktische durch den Endzweck, der theoretische durch Definition und Beweis begränzt sey; daß wenn sie auch nicht begränzt sind, (wie in der Mathematik der Fortschritt nicht begränzt ist), so kehren sie doch nicht in den Anfang zurück, ἀλλ' οὐκ ἀνακάμπτουσι γε πάλιν ἐπ' ἀρχήν, προσλαμβάνουσαι δ' ἀεὶ μέσον καὶ ἄκρον (Ober- und Unterlatz im Schluß) εὐποροῦσιν, sondern gehen in gerader Linie fort! ἡ δὲ περιφορὰ πάλιν ἐπ' ἀρχὴν ἀνακάμπτει· οἱ δ' ὁρισμοὶ πάντες πεπερασμένοι. Ἔτι εἰ ἡ αὐτὴ περιφορὰ πολλάκις δείκνυσι πολλάκις νοεῖν τὸ αὐτό. Ἔτι δ' ἡ νόησις ἔοικεν ἠρεμίσει τινὶ καὶ ἐπιστάσει μᾶλλον ἢ κινήσει. — Sind diese Worte nicht deutlich genug? sprechen sie des Arist. Ansicht vom Denken nicht unumwunden aus? Mir wenigstens sind sie so klar und bestimmt und entscheidend gegen das Vorgeben des Hrn. Biese, daß ich andere Stellen nicht nachweisen mag. Es liegt auch nicht am endlichen Denken, wie sich H. Biese einzubilden scheint; Aristoteles spricht ganz allgemein vom Denken, und hier gar vom Denken des Platonischen Weltgeistes, und gesteht diesem so wenig ein rundes kreisendes Denken zu, als seinem primus motor immotus, dessen διαγωγὴ eben und dessen jetzt oft citirte νόησις νοήσεως νόησις (Metaph. Λ. 9. p. 255. Br.) eben wohl etwas anderes noch seyn wird als das reine speculative Denken, wie es H. Biese im Sinne seiner Schule ausspricht. Davon noch weiterhin.

Das zweyte Versehen ist, daß Hr. Biese hier

vom Denken der göttlichen Vernunft (das iſt wohl der Vernunft Gottes?) ſpricht, wo Ariſtoteles die Platoniſche Weltſeele beſtreitet, ohne zu bemerken, daß die Platoniſche Weltſeele eben als Geſchöpf von dem Schöpfer ſehr weit abſtehet. Uebrigens ſagt Plato Tim. p. 34. A. wo er nur erſt ſeinen Begriff, ſeine Anſchauung von der Welt darlegt, die er dann κατὰ τὸν εἰκότα λόγον zu erklären darangeht, allerdings: κίνησιν ἀπένειμεν ὁ θεὸς αὐτῷ (κόσμῳ s. οὐρανῷ) τὴν τοῦ σώματος οἰκείαν, τῶν ἑπτα (ib. p. 43. Bewegung nach 1) vorne, 2) hinten, 3) rechts, 4) links, 5) aufwärts, 6) abwärts, 7) im Kreis) τὴν περὶ νοῦν καὶ φρόνησιν μάλιστα οὖσαν· διὸ δὴ κατὰ ταὐτὰ ἐν τῷ αὐτῷ καὶ ἐν ἑαυτῷ περιαγαὼν αὐτὸν ἐποίησε κύκλῳ κινεῖσθαι στρεφόμενον, τὰς δὲ ἓξ ἁπάσας κινήσεις ἀφεῖλε καὶ ἀπλανὲς ἀπειργάσατο ἐκείνων. Ob das was hier Plato zunächſt nur von der Welt als Körper ſagt, nothwendig wörtlich zu nehmen ſey, ob nicht ſelbſt in dem περὶ νοῦν – μάλιστα οὖσαν eine Hindeutung auf die Symbolik des Ausdrucks liege, das hier zu unterſuchen liegt nicht ob; die Erklärung aber hat an dem was Plato S. 37., verglichen mit anderen Dialogen, lehret, einen feſteren Boden, trifft aber, wie ſie auch ausfalle, in keinem Fall das Denken der göttlichen Vernunft des Demiurgos, ſondern nur der Weltſeele. — Nur dieß eine will ich bemerken, daß Platon die Conſequenzen des Ariſtoteles durch den zu Anfang ſchon angeführten Satz von der Spannung der Weltſeele von der Weltmitte aus durch das All hindurch und von außen her wohl zurückweiſen könnte, indem ſie, wenn auch im Kreis denkend, darum ſo wenig zum μέγεθος, zur ausgedehnten Größe wird, als der menſchliche Geiſt darum eine ſtätige Größe iſt, weil er in der Geometrie ſtätige Größen denket.

Nachdem nun Ariſtoteles das primi motoris immoti διαγωγὴν mit obigem erörtert hat, ſo fährt er S. 249, 15 Br. fort: καὶ ζωὴ δέ γε ὑπάρχει, ἡ γὰρ νοῦ ἐνέργεια ζωή, ἐκεῖνος δὲ ἡ ἐνέργεια· ἐνέργεια δὲ ἡ καθ' αὑτὴν ἐκείνου ζωὴ ἀρίστη καὶ ἀΐδιος· φαμὲν δὲ τὸν θεὸν εἶναι ζῶον ἀΐδιον ἄριστον· ὥστε ζωὴ καὶ αἰὼν συνεχὴς καὶ ἀΐδιος ὑπάρχει τῷ θεῷ· τοῦτο γὰρ ὁ θεός. Hier iſt alles klar; nur daß Gott ungeachtet er οὐσία χωριστὴ iſt, dennoch ζῶον ἀΐδιον etc. heißt, könnte einem mißbehagen. Indeſſen das φαμὲν δὲ deute ein ſolcher nur als: der gemeinläufige und übliche Ausdruck iſt: τὸν θ. ε. ζ. α. α., ſo hat er ſich vielleicht Genüge gethan; wenn nicht, ſo denke er eben Welt und Gott zuſammenbehäbig, wie Leib und Seele im Thier; nur daß Gott nicht die ἐντελέχεια σώματος ὀργανικοῦ etc. iſt, wie es die Seele iſt π. ψ. II. 1. cf. Athenagorae Leg. pro Christ. pag. Col. 7, B u. 15 D. ἀκρ. φυσ. VII. 2 pr. etc. Denn die Seele vergeht mit dem Körper, Gott aber erhält die Welt in ihrem Seyn.

Der bis hieher geduldige Leſer kann nicht froher ſeyn, als es der Unterzeichnete iſt, dieſe Arbeit des Berichtigens überſtanden zu haben. Nur noch eine kleine Geduld und wir ſind für dießmal am erwünſchten Ziele.

Nachdem Ariſtoteles ſo im 7. Kap. die Nothwendigkeit des unbewegtbewegenden Urgeiſtes, ſeine Thätigkeit und Beſchäftigung in ihm ſelbſt und ſein Leben erwieſen und geſchildert hat, ſo frägt er im 8ten Kapitel S. 250 Br. fgg.: Wie viel es ſolcher unbewegt bewegender geiſtiger Weſen gebe? Die früheren haben darüber nichts beſtimmt, und „die Anhänger der Ideenlehre“, läßt Hr. Bieſe den Ariſtoteles ſagen, „bewegen ſich zu ſehr in abſtracten Beſtimmungen und gehen nicht näher auf das Concrete ein.“ — Wie nun Ariſtoteles vorhin den primus motor immotus aus der ewigen Bewegung des oberen Himmels, a posteriori bewieſen hat, ſo thut er auch hier weiter, er beweiſet die Zahl der Aſtralgeiſter aus der zur Erklärung

der Bewegungen der Sonne und der anderen Planeten, ihrer Stillstände, Vor- und Rückläufe nothwendigen Zahl der Sphären, deren je eine eben so ein in sich selbst schlechthin thätiger und unbewegt bewegender Geist zum Kreislauf reizet, dergleichen einer den Fixsternhimmel kreisen macht. Er faßt kurz sein Räsonnement zusammen, indem er sagt: „Wir aber nach unseren Voraussetzungen und Bestimmungen sagen: Das Princip und das Erste aller Dinge sey unbewegt sowohl an sich als nebenher (κατὰ συμβεβηκός); so ist die Seele an sich unbewegt, weil sie in keinem Orte ist; sie ist aber nebenher u. κατὰ συμβ. bewegt, wiefern nämlich der Körper bewegt wird, in dem sie ist (π. ψ. I. 1.); dasselbe bewegt und erregt die erste ewige und eine Bewegung (die eine Kreisbewegung des ἀπλανὴς οὐρανός). Weil aber das Bewegte nothwendig von etwas bewegt wird, und das erste Bewegende an und für sich unbewegt seyn muß, weil ferner die ewige Bewegung von einem ewigen, und je Eine (Bewegung) von je Einem (unbewegt bewegenden Verstand oder Geist) bewegt seyn muß; weil wir endlich außer der einfachen Bewegung des Alls, die nach unserer Lehre von der ersten und unbewegten Wesenheit herrührt, noch andere ewige Bewegungen sehen, die der Planeten nämlich (ewig aber und unstät — ἄστατον — nie ruhend ist der kuglichte Körper wie in den physikalischen Büchern bewiesen worden): so muß auch jede dieser Bewegungen von einer an und für sich unbewegten und ewigen Wesenheit ausgehen. Denn einmal die Natur — φύσις — Stoff — der Gestirne ist ein gewisses ewiges Wesen (οὐσία) und das Bewegende ist ewig und früher (vorzüglicher πρότερον. Categ. c. 9. p. 53. 54. Sylb. Coll. Metaph. Δ. 11 p. 83 — 102 Br.); sonach muß auch was früher und vorzüglicher als das Wesen, selber ein Wesen (οὐσία seyn.

Hieraus erhellet, daß es eben so viele und

ihrer Natur nach ewige und an und für sich unbewegte Wesen ohne alle Ausdehnung geben müsse, aus dem vorhin angeführten Grunde. Daß es demnach solche Wesen giebt, und welche derselben die erste, welche die zweyte in Uebereinstimmung mit der Ordnung der Umläufe der Gestirne, dieß ist offenbar. Τὸ δὲ πλῆθος ἤδη τῶν φορῶν ἐκ τῆς οἰκειοτάτης φιλοσοφίας τῶν μαθηματικῶν ἐπιστημῶν δεῖ σκοπεῖν, ἐκ τῆς ἀστρολογίας!

(Fortsetzung folgt.)

Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, etc.

(Fortsetzung)

Der vorliegende Band geht von A — M incl. Um soviel als möglich des Merkwürdigsten in Kürze zu geben, hebt Ref. folgende Punkte hervor:

1. Artikel, die Ausbreitung und Hemmung der Reformation in Italien betreffend: S. 5. 25. 153. 177. 255. 500. 534., wodurch M' Crie's Geschichte der Reformation in Italien, ein Buch, das viele irrige Angaben hat, oftmals wesentlich berichtigt, die Geschichte mit vielen schätzenswerthen Aufschlüssen bereichert wird. Unter andern theilt der Verf. einen gedrungenen Bericht Nofri Camajoni's an Cosimo I. mit, der von den ersten Spuren einer socinianischen Verbindung Kunde giebt. Unter den Personen, die daran Theil nahmen, Carl, Camillo und Fausto Sozzino, 4 andere Nobili, ein Buchhändler, ein Schneider, ein Lederarbeiter ꝛc., die sich selbst durch Versprechung der bisherigen kirchlichen Gebräuche kenntlich machten. Andere, weitläufigere Nachrichten hat der Verf. noch zurückbehalten, um sie im zweyten Bande an dem geeigneten Orte folgen zu lassen. (a)

2. B. 83. der Historiker Bzovius. Es ist bekannt, daß Maximilian I. von Baiern sich bitter über die Ver-

a) Dicono, heißt es in dem Schreiben vom 5. Sept. 1558, che per le chiese sono stati visti udire solo il Vangelio, et poi voltare le spalle al Sacramento con atti et altre dimostrazioni derisorie del comune culto divino, et ragionar del purgatorio in

unglimpfung seines Ahnherrn, Kaiser Ludwigs, durch jenen Schriftsteller beklagte und darüber so erbittert wurde, daß er durch Graf Herwart den geschmähten Kaiser in einer eigenen Schrift vertheidigen ließ. Weniger bekannt aber ist, daß er noch fühlbarere (b) Maßregeln zu gebrauchen beschloß und den ganzen Dominikanerorden, zu welchem Bzovius gehörte, aus seinem Lande zu vertreiben drohte und sich erst besänftigt erklärte, als in einer neuen Ausgabe die ärgerlichen Stellen ausgelassen wurden. Da aber derselbe Mönch Originalpapiere erhalten, wodurch sich Aufschlüsse über Lorenzo il Magnifico, die Unruhen durch Savanarola ꝛc. ergaben, die der Familie Medici nachtheilig seyn mochten, dann gesagt hatte, P. Clemens VII. sey durch Simonie erwählt worden, so glaubte Francesco Niccolini, flor. Geschäftsträger in Rom, welcher hievon Wind bekommen hatte, noch ehe Bzovius sein Manuscript in den Druck gegeben, die Interessen seines fürstlichen Hauses dadurch so gefährdet, daß er für das Gerathenste hielt, mit dem Mönche selbst in's Geheim zu unterhandeln, (c)

worauf nicht nur sogleich die Schrift so zum Lobe des Hauses Medici umgearbeitet wurde, „daß in dieser Hinsicht gar nichts mehr zu wünschen übrig blieb," sondern auch von nun an der Mönch sein Manuscript, eh' es in den Druck gegeben wurde, Niccolini übergab, der es seinem Herrn zur Durchsicht, Correctur ꝛc. überschickte, andererseits aber in aller Stille dem Mönche 150 Piaster zustellte, damit nicht wieder Lärm entstünde, „wie als Bzovius von dem Herzoge von Savoyen (d) 200 Doppien erhalten hatte, damit er von P. Amadeus aus dem Hause Savoyen weniger Uebles sage." Der Mönch stattete seinen unterthänigsten Dank ab und versprach, dem erhabenen Hause Medici fortwährend zu dienen und das Manuscript seiner Geschichte zu überschicken. (e)

3. Unterhandlungen verschiedener Päpste mit den Czaren zur Einführung der kathol. Religion in Rußland. (6. G. 26. 50. 52. L. 15.) Ein russischer Beamte, welcher sich im verflossenen Winter in Rom aufhielt, vermochte den gegenwärtigen Präfekten des vaticanischen Archiv's, ihm alle Urkunden in Abschrift zukommen zu lassen, welche sich auf Rußland beziehen.

(Schluß folgt.)

burla, et un di loro parche una mattina trovandosi alla predica d'un prete Teatino o Riformato, che conteneva del purgatorio, subito si parti ridendo, e dicendo che non voleva star più ad udire simili favole, oltre al parlar poco convenientemente dell' autorità della Sedia Apostolica.

b) Aus dem Briefe Fr. Niccolini's an Cursio Pichena, 29. Oct. 1624 . . il Duca di Baviera, perchè egli (Bzovio) asserisce negli annali già stampati, che Lodovico Bavaro non fusse ben eletto, ha tenuto quà huomo a posta dagli ultimi anni di Papa Paolo (V.), inqua, et che non potette ottenere ni da P. Paolo, ni da P. Gregorio mai che egli si disdicessi, o che quella parte si mutilassi, perchè così come Lodovico era stato persecutor della chiesa, così anco pareva per i Papi si facessi ch' egli fussi dichiarato simoniaco, et non Imperatore legittimo; et che il duca più volte minacciò di farli dar delle pugnalate, et di cacciar la Religione Domenicana de' suoi stati, fin che assunto al Pontificato il presente Pontefice (Urbano VIII), fu finalmente comandato al Zovio da Sua Santità che nel fine dei libri mandati in luce vi si aggiungnessi une dichiarattione dell' Autore, mediante la quale egli va mitigando, et correggendo in qualche parte il detto da lui, et davantaggio fu ordinato che devendosi ristampare i medesimi libri si abolissi et levassi interamente della stampa tutto quel ch' egli dice di male del medesimo Lodovico.

c) Aus dem Briefe v. 29. Oct. 1624: era di credere il P. Medici che con una provisione di 405 scudi il mese che se li (Bzovio) assegnassi da cotesta Seren. Casa si potesse cattivarselo per sempre. s. Brief v. 7. Oct. 1625. che non si possa desiderar davantaggio.

d) Worte aus der Depesche vom 7. Oct. 1625. Dann folgt: la verità è che il Padre (Bzovio) è poverissimo, il Papa non lo provede di niente et un donativo di qualche somma honesta di danari dono letto questo primo quinterno crederei che non fossi se non molto a proposito. Ma perchè il mondo non havessi a credere che noi havessimo comprate da lui queste sue lodi della famiglia de Medici vorrei portargliene io medesimo a quattr'occhi con tutta secretezza.

e) An Cursio Pichena 24. Oct. 1625. Ill. Sig. Ho donate al P Ozovio le 150 piastre, conforme all ordine ch'io ne teneva. Egli ne rende humilissime grazie a LL. AA. offerendosi di servire a codesta Seren. Casa sempre che piaccia all' AA. LL. di valersi dell opera sua, et quanto all' istoria non solo anderà continuando nel modo incominciato, ma dice che occorrendo mandar altro alla stampa lo farà vedere, perchè si possa farlo considerare. Roma. Niccolini. Vergl. damit den Brief desselben vom 3. Dez. 1624: Siamo restati in appuntamento ch' egli non manderà in stampa coi alcuna, dove si tratti degl' interessi di cotesta Seren. Casa senza communicarlo a me; offerendosi di farmi vedere anto metterà in carta . . .

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dem Himmel sey Dank, daß er durch eben den Himmel, durch den mancher Irrthum, Wahn und Aberglauben veranlaßt worden ist, immer wieder auch von Irrthum abbringt und zur höheren Wahrheit hinaufweiset! Es gibt auch in unseren Tagen Phantasten und Systematiker, deren Hirngespinnsten eben die neuere Astronomie zumeist im Wege stehet, und die Himmel und Erde in Bewegung setzen, (τὰ ἀκίνητα κινεῖν) um das Kopernikanisch-Keplerische Weltsystem der Lüge zeihen zu können! Wenn auch sonst nichts, so hätte eben dieses astronomische System in das mehr als tausendjährige Reich des Aristoteles und in sein speculativ-theologisches System den ungeheuersten Riß thun und es zerstören müssen. Denn Aristoteles, indem er den zu seiner Zeit angesehensten Astronomen Eudoxus und Kallippus folgt und die Sphären, die jeder derselben zur Erklärung der Bewegungen eines Planeten nöthig hat, zusammenzählt, bringt heraus, daß es beyläufig fünfzig — einige mehr oder weniger — (p. 253, 1 — 7 Br.) Sphären, und folglich eben so viele motores immotos intelligentes etc. geben müsse. Plato meynt auch solche Sphären mit den Worten τριῶν οὐσῶν ἑκατέρων in der zu Anfang angeführten Stelle des Tim. (p. 36. m. coll. p. 39.); er folgt aber einem älteren astronomischen System; wenn aber durch sonst nichts, so muß hieraus klar und unwiderspredlich hervorgehen, daß der Aristotelische νοῦς primus motor immotus etc. mehr mit der Platonischen Weltseele, als mit dem δημιουργὸς gemein habe. Nach der Zusammenzählung der Astralgötter fährt Arist. fort: p. 253: Τὸ μὲν οὖν πλῆθος τῶν σφαιρῶν ἔστω τοσοῦτον, ὥστε καὶ τὰς οὐσίας καὶ τὰς ἀρχὰς τὰς ἀκινήτους καὶ τὰς αἰσθητὰς τοσαύτας εἰλογον ὑπολαβεῖν· τὸ γὰρ ἀναγκαῖον ἀφιστῶ τοῖς ἰσχυροτέροις λέγειν (den Mathematikern und Astronomen). — Εἰ δὲ μηδεμίαν οἰόν τ' εἶναι φορὰν μὴ συντείνουσαν πρός ἄστρου φοράν, ἔτι δὲ πᾶσαν φύσιν καὶ πᾶσαν οὐσίαν ἀπαθῆ καὶ καθ' αὑτὴν τοῦ ἀρίστου τετυχηκυῖαν τέλους εἶναι δεῖ νομίζειν, οὐδεμία ἂν εἴη παρὰ ταύτας ἑτέρα φύσις, ἀλλὰ τοῦτον ἀνάγκη τὸν ἀριθμὸν εἶναι τῶν οὐσιῶν. D. h. es gibt weiter keine Götter als diese Sphärengötter; und sie liegen aller alten Mythologie und Religion zum Grund. Eben diese οὐσίαι deutet Arist. am Schluße des I. Bd. der ἀκρ. φυς. zu Ende des 9. Kap. an: περὶ δὲ τῆς κατὰ τὸ εἶδος ἀρχῆς πότερον μία ἢ πολλαὶ καὶ τίς ἢ τίνες εἰσὶ, διὰκρισεως τῆς πρώτης φιλοσοφίας ἔργον ἐστὶ διορίσαι· ὥστε εἰς ἐκεῖνον τὸν καιρὸν ἀποκτέσθω· περὶ δὲ τῶν φυσικῶν καὶ τῶν φθαρτῶν εἰδῶν ἐν τοῖς ὕστερον δεικνυμένοις ἐροῦμεν: nämlich im Verlauf aller seiner physikalischen und naturgeschichtlichen Schriften.

Ist nun aber gleich durch das Bisherige die Meynung des Aristoteles in Ansehung des Weltzusammenhanges mit Gott für den gesunden und viel-

leicht auch für ein und den andern spekulativen Verstand hinlänglich, wie ich vertraue, auseinandergesetzt: so bleiben gleichwohl noch immer einige dunkle Punkte zurück, und es können mancherley Fragen nach alle dem vorgebracht werden. Von diesen können jedoch nur diejenigen mit Recht gestellt werden, die in dem philosophischen Bereich der Aristotelischen Zeit über diese und verwandte Ideen im Schwange waren, nicht solche, die in Folge späterer Entwickelungen zu tieferen Untersuchungen Anlaß gaben. Für manche Leser möchte eine Hauptfrage seyn, ob denn Aristoteles, wie es doch den Anschein habe, ein Polytheist gewesen? Darauf ist so bestimmt mit Nein zu antworten, als bestimmt er selber in der letzten Zeile dieses Buches *Λ* seinen Monotheismus ausspricht (p. 258 B.) mit den Homerischen Worten (Il. B. 204): *Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος!* Dieß erklärt sich ganz gut und vollständig aus seinem astronomischen System. Aber dabey bleibt doch das Verhältniß dieser *χωριστὰ οὐσίαι ἀκίνητοι* unter sich und zu dem *ἀρχικώτατον εἶδος* unbestimmt, sobald man von dem Astronomischen (*π. ουρ.* II. 10. et 12.) absieht. Indessen so weit wir nicht von Arist. selber eine nähere Angabe haben, ersetzen uns dieselbe einige Stellen der Alten, außer Athenagoras (Legatio pro Chr. p. 7.) Stobäus (Ecl. phys. l. I. c. 3, 28 p. 64 Heeren), am ausführlichsten Plutarch (Pl. Phil. I. 7. p. 1024 Steph.): *Ἀριστοτέλης τὸν μὲν ἀνωτάτω θεὸν (λέγει) εἶδος χωριστὸν ἐπιβεβηκότα τῇ σφαίρᾳ τοῦ παντός ἥτις ἐστὶν αἰσθήριον σῶμα, τὸ πέμπτον ὑπ' αὐτοῦ καλούμενον. διῃρημένου δὲ τούτου κατὰ σφαίρας, τῇ μὲν φύσει συναφεῖς, τῷ λόγῳ δὲ κεχωρισμένας, ἑκάστην οἴεται τῶν σφαιρῶν ζῶον εἶναι σύνθετον ἐκ σώματος καὶ ψυχῆς, ὧν τὸ μὲν σῶμα ἐστὶν αἰσθήριον κινούμενον κυκλοφορικῶς, ἡ ψυχὴ δὲ λόγος ἀκίνητος, αἴτιος τῆς κινήσεως κατ' ἐνέργειαν.* So richtig dieß im Ganzen seyn mag, so bedenklich ist einzelnes; indessen fest steht so viel: so wahr nur eine Welt ist, so wahr ist nur Ein Gott nach Aristoteles, der unmittelbare Lenker des Fixsternhimmels, welchen allein, nicht aber die ihm untergeordneten Sterngeister Aristoteles Gott — *θεός* — nennt Metaph. *Λ* 7. p. 259, 20 Br. Mit deren Menge könnte man den Aristoteles eben so bedrängen, wie andererseits den Plato mit seiner einen Weltseele, die doch eine Vielheit von *θεοῖς θεῶν* in sich darstellt. Daß jene Sterngeister vom Einen höchsten Gott in etwas verschieden, erhellt aus *π. ουρ.* II. ϛ. 61. 62. p. 54. „Die Sterne müssen wir für theilhaftig der Handlung und des Lebens halten, *δεῖ δ' ὡς μετεχόντων ὑπολαμβάνειν πράξεως καὶ ζωῆς· οὕτω γὰρ οὐδὲν παράλογον δόξειεν εἶναι τὸ συμβαῖνον·* (daß nämlich der Fixsternhimmel mit den zahllosen Sternen in Einer Sphäre sich umschwingt, die andern, Sonne und Planeten, je einer in mehreren Sphären oder Hohlkugeln); *ἔοικε γὰρ τῷ μὲν ἄριστα ἔχοντι ὑπάρχειν τὸ εὖ ἄνευ πράξεως, τῷ δ' ἐγγύτατα διὰ ὀλίγης καὶ μιᾶς, τοῖς δὲ πορρώτατο διὰ πλειόνων* (sc. *πράξεων*) u. s. f. Man lese das weitere nach, daß nämlich die Sterne, der eine mehrere, der andere wenigere Handlungen nöthig habe um zu seinem höchsten Gut zu gelangen. Hienach werden sie *ζῶα ἔμψυχα*, und *τὸ μὲν οὖν ἔχει καὶ μετέχει τοῦ ἀρίστου, τὸ δὲ ἀφικνεῖται ἐγγὺς δι' ὀλίγων, τὸ δὲ διὰ πολλῶν, τὸ δ' οὐδ' ἐγχειρεῖ* etc. Wenden wir uns von diesen Astralgeistern, deren in dem Kap. der Naturwissenschaft wohl des Mehreren gedacht werden wird, wiederum zum höchsten Geist, so bestimmt Aristoteles im 9ten Kap. des 12ten B. *) sein Denken als ein von Ob-

*) *Ἔι δὲ ἔστι τοῦ ἡ οὐσία αὐτοῦ ἐστὶ νόησις ἐστί, τί ποτέ; ἢ γὰρ αὐτὸς αὑτὸν ἢ ἕτερόν τι· καὶ εἰ ἕτερόν τι, ἢ τὸ αὐτὸ ἀεὶ ἢ ἄλλο* (cf. über den Unterschied von *ἄλλο* und *ἕτερον* Metaph. I. 3 p. 190 Br.) *πότερον οὖν διαφέρει τι ἢ οὐδέν, τὸ νοεῖν τὸ καλὸν ἢ τὸ τυχόν; ἢ καὶ ἄτοπον τὸ διαπεῖσθαι περί ἐνίων; δῆλον τοίνυν ὅτι τὸ θειό-*

jecten unabhängiges; widrigenfalls wäre das Denken nicht seine Wesenheit, οὐσία, sondern eine Vermögenheit (δύναμις) die erst durch das Object sollicitirt würde. Er frägt: was denn dieser wesentlich denkende Geist denke? „ob sich selbst? oder ob etwas anderes? und wenn etwas anderes (ἕτερον, von ihm verschiedenes), ob immer dasselbige? oder ob Wechselndes? Trägt es etwas aus, oder trägt es nichts aus, ob er das Schöne oder das nächste beste denke? Ists nicht unstatthaft, manches nur zu denken? Offenbar also denkt er das Göttlichste und Preiswürdigste, ohne sich zu wandeln;

τατον καὶ τιμιώτατον νοεῖ καὶ οὐ μεταβάλλει· εἰς χεῖρον γὰρ ἡ μεταβολὴ, καὶ κίνησίς τις ἤδη τὸ τοιοῦτον. Πρῶτον μὲν οὖν εἰ μὴ νόησίς ἐστιν ἀλλὰ δύναμις, εὔλογον ἐπίπονον εἶναι τὸ συνεχῶς αὐτῷ τῆς νοήσεως· ἔπειτα δῆλον ὅτι ἄλλο τι ἂν εἴη τὸ τιμιώτερον ἢ ὁ νοῦς, τὸ νοούμενον· καὶ γὰρ τὸ νοεῖν καὶ ἡ νόησις ὑπάρξει καὶ τὸ χείριστον νοοῦντι· ὥστε εἰ φευκτὸν τοῦτο (καὶ γὰρ μὴ ὁρᾶν ἔνια κρεῖττον ἢ ὁρᾶν), οὐκ ἂν εἴη τὸ ἄριστον ἡ νόησις· αὐτὸν ἄρα νοεῖ, εἴπερ ἐστὶ τὸ κράτιστον, καὶ ἔστιν ἡ νόησις νοήσεως νόησις· φαίνεται δ' ἀεὶ ἄλλου ἡ ἐπιστήμη καὶ ἡ αἴσθησις καὶ ἡ δόξα καὶ ἡ διάνοια, αὐτῆς δ'ἐν παρέργῳ. Ἔτι εἰ ἄλλο τὸ νοεῖν καὶ τὸ νοητὸν εἶναι, κατὰ πότερον αὐτῷ τὸ εὖ ὑπάρχει; οὐδὲ γὰρ τὸ αὐτὸ εἶναι νοήσει καὶ νοουμένῳ· ἡ ἐπ' ἐνίων ἡ ἐπιστήμη τὸ πρᾶγμα; (cf. π. ψ. III. et Eth. Nic. VI. 3 — 6) ἐπὶ μὲν τῶν ποιητικῶν ἄνευ ὕλης ἡ οὐσία καὶ τὸ τι ἦν εἶναι, (s. Trendelenburg π. ψ. III 4, 7. p. 471 flg. u. a. a. OO.) ἐπὶ δὲ τῶν θεωρητικῶν ὁ λόγος τὸ πρᾶγμα καὶ ἡ νόησις. Οὐχ ἑτέρου οὖν ὄντος τοῦ νοουμένου καὶ τοῦ νοῦ ὅτα μὴ ὕλην ἔχει, τὸ αὐτὸ ἔσται, καὶ ἡ νόησις τοῦ νοουμένου μία. Ἔτι δὴ λείπεται ἀπορία, εἰ συνδέσει τὸ νοούμενον· (μεταβάλλοι γὰρ ἂν ἐν τοῖς μέρεσι τοῦ ὅλου) ἢ ἀδιαίρετον πᾶν τὸ μὴ ἔχον ὕλην, ὥσπερ ὁ ἀνθρώπινος νοῦς· ἢ ὅτε μὲν συνδέτων ἔχει ἐν τινι χρόνῳ· οὐ γὰρ ἔχει τὸ εὖ ἐν τῳδὶ ἢ ἐν τῳδὶ, ἀλλ' ἐν ὅλῳ τινὶ τὸ ἄριστον, ὃν ἄλλο τι· οὕτως δ'ἔχει αὐτῇ αὐτῆς ἡ νόησις τὸν ἅπαντα αἰῶνα. (Diese ἀπορία, vielmehr ihre Lösung ist nach Aristotelischer Art, συνειστρωμένως, gedacht und gesagt; die Lesart steht ziemlich fest, nur statt οὐ γὰρ ἔχει hat Sylburg ὁ γὰρ ἀεὶ ohne ἔχει; und statt ὃν ἄλλο τι bemerkt Brandis die Variante νοῦν ἄλλο τι.

denn solche Wandlung führte nur zum Schlechteren, und wäre schon Bewegung. Wäre sein Denken nur Vermögenheit, so würde erstlich das stete Denken ihm beschwerlich werden, und zweytens wäre das Object das gedacht wird, preiswürdiger als der Geist; denn Denken und Gedanke findet statt, wenn einer auch das Schlechteste denkt.

(Schluß folgt.)

Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche, letterarie, artistiche dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali, etc.

(Schluß.)

Soweit Referenten diese bis auf 2 Foliobände angewachsene Sammlung bekannt ist, aus welcher unser Vers. das Wichtigste wohl in dem zweyten Bande der Bibliographie mittheilen wird, und nach den in diesem Bande enthaltenen Urkunden, sind diese Daten Belege des seit den Zeiten Gregor's IX. nur durch wichtige Zeitereignisse unterbrochenen Eifers der Päpste, die vom Osten Europa's her dem Christenthum, der Gesittung und der Freyheit der Fürsten wie der Völker drohende Gefahr abzuwenden und den Beherrscher Rußlands mit in den großen Bund der Fürsten aufzunehmen, welche das Mittelalter hindurch als getreue Söhne und Vertheidiger der christlichen Kirche um den Stuhl Petri gelagert sind. Diese Anstrengungen und Unterhandlungen verdoppelten sich, als die Ereignisse der Reformation diesen Bund gelöst hatten, ja ihn zu vernichten drohten. Von nun an wurde es Lieblingsgedanke der Päpste, das was im Westen und im Herzen Europa's verloren war, im Osten zu erobern. Darauf vorzüglich beziehen sich die in diesem Bande gegebenen Urkunden, die von den Bemühungen Leo IX., Clemens VII., Gregors XIII. Zeugniß geben, woran sich sodann diejenigen reihen, die sich auf die Geschichte des falschen Demetrius beziehen und einen ziemlich sichern Blick in das Gewebe von Fäden werfen lassen, welche als auf ihren letzten Grund auf Plane von der oben bezeichneten Art zurückführen.

4. Der Vers. hebt F. 33 eine merkwürdige Stelle aus Fresnot's notizie storiche 1697 heraus, die den Untergang Polens vorhersagt; wenn das Königreich Polen, heißt es da, welches einst so einig in seinen Be-

rathungen war, Fremden fortwährend Anlaß giebt, sich in seine innern Angelegenheiten zu mischen; wenn die Verschiedenheit der Ansichten immer in steigendem Verhältnisse mit der Gluth der Leidenschaften ist, durch die Zwietracht immer mehr über Hand nimmt, so ist zu fürchten, diese Uneinigkeit möchte einst der Grund des Untergangs des Reichs werden. Der Bürgerkrieg war schon einmal auf dem Punkte auszubrechen; hat er sich erst entzündet, dann werden Fremde ihn ohne Zweifel nähren und das geringste Uebel, das sich daraus ergeben würde, wäre dann noch die Verheerung des Landes, wenn nicht gar durch die Vernichtung der einen streitenden Parten die öffentliche Freyheit ganz die Beute des Siegers würde, dem die physische Uebermacht zu Gebot steht, gegen welche sodann schöne Reden und der glorreiche Name der Republik ein schwacher Damm wären.

5. Nicht minder interessant als die obigen Artikel sind G. 15, Verhandlungen, den Großherzog Franz I. auf den polnischen Thron zu erheben: G. 23 Briefe Johann Casimirs mit P. Urban VIII., wegen des Eintritts seines Bruders, des Prinzen Ladislaus, in den Jesuitenorden, dann seine Correspondenz mit P. Alexander VII.

6. Nun folgt eine Reihe langer Artikel; die von dem ungeheuren Fleiße des Verfassers Zeugniß geben; I. 21 Grabschriften von Italienern in Polen, I. 22 von Polen in Italien I. 36 Italienische Familien, die sich in Polen niederließen, dabey eine Abhandlung über die vermeintliche Abstammung der polnischen Familie Pac von der florentinischen Pazzi, der Czioleck von den Torelli. M. 52 Italienische Aerzte, die sich nach Polen begaben und umgekehrt; M. 90 Italienische Musiker in Polen.

7. L. 17 Beschreibung des Manuscripts in slav. Dialecten in der vatic. Bibliothek; L. 18 libri slavici impressi vaticani. L. 19 Verzeichniß der in Rom, Venedig, Loretto ꝛc. in illyr., dalmat., slav., russischer und poln. Sprache gedruckten Bücher; welche Gegenstände, wenn auch nicht erschöpfend, doch immer mit großem Fleiße behandelt sind.

Es würde weit den Umfang einer bloßen Anzeige übersteigen, wollte Ref. auch nur in Kürze die interessantesten Artikel hervorheben. Er macht nur noch auf folgendes aufmerksam: M. 33 Viaggio da Roma in Polonia per la strada del Tirolo, Vienna etc. 1688—1670. Der Verf. war in dieser Zeit apostol. Nuntius in Polen, Msgr. Galeazzo Marescotti. Die daraus entnommenen Nachrichten sind höchst bezeichnend für den poln. Charakter und wären es auch nur die 28 Regeln, wie sich ein Nuntius bey den poln. Banketten zu benehmen habe, die mehr Gelagen von Räubern als von Leuten von Adel ähnlich gewesen seyn müssen.

Diesen kurzen Andeutungen zufolge wird das vorliegende Buch, wie es auch wirklich ist, als ein Magazin erscheinen, in welchem man mehr findet, als man suchen zu dürfen glaubt, mit gleicher Kunst des Sammelns wie des Anordnens verfaßt. Ohne der Meynung des Lesers Gewalt anzuthun, weiß der Verf., da wo er will, den Effect hervorzubringen, den er zu beabsichtigen scheint. Er ist nicht eigentlicher Historiker; aber seit einer Reihe von Jahren mit der Geschichte der Verbindungen Polens mit Rußland, beyder Reiche mit Italien beschäftigt, von einer Gesinnung, die man im verflossenen Jahrhunderte philosophisch nannte und die ihn, wenn nicht die religiösen Verbindungen zu würdigen, doch die politischen und literärischen aufzufinden und zu verfolgen in den Stand setzt, bringt er Licht in ein bis jetzt ganz dunkles und unbekanntes, weites und, wie man aus diesem Buche sieht, ergiebiges Feld, und wenn es auch nicht Jedermanns Sache ist, des Verf. Ansichten zu folgen, so ist doch das Wissenswürdige in Menge zur Benützung gegeben. Natürlicher Weise erscheinen wegen der Form des Buches, der alphabetischen Anordnung, viele Nachrichten zerstückt und aus ihrem Zusammenhange gerissen, dadurch in falschem Lichte; aber es ist dieß allen solchen Sammlungen gemein, dem Leser jedoch unbenommen, die Materialien in denjenigen Zusammenhang zu bringen, der ihm der richtige scheint.

Was das Buch in Hinsicht seines Ranges in der neuesten italienischen Literatur betrift, so möchte Ref. folgende Bemerkungen hinzufügen: Von der jetzt in Italien fast herrschenden Gesinnung verschlungen von denjenigen, die sich mit Literatur beschäftigen, die Ereignisse des Tages alles Uebrige, Nur was die Sinne kitzelt, der Eigenliebe schmeichelt, ist willkommen. Eine, es sey erlaubt zu sagen, hohle Poesie hat sich der Gemüther bemächtigt und bublt, ideenlos wie die neueste Musik, mit einer aus crasser Bewunderung ihrer Sprache hervorgegangenen Sucht schön zu schreiben, ohne edel zu denken, um den Vorrang. Von dieser Verirrung muß jedes auf tüchtigem Studium der Geschichte beruhendes Streben als bestes Mittel, dem Verderben zu steuern willkommen seyn, jeder der es treibt oder fördert, der allgemeinen Achtung würdig genannt werden. Gilt dieß von unserer Seite dem Verfasser, so ist es seinerseits nicht Schmeicheley, sondern gerechte Anerkennung einer ganz Italien erwiesenen Wohlthat, wenn er sein Werk ehrfurchtsvoll Sr. Maj. dem Könige von Sardinien widmete, auf dessen Befehl eine Commissione di storia patria eingesetzt wurde, nicht blos um Vaterlandsliebe zu erwecken, sondern insbesondere um den Menschen, indem ihm vor Augen geführt wird, was seine Altvordern getben, zur Erkennung desjenigen zu bringen, was Noth thut und zu lernen verum distinguere falso.

Mögen die Freunde der Geschichte in Deutschland diesem jeder größeren Bibliothek unentbehrlichen Buch ihre Aufmerksamkeit schenken. C. H.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhang, ꝛc.

(Schluß.)

Wenn dieses zu meiden, eben wie manches nicht zu sehen auch besser, als es zu sehen, so wäre das Denken ja nicht das Beste. Folglich denkt er sich selbst, da Er ja das Beste ist, und sein Denken ist Denken des Denkens, dagegen die Wissenschaft (als subjektives Vermögen, oder der wissenschaftliche Verstand), die sinnliche Wahrnehmung, die Vorstellung und Ueberlegung immer auf ein anderes und nur nebenher auf je sich selbst gehen. Ferner wenn das Denken und das Gedachtwerden verschieden sind, zufolge welchem von beyden kommt Ihm das Gute zu? Das Denken und das Gedachte sind ja der Beziehung nach nicht dasselbige. Doch in manchen Fällen ist ja die Wissenschaft die Sache selbst: bey den hervorbringenden Künsten (wie Baukunst, Arzneykunst) ist die immaterielle Wesenheit und das Wasthum, bey den betrachtenden Wissenschaften (wie Geometrie und Mathematik überhaupt) ist der Begriff die Sache und der Gedanke. Bey dem immateriellen daher ist das Gedachte und der denkende Geist, weil sie nicht verschieden sind, dasselbige, und das Denken des Gedachten ist Eines. Noch ist letzlich eine Schwierigkeit übrig: ob das so Gedachte zusammengesetzt sey? alsdann müßte — der denkende Geist — je mit den Theilen des Ganzen sich ändern und wandeln. Oder ist alles immaterielle ein untheilbares, wie der menschliche Verstand, oder die Naturformen, die eine Zeitlang in die Verbindung (mit der Materie) treten; denn bey diesen besteht das Wohl nicht in diesem oder jenem (Momente und Theile), sondern in einer gewissen Ganzheit besteht ihr Bestes, das jedoch von dem Geist verschieden ist (wechselt). So aber (daß das Beste in der Ganzheit und untheilbar und identisch mit Gott zukömmt) verhält sich eben das Denken seiner selbst die ganze Ewigkeit.“

In dieser Stelle müßte doch Ar., wenn bey sonst keiner Gelegenheit, gesagt haben, daß Gott auch die reinen Naturformen denke, wenn dieses seine Meynung gewesen wäre. Allein er sagt hievon nichts und die sublunarische Welt hat außer dem menschlichen Geist, sofern er θεορητικός ist, nichts Göttliches; dieses erscheint erst am Himmel φανερώτερον. Der göttliche Geist denkt nicht ἐπιστημονικῶς, wiewohl ἐστὶ νοῦ ὄργανον ἐπιστήμη (Probl. 30, 5 S. 218 Sylb. cf. ψ. II. 1, 3 sq.), er denkt nur θεωρητικῶς, beschaulich unmittelbar, ohne daß er die ἐπιστήμη noch viel weniger διάνοια u. dgl. zur Vorstufe gehabt hat. (Vrgl. über θεωρία und seine παρώνυμα Creuzer in den Studien von Daub und Creuzer Bd. I. S. 63 flg.) Gottes Denken ist also ein so zu sagen a priori beschauliches Denken; er ist nicht bloß denkende Vernunft, er ist anschauender Verstand, weil alles in ihm schlechthin actualiter (ἐνεργείᾳ) ist. (Vrgl. Metaph. Θ p. 189 Br.) Und er denkt und schaut an — sich selbst, das höchste Gut, das Schönste und Vollkommenste und was eben in der Fülle seines Wesens Er ist — ὅπερ ἐστι —, sein Denken ist Selbstgefühl und in diesem zugleich Lustgefühl (δὲ ἕξις, συγγά-

νειν. cf. Eth. Nic. 10, 4, 6); in welchem der Wille gewissermassen untergeht, oder untergegangen und verschlungen ist — begreiflicherweise. Der menschliche Geist, zuerst angeregt in der Sinnlichkeit — αἴσθησις — zieht sich durch Vorstellen, Meynen, Ueberlegen, Denken u. s. w. mehr und mehr von der sinnlichen Welt ab und in sich selbst zurück, so weit es ihm nur irgend gestattet ist — im βίος θεωρητικός, in der σχολῇ (Eth. Nic. X, c. 7). Gott aber lebt gleichsam von vorne herein und von Ewigeeit her schlechthin in sich selbst zurückgezogen als vollkommenstes, seligstes schlechthin in und aus sich selbst durch Denken und Anschauen seiner selbst thätiges Wesen. Nach dem Maß der Entfernung von ihm und nach der Natur der einzelnen planetarischen Himmelskörper wird πρᾶξις, Handeln nach außen nöthig, um dieselben zu ihrem Wohl und Gut, zu ihrem Ziel zu führen. Daß nun dieses Denken Gottes, in welchem Er selig ist (εὖ ἔχει), das menschliche himmelweit übertrifft, und eigentlich überschwänglich ist, dieß deutet Aristoteles selbst an im 7ten Kap.: εἰ οὖν οὕτως εὖ ἔχει, ὡς ἡμεῖς ποτε, ὁ θεὸς ἀεὶ θαυμαστόν, εἰ δὲ μᾶλλον, ἔτι θαυμαστώτερον · ἔχει δὲ ὧδε.

Das letzte Bedenken (ἀπορία), das Ar. vorträgt, bekräftigt nicht nur diese Transcendenz, sondern noch etwas mehr; und deßhalb ist Arist. hier eben so überaus kurz und abgebrochen im Ausdruck und Gedanken; denn er scheut die Transcendenz, kann sie aber nirgend ganz vermeiden, wiewohl sie seiner Grundrichtung zuwider ist. Dieß in aller Strenge zu erhärten, und wie Gott in solcher Weise in sich schlechthin thätig seyend, gleichwohl auf die Welt wirken möge, kann nur gelingen, wenn die höchsten Endpunkte der Aristotelischen Naturwissenschaft festgestellt sind; — von der Natur und Erfahrung geht ja Arist. überall aus, und steigt von dem zunächst Gegebenen zum Allgemeinen und zum letzten — ob transcendenten oder nicht transcendenten? das ist die Frage — Grunde auf und erweiset sich als der spekulativste Empiriker; — es kann nur gelingen, wenn erkannt ist, wie und worin der menschliche Geist und sein höchstes Denken vom göttlichen Geiste und seinem Denken, wenn man es so nennen mag, verschieden und unterschieden sey oder nicht. Hievon hängt ab das letzte Resultat, das aus der Aristotelischen Theologie gezogen werden muß. —

Die Ausdehnung und den Umfang, zu dem dieser Artikel bereits angewachsen, möge der geneigte Leser mit der Wichtigkeit entschuldigen, welche die Aristotelische Philosophie, schon in der ersten Zeit ihres Entstehens, in der gesammten griechischen Litteratur, noch mehr aber in der späteren römischen Kaiserzeit in den Schulen zu Athen und Alexandrien und anderwärts, und dadurch weiterhin zunächst in der griechischkatholischen, späterhin aber noch vielmehr in der römischchristlichen Kirche gewonnen hat. Er möge es entschuldigen durch die große Bedeutung, welche ihr das Hegel'sche System eben so sehr von metaphysischer Seite beylegt, wie der Vorzug und die Ueberlegenheit, die Aristoteles über alle Alten, Griechen und Römer und Barbaren in den physikalischen, zoologischen und physiologischen Wissenschaften errungen und behauptet hat, schon lange erkannt und zum Theil erst in neuerer Zeit recht anerkannt und gewürdigt worden ist. Wie eben jetzt der Charakter dieser Philosophie gefaßt und herausgestellt wird, so bleibt er, vielleicht Jahrhunderte lang, wieder in stereotyper Tradition stehen, weil nur selten jemand sich die Mühe nehmen mag, Jahrelang dem unbefangenen Studium eines schwierigen Schriftstellers und seiner Ausleger sich hinzugeben, und nach allen Seiten und Richtungen hin die Verbindung und den Zusammenhang aller Sätze und Lehren klar zu machen, zumal wenn er befürchten muß (eben in Folge der feststehenden Tradition) schon gethanes zu thun (actum agere). Herrn Biese's Arbeit aber ist von der Art, daß sie wohl im Stande ist, jene alte Philosophie der neueren Zeit zu empfehlen, sie bey ihr günstigst einzuführen und mit der neuesten Philosophie verquickt zu befestigen. J. K.

Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, on recueil de mémoires publiés par les Professeurs de cet établissement et par d'autres naturalistes sur l'histoire naturelle, l'anatomie et la chimie. Ouvrage orné de gravures. Tome IV. Paris à la librairie encyclopédique de Roret. 1835. 4. (436 S.)

Außer den nachstehenden Abhandlungen enthält der Band noch auf S. 89—95 Briefe von den Herrn Gay und Dussumier, beyde auf Kosten des Museums, ersterer nach Chili, letzterer nach der Malabarküste gesendet, um naturhistorische Sammlungen zu machen. Sie berichten in Kürze über ihre Erfolge, Gay besonders noch über seine physikalischen Beobachtungen in jenen Gegenden. Dussumier war am 16. May 1835 schon wieder in Bordeaux zurück, und hatte eine beträchtliche Anzahl lebender Thiere, darunter Equus Hemionus Pall., Thierbälge und Exemplare in Weingeist mitgebracht.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Mémoire sur le Dodo, autrement Dronte (Didus ineptus L.). Par H. D. de Blainville. (S. 1—36 mit 4 Tafeln.)

Da Cuvier von dieser Abhandlung bereits in der Analyse des travaux de l'Académie des sciences pour 1830 eine Anzeige geliefert hat, auch der Gegenstand seitdem mehrfach besprochen ist, so brauchen wir nicht näher darauf einzugehen.

2. Mémoire sur les ossements fossiles attribués au prétendu géant Theutobochus, roi des Cimbres. Par M. H. de Blainville. (S. 37—73 mit 1 Tafel.)

Im Jahre 1613 wurde in der Unter-Dauphiné eine ziemliche Menge großer Knochen unter der Erde gefunden, die ein gewisser Chirurg Mazurier an sich brachte und für Geld zeigte. In einer Broschüre, die er vertheilte, wurde erzählt, daß diese Knochen in einem Ziegelgrab von 30 Fuß Länge gelegen hätten, zugleich mit Silbermünzen, die auf der einen Seite die Figur von Marius und auf der andern ein ineinander verschlungenes M und A zeigten, mit einer Inschrift, die auf einem grauen Stein die Worte: Theutobochus rex lesen ließ. Bey Oeffnung des Grabs soll das ganze Skelet im Zusammenhang und 25½ Fuß lang gewesen seyn. Da dasselbe dem König Teutobochus zugeschrieben wurde, so erregte es auch das Interesse von Ludwig XIII., der den Befehl gab, die gefundenen Ueberreste des angeblichen Cimbernkönigs ihm zur Ansicht vorzulegen. Von nun an aber erhob sich mündlich und schriftlich ein heftiger Streit über die Richtigkeit des Fundes, so wie über seine Deutung, und er wurde um so erbitterter, seitdem er zu einer Parthensache der Chirurgen und Aerzte gemacht ward, und Männer wie Riolan als Gegner auftraten. Der ganze Fund wurde später vergessen, bis neuerdings der Bibliothekar von Bordeaux von großen Knochen hörte, welche auf einem Speicher daselbst lagen und nach der Volkssage dem König Teutobachus angehören sollten. Durch seine Vermittlung gelangten sie an das Pariser Museum, und es ist allerdings wahrscheinlich, daß sie dieselben sind, welche der erwähnte Chirurg vorgezeigt hatte. Aus der Untersuchung von Blainville ergiebt es sich nun, daß die gefundenen Knochen keineswegs dem riesenhaften Cimbernkönig angehören konnten, da sie von einem Mastodon herrühren. Von welcher Art aber dieses gewesen sey, darüber spricht sich der Verf. nicht mit Bestimmtheit aus.

3. Sur le genre Cheval et spécialement sur l'Hémione (Equus Hemionus Pall.) par M. Jsid. Geoffroy-Saint-Hilaire. (Pag. 97—120, mit 1 col. Abbild.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter allen Thieren, welche die pariser Menagerie seit ihrem Bestehen erhielt, keines von einer größern Seltenheit ist, als der Dschiggetai (Equus Hemionus Pall.), von dem neuerdings Dussumier ein lebendes Individuum aus Cutch, nördlich von Guzurate mitgebracht hat. Denn seit Pallas, der uns die erste vollständige Beschreibung geliefert hat, sind uns keine erheblichen Beyträge zur Kenntniß dieses Thieres, noch weniger aber Felle oder gar lebende Individuen zugekommen. Zwar hat uns Fr. Cuvier nach den Mittheilungen von Duvaucel eine neue Abbildung gegeben, allein der beygefügten Notizen sind so überaus wenige, daß als neu nur die Angabe zu betrachten ist, daß der Dschiggetai in Laknau (Lucknow) als ein Hausthier gehalten werde; eine Angabe, die in so fern nicht unwichtig ist, als sie die Meynung von der gänzlichen Unzähmbarkeit dieser Art widerlegt.

Das Exemplar, welches gegenwärtig in Paris sich befindet, ist ein dreyjähriges Weibchen. Da Pallas seine Beschreibung ebenfalls hauptsächlich nach einem Thiere desselben Alters und Geschlechts verfaßt hat, so stimmt die neu entworfene und sehr genaue des Verf. meist mit jener überein. Besondere Erwähnung verdient es, daß derselbe auf den Beinen schwache Querstreifen gefunden hat, deren Pallas nicht gedenkt. Vom Verf. erfahren wir auch, daß in der berühmten Menagerie von Croß

zu London ein männlicher Dschiggetai sich befindet, der gleich den wilden Eselshengsten ein Kreuz auf dem Rücken zeigt, indem der Längsstreif des Rückgrathes von einem andern kleinen schwarzen Streifen, der ungefähr 4″ lang ist, senkrecht auf dem Widerrist durchschnitten wird.

Das pariser Individuum zeigt große Lebhaftigkeit und Schnelligkeit. Bey Annäherung eines Menschen vertheidigt es sich durch Ausschlagen, ohne jedoch dadurch gefährlich zu werden, wenn man nicht unvorsichtig an dasselbe herangeht. Selbst gegen seinen Wärter schlägt es manchmal aus, obgleich es ihn recht gut kennt, ihm zu andern Zeiten die Hand leckt und auf den Ruf herbey kommt. Nach Dussumier's Angabe hat man in Bombay einige Dschiggetais als sehr angenehme Reitthiere benützt; andere vor leichte Wagen gespannt. Bey ihrer außerordentlichen Lebhaftigkeit ist indeß ihre Bändigung schwierig.

4. Description du Saurothera californiana. Pag. (121 — 124 mit kol. Fig.)

Obschon der Name des Verf. nicht genannt ist, so geht doch aus dem Ganzen hervor, daß Botta diese Beschreibung entworfen hat. Lesson hat zuerst im Jahre 1829 (Suppl. à Buffon. VI. p. 420) diese neue Art von Kuckuck unter dem Namen Saurothera californiana aufgestellt, und zwar nach Exemplaren, die Botta aus Californien eingeschickt hatte. Wagler (Isis 1831 S. 524) beschrieb später dieselbe Art nach Exemplaren, die aus Mexiko der k. Sammlung dahier zugekommen waren, und nannte sie Geococcyx variegata; zugleich bemerkte er, daß sie im berliner Museum den Namen Cuculus viaticus Licht. trägt. Ohne hievon Kenntniß zu nehmen, charakterisirte sie ein Jahr hierauf Kaup (Isis 1832 S. 991) als Saurothera marginata aus Mexiko; indeß ist seine Beschreibung nicht hinlänglich genau, so daß z. B. des nackten Flecks hinter den Augen gar nicht gedacht ist, auch Dimensionsangaben gänzlich fehlen. Aus der beygefügten Abbildung des Kopfes und des Fußes ersieht man indeß, daß wirklich diese und keine andere Art gemeint ist. Von diesen seinen Vorgängern bezieht sich Botta bloß auf Lesson, giebt dann eine ziemlich ausführliche Beschreibung mit einer guten Abbildung, und bestätigt die schon früher von Wagler gelieferte Angabe, daß dieser Kuckuk auf der Erde sich aufhalte, mit reißender Schnelligkeit laufe und den Schwanz dabey in die Höhe gerichtet trage. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die beyden französischen Schriftsteller die Warnung Temminck's, Landesnamen den neuen Arten nicht beyzulegen, möchten beachtet haben, da dieser Vogel nicht bloß auf Californien beschränkt ist, sondern auch in Mexiko vorkommt.

Aus eben diesem Lande hat die hiesige k. Sammlung durch Herrn Baron Karwinski eine zweyte Art erhalten, die ihrer Gestalt und Lebensweise nach gleichfalls zu der merkwürdigen Untergattung der Erdkuckuke gehört. Da Ref. von ihr noch keine Beschreibung aufgefunden hat, so erlaubt er sich die spezifischen Merkmale derselben kurz anzugeben. Schnabel, Füße und ganzer Leib sind kleiner und schmächtiger, als bey S. californiana; nur der Schwanz allein kommt an Länge beynahe dem von dieser Art gleich. Die Färbung beyder hat im Allgemeinen viele Aehnlichkeit miteinander; allein während der Rücken bey der S. californiana mehr in's Metallgrüne fällt, ist er hier metallbraun und die Schwingen, zumal die der zweiten Ordnung, haben einen stark kupferrothen Schimmer. Bey ersterer sind die Federn des Halses und der Brust rothbraun mit weißen Rändern und schwarzen Schaftstrichen, während der übrige Unterleib weiß ist; bey unserer neuen Art dagegen ist der ganze Unterleib hell rostgelblich, und nur die Federn an den beyden Seiten des Halses und der Brust haben schwarze Schaftstreiche. Ferner bey S. californiana ist die innere Fahne der ersten und zweyten Schwanzfeder auf der Unterseite weißlich; bey der neuen Art dagegen ist eben dieser Theil (wenigstens an der zweyten Schwanzfeder, die erste fehlt unserem Exemplare) gleich der äußern Fahne dunkelgrün. Die weißen Flecke an den Schwanzspitzen, welche den mittelsten Federn jedoch abgehen, verhalten sich bey beyden Arten ziemlich gleich. Endlich fehlt auch der große nackte Fleck, welcher S. californiana auszeichnet, unserer neuen Art völlig. Diese Merkmale zusammengenommen sind hinlänglich, um diese beyden Erdkuckuke spezifisch auseinander zu halten. Behalten wir für den ersteren den Namen Cuculus viaticus Licht. bey, so können wir die neue Art als Cuculus velox bezeichnen.

5. Mémoires sur les metamorphoses des Coléoptères, par W. de Haan. (Pag. 125—164 mit 10 Tafeln.)

Der Zweck der folgenden Abhandlungen ist es, wie der Verf. sagt, die Grundlage zu einer Species der Käfer-Metamorphosen zu liefern, indem man durch Vergleichung der äußern und innern Organe diejenigen Larven-Formen zusammenstellt, die unter sich Verwandtschaft zeigen. Den Anfang dieser Arbeit macht er mit den Lamellicornien, und giebt zuerst eine schematische Eintheilung ihrer Larven, wovon wir nur die obersten Abtheilungsmerkmale herausheben wollen (der Verf. führt sie indeß bis zu den Gattungen herab), um hieran nachzuweisen, wie bey diesem Schema auf äußere und innere Organe gleiche Rücksicht genommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Correspondance d'Orient 1830 — 1831. Par M. Michaud, de l'Académie française, et M. Poujoulat. Vol. VII. Paris 1835. 612. S.

Mit diesem Bande schließt die „Correspondenz" Hrn. Michaud's und seines Schülers Poujoulat über einen Theil des semitischen Orients, den sie unter den Auspicien Karl X. bereiset haben. Das Hochherzige und wahrhaft Königliche in den letzten Handlungen dieses Monarchen wird seinem Namen nicht nur in den Herzen derjenigen seiner ehemaligen Unterthanen, welchen er Wohlthaten erwies, sondern auch bey auswärtigen Völkern, die von den Siegen seiner Feldherrn Gewinn ziehen, ein gesegnetes Andenken sichern. Denn zu gleicher Zeit, als Bourmont und Düperre mit einem tapfern Heere gegen Algier schifften, um die Ehre Frankreichs und der ganzen Christenheit an den afrikanischen Barbaren zu rächen, verließ eine Anzahl vorzüglicher Gelehrter, Michaud, Callier, Gillot de Kerhervé u. s. w. reichlich unterstützt, die heimathlichen Küsten, um die Spuren der ruhmgekrönten Ritter des Kreuzes im Morgenlande aufzusuchen, um diese Weltgegenden historisch, geographisch, botanisch, mineralogisch ꝛc. zu durchforschen und sie gleichsam zum zweyten Mal — für die Wissenschaft zu erobern.

Die hieraus erwachsenen sieben Bände „Correspondenz" sind daher nicht ausschließlich durch die Berichte der Hrn. Michaud und Poujulat gefüllt; auch Callier, Gillot, La-Boulayn u. a. haben in denselben viele ihrer Bemerkungen niedergelegt, insofern diese zur Aufhellung der mittelalterlichen Heerzüge oder der neuesten Zustände von Griechenland und Kleinasien dienen.

Die Leser dieser Blätter erinnern sich, daß wir die sechs ersten Bände dieses Werkes in vorangegangenen Artikeln mit unseren Anmerkungen begleitet und von den beyden Reisenden den einen zu Mansurah in Aegypten, den andern aber zu Laodicea in Syrien, gleichsam am Ende ihrer Wanderschaft, verlassen haben.

Eigentlich neues von Belang über Ludwig IX. Catastrophe zu Mansurah hat Hr. M. nicht gefunden, ausgenommen ein kurzes Schreiben dieses ritterlichen Königs nach seiner Landung in Aegypten an den Sultan von Kahira mit der Antwort dieses Letztern. Beyde Fürsten sprechen im Style ihrer Zeit, d. i. sie bedrohen sich gegenseitig mit Sprüchen aus der hl. Schrift und dem Koran. Der moslimische Oberpriester in Mansurah besaß diese Documente, übertrug sie ins Neuarabische, woraus sie Hrn. Michaud's Dollmetsch auf französisch erklärte. Hr. M. nimmt aus diesem frommen, gegenseitige Besorgniß und Furcht nur schlecht verhüllenden Briefwechsel Veranlassung, eine Parallele zwischen St. Ludwig und Bonaparte und ihren kriegerischen Beweggründen und Proklamen, sowie zwischen den Gefühlen, Ideen und der Sprache der beyden Zeitalter in seiner eben so geist- und sinnvollen als christlichfrommen Manier aufzustellen. Er unterhielt sich lange mit dem Ober-Priester über die politische und ökonomische Lage Aegyptens, über

Mohammed Ali und Saladin, über den Einfluß der Eroberung des Landes durch die französische Armee auf Geist- und Vorurtheile der Mohammedaner, über die Moral des Koran, welche er natürlich für unendlich niedriger, als die des Evangeliums erklärte. Der Islam, sagte er dem Muphti, sinkt mit jedem Tage; er lebte nur durch seinen wirksamen Haß gegen alle übrigen Glaubensbekenntnisse, und seitdem er nicht mehr Feindseligkeiten übt, wird er ohnmächtig, und erlischt endlich ganz: Duldsamkeit ist sein Tod. Hr. M. wird beredt, und katechisirt seinen Gegner mit allem Feuer eines Glaubensritters, der am endlichen Triumph des Evangeliums über alle nebenbuhlerischen Religionen des Erdbodens nie gezweifelt hat. Der Muphti hörte die fromme Diatribe geduldig an, und erwiederte nur von Zeit zu Zeit, daß die Wahrheit von Gott, die Lüge aber allenthalben vom Menschen komme.

Bey Semenhud oberhalb Mansurah verließ Hr. M. den östlichen Nilarm und machte einen Querzug durch das Delta über Mehallet-kebir und Tantah zum Nil von Rosette, schiffte dann stromabwärts bis Fuah, und von dort auf dem neuen Kanal gegen Alexandria, welches er nach einer langen Tour durch Unter-Aegypten nun zum zweytenmal erreichte. Die Bemerkungen über das Fabrikwesen von Mehallet-kebir, über das feyertaglose und traurige Einerley des moslimischen Lebens, über die Fruchtbarkeit des Deltabodens, über Producte, Ernte, Ackergeräthe, Hospitalität, Politesse und Moral der arbeitenden Klasse muß man im Buche selbst nachlesen. Und wenn man noch die in früheren Artikeln in dieser Sache vergleichungsweise gegebenen Notizen mit dem von Hrn. M. gesagten zusammenstellt, wird man ohne Schwierigkeit Mohammed Ali's Verwaltung und seine gepriesene sogenannte Civilisation beurtheilen können. Besondere Aufmerksamkeit aber verdient, nach unserer Meynung, was der gelehrte Verf. (Brief CLXII) über das Grundeigenthum in Aegypten schreibt, weil gerade über diesen Punct, trotz mancher akademischen Abhandlung in Europa noch die schwankendsten Ansichten herrschen. Größern Revolutionen war Grund und Boden gewiß in keiner Gegend des Erdbodens unterworfen, als am Nilstrome, allein nirgend hängt aber auch der Werth desselben so sehr von äusseren Umständen und Zufälligkeiten ab, wie in Aegypten. Ohne Nilüberschwemmung, ohne Kanäle, ohne Wasserräder und Schleussen giebt es keinen Acker in diesem Lande; folglich hängt Alles von Schirm und Beyhülfe der obersten Staatsgewalt ab, weil sie die großen Bauwerke und hydraulischen Anstalten zu schaffen und den Einzelnen gegen Uebergriffe mächtiger und gewaltthätiger Nachbaren bey dem gleichsam jährlich neu zu creirenden Ackerfelde und seiner Markscheide vertheidigen kann. Wer aber den Boden schafft, gibt und erhält, will ihn auch besitzen, oder wenigstens die Früchte desselben meistens sich zueignen. Deßwegen war auch ein guter Theil des zu bewässernden Landes in Aegypten (in den historisch bekannten Zeiten ungefähr 10/24) von jeher Domäne, und von der andern Hälfte suchte der Fiscus per fas et nefas die Früchte auch noch in seine Magazine zu bringen. Steuerfrey und gesichert gegen alle Uebergriffe weltlicher Macht war von Sesostris bis Mohammed Ali herab nur das Kirchengut, aus dessen Erträgnissen der Clerus genährt, Gotteshäuser, Kirchendienst, Schulen, fromme Stiftungen und Almosenvertheilungen unterhalten und bestritten wurden. Zu dieser kirchlichen Immunität nahmen bey der wachsenden Unsicherheit alles Privateigenthums, besonders während der von häufigen Umwälzungen zerrütteten Mamluken-Herrschaft vom 13ten — 18ten Jahrhundert, viele ägyptische Grundbesitzer ihre Zuflucht, um ihre Aecker als Wakuf, oder Tempelgut, gegen die Bedrückungen der weltlichen Macht zu schirmen. Man überließ den Grund und Boden einer geistlichen Corporation auf ewige Zeiten als Eigenthum, jedoch mit der Bedingniß, daß sie der Familie des Be-

sitzers die Erträgnisse ohne Minderung bis zum Erlöschen der männlichen Linie bezahle. Unverletzlich und abgabenfrey, mußte dieser Theil des Ackerlandes in einen blühenden Zustand kommen.

Dem gewissenlosen Arnauten Mohammed Ali, dem vorgeblichen Schüler und Freunde europäischer Civilisation, war es vorbehalten, diesen letzten Sicherheits-Damm nieder zu reissen, und die Wogen seiner fiscalischen Tyranney über das ganze Nilland zu wälzen. Nach Ausrottung der Mamluken und Beraubung aller schutzlosen Privat-Leute hinderten ihn die geistlichen Körperschaften allein, ganz Aegyptenland als einen zusammenhängenden wohl arrondirten Mayrhof, und die ganze arbeitende Volksklasse als seine Taglöhner zu betrachten. Es ist hinlänglich bekannt, und einer der neuesten Beobachter, Hr. Cadalvène, bestätigt es wiederholt, daß ein Elementar-Ereigniß dem Satrapen das geistliche Gut in die Hände lieferte. Der Wasserstand des Nilstromes war ungewöhnlich niedrig, die Aussicht auf eine hinlängliche Aernte verschwunden, das Land mit Besorgnissen erfüllt, und weil gerade um dieselbe Zeit noch eine Steuer auf die Lebensmittel umgelegt wurde, entstand allenthalben Murren und Aufruhr. Die Geistlichkeit machte Vorstellungen und ermahnte den Pascha, die drückende Auflage zu erlassen. Uebermüthig wurde sie abgewiesen, mit dem Bemerken, sie sollen durch öffentliche Gebete die Barmherzigkeit des Himmels erflehen, und die Ursache der gegenwärtigen Noth liege nicht in der Auflage auf die Lebensmittel, sondern in ihrer Weigerung zu den öffentlichen Bedürfnissen beyzutragen. Zugleich befahl er, die halbe Steuer von allem Kirchengut zu nehmen, und ließ zugleich durch eine Commission die Besitztitel alles zu den Moscheen und geistlichen Körperschaften belangenden Ackerlandes untersuchen. Begreiflicher Weise fand man allenthalben Anstände, Zweifel, Ungewißheit, und schloß mit der Erklärung, daß alles Tempel- und Stiftungsgut von nun an zur Staatsdomäne geschlagen sey; jedoch wolle der Pascha alle auf demselben haftende Lasten zugleich übernehmen. Man weiß, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Das Heer, die Flotte, der Krieg, die Beamtenwelt, Regierungs-Experimente tausendfacher Art und die souveränen Launen Sr. Hoheit des Pascha verschlingen alles: Minaret und Moscheen fallen zusammen, Schulen, Wohlthätigkeits-Anstalten, und selbst der Gottesdienst hören in Aegypten allmählig auf; Sinn für Zucht und Ordnung erlischt, und jede Schändlichkeit verschafft sich Duldung und rechtskräftigen Bestand, wenn sie nur den Fiscus bereichert.

Man hat auch das heisse Klima und die natürliche Trägheit der ägyptischen Bevölkerung als Entschuldigungs- oder wenigstens Erklärungsgründe vorgeschützt, um die Verschlingung des Privat Grundeigenthums durch den Fiscus gleichsam zu rechtfertigen, und namentlich scheint sich auch Hr. M. zu dieser Meynung hinzuneigen. Allein der Mensch zeigt sich überall thätig, und auf Mehrung seines Vortheiles und Verbesserung seiner Lage bedacht, wenn man ihn auch die Frucht seines Fleißes genießen läßt. Und wir glauben nicht, daß der Bauer vom Nilstrome sein Feld öde ließe, wenn er und seine Kinder von der Ernte desselben den Hunger stillen dürften. So aber erhält er nur ein Drittheil des wirklichen Werthes der abzuliefernden Feldfrüchte, aber nicht in Baarem, sondern nach Abzug aller Abgaben und Lasten gibt man ihm den Rest in Cassascheinen, die endlich nach langen und wiederholten Forderungen wieder nicht mit Gelde, sondern mit Baumwollenzeugen und andern Fabrikaten aus den Regierungs-Magazinen, zu enormen Preisen, bezahlt werden. Sollte aber jemand aller Plackereyen ungeachtet ein von der Regierung gepachtetes Stück Land dennoch mit Gewinn bebauen, so hat man durch eine in der neuesten Zeit geltend gemachte wahrhaft teufl.sche Finanzmaßregel dafür gesorgt, auch diesen Profit noch dem Fiskus zuzuwenden. Wir reden hier von dem System gegenseitiger Ver-

bindlichkeiten: restirt ein Pächter bey der landesherrlichen Cassa, so zahlt das Dorf für ihn; ist aber dieses selbst insolvent, wird der Betrag auf die benachbarten Ortschaften umgelegt; können auch diese die fremde Schuld nicht tilgen, haftet die Provinz; hat diese selbst ein Deficit, so ergreift das Uebel die nächste, und so das ganze Land bis der Schuld genüget wird. Hr. Cadalvène in seinem „L'Egypte et la Turquie depuis 1829 — 1836" giebt ein merkwürdiges Beyspiel von der allen Unternehmungsgeist ertödtenden Wirkung dieses Systemes.

(Fortsetzung folgt.)

Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung)

I. Leib mit Querrunzeln. After quer. Gallgefäße mit ihrer Basis hinter den hintern Blinddärmen.

A. Die Unterkiefer mit einfachen Spitzen. Eine Drüsenreihe auf dem Magen. Der Grimmdarm erweitert.

1. Kopf minder breit als der Leib. Oberkiefer mit mehreren Zähnen über der Mitte. Gallgefäße mit Zickzak auf dem Mast- und Grimmdarm. Oryctes. Scarabaeus. Cetonia.

2. Kopf eben so breit als der Leib. Oberkiefer einzähnig über der Mitte. Gallgefäße ohne Zickzack auf dem Mast- und Grimmdarm. Melolontha. Trichius. ? Hoplia.

B. Unterkiefer mit doppelten Haken. Grimmdarm nicht erweitert. Keine Magendrüsen.

Aphodius.

II. Leib ohne Querrunzeln. After länglich. Gallgefäße mit ihrer Basis über der untern Reihe der Blinddärme.

Lucanus.

In einem besonderen Abschnitte betrachtet hierauf der Verf. die Larven von diesen Gattungen nach ihren äußerlichen Merkmalen. In einem andern die Puppen, von denen jedoch nur drey, nämlich die von Oryctes nasicornis, Cetonia aurata und Copris emarginata kurz beschrieben werden. Der dritte Abschnitt behandelt die Anatomie der Larven, beschränkt sich indeß blos auf die Beschreibung des Verdauungskanals, der jedoch mit großer Genauigkeit geschildert wird. Zehn vortrefflich gearbeitete Tafeln dienen zur anschaulichen Darstellung der in den erwähnten drey Abschnitten behandelten Gegenstände.

6. Rapport sur le Ciron de la gale (Acarus scabiei), fait au nom d'une Commission composée de M. M. Duméril et de Blainville. Par M. de Blainville (S. 213 — 232).

Daß in den Krätzpusteln eine besondere Milbe (Acarus scabiei) gefunden werde, war den Naturforschern seit geraumer Zeit bekannt. In Frankreich jedoch erregte dieselbe nicht eher eine besondere Aufmerksamkeit, als bis Galés, Oberapotheker am Spital Saint-Louis, wo alle Krätzigen von Paris und der Umgegend behandelt werden, die Krätzmilbe vorzeigte, und vor einer ärztlichen Kommission nachwies, daß eine solche auf die Haut eines gesunden Menschen gebracht, den Ausbruch von Krätzpusteln veranlasse. In einer eigenen Schrift mit Abbildungen von diesen Thieren brachte Galés den Gegenstand vor ein größeres Publikum, und seine Angaben genossen allgemeines Vertrauen, bis im Jahr 1829 Raspail darthat, daß das von jenem abgebildete Thier keineswegs die Krätzmilbe, sondern die Käsemilbe sey. Hiedurch wurden denn bey manchen pariser Ärzten die die Existenz von wahren Krätzmilben selbst zweifelhaft, bis Ranucci, ein aus Corsika gebürtiger Eleve der Medizin, im Spital von Saint-Louis dieselbe abermals vorzeigte. Er war mit dem Aufsuchen dieser Thiere in seinem Vaterlande vertraut geworden, indem er daselbst öfters gesehen, wie Mütter ihren Kindern mit einer Stecknadel dieselben aus den Pusteln herausschafften. Der Sitz des Thieres ist am Ende eines Ganges, der von der Pustel ausgeht, und wird schon von Außen mit freyem Auge bemerkt, da er eine kleine Erhöhung unter der Haut, wie ein weißlicher Punkt bildet. Außer Ranucci machten auch noch Baude und Sédillot über diesen Gegenstand Mittheilungen der Akademie, und Raspail gab eine Naturgeschichte der Krätzmilbe heraus. Seitdem sind ebenfalls in Berlin Untersuchungen über diese Parasiten angestellt worden, woraus sich die Richtigkeit der von Raspail gelieferten Abbildung der Krätzmilbe der Menschen ergeben hat. Dagegen hat sich durch Hertwigs Beobachtungen über die Räudemilbe des Pferdes gezeigt, daß Raspail's Darstellung von dieser nicht genau ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Correspondance d'Orient 1830 — 1831. etc.

(Fortsetzung.)

Ein als Secretär bey einem europäischen Consulate angestellter Nicht-Aegyptier pachtete in der besten Gegend des Delta ein Stück Land von der Regierung und fand nach Umfluß von zwey Jahren, daß ihm nach Abzug aller möglichen Lasten, Abgaben und Opfer noch ein reiner Gewinn von 4500 Franken übrig blieb. Zu gleicher Zeit erhob aber der Fiskus eine Forderung von 7400 Franken als seinen Antheil für restirende Pächter der Provinz. Man nahm ihm seine Getreidevorräthe, das Zugvieh, ja selbst die Ackergeräthe, bis Alles erledigt war. Wie einst Nero, scheint auch der gegenwärtige Satrap von Aegypten seinen Provincial Obrigkeiten den Auftrag zu geben: Hoc agamus, ne quis quidquam habeat, — ein Auftrag, der buchstäblich und im strengsten Sinne des Wortes vollzogen wird. Denn man hat es so eingerichtet, daß der Pächter bey allem Fleiße und aller Entbehrung und nach Ablieferung der ganzen Ernte dennoch immer noch dem Fiscus schuldig ist, und sein Brod sich gleichsam vom eigenen Acker stehlen muß. Hat also Hr. M. Unrecht, wenn er das Loos des ägyptischen Volkes für das elendeste auf der ganzen Erde erklärt, trotz Mohammed Ali's Civilisationsversuchen? Gerechtigkeit und Eigenthum, gesetzlich zu mehrendes Mein und Dein mit der Möglichkeit, die Früchte seiner Arbeit zu genießen, ist die Grundlage aller Civilisation. Niemals wird aber ein mohammedanischer Monarch, am wenigsten aber der Satrap von Aegypten diesen Grundsatz anerkennen, nicht einmal in der Theorie, geschweige in der Praxis. „Daß auch der Bauer am Sonntage sein Huhn im Topfe haben müße," wird ein morgenländischer Despot niemals zugeben. Sein leitender Grundsatz ist vielmehr, daß der Mensch, wenn man ihm auch alles nimmt, doch immer noch etwas hat, oder schnell wieder etwas erwirbt, um neuerdings zu geben.

Wenn aber Hr. M. auch in Syrien, in Klein-Asien, überhaupt in der ganzen Türkey keinen geordneten und unangefochtenen Grundbesitz gefunden haben will und das orientalische Bauernvolk arbeiten läßt, ohne zu wissen, wem der Boden gehöre, so ist dieses eine jener oberflächlichen Phrasen, die man dem gelehrten Sittenmaler und Schreibkünstler von der Seine, gleich vielem andern dieser Art, zu Gute halten muß. Nicht nur ist das Stiftungsgut in den nicht secularisirten Provinzen des Reiches mit aller Schärfe umgränzt und ausgeschieden, auch andere Korporationen mit unzähligen Privatleuten, Moslimen sowohl, als Christen, besonders die Libanischen, haben Cataster und schriftliche Documente über gesetzlich ihnen angehöriges Landeigenthum in Handen. Wie viele Schriften dieser Art, nicht nur im Arabischen, sondern auch in Karschuni oder altsyrischer Sprache, haben wir in Phönizien selbst gesehen! Sogar umzäunte und durch Mauerwerk eingefriedigte Grundstücke sieht man in Syrien häufig. Hätte Hr. M. geschrieben, daß in vielen Gegenden der Türkey das Grundeigenthum wegen fis-

calischer Plünderung unter seinen natürlichen Werth herabgesunken sey, so würde seine Bemerkung der Wahrheit näher seyn.

Was Hr. M. von dem berühmten Wallfahrtsort und Handlungsplatz Tansah, von dem daselbst verehrten mohammedanischen Heiligen, Ali dem Beduinen und seinen Mirakeln, sowie von dem großen Jahrmarkte daselbst, und von den Auftritten im allzeit überfüllten Tempel, zu dem auch Weiber den Zutritt haben, in seiner Correspondenz erzählt, sammt allem, was wir selbst über diesen Punct in Erfahrung gebracht, muß hier Kürze halber übergangen werden. Ebenso müssen wir in Beziehung auf die Ruinen Alt-Alexandrien's, die Hr. M. am Ende seiner Wanderschaft noch umständlich und antiquarisch auseinandersetzt, theils auf das Buch selbst, theils auf unsere früheren Artikel hinweisen.

Im May 1831 verließ Hr. Michaud Aegypten, und schiffte über Malta, wo er Quarantäne machte, wieder nach Europa zurück, während Herr Poujoulat, sein Reisegefährte und Schüler, noch einige Zeit in Syrien verweilte, um den Schauplatz der glänzendsten aller französischen Waffenthaten, die Gegend um Antiochia, zu besuchen. Die Entfernung von Laodikia (Λαοδίκεια, Latakí von Türken und Arabern ausgesprochen), wo wir Hrn. P. am Schlusse des letzten Artikels ließen, bis zur eben genannten Stadt Antiochia am Orontes, beträgt ungefähr 26 Stunden, d. i. um ein Paar Stunden mehr, als von Jerusalem nach Nazareth. Der Weg führt über Berg und Thal durch die liebliche Einöde Kandil zum Flecken Urdil, dem einzigen bewohnten Orte auf dieser langen Strecke. Hier ist zugleich die Markscheide zwischen Arabistan und Turkistan der Sprache und dem Blute nach. In Urdil, sowie zu Antiochia und Haleb, redet man arabisch und türkisch, während in Laodikia niemand türkisch und zu Beilan und Aintab niemand arabisch versteht.

Das Gerippe der Stadt Antiochia, wie sie einst Seleukus Nicator erbaute, hat sich im ganzen Umkreise deutlich, in den meisten Theilen sogar vollkommen erhalten. Das Orontes-Thal streicht von Osten nach Westen, etwa zwey Stunden breit und durch zwey in ziemlich geraden Linien fortstreichende jedoch von Schluchten zerrissene Bergreihen gebildet. Zwischen dem Flußufer und der südlichen Gebirgskette, steht, oder stand vielmehr, die alte Stadt mit ihren in vielen Stellen bis 80 Fuß hohen Mauern aus behauenem Gestein und 130 Streitthürmen in langen Zeilen auf der Ebene, längs dem Fluße, und zu beyden Seiten den Berg hinansteigend, an Abgründen vorüber, bis zur hohen Burg hinauf, hinter welcher sich der furchtbare Mauerring im Thale schließt. Vier, durch tiefe Risse getrennte Bergspitzen liegen innerhalb des Umfanges. Die halbverfallene, über den Gebirgskamm hingestreckte Burg scheint, wenn man von der Stadtfläche hinaufblickt, in den Wolken zu schweben und gleichsam einer andern Region anzugehören. Nicht weniger als zwey Glockenstunden braucht man, um von der Ebene längs den Wällen auf den höchsten Punct hinaufzuklimmen. Unwillkührlich hält der Reisende, wenn er das weite Thal heraufkommend plötzlich das furchtbare Gemäuer über die Berge hinziehen sieht, in seinem Laufe still. H. P. näherte sich von einer unvortheilhaften Seite der Stadt, und konnte diesen großartigen Eindruck nicht empfinden. Man glaubt im Angesicht einer Weltstadt, eines zweyten Babylon, angelangt zu seyn, findet aber nur ein kleines, armseliges, dorfähnliches Städtchen, mit niedrigen Hütten in einem Winkel des verlassenen zum Theile mit einem Obstbaumwalde dicht überwachsenen ungeheueren Mauerumfangs. Eine gepflasterte Straße, nach der Schnur gezogen, läuft durch den Wald bis zum Paulsthore in der Richtung nach Haleb, vermuthlich die alte Hauptstraße, der Corso von Antiochia.

In Beschreibung dieser großen Ruine entwickelt Hr. P. seine ganze Kunst; man sieht deutlich, daß er seinem Meister ein eben so klares, als gewissen-

haft treues Bild vom Schauplatze der größten Heldenthat des französischen Kreuzheeres hinzeichnen will. Und wenn der junge Gallier bey dieser Veranlassung ungewöhnlich redselig wird, und mitunter „Ampullas et sesquipedalia verba“ ins Spiel bringt, so wird ihn der billige Leser wegen dieses Uebermaaßes nicht tadeln. Wie sollte einem Franzosen nicht das Blut in den Kopf steigen, wenn er über das Schlachtfeld von Antiochia reitet, und der Thaten gedenkt, die seine Vorfahren daselbst verrichtet, und Hr. Michaud so schön beschrieben hat? Denn niemals hat die Glut religiöser Begeisterung eine größere That geboren, als den Sieg der Christen (am Feste Peter und Paul 1098) über die im Thale von Antiochia versammelten Kriegsheere des ganzen moslimischen Orients. Die Folgen jenes Tages sind bekannt, und alle Leser von Michauds berühmten Werke über die Kreuzzüge wissen, daß sich eine Schaar noch unbesiegter Moslimen unmittelbar darauf zur christlichen Lehre bekannte, was weder vor- noch nachher je geschehen ist. Der Eindruck, welchen jenes Ereigniß auf das Gemüth der Morgenländer hervorbrachte, ist heute noch nicht erloschen; auch hat die Herrschaft der Franken in keinem Theile Asiens so tiefe Spuren zurückgelassen, wie an den Ufern des Orontes. Dagegen war aber auch die mohammedanische Bevölkerung kaum irgendwo, bis auf die neueste Zeit herab, unduldsamer und frankenhassender, als zu Antiochia, wo sich wenigstens 500 Jahre lang nach Austreibung der Europäer durch den Mamelukn-Sultan Bibars kein Christ niederlassen durfte.

Antiochia von der Ferne gesehen, gleicht einem Bauerndorfe in den rhätischen Alpen. Die Wohnhäuser sind nicht mit Terrassen gedeckt, wie es in Asien Sitte ist, sondern mit Ziegel- oder Schindel-Dächern in Sattelform, die zum Schutze der unten vorübergehenden weit über die Hauptmauer hervorragen, wie es in Ober-Bayern, Tyrol, u. s. w. üblich ist. Dieselbe celtische Dachform zeigt sich auch auf der übrigen, sieben Wegstunden langen Thalstrecke bis zur Mündung des Orontes, unweit Seleucia. Auch sieht man nur in dieser Gegend jene weite und hohe Fußbekleidung aus Leder, wie sie die arbeitende Volksklasse in vielen Ländern Europas trägt. Ebenso erinnern Feld- und Gartenzäune und die Brombeerstaude am Wege den Wanderer nicht weniger an das europäische Heimathland, als die Weintraube und die Bergamotbirne in den Gärten von Saodieh, und die blauäugigen und blondhaarigen Bewohner der Orontesdörfer. Alle diese Spuren abendländischen Wesens verschwinden plötzlich, wie man sich von Antiochia ostwärts gegen Haleb wendet. Hr. P. hat diese Puncte zu wenig hervorgehoben, und überhaupt nur das Orontesthal von der Mündung des Stromes bis zur großen Brücke, vier Stunden östlich von der Stadt, vorzüglich im Interesse von Hrn. Michaud's Werke über die Kreuzzüge persönlich untersucht. Heimwehe, natürliche Ermüdung, und jene Sattigkeit, die den Wanderer im Orient über kurz oder lang jederzeit befällt, hinderten ihn, seinen Stab über die niedrige, von Taurus zum Libanon mitten durch Syrien herabstreichende Hügelkette zu tragen, und die Städte am Saume der großen euphratischen Wüste von Haleb über Mara, Hama und Hems nach Damaskus zu besuchen. Er schrieb von Antiochia aus an die französischen Consular-Agenten zu Tarsus in Cilicien und zu Haleb, um auf diesem Wege Nachrichten über jene Landschaften, ihren ethnischen und staatsökonomischen Zustand, ihre Strassen, Engpfade und Verbindungslinien zu erhalten, die er dann mit den Berichten des Mittelalters vergleicht und in solcher Weise hieraus die Richtung zu bezeichnen sucht, in welcher die Kreuzheere, aus dem Innern Klein-Asiens bis an den Orontes hervorgebrochen sind. Alles dieses übergehen wir.

(Fortsetzung folgt.)

Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung.)

7. Description de quelques espèces de reptiles de la Californie, précédée de l'analyse d'un système général d'Erpétologie et d'Amphibiologie; par M. H. D. de Blainville (S. 233 — 296 mit Abbild.)

Wie schon der Titel besagt, besteht diese Abhandlung aus zwey Abschnitten, von denen der erste eine neue systematische Eintheilung der Amphibien, der andere die Beschreibung einiger dieser, in Californien einheimischer Thiere liefert. Der Verf. ist der Meynung, daß man die bisher unter einer Klasse begriffenen Amphibien in vier Klassen abtheilen müsse, die er Pterodactylia, Reptilia, Ichtyosauria und Amphibia benennt. Wir halten diese Vervielfältigung der Klassen für unnöthig, für die leichte Uebersicht sogar nachtheilig. Was die Pterodactylien anbetrifft, so stimmen wir allerdings mit dem Verf. überein, daß sie den Uebergang der Vögel zu den Reptilien vermitteln, gleichwohl sind wir mit Cuvier der Meynung, daß sie keineswegs eine eigenthümliche Klasse ausmachen, sondern noch der der Amphibien zuzuzählen sind, um so mehr, da Ref. durch eigene Vergleichung des Ornithocephalus longirostris mit einer neuen Art, dem O. Kochii (von dem im nächsten Bande der Abhandlungen der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften eine ausführliche Beschreibung erscheint) sich überzeugt hat, daß auch das Becken in seiner Zusammensetzung an den Typus des Krokodils erinnert. Eben so wenig erscheint es als nothwendig, die Ichthyosauren zu einer besondern Klasse zu erheben, da bey den Amphibien überhaupt nicht blos das Knochengerüste, sondern die meisten andern organischen Systeme einen großen Kreis von Variationen durchlaufen. Wenn man es bey den Säugethieren nicht für nothwendig findet, die Wale, trotz ihrer großen Abweichungen im Skeletbau von den andern Ordnungen loszureißen und eine eigenthümliche Klasse aus ihnen zu bilden, so wird man auch recht wohl den Ichthyosaurus bey den übrigen Amphibien belassen können. Es bleiben uns nun noch die Reptilia und Amphibia des Verf. übrig, und diese entsprechen den beschuppten und den nackten Amphibien, welche allerdings die beyden großen Hauptabtheilungen sind, unter welche man alle kaltblütige, mit Lungen versehene Wirbelthiere bringen kann. Aber auch hier sehen wir keinen Grund ein, warum aus den beyden Hauptabtheilungen gesonderte Klassen gemacht werden sollen, und wir sind überzeugt, daß bey den meisten Zoologen diese Trennung keinen weiteren Beyfall finden wird.

Seine Klasse der Reptilien theilt der Verf. in die vier Ordnungen: Chelonia, Plesiosauria, Emydosauria und Saurophidia. Zu Chelonia gehören die Schildkröten, zu Plesiosauria blos die Gattung Plesiosaurus, zu Emysodauria die Krokodile und die Saurophidia umfassen alle übrigen Eidechsen und die Schlangen. Während daher der Verf. im Widerspruche mit fast allen Zoologen die Amphibien in mehrere Klassen zerspaltet, vereinigt er dagegen ein Paar Ordnungen miteinander, welche fast alle Naturforscher getrennt haben. Wir können weder das Eine, noch das Andere billigen. Es ist zwar allerdings richtig, daß Eidechsen und Schlangen allmählig so ineinander übergehen, daß die Gränzlinie zwischen ihnen bey weitem nicht so bestimmt markirt ist, wie gegen die Schildkröten und Nackthäuter hin. Gleichwohl läßt sich eine solche noch immer auffinden, und es wird eine Trennung zwischen beyden um so nothwendiger, da gerade ihnen die übergroße Mehrzahl der Amphibien zufällt. Das Ungewisse liegt nur darin, daß man nicht einig ist, welche Merkmale man zur Sonderung beyder Ordnungen anwenden solle. Die älteren Zoologen hatten ein leicht faßliches Unterscheidungskennzeichen an der An- oder Abwesenheit der Füße, und auch Cuvier hatte sich mit diesem begnügt; die meisten andern Zoologen der neueren Zeit dagegen, wie z. B. Wagler, Müller, Wiegmann, haben weniger die Füße als gewisse Eigenthümlichkeiten im Baue des Kopfes berücksichtigt. An diese schließt sich auch Blainville an, denn obwohl er Eidechsen und Schlangen in die gemeinschaftliche Ordnung der Saurophidia vereinigt, löst er sie doch wieder in die beyden Unterordnungen Sauria und Ophidia auf. Den ersteren, den Eidechsen giebt er folgende Merkmale: „Körper ziemlich bestimmt in seine 5 Parthien, den Kopf, Hals, Brust, Bauch oder Unterleib, und Schwanz abgetheilt, und immer mit vollständigen oder rudimentären Gliedmaßen versehen. Herz weit vorn, Lunge mit zwey gleichen oder fast gleichen Flügeln.

After bedeckt von einem Deckel, gebildet aus mehreren Schildern, eben so der Augendeckel."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1830.

Correspondance d'Orient 1830 — 1831. etc.

(Fortsetzung.)

Wie unsicher und im Grunde nichtssagend Beschreibungen sind, die wir über ungesehene Ortschaften und Länder nach fremden Berichten geben, kann man vielfach aus diesem Theile des Buches erkennen. Hr. P. spricht von den Wüsten-Städten Sarmin, Mara, Hama, Hems und Apamia wie von Timbuktu und dem Gallas- oder Dschindschirenlande, wohin niemals oder kaum einmal europäische Reisende gekommen wären. Als Augenzeuge könnten wir über diesen Theil Syriens allerdings Besseres geben, als man bey Hrn. P. findet; wir versparen uns aber dieses Vergnügen auf eine schicklichere Gelegenheit, weil wir aus Hrn. P's. Werke jetzt lieber das Verdienstliche, als das Mangelhafte andeuten wollen. Um über Cilicien, Lykaonien und die Landschaften zwischen dem Gebirge Amanus und der Wüste östlich vom Orontes etwas zu sagen, sucht Hr. P. alles zusammen, was sich daselbst seit Cicero's Statthalterschaft bis auf die mittlern und letzten Zeiten herab sich ereignet hat. St. Symeon der Säulenbewohner, der wunderbar einen einäugigen Drachen sehend machte, und Tullius Cicero, der Cilicien mit Gerechtigkeit und Milde regierte; die Briefe an Atticus und die Legende des syrischen Einsiedlers Antonius; St. Chrysostomus und Kaiser Arcadius werden hier zu gleicher Zeit belobt und angepriesen, und lange Citaten aus heidnischen Briefen und christlichen Legenden eingeflochten. „Es sey ihm süß, sagt er, Cicero's Briefe in Cilicien zu lesen.“ Aber Antiochien liegt nicht in Cilicien!

Nachdem Hr. P. die Schönheit des breiten, von hohen Gebirgen eingeschlossenen Längenthales zwischen Antiochia und Seleucia, besonders aber die mit allem, was Orient und Occident Kunst und Natur reizendes schaffen kann, ausgeschmückten Gärten von Saodieh nicht mit dem Feuer geschildert hatte, wie wir es erwarteten, brachte ihn ein arabisches Fahrzeug von der Orontes-Mündung wieder nach Laodicea zurück, von wo er über Batrun, Byblos und Kloster Antura bald zu Wasser, bald zu Lande, in der Richtung gegen Beirut fortzog, um in diesem Hauptstapelplatze des syrischen Handels eine Gelegenheit zur Heimkehr nach Frankreich abzuwarten. Durch die Pest gehindert, in die Stadt zu kommen, zog er sich in ein benachbartes Maronitendorf, Hadet genannt, auf einen Vorsprung des Libanon zurück.

Während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dieser eben so freundlichen als gesunden Lage ordnete Herr P. seine Briefsammlung und fieng neuerdings über den schon früherhin besprochenen Libanon Notizen einzusammeln an. Was er über geographische Eintheilung, Klima, Lage, Ortschaften, Mineral- Pflanzen- und Thierreich, über die Menschen, ihre Sitten und Gebräuche, Dogmen, Disciplin und Kirchendienst, politische, finanzielle und commerzielle Stellung, über Maroniten, Metuali und Drusen und deren Geheimlehre erfahren konnte, wurde hier zusammengestellt und nachher in Paris — wie es sich deutlich zeigt — mit Hülfe bekannter Druck-

schriften, worunter des berühmten Hrn. v. Sacy Drusenkatechismus ꝛc. zu bemerken ist, weiter ausgearbeitet und in den Briefen Nr. 178, 179, 180, 181 und 182 niedergelegt. Was er nebenher über die französischen Lazaristen von Antura, über die englischen Bibelverbreiter und über den uns besser bekannten ehmaligen Turiner Professor und nun römischen Delegaten in spiritualibus auf dem Libanon, Priester Johann Pater Losanna, schreibt, ist zwar nicht gegen die Wahrheit, klingt aber eigentlich doch wie eine feine, höfliche und fromme Pariser Klatscherey, welche mehr errathen läßt, als sie sagt.

Wir wollen ihm in diesem Theile seiner Schrift nicht Schritt für Schritt folgen und unsere Erfahrungen mit den seinigen vergleichen, wie es in einer noch nicht sobald erschöpften Materie unschwer geschehen könnte. Wir haben aber über den Libanon, über seine Natur und seine Bewohner schon in den früheren Artikeln Einiges bemerkt, und können uns hierüber nicht weiter ausdehnen, ohne die Gränzen einer Anzeige zu überschreiten. Das libanische Gebirge ist ein kleiner Kaukasus, eine natürliche Burg, in deren Schluchten sich die Trümmer aller in Asien unterdrückten Völker und Religionen heute noch finden lassen. Das Heidenthum des alten Landes Aram konnte daselbst niemals ausgerottet werden, und Bekenner aller in der Folge sich erhebenden Glaubensformeln des Morgenlandes wählten sich in den Hochthälern dieses Steingürtels unanfechtbare Zufluchtsstätten, die selbst der alles belebende Strahl der Christuslehre nicht zu beleuchten vermochte. Der zwar unwissende, aber sanfte, redliche und in Gott heitere Katholik des Maronitengebiets; der mohammedanisch-christlich-heidnische Druse mit geheimnißvoller Blässe im Antlitz, schweigsam, frostig und wildtraurig blickend; der tückische Metuali; der schwerfällige Armenier; der Sonne, Kalb und Lingam anbetende Amsare; Anhänger der griechischen und der nestorianischen Kirche; Araber verschiedener Racen, Türken, Juden und Europäer bilden die hervorstechendsten Gruppen dieser großen Musterkarte Asiatischen Lebens und Glaubens. Hr. P. sucht sogar das numerische Verhältniß der verschiedenen Parzellen festzustellen und glaubt, daß die Einwohnerzahl im ganzen Gebirge etwa 450,000 Individuen betrage, was wir natürlich als nicht genau bestimmbar weder bestätigen, noch widerlegen wollen. Nur kann man nicht umhin, dem redlichen Forschungsgeiste, häufig auch dem Scharfsinne, allzeit aber der Wahrheitsliebe dieses Reisenden, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sein Urtheil über Volney, obwohl neu und hart, unterschreiben wir unbedingt. Volney hat die meisten Gegenden, die er beschreibt, nicht selbst gesehen; er hat häufig nur nach Büchern und mündlichen Berichten gearbeitet, und wie ein zweyter Thümmel, entlegene Himmelsstriche beschrieben, ohne sich weit aus seiner Kloster-Celle des Libanon zu entfernen. Wir selbst sind beym Lesen des Volney'schen Werkes an Ort und Stelle auf diesen Gedanken verfallen.

Am Schluße seiner libanischen Nachrichten (Brief 182) bemüht sich Hr. P., noch ein Bild von der Regierungsform dieses Gebirges zu entwerfen. Natürlich muß hier die Rede vorzüglich auf den berüchtigten Drusenfürsten, den Emir Beschir, aus der Arabischen Familie Schehab fallen. Der Libanon von Baalbek bis zur Marktscheide der Maroniten und Amsgren war bis zur letzten Eroberung durch die Aegyptier, ein Pachtgut des Paschalik's von Akke, und wurde jährlich an die Meistbietenden versteigert. Druck der Zinsfürsten, um den Pachtschilling zu erpressen, und Aufstand der Gebirgsleute, um sich Erleichterung zu schaffen, bilden die Summe der Begebenheiten jenes Landes seit mehr als 300 Jahren. Emir Beschir, der seit 1789 regiert, wurde während dieser Zeit siebenmal durch seine rebellischen Unterthanen ausgetrieben, ersteigerte und errang aber die Herrschaft eben so oft wieder. Nach jedesmaliger Wiederherstellung wurde der Pacht

erhöht, der Druck vermehrt, das Elend größer, die Regierung grausamer. Im Jahre 1794 griff man zu den Waffen, weil er jährlich 150,000 Franken erhob, nach der letzten Steigerung aber mußte er an Abdalla-Pascha 700,000 Franken jährlich zahlen und das Volk blieb ruhig. Um sich die Herrschaft der Welt zu sichern, haben Caligula und Caracalla nicht so große und so viele Ruchlosigkeiten verübt, als der Drusenfürst Beschir begangen hat, um sich als Vice-Tyrann in einem Bergwinkel Syriens zu behaupten. Unter seinen Verwandten wüthete er wie ein zweyter Herodes. Viele erdolchte er eigenhändig, anderen ließ er Augen und Zunge ausreissen, beynahe das ganze Haus Schehab bis auf seine eigenen beyden Söhne ausrotten, von der unruhigen Drusen-Bevölkerung aber ungefähr die Hälfte, d. i. mehr als 50,000 Menschen durch Metzeleyen und Exil vernichten. Beschir regiert über den Libanon in derselben Weise und nach denselben Maximen, wie Mohammed Ali über Aegypten.

(Schluß folgt.)

Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Fortsetzung.)

Bey den Schlangen heißt es: „Körper sehr verlängert, cylindrisch, fast ohne Unterscheidung von Kopf, Hals, Rumpf und Schwanz, fast immer gänzlich entblößt von Gliedmassen, selbst von rudimentären; bedeckt mit mehr oder minder unähnlichen Schuppen auf verschiedenen Partien des Körpers; Augen durchgängig ohne Augenlieder. Paukenfell immer versteckt. Zunge breit, ganz, angeheftet, oder im Gegentheil lang, schmal, tief zweygespalten und vorstreckbar. Zähne konisch, spitz, mehr oder weniger rückwärts gerichtet und meist eben so gut Gaumen- als Kieferzähne.“ Man ersieht, daß diese Merkmale sämmtlich nicht geeignet sind, um beyde Unterordnungen voneinander zu unterscheiden, da sich in ihnen keine Gegensätze aussprechen. Nur in der Anmerkung (S. 244) heißt es: „Die Art von Deckel, welcher das Auge bedeckt und der des Afters sind immer aus mehreren Schildern bey den Eidechsen und niemals bey den Schlangen zusammengesetzt.“ Der Verf. stellt nun die Blindschleichen und Ophiosaurus zu den Eidechsen, dagegen Chirotes und Amphisbaena zu den Schlangen; hierin mit Müller übereinstimmend, während Wagler die beyden letzteren einer besondern Ordnung, die er Angues nennt, zutheilt, Wiegmann aber sie noch zu den Eidechsen zählt. Ref. muß gestehen, daß, wenn er auch die von Cuvier noch beybehaltene Begränzung beyder Ordnungen nicht festhalten wollte, er sich doch nimmermehr dazu entschließen könnte, ein mit vollkommen entwickelten Vordergliedern versehenes Reptil für eine Schlange zu erklären. Der allgemeine Volksbegriff von Schlange, dem zu Folge Fußlosigkeit ein Hauptmerkmal ist, kann füglich auch bey einer wissenschaftlichen Betrachtung der Thierwelt festgehalten werden. Daß bey Boa, Eryx, Tortrix etc. Rudimente von Extremitäten vorkommen, spricht nicht gegen diese Ansicht, da eine bloße Andeutung von einem Organ noch immer von einer vollendeten, zur Ausübung einer bestimmten Funktion vollkommen befähigten Entwicklung desselben weit verschieden ist. Mit Wiegmann ist Ref. einverstanden, daß vielmehr Gründe vorhanden sind, um Chirotes und Amphisbaena zu den Eidechsen, als zu den Schlangen zu stellen.

Seine Saurier bringt der Verf. in folgende Familien: 1) Geckones, 2) Chamaeleontes, 3) Agamae, 4) Dracones, 5) Iguanae, 6) Monitores und 7) Lacertae. Seine Ophidier theilt er zuerst in zwey Zünfte, nämlich in Zweyhänder, wozu nur die Gattung Chirotes gehört, und in Schlangen, wozu alle andern Ophidier. Diese letzteren vertheilt er wieder in 3 Sektionen. Die erste Sektion, ohne Giftzähne, begreift 5 Familien: 1) Amphisbaena, 2) Tortrix, 3) Boa, 4) Boa-Couleuvres (wozu Python, Xenopeltis etc.), 5) Coluber; die zweyte Sektion, mit giftigen und ungiftigen Kieferzähnen umfaßt, 6) Hydrophis, und die dritte Sektion mit lauter Giftzähnen im Oberkiefer enthält 7) Viperina.

Seine Klasse der Amphibien, wie sie der Verf. bezeichnet und welche der Ordnung der Batrachier oder nackthäutigen Amphibien anderer Zoologen entspricht, theilt er in 3 Ordnungen ab: 1) Batrachia, mit 2 Fa-

milien, die er Dorsipares und Aquipares nennt, 2) Pseudosauria mit den 3 Familien Salamandra, Proteus und Sirena, und 3) Pseudophidia mit den Coecilien.

Hierauf folgt die Beschreibung der californischen Reptilien, welche der Verf. für neu ansieht. Sie heißen Agama (Phrynosoma) coronata, Callisaurus draconoides, Iguana (Cyclura) acanthura, Cordylus (Gerrhonotus) multicarinatus, Tortrix Bottae, Coluber catenifer, infernalis, Californiae, vertebralis, zonatus und planiceps, welche auch alle bis auf die vorletzte abgebildet sind. Callisaurus ist eine neue Gattung, welche der Verf. den Drachen zugesellt, weil sie an den Leibesseiten ein Rudiment von einer Haut hat. Eine kurze Diagnose dieser Gattung ist nicht gegeben, sondern blos eine 35 Zeilen einnehmende Beschreibung, die wir ihrer Länge wegen daher nicht mittheilen können.

8. **Mémoire sur quelques Acéphales d'eau douce du Sénégal. Par M. Rang, Officier de marine.** (S. 297—320 mit 2 Tafeln.)

Rang hatte sich während seinen Reisen an der Westküste von Afrika, und besonders während der in den Jahren 1829 und 1830 vorgenommenen Untersuchung des zwischen dem Westende der Sahara und den Kap Lopez gelegenen Küstenstriches, eifrigst mit dem Sammeln und Untersuchen der Meer-, wie der Land- und Süßwasser-Mollusken beschäftigt. In dieser Abhandlung theilt er Einiges von seiner Ausbeute aus dem Senegal-Flusse mit, wovon Folgendes das Wichtigste:

1. Schon im 3. Bande der Nouvelles Annales du Muséum hat Rang das Thier der Etheria, das Caillaud aus Egypten erhielt, beschrieben. Seitdem hatte der Verf. mehrere Exemplare mit dem Thier aus dem Senegal (E. plumbea) bekommen, und sich dadurch überzeugt, daß dasselbe in allen Einzelnheiten ganz mit dem der Etheria vom Nil übereinstimme. An diesen neuen Exemplaren, die besser erhalten als seine frühern waren, bestätigt er, daß das Ligament wie bey den Unionen, Anodonten ꝛc. ꝛc. gebildet sey, so daß also die Etherien sowohl nach der Beschaffenheit der Schalen als des Thieres den eben genannten Gattungen sich anreihen. Außerdem bemerkt der Verf., daß die Etherien mit Röhren keine eigene Art ausmachen, sondern nur solche Individuen sind, die sich im ruhigen Wasser ungestört entwickeln konnten und vor Beschädigungen gesichert waren. Auffallend ist es, daß die Reisenden, welche den Senegal besuchten, der Etherien nicht gedenken. Adanson spricht allein von fossilen Austerbänken, welche jetzt trocken liegen, auf außerordentliche Strecken sich ausdehnen, und als Kalk im ganzen Lande benützt werden. Diese Austern sind indeß weiter nichts, wie der Verf. nachweist, als neue fossile Etherien, deren Bänke südlich vom Senegal liegen und in einer kleinen Entfernung von Saint Louis anfangen. Aus ihrer Lage schließt er, daß der Fluß in frühern Zeiten eine mehr südliche Ausmündung gegen das grüne Vorgebirge zu, vielleicht in der Bai von Haan, haben mochte.

2) Unio Juliani charakterisirt sich als neue Art dadurch, daß das Schloß in jeder Schale aus 3 dünnen langen Leisten besteht, anstatt der Zähne und Leisten, welche man sonst gewöhnlich zugleich bey den Unionen wahrnimmt, so daß also hier die Zähne die Form von Leisten angenommen haben. Die Länge dieser Art beträgt nur 35 Millimetres.

3) Von Anodonta sind 2 neue Arten, A. chaiziana und Tawaii beschrieben; von ersterer auch das Thier, das zugleich nach seinem äußern und innern Bau bildlich dargestellt ist. Ein auffallender Umstand ist es bey dieser Art, daß sie mehrere Monate lang außerhalb des Wassers, auf dem Trockenen und der Sonnenhitze ausgesetzt, am Leben bleiben kann.

4) Von Iridina kennt der Verf. 3 Arten aus dem Senegal, nämlich 1) J. Mutel, von Adanson beschrieben, 2) J. rubens von Lamarck als Anodonta rubens aufgeführt, und 3) eine neue Art, die er J. rostrata nennt. Er macht hiebey aufmerksam, daß Iridina sich nach der Schale allein nicht als Gattung fixiren lasse, sondern daß man hiezu auf das Thier Rücksicht nehmen müsse. Von J. rubens vergleicht er ausführlich das Thier mit dem von J. nilotica, und weist die spezifischen Unterschiede zwischen beyden nach.

5) An allen Exemplaren von Anodonta chaiziana hat der Verf. einen besondern Blutegel gefunden, den er Hirudo viridis nennt und in einer Abbildung darstellt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Correspondance d'Orient 1830 — 1831. etc.

(Schluß.)

Nicht ohne Widerstreben erzählt Hr. P. diese Gräuel des Emir, weil derselbe heimlich das Christenthum bekennt, obgleich er öffentlich die Moscheen besucht. Wenn aber der fromme Hr. P. sagt, daß die Maroniten die grausame Herrschaft ihres Gebieters am geduldigsten ertragen, daß sie ihr sanftes und redliches Gemüth, ja sogar eine gewisse Heiterkeit der Seele und ihr lebensfrohes Wesen mitten im heftigsten Drucke ungeschmälert bewahren, und daß alles dieses eine Folge ihres katholischen Glaubens sey, so scheint er uns die Sache mit dem rechten Namen zu bezeichnen. Unter Beschirs Unterthanen sind die Maroniten die zahlreichsten, sie haben aber in Folge ihrer religiösen Ueberzeugung größere Furcht vor den Höllenstrafen, als vor Entbehrung, Arbeit und Steuereinnehmern des Fürsten von Deir el Kamar.

Zu wünschen wäre es freylich, daß auch der Emir seinerseits zum Vortheile der Unterthanen den humanen und beseligenden Maximen des Christenthums hie und da einigen Einfluß gestatten, und z. B. die Gerechtigkeit nicht geradezu wie ein Kadi um Geld an den Meistbietenden verhandeln möchte.

Es circulirt auf dem Libanon eine handschriftliche Chronik, in welcher alle seit 40 Jahren begangenen Gräuel des Fürsten nach der Reihenfolge in neuarabischer Sprache beschrieben sind. Hr. Creus, Sohn des ehemaligen spanischen Generalkonsuls in Alexandria, fand sich zu gleicher Zeit und aus derselben Veranlassung mit Hr. P. im Dorfe Hadet, wo er ihm eine Uebersetzung dieser von einem maronitischen Priester verfaßten Chronik mittheilte, wie uns derselbe Hr. Creus ungefähr ein Jahr später zu Kahira erzählt, Hr. P. aber in seinen Briefen auch der Wahrheit gemäß eingestanden hat.

Wie endlich die Pest in Bairut nachgelassen hatte, kam Hr. P. wieder in die Stadt zurück, schildert uns, versteht sich mit Lob, den gastfreundlichen Sinn seiner Landsleute auf der syrischen Küste, redet von der Pest und vom neuen englischen Konsul für Damascus, und verläßt endlich, nachdem er noch die Cholera Morbus mit der July-Revolution in Parallele gestellt hatte, auf einem französischen Schiffe die Rhede von Bairut um über Cypern nach den heimathlichen Küsten zurückzuschiffen (July 1831).

Um noch am Ende das ganze Werk der H.H. Michaud und Poujoulat mit einem Blicke zu überschauen, wird uns der aufmerksame Leser gerne eingestehen, daß der innere Werth desselben und der eigentliche Reiz, der ihm einen bleibenden Erfolg sichern wird, nicht so wohl in antiquarischer Gelehrsamkeit oder in neuen, die Erkenntniß alter und mittlerer Zeiten fördernden Aufschlüssen, sondern neben dem Gefühle, die der Gegenstand selbst schon aufregt, hauptsächlich im Style, im lebendigen Colorit der Phrasen, im Reichthum, in der Fülle und Gediegenheit der Gedanken liegt. Was haben die beyden Reisenden auf ihrem flüchtigen Zuge gesehen und beschrieben, was andere nicht vor ihnen schon gesehen und beschrieben haben? Allein die Kunst der

Darstellung, die Anordnung des Stoffes, die Harmonie, das Feuer, welches ihre literarische Schöpfung belebt, findet man bey ihren Vorgängern und Nebenbuhlern nicht. Hr. Michaud ist ein großer Redekünstler, und selbst in den Leistungen des Hrn. Poujoulat findet man seiner Jugend und Unerfahrenheit ungeachtet, niemals, oder doch äußerst selten eine Stelle, von welcher man sagen könnte: Quid est enim tam furiosum, quam verborum vel optimorum, atque ornatissimorum, sonitus inanis, nulla subjecta sententia, nec scientia? — An kleinen philologischen ꝛc. Unrichtigkeiten fehlet es indessen bey beyden auch in ihrem letzten Bande nicht. So z. B. bedeutet der arabische Delta-Stadtname Mehallet-kebir nicht „große Insel," wie Brief 165 gesagt wird, sondern großer Ort, Hauptort, chef-lieu, abgesonderter, abgeschlossener Sitz ꝛc. — und ist mit diesem Sinne auch in das türkische und Neugriechische übergegangen: ὁ μαχαλᾶς τῶν φράγκων nennt man in Smyrna das abgesonderte Frankenquartier. Für eine vom Wasser umflossene Landstrecke hat man im Arabischen nur den Ausdruck „Dschesira." In demselben Brief S. 32. liest man, daß die Araber ihr Durahkorn „seikfry" nennen; seikfry ist aber kein arabisches Wort, wohl aber seikfy, welches „im Sommer" (d'été) bedeutet, und vom Durahgetreide in demselben Sinne gesagt wird, wie man in Deutschland die Frucht des Weinberges „den Herbst" nennt. — Ebenso heißt die Ortschaft am Nil, bey welcher die französische Armee unter Bonaparte das erste Gefecht mit den Mamluken bestand, nicht „Chobraris" (S. 221), sondern Schebreis. Hieher gehört auch Hrn. P...s „nahr Anna" statt Nahr Channa, d. i. Johannesbach, und „Harachai" statt Kara Tschai, d. i. Schwarzenbach; item „nahr-el-baarid" statt Nahr-el-bârd, d. i. Kaltenbach. Und daß der Familienname des Drusenfürsten Beschir nicht Scheab, sondern Schehab *) geschrieben wird, hätte Hr. P. aus der arabischen Inschrift ersehen können, die über dem Portal des Palastes von Deir-el-Kamar steht. Eben so sind auch die aus der Legende und Kirchengeschichte ausgehobenen Erzählungen dieser Herrn nicht jederzeit genau. Was z. B. Hr. Michaud von einer „St. Margarit von Alexandria" erzählt, geht ganz St. Katharina an. Auch hat sich nicht Kaiser Arkadius vor der Wuth des Volkes in die Kirche geflüchtet, und ist durch die Beredsamkeit des heil. Chrysostomus gerettet worden, wie Hr. P. S. 202 geschrieben hat, sondern der Hof-Eunuch Chrysaphius. Leichte Uebersehen dieser Art könnten bey etwas größerer Sorgfalt wohl vermieden werden; incuria fudit.

Fallmerayer.

Nouvelles Annales du Muséum d'histoire naturelle, etc.

(Schluß.)

II. Botanische Abhandlungen.

1. De la déviation descendante et ascendante de l'accroissement des arbres en diamètre, par M. Dutrochet. p. 75 — 88. (avec 2 planches).

2. Observations sur la forme et la structure primitive des embryons végétaux, par M. Dutrochet. p. 165 — 211. (avec 4 planches.)

Wir behalten uns vor, diese beyden Abhandlungen, welche, unter sich in wesentlichem Zusammenhange, des Herrn Verfassers Ansichten über Bildung und Entwicklung der Pflanzenkeime darlegen, nächstens in Verbindung mit andern Arbeiten über denselben Gegenstand ausführlich zu erörtern.

*) شهاب

3. Monographia Onagrearum. Auctore Eduardo Spach. p. 321 — 408. Cum Tab. II.

Einen Auszug aus dieser Abhandlung hat der Verfasser selbst bereits unter dem Titel Synopsis Monographiae Onagrearum im Septemberheft der Annales des sciences naturelles von 1835 gegeben, und wir verweisen darum rücksichtlich aller Details auf jenes Blatt.

Im Allgemeinen müssen wir jedoch gestehen, daß uns die Arbeit nicht befriediget habe. Herr Spach scheint, wie aus der Menge zusammengestellter Thatsachen sich ergiebt, wohl ein fleißiger Sammler und eifriger Beobachter, aber es fehlt ihm unseres Dafürhaltens noch der richtige Takt in Würdigung und Feststellung der abzuleitenden Merkmale. Selbst die Kennzeichen, auf welche er seine Hauptabtheilungen der Familie begründet, gestatten häufig wieder Ausnahmen oder sind durch sub und saepe sehr schwankend begränzt. Andre sind so minutios, daß ihre Anwendung das Aufschlagen mehr erschwert als erleichtert, wie dieß z. B. mit der Eintheilung der Oenotherineae nach der Richtung der Eyer im Fruchtknoten der Fall ist. Einer ähnlichen Berücksichtigung oder vielmehr Ueberschätzung unwesentlicher Merkmale ist es denn auch zuzuschreiben, daß der Verf. die Abtheilungen der Jussieu'schen Onagrariae, welche er behandelt, Fuchsieae und Onagreae, gewiß nicht zum Frommen der Wissenschaft in 32 Gattungen zerspaltet, während Decandolle im Jahre 1828 deren nur 6 aufführt, die durch die seitherigen Entdeckungen höchstens auf 12 anwachsen dürften. Aus Oenothera sind 15, aus Fuchsia 6 genera geworden, ja selbst Clarkia pulchella und elegans bilden gesonderte Gattungen! Und doch ist auch in diesen Trennungen, wie fast nie anders möglich, keineswegs konsequent verfahren. Die Gestalt oder vielmehr die Theilung der Narbe ist z. B. außer unwesentlichen Dimensions-Unterschieden das einzige Merkmal, um des Verf. Gayophytinae und Oenotherinae zu charakterisiren. Bey Epilobium dagegen erscheint ihm dieses Kennzeichen nicht einmal wichtig genug, die Arten mit einem stigma indivisum als eigne Gattung zu sondern. Auf der andern Seite sind wesentliche Charaktere mitunter sehr flüchtig beobachtet oder übersehen. Der Herr Verf. sagt z. B. von der ersten Unterabtheilung der Fuchsieae, seinen Gattungen Brebissonia und Lyciopsis: Stamina minima, aequilonga: 4 petalis anteposita (jam aestivatione) reflexa; 4 alterna recta. Referent, der sich selbst mit den Pflanzen, die diese Gattungen bilden sollen, näher beschäftigt hat, muß dabey erinnern: 1) Die Blüthen sind polygamisch und wenn Herr Spach die stamina so sehr klein fand, so untersuchte er vermuthlich nur Blumen mit verkümmerten Staubgefäßen. 2) Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum er des sonderbaren Umstandes nicht erwähnt, daß die Antheren der stamina reflexa (besser deflexa) doch auch nach innen aufspringen, wie die aufrechtstehenden, ohne deßhalb in aufrechter Stellung gedacht antherae posticae zu seyn, indem nämlich bey dem Herabschlagen des Staubfadens nicht der Staubbeutel seine Richtung ändert, sondern die Spitze des Filaments sich umbiegt.

Diese wenigen Beyspiele als Belege des oben Gesagten. Zum Schlusse nur noch den Wunsch, daß eine solche Behandlungsweise von Monographien nicht weiter in der Wissenschaft Platz greifen möge, sonst kommen wir zuletzt zu dem Resultate, daß jede bisherige Gattung zur eigenen Familie, jede Art zur Gattung, jedes Individuum zur Art erhoben wird.

III. Chemische Abhandlungen.

1. Recherches sur la Teinture par M. Chevreul. p. 409 — 424. I. Memoire.

Der Verf. stellt in dieser Abhandlung allgemeine Ansichten über die Färbekunst auf.

Die Elemente der Kunst liegen theils in der Physik und betreffen das Princip der Farbenmischung und das ihres gleichzeitigen Contrastes, theils gehören sie der Chemie an und sind:

1) Die Kenntniß der Arten von Körpern, welche der Färbeprozeß in Berührung bringt.

2) Die Kenntniß der Umstände, unter welchen sie wirken.

3) Die Kenntniß der Erscheinungen, welche während ihrer gegenseitigen Wirkung eintreten können.

4) Die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten der gefärbten Verbindungen, welche die Producte sind.

Der Verf. betrachtet nun die Schwierigkeiten, welche sich bey den gegenwärtigen chem. Kenntnissen einstellen, wenn es sich um die Theorie einer Färbekunst handelt. Diese sind:

1) Das geringe Gewicht der färbenden Substanz, welche der Färber auf die Stoffe heftet.

2) Die geringe Affinität der Stoffe, als neutrale, ternäre und quaternäre Verbindungen, für Säuren, Basen und färbende Substanzen.

3) Die unvollkommene Kenntniß der Zusammensetzung färbender Substanzen organischen Ursprungs.

4) Der Umstand, daß eine zusammengesetzte färbende Substanz organischen Ursprungs aus ternären und quaternären Verbindungen besteht, welche mehr oder weniger unter dem vereinten Einfluß des Wassers, der Wärme und des Sauerstoffes der atmosphärischen Luft veränderlich sind. — Der Verf. giebt für alle diese Fälle Beispiele und Erläuterungen.

Um diese Schwierigkeiten zu überwinden, findet der Verf. die nachstehende Classifikation der zu beachtenden Gegenstände nöthig und giebt bey mehreren Abtheilungen seine Ideen an, auf welchem Wege die Analyse den erwünschten Aufschluß geben könne. Das Ganze ist eine Exposition und eine ausführliche Bearbeitung wird in künftigen Abhandlungen gegeben werden.

1. Abtheilung. Vorbereitung (préparation) der Stoffe.

2. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und der einfachen Körper.

3. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und Säuren.

4. Abtheilung. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und der salzfähigen Basen.

5. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe und der Salze.

6. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe, der nicht salinischen gegen färbende Mittel neutralen Verbindungen, der Säuren, salzfähigen Basen und Salze.

7. Ueber die gegenseitige Einwirkung der Stoffe, Säuren, Salzbasen, Salze und der zusammengesetzten färbenden Substanzen organischen Ursprungs.

8. Ueber die Beständigkeit (Dauerhaftigkeit) der Farbe gefärbter Stoffe in Beziehung auf die Wärme, das Licht, das Wasser, den Sauerstoff, die Luft, die Farbenproben und Reagentien.

Der Verf. verspricht, hierüber der Akademie eine eigene Abhandlung vorzulegen, worin gezeigt werden soll, daß die Veränderung organischer Verbindungen, welche man gewöhnlich dem Lichte und der Wärme zuschreibt, das Resultat noch mehrerer anderer gleichzeitig wirkender Ursachen seyen.

An account of the Transactions of his majesty's Mission to the court of Persia, in the years 1807 — 1811 by Sir Harford Jones Brydges, Bart. K. C. L. L. D., late Envoy extraord. etc. Vol. I. VI. 472 und XXXIV. S. Vol. II. V. und 238 S. mit Steindrücken und einer Landkarte. London, 1834.

Ein unzufriedener alter Mann ist gewöhnlich ein etwas langweiliger Erzähler, besonders wenn er, wie Sir Harford Jones, seine eigene Geschichte zu erzählen hat. Man muß da viel mit hinnehmen, das man gern entriethe. Davon abgesehen, ist das Buch, seines späten Erscheinens ungeachtet, nicht ohne Werth, aber beschwerlich zu lesen, weil es weder Abschnitte noch Ueberschriften noch Register hat. Der Verf., gebürtig aus Wales und von dem derben Schlage seiner Landsleute, wurde 1784 Agent der ostindischen Compagnie in Bassora, nachher in Bagdad; schon damals lernte er einen Theil von Persien kennen, und schloß dort Verbindungen, selbst Freundschaften, die ihm zwanzig Jahre später, da er als Gesandter des Königs von England dahin kam, sehr nützlich wurden. Seine Aufgabe war, den Einfluß, welchen Frankreich in Persien erlangt hatte, zu zerstören. Dieß gelang ihm ganz, und er war auf dem Wege, Persien auf das engste mit England zu befreunden, als er sich durch entgegengesetzte Maßnehmungen von Seiten des General-Gouverneurs von Ostindien gehemmt sah. Im Unmuthe darüber bat er um seine Zurückberufung; diese ward in Gnaden gewährt. Erst in der Folge lernte er die Größe des Fehlers kennen, den er durch jenen, obwohl ehrenhaften, Schritt begangen hatte. Sein ganzes Verdienst war dadurch überschattet, der Lohn fiel seinen Nachfolgern zu. Um so achtbarer ist die Gemessenheit, mit welcher er von diesen spricht. Er gedenkt Sir W. Ouseley's nur im Vorbeygehen, lobt aber theilweise Malcolm's Werk, als das beste nächst Chardin's, meint jedoch, ein Leser zu Ispahan würde darin viel zu berichtigen finden; und von Morier giebt er zu verstehen, daß bey ihm viel entstellt und übertrieben sey.

Die Vortheile, die der Verf. als Unterhändler durch seine Kenntniß der Sprache und der Landesart, so wie durch seine alten Bekanntschaften hatte, kommen auch seinem Buche zu gut. Er ist nicht wie ein Fremdling, sondern wie einheimisch im Morgenlande. Nur mit den wandernden Hirtenstämmen kommt er nicht in Berührung, vermuthlich, weil er sich auf der Hauptstraße von Buschire über Schiras nach Teheran und Tauris hielt. Den Hof, das Heerlager, das platte Land mochte er vielleicht anschaulicher, als die späteren Reisebeschreiber. Wenigstens wird man bey diesen kaum solche Schilderungen antreffen, wie die zwey folgenden.

Auf seinem Wege nach Schiras begegnete der Verf. einem alten Bekannten, mit welchem eine große Veränderung vorgegangen war. Mohammed Nebi, eines Kaufmanns Sohn, war als Jüngling des Verfs. Schreiber, da er in Bassora saß, und zugleich sein Lehrer im Persischen gewesen. Dieser ehemalige Schreiber war nun ein Herr.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

Wie vielfach und von wie Vielen seit Sömmerings bewundernswerther Darstellung des Baues des Auges das Gefüge dieses Organs besprochen worden sey, auf wie viele selbst von Zinn und Sömmerring gar nicht beachtete Umstände und Verhältnisse die Aufmerksamkeit sich hingewendet habe, und, was immer zu geschehen pflegt, wo eine Menge zugleich sehen und sprechen will, welche mancherley Mißverständnisse sich erhoben und Widersprüche hervorgekommen, ist bekannt genug. Wenn nun der Bau des Auges in seinen manchfaltigen Beziehungen jeden Naturforscher und ob der ungemeinen Herrlichkeit der Natur, so sich hier vereffenbart, jeden denkenden Menschen interessirt, und wenn insbesondere der Anatom und Physiolog innigsten Antheil nehmen muß an der Lebhaftigkeit, mit welcher die Erforschung des schwierigen Gegenstandes in neuerer Zeit betrieben wird, so kann es nicht anders seyn, als daß genanntes Werk die größte Aufmerksamkeit errege; denn erstens wird hier in Folge von Beobachtungen, welche durchaus das Gepräge der größten Umsicht erkennen lassen, mit Ausführlichkeit von dem wichtigsten Theile des Auges, von welchem die Entwicklung des ganzen Augapfels abhängt, dem sich jedes seiner Theilgebilde anschmiegt und fügend zusetzt und ohne welchen sich das Sehorgan gar nicht denken läßt, gehandelt, und zweytens rührt es von dem Neffen eines der hochgeachtetsten Anatomen unserer Zeit her, welcher in der Vorrede mit kindlicher Pietät erkennt, wie viel er bey seiner mühsamen Arbeit der Unterstützung seines Onkels verdanke. Es ist jedoch nicht allein die fleißige und lehrreiche Untersuchung des ganz speciellen Gegenstandes, deren Resultate der Verf. uns durch seine klaren Beschreibungen in fließendem Latein vorlegt, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, sondern auch wohl jener über das Ganze verbreitete, das Materielle sich unterordnende Geist der Allgemeinheit, womit das Vereinzelte aufgefaßt und die Beobachtung des Individuellsten an allgemeine anatomische Lehren bald durch die Betrachtung anderer Sinnorgane, bald durch Beziehungen auf das Nervensystem überhaupt, ein anderesmal durch Vergleichung des Thierbaues, dann wieder durch Erinnerung an krankhafte Bildungen und vor Allem, durch steten Hinblick auf den Gang der Entwicklung, angeknüpft ist. Indem sich nun Ref. das Vergnügen machen will, das Wesentlichste aus Langenbecks Werke unseren Lesern nicht auf Journalistenweise durch rhapsodisches Ausheben einzelner Behauptungen, welche für sich unter der Fülle, wie wir sie in Hinsicht auf diesen Gegenstand schon besitzen, einen großen Theil ihrer Bedeutsamkeit verlieren müssen, sondern, so viel es ihm möglich ist, dem Genius, welcher hier das Forschen leitete, folgend, mitzutheilen, kann er nicht übergehen, daß auch zugleich G. R. Treviranus neue Untersuchungen über die organischen Elemente der thierischen Körper, Bremen 1835, in welchen bey der Betrachtung der Hirn- und Nervensubstanz, auch ausführlicher von der retina die Rede ist, vor

ihm liegen, worin gar Vieles angegeben wird, was mit den Langenbeck'schen Behauptungen sich schwer vereinigen läßt; und, kann man nicht ohne Verlegenheit wahrnehmen, wie zwey Forscher, einer ergraut im Beobachten der Natur, welcher er so viele Geheimnisse entlockte und der auch schon durch ein eigenes schätzbares Werk die Lehre von den Gesichtswerkzeugen bereicherte, der andere voll jugendlichen Eifers und ruhmwürdigster Bescheidenheit, unabhängig von einander, ohne Stellung als Widersacher dieselbe Bahn betretend und mit gleichem Willen, das Richtige zu erfahren, doch so ungemein weit in dem, was sie uns als Gewinn ihres Strebens vorlegen, von einander abweichen, so dünkt Ref., es gehöre zu seiner Aufgabe, wenigstens hinzudeuten, auf welcher Seite er die meiste Wahrscheinlichkeit zu finden glaube; auf solche Weise empfangen denn die Leser hier eigentlich die vergleichende Anzeige zweyer ungefähr zu derselben Zeit erschienenen, dem Gegenstand wenigstens zum Theil nach ganz verwandter, dem Inhalte nach sehr verschiedener Schriften, und was Ref. in diesem Sinne vorzulegen hat, theilt er vorläufig ein, in das, was die retina selbst betrifft, und in jenes, was in den genannten Schriften von anderen, dem Augapfel angehörenden Gebilden noch nebenbey gesagt wird. Den zweyten Theil der Langenbeckischen Schrift, überschrieben „sectio pathologica" — muß er, angemeßen dem Zwecke unserer Blätter, übergehen.

In Betreff der retina ziehen zunächst ihre Entwickelung und ihr Gewebe, dann ihre Endigung nach Vorne im System der Krystalllinse und endlich der gelbe Fleck mit dem schwarzen Punkte die Aufmerksamkeit des Anatomen auf sich. Die beyden Augäpfel entstehen nach Huschke, dessen Untersuchungen, wie Ref. mit L. meynt, die meiste Aufklärung in der Augenlehre gewähren, aus einem einfachen, als vorderste Hirnblase sich gestaltenden Gebilde, welches sich bald in zwey seitliche, überall geschlossene, nach hinten in die dritte Hirnkammer fortgesetzte Blasen theilt. Der vordere geschlossene Theil jeder Blase wandelt sich auf ähnliche Weise, wie die übrigen Hirnblasen in das Hirn, so hier in die retina um; am hinteren Theile entsteht durch zunehmende Verengerung der Sehnerve. Der eyförmigen, zur retina werdenden, nach vorne geschlossenen Blase, kömmt eine Bildung von außen nach innen entgegen, die Bildung der Krystalllinse.

Dadurch geschieht, daß die von vorne nach hinten dringende, schnell sich vergrößernde Linse die Blase eindrückt, sich in den schalen- später becherartigen Eindruck einlegt und so eine gegen das Hirn gerichtete Einstülpung der retina hervorbringt, daher dann von nun an zwey retina-Säcke in einander einliegen, ein äußerer, der ursprüngliche, und ein innerer, durch Einstülpung gewordener. In den Raum zwischen beyden, welcher um so größer ist, je früher die Bildungsstufe, öffnet sich die immer mehr verengte, gangartig werdende und zuletzt nur noch die Centraladern enthaltende Höhle des Sehnervens; der Raum zwischen den beyden Säcken wird jedoch nicht allein in dem Maaße, als die immer größer werdende Linse auch mehr nach hinten rückt, sondern auch durch den in dem schüßelartigen Eindrucke zwischen der Linse und dem eingestülpten Theil der retina sich ausbildenden Glaskörper fortwährend verengt, so daß am Ende des Entwicklungsganges, wenn der Glaskörper den Augapfel möglichst ausfüllt, einerseits die Linse aufs neue nach vorwärts geschoben von der inneren Fläche, welche zuerst die äußere war, der inneren retina entfernt, diese selbst aber mit ihrer äußeren Fläche, ursprünglich der inneren, an die bleibend-innere Fläche des äußeren retina Sackes dicht angedrückt wird. Indem in den beyden Säcken die Entwicklung einen ganz verschiedenen Gang nimmt, wird der äußere zur Jakob'schen Haut, der innere zur wahren bleibenden retina, an deren innerer Fläche zwischen ihr und dem Umfange des Glaskörpers sich auch noch eine dritte Schichte, das Adernetz, anlegt. Es besteht demnach die retina aus drey nach Umständen

mehr oder weniger dicht aneinander anliegenden membranösen Ausbreitungen (L. §. 2.); aus der Jakobschen Haut, aus der der Hirnsubstanz ähnlichen Medullarschichte und aus dem dieser nach innen zugebildeten Adernetz. Die Jakob'sche Haut (L. §. 10) liegt im erwachsenen Zustande als ein sehr zartes Häutchen zwischen der eigentlichen Markhaut und der choroidea, in frischeren Augen mehr der Markhaut, in älteren Augen mehr der choroidea zugekehrt; zuweilen findet sie sich fest auf die äußere Fläche der Markhaut aufliegend, so daß man sie nur als eine weiche, schleimartige Schichte theilweise von ihr ablösen oder mit dem Pinsel abwischen kann, bisweilen fluktuirt sie frey, wie Ref. mehrmalen gesehen, wie ein zartes Spinngewebe zwischen der Markhaut und der choroidea, und man erkennt sie sehr leicht, wenn die choroidea unter Wasser behutsam geöffnet wird. Ref. kann sie mit L. für nichts Anderes, als eine zarte Schichte Zellengewebes halten, wobey es ihm ganz gleichgültig dünkt, ob man dieses verkümmerte Ueberbleibsel einer abgestorbenen Bildung dieser oder jener Klasse der Häute beirechnen will. L., welcher mit dem Neuesten, was Huschke über die Bildung der retina mittheilte, erst bekannt wurde, nachdem schon ein großer Theil seines Werkes vollendet war (L. p. 133. n. 15), konnte, wo er von der Jakob'schen Haut ausführlicher handelt, noch nicht wissen, daß sie nur das Ueberbleibsel einer abfallenden Bildung sey, von welchem nach Verschiedenheit der Individualität bald mehr, bald weniger im erwachsenen Zustande zurückbleibt; daher ist es denn verzeihlich, wenn L. es der Mühe werth hält, über den Nutzen der Jakobschen Haut ausführlicher zu sprechen, weil sich die Lust, den selbsteigenen Witz in Bestimmung der Naturzwecke geltend zu machen, überall da am leichtesten hervorzudrängen pflegt, wo man den Gang der natürlichen Entwicklung nicht kennt. Wenn nun L. der Angabe Huschke's, daß die Jakob'sche Haut der Lichtempfindung fähig, zum Sehen beytrage, mit vollem Rechte widerspricht (L. §. 30. p. 133), so ist doch

auch das, was er als Nutzen der Jakobschen Haut angibt, daß sie nämlich den Abdruck des schwarzen Pigmentes auf die Marklamelle verhindere, ohne allen Gehalt; denn ist das Aug nur frisch, so hängt ja auch an der Jakob'schen Haut selbst bis vor zum Strahlenkranze kein Pigment an. Ref. kann übrigens diese Jakob'sche Haut nicht verlassen, ohne Einiges über die angeführte Literatur zu bemerken. Es wird nämlich unter den Schriftstellern, welche von der Jakob'schen Haut handeln, auch Döllingers gedacht, als welcher von ihr in einer Abhandlung in den n. A. m. n. c. T. XI. gesprochen haben soll. Nun ist dieß zwar eine Behauptung Rudolphi's, welcher Jakob's Entdeckung dieser Haut verwerfen wollte, und sich auf Döllinger beruft, der sie schon als eine Lamelle der choroidea aufgezeigt habe; allein bedenkt man, daß Döllinger angiebt, er habe längere Zeit die choroidea in Weingeist gelegt, dann wieder macerirt und so endlich auf der inneren Fläche der choroidea ohne Zerreißung des Adernetzes ein dünnes Blättchen ablösen können, so begreift man in der That nicht, wie sonst ganz vernünftige Menschen glauben mochten, die Lamelle, von welcher Döllinger in b. A. spricht, und welche offenherzig gesagt, gar nichts Anderes, als das Stratum pigmenti selbst und zum Theil nur das zarte innere Epithelium desselben, denn beydes scheint er nicht scharf genug zu unterscheiden, und bald da, bald dort zu verwechseln, zu seyn scheint, sey eines und dasselbe mit der Jakobschen Haut. Ref. hat daher gute Gründe, zu vermuthen, daß der alte Herr über das freundliche Bemühen Huschke's, der Jakob'schen Haut die Benennung membrana Döllingeriana zu vindiciren, sich eben so wenig geschmeichelt fühle, als ihm minder gefällige Aeusserungen, zu welchen seine Abhandlung über das Aug als Veranlassung beygezogen wurde, unangenehme Empfindungen mögen verursacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

An account of the Transactions of his majesty's Mission to the court of Persia, etc.

(Fortsetzung)

Mit einem großen, prunkhaften Gefolge kam er angezogen, Besitz von einer Statthalterschaft an dem persischen Meerbusen zu nehmen, die er sich, mit dem Titel Khan, zu verschaffen gewußt hatte. Durch glückliche Handelsgeschäfte war er sehr reich geworden, da strebte er höher und erlangte, daß ihm eine Gesandtschaft nach Ostindien aufgetragen wurde. (Die morgenländischen Diplomaten, bemerkt hier der Vers., treiben alle, wenigstens unter der Hand, Geschäfte, nicht mit Staatspapieren, die man dort nicht kennt, sondern mit Waaren. Wo die Gesandten Kaufleute sind, da liegt es ganz nahe, Kaufleute zu Gesandten zu machen.) Nebi bekam zwar keinen Gehalt, aber die Aussicht auf reiche Geschenke von Seiten der englischen Behörden, und dazu Erlaubniß zollfreyer Ausfuhr und Einfuhr großer Kaufmannsgüter. Dieß brachte ihm viel Geld ein, und das Geld erwarb ihm die Statthalterschaft. Er hatte diese noch nicht angetreten und schon suchte er sie nicht nur auf das Nutzbarste auszubeuten, sondern auch auf Kosten Anderer, besonders arabischer Häuptlinge, zu erweitern. Sir Harford machte ihm hierüber ernste Vorstellungen, die aber nicht tief eindrangen, und schied von ihm, nachdem sie sich gegenseitig bewirthet hatten, mit bangen Ahndungen des Schicksals, das dem Emporkömmling seine Habsucht und Eitelkeit bereitete. Nachher am Hofe zu Teheran hörte er von Nebi Khans Unthaten in seiner Statthalterschaft; Mirza Bozurg (von dem sogleich die Rede seyn wird) äußerte, es werde ihn reuen, daß er dem Araber das Feuer unter dem Topfe weggenommen. Aber nicht nur Erpressungen, selbst hochverrätherische Umtriebe und Ränke wurden ihm Schuld gegeben. Sir Harford bat für ihn um Gnade, erlangte aber nur Aufschub der Strafe. Bald nachdem er Persien verlassen hatte, ward Nebi Khan ergriffen, und erlitt im Hofe des Thronsaales, unter den Augen des Schahs, die entsetzliche Strafe des Zerhackens.

Mirza Bozurg, der, als ein Abkömmling des Propheten, von dem höchsten Adel des Morgenlandes war, hatte der Vers. einst als den vertrauten Diener des letzten unglücklichen Königs aus dem Geschlechte Zund gekannt und hochgeschätzt; er sah ihn nun wieder als einen der ersten Minister der neuen Dynastie, von welcher die vorige war ausgerottet worden. Kein Verrath, keine Niederträchtigkeit hatte ihn gerettet und hierauf erhoben. Seine Vorfahren hatten sich, ohne ihr Haus in Mekka aufzugeben, das er noch jetzt das seine nennen konnte, vor langer Zeit in Persien niedergelassen und hier die größten Aemter bekleidet, auch Land-Eigenthum erworben, das, ein seltener Fall, den Nachkommen blieb. An diesem Erbe ließ Mirza Bozurg sich genügen und lebte von dessen Ertrage. Er pries es als eine große Wohlthat Gottes, daß seine Augen durch Begierde nach Reichthum nie geblendet worden; dem habe er zu danken, daß er in den schrecklichsten Stürmen, die er erleben müssen, unversehrt geblieben sey. Von ihm ging keine Bedrückung aus; vertrauensvoll wandte sich an ihn das Landvolk, dessen Loos er zu verbessern trachtete. Seine Reisen machte er mit nur drey Dienern auf Maulthieren, deren eines mit dem Vorrathe beladen war, woraus ihm sein sparsames Mahl bereitet wurde. Er trug sich als Derwisch (Geistlicher), und als seine Frau aus ihrem Hause zu Tauris den Tisch Sir Harfords versehen ließ, entschuldigte sie die Einfachheit der Kost damit, daß sie eine Derwischin sey. Der Mirza nannte Sir Harford seinen Freund und schenkte ihm zum Abschiede die zwey feinsten Teppiche, die er besaß; weil sie halal (rechtmäßig erworben) seyen, sagte er, und weil er, zum Gebete darauf knieend, seinen Freund so oft der Gnade Gottes empfohlen habe.

Auch die Unterhaltungen des Vers. mit dem Schah (dem Großvater des jetzigen), waren vertraulicher als die, welche von anderen Gesandten erzählt werden. Einst fragte ihn der Schah über die englische Verfassung aus, die ihm ganz unbegreiflich und doch, besonders wegen der großen Staatseinkünfte, sehr merkwürdig war, und sagte dann: „Ich kann mir wohl vorstellen, wie ein Land, so eingerichtet wie das eurige, so viel zu leisten vermag; aber das sehe ich nicht ein, wie wir auskämen, wie hier überhaupt noch eine Regierung möglich wäre, wenn ich bey uns solche Dinge einführen wollte. Gesetzt, ich riefe ein Parlament nach Teheran zusammen und übertrüge ihm das ganze Besteuerungsrecht, nie würde ich mehr einen Pfennig bekommen, denn kein Perser giebt etwas von seinem Gelde her, wenn er nicht dazu gezwungen wird; und was noch mehr ist, alle Last würden die Herren auf die Bürger, und ebenso die Bürger auf die Herren zu wälzen suchen. Es muß viel Zeit kosten, eine solche Regierung wie die eurige und solch ein Volk hervorzubringen."

Ein andermal erkundigte sich der Schah nach allen Kindern Georgs III., welchen er den Vater der Könige nannte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Fortsetzung.)

Eben so wenig, wie Döllinger, kann Fränzel die wahre Jakob'sche Haut gemeynt haben; denn nach Ref. Meynung spricht er offenbar vom Epithelium der Pigmentschichte, und dieses ist es auch, als dessen Fortsetzung Ammon seinen orbiculus capsulo-ciliaris, welcher, beyläufig gesagt, an jedem Auge sich leicht nachweisen läßt, und wenn Ref. nicht alles täuscht, nichts mit der Zonula gemein hat, angesehen wissen möchte. Die zweyte unter der Jakob'schen Haut gelegene Membran ist die retina im engsten Sinne, die eigentliche Markhaut; um aber von der Beschaffenheit und dem Gewebe derselben auf eine verständliche Weise reden zu können, ist es nothwendig, zuerst die Angaben L. und Treviranus über das Gewebe der Hirnsubstanz vergleichend vorzuführen, denn es zeigt sich auch hier wie überall, daß nichts Gründliches über ein vereinzeltes Gebilde des menschlichen Leibes könne anatomisch ausgemittelt werden, ohne ununterbrochene Rücksicht auf alle ihm verwandte oder mit ihm in Verbindung tretende Theile zu nehmen. Nach L. in vollkommener Uebereinstimmung mit Ehrenberg und mehreren Beobachtern, von welchen Ehrenbergs Entdeckungen bestätiget wurden, ist das Gewebe der beyden Hirnsubstanzen von zweyerley Art. In der Corticalsubstanz befinden sich außer der ungeheuern Menge von Blutadern (deren ein großer Theil die feinen Verzweigungen nach auswärts gerichteter, von dem Mark in die Rinde gehender kleiner Arterien ist, wie Ref. mit Bestimmtheit an gut gelungenen Hirninjectionen nachweisen kann) eine Masse so kleiner Körnchen, daß deren Gestalt sich nicht wohl bestimmen läßt, und die auch bey der stärksten Vergrößerung nur als ungemein kleine gelbliche Pünktchen erscheinen; die Blutadern, Arterien und Venen verbreiten sich zu dem dichtesten Adernetze zusammengehäuft in dieser Masse; zwischen beyden liegt noch eine Menge genau erkennbarer größerer gelblicher Körner, von welchen ein Theil sich einzeln hie und dort zerstreut findet, einige andere aber von einem zarten durchsichtigen Faden wie Perlenschnüre an einander gereiht sind. Diese Schnüre sieht man jedoch nicht so deutlich, wie jene, welche ihnen ähnlich in der weißen Substanz des Hirns vorkommen; auch sind sie zarter. Noch finden sich in der Corticalsubstanz größere, farblose, runde Körperchen, die im Durchmesser den Blutkörnchen theils gleich sind, theils sie übertreffen; diese liegen ohne Ordnung und sind vielleicht nicht alle von derselben Natur; die Medullarsubstanz des Hirns besteht aus dünneren, zarteren, und aus stärkeren, dickeren Röhren; beyde scheinen nach L. nicht blos in der Größe, wie Ehrenberg glaubte, sondern auch in mehreren anderen Beschaffenheiten von einander verschieden zu seyn, daher dann L. auch die dünneren knotige Fibrillen nennt, weil es ihm nicht gelang, eine Höhle in ihnen zu entdecken, die größeren aber sind offenbar hohl und er nennt sie deshalb allein die knotigen Hirnröhren. Die knotigen Hirn-

fibrillen werden aus kleineren Kügelchen zusammengesetzt, welche in einfacher Reihe hintereinander liegen und durch einen schleimigen Faden mit einander verbunden sind. Gewöhnlich haben die Kügelchen einen größeren Durchmesser als der Faden und daher kömmt das Perlenschnurähnliche Ansehen; zuweilen aber ist der Faden zwischen zwey Kügelchen eben so dick oder dicker, wie sie, und dann sieht es aus als seyen die Kügelchen in der Masse des Fadens eingelegt. Die Kügelchen dieser Fibrillen sind durchsichtig, von graugelblicher Farbe, nicht immer von gleicher Gestalt, entweder rundlich oder oval, oder auch wohl eckigt, selten ganz sphärisch, sondern etwas comprimirt; auch ihre Größe ist nicht immer die nämliche, sie sind 1/4, 1/3 auch wohl 1/2 mal so groß als ein Blutkörnchen, und es scheint, daß sie bey allen Thieren in demselben Verhältnisse zu der relativen Größe ihrer Blutkörnchen stehen. Der diese Kügelchen vereinigende Faden ist zwischen je zweyen derselben von verschiedener Länge; diese knotigen Fibrillen liegen in der Masse des Hirnmarkes, welche durch die Zusammenhäufung einer unermeßlichen Menge gegliederter Röhren gebildet wird, von deren Versammlung die weiße Farbe des Markes herrührt. Es sind diese Hirnröhren runde, zarte, durchsichtige, durch blasenförmige Anschwellungen gegliederte Schläuche, eine Bildung, welcher ähnlich im menschlichen Körper Nichts mehr vorkömmt. Die blasenförmigen Anschwellungen entstehen an der Röhre nicht plötzlich, haben daher auch keine kugligte Form; die dünnere Röhre nimmt allmählig an Durchmesser zu, und wenn sie die größte Ausdehnung erreicht hat, wieder langsam ab; die Größe dieser Anschwellungen varirt sehr nach der Stelle des Hirns, welches der Betrachtung unterworfen wird; in dem verlängerten Marke, in der Hirnklappe, an welcher L. ohne weitere Zubereitung die gegliederten Röhren mit ungemeiner Deutlichkeit leicht erkannte, und in den Schenkeln, welche vom verlängerten Marke zu den Vierhügeln gehen, sind die Anschwellungen am größten, ein Blutkörnchen 2 — 3 mal übertreffend; dagegen finden sich auch dünnere, gegliederte Röhrchen, unter andern in der varolischen Brücke und in den Sehhügeln, deren Anschwellungen nur so groß, wie ein Blutkügelchen sind. Der zwischen zwey Anschwellungen befindliche Theil des Röhrchens ist gewöhnlich 3mal dünner und 3mal länger als die Anschwellungen, bey stärkern Röhren ist er daher länger, bey dünneren kürzer. L. will nun am Fischhirne gesehen haben, daß, wenn er diese zarten Röhrchen, welche besonders leicht in der Nähe der Anschwellung zerreißen, zwischen Glasplatten drückte, eine ganz helle Gallerte in Gestalt eines gewundenen Fadens, worin er einige Körnchen zu sehen glaubte, ausgepreßt werde. Von den Körnern, welche Lauth als Inhalt der Hirnröhren erkannt haben will und deren Erscheinung Valentin von eintretender Fäulniß abzuleiten geneigt ist, ist L. zweifelhaft, ob sie wirklich in den Röhren enthalten sind, oder nur äußerlich den Wänden ankleben. Die gegliederten Hirnröhren fangen einzeln und sparsam in der Rindensubstanz des Hirns an, sind auch bey ihrem Anfange viel zarter; von hier gehen sie größer werdend und durch neu entstehende sich ungemein vermehrend gegen die Basis des Hirns, auf welchem Wege sie bald gerade, bald geschlängelt entweder neben einander liegen, oder gegen die Mitte des Hirns zu (cum centrum encephali attigerunt, sagt L. p. 64.) sich vielfältig durchkreuzen, so daß die der rechten Seite auf die linke kommen und umgekehrt. In das verlängerte Mark und durch dieses in das Rückenmark setzen sich die Gliederröhren unmittelbar fort; dasselbe geschieht aber auch für den Seh-, Riech- und Hör-Nerven, welche eben so, wie das Hirn selbst aus knotigen Fibrillen und varicösen Röhren bestehen. L. hat die Gliederröhren sogar an einem vierwöchentlichen Schweinsfötus, der einige Zeit in Weingeist gelegen war, im Hörnerven gesehen, was beweist, daß diese Gewebsbildung schon früher ent-

steht, als man bisher glaubte; in den übrigen Nerven aber entsteht mit ihrer Trennung vom Hirn eine Veränderung des Gewebes, in den gegliederten Röhrchen verlängern sich die Anschwellungen, damit werden die zwischen ihnen liegenden cylindrischen Röhrchen kürzer, und indem beyde immer mehr ineinander verschmelzen, entstehen vollkommen cylindrische Röhren, welche mit einem milchigten Marke, so aus einer durchsichtigen schleimigen Masse mit vielen kleinen Körnern gemischt besteht, gefüllt werden; bey den Nerven des Rückenmarkes hat ein solches Röhrchen 1/120 P. L. im Durchmesser, und ungefähr 20 solcher Röhrchen vom Neurilem umwickelt, bilden die noch mit freyem Auge erkennbaren zartesten Nervenfasern. Beym Sehnerven ist es nun anders; zuerst ist seine Masse nur Höhlenwand; wenn nun in der Folge der Sehnerve solide wird, eigentlich aber nur seine Höhle bey verdickter Wand sehr enge, so bilden sich durch das innere Neurilem, welches aus der sich in ihn hereinziehenden Arachnoidea und pia mater entsteht, rundliche, fast dreyseitige Kanäle, von welchen die einzelnen Bündel der gegliederten Röhrchen fest eingeschlossen werden. — Nach Treviranus (p. 25.) sind die organischen Elemente des Gehirns einerley mit denen des formlosen Zellengewebes, die als einfache zarte Cylinder gewunden und verschlungen in der Rindenmasse des Hirns beysammen liegend, jedoch nicht allenthalben angetroffen werden; beym Uebergange der Rinde in das Mark hört die Verschlingung auf, und die Elementarcylinder nehmen eine parallele Lage an; dabey versammeln sie sich in Bündeln, welche Markcylinder genannt werden sollen, weil sich das Hirnmark von der Corticalsubstanz theils durch den geraden Lauf der Elementarcylinder, theils eben durch diese Versammlung in Bündeln auszeichnet, (p. 40). In den Nerven machen mehrere an einander gelegte Markcylinder die Nervencylinder aus, so daß also, (p. 39.) ein Nervencylinder oder Nervenröhrchen aus den feineren der Marksubstanz und diese aus den noch feineren der Rinde des Gehirns besteht. Daß Ehrenberg keine Cylinder in der Rindensubstanz gesehen habe, erklärt Treviranus, (p. 30.), daher, weil sie in vielen Hirnen so wenig ausgebildet seyen, daß man sie zuweilen gar nicht und zuweilen nur dann in ihnen erkenne, wenn man sie schon oft gesehen hat; die knotige Gestalt aber soll kein wesentlicher Charakter der Hirncylinder seyn und theils von dem verschiedenen Alter der Thiere, theils von den verschiedenen Einwirkungen der Agentien, so insbesondere des Wassers abhängen.

(Fortsetzung folgt.)

An account of the Transactions of his majesty's Mission to the court of Persia, etc.

(Schluß.)

Er wunderte sich, daß der Herzog von Clarence (der jetzige König) Groß-Admiral sey, da er doch wohl vom Seewesen nichts verstände. Als ihm der Gesandte darauf erzählte, wie der Prinz, kaum zwölf Jahre alt, auf die See geschickt und nach dem ausdrücklichen Befehle seines königlichen Vaters, ohne alle Rücksicht auf seine Geburt, zum Seedienste, gleich anderen jungen Leuten von Stand, gebildet und angehalten worden sey, auch diesen Dienst auf das vollkommenste erlernt habe, so daß er es darin mit jedem andern aufnehmen könne, sagte der Schah lachend: „ihr seyd doch ein wunderbares Volk. Was für einen schweren Stand würde ich haben, wenn ich einer meiner Frauen ankündigte, ich wollte ihren Sohn nach Buschire schicken und auf ein Schiff setzen lassen!“ Sir Harford vermuthet, es sey dem Schah Ernst gewesen, da er einst zu ihm gesagt habe: Ihr Europäer solltet Gott danken, daß euer Gesetz euch nicht erlaubt, mehr als eine Frau zu nehmen.

An eine ausführliche Beschreibung der Tagesordnung am Hofe fügt der Vers. folgende Bemerkung. „Ich weiß keinen Platz, den ich weniger begehren möchte, als die Stelle eines persischen Ministers. Sie nöthigt den Inhaber Tag für Tag zu einer Anstrengung, die so groß und anhaltend ist, daß ich mich nicht genug wundern konnte, wie sie von diesen meist bejahrten und ge-

brechlichen Männern ausgehalten wurde. Der oberste (Vezier) versicherte mich, und ich finde es nach meiner Beobachtung, da ich ihn sehr oft bey Tag und Nacht sah, nicht unglaublich, daß er täglich achtzehn Stunden im Geschäfte sey und davon gewöhnlich zehn stehend zubringen müsse. Er war damals über siebenzig Jahre alt und so mager, daß er, wenn das Staatskleid abgelegt war, wie ein Gerippe aussah. Wenn er Abends vom Hofe kam, wo seine einzige Auszeichnung war, daß er dem Throne zunächst und auf einen Stab gestützt zu stehen hatte, so mußte er niederliegen und sich stark reiben lassen, bevor er im Stande war, sich zu Tisch zu setzen."

Diesem Vezier bekam einst eine Schmeichelrede übel. Er pries seinen Herrn glücklich, der so viel Söhne hätte, und klagte dabey, daß ihm kein einziger beschert sey. Da will ich helfen, sagte der Schah; es ist mir vergangene Nacht ein Knabe geboren worden; sobald er ausgetragen werden kann, sollst du ihn haben und als dein Kind aufziehen; so hast du denn auch eines ohne alle Bemühung. Diese Zusage wurde, zu großer Bestürzung des Veziers, in Kurzem erfüllt. Da Sir Harford den Knaben sah, war er sechs Jahre alt und machte schon dem alten Manne das Leben sauer. Einst zerschnitt er ihm alle mit reichen Stoffen geschmückte Kissen und Matrazen in seinem Prunkzimmer. Der Vezier zeigte Sir Harford diesen Schaden mit einem tiefen Seufzer und sagte: Wie glücklich ist euer Land, wo niemand verpflichtet ist, ein Kind aufzuziehen, das er nicht gezeugt hat! So ganz sicher davor ist man bey uns doch nicht, erwiederte Sir Harford; aber Söhne oder Töchter des Königs als eigene aufzuziehen, das wird freylich niemand zugemuthet.

In der Umgebung der Stadt Schiras, wo der Verf. sich vor zwanzig Jahren einige Zeit aufgehalten hatte, traf er jetzt unter den Landbewohnern noch viele seiner alten Bekannten. Alle drängten sich an ihn, mehrere von ihren Kindern umgeben, grüßten ihn auf das herzlichste und brachten Lebensmittel zum Geschenke. Ein Begleiter des Verfs. meinte, das sey nur Eigennutz, weil sie Bezahlung zu erwarten hätten. Dieß erklärt der Verf. für einen Irrthum; niemand habe Geld angenommen; von allen sey nur ein kleines Andenken, wie ein Messer oder eine Scheere, begehrt worden. Ich führe diese Kleinigkeit an, setzt der Verf. bey, weil sie vielleicht etwas beytragen kann, die nachtheilige Meynung von dem persischen Charakter zu berichtigen, die Mancher aus Büchern schöpft, deren Verfasser Persien nur oberflächlich gesehen haben. Seine bessere Meynung, namentlich von den Landleuten, wurde nachher sehr bestärkt, da er als Gast in einem Dorfe des Bezirks verweilte, in welchem der Schah sein Sommerlager hielt. Nichts als Liebes und Gutes erfuhr da der Verf. von den Leuten, ehe noch seine Anwesenheit ihnen den Vortheil gebracht hatte, daß sie, aus Rücksicht für ihn, der Lieferungen in das Lager entbunden wurden. Aehnliche Erfahrungen, auch in der Gegend von Tauris, wo der Verf. einen strengen Winter zubrachte, veranlassen ihn zu folgender Bemerkung.

Ich habe oft von arabischer Gastfreundschaft gehört; auch erfahren habe ich sie zuweilen. Was dagegen dem Landmanne in Persien Schlimmes nachgesagt wird, ist mir wohl bekannt. Aber sage mir, Leser, wer von beyden übt hingebender Gastfreundschaft, der Araber, welcher bey der Einkehr des Fremden seinen Reis kocht, sein Lamm schlachtet und bereitet und mit dem Gaste theilt; oder der persische Landmann, der, bey einer Kälte von 15 Graden, den kleinen, kostbaren Vorrath guter Feuerung, den er sich aufgespart hat, seinem Gaste in dessen besonderm Gemache allein zu Gute kommen läßt?

Rührend ist die Beschreibung des Verfs. I. 67 — 70 von seiner Zusammenkunft in Khesdt mit dem ehemaligen Statthalter, Zal Khan, welchem, als einem Angehörigen des vorigen Königshauses, der Vorgänger des Schah, ein grausamer Mann, die Augen hatte ausstechen und die Zunge ausschneiden lassen. Nach einer langen, zwischen Freude und Leid getheilten, Unterhaltung voll Erinnerungen aus der Vergangenheit, sagte der Alte: Gott befohlen, mein werther Freund; in dieser Welt treffen wir uns nicht wieder. Du bist ein Christ, ich bin ein Moslem; aber du bist ein solcher Christ, daß ich gewiß bin, du werdest in unser Paradies kommen dürfen, wenn ihr nicht für euch ein besonderes habt. Zal Khan sprach, ohne Zunge, so deutlich, daß nicht nur Sir Harford, sondern auch ein Begleiter desselben, der ihn zum erstenmale sah, jedes Wort verstand. Ein Gegenstück zu der Erzählung des Procopius (Vand. 1. 8.) von Leuten aus dem römischen Afrika, die in Constantinopel zu seiner Zeit lebten, und die vernehmlich sprachen, ob ihnen gleich auf Befehl des Vandalen-Königs Hunerich die Zunge ausgeschnitten war.

Der zweyte Band ist nur ein Anhang, die Geschichte der Wachabiten enthaltend, mit einer Karte, die ihr Land und die angränzenden vorstellt. Der Verf. hatte während seines Aufenthalts in Bagdad Gelegenheit, die Nachrichten einzuziehen, die er hier mittheilt. Er kommt in der Hauptsache ganz mit Burkhardt überein.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Fortsetzung.)

Auch komme dieser Gewebstheil nicht etwa bloß in den Sinnesnerven vor, sondern er habe sie auch in andern Nerven, z. B. im abducens eines Sperlings gefunden, welches Letztere man dem Hrn. Verf. gerne zugeben wird, da auch schon Lauth in mehreren Nerven ähnliche gegliederte Cylinder sah und es nach den Beobachtungen R. Remak's gewöhnlich der Fall ist, in den Nerven des Rückenmarkes einzelne gegliederte Röhren anzutreffen. Wenn nun Tr. nicht zweifelt, daß bey Fortsetzung der Beobachtungen die Verschiedenheit beyder Ansichten (es kann aber doch hier nur von Thatsachen, nicht von Ansichten, wenigstens nach dem gewöhnlichen Gebrauche dieses Ausdruckes, die Rede seyn) aufhören werde, so zweifelt doch Rf., daß die fortgesetzten Beobachtungen den Angaben, oder wie er es nennt, Ansichten des Hrn. Vf. günstig seyn werden; Rf. wenigstens kann die schon im I. Bande der vermischten Schriften beschriebenen und abgebildeten Elementarcylinder des Hrn. Vf., zu deren Prüfung es ihm seither weder an Zeit, noch an Hilfsmitteln fehlte, für nichts Anderes, als für ein seit Fontana schon oft in Anregung gebrachtes optisches Phänomen halten, welches zwar seine physikalische Aufklärung noch erwartet, aber bey der Betrachtung der thierischen, wie der vegetabilischen Substanzen und auch polirter Metalle unter einer bestimmten Beleuchtung hervortritt, und dann auf den Thierkörper als Object übergetragen für das Erscheinen von Elementarfasern oder für Nerven oder für Saugadern erklärt wurde, wie denn auch Tr. selbst (p. 104) sich dafür ausspricht, daß die Saugadern nichts Anderes als erweiterte Elementarcylinder des Zellgewebes seyen. Wir kehren zur Markschichte der retina zurück, deren Gewebe von den beyden angeführten Schriftstellern angemessen dem, was sie von der Textur der Hirnsubstanz gesagt haben, näher bestimmt wird. Nach L. besteht die Marksubstanz der retina selbst wieder aus zwey den beyderley Hirnmassen analogen Schichten, dem stratum corticale nach außen, dem stratum medullare, womit sich das Adernetz verbindet, nach innen.

Eine solche doppelte Substanz hat nun der Sehnerve selbst auf keine Weise in sich, und wenn gewöhnlich gesagt wird, die retina sey eine häutige Ausbreitung des Sehnervens, wie auch L. gleich im Eingange seiner Abhandlung sich ausdrückt, so findet sich, wenn man die Worte „retina ipsius nervi optici in bulbum oculi expansio est membranosa" streng nehmen will, schon hier ein Widerspruch, welcher aber noch stärker hervortritt, wenn man bedenkt, daß das Nervenmark, woraus die im Leben thätige Sehmembran gebildet ist, nur eine eigenthümliche Entwicklung des zurückgeschlagenen Theils der ursprünglich entstandenen retina ist, von welcher der hintere Theil, also jener, in welchen sich die Wand des Nervencylinders zunächst ausbreitet, in der Entwicklung zurückbleibend bis auf einen schwachen mechanischen Zusammenhang an der

Falte der Umstülpung gänzlich abfällt; daher dann die eigentliche aus der Umstülpung hervorgehende retina nothwendig so lange außer Zusammenhang mit dem Sehnerven seyn muß, bis sie nach hinten gegen den Eingang des Nervens gedrückt mit ihm verschmilzt, was ob der Gleichheit beyderley Gewebe füglich geschehen kann. Es ist aber überhaupt in den Ausdrücken, deren sich die Anatomen öfters bedienen, Fortgang, Fortsetzung, Ausbreitung, Uebergang u. s. w. mehr Subjectives als Objectives; denn eigentlich bildet sich doch an jeder Stelle jedwedes Organ auch in seinen kleinsten Theilen unmittelbar selbst aus, und macht sich durch eigene Entfaltung den Platz, den es einnimmt; nur der Zergliederer muß den Gebilden, hat er einmal von ihnen eine Spur angetroffen, mit Messer und Aug nachgehen so lange, bis ein durch seine Eigenschaften ausgezeichnetes anderes Organ zum Vorschein kömmt, die untersuchten Theile bleiben dabey ruhig an dem Orte, wo sie zu entstehen angefangen haben, daher dann auch die Streitigkeiten, die sich besonders in Betreff der Häute des Augapfels so gar häufig einfinden, ob diese oder jene Membran eine Fortsetzung der anderen sey, wegen des Uebergewichts der Subjectivität im Ausdrucke auch gar keinen objectiven Werth haben, selbst nicht einmal in genetischer Hinsicht. Denn wenn man es vollständig durchführen wollte, so könnte man auch sagen, die Knochen und Muskeln sind Fortsetzungen der Primitivfalten. Die Corticalsubstanz der retina (L. §. 19, 20) unterscheidet sich von jener des Hirns durch den gänzlichen Mangel eines in ihr befindlichen Adergewebes, obgleich Ehrenberg ein solches behauptete; denn die Zweige des Adernetzes breiten sich nur an der innern Schichte der retina aus; übrigens besteht sie aus größeren im Durchmesser den Blutkörnchen gleichen sparsam auf der Oberfläche zerstreut liegenden, und aus kleineren, nur 1/3 so großen, eyförmigen, zuweilen stumpfeckigen Körnern, von denen die auf der Oberfläche gelegenen ohne alle Ordnung stehen, und wie es scheint, durch einen zarten Schleim zusammengehalten werden, die tiefer gelegenen aber, nach innen gegen die zweyte Markschichte gelegenen, zu den beym Hirn beschriebenen, knotigen Faden versammelt sind. In der Mitte der retina und an dem gelben Fleck ist die Corticalsubstanz stärker, an letzterem Orte sind auch die Körnchen von gelber Farbe und scheinen etwas größer; nach vorne hört die Corticalsubstanz am hintern Rande der Zonula gänzlich auf. Die größere Dicke der retina beym Fötus, zu welcher sie gleich beym Einsacken gelangt, und welche um so beträchtlicher ist, aus einer je früheren Zeit das Auge untersucht wird, leitet L. von einer größeren Anhäufung der Rindenmasse her, auch erzählt er noch, daß an der retina der menschlichen Frucht und aller Thierfrüchte auf der äußeren Fläche Windungen erscheinen, welche man als geschlängelte Falten erkenne, und das Aussehen von Windungen des Gehirns haben; bey neugebornen Kindern sollen diese Windungen nicht mehr sich erkennen lassen. Rf. hat dieses noch nie gesehen, erinnert sich auch nicht bey andern Schriftstellern etwas davon gelesen zu haben, und muß die Thatsache sammt ihrer Bedeutung dahingestellt seyn lassen. Unter der Corticalschicht liegt die fibröse Lamelle (L. §. 21) als eine ungemein zarte Lage weißer Hirnsubstanz und wie diese, aus knotigen Faden und gegliederten Röhren bestehend. Beyde, sagt L., kommen vom Hirn und gehen zur retina, was man, wie vorhin bemerkt wurde, nicht wörtlich nehmen darf. Ref. würde sagen, beyde erzeugen sich, wie die Corticalsubstanz, in der retina, und indem sie mit jenen des Sehnervens ob der ganz gleichförmigen Bildung in innigste und unmittelbarste Verbindung treten, hängen sie durch diesen mit den Elementargebilden des Hirngewebes zusammen; die knotigen Fibrillen liegen an der retina nach außen, die articulirten Röhrchen mehr nach innen; beyde scheinen etwas kleiner und schwächer zu seyn, als diese Theile im

Hirn. Am deutlichsten und von ausgezeichneter Stärke sieht man sie an der retina des Hasens, wo sie regelmäßig aneinander liegen und gewiß keine Anastomosen unter sich eingehen. Die vorgeblichen Geflechte von Ehrenberg konnte L. nie sehen. — Die retina der Grätenfische (L. §. 22) besteht bekanntlich, die Jakob'sche Haut abgerechnet, aus zwey trennbaren Schichten, deren innerste das Adernetz ist, die äußere aber die wahre Markhaut. Die zwischen beyden gelegene sogenannte Strahlenhaut besteht dagegen aus lauter cylindrischen Nervenfaden, welche neben einander gelegt vom Eingange des Sehnervens an, strahlig sich nach vorne verbreiten. Diese nun hält L. für eine reichliche Ausbreitung der Ciliarnerven, welche sich in die retina begeben, was er jedoch nicht ganz behaupten will. — Nach Tr. (p. 52) machten sich alle bisherigen Beobachter unrichtige Vorstellungen von der Textur der retina; das Gewebe dieser Haut ist nach seinen Beobachtungen im Allgemeinen dieses: Die Cylinder des Sehnervens verbreiten sich auf der äußeren Fläche der retina nach allen Seiten, so daß also nach dieser Behauptung an der retina keine Corticalsubstanz bemerkbar wäre; jeder einzelne Cylinder oder jeder aus mehreren Cylindern bestehende Bündel biegt an einer gewissen Stelle seines Verlaufes von der horizontalen Richtung ab und wendet sich nach der inwendigen Seite. Gleich nach der Umbiegung durchbohrt er ein venöses Netz, so mit der Centralvene des Sehnervens zusammenhängt, hierauf dringt er noch durch ein zweytes Adernetz, welches von den letzten Zweigen der Centralarterie des Sehnervens gebildet wird; von diesen erhält er einen scheidenförmigen Fortsatz und endiget sich so in der Form einer Papille, deren abgerundetes, etwas angeschwollenes Ende der Oberfläche des Glaskörpers zugewendet ist. Ref., der nie etwas der Art auffinden und erkennen konnte, muß es der Zukunft und anderen Beobachtern überlassen, näher zu erörtern, was diesen Angaben Richtiges zu Grunde liegen mag.

Die innerste Lamelle der gesammten retina ist die Aderschicht, die Verbreitung der durch den Kanal des Sehnervens durchgehenden, von Nervenfädchen begleiteten Arterie und Vene. In der ersten Hälfte des Getragenseyns der Frucht liegt dieses Adernetz dicht auf dem Glaskörper, ohne alle Verbindung mit der Medullarschicht; in der Folge gibt sie Aeste an die Medullarsubstanz der retina, welche jedoch nie bis zur äußeren Fläche derselben und in die Corticalsubstanz gelangen, zum Glaskörper gibt sie nie Aeste. Aus der Lage der Aderschicht, aus dem Eingange der Aederchen in die Substanz der retina ist nun klar, wie der umgeschlagene Theil der retina in eine ganz eigene Entwickelung gehe, an welcher der äußere Theil, die Jakob'sche Haut, gar nicht participiren kann. Dagegen sah Ref. in dem Auge eines Hirsches, welches auf dem hiesigen anatomischen Theater im Beyseyn der Professoren, von dem in Griechenland verstorbenen Hrn. Dr. Michaelles war geöffnet worden, mehrere Arterien aus der choroidea zu der frey fluctuirenden Jakob'schen Haut gehen, die damit eine eigene Stärke erlangt hatte; Aehnliches aber ist nie weder bey vorher noch nachher geöffneten Hirschaugen und überhaupt gar nie wieder ihm zu Gesicht gekommen. Die gerade laufenden und dünneren Arterien mit den sie begleitenden Nerven liegen nach aussen gegen die retina, die viel zahlreicheren und weiteren Venen nach innen gegen den Glaskörper, nach Tr. wäre es umgekehrt. Tiedemanns Angabe, daß aus dem Aderkreise Zinns Arterienzweige mit Ciliarnerven in die retina gehen, führt L. nur geschichtsweise an. Uebrigens geschieht nach L. (p. 100) der Uebergang der Arterien in die Venen in diesem Adernetze theils durch baumartige Verzweigung, theils durch ein Capillarnetz, theils durch Umbeugung der Arterie in die Vene, welches also die drey Arten wären, welche Döllinger (Grundz. d. Ph.) als die drey Formen angibt, unter welchen überhaupt die arteriöse Strömung in die venöse umzulenken pflegt; außerdem sollen aber auch

in der Aderschicht selbst schon Verbindungen größerer Zweige der Arterien und Venen unter sich statthaben, wofür auch die lobenswerthe Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung, welche übrigens nur das Resultat der Gesetze der Blutvertheilung ist, anzugeben, der Hr. Verf. nicht ermangelt. Die in dem Adernetz der retina sich verbreitenden Nerven (§. 23.) haben eine dreyfache Quelle; ein Zweig geht mit der arteria centralis aus dem Carotidengeflechte zur retina, ein oder zwey Nervenfädchen aus den Augenknoten und ein oder zwey Faden kommen vom ganglion sphoenopalatinum zum Sehnerven, von welchem letzteren es jedoch Ref. nicht deutlich ist, was auch L. nur wahrscheinlich scheint, daß diese bis zur retina gelangen sollen. Die sehr zarten Nervenfädchen liegen auf der der Marklamelle zugekehrten Fläche der Aderhaut und vertheilen sich mit den feinsten Aderzweigen zwischen den gegliederten Röhren der Marklamelle, ohne jedoch mit diesen selbst eine Verbindung einzugehen; auch sind sie unter sich nicht netzartig verknüpft. — An der Gesammtausbreitung der retina kann man den Choroidealtheil vom Eingange des Nervens an bis zum hintern Rande des Ciliarkörpers und den vorderen zwischen der Zonula Zinnii und dem Ciliarkörper gelegenen Ciliartheil unterscheiden. Dieser vordere Theil der retina ist es nun, über dessen Beschaffenheit sich die Meynungen noch bis jetzt nicht haben vereinigen können. Was Ref., die retina betreffend, in kurzem Auszuge aus Langenbeck und Treviranus vorgelegt hat, betrifft nur den Choroidealtheil, daß aber von diesem aus und unmittelbar mit ihm in Zusammenhang stehend sich eine verdünnte Fortsetzung bis an den vorderen inneren Rand des Strahlenkörpers erstrecke, darüber kann nach Ref. Meynung gar kein gegründeter Zweifel mehr obwalten; denn es ist in der That nichts leichter, als im Auge des Erwachsenen eine sehr zarte Lamelle zu erkennen, welche ungefähr 4 mal dünner als die retina selbst am hinteren Rande des Ciliarkörpers untrennbar mit ihr zusammenhängt

und im Auge zarter Früchte noch die volle Stärke und das Aussehen der hinteren retina besitzt (L. p. 137), auf der Zonula fest aufliegend diese bedeckt und, nach vorne in zarte Fältchen gelegt, bis an die Spitzen der Ciliarfortsätze sich verfolgen läßt, wie solches denn auch von Schneider deutlich beschrieben, abgebildet, und von R. Wagner und Huschke bestätiget worden ist. Welche eigenthümliche Beschaffenheit aber diese Fortsetzung der retina besitze, wie viel sie in ihrem Gewebe Aehnlichkeit mit den drey Lamellen derselben habe, wohin der vorderste Rand derselben gelange, dieß sind die Fragen, über welche allein noch gestritten werden kann. Die Genese der Augenbildung kann hierüber keinen Aufschluß geben, denn es geräth sowohl die ursprüngliche retina (Jakob'sche Haut) als der eingestülpte Theil, welcher in der Folge zur wahren Marklamelle wird, indem sie zwischen die Zonula und den Ciliarkörper, man könnte sagen, eingeklemmt wird, in Verhältnisse, welche der Entwicklung des Choroidealtheils ganz fremd sind, und es wäre eben gar kein Wunder, daß durch diesen Gang der Entfaltung des Auges die Ausbildung des am Strahlenkörper gelegenen Theils der retina so gehemmt würde, daß sie nichts mehr mit dem hinteren Theile Gemeinschaftliches hätten. Nach L. (§. 9.) fehlt nun diesem Ciliartheil das stratum corticale gänzlich, so daß Ref. auch nicht recht begreifen kann, was das für Nervenkügelchen gewesen sein mögen, welche R. Wagner und Huschke (A. Z. f. O.) wollen gesehen haben; auch ein Theil der Knotenfibrillen hört auf, aber ein Theil derselben geht sicher bis an das vorderste Ende; unter ihnen liegen auch die artikulirten varikösen Röhren, nur sind sie schwächer als an dem hinteren Theil der Marklamelle und werden je mehr nach vorwärts, desto dünner, indem sie auch allmählig ihre Anschwellungen ablegen; unter dieser dünnen aber vollständigen Markschicht liegt die Aderlamelle.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. Vol. I. Including the organs of motion and digestion. London 1833. Vol. II. Including the absorbent, circulating, respiratory and urinary systems. 1834. Vol. III. part. I. Nervous system and organs of sense. Plate I — LXII. 4.

Dieses wichtige Werk, welches fast vollendet vor uns liegt, enthält eine detaillirte, oft mit Abbildungen begleitete Beschreibung der Präparate über vergleichende Anatomie, welche sich in der Sammlung des Königl. Kollegiums der Wundärzte in London befinden, deren Grundlage die weitberühmte anatomische Sammlung John Hunters bildet. Wir müssen es jenem würdigen Kollegium Dank wissen, daß dem Verzeichnisse viele bisher ungedruckte Arbeiten Hunters über thierische Anatomie beygefügt sind, welche, wenn auch zum Theil verspätet, doch einen neuen Beleg von der außerordentlichen Thätigkeit, Kenntniß und Einsicht dieses berühmten Anatomen und Wundarztes geben. Viele der aus den Manuscripten genommenen Bemerkungen würden noch vor wenig Jahren neu gewesen seyn, andere sind es noch, und alle zeigen, wie weit der Verf. seinen Zeitgenossen in vielen Puncten des medicinischen Wissens voraus war.

Das Leben dieses merkwürdigen Mannes erinnert noch an die schöne Zeit von Boerhaave und Haller, wo auch in Deutschland Anatomie und Physiologie in einer innigen Beziehung zur ärztlichen Praxis standen und wo von tüchtigen Männern die Theorie und Praxis mit gleicher Liebe gepflegt wurden, während jetzo, zum Schaden beyder, die Praktiker in der Regel von der Physiologie, die Anatomen von der Pathologie und praktischen Medizin wenig wissen wollen. Die vielfältigen Klagen, welche man hört, daß die Zeit nicht zureiche, diese doppelte Richtung fest zu halten, widerlegt John Hunters Leben vollkommen.

Hunter war 1728 den 14. Julius zu Long Calderwood in Schottland geboren. Er wurde von seinem älteren Bruder William Hunter, einem berühmten Lehrer der Zergliederungskunst in London, in der Anatomie unterrichtet, und sein erstes im Jahre 1748 gefertigtes Präparat zeigte schon sein praktisches Talent. Zehn Jahre widmete er sich fast ganz den anatomischen Arbeiten im Hause seines Bruders und nebenbey legte er sich auf die Chirurgie. Damals war die Kunst, anatomische Präparate zu fertigen, in England noch nicht sehr gemein und der Ruf der großen Geschicklichkeit der beyden Brüder Hunter gieng bald über ganz Europa. William, gleichzeitig ein vielbeschäftigter Wundarzt, nahm seinen jüngeren Bruder auch bald als Gehülfen für seine öffentlichen Vorlesungen an. Merkwürdig ist es, daß John Hunter, auch in späteren Lebensjahren, wo er schon einen so großen Ruf hatte, in seinen öffentlichen Vorlesungen nie eine große Schüchternheit ablegen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Bernh. Conr. Rud. Langenbeck, Dr. de retina observationes anatomico-pathologicae. Goettingae, 1836. 4.

(Schluß.)

Nach Tr. (p. 54) beruht die Behauptung von einem Fortgange des Markblattes über den hintern Rand des Ciliarkörpers hinaus auf einer Täuschung, welche die fortgehende Gefäßlamelle durch ihre weiße Farbe (?) hervorgebracht habe, da man dann gemeynt, was weiß ist wie die Netzhaut, müsse einerley seyn, ein Vorwurf, welcher wenigstens L. nicht treffen kann; auch meynt Tr., man könne nichts Unwahrscheinlicheres aufstellen, als die Behauptung, die Netzhaut erstrecke sich über den Theil des Auges hinaus, zu welchem nur allein Lichtstrahlen gelangen; eine Denkweise, welche zu einem allgemeinen Grundsatze erhoben, die Behauptung herbeyführte, es könne im Baue und Gewebe des menschlichen und thierischen Lebes sich nichts vorfinden, wovon ein kluger Mann den Zweck nicht zu erkennen vermöge.

L. giebt mit Huschke an, daß der Ciliartheil der retina sich an den vorderen Spitzen der Ciliarfortsätze aufwärts und rückwärts schlage und so, diese Spitzen selbst überziehend, verschwinde. Huschke hat übrigens späterhin mit mehr Bestimmtheit sich dahin ausgesprochen, daß die um die vorderen Spitzen der Ciliarfortsätze sich umschlagende retina nun als Jakob'sche Haut gegen den Grund des Augapfels sich fortsetze, daher scheint es dem Ref., daß die angebliche Schicht Zellengewebes, durch welche nach L. der Ciliartheil der retina an den Ciliarkörper geheftet ist, eben diese Jakob'sche Haut selbst sey; wird übrigens der Ciliarkörper von der retina aufgehoben, so entstehen durch das Zerreißen des Zusammenhanges der innern und äußeren retina und durchs Abstreifen der zarten Ueberzüge über die Spitzen der Cilien jene franzenartigen Fortsätze und der durch ihre Entstehung gezackte vordere Rand, von welchem Schneider und N. Wagner sprechen. Die unter dem Ciliartheil der Retina gelegene, aus den feinsten Verzweigungen bestehende Aderlamelle gibt, gegen Henle, beym Fötus sehr reichlich, beym Erwachsenen sparsamer, Arterienzweige an die zonula Zinii, was allerdings auf einen diesem Gebilde eigenthümlichen Entwicklungsgang, durch welchen es so gut, wie durch seine Faltenbündel zu einer von der Glashaut gänzlich verschiedenen Beschaffenheit gelangt, hindeutet; auch an den vorderen Umschlag der retina, an die uvea und an den Ciliarkörper, gehen hier Arterien, aber weder aus der retina, wie Walter, noch aus der zonula, wie Henle will, gehen Venen zum Ciliarkörper; die Venen des Ciliartheils der retina und der zonula stehen vielmehr mit einem venösen sinus, auf welchen L. hier zuerst die Aufmerksamkeit der Anatomen hinleitet (§. 25.) in Verbindung; es ist dieser sogenannte sinus venosus ein geschlängelt verlaufendes, an der innern Fläche der retina da, wo ihre beyden Theile an einander grenzen, gelegenes kreisrundes Gefäß, welches von einigen früheren Anatomen für eine Kranzarterie gehalten wurde und wahrscheinlich Eines ist mit der aus dem früheren Fötalzustande von Mascagni, Arnold und Werneck als um den Rand der Linse herumlaufend beschriebenen Arterie; dieser Venenkreis nun nimmt die Venen aus dem Ciliartheil der retina, aus der zonula Zinii und so lange noch die membrana capsulo-pupillaris vorhanden ist, auch aus dieser kleine Zweige auf, und schickt nach hinten wieder zarte Venenwurzeln, die sich zu gröfseren Venen der retina vereinigen. — Im Mittelpuncte der retina, im Grunde des Augapfels, nicht weit von ihrer Verbindung mit dem Sehnerven, ist eine kleine, nach innen gegen die Oberfläche des Glaskörpers vorragende Falte, gegen deren nun unbedingt anerkanntes Daseyn unser Sömmerring vormals so bestimmt sich erklärt hatte. Diese Falte, deren ausführlichere Beschreibung L. in Uebereinstimmung mit Huschke gibt, hat in ihrer Mitte einen

im zweyten Jahre nach der Geburt entstehenden gelben Fleck, in welchem wieder ein schwarzer Punct, der entweder ein offenes Loch, wofür er von Vielen so auch von Tr. erkannt wird, oder wie mit andern L. will, nur ein schwärzlich grauer, 1/4 L. im Durchmesser haltender Fleck ist, wenn auch nicht immer mit gleicher Deutlichkeit, wahrgenommen wird; an dem Rande dieses Punctes soll nun nach L. die Corticalsubstanz der Markplatte mit scharf begrenztem Rande aufhören, über ihn weglaufend aber doch noch eine sehr dünne Schichte von knotigen Fibrillen und varicösen Röhrchen zu erkennen seyn; auch sollen von dem Adernetze der Markhaut zarte Fasern aber keine Adern, zu diesem schwarzen Puncte gehen. Die Entstehung dieser Falte, der gelben Färbung und des dunklen Punctes sind überhaupt noch sehr dunkel, auf alle Fälle hat aber L. Recht, wenn er sie als unabhängig von der vorgeblichen Augenspalte betrachtet. — Außer der vollständigen Behandlung der Lehre von der retina führt L. auch noch einiges, das schwarze Pigment, die membrana capsulo – pupillaris, die Valentinische und die Reich'sche Membran Betreffendes an. Das schwarze Pigment besteht (L. p. 16) aus regelmäßig gestalteten heragonen Zellen, welche von einer Art schleimigen Zellengewebes gebildet, und mit Molecülen des schwarzen Pigments, nur nicht in der Mitte, als wo in jedem Heragon ein heller Punct ist, erfüllt sind. Sämmtliche Zellen werden zu einer an dem Adernetze der choroidea dicht anliegenden schleimigen Ausbreitung verbunden, und sind nach innen gegen die Jakob'sche Haut zu, mit einem zarten Epithelium, wie Nf. vermuthet, bedeckt, so daß also nach des Nf. Ansicht das pigment-erzeugende Organ mit seinem Epithelium die innerste Schichte der choroidea bildet und das Adernetz selbst zwischen den Adervertheilungen auf keine Weise Pigment enthält, wie Huschke aus seinen nicht ganz zu billigenden theoretischen Vorstellungen von der Pigmenterzeugung scheint gefolgert zu haben. Die Pigmenthaut erleidet, wie es scheint, auch eine Veränderung selbst im Gewebe an dem Ciliarkörper und Nf. wäre wohl geneigt, mit Döllinger anzunehmen, daß sich das Epithelium nur bis an den hintern Rand des Ciliarkörpers verfolgen laße und an der Stelle, wo sich das schwarze Pigment als Ciliarkrone auf die retina gewöhnlich abzudrücken pflegt, fehle, hätte nur Ammons Lehre von dem orbiculus capsulo-pupillaris für ihn weniger Wahrscheinlichkeit. — Die Centraladern, eine Arterie und eine Vene, noch ehe sie, wie es scheint, die Ausbreitungen für die retina bilden, setzen sich durch die Mitte des Glaskörpers gerade nach vorne zur Linse fort. Diese Adern nun, indem sie von hinten auf die Kapsel der Linse stoßen, machen hier eine schalenförmig die Linse aufnehmende, zarte, membranöse Ausbreituug, welche gleichsam eine zweyte, aber aderreiche Kapsel an dem hinteren convereren Theil bildet. Die Arterien, deren Verzweigungen gewöhnlich von drey Aesten ausgehen, liegen näher und fester an der Kapsel; die Venen aber bilden eine hintere, dem Glaskörper zugekehrte Schichte. So lange im Fötus die Krystallinse, weil noch keine Iris und Pupillarmenbran gebildet sind, unmittelbar an der inneren Fläche der cornea anliegt, bildet die Adervertheilung am Umfange der Linse zwischen dieser und der zonula Zinii einen wenig hervorragenden Rand; je mehr aber die Krystallinse nach hinten zurückweicht, desto mehr verlängert sich auch das Adernetz als eine gefäßreiche Haut sackartig nach vorne über die Linse hinaus und erhält hier den Namen membrana capsulo-pupillaris; fängt nun gegen Ende des dritten Monats die Bildung der Iris an und entsteht die Pupillarhaut, so schiebt sich die Iris bey ihrem Wachsthume von außen nach innen gleichsam zwischen die Pupillarhaut und die becher- oder cylinderartig über die Linse hinaus verlängerte aderreiche Kapselhaut hinein, und jemehr die Iris sich nach innen verbreitet, desto mehr wird der cylindrische Sack nach vorne verengt, gleichsam verschnürt, und erhält eine konische Form, dessen engerer Theil an der Pupille, dessen Basis aber die

Linse mit ihrem äußerem Rande ist. Nun endiget sich die membrana capsulo-pupillaris auf drey verschiedene Weisen, entweder, indem ihr vorderster Theil über die Pupille noch hinausgeht, sich auf der vorderen Fläche der Iris ausbreitet, und ihre Adern mit jenen der sie bedeckenden Pupillarmembran an dieser ihrem äußeren Rande sich verbinden, oder sie vereinigt sich sogleich am Pupillarrande selbst, wie auch Rf. ein Paar Mal sah, mit der Pupillarhaut, oder endlich sie hört an der Iris auf und ihre Adern verbinden sich mit jenen des inneren Kreises dieses Organs; so bekömmt also der anfangs offene Sack der membrana capsulo-pupillaris entweder durch die Iris, immer aber durch die Pupillarhaut nach vornen einen Schluß. Die von mehreren angegebene Adervertheilung auf der vorderen Wand der Kapsel der Linse zwischen ihr und der Pupillarhaut konnte L. (p. 122) nicht finden, wogegen Tr. angiebt, auf Werneck sich berufend, ebenfalls dieses Netz, beobachtet zu haben; auch Ref. glaubt an sein Daseyn, ist aber zweifelhaft über seinen Zusammenhang. Wenn der Maßcagnische Aderkranz, wovon oben schon die Rede war, wirklich der retina angehört, so kann das Netz von der retina kommen, auch zeichnet wirklich Wernek diesen Kranz als aufliegend auf der zonula, wornach auf keine Weise die Adervertheitung auf der hintern Wand der Linse das vordere Adernetz aussenden kann, wie man doch zu vermuthen scheint; einigen Injectionen zur Folge glaubt Ref. das vordere Linsennetz könne auch von der zonula, welche ganz gewiß reichliche Adervertheilung von der Zentralarterie erhält, ausgehen, was aber einstweilen als Vermuthung, da noch kein Zeitunterschied in dem Erscheinen der verschiedenen Aderausbreitungen bemerkt wurde, gelten mag, denn, was uns bis jezt die glaubwürdigsten Beobachter über Linsenbildung und die damit in Verbindung stehenden Anhäufungen von Keimstoff, Uebergängen desselben in membranöse Gestaltungen und Adervertheilungen in dem werdenden Linsensystem mitgetheilt haben, scheinen Rf. überhaupt nur fragmentarische Andeutungen zu einer künftigen Geschichte der Entfaltung des Augapfels und seiner Theile zu seyn; bis jezt mußten noch vielfältig die Zergliederungen von Thierfötus, deren Alter nur sehr schwierig mit den Perioden, welche der Mensch im Mutterleibe durchläuft, verglichen werden kann, zu Rathe gezogen werden, und es ist immer gewagt,

aus so schwankender Analogie Schlüße auf den Gang der Entwicklung im Menschenauge zu ziehen; gleichwohl belehrt uns die Erfahrung, daß in allen Organen um so mehr ein sich succedirender öfters wiederholter Wechsel in der Adervertheilung vorkömmt, je vereinzelnter das Gebilde in seiner Eigenthümlichkeit dasteht, wie aus der Geschichte der Leber, der Genitalien, der Lungen u. s. w. sattsam bekannt ist, und es läßt sich daher auch vermuthen, daß selbst bedeutende Abwechslungen, vielleicht schnell aufeinanderfolgend, in der Vertheilung der Zweige der ohnehin vergänglichen Centralarterie und Vene im Auge statt haben, so daß selbst kleine Unterschiede im Alter der Frucht bemerkbare Verschiedenheiten in Hinsicht auf Adervertheilung hervorbringen. Sieht nun anders Rf. die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte an, so ist gerade eine vollständige, auch die zartesten Verhältnisse sicher und bestimmt auffassende Geschichte der Blutvertheilung im Auge die Aufgabe der Zeit, zu deren Lösung der bisherige Gang der Forschung, der offene Sinn der Forscher und selbst die Theorie hintreibt; denn es spricht sich eben in den jedesmaligen Formen der Blutausbreitung und in dem succedirenden Wechsel derselben genau das Verhältniß aus, in welchem das vereinzelte Organ nach den Momenten seiner Entwicklung jedesmal zur Totalität des Gesammtorganismus steht, und es ist daher sehr zu wünschen, daß solchem Streben nach Wahrheit keine ungeeigneten Reflexionen wie die von Tr. (p. 100.) „die Aeste aus der Centralarterie könnten kein rothes Blut mehr führen, das beym Sehen sehr hinderlich werden müßte“ in den Weg kommen. L. bestätiget noch die von Valentin entdeckte Lamelle von körnigem Gewebe, welche den Becher oder Conus der membrana capsulo-pupillaris umgiebt, er habe aber ihr Verhältniß zur Pupillarmembran nicht ausmitteln können, sie scheine schon im Kanal des Krystallkörpers die Centraladern zu umwickeln und wäre daher, nach Rf. Meynung, nicht ein eigenthümliches, neben der membrana capsulo-pupillaris für sich bestehendes, sondern wahrscheinlich ein in die Entwicklung dieser eingeflochtenes Gebilde. Die Reichsche Membran sah L. nur einmal im Auge eines Kaninchenfötus; da konnte er aber die Valentinsche Haut nicht finden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. etc.

(Fortsetzung.)

Er kündigte zwar öfters Vorträge über Anatomie, über theoretische und praktische Chirurgie nach eigenen Grundsätzen an und hielt sie auch; dieß fiel ihm aber so peinlich und schwer, daß er sich immer nur mit der größten Ueberwindung dazu entschloß. Sein Schwager und Lebensbeschreiber, der gleichfalls bekannte Anatom und Leibwundarzt des Königs, Everard Home, erzählt, daß er die erste Vorlesung in jedem Kursus nie hielt, ohne vorher 30 Tropfen Laudanum zu nehmen, um dadurch seine Furchtsamkeit einigermassen zu dämpfen. Er verließ sich dabey nie auf sein Gedächtniß und Home mußte ihm einen Auszug aus jeder Vorlesung, die er hielt, machen, welchen er in jeder folgenden Lection zur Wiederholung ablas. Frühzeitig bekam Hunter Neigung zur vergleichenden Anatomie, da er bald einsah, daß diese für die Lösung schwieriger Probleme in der Physiologie des Menschen die wichtigsten Aufschlüße giebt. Neben der ausgedehntesten Privatpraxis in späteren Lebensjahren widmete er diesem Studium, was den mächtigsten Reiz auf ihn ausübte, alle freye Zeit und da er selten mehr, als vier Stunden schlief, so hatte er gewöhnlich bis 8 Uhr früh, wo seine praktischen Geschäfte begannen, schon viele Stunden in seinen Präparirsälen gearbeitet. Als er noch Prosektor bey seinem Bruder war, kaufte er bereits viele einheimische und fremde Thiere aus Menagerien und später legte er sich auf einem Landgut bey London selbst eine große Sammlung lebender Thiere an, die er, so oft er nur konnte, von London aus besuchte, um die Lebensart der merkwürdigeren fremden Thiere zu studieren. Einmal wäre der kecke Mann beynahe das Opfer seiner Neigungen geworden, als er zwey aus dem Käfig entwischte Leoparden, welche die ganze Nachbarschaft in Schrecken setzten, und wovon der eine bereits über die Mauer des Hofs kletterte, in der Eile allein fieng und glücklich wieder einsperrte. Der Schrecken über die Gefahr machte ihn unmittelbar nachher fast ohnmächtig. Aehnlich gieng es ihm mit einem jungen Stier, den ihm die Königin geschenkt hatte, der ihn einmal, da er gewöhnlich mit ihm zu scherzen pflegte, niederwarf. Später, als er eine Praxis von 4 bis 5000 Pfund Sterling hatte, baute er eigens für seine Sammlungen ein großes Haus in London und kaufte sich ein anstehendes zur Wohnung. Hier ließ er arbeiten und zeichnen; von seinem eigens besoldeten Zeichner und Präparator William Bell, welcher 14 Jahre in Hunters Hause lebte und 1792 im Dienste der ostindischen Kompagnie auf Sumatra starb, sind die meisten der dem vorliegenden Werke beygegebenen Tafeln gezeichnet, zum Theil sehr schön. Als Hunter auf dem Gipfel seines Ruhms stand, Wundarzt des Königs, Mitglied der Königlichen Societät und vieler gelehrter Korporationen des In- und Auslandes war, hatte er ein solches Zutrauen des Publikums, daß seine Praxis die weitläufigste und ein-

träglichste in London war und man von seinen außerordentlichen Kuren weit und breit erzählte. Damals berechnete er seine jährlichen Einkünfte auf 6000 Pfund. Alles dieß kam ihm sehr zu statten zur Vergrößerung seiner Sammlung, wozu man ihn von allen Seiten mit Beyträgen unterstützte. So überließ ihm z. B. die Königin drey Elephanten aus ihrer Menagerie zur Zergliederung. Hunter war auch Generalchirurgus der Armee, wozu er im Jahre 1786 ernannt wurde. Viel früher schon hatte er, um von seinen anatomischen Arbeiten auszuruhen, als Stabschirurgus in Belleisle und Portugal im Felde gedient, wo er seine Erfahrungen über Schußwunden sammelte. Neben seiner Praxis dirigirte Hunter sein Spital und 1790 wurde er auch Generalinspector der Militärhospitäler. Eine große Freude machte es ihm, als endlich 1787 sein Cabinet völlig in Ordnung war; er zeigte es seinen Freunden und Bekannten jährlich zweymal, im October den Aerzten und Wundärzten und im May den Adelichen und anderen Liebhabern; so hielt er es immer bis zu seinem Tod.

Unbegreiflich ist es, wie dieser vielbeschäftigte Mann nebenbey so große und wichtige schriftstellerische Arbeiten unternehmen konnte. Die Abhandlungen der philosophischen Sozietät enthalten von ihm eine Menge Aufsätze über die manchfaltigsten Gegenstände und eben so besitzen wir eine Anzahl besonderer Werke. Er schrieb über menschliche und thierische Anatomie, über den Haushalt vieler Thiere z. B. der Bienen, nach eigenen Beobachtungen, über Entwickelungsgeschichte, über das Wachsthum der Pflanzen, über viele chirurgische und medicinische Gegenstände, stellte physiologische Experimente über die Verdauung ꝛc. an. Nebenbey nahmen ihm die bis 1790 fortgesetzten Vorlesungen viele Zeit weg; als er dieselben endlich abgab, beschäftigte er sich mit Regulirung eines vollständigen Lehrbuchs der praktischen Wundarzneykunst, wozu er schon seit vielen Jahren Materialien gesammelt hatte; der Tod

übereilte ihn über dieser Arbeit. — Hunter war auch als Mitglied und Stifter von medicinischen Gesellschaften, als Vicepräsident des Thierarzneycollegiums und in einer Menge anderen Geschäften thätig. Im Winter sah er alle Wochen einmal die Aerzte und Wundärzte Londons, die zu ihm kommen wollten, bey sich, und sein Interesse für andere Zweige der Wissenschaft, die er nicht selbst kultiviren konnte, veranlaßte ihn schon im Jahre 1767, als er Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften geworden war, in Verbindung mit George Fordyce und dem berühmten Mechaniker Cumming, eine Privatgesellschaft zu errichten, welche sich nach jeder Sitzung der königlichen Societät in einem Kaffeehause versammelte, um sich über wissenschaftliche Gegenstände zu beschäftigen. Hier fand man später die berühmtesten Gelehrten zusammen; man besprach sich über neue Entdeckungen in allen Fächern der Naturwissenschaft, die Mitglieder lasen sich ihre Schriften vor und beurtheilten sie vor der öffentlichen Bekanntmachung. Ueberall wußte Hunter's reger Geist sich zu beschäftigen. So zerriß ihm einmal bey einer heftigen Anstrengung im Tanzen die große Sprungflechse des Fußes, welche unter dem Namen der Achilles-Sehne bekannt ist; da er hier das Zimmer hüten mußte, gab ihm seine Verwundung Gelegenheit, über die Wiedervereinigung zerrissener Flechsen nachzudenken. Er stellte dabey viele Versuche an Hunden an, denen er die Sprungflechse zerschnitt, und die er dann zu verschiedenen Zeiten tödtete und anatomirte. Er blieb dabey nicht, wie sonst üblich, im Bette liegen, sondern erfand sich einen eigenen Verband, mit dem er schon am dritten Tage aufstehen und herumgehen konnte.

Diese außerordentliche Thätigkeit wird um so schwerer begreiflich, als Hunter viele Jahre lang kränkelte. Eine Herzkrankheit, welche von Zeit zu Zeit Anfälle machte, und die er nur durch eine sehr regelmäßige Diät, völlige Entsagung des Weins,

und durch Wassertrinken in Schranken hielt, trübte seine letzten 17 Lebensjahre. Am 16. October 1793 gieng er unter leidlichem Befinden ins Georgenhospital, wo er einen Aerger hatte, den er unterdrücken mußte; als er hier sich zu einem gegenwärtigen Arzte wenden wollte, holte er plötzlich einen tiefen Seufzer und fiel todt zur Erde. Er starb im 65ten Lebensjahre.

Leider wissen wir nichts über seine religiösen Gesinnungen. Als Mensch hatte er viele schöne Eigenschaften; allgemein wird seine große Offenheit, sein Freymuth und die edle Eigenschaft für einen Arzt gerühmt, unverholen seine wahre Meynung zu sagen, und einen begangenen Irrthum bereitwillig zu gestehen. Sein hitziges Temperament und eine gewisse Härte im Urtheil zogen ihm mancherley Feinde zu. In dem Bestreben, seine Kunst zu vervollkommnen, kann er jungen Aerzten als Muster dienen, die in ihm die perfecta medici forma bewundern können.

Hunter hatte seine Sammlung in vier Abtheilungen nach bestimmten Systemen gebracht und der Vorstand des K. Kollegiums der Wundärzte hat auch die Aufstellung, seit dem Ankauf der Sammlung, beybehalten, eine beträchtliche Anzahl neuer Präparate hinzufügen lassen, und die Herausgabe des Katalogs in derselben Ordnung verfügt. Das Material zum Katalog bestand theils in Vorlesungen und Noten über Thierzergliederungen, welche Hunter in der Handschrift zurückließ, dann in einem kleinen Katalog von ungefähr 600 Präparaten, von seinem Präparator und Zeichner William Bell gefertigt und in einem späteren ebenfalls von Bell verfaßten, aber noch von Hunter durchgesehenen Katalog in Quart, aus mehreren Fascikeln bestehend. Eine Anzahl der dem Werke beygefügten Tafeln sind mit Hunter's Originalbeschreibungen begleitet, und man hat Zusätze nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemacht. Außerdem sind die noch vorhandenen Hunter'schen Beschreibungen in den Text, bey den entsprechenden Abschnitten, eingeschaltet. Sie sind zum Theil sehr interessant und es ist nur zu beklagen, daß nicht mehr davon übrig ist. Eine erst kürzlich in London geführte Untersuchung hat fast zur Gewißheit erhoben, daß der vor einigen Jahren verstorbene Sir Everard Home, der Schwager, vieljährige Hausgenosse und Nachfolger Hunter's, welchen der König zum Baronet erhob und zu seinem Leibwundarzt ernannte, viele handschriftliche Bemerkungen Hunter's verbrannte, höchst wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er dieselben in seinem großen Werke über vergleichende Anatomie allzu sehr benützte, und Hunter's Arbeiten für seine eigenen ausgab. Sehr viele Mühe kostete es die Species zu bestimmen, wovon die Präparate genommen waren, da Hunter keine, dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechende Artenkenntniß besaß; namentlich gilt dieß für die wirbellosen Thiere. Durch die ausgezeichnete Bibliothek jedoch, welche das Kollegium besitzt, und die zum Theil erst für die Bestimmung und Ordnung der Sammlung eigens herbeygeschafft wurde, ferner durch die Mitwirkung der zoologischen Societät, wurden diese Schwierigkeiten zum Theil überwunden.

Die Zahl der Präparate beläuft sich auf 3745; bey den neuhinzugekommenen sind die Verfertiger genannt; die meisten rühren von Home, Clift und Owen her. Der Katalog hat gewiß ungemein dadurch gewonnen, daß der ausgezeichnetste der jetzt lebenden englischen Zootomen, Richard Owen, den Hauptantheil an der ganzen Arbeit hat.

Die Präparate sind eingetheilt, wie der Titel angiebt; der noch fehlende Band wird die Zeugungsorgane enthalten.

Es ist unmöglich, eine vollständige Uebersicht über den Inhalt des Kataloges zu geben. Ref. begnügt sich daher, auf einiges Wichtigere aufmerksam zu machen.

Vol. I. Tab. I — XIV. Die Bewegungs-Werkzeuge sind im Ganzen arm an Präparaten. Interessant ist eine Reihe von Wirbel-Durchschnitten, von Durchschnitten des Unterkiefers, von Pfannengelenken, wo nachgewiesen ist, daß das ligamentum teres bey sehr vielen Säugethieren, auch beym Orang-Utang fehlt. Bey Phascolarctos fuscus fehlt die Patelle wirklich. Ueber das Muskelsystem sind nur wenige interessante Stücke da, eben so über Bildung der Zähne.

Magen. Präparate von einigen selteneren Polypen, von Asterias discoidea, Alecto glacialis (wo, wie bey Comatula, der Darmkanal spiralförmig verläuft und am Ende einer fleischigen Röhre neben dem Munde endigt). Sabella pavonina mit spiralförmigem Darm. Crocodilus Lucius und acutus haben beyde den kleinen Pylorus-Magen, als Anhang des eigentlichen. Ganz ähnlich kömmt eine Bildung bey Ardea vor, wie Ref. bey Ardea cinerea, stellaris, nycticorax gefunden hat, und wie hier von Pelecanus onocratalus, Ciconia Argala, Marabou, Ardea nycticorax und caboga nachgewiesen wird. Unter den Mägen der Säugethiere ist besonders der Magen des Orang-Utang, den Dr. Abel nach Europa brachte, und seine Vergleichung mit dem Magen des Menschen wichtig. Präparate von vielen seltenen Thieren, zum Theil von Owen genau beschrieben.

Darmkanal. Im Ganzen wenig. Beschreibung beym Orang-Utang, bey dem Owen ebenfalls den wurmförmigen Darm fand.

Speicheldrüsen. Bey Dasypus Peba hat die Submaxillardrüse eine Blase für den Speichel, wohin aus der Drüse mehrere Gänge gehen.

Bauchspeicheldrüse. Genaue Beschreibung des bey den Cephalopoden neuerdings dafür genommenen Organs; hier von Sepia officinalis.

Ueber Leber und Milz nichts wichtiges.

Unter den Tafeln zu diesem ersten Bande interessirt vorzüglich die Anatomie von Holothuria tremula, Pentalasmis fascicularis und Balanus tintinnabulum; die Geschlechtstheile der Cirripedien sind richtiger erkannt als von Cuvier.

Vol. II. 164 Seiten; Tafel XIV. bis XXX.

Aus Physeter macrocephalus ein Plexus von Lymphgefäßen des Kopfs, mit Wallrath gefüllt, als Beleg zur auffaugenden Kraft der Lymphgefäße. Das ganze Präparat scheint Ref. zweifelhaft.

Gefäßsystem.

Rückengefäß von Bombus terrestris; man sieht deutlich die Abtheilungen in Kammern, entsprechend den Segmenten des Abdomens. Herz von Cynthia tuberculata als einfacher Ventrikel. Sehr interessant ist die ausführliche Beschreibung der Herzbildung bey den Amphibien, von Siren, Amphiuma, Menopoma, Pipa, Python, Emys, Testudo, Crocodilus (hier beschreibt Owen das septum ventriculi durchbohrt). — Herz von Macropus major; alle Beutelthiere haben nach Owen zwey obere Hohlvenen, wie die eyerlegenden Wirbelthiere, eben so die meisten Nagethiere und der Elephant. Im Herzen von Phocaena communis fand Owen das foramen ovale vollkommen geschlossen; durch den obliterirten ductus arteriosus ließ sich nur eine kleine Sonde durchschieben.

Athmungswerkzeuge. Interessante Präparate von Cirripedien; bey Tubicinella Balaenarum hängen die Kiemen an der inneren Seite des Mantels, wie bey zweyschaligen Mollusken, sind membranös und bestehen aus einer Menge kleiner Querfalten; bey Balanus rugosus und Coronula diadema finden sich zwey große blätterförmige Branchien. Es folgt eine interessante Uebersicht der feineren Anordnung der Kiemen bey Chiton, Patella, Fissurella, Doris etc. — Von Fischen verdient Heptatrema Aufmerksamkeit. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur, des Königs-, Adel- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwicklung. Von J. E. Ritter von Koch Sternfeld, k. b. Legationsrath, Ritter des Ordens der b. Krone, ordentliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften ꝛc. München, 1836 bey Georg Jaquet. 36 Bog. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Um zu wissen, woran man mit diesem Werke sey, so mögen vor allem dessen sehr bezeichnender und umständlicher Titel und sodann die umfassende Vorrede zu XXIV. Seiten aufmerksam gelesen werden. Die dem Buche vorangedruckte Inhaltsanzeige, welche in der Verlagshandlung auch gratis abverlangt werden kann, gewährt auf 16 Seiten eine sehr specielle Uebersicht. Der Verfasser hatte am 25. August 1835, am Namens- und Geburtstage Sr. Majestät des Königs, in der öffentlichen und feyerlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften Namens der Geschichte zu sprechen; und er wählte als Stoff dazu den Brand von Reichenhall; „als in jener grausenvollen November-Nacht des Jahres 1834 die Flammen wüthender, denn jemals, über dem uralten, einst von den Völkern weithin gesegneten Reichenhall zusammenschlugen ꝛc.“ Die bayerischen Annalen des Jahres 1835 gaben den vollständigern Inhalt dieser mit höherem Vorschub dann weiter ausgearbeiteten Abhandlung, welche nun als ein selbstständiges und eigenthümliches Werk der teutschen Litteratur in zwey Abtheilungen vorliegt: nämlich I. in der akademischen Abhandlung, und II. in den Anmerkungen, urkundlichen Regesten, und Erläuterungen darüber. Diese zweyte Abtheilung, auch mit kleinerer Schrift gedruckt, befaßt drey Viertheile des ganzen Buches; sie ist in jeder Beziehung der Commentar und die Pragmatik der ersten Abtheilung, und mit dieser fortlaufend durch Marginalziffer verbunden.

„Wer — heißt es in der Vorrede S. V. — betraut und thätig in dem höhern Berufe der Staats-Oeconomie, und auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung, wäre nicht längst von dem tiefen Einflusse der Salzwerke und des Salzregals auf die Culturgeschichte der Länder und auf ihre Nationalwirthschaft angeregt worden? — — Doch vergebens sahen wir uns (der Verf.) in der historisch-publicistischen Litteratur in und ausser Teutschland um ein Vorbild dessen um, was wir, wenn auch nur als einen Versuch, eben zu schaffen begannen.“

Zwar fehlte es nicht an vielen verwandten Schriften, und über viele einzelne Salzwerke in Nord- und Südteutschland, meistens geologischen, technischen und kameralistischen, auch fiscalischen Inhalts u. s. w. —

„Die weit wichtigere, moralische und politische „Geschichte der Salzwerke, auf dem Standpunkte des ursprünglichen und unentweihten Fürsten- und Völkerrechts, des einer wahren res sacra gebührenden Staats- und Privatrechts, ist jedoch des Ceremoniels wegen, wohl mit einigen Phrasen berührt, aber ernstlich, nach Verdienst, und im Zusammenhange noch nie bearbeitet worden.“ (S. VI.)

Erst seit dem Jahre 1807 sey das teutsche Salinenwesen in seiner Gesammtheit aus einem hö-

hern Gesichtspuncte aufgefaßt worden. In Beziehung auf Nordteutschland habe Héron Villefosse damit begonnen (dann Hartmann); in Beziehung auf Südteutschland das dortige historisch-statistische Archiv; aber der großartigen Idee Beyder habe nur ein profanes Motiv, ein finanzielles und commercielles untergelegen.

(S. VII.) „In Beziehung auf das Recht und Mitrecht zum Schaffen und zum Genießen, (Werth des Stoffes und Preis der Arbeit) in Beziehung auf den Nahrungs- und wirthschaftlichen Bestand der Völker ꝛc. war es so ernstlich nicht gemeynt."

Das Feld der Hallurgie selbst wollte der Verf. nicht betreten (S. VIII.), dankbar belehrte er sich aber aus den Schriften der Geognosten und Salinisten über die Ereignisse und Fortschritte in den verschiedenen salinarischen Verwaltungszweigen, im Norden wie im Süden.

„Der uns vorschwebende Zweck, das rechtliche Her- und Fortkommen des Regale, gebot jedoch eine ganz andere, eine eigenthümliche Bahn zu brechen und zu verfolgen; — — indem es sich um die Philosophie des Rechts, und um sein ursprüngliches Lebensprincip handelt. Zwar fehlt es über die Regalien, eine den teutschen Stämmen schon lange abhold gewordene Materie, nicht an vielem und sehr gelehrten Apparat, dessen Doctrinen aber gewöhnlich nur die Anforderungen des laufenden Dienstes zur Richtschnur nehmen."

(S. X.) Die bändereichen Handelsgeschichten der civilisirten Völker seyen eben in Beziehung auf den Salzhandel sehr arm; Anderson brachte davon nichts, Fischer wenig zur Notiz: eben so wenig die zahlreichen historisch-statistischen Monographien Teutschlands.

„Wenn man jedoch erwägt, daß der Salzhandel unstreitig der älteste Zweig alles Verkehrs ist, dem sich dann der Getreidhandel und beyden erst jener von andern Waaren und Bedürfnissen angeschlossen hat; — daß es das Salz ist, mittels dessen sich zuerst Volk gegen Volk aufgethan, das zuerst die Zollstätten hervorrief, die ersten Münz- und Wechselbänke, offene Gewerbe und Handwerke, und, neue Flecken und Städte bevölkernd, zuerst den Alles belebenden Geldverkehr, das Princip der Industrie, sicherte; wie es, (das Salz) selbst das Princip der Wirthschaft für alle Zeiten bleibt — wenn man das Alles erwägt; so ꝛc."

(S. XI.) „Bey einer Erörterung der Art, welche eines der höhern, der weiland geheiligten Staatsregalien, die regelmäßige und unverkümmerte Gewährung und Bearbeitung eines der ersten Bedürfnisse der Menschen zum Zwecke hat, muß man unfehlbar zum Anfang der Menschengeschichte selbst hinaufsteigen, und dort im Vaterhause, sich umsehen, und dann im Gefolge der Geschichte mit den Völkern und ihren Stammhäuptern wieder hergbsteigen ꝛc."

„Den Machthabern, den Führern von Gottes Gnaden (S. XII.), waren ja zuerst die Pflichten, die Vorpflichten vorgezeichnet, und hienach die Vorrechte angewiesen: wie überhaupt alles Christenthum auf der Pflichtenlehre vor der Rechtslehre beruht; (hierin der ungeheuere Unterschied vom vielgepriesenen civilisirten Heidenthum!) — und damit Beyde, Vorpflichten und Vorrechte, ihren Bestand und wohlthätigen Wechsel hatten, wurden, den Anlagen gemäß, Bürgschaften gegeben ꝛc."

Und nun stellt der Verf. im bekannten System seiner Staatswissenschaft und seiner politischen Oeconomie, auch hier die Kirche und den Principat als die höchsten, als die geweihten Bürgschaften hervor, deren Moralprincip (die Politik!) alle humanen und socialen Verhältnisse umfaßt und sie verbürgt. Auch in der Geschichte der Salzwerke hat der Verf. diese seine Dogmatik, „um immer des Stoffes und der Wahrheit Meister zu bleiben," nie außer Acht lassend, durch hundert und wieder hundert Urkunden, dieses System des Rechts und der Wirthschaft klar nachgewiesen gefunden; — daher der oftmalige Ausspruch der teutschen Landesfürsten selbst:

„daß die Heiligkeit der Hallstätten, zur Wohlfahrt der Völker, auf der Milde und dem Segen der Natur, also auf einem göttlich und gleichheitlichem Rechte beruhe."

Im Charakter einer akademischen Verhandlung über einen so allgemein interessanten Gegenstand konnte also der Verf. auch der Wissenschaft durch eine freyere Erörterung genügen.

Mit einem ziemlichen Vorrath an Volks- Staats-, und Territorialkunde, zumeist aus Autopsie, und auf seinem eigenen berufsmäßigen Standpunkt, — hatte der Verf. nicht nöthig, die Amtsbehörden in irgend eine Verlegenheit zu setzen; dagegen war es ihm

von jeher sehr angenehm, denselben aus seinen Materialien und Erfahrungen Manches mittheilen zu können, was sie nicht hatten, und nicht wußten;

„massen der strenge Dienst des Tages, und die vielen Umkehrungen der Territorial-Archive und Verhältnisse zu tiefern Forschungen oft wenig Kraft und Lust übrig lassen.“

Ueber das allgemeine Interesse des Gegenstandes, über den unberechenbaren Einfluß der Sache selbst auf die Nationalwirthschaft umständlicher zu seyn, dessen achtet sich der Verf. billig überhoben.

(S. XVIII.) „In Ansehung des Betriebs, der Technik und der Regie der Salzwerke und des Regals, hat uns aber neben den wunderähnlichen Erscheinungen in der Mechanik, das Loos der großen Masse, und das Geschick der im christlich-germanischen Staaten-System, insbesondere in Rural-Staaten, so tief und wohlbegründeten Mittelstände, auch hier, wie bey allen unsern historischen und publicistischen Untersuchungen lebhafter als je vorgeschwebt. Denn der praktische Werth darf solchen Verhandlungen nicht fehlen, und er hat auch in den Anstalten der Väter gewöhnlich den Ausschlag gegeben. Gar Manches erscheint uns, z. B. in der Nichtanwendung technischer Hülfsmittel, als Unkunde, und Unbehülflichkeit der Vorzeit, was lediglich in den Vorsichten für die große Masse und in der religiösen Hauspolitik der Landesfürsten, den Bereicherungs-Mitteln Einzelner entgegen (darunter die Entreprisen!) seinen Grund hatte. Nicht ein ephemär gefüttertes, sondern ein berufsthätiges Volk wollten unsere Alt-Vordern mit und neben sich haben. Wer möchte sich's jedoch verhehlen, daß die Salzproduction und der Salzhandel in Teutschland, sonst seit mehr als tausend Jahren hie und da stationär, seit zwanzig Jahren unaufhaltbar eine andere Richtung genommen haben, und daß beyde, in Teutschland und Europa, und sofort auch das Salzregale, und zwar mehr in Folge der bebenden und fortschaffenden, als der producirenden Kraft, noch vielfältig andere Richtungen nehmen werden. Möchten die Staatsregierungen nicht länger säumen, in Ansicht dieser welthistorischen Aufregung von Kapital, Arbeit und industriellen Interessen sich vorerst über ein wohlverstandenes Straßen- und Bahnen-System zu vereinigen, und so für Millionen von Staatsgenossen, und für unermeßliches Vermögen Ziel, Maaß und Sicherheit zu geben! — Was sich Rußland bewahrt und neulich England wieder errungen hat; — wird auch nicht ohne Nacheiferung bleiben.“

„Zum größten Glück gilt es eine Lebensfrage der innern Zustände — — — bey überall mehr verbürgter Friedensliebe u. s. w.“

Der Verf. geht nun (S. XX.) zu einigen nord- und südteutschen Salzwerken selbst über, welche er — wie sämmtliche, aus den besondern und neuen Gesichtspunkten dieser Darstellung zum Theil sehr ausführlich behandelt hat. Die bisher in diesem Fache der Litteratur vielfältig stattgefundenen Verwechslungen, Zweifel und Mißverständnisse, bezüglich auf Topographie, Genealogie, Chronologie ꝛc. veranlaßten ihn, mit großer Sorgfalt und strenger Kritik zu Werk zu gehen. „An vielseitigen Berichtigungen und an Motiven, zu solchen aufzurufen, konnte es also auf diesem Wege nicht fehlen.“

(Fortsetzung folgt.)

Descriptive and illustrated Catalogue of the physiological Series of comparative anatomy contained in the Museum of the Royal College of Surgeons in London. etc.

(Schluß.)

Von Amphibien finden sich Präparate aus allen Ordnungen, leider aber ohne genauere Angabe der inneren Structur. Von Vögeln und Säugethieren ist sehr wenig aufgeführt.

Stimmwerkzeuge.

Aufmerksamkeit verdienen die kurzen Angaben über Strauß und Sula. — Unter den Präparaten von Säugthieren zeichnen sich die durch Owen verfertigten von Simia satyrus und troglodytes aus; die Bildung beym Schimpanse ist am menschenähnlichsten, doch sind die Ventrikel das Larynx beträchtlich größer.

Harnwerkzeuge.

Wie sich aus Hunter's Manuscript ergiebt, hatte dieser schon die Kalkdrüse der Schnecke als Niere betrachtet. — Zahlreichere Präparate finden sich hier nur von Säugethieren, zum Theil von sehr seltenen. — Bey Trichechus rosmarus besteht jede Niere aus nahe an 400 einzelnen Lappen (also ganz analog wie bey den Phoken Ref.). — Bey

Balaena boops sind die einzelnen Läppchen oder Nierchen vollkommen getrennt. — Neben-Nieren und Blase sind nur von wenigen Thieren beschrieben.

Die zu diesem Theile gehörigen Tafeln sind zwar schön gestochen, sonst aber nicht von besonderer Wichtigeit. Die interessantesten sind Tab. XIV. mit dem Gefäßsystem von Amphinome, — Tab. XX. Kiemen von Nautilus nach Owen, — Tab. XXIII. und XXIV. Herz und vorderer Theil der Gefäße von Menopoma alleghanensis. — Sehr schön von Bell gezeichnet und von Basire gestochen sind die Zellen in der Lunge des Löwen und die vom Delphin Tab. XXVII. — Tab. XXIX. ist ein guter Durchschnitt des Kopfs mit den Weichtheilen vom Delphin.

Vol. III. part. 1. 208 S. 12 Tafeln.

Nervensystem.

Trotz der großen Fortschritte dieses Theils der Anatomie, glaubten die Herausgeber doch Hunters eigene Bemerkungen geben zu müßen. Es sind Noten dabey, welche wahrscheinlich alle von Owen herrühren. — Nervensystem von Asterias papposa; der Nervenring um den Mund schickt Aeste an jeden Strahl. — In Sipunculus phalloides giebt der Nervenstrang Queräste in bestimmten Intervallen ab, aber ohne daß Zwischenganglien vorhanden wären. — Von Eingeweidwürmern sind einige Nervenpräparate durch Owen gefertigt. — Nervensystem von Pontobdella muricata (hier werden die merkwürdigen Seitenganglien, die Ref. fand, nicht erwähnt). — Eines der interessantesten Präparate ist wohl das Nervensystem von Astacus marinus, wegen der kurzen Bemerkungen von Newport, wornach der Ganglienstrang auch hier in vordere motorische, und hintere sensitive Bündel zerfällt. — Bey Cynthia tuberculata fand Owen auch einen Schlundring, den das Nervensystem bildet. — Owen vergleicht auch das Nervensystem von Nautilus und Sepia officinalis und weist nach, daß die Cephalopoden nicht als Klasse können von den

Mollusken getrennt werden; Nautilus bildet mit seinem Nervensystem die Uebergangsform von den Gasteropoden zu den Cephalopoden; Sepia unterscheidet sich vorzüglich durch eine beträchtlichere Entwickelung der Cerebro-spinal Masse. — Unter den Gehirn- und Rückenmarkpräparaten von Wirbelthieren ist uns nichts Besonderes aufgefallen. Nur beym Gehirn von Papio mormon wird bemerkt, daß die höheren Affen, wie die Orangs und Paviane beträchtlich entwickelte Windungen an den hintern Lappen haben. — Leach schenkte das Gehirn von Simia troglodytes, das am Meisten mit dem des Menschen übereinkommt und dessen charakteristische Unterschiede angegeben werden.

Sinnesorgane.

Der Fuß von Simia troglodytes, merkwürdig durch die Bildung der große Zehe, welche, obwohl entgegensetzbar, doch mehr menschenähnlich ist, als bey andern Quadrumanen. — Von Vögeln und Säugethieren werden viele Zungen beschrieben. — Die Präparate über Gehörorgane sind sehr unbedeutend, nur die der Cetaceen verdienen Beachtung. — Interessant sind die Beschreibungen der äußeren Ohrbildung von Hylobates Lar, Simia satyrus, Troglodytes niger. — Die Präparate über Gesichtsorgane sind ebenfalls nicht besonders zahlreich und interessant. — Der neuholländische Kasuar hat 5 Falten im Fächer.

Unter den diesem Theile beygegebenen Tafeln zeichnen sich aus: Tab. XXX. Zunge vom Chamäleon (sehr hübsch). — Tab. XXXI. Gehirn von Nautilus und von Sepia officinalis. — Tab. XXXV und XXXVI. betreffen eine noch ungedruckte Arbeit von Carlisle, wovon hier Auszüge gegeben sind und sind zum Theil Copien aus des Verfassers bekannter Arbeit über die Gehörknöchelchen in den philosophical Transactions for 1805 mit neu hinzugefügtem Text. — Eine Reihe von Tafeln betreffen die Gehörwerkzeuge des Menschen, die wir längst durch Sömmerring besser haben; andere Tafeln sind unbedeutend. —

R. W — r.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur, des Königs-, Adel- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwicklung ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eine alle Erwartung übertreffende Uebereinstimmung von Hunderten von Urkunden und spätern Kundschaften fand der Verf. bezüglich auf den religiösen Ursprung, auf die Heiligkeit des Regale, auf das „göttlich gleiche Recht“ der Hallstätten im Süden (sie traten um 300 Jahre früher in der Geschichte hervor) wie im Norden teutscher Zunge und teutschen Rechts.

(S. XXI.) „Zwey unumgängliche, wiewohl in unsern Tagen sehr mißkannte und gemißhandelte Größen des gesellschaftlichen Lebens, Größen, die die Dauer der Staaten nach Geschlechtern und Jahrhunderten, und darum auf breiter Basis berechneten: während wir sie auf Jahre und Individuen begründen, und auf die Giebel der Häuser stellen wollen (auch Bürger und Bauern hatten ihre Majorate!), die Genealogie in ihrer Abstufung und Verzweigung, und die Corporationen (das Geld war nicht der Zweck, sondern untergeordnetes Hülfsmittel!) — treten in de Geschichte der Salzwerke und des Salzregale vorzüglich als jener Halt und Hebel hervor, auf dem alle humane und reife Entwicklung eines Volkes und sofort die Fundation der Stiftungen beruht.“

Es wird nun gezeigt, wie hieraus die für ihre Zeit so zweckmäßigen religiösen Orden hervorgingen, und wie sie auch überall (worauf im Buche ein besonderes prüfendes Augenmerk genommen) zunächst an die Salzquellen gestellt wurden. Eben so wird vom Besitze des Bodens, vom Herkommen und Bestand eines Geschlechtes, ein anerkannter Leitungssatz in der Genealogie, auf die noch viel tiefer wurzelnden Stammrechte und Bürgschaften an Salzwerken und an ihren Bannwäldern übergegangen und das Axiom aufgestellt:

„wer immer sich demnach zutraut, die älteste Geschichte eines Volkes, oder eines erlauchten Stammhauses aus Quellen schreiben zu können; der muß in der Geschichte der benachbarten Salzquellen, und der damit verbundenen Forstgebiete vor allem wohl bewandert seyn.“

Der Verf. hat dieses Criterium jeder andern Combination vorgezogen.

Für denkende Leser, welche den Charakter und Inhalt eines Werkes aus einer prägnanten Vorrede wohl zu veranschlagen wissen, und für solche, welche mit dem Forschungsgeiste des Verf., der nicht auf der Oberfläche eines einmal aufgefaßten Gegenstandes stehen zu bleiben gewohnt ist, bereits näher bekannt sind, mag es nun genügen, wenn hier aus dem Buche selbst nicht viel mehr als nur die Ueberschriften der Capitel angeführt werden.

(Einleitung). Salz; in allen seinen Eigenschaften, Bedeutungen, symbolischen Beziehungen u. s. w.: Reiz-, Heil- und Erhaltungsmittel; von jeher Altar-, Tempel- und Küchengut, mit dem historischen Dogma:

„Die geistliche Macht hatte für die ersten Bedürfnisse der Völker zu sorgen (zu segnen); die weltliche zu schirmen.“

Europa. Rückblick auf die alte und neue Welt; auf China und Aegypten; Aufzählung

der Staaten in einer der Weltgeschichte analogen Richtung, wie die Natur denselben das Salzregale zugetheilt hat. Die Aufzählung beginnt mit Rußland, und schließt, Teutschland übergehend, mit dem Kaiserthum Oesterreich in Text und Noten.

Teutschland: geographischer Ueberblick; Festland, Seeland, die Tauern und Thüringen, wandernde, seßhafte Völker; allenthalben Profil- und Höhen-Angaben ꝛc.

Zur Geschichte der Quell-Salinen an der Ost- und Nordsee, im Königreich Hannover und im Herzogthum Braunschweig.

Die wendischen Salinen um Colberg und Schwerin, Lüneburg; Teutschlands reichste Quelle zur großen Bora, einst von der Oder bis zum Niederrhein.

Zur Geschichte der heutigen preußischen Salinen in Sachsen, Thüringen und Westphalen, bis jenseits des Rheins.

Die Metropole von Magdeburg bewahrte „die Elemosina“ (Salz) auf sächsischer Erde als Vermächtniß der Stammfürsten.

Altensalza, Grossensalza, die Elemente der grandiosen neuen Schöpfung Schönebeck, die wendische Dobrebora (Halle) an der Saale.

Die sächsischen Herzogthümer, ferner Anhalt, Schwarzburg und Vogtland.

Das carolingische Salzungen, das merovingische Frankenhausen die Salzgräfe.

Die Salinen von Kurhessen, mit Schaumburg, Waldeck, Lippe.

Der Salzbetrieb der Abteyen Hersfeld nnd Fulda; die Henneberg, Schwarzburg u. s. w.

Hessen-Darmstadt, Homburg, Nassau, Isenburg-Büdingen.

Die Hochkirche von Worms und das uralte Quell- und Steinsalzwerk bey der vormaligen Reichs-Stadt Wimpfen ꝛc.

Die heute bayerischen Salinen in Franken. Kissingen, Neustadt, Orb. „Die Natur lohnt hier mehr die Sorgfalt für die Heil- als die Salzquellen.“

Die Salinen am linken Rheinufer. Das bayerische Dürkheim, bedeutender das hessische Creuznach und Münster ꝛc.

Großherzogthum Baden. Königreich Würtemberg. Die Herzoge von Zähringen, die Grafen von Hohenloh, mit ihren Stammrechten. Reiche Erhebungen zu Rappenau und Dürrheim ꝛc.

Schwäbisch-Hall am Kocher; Sulz am Neckar, Schwenningen ꝛc. Umschwung der Salzproduction und des Salzhandels. In den Nachträgen noch die wichtigen und berichtigenden Resultate der würtembergischen Stände über die dortigen Salinen aus der Sitzung vom 3. und 4. Juny 1836.

Reichenhall an der bayerischen Saale (Bojoarien), das keltische Hal, die römische Salina, das germanisch-agilolfingische Adelporo (Bora), im Schoos der Erzkirche Salzburg; das historisch älteste und ausgebreitetste Salzwerk in Teutschland, vom Rhein bis Pannonien.

Zur Litteratur. Die Römer, Völkerwanderung, die Agilolfinger, Zeitalter Ruperts ꝛc.

Bayern in Mitte des VII. Jahrhunderts. Einbrüche der Slaven; der h. Emeram; Fortsetzung aus dem Congestum Arnonis. Stamm-Volk und einwandernde Haufen.

Aus der Zeit der Carolinger, — der Sachsen; Scheyerische Stammrechte.

Nachtrag und Ergänzung aus den ältesten Saalbüchern des Kirchenguts ꝛc.

Zwist und Fehden zwischen Salzburg und Bayern, nach dem Abgang der Grafen von Playn und Beilstein.

Historische Zusätze bis zum Jahre 1600: Kriege, Wassernoth, Feuersbrünste; Unzulänglichkeit der Mechanik, Rettung der Edelquellen; Holzver-

brauch, Consolidirung der Rechte, Wald- und Handelsverträge u. s. w.

Städte, Hochstifter, Abteyen und Geschlechter, welche in Bayern, Oesterreich, Franken, Schwaben ꝛc. mit Reichenhall in Verbindung standen; darunter die Stammrechte der Gründer von Tegernsee, Ilmmünster, Nieder-Altach, Osterhofen ꝛc.

Die Hallgrafen und ihre Residenzen. Genealogische Berichtigungen und Zusätze. Als ob diese Stammhäupter an der Donau herauf gekommen?

Die Saline Hall oder Tauer im Innthal (Tyrol).

Die erlauchten Gründer von Benedictbeuern, Schledorf, Münchsmünster, Berchtesgaden, Sct. Georgen ꝛc. zur Zeit und mit Hülfe des h. Bonifaz; der Heilbrunnen bey Benedictbeuren einst auch eine Hallstätte; die Huoster oder Andechs, ihre uralten Stammrechte zu Tauer und Hall in Tyrol, in Ober- und Niederbayern ꝛc.

Die vom baltischen Meere und über den Lech gekommenen Welfe, doch ohne Salinen-Stammrechte in Bayern.

Herzogshall bey Kremsmünster (in Oesterreich), Stiftung dieser Abtey durch Tassilo II.; die Salina minor ꝛc.

Ischel, Hallstatt und Ebensee, das österreichische Salzkammergut; die salina major bey jener Stiftung; Michelhall, die Kirche von Lorch und Passau; Ischelland, Traungau; Römerzeit, Mittelalter, Dynastien, Abteygebiet von Traunsee, später Traunkirchen. Die Königin Elisabeth; neuere Riesenbauten, das Hauptsalzamt Gmundten u. s. w.

Das steyerische Salzkammergut Aussee; der Sandling, der Slan- und Michelhallbach ꝛc. Totalproduction des vereinigten Salzkammerguts. Hier, im innern Noricum, in der Hallstatt, in salsugine Norici „erkennt der Verf. die wahre Heimath und die Sippschaft des vielbesprochenen Ernst (Noricus), der, wie jener aus Niederbayern stammende Dynast Helmoin, im Nordgau befehligte, und einige Zeit zu Laufen am Nekar domicilirte.

Hall bey Admont an der Ens. Die Aribo's und Witagowo's ꝛc. gingen von Reichenhall aus an die Ens und in die Ostmark, vielmehr dahin zurück.

Die bayerisch-kärnthnerischen Dynasten im St. Blasius-Münster an der Ems. Die Stiftungen und Vermächtnisse der h. Hemma zu Gurk und Admont.

Das Salzwerk zu Unken; zwischen Reichenhall und Lofer.

Die salzburgischen und berchtesgadischen Hallstätten im Tuval. Playnisches Stiftungsgebiet, Theilungen, Stiftungen; die Albenleitung ꝛc.

Die Saline Mühlbach oder Hallein. Die Grafschaft Kuchel — das keltische und römische Cuculle; der Dürrenberg, frühzeitige Sinkwerke; schnell aufblühender Verkehr Halleins; Land- und Wasserstrassen, Laufen. Die Schiffergilden, Handelsverträge ꝛc.

(Schluß folgt.)

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg. VI. Serie. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome troisième. Seconde Partie: Sciences naturelles. Tome premier. St. Petersbourg, de l'Imprimerie de l'Académie impériale des sciences. 1835. 4. 640 Seit. (6 Hefte).

Wenn gleich erst im Jahre 1835 abgeschlossen, enthält der vorliegende Band in den erstern Heften doch durchgängig Abhandlungen von den Jahren 1831 — 33, welche in Separatabdrücken dem gelehrten Publikum längst bekannt geworden sind. Wir begnügen uns deshalb von diesen die Titel anzugeben, und nur die Arbeiten in den letzten drey Heften ausführlicher anzuzeigen. Die erstern sind:

Monstrositatis singularis specimen; par M. Zagorsky. (Avec 1 planche lithogr.) p. 3 — 8. — Ueber Cochenille am Ararat und über Wurzelcochenille im Allgemeinen; par M. Hamel. p. 9 — 64. — Naturhistorische Bemerkungen über Wurzelcochenille im Vergleiche zur mexikanischen, als Zusatz zur vorstehenden Abhandlung des Hrn. Hamel; par M. Brandt (mit 2 kolor. Tafeln) p. 65 — 69. — Generis Lacis revisio speciesque nonnullae novae. Adnexa est Philocrena, genus ex Podostemonearum ordine novum; par M. Bongard (mit 6 Steindrücken). p. 69 — 84. — Observation sur le Sedum verticillatum L.; par le même (mit 1 Tafel). p. 85 — 88. — Panicearum genera retractata speciebusque compluribus illustrata; par M. Trinius (mit 1 Tafel). p. 89 — 356.

Die letzten drey Hefte enthalten:

I. Anatomische und physiologische Abhandlungen.

1. Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidenerven der Evertebraten von Brandt.

Eine sehr wichtige Abhandlung, welche die schon in der medicinischen Zoologie des Verfassers mitgetheilten schönen Beobachtungen noch vervollständigt und zugleich eine genaue Uebersicht über die hierher gehörige Litteratur giebt; einiges Neuere konnte noch nicht benutzt werden. Das ganze hier beschriebene Nervensystem entspricht unstreitig dem vegetativen Nervensystem der Wirbelthiere. Wir können daher auch die Benennung des Verf. oder die von ihm vorgeschlagene physiologische Bezeichnung: Ernährungsnerven, nicht als völlig genügend erklären, da unstreitig die Zeugungs-Organe auch damit versehen werden.

Ueber folgende Thiere werden neue und eigene Darstellungen des Verf's. gegeben: Flußkrebs, Hummer, Squilla. — Bey den Onisciden hat der Verfasser schon früher ebenfalls das System entdeckt; er konnte hier nichts Neues hinzufügen; auch für die Spinnen führt Brandt nur seine älteren Beobachtungen auf und erwähnt dabey, daß er auch bey Mygale einige Untersuchungen angestellt habe. Ueber die Insekten stellt der Verf. Bekanntes und Neues zusammen; Letzteres bezieht sich namentlich auf Lygaeus, Libellula, Blatta und Phasma ferula. Besonders schön sind die Darstellungen vom letztgenannten Insekt, wo auch das Gehirn abgebildet ist, welches früher von Müller dem Thiere abgesprochen wurde, der jedoch später selbst seinen Irrthum zurücknahm. Eben so berichtigt und vervollständigt Brandt hier die Angaben Müller's über Gryllotalpa. Auch die Myriopoden, selbst Glomeris haben das System, wie dieß Ref. auch früher für Scolopendra angegeben hat; Brandt beschreibt die Bildung hier ausführlich. Unter den Annulaten werden bloß die Beobtungen von Stannius für Amphinome und die älteren des Verf. für den Blutegel angeführt. Sehr kurz sind die Mollusken ausgefallen; Ref. hat hierüber einige noch nicht näher publicirte Beobachtungen gemacht. Es ist zu verwundern, daß der Verf. des Linnaeus nicht gedenkt, wo die Schlundnervenanglien sehr schön zu verfolgen sind und welche bereits Carus, freylich unvollständig, in seiner Schrift über die weißblütigen Thiere und ihre Lebensbedingungen abgebildet hat, was dem Verf. entgangen ist. Die 3 beygegebenen Tafeln verdienen alles Lob.

II. Zoologische Abhandlungen.

1. Mammalium rodentium exoticorum novorum vel minus rite cognitorum Musei academici zoologici descriptiones et icones. Auctore J. F. Brandt.

Erste Abtheilung.

Darstellung der Gattungen und Arten von Stachelschweinen, welche im akademischen Museum aufgestellt sind. (S. 21 — 89 mit 5 kolorirten und 5 schwarzen Tafeln).

Eine vortreffliche Monographie der Stachelschweine, mit größter Umsicht, Genauigkeit und Litteraturkenntniß ausgearbeitet. Der Verf. bringt diese Thiere überhaupt in 2 Gruppen, denen er unter 4 Gattungen die bereits bekannten, so wie die von ihm als neu angesehenen Arten nach folgendem Schema zutheilt:

Erste Gruppe. Philogaeae.

Backenzähne aus Schmelzfalten und Knochensubstanz-Lagen zusammengesetzt, mit einer einfachen Wurzel versehen. Hand- und Fußsohlen nackt. Rücken mit verstehenden Stacheln bedeckt. Schwanz kurz oder lang, an der Spitze mit einem Büschel eigenthümlicher Stacheln besetzt, nicht greifend. Scharrthiere aus Asien, Afrika und Europa.

1. Hystrix Cuv.

Schwanz kurz, ganz mit Stacheln bedeckt.

Art 1. Hystrix cristata Auct. Das Schnauzenende mit wenig dichten, kurzen Haaren so bedeckt, daß die Haut durchschaut.

Art 2. Hystrix hirsutirostris Brandt. Das Schnauzenende mit Haaren ziemlich dicht bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke; zunächst im Mittelalter; als Anlagen und Bürgschaften des Cultus, der Cultur, des Königs-, Adel- und Bürgerthums und der großen Masse; mit Betrachtungen über das europäische Salzregale in seiner Entwicklung und Verwicklung ꝛc.

(Schluß)

Die berchtesgadische Saline Goldenbach oder Schellenberg.

Kehrseite des reichen Dürrenbergs; kaiserlicher Schirm gegen übermächtige Nachbarn; schneller Zug des Salzes mit dem von Hallein und Reichenhall ꝛc.

Die berchtesgadische Saline Frauenreut.

Späterer Aufschluß der dortigen Salzberge; unter vielen Unfällen; Verbindungen mit Bayern u. s. w.

Die Saline Au bey Traunstein, 1618.

Die Saline bey Rosenheim, 1809; beyde von Reichenhall abgeleitet.

Reifenstuhl und Reichenbach.

Die heutige Verbindung der südbayerischen Salinen, von Berchtesgaden bis Rosenheim; Maschinenwerke, Production, Preise ꝛc.

Alte Regalität und Verfassung der teutschen Salinen. Ursprünglicher Zweck und Charakter der teutschen Regalien. Nach den Vorpflichten die Vorrechte; die Macht und die Milde; Stammrechte; Ober- und Nutzeigenthum, mannigfaltig, nach den Stand- und Körperschaften; nach Kapital und Arbeit; die Lebensarithmetik Regel; die Geldarithmetik Ausnahme; jene obligatorisch, diese facultativ.

Alter und fortschreitender Gewerks- und Kunstbetrieb.

Ansichten aus der politischen Oeconomie; Alter der Salinen, Künste und Formen des Südens; nordische Kraft und Sitte; Beruf und Instinkt der großen Masse; das Localprincip; Heimathrecht; Recht der Anwartschaft: „manig armes Volk soll genährt werden“ (Bergrecht von Hall und Halle). Die Armuth überall neben der Wohlhabenheit, besonders an Hallstätten. Reelle Fortschritte in der Technik und Oeconomie, Ersparung und Surrogirung der Brennstoffe ꝛc.

Aelterer Salzpreis und Salzbedarf. Maaße und Gewichte. Wachs und Salz, Normalpreise; Precarium. Das Aequivalent, der wahre Preis. Früherer, viel größerer Salzbedarf, nach dem Naturrecht der Menschen und Thiere; daher auch eine größere Ergiebigkeit des Bodens; theoretische Gleichheit; praktische Unbild u. s. w.

Heimath- und Marktleben.

Aelteste Wohnstätten und älteste Straßen; Stätigkeit und Bewegung allenthalben bey Salzwerken, und im Salzverkehr ꝛc.

Salinen-Bergbau und Bohrwerke. Jener im Süden, diese im Norden beginnend. Rückgang der Salzquellen, die profane Anatomie, Profanirung der Hallurgie; glückliche Ergebnisse ꝛc.

Das moderne Salz- und Steuerre-

gale. Teutsche Salzpreise von 1500 — 1800, mit Zöllen und Beyschlägen noch wohl erschwingbar; Trennung des Staats- und Familien-Haushaltes, Emancipation des Geldes; die Moral und der Calcul; der westphälische Friede, die Säcularisation des Kirchenguts, der Fiscus; die Alcabala in Spanien, die Gabelle in Frankreich, Behufs der neuen Instrumentalmacht eines sogenannten Gemeinwohls, die Milde der Regalien verkehrt sich in die Begehrlichkeit der Vectigalien, Entreprisen-Systeme, die drohend anwachsende Masse der Proletaire neben dem Ueberflusse an Salz ꝛc. Die Untergrabung des Stammprincipats und der standschaftlichen Autonomien datirt der Verf. vom westphälischen Frieden an finanzielle Gleichungen.

Kein frommer Wunsch.

„Die Tarifenfragen bewegen Europa.“ Rußland, noch unentweihtes Salzregale; England; heroische und lohnende Abschaffung der Salztaxen ꝛc. Verwickelungen des teutschen Salzregale; sollen fürder nur die reichsten Salzwerke bestehen? Inländisches Salz, inländischer Zucker? — Zollvereine; Schutzsysteme, Ausgleichung der Naturanlagen mit wohlerworbenen Rechten; Uebergang der kirchlichen und dynastischen Bürgschaften in die socialen; möglichst wohlfeiler und sofort wieder vervielfältigter Salzverbrauch. Rückblick auf die bedrohten Mittelstände, auf die Springfluth des Weltgeldes, auf die unabweislichen Fortschritte der Technik, auf die unabweisliche Politik der Binnenstaaten. Der Verf. kennt zur Zeit die Pflichten und Forderungen der Finanzwirthschaft zu gut, als daß er, zu Gunsten der Nationalwirthschaft, eine rasche Wendung der Dinge erwarten möchte. Unter den eigenthümlichen Ansichten des Verf. wird auch jene von dem mehr und mehr constanten Mißverhältnisse zwischen den Getreid- und Fleischpreisen nicht unbemerkt bleiben können. An dieser unheilschwangern Erscheinung in Teutschland und in den westlichen Staaten Europa's hätten die gesteigerten Salzpreise großen Antheil. Der Landmann habe sich von der Grundlage aller Landwirthschaft, von der Viehzucht und Viehwirthschaft, die nur mit reichlichem Salz bestehen kann, allzu einseitig zur Erweiterung des Ackerbaues gewendet. Der Verf. hat schon früher und anderwärts nachgewiesen, daß in Teutschland, neben Aufhebung der Brache, 18 — 20 Millionen Tagw. naturgemässen Wald-, Weiden und Wiesen-Bodens, zu Pflugland umgerissen worden seyen; mit Erschöpfung im Ankauf und Betriebscapital, das eben in der Viehwirthschaft am wenigsten entbehrt werden kann. Zur Zeit der Kriege brachte dieser Umschwung noch einigen Ersatz. Aber jetzt, ein bereits zwanzig Jahre andauernder Friede läßt mehr und mehr den ungeheueren Mißgriff erkennen: die Natur rächt die stupide Blasphemie, „als ob nur bebautes Land Früchte bringe.“ Gedüngtes Land könnte man vielmehr mit Fug sagen: aber eben diese allgemeine Düngung war einst, und ist es noch, durch den animalischen Lebensprozeß mittels reichlichen Salzes bedingt. Der Verf., der Vertheidiger und Restaurator des Prädialprincips, als der Grundlage und Rettung der Rural-Staaten ꝛc. (München 1833) ist bekanntlich auch ein Freund ständiger Größen in der Landwirthschaft, wie in der Verwaltung, also auch der Gebundenheit der Güter; auch er will, wo die Güte des Bodens, der Dünger, die Schafweiden ꝛc. nicht hinreichen, der Brache nicht viel Abbruch thun; auch er ist mit der Stallfütterung nur für gewisse Viehgattungen, nach eigenthümlichen Naturanlagen, bey genüglicher Streu, und bey nachhaltigem Betriebscapital ꝛc. einverstanden. Und lassen sich somit in der Art begründete und zum Dank der Nation durchgeführte Ansichten wohl noch mit der abgedroschenen Phraseologie der sogenannten rationalen Landwirthschaft, und mit Berufung auf Autoritäten, deren

Firma dem schlichten Verstande der Zeitgenossen längst schon zum Anstoß geworden ist, aus dem Felde schlagen?

Der Brand von Reichenhall im Jahre 1834. Erinnerung an eine Reihe früherer Totalbrände; die fromme Zuversicht des Volkes auf den unversiegbaren, heiligen Lebensquell und auf das in alter und neuer Zeit engverknüpfte Geschick Reichenhalls mit dem durchlauchtigsten Hause Scheyern-Wittelsbach. — Die Wiederherstellung.

Analogien. Diese Ueberschrift trägt ein Anhang in den Anmerkungen, um aus den ältesten Sprachdenkmälern dieser vielumfassenden und über Boden und Volk weitverbreiteten und durchaus beurkundeten Geschichte auf die unverkennbaren Aehnlichkeiten in der Natur und in ihrer Verlautbarung hinzudeuten.

Zum Schlusse dieser Anzeige, welche sich bey der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes kaum kürzer fassen ließ, mag auch hier noch der Schluß der akademischen Rede stehen.

„Die Regalien, und so auch insbesondere das Salzwesen, waren schon längst und öfter der Gegenstand akademischer Verhandlungen. Indem die Akademie dem Leben und der Wissenschaft zugleich angehört, und ihr so der Staat und das Staatsleben als Object freyerer Anschauung gegeben ist — wie könnte sie in ihrem Berufe, Länder- Völker- und Staatskunde zu vereinigen, die Geschichte und unabweisliche materiellen Interessen unbeachtet lassen?“

„Die Geschichte, insbesondere die höhere, wissenschaftlich verfahrende, hat aber nur einen Werth, wenn sie lebt; und sie lebt nur, wenn ihre Lehren loyal in's Leben übergehen, und so die Disciplinen der Societät immer sich selbst verjüngen dürfen. Wenn nun die Geschichte lehrt, welch' ein heiliges Unterpfand für den materiellen Wohlstand des Volkes im Salzregale gegeben ist, so geht daraus, aus dem Vorrechte, auch die Summe von Vorpflichten hervor, welche die Verwaltungen damit übernehmen, und in dem Maaße allem übernehmen, in welchem sie sich des Vorrechts, als Monopol bedienen. Ist es dem Geschichtsforscher gelungen, das wahr und klar zu stellen, dann hat er im guten Geiste, und geistreich genug, seinen Stoff behandelt, und er kann alles Uebrige getrost und ehrfurchtsvoll dem Wohlwollen und der Weisheit der Regierungen anheim geben.“

v. Koch Sternfeld.

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg etc.

(Fortsetzung)

2. Athemura Cuv.

Schwanz verlängert, mit Ausnahme der mit besondern Stacheln besetzten Spitze, mit Schuppen bedeckt.

Art 1. A. fasciculata Cuv.

Zweyte Gruppe. Philodendrae.

Zähne überlegt (einfach), nur in der Krone schmelzfaltig, mehrwurzelig. Hand- und Fußsohlen mit kleinen, gedrückten, netzartig gestellten Warzen besetzt. Leib mit vorstehenden oder eingehüllten Stacheln bedeckt. Schwanz entweder kurz, nicht greifend und an der ganzen Spitze mit Borsten bekleidet, oder lang und greifend; an der Spitze oben schuppig, fast nackt, sehr selten borstig. Kletterthiere aus Amerika.

3. Erethizon Fr. Cuv.

Schwanz kurz, auf der Unterseite und an der ganzen Spitze mit Borsten dicht bedeckt, nicht greifend. Die Hinterfüße fünfzehig und mit Krallen versehen. Aus Nordamerika.

Art 1. E. dorsatus Fr. Cuv. Längere, über den Pelz vorragende Haare mit weißlicher Spitze.

Art 2. E. epixanthus Brandt. Längere über den Pelz vorragende Haare mit bräunlich gelber Spitze.

4. Cercolabes Brandt.

Schwanz lang, am Ende auf dem untern und seitlichen Theile mit kurzen Borsten dicht bekleidet, auf der obern Seite desselben aber fast kahl. Hinterfüße unvollkommen fünfzehig und nur mit vier Krallen versehen. Aus Südamerika.

α) Unterleib mit stacheligen Borsten besetzt. Synetheres Fr. Cuv.

Art 1. C. prehensilis Auct. Alle Stacheln rund mit weißer Spitze.

Art 2. C. platycentrotus Brandt. Einige Stacheln rundlich, andere, und zwar ein sehr großer Theil, an der Wurzel oder im ganzen Verlauf der Vorderseite ausgehöhlt, andere endlich ziemlich zusammengedrückt, flach, Platten ähnlich, alle mit weißer Spitze.

β. Unterleib nur mit Haaren besetzt. — Sphiggurus Fr. Cuv.

Art 3. C. nigricans Brandt. Stacheln fast vorragend. Schwarz, Schwanzwurzel unten gelblich.

Art 4. C. insidiosus (Hystrix insidiosa Licht.) Stacheln von Haaren dicht umhüllt. Bräunlich gelb, mit schwärzlicher Beymischung, Schwanzwurzel unten rostig-kastanienbraun.

Art 5. C. affinis Brandt. Stacheln ebenso. Braun, kaum etwas graugelblich; Unterleib und Gliedmassen mehr ins Graulichte fallend; Schwanzwurzel unten braun mit Gelblich gemischt.

Die Aufstellung dieser beyden Gruppen, so wie der vier Gattungen erscheint als sehr natürlich, da sie auf haltbare Charaktere begründet sind. Ihre Annahme wird daher keiner Schwierigkeit unterliegen; dieß möchte jedoch nicht durchgängig bey den neuen Arten des Verf. der Fall seyn, zu deren Prüfung wir nun übergehen wollen.

1) Hystrix hirsutirostris Brandt. Ein altes Exemplar hievon in der Petersburger Sammlung, das der Verf. für H. cristata gehalten hatte, zeigte eine von der gewöhnlichen abweichende Schädelform, und da auch noch einige äußerliche Merkmale hinzukommen, so hielt er sich hiedurch veranlaßt eine neue Art aus diesem Individuum zu errichten. Es ist dieser Schädel, außer einigen andern Kennzeichen, von den gewöhnlichen Schädeln besonders dadurch verschieden, daß er mehr gestreckt, mit stärkern Wandungen versehen, im Nasentheil niedergedrückt, im Stirntheil wenig gewölbt und etwas gedrückt, und im Jochtheil breiter ist. Wäre diese Verschiedenheit beyderley Schädel eine constante, so möchte allerdings daraus auf spezifische Trennung geschlossen werden dürfen. Allein dieß ist, was zu bezweifeln steht. Ref. hat zwar nur einen einzigen Schädel zur Vergleichung vor sich, und kann auch nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß er aus dem ausgestopften Exemplare unserer H. cristata genommen ist; allein er ist doch in so ferne wichtig, als er eine Mittelform zwischen Brandts H. cristata (Tab. VIII. fig. 1—2) und dessen H. hirsutirostris (Tab. VIII. fig. 3—6) darstellt. Es ist nämlich dieser Schädel auf seiner oberen Decke nicht so bauchig gewölbt, wie bey ersterer Art, und zugleich mehr langgestreckt, wodurch er sich der andern annähert; das Jochbein ist hinten weder so schmal wie bey Fig. 1., noch ganz so breit, wie bey Fig. 3.; der Winkel des Unterkiefers ist fast eben so breit, als bey hirsutirostris, auch der Rand mit einem eben so starken Umschlage versehen; der Augenhöhlenfortsatz des Oberkieferbeins dagegen wie bey Fig. 1. beschaffen u. s. w. Kurz dieser Schädel bildet ein deutliches Mittelglied zwischen den Schädeln der beyden von Brandt aufgestellten Arten, so daß Ref. auf eine spezifische Trennung derselben nicht eingehen kann. Da nun auch die äußerlichen Merkmale, wie z. B. dichtere oder dünnere Behaarung der Schnauße, sehr relativ und wechselnd sind, so muß man vor der Hand noch grosses Bedenken tragen, die H. hirsutirostris als eine besondere Art anzuerkennen.

2) Erethizon epixanthus Brandt. Der Verf. trennt mit einigem Bedenken diese Art von E. dorsatus, welcher letztere, nach den vorliegenden Angaben, weißliche Spitzen an den langen Haaren haben soll, während Brandt sie an seinen 5 Exemplaren bräunlich gelb gefunden hat. Wir können nicht glauben, daß eine solche geringfügige Differenz eine spezifische Verschiedenheit anzeigen möchte.

3) Cercolabes platycentrotus Brandt. Auch diese, nach einem einzigen Exemplare aufgestellte Art, wird vor der Hand noch den zweifelhaften beyzuzählen seyn, da wir Uebergänge von runden und ungefurchten Stacheln zu ausgehöhlten zusammengedrückten an 2 Exemplaren von C. prehensilis, die wir vergleichen konnten, gesehen haben. Platte ungefurchte Stacheln haben wir an diesen zwar nicht wahrgenommen, gleichwohl könnte selbst das Vorkommen solcher doch nur individuelle Differenzen anzeigen. Indeß ist es gut, daß der Verf. auf diese Abweichung aufmerksam gemacht hat, damit Reisende, die sich lange genug in Südamerika aufhalten können, um Beobachtungen über Lebensweise der Thiere anzustellen, uns weitere Aufschlüße hierüber zu ertheilen vermögen.

4) Cercolabes nigricans Brandt. Wird sich wohl als eigene Art bewähren.

5) Cercolabes affinis Brandt. Diese ebenfalls nach einem einzigen Exemplare aufgestellte Species ist auch noch den zweifelhaften, weiterer Prüfung zu empfehlenden Arten beyzuzählen, da es nur geringe Differenzen sind, durch welche sie von C. insidiosus unterschieden ist.

Alle diese Gattungen und Arten von Stachelschweinen hat der Verf. mit musterhafter Genauigkeit beschrieben, und von Erethizon epixanthus, Cercolabes platycentrotus, nigricans, insidiosus und affinis treffliche kolorirte Abbildungen geliefert. Außerdem sind noch 5 andere Tafeln der Erläuterung der Hauptformen der Ohren und Füßen, der Zähne und Schädel gewidmet, so daß diese Monographie mit bildlichen Darstellungen aufs Beste ausgestattet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, formerly Professor of Political Economy in the University of Oxford. Lond. 1836. 4. (Abdruck eines Artikels aus S. 129 — 228 der neuen Encyclopaedia Metropolitana) *)

Principes fondamentaux de l'économie politique, tirés de lecons édites et inédites de Mr. N. W. Senior etc. par le Cte. Jean Arrivabene. Paris, 1836. 8. 402 Seiten.

Die englischen Schriftsteller über National-Oeconomie, welche seit Ricardo aufgetreten sind, lassen sich in zwey Gruppen sondern. Die einen suchen Adam Smith's Lehren gegen die neuen Sätze des scharfsinnigen Denkers zu vertheidigen, und die Fragen, die er aufwirft, aus der ältern Theorie zu beantworten; die andern beschränken sich darauf, die neuen Ansichten Ricardo's zusammenhängender, geordneter und wohl auch vollständiger vorzutragen, als es von diesem selbst geschehen ist. Indeß haben weder die Gegner, noch die Schüler Ricardo's die Wirthschaftslehre sonderlich gefördert: jene nicht, weil zur Lösung neuer Aufgaben alte Theorien selten ausreichen, bey deren Aufstellung eben die Thatsachen unbeachtet geblieben, welche die neue Betrachtung veranlaßten; diese nicht, weil der Schüler kaum je den Meister übertrifft und Modificationen der Resultate neuer Forschungen, die sich aus diesen von selbst ergeben, noch nicht als Erweiterung der Wissenschaft gelten können. Doch sind wir weit entfernt, die Nützlichkeit und das Verdienstliche von Schriften zu läugnen, die durch ihre Opposition zu schärferer Darstellung neuer Ansichten führen, oder die durch Klarheit und Faßlichkeit des Vortrags die eigen-

*) Die übrigen Schriften des jetzt als Advocat in London lebenden Verfassers sind:

1. An introductory lecture on political economy. Oxford. 1836. 3. Ed.
2. Two lectures on population, with an appendix, containing a Correspondence between the Rev. T. R. Malthus and the Author. 1828.
3. Three lectures on the transmission of the precious metals from country to country and the mercantil theory of wealth. 1827. 2. Ed.
4. Three lectures on the cost of obtaining money and some effect of private and government paper money. 1829. 2. Ed.
5. A letter to Lord Howick on a legal provision for the Irish poor, commutation of tithes and a provision for the Irish Roman clergy. 3. Ed.
6. Three lectures on the rate of wages. 1830. With a preface on the causes and remedies of the present disturbances. 3. Ed.
7. A. statement of the provision for the poor and the condition of the labouring classes in a considerable portion of America and Europe. Lond. 1835.

Die Abhandlungen 2 u. 6. sind zum Theile in der Outline benützt. Die Schrift des Grafen Arrivabene enthält eine Bearbeitung von 1, 2, 3 und von neun Vorlesungen in Manuscript, die aber nunmehr ihrem Hauptinhalte nach in der Outline enthalten sind. Die Theorie der politischen Oeconomie ist bis auf die Lehre vom Gelde in der Outline vollständig gegeben.

thümlichen Lehren eines Meisters verbreiten und dem Interesse des Publikums nahe bringen. Sehen wir ab von Malthus, den wir als einen Vorgänger von Ricardo betrachten, wenn auch seine Principles of political economy später als die Hauptschrift des letztern erschienen, so finden wir erst im Jahre 1831 wieder eine Spur selbständiger Betrachtung der ökonomischen Vorgänge in einem mit Unrecht wenig beachteten Aufsatz des Quarterly Review (Nr. 87.). An ihn reihen wir die Arbeiten des Herrn Senior und insbesondere die angezeigte Outline an, in der das Ganze der Volkswirthschaft mit freyerem Auge durchforscht ist, als in irgend einem andern neueren englischen Werke und die auch manche, für die englische Literatur wenigstens, neue Ausbeute gewährt. Diese Schrift im Einzelnen zu durchgehen und zu prüfen, halten wir daher schon um ihrer selbst willen für nützlich. Sodann hat aber der Ref. hierbey noch ein eigenes Interesse. Die neuen Lehrsätze des Verfassers stimmen nämlich mehrfach mit dem Resultate der staatswirthschaftlichen Untersuchungen überein, die der Ref. bereits vor vier Jahren bekannt gemacht hat, und da der Verf. großentheils ganz verschiedene Wege einschlug, so bestättigt sich hierdurch auf eine erfreuliche Weise die innere Nothwendigkeit unserer eigenen Forschungen. Man wird es daher nicht mißbilligen, wenn wir die Differenz der beyderseitigen Betrachtungsweisen und ihrer Ergebnisse näher beleuchten.

Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, daß die politische Oekonomie in ältern Schriften durchaus und noch jetzt von den Schriftstellern des Continents *) in zu weiter Bedeutung genommen werde. Sie sey blos die Lehre von der Erzeugung und Vertheilung (nicht auch von der Consumtion?) des Reichthums. Die Frage, unter welcher Bedingung der Reichthum dem Einzelnen wie dem Ganzen am meisten Vortheil oder Nachtheil bringe, und welche öffentliche Einrichtungen nöthig sind, damit die wirthschaftliche Thätigkeit überall das menschliche Wohlbefinden unterstütze, sey Aufgabe der Gesetzgebung, welche von einem höheren Standpunct ausgehend, bey ihren Anordnungen neben den wirthschaftlichen noch ungemein viele andere Erscheinungen zu berücksichtigen habe. Die politische Oeconomie dürfe daher keinen Rath über die Verbesserung bestehender Anstalten ertheilen, sondern müsse sich lediglich auf Darlegung der rein ökonomischen Gesetze und ihrer Wirkungen beschränken. Die Vernachläßigung dieser Regel und die Ausdehnung der politischen Oeconomie auf die Legislation habe erstlich zur Folge, daß manche Schriftsteller über der vagen Compilation von Thatsachen aus allen Zweigen der Gesetzgebung ihre eigentliche Aufgabe aus den Augen verlören, die wirthschaftlichen Vorgänge aus den wenigen Principien zu erläutern, die in ihnen walten. Sodann veranlasse sie auch den freylich nicht immer gegründeten Vorwurf, daß die ökonomischen Autoren blos den Reichthum, nicht die Wohlfahrt als Zweck der Lebensbemühung ansehen und daher ihr Rath in Sachen der Gesetzgebung bedenklich sey.

Dieses ganze Räsonnement, der Hauptsache nach bereits früher von J. B. Say vorgetragen, scheint uns nun wohl die Wahrheit zu enthalten, daß es wohlgethan ist, die wirthschaftlichen Vorgänge vorerst abgesehen von den gesellschaftlichen Einrichtungen zu betrachten, um ihre Gesetze in aller Schärfe und Reinheit auffassen zu können. Wird daher die in älteren ökonomischen Schriften sich findende Vermengung von allgemeinen Betrachtungen mit der Beurtheilung von Staatseinrichtungen forthin auch von den englischen Autoren vermieden, so muß dieß der Wissenschaft zu

*) Da der Verfasser von deutschen Autoren blos die französische Schrift Storch's kennt, der überdieß in seinem Nachtrag (Sur le revenu national, Paris 1824.) seine frühere allerdings unstatthafte Erweiterung ökonomischer Betrachtungen auf die innern, geistigen Vorgänge im Menschen selbst verwirft, so ist er eigentlich zu einem Urtheil über die Schriftsteller des Continents nicht befugt.

gut kommen. Für uns kommt der Rath des Verfassers um eine gute Zeit zu spät, da bereits seit dreyß g Jahren in deutschen Schriften die Theorie der Volkswirthschaft ganz so streng, wie es der Verfasser wünscht, für sich allein vorgetragen wird. Wenn er aber behauptet, damit sey nun die Aufgabe des Nationalökonomen zu Ende, so stimmen wir keineswegs mit ihm überein. Jede Wissenschaft hat als ihr vernünftiges Ziel das Leben selbst, und die Erleichterung, Erheiterung und Veredlung des menschlichen Daseyns ist stets ihre letzte und werthvollste Frucht. Wiewohl nun allerdings die öffentlichen Verhältnisse und Einrichtungen nicht so streng geschieden sind, wie sich in theoretischen Betrachtungen die Objekte sondern lassen, so beziehen sie sich doch immer vorherrschend auf eine Seite des Lebens. Wenn daher auch die Gesetzgebung stets berücksichtigen muß, was das Leben im Ganzen erfordert, so sind es doch bestimmte Bedürfnisse, denen gewisse öffentliche Einrichtungen abhelfen wollen. Aus dem weiten Umfang des theoretischen Wissens wird es demnach nur ein einzelnes Fach seyn, das ihr die specielle Belehrung darbietet, die zur gründlichen Prüfung der Angemessenheit einer Maßregel nöthig ist. Gerade solche Kenntniß eines besonderen Faches des Wissens besitzt aber nur selten ein Anderer, als der sich ausschließlich damit beschäftigt; der Gesetzgeber, den unser Verfasser vom Sachkundigen sondert, müßte also wenigstens bey diesem Rath holen, wie es auch in der That geschieht. Ist aber dem also, so läßt sich kein Grund finden, warum der Gelehrte, so lange er nicht gefragt ist, um die öffentlichen Einrichtungen, die den Gesetzen seiner Wissenschaft unterliegen, sich nicht kümmern, ihre Zweckmäßigkeit nicht selbst prüfen, nicht unaufgefordert Rath ertheilen, warum er auf die Befriedigung des natürlichen Wunsches verzichten soll, das vollkommen Begriffene auch im Leben anerkannt und seinen Mitbürgern zu Nutz gebracht zu sehen? Wenn wir es daher für besser halten, die theoretischen Grundlehren der Nationalökonomie gesondert und in strengem Zusammenhange vorzutragen, als sie wie Adam Smith und die meisten seiner englischen und französischen Nachfolger mit Anwendungen auf bestehende öffentliche Einrichtungen zu unterbrechen, so scheint es uns doch eben so vernünftig als nothwendig, neben den rheintheoretischen Theil der allgemeinen Wirthschaftslehre einen praktischen zu stellen, welcher darthut, wo und auf welche Weise den dort als unabhängig gesetzten ökonomischen Triebfedern von Seite der Gesammtheit oder des Staats bald Schranken gesetzt, bald förderliche Beyhülfe geleistet werden könne und müsse, und der zugleich die hiefür in den verschiedenen Ländern bereits bestehenden Einrichtungen prüft und mögliche Verbesserungen an ihnen nachweiset. So geschieht es in allen vollständigen deutschen Werken über Nationalökonomie. Neben ihr behandeln wir gesondert die Finanzwissenschaft, und erst das Ganze der ökonomischen Betrachtungen, die sich auf Volk und Staat beziehen, also Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, fassen wir unter dem Namen der politischen Oekonomie zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg etc.

(Fortsetzung)

Zweyte Abtheilung.

Darstellung von Sciurus Langsdorffii, Mus leucogaster, Mus Anguya, Hypudaeus Guiara und Cricetus fuscatus. S. 425 — 456 (mit 5 kol. Tafeln.)

1) Sciurus Langsdorffii Brandt. Von dieser Art giebt der Vers. folgende Diagnose: „Cauda valde elongata, corpore longior. Genarum inferior pars, gula, pectus et abdomen ferruginea. Abdomen, capitis latera et auriculae castaneo-ferruginea. Femorum externa facies maxima ex parte intense rufo-castanea. In jugulo macula parva subrotunda alba.“ Die Länge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel beträgt 9″ 10‴ und die des Schwanzes 1′. Das

Vaterland ist Brasilien. Von dieser Art besitzt die hiesige k. Sammlung 3 schöne Exemplare, welche Spix am Amazonenstrom sammelte, und die Wagler unter dem nicht ganz geeigneten Namen Sciurus vulpinus aufstellte, da diese Benennung von Schreber schon an eine Abänderung des Sc. cinereus vergeben war. Obschon nun unsere Exemplare von denen des Verf. bedeutende Differenzen in der Färbung darbieten, so stimmen sie doch ganz in den Dimensionsverhältnissen überein, so daß Ref. ihre Arts-Identität mit Sc. Langsdorffii nicht im Geringsten bezweifelt, da bey den Eichhörnchen die Farbe ein höchst wechselndes Merkmal ist, wie dieß hinlänglich bekannt von unserm gemeinen Eichhorn ist. Auch unsere 3 Exemplare sind nicht blos von denen des Verf., sondern wieder unter sich bedeutend verschieden, so daß man leicht versucht werden könnte, unnöthige specifische Trennungen vorzunehmen. Das eine von unseren Exemplaren (wahrscheinlich ein Männchen) ist am ganzen Oberleib, zumal nach hinten, brennend fuchsroth; der ganze Unterleib von der Unterlippe an licht rostgelblich; der Schwanz in der vordern Hälfte ist fuchsroth und schwarz gemischt, in der hintern Hälfte herrscht das Röthlichgelbe vor; ein weißer Fleck an der Gurgel fehlt. Bey dem zweyten Exemplare (einem Weibchen) ist der Oberleib schwarz und brandgelb melirt, das an den Hinterbeinen ins Fuchsrothe übergeht; der ganze Unterleib ist weiß; der Schwanz durchgängig dunkler als beym vorigen. Das dritte Exemplar (ebenfalls ein Weibchen) ist auch am ganzen Oberleib schwarz und brandgelb melirt, aber das Schwarze herrscht über das Gelbe so vor, daß dadurch die Färbung höchst dunkel wird; der Unterleib ist rostig braun; der Schwanz eben so, aber dunkler, das an seiner Wurzel ins Schwarze übergeht. Letzteres Exemplar nähert sich in seiner Färbung sehr dem Sc. aestuans, ist aber schon durch seine bedeutendere Größe, die um das Drittel mehr beträgt, hinlänglich verschieden. Um unser Sc. vulpinus = Sc. Langdorffii von Sc. aestuans bestimmt unterscheiden zu können, ist es durchaus nöthig, die Größe mit in Anschlag zu bringen, da die Färbung allein nicht ausreichend, auch bey Sc. vulpinus zu veränderlich ist.

2) Mus leucogaster Brandt. Die Definition der Art ist: Tredecimpollicaris, supra e flavo fuscus, subnigro, praesertim in dorso, paulisper lavatus, subtus albus. Eine gute Art, die wir auch besitzen, und in deren Diagnose noch das Merkmal beyzufügen wäre: cauda corpore longior, wodurch diese Species am leichtesten von Mus vulpinus Licht. zu unterscheiden ist.

3) Mus Anguya Desm. Hier zum erstenmal abgebildet.

4) Hypudaeus Guiara Langsd. octopollicaris, in dorso e fusco nigricans colore pallide ferrugineo, ob pilorum apices saepe vel saepissime pallide ferrugineos plus minusve adsperso, in lateribus fere praevalente. Gula et abdominis latera e pallide ferrugineo paulisper fuscescentia. Pectus totiusque abdominis medium alba. Neue Art aus Brasilien.

5) Cricetus fuscatus Brandt., e subrufescente et nigricante fuscus, rostri apice, mento, gulae media parte, maniculis podariisque albis. Vaterland unbekannt.

Diese 5 Arten sind in guten Abbildungen dargestellt.

Dritte Abtheilung.

Beschreibung der Cavia leucopyga und flavidens. S. 436–442 (mit 2 kol. Tafeln.)

1) Cavia leucopyga Brandt. Der Verf. giebt folgende Diagnose: Dentes incisivi albi. Notaeum totum e fusco nigro et subfuscescente flavo aequaliter mixtum. Gula, pectus, venter et inguina alba. Länge 11″. Vaterland Brasilien. Obschon der Verf. diese Art für verschieden von C. Spixii Wagl. ansieht, so kann doch Ref. nach Vergleichung mit letztgenannter Species keinen anderen Unterschied finden, als daß die Schneidezähne bey dieser einen ganz schwachen gelblichen Anflug und die Nägel eine etwas dunklere Farbe haben; Merkmale, die wohl zu geringfügig sind, als daß auf ihnen eine spezifische Differenz beruhen könnte. Auch die C. Azarae (Verzeichniß von Säugethieren und Vögeln, welche im zoolog. Museum zu Berlin verkauft werden. S. 6.) erscheint nur als eine Varietät, bey welcher der ganze Körper mit etwas mehr Gelb überflogen ist.

2) Cavia flavidens Brandt. Dentes incisivi antice flavi. Notaeum e subfuscescente flavo et subpallide fusco mixtum, praevalente sul flavescente. Capitis superior facies, cervix et area oblonga sub oculis ad cervicem ducta nigricantia. Gula, juguli media et posterior pars, pectus et venter e subflavescente alba. Inguinum superior pars e griseo subrufoque pallide fuscescens. Länge 10″. Vaterland Brasilien. Die helle Färbung dieses Thieres könnte wohl eine eigene Art bezeichnen; zur sichern Entscheidung indeß wäre eine genaue Kenntniß der Farbenabänderungen, welche bey den Cavien vorkommen dürften, nothwendig. Zu einer zuverläßigen Feststellung der Arten von Cavia aber werden wir nicht eher gelangen, als bis sie, nach ihrer ganzen Lebensweise, in ihrem Vaterlande genau beobachtet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Wie ungegründet die Furcht des Verfassers ist, solche Anwendungen erregten das Mißtrauen der Leser, zeigt der erstaunliche Beyfall, den Adam Smiths Werk in allen Ländern gefunden hat: trotz dem, daß er von dem Vorwurf nicht freygesprochen werden kann, oft aus dem ökonomischen Standpunkte öffentliche Anstalten beurtheilt zu haben, in welchen das wirthschaftliche Element, bey aller Wichtigkeit, doch nur Nebensache ist. Die Anwendbarkeit allgemeiner Lehren aufs Leben und seine Einrichtungen ist vielmehr der beste Prüfstein derselben und erweckt und befestigt das Vertrauen des Publikums auf die Richtigkeit und Nützlichkeit abstracter Untersuchungen. Uebrigens hat sich der Verfasser nicht bloß hier und da gegen sein Verbot, Rath zu ertheilen, verfehlt (z. B. S. 146), sondern er macht sogar in einem ganzen Abschnitte (S. 140 — 149) eine ausführliche Anwendung der Lehre vom Reichthum, die ihn allein beschäftigen sollte, auf die Bevölkerung.

Die erste specielle Betrachtung des Verfassers erörtert den Begriff des Reichthums. Wie gegenwärtig (nachdem Malthus gestorben) alle englischen Wirthschaftslehrer von einigem Namen, begreift er in ihm alle brauchbaren Dinge, die darum, weil sie in beschränkter Menge vorhanden sind, Tauschwerth haben; also auch immaterielle Güter, wie Arbeit. Damit ganz einverstanden, finden wir es doch unstatthaft, daß der Verfasser auch die persönlichen Eigenschaften darunter aufnimmt, die Einen in Stand setzen, für Dienste Vergeltung zu erlangen. Zwar bemerkt er selbst, es seyen dieß nur unvollständig übertragbare Dinge, indem z. B. in der Leistung eines Arztes der Patient wohl die ganze Wirkung der Anwendung der ärztlichen Kenntniß genieße, das Vergnügen aber, das dem Arzte selbst die glückliche Hülfleistung bringe, keineswegs empfinde; und er vergleicht die geistigen Eigenschaften mit solchen körperlichen Gütern, die für den Besitzer einen Affectionswerth haben, den der Käufer nicht anerkennt. Allein fürs erste ist diese Vergleichung irrig: denn eben so gut kann ja auch der Käufer in einem Gegenstand eine ihm besonders willkommene Beschaffenheit wahrnehmen, die dem Verkäufer selbst gleichgültig ist.

Sodann fehlt der Verfasser von Anfang an darin, daß er in den persönlichen Diensten die Ursache und Quelle, die Persönlichkeit mit ihren Kräften, statt der Wirkung und Frucht, der Leistung, nimmt. Er konnte diese Verwechslung leicht vermeiden, hätte er früher bemerkt, daß alle Güter, die in civilisirten Staaten Tauschwerth erlangen und Object der Wirthschaft werden können, äußere Güter sind; nur die äußere Darstellung und Wirkung der Geistes- und Gemüthskräfte, nicht diese Kräfte selbst, gehören daher hierher. Die letzteren sind wohl da unter die äußeren Güter zu rechnen, die Tauschwerth erlangen können, wo Sklaverey besteht; allein auch in diesem Falle kann man die Arbeitskräfte des Freyen

nicht zu seinem Vermögen zählen, wenn es nicht gestattet ist, sich selbst zu verkaufen. Der ökonomische Reichthum einer Person besteht daher in den äußern Gütern, die sie als freyes Eigenthum besitzt und in den Aeußerungen ihrer Persönlichkeit, die ihrer anerkannten Brauchbarkeit wegen Tauschwerth haben, nicht in dieser Persönlichkeit selbst.

In dem Ueberblick, den der Verfasser von den Stufen der Brauchbarkeit oder des Gebrauchswerths gibt, war es uns interessant, den Wunsch, von Andern anerkannt zu seyn, der in das Streben ausartet, es ihnen zuvorzuthun, wie es auch von uns geschehen ist, als Ursprung der Sucht zu glänzen angeführt zu sehen, die es allein ist, was so vielen seltenen und keinem wichtigen Bedürfniß dienenden Dingen hohen Tauschwerth verleiht. *) Doch erschöpft der Verfasser bey weitem nicht alle Kategorien der Brauchbarkeit. Denn nicht bloß darum wird ein Gut stärker oder schwächer begehrt, weil es mehr- oder minderwichtigen Bedürfnissen dient, sondern zugleich darum, weil es vielen oder wenigen Personen, für mehr oder weniger verschiedenartige Bedürfnisse, für dasselbe Bedürfniß mehr oder weniger gut, endlich weil es bald direct, bald indirect brauchbar erscheinen kann.

In der Lehre vom Tauschwerthe unterscheidet der Verf. sehr richtig zwischen der einzelnen Werthbestimmung, dem Preise, und dem Tauschwerth, den er das Aggregat (richtiger das durchschnittliche Resultat) der specifischen Preise nennt. Auch der Einfluß ist hervorgehoben, den eine Aenderung im Tauschwerth der Zahlungsmittel, oder der Güter, worin man den Preis ausspricht, auf den Tauschwerth des geschätzten Gutes hat. In beydem stimmt der Verf. mit dem Ref. überein. **) Er übersieht aber den Umstand, daß gerade die wichtigsten Güter, z. B. die Arbeit, nicht gegen alle übrigen, sondern nur gegen bestimmte andere Güter vertauscht werden, die Arbeit insbesondere bloß gegen die Verbrauchsgegenstände *) des Arbeiters, deren Zahl desto beschränkter ist, einer je niedrigeren Klasse der Arbeiter angehört. Bringt man dann in Rechnung, in welchem Maße die Arbeit (etwa eines Jahres) gegen jene verschiedenen Güter umgesetzt wird, so läßt sich die Größe der Veränderung scharf angeben, welche das Schwanken des Tauschwerthes der Zahlungsmittel im Tauschwerth des zu schätzenden Guts hervorbringt. Muß ein Arbeiter z. B. 1/4 seiner Arbeit auf den Ankauf von Kartoffeln verwenden und steigen diese auf den doppelten Preis, so ist sein Gesammtlohn um 1/8 gemindert. Dabey wird von der Vermittlung des Güterumtauschs durch Geld abgesehen. Allein eine erschöpfende Betrachtung der Güterschätzung muß auch das Geld als Preismaß würdigen und zeigen, welche Hülfsmittel sich darbieten, um zu einer sicherern Vergleichung der Tauschwerthe in verschiedenen Zeiten und Ländern zu gelangen, als in Geld möglich ist.

Die edlen Metalle nämlich sind wohl auf kürzere Zeiten und an nahe gelegenen Orten ein genügend gleichförmiges Werthmaß, da hier größere oder kleinere Massen derselben proportional mehr oder weniger andere Güter kaufen. Sobald aber deren eigene Gewinnungs- oder Beyschaffungskosten verschieden sind, oder die Werthbestimmung der mit Geld zu kaufenden Güter eine andere ist, gibt die Größe des Geldpreises keinen genauen Aufschluß mehr über den Tauschwerth der in Geld geschätzten Güter gegen alle übrigen Güter, oder über den Sachwerth derselben. Es wäre aber gleichwohl dann der Fall, wenn man den Sachwerth des Geldes selbst anzugeben wüßte und diesen statt des Geldpreises nähme. Eine solche Werthbestimmung des Geldes selbst auf

*) Hermann, Staatswirthschaftl. Untersuchungen. S. 68.

**) Staatswirthschaftliche Untersuchungen S. 96 — 101. Vergl. dann für den hier weiter angedeuteten Gang der Betrachtung des Tauschwerthes ebendaselbst, S. 101 — 136.

*) Später (S. 193) macht dieß gleichwohl der Verfasser selbst geltend; nur in anderer Beziehung.

einem bestimmten Markt und zu gewisser Zeit setzt aber voraus, daß man nicht bloß die Geldpreise der wichtigsten zu Markt kommenden Gegenstände der Consumtion, sondern auch die Massen kenne, in denen man sie bedarf. Der gesammte Geldwerth des ganzen durchschnittlichen Güterbedarfs eines Landes ist dann höher oder niedriger, je nachdem mehr oder minder stark verbrauchte Güter im Geldpreise schwanken, und die Kauffkraft, oder der wahre Tauschwerth des Geldes, verhält sich umgekehrt wie jener Geldwerth des Gesammtbedarfs. Die Schwierigkeiten, die sich indeß der wirklichen Ausführung solcher Rechnungen entgegenstellen, machen es wünschenswerth, auf eine leichtere Weise einen wenigstens nicht allzu unsichern Maßstab des Tauschwerthes zu finden. Hier ist es denn an der Stelle, Getraid und Arbeit, die von Adam Smith hierzu vorgeschlagen worden, in dieser Beziehung zu prüfen, mit Rücksicht auf die Art und Weise, in der Ricardo die Arbeit als Werthmaß ansieht. Diese ganze Betrachtung vermißt man aber bey dem Verfasser, weßhalb denn auch seine so wohlbegonnene Untersuchung des Tauschwerthes zu keinem befriedigenden und fruchtbaren Resultate führt.

Die Preisbestimmung im Einzelnen versucht der Verfasser durch möglichst scharfe Begränzung der Begriffe von Nachfrage und Ausgebot genauer darzustellen. Er nennt den Grad, in welchem ein Gut begehrt ist, Nachfrage und nimmt dieß nur als einen andern Ausdruck für Brauchbarkeit; Ausgebot dagegen ist ihm die Schwäche der Hindernisse, welche die Masse eines Guts beschränken und die Brauchbarkeit oder der Begehr eines Guts hängt ihm vornämlich von den Hindernissen des Ausgebots ab. Allein wir gestehen unverholen, daß uns auf solche Weise diese Begriffe weit unsicherer und künstlicher aufgefaßt scheinen, als bisher der Fall gewesen. Denn nach dem Verf. würde ein Gut in dem Maß nützlicher oder brauchbarer werden, in welchem es stärker begehrt ist, während gerade umgekehrt die Seltenheit die Anwendbarkeit eines Guts beschränken kann, und es müßte der Begehr mit der Seltenheit eines Guts zunehmen, während dieß doch nur bey Gütern der Fall ist, die zum Leben unentbehrlich sind, wogegen entbehrliche, in dem Maß sie seltener und theurer werden, an Käufern verlieren, was dann eben das weitere Steigen des Preises bald hemmt. Der Verf. hat nicht genug bedacht, daß sowohl Ausgebot als Nachfrage nicht einfache Vorgänge, sondern das Resultat des Zusammenwirkens verschiedener Ursachen sind, deren vollständige Erwägung in den meisten Preistheorien mangelt. Zugleich übersieht er, daß es weder ein absolutes Ausgebot von Waaren gibt, noch eine unbegränzte Nachfrage nach ihnen; sondern daß eine gewisse Zufuhr schon einen Preis voraussetzt, den die Verkäufer erwarten, eine gewisse Nachfrage einen bestimmten Preis, zu dem sich die Käufer verstehen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg etc.

(Fortsetzung)

2. Monographie de la famille des Myiotherinae où sont décrites les espèces qui ornent le Musée de l'Académie Impériale des sciences. Par E. Ménétriés. S. 443 — 543 (mit 15 kolorirten Tafeln).

Die Feststellung von Gattungen mit sicheren unzweideutigen Merkmalen ist bey der Ordnung der Singvögel zur Zeit noch eine schwierige, in vielen Fällen noch nicht gelöste Aufgabe. Zwischen den verschiedensten Formen derselben stellen sich öfters so viele Mittelglieder ein, daß der Systematiker in nicht geringe Verlegenheit geräth, wenn er angeben soll, wo die Grenzlinie zur Ausscheidung von Gattungen zu ziehen ist. Zu diesen Mittelformen gehört auch die Gattung Myiothera, über deren Begrenzung eben deßhalb die Ornithologen noch nicht im Einverständnisse sind. Der Verf.

hat daher eine verdienstliche Arbeit durch diese Monographie unternommen, indem sie uns den ganzen Umfang der Gattung, oder, wie er sie nennt, der Familie Myiothera überblicken läßt, mit ihrer Lebensweise uns zum Theil bekannt macht, und viele neue Arten zufügt.

Zuerst giebt der Verf. Bemerkungen über die Lebensweise dieser Vögel, welche er auf seiner Reise durch Brasilien mit besonderer Sorgfalt beobachtet hat. Dem zu Folge leben die Ameisenvögel auf der Erde, und einige Arten auch auf kleinen Büschen. Einige sind einsiedlerisch, meistens aber sieht man sie paarweise, und niemals mehr als 2 — 3 Paare auf einmal beysammen, obschon Büffon, nach Manoncourt's Angabe, das Gegentheil behauptet hatte. Eben so ist dessen Aussage unrichtig, daß sie Hängenester hätten; der Verf. überzeugte sich vielmehr durch eigne Wahrnehmungen, wie durch die Aussagen der Jäger, daß sie auf dem Boden brüten, und zwar nicht in künstlichen Nestern, sondern blos auf einer Unterlage von trockenen Blättern. Sie legen 2 — 5 Eyer, die abwechselnd von beyden Gatten 12 — 15 Tage bebrütet werden. Von Charakter sind sie lebhaft, gewandt und wild.

Dann geht der Verf. zur Charakteristik der Ameisenvögel über, und bemüht sich, so gut es gehen will, im äußeren Baue unterscheidende Merkmale von den verwandten Gattungen aufzufinden. Um die Schwierigkeit eines solchen Vorhabens zu zeigen, geben wir hier seine eigene Darstellung: „Die Ameisenvögel bilden eine Zwischenfamilie zwischen Drosseln und Würgern, und sind besonders den letztern durch die Gattung Thamnophilus, so wie den Fliegenfängern durch die Conopophaga verwandt; einige Gruppen nähern sich auch den Gattungen Sylvia, Anabates etc. Um desto besser Grenzen zur Umschließung der verschiedenen künstlichen Abtheilungen ziehen zu können, muß man die Merkmale vergleichend nehmen. So z. B. ist bey den Ameisenvögeln im Allgemeinen der Schnabel mehr gerade und zusammengedrückt als bey Turdus, aber doch weniger als bey Thamnophilus; die Ameisenvögel haben meist lange Beine, und die äußere Zehe ist mehr oder minder mit der mittleren vereinigt; das erste Merkmal findet sich manchmal ohne das zweyte bey Turdus, und das zweyte durchgängig ohne das erste bey Thamnophilus. Die Flügel der Ameisenvögel sind kurz und abgerundet, und die Bürzelfedern sind lang und buschig; dieses letztere Merkmal zeigt sich zwar auch bey vielen Arten von Thamnophilus, hilft aber doch zur Unterscheidung von andern verwandten Gattungen. Der Schwanz der Ameisenvögel ist entweder sehr kurz und fast gleich, oder lang und sehr stufig; die Kürze des Schwanzes unterscheidet sie von Turdus, Timalia etc. und der langstufige Schwanz von den Thamnophilus, bey welchen der Schwanz immer verschieden abgestuft ist, wenn dieser Fall eintritt. Doch muß man eine Ausnahme für die asiatischen Formicivora machen, welche den Schwanz der Sittinen und Anabates haben, nämlich lang und wenig stufig, so wie andere Aehnlichkeiten im Gefieder; indeß läßt hier die Einkerbung des Schnabels keine Verwechslung zu."

Von seinen Unterabtheilungen sagt der Verf. selbst: „Ich habe mich bemüht, in dieser Familie Abtheilungen, auf die künstlichen Merkmale begründet, zu errichten, und ich muß gestehen, daß diese generischen Merkmale nicht sonderlich stabil bey den verschiedenen Arten sind, was mich veranlaßt hat diese Gattungen in mehrere Sectionen abzutheilen."

Die Gattungen, welche der Verf. unter den Myiotheren für zuläßig erachtet, sind folgende:

1) Myioturdus, von Boje (Grallaria Vieil.), sehr kenntlich durch den starken, converen Schnabel, der unter allen Ameisenvögeln die meiste Aehnlichkeit mit dem von Pitta hat, so wie durch die langen Füße, den kurzen Schwanz, und den Drosselähnlichen Habitus. Hieher 8 bereits bekannte Arten, von denen Turdus Rex Gmel. als Typus anzusehen ist.

2) Myrmothera Vieil., wie vorige, aber die Arten sind kleiner und haben einen schmächtigeren Schnabel, etwas längeren Schwanz ꝛc. 6 Arten, worunter vielleicht eine neue.

3) Formicivora Swains. Schwanz lang und stufig. 25 Arten, die der Verf. in folgende 5 Abtheilungen bringt: a) F. cauda gradatissima mit 10 Arten, b) F. macrurae mit 2 Arten, c) F. erythrophthalmae (Drymophila Swains.), Drosselähnlich, Schnabel so hoch als breit, Schwanz lang und breit, mit 5 Arten, d) F. laticaudatae, Schwanzfedern breit und weich, mit 1. Art, e) F. anabatoides mit 7 Arten aus Asien, die den Anabates ähnlich sind, und vielleicht von dieser Familie ausgeschlossen werden müssen, wenn man ihre Lebensweise kennen lernen wird. Von diesen 25 Arten sind 2 neu.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Die Concurrenz der Käufer unter einander und der Verkäufer auf ihrer Seite genügt keineswegs, die Uebereinstimmung zwischen beyden Parteyen herzustellen, da es für die Ausbietenden eine gewisse Gränze gibt, unter welche der Preis nicht sinken kann, wenn das Gut fernerhin zu Markt kommen soll, und die Nachfrage in vielen Fällen aufhört, wenn der Preis eine gewisse Höhe übersteigt. *) Damit entsteht dann die Frage nach den Gründen, wonach jede Partey bey der Preisbestimmung unabhängig von der Concurrenz verfährt. Diese sind aber auf Seite der Käufer außer der Brauchbarkeit des Guts zugleich die Zahlungsfähigkeit der Begehrer; auf Seite der Verkäufer die Zumarktbringungskosten des Guts und der Tauschwerth des Zahlungsmittels.

Neben diesen festen Anhaltspuncten gibt in jedem einzelnen Falle die Concurrenz der Producenten und Verkäufer den Käufern an, wie sie sich gerade das Gut am wohlfeilsten verschaffen können, der Wettbewerb der Käufer, wo den Verkäufern eben der vortheilhafteste Absatz sich darbietet.

Im Allgemeinen sind es also sechs Bestimmungsgründe, von denen der Preis abhängt:

1. Auf Seite der Begehrer:
   a) die Brauchbarkeit des Guts;
   b) die Zahlungsfähigkeit der Käufer;
   c) die Concurrenz der Producenten und Verkäufer.
2. Auf Seite der Verkäufer:
   a) die Kosten der Zumarktbringung;
   b) der Tauschwerth der Zahlungsmittel;
   c) der Wettbewerb der Käufer.

Daß unter einzelnen Umständen und bey gewissen Gütern einzelne dieser Bestimmungsgründe wegfallen, ändert an dem allgemeinen Ausdrucke nichts. So fällt z. B. der Anhaltpunkt der Productionskosten bey Gütern weg, die gar nicht erzeugt werden können; so kann die Concurrenz bald der Käufer fehlen, wo es denn Sportpreise gibt, bald der Verkäufer, woraus Monopolpreise entstehen. Zugleich widerlegt sich von selbst der, insbesondere seit Ricardo, so oft wiederholte Irrthum, daß die Productionskosten allein den Preis bestimmen: da fürs erste ungemein viele gar nicht weiter erzeugbare Güter täglich verkauft werden; sodann aber alle Production eine gewisse Stärke der Brauchbarkeit und jeder Kostensatz eine gewisse Zahlungsfähigkeit der Consumenten voraussetzt, ohne welche die Kosten nicht vergolten werden: ein Punkt, der besonders wichtig ist, wenn stärkere Zufuhr eines Products hö-

*) Später (S. 170) bey Betrachtung der Productionskosten, findet der Verf. selbst ein Minimum und Maximum des Preises, jenes in den Productionskosten der Verkäufer, dieses in den Productionskosten, welche die Käufer selbst aufzuwenden hätten. Wir fassen die letztern unter den allgemeinen Begriff der anderweitigen Beyschaffungskosten, welche von der Concurrenz sämmtlicher Producenten und Verkäufer des Guts zugleich abhangen.

here Kosten erfordern würde, als die bisher ausgebotene Quantität.

Der Verfasser beschließt seine Betrachtung von Reichthum und Werth mit der Bemerkung, daß in einem aus isolirten Familien bestehenden Volke, dessen Güter also keinen Tauschwerth hätten, die Gesetze der Volkswirthschaftslehre nicht gälten. Gleichwohl scheint uns aber die Behauptung von Torrens falsch, (wiewohl sie der Verf. nicht widerlegt), daß in diesem Falle von keinem Reichthum die Rede seyn könne. Auch hier wären nämlich nicht alle Güter frey und ohne Bemühung zu haben, sondern in jeder isolirten Familie müßte für die Erlangung gewisser Güter immer Aufopferung statt finden, die eine fortlaufende Aufsicht und Sorge, eine Wirthschaft, nöthig machte und der auf solche Weise erlangten Gütermasse den Charakter des Reichthums gäbe. Es ergibt sich hierbey, daß es nicht genügt, den Tauschwerth als wesentliches Merkmal der wirthschaftlichen Güter aufzustellen, sondern, daß man sie vielmehr vorerst als Güter auffassen muß, die nicht ohne Aufopferung zu erlangen sind (sey es, weil sie sich im Besitze Anderer befinden, oder weil sie erst durch Arbeit und Aufwand anderer Güter erzeugt werden müssen). Thut man dieß, so umfaßt der wirthschaftliche Reichthum einer Nation nicht bloß marktgängige, sondern auch die vielen in den Familien selbst producirten und gleich verbrauchten Güter, die, gerade so wie die wirklich vertauschten, mit Aufopferung erzeugt wurden und zum Eintausch anderer Güter benützt werden könnten.

Nach Erörterung dieser Grundbegriffe stellt der Verfasser als Hauptgrundsätze der Wirthschaftslehre folgende vier auf.

1) Jedermann sucht seinen Reichthum mit möglichst geringer Aufopferung zu vermehren;

2) die Zahl der Bewohner der Erde ist beschränkt, theils durch moralische, oder physische Uebel, theils durch Furcht vor Mangel an Gütern, die jede Klasse von Menschen zu verbrauchen gewohnt ist;

3) die Wirksamkeit der Arbeit und der übrigen Hülfsmittel zur Erzeugung des Reichthums kann durch Anwendung ihrer Producte als Werkzeuge weiterer Production ins Unbegränzte erhöht werden;

4) Bey gleicher Geschicklichkeit im Landbau gibt mehr Arbeit, auf denselben Boden gewendet, nicht proportional mehr Ertrag.

Den ersten dieser vier Sätze hält der Verfasser für ein Axiom, die übrigen sucht er später zu beweisen.

In der That sind die letzten drey gar nicht geeignet, neben den ersten gestellt zu werden, da sie nichts weniger als an sich einleuchtend, sondern bloß Resultate der näheren Betrachtung der Volkswirthschaft sind. Ueberdieß lassen sich der dritte und vierte in der Allgemeinheit, wie sie hier stehen, gar nicht beweisen; denn man sieht auf den ersten Blick, daß wenn der dritte Satz wahr ist, der vierte ihm geradezu widerspricht.

Allein auch der erste Satz ist keineswegs der vollständige Ausdruck des Princips der Selbsterhaltung, das in jeder Einzelwirthschaft waltet. Denn nicht blos auf Vermehrung, sondern auch auf Erhaltung und Wohlanwendung der Güter ist das ökonomische Subject bedacht. Wir haben daher das wirthschaftliche Princip als das Streben bezeichnet, mit möglichst geringer Aufopferung so viel Güter als möglich zu erlangen und mit dem geringstmöglichen Güteraufwande das Bedürfniß aufs Beste zu befriedigen; jener ist der Erwerbtrieb, den jeder Wirth im Verkehre mit Andern zeigt, dieses die Sparsamkeit, welche im Innern einer wohlgeführten Wirthschaft herrschen muß. Mit Unrecht behauptet dabey der Verfasser, er habe jenes Axiom zuerst aufgestellt. Dasselbe findet sich bereits in den Untersuchungen des Referenten (S. 12 — 17.) nicht

blos ausgesprochen, sondern zugleich angewendet, und in Bezug auf den Umfang und die Folgen seiner Wirksamkeit, gegenüber von dem für die Volkswirthschaft ebenfalls höchst wichtigen Gemeinsinne, genau gewürdiget. Der Verf. benützt es blos, um die Unstatthaftigkeit der Befürchtung einer allgemeinen Zuviel-Erzeugung an Gütern darzuthun, weil eine solche allgemeine Sättigung aller Bedürfnisse voraussetzen würde. Allein für diese Anwendung müßte der Satz eigentlich so lauten: Jedermann hat das Streben, immer mehr und mehr Befriedigungsmittel seiner Bedürfnisse zu erlangen, was offenbar falsch ist.

Was zur Erläuterung des zweyten Satzes vom Verfasser vorgetragen wird, übergehen wir, da es nichts wesentlich Neues enthält. Die letzten beyden der angeführten Hauptgrundsätze kommen erst später zur Sprache. Zunächst handelt daher die Schrift von der Production.

Hier beginnt der Verf. mit dem Begriff von Production und Consumtion und betrachtet sodann deren Hülfsmittel. Production, im Sinne der politischen Oekonomie, ist ihm eine Veränderung in dem Zustand der Materie, wofür oder für deren Resultat man eine Vergeltung erlangen kann. Den Unterschied zwischen materiellen und unmateriellen Producten oder zwischen körperlichen Gütern und Diensten findet er nicht in den Gütern selbst, sondern nur in der Art ihrer Betrachtung gegründet: darin nämlich, ob das geänderte Ding oder der Act seiner Veränderung ins Auge gefaßt wird. Ob aber die eine oder die andere Art der Auffassung eintritt, hängt theils von dem Grad der Veränderung ab, den die Sache erlangt, theils von der Art der Zahlung des Genusses, den das Product gewährt. So bringt z. B. schon der Färber kein Ding hervor, das einen neuen Namen erhielte, doch läßt man ihn noch als Producenten gelten, nicht aber den Schuhputzer. So betrachtet man den Dienstboten, der die Steinkohlen aus dem Keller holt, weil seine Leistung an sich vergolten wird, als unproductiv, obwohl er ganz dasselbe thut, was der Bergmann, dessen Arbeit beym Ankauf der Kohlen gezahlt wird. Der Verf. findet endlich diese Unterscheidung um so unwichtiger, als dieselben Geschäfte je nach der wirthschaftlichen Entwicklung eines Volkes bald unproductiv, bald productiv wären. In isolirten Wirthschaften, wie sie Landwirthe führen, die nicht in regelmäßigem Tauschverkehr mit Andern stehen, erscheinen so eine Menge von Gewerbsarbeiten, als bloße unproductive Lohndienste, die productive Arbeiten werden, wenn sich eben dieselben Arbeiter als selbstständige Gewerbtreibende niederlassen.

Mit dieser ganzen Betrachtung stimmen wir um so mehr überein, als wir den letzten Grund selbst, nur in größerer Allgemeinheit, gegen die ältere Meynung geltend gemacht haben. *) Dagegen finden wir die Begriffsbestimmung, welche der Verfasser von der Production giebt, nicht ganz genügend. Nach derselben wäre auch das Erzeugniß ein Product im wirthschaftlichen Sinne, dessen Tauschwerth nur ein Zehntel vom Tauschwerth all der Güter ersetzte, die auf dasselbe verwendet worden, was doch wohl kein Hauswirth zugeben wird. Um den Begriff der Production schärfer zu fassen, mußte der Verfasser vorerst den Unterschied zwischen Technik und Wirthschaft erörtern. Beyde haben es mit der Herstellung von Gütern fürs Bedürfniß zu thun: aber die Technik mit der Thätigkeit und den Vorgängen an sich, welche die erforderlichen Güter liefern, mit der Qualität der Güter; die Wirthschaft damit, daß bey der Herstellung der gewünschten Güter die einmal vorhandenen Güter und die Arbeitskraft der Menschen, die allgemeinen Subsistenzmittel, nicht unvortheilhaft verwendet werden, was nur dadurch möglich ist, daß sie die qualitativ so manchfaltigen Güter auf gleiche Einheiten zurückzuführen, zu schätzen und zu vergleichen sucht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Staatswirthsch. Untersuch. S. 39 — 41.

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg etc.

(Schluß.)

4) Leptorhynchus Ménétr., kenntlich am langen, dünnen und geraden Schnabel, der Schwanz sehr stufig, und aus schmalen Federn bestehend. Diese Gattung mit 2 Arten, wovon eine neu ist, nähert sich den Troglodytes; vielleicht könnte auch Edela ruficeps Less. hieher gehören.

5) Oxipyga Ménétr., Schnabel lang, schmächtig und gerade, besonders ausgezeichnet durch die innere Zehe, die nicht frey ist, und durch die breiten Schwanzfedern mit steifen Federn. Nähert sich Dendrocolaptes und begreift nur eine Art, den Tinactor fuscus Neuw.

6) Malacorhynchus Ménétr., Schnabel biegsam, wenig ausgerandet, Nasenlöcher durch eine hornige Schuppe bedeckt; Schwanzfedern breit, weich, und am Ende gefasert. 6 Arten, worunter 3 neu.

7) Conopophaga Vieill., Schnabel niedergedrückt, Läufe lang, Schwanz sehr kurz. Ihr gedrückter Schnabel nähert sie den Fliegenfängern, aber ihre Sitten und einige andere Kennzeichen stellen sie hieher. 6 Arten, unter denen zwey neu.

Im Ganzen also bestehen die Myiotherinen, nach der Begrenzung des Vers., aus 54 Arten, unter welchen er 10 als neu aufgestellt hat. Wenn wir auch nicht mit ihm diese Vögel zu dem Range einer eigenen Familie erheben, und also auch seinen 7 eben aufgezählten Abtheilungen nicht Gattungsrechte zugestehen können, so sind wir ihm doch dankbar für die kritische Würdigung vieler schwierigen Arten, zu deren richtiger Kenntniß auch die auf 15 Tafeln gegebenen, vortrefflich gezeichneten und colorirten Abbildungen nicht wenig beytragen.

3. Foetus humanus prodigiose monstrosus, a P. Zagorsky descriptus cum delineatione (S. 631 — 636).

Umständlich wird hier, nach seiner äußern und inneren Beschaffenheit, ein merkwürdiger monströser menschlicher Fötus männlichen Geschlechtes beschrieben, dessen obere Hälfte fast ganz abnorm war. Augen und Nase fehlten; auf der einen Seite des Schädels zeigte sich ein fleischiger, kammförmiger Auswuchs, auf der andern ein großer häutiger Sack, der bis zum Rumpf herablief, und mit diesem so zusammenfloß, daß der Hals ganz zu fehlen schien. Die Brusthöhle war mit einer unförmlichen, zellig-fibrösen Masse ausgefüllt und enthielt außer der ungetheilten Luftröhre keine Organe. In der Bauchhöhle fehlten gänzlich Magen, Pankreas und Milz.

4. Abnormitas ortus Arteriae subclaviae dextrae. Observata a P. Zagorsky. (S. 637 — 640).

In einem männlichen Kadaver wurde einer der seltenen Fälle beobachtet, daß die rechte Schlüsselbein-Arterie nicht, wie es gewöhnlich ist, gemeinschaftlich mit der Carotis ihrer Seite, sondern mit einem besondern Stamme entsprang, und zwar nicht vom rechten, sondern vom linken und hintern Theil des Bogens der Aorta, unterhalb und hinter dem Ursprung der gleichnamigen linken Arterie. Auch der weitere Verlauf dieser anomalen rechten Schlüsselbein-Arterie wird beschrieben.

III. Botanische Abhandlungen.

1) Essai monographique sur les espèces d'Eriocaulon du Brésil. Par Mr. Bongard. Suite 2me. p. 545 — 560 (Mit 8 Steindrücken.)

Ausführliche Beschreibungen von 8 Arten, mit eben so vielen guten Abbildungen. Einige von Hrn. v. Martius unter dem Namen Platycaulon als Gattung getrennte Species werden unter Eriocaulon aufgeführt.

2) Bambusaceae quaedam novae descriptae; par M. Trinius. p. 613 — 630.

Neue Arten aus den Gattungen Chusquea, Arundinaria und Bambusa werden beschrieben, und von erstern beyden Gattungen zugleich sämmtliche Species in kurzen Definitionen aufgezählt. Demzufolge sind die 6 bisher bekannten Arten von Chusquea im südlichen Amerika, die gleiche Anzahl von Arundinarien aber theils in Amerika, theils in Nepal zu Hause.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Schon in jeder isolirten Wirthschaft geschieht dieß, wiewohl unvollkommen, durch Vergleichung der eigenen Brauchbarkeit der auf ein Gut gewendeten Güter mit der Brauchbarkeit des Erzeugnisses; mit genügender Schärfe aber ist es erst möglich, wenn im Verkehr die Güter Tauschwerth erlangen. Im Preise und Tauschwerth hebt man die allgemeine Wichtigkeit hervor, die das Urtheil der Bedürftigen den Gütern zugesteht; man sieht von ihren besondern Qualitäten ab, faßt sie als Aequivalent von mehr oder weniger Einheiten gleicher Art, als Größen. Die Wirthschaftslehre ist die Größenlehre der Güter. Es ist hier nicht der Ort, diesen wichtigen Satz, den ich hier zuerst ausspreche, weiter zu erläutern; nächst der Erinnerung, daß alle eigenen Fragen und Aufgaben der Wirthschaftslehre auf Größenbestimmungen hinauslaufen, mag es genügen, den Unterschied zwischen Technik und Wirthschaft auf den Begriff der Production anzuwenden. Auf den ersten Blick wird man gewahr, daß wer irgend einen Gedanken äußerlich dargestellt hat, im technischen Sinne producirt zu haben behaupten darf, sobald das Geleistete der Absicht wirklich entspricht. Ein Schmied liefert hiernach stets ein Product, so oft er wirklich ein brauchbares Hufeisen zu Stande bringt. Setzen wir aber, er habe an Eisen, Kohle und Arbeit zehnmal so viel Werthe dabey vergeudet, als ihm das Hufeisen einbringt, so wird man im wirthschaftlichen Sinne sein Hufeisen kein Product nennen, obwohl es Tauschwerth hat. Zwar will auch die Wirthschaft, daß ein neues Gut entstehe, dieß ist das allgemeine Merkmal des Begriffs der Production. Während aber die Technik zufrieden ist, wenn ihre Leistung den Anforderungen der freyschaffenden Geisteskraft oder des Bedürfnisses entspricht, verlangt die Oekonomie, daß das Geleistete den bereits vorhandenen Gütern von Tauschwerth ein neues Gut hinzufüge, daß es nicht blos qualitativ, sondern auch quantitativ neu sey, daß es den Reichthum mehre. Dieß ist aber noch keineswegs der Fall, wenn das technische Product überhaupt Tauschwerth hat, sondern erst dann, wenn dieser Tauschwerth vollen Ersatz giebt für den Tauschwerth all der einzelnen älteren und neueren Güter, die ins Product verwendet wurden. Ist das Product eine einfache Dienstleistung, so muß es üblichen Lohn einbringen, ist es eine einfache Kapitalnutzung, üblichen Zins des Kapitals, wenn nicht dort die Arbeitskraft, hier das Kapital theilweise oder ganz unproductiv angewendet seyn sollen, — wie schätzbar auch sonst jener Dienst und diese Nutzung denen seyn mögen, die sie genießen. Die Hufeisen jenes Schmieds sind daher keineswegs ein wirthschaftliches Product; vielmehr ist seine technische Leistung Ursache der Verminderung bereits vorhandener, oder anders anwendbarer neuer Güter von Tauschwerth. Indem er technisch producirte, hat er ökonomisch consumirt.

Dieß führt uns auf den Begriff der Consumtion, den der Verfasser noch weniger scharf bestimmt

als den der Production. Insbesondere verfällt er in den Fehler seiner Vorgänger, eine sogenannte productive (oder reproductive) Consumtion zu statuiren. Dieser Irrthum läßt sich erst dadurch entwirren, daß man auch die Consumtion vom technischen und ökonomischen Standpunct aus betrachtet.

So wie nun technisch schon producirt ist, wenn die verlangte Beschaffenheit eines Dinges hergestellt worden, so genügt zur Consumtion die Vernichtung der bestimmten Qualität, die es gerade brauchbar machte. Wenn aber die Wirthschaft dort zur Production noch das Merkmal der Vermehrung der zuvor vorhandenen Tauschwerthe durch das Erzeugniß verlangt, so wird sie eine Consumtion erst da wahrnehmen, wo in Folge der Minderung oder Vernichtung der Brauchbarkeit in einem Gute auch dessen Tauschwerth sich verringert oder ganz verschwindet. Leder, in Schuhe verarbeitet, ist wohl nicht weiter als solches brauchbar und darum technisch verbraucht: ersetzen aber die Schuhe neben ihren übrigen Kosten auch den Tauschwerth des Leders, so besteht dieses ökonomisch, d. h. als Theil des Gesammtvermögens der Nation, unverändert fort; es wäre nur dann bey jener technischen Anwendung auch ökonomisch consumirt, wenn die Schuhe, als ganz oder theilweise unbrauchbar, entweder gar keinen Tauschwerth hätten, oder doch nicht so viel gälten als neben den übrigen Kosten zum Ersatz des Leders nöthig ist. Die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung ersieht man noch daraus, daß die gewöhnliche Erklärung von der sogenannten reproductiven Consumtion, genau betrachtet, mit der Definition der Production selbst völlig übereinkommt; wie sie denn auch in dem einen Falle, wenn der Tauschwerth des technisch Verbrauchten im Product fortbesteht, wahre Production ist.

Unter den irrigen Behauptungen, die der Verfasser auf seine Ansicht von der Consumtion gründet, heben wir nur die heraus, daß einige Güter, wie Maschinen, blos productiv, andere, wie Luxusartikel blos unproductiv verbraucht werden könnten, bey einer dritten Klasse, wie bey Lebensmitteln, die Anwendung willkührlich sey. Die Vernutzung der Maschine aber ist für den Producenten, der sie anwendet, bloße Formänderung seines Kapitals, dessen Werth durch den Ersatz des Vernutzten im Preise des Products fortdauert, gar keine Consumtion; diese erfolgt erst dann, wenn das Product, das auch die Abnützung der Maschine als einen Theil seiner Kosten enthält, in der Hand des Käufers auf unmittelbare Befriedigung von Bedürfnissen verwendet, mit seiner Brauchbarkeit auch den Tauschwerth verliert. Mit der Maschine des Fabrikanten hat es dieselbe Bewandtniß, wie mit der Waare des Kaufmannes: so wenig dieser sein Waarenkapital dadurch verzehrt, daß er es nach und nach verkauft, so wenig verbraucht der Fabrikant seine Maschine, wenn er sie allmählich den Käufern der Producte gegen vollen Ersatz überläßt; jene wie diese verbraucht vielmehr erst derjenige, der mit der Brauchbarkeit ihren Tauschwerth vernichtet, und zwischem dem Verbrauch von Maschinen und Luxuswaren besteht ökonomisch kein wesentlicher Unterschied.

In einen besondern Irrthum verfällt übrigens der Verfasser bey Durchführung des Unterschiedes zwischen productiven und unproductiven Consumenten. Die Letztern sind ihm diejenigen, welche für das, was sie verzehren, keinen Ersatz leisten und er rechnet, ausser den abhängigen Familiengliedern, den Bettlern und Dieben, auch diejenigen darunter, die, ohne zu arbeiten, vom Ertrag ihres Vermögens leben. Allein er übersieht, daß diese die Nutzung ihres Vermögens der Gesammtheit als vollen Gegenwerth für ihren Verbrauch überlassen, daß sie also eben so wenig als der Arbeiter, der für seine Leistung Verbrauchsgüter eintauscht, unter diejenigen gehören, welche vom Einkommen Anderer zehren. Wir werden auf diesen wichtigen Punct später zurückkommen.

Die ursprünglichen Hülfsmittel der Production

sind dem Verf. Arbeit und Naturdinge (natural agents). Unter den natürlichen Agentien begreift er jedes Werkzeug der Production, das nicht dem Menschen seine Wirksamkeit verdankt: Boden, Gewässer, Clima, Naturkräfte und rohe Naturproducte. Nur wenn sie in beschränkter Menge vorhanden, erhalten die Producte durch ihre Mitwirkung bey der Erzeugung höheren Werth.

Das dritte Hülfsmittel der Production ist die Enthaltsamkeit (abstinence), der Verzicht auf den unproductiven Verbrauch der Güter oder der Vorzug, den man den entfernteren Resultaten ihrer Anwendung vor den unmittelbaren giebt (p. 153). Dadurch sucht der Verf., den, wie er meynt, von den meisten Wirthschaftslehrern unbestimmt gelassenen Begriff des Kapitals schärfer zu fassen, und diejenige Kraft deutlicher hervorzuheben, welche in demselben Verhältniß zum Gewinn steht, wie die Arbeit zum Lohne. Zur Erläuterung bemerkt er, daß man mit Unrecht das Ganze unter Beyziehung von Kapital zu Stande gekommene Product als Erfolg der Arbeit betrachte; zugleich müsse die Beschwerde in Anschlag kommen, die dem Arbeiter die Enthaltung vom eigenen oder unmittelbaren Genuß des Kapitals bringe: so z. B. beym Landmann die Verzichtleistung auf den Verbrauch des Saatkorns. Die Vergeltung für diese Abstinenz ist ihm dann eben der Gewinn.

Wiewohl wir zugestehen, daß der Verfasser hier einen Mangel der neueren englischen Schriften über National-Oeconomie richtig wahrnimmt, den nämlich, daß sie nicht klar zu machen wissen, wofür man denn eigentlich den Profit erhält: so ist doch gegen seine eigene Darstellung Vieles einzuwenden. Vor allem übersieht er, daß dem Käufer eines Products die Enthaltsamkeit des Capitalisten eben so gleichgültig ist, als die Bemühung des Arbeiters. Ihm liegt lediglich daran, daß in Folge jener Abstinenz er entweder unmittelbar (wie bey einem gemietheten Wohnhause), oder mittelbar (wie in zusammengesetzten Producten) etwas Brauchbares erhalte, das er, weil es nicht überall zu haben ist, vergilt. Das Kapital muß dem Käufer des Products, worauf es angewendet worden, einen Genuß gewähren, den ihm die Arbeitsleistungen allein, die das Product enthält, nicht verschaffen könnten. Diese objective Mitwirkung des Kapitals bey der Production, nicht die subjective Abstinenz des Kapitalisten, vergilt man im Gewinn. Kann doch die letztere statt finden, ohne daß irgend ein Genuß an den Consumenten gelangt, z. B. wenn ungeschickte Producenten mehr Kapital als nöthig auf gewisse Producte verwenden. Noch deutlicher fällt dieß ins Auge bey Kapitalen, die durch ihren Gebrauch unmittelbar einem Bedürfnisse dienen, wie etwa bey einem Wohnhause. Nicht dafür erhält der Besitzer Miethzins, daß er selbst es nicht bewohnt (er könnte es ja verschließen und unbenützt stehen lassen), sondern für die Ueberlassung der Nutzung des Hauses an den Mietyer *). Jeder Theil des Vermögens nun, der dem Besitzer eine dauernde Nutzung gewährt, die Tauschwerth hat, ist ein Kapital. Wird die Nutzung unmittelbar genossen, so heißt das Kapital Nutz-Kapital: so Wohnhäuser; verwandelt man sie zur Herstellung eines Products, genießt man sie also als Element von diesem, Productiv-Kapital. Behält dieses bey der Anwendung dem Wesen nach oder doch länger fort seine Form, so daß außer der Nutzung blos ein Theil des Kapitals (das, was sich abnützt) ins Product übergeht, so heißt es fixes Kapital; ändert es seine Form und wird das Kapital selbst sammt der Nutzung aufs Product verwendet, so wird es flüssiges oder umlaufendes Kapital. Daraus

*) Wenn der Verf. Adam Smith mit Recht tadelt, daß er Wohnhäuser vom Kapitale ausgeschlossen, so fehlt dagegen in seiner eigenen Aufzählung der Anwendungsarten des Kapitals (p. 154) gerade der Fall des unmittelbaren Genusses einer Kapitalnutzung und ihres isolirten Verkaufs durch Vermiethung.

ergiebt sich gleich, daß das Wesen des Kapitals nicht in den Gegenständen liegt, worin es sich gerade darstellt, sondern in der Möglichkeit, eine Nutzung zu gewähren, die Tauschwerth hat. Jede Grundlage einer solchen Nutzung erhält dadurch selbst Tauschwerth. Zugleich erhellet, daß zwar Kapital, Nutzung und Gewinn oder eigentlich Zins *) sich verhalten wie Arbeitskraft, Leistung des Arbeiters und Lohn, daß aber die Unveräußerlichkeit der Arbeitskraft und die Unmöglichkeit, mit bestimmtem Aufwand überall eben so eine bestimmte Arbeitsfähigkeit zu erzeugen, wie man etwa eine Maschine herstellt, diese wirthschaftlichen Elemente streng auseinander halten. Wer, wie der Verf. (p. 154.), auch die persönliche Geschicklichkeit der Arbeiter unter das Kapital rechnet, der muß die Arbeit als Nutzung und den Lohn als Gewinn oder Zins nehmen; die Lehre von der Arbeit und vom Lohne kommt als besonderer Fall in der Lehre von der Nutzung des Kapitals und dem Gewinn vor, und die Zeugung und Erziehung von Kindern ist blos eine Maschinenfabrication, wobey die Nation immer die Wahl hat, ob sie an die Herstellung dieser oder einer andern Art von Productionsmitteln einen gegebenen Aufwand wagen will.

Aus unserer Betrachtung der wesentlichen Merkmale des Kapitals ergiebt sich von selbst, daß Grund und Boden Kapital, die Bodenrente eine Art Gewinn von fixem Kapitale ist, die der Grundbesitzer für die Ueberlassung der Nutzung des Bodens empfängt. In der That sagt der Verfasser selbst (p. 166), der Grundbesitzer erhalte Rente nur darum, daß er Naturgüter Andern überließ, die er ihnen verweigern konnte: ist dieß aber wohl etwas Anderes als die abstinence des Kapitalisten? Gelangt nicht in beyden Fällen die Nutzung eines Guts auf bestimmte Zeit an einen Andern, während es die Fähigkeit behält, später dieselbe Nutzung aufs Neue zu gewähren; und rührt nicht beym Boden, wie bey andern einmal fixirten Kapitalen, der Tauschwerth, den er als Kapital hat, von dem Tauschwerth der dauernden Nutzung her, die er darbietet? Sonderbar, daß der Verf. selbst (S. 156.) sich des Ausdrucks bedient, use of capital, und p. 168. use of a farm, und doch übersieht, daß es bey allem Kapitale eben dieser use ist, für den man Vergeltung erhält! Uebrigens rechnet der Verf. (p. 156 und 157) ein Ackerfeld selbst unter das Kapital. *)

Wer im Eigenthum befindliche Naturgüter, die eine dauernde Nutzung gewähren, vom Kapital ausschließt, scheidet die Kapitale nach dem Merkmal ihrer Entstehung, das so wenig hierzu ausreicht, daß viele Kapitale, sogar der Boden selbst in seiner Verbesserung durch Arbeit und Düngung, neben Naturgütern zugleich Ersparnisse enthalten. Uebrigens genügt die Scheidung in Naturdinge und Ersparnisse nicht einmal. Denn eine dritte Quelle von Kapital ist die bürgerliche Gesellschaft und der Verkehr, die Lebensverhältnisse hervorbringen, welche im ausschließlichen Genuß Einzelner sich befinden, weil ihre Nutzung Tauschwerth hat, selbst Gegenstand des Tausches werden und so ganz in die Reihe der Kapitale eintreten mögen: z. B. eine Kundschaft, überhaupt jede sichere Möglichkeit des Absatzes seiner Producte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zins nennen wir die Vergeltung für eine isolirte Nutzung; Gewinn, für eine auf ein Product verwendete. Dieser verbleibt dem Unternehmer ganz, wenn er selbst Eigenthümer des Kapitals ist; er scheidet sich in Zins und Unternehmergewinn, wenn ihm ein Anderer das Kapital geliehen, vermiethet oder verpachtet hat und er es blos anwendet und befruchtet.

*) Wie sehr eine ungenaue Bestimmung der Grundbegriffe spätere Betrachtungen stört und wie vergeblich dann die Bemühungen sind, zum Richtigen und Natürlichen einzulenken, sieht man aus der Erklärung des Verf. über die Identität von Gewinn und Rente S. 182, wo der erste Erbauer eines Kanals Gewinn von ihm haben soll, die Erben dagegen Rente! Wie nun, wenn Einer umlaufendes Kapital erbt? —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Auch diese Art von Kapitalen kann übrigens, wie etwa eine Firma, für sich bestehen, oder mit einem andern Kapitale verbunden seyn, wie die Werthserhöhung eines Wohnhauses durch Zunahme der Frequenz seiner Lage zeigt. Grund und Boden, Ersparnisse und das Verhältniß des günstigen Verkehrs mit Andern bilden hier erst zusammen das Kapital, in dessen Ertrag eine Scheidung nach diesen drey Bestandtheilen zwar denkbar ist, aber in der Wirklichkeit wohl kaum je vorkommt.

Uebrigens gestehen wir dem Verfasser zu, daß er schärfer als irgend einer seiner Landsleute die Nothwendigkeit einsieht, für die wirthschaftlichen Elemente bestimmte Begriffe und Namen zu gewinnen; Schade nur, daß er dabey dem Herkömmlichen zu viel nachgiebt, und nicht bis zu den einfachen und wesentlichen Erscheinungen durchdringt, auf die es ankommt. Seine Kunstwörter ordnen sich so:

?	capital	land
labourer	capitalist	proprietor
labour	abstinence	?
wages	profit	rent

Abgesehen von den bereits bemerkten Ausstellungen, so findet sich hier eine für das Verständniß der Vertheilung der Güter im Verkehr sehr wichtige Scheidung übergangen, die bereits Adam Smith hervorhebt: die Theilung des Gewinns in Zins und Unternehmergewinn (bénéfice), die sich darauf gründet, daß man in einem Producte *) nicht die isolirte Nutzung der darauf verwendeten Kapitale genießt, sondern mit ihr zugleich die Wirkung der Intelligenz und Sorge des Unternehmers, der das Geschäft zusammenhält. Neben der Vergeltung für die Nutzung des Kapitals an sich, dem Zinse, muß also der Gewinn noch einen Zusatz für diese zur Herstellung des Products unentbehrliche Bemühung des Unternehmers enthalten. Daß sich diese von der Arbeit, sowie der Unternehmergewinn vom Lohne streng scheidet, erhellet sogleich daraus, daß man Unternehmer einer Production seyn und für deren wirthschaftliche Leitung einen dem Kapital proportionalen Ueberschuß des Gesammtgewinns über den Zins erhalten kann, ohne selbst technisch mitzuarbeiten, ja sogar ohne die Technik des Geschäfts genau zu verstehen. So z. B. bey einer Apotheke. Legt übrigens Einer zugleich technisch mit Hand an, so hat er neben seinem Unternehmergewinn Anspruch auf Lohn und ist er zugleich schuldenfreyer Eigenthümer von Kapitalen, die im Geschäfte angewendet sind, so genießt er noch, so weit dieß der Fall, Zinsen als Einkommen. Der Verf.

*) Wo irgend eine Nutzung schon an sich brauchbar ist und vertauscht wird, heißt die Vergeltung blos Zins, so Miethzins eines Hauses. Werden in Verbindung mit ihr noch andere Güter von Tauschwerth, seyen es Nutzungen oder Arbeiten, ausgeboten, wie etwa vom Unternehmer von Chambres garnies geschieht, so ist sogleich von einem Gewinn die Rede.

sieht (p. 184) wohl den Unterschied zwischen dem Lohne und dem Antheil des Unternehmers am Gesammtgewinn, aber er hat für das französische bénéfice oder unser Unternehmergewinn und für unser Zins keine Kunstwörter.

Nach diesen Vorbemerkungen wird folgende Uebersicht unserer Kunstwörter deutlich seyn.

Arbeitskraft	Kapital	
Arbeiter	Anwender	Kapitalist oder Eigenthümer Unternehmer
Leistung (Arbeit)	Nutzung	isolirte mit ihr verbundene Sorge der Anwendung
Lohn	Gewinn	Zins Unternehmergewinn.

Der Verfasser versucht es, die Wirkung des Kapitals auf folgende Fälle zurückzuführen. Es ist

1) reproductiv, wenn es zur Hervorbringung mit ihm selbst gleichartiger Dinge dient, wie die Vorräthe in der Landwirthschaft, Steinkohlen zur Feuerung einer Dampfmaschine in Kohlenwerken;

2) einfach productiv, wenn es uns überhaupt andere Dinge erzeugen hilft;

3) unproductiv oder distributiv, wenn es zu unproductivem Gebrauch bestimmt, aber noch nicht in die Hand der Consumenten gelangt ist.

Indeß diese Art der Auffassung ist nicht blos völlig unfruchtbar (wie denn der Verfasser selbst nichts damit anzufangen weiß), sondern geradezu falsch, da 1) sogleich mit 2) zusammenfällt, sobald der Landwirth mit seinem Vorrathe andere Dinge erzeugt, oder wenn man die Dampfkraft anderswo als in Kohlenminen verwendet, und die Behauptung unter 3) voraussetzt, daß Waarenvorräthe in einem andern Verhältniß zur Consumtion stehen als andere Theile des umlaufenden, ja selbst als das fixe Kapital so weit es sich vernutzt, was wir bereits oben (S. 220) widerlegt haben.

Der Verf. läßt selbst diese Betrachtung fallen und bemerkt am Ende, der Hauptvortheil, den das Kapital gewähre, liege in der Unterstützung der Arbeit durch manchfache Hülfsmittel und in der Arbeitstheilung, die sie möglich mache. — Allein auch dieß erschöpft die allerdings schwierige Materie von der Wirkung des Kapitals noch lange nicht. Da uns aber hier der Raum zu einer ausführlicheren Erörterung der Sache fehlt, so mag genügen, blos die Resultate unserer Forschung anzuführen *).

Das Kapital gewährt:

1) Als Nutzkapital durch seinen unmittelbaren Gebrauch höchstmanchfaltige Befriedigung der Bedürfnisse; **)

2) das fixe Productivkapital gibt

a) als Boden und Hülle der Arbeit, den Stoffen und Producten Halt und Schutz;

b) als Inbegriff, Sammelpunkt oder Uebertragungsmittel von mechanischen und chemischen Kräften bewirkt es bald selbständig eine Form-, Stoff- oder Ortsveränderung der Körper, bald ist es bloß Gehilfe des Menschen, der die Arbeit erleichtert, verstärkt, verbessert, ja ohne ihn unmögliche ausführbar macht;

c) als Verhältniß sichert und erleichtert es den Einkauf und Absatz der Güter.

3) Das umlaufende Productivkapital dient im Tauschverkehr jedem Unternehmer, die Güter Anderer, die er zu seiner Production be-

*) Staatswirthsch. Untersuchungen S. 266 — 285.

**) Der Verfasser sagt (S. 175), bloße Abstinenz vermöge nichts zu produciren, d. h. sie vermöge nichts darzubieten, was für sich allein das Bedürfniß befriedigt; allein alle zum unmittelbaren Gebrauch vermiethbare Güter widerlegen ihn. Die Nutzungen der dauernden und unmittelbar dem Bedürfniß dienenden Dinge sind eben so als einfache Producte anzusehen, wie die Arbeit selbst, die man als persönlichen Dienst bedarf und leistet.

darf, anzukaufen und sie während ihrer Verwandlung, Ortsveränderung oder Aufbewahrung bis zur Uebergabe an den folgenden Käufer in seiner Gewalt zu behalten. So gefaßt besteht es, außer dem Gelde, in der Masse von Gütern, die als Stoffe, Halbfabrikate und Producte zum Weiterverkauf in der Hand der Erwerbtreibenden sich befinden. Dazu kommt dann noch die Masse der Vorräthe, welche in isolirten Wirthschaften zur Production fürs eigene Bedürfniß stets vorhanden gehalten werden. Abgesehen von diesem Theile ist es das eigentliche Handelsmittel, von welchem Geld nur die allgemeinste Form ist, und damit auch die Grundlage aller Theilung der Arbeiten.

Unter den Vortheilen der Arbeitstheilung hebt der Verfasser insbesondere den hervor, daß dieselbe Verrichtung, die außerdem nur Einer Person dienen würde, nunmehr, ohne größere Mühe zu verursachen, sehr vielen zugleich nützt, wie z. B. die Post zeigt. Einen Punkt finden wir indeß übergangen, den neuerlich Babbage besonders geltend gemacht hat: die Möglichkeit nämlich, Arbeitskräfte von der verschiedensten Stärke je nach dem Maß ihrer Wirksamkeit anzuwenden, was nutzlose Kraftverschwendung gar sehr beseitigt.

Die Erläuterung des oben angeführten vierten Grundsatzes (p. 162 — 165) scheint uns dem Verfasser mißlungen zu seyn. In der That sieht man bald, daß Grund und Boden gegen anderes Kapital darin gar nicht zurücksteht, daß er, bey gleicher Geschicklichkeit mit mehr Arbeit angebaut, nicht im Verhältniß dieser Arbeitsmehrung auch mehr Producte liefert, da ja eben dieser Umstand in noch weit stärkerem Maße bey jedem andern Kapitale eintritt. Das Bodenkapital hat sogar den entschiedenen Vorzug, daß es eine weit größere Mannichfaltigkeit der Benützung, insbesondere unter Mitanwendung von weniger oder mehr andern Productionsmitteln, zuläßt als andere fixe Kapitale und daß seine Bewirthschaftung mit größerem anderweitigen Kapitale Anfangs sogar eine mehr als verhältnißmäßige Vermehrung der Producte liefern kann, was bey gar keinem andern fixen Kapitale denkbar ist. Man stelle in einem gegebenen Werkraum zu gegebenen Maschinen und Werkzeugen mehr Arbeiter und versehe sie mit mehr Stoffen, so ist die Gränze sehr nahe, wo dieser Mehraufwand sich durch Mehrertrag zu vergelten aufhört, wogegen eben dieselbe Gränze bey Grund und Boden weit ferner liegt.

Dazu kommt, daß zwar die Verbesserungen mehr in die Augen fallen, die bey der Benützung anderer fixen Kapitale ohne Vermehrung des übrigen Aufwandes möglich sind, daß sie aber in der Landwirthschaft, wiewohl in leiseren Uebergängen, seit den letzten sechzig Jahren gewiß in eben so großem Umfang statt gefunden haben. *)

Das freylich ist ein nachtheiliger Umstand bey Grund und Boden, daß ihn jedes Volk nur in bestimmtem Umfang besitzt, während seine übrigen Kapitale vermehrbar sind. Indeß ist dieß doch mehr für die Welt im Ganzen, als für ein einzelnes Volk von Bedeutung. Denn in einem gegebenen Lande gibt es stets viele Arten wirthschaftlich entweder gar nicht, oder nur in beschränkter Menge, oder in unvollkommener Weise anwendbarer fixer Kapitale, wiewohl technisch ihrer Vermehrung nichts im Wege steht, da nicht jedes Volk und Land zu jedem Erwerbgeschäfte gleich geeignet ist. Deren Product ersetzt man dann durch die Erzeugung von andern Gütern, womit man jenes eintauscht. Aber auf eben die Weise steht jedem, und besonders leicht einem seefahrenden Volke, die Ergänzung oder der Ersatz des ihm fehlenden Ackerlandes durch die Maschine des Fabrikanten und Wagen und Schiff des Kaufmanns zu Gebot, die in unbegränzter Menge das

*) Vergl. Edinb. Rev. April 1836, die Anzeige der Rural recollections etc. by George Robertson. 1829.

erzeugen und ausbieten können, womit Erdfrüchte vom Ausland zu holen sind. Jede Verbesserung in der Production jener Tauschmittel ist dann wie ein Ergiebigerwerden des Kapitals zu betrachten, das den Boden des Landes in der Erzeugung von Erdfrüchten supplirt. Freylich muß sich ein Land die Möglichkeit dieser Ergänzung seines Bodens durch anderes Kapital nicht absichtlich entziehen, wie es in England geschieht.

Von dem zweyten Haupttheile des Werkes, der von der Vertheilung der Güter handelt, haben wir schon die Grundbegriffe oben durchgegangen. Es unterbricht die Betrachtung des Gegenstandes selbst auf eine störende Weise, daß der Verfasser jetzt erst von den Productionskosten spricht (p. 169 – 171), die doch ganz eigentlich in die Lehre von der Production gehören, da sie erst Einsicht in die wirthschaftliche Entstehung der Güter gewähren, und ein Product ökonomisch betrachtet nichts als ein Inbegriff von Kosten ist. Desto schätzbarer ist es aber, daß der Verf. den eingewurzelten Irrthümern seiner neueren englischen Vorgänger entgegentritt, die mit verschiedenen Modificationen immer blos die Arbeiten, welche ein Product erforderte, als seine Kosten anerkennen. Mit Recht macht er gegen Malthus (eigentlich gegen Adam Smith) geltend, daß neben der Arbeit nicht der Profit ein Theil der Kosten seyn könne, da dieser eine Vergeltung für die Aufopferung bezeichne, welche von Kapitalbesitzern und Unternehmern auf den verschiedenen Stufen der Bearbeitung eines Products neben der Leistung der Arbeit in das Product verwendet werde. Eben diese Aufopferung sey die Abstinenz, und die Productionskosten seyen daher die zur Erzeugung eines Guts nöthige Arbeit und Abstinenz. Unter Beziehung auf unsere früheren Bemerkungen gegen diesen Ausdruck, stimmt der Verf. hierin mit dem Referenten überein, dem aus dem Gesichtspunct der Volkswirthschaft im Ganzen jedes Product als ein Inbegriff von Arbeiten und Nutzungen des Vermögens erscheint.*) Daneben lassen sich indeß die Productionskosten noch vom Standpunct des Producenten aus auffassen und hier erscheinen sie als eine Summe von Auslagen für Stoff, Arbeit*) und Vernutzung und Gefährdung des Kapitals, sammt den Nutzungen aller zu der Production nothwendigen Kapitale, befruchtet durch die Intelligenz und Sorgfalt des Unternehmers, — als ein Inbegriff von Auslagen und Nutzungen, für welche letztere der Producent den Gesammtgewinn empfängt, der sich nach Umständen in Zins und Unternehmergewinn theilt. Leicht läßt sich sofort nachweisen, daß alle Auslagen am Ende blos ein Aequivalent sind für die in den Stoffen, Arbeiten, in der Kapitalvernutzung und im Kapitalverlust enthaltenen Arbeiten und Vermögensnutzungen, die auf den verschiedenen Stufen der Bearbeitung auf das Product verwendet worden, die nun eben durch die Auslage von umlaufendem Kapitale in die Gewalt des Producenten kommen und selbst blos eine andere Form dieses Kapitals bilden. Diese zur Erläuterung ihrer Einwirkung auf die Preise durchaus nothwendige Art der Betrachtung der Productions-Kosten übergeht der Verfasser.

Da dem Verf. Kapital blos diejenigen zur Production angewendeten Güter sind, welche man menschlicher Anstrengung verdankt (oder, wie wir kürzer sagen, nur Ersparnisse), so umfaßt seine Erklärung der Productionskosten in der Abstinenz blos die Nutzungen von Ersparnissen. Aber neben ihnen genießt der Käufer der Producte noch ungemein viele Nutzungen von ursprünglichen Naturdingen, die um der Seltenheit willen im Besitz der Menschen sich befinden, und selbst auch Nutzungen von Verhältnissen (s. oben S. 228.). Von beyden hängt das Resultat der Anwendung der Arbeiten und der Ersparnisse sammt deren Nutzungen auf die Technik so sehr ab, daß viele Producte ohne sie gar nicht erzeugt, oder doch dem Consumenten bey weitem nicht so sicher und bequem zugeführt werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vrgl. Staatswirthsch. Untersuchungen S. 76 fgg. und insbesondere S. 228 fgg.

*) Wo der Unternehmer technisch mitarbeitet ist auch dessen eigener Lohn hierin zu begreifen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Fortsetzung.)

Das letztere ist z. B. der Fall, wenn man von Erwerbtreibenden abhängt, die noch keine Kundschaft besitzen; das erstere bedarf keiner Erläuterung, da es doch wohl augenfällig ist, daß z. B. in den Producten der Landwirthschaft das Resultat der Mitwirkung im Eigenthum befindlicher Naturgüter gerade die Hauptsache ist, die man genießt.

Nicht für nich.. erhält der Grundbesitzer den Pachtzins, sondern für die Nutzung des Bodens, die der Pachter in seinen Producten den Consumenten verkauft, und die der Besitzer beym Anbau desselben für sein eigenes Bedürfniß selbst genießen konnte. Nicht umsonst empfängt der Besitzer eines wohlgelegenen Hauses einen höheren Miethzins, wenn er sein Erdgeschoß, statt als Wohnung, als Laden vermiethet, sondern dafür, daß er die Käufer in der Erlangung ihrer Güter erleichtert. Dieses positive Element nun, das solche ohne Zuthun der Menschen entstandene Güter ins Product abgeben, ja das häufig unmittelbare Brauchbarkeit hat und für sich allein vom Consumenten vergolten wird, übersieht der Verf. gänzlich, und hält sich dafür an das einzige Factum, daß seine Mitwirkung die Güter theurer mache, als sie ohne dasselbe wären. Da er nun von diesem Preisantheil keine auf Aufopferung gegründete Vergeltung wahrnimmt, so betrachtet er alles, was man für die Ueberlassung von Nutzungen ohne menschliches Zuthun entstandener Güter (natural agents) giebt, als bloße Folge des Monopols, das deren Besitzern zu Gebote stehe. Allein fürs erste bedenkt er nicht, daß jedes Monopol doch immer eine verkäufliche Sache voraussetzt und auch der höchste Preis, den man in Folge desselben bewilligt, doch nie rein vom Monopol, sondern zugleich vom Bedürfniß und der Zahlungsfähigkeit der Käufer des ausgebotenen Guts abhängt, und daß er trotz aller Beschränkung der Zahl der Besitzer und Ausbietenden doch abnimmt, ja ganz verschwindet, wenn das Gut als weniger oder gar nicht mehr brauchbar angesehen wird.

Ueberhaupt ist der Begriff des Monopols, in dem Sinne eines Verkaufs unter Beschränkung der Concurrenz der Verkäufer, so weit, daß man behaupten darf, aller Tauschwerth beruhe auf ihm, da er überall eine gewisse Seltenheit des Guts voraussetzt. Die Hauptsache ist aber, daß man aus dem Monopole wohl die Erhöhung des Gewinns von Kapitalen erklären kann, denen natürliche, technische, wirthschaftliche und Rechts-Verhältnisse gewisse Eigenthümlichkeiten gewähren; da aber eben dieselben Productionsmittel unter andern Umständen gerade so gegen umlaufendes Kapital im Nachtheil stehen, wie sie in Folge jener günstigen Verhältnisse im Vortheil seyn mögen; so muß es eine allgemeinere Ursache seyn, als das Monopol, woraus die besondern Gesetze hervorgehen, nach denen sich ihr Gewinn regelt. Dieß ist dem Scharfsinn des Verfassers keineswegs entgangen. Denn aufs bestimm-

teste sagt er (p. 171.), daß eine Ausgleichung des Gewinns nur in so weit erfolgen kann, als die Kapitale in jedes Gewerb frey übertragbar sind. Gebäude, Geräthe, hängen in ihrem Ertrag von den Anwendungen allein ab, zu denen sie taugen. Die Einrichtung eines Erwerbgeschäfts mag länger dauern, als man die Producte mit Vortheil verkaufen kann, und dadurch der Werth der in ihr befindlichen Kapitale allmählich verschwinden. Umgekehrt kann längere Zeit ein anderes Erwerbgeschäft unvollständig mit Kapital versehen seyn, und dann mehr als üblichen Gewinn abwerfen. Nach diesen richtigen Bemerkungen ist daher das Factum dieses: Relative oder absolute Beschränkung der Anwendbarkeit und Ergiebigkeit der Kapitale bringt eine Verschiedenheit im Gewinn solch' fixirter Kapitale gegenüber vom flüssigen Kapital hervor, das so oft es beym Verkauf des Products in Geldform übergeht, zu jeder Art von Anlegung geeignet ist. Alle die Gattungen des Vermögens nun, bey denen der Verfasser die Wirkungen des Monopols auf Steigerung ihres Gewinnes betrachtet, gehören hieher und bey ihnen allen kann gelegentlich, wie bey Wohnhäusern und Maschinen der Werth mit dem Gewinn abnehmen, da sie alle mehr oder weniger dem Uebelstand unterliegen, nur beschränkt anwendbar zu seyn. Nicht von den Natural agents, deren Besitzer ein Monopol bey der Anwendung der übrigen (durch den Menschen entstandenen) Kapitale und der Arbeiten haben und deshalb den Preis ihrer Producte höher setzen können, als gewöhnlich die Abstinenz vom eigenen Gebrauch dieser Kapitale und die Arbeit vergolten wird, die sie enthalten; sondern von den Eigenthümlichkeiten mußte der Verf. handeln, die beym Gewinn von fixem Kapitale überhaupt eintreten: dann hätte sich nicht blos ergeben, warum fixe Kapitale unter Umständen entstehen, und im Werthe zunehmen, sondern zugleich, wie sie in Folge der Abnahme und des Aufhörens ihres Gewinnes ihren Kapitalwerth verlieren können. Während wir es daher als einen entschiedenen Fortschritt anerkennen, daß der Verfasser die isolirte Weise verläßt, in welcher Ricardo und seine Schüler die Bodenrente betrachten, und sie blos besondern Fall einer allgemeineren Erscheinung, der Monopolpreise nämlich darstellt, so finden wir seine Entwickelung doch nur erst von einer Seite befriedigend. Er hat nicht genügend erörtert, daß bey denselben Gütern auf Monopolpreise oft Spottpreise folgen, und welchen Einfluß diese Veränderungen auf den Werth der fixen Kapitale haben. Wäre er bis zu dieser Frage durchgedrungen, so hätte ihm das wichtige Gesetz nicht verborgen bleiben können, nach welchem in den Fällen die Gleichheit des Gewinns unter allen Erwerbsarten sich herstellt, wo die Concurrenz entstandene Ungleichheiten nicht zu beseitigen vermag. *)

Die Fälle, in denen übrigens der Verfasser die Preisbestimmungen von einem Monopole abhängig findet, sind folgende:

1) Der Producent besitzt zwar nicht die ausschließliche Macht zu produciren, doch bestimmte Vortheile und er kann die Masse der Producte mit derselben, ja vielleicht mit größerer Leichtigkeit vermehren; als Beyspiel führt er die mit einem Erfindungspatent versehene Fabrication Arkwright's an.

2) Er hat die Production ausschließlich in seiner Gewalt, kann aber das Product nicht vermehren, wie z. B. beym Besitzer bestimmter Weinlagen der Fall ist.

3) Er hat die Production ausschließlich in seiner Gewalt, kann aber das Product mit gleicher oder sogar zunehmender Leichtigkeit vermehren, wie beym Buchhandel der Fall ist (wo nämlich geistiges Eigenthum geschützt wird, wie in England).

4) Er hat zwar nicht ausschließlich die Fähigkeit,

*) Vrgl. Staatswirthschaftl. Untersuchungen, S. 145 — 199.

doch gewisse Vortheile, zu produciren, die aber in dem Maße sich mindern, wie er sein Product vermehrt, und am Ende ganz verschwinden. Als Beyspiel deutet der Verfasser auf die Gewinnung von Erdfrüchten hin und führt mit Klarheit aus, wie der Begehr der Bodenproducte und der Preis, den die Consumenten bieten, über die Ausdehnung des Landbaues auf wüste Ländereyen, über den kostspieligeren Anbau bereits cultivirter Aecker, so wie über die Rente entscheiden, welche mit dem Steigen der Preise früher angebauter Boden und solches Kapital gewähren, das man zuerst auf Verbesserung der Landwirthschaft gewendet hat. Dabey bemerkt er mit Recht, daß zur Erläuterung der Entstehung der Bodenrente die Annahme verschiedener Grade der Fruchtbarkeit der Ländereyen gar nicht nöthig ist; nur trifft dann sein vierter Fall mit dem zweyten zusammen. Freylich bleibt in der ganzen Betrachtung der Mangel, daß die Behauptung, jede neue Zufuhr an Erdfrüchten verursache höhere Kosten, gar nicht so ausgemacht und auch vom Verfasser keineswegs bewiesen ist. Um indeß den Einfluß von Entdeckungen und Verbesserungen auf die Kosten der Erdarbeit und auf die Bodenrente zu bemessen, hätte man von einem höheren Standpunct ausgehen müssen, als dem der Monopolpreise.

Uebrigens sind hier die verschiedenen Arten der Monopole nicht vollständig aufgeführt. Denn so fehlt gleich der Fall, wo gewisse Producenten zwar ausschließlich ein Gut zu Markt bringen können, der Preis aber beschränkt wird durch die Concurrenz von Surrogaten, die demselben Bedürfniß, nur minder gut, dienen, wie z. B. bey Holz gegenüber von Steinkohlen und Torf, oder bey Miethwohnungen in verschiedener Lage geschieht.

Der Verfasser betrachtet hierauf zwischendurch den Einfluß der Steuern auf die landwirtschaftliche Production (p. 178 — 182); es scheint uns dieß aber eine den Fortgang der Untersuchung störende Episode, weßhalb wir hievon Umgang nehmen und sogleich zu dem Abschnitte fortgehen, der von dem Verhältniß spricht, in welchem Rente, Profit und Lohn zu einander stehen.

Hier können wir nicht umhin, zu bemerken, daß dem Verf. der Mangel an Ordnung und Gliederung, der durch seine ganze Arbeit herrscht, ganz auffallend hinderlich wird. Denn, nachdem er im Eingang zur Betrachtung der Gütervertheilung vierthalb Quartseiten auf die Nomenclatur der Ansprüche verwendet hat, welche diejenigen an das Gesammtproduct der Nation machen, die dasselbe durch ihre Thätigkeit und ihr Vermögen herstellen, werden p. 182 — 185, wo er das Verhältniß von Lohn, Gewinn und Rente zu bestimmen anfängt, aufs neue drey Seiten der Sichtung und Bezeichnung derselben Begriffe gewidmet. Kein Wunder, daß er sich in einigen seiner Ansichten nicht ganz gleich bleibt. Während er früher dem Monopol allein die Preiserhöhung beymaß, welche die Mitwirkung von Land und ähnlichen ohne Zuthun des Menschen entstandenen Productionsmitteln zur Folge hat, so findet er nun p. 185, daß Rente die Vergeltung für ihren Beystand ist, daß dieser Tauschwerth, wie aller andere, eben so wohl von ihrer Brauchbarkeit als Seltenheit abhängt und daß viele Irrthümer daraus entspringen, daß man einen dieser Factoren ausser Acht läßt; ein Resultat, das früher entwickelt, die Darstellung der Gütervertheilung gar sehr vereinfacht hätte. Als Hauptunterschied der Rente vom Kapitalgewinn und Lohn wird hier noch angeführt, daß diese eines Minimums fähig seyen, weil sie auf einer Aufopferung beruhen, und eines Maximums, weil sie größtentheils von der Zahl der Arbeiter und dem Betrag des Kapitals abhängen: allein ist es denn keine Aufopferung, einem Andern die Nutzung seines Bodens abzutreten; fragt

nicht auch der Grundbesitzer, ob er mehr Vortheil habe beym Anbau seines Bodens für Andere oder für sich selbst; tritt nicht ein Maximum der Bodenrente da ein, wo es vortheilhafter wird, Erdfrüchte auf dem Handelsweg beyzuschaffen, als auf dem eigenen Boden deren mehr zu bauen; und ist nicht durch die Unmöglichkeit, einen höheren Preis der Bodenproducte zu erschwingen, mit der Stockung der Bevölkerung, noch weit entschiedener als bey Lohn und Gewinn, ein Maximum für die Bodenrente gegeben?

Desto mehr stimmen wir dem Verf. bey, wenn er Ricardo's Neuerung, den Lohn hoch oder niedrig zu nennen, je nachdem der Arbeiter einen größeren oder kleineren Antheil vom Werthe des Products empfängt, für eine höchst unglückliche Aenderung der herkömmlichen Sprache hält, da man hierdurch verführt wird, vom Arbeiter ganz abzusehen und blos auf das Verhältniß des Lohnes zu den Gesammtkosten zu denken. So gefaßt ist dann freylich schon nach ganz äußerlicher Ansicht eine Zunahme des Gesammtlohns (im Product) mit einem Sinken des Profits verbunden, und umgekehrt, wie dieß die Schule Ricardo's allgemein behauptet. Sonderbar genug ist diese, freylich dem Interesse der Fabrikanten zusagende, Meynung in England schon so verbreitet, daß selbst Fabrikbesitzer in Zeugenverhören des Parlaments sie wie ein Axiom anführen; obwohl sie im Einzelnen doch nur unter der unstatthaften Voraussetzung wahr ist, daß die Preise des Products sich gleich bleiben, auch wenn die Lohnauslage steigt und umgekehrt. Der Verf. weist nach, welche Mißverständnisse hieraus in Parlaments-Comitees hervorgegangen. Indem er übrigens die herkömmlichen Begriffe von Geld- und Sachlohn adoptirt und zum Lohn des verheiratheten Arbeiters den von Frau und Kindern rechnet *), bemerkt er

*) Vrgl. Meine Untersuchungen S. 243.

sehr richtig, daß vom Betrag des letzteren alles das abgehe, was ohne Lohnarbeit von Frau und Kindern im Hause selbst für's eigene Bedürfniß der Familie unmittelbar bereitet und geleistet worden wäre, jetzt aber gekauft werden muß; abgesehen von den sonstigen Uebeln, welche fürs Familienleben und die Erziehung aus jenem Verkauf der Arbeit von Weib und Kind hervorgehen. Dabey dringt er auf Schätzung des Lohns nach der Leistung, wo es denn allerdings wahr seyn kann, daß ein Engländer nur gleichviel Geldlohn wie ein Franzose erhält; und woraus es sich erklären mag, daß die Einwanderung der weit weniger leistenden Irländer in England den Lohn des englischen Arbeiters weniger drückte, als man befürchten mußte. Der Verf. bemerkt indeß selbst, daß diese Schätzung des Lohns mehr den Fabrikanten interessire; der Arbeiter dagegen sich jedenfalls besser befinde, wenn er bey gleichem Lohne sich weniger anzustrengen habe. Zwar er meynt, die Thatsache, daß unter den englischen Fabrikarbeitern, die 69 Stunden in der Woche vor der Maschine stehen, doch längere Lebensdauer herrsche, als bey der leichten Arbeit unter dem gemeinen Volke in milderen Klimaten, zeige, daß ein sehr hoher Grad von Anstrengung das Leben noch nicht gefährde: doch wird er uns zugeben, daß die Dauer der Bewegung eines Maschinentheils ein schlechter Maßstab ist für den Werth des menschlichen Daseyns.

Die Höhe des Lohns findet der Verf. zunächst gegeben durch die Quantität und Qualität der Güter, welche während des Jahres zum Verbrauch der Arbeiterklasse bestimmt sind im Verhältniß zur Zahl der Arbeiter; und er hält dieß für so einleuchtend, daß es kaum einer Erläuterung bedürfe. Auch wir haben bereits denselben Satz aufgestellt. *)

(Schluß folgt.)

*) Untersuchungen S. 232.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

An outline of the science of political economy by Nassau W. Senior, etc.

Principes fondamentaux de l'économie politique, etc.

(Schluß.)

Auf ihn gestützt sucht nun der Verf. mehrere andere Ansichten von den Ursachen des Lohnsatzes zu widerlegen. Insbesondere scheint ihm:

1. Die Behauptung falsch, daß der Lohn vom Verhältniß der Arbeiterzahl zum Gesammtkapital des Landes abhänge, weil in diesem viele Dinge enthalten sind, die der Arbeiter nie verbraucht. Wenn z. B. Seidenwaaren durch stärkere Einfuhr wohlfeiler würden, so könnte der Lohn nicht steigen, wohl aber müßte er sinken, wenn plötzlich die Hälfte der Tabakvorräthe vernichtet, und damit der Preis des Tabaks gesteigert würde. Wie richtig diese Bemerkung an sich ist, haben wir bereits früher anerkannt; doch zweifeln wir, ob die Anhänger des bekämpften Satzes sie als Widerlegung gelten lassen werden. Sie können einwenden, daß der Theil des Kapitals, welcher fortwährend zur Lohnzahlung verwendet wird, stets in ziemlich gleichem Verhältniß zum Gesammtkapital bleibe, so daß man statt seiner das letztere setzen könne; um so mehr, als ja auch die Herstellung von neuem fixen Kapitale nicht ohne Lohnauslage möglich ist. Der Irrthum liegt überhaupt gar nicht darin, daß man glaubt, der Gesammtlohn stehe in einem ziemlich constanten Verhältniß zum Gesammtkapital (denn am Ende sagt dieß der Verf. selbst, da ja die ganze Masse der Verbrauchsgüter der Arbeiter, ehe sie an letztere gelangen, dem Kapitale angehörten); sondern darin, daß man die Abhängigkeit des Gesammtlohns vom Kapital für den einzigen und letzten Bestimmungsgrund des Lohns hält, was sich erst durch die Erwägung widerlegt, daß alle Lohnzahlung aus dem Kapitale des Unternehmers nur eine vorschußliche Vergeltung der Arbeit ist und der wahre Lohn erst von dem kommt, der das Product selbst für sein Bedürfniß verwendet. Dieser aber hat zu regelmäßig fortdauernder Vergeltung der Arbeiten Anderer, die er an sich oder in Producten genießt, nur das was ihm ursprünglich zur dauernden Befriedigung seiner Bedürfnisse zu Gebote stand, seine Arbeitsleistungen und die Nutzungen seines Vermögens (Land inbegriffen), sein ursprüngliches Einkommen. Von diesem oder dessen Gegenwerth überläßt er einen Theil dem Producenten für seine Lohnauslage; und so ist also gar nicht das Kapital der wahre Fond, aus welchem der Lohn definitiv gezahlt wird, sondern sämmtliche Arbeiten und Kapitalnutzungen, die isolirt oder technisch verbunden die Gesammtmasse der Güter bilden, welche in jeder Periode aufs neue zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Volkes sich darbieten. Bereits oben haben wir gezeigt, daß das umlaufende Kapital der Unternehmer blos das Hilfsmittel ist, das die Verbindung, Aufbewahrung und den Umsatz jener stets sich erneuenden Arbeiten und Nutzungen möglich macht. Nur so weit es selbst in seiner Nutzung in jeder Periode aufs neue einen Beytrag hierzu liefert, aber nicht an sich, gewährt es einen Gegenwerth zur

dauernden Vergeltung von Arbeiten. Nach alle dem ist aber die vom Verfasser bestrittene

2) Lehre, daß der Lohn abhänge, vom Verhältniß der Arbeiterzahl zu dem Gesammteinkommen der Nation, nicht ganz falsch. Dieses nämlich ist die Summe aller Arbeiten und Nutzungen, die isolirt oder zu Producten verbunden in einer Periode sich zur Befriedigung aller Bedürfnisse des Volkes darbieten. In diesen Gesammtfond liefert der Arbeiter seine Leistungen, der Kapitalist die Nutzungen seines Vermögens; und er vertheilt sich in lauter Lohn und Gewinn, die nichts anderes sind, als die Summe der Arbeiten und Nutzungen Anderer, die man theils isolirt, theils in zusammengesetzten Producten für eigene Leistungen oder Nutzungen empfängt. Freylich wäre es richtiger, zu sagen, der Lohn hänge ab vom Verhältniß der Arbeiterzahl zu dem Antheil am ursprünglichen Gesammteinkommen, den die Arbeiter als Vergeltung für ihre Arbeit erhalten und dieß würde genau mit der eigenen Ansicht des Verf. übereinstimmen; indeß ist doch auch das nicht unrichtig, daß in dem Maße die Nachfrage nach Arbeiten und der Lohn selbst wachsen muß, in welchem sämmtlichen Consumenten mehr eigene Arbeiten und Nutzungen zum Eintausch von Leistungen Anderer zu Gebot stehen, oder, was dasselbe ist, je mehr das (ursprüngliche) Einkommen der Nation wächst.

3) Der Verf. leitet daraus ferner den Satz ab, daß der Aufenthalt von Rentnern im Auslande nur dann der Arbeiterklasse schade, wenn das Land Rohproducte ausführe; doch bekämpft er unter

6) die gewöhnliche Meynung, daß die Consumtion der Rentner der Arbeiterklasse Beschäftigung und damit Vortheil verschaffe. Wir halten uns indeß hierbey nicht auf, da er unter 6) mehrere Sätze aufstellt, die dem widersprechen, was er mit mehr Rücksicht auf die Erfahrung unter 3) vorgetragen. Doch erforderte diese ganze Untersuchung eine sorgfältigere Begründung durch die Lehre von der Consumtion und den Folgen ihrer Veränderungen, wenn man zu einem befriedigenden Resultate gelangen wollte. *)

Unter 4) und 5) wird dann die Behauptung berichtigt, daß Maschinengebrauch und Einfuhr von Fremdwaaren den Arbeitern auf die Dauer anders als vortheilhaft seyn könnten; und zuletzt

7) die Meynung Ricardo's bekämpft, daß die Ausgabe von Renten auf persönliche Dienste mehr Arbeiter unterhalte, als ihre Verwendung auf Gewerbsproducte.

Hierauf kehrt der Verfasser zu seiner Proposition zurück und fragt, wovon denn nun die Masse von Verbrauchsgütern abhänge, die sich der ganzen Arbeitsklasse als Gesammtlohn darbietet? Er findet zwey Umstände: einmal die Ergiebigkeit der Arbeit, welche auf Herstellung derselben verwendet wird und dann das Verhältniß der bey dieser Production beschäftigten Arbeiter zur Zahl aller Arbeiterfamilien. Die Ergiebigkeit der Arbeit hängt ihm ab:

1) von den körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften des Arbeiters;

2) Von der Mitwirkung der Natur in Boden, Clima, Größe des Landes u. s. w.;

3) Vom Kapitalgebrauch;

4) Von den Staatseinrichtungen, die auf die Wirthschaft Einfluß haben.

Würden nun alle Arbeiter mit Erzeugung von Gütern blos für die Arbeiterfamilien beschäftigt seyn, so entschiede die Productivität der Arbeit allein über den Lohn. Allein es geht vom Product der Arbeit auch Rente, Steuer und Gewinn ab, oder was dasselbe ist, ein Theil der Arbeiter ist mit Erzeugung von Gütern für die Grundbesitzer, den Staat und die Kapitalisten beschäftigt. Jede Zunahme der Rente, die blos in Folge der Vermehrung der Bevölkerung erfolgt, jede Steuererhebung für nutzlose

*) Vrgl. Meine Darstellung der Wirkungen des Absenteeism (Untersuchungen S. 363 fgg.).

Zwecke, schmälert den Lohn. Rente dagegen, die um der vergrößerten Productivität des Bodens willen gegeben wird, ist ein Antheil am Gesammtproduct, der vom Lohne unabhängig ist; und Steuern, ohne welche die öffentlichen Einrichtungen, die das Gedeihen der Arbeit bedingen, nicht denkbar sind, erscheinen als nothwendige Kosten der Arbeit. Abgesehen von beyden, theilt sich dann das Gesammtproduct unter die Arbeiter und Kapitalisten in Lohn und Gewinn, nach Maßgabe des zur Anwendung disponibeln Kapitals und der Zahl der Arbeiter: sonach, da über jenes die vorgängige Sparsamkeit, über diese die Lebensweise der Arbeiter entscheidet, eigentlich nach Maßgabe der Sparsamkeit und der sittlichen und wirthschaftlichen Kraft der Kapitalisten und Arbeiter in der nächstvorhergehenden Periode *).

So zusammengezogen giebt das etwas diffuse Raisonnement des Verfassers ein Resultat, das so ziemlich mit der Ansicht des Referenten übereinstimmt. **) Dabey können wir aber unsere Verwunderung nicht bergen, daß es dem Verf. gelungen ist, trotz so manchen unrichtigen Vorstellungen und Begriffen, die wir bereits oben berührt haben und die ihm nun in der vorliegenden Untersuchung überall hinderlich waren, so weit vorzudringen. Sein Hauptfehler ist gleich von vornherein, das ganze neue Jahresproduct blos als Arbeitserfolg; Rente, Steuer und Profit aber als Schmälerung des Gesammtproducts der Arbeit zu betrachten. Nun hängt aber doch offenbar die Masse der jährlich neu erzeugten Güter eben sowohl von der Mitwirkung aller Kapitale (Grund und Boden inbegriffen) ab, wie von der Arbeit selbst; Grundstücke und andere Kapitale vergrößern überdieß nicht blos die Ergiebigkeit der Arbeit, sondern ihre Anwendung gewährt Güter, die der Arbeiter allein gar nicht erzeugen konnte; sie verhalten sich ganz wie jene Bodenverbesserung, deren Ersatz in der Rente dem Verf. selbst nicht als Lohnschmälerung erscheint (p. 204). Die Nutzungen der Kapitale sind ein so wesentliches und selbständiges Element der Güter, wie die Arbeit; auch die Grundbesitzer und andere Kapitalisten sind Theilnehmer an der Production. So lange daher neben der Persönlichkeit auch das Eigenthumsrecht gesichert ist, verlangen *Grundbesitzer* und *übrige Kapitalisten* eben so billig einen Antheil am Gesammtproduct, wie die *Arbeiter*. In der That ist die ganze wirthschaftliche Thätigkeit eines Volkes nur darauf gerichtet, Arbeiten und Nutzungen unmittelbar fürs eigene Bedürfniß zu verwenden, oder sie vorerst gegen die Arbeiten und Nutzungen Anderer auszutauschen. Die Technik sammt dem Handel geben diesen Elementargütern tausendfältige Formen, zerstreuen sie auf tausend Wegen; aber doch ist die ganze Masse der Producte, die im Verkehr sich befinden, immer nur die Masse der Arbeiten und Nutzungen, die man lieber umtauscht, als selbst verbraucht. Zwey (oder, wenn man den Boden nicht als Kapital betrachtet, drey) große Parteyen liefern diese Productenmasse und theilen sie wieder unter sich; nicht nach friedlicher Uebereinkunft, wie in einer Gemeinwirthschaft, sondern nach dem Gesetz der Selbsterhaltung jeder Partey. Die Arbeiter kommen mit ihrer Leistung, um neben den Leistungen Anderer auch Nutzungen von Kapital zu kaufen; die Kapitalisten suchen für ihre Nutzungen ausser andern Nutzungen auch Arbeitsleistungen. Wie nun kleine Aenderungen in der Vergeltung, die jeder Theil erhält, von dem Schwanken des Geschmackes oder der Vorliebe für Producte abhängt,

*) Da der Verf. die Aufopferung der Abstinenz nicht darin findet, daß der Kapitalist auf die eigene Benützung des Kapitals verzichtet, sondern darin, daß er die Güter ansammelte, die das Kapital bilden (p. 206), und er früher die Wirkung des umlaufenden und fixen Kapitals nicht ergründet hat, so ist es ihm völlig unmöglich, klar zu machen, wie sich überhaupt der Gewinn vom fixen Kapitale bildet. Der Leser wird sich p. 210 — 212 hievon selbst überzeugen.

**) Staatswirthschaftl. Untersuchungen, S. 228 — 265.

worin mehr Nutzungen oder mehr Arbeiten enthalten sind, und wie größere Veränderungen im Lohn aus Aenderungen in der Zahl der Arbeiter oder der Ergiebigkeit der Arbeit an sich, — im Gewinn aus der Zu- oder Abnahme der Kapitalmasse oder der Aenderungen in der Ergiebigkeit der Kapitale entspringen, haben wir am angeführten Orte ausführlich dargethan.

Was der Verf. am Schlusse seiner Betrachtung der Vertheilung der Güter über die Ursachen der Ungleichheiten des Lohns und des Gewinns in verschiedenen Anwendungen sagt, enthält manche neue Bemerkung; wir können aber nicht mehr darauf eingehen, da ohnehin diese Anzeige die Gränze einer Recension bereits um ein Gutes überschritten hat. Möge die Sorgfalt, mit der wir sie ausgearbeitet haben, dem Verf. als Beweis des Werthes gelten, den wir seiner Schrift beylegen.

F. B. W. Hermann.

Particularum graeci sermones negativarum οὐ et μή, οὐ μή et μὴ οὐ accurata disputatio, locupletissimo documentorum ex omnis aevi scriptoribus collectorum apparatu exornata; cui accedit, ubi opus est, et modorum et temporum hoc in genere usitatorum diligens disquisitio, auctore G. F. Gayler, prof. et eccles. Reutlingensis archidiacono. Tubingae et Lipsiae apud C. F. Osiander 1836.

Wenn man vor dem unermeßlichen Weltmeere steht, oder vor einer unübersehbaren Sandwüste, sagt Jean Paul, kurz vor Allem, was ohne Abwechslung oder Unterbrechung zu haben einen großen Raum anfüllt, so entsteht in uns das Gefühl des Ungeheuren. Ich habe die Meeresgrenze unsers Vaterlandes nie erreicht, was eine Lobi oder Sahara sey, weiß ich nicht zu sagen: aber den Eindruck dieses Buches habe ich auf mich wirken lassen, und nun weiß ich, wie es bey solchen Naturerscheinungen einem zu Muthe seyn kann. Fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig eng gedruckte Bogen oder 447, sage viermalhundert und siebenundvierzig Seiten mit Beyspielen über den Gebrauch zweyer einsylbigen Wörtchen angefüllt, und mit dumpfem Schweigen immer eine Stelle an die andere angereiht! Wie muß man nicht erstaunen über die verzweifelte Ausdauer des Verf., daß er alle Schriftsteller aller Orten und aller Zeiten vom Anfange bis zum Ende durchgehe, und alle οὐ und μή, die sich in ihnen betreffen ließen, auffangen und in seine Menagerie zusammentreiben konnte! Und nun denke man sich die Ansprüche und den Rangstreit, der hier unter ihnen entstehen mußte: wie sie zu kneifen, sich zu beißen anfiengen und einander aufzufreßen drohten! Der muthige Besitzer aber fuhr zu mit einem Balken bewaffnet mitten unter sie; die Thiere entwichen nach rechts und nach links: und was nun links war blieb links, und was rechts war rechts.

Nun fragt man, sobald man sich vom ersten Staunen erholt hat, wozu diese Mühe, dieser Aufwand, diese Macht dienen sollen? Dafür ist aber der Grund nicht sogleich gefunden. Will der Verf. über jene vielbesprochene Partikeln eine neue Ansicht aufstellen und durchführen, weil er die bisher geltenden als unhaltbar erkannt hat? Nein: denn nachdem die Erklärungen und Definitionen aller alten und neuen Grammatiker und Lexikographen in derselben Weise wie die Beyspiele der Schriftsteller nacheinander mitgetheilt und aufgezählt worden sind, wird der Schluß gezogen, daß von der allgemein herrschenden Hermannischen Ansicht nicht abgegangen werden dürfe: aliud fundamentum quam illud, οὐ negat rem, μή cogitationem rei, non dicetur jaciendum esse. So will er vielleicht dieses System gegen gefährliche Angriffe vertheidigen, indem er gehört hat, daß dasselbe wankend gemacht und erschüttert worden sey, ja daß man es sogar bereits zu verlassen anfange? Keineswegs: denn seine Kenntniß der Literatur in dieser Hinsicht reicht gerade nur bis auf Hermann und einige seiner Anhänger. Ref. hatte ihn im ungegründeten Verdachte böswilliger Uebergehung oder Verschweigung gewisser Gelehrten und ihrer Leistungen, überzeugte sich jedoch bald, daß, was ihm Ignoriren geschienen, Ignoranz sey.

Wir wollen jedoch die Möglichkeiten von Gründen zur Verabfassung dieses Buches nicht weiter zu erschöpfen suchen, sondern kurz sagen, wie wir glauben, daß es sich damit verhalte.

Der Verf. hat gleich andern redlichen und wohldenkenden Leuten vermittelst der Hermannischen Lehre nie eine deutliche Erkenntniß und klare Anschauung gewinnen können, war aber trotz dem nicht im Stande, dieselbe zu verabschieden, weil er kein neues System sich zu bilden vermochte: und nun will uns sein Buch die Geschichte sammt den Denkmählern solchen Sisyphischen Ringens überliefern. Ein Document und Kabinetsstück für den Psychologen ist daher dieses Buch: denn es zeigt, wie der Irrthum in solchen Köpfen gähre, und wie er sich so gewaltig in seinen Selbsterzeugungen vervielfältige. Warum wird über diese und jene Dinge ohne Aufhören so unendlich viel geschrieben, daß selbst die Bibliotheken die Masse nicht zu fassen vermögen? Es ist der Irrthum, der sich quält und bläht und anschwellt. Warum ist die neuere Zeit so reich an Büchern und Gelehrten? weil sie nicht blos an Wissenschaft, sondern auch an Irrthum viel reicher als die alte ist.

Dr. J. Hartung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 2. July d. J. hielt der Sekretär derselben, Max Freyherr von Freyberg folgenden Vortrag.

Ueber die Agilolfinger.

§. 1.

In den Legibus Bajoariorum heißt es: Dux qui praeest in populo semper de genere Agilolfingorum fuit.

Da die schriftliche Aufzeichnung dieser Gesetze in das erste Drittheil des VII. Jahrhunderts fällt, so folgt aus dieser Stelle, daß die Fürsten der Bajoarier wenigstens schon während des Verlaufes des VI. Jahrhunderts aus dem Geschlechte der Agilolfinger waren.

Der erste bayerische Fürst, den wir dem Namen nach kennen, ist „Garibaldus rex," dessen historisches Daseyn unter andern aus einer Stelle des Paulus Diaconus bewiesen ist.

Da nun aber Garibald von den Jahren 555 bis 595 geherrscht hat, so kann er nicht der erste Fürst aus dem Geschlechte der Agilolfinger gewesen, sondern es müssen auch seine Vorfahrer auf ein Jahrhundert zurück diesem Hause entstammt seyn.

§. 2.

In der Brief-Sammlung Cassiodors befinden sich zwey an einen König der Heruler gerichtete Schreiben.

In dem einen derselben adoptirt Theodorich, König der Ostgothen, diesen Fürsten der Heruler zu seinem Sohne, und verspricht ihm seinen Schutz; in dem zweyten gleichzeitig auch an die Könige der Thüringer und Warner gerichteten Schreiben, wird der Herulerfürst aufgefodert, gemeinschaftlich mit jenen Königen Botschafter an den Chlodwig abzusenden, um ihn von einem Kriege mit dem Westgothen Alarich abzumahnen. Theodorich bedient sich, um den König zu diesem Schritte zu bewegen, des Motives der Furcht und der Dankbarkeit, indem er einfließen läßt: Sie sollen bedenken, daß im Falle Alarich unterläge, Klodwig demnächst seine Waffen wider sie kehren würde. Zugleich möchten die Heruler auch eingedenk seyn, wie oft bereits Eurich, der Vater Alarichs, durch seine Zwischenkunft drohende Bekriegung von ihnen abgewendet habe.

Es frägt sich: wo hatten die Heruler, an deren König diese Briefe Theodorichs gerichtet sind, ihren Wohnsitz, und aus welchem Geschlechte war dieser ihr König?

Ich glaube mich nun nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese Heruler in dem bald darauf als Bajoarien bezeichneten Lande ihren Wohnsitz hatten, und daß ihr König das Herrscherhaus der Agilolfinger begründet habe.

§. 3.

Die Begründung dieser Behauptung möge aus Nachstehendem hervorgehen:

1. Die Briefe Theodorichs müssen einige Zeit nach der Besiegung Odoacers geschrieben worden seyn, und fallen also ihrem Datum nach in das Ende des V. oder in den Anfang des VI. Jahrhunderts. Um diese Zeit aber finden wir nirgends Heruler als eben in Bajoarien und in Unter-Pannonien, welche letzteren damals noch durch die Longobarden von ihren westlichen Stammgenossen getrennt waren. An den König der eben erst in Pannonien eingewanderten Heruler kann nun wenigst das letztere Schreiben nicht gerichtet gewesen seyn, denn:

a) diese hatten weder von Chlodwig Etwas zu fürchten, noch von Alarich Etwas zu hoffen. Auch könnte die Erinnerung an eine von letzterem ihnen früher zugewendete Hülfe Eurichs auf das eben erst aus Skandinavien und von der Ostsee nach Pannonien kommende Volk keine Anwendung fin-

den. Endlich ist nicht abzusehen, in welche Verbindung dieses an die unterste Donau eingewanderte Volk mit den Thüringern und Warnern gebracht werden wolle.

Dagegen paßt das Schreiben, als ein an den König der in Bajoarien wohnenden Heruler gerichtetes, vollkommen in die damaligen Verhältnisse. Diese Heruler waren, wie das Ergebniß der neuesten Untersuchungen zeigt, im V. Jahrhundert durch die Gothen aus den östlichen Donau-Gegenden immer weiter nach Westen herauf gedrängt worden, und hatten zuletzt, in Gemeinschaft mit Skyrischen und Rugischen Stämmen, Besitz der Gegenden diesseits der Donau bis an den Lech genommen. Ein Theil dieser Völkerschaften zog kurz darauf unter Odoacers Anführung nach Italien, und dieser ihr Führer riß die Herrschaft dieses Landes an sich, wo er sich dreyzehn Jahre lang als König behauptet hat. Erst ein aus Rache gegen seine eigenen Stammgenoßen — die Rugier an der Donau (im heutigen Oesterreich) im Jahre 487 unternommener Krieg veranlaßte seinen Sturz. Denn die Rugier suchten Hülfe bey den Ostgothen, deren König Theodorich nun über die Julischen Alpen heranzieht, und die aus Herulern, Skyren und Turzelingern gebildeten Heere Odoacers am Isonzo und um den Etsch besiegt (489).

b) Auch noch eine weitere Stelle in Cassiodors Brief-Sammlung beweiset dieß Wohnen der Heruler im heutigen Bayern, nämlich ein an die Magistrate in Pavia gerichteter Auftrag, daß sie für einige nach Ravenna beschiedene Heruler Schiffe bereit halten, und für ihre Bewirthung Sorge tragen sollen, „ne in patria nostra adhuc provinciae suae laborare videantur inopia.“ Also die über die nördliche Gränze kommenden sollen bey dem Eintritte aus ihrer Provinz in das italienische Gebiet nach Ravenna überführt werden. Daß hiebey nicht eine Schiffahrt auf dem Meere, sondern auf dem Po gemeynt ist, zeigt der Auftrag an die Behörde in Pavia. Wo anders könnte nun diese Provinz der Heruler gesucht werden, als in dem nördlich zunächst an Italien gränzenden Bajoarien?

c) Auch Eugippius (Vita S. Severini 25.) bezeugt, daß um jene Zeit Heruler sich in der Gegend des heutigen Salzburger Landes aufgehalten haben, indem er von der Zerstörung Juvavias durch dieselben spricht. Als nördliche Nachbarn dieser Heruler nennt er die Thüringer.

d) Endlich läßt sich der Beweis auch negativ bekräftigen. Es war dem Könige der Ostgothen darum zu thun, einem Kriege mit den Franken zuvorzukommen. Deswegen ist ihm an der Aufrechthaltung der zwischen seinem Reiche und jenem Chlodwigs wohnenden drey Völkerschaften, nämlich der Heruler, Thüringer und Warner, gelegen. Die Wohnsitze der Thüringer und Warner nahmen die Gegenden nördlich von der Donau bis an die Weser ein. Die Heruler müssen also nördlich oder südlich von diesen Gegenden gewohnt haben. Allein nördlich ist das Land bereits im Besitze der Sachsen oder Friesen. Also bleibt nur die südliche Gegend, nämlich Bajoarien als das den Herulern anzuweisende Land, so wie denn auch der dem Könige dieses Volkes von Theodorich zugesicherte Schutz auf entfernte Wohnsitze nicht passen würde.

§. 4.

Eine Stelle bey Isidor (hist. Goth.) in Verbindung mit einer andern Stelle des Panegyrikers Ennodius (Pan. c. 10.) enthält die Nachricht, daß nach Odoacers Untergang sein Bruder Aonulf noch einen Krieg gegen Theodorich gewagt habe, und zwar mit Hülfe Herulischer Schaaren. Dieser Aonulf, oder Wulf, war nach seines Vaters Etichо Tod Beherrscher der Skyren geworden, welche, wie schon berührt, mit den stammverwandten Herulern von den Gothen heraufgedrängt worden waren. Schon das Gesetz der Blutrache mochte den Aonulf vermocht haben, dem Theodorich den Tod seines Bruders Odoacer an der Spitze der Heruler und Skyren mit einem Kriege zu vergelten. Allein er wurde besiegt und wieder in die Donaugegenden zurückgedrängt.

Nun mochte einerseits die Tapferkeit Aonulfs den großen König vermocht haben, — und mancher Ausdruck des bekannten Briefes läßt dieses vermuthen, — den Besiegten durch Adoption und Uebersendung prächtiger Waffen zu ehren, anderseits lag es seiner Politik nahe genug, ein freundschaftliches Verhältniß mit den jenseits des römischen Limes wohnenden Herulern und Skyren, ferneren Kriegen mit diesen so tapfern als kühnen Völkern vorzuziehen, um so mehr, als er gegen die mächtigen Franken der Bundesgenossen bedurfte. Aus diesem Allen ergiebt sich nun aber, daß der König, an welchen die schon öfter erwähnten Schreiben des Gothen-Königs gerichtet sind, nicht wohl ein anderer seyn kann, als eben der genannte Aonulf.

Hiemit stimmt denn auch die Zeitrechnung vollkommen zusammen; denn jene Briefe müssen zwischen den Jahren 495 und 505 geschrieben seyn. Und gerade in diesem Jahrzehent stand Aonulf an der Spitze der Heruler und Skyren.

§. 5.

Also Etichо und Wulf (Aonulf) sind uns als Fürsten der Skyren bekannt.

Etichо und Welf sind auch die Namen, welche in dem spätern Welfischen Hause häufig abwechslungsweise vorkommen.

Schon aus dieser Vorkommenheit läßt sich auf eine Abstammung dieser spätern Welfen von jenem skyrischen

Fürstengeschlechte der Schluß ziehen. Nicht einem Zufalle, nicht einer Willkühr, darf eine solche Wahl zugeschrieben werden — am wenigsten in einer Zeit, welche die Abstammung so hoch in Ehren hielt.

Aber dieser Schluß wird auch noch bekräftigt durch das Besitzthum der Welfen. Diese sind Herrn im Vinstgau (vallis venusta), Herren an den Engpäßen bey Füßen (in faucibus alpium juliarum); Ammergau und die Gegend von Skyrantia ist ihr Patrimonium. Von hier aus dotiren sie die Klöster Rotenbuch und Steingaden, und stiften Ettal, Ettichos-Thal, und jener Welfe Ettcho, Vater der Kaiserin Judith, reitet aus Unmuth über seinen Sohn, der sich zum Vasallen hingegeben, in den Skyrenwald, in die einsame stille Umbiego: so lauter war sein Stolz auf seine königliche Abkunft!

Ein Welfe war auch jener Comes Bajoariorum in Botzen und Herr der dortigen Kastelle, welcher mit dem Herzoge von Trident in Krieg gerathen.

Ein Olfgand (Wolfhart) streitet mit bajoarischen Schaaren wider die Longobarden. Ein Gundo-(Gunzo-)bald ist der Sohn Grimoalds, der Bruder der Theodolinde (590), ein Gunzo praefectus Augustae provinciae et Rhaetiae, fördert die Stiftung des Klosters St. Mang bey Füssen, ein Rudolf, Gemahl der Idda, wird Vater Welfs genannt, obigem Gunzo folgt Cathicus (Ettcho) in seinem Amte nach. Udo, der Bruder Rodoalds, wird dux fori juliani genannt, und dieser Rodoald ist Stammvater der Welfen in Alemannien. Udo ist gleichlautend mit Adalbert, und kommen die Adalberte und Rudolfe, so wie Welf und Ettcho im Geschlechte dieser mächtigen Fürsten, wie schon angedeutet, immer wieder vor, früher und später; denn auch im X. Jahrhundert heissen Heinrich des Welfen Söhne Ettcho, Rudolf und Conrad, und vertauschte Conrad, welcher Bischof in Constanz war, seine ererbten Hausgüter gegen jene seines Bruders Rudolfs, die da gelegen waren in Rhätien und Elsaß. Denn schon vor Carl des Großen Zeit blühten die Welfen in Alemannien und Elsaß, und hatten ihr Panier über den Jura nach Burgund getragen, und rühmen sich die Häuser Habsburg, Zähringen und Lothringen der Abkunft von diesem Stamme. Aus Burgund kehrte nun auch jener Otkar (Odoacar) zurück, kam in seine Stammlande gemeinschaftlich mit seinem Bruder Adalbert, um das Kloster Tegernsee auf seinem Patrimonium zu stiften. In diesem Sinne klärt sich nun auch jene Stelle in den ältesten Annalen dieser Abten auf, wo es heißt, die Stifter seyen gewesen de partibus Noricorum, Carolo Magno consanguinei, quorum Adalbertus novem comitatus possedit in Bavaria, alter vero Otcar ducatum tenuit in Burgundia!

Doch wir wollen hier Umgang nehmen von diesen großen Herrlichkeiten des Welfischen Hauses in den Alemannischen Gauen und den Ländern jenseits des Rheins und nun in Betracht nehmen ihr Patrimonium und Allode in den Urßitzen dieses Fürstenstammes, nämlich in Rhätien und Bajoarien. Hier finden wir sie begütert in den Gegenden jenseits des Brenners, durch das Innthal herab bis herüber nach Ettal, Tegernsee, Ammergau, Wolfratshausen, und westlich in dem Vinstgau in den Julischen Alpen, in Graubündten bis Füßen und entlangs des Lechs.

Woher käme nun den spätern Welfen dieses Besitzthum, gerade in den Gegenden, von welchen aus jener Welf, Odoacers Bruder, an der Spitze der Skyren und Heruler wider Theodorich in den Krieg gezogen, gerade in den Gegenden der Skyrnitz und des Skyrenwaldes, wenn sie nicht Nachkommen dieses Welfs gewesen, der ein Fürst der Skyren war?

§. 6.

Wenn aber die Welfen von jenem Welf, dem Bruder Odoacers, und Sohne des Skyrenfürsten Ettcho abstammen, so sind sie auch nothwendig eines und desselben Geschlechtes mit den Agilolfingern.

Und hierauf weiset nun unter andern das Zeugniß des Theganus, eines Zeitgenossen Carl des Großen hin, welcher sagt: „Ludovicus (rex) accepit filiam Welfi ducis, qui erat de nobilissima stirpe Bajoariorum.“ Theganus, der wohlunterrichtete, nennt hier ausdrücklich jenen Welf einen Agilolfinger.

Und der heil. Friedrich sagt zu König Ludwig: Habes conjugis loco Juditam tibi sanguine propinquam, Guelphi Bavarorum ducis filiam.

Und aus diesen Zeugnissen entnehmen wir denn:

1) eine nahe Stammverwandtschaft zwischen den Welfen und Agilolfingen, und der erstern durch die letztern mit den Carolingen; und
2) umgekehrt auch eine Bestättigung der gemeinschaftlichen Abkunft dieser beyden Fürstenhäuser von Ettcho, dem Könige der Skyren.

§. 7.

Wenn nun aber gleich die Welfen mit den Agilolfingern ihren Ursprung gemeinschaftlich bis auf jenen Ettcho, den Fürsten der Skyren, und jenen Welf, König der Heruler, hinaufleiten, so ist doch die Stammlinie der Agilolfinger die bevorzugte, und also höchst wahrscheinlich die von dem erstgebornen Sohne Wulfs auslaufende. Wenn also einerseits agilolfingisches Patrimonium und Allode an den Skyrischen Urßitzen vermischt mit Welfischen vorkommt, so tritt nun zu Gunsten der Agilolfingischen Linie auch noch das hinzu, was einem Könige der Heruler zukömmt. Daß die Heruler das prädominirende unter den Volkern gewesen, welche von den Gothen herausgedrängt, sich in Bojoarien niedergelassen, geht schon aus dem Zusammenhalte dessen, was wir von der Geschichte dieses Volkes wissen, — ganz bestimmt aber aus dem Umstande hervor, daß Theo-

dorich in seinem Schreiben den Fürsten der in Bajoarien wohnenden Volksstämme einen König der Heruler nennt. A potiori fit denominatio. Theodorich hatte die großen Eigenschaften Wulfs in dem Kriege kennen gelernt, welchen dieser Fürst der Skyren und Heruler, um die Ermordung seines Bruders Odoacer zu rächen, gegen die Ostgothen unternommen, er hatte ihn besiegt, ja entwaffnet, und das bajoarische Land, so weit das Gebirge reicht, militärisch besetzt. Allein er wußte — selbst groß, die großen Eigenschaften seines Feindes zu ehren; und als Chlodwig seine drohende Macht entwickelte, als es galt, einem gefährlichen Kriege gewachsen zu seyn, benützte der Beherrscher der Gothen diesen Moment, sich die Bajoarier aus Gegnern zu Bundesgenossen zu machen, und die Freundschaft ihres Königs Wulfs dadurch zu gewinnen, daß er ihn zum Sohne adoptirte, und ihm ein herrliches Geschenk von Waffen übergeben ließ, — von Waffen, die nach den Worten seines Briefes hindeutend auf die von Seite der Franken drohende Gefahr, den Bayern sowohl als den Gothen zum Schutze zu gereichen haben werden.

Von diesem Wulf, — dem Fürsten der Heruler sowohl als der Skyren, ist auf seine Nachfolger — die Agilolfinger — all das Besitzthum übergegangen, über welches diesen, als den Beherrschern des Landes, das Verfügungsrecht zustand. Und ergibt sich denn hieraus unter andern auch die Deutung der Notizen, die wir über die Vergabung so vieler Güter an die Stiftungen im salzburgischen Lande, und über die Fundation des salzburgischen Erzstiftes selbst durch die Agilolfinger besitzen. Denn hier vorzüglich, an dem Inn und den Gebirgen und an der Salza hatten die Heruler ihre Wohnsitze genommen, so wie wir denn aus St. Severins Biographie namentlich wissen, daß sie ihr Ankommen in dieser Gebirgsprovinz, freylich etwas unfreundlich, durch Zerstörung des römischen Juvavias denkwürdig gemacht.

§. 8.

Diese Zerstörung Juvavias und die Gründung des salzburgischen Erzstiftes auf den Ruinen dieser römischen Kolonie soll nun auch in Zusammenhalt mit zwey wichtigen Begebenheiten gebracht werden, welche in den ältesten Aufzeichnungen dem VI. Jahrhunderte zugerechnet werden. Die eine von diesen ist der von mehreren Chronisten gemeldete Wiedereinzug der Noriker an der Spitze ihres Fürsten Theodo, in das Land, aus dem sie vertrieben worden waren, und ein von diesem Fürsten bey Oetting über die Römer erfochtener Sieg. Die zweyte jener Begebenheiten ist die Ankunft des heiligen Ruprechts in Bayern.

Was nun jenes Wiederhereinziehen der Noriker in die verlassene Heimath und die in das Jahr 520 gesetzte Besiegung der Römer bey Oetting betrifft, so waltet hier offenbar ein Zeitverstoß ob. Da nämlich im VI. Jahrhundert keine Römer mehr in Bayern vorkommen, muß diese Begebenheit auf ungefähr ein halbes Jahrhundert hinaufgerückt werden. Hier stimmt sie dann offenbar mit dem Einmarsche der Heruler und Skyren überein, welche, wie wir aus der Lebensgeschichte des St. Severins wissen, um das Jahr 474 auf ihrem Zuge Juvavia zerstörten. Die bezeichnete Schlacht gegen die Römer in der Gegend von Oettingen mußte dieser Zerstörung nothwendig vorausgehen. Auch haben die meisten Entdeckungen wirklich Spuren eines solchen Schlachtfeldes in der bezeichneten Gegend zu Tage gebracht, wie erst kürzlich in einem akademischen Vortrage des Hrn. Legationsraths von Koch-Sternfeld näher erörtert worden ist.

Die Bemerkung, daß ein Theodo an der Spitze der hereinziehenden Römer gefochten, und daß diese Stämme hier ihre verlassene Heimath eigentlich nur wieder erobert, lassen wir vorläufig auf sich gestellt bleiben.

§. 9.

Daß das Ankommen des heiligen Ruprechts in Bayern in das Ende des VI. und des VII. Jahrhunderts falle, nämlich gegen das Jahr 580, ist in einer diesem Gegenstande gewidmeten Abhandlung des Benediktiners H. Michael Filz kürzlich mit so siegenden Gründen nachgewiesen worden, daß ich mich füglich hierauf berufen kann.

Die Hauptschwierigkeit scheint bey dieser Annahme einer so frühen Ankunft St. Ruprechts in Bayern darin zu liegen, daß ausdrücklich gemeldet wird, „quidam dux Bawariae regionis Theoto“ habe St. Severin zu sich gerufen, und auf das feyerlichste in Regensburg empfangen. Da nun gleichzeitig ein Garibaldus rex Bajoariorum historisch bekannt ist, so muß angenommen werden, daß auch gleichzeitig neben diesem Garibald ein Theodo in Bayern Fürst gewesen sey.

Aber dieser Annahme stehen nun auch eben keine gegründeten Bedenken entgegen. Denn da mehrere Abtheilungen von Herulern und Skyren gleichzeitig herauf gezogen waren, um die ursprünglich von den Bojern bewohnten Gegenden in Besitz zu nehmen (wie wir daraus entnehmen, daß sich an der Donau sowohl, als in Tyrol, Skyrische und Herulische Ortsbenennungen finden), so kann sehr wohl neben jenem Wulf, der an der Spitze des Hauptheeres der Skyren das Gebirge besetzt hatte, auch ein zweyter — wohl aus demselben Fürstenhause stammender Führer, mit einer andern Abtheilung von Skyren sich im nördlichen Bayern niedergelassen haben.

Auch kann es der Fall seyn, daß sich erst später der Herrscher-Stamm in zwey regierende Linien getheilt habe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 2. July d. J. hielt der Sekretär derselben, Max Freyherr von Freyberg folgenden Vortrag.

Ueber die Agilolfinger.

(Schluß.)

Diese Annahme von zwey gleichzeitig im damaligen Bayern regierenden Fürsten, stimmt auch mit dem, was wir über die politische Geschichte jener Zeit wissen, vollkommen überein. Zwar wird die in Regensburg residirende Linie zu jener Garibalds von den Chronisten in ein feindseliges Verhältniß gestellt. Diese Chronisten nennen übrigens einstimmig den Theodo als den ersten Fürsten der Bajoarier, auf welchen Odilo gefolgt, der durch Garibald verdrängt worden sey, bis die fränkischen Könige den Fürsten der Theodonischen Linie wieder zur Herrschaft geholfen. Ein solches feindseliges Verhältniß zwischen zwey Linien desselben Fürstenhauses, kömmt nun leider in der Geschichte nur zu oft vor, und wird hier noch durch die geographische Lage der jeder dieser Linien zukommenden Provinzen motivirt. Die Linie Garibalds erhielt nämlich nach dem Sturze der Ostgothen die Longobarden zu sehr gefährlichen Nachbarn im Gebirge, während die sich über die Donau und den Nordgau erstreckende Provinz des Theodonischen Zweiges, nach der Ueberwältigung der Thüringer nun von den siegreichen Franken das Meiste zu fürchten hatte. Daher ist das sich Anschließen Garibalds an die Longobarden eben so erklärbar, als die durch die Macht der Gefahr den Theodonen abgezwungene Freundschaft mit den Franken. Auf diese Freundschaft scheint nun auch jene Stelle in der Lex Bajuwarorum hinzuweisen, welche lautet: „Dux (illorum) semper de genere Agilolfingorum fuit, quia sic Regis Antecessores natiui concesserunt eis qui fideles Regi fuerunt.“ Also jene Linie des Agilolfingischen Hauses, welche mit den Franken in ein Bündniß getreten war, wurde bey dem Regimente gehandhabt. Dieses weist nun ferner offenbar auf jenen von den Franken in der zweyten Hälfte des VI. Jahrhunderts gegen die Longobarden geführten Krieg hin, bey welchem der mit Autharis innigst verbundene Garibald auf Seite des letztern getreten war, und hierdurch mit seinen eigenen — den Franken verbündeten Stammgenossen in einen Krieg verwickelt wurde, in Folge dessen er aus Bayern verdrängt worden ist, bis er später gleichwohl wieder zur Herrschaft gelangte.

§. 10.

Ein näheres Verhältniß zwischen Garibald und den Langobarden kann übrigens nicht vor dem Jahre 568 statt gefunden haben, da erst um diese Zeit die Langobarden das nördliche Italien besetzt haben. Es ist also noch der Zeitraum vom Jahre 526, in welchem Theodorich gestorben, bis zum Untergange des Ostgothischen Reiches in Betracht zu ziehen.

In diesen Zeitraum fällt vor Allem die Besiegung der Thüringer unter Hermanfried, durch Dieterich den König der Franken, wodurch die fränkische Oberherrschaft nun unmittelbar bis an die Gränze Bajoariens vorgerückt wurde. Von einer Ueberschreitung dieser Gränze von Seite Dietrichs wird aber von keinem Annalisten Etwas gemeldet. In dem Ostgothischen Reiche war auf Theodorich Athalrich, und auf diesen Theodat, und bald darauf Vitiges (537) gefolgt, welchen Justinian durch Belisar bekriegte, und ihm hiedurch Anlaß gab, die Hülfe der Franken, unter Verzichtung auf alle gothische Herrschaft diesseits der Alpen, nachzusuchen. Hierauf ist im Jahre 539 Dietrich wirklich mit einem starken Heere durch Ligurien in die Lombardey gezogen. Allein da es den Franken mit diesem Kriege nicht Ernst gewesen, und Italien von ihnen bald wieder geräumt wurde, endigte derselbe mit einem völligen Triumphe Belisars, und der Hinwegführung des Vitiges nach Constantinopel. Bald darauf wählten die Ostgothen den Ildibald, einen Neffen des Westgothischen Theudis zum Könige, welchem nach kurzer Frist Totilas gefolgt ist, der die

nächsten zehn Jahre fast beständig gegen die Feldherrn Justinians Belisar und Narses zu kämpfen hatte. Denn Justinian gab den Gedanken und die Anstrengung nicht auf, das römische Reich in Italien aufrecht zu erhalten, und zu diesem Zwecke die Ostgothen durch fortgesetzte Kriege gänzlich aufzureiben. Dieses ist ihm auch zuletzt um so mehr gelungen, als die Franken den Gothen eine ergiebige Hülfe nicht leisten konnten, oder nicht leisten wollten. Und so ist denn das ostgothische Reich, nachdem sein letzter König Tejas in einer Schlacht gefallen war, untergegangen, und das nördliche Italien bis zum Eindringen der Langobarden wieder vorübergehend unter römische Oberherrschaft zurückgekommen.

Von einer nähern Verbindung, oder einer Theilnahme der Bajoarier an den Kriegen der Ostgothen während dem Verlaufe des eben besprochenen Zeitraums, ist nirgends die Rede. Eben so wenig aber auch von einer Bekriegung oder Ueberwältigung Bayerns durch die Franken.

Die erste Besiegung der Thüringer fällt in das Jahr 528, allein noch 25 Jahre lang hatten die fränkischen Könige gegen die Thüringer bis zu deren völligen Unterwerfung zu kämpfen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts ein Kriegszug der Franken gegen die Bayern habe unternommen werden können; da die Könige der Franken während dieses Zeitraums theils mit Kriegen unter sich selbst in den gallischen Pyrenäen, theils mit der Unterwerfung der Burgunder, theils mit Einfällen in das obere Italien, hinreichend beschäftigt waren.

§. 11.

Da einerseits die Gränzen des fränkischen Reiches im Norden bereits bis in die Nähe der Donau und Naab vorgerückt worden, — und im Südwest die Könige der Ostgothen ihre Herrschaft über das Rhätische Gebirg aufzugeben gezwungen waren, so hat sich ein überwiegender Einfluß der fränkischen Macht auf das Bajoarische Fürstenhaus während des zuletzt besprochenen Zeitraums wohl von selbst schon geltend machen müßen. Aber erst während der Herrschaft der Langobarden im obern Italien hat dieses Verhältniß zwischen den bayerischen und fränkischen Herrschern eine bestimmtere Gestalt angenommen. König Garibald hatte nun wieder eine festere Stütze gewonnen, um Bayerns Unabhängigkeit den Franken gegenüber aufrecht zu erhalten. Diesen letztern aber lag, da es — wie unvermeidlich war, über bald zu einem Kriege mit den Langobarden kam, Alles daran, die Bajoarier von den Langobarden getrennt zu wissen. Der Versuch, diese Trennung auf freundschaftlichem Wege, nämlich durch die Vermählung der Waltrade mit Garibald zu erwirken, führte nicht zum Ziele, vielmehr trat der König späterhin mit den Langobarden durch Vermählung seiner Tochter Theodolinde mit Autharis in die engste Verbindung. Es mußte also wohl zuletzt zu einer Entscheidung durch die Waffen kommen. Gleichwohl geschah dieses nicht vor dem Jahre 598. Erst damals wurde, wie sich aus der Vergleichung der besten Zeugnisse ergibt, Garibald durch Childebert und mit Gewalt aus Bayern verdrängt.

Garibald hat nach dem Zeugnisse Fredegars und Paul Diakons Söhne hinterlassen (Grimoald und Gundoald), aber keiner derselben ist ihm in der Regierung gefolgt. Vielmehr ist nun Tassilo Herrscher über Bayern geworden unter Zustimmung des fränkischen Königs.

Daß auch dieser ein Agilolfinger gewesen, geht schon aus dem bereits angeführten Titel der lex Bajowarorum hervor. Eben so ist durch andere bewiesen, daß noch um das Jahr 580 ein Theodo im nördlichen Bayern regiert. Wir können also nicht umhin, in Verfolg der früheren Zusammenstellung in diesem Thassilo einen Nachkommen dieses Theodo zu erkennen. Diese Annahme ist auch durch die ganze politische Lage jenes Zeitpunktes verbürgt. Der Vater hatte sich den Franken zu gefährlich gezeigt, als daß dem Sohne die Succession in die Regierung hätte zugestanden werden können. Diese ist also auf die dem fränkischen Königshause verbündet gebliebene Theodonische Linie übergegangen „sic concesserunt Reges (Francorum) eis qui de genere illorum (Agilolfingorum) fideles regi erant. (Lex Bajuw. T. 3. c. 1.)

§. 12.

Fassen wir aber den hohen Namen Agilolfinger fester ins Auge, zurück forschend nach seinem Ursprunge und Herkommen, so werden wir hinangeleitet zu dem gothischen Heldenhause der Amaler. Denn es führen die Könige der Ostgothen ihren Stamm bis zu Agiulf, dem Vater Edulfs, Waldulfs, Hermannrichs und Anfilas; und ist der große Theodorich, der Sohn Theodomirs, im vierten Gliede von Agiulf entsproßen.

Zwar gehören unserer Erörterung zu Folge die bajoarischen Agilulfinger dem Volke der Skyren und Heruler an, und fragt sich also, wie wir sie an die Gothen hinanbringen? Aber die nahen und engen Verhältnisse der Skyren und Heruler zu den Gothen bedürfen wohl keiner weitwendigen Erläuterung. Vor allem gehören sie schon derselben Völkermasse an, die von den nordischen Küstenländern ihre kriegerischen Schaaren unter kühnen Stammhäuptern in alle übrigen Theile Europas entsendete, zum größten Theile aber sich späterhin entlangs der Donau niedergelassen hat. Dahin gehören (nach dem Zeugnisse des Plinius, Tacitus und Ptolomäus u. a.) auch die Rugier, Warner und Burgundionen; und mit den Gothen, ihren ursprünglichen Volksverwandten, zogen auch die Heruler und Skyren an die Donau und wir finden sie zusammen in Pannonien. Aber immer waren es Gothen, die das Uebergewicht behaupteten, und die Könige aus dem an Helden reichen Hause der Amaler, der Unbefleckten, waren wie Wesen höheren Ranges geachtet, und auch von

edlem Stolze auf ihre Würde und Abkunft durchdrungen. Nicht immer sind aber die Ursprungs sich verwandten Völker in freundschaftlichen Verhältnissen unter sich geblieben, sondern in vielfältigen Kriegen haben ihre Könige wechselseitig um die höchste Macht gebuhlt, oder um Blutrache in Familienzwisten das Schwert geführt. So hat der dem großen Alexander vergleichbare Hermanrich die Heruler unter ihrem Fürsten Ularich unter sich gebracht. Später hat Walamir einen Theil der Skyren fast gänzlich vertilgt. Und doch sind es gerade die Heruler und Skyren gewesen, die zuletzt das Reich der Ostgothen überdauert haben.

Bey solchen Verhältnissen ist es wohl nicht befremdend, bey Kriegsschaaren, die aus derselben Völkermasse hervorgehen, auf eine Verwandtschaft ihrer Führer zurückzuschließen; nicht befremdend auch, daß wir mit dem Ursprung unseres Agilolfingischen Herrscherhauses auf jenes der gothischen Fürstenhäuser hinaus wollen. Haben doch außer den Agilolfingern, so viele der in den ersten Jahrhunderten unserer vaterländischen Geschichte uns entgegentretende Namen, gothische Klänge, besonders wenn wir die Langobarden und Thüringer als gleichfalls zu jener Völkermasse gehörend hinzunehmen.

Schon der erste der Könige des Langobardischen Volkes wird Ago genannt, der sich mit den Seinen zuerst in Skyringa (Uferland) niedergelassen. Ihm folgte Agilmund, und heissen die spätern langobardischen Fürsten und Fürstinnen Audoin, Gisulf, Authar, Odoald, Tato, Wacho, Arioald, Rothar, Garibold, Grimoald, Gundoald, Gisulf, Cunibert, Reginbert, Liutpert, Liutprand, Luitperga, Walderada, Gisa, Sigibrand, Adalgisus, lauter in den bayerischen ältesten Urkunden vorkommende Klänge. Einer der langobardischen Könige heißt aber buchstäblich Agilolf, und wird von Rothar, seinem zweyten Nachfolger, ein Thüringer genannt. Wie oft kömmt nun ferner der gothische Name Theodo uns nicht in dem bayerischen Lande entgegen; und wie weisen nicht absonderlich alle jene aus Wulf zusammengesetzten Namen auf gothische, skyrische, herulische Abkunft hin, so wie denn selbst der westgothische Theodorich den dort überwundenen Sueven einen Agilulf zum Könige gegeben.

Daß Theodorich dem Thüringer Hermanfrid seine Nichte zur Frau gegeben, wissen wir; auch der Name Hermanfrid ist gothisch, und mag wohl diese Volksabtheilung sich von dem Gothischen Stammführer Thuro genannt haben. Es sprechen auch viele Gründe dafür, daß unter den Turcelingern die Thüringer zu verstehen seyen. Wir treffen sie im Kriege mit den in Osten wohnenden Gepiden und ihre Könige heissen Athanarich, Baderich, Hermanfrid, Bertar ꝛc. lauter gothisch-longobardische Klänge.

Es müssen überhaupt bey jener großen Wanderung der Völker mehrere Perioden unterschieden werden, deren erste ganz in den Anfang der christlichen Zeitrechnung fällt, und germanische Stämme nach Deutschland gebracht hat. Die zweyte Wanderung aber, welche etwa zweyhundert Jahre später fällt, so wie eine spätere dritte hat suevisch-gothische Völkerstämme nach Deutschland hereingeführt. Auch dieses ist wieder nicht so zu verstehen, als hätte die ganze suevisch-gothische Völkermasse sich allzumal über die deutschen Provinzen ergossen; sondern zeitweise sind einzelne kriegslustige Heere verschiedener, wenn gleich verwandter Stämme nach dem Südwesten aufgebrochen. Später sind andere nachgerückt, nachdem sie Kunde von dem Erfolge der Ihrigen bekommen, oder auch durch Ueber-Völkerung ihrer Heirath Anlaß genommenen ihr Glück nach Auswärts zu versuchen.

Und so haben sich denn so manche Stämme, die ursprünglich in dem nördlichen Europa zusammengewohnt, in den südlichern Gegenden wieder angetroffen. Am frühesten und westlichsten scheinen die Warner, Thüringer und Burgundionen vorgerückt zu seyn; darauf die Gothen, Skyren, Heruler und Rugier nach Südost; am spätesten kamen die Langobarden. Als daher Theodorich am Ende des fünften Jahrhunderts sich zum Kampfe gegen die Franken gefaßt machte, konnte er wohl mit Fug jene Briefe an die Könige der Heruler, Thüringer und Warner, als an Völker richten, die ursprünglich den Gothen angehörten, und deren Fürsten zu dem Hause der Amaler in so nahen und in verwandtschaftlichen Verhältnissen standen. Und daher ist jene Adoption des Königs der Heruler durch den genannten Theodorich nur um so sachgemäßer zu erklären.

Ich meine hierauf nicht ein genealogisches Schema der skyrischen Agilolfinger begründen und Glied für Glied eine Abstammung des letzten Tassilo bis zu dem Amaler Agilulf hinaufführen und dokumentiren zu wollen. Aber so viel scheint nur aus dem Erörterten mit Fug abgeleitet werden zu können, daß unsere Agilolfinger nicht Bojer, nicht Kelten, nicht Franken sind, sondern Gothischen Wesens, in so weit denn auch die Skyren und Heruler, nebst den Thüringern, Warneren und Langobarden, mit den Gothen gleichartig und eines ursprünglichen Herkommens sind.

Aber auf Eines muß ich gleichwohl aufmerksam machen. Agilulf, der König der Langobarden, war nach dem ausdrücklichen Zeugnisse seines (zweyten) Nachfolgers Rothars, aus dem Thüringischen Fürstenhause. Nun kömmt in dem Kriege zwischen den Gepiden und Langobarden, der während Justinians Zeit in Pannonien geführt wurde, ein Dux Amalafrid, der Sohn des Thüringen Hermanfrids vor, welcher schon seinem Namen nach dem Hause der Amaler angehört, wenn nicht auch Procopius ausdrücklich hinzu setzte: vir Gothus et nepos Amalafridae sororis Theodorici Regis. Hieraus ergibt sich wohl mehr als eine bloße Wahrscheinlichkeit, daß der Stamm der Agilulfe dem Hause der gothischen Könige verwandt ist.

Im meyne ferners auch nicht, daß nun die gesammte Bevölkerung Bayerns während der Herrschaft der Agilolfinger bloß nur aus Skyren und Herulern bestanden habe. Wenn bey den alten Schriftstellern von der Besitznahme eines Landes durch irgend ein genanntes Volk die Rede ist, so darf das nicht so gedeutet werden, als sey nun eine ganze Nation von hunderttausenden in ein ganz ödes Land hereingezogen, oder habe sämmtliche frühere Bewohner vertilgt oder ausgetrieben. Es waren solche Züge meist nur Züge eines bewaffneten Heeres mit ihrem Feldherrn an der Spitze, welcher nun von der Herrschaft, vorzüglich durch Besetzung aller festen Orte mit Gewalt der Waffen Besitz nahm, und sofort seine Dynastie — so lange nicht ein stärkerer kam, eben auf diese Gewalt der Waffen und den Bestand seiner Gefolgschaft begründete. So verhielt es sich in Bayern schon zuerst mit den Römern; und nachdem hier im fünften Jahrhundert bey dem Verfalle der römischen Macht Alemannen und Thüringer einige Zeit hindurch nur verwüstende Einbrüche gemacht, waren es Fürsten und Feldherren eines mächtigen Heeres von Skyren und Herulern, die unter Vertreibung der letzten Römer festern Fuß in dem Lande gefaßt, und getheilt in eine gedoppelte Herrscherlinie im nördlicher Regensburg und im südlichern Freysing ihre Residenz genommen.

§. 13.

Einem Einwurfe will ich hier schon vornhinein begegnen: Es ist eine bey gewichtigen Historikern gangbare Meynung, daß die Agilolfinger fränkischen Ursprunges, und durch König Klotar in der Person Garibalds in die Herrschaft über Bayern eingesetzt worden seyen. Ich kann mich bey meiner bisher erörterten Ansicht der Dinge nicht mit dieser Meynung vereinigen, ich gaube aber zudem, daß selbst dann, wenn es seine Richtigkeit hätte, daß mit Garibald die Agilolfinger in Bajoarien eingeführt worden seyen, der Stamm dieses Garibalds gleichwohl nicht fränkischen, sondern gothischen Ursprungs sey. Ich berufe mich in dieser Beziehung auf eine Stelle des Idatius, in welcher es heißt: (Im Jahre 425) per Aetium Comitem haud procul de Arelate quaedam Gothorum manus extinguitur, Aonulfo optimate eorum capto."

Dieser Aonulf war mit dem westgothischen Könige Theodorich nach Gallien gezogen, und da er nun hier in Gefangenschaft gerieth, so müssen wir annehmen, daß er daselbst geblieben und sich eingeldürgert habe, weil es nur auf diesem Wege erklärbar ist, späterhin mehrere Männer des Agilolfingischen Namens im fränkischen Reiche anzutreffen. Ja es scheint, daß die Nachkommen dieses Aonulfs sich bey den Franken zu hohen Ehren erschwungen, und in die Familie ihrer Könige aufgenommen worden seyen. Dahin deutet unter andern jener Rodoald, *) von welchem Fredegar meldet (c. 52.): Chrodoaldus quidam ex proceribus de gente nobili Aglufingica apud Austrasios nomine" — und Aimon (L. IV. c. 11.) „Rotoald majoribus apud Austrasios direptioni rerum Studens alienarum, superbiae deditus, elationis plenus etc." Auf diesem Wege auch nun bekommen wir Licht für die Stelle des Paul Diacons, in der es heißt: Waldrada (Wacchonis filia) sociata est Regi Francorum, quam ipse odio habens, uni ex suis, qui dicebatur Garibald, in conjugium tradidit.

Also selbst angenommen, daß die Agilulfinger erst durch den König der Franken zur Herrschaft in Bayern gelangt waren, so sind sie durch dieselben immer wieder nur zu den Ihrigen zurückgeführt worden. Denn daß jener durch Gefangenschaft nach Austrasien gerathene Aonulf, von welchem wir die in Franken vorkommenden Agilulfe ableiten müßten, gothisch-skyrischen Stammes war, geht aus der Vergleichung des Angeführten wohl überzeugend genug hervor. Hier in Bajoarien wären in diesem Falle die Agilolfinger mit ihren Familien-Genossen, den Welfen, die wir von jenem skyrischen Aonulf, der gegen Odoacer gestritten, abgeleitet haben, wieder zusammen getroffen.

Freyberg.

*) Auf die Verhältnisse dieses Mannes wirft folgende Stelle der Vita S. Columbani c. 24. einiges Licht. (Columban, aus Burgund vertrieben, kommt nach Tours zum Bischof Leuparius.) Interrogatus, cur retro ad patriam repedaret, respondit: canis me Theudericus a fratribus meis abegit. Tunc unus e convivis. Chrodoaldus nomine, qui amitam Theudeberti regis in conjugio habebat, regi tamen Theuderico fidelis erat, hic viro Dei humili voce respondit: se melius esse lac potare quam absinthium. Cui vir Dei: cognosco, ait, te regis Theuderici foederis jura servare velle. At ille fatetur, se foedus fidei promisisse quam diu viveret ob servare. (Amita ist hier gewiß irrig; denn eine Vaterschwester Theudeberts wäre es auch von Theuderich, seinem leiblichen Bruder, gewesen.) Man sieht aus dieser Stelle den Grund des Widerwillens der pipinischen Familie, durch welche Theuderichs Geschlecht gestürzt wurde, gegen Chrodoald, welcher sich zu Theuderich hielt, ob er gleich mit Theudebert verwandt war und dem Reiche Auster angehörte. Es ist bemerkenswerth, daß zu der Zeit, da die Agilolfinger in Bayern herrschten, ein Zweig derselben auch Besitzungen in der Nähe des Rheins hatte. Fredeg. 87. Sigibertus (II) Rhenum cum exercitu transiens . . . primo in loco filium Chrodoaldi, nomine Farum, qui cum Radulfo unitum habebat consilium, exercitus Sigiberti trucidans rupit ipsumque interfecit: omnem populum hujus Fari, qui gladium evasit, captivitati deputant.

A. d. R.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig. Vol. I. 1831. XVI u. 439 S. Vol. II. 1832. 380 S. Vol. III. 1834. 488 S. Vol. IV. 1835. 448 S. Vol. V. Adduntur excerpta codicis Bambergensis cum adnotatione Ludovici de Jan. 1836. XX und 507 S. Lipsiae sumptibus B. G. Teubneri.

Obgleich die einzelnen Theile dieser Ausgabe das Plinius gleich nach dem Erscheinen derselben von dem Ref. bereits in einer andern Zeitschrift angezeigt worden sind, so konnte er doch nicht umhin, der an ihn ergangenen Aufforderung der Redaction der Gelehrten Anzeigen zu Folge, sie jetzt nach ihrer Vollendung im Ganzen einer nochmaligen Beurtheilung zu unterwerfen, da sie für die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit, so anspruchslos sie sich auch im Aeusseren ankündigt, doch in mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist. Es verdankt nämlich diese Ausgabe ihre Entstehung einem Bedürfnisse, das sich am deutlichsten in dem Wunsche der Gesellschaft der deutschen Naturforscher, eine Ausgabe dieses Schriftstellers als ein nationales Document der gelehrten Forschungen Deutschlands zu veranstalten, ausgesprochen hat, indem sich hierin unläugbar zu erkennen gibt, daß dasjenige Werk, welches im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften von Vielen als die einzige Quelle einer umfassenden Bildung betrachtet und allgemein überschätzt, in der letzten Zeit dagegen nur wenig beachtet wurde, wieder gerechter gewürdiget wird, und in die wegen des reichen Schatzes seines Inhaltes ihm gebührende Stelle unter den uns aus dem Alterthume überlieferten Werken wieder eingesetzt werden soll. Sie legt aber auch ein öffentliches Zeugniß davon ab, daß man den richtigen Weg zur Befriedigung des gefühlten Bedürfnisses nicht verfehlt hat, so fern sie als Vorarbeit für die umfassende kritische Bearbeitung dieses Schriftstellers, die Herrn Sillig übertragen worden ist, betrachtet werden kann, und daß das schwierige Geschäft einer neuen Recension dieses Werkes von dem Gelehrten, der sich demselben unterzogen hat, mit dem Ernste und dem Streben nach Gründlichkeit, wodurch es allein zu dem erwünschten Ziele gelangen kann, betrieben wird. Sie zeigt, daß Hr. S. nicht darauf ausgeht, den Text des Schriftstellers in möglichst kurzer Zeit hier und da zu verbessern, sondern daß es ihm darum zu thun ist, erst eine feste Grundlage zu gewinnen, um sein Werk darauf fortbauen zu können. Zu diesem Zwecke erscheint hier der ganze kritische Apparat aus vielen zum Theil sehr seltenen Ausgaben und andern Werken zusammengetragen, ohne daß derselbe zu Textesänderungen benützt ist, außer wo ihre Nothwendigkeit und Richtigkeit so klar am Tage liegt, daß nicht zu befürchten ist, daß die Benützung eines reicheren Apparates, wie er für die größere Ausgabe durch die Vergleichung aller bedeutenden Handlungen gewonnen werden soll, eine nochmalige Aenderung nöthig mache.

Man darf daher diese Ausgabe nicht als eine eigene Textesrecension betrachten. Wenn man diesen Maßstab anlegen wollte, so würde vor allem die gehörige Gleichförmigkeit vermißt werden, indem in

denjenigen Büchern, bey denen mehr Material vorlag, namentlich in den letzten mehr, in andern weniger, bey den meisten sogar außer der Interpunktion fast nichts geändert wurde. Sie hat aber doch, abgesehen von ihrer Bestimmung als Vorarbeit, auch selbstständigen Werth, da sie, namentlich bis zur Vollendung der großen Ausgabe als eine Handausgabe schätzbar ist, bey deren Benützung, die durch eine bequemere Eintheilung in Paragraphen noch erleichtert wird, man darauf rechnen kann, daß — im Falle, daß die Aufgabe, die sich der Hr. Verf. dabey gestellt hat, vollkommen gelöst worden ist, — an keiner verdorbenen Stelle unter der bisher bekannten eine richtigere Lesart zu finden ist, ohne daß diese in den Noten angegeben wäre.

Was nun die Lösung dieser Aufgabe betrifft, so hat Ref. in Betreff der Zusammenstellung der Lesarten schon früher bemerkt, daß dieselbe mit der größten Genauigkeit bewerkstelligt worden ist, und daß er nur in einigen Puncten, die hier etwas ausführlicher erörtert werden sollen, mit dem dabey eingehaltenen Verfahren nicht ganz einverstanden seyn kann. Es scheint nämlich nicht zu billigen, daß H. S. die verschiedenen Bezeichnungen der bey Dalechamp mit M. und Vet. eingeführten Handschriften ganz unbeachtet gelassen und diese Lesarten überhaupt nur da angeführt hat, wo sie mit andern nicht übereinstimmen, wozu kein hinlänglicher Grund vorhanden ist, da sich auch nach dem, was Hr. S. im vervollständigten Handschriften-Verzeichnisse, im fünften Bande, beygebracht hat, nicht annehmen läßt, daß sie mit denen des Harduin oder andern sonst genannten die nämlichen sind; im entgegengesetzten Falle aber, wenn deshalb auch keine Lesart ganz unerwähnt bleibt, doch die handschriftliche Autorität für manche schwächer erscheint, als sie wirklich ist.

Betrachten wir die verschiedenen Bezeichnungen der von Dalechamp angeführten Handschriften nebst der am Schlusse der Vorrede den einzelnen Zeichen von jenem Herausgeber beygefügten Erklärung, so scheinen allerdings M. und Vet. allgemeine Bezeichnungen zu seyn, doch lassen Zusammenstellungen, wie M. et Vet., M. alii, Vet. alii vermuthen, daß hier und da diese Zeichen auf bestimmte Handschriften gehen, und die von H. S. angeführte wiederholte Bezeichnung M. Parisiense könnte auf die Vermuthung leiten, daß gerade diese Handschrift auch außerdem durch M. bezeichnet würde; doch bleibt dieß bloße Vermuthung. Als gewiß ist hingegen anzunehmen, daß, wo M. und Vet. sich neben einander findet, wenigstens zwey Handschriften, die von Dalechamp benützt wurden, die angeführte Lesart haben, während in diesen Fällen bey H. S. immer nur Vet. Dalech. zu finden ist, was nur auf eine Handschrift zu gehen scheint. Eben so kommt es manchmal vor, daß eines der beyden Zeichen M. und Vet. oder beyde, sich allein neben Chiffl. finden, wo H. S. nur dieses hat; wo also auch sicherlich um eine oder zwey Handschriften zu wenig angeführt sind, wenn man auch in den Fällen, wo noch andere Handschriften daneben angeführt sind, annehmen wollte, daß die unter M. und V. verstandenen Handschriften unter jenen mitbegriffen seyen. Es möchte daher rathsam seyn, daß bey der größeren Ausgabe diese Lesarten, die von H. S. schon richtiger als von Harduin beurtheilt worden sind und durch das öftere Zusammentreffen mit dem Bamberger Codex in den letzten Büchern, noch mehr Bedeutung erhalten, durchaus nur mit denselben Zeichen, als bey Dalechamp angeführt werden.

Ein zweyter Punkt, worin Ref. mit dem Verfahren des H. S. nicht ganz einverstanden ist, ist die Vernachlässigung der vor Harduin allgemeinen Lesarten und des von Harduin seiner Ausgabe beygegebenen index emendationum. Diesen ganz abdrucken zu lassen, würde freylich eine Verschwendung des Raumes seyn; allein, wo in den Noten keine handschriftliche Gewähr für eine Lesart angeführt ist, hätte wenigstens aus jenem Index der, wenn gleich

ganz unbestimmte, Zusatz; Hard. ex Mss. aufgenommen werden können, damit derjenige, der diese Ausgabe mit einer vorharduinischen vergleicht, sehen könnte, was von Harduin aus Handschriften geändert worden ist.

Die Nichtachtung dieses Index äußert auch auf einzelne Stellen eine üble Einwirkung. So würde H. S. XXXIII. §. 85. nicht Quodsi tritus pumex adjicitur geschrieben haben, wenn er beachtet hätte, daß Harduin im Index adjiciatur hat; denn dadurch aufmerksam gemacht, hätte er wohl auch die zu dieser Stelle gehörige Bemerkung in Bezug auf dieses Wort genauer beachtet, und gefunden, daß auch im Lemma adjiciatur angegeben ist. Ferner würde er XXXIV. §. 153. nach paronychia die Worte digitorum et pterygia, die in allen Ausgaben vor Harduin stehen, nicht bloß bey der Lesart des Vet. Dalech. angeführt, sondern wieder eingesetzt haben, wenn er bemerkt hätte, daß Harduin in seinem Index diese Stelle nicht unter die veränderten zählt, was vermuthen läßt, daß diese Worte in seiner Ausgabe nur durch ein Versehen weggeblieben sind. Ueberhaupt hätten aber alle Stellen, wie es an einigen auch geschehen ist, angeführt werden dürfen, in denen Harduin mehrere Worte aus dem Texte gestrichen hat; ja, es gehören sogar mehrere derselben zu denjenigen, welche hätten geändert werden können, ohne daß nur irgend zu befürchten gewesen wäre, daß der später erweiterte Apparat die Rückkehr zur harduinischen Lesart nöthig gemacht hätte.

Es ist nämlich gewiß als ein unwiderlegbarer Grundsatz der Kritik zu betrachten, daß dasjenige, was in der Vulgata von ganz oder theilweise gleichen oder ähnlich geschriebenen Worten eingeschlossen ist, selbst wenn es in allen Handschriften fehlen sollte, als ächt anzunehmen ist, wenn es in Inhalt und Form nichts enthält, was der Annahme der Aechtheit zuwider wäre, zumal aber, wenn es noch durch äussere Zeugnisse empfohlen wird; weil in jedem solchen Falle anzunehmen ist, daß die Vulgata aus einer uns jetzt unbekannten handschriftlichen Quelle hervorgegangen ist, und daß die Lücken in den Handschriften, welche bey Schriftstellern, die, wie Plinius viele kurze, abgerissene Sätze haben, in Bezug auf den Zusammenhang fast unbemerkbar seyn können, durch Abirren des Schreibers von einem Worte zum andern entstanden sind. Dieser Grundsatz ist gewiß zu beobachten, und wenn auch in keiner Stelle in irgend einer Handschrift desselben Autors eine Aufforderung enthalten seyn sollte. Es hätte daher dem Verfahren Harduins, der fast in allen Stellen dieser Art seinen Handschriften, oder seinen Vorgängern, Pintianus, J. F. Gronovius und Salmasius unbedingten Glauben schenkte, schon an und für sich entgegengewirkt werden können. Wir werden aber jetzt durch die Bamberger Handschrift, deren Lesarten von H. S. im vierten und fünften Theile in so weit benützt sind, als sie schon früher vom Ref. bekannt gemacht worden waren, in dem Anhange zum letzten Bande aber vollständig mitgetheilt werden, noch mehr dazu aufgefordert, in solchen Stellen die Vulgata zu ergänzen, und Ref. glaubt behaupten zu dürfen, daß es H. S. nicht unterlassen haben würde, wenn er vor dem Beginne seiner Ausgabe die Lesarten der Bamberger Handschrift in denjenigen Stellen gekannt hätte, welche Ref. in seinem Programm, Lectiones Plin. part. II. zusammengestellt hat.

Aus diesem geht hervor, daß in den letzten 6 Büchern, welche die Bamberger Handschrift enthält, wie in der Vulgata sich viele Lücken finden, welche auf die oben bezeichnete Weise entstanden sind, und welche bisher gar nicht bemerkt wurden, da keine der bekannten Handschriften eine Andeutung gab, durch diese früher nicht benützte Handschrift aber auf eine nicht zu bezweifelnde Weise ausgefüllt werden, so auch in anderen Stellen, wo Harduin oft ohne alle innere Gründe in der Vulgata eine Interpolation zu entdecken glaubte, und das in sei-

der 2ten Ausgabe Harduins), und schreibt, obgleich er nur an diese handschriftliche Autorität glaubt, also selbst interpolirend: Venenum hoc aloe medicantur. In der Lesart der Handschriften ist das Abirren von remedia auf medentur offenbar. Anstößig ist in der frühern Lesart medentur ohne Casus; doch ist das Harduinische medicantur mit folgendem Accusativ nicht weniger ungewöhnlich.

In demselben Buche cap. 51. zu Anfang ist die frühere Lesart: Vocem non habere, nisi quae pulmonem et arterias habent, hoc est, nisi quae spirant, Aristoteles putat. Harduin hat s. 112. (§. 266.) nur: Vocem non habere, nisi quae spirent, Aristoteles putat. Die Stelle des Aristoteles, auf die sich dieses bezieht, ist Hist. Animal. IV. 9. *Φωνεῖ μὲν οὖν οὐδενὶ τῶν ἄλλων μορίων οὐδὲν πλὴν τῷ φάρυγγι· διὸ ὅσα μὴ ἔχει πνεύμονα, οὐδὲν φθέγγεται.* Nehmen wir dazu noch die folgende Stelle: *οἱ δὲ ἰχθύες ἄφωνοι μέν εἰσιν. οὔτε γὰρ πνεύμονα οὔτε ἀρτηρίαν καὶ φάρυγγα ἔχουσι*, welche Plinius §. 267. wiedergiebt: quamvis pulmone et arteria careant, so ist wohl kein Zweifel, daß die vollständigere Lesart ganz den Sinn jener Worte des Aristoteles wieder giebt, und daß demnach, zumal da solche Erklärungen mit hoc est bey Plinius sehr häufig sind, hier eher an einen Ausfall wegen der Wiederholung von nisi quae, als an eine Interpolation zu denken ist. Uebrigens ist der Conjunctiv spirent, den Harduin hat, der Ausdrucksweise des Plinius angemessen, und wenn im Folgenden nach attritu ejus sonare die Worte viscera sat notum est für eingeschaltet gehalten werden, so ist es wohl nur zu billigen, da sie zur Anführung der Worte des Aristoteles nicht passen.

Lib. XIII. Cap. 1. ist die Lesart der alten Ausgaben: nidorem verius quam odorem noverant, von Hrn. S. §. 2. angeführt und die Vertheidigung derselben in Döderlein's Synonymen III. S. 133. erwähnt. Außer der Aehnlichkeit der beyden Substantiven und dem in der Bedeutung derselben liegenden Grunde, kann noch das für die vollere Lesart geltend gemacht werden, daß die Redensart verius quam bey Plinius sehr oft vorkommt, und es mag gelegentlich hier bemerkt werden, daß sie XI. s. 3. (§. 9.) Harduin mit Unrecht zu verdrängen sucht.

Eben daselbst haben die älteren Ausgaben: Quidam satis habent adspergere, quae sunt pretiosissima, ceteris decoctis, impendio parcentes sed non eadem est vis nisi una decoctis. Bey Harduin s. 2. (§. 17.) schließt, seinen Handschriften gemäß, der Satz mit dem ersten decoctis. Daß der Sinn durch den Zusatz der älteren Lesart erst vervollständigt wird, ist klar. Ferner ist in derselben kein Wort, das der Ausdrucksweise des Plinius angemessen wäre. Es ist daher auffallend, daß Harduin auch hier das Rechte nicht erkannte, zumal da er im Vorhergehenden (§. 14. u. 15.) eine ähnliche Lücke, die durch die Aufeinanderfolge von cinnamomino und cinnamo entstand, nach seinen Handschriften richtig ausfüllte. An dieser Stelle hat Hr. S., wohl zum Zeichen seiner Billigung, ohne Veranlassung durch eine Notiz aus einer Handschrift, die Lesart der früheren Ausgaben angeführt.

In demselben Buche s. 15. mißbilligt selbst Harduin die frühere Lesart: cap. 7. Sed haec germina emittit sine ullis foliis, radici (oder radicis) similia. Caudex arboris similis populo, folium ulmo, nicht ganz und gar, und führt eine Stelle aus Theophrast an Hist. plant. IV. 2. *πλὴν ὅστε βλαστόν τινα ἀφίησι μικρὸν ἄφυλλον, ὥσπερ ῥιζίον, πρὸς ᾧ ὁ καρπός. Τὸ δὲ στέλεχος μέγα καὶ παρόμοιον τῇ λευκῇ· φύλλον δὲ τῇ πτελέᾳ*, durch welche jene Lesart über allen Zweifel erhoben wird.

Demungeachtet verkannte er auch hier das Abirren des Schreibers von einem Worte zum andern, und schrieb, indem er jenes für interpolirt hielt, radice similis populo, was den Worten Theophrast's ganz zuwider ist und zu dem Folgenden: folium ulmo nicht paßt. Da in allen Handschriften radice steht, so scheint übrigens radici geschrieben werden zu müssen. Bey Hr. S. finden sich, seinem Grundsatze gemäß, nur die Lesarten der Handschriften angeführt.

Lib. XIX. cap. 5. haben die ältern Ausgaben: Oleum odere mire (cucumeres) nec minus aquas diligunt. Desecti quoque ad eas modice distantes adrepunt: contra oleum refugiunt: aut si quid obstet, (oder obest) vel si pendeant, curvantur. Harduin hat s. 23. (§. 66.), ohne eine Note beyzugeben, und ohne auch nur zu bemerken, ob er hierin seinen Handschriften gefolgt ist, oder nicht, die Worte: contra oleum refugiunt weggelassen und nach Dalechamps Conjectur versi pandantur geschrieben. Daß übrigens die Vulgata richtig ist, zeigt der folgende Satz: si vas cum aqua subjiciatur a quatuor digitorum intervallo, descendentibus ante posterum diem, at si oleum eodem modo sit, in hamos curvatis, in welchem deutlich ausgesprochen ist, daß sie sich vor dem Oele krümmen, und zwar, wenn sie hängen, was in subjiciatur und descendentibus liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Biographie des k. preuß. Staatsministers Freyherrn von Schuckmann ꝛc.

(Schluß.)

Schuckmann's Amtsführung auf diesem Platze, deren Verdienst der Vers. nur kurz andeutet, kann man noch jetzt nach dreyßig Jahren, zu Ansbach wie zu Baireuth und an manchem Orte auch des platten Landes rühmen hören; und vielleicht wird nicht dort allein sein Andenken über einem andern, einst im Glanze der Macht gefeyerteren und beliebteren Namen die Oberhand erhalten. Wenn der eben so einsichtsvolle und kenntnißreiche, als ernste und strengrechtliche Mann freyere Hand oder doch einen ihm mehr gleichgesinnten und gestimmten Obmann gehabt hätte, so ist kein Zweifel, daß des Guten eben so viel geschehen, viel Uebles aber, das zum Theil noch fortwirkt, unterblieben wäre. Der Vers. gedenkt namentlich der gegen Schuckmann's Denkungsart oft anstoßenden Thätigkeit des Kammerdirectors (nachmaligen S. Coburg. Ministers) Kretschmann. — S. 13 unter Anderem:

»Kretschmann ließ eine »Volkszeitung,« die ihm und seinen Gehülfen nicht unbedeutende Honorare eintragen sollte, halb zwangsweise durch das Land circuliren. A. v. Humboldt schrieb darüber launig am 5ten July 1796 aus Baireuth an den in Ansbach arbeitenden Präsidenten. »»Uebermorgen erscheint das erste Stück der Volkszeitung. Der Minister hat 1500 fl. aus königlichen Kassen dazu decretirt. Alle Zünfte, Corporationen, Schulen, Kirchen werden gezwungen, das Journal zu halten. Es enthält schlechterdings alles, was Menschen je gedacht haben, denken, denken werden und denken können. Nach allem dem, was ich davon gestern gehört, fängt mit dieser Schrift eigentlich ein neues Leben an. Die christliche Religion wird abgeschafft, die Menschen enthalten sich aller Fleischspeisen, statt des Geldes sucht man nur Brodfrüchte und Hauswurzeln, und in jedem Dorfe wird ein Rosenfest eingeführt; redit et virgo, redeunt saturnia regna.«« Doch die Erscheinung verschwand bald wieder.« Zehen Jahre vor der Schlacht bey Auerstädt!

Durch die Trennung Ansbachs von dem preußischen Staate wurde Sch. 1806 auf seine Präsidentenstelle in Baireuth beschränkt. Diese bekleidete er noch, als das Land von den Franzosen besetzt und in Verwaltung genommen wurde. Die französische Behörde nöthigte ihn zu bleiben, da er, zum Kammerpräsidenten in Pommern ernannt, dort abtreten wollte. In dem folgenden Jahre aber wurde er in Folge eines grundlosen Verdachtes plötzlich verhaftet, und nach Mainz geführt. Einer dringenden Verwendung des Großherzogs von Baden bey dem Marschall Kellermann verdankte er nach drey Monaten die Erlaubniß, sich auf Ehrenwort in Heidelberg aufzuhalten. Erst im May 1808 erlangte er die volle Freyheit wieder und begab sich auf ein Gut in Schlesien. Nachdem er als Abgeordneter des Adels dieser Provinz an der Berathung über die Ausführung der 1807 beschlossenen Reformen Theil genommen hatte, ward er zu Ende 1810 als Geh. Staatsrath und Vorstand mehrerer Abtheilungen in dem Ministerium des Innern angestellt. Im Jahre 1814 wurde er Minister des Innern, und blieb es, unter mancherley Veränderungen des Bereiches dieser Stelle, bis zum Jahre 1834, wo ihm auf sein Gesuch das schwere Geschäft abgenommen und nur sein Platz im Staatsministerium und im Staatsrathe vorbehalten wurde. Im September desselben Jahres starb er. Schon 1829 hatte er die Ju-

belfener seiner Anstellung in dem preußischen Staatsdienste, unter den mannigfaltigsten und sprechendsten Erweisungen der allgemeinen Achtung und Dankbarkeit, begangen.

Ref. hat in diesem Auszuge, was von Spannung und Verstimmung mehrmals vorkommt, nicht nur darum unerwähnt gelassen, weil die Andeutungen davon sehr karg sind, sondern auch weil daran, für geschäftskundige Leser wenigstens, eben nichts Besonderes ist, Anderen aber Begegnisse dieser Art, (z. B. was Sch., selbst noch als Minister, von einem, zu Friedrichs des Großen Zeit kaum bekannten Uebel, der Bureaukratie, diesem Herzwehe der neueren (republikanischen wie monarchischen) Verfassungen, zu leiden hatte, S. 40.) nicht wohl begreiflich gemacht werden können. Dagegen will er zum Schlusse noch eine größere Stelle mittheilen, die das Dichten und Trachten des Ehrenmannes kennen lehrt. Sch. hatte während seiner Gefangenschaft 1807 — 8 einen Entwurf zur Reorganisation des preußischen Staates ausgearbeitet. Aus diesem Entwurfe, der in seinen Papieren blieb, ist folgendes S. 34 — 37.

»Die collegialische Verfassung der vollziehenden Behörden wollte er beschränkt wissen als eine unzweckmäßige Maßregel der Controle gegen die Willkühr und Unterschleife derselben. „Sind die Subjecte schlecht, schrieb S. so verfolgen sie dennoch gemeinschaftlich schlechte Zwecke, oder ewiger Zwist hemmt ihre Thätigkeit, und die collegialische Verbindung mindert das Gewicht der Verantwortlichkeit.“ Den Polizeybehörden wünschte S. alle geringen Injurienfachen, Gesindefachen und die vollziehende Verfügung bey Weigerung unstrittiger Dienste und Leistungen überwiesen zu wissen. Auch schienen ihm Sitten- und Ehrengerichte für Volksveredlung zweckmäßig, für jede Classe der Bürger districtweise aus ihren Genossen gewählt, und ihre Competenz auf Weisungen und Ausschließungen von Ehrenrechten eingeschränkt. Für das öffentliche Verfahren der Specialinquisition sprach S. sich in der Art aus, daß nach Schluß derselben das Criminalgericht ein Gutachten über das Factum beschließen, dabey Geschworne eine entscheidende Stimme haben und damit die Acten an das Tribunal zur Straffentenz eingesendet werden sollten. In seinen Vorbemerkungen zu diesem Entwurf sagt S. unter Anderm: »Der alte ehrliche Köhlerglaube an Gott und seine Gebote und Verheißungen nach unfehlbaren Satzungen der Kirche, an die Heiligkeit des Regenten und die von ihm bestellte Obrigkeit verschwand, ohne einen Ersatz zu erhalten. Mit einem Worte, die Religion, ein lebendiges Handlungsprincip, das den innern Menschen über den groben Egoismus dieses Lebens heraushebt, ihn beseelt, einem höheren Berufe und dem Allgemeinen sich zu opfern, ging verloren, und nur Theologie, und ganz dürre Liturgie, selbst zur Sinnenerregung untauglich, blieben übrig, nicht allein nutzlos, sondern schädlich als Beruhigungswerkzeuge des sophistisirenden Egoismus.“ So ward in der Mehrheit des großen Haufens aller Classen (die Theologen und Gelehrten nicht ausgenommen) und nicht blos in Preußen, eines jeden Leib sein Gott, und sein einziger Beruf des Lebens, diesem durch alle möaliche Genüsse zu dienen; ob durch blos physische Genüsse grober oder feinerer Art, oder durch Befriedigung der Eitelkeit, Herrschsucht, des Geizes u. s. w., ändert an dem Princip und dessen moralischer Würdigung nichts. Die Menschheit bestand nie und nirgend aus reinen Vernunftwesen, so sehr sich auch ehrwürdige Einzelne diesem hohen Ideal nähern mögen. Reine Vernunftbegriffe können im Volke den ehrlichen Köhlerglauben nicht ersetzen, und das ist eine falsche Aufklärung, die nicht etwas besser auf den Menschen Wirkendes an die Stelle setzt. Was ist aber wirklich dafür geschehen? Nichts! Kein Schriftsteller hat dem Volke ein neues lebendiges Moralprincip einzuflößen vermocht. Die Theologen blieben entweder ganz bey dem durch den Geist der Zeit unhaltbar gewordenen Alten, oder befliſſen sich einer dürren Philosophie, die dem Volke ein tönend Erz war. In dem Gesellschaftsinstinct des Menschen liegt die Liebe seines Gleichen als Basis zur Tugend; aber dieser Instinct wird wie andere Instincte durch die gesellschaftliche Cultur abgestumpft. Das Mitleiden bleibt zwar den nicht ganz Verderbten, so daß auch alle cultivirten Sprachen ein Wort dafür haben, aber die Theilnahme an dem Glück Anderer muß schon als etwas Seltenes umschrieben werden; je reger in der Verfeinerung die Collision eigennütziger Triebe ist, desto weniger Spur davon. Darum hat die vortrefflichste aller Religionen dem Culturmenschen diesen Naturtrieb der Nächstenliebe zur Tugendbasis als Offenbarung wiedergegeben. Aber die Erhaltung des Glaubens darin ist leider zu sehr vernachlässigt, und so erlag überall der schwächere Naturtrieb dem stärkern der Selbstliebe. Die Schulverbesserungsplane und Versuche waren auf Bildung des Verstandes, zur Beförderung der Industrie, zur Verbesserung des physischen Zustandes auf Vielwisserey, nicht auf tiefes Wissen und Empfinden gerichtet. Je lichter es in vielen Köpfen ward, desto mehr verschwand die Wärme für Religion, König und Vaterland, die in dem alten Glauben gebunden war, aus jeder Brust. Die Entdeckung unseres Zeitalters, das Licht von der Wärme zu scheiden, characterisirt ganz seine moralische Tendenz. Daraus schlaffe Hingebung und Mangel thätiger Ueberzeugung, daß unser und der Unsrigen Glück von der Zusammenhaltung des Ganzen, von der Vertheidigung des Königs und Vaterlandes unzertrennlich sey, und jedes Opfer fordere. Sonach kann Verbesserung des physischen Zustandes aller Volksclassen allein den Nationalgeist zu einer solchen lebendigen Erkenntniß, die in Gefühl übergeht, nicht wieder erheben. Nur dadurch, daß mittels inniger Vereinigung des Staates und der Kirche die Religion wieder als das Höchste und Heiligste die Gefühle des Volkes durchdringe, nicht bloß der Gegenstand theologischer Speculation und kalter Liturgie sey; die Mehrzahl der Bürger durch offene wahre Mittheilungen über den Zustand des Gemeinwesens zu dem lebendigen Gefühl erhoben werde, thätige Mitglieder der großen Staatsgesellschaft zu seyn, in der und durch die nur ihr äußeres und inneres Wohl bestehen kann; jeder Staatsdiener nicht blos das Auge des Königs und der Obern, sondern auch das allgegenwärtige des ihm näher gebrachten Volks achte und fürchte, ist Besserung zu hoffen. Die Krisis einer langen harten Buße kann sie vorbereitet haben.“

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Auguſt.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1836.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortſetzung)

Hr. S. hätte hier die vollſtändigere Lesart anführen ſollen, da die Angabe adrepunt aut Vet. Dalech., welche die Bemerkung Dalechamp's: haec clausula in M. deest, wiedergeben ſoll, nicht verſtändlich iſt, wenn man jene nicht vor Augen hat. Das que an curvantur im cod. Chiffl. und der Handſchrift Dalechamps iſt wohl nur ein Nothbehelf, zu dem man nach Verſtümmelung des Satzes ſeine Zuflucht nahm.

Lib. XX. cap. 7. lieſt man in den älteren Ausgaben: quoniam et inflationes discutiunt ructusque lenes faciunt, concoctiones adjuvant. Cruditatem ipsae nequaquam faciunt. Harduin hat s. 26. (§. 64.), wie aus dem Verzeichniß ſeiner Aenderungen zu erſehen iſt, nach ſeinen Handſchriften weggelaſſen, was nach dem erſteren faciunt ſteht. H. S. hätte alſo zu den Worten: quae absunt e Vet. Dalech. (wahrſcheinlich ein Druckfehler für a Vet.) noch hinzufügen ſollen: et codd. Hard. Da er übrigens anführt, daß die von Harduin getilgten Worte in andern Handſchriften (Chiffl. und Tolet.) geleſen wurden, hätte er ſie ohne Bedenken in den Text wieder aufnehmen können.

In demſelben Buche cap. 10. wurde vor Harduin geleſen: Silvestrem asparagum aliqui corrudam aliqui Libycum vocant. Dieſer ließ s. 43. (§. 110.) aliqui corrudam weg, obgleich ſie in der von ihm angeführten Stelle des Apulejus Madaurensis ſtehen. Auch dieſe Worte hätte H. S. füglich wieder aufnehmen können, da ſie, wie er ſelbſt bemerkt, Salmaſius in ſeinen Handſchriften fand. Auf ähnliche Weiſe fanden ſich öfters in den älteren Ausgaben mehr Namen für eine Pflanze, als in den neuern, wo wohl nur ſelten eine Interpolation anzunehmen iſt; z. B. lib. XXV. s. 17. (§. 35.) ſteht nach altercum in jenen allein altercangenon, was vom cod. Murbac. beſtätigt wird.

Lib. XXVII. cap. 5. las man früher: semina sunt nigriora et madidiora et minora lenticula. Harduin ließ s. 21. die Worte et minora weg, obgleich Deoscorides, der II. 178 hat: καὶ μικροτέρων φακοῦ, die Vulgata vertheidigt. Die Anführung der Lesart: et madidiora lenticula Vet. Dalech. bey H. S. für: et minora in M. del., iſt wieder nur für den verſtändlich, der eine der älteren Ausgaben zur Hand hat.

Lib. XXVIII. cap. 16 haben die älteren Ausgaben: itemque omnia inflammata et suppurationes minantia. Eadem res et podagricis prodest, wofür Harduin s. 62. (§. 223.) . . . et suppurationes. Sed podagricis prodest hat. Nach inflammata würde aber Plinius wohl nicht suppurationes, ſondern suppurata oder suppurantia geſchrieben haben, ferner ſteht sed hier durchaus nicht an ſeiner Stelle. Die frühere Lesart, aus der die von H. S. angeführte Lesart des cod. Chiffl. ſehr leicht entſtehen konnte, iſt daher wohl als die richtigere anzuſehen.

An andern ähnlichen Stellen hat die ausführ-

lichere Lesart weniger für sich, oder die Behauptung derselben macht mehr oder minder bedeutende Aenderungen nöthig. Bey diesen wird H. S. niemand einen Vorwurf machen, daß er die frühere Lesart nicht wieder aufgenommen hat; doch wird man auch hier dieselbe nicht immer so beachtet finden, wie es ihre Bedeutsamkeit verdient. Zu diesen Stellen rechnen wir folgende:

Lib. X. cap. 6. haben die älteren Ausgaben: triduo autem ante aut biduo volare, wo Harduin s. 7. hat: triduo autem antea volare, wo für die Richtigkeit der frühern Lesart kein Beweis vorliegt, und auch der Ausfall nur dann leicht hätte eintreten können, wenn die Worte so gestellt gewesen wären: triduo autem aut biduo ante volare. Die bey H. S. angeführten Lesarten der Handschriften würden hier besser verstanden werden können, wenn die frühere Vulgata daneben angegeben wäre.

In demselben Buche, cap. 63., las man früher: Primos quoque (wo wohl quosque zu lesen ist) mares pariunt, in ceteris alternant, si ineant opportuno et recto mense. Ineuntur a partu sexto mense. Hard. hat s. 83. (§. 178.) nur: In ceteris alternant. Ineuntur a partu sexto mense. Ein direkter Beweis für die Aechtheit der ausgefallenen Worte, die H. S. gebührender Weise zur Erklärung der Lesart der Handschriften beygesetzt hat, möchte schwer aufzufinden seyn; doch, wenn wir lesen: si ineantur, so ist wenigstens kein Grund vorhanden, da hier ein Abirren sehr leicht Statt finden konnte.

Lib. XI. cap. 7. wurde von Harduin gelesen: Menecrates florem esse dicit (oder ait esse) futurae messis indicium: sed nemo praeter eum. Dieser schrieb s. 7. nach dem Vorgange des Salmasius de hyle pag. 162. a. A. nur Menecrates florem esse dicit, sed nemo praeter eum. Was er dabey anführt, scheint für seine Lesart zu sprechen; doch wäre das Ausfallen der Worte durch die Aehnlichkeit von dicit und indicium leicht zu erklären, und die frühere Lesart gibt einen wenigstens erträglichen Sinn, wenn man erklärt: Menecrates florem Graecae nucis dicit esse futurae apium messis indicium.

Im 15. Capitel desselben Buches las man: In omni melle, quod per se fluit (oder fluxit), ut mustum oleumque appellaturque acoeton, maxime laudabile est. Aestivum omne rutilum, ut diebus confectum siccioribus. Aptissimum existimatur (oder in aestimatione), e thymo etc. Harduin hat S. 15 (§. 38.) die Worte ut diebus confectum, die wegen des vorhergehenden rutilum leicht ausfallen konnten, und einen guten Sinn geben, wohl nicht mit Recht weggelassen. Auch im Uebrigen hat er diese Stelle so verändert, und zwar, wie es scheint zum Schlechteren, daß es sich der Mühe lohnt, sie genauer zu betrachten: Sie lautet nach seiner Anordnung: In omni melle, quod per se fluxit, ut mustum oleumque appellatur acetum. Maxime laudabile est etiam omne rutilum, vel sic auribus aptissimum. In aestimatu est e thymo etc. Dalechamp und Salmasius waren hierin seine Vorgänger; doch hat dieser Exerc. Plin. 709. a. E. aestivum, und beyde statt vel sic auribus die Worte ut ulceribus. Das Harduinische vel sic ist im Zusammenhang durchaus nicht begründet, und die Redensart in aestimatu est, die Salmasius aus dieser Stelle als pliniarisch anführt, ist nicht lateinisch. Ref. hält daher die frühere Lesart für die richtigere, und nimmt nur an, appellaturque acocton, und dem alleinstehenden aptissimum Anstoß. Für jenes möchte etwa (appellatur ἄκυρον) zu lesen seyn, wie im Vorhergehenden: (§. 36.) steht: quod ideo vocatur ὤραιον, und unten quod ἄκαιρον vocatur, was wohl auch richtiger griechisch geschrieben wird. Wenn Freund in der Vorrede zu seinem Lexikon bemerkt, daß in den Handschriften und Ausgaben des Plinius

die lateinische Schreibweise vorherrsche und dieser daher auch bey diesem Schriftsteller der Vorzug zu geben sey, so muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Plinius gerade zu der Zeit am meisten gelesen wurde, wo das Griechische weniger allgemein bekannt war, und daß es sich daraus leicht erklären läßt, warum bey der Veranstaltung von Abschriften und Ausgaben der lateinischen Schreibweise der Vorzug gegeben wurde, ohne daß man anzunehmen braucht, daß dieselbe schon von Anfang an vorgeherrscht habe. Vor aptissimum scheint etwas ausgefallen zu seyn, das mit dem vorhergehenden siccioribus einen ähnlichen Schluß hatte, so daß sich vermuthen läßt, es gehöre die von Harduin am Ende dieser Section weggelassene Stelle, in der vor aptissimum existimatur steht ulceribus, und die, wie H. S. gut bemerkt, Gelenius in seinen Handschriften gefunden zu haben scheint, (indem sich aus seinen Worten: tertio inde versu adde verbum Existimatur, nichts Gewisses abnehmen läßt) hierher, und sie sey nach ihrem Ausfalle an einem unrechten Orte wieder eingesetzt worden. Die Zusammenstellung wäre dann folgende: Aestivum omne rutilum, ut diebus confectum siccioribus. Album mel non fit, quod bythymum est, sed oculis et ulceribus aptissimum existimatur; e thymo, coloris aurei, saporis gratissimi. Vergleicht man damit Aristotelis Hist. Anim. IX. 39. *Ἔστι δὲ καλὸν τὸ χρυσοειδὲς· τὸ δὲ λευκὸν, οὐκ ἐκ θύμου εἰλικρινοῦς, ἀγαθὸν δὲ πρὸς ὀφθαλμοὺς καὶ ἕλκη*, wo vorher davon die Rede ist, daß der beßte Honig von den Bienen bereitet werde, wenn der Thymian blühe, so wird die Vereinigung der beyden Stellen dadurch empfohlen; die Worte Album mel non fit, quod bithymum est, werden dagegen verdächtig. Die vox hibrida bithymum (die freylich ihren Ursprung der Aehnlichkeit mit Bithynium verdanken könnte, wenn wir nämlich annehmen, daß dieses statt epithymium von *ἐπίθυμον*, einer auf dem Thymian wachsenden Schmarotzerpflanze, oder statt eines ähnlichen Wortes geschrieben worden wäre) wagt Ref. nicht anzutasten. Es fragt sich aber, ob nicht das non zu streichen sey, so daß der Sinn wäre: Weiß wird der Honig, der aus den beyden Arten von Thymian, d. i. nicht aus dem ächten allein bereitet wird. Plinius selbst sagt: XXI. s. 31 §. 56. Totidem (duo genera) et thymi, candidum ac nigricans, und §. 57. Mellis Attici in toto orbe summa laus existimatur. Ergo translatum est ex Attica thymum et vix flore (uti docuimus) satum. Sed alia ratio naturae obstitit, non durante Attico thymo nisi in aflatu maris; dagegen s. 89 §. 154., wo von dem Gebrauche des Thymian in der Medicin die Rede ist: Duo autem sunt genera ejus: candidum, radice lignosa, in collibus nascens, quod et praefertur, alterum nigrius florisque nigri. Betrachten wir diese Stellen zusammen, so ist klar, daß der ächte Thymian für die Honigbereitung der attische ist. Da dieser nur am Meere, der weiße dagegen, der für die Medicin vorzüglicher ist, auf den Hügeln wächst, so scheint unter dem ächten Thymian der schwarze gemeynt zu seyn, und es kann nicht auffallen, wenn der Honig durch Beymischung des andern, weißen, eine weißere Farbe erhält. Zu untersuchen, ob dem nicht die Angaben anderer alter Naturhistoriker widersprechen, muß Ref. sowohl aus Mangel an den dazu nöthigen Hülfsmitteln, als auch deswegen unterlassen, weil er sich schon zu lange bey dieser Stelle verweilt hat. Für jetzt genügt es, nachgewiesen zu haben, daß das von ihm Vorgeschlagene durch Plinius eher bestätigt als wiederlegt wird. Zu bemerken ist nur noch, daß dem bithymum gegenüber e thymo so viel als e thymo sincero bedeuten müßte.

Lib. XIII. cap. 15. wurde früher allgemein gelesen: cum tam opima Nomio liberto ejus esset: cujus materia erat tuber. Hoc est radicis vitium. Harduin ließ s. 29 (§. 94 — 95) die Worte cujus materia erat weg und schrieb im

Folgenden: Tuber hoc est radicis, ohne vitium, wobey er besonders darauf aufmerksam machte, daß im Folgenden steht: proprieque, quod tanti emitur, arborum vitium est; wodurch allerdings das Wort vitium verdächtig wird. Doch läßt es sich daneben festhalten, wenn man in jener Stelle nicht vitium, sondern arborum, quarum amplitudo etc. als das Bekannte annimmt; jedenfalls möchten die Worte cujus materia erat, wofür vielleicht esset stand, was das Ausfallen der Worte beförderte, nicht geradezu für unächt zu halten seyn, da sie einen guten Gegensatz bilden zu operimento laminae vestitam fuisse.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludwig Wachler's Vermischte Schriften. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Dr. L. W. Biographische Aufsätze. Leipz. 1835. 344 S. 8.

Unter den zehn Aufsätzen, aus denen dieser Band besteht, ist nur ein zuvor ungedruckter, das Leben Bernardin von St. Pierre's (des Verf. von Paul et Virginie und anderen weniger bekannten Schriften), die neun übrigen, — J. B. Schuppius, (Prediger zu Hamburg, † 1661), J. J. Rousseau, M. C. Curtius (Professor der Geschichte zu Marburg, † 1802), J. v. Müller, P. L. Courier, C. G. Fürstenau (Prof. der Philosophie zu Rinteln, † 1805), Ph. Fr. Weis (Prof. der Rechte zu Marburg, † 1808), W. Münscher (Prof. der Theologie zu Marburg, † 1814), und Franz Passow — sind aus den Zeitschriften und Sammlungen, wo sie zuerst erschienen waren, hier zum Theil mit Verbesserungen wieder abgedruckt. Für einen Schriftsteller von so wohl begründetem Rufe, wie Hr. D. W., bedurfte es der Entschuldigung nicht, womit er in der kurzen Vorrede diese nun gesammelten Aufsätze wieder einführt. Es wird diese nicht leicht Jemand ohne Befriedigung, Mancher wird sie mit viel Nutzen und Vergnügen lesen; vielleicht auch Mancher, wie Ref., nicht ohne Bedauern, daß Hr. D. W. sich nicht auf Lebensbeschreibungen von Deutschen eingeschränkt, und nicht mehrere so überaus anziehende, wie von seinem ehemaligen Amtsgenossen, Curtius, gegeben hat, dessen Berufsleben, ohne allen Glanz, ungleich betrachtenswerther für jeden Besonnenen ist, als die Schicksale literarischer Abenteurer, wie Rousseau und St. Pierre; so hochbegabt der erste, und so liebenswürdig der andere war.

Da diese Aufsätze, mit oben bemerkter Ausnahme, von einer Zeit herrühren, die außerhalb des Bereiches unserer Anzeigen liegt, so würde Ref. sich auf Vorstehendes beschränken, fände er sich nicht zur Berichtigung einer Stelle, die voll irriger Angaben ist, durch das Lob veranlaßt, womit dieser Stelle kürzlich eine Literaturzeitung gedachte. In der Nachricht von P. C. Courier's Leben hat Hr. D. W. Mehreres aus dessen Schriften mitgetheilt. Darunter ist S. 281. Folgendes:

»Ohne etwas zu untersuchen, wirft man mich ins Gefängniß, und ich feire noch einmal meine Siege, wie Wakefield in Newgate, wo er starb. Hier ist seine Geschichte. Er war ein rechtlicher Mann, berühmt durch mannichfaltiges gelehrtes Wissen. Die Minister wollten das Budget erhöhen und priesen die Oeconomie und den Ruhm, den es der englischen Nation bringen werde, mehr Abgaben zu bezahlen, als irgend eine in Europa. Nach ihrer Ansicht konnten die Auflagen nie hoch genug gesteigert werden. Man nehme einem jeden die Hälfte seines Vermögens, so bleibt doch das wechselseitige Verhältniß der Glücksgüter dasselbe, und keiner ist ärmer geworden. Wenn nach ihrer Meynung ein Haus um ein Stockwerk oder zwey vertieft würde, und es behielte sein wagerechtes Gleichgewicht, so würde es nur um so fester seyn. Eben so befestigt die Verminderung alles Vermögens zum Vortheile des Staatsschatzes den Staat, und diese Verminderung ist in sich selbst durchaus gleichgültig. Ja, wohl für Euch, sagte Wakefield in einer damals berühmten Schrift, die ihr das Obere des Hauses bewohnt, aber wir in dem untern Theile werden verschüttet. Dieses Wort galt als aufrührerisch, als Beleidigung des Königs und der öffentlichen Sittlichkeit, als Untergrabung der gesellschaftlichen Ordnung. Der gute Wakefield wurde vor seine gehörigen Richter gestellt, welche alle von den Ministern abhingen, es wurde ihm ein ebenfalls gehöriger Sachwalter beygegeben, welcher von den Richtern abhing, sein Prozeß wurde in aller Form eingeleitet, und er sah sich verurtheilt zu einer dreyjährigen Gefängnißstrafe. Er war nicht so lange im Gefängniß, nach Verlauf einiger Monate wurde er krank; da er wenig Vermögen hatte, so brachten seine Freunde durch Unterzeichnungen so viel auf, daß seine Gattin und Kinder in der Nähe des Gefängnißes wohnen sollten, aber die regierende Behörde widersprach im Namen der gesellschaftlichen Ordnung; er starb ohne Hülfe und ohne Trost, weniger zu bedauern als seine Verfolger, denn die öffentliche Meynung hatte sich für ihn erklärt; er freute sich des Bewußtseyns, recht gesprochen und recht gehandelt zu haben; sie dagegen lebten, verzehrt von Sorgen und leidenschaftlich wildem Ehrgeize, oder, sie schnitten sich den Hals ab, müde zu lügen und zu betrügen, das Budget zu erhöhen, und die Eingeweide des Volks verächtlichen Höflingen als Jagdbeute vorzuwerfen.«

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Lib. XXIII. cap. 1. haben die älteren Ausgaben: mangonizat corpora: serpentes fugat. Harduin hat f. 16. (§. 26.) ohne Bemerkung, seinen Handschriften gemäß, nur mangonizat corpora geschrieben. Im cod. Tolet. fehlt auch das Wort corpora, so daß nicht unwahrscheinlich ist, daß die gleiche Endung der beyden Verba das Abirren verursachte, und daß das Wort corpora sich zufällig in einzelnen Handschriften erhielt. Doch fehlt es an einem sichern Beweise dafür.

Lib. XXX. cap. 4. ist die ältere Lesart: psorisque et lepus et lentigini illinitur. Die Worte et lepris, die Harduin s. 10. (§. 29.) nach seinen Handschriften getilgt hat, lassen sich durch nichts direkt als ächt erweisen, doch läßt der gleiche Anfang dieser Worte mit den Folgenden das Ausfallen derselben bey dem Abschreiben vermuthen.

Den angeführten Stellen stehen nun allerdings auch solche gegenüber, in denen Harduin unächte Zusätze mit Recht ausgeworfen hat; und zwar sind sie verschiedener Art. Hier und da sind nämlich Inhaltsangaben von dem Rande in den Text gesetzt worden. Dahin gehören die in den älteren Ausgaben lib. V. cap. 9. (§. 51.) sich findenden Worte: Nili ortus creditus; ferner lib. XX. cap. 2. (§. 9.) die Worte de ejus medicina, womit lib. XXXVII. §. 31. die auch in der Harduinischen und Sillig'schen Ausgabe sich noch findenden Worte: de ortu eorum, die nach dem Bamberger Codex zu streichen sind, verglichen werden können; ferner in demselben Buche §. 1. die Worte: quae causa gemmarum est, die in eben diesem Codex unrichtig eingesetzt sind. In manchen Fällen scheinen die in den harduinischen Handschriften fehlenden Worte aus andern Stellen am unrechten Orte eingesetzt zu seyn. Vielleicht gehört hierher die Stelle lib. XIII. cap. 1. Oenanthinum in Cypro, deinde in Aegypto praepositum, wo in der Ausgabe Harduins und den spätern S. 2. (§. 5.) nur Oenanthinum in Cypro steht. Die Worte deinde in Aegypto, die, wie auch H. S. angegeben hat, in mehreren Handschriften (Tolet. Salmant. Chiffl.) fehlen, könnten aus §. 6. Cyprinum in Cypro, deinde in Aegypto, heraufgenommen seyn; allein das dabeystehende praepositum, das H. S. unbeachtet gelassen hat, und das Harduin, ohne daß es in jenen Handschriften als fehlend bezeichnet wird, mit jenen Worten getilgt hat, macht hier noch einige Schwierigkeit. Lib. XV. cap. 29. (§. 121.) haben die älteren Ausgaben: Patricia multis annis praevaluit, flaccescente plebeja, wo die beyden letzten Worte aus dem Folgenden: Quae postquam evaluit, flaccescente (oder flavescente) patricia entstanden zu seyn scheinen. Lib. XXII. cap. 17. in den Worten: panos succus cum psimmythio, ignes sacros et tumores collectionesque ist eine Wiederholung aus dem unmittelbar Vorhergehenden: sanat ignes sacros et tumores collectionesque nicht zu verkennen. Lib. XXVI. cap. 8. (§. 69.) in den Worten: semine albo columbis gratissimo,

quod colligitur incipiente uva, ist wohl das Letzte aus dem Vorhergehenden (§. 68) semine albo, quod colligitur incipiente uva herabgenommen. An einer andern Stelle, lib. XXVIII. cap. 18. (§. 239.) item ex fimo asini cinis et pilorum quidem cinis, scheint die Wiederholung des Wortes cinis, wie in den oben angeführ-Fällen ein Abirren des Abschreibers veranlaßt zu haben, allein bey genauerer Betrachtung führt vorzüglich das hier ganz unpassende quidem darauf hin, daß diese Worte aus dem unmittelbar Vorhergehenden: item leporis, hujus quidem et pilorum cinis entnommen sind.

Hin und wieder scheinen auch in den früheren volleren Lesarten zwey Lesarten verbunden zu seyn, wie lib. XXIII. prooem. (§. 2.) nec curvo adoranda aratro, nec cura laboranda; ferner lib. XXVI. cap. 10. (§. 96.) vitia partium earum erumpentia cum polenta. Auch Parallelstellen aus andern Schriftstellern, vielleicht solchen, die das Werk des Plinius benützten, scheinen hier und da eingefügt zu seyn, wie lib. X. cap. 32. (§. 90.) Foetificant bruma, qui dies halcyonides vocantur, placido mari per eos et navigabili, Siculo maxime. In reliquis partibus est quidem mitius pelagus, Siculum utique tractabile, wo die Aehnlichkeit der Wörter navigabile und tractabile auch auf einen Ausfall des Dazwischenliegenden hinzuführen scheint, der aber nur dann erklärt werden könnte, wenn man annähme, daß die Worte Siculo maxime erst später eingesetzt und dann beyde Lesarten vereinigt worden wären. Interpolation durch eingesetzte Erklärungen möchte etwa statt gefunden haben lib. XIII. cap. 6. (§. 54.): Materies ei admodum lenta ac fidelis ad vetustatem, eximii ac nigri splendoris, wo sich annehmen ließe, daß fidelis durch ad vetustatem eximia erklärt worden wäre.

Lib. XXVIII. cap. 18. (§. 241.) in den Worten: cum cyprino oleo aut fimo caprino aut hircino könnte das doppelte aut auch die Meynung veranlassen, als habe bey der Lesart der Handschriften Harduins aut cyprino oleo aut irino ein Abirren des Abschreibers Statt gefunden, allein da Plinius Valerianus II, 48. cum cyprino oleo aut hyrcino (oder hirino), und Marcellus Empiricus I. 34. p. 236. cum oleo cyprino aut laurino hat, so ist wohl anzunehmen, daß irino in hirino und dann in hircino verdorben, und zur Erklärung nachher aut fimo caprino eingesetzt wurde. Uebrigens hat cod. Cikl. nach der Dalechampischen Ausgabe hier nicht wie H. S. hat: antitiro, sondern anittino. In lib. XXV. cap. 2. (§. 8.): Ex his Evax, rex Arabum, qui de simplicium effectibus ad Neronem scripsit, Cratevas, ist der Zusatz gewiß nur aus der von Salmasius prolegg. ad hylen p. 16. angeführten Schreibart Cratevax entstanden, da Evax in dem Index auctorum bey Plinius nicht vorkommt, und er wohl auch nicht unter die griechischen Auctoren gerechnet worden wäre. Auf einem ähnlichen Grunde scheint lib. XXXI. cap. 10. (§. 109.) die frühere Lesart: Excedente Nilo siccantur, decedente madent zu beruhen; doch hätte dieselbe von H. S. um so mehr angeführt werden sollen, da sonst das von Salmasius Vorgeschlagene: Accedente Nilo siccantur, unverständlich ist.

Aus dieser Zusammenstellung geht, obschon sich nicht wenige zweifelhafte Stellen in derselben finden, doch wohl deutlich hervor, daß, wie in den letzten Büchern, wo es durch die Bamberger Handschrift außer Zweifel gesetzt ist, so auch in den übrigen die vor Harduin allgemeine Textesrecension in vielen Stellen auf einer den Handschriften Harduins entgegenstehenden handschriftlichen Autorität beruht, die, wenn sie auch nicht nachweisbar ist, und vielleicht nie wieder aufgefunden wird, doch nicht abgeläugnet werden kann. Daraus ergibt sich aber für die Kritik des Plinius die doppelte Lehre, daß man einmal nicht überall, wo die vorhandenen Handschriften

weniger geben, eine Interpolation in der Vulgata annehmen darf, wie Harduin es that, — vielmehr muß man nach den durch die Bamberger Handschrift gemachten Erfahrungen die Vermuthung hegen, daß selbst die Vulgata an manchen Stellen, wo uns keine Handschrift eine Andeutung davon gibt, noch lückenhaft ist, wenn wir auch solche Lücken nur selten nachweisen und, nur von besonderem Glücke begünstigt, ausfüllen können —, und ferner, daß überhaupt auf die Lesarten der ältern Ausgaben, wo diese übereinstimmen, und wo nicht gezeigt werden kann, daß sie auf willkührlichen Aenderungen eines frühern Herausgebers beruhen, mehr Gewicht gelegt werden muß, als es bisher geschehen ist. Bey einer Ausgabe, wie die Sillig'sche ist, sollte demnach der Harduinische Text nicht als Vulgata angenommen werden, ohne daß in allen Fällen, wo die ältere Lesart nicht als entschieden unrichtig zu betrachten ist, diese angeführt würde. Es wird übrigens niemand dem Herrn S. zum Tadel anrechnen, daß er bey der Anlage seiner Ausgabe einem andern Grundsatze gefolgt ist, da er den Stand der Sache noch nicht so kennen konnte, wie ihn Ref. hier darzulegen versucht hat. Auch verliert die vorliegende Ausgabe dadurch wenig an ihrer Brauchbarkeit, da wohl jeder, der ein Studium aus der Lesung des Plinius macht, eine der besseren älteren Ausgaben zur Hand hat, die er in jedem vorkommenden Falle nachschlagen kann, um die vorharduinische Lesart kennen zu lernen, und wir dürfen darum H. S. nicht weniger denkbar dafür seyn, daß er diese höchst mühevolle Arbeit übernommen hat.

Wir gehen nun zu einer Stelle über, in welcher H. S. eine Conjectur des Ref. angeführt hat, die sich auch in dem Anhang zum fünften Bande aus dem Kunstblatte wiederholt findet. Ref. glaubte nämlich, es sey lib. XXXV. §. 7. in den Worten: triumphabantque etiam dominis mutatis ipsae domus wegen der Lesart der codd. Ricc. u. Bamb. et me, die aus et ne entstanden seyn könnte, zu schreiben: triumphabantque . . . aeterno domus. Indessen möchte eine andere Aenderung wahrscheinlicher seyn, nämlich statt et me domus zu schreiben emtae domus, was gut zu dem Vorhergehenden: quae nec emtori refigere liceat paßt. Würde eingewendet, daß die in den Handschriften vorherrschende Schreibart emptae dem entgegen wäre, so ließe sich darauf erwiedern, daß die gewöhnliche Lesart ipsae sich eben auf diese, nämlich auf emptae zurückführen lasse.

Von den Bemerkungen des H. S., die sich, dem Zwecke der Ausgabe gemäß, selten über die Angabe der Lesarten hinaus erstrecken, soll hier nur noch eine angeführt werden, welche uns Gelegenheit gibt, eine Entdeckung zu besprechen, die für den kritischen Apparat des Plinius nicht ohne Bedeutung ist. Es heißt in den Bemerkungen zu lib. XXXIV. §. 134. „smegma Regii ap. Broterium et Budaeum de asse p. 398. et Ed. Pr. psegma, recte conjecit Harduinus. Cfr. Diosc. 5. 88.“ während sich Ref. im Anhange für die Lesart smegma aussprach, die er in dem Bamberger Codex fand, welche Ansicht nunmehr auch durch eine sehr ehrwürdige Autorität unterstützt wird.

Es findet sich nämlich im Index zum 34ten Buche, an der Stelle, wo smegma oder psegma hingehört, MEGI unter den Fragmenten eines mit Uncialbuchstaben geschriebenen Pergamentcodex des Plinius aus dem 6ten Jahrhundert, welche H. Custos Dr. Endlicher zu Wien in den Stücken einer Papyrushandschrift zur Befestigung in einzelnen Streifen eingeheftet fand, und (größtentheils nach einer mit größter Sorgfalt veranstalteten Abschrift des H. Dr. Reuß, Privatdocenten der Philosophie zu Würzburg, die dieser schon früher dem Ref. mitgetheilt hatte) in dem neuen Kataloge der Wiener Handschriften Bd. II. S. 125 ff. Nr. CCXXVIII. abdrucken ließ. Diese Fragmente sind, obgleich sie im Ganzen unglücklich verstümmelt sind, so daß oft gerade die Worte, über die man einen Aufschluß wünschte,

zwischen andern ausgefallen sind, doch schon durch ihr Alter zu wichtig, als daß es sich nicht der Mühe lohnen sollte, hier etwas bey denselben zu verweilen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ludwig Wachler's Vermischte Schriften.

(Fortsetzung.)

Gewiß hätte Hr. Dr. W. diese Stelle nicht ohne berichtigende Anmerkungen aufgenommen, wenn er nicht, getäuscht durch Courier's Treuherzigkeit, mehr Zutrauen dazu gefaßt hätte, als geschichtlichen Anführungen eines Parteygängers, zumal eines Franzosen in der Regel gebührt. Nach den Memoirs of the life of Gilbert Wakefield, London 1804, die theils von ihm selbst, theils von zwey seiner anhänglichsten Freunde sind, verhält sich die Sache so.

G. Wakefield, geb. zu Nottingham 1756, war ein Geistlicher der englischen Kirche. Die Lehrsätze und Einrichtungen derselben mißfielen ihm als unvereinbar mit dem Evangelium, das er durch anhaltende Forschung in seiner Reinheit aufzufassen bemüht war. Er gab seine Pfarrey auf, und suchte keine andere mehr, sondern nährte sich durch Privat-Unterricht und durch schriftstellerischen Erwerb, eine kurze Zeit auch als Lehrer an einer von Dissentern gestifteten hohen Schule. Seine philologischen Arbeiten, worunter eine Ausgabe des Lucretius die vornehmste ist, erwarben ihm mehr Ruf, als einige theologische, worin er seine besondern Meynungen, z. B. daß aller öffentliche Gottesdienst vom Uebel sey, mit solcher Offenheit darlegte, daß er nicht nur den Mitgliedern der Kirche, die er verlassen hatte, sondern auch Gegnern derselben anstößig wurde, und selbst mit einer Widerlegung der Angriffe Thomas Paine's auf das Christenthum keinen Dank verdiente. Seit 1794 mischte er sich als Schriftsteller in die politische Partheyung. Aus eignem Antrieb, und ohne daß er an einer der Gesellschaften Theil nahm, welche damals der Regierung entgegenwirkten, ergoß er sich gegen diese mehrmals in dem schärfsten Tadel, woran eine, gegen das Haupt derselben, Wilhelm Pitt, schon auf der Universität Cambridge gefaßte Abneigung Theil haben mochte, der jedoch hauptsächlich von einer Vorstellung ausging, die ihn ganz beherrschte: Der Krieg sey überhaupt etwas unchristliches, der Krieg mit Frankreich aber ganz besonders sündlich. Am heftigsten klagte er darüber die Regierung in einer anonymen Flugschrift an, die er zu Anfang 1798 gegen den Bischof Watson herausgab, welcher das Volk über die Nothwendigkeit des Aufwandes auf den Krieg zu belehren gesucht hatte. Wakefield der gewöhnlich sehr hastig schrieb, brauchte zu dieser Flugschrift nur einen Tag; am folgenden Morgen gab er sie in den Druck. Der General-Advocat, Sir John Scott (nachher als Lord Eldon sehr lange Großkanzler), brachte gegen den Verleger und einen (nach dem Annual register, zwey) der Verkäufer eine Klage an. Wakefield eilte sich als Verfasser anzugeben, bewirkte aber dadurch nur, daß die Klage „wegen der falschen ärgerlichen und aufrührerischen Schmähschrift" auch auf ihn erstreckt wurde. Zuerst erschien einer der Verkäufer vor Gericht und hier erklärte der General-Advocat, er stelle von Amtswegen die Klage, die er so nothwendig befunden habe, daß er, wenn die Regierung entgegen gewesen wäre, sein Amt niedergelegt haben würde. Am 21. Febr. 1799 kam der Verleger und Wakefield selbst an die Reihe. Dieser hatte die Erbietungen angesehener Anwälte zu seiner Vertheidigung abgelehnt; er traute keinem zu, daß er so frey und eindringlich sprechen würde, als er selbst.

Auf seine lange Rede antwortete der General-Advocat ganz kurz, und die Geschwornen sprachen auf der Stelle das Schuldig aus. Am 18. April sollte das Straf-Erkenntniß gefällt werden. Abermals hielt Wakefield eine Rede, die gedruckt über 2 Bogen einnimmt. Bezeichnet sind besonders folgende Stellen:

»Es wird mir vielleicht vorgehalten, die Meynungen, die ich stelle und verbreite, seyen von der Art, daß sie Unzufriedenheit über die Maßregeln der Regierung erregen, und auf den Umsturz unserer Kirchen- und Staats-Verfassung ausgehen. Darauf antworte ich: Ist unsere Verfassung vom Grund aus mangelhaft, so ist es Pflicht, oberste Pflicht für Jedermann, diese Mängel anzugeben und auf deren Verbesserung durch jedes friedliche Mittel d. i. durch Beweis und Ueberzeugung, ohne alle Gewaltthätigkeit, hinzuarbeiten.« Ferner: »In meinen Augen ist der Freund des Krieges und Blutvergießens der wahre Mensch der Sünden; und mich würde keine Rücksicht auf irdisches Wohlergehen oder das vermeyntliche Gemeine Beste jemals vermögen, die Hand zum Morde mit Bedacht gegen einen Mitmenschen aufzuheben; auch mag ich nicht ein zeitliches Wohlbefinden in vergänglichen Gemeinden dieser Welt der sicheren und bleibenden Stätte in dem himmlischen Jerusalem vorziehen. In dieser Gesinnung liegt jedoch nicht der mindeste Widerwille gegen Andersdenkende, nicht der entfernteste Wunsch, ihnen wehe zu thun; man müßte denn dafür den Wunsch halten, das ihnen das Vermögen entzogen würde, ihre Schuld durch fortgesetzte Missethat zu erschweren.«

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Fortsetzung)

Vergleichen wir sie mit der Bamberger Handschrift, ohne jedoch unbedeutende Schreibfehler zu erwähnen, so findet sich im ersten Fragment, Lib. XXXIII. s. 52. §. 142. in beyden donavisset statt des gewöhnlichen donasset; s. 52. §. 145. in beyden die Wortstellung fuisse Romae, und die Schreibart Rutundus; §. 146. in beyden mox additum in angulos. Ebendaselbst findet das an sich unverständliche APPELLATUMASTAT seine Erklärung in der Lesart des Cod. Bamb. appellata tum a stateris; s. 53. §. 147. steht in den Fragmenten AVSVM .... H. S. VI. M. so daß gerade das Wort constat ausgefallen ist, wofür Ref. aus der Lesart des cod. Bamb. sicut vermuthet hat scitum; s. 54. §. 151. hat cod. Bamb. nur temporum adulatione, nicht in, wie in der Collation steht; in den Wiener Fragm. findet sich dieselbe Wortstellung mit der Präposition; §. 152. haben die Fragmente nach der gewöhnlichen Lesart CATILLIS, wo cod. Bamb. catellis hat, und beyde in transitu virilitatis statt ad transitum; §. 153. fehlt in beyden inquam nach Fabricius, ferner haben die Fragmente BELLICOS für bellicosos (imperatores); s. 55. §. 154. scheint die Lesart der Fragmente EPESI auf Ephesii Dianae templi hinzuführen. Daselbst wird die Vermuthung des Ref., daß wegen der Lesart des cod. Bamb. Varro set zu lesen seyn möchte: Varro se et aereum signum ejus habuisse scripsit, durch die Lesart der Fragmente VARRO EX nicht unterstützt; §. 157. haben die Fragmente nach der Lesart der meisten Handschriften nach Teucer das Wort crustarius nicht, das sich im cod. Bamb. findet; s. 56. §. 160. steht in den Fragmenten DVMTAXAT SECV...., so daß deutlich ist, daß auch in dieser Handschrift, wie in der Bamberger hoc nicht vor, sondern nach den Worten secuta aetas stand; s. 57. §. 163. haben die Fragmente mit cod. Tolet.: Est et utilissimum genus lomenti; doch die gewöhnliche Lesart vilissimum paßt besser zu der Werthbestimmung quinis assibus aestimatum.

In den Worten, die als Nachschrift des 33ten und als Ueberschrift des 34ten Buches dienen, findet sich in den Fragmenten POST MORTEM, woraus zu ersehen ist, daß auch in dieser alten Handschrift das noch nicht gehörig erklärte editus post mortem sich fand, das Ref. vor 4 Büchern im cod. Bamb. und vor einem im cod. Riccard. nachgewiesen hat.

Die Inhaltsanzeige des 34ten Buches stimmt in den Fragmenten fast ganz mit der Bamberger Handschrift überein, daher sind ohne Zweifel an mehreren Stellen die Ergänzungen, die Hr. Endlicher nach der Vulgata versucht hat, nach dieser zu berichtigen.

Die Worte de tricliniis aereis, oder richtiger aeratis nach dem Bamberger Codex, in welchem sie nur an einer falschen Stelle stehen, fehlen in den Fragmenten ganz. Quod primum dei simulacrum Romae stand in dieser Handschrift rich-

tig, ohne die Einschaltungen im cod. Bamb. Im Folgenden ist nach cod. Bamb. zu ergänzen: ANTIQuas STATVAS togATAs sINE tunicIS fuISse, und wahrscheinlich QVAE primaESTATVaerOMAE statt QUAELoricataE bey Hr. Endlicher, da das L, was Ref. in der Abschrift des Hrn. Dr. Reuß nicht fand, wohl ein verwischtes P seyn könnte. Weiter unten ist wohl nach cod. Bamb. zu ergänzen QVibus externiS Romae PVBLice posITAE statt QVando equestreS; dagegen: Quando statuA Prima rOMae equEstris puBLICAE PositA. Diese Stellung, die von der des cod. Bamb. etwas abweicht, scheinen die Buchstaben AI, woraus Ref. AP gemacht hat, wie auch die durch Punkte angedeuteten Entfernungen zu verlangen. Im Folgenden ist zu ergänzen: QVANdo oMNES Privatim posiTAe statVAE statt Publicae privaTAe. In den Worten des cod. Bamb. Fuisse antiquitus et in Italia statuarios scheint das et in jener alten Handschrift der gewöhnlichen Lesart gemäß gefehlt zu haben. Statt AERIS de FECTus möchte nach cod. Bamb. zu ergänzen seyn AERIS efFECTus. Im Folgenden hat Hr. Endlicher De stoROmate aeRIS, wofür Ref. in der Abschrift des Hrn. Dr. Reuß DE.. OR.... IS las, so daß es scheint, als müßte ergänzt werden De flORe aeRIS. Statt MedicinAE ist dagegen vielleicht zu ergänzen (De) stoMomate AEris, das H. Reuß in seiner Abschrift vom Anfange der Zeile nach S hatte. Wenn die Entfernungen der übrigen Buchstaben nicht dagegen wären, ließe sich auch squaMa AEris ergänzen. Das unten folgende . XORI .... ist zu ergänzen und zu berichtigen Psoricon; ferner sORIM ed. EX EO und MYSI med. EX EO, wo die Verwechslung von I und Y zu bemerken ist. Das Wort Pompholyx fehlt; in EDIN ... liegt wohl Ediphryge. Unten findet sich differentia statt differentiae und appellatur statt appellant, wenn nicht in apEllAtVR, was eine Zeile für sich bildet, die Worte Ferri tempErAtVRa verborgen sind, die cod. Bamb. an dieser Stelle hat. In ... LVMSVCE ceruSSA liegt wohl Psimmythium sive cerussa, und zwar so, daß SV als Abkürzung für sive, wie A für aut genommen wird. Statt ... aut HORIBVS hatte die Abschrift des Hrn. Dr. Reuß nur IↃOR .. VS. Da das erste Zeichen eben so gut die zweyte Hälfte des runden M als des runden H seyn kann, so ist wohl nach cod. Bamb. zu ergänzen ad canis MORsVS, und im Folgenden, wo nach einer unleserlichen Zeile folgt: .... CIAS ....., Ad caput. Alope CIAS, so daß wir den Anfang des Verzeichnisses der Medicinen erhalten, das sich im cod. Bamb. findet.

Lib. XXXIV. s. 3. §. 6. ergänzt Hr. Endlicher ADFECTATIO FVErat, wo nach cod. Bamb. wohl FVErit zu ergänzen und nach des Ref. Vermuthung furit zu verbessern ist statt des gewöhnlichen fuit. Im folgenden fehlt quem und für cum eo, was auch im cod. Bamb. steht, (nicht esse), findet sich in den Fragment EVM. §. 8. in den Worten quAMQVAM HOMINIS..... MENTVMINSIMVLACRO weicht temperamentum und der Singular in simulacro von cod. Bamb. ab, die vorhergehenden für die Lesart der Stelle wichtigen Worte sind aber verloren; s. 8. in antiASQVIDEM HL. CRASSI ist mit cod. Bamb. L. Crassum ausgelassen, aber H deutet auf heredem, nicht auf den Plural heredes. Im Folgendem wird quoniam, was Ref. wegen quod erat im cod. Bamb. in quod eae abändern wollte, gesichert. Ferner zeigt ARBORVM MALAFERENTI... an, daß auch hier modo nach mala ferentium stand; s. 9. §. 15. findet sich der Conjunctiv fuerit, den nach Brotier auch Hr. Sillig aufgenommen hat, richtig auch in diesen Fragmenten. Daselbst spricht ROMAENO... gegen die Lesart des cod. Bamb. nomen non habet vetustum; §. 16. zeigen die Worte PRIMIS OMNIVM deutlich, wie primisomnium im cod. Bamb. zu verstehen sey; §. 17. findet sich ETOMNIVM ohne

jam oder in. Unten wird die Schreibart honor durch die Fragmente gebilligt; s. 10. §. 18. fehlt vuch in dieſem est nach Graeca res, doch findet ſich die griechiſche Form: TORACAS; §. 19. iſt VTRIQVE ſtatt vero, nach cod. Bamb. in utique zu ändern; die Lesart des cod. Bamb. basis ejus für cujus basis s. 11. §. 21. wird durch die Fragmente beſtätigt; s. 16. §. 33. trifft die Lesart: ET ACVISSE DEVM INDITET mit der des cod. Bamb. et aevi esse deum indicent sc. digiti größtentheils überein; s. 17. §. 37. fehlt tamen nach insignia auch in den Fragmenten; s. 18. §. 39. ſcheint STATVAS aus einer Abkürzung von statuarum entſtanden zu ſeyn. Dieſes Fragment bricht gerade vor den ſchwierigen Worten qui devoratur Pompejani theatri vicinitate ab. §. 42. hat Hr. Endlicher CONTVLERANT, Herr Dr. Neuß CONT..... NT, ſo, daß in den, wie es ſcheint undeutlichen, dazwiſchenliegenden Buchſtaben wohl auch die richtigere Lesart des cod. Bamb. contigerant verborgen liegen könnte. Auch dieſes Fragment endigt gerade vor einer zweifelhaften Stelle, nämlich den in vielen Handſchriften fehlenden Worten obsessae Rhodo; s. 25. §. 109. kommt die Lesart QVIDAMEXCVSSVQVAMATTERVNTQVAE der des cod. Bamb. Quidam excussuri squamam teruntque ziemlich nahe, doch ohne ſie aufzuhellen; s. 26. §. 110. lieſt man SVISPENSOSVPERACETVMAEREOPTVRATVMQVEOPERCVLO, ſo daß wohl zu leſen iſt: suspenso super acetum aere obturatumque operculo, wenn gleich die Beziehung von obturatis auf cadis natürlicher iſt. §. 112. wird die Lesart des cod. Bamb. quae sincera sunt, in dem Fragment beſtätigt, aber durch das folgende DETINET die Wahrſcheinlichkeit der Lesart wieder aufgehoben. Sunt verdankt vielleicht ſein Daſeyn dem folgenden suum; §. 113. Die Schreibart FIGVLINVM hat cod. Bamb. zwar hier nicht, wohl aber in mehreren andern Stellen; s. 27. §. 115. zeigt der Zwiſchenraum zwiſchen ORIS .... GINGIVARVMQ., daß in dieſer Handſchrift, wie in der Bamberger, etiam dazwiſchen ſtand.

Suchen wir aus dem hier Angeführten ein Reſultat zu ziehen, ſo ergibt ſich (abgeſehen davon, daß gerade von der für die Kunſtgeſchichte ſo wichtigen 19ten Section des 34ten Buches keine Fragmente vorhanden ſind), daß dem Bamberger Codex durch dieſe Fragmente die Palme nicht entriſſen wird, da ſie kaum eine verbeſſernde Lesart enthalten, die ſich nicht eben ſo, oder richtiger in jenem fänden, alſo für die Kritik des Plinius nichts Neues darbieten. Dem ungeachtet wird Niemand den Werth dieſer Fragmente verkennen, indem jede gute Lesart, die durch dieſelben beſtätigt wird, dadurch eine Gewähr erhält, wie durch alle ſpäteren Handſchriften zuſammengenommen.

Außerdem gibt der genannte Katalog unter den Numern CCXXXIV. und CCXXXV. noch 2 Handſchriften des Plinius an, eine vom Ende des 11ten oder vom 12ten Jahrhundert, und eine vom 15ten Jahrhundert. Dieſes verdient hier um ſo mehr erwähnt zu werden, da Hr. Sillig in ſeinem Handſchriften-Verzeichniſſe nur eine Wiener Handſchrift, saec. XI. vel XII., mit dem Urtheile des Grafen Rezzonicus, „maximis erroribus redundat,“ anführt, dabey jedoch bemerkt, daß die von Bandini und Brotier erwähnten Handſchriften vielleicht andere ſeyen. Hr. Dr. Neuß, der dem Ref. ſchon früher eine ausführliche Beſchreibung dieſer beyden Handſchriften hatte zukommen laſſen, bemerkt, daß die erſtere durch das Urtheil des Grafen Rezzonicus offenbar zu tief geſtellt würde, und Ref. nimmt um ſo weniger Anſtand, ihm hierin Glauben beyzumeſſen, als er ſelbſt ſchon Gelegenheit hatte, die Richtigkeit der von jenem Gelehrten über manche Handſchriften gefällten Urtheile in Zweifel zu ziehen. In der andern Handſchrift ſind in der Inhaltsanzeige zwar 37 Bücher gezählt, aber vom 1ten Buche fin-

det sich an seiner Stelle nur die Vorrede, so daß das 2te Buch an diese angeschlossen, als das erste und so fort bis zum 37ten gezählt wird, das das 36te heißt. Der Schluß ist (XXXVII. s. 76. §. 199.) et priusquam ad oculos pervenias, desinens nitor.

(Schluß folgt.)

Dr. Ludwig Wachler's Vermischte Schriften.

(Schluß.)

Das Erkenntniß ward an diesem Tage nicht gefällt, Wakefield aber jetzt in Haft genommen. Am 30. May erfolgte das Strafurtheil: zweyjähriges Gefängniß in dem Kerker zu Dorchester und 1000 Pfund Bürgschaft für Wohlverhalten auf 5 Jahre. Er trat in der Mitte des Juny die Gefängnißstrafe an. Diese wurde ihm dadurch sehr erleichtert, daß seine zahlreichen Freunde zusammenlegten und ihn in den Stand setzten, dem Kerkermeister einen Theil seiner eigenen Wohnung abzumiethen. Er fand hier alle an einem Straforte mögliche Bequemlichkeit, bekam nicht selten Besuch, war auch nur kurze Zeit an einem Uebel krank, das ihn zuvor schon heimgesucht hatte. Seine Frau und seine Kinder wohnten in der Nähe des Gefängnisses, und hatten viermal in der Woche die Erlaubniß, einen Theil des Tages mit ihm zuzubringen. Seine Feder rastete nicht; er übertrug auserwählte Stücke des Chrysostomus, schrieb unter dem Titel: noctes carcerariae, eine Abhandlung über die griechische Metrik, und machte seinem Unwillen durch eine parodische Uebersetzung der ersten Satire Juvenal's Luft. Als er, genau zwey Jahre nach dem Urtheilsspruche, aus dem Kerker entlassen wurde, befand er sich bey so guten Kräften als zuvor und in weit besseren Umständen; denn aus Beyträgen und Vermächtnissen von Freunden war ihm ein Kapitalvermögen von 5000 Pfund Sterling erwachsen. Er machte im Juni 1801 zu London eine Probe mit öffentlichen Vorlesungen über die Aeneide und nahm sich vor, dieselben im folgenden Jahre fortzusetzen. Aber zu Ende Augusts befiel ihn ein hitziges Fieber, das er sich durch zu starkes Gehen in den heißen Sommertagen zugezogen hatte. Daran starb er am 9. September 1801.

Mit diesem auf das Thatsächliche beschränkten Auszuge aus Wakefields eigener und seiner Freunde Erzählung vergleiche man nun obige Darstellung des Franzosen, zu welcher nur noch zu bemerken ist: daß Wakefield nicht wegen seines Tadels der Finanzverwaltung, sondern, wie er selbst (Memoirs II. p. 402) ausdrücklich bemerkt, wegen dessen, was er aufregendes wider die Fortsetzung des Krieges gesagt hatte, verklagt war; daß die Obrigkeit ein solches Aufregen um so weniger übersehen konnte, als das Jahr zuvor ein höchst gefährlicher Aufstand auf der Kriegsflotte mit Mühe unterdrückt worden war, daß die öffentliche Meynung keineswegs, sondern nur die Meynung der Minderheit, wozu Fox u. a. gehörten, sich für Wakefield erklärte; und daß sein Verfolger — denn es war nur Einer, dem von Amtswegen oblag, ihn gerichtlich zu verfolgen, Lord Eldon, noch jetzt in gutem und geehrtem Alter lebt.

Ref. hat dieses gern zusammengestellt, um an einem lehrreichen, wiewohl kleinen, Beyspiele zu zeigen, wie grober Irrthum nicht blos über weit entfernte, sondern über ganz nahe liegende Thatsachen und Umstände in Umlauf kommt und darin bleibt, weil die Meisten, wie Thucydides I. 20. bemerkt, die Wahrheit nicht gerne mühsam aufsuchen, sondern sich lieber an das, was eben zur Hand ist, halten. Zum Schlusse will er noch das Urtheil Sir James Mackintosh's, der keiner Parteylichkeit für Pitt verdächtig seyn kann, beyfügen. „Ich las, schreibt er am 18. July 1805, Gilbert Wakefield's Memoiren mit ziemlichem Antheile. Dabey drängte sich mir die Bemerkung auf, wie ungerecht man oft fast unvermeidlich gegen Staatsmänner und obrigkeitliche Personen ist. Nie war eine Zeit und Nation, wo Wakefield's Flugschrift nicht wäre strafbar befunden worden. Es giebt keinen achtbaren Vertheidiger der Preßfreyheit, von dem dieses nicht zugestanden werden müßte. Werden aber jetzt die literarischen Verdienste des Mannes und seine Leiden dargestellt, jetzt, da sein Vergehen in Vergessenheit gekommen ist, oder da man darüber als eine Kleinigkeit unter den vielen andern, die in einer politischen Partheyung vorkommen, hinweggeht, so kann es nicht fehlen, daß Mitleiden mit ihm, Unwille gegen die, welche ihn straften, erregt werde. Allein man lese nur die Flugschrift, man erinnere sich der furchtbaren Gefahr, worin der Staat schwebte, und der unbefangene Leser urtheile, ob nicht Somer's, wäre er General-Advocat gewesen, die Klage gestellt, ob nicht ein Locke, als einer der Geschwornen, das Schuldig ausgesprochen haben würde."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine. Ad Codicum Monacc. fidem recensuit et cum Fronto Ducaei suisque annotationibus edidit J. Georgius Krabingerus, bibl. reg. monac. custos. Accedit ejusdem Gregorii oratio funebris in Meletium, Episcopum Antiochenum. Monachii 1835. in libraria Josephi Lindaueri. X. und 306 S.

Der Bischof Gregorius von Nyssa gehört zu jenem berühmten Triumvirat Kappadocischer Kirchenlehrer, die in den großen, dogmatischen Kämpfen des vierten Jahrhunderts kräftig und entschieden die Sache der Wahrheit verfochten, zur Besiegung der gefährlichsten Häresien, zur Vertheidigung und Feststellung des orthodoxen Lehrbegriffs wesentlich beygetragen haben, und deshalb mit Recht als Säulen der Kirche gepriesen werden. Gleich seinem Bruder Basilius und Gregorius von Nazianz durch das Studium des Origenes gebildet, theilte er mit ihnen, wie mit Athanasius u. A. denselben theologischen Standpunct. Dieser unterscheidet sich durch zwey Momente von dem der modernen, wenigstens immer noch bey vielen geltenden, Theologie. Während nämlich letztere entweder von einem, bereits fertigen, philosophischen System, oder doch von den subjectiven Principien Einzelner auszugehen pflegt, und daher die ganze Arbeit der Dogmenentwicklung fast jedesmal von vorne anfängt, setzt die Theologie des vierten Jahrhunderts die Kirchenlehre — so weit sie eben entwickelt und bestimmt ist — als anerkannte Wahrheit voraus und baut auf diesem, von den Früheren gelegten, Grunde weiter fort. Dazu lebt sie der Ueberzeugung, daß das Christenthum, als die Offenbarung der absoluten Vernunft (des göttlichen Logos) durchaus vernünftig sey, daher auch vernunftgemäß begriffen, bewiesen und dargestellt werden könne. Als Mittel dazu bediente sie sich der Platonischen Philosophie, mehr nach ihrer formellen als materiellen Seite. In der Anwendung dieser Grundsätze verfährt nun der Nyssener im Allgemeinen so, daß er die innere Dialectik der kirchlichen Lehre und ihrer Bestimmungen zu entwickeln, ihren großartigen Zusammenhang, ihre Angemessenheit zur Schrift und zur Vernunft nachzuweisen sucht, und hierin reiht er sich den großen Kirchenlehrern seiner Zeit an; was ihn aber von den meisten derselben unterscheidet, ist das, daß er sich enger an sein Vorbild, Origenes, und an dessen Schule anschließt. Dieß zeigt sich theils in dem umfassendern Gebrauch, den er von der herrschenden Philosophie, dem Neuplatonismus, macht, theils in seiner allegorischen Auslegung der hl. Schrift, theils in der Auffassung einzelner Dogmen, wie in dem von der Person Christi, von der Erlösung und von den Höllenstrafen, am meisten aber in der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge. Diese Abhängigkeit von dem großen Alexandriner hat ihm späterhin manchen Tadel zugezogen, und wenn auch das Urtheil du Pin's: quod ipsius opera majorem cum Platonis et Aristotelis tractatibus convenientiam habent, quam cum caeterorum Christianorum operibus, zu hart ist, so gestattet er doch diesen Philosophemen einen überwiegenden Ein-

fluß auf seine Theologie und ist dadurch hinter Athanasius und Gregor von Naz. zurückgeblieben, die sich von ihren Fesseln schon weit freyer gemacht haben. Indessen hängt dieses mit der ganzen Weise seiner Polemik und Apologetik — dem eigentlichen Mittelpuncte seiner Lebensthätigkeit — genau zusammen. Er geht hier nämlich von dem wahrhaft wissenschaftlichen Grundsatze aus, daß der christliche Theologe auf den jedesmaligen Standpunct des zu Ueberzeugenden eingehen, und den Gegner auf seinem eigenen Boden angreifen und bekämpfen müsse. Die Heilmethode, sagt er, hat sich nach den verschiedenen Formen der Krankheit zu richten, wenn sie mit Erfolg angewendet werden soll; man kann nicht auf dieselbe Weise den Polytheismus des Hellenen berichtigen, und den Unglauben des Juden, der den eingebornen Gott (d. i. den Sohn) läugnet, noch auch durch dieselben Gründe den Häretikern ihre irrige Auffassung der Dogmen benehmen. Denn die Gründe, womit einer den Sabellius widerlegen würde, werden gegen den Anomöer nichts fruchten, noch die Polemik gegen den Manichäismus zur Ueberweisung des Juden dienen; man muß vielmehr die Rede nach dem besondern Irrthum des Gegners einrichten und jedesmal erst allgemeine Principien und anerkannte Voraussetzungen (ἀρχάς τινας καὶ προτάσεις εὐλόγους) zu Grunde legen, damit aus dem, von beyden Seiten Zugestandenen, der Gedanke (d. i. die Wahrheit) dialektisch (κατὰ τὸ ἀκόλουθον) entwickelt werde. Gegen Israeliten aber sey der Schriftbeweis zu führen. Demnach geht Gregor bey der Bekämpfung der Polytheisten von dem Begriff der Vollkommenheit, welcher die Einheit einschließt, und die Vielheit ausschließt, in der Polemik gegen die Läugner der Trinität, von dem Verhältniß der Gattung zum Individuum, der allgemeinen Wesenheit zur besondern Modification derselben, aus; stellt der aristotelischen Abstractionsweise des Eunomius den platonischen Realismus, der Behauptung desselben Gegners von der völligen Begreiflichkeit Gottes die Beschränktheit des menschlichen Geistes entgegen und widerlegt seine häretische Auffassung der Trinitätslehre durch Aufzeichnung ihrer innern Widersprüche, ihrer Schriftwidrigkeit und der schädlichen praktischen Consequenzen, zu denen sie hinführe. Mit ähnlicher Gründlichkeit verfährt er gegen Appollinaris, wie denn überhaupt seine Leistungen auf dem Gebiete der Polemik und Apologetik zu dem Besten gehören, was die alte Kirche hierin aufzuweisen hat, und ihn des Ehrennamens „Vater der Väter", den ihm das zweyte Nicänische Concil verlieh, vollkommen würdig machen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß dieser ausgezeichnete, geistvolle Kirchenlehrer einen Biographen fände, wie ihn Gregor von Nazianz an Ullmann gefunden hat; nur müßte dabey die philosophische Seite seines Systems mehr hervorgehoben werden, als es dort geschehen ist. Indessen ist schon die Herausgabe seiner Katechese, mit welcher uns Herr Custos Krabinger beschenkt hat, höchst dankenswerth, um so mehr als wir noch keinen besondern Abdruck derselben besitzen. Denn diese Schrift gehört zu den wichtigsten Denkmalen des christlichen Alterthums und hat eine ähnliche Bedeutung für das vierte Säculum als die berühmten Bücher des Origenes περὶ ἀρχῶν für das dritte. Sie enthält eine wissenschaftlich-apologetische Darstellung der christlichen Heilslehre, eine Anweisung für die Lehrer, wie der kirchliche Glaube den gebildeten unter seinen Gegnern nahe zu bringen sey, damit die Kirche durch neu hinzutretende Gläubige wachse, und ist daher vorzüglich geeignet, einen Ueberblick über den damaligen Stand der dogmatischen Entwicklung sowohl, als über die Methode ihrer wissenschaftlichen Behandlung zu gewähren; besonders möchten wir sie jüngeren Theologen, die sich mit der Patristik bekannt machen wollen, ohne das ganze, weite Feld derselben durchwandern zu können, zum fleißigen Studium empfehlen. Es wird daher nicht unangemessen seyn, auf den wesentlichen Inhalt dieser, un-

ter dem Namen λόγος κατηχητικὸς ὁ μέγας bekannten Abhhandlung aufs neue aufmerksam zu machen, um dadurch zu ihrer Lektüre zu ermuntern.

Nach einem kurzen Vorwort, das die oben erwähnten, apologetischen Grundsätze ausspricht, beginnt Gregor sogleich mit dem Dogma von der Trinität, als mit demjenigen, welches das Eigenthümliche und Unterscheidende des Christenthums im Gegensatz gegen den heidnischen Polytheismus einerseits und gegen den abstracten, jüdischen Monotheismus andrerseits aufs Bestimmteste bezeichne. Er sucht daher vorerst die Einheit des göttlichen Wesens, aus dem Begriff der höchsten Vollkommenheit darzuthun und sodann den hypostatischen Unterschied in demselben aus den — ganz allgemein gefaßten — Begriffen λόγος und πνεῦμα auf anagogischem Wege zu erreichen. Auch die Gegner geben zu, sagt er, daß Gott nicht ohne Vernunft (ἄλογος) sey, sondern daß ihm diese (die Vernunft oder das Selbstbewußtseyn) nothwendig zukomme; was aber von Gott prädicirt wird, muß auch seiner göttlichen Erhabenheit angemessen gedacht werden. Es kann daher der göttliche Logos nicht wie der menschliche*) (das Wort), unselbstständig und vergänglich, er muß vielmehr als der Logos der unvergänglichen und ewig subsistirenden Natur, selbst ewig und selbstständig, als selbstständig aber lebendig seyn — denn was geistig und körperlos existirt, das lebt auch — und dieß nicht in dem Sinne, als ob er blos durch die Theilnahme am Leben lebendig wäre; denn die Natur der Vernunft ist als durchaus einfach und von aller Zusammensetzung frey aufzufassen, die Vorstellung aber, daß das Eine in dem Andern (der Logos des Lebens theilhaftig) sey, schließt schon Zusammensetzung ein: es muß daher, um die Einfachheit fest zu halten, behauptet werden, daß der Logos das Leben selbst, das absolute Leben (αὐτοζωή) sey, nicht blos am Leben participire.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gregor braucht hier λόγος stets in der Doppelbedeutung von Vernunft und Wort, was im Deutschen nicht wiedergegeben werden kann.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig etc.

(Schluß.)

In Beydem trifft diese Handschrift mit dem cod. Medic. Laurent. Plut. 82. 1. u. 2. überein; doch möchte Ref. darauf nicht ohne Weiteres, wie es in dem Kataloge geschieht, die Vermuthung gründen, daß die Wiener Handschrift eine Abschrift jener Mediceiischen sey (vgl. obss. in Plin. S. 4, 5 und 7.), sondern vielmehr nur den Schluß darausziehen, daß beyde Handschriften einer Familie angehören, da sich die Zählung der Bücher in mehreren andern Handschriften, namentlich in der ersten Hälfte der Münchner, vom 1ten bis 18ten Buche eben so findet (vrgl. a. a. O. S. 11), und viele Handschriften, wie auch die Münchner, mit denselben Worten schließen (vgl. a. a. O. S. 31), während in einigen die vorhergehenden Worte primum pondere, und nur in sehr wenigen (zu denen die andere Wiener zu gehören scheint, die auch deßhalb beachtet zu werden verdient, weil sie eine der wenigen älteren Handschriften ist, die das letzte Buch enthalten), wie in den bisherigen Ausgaben die Worte quacumque ambitur mari, den Schluß bilden.

Den wahren Schluß des Werkes enthält, so wie die andern Ergänzungen aus dem Bamberger Codex, unter allen Ausgaben die vorliegende zuerst. Zu diesen Schlußparagraphen fand Hr. Dr. Reuß, der bey seinen vielumfassenden Studien dem Plinius eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben scheint, eine Parallelstelle über das Lob Hispaniens in den ersten Kapiteln des 44ten Buches von Justin, welche Ref. hier um so weniger mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glaubt, als sie auch auf die Kritik einzelner Stellen dieses Zusatzes Einfluß hat, indem hier und da die Aehnlichkeit so auffallend ist, daß man fast eine gemeinsame Quelle vermuthen sollte. Wenn man die Worte: Hinc

enim non frumenti tantum magna copia est, verum et vini, mellis, oleique; nec ferri solum materia praecipua est, sed et equorum pernices greges; nec summae tantum terrae laudanda bona, verum et metallorum felices divitiae, und nach der Bamberger Handschrift, die Worte: verum ubi gignit facem frugum olei, vini, equorum aliorumque omnium generum vergleicht, so ergeben sich die von dem Ref. in diesen Worten vorgenommenen Aenderungen, feracem statt facem, und metallorumque für aliorumque von selbst, und die auffallende Zusammenstellung der Pferde und der Metalle, die auch in dem bey Plinius vorhergehenden Lobe Italiens nicht begründet ist, wird hier klar durch die Zusammenstellung des Eisens und der Pferde, welche der gemeinschaftliche Gebrauch im Kriege zusammenbrachte. Vergleicht man ferner: jam lini spartique vis ingens: minii certe nulla feracior terra — mit: verum desertis uis sparto vincit hispania et lapide speculari. pigmentorum etiam deliciis, so kann dadurch für den ersten Augenblick ein Zweifel an der Richtigkeit der Aenderung des Ref., desertis suis entstehen; doch wird niemand vi sparti schreiben wollen, da vis so alleinstehend diese Bedeutung nicht haben kann. Das Folgende: corporum humanorum duritia, vehementia cordis findet seine Ausführung und Erklärung in dem zweyten Capitel. Die Angabe des Einzelnen würde zu weit führen.

Ueber den Anhang glaubt sich Verf. überhaupt hier um so weniger verbreiten zu dürfen, da er die nöthigen Erklärungen und Berichtigungen dazu bereits in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft mitgetheilt hat.

L. v. Jan.

Leben Joh. v. Müllers. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt von D. Heinrich Döring. Zeitz, 1835. VIII. und 479 S. 12. auch unter dem Titel:

Gallerie deutscher Historiker, herausgegeben von D. H. Döring. Erstes Bändchen.

L'histoire des écrivains célèbres n'est que celle de leurs pensées et de leurs travaux, sagt irgendwo d'Alembert; und es erweist sich als wahr an dem Leben fast aller großen Schriftsteller, mit Plato angefangen. Das Meiste, was von ihren Lebensumständen bekannt ist, wird man, so fern es jener Thätigkeit nicht angehört, theils nicht der Rede werth, theils nicht erfreulich finden. Beschränkt sich nun auf die Gedanken und Arbeiten dieser Männer das, was denkwürdig an ihrer Geschichte ist, so theilt sich diese wieder in die Geschichte ihrer Bildung und ihres Schaffens. Beyderley Kunde, vornehmlich aber die erstere, ist von mehreren großen Autoren der neueren Zeit vorhanden, aber vielleicht von keinem in solchem Ueberflusse wie von Joh. v. Müller; wogegen auch vielleicht keines andern übriges Leben so ganz unbedeutend ist. Jener allein merkwürdige Theil von Joh. v. Müller's Leben würde sich allerdings nach seinen Briefen, wären auch nur diese da, lehrreich darstellen lassen. Vor allem erforderlich wäre aber dazu die Einsicht, was Müller war. Nach Hn. D. S. 1. war er ein „berühmter Mann, der zu den vorzüglichsten Historikern Deutschlands unbedenklich gerechnet werden darf." Gewiß; aber die Frage ist, was ihn von den anderen, z. B. von Schlözer, welchen der Verf. in dem nächsten Stücke seiner Gallerie aufführen will, so unterscheidet, daß er eine Art für sich ist? Müller war ein conservativer Geschichtschreiber. Wie diese Bestimmung mehr ihn faßte als von ihm gefaßt wurde, das beschrieben, wäre eine Darstellung seines Lebens. H. D. nennt zwar seine Arbeit so, aber mit Unrecht. Was er geleistet hat, ist beynahe nichts, als ein fortlaufender Auszug aus Müller's Briefen. Was er aus Eigenem hinzuthut, namentlich gegen das Ende, läßt keineswegs bedauern, daß man davon nicht mehr bekommt. Er sagt z. B. S. 448, unter den Alten sey der, welchem Müller am nächsten stehe, Thucydides. Dieß ist ungefähr, wie wenn jemand Aehnlichkeit zwischen Fett und Hager fände.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.

(Fortsetzung.)

Daraus folgt nun sogleich weiter, daß der Logos auch das Vermögen der freyen Selbstbestimmung besitzt — denn nichts Lebendiges entbehrt derselben — und dieses Vermögen ist bey ihm als mächtig — denn Ohnmacht widerspricht der Idee Gottes, — und zwar als allmächtig zu denken, denn die absolute Einfachheit schließt jede Mischung der Gegensätze, mithin auch den der Macht und Ohnmacht aus; es muß also nothwendig die Macht des Logos seinem Willen völlig entsprechen, letzterer demnach allmächtig seyn. Dieser allmächtige Wille kann ferner mit der Neigung zum Bösen nicht behaftet seyn — denn diese ist der göttlichen Natur fremd —, er will und wählt also lediglich das Gute; was er aber will, das vermag er auch, und was er vermag, das vollbringt er auch. Mithin ist alles Gute, was existirt (die Welt) Werk des Logos, der da lebendig und selbstständig ist, weil er der L. Gottes ist, Freyheit besitzt, weil er lebt, Alles vermag, was er wählt, aber durchaus nur das Gute, Weise, Vollkommene wählt. Daß nun aber dieser Logos von demjenigen, dessen Logos er ist, verschieden sey, dieß liegt schon im Namen; denn der Ausdruck λόγος schließt die Beziehung auf ein Anderes, hier auf den Vater ein; denn das wäre kein λόγος der nicht jemands λόγος wäre. *) Das Verhältniß beyder ist dem des menschlichen Wortes zum Geiste analog. Wie dieses aus dem Geiste entspringt, ohne jedoch durchaus mit ihm identisch, noch auch gänzlich von ihm verschieden zu seyn, so unterscheidet sich der Logos Gottes in so fern er für sich besteht, von demjenigen, durch welchen er sein Für-sich-Seyn (ὑπόστασιν) hat, insofern ihm aber dieselben Prädicate und Eigenschaften, welche den Begriff Gottes bilden, zugekommen, ist er eins mit ihm; der Natur nach Eins, dem Subjecte nach ein Anderes. Auf ähnliche Weise deducirt Gregor c. 2., von dem menschlichen πνεῦμα ausgehend, sowohl die Existenz, als die hypostatische Subsistenz des göttlichen Geistes und faßt sodann c. 3. das ganze Mysterium der Trinität zusammen, wie dasselbe zählbar ist, und doch keine Zählung leidet, wie es als getheilt angeschaut und doch als Einheit begriffen wird, wie es, τῇ ὑποστάσει getrennt, τῷ ὑποκειμένῳ, der gemeinsamen Grundlage nach aber ungetheilt ist. Durch diese Auffassung wird das Wahre am Judenthum beybehalten, das Falsche an beyden ausgeschlossen und die rechte Mitte zwischen diesen Gegensätzen gewonnen. Der Glaube an den λόγος und an das πνεῦμα hebt die jüdische Lehre auf, und der polytheistische Irrthum verschwindet, indem die Einheit der Natur den Wahn der Vielheit vernichtet; wiederum bleibt aus der jüdischen Vorstellung die Einheit der Natur, aus dem Hellenismus aber der Unterschied der Hypostasen und das Irrthümliche wird auf beyden Seiten getheilt.“ Ἔστι γὰρ ὥσπερ τις θεραπεία τῶν μὲν περὶ τὸ ἓν πλανωμένων ὁ ἀριθμὸς τῆς τριάδος, τῶν δὲ εἰς πλῆθος ἐσκεδασμένων ὁ τῆς ἑνότητος λό-

*) Hier tritt mehr die Bedeutung »Wort« hervor.

γος. c. 4. führt sodann den Beweis für die Juden, aus Psalm 33, 6.

Wir haben diesen Versuch einer dialectischen Deduction der Lehre von der Trias vollständiger mitgetheilt, theils um die Methode der Entwicklung zu zeigen, welche dem Nyssener eigenthümlich ist, theils, um auf die Schärfe und Bestimmtheit hinzuweisen, mit welcher damals dieses Dogma aufgefaßt, und auf die Bedeutung, die ihm allgemein zugestanden wurde; denn fast alle orthodoxen Väter betrachten es, wie Gregor, als die charakteristische Grundlehre des Christenthums im Gegensatz gegen andere Religionsweisen und gegen alle häretischen Meynungen.

Im Folgenden geht nun Gregor auf das eigentliche Thema seiner Abhandlung, auf die Lehre von der οἰκονομία, d. h. von der Menschwerdung Gottes über, und widerlegt zunächst die Einwendungen der Gegner, indem er auf den Ursprung des Bösen zurückgeht, diesen, als in einer freyen Willensthat der ursprünglich gut geschaffenen Wesen begründet, erklärt, die Folgen des Abfalls von Gott aus dem Begriff desselben nachweist und daraus die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen herleitet, c. 5 — 8. Was er hier über den Begriff, die Möglichkeit, Wirklichkeit und Zulassung des Bösen, über Leben, Tod und künftiges Gericht beybringt, erinnert vielfach an Origenes, enthält aber eine Reihe der trefflichsten Bemerkungen, welche noch heute von Allen, besonders von denjenigen Theologen beherzigt zu werden verdienen, die, im Widerspruch mit dem Gesammtbewußtseyn der christlichen Kirche, den Ursprung des Bösen als eine Nothwendigkeit betrachten, und damit die Sünde selbst läugnen; diese könnten, wenn sie wollten, bey Gregor und andern Vätern Vieles finden, was zur Berichtigung ihres Irrthums diente. — Eben so schön ist die Art, wie er c. 8. den Schluß dieser ganzen Exposition auf ihren Anfang zurückführt und mit der Lehre vom Logos in Verbindung setzt, wobey er im Ganzen dieses sagt: durch die Sünde war an die Stelle des Lebens der leibliche und geistige Tod, an die Stelle der Kraft die Ohnmacht, des Segens der Fluch, und das Gegentheil von allem Guten getreten. Gott sah vermöge seiner Allwissenheit den Abfall mit seinen Folgen voraus, verhinderte ihn jedoch nicht, weil er sogleich die Mittel zur Rettung erkannte, und die Zurückführung der Abgefallenen beschloß. Diese aber sind völlig unvermögend, sich selbst zu erheben, zu rathen oder zu helfen; wem geziemte es also, sie in den ursprünglichen Zustand der Gnade zurückzuleiten, wem gebührte die Aufrichtung der Gefallenen, die Wiederbringung des Verlorenen, die Zurechtweisung der Verirrten, als dem Herrn der Kreatur, dem göttlichen Logos? Nur ihm, der ihr im Anfang das Leben verliehen hatte, war es möglich, sie wiederzu bringen, nur der Weltschöpfer konnte der Welterlöser seyn. — Als den Zweck seiner Menschwerdung so wie seiner gesammten Erlösungsthätigkeit nennet sodann Gregor, nach mehreren höchst geistreichen Zwischenbemerkungen, c. 13 die Mittheilung des göttlichen Lebens an die Menschheit, oder die Mittheilung der Auferstehung Christi an seine Glieder und die dadurch bewirkte Wiederherstellung der Verbindung zwischen Leib und Seele zwischen der Seele und Gott. Wie alle Kirchenlehrer jener Zeit erkennt nämlich auch G. die Zusammengehörigkeit des menschlichen Leibes und der menschlichen Seele an; beyde zusammen bilden ihm erst den Begriff des Menschen, und da ihre ursprüngliche Verbindung durch die eingedrungene Sünde gestört ist, durch den Tod aber völlig zerstört wird, so bezieht er auch die Erlösung (mit vollem Rechte) auf beyde. In seiner Person, lehrt er, hat Christus die beyden, wesentlichen Seiten der menschlichen Natur, das sinnliche und Geistige, wieder vereinigt, durch seinen Tod sie gereinigt, durch seine Auferstehung zur unzerstörbaren Einheit erhoben, und diese Vereinigung geht nun

vermöge der Gemeinschaft, in der er als das Haupt der Menschheit mit den Gliedern steht, von ihm aus auf das ganze Geschlecht über, gleichwie das Princip des Todes von Einem (Adam) aus sich auf Alle verbreitet hat. „Denn wie er die angenommene Seele durch die ihm beywohnende göttliche Kraft mit seinem Körper (in der Auferstehung) wieder vereinigte, so hat er auch auf allgemeine Weise das Geistige mit dem Sinnlichen verbunden, indem sich von dem Principe aus die Vereinigung über die gesammte Natur erstreckt.“ Da aber in seiner Person nicht nur das Geistige mit dem Sinnlichen, sondern das Menschliche überhaupt mit dem Göttlichen unzertrennlichen verbunden ist, so theilt sich zugleich und auf dieselbe Weise seine Gottheit der gesammten Menschheit mit, (καθάπερ ἑνός τινος ὄντος ζῴου πάσης τῆς φύσεως ἡ τοῦ μέρους ἀνάστασις ἐπὶ τὸ πᾶν διεξέρχεται) und wird diese dadurch selber göttlich, nach Leib und Seele des unvergänglichen, unsterblichen Lebens und Wesens, der ἀφθαρσία der ζωή, theilhaftig. (So c. 16. 25. 32. 35. τότε τε sc. ἐν τῇ οἰκονομίᾳ, κατεμίχθη πρὸς τὸ ἡμέτερον (τὸ θεῖον) ἵνα τὸ ἡμέτερον τῇ πρὸς τὸ θεῖον ἐπιμιξίᾳ γένηται θεῖον κ. τ. λ.) Dieß ist das Geheimniß der göttlichen Oeconomie bey der Menschwerdung, bey dem Tode und der Auferstehung Christi — von unserer Seite aber wird dazu erfordert, die Nachahmung seines Lebens und Sterbens, welche in der Taufe, in der damit verbundenen Wiedergeburt und Erneuerung vollzogen wird.

Das Wesentliche dieser Ansicht hat Gregor mit den meisten der ältern Kirchenlehrer, namentlich mit Clemens (s. Protr. p. 71. Paedag. 2. p. 125), mit Origenes, (c. Cels. III, 28 in Joh. T. 1, 30. T. X, 4.) mit Athanasius, (de Incarn. 6 — 10), mit Gregor von Naz. (Orat. II. 22 und 23), und A. gemein. Gleich ihm setzen auch sie den Hauptzweck der Menschwerdung Gottes in die Mittheilung des göttlichen Wesens und Lebens und lassen dagegen die einzelnen Momente seiner erlösenden Thätigkeit mehr zurücktreten. Dieß erklärt sich jedoch daraus, daß damals die Lehre von der Erlösung erst in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt wurde, im Einzelnen aber noch nicht näher bestimmt war; auffallender aber ist es, daß Gregor der Sündenvergebung, als der Folge des Todes Christi, nicht gedenkt, während ihrer doch die genannten PP. vielfach Erwähnung thun. Man könnte zwar sagen, daß sie bey ihm in der Lehre von der Taufe ihre Stelle finde, allein es zeigt sich auch dort, daß er ihre unmittelbare Beziehung auf den Tod des Erlösers übersieht, wie er denn überhaupt die große Bedeutung der Lehre von der Rechtfertigung und dem Glauben gänzlich verkannt hat, was auch schon aus der Erklärung, die er c. 38. und 39. über letzteren gibt, genügend erhellt.

Nachdem Gregor in den folgenden Capiteln mehrere vorbereitende Fragen erörtert hat, kommt er endlich auf den schwierigsten und interessantesten Theil seiner Arbeit, auf den Beweis für die Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes c. 19 — 26. Die subjective Nothwendigkeit derselben hatte er bereits oben c. 15. angedeutet „Unsere kranke Natur bedurfte eines Arztes, der gefallene Mensch eines Helfers, der ihn aufrichte, der das Leben verloren hatte, brauchte einen, der ihm das Leben wieder gäbe, der aus der Gemeinschaft des Guten Herausgetretene, einen, der ihn wieder zum Guten zurückbrächte; der in Finsterniß Verirrte suchte das Licht, der Gefangene einen Befreyer, der in der Knechtschaft Seufzende einen Erlöser: dieser traurige Zustand bewog Gott, sich der Menschheit anzunehmen, denn die Liebe ist eine Bestimmung seiner Natur. Aber — wendet er nun (c. 15. 19) ein —: „Warum genügte denn dazu ein bloßer Act seines Willens nicht, warum konnte er, der Alles aus Nichts geschaffen, den Menschen nicht schon durch seine Allmacht erlösen, wozu bedurfte es erst der Herablassung zur Menschheit, wozu der Erniedri-

gung, des Leidens und Sterbens.“? Mit dieser Frage spricht Gregor die höchste Aufgabe der Theologie und der Speculation, die Nachweisung der objectiven Nothwendigkeit der Menschwerdung aus, und wenn ihm auch die Lösung derselben nicht vollständig gelungen ist, was allerdings von seinem Standpuncte aus unmöglich war, so gebührt ihm doch das Verdienst, die Aufgabe in dieser Bestimmtheit zuerst gefaßt, und den großartigen Versuch einer Deduction jener Nothwendigkeit aus dem göttlichen Wesen selbst unternommen zu haben. Ueber die Art, wie er dieß thut, beschränken wir uns auf einige Andeutungen. — Bevor er zur Ausführung schreitet, macht er die schöne Bemerkung, billige Gegner würden sich mit der Antwort begnügen, daß der Kranke dem Arzt nicht vorschreibe, wie er ihn heilen solle, auch nicht über die angewandten Mittel mit ihm rechte, sondern er sehe auf den Ausgang und nehme die ihm erwiesene Wohlthat dankbar an; auch enthielten die großen Wirkungen der Erscheinung Gottes im Fleisch, der Sturz des Götzendienstes, der Aufbau der christlichen Kirche, die sittliche Umgestaltung und Lebensweise ihrer Bekenner, eine hinlängliche Rechfertigung dieser göttlichen Thatsache; nur für entschiedene Gegner bedürfe es eines Beweises (c. 17. 18. 19.). Dann fährt er fort: womit werden wir nun anfangen, um den vorliegenden Zweck zu erreichen? Antwort: damit, daß wir die Idee von Gott, wie sie die wahre Religion aufstellt, kürzlich erörtern. Es wird allgemein zugestanden, daß das Göttliche nicht nur mächtig, sondern auch gerecht, gut, weise und alles das sey, was zum Begriff der höchsten Vollkommenheit führt. Keine dieser göttlichen Eigenschaften ist aber an und für sich, und von den übrigen getrennt, Vollkommenheit — das Gute ist nicht wahrhaft gut, wenn es nicht mit dem Gerechten und Weisen, noch die Macht, wenn sie nicht mit der Güte und Weisheit verbunden ist — erst in ihrer gegenseitigen Durchdringung und Einheit bilden sie die absolute Vollkommenheit; die Menschwerdung aber ist die (nothwendige) Offenbarung dieser gesammten, göttlichen Vollkommenheit.

(Fortsetzung folgt.)

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Dritter Band. Leipzig, 1836. 502 S. 8.

Der letzte Band dieser Sammlung, Knebels eigene Briefe, und seine vermischten Schriften enthaltend, ist der stärkste und auch der reichhaltigste. Zwar überall nichts vollendetes, nichts, das ein Werk zu nennen wäre; nur kleine Aufsätze, meist nur Blätter und Blättchen, deren Ueberschrift zuweilen täuscht, z. B. über Friedrich den Großen, über Göthe; nur Ansatz, keine Ausführung. Indessen findet sich manches gute Wort, an welchem zu erkennen ist, was Kn. in deutscher Prosa hätte leisten können, wenn er sich, nach Herder's Rath, zu ziehen und zu nöthigen vermocht hätte; z. B. S. 149.

Der Baum.

Auf der festen Erde steht der biegsame Baum; am festeren Stamme sitzt der regsamere Ast; am Aste der Zweig; an diesem Sprosse und Laub. So stützt immer das Festere das Gebildete, Regsame, Weichere in der Natur. Wo Gerechtigkeit, Ordnung und Billigkeit nicht ist, da ist kein leichteres Talent der Einbildungskraft, des Witzes, der Artigkeit anwendbar. Die einzige feste Säule der Menschheit ist Ordnung und Recht.

Am meisten hat den Ref. das letzte unter allen angesprochen, dem keine Ueberschrift, sogar keine Seitenzahl gegeben ist. Man bedenke, daß ein neunzigjähriger Mann spricht:

Den 30. Dec. 1833.

— Man wird bey genauer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der, durch eigene Natur, oder durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist.

Die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich seyn, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Uebereinstimmung bemerken läßt.

Ich habe dieses, bey meinem hohen Alter, unter den mancherley Umständen, die mein Leben leiteten, sonderlich bemerkt. Es ist nicht meine Absicht, und würde sich eben auch nicht sonderlich belohnen, solche einzeln hier anzuführen; aber wenn ich nun zusammenrechne, was mein und der Meinigen Loos im Leben also gewürfelt hat, so finde ich in dem Facit meist überall vollkommene Uebereinstimmung.

Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich auch genau, sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt seyn; ja, widersprechende Gründe bewegen sich oftmals in ihrer Richtung.

So verwirrt der Lauf ist, so zeigt sich doch immer Grund und Richtung durch.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.

(Fortsetzung.)

Es offenbart sich in ihr die Güte Gottes, indem sie aus freyem Erbarmen den Rathschluß faßt, sich zur Menschheit herabzulassen, um sie aus dem Verderben zu retten; aber der bloße gute Wille hätte nichts genützt ohne die Weisheit; diese offenbart sich darin, daß sie den Beschluß des Willens, den Heilsplan, in allmählig fortschreitender Entwicklung realisirt; (20.) die Gerechtigkeit darin, daß sie nicht mit tyrannischer Gewalt gegen den Satan, der uns gefangen hielt, verfährt, und uns nicht durch ihre Uebermacht aus seinen Banden befreyte, sondern ihm das Lösegeld gab, das er forderte und von Rechtswegen fordern konnte, weil sich ihm die Menschheit mit freyem Willen zum Dienst und Eigenthum übergeben hatte. Dieses Lösegeld aber war der Erlöser. Hierin zeigt sich auch wiederum die Weisheit; denn eben diese Hingabe des Erlösers an den Feind, sollte das Mittel zu seiner Besiegung werden; sie sollte das, in der Niedrigkeit und Knechtsgestalt verhüllte Göttliche, ihm nahe bringen und so (durch eine Art von List) seinen Sturz bewirken (23). Die Allmacht endlich offenbart sich schon in der Menschwerdung selbst; denn daß die Allmacht Großes und Erhabenes wirkt, ist natürlich und begreiflich, daß sie sich aber zu dem Niedrigen herabläßt, und hiebey das, ihrer Natur Entgegengesetzte, überwindet, ist das Uebermaß der Macht und ein größerer Beweis derselben, als die Größe des Himmels, der Glanz der Gestirne und die Einrichtung der ganzen Welt. Sodann aber offenbart sich die Macht in der Ueberwindung des Feindes selbst; denn nachdem dieser den Gottmenschen zum Lösegeld hingenommen, und so gewissermassen das Licht in die Finsterniß, und das Leben in den Tod hereingezogen hatte, so mußte nun die Reaction der Allmacht eintreten und durch das Licht die Finsterniß, durch das Leben der Tod und der des Todes Gewalt hat, der Teufel, überwunden werden. Zugleich ist dieß aber für diesen selbst die größte Wohlthat, indem dadurch das Schlechte an ihm vernichtet, und sein Wesen, wie durchs Feuer ausgebrannt und gereinigt wird, so daß er einst, wenn die Wiederbringung aller, dem Bösen unterworfenen Wesen, erfolgt ist, in den allgemeinen Dank der Schöpfung mit einstimmen wird. Damit ist nun erwiesen, daß sich in der Menschwerdung die Güte, die Weisheit, die Gerechtigkeit und Allmacht Gottes offenbaren und somit die Frage nach ihrer Nothwendigkeit gelöst. — So wie Gregor das Ganze ausführt, hat es nun freylich keineswegs, wie nach c. 15. zu erwarten stand, die Form eines Beweises, sondern nur die eines Nachweises, es liegt jedoch der (auch c. 5. angedeutete) Gedanke zu Grunde, daß jene göttlichen Eigenschaften sich nothwendig in der angegebenen Weise offenbaren mußten, und darin besteht die eigentliche Beweiskraft seiner Exposition, von der jedoch nur die Form dem Nyssener eigenthümlich, der Inhalt aber größern Theils Origenisch ist. — Trefflich weist er nun noch im Folgenden nach, warum der Erlöser alle Entwicklungsstufen der menschlichen Natur durchgehen, und warum er gerade zu der Zeit im Fleisch erscheinen mußte, wo

die Sünde die höchste Höhe erreicht hatte und alle Formen des Bösen zur Reife gekommen waren; rechtfertigt sodann das Christenthum gegen den Vorwurf, daß es nicht schneller und allgemeiner wirke (c. 30. ff. was ihm besonders gut gelungen ist) und schließt mit der Lehre von den Sacramenten, als in welchen eben die fortwirkende Kraft des göttlichen Lebens sich vorzüglich offenbare.

Nach diesem kurzen Ueberblick ihres Inhaltes, wenden wir uns nun zu den Verdiensten, die sich Herr Krabinger um die Katechese erworben hat. Diese bestehen zunächst in der Sorgfalt und Genauigkeit, womit er die ihm zu Gebot stehenden, wie es scheint, bisher noch nicht benützten, Handschriften der k. Bibliothek zu München verglichen hat. Es sind dieß drey vollständige, von ihm mit A. B. C. bezeichnete Codices, aus dem 16. Jahrhundert, sodann drey Mss. der Panoplia dogmat. des Euthymius Zigabenus P. 1., welche mehrere Stücke aus der Katechese enthält. Die Prüfung der Lesarten dieser Codd. und die Vergleichung derselben mit dem Text der Pariser Ausgaben von 1615 und 1638 (Sumpt. Aeg. Morelli) hat zu den günstigsten Resultaten geführt und die Herstellung eines Textes zur Folge gehabt, der in den meisten Fällen als ein verbesserter zu betrachten ist. Fast jede Seite hat Berichtigungen erfahren, die sich durch ihre Einfachheit empfehlen, durch das übereinstimmende Zeugniß jener Mss. begründet werden und zum Theil schon von Fronto Ducaeus und von dem Verf. der deutschen Uebersetzung der Katech. J. 1781 (Glauber) vermuthet oder vorgeschlagen worden sind. Die hinzugefügten Noten enthalten die Bemerkungen der beyden genannten Commentatoren, nebst eigenen Zugaben des Hr. Kr., auf deren Beurtheilung wir uns hier beschränken. Sie sind theils kritischer, theils sprachlicher und erklärender Art. Die kritischen Anmerkungen zählen die verschiedenen Lesarten der Codd. und Ausgg. auf, und rechtfertigen die in dem Texte angebrachten Verbesserungen, was an den meisten Stellen vollkommen gelungen ist. So ist, um nur einige Belege anzuführen, auf den Grund jener Mss. mit Recht p. 5. (p. 189 der Anm.) τὸ δόγμα vor τὴν πίστιν weggelassen und dadurch der ganze Satz verständlich geworden; c. 1. l. 18. ist statt des sprachlich falschen τοῖς τε Ἰουδαίων πρεσβεύουσι – τοῖς τὰ τῶν Ἰουδ. πρ. aufgenommen; ebendaselbst l. 23. statt des Sinnentstellenden διαφθείρειν – διαφέρειν; ebd. ὄντα statt εἶναι, und τῷ μὲν γὰρ und τῷ δὲ αὐτὸν statt τὸ μ. γ. und τὸ αὐτὸν; l. 28. ἓν ὧν statt ἓν ὄν; c. 3. p. 10. l. 23. ist ἄλλο statt ἄλλῳ aufgenommen und unmittelbar vorher sind die Worte ἄλλο γάρ τι τῇ ὑποστάσει τὸ πνεῦμα καὶ ἕτερον ὁ λόγος eingeschaltet. Ferner wird c. 6. l. 6. ἀνάκρασις geschrieben für ἀνάκρισις; ebd. das, schon von Fronto D. beanstandete, unpassende λογικὴ vor οὐσία ausgestoßen; c. 7. p. 21. l. 16. ἔμψυχον in ἄψυχον verwandelt, wie schon der Parallelismus mit ἀνάγκη fordert; c. 13. p. 31. γεγεννῆσθαι für γεγενῆσθαι; c. 16. p. 35. l. 25. καὶ ἡνωμένων für ἡ νοουμένη gesetzt. Mit demselben Recht wird ebendas. p. 36. unten das unverständliche περὶ τὸν ἄνθρωπον οἰκονομίας, in π. τ. θάνατον οἰκ. verbessert, wie schon der deutsche Uebersezer mit Duc. vermuthet hatte; c. 21. p. 42. ἀπιδοῦσαν statt ἀποδιδοῦσαν; c. 24. p. 47. l. 22. παρενεχθέντες, statt κατενεχθ; c. 32. p. 58. l. 5. von unten λόγον, statt βίον; c. 37. p. 69. l. 15. ἀθανατισθέν statt θανατισθὲν recipirt; c. 28. p. 33. l. 14. νόμον μὲν ausgestoßen, und so könnte noch eine lange Reihe von Stellen (z. E. Anm. p. 268. 284. 286.) angeführt werden, die durch die Sorgfalt des Hrn. Herausgebers berichtigt worden sind. Nur an einigen Orten scheint er uns zu rasch verfahren zu haben. So können wir ihm nicht beystimmen, wenn er p. 4. l. 10. das bisherige διάνοια in ἀλήθεια verwandelt, denn erstere Lesart hat nicht nur die größere Zahl der Codd. sondern auch das für sich, daß sie die schwerere ist;

wie aus ἀλ. διαν geworden sey, läßt sich nicht absehen, wohl aber das Gegentheil. Eben so wenig können wir es billigen, daß er c. 1. p. 6. auf die Autorität einer einzigen Handschrift statt κασ' ὁμοιότητα τῶν παρ' ἡμῖν - κ; ὁ τοῦ (sc. λόγου) π. ὑμ. aufgenommen hat, weil ersteres durch die Codd. gesichert, in dem Zusammenhang, in welchem es steht, deutlich und durch die sogleich folgende, auf vier Mss. gegründete, Einschaltung des λόγου nach τὸν τοῦ θεοῦ überflüßig gemacht ist. Dasselbe gilt auch von der Verwandlung des ὀρεκτήν c. 5. p. 12. 12. l. 7. in ὀρεκτικήν. Dagegen dürfte c. 26. p. 50. l. 1. die Lesart τῇ ἀφθαρσίᾳ, welche Morellus aus seinen Mss. aufgenommen und Duc. vertheidigt hat, der von Hr. K. aufgenommenen τῇ καθάρσει vorzuziehen seyn, weil sie besser in den Zusammenhang passen.

Weniger bedeutend als die kritischen, sind die sprachlichen Bemerkungen des Verf. Er verfällt hier in den Fehler, dessen sich überhaupt viele Interpreten schuldig machen, daß sie nämlich bey ihren Mittheilungen sich kein bestimmtes Ziel und keine feste Grenze setzen und daher häufig Ueberflüssiges oder Ungehöriges in Menge geben. So hätten gewiß auch hier Bemerkungen wie folgende: οἱ κατὰ Σαβέλλιον heiße sabellii sectatores, θεοπρεπῆ νοήματα Gotteswürdige Gedanken, oder wie p. 185. ἀνατρέπειν bedeute evertere und prosternere, ἐπανορθοῦσθαι corrigere, sanare; p. 168. συμβαίνειν, convenire; p. 202. ἔχεσθαί τινος conjunctum esse cum aliqua re; p. 203. παρατρέπεσθαι a via recta abduci, p. 224. παραιτεῖσθαι repudiare; p. 232. οὐδὲν ὑγιές heiße nihil sani et sinceri und ähnliche billig wegbleiben sollen, weil sie in jedem Lexicon zu finden sind und dem, der die P.P. lesen will, schon bekannt seyn müssen.

(Schluß folgt.)

Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner, Lehrer am großherzoglichen Gymnasium zu Darmstadt. Darmstadt, Verlag von Johann Philipp Diehl. 1835. LX. S. Vorwort, biograph. Skizze, Verzeichniß von Mercks gedruckten Schriften und Auswahl aus Mercks Fabeln und Erzählungen. 528. S. Briefe, Erklärungen, Berichtigungen u. Zusätze. 8.

Es sind im ganzen zweyhundert ein und sechzig Briefe, zwischen den Jahren 1770 und 1790 von fünf- und vierzig Correspondenten Merck's an ihn geschrieben, unter welchen ausser den drey auf dem Titelblatte genannten Joh. Georg Schlosser, der Herzog Carl August und die Herzogin Amalie von Weimar, W. Tischbein, G. Forster, Sömmering, P. Camper, Blumenbach, Banks, Fr. Stolberg, de Luc die bedeutendsten sind. Der HG. erklärt sich S. IV. der Vorrede über den Werth, den er diesen Briefen beylegt: „es erscheint vorliegende Sammlung in mehrfacher Hinsicht bedeutend, da sie uns nicht nur die wahren Züge Merck's, auf den als Mittelpunct alle Strahlen reflectiren, vor Augen stellt, und sein wenig erkanntes Leben und Wirken in helles Licht setzt, sondern auch von ihm abgesehen, an sich werthvolle Mittheilungen über Wissenschaft und Kunst enthält, und durch die offenherzigsten Selbstschilderungen eminenter Menschen den Vorhang vor einer geistig höchst belebten Zeit wegzieht, hinter welchem Dichter und Gelehrte, Fürsten, Künstler und Naturforscher in befreundeten Gruppen stehen." Hiedurch sind die zwey, übrigens bey jeder Sammlung gemischter Briefe sich von selbst ergebenden Gesichtspuncte bezeichnet, nach welcher ihr Werth zu ermessen ist: es fragt sich nämlich, einmal, was für die Psychologie an sich, und zweytens, was für die Geschichte, hier für Literar- und Kunstgeschichte, damit gewonnen sey? Jedem Ref. den zweyten Punct zuerst aufnimmt, glaubt er bemerken zu müssen, daß der HG. den Werth dieser Briefsammlung allzuhoch anzuschlagen scheint, wenn er glaubt, daß sie den Vorhang vor der Zeit von 1770 bis 1790 in Hinsicht auf Charakter und Treiben der hier auftretenden Personen wegziehe. Nach dem was wir in früheren Briefsammlungen und anderen Büchern, insbesondere in Zeitschriften bereits haben, würde wohl eine Charakteristik der meisten hier erscheinenden Personen, woferne sie mit gewissenhafter Treue entworfen würde, vor der Bekanntmachung gegenwärtiger Briefsammlung nicht anders ausgefallen seyn, als wenn

man jetzt nach Herausgabe derselben, eine solche machen wollte: womit jedoch gar nicht geläugnet werden soll, daß diese Briefe immerhin ein sehr schätzenswerther Beytrag zur geistigen Physiognomonik der bezeichneten Zeit seyen. Die Knebel'sche Briefsammlung zieht offenbar den längst gerückten Vorhang viel weiter weg, als die Briefe an Merck. In literarhistorischer Hinsicht, sind die Briefe über die Reste antediluvianischer Thiere, mit deren Auf- und Untersuchung sich Merck besonders eifrig beschäftigte, namentlich die von Camper, Sömmering, Blumenbach wichtig, wiewohl der Natur der Sache und der Zeit nach keineswegs durch die Entdeckungen selbst, sondern vielmehr als Bild der Bestrebungen, Versuche und Zustände, welche dem Werden einer Wissenschaft vorangehen. Unter den Briefen, welche die Kunst zum Gegenstande haben, sind die sechszehn von Tischbein höchst bemerkenswerth. Es mag nicht leicht ein ansprechenderes Bild von dem geben, was in dem Innern des wahren Künstlers vorgeht: wie es ihn treibt, zugleich mit dem edelsten Stoff in der Poesie und der Geschichte das Höchste in früheren Kunstleistungen zu erfassen; wie Homer und die großen Gestalten der vaterländischen Vorzeit, wie Michel Angelo, Raphael und die Antiken seine Thatkraft als Künstler befruchten, ihn erheben und demüthigen; wie er sich vom bestellten und bezahlten Arbeiten hinwegsehnt in eine Lage, wo er lernen und frey produciren kann. „Mein Herz, schreibt er 1782 von Zürich, hängt an Nichts; die Kunst ist meine einzige Freude." Auch ist merkwürdig, daß der Künstler, dem Ausdruck und Form sichtbar schwer wird, und der S. 333 mit Beschämung gesteht, daß er nicht buchstabiren könne, doch dasjenige, was man im eigentlichen Sinne Stil nennt, in höherem Grade besitzt, als manche andere, die im Schreiben ganz fertig sind. Da es möglich gewesen seyn muß, wenigstens einen Theil der von Merck geschriebenen Briefe zu erhalten, worauf sich die hier abgedruckten beziehen, und da von seinen Briefen nicht ein einziger gegeben ist: so erscheint es etwas seltsam, daß der HG. meynt, „seine Sammlung werde die wahren Züge Mercks, auf den als Mittelpunct alle Strahlen reflectiren, vor Augen stellen, und sein wenig erkanntes Leben und Wirken in helles Licht setzen." Es bedarf keines Beweises, daß zu diesem Zwecke Mercks eigene Briefe ohne Vergleichung dienlicher waren, als die seiner Correspondenten, in welchen man erst mittelbar finden muß, was M. an sie geschrieben haben mochte. Daher glaubt Ref. — namentlich auch nach Göthes Urtheilen, nicht blos späteren, wie bey Eckermann II. S. 15. 94. 328. 332, sondern auch früheren, wie XIX, S. 172 der Werke von 1819 — daß die bey Herausgabe dieser Sammlung vorangestellte Rücksicht doch eine untergeordnete gewesen sey, und daß man mit Recht die Briefe eines Mannes, der nach seines Freundes Zeugniß nicht productiv war, sondern

durchweg verneinend verfuhr, der Vergessenheit überläßt. Was jedoch hier über M. gegeben ist, kann allerdings in psychologischer Hinsicht lehrreich genug seyn, und zwar in zwey Puncten. Herders Briefe brechen mit dem eilften, (dem dreyzehnten der ganzen Sammlung) schon im Jahre 1772 ab, noch bevor H. seine in M's Hause kennen gelernte Braut heim führte. Aus den zwey letzten dieser Briefe ersieht man, wie M. einem Freunde, der S. 39 selbst von sich sagt, er sey ein Freygeist theologischen und astrologischen Wahns gewesen, nicht gestatten will, vom Christenthum mehr als vorher zu glauben; und wie er Herders Annäherung zum Glauben mit demselben herabwürdigenden Argwohn rügt, mit welchem sechzig Jahre später die Aneignung positiver Religionswahrheiten gar häufig als eine Verzichtung auf selbständiges Denken oder gar als etwas noch Schlimmeres bezeichnet wird. Bey schweren Heimsuchungen, welche Merck treffen, kommen von seinen Freunden, z. B. S. 280. 283 nur die allerschwächsten Tröstungen, die von der Heilkraft der Zeit, der Zerstreuung, dem Standhalten gegenüber dem Schicksal, so daß man sieht, wie mit den wahren und haltbaren bey ihm nicht anzukommen war. Ein außerordentlicher Thätigkeitstrieb, verbunden mit einem hohen Grade des Wohlwollens gegen Menschen, die ihm zusagen, Forschungsgeist, vielseitige Bildung machen ihn zum Gegenstande der Achtung unter vielen seiner Zeitgenossen; man wirbt um seine Nähe, man bemüht sich um sein Urtheil in allerley Sachen; er lebt ungebunden durch seinen Beruf, unabhängig durch sein Vermögen. Und dennoch findet er in diesem nach der gewöhnlichen Ansicht beneidenswerthen Leben keine Befriedigung, sondern es wächst bey ihm mit den Jahren die Unruhe und der Unmuth. Und so mag das Bild, das diese Briefsammlung von Merck giebt, besonders dazu dienen, neben andern Nachrichten von den letzten Jahren angesehener Gelehrter, welche diese negative Richtung verfolgten, einen Beweis zu liefern, wie es nach dem Hinschwinden der jungen strebsamen Jahre immer leerer und dunkler in dem Gemüthe eines Mannes werde, der, indem er überall wissenswürdige Realitäten aufsucht, sich der wahrsten und tiefsten Wirklichkeit, welche sich ihm überall zu erkennen geben will, mit Selbstgenügsamkeit entfremdet. Schon 1773 schreibt Schlosser: „ich möchte doch wissen, ob's und wie's möglich ist, daß ein Mensch, der ein Herz hat, — und ich weiß, du hast ein's — und dessen Herz nach was Anders ringt, als was in der Welt ist, wie der leben kann, und sich keine Kugel vor den Kopf schießt, wenn er glaubt, daß damit Alles gethan ist." Man weiß, daß M. so geendigt hat, wie das Alterthum dem Dichter nachsagt, welcher in seinen sechs Büchern de rerum natura den Materialismus predigte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

S. Gregorii Nysseni Oratio catechetica, graece et latine etc.

(Schluß.)

Auch die häufigen Berufungen auf Ast's treffliche Anmerkungen zu Plato, oder auf die eigenen des Hrn. Verf. zum Synesius, so sehr sie dessen Belesenheit bezeugen, waren doch hier nicht an ihrem Ort. Sollen überhaupt den Ausgaben der Väter sprachliche Noten beygegeben werden, so müssen es nicht Erläuterungen über den allgemeinen griechischen, sondern über den kirchlich dogmatischen Sprachgebrauch seyn, und hier ist noch ein weites Feld zur Bearbeitung übrig. Allerdings hat Hr. K. auch hierin Einiges gethan, und z. B. p. 184. durch wohlgewählte Parallelstellen gezeigt, daß und warum Gregor den Sohn τὸν μονογενῆ θεόν statt θεοῦ nenne; p. 199. den Gebrauch des δογματίζειν bey den kirchlichen Schriftstellern nach Wolf Anecdot. Gr.; p. 237. den Ausdruck τὴν ἀναίμακτον ἱερωσύνην vom Sacrament des Altars; p. 238. τὴν ὑψηλὴν φιλοσοφίαν i. e. vitam asceticam et monasticam durch das Citat. Greg. Naz. Orat. XXV. p. 457.; p. 271. die Bedeutung von φώτισμα in Beziehung auf die Taufe nach Segaar ad Clem. Alex. genügend erörtert. Dennoch läßt er gerade von dieser Seite Vieles zu wünschen übrig; so hätte c. 1. die kirchlich dogmatische Bedeutung von λόγος eine nähere Betrachtung verdient; c. 4. οὐσία und ὑπόστασις nach ihrem gegenseitigen Verhältniß nach Gregors eigenen Erklärungen, (besonders in der Schrift ἐκ τῶν κοίνων ἐννοίων; c. 5. der Ausdruck ἡ τῶν θείων ἀγαθῶν ἀπόλαυσις durch Parallelst. als gleichbedeutend mit ἡ τοῦ θεοῦ ἀπ; ferner die Worte λήξεις c. 6; πάθος und πάθη c. 13. aus den Stoikern und aus Clemens von Alex., αὐτοζωή c. 8. aus Origenes — erklärt werden sollen. Zu den scheinbar widersprechenden Stellen c. 1. p. 8. von Logos, κατὰ τὴν φύσιν ἐν ὢν ἕτερον τῷ ὑποκειμένῳ ἐστίν· und c. 3. p. 10. von der Trias: πῶς τὸ αὐτὸ – – διακέκριται τῇ ὑποστάσει καὶ οὐ μεμέρισται τῷ ὑποκειμένῳ genügte es nicht auf Rupp, Gregors Leben und Meynungen, S. 163 zu verweisen. Denn dieser sagt dort nur, daß die angef. Worte aus c. 1. ein in den Text versetztes Glossem seyen, weil der Nyssener stets ὑποκ. als gleichbedeutend mit οὐσία gebrauche; allein die bezweifelte Stelle hat die Autorität aller Codd. und Ausgaben für sich, sodann war damals der kirchliche Sprachgebrauch noch keineswegs so fest bestimmt, und namentlich war Origenes, dem sich Gregor so oft anschließt, in dem Gebrauch des ὑποκ. so schwankend, daß er es zuweilen gerade in entgegengesetzter Bedeutung anwendet (vrgl. comm. in Matth. XVII. 14 mit C. in Joh. X. 21. II. 18.) — Unrichtig ist die p. 221 mitgetheilte Erklärung des Fronto Duc. zu ἄτομος: hic intellige corpus individuum hominis, denn es bildet hier den Gegensatz zu ἄπειρον und bedeutet daher das Besondere, das Individuum (so auch Clem. Alex. Strom. V. 12. p. 696.), nicht den Leib.

Was jedoch am meisten vermißt wird, ist die Rücksichtnahme auf Origenes. Ihm hat Gregor

die oben erwähnten eigenthümlichen Ansichten über manche Dogmen, so wie überhaupt viele andere Gedanken und Ausdrücke entnommen, und diese waren als origenisch nachzuweisen und durch treffende Citate zu erläutern. Die beygedruckten kurzen Andeutungen des deutschen Uebersetzers, und die noch unbedeutendern Fronto's genügten hier nicht, noch weniger die Randglossen der Codd.: caute legenda quae hic dicuntur; videntur enim sapere Origenis sententiam; auch die, ohnehin spärlichen Berufungen auf Huet's Origeniana reichten nicht hin: es mußte auf die Quelle selbst zurückgegangen werden, was von dem Verf. ein einziges mal p. 252 geschehen ist. Um nur Einiges anzudeuten, — es hätte der Begriff, den Gregor c. 7. von dem Bösen aufstellt, daß es nämlich, als der Mangel des Guten, das Nicht-Seyende sey, und kein selbstständiges Bestehen habe, aus Orig. in Joh. II. 7. seine Lehre von der Ueberwindung des Satans durch das ihm, in der Person des Gottmenschen überlassene Lösegeld, durch die Stellen c. Cels. I. 30. Com. in Matth. J. XIII. 8. XVI. 8. (in Joh. J. VI. 35 – 37) erläutert; seine irrige Ansicht von dem Zwecke der künftigen Strafen c. 7. 26. 35, nach Orig. c. Cels. III. 75. Homil. in Jerem. XIX. de Princ. II. 10, 6; seine Lehre von der ἀποκατάστασις nach O. c. Cels. VIII. 72 de Princ. I. 6, 1. III. 6, 9. beleuchtet werden können. Ebenso war die eigenthümliche Stelle c. 26. von der endlichen Bekehrung des Satans, als Origenisch nachzuweisen, und die Art, wie sich Gregor über das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in Christo ausdrückt, sorgfältiger zu erörtern. Die Formeln, deren er sich dazu bedient, ἀνάκρασις, θεοποίησις, κατεμίχθη, μετεποιήθη, erinnern an Orig. c. Cels. VI. 47. III. 41. in Joh. 1, 37. de Pr. II. 6., kommen aber auch bey Athanasius, Gregor von Naz. u. A. vor; bey diesen Kirchenlehrern haben sie offenbar nicht den Sinn, als ob die Menschheit des Erlösers in seine Gottheit übergegangen sey; bey Greg. von Nyssa aber scheinen sie, besonders wenn man c. 37 vom Abendmahl vergleicht, an denjenigen Irrthum anzustreifen, welcher sich im folgenden Jahrhundert als Monophysitismus geltend machte, seine Wurzeln aber schon im dritten hat.

Diese wenigen Ausstellungen haben keinen andern Zweck, als das Interesse zu beurkunden, welches wir an der verdienstvollen Arbeit des H. Kr. genommen haben. Eine sehr schätzenswerthe Zugabe ist die schöne Leichenrede Gregors auf den Bischof Meletius von Antiochien, die in derselben Weise wie die Katechese behandelt, und deren Text vielfach verbessert worden ist. Die beygegebene lateinische Uebersetzung, die sich im Allgemeinen recht gut liest, ist auf den Grund der beyden älteren von Morell und Hervet gearbeitet; da uns aber nur die erstere zur Hand ist, so können wir die Verdienste, die sich Hr. K. in dieser Beziehung erworben hat, nicht weiter nachweisen. Der Druck des Ganzen ist gut und correct, und empfiehlt sich besonders durch größere Schrift vor denjenigen Ausgaben der Väter, die wir aus dem Norden Deutschlands erhalten.

Guide pour les Recherches et observations microscopiques, contenant la description du Microscope, la préparation des infusions etc. etc. enfin les meilleurs documens propres à appliquer, avec succès, ce précieux instrument à l'étude des sciences et des arts etc. traduit de la 7ème Edition anglaise de M. Gould avec figures et additions par M. Julia de Fontenelle, Professeur de Chimie. Paris 1836. 8. 62 p.

Wir haben den ganzen Titel dieses schlechten Machwerks nicht einmal abschreiben wollen, um diesen Blättern nicht Raum für Besseres zu entziehen. Man muß Jedermann warnen, sich von dem anlockenden Titel nicht verführen zu lassen, mit dem Herr Julia de Fonte-

nelle nach gewohnter Weise Lärm macht; der Inhalt, so wie das beygegebene Kupfer sind unter aller Kritik.

Es wäre sehr zu wünschen, daß in Deutschland, dem eigentlichen Lande gründlicher mikroscopischer Forschung, eine Anleitung zum Gebrauch des Mikroscops geschrieben würde; hierzu müßte sich aber ein praktischer Optiker mit einem Physiologen verbinden. Angehenden Beobachtern würde durch eine solche Schrift sehr geholfen werden, denn viele Vortheile lernen sich ohne Anleitung erst nach langer Uebung und Erfahrung; freylich sind die dann errungenen Kenntnisse auch mehr werth, als die aus Büchern erlernten und manche Schwierigkeiten werden immer nur im Verlauf der Selbstübung allmählig überwunden werden können.

Die vor 2 Jahren in England erschienenen Microscopic Illustrations von Goring und Pritchard sind ebenfalls durchaus nicht empfehlenswerth, obwohl sie das Motto: „Legent haec nostra nepotes“ auf dem Titel tragen. Besser sind die hier beygegebenen Kupfer, wenigstens was den allerdings sehr schönen Stich betrifft; aber von einer eigentlichen Anforderung an mikroscopische Schärfe haben auch die Engländer keinen Begriff. Wir Deutsche dürfen dagegen mit Recht auf unsere optischen Institute stolz seyn, denn Mikroscope, wie sie aus den Werkstätten von Utzschneider und Fraunhofer in München, von Plößl in Wien, von Pistor und Schiek in Berlin hervorgehen, hat das Ausland nicht aufzuweisen.

R. W — r.

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus, unternommen in den Jahren 1825 — 1826 von Dr. Eduard Eichwald. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1834 (471 S. 8. Mit einer Karte des Caspischen Meeres und 3 Kupfertafeln).

Der Verf. dieser sehr gehaltvollen Reisebeschreibung, früher Professor der Zoologie in Kasan, jetzt Professor in Wilna, ist den Freunden der Naturwissenschaft schon seit längerer Zeit als aufmerksamer Beobachter und gründlicher Forscher bekannt. Namentlich haben seine Arbeiten im Gebiete der Versteinerungskunde und Geognosie, über einen Theil des östlichen Europas Licht verbreitet, welcher in dieser Hinsicht nur sehr wenig gekannt war. Das endliche öffentliche Erscheinen des hier vor uns liegenden Werkes danken wir der Vermittelung Alexander von Humboldts, welcher hierdurch seinen vielen, großen Verdiensten um die Wissenschaft ein neues hinzufügte.

Schon seit Jahren hatte unser Verfasser den Beruf in sich gefühlt, durch eine Reise nach dem Caspischen Meere jene sehr merklichen Lücken auszufüllen, welche selbst die Forschungen eines Pallas, Gmelin, Güldenstädt in der Naturgeschichte jenes Gewässers und seiner Umgegend noch zurückgelassen hatten. Er sprach diesen Beruf auf eine sehr eindringliche Weise aus in seinem Programm: Introductio in historiam naturalem Caspii maris, Casani 1824. Endlich im Februar 1825 erlangte er die längst ersehnte Gewährung seines Wunsches vom Kaiserlichen Ministerium in Sct. Petersburg und zugleich wurde ihm eröffnet, daß dem General-Gouverneur von Astrachan der Befehl ertheilt sey, das beste Schiff für dieses wissenschaftliche Unternehmen auszurüsten und dasselbe auch sonst auf alle erforderliche Weise zu unterstützen. Es war jetzt keine Zeit zu verlieren; in Astrachan erwartete man den Verfasser schon in wenig Wochen; ja so gern er auch gewünscht hätte, noch einige Gehülfen zu dem Werke zu finden, das so vielseitige Vorkenntnisse und ein Zusammenwirken mehrerer Beobachter zu erfordern schien, mußte er jetzt dennoch auf solche Unterstützung verzichten, und nur ein alter Invalide, der zugleich als tatarischer Dollmetscher dienen sollte, konnte ihm von Kasan aus zur Bedienung mitgegeben werden. Da entschloß sich die treue Gemahlin, die Reise mitzumachen; ein Entschluß, der um so heldenmüthiger erscheint, da um jene Zeit Astrachan noch erfüllt war von dem Schrecken, den dort die Verheerungen der Cholera verbreitet hatten. Auch der Schwager des Vers., Herr Arnold Finke, welcher eben seine litterarischen Studien vollendet hatte, wollte mit seiner Schwester und ihrem Gemahl die Beschwerden der Reise theilen, und dem Letzteren so viel als möglich hülfreich an die Hand gehen. —

Schon am 8. März trat die kleine Gesellschaft ihre Reise zu Wagen, zunächst auf der noch beeisten Kasanka an. Jenseits der Kreisstadt Buirsk verschwand der Schnee, mit ihm zugleich aber auch Vieles von dem, was an europäische Art und Sitte erinnert; denn

von hier an führt der Weg schon durch armselig gebaute, tatarische Dörfer, untermischt mit Wohnstätten der Tschuwaschen und Tscheremissen. Die Gouvernementsstadt Ssimbirsk liegt auf einer Anhöhe des Muschelkalkes; von hier, vornämlich aber von Ssisran an, beginnt das waldreiche Wolgagebirge, das durch Räubereyen für Reisende sehr unsicher gemacht wird. Unter großen Beschwerden, welche die Jahreszeit mit sich führte, gelangte die kleine Gesellschaft am 14. März nach Ssaratoff, wo sie bis zum 17. verweilte. Jenseits Ssaratoff gewähren die reinlichen wohlgebauten Dörfer der deutschen, meist aus dem Badenschen eingewanderten Colonisten, einen überraschenden Anblick. Einige von diesen sind begütert, die meisten aber sehr arm, da der dürre, salpetrige Boden und der Holzmangel, welcher in einem großen Theil der Gegend herrscht, das Gedeihen der Colonien sehr erschwert. Doch gilt dieses zunächst nur von den Ansiedlern an der rechten Uferseite der Wolga, welche die Wiesenseite heißt, während dagegen am linken Ufer, an der sogenannten Bergseite des Stromes, Gebirge mit Waldungen nicht selten sind. Die Zahl der deutschen Colonien im Gouvernement Ssaratoff beläuft sich auf 102; die der männlichen Einwohner derselben schon auf 42,000. Unter ihnen leben nur noch wenige, welche als Kinder aus Deutschland hieher kamen; mit Thränen sprach zu Gräsnucha ein hochbetagter Greis von seiner Vaterstadt Worms am Rhein, an die er sich noch erinnerte; seine Frau, obwohl 65 Jahre alt, war hier in der Fremde geboren. Tabak- Senf- Waizen- Hafer- auch etwas Seidenbau und auf der Waldseite die Bienenzucht, an den Wolgaufern der Fischfang sind die gewöhnlichen Nahrungsquellen unserer dortigen Landsleute; ihre Leinwand und Kleider, so wie die meisten Geräthschaften fertigen sie sich selber; keiner kauft daher, so wohlfeil die Gegenstände sind, etwas vom Andern, daher denn auch in der sonst günstigsten Lage das Geld zu den etwa nöthigen Abgaben nur schwer aufzutreiben ist. — So weit die deutschen Colonien sich erstreckten, fanden unsere Reisenden die Einrichtung der Posten, so wie die Bewirthung sehr gut; da, wo dieselben aufhörten, begannen wieder die Entbehrungen aller Art. Vor Kamüschin fanden sie das Steppenland bereits ganz trocken, zugleich aber, ohngeachtet der warmen Witterung noch ohne Grün; hinter Zaritzyn begegnet man bereits einzelnen Horden der Kalmücken mit ihren Kamelen. Dazwischen gewährt das reinliche, von Herrnhutern bewohnte Ssarepta wieder einen Punct der Erholung und des Ausruhens. Die hier lebenden Deutschen zeichnen sich durch sehr große Arbeitsamkeit und durch gefälliges, dienstfertiges Benehmen aus; das Land um das Städtlein her ist durch ihren Fleiß in fruchtbare Gärten verwandelt; der Senf, welcher da gebaut, der Schnupftabak, der in Ssarepta gefertigt wird, sind durch ihre Güte so berühmt, daß man sie durch ganz Rußland verführt. Jenseits Ssarepta beginnt von neuem die weite, öde

Kalmückensteppe, unter deren zerstreut stehenden Kibitken nur selten ein russisches Dorf gesehen wird. Sehr wohlthätig für die Reisenden ist von hier an bis gen Astrachan die Einrichtung der Posthäuser, welche auf Kosten der russischen Regierung erbaut, mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehen sind. Ein meublirtes, im Winter geheiztes Zimmer, steht da immer zu unentgeltlicher Aufnahme und zum Nachtlager der mit der Post Reisenden bereit. Hinter Tschernojar beginnt der Sand, der das Fortkommen der Wagen sehr erschwert; dennoch zeigt sich die Gegend des linken Wolga-Ufers, je näher man gegen Astrachan vorrückt, desto mehr angebaut; dort bewohnt auch der Fürst der Kalmücken, Tuman, ein ganz nach europäischer Weise erbautes und eingerichtetes Haus. Endlich fällt jenseits der hier fast eine Werste breiten, durch viele Fahrzeuge belebten Wolga das große Astrachan ins Auge, unter dessen vielen Gebäuden und Kirchen der majestätische Ssobar (die Hauptkirche) hervorragt. Noch vor wenig Wochen war hier, etwa in der Breite von Lyon, die Wolga so fest mit Eis belegt gewesen, daß man mit Schlitten sie passirte; während des Januars und Februars hatte man in der Stadt sehr beständige Schlittenbahn gehalt.

Astrachan umfaßt ein buntes Gemisch von Völkern aus beyden hier nachbarlich aneinander grenzenden Welttheilen; außer den Hauptbewohnern, den Russen, sieht man Franzosen, Deutsche und Engländer; Tataren, Armenier, Perser, Bucharen, Chivenser, Kirgissen, Truchmenen und Inder; um die Stadt her wohnen Kalmücken. — Eben feierten die anwesenden Perser die Fasten des Monates Ramasan durch Kampfspiele, bey denen ein alter Choragus Stellen aus Ferdusi's Gedichten recitirte. Dennoch haben die Perser, weil sie nicht zu den beständigeren Bewohnern der Stadt gehören, keine Moscheh in Astrachan, deren dagegen die Tataren mehrere besitzen; selbst die Inder feyern hier, in einem Zimmer des großen, ihnen zugehörigen Gebäudes nach Sonnenuntergang ihren Gottesdienst, wobey zuerst unter dem Läuten der Glocken und Glöckchen, vom Priester das heilige Wasser bereitet, dann von den Anwesenden gebetet, und zuletzt von einem der Letzteren das Tritonshorn geblasen wird. Zu diesem Wisch nudienste der Inder erhält der Fremde gern und leicht Zutritt; nicht so zu dem Götzendienste der Kalmücken, bey welchem das andächtige Verzehren von kleinen, meist aus Lehmen gemachten Götzenbildchen als eine Hauptsache erscheint. — Während nach Olearius Bericht noch im Jahr 1636 die Entfernung zwischen Astrachan und dem Meere nur 6 Meilen betrug, ist sie jetzt 10 Meilen groß; die Wolga führt immer mehr Sand gegen ihre Mündung hin und hiedurch verseichtet ihr Bett immer mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

Dieser neue Band gothischer Sprachüberreste aus der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ermangelt, wie der des vorangegangenen Jahres 1834, aller Vorrede — ein Mitbeweis der Eile, mit welcher beyde sich folgten. Diese eben bezeichnete Eile ist aber im gegebenen Falle durchaus keine beklagenswerthe zu nennen, vielmehr nach so langen Wartejahren dem Herrn Grafen Castiglione in Wahrheit zu danken, da uns, kommt der kleine, leider nochmals verhaltene Rest im Verlaufe dieses Jahres nach, dann endlich der ganze uns zugängliche, durch die Entdeckung von 1817 ꝛc. so sehr vermehrte Schatz ältestdeutscher Sprachdenkmäler übersehbar und verwendbar beysammen seyn wird; da ferner, was den Werth der castiglionischen Herausgaben betrifft, dem neuen Bande dasselbe ungetheilte Lob zuerkannt werden muß, wie den früheren. *) Vieljährige Vorarbeit gieng der Herausgabe vorher und achtungswerthe Kenntniß der gothischen Sprache bietet auch dießmal für Genauigkeit des Abdrucks eine Bürgschaft, die durch sorgfältige Angaben unter dem Texte erhöht, vor genauester Prüfung des Geleisteten besteht.

Bis zum Jahre 1817 umfaßte die gothische Sprachkunde außer der neapol. ravennatischen und der arezischen Urkunde mit gothischen Unterschriften fast nur die ehrwürdigen Trümmer des sogen. Codex Argenteus zu Upsala, der als er noch in der Abtey Werden lag, oder als er nach Prag geflüchtet, hier kurz vor dem westfälischen Friedensschluße erobert und nach Schweden entführt wurde, wohl schon die großen Lücken *) gehabt haben mag, als wie er durch Vossius in Junius Hände und Ausgaben kam. Die darin enthaltenen vier Evangelien litten (und leiden) dadurch an sehr bedeutenden Unterbrechungen, die wichtigen Briefe aber fehlten ganz und gar, **) bis ein Bruchstück des Briefes an die Römer in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Abt Knittel unter den Palimpsesten zu Wolfenbüttel entdeckte und herausgab. ***)

*) Ulphilae Partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum Specimen. Mediolani Regiis typis. 1819. 4. Ulphilae Gothica versio Epistolarum Divi Pauli ad Corinthios secundae etc. Mediol. R. t. 1829. 4. — Gothicae versionis Epistol. D. Pauli ad Romanos ad Corinthios primae ad Ephesios etc. Mediol. R. t. 1834. 4. — Alle vier Bände vorräthig und zu beziehen bey Georg Franz in München.

*) Bis auf die 11 Blätter, die neuerdings (aus Markus) durch einen Bücherwurm verlustig gegangen.

**) Gleich der Apostelgeschichte und Offenbarung Johannis. Den Brief an die Hebräer glaubt man gar nicht übersetzt.

***) Hieran reihten sich neuerdings noch einige wenige

Da öffnete das Kloster Bobbio in seinen an die Ambrosiana zu Mailand längst abgegebenen Palimpsesten Schätze, welche unbegreiflich selbst einem Muratori, Maffei ꝛc. entgangen waren, *) dem ruhmbegierigen Auge Angelo Maj's aber nicht verborgen blieben; und es tauchten fast sämmtliche Briefe Pauli in gothischer Sprache hervor: ein unschätzbarer Fund, wenn man den Umfang und den inneren Begriffs-Reichthum der Briefe bedenkt, welche beyde der gothischen Sprachkunde grammatisch und lexikalisch zu Gute kommen sollten. Ja es fanden sich hier sogar Bruchstücke der Uebersetzung des Alten Bundes (Esdra und Nehemia) vor; nicht minder das Bruchstück eines gothischen Kalenders, das selbst für die neuerstandene deutsche Mythologie wichtig geworden ist, endlich eine bisher sogenannte Homilie, welche Unterzeichneter als eine fortlaufende **) Auslegung des Evangelii Johannis (durch den semiarianischen Bischof Theodorus von Heraklea in Thrakien) im J. 1834 in Auftrag Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Maximilian von Bayern herausgab. ***) Aus ihren zu Mailand und Rom zerstreuten Blättern ergänzte sich zugleich ein Theil des Evangelii Johannis im silbernen Codex, wie sich denn unter den mailändischen Palimpsesten auch ein vervollständigendes Stück für das Evangelium Matthäi gefunden hatte, das Wolfenbütler Bruchstück aber merkwürdig in eine Lücke des mailändischen Römerbriefes eingriff.

Von den Briefen Pauli waren nunmehr gewonnen dieser Brief an die Römer, beyde Briefe an die Korinther, die an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser, Timotheus I. u. II., Titus, Philemon, Thessalonicher I. u. II.; freylich hin und wieder nicht ohne grössere und kleinere Lücken, wofür sich aber von den meisten *) je zwey Handschriften vorfanden, welche erwünschte Bestätigungen oder noch erwünschtere Synonyma, und in ihnen noch nicht gelesene, wenn schon erwartete neue Wurzeln, Formen u. s. w. gewährten. Hiefür wurden auch einzelne Randglossen sehr wichtig, die zugleich in einer feineren und schrägeren Cursivschrift die ähnlichen aus dem Leben gegriffenen Züge der Eingangs genannten gothischen Urkunden oder Unterschriften, eben so der Wiener Alphabete erfreulich bestätigten.

Von allen diesen seit 1817 (eigentlich 1815 sogar) reichlich zugewonnenen Sprachüberresten erschien 1819 zuerst ein kleines Specimen, welches die Bruchstücke aus Esra, Nehemia, **) Matthäus, ferner Titus, Philemon, endlich das Kalender-Bruchstück und eine Seite der sog. Homilien enthielt. — Zehen Jahre nachher (1829) beschenkte uns Harrende Graf Castiglione endlich mit dem vollständigen II. Brief an die Korinther nebst dazu gehörigem fleißiggearbeiteten Wörterbuche; schneller alsdann, zufolge der mit des Unterzeichneten Reise nach Italien zusammenhangenden Anregung, 1834 in einem dritten Bande mit dem ganzen I. Brief an die Korinther, dazu an die Epheser und an die Römer. Letzter Band, wie schon gesagt, ohne alle lexicalische Zugabe und Einleitung, nur mit rechtfertigenden oder gelegentlichen Anmerkungen ausgestattet. — Es blieben hiernach noch zu erledigen die Briefe an die Galater, Philipper, Colosser, Timotheus I. II., Thessalonicher I. II., von welchen nunmehr im neu vorliegen-

in Deutschland (Wien ꝛc.) gefundene, bezeichnend mit Runenschrift vereinte gothische Alphabete, welche W. Grimm 1828 („Zur Literatur der Runen." Wien, Gerold. 8.) bekannt machte.

*) Vrgl. Jahrbb. für wissenschaftliche Kritik. 1830. Sp. 12 — 13.

**) In den übrig gebliebenen Blättern freylich unterbrochene.

***) Skeireins Aivaggêljôns thairh Iôhannên etc. München, Jaquet. 1834. 4.

*) I. u. II. Korinther, Galater, Philipper, Colosser, Timotheus I. II., Titus.

**) Doch fehlt hievon noch ein Blatt.

den Bande vor dem Schluß des verflossenen Jahres der Brief an die Galater (mit 140 Versen in 6 Hptst.), Philipper (4 Hptst. m. 104 V.), Colosser (4 H. m. 95 V.), Thessalonicher I. (3 Hpst. m. 89 V.), d. i. im Ganzen 428 Verse, jedoch auch diese wieder nicht ohne größere oder kleinere Lücken *) abgedruckt erscheinen.

Hienach bleibt von den reichen mailändischen Schätzen noch zu wünschen und zu erledigen der II. Brief an die Thessalonicher (mit 3 Hptst. von 47 V.), I. Timotheus (6 H. von 114 V.), und Timotheus II. (4 H. zu 83 V.) — im Ganzen 244 Verse, **) also etwa noch die Hälfte des vorliegenden Bandes, deren nochmalige Zurückhaltung sich fast nur aus der wahrscheinlichen Absicht des Herrn Herausgebers erklären läßt, dem kleinen Reste ein ausführliches Wörterbuch, wohl aller paulinischen Palimpsesten hinzuzufügen, welches der Unterzeichnete 1833 bereits im Manuscripte voll ausgearbeitet sah. —

Indem wir nach diesem, jetzt wohl nicht ungeeignet wiederholten Ueberblick zur näheren Prüfung des uns vorliegenden Bandes überzugehen gesonnen sind, drängt sich uns sogleich wieder die für jeden neu veröffentlichten Theil der gothischen Bibelübersetzung nothwendige Doppelfrage auf — um die neue Herausgabe nämlich und die alte Uebersetzung. Die Frage um die letztere beschäftigt und fesselt zugleich den Theologen wie den Sprachforscher, vorzugsweise den deutschen. Für die historische deutsche, wie für die vergleichende Sprachkunde ist ausgemacht Ulfilas Bibelübersetzung grammatisch und lexikalisch als unser ältestes Sprachdenkmal von unschätzbarem Werthe; aber auch der Theologe blickt neuerdings für die Kritik des Bibeltextes

*) Es fehlen Galat. I. 7 — 20. III. 6 — 27; Phil. I. 1 — 14 II. 8 — 22. IV. 17 — 23. (sammt der Schlußunterschrift u. hinüber in) Colosf. I. 1 — 16. II. 1 — 11; 1 Thessal. I. 1. — II. 10.

**) Nebst 1 Bl. des A. T.

mit erhöhter Aufmerksamkeit auf die gothische Uebersetzung, und es wird daher dem Unterzeichneten nicht verdacht werden, wenn er, wozu ihn die Abwägung sprachlicher Beziehungen nicht minder veranlaßt, als ursprünglicher Theologe auch jene Betrachtung des vorliegenden Werkes und zwar auch um jener sprachlichen Beziehungen willen, hier zuerst verfolgt.

I.

Es ist anerkannt und wohl beachtet, daß der Uebersetzer *) der heiligen Schrift in die Sprache der Gothen (ana Gutthiudái sagt der goth. Kalender) sich eines vom gewöhnlichen griechischen Texte nicht selten abweichenden bediente, so daß sich durch den gothischen Text öfter sogar Lesarten herausstellen, die, wenn auch nicht immer mehr durch Handschriften nachweisbar, doch vorhanden gewesen seyn müßen, weil der sonst meist richtig treffende Dolmetscher so oder anders gewiß nicht übertragen haben würde. **) — Der Herr Herausgeber hat auf das Verhältniß des gothischen zum griechischen Texte dieses Mal noch mehr Rücksicht genommen, als im vorausgegangenem Bande: er weist in den meisten Fällen nach, wo der gothische Text näher zu diesem, näher zu jenem griechischen Codex, bey Millius, oder zur altitalischen, oder zur hieronymischen, oder anderseits zur syrischen und äthiopischen Uebersetzung neigt, oder endlich von allen bekannten Beziehungen abweicht. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Warum ließ Graf C. schon beym vorletzten Bande (1834) und eben so dieses Mal den Namen des Ulfilas weg, den er doch beym 2. Corinth. Briefe, gleich dem ersten Specimen, vorsetzte?

**) Wir erinnern hier blos an Fälle, wie I. Corinth. 13, 5. (wo zu ζητεῖ, sôkeith am Rande steht ïnalja nôth d. i. ζηλοῖ, was kein griechischer Codex nachweist) und 13, 3 (wo zu καυθήσωμαι gabranjáidáu am Rande steht hvôp, wonach der Glossator die schon alte Nebenlesart καυχήσομαι gekannt haben muß.

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel ꝛc.

(Fortsetzung)

Von der Mitte des April fieng die Hitze an fast unerträglich zu werden; eine erschlaffend warme Luft lähmte die Kräfte. Endlich am 7. May lichtete die große dreymastige Corvette, der Hercules genannt, welche zur Reise auf dem Caspischen Meere bestimmt war, ihre Anker. Aber in dieser Gegend vermögen weder Segel, noch Ruder die Hindernisse zu überwinden, welche die Seichtigkeit des Fahrwassers dem Vorwärtskommen entgegengestellt. Tagelang haftet das Fahrzeug in der Sandmasse des Flußbettes; nur wenn der ihm gerade entgegenstehende Wind vom Meere her das Wasser des Stromes anstaucht, gelingt es, das Schiff um einige Faden weiter zu ziehen, oder zu winden; so vergeht unseren Reisenden der May und der größere Theil des Juny, in der unerfreulichen Nachbarschaft des Sandes und Schlammes, und noch sind sie nicht im Meere, sondern zwischen den Sandbänken der Wolgamündung. Endlich am 22. Juny entläßt sie ein günstiger Wind ihrer lästigen Fesseln; sie gelangen in das eigenthümliche salzige Fahrwasser. Das gebirgige Tück-karagan am gegenüber gelegenen östlichen Ufer wird schon am andern Tage erreicht.

Dieser Theil der Küste wird vornämlich von den räuberischen Kirgis-Kaisaken, außer ihnen von Truchmenen bewohnt, beyde suchen dem russischen Verkehr auf jede Weise, zu Wasser und zu Lande, Abbruch zu thun; namentlich die Kirgisen, obgleich sie zum Scheine die russische Oberherrschaft anerkennen, rauben nicht blos Güter, sondern schleppen sogar Menschen in die Gefangenschaft fort, die sie als Sclaven nach Chiva und selbst nach Buchara verkaufen. Das Gebirge, aus welchem die Spitze von Tückkarragan besteht, ist ein Kalkstein der Tertianformation, der nach unten versteinerungsleer ist, nach oben ganz aus dicht zusammengedrängten Muschelversteinerungen besteht, welche von Arten herrühren, die zum Theil nur wenig von den jetzt noch im Caspischen Meere lebenden Formen abweichen, zum Theil aber solchen sich nähern, welche jetzt nur das schwarze Meer bewohnen. Auffallend erschien es, daß ganze Massen und Strecken des Kalksteines nur aus einer Art der Muscheln zusammengesetzt sind. Nach einem Berichte der Truchmenen stand einst da, wo jetzt die Bucht von Karagan ist, eine ansehnliche Stadt; sie versank bey einer Wasserfluth im Meere; auch 12 Tagereisen von hier, gegen Mankischlag hin, soll sich vormals eine bedeutend große Stadt befunden haben. —

Wanderungen ins Innere des Landes wurden unseren Reisenden durch die Gefahr drohende Zudringlichkeit der Kirgisen sehr erschwert, und zum Theil unmöglich gemacht; auch das Anknüpfen eines näheren Verhältnisses mit den Truchmenen verhinderte die voreilige Heftigkeit eines russischen Machmannes. Die eigentlichen Bewohner der Küste, mit Ausnahme einiger des Handels wegen herbeygekommener Truchmenen und Chivenser, hatten sich ins Gebirge geflüchtet, wo sie im Hinterhalte den Fremden auflauerten. — Die Insel Swatoi ist nur ein Aufenthaltsort der Seehunde und Möven; ihr öder Boden besteht nur aus Sand, mit Muscheln vermischt und ist so häufig mit einer Art von Sandwanze oder Zecke (Ipodas Caspius) bedeckt, die sich dem Wanderer alsbald tief in die Haut bohrt, überdieß auch von solchen Schwärmen der Stechmücken umschwebt, daß die Stunden des Verweilens auf dieser Insel unseren Reisenden Stunden der Qual waren. Vormals wurde Swatoi des Seehundsfanges wegen öfters von russischen Seeleuten besucht. Die Truchmenen haben jedoch durch ihre beständigen Angriffe auf die fremden Fahrzeuge jenem Fange ein Ende gemacht. Die Matrosen, welche mit in dem Boote waren, erlegten in wenig Stunden gegen 30 Seehunde, und eben so häufig wird dieses nutzbare Thier auf Kulai gefunden, wohin jetzt der russische Seehundsfang sich gezogen hat. —

Am 2ten July nahm das Schiff wieder seinen Lauf nach dem entgegengesetzten, westlichen Ufer des Meeres: nach Tarki, wo unsere Reisenden am 8. angelangten. Tarki ist ganz auf orientalische Weise erbaut, und umfasset gegen 1500 Häuser. Auf einem Berggipfel oberhalb der Stadt wurde eben damals unter der Leitung des General Jermoloff eine neue russische Festung erbaut; ein Unternehmen, welches zur Abwehr der raub- und mordlustigen Umwohner von Terek nothwendig erschien; denn erst vor Kurzem hatten die Tschetschenzen eine der kleineren Linienfestungen durch Hinterlist genommen und die in ihr befindliche, russische Mannschaft ermordet; kurz nachher hatten sie, anscheinend im Begriff zu unterhandeln, zwey der tapfersten russischen Generäle meuchelmörderisch umgebracht. — Fünfzehn Werste von Tarki findet sich eine Quelle mit stark geschwefeltem Wasser; die Gebirgsart, aus welcher die Umgegend der Stadt besteht, gehört zu den tertiären Gebilden des Kalkes, welche an vielen Puncten mit Sandstein abwechseln. Die Muscheln, deren Ueberreste und Abdrücke in jenem Kalk und Sandstein sich finden, sind wenigstens der Gattung, wenn auch nicht der Art nach solche Formen, welche das Caspische Meer noch jetzt enthält. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung.)

Für eine solche vergleichende Untersuchung liefert unser vorliegender Band wieder sehr anziehende und lehrreiche Belege, vornehmlich auch dadurch, daß für die Briefe an die Galater, Philipper und Colosser wieder zwey Handschriften zu Gebote stehen, welche außer eigenthümlichen Abweichungen in mehrdeutigen Textstellen öfter auch synonymisch umschreibende Glossen darbieten, die zugleich auch für Erklärung seltener oder schwerer gothischer Ausdrücke im Texte willkommene Winke gewähren *) oder bisher nicht eingetretene Wurzeln und Wörter glücklich aufbewahren. **) —

Nicht ganz ohne Bedeutung für jenes Verhältniß des griechischen und gothischen Textes dürfte auch die am Rande der beyden Codices vorkommende eigenthümliche, von der gewöhnlichen abweichende Eintheilungsbezeichnung seyn. Zu Galater 2, 11. steht ein Γ̃ d. i. 3; Galater 4, 21 in Cod. B. ein Φ̃ d. i. 9; Galater 5, 13. ein ΪΑ̃ d. i. 11, letztres nach der alten Eintheilung in 12 Kapitel, wie solche bey Millius auch für jene andern Stellen vorkommt. Galater 3, 27. gewährt ein zweytes Γ̃, nach der euthalianischen Theilung: Beweis doppelter Eintheilung in einem und demselben Codex. Gal. 6, 11 steht ΪΒ̃ d. i. 12., Thess. 3, 11. ein Γ̃ d. i. 3.

Außer diesen Zahlenbezeichnungen lesen wir abermals öfters das Lese-Abschnitte bemerkende ΛΑΙΚΤϹϘ (lectio). ***) Die Gal. 5, 19. am unteren Rande stehende Zahl ΪΑ (14) deutet auf den Quaternio, wonach der ganze Codex der paulinischen Briefe (den an die Hebräer abgerechnet) XXI. Lagen v. 336 S. umfaßt haben müßte. Das Verhältniß beyder Handschriften zu einander betreffend beruhen manche Abweichungen sicher auf Schreibfehlern: z. B. Gal. 6, 9. wo A. sneitha (metam), B. mit dem Griechischen stimmend sneitham (θερίσομεν) darbietet, vairtháima vorhergeht und habam folgt.

*) Z. B. Gal. 2, 6. steht zu andsitith, (das schon 1, C. 10, 25. ἀνακρίνοντες eigen übersetzte), gemäß dem griechischen λαμβάνει am Rande nimith.

**) Z. B. Gal. 4, 3. wird zu uf stabim, (sub elementis) als Glosse gefügt uf tugglam von tuggl (astrum, sidus) ein Wort, das erst jüngst wieder von der Mythologie S. 339 erwünscht, in allen übrigen Mundarten vorkommend, dem Gothischen bisher hartnäckig abgieng.

*) Gal. 2, 1. steht im Cod. B: ΑΙ̃ ϹΕΚΑ statt ΪΑ̃ d. i. 14 annos, was Cod. A. ausschreibt ϝΙΑΥϘΚΤΑΙΗΠΝ ϹΕΚΑ.

**) Gal. 5, 25. Phil. 1, 21 (in B). 3, 1 (in B.) 4, 1.

Entweder stand dort SNЄIΦΛ oder das folgende N, dem H in den gothischen Handschriften sehr ähnlich, ließ ein letzteres ausfallen. Ein solcher Schreibfehler steckt vielleicht auch in G. 2, 7., wo A. thata vithravairthô (τοὐνάντιον), B. nur thata vithra thô liest. — G. 1, 24. giebt B. ἐδόξαζον richtig durch mikilidêdun, magnificabant, während A. mêlidêdun, scripserunt hat, das höchstens als mêridêdun (praedicabant, celebrabant) einen Sinn giebt. — Thess. 5, 27. fehlt in B. für πᾶσι das alláim tháim, was A. hat.

Aus Glossen in den Text gedrungen erscheint G. 5, 4. qvithith ïzvis, was allen griechischen und lateinischen Texten fehlt. Eben so möchte Col. 2, 23. thuhtáus (sententiae) zu handugeins (sapientiae) eingedrungen seyn, was auch Graf C. S. 44 vermuthet. Verwandt ist die Stelle Col. 3, 6., wo zu handugein das unmittelbar angereihte jah frôdein ahmeinái vielleicht aus dem Folgenden heraufgenommen wurde. Glosse sind vielleicht auch Phil. 3, 16. zwischen ei und samô frathjáima die Worte samô hugjáima jah, *) wo der griechische und lateinische Text nur ut idem sapiemus (d. i. frathjáima) bieten. — 1. Thess. 2, 15. dürfte svêsáim, dem ein ïzvaráim kurz vorhergeht, auch wohl Glosse gewesen seyn.

Das Verhältniß des gothischen zum griechischen Texte näher ins Auge faßend, bemerken wir zunächst von den zur Würdigung mancher Beziehungen bekanntlich nicht unwichtigen Unterschriften der paulinischen Briefe, daß die unter dem Brief an die Philipper (mit dem vorhergehenden Schluß), eben so an die Thessalonicher (in beyden Handschriften) fehlt; dagegen vorhanden ist an die Galater und Colosser. In beyden lautet sie aber nur vom Schreiber ausgehend du Káuláussáim (oder Káuláussáim) ustáuh und eben so einfach du Galatim ustáuh (explicit). *)

Im Texte selber beachten wir zuerst mehrmalige Umstellungen verbundener Wörter und Appositionen. Nicht nur der Namen Jesus Christus, **) sondern Fälle wie Thess. 5, 11. theihsa jah mêla gegen χρόνους καὶ καιρούς; Col. 4, 12. allavaúrstvans jah fullavitans, das beßer zur Vulgata pleni et perfecti als zu τέλειοι καὶ πεπληρωμένοι stimmt; Col. 4, 9. thamma liubin jah triggvin (ganz gleich der Vulgata) gegen τῷ πιστῷ καὶ ἀγαπητῷ; Th. 3, 7. náuthái jah aglôn (mit der Vulgata necessitate ac tribulatione) gegen θλίψει καὶ ἀνάγκῃ; Th. 5, 10. jaththê slêpáima jaththê vakáima (mit einigen griechischen Codd.) gegen εἴτε γρηγορῶμεν εἴτε καθεύδωμεν; Col. 1, 23. hat A. mit dem griechischen nnd lateinischen Text gatulgidái jah gathvastidái (τεθεμελωμένοι καὶ ἑδραῖοι), B. umgekehrt gath. j. gat. (stabiles et fundati).

Solche Stellen treten aber in den Hintergrund gegen eine große Menge anderer, in welchen wesentliche Abweichungen vom gewöhnlichen griechischen Bibeltexte unverkennbar sind. Gewiß hatte Ulfilas Phil. 4, 8. einen andern Text zu Handen oder vor Augen, als er veih (d. i. ἅγιον) übersetzte, während wir jetzt ἅγνον lesen und er sonst streng scheidet: Ph, 1, 17. ἁγνῶς (sviknaba) und Th. II. 10. ἁγίως (veihaba). ***) Vielleicht gilt dieß auch von C. 1, 13. wo in A. ïzvis (ὑμᾶς statt ἡμᾶς, Vulg. nos) oder umgekehrt C. 2, 13. uns (ἡμῖν st. ὑμῖν

*) Codex B. fügt gar obenein hinzu: samôn gaggan garáideinái (eadem ire regula).

*) Vergl. dagegen Bayerische Annalen 1834. S. 961.

**) Phil. 1, 19. (Ἰησοῦ Χριστοῦ) hat der Gothe mit der alten lateinischen Uebersetzung bey Sabatier Christaus Iêsuis; Phil. 3, 8. hat A. mit dem Griechischen Xristáus Iêsuis, B. Iêsuis Xristáus; Ph. 3, 9. A. mit dem Griechischen blos Xristáus.

***) Von hier an wird abgekürzt G. (Galater), Ph. (ilipper), Th. (essalonicher I.), C. (holosser), R. (ömer), I. II. C. (orinther) u. s. w.

Vulg. vobis) ſteht. Zwar könnten ſolche Stellen Fahrläßigkeits- oder Beziehungsfehler enthalten, doch reihen wir Verwandtes an: Th. 5, 1. thaúrbum gegen χρείαν ἔχετε, Vulg. indigetis; Th. 4, 9: ni thaúrbum, οὐ χρείαν ἔχετε, wo wirklich bey Millius ἔχομεν, in der Vulg. necesse habemus ſteht; Th. 4, 2. giebt die Vulg. ἐδώκαμεν (atgêbum) durch dederim.

In nicht wenigen Stellen fügt der gothiſche Text Wörter zu, welche im Griechiſchen wie in der Vulg. fehlen. Nicht nur, daß Ulfilas G. 4, 28. κατὰ Ἰσαακ durch bi Iſakis *gaháita* (ἐπαγγελίαν) wieder giebt, letzteres Wort hinüberziehend vom Folgenden, ſondern rein hinzugefügt ſind z. B. Ph. 2, 3: allái, C. 2, 14: leinâim, G. 6, 17: unſaris (das V. 18 erſt im Griechiſchen und Lateiniſchen ſteht); Th. 2, 15: ſvêſáim (14. geht ïzvaráim vorher), G. 2, 15: raíhtis (γάρ, enim fehlt), Ph. 4, 1: nu, Ph. 4, 4: nu nu nu, G. 4, 12: aththan (13 fehlt im Griechiſchen δὲ), Th. 5, 25: uththan (autem); Th. 4, 10: ïn fráujin, G. 5, 20: birôdeinôs (γογγυσμοὶ, wie 2 C. 12, 20.), C. 1, 11: ſaei lathôda; Th. 3, 9: Gutha, G. 4, 6. Guths (bey Mill. θεοῦ), G. 4, 25: Guth (was wie Ph. 3, 3. Gutha ſeyn müßte, wenn es überhaupt Sinn hätte), Ph. 2, 8: attin (das bey Mill. ſteht), C. 3, 13: táujáith (bey Mill. und dem Ambroſiaſter), Ph. 1, 26: ïzvaráizôs (das die ſyriſche und äthiopiſche Ueberſetzung. haben).

Den letztgenannten Beyſpielen reihen ſich ſolche an, welche noch beſtimmter mit anderweitigen und ungewöhnlichen Codd. oder ferneren Ueberſetzungen übereinſtimmen. So giebt G. 5, 17. mit dem cod. Alexandr. nu, οὖν (ſt. δὲ), C. 3, 11. mit dem griechiſchen Cod. bey Mill. jah ... jah, C. 1, 21. m. gr. Cod. bey Mill., alten lat. Ueberſſ., Irenäus und Sedulius gafrithôdái, reconciliati ſtatt gafrithôda, reconciliavit, was Vulg. und griechiſcher Text (ἀποκατήλλαξεν) bieten; doch folgt dort ein ïn, vielleicht alſo wie G. 6, 10: ſvêſans galáubeinâis ſái, wo in A. das erſte s mit Recht ausgekratzt wurde. — C. 3, 12. giebt brufts, bleithein, wie d. Griech. bey Mill. οἰκτιρμὸν gleich den folgenden Wörtern ſtatt des gewöhnlichen οἰκτιρμοῦ; C. 2, 15. überſetzt leika, reikja jah valdufnja d. i. τὴν σάρκα etc., was in den griechiſchen Handſchriften meiſt fehlt, während wo es ſteht, τὰς ἀρχὰς fehlt, wohl wegen des ſchlecht hörenden Nachſchreibern naheliegenden Gleichklanges τὴν σάρκα und τὰ – ς ἀρχὰς;*) Ph. 4, 7. ſteht hairtôna jah leika, σώματα ſtatt νοήματα wie im Cod. Borner., altlateiniſche Ueberſetzungen und Victorinus, Th. 5, 16. ïn fráujin, wie in Cod. Borner. Ambroſiaſt.; Ph. 3, 10. mithkaúriths vas, συμφορτιζόμενος, congravatus, cooneratus mit Cod. Born., Ambroſiaſt., lateiniſch. Ueberſ. bey Mill., während der griech. Text συμμορφούμενος, configuratus lieſt; C. 3, 8. ni usgaggái, μὴ ἐμπορευέσθω, ne exeas mit Vigilius Thapſ., Ambroſiaſt. und den griechiſche Codd. bey Millius, der richtig bemerkt, daß jene Worte den Sinn ſtören und aus Eph. 4, 29. hierher gerathen ſeyn müßen; C. 2, 15. überſetzt der Gothe gatarhida *balthaba* gabláuthjands thô *bairhtaba* ïn ſis, woraus ſich ergiebt, daß nicht, wie Mill. glaubte, confidenter palam (libere in alten latein. Ueberſ.) für gloſſenmäßig verdoppelt zu halten ſey, ſondern zu trennen — confidenter, palam —; G. 5, 1. las der Gothe mit einigen griech. Codd. ἐνέχεσθε ſtatt ἀνέχεσθε, feſtinate, denn er überſetzte usthuláith; G. 1, 5. gibt er mit Chryſoſt. allein du áivam ſtatt αἰῶνας τῶν αἰώνων, V. secula seculorum; Ph. 2, 7. überſetzt er μορφὴν durch vlit, faciem wie Tertullian effigiem; C. 2, 18. καταβραβευέτω durch gajiukái, vincat, wie Hieronymus superet, C. 3, 10. ſtatt induentes — jah gahamôth, et induite wie Ambroſius, Auguſtinus ꝛc. sed induite geben.

(Fortſetzung folgt.)

*) Uehnlich (vielleicht) Lk. 3, 14. valdáith annôm ïzvaráim ſtatt ganôhidái ſijuth: ἄρχετε, ἀρκεῖσθε.

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel ꝛc.

(Fortsetzung)

Am 20. July gelangten unsere Reisenden nach Derbend, einer ziemlich gut gebauten Stadt, deren 1800 Häuser von 26,000, großentheils Tataren, Armeniern und Juden bewohnt sind, zu denen in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Anzahl von Russen gekommen ist. Das Klima von Derbend scheint aber namentlich für die letztern so ungesund, daß jährlich viele von ihnen ein Opfer der Ruhr und der bösartigen Fieber werden. — Unsere Reisenden hatten hier Gelegenheit, die Gebräuche bey einer Tatarenhochzeit zu beobachten; die Gemahlin des Hrn. Eichwald fand dabey ebenso leicht Zutritt bey dem weiblichen, als er selber bey dem männlichen Personal der Hochzeitgeiste, und die Beschreibung der Feverlichkeiten ist sehr lebendig und anziehend. — Aus dem Hochzeitshause führt uns dann bald hernach der Verf. zu den Grabstätten einer, wie es scheint, noch jetzt nicht enträthselten Vorzeit der riesenhaften Helden: der sogenannten Kirchler oder Vierziger, von denen schon Olearius, Bruce, Hanway, Reineggs und Andere Bericht erstatteten. An den Inschriften der Grabsteine, welche ausgehöhlte Cylinder darstellen, in deren Innerem zum Theil Raum für Leichname von übermenschlicher Größe war, glaubte man bald altkufische, bald chaldäische Buchstaben, ja selbst persepolitanische Keilschrift zu erkennen. Der Aberglaube der Tataren, welcher dem abgeriebenen Staube dieser Grabsteine wunderbare Heilkräfte zuschreibt, hat zur Vertilgung oder zum Unkenntlichmachen dieser Inschriften nicht wenig beygetragen. Eine Sage des Volkes sieht in diesen Denksteinen Grabmähler alter, arabischer Helden, die in einem Gefecht gegen die Chasaren des Nordens sollten gefallen seyn; man hielt es in späterer Zeit für eine Ehre der Helden, wenn ihr Leichnam hier bey den Vierzigern, (übrigens sind der Grabsteine mehr denn vierzig) bestattet wurde; daher zeigt noch jetzt die leicht leserliche, arabische Inschrift das Grab eines Hadschi Ibrahim an, der sich vor 400 Jahren hier sein Grab bestellte. —

Merkwürdig für den Alterthumsforscher ist nächst diesem schon die uralte Mauer von Derbend, mit Inschriften, welche das jetzt dort wohnende Geschlecht nicht mehr zu lesen vermag. Diese Mauer hat eine Höhe von fast 30 Fuß; ihre Länge vom Ufer des Meeres an beträgt gegen 2 Werste. Nach älteren Berichten setzte sie vormals sich weit in's Meer hinein fort; daß jetzt selbst ihre äußersten Enden außer dem Wasser stehen, scheint auf ein Zurückweichen von diesem hinzudeuten. Ihre Bauart ist von solcher mächtiger Festigkeit, daß Derbend durch sie allerdings, wie dieß sein Name bedeutete, ein Dar- oder Thorband gegen die feindlichen Völker des Gebirges seyn konnte. Sie würde auch im Jahe 1796, so wie schon früher im Jahre 1722, als die Russen die Stadt eroberten, noch lange den Angriffen von Außen getrotzt haben, wenn der Muth der Vertheidiger eben so fest gewesen wäre, als die dicken Mauern mit ihren vielen eckigen Thürmen. Jenseits der Stadtmauern von Derbend zog sich noch weiter landeinwärts eine eben so feste und auf ähnliche Weise gebaute Mauer auf eine Strecke von 18 Werften fort. Aehnliche Spuren von langfortlaufenden Mauern finden sich an mehreren Stellen der Umgebung des Caspischen Meeres, namentlich auch an der Ostküste desselben, so daß hierdurch die ältere Sage von einer Caucasischen Mauer einige Wahrscheinlichkeit empfängt. — Die Gebirgsart der Anhöhen von Derbend gehört, wie die von Tükkaragan und Tarki zu den sogenannten tertiären Gebilden; nirgends, so weit auch die Küste von Tarki bis jenseits Baku untersucht ist, hat sich ein Ur- oder Uebergangsgebirge anstehend gezeigt; selbst die eigentlichen Formationen der Flötzeit scheinen nach der Ansicht unseres Reisenden, dieser Gegend zu fehlen. Die Gebirge sind mit Eichen und Buchen bedeckt; tiefer hinabwärts gedeiht der Feigen- und Granatenbaum. Auch bey Derbend zeigt sich wie bey Tarki, eine schwefelreiche Quelle; im Westen der Stadt, in Dagestan, ist das durch seine Stahlfabrication so berühmte Dorf Kubitschi. Gegen 1200 Familien des uralten kaukasischen Stammes der Kuwätschi (Panzermacher) üben hier diese Kunst; sie zeichnen sich durch eine eigenthümliche Sprache aus und sind von allen Völkern der Umgegend sehr geachtet. Eine unverbürgte Sage, welche die Herrnhuter in Sfarepta im Jahre 1782 bewog, Abgeordnete hieher zu senden, wollte in den Bewohnern von Kubitschi die Nachkommen einer Christenkolonie erkennen, welche in den früheren Jahrhunderten zu jenen verborgenen, und vielfach verfolgten Gemeinden gehört habe, von denen die Mährischen Brüder ihren Ursprung ableiten. Wirklich finden sich in Kubitschi die Gemäuer uralter, christlichen Kirchen, zum Theil mit Inschriften, welche weder den bisher hindurchreisenden Christen, noch den Mohamedanern lesbar waren, so daß selbst die Aussage, daß an einer dieser Inschriften die Jahreszahl 1215 sich zeige, nicht sehr sicher erscheint. Vor etwa 300 Jahren soll der Stamm der Kuwätschi, vorher christlich, zum Mohamedismus übergegangen seyn. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung.)

Gal. 6, 1. lieſt der griechiſche Text καταρτίζετε, instruite, der Gothe dagegen gathvaſtjith, confirmate, wie die äthiopiſche Ueberſetzung firmati; G. 4, 19. ſteht μορφωθῇ, der Gothe giebt gabairhtjáidáu d. i. φανερωθῇ, wie die äthiopiſche Ueberſetzung appareat. — Ph. 1, 26. ſetzt Ulfilas mit der äthiopiſchen und ſyriſchen Ueberſ. ïzvaráizòs hinzu; G. 6, 15. fehlt im Gothiſchen, wie in der ſyriſchen und äthiopiſchen und hieronym. Ueberſ. ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ, Th. 5, 12. ſogar καὶ νουθετοῦντας ὑμᾶς, et qui monent vos, während C. 1, 28. 3, 16. νουθετοῦντες wohl mit talzjandans überſetzt iſt.

Dem Gothen fehlt ferner Th. 6, 3. áuk, obſchon γὰρ und Vulgata enim ſteht; C. 4, 17. fehlt ihm καὶ, Vulg. et, eben ſo Th. 5, 6. und C. 3, 17. wo es auch einigen griechiſchen Texten bey Mill. und der Vulg. fehlt; C. 2, 23. iſt καὶ οὐκ, Vulg. et non nicht überſetzt; Th. 4, 17. οὕτω, G. 6, 4. 12. μόνον tantum; G. 5, 3. πάλιν, Vulg. rursus (wie in vielen griechiſchen und lateiniſchen Texten); C. 2, 20. οὖν, Vulg. ergo; G. 5, 11. ἔτι, Vulg. adhuc (welches zweymal im Satze ſteht, wovon die ſyriſche und äthiopiſche Ueberſetzung gerade das weglaſſen, das der Gothe durch thanaumáis überſetzt); G. 4, 26. πάντων, welches auch in einigen griechiſchen Codd. und der Vulgata fehlt.

Es iſt ſchon anderswo *) bemerkt und belegt worden, daß Ulfilas Ueberſetzung mehrfach zu einem lateiniſchen Vorbilde neige. **) In unſerm Bande ſtimmt der gothiſche Text mit der „Vulgata“ in Zuſätzen gegen das Griechiſche in Ph. 2, 30. feinái, C. 3, 19: ïzvarôs, Ph. 3, 17: ïzvis, Ph. 3, 14. mik (Vulg. ſogar me ipsum), Ph. 3, 15. fijáima (Vulg. sumus), C. 4, 6. fijái, Ph. 1, 21. 4, 3. iſt, C. 4, 11. find, Ph. 5, 24. fein, Ph. 5, 19. hôrinaſſus, C. 3, 11. G. 3, 6. jah, Th. 4, 14. tháiei, C. 2, 20. thanaſeiths, Gal. 4, 6. Guths.

Zur Vulgata neigend überſetzt der Gothe ferner Th. 4, 1. ὅπως δεῖ ὑμᾶς περιπατεῖν καὶ ἀρέσκειν θεῷ, ἵνα περισσεύητε μᾶλλον durch die Worte ſvaei jah gaggith *jah gaúnkáith* máis —

*) Vrgl. Bayer. Annal. 1834, S. 961 b — 962 a und Caſtiglione zu Eph. 2, 3.

**) 1 Cor. 9, 26. 15, 5. 16, 13. Eph. u. ſ. w. — Manche bezeichnende Stellen ſind unverkennbar und wieder nach dem gewöhnlichen griechiſchen Texte gegeben, z. B. G. 4, 1. ἀκούετε, haúlith, Vulg. legiſtis; Ph. 1, 29. fehlt dem Gothiſchen und Griechiſchen das quoniam der Vulg.; umgekehrt C. 3, 24. wo γὰρ und unté der Vulgata mangelt; Ph. 2, 23. lieſt der Gothe mit dem griechiſchen Text vênja ſandjan (ἐλπίζω πέμπειν), die Vulg. füllt aus spero me mittere ad vos.

was die Auslaſſung betrifft, ähnlich der Vulgata sic et ambuletis ut abundetis magis. — C. 1, 27. überſetzt Ulfilas γνωρίσαι, τίς ὁ πλούσιος durch gakannjan *gabein*, ähnlich der Vulgata notas facere *divitias*; Th. 3, 11. garaihtjái, Vulg. dirigat; ſtatt des griechiſchen κατευθύναι; G. 2, 3. ſkalkinôndans, Vulg. servientes ſtatt des griechiſchen δεδουλομένοι, in servitutem redacti; G. 6, 12. überſetzt Ulfilas ſtatt καὶ οὕτως ἀναπληρώσατε τὸν νόμον τοῦ Χριστοῦ: ei hvêh vraka galgins Chriſtáus ni vinnáina ganz ähnlich der Vulg. (Tantum) ut persecutionem crucis Christi non patiantur; Th. 4, 1. *ei* ſvaſvê Vulgata ut quemadmodum, das Griechiſche bloß καθώς (ein ἵνα folgt nach); C. 2, 2: τοῖς δοκοῦσι, Vulgata qui videbantur, tháimei thûhta; Ph. 4, 12: ὑστερεῖσθαι, Vulg. penuriam pati, tharbôs thulan. In der Wortſtellung G. 1, 24. καὶ ἐδόξαζον ἐν ἐμοι, Vulg. et in me clarificabant deum, gothiſch jah *in mis* mikilidêdun Guth; Th. 2, 13. παραλαβόντες λόγον ἀκοῆς παρ' ἡμῶν τοῦ θεοῦ, Vulg. cum accepissetis a nobis verbum auditus Dei, gothiſch nimandans *at uns* vaúrd háuſeináis Guths; oder G. 4, 8. οὐ εἰδότες θεὸν ἐδουλεύσατε τοῖς μὴ φύσει οὖσι θεοῖς, Vulgata ignorantes deum iis, qui natura non sunt dii, serviebatis, gothiſch ni kunnandans Guth tháim, *thôei* viſtái ni ſind gutha, ſkalkinôdêduth; C. 1, 10: εἰς πᾶσαν ἀρέσκειαν, in alter lateiniſcher Ueberſetzung bey Sabatier in omni quod placet, gothiſch in allamma *thatei* galeikái; C. 2, 12. τῇ ἀποχρήσει, ipso usu — thairh *thatei* is brûkjáidáu; C. 1, 24. ἐν τοῖς παθήμασι — in *tháimei* vinna. Doch dieſe letzteren Stellen können in das Gebiet der dem gothiſchen Sprachgeiſt beliebigen, bald auflöſenden bald treuwiedergebenden Sätze fallen, wie folgende unſers Bandes, die mit dem Lateiniſchen der Vulgata meiſt wieder zuſammentreffen. Th. 5, 21. τὸ καλὸν, *thatei* gôth ſijái (Vulg. quod bonum est); Th. 4, 12. τοὺς ἔξω, du tháim *tháiei* ûta ſind (Vulg. ad eos, qui foris sunt), während C. 4, 5. daſſelbe τοῖς ἔξω wörtlich furz mit tháim ûta wieder gegeben iſt, Vulgata auch hier iis, qui foris sunt, dagegen C. 3, 1. τὰ ἄνω wieder thôei ïupa ſind (Vulg. quae sursum sunt), C. 4, 9. τὰ ὧδε, thatei hêr ïſt (Vulg. quae hic sunt); ähnlich Ph. 2, 23. τὰ περὶ ἐμοῦ, hva bi mik ïſt, (Vulg. quae circa me sunt), C. 4, 7: thatei bi mik ïſt, C. 4, 8: hva bi ïzvis ïſt, τὰ περὶ ὑμῶν. — C. 4, 16: τὴν ἐκ Λαοδικείᾳ, *thôei iſt* us Laudeikáiôn, 4, 13: τῶν ἐν Λ. du *thans tháiei ſind* ïn L. (Vulg. iis, qui sunt in L.); dagegen 4, 15: thans ïn Laudeikáia bróthruns. — Verwandt ſind Th. 5, 24: πιστὸς ὁ καλῶν — triggvs, *ſaei* lathôda (Vulgata qui vocavit); C. 2, 13: θεοῦ ἐγείροντος — Guths, *ſaei* urráiſida; C. 3, 10: τοῦ κτίσαντος — this, *ſaei* gaſkôf. Dagegen Th. 3, 5: ὁ πειράζων — ſa fráiſands, B. is qui tentat; C. 4, 2: haftjandans, wie bey Millius προσκαρτεροῦντες, instantes, gegen den griechiſchen Text πρόσκαρτερεῖτε, instate.

Aus allen dieſen und weiter geführten genauen Textvergleichungen, wenn ſie in hinlänglichem Umfange über den ganzen ulfilaiſchen Bibeltext, ſo weit er uns zugänglich geblieben iſt, geführt ſeyn werden, muß ſich ein ziemlich klares Bild von der Ueberſetzungstreue Ulfilas ſowohl gegen den griechiſchen Urtext als gegen den Geiſt ſeiner Mutterſprache herausſtellen. Beyde übten gleich ſtarke, gleich ehrwürdige Anforderung. Luther dolmetſchte das Wort Gottes und ſeines Jahrhunderts Lebensſprache nicht in voſſiſche Erreichbarkeiten, auch Ulfilas konnte kein Ueberſetzungs-Kunſtſtück ſeinen Deutſchen liefern wollen, ſondern das Wort des Lebens in der noch morgenfriſchen Mutterſprache wiederklingen laſſen. Jenes Doppelverhältniß der Treue aber immer erneut, auch bey unſerm vorliegenden Bande wieder ins Auge zu faſſen, veranlaßt uns außer dem in der Sache liegenden Reize und dem

Einflusse der Ergebnisse auf die Würdigung des Sprachgeistes überhaupt, ein Aufsatz des Hrn. Prof. Ribbeck im Neuen Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde (1835. H. I. S. 38 — 56) über „die Syntax des Ulfilas," welcher Vortrag zwar 1824 schon gehalten, doch nach zehen Jahren stehen gelassen, wie er damals gehalten worden, *) wohl eine genaue Beurtheilung über die Art und Weise verdiente, wie hier über „knechtische Uebersetzungs-Nachbildung" des Ulfilas **) aus schnell aufgestellten, aus vorherrschender griechischer Schulbildung und Anschauungs-Gewohnheit einseitig abgezogenen Grundsätzen, über das was logisch und deutsch sey oder war, abgeurtheilt wird; welches Urtheil sich aber dadurch selber straft, daß es genöthigt wird, plötzliche, das Ebengesagte über „ulfilanische Grăcismen, undeutsche Grăcismen, grăcisirende Unbehülflichkeit" — oft grell vernichtende Zugeständnisse über „großartige Klänge und Formen der ehrwürdigen Ulfilasprache, über die eigenthümliche und lebendige Kraft der alten Sprache, die sich aber noch nicht zu einer gewissen Freyheit erhoben habe, aber doch dann wieder über die echte Deutschheit gewisser Constructionen" in derselben zu machen; während der nüchterne allein stichhaltende Grundsatz für jede Bibelverdeutschung, daß es dem Uebersetzer nicht darauf ankam, die seiner Sprache minder geläufige Ausdrucksart (des Griechischen) durch eine übliche zu ersetzen" nur einmal und einseitig für nur gewisse Beyspiele am Schlusse geltend gemacht wird.

Ohne aber in solche Widerlegung hier eingehen zu können oder auch nur das bisher von J. Grimm, Graff, Grotefend, Hug und Andern über diesen Gegenstand Gesagte wiederholen zu wollen, möge zur Förderung des unbefangenen Endergebnisses hier nur das Platz greifen, was auch in dieser Beziehung unser neuestes Castiglionisches Γοτθικὸν darbietet, und zwar vorzugsweise was auf Bewährung des eigenthümlichen gothischen Sprachgeistes und die gelenke Freybeweglichkeit der ulfilaischen Verdeutschung Bezug hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zum Vergleiche kamen aber nur Stellen aus Matthäus, Markus, Lukas und Joh. und den Wolfenbüttler Römerbruchstücken d. h. aus Zahn's Ausgabe, nach der wir auch S. 45 noch gôths (dei). S. 48 ôhtau lesen müssen.

**) Nothwendig muß Prof. Ribbeck auch Ph. 3, 8. dômja all fleitha visan (ζημίαν εἶναι) für einen dicken Grăcismus halten, und dômja fimarnôs visan allata (σκύβαλα εἶναι), und doch steht rahnida fleitha visan schon v. 7, wo εἶναι fehlt. Ob auch Ph. 2, 20: háusidêduth ina siukan grăcisirt? Der Grieche hat ὅτι ησθένησε, die Vulgata audieratis illum infirmatum, wonach siukan für den Accusatio genommen werden könnte, wenn nicht siukana (wie Matthäus 25, 39. 44.) dann zu erwarten wäre, so daß siukan (althochd. siuhhen, siechen) der Infinitiv seyn muß, dessen Particip. C. 7, 2 (siukands) steht, wofür 1. C. 8, 10. siuks visan, J. 11, 2. siuks vas, 3. siuks ist.

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Eichwald hält diese merkwürdigen Stahlarbeiter für Abkömmlinge alter, griechischer Christen, und für die Möglichkeit einer Entartung der Sprache bis zum gänzlichen Unverständlichwerden führt er ein Beyspiel auf, nach welchem jene Griechen, die vor etwa 50 Jahren unter dem Könige Heraclius aus Georgien nach den Achtalaschischen Kupferbergwerken am Kaukasus kamen, in Gegenwart unseres Verfassers einen eben bey ihnen angelangten, reisenden Griechen weder verstunden, noch von ihm verstanden wurden. Sie haben nämlich schon jetzt die väterliche Sprache mit der tatarischen vertauscht. —

Die Nähe von Baku, der merkwürdigen Erzeugungsstätte der Erdnaphta, kündigt sich den Schiffenden schon vor der großen Landzunge, bey der Insel Schiloi, durch den starken Geruch nach Bergöl an. Dem Boden dieser Insel, sowie dem des benachbarten Meeres entquillt häufig die Naphta, die sich auf dem

Gewässer nach allen Seiten zertheilt. Ein merkwürdiges Gemäuer, das zum Theil einer Stadtmauer mit runden Thürmen, zum Theil den Ueberresten großer Gebäude gleicht, zeigt sich gegen die Bucht von Backu hin an mehreren Stellen, und scheint die Sage der Perser von einer hier ins Meer versunkenen Stadt Schahbah zu rechtfertigen. Die Anwohner dieser Küstengegend hegen überdieß die Meynung, daß vor alter Zeit ein Höhendamm von der Abscheronschen Küste durch die Inseln Swatoi, Schilloi, Nengin und durch einige jetzt untermarinische Felsenbänke, bis gegen die Ostküste des Meeres sich fortgezogen und dieses in 2 Hälften getheilt habe. Bemerkenswerth erscheint überhaupt die Veränderlichkeit des Meeresstandes in dieser Küstengegend. Die untere Mauer der Stadt soll nach Lerche's Bericht 30 Jahre vorher im Trockenen gestanden seyn, während sie zu seiner Zeit vom Wasser umgeben war; jetzt hat sich das Meer wieder von ihr zurückgezogen, so daß ein breiter Damm zwischen ihm und der Mauer hinläuft. Baku, wie ihr Name (Bad-Kuh) dies andeutet, die Stadt der Winde, macht schon von ferne gesehen, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Abgesondert von allen andern Gebäuden der Stadt stehet der mächtige, alte Thurm, auf der Höhe, den Gmelin nach der Benennung, die ihm das hiesige Volk giebt, den Mädchenthurm nennt. Der Bauart nach erscheint er aus derselben unbekannten Zeit herzustammen, aus welcher das vorhinerwähnte, untermarinische Gemäuer ist. Schon an Bekannteres erinnernd, fällt an dem höchsten Theile der Stadt die Burg Abbas des Großen ins Auge. Der Beschreibung nach muß diese gewaltige Ruine, in deren, vom Unrath der späteren Zeit entstelltem Inneren nur noch ein runder Saal wohl erhalten ist, sehr an die alten Burgen aus Theodorichs Zeiten erinnern. Außer jenem Fürstenschloß erscheinen mehrere Moschehen von sehr hohem Alter und zwischen den auf orientalische Weise aus Lehm erbauten Häusern zeigen sich auch noch andere, stattliche, steinerne Gebäude; selbst das Steinpflaster der Gassen erinnert an vormalige Pracht. Das jetzige Baku zählt in den 800 Häusern nur noch 4000 Einwohner, darunter etwa 400 Mann russisches Militär sich befindet. Dieses letztere hat, obgleich Baku im Ganzen als ein gesunder Ort gerühmt wird, von der ungewohnten Lebensweise und Witterung am meisten zu leiden, so daß man unter jener geringzähligen Garnison jährlich im Mittel gegen 50 Todte zählt. Doch soll auch unter den Persern selber im Winter und Frühling die Sterblichkeit groß seyn. Hiezu trägt nicht wenig schon die Einrichtung der Wohnungen und die

Art ihrer Beheizung bey. Denn die Luft dringt in diese leicht zusammengefügten Häuser von allen Seiten herein, so daß in ihnen ein beständiger Zugwind herrscht, der zwar in der heißen Zeit des Jahres erträglich und selbst wohlthuend, im Winter aber, während dessen nicht selten häufiger Schnee fällt, der schon nach wenig Stunden wieder hinwegschmilzt, durch den Zudrang der feuchten Luft desto unangenehmer ist. Außer dem Wind dringt dann auch durch die platten Dächer der Häuser, obwohl die Masse, woraus diese bestehen, (Lehm mit Naphta vermischt) bey sorgfältiger Aufsicht ziemlich wasserdicht könnte erhalten werden, die Feuchtigkeit herein, und statt der Oefen dient ein Kohlenfeuer, das mitten im Zimmer unter einem Tische angelegt wird, unter welchem die Bewohner des Hauses ihre Füße stecken und dann den Tisch mit dem herabhängenden Teppich bedecken. So mag der Winter mit seiner feuchten Kälte, der Frühling mit dem dann gewöhnlichen Genuß des unreifen Obstes, der Sommer mit seiner heißen, beständig mit kühlen Winden wechselnden Witterung nicht wenig zu jener Sterblichkeit des nordischen Militärs beytragen. Ueberdieß muß auch der an manche Bedürfnisse des Nordens gewöhnte, äußerlich begünstigtere Reisende in Baku viele Entbehrungen erdulden. Man zieht hier nirgends Gemüse; die tägliche Kost ist Hammel- oder Hühnerfleisch mit Reis; das ausgedorrte Brod ist von lederartiger Festigkeit; alle Colonialwaaren, wie Thee, Kaffee, Zucker sind schlecht und schwer zu haben; die Butter kommt gesalzen aus Astrachan hieher. Dagegen erzeugt das Land in den Sommermonaten eine Fülle der herrlichsten Früchte; der Wein ist wohlschmeckend und feurig, dabey überaus wohlfeil. — Nordwärts der Stadt, auf der Abscheronschen Halbinsel, sind jene Gasquellen, eine Stätte des ewigen Feuers, um die sich beständig ein Häuflein der Indischen Feueranbeter versammelt findet, und welches durch die Gaben der wohlhabenderen Inder erhalten wird. Eben durch diese Gaben ist den hier anbetenden Pilgrimen, von denen manche nur etliche Jahre, andere bis zu ihrem Lebensende da verweilen, ein geräumiges, klosterartiges Gebäude errichtet worden. Unsere Reisenden näherten sich der sonderbaren Feuerstätte bey Nacht. Schon von ferne bemerkt das Auge an ihren gerade und hoch emporwallenden Flammen, daß dieß ein anderes Feuer sey, als das gewöhnliche. Vier große Feuersäulen strahlen ihr helles, gleichmäßiges Licht über die öde Landschaft und das angränzende Meer aus; am Boden bemerkt man, so wie man näher kommt noch ganze Schaaren der kleineren Flämmchen. — Das Läuten der Glocke und das Blasen des Tritonshornes verkündigte eben den Anfang des nächtlichen Gebetes. Die Reisenden traten hinein durch das Portal des Hauptgebäudes in den Hofraum der Zellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung.)

Th. 5, 4. setzt Ulfilas *sa* dags, nachdem er V. 2. bloß dags gesagt; C. 4, 1. redet er an *jus* fráujans, *jus* qvinôns, griechisch nur οἱ κύριοι, αἱ γυναῖκες, dagegen C. 3, 18. bloß barna; G. 3, 28. übersetzt er εἷς ἔστε durch *áin* sijuth, ähnlich Th. 2, 19. τίς ἐλπίς durch *hva* (d. i. hvata) unsara vêns, Ph. 1, 25. ἡ τίς ἐστι durch *thatei* ist ustáikneins; *) Th. 5, 18. sogar *thata* ist vilja (V. haec est voluntas) durch τοῦτο θέλημα nur scheinbar gegeben; **) ganz wie Mk. 6, 3: niu *thata* ist sa timrja (οὐχ οὗτός ἐστιν ὁ τέκτων;), ja selbst J. 18, 38. *hva* ist *sô* sunja (τι ἐστιν ἀλήθεια). C. 2, 24. geht jenes *thatei* vas andaneithô sogar auf den vorhergehenden Pl. vadjabôkôs, und G. 4, 19. folgt auf barnilôna meina, *thanzei*, wie dieß jede Sprache kann und wir täglich ähnlich reden, obschon Castiglione ribbeckisch sagt: nulla habita ratione legum grammatices und doch hat hier das Griechische gleichfalls τέκνα μου, οὕς.

Nach dem Brauch seiner Sprache setzt Ulfilas Pluralis oder Singularis. Jenes χειρογράφον C. 2, 24. wird vadjabôkôs, βίβλῳ Ph. 4, 3. bôkôm. Λόγον G. 6, 6. übersetzt er vaúrda; Th. 3, 10: τὸ πρόσωπον (Vulg. facies) — andvairthja; *) Th. 5, 20: προφητεία — práufêtjam; C. 4, 2. Ph. 4, 6: εὐχαριστία — aviliudam; G. 3, 20: κατ' ἐπαγγελίαν — bi gaháitam; Ph. 1, 18: παντί τρόπῳ — háidum; Ph. 1, 17: θλίψιν — aglôns, wie dort δεσμοῖς: bandjôm. **) Umgekehrt für κλίματα — fêra (fêrái? G. 1, 21.); ***) κέρδη — gavaúrki (Ph. 3, 7.); οὐρανοῖς — himina (C. 1, 23; und 16. in B, wo A: himinam); vielleicht auch das unter den vielen griechischen Pluralen stehende aljan für ζῆλοι, aber in ganz paralleler Stelle 2 C. 12, 20. steht eben so aljan. — Wechselnd im Adjektivo: bald Th. 2, 14. thata samô für τὰ αὐτὰ (Vulg. hoc ipsum); G. 5, 17. 21: thata galeikô für τὰ ὅμοια; G. 5, 21: thata svaleik für τὰ τοιαῦτα, dagegen 5, 25: thô svaleika. Wiederum G. 1, 4. für τοσαῦτα: sva filu, für πάντα oft all, selbst C. 3, 17: für πᾶν . . . πάντα — all . . . all.

Das Adverbium und Adjectivum ver-

*) Wie C. 2, 16: ἅ ἐστι — thatei ist, wodurch eine alte Uebersetzung bey Sabatier erklärt wird.

**) Wie auch nur scheinbar Th. 5, 22. at allamma vaihtê durch ἀπὸ παντὸς εἴδους, gerade wie Eh. 7, 1: af allamma bisáuleinô etc.

*) Hvôftulja habái (τὸ καύχημα) G. 6, 4. kann nicht Pl., muß da hvôftuli weibl. ist, Accus. seyn, ähnlich dem Vocat. (1. C. 15, 55.) und Accus. halja (Mtth. 11, 23. Lk. 10, 15.) zum Dat. haljái (L. 16, 23.).

**) Vgl. C. 2, 16: fullithê gegen νουμηνίας.

***) Umgekehrt C. 4, 16: fêrjô für μέρους.

wendet Ulfilas nach jedesmaligem Bedarf: Th. 2, 10. überſetzt er *ἀμέμπτως* durch unfairinôdaba, Th. 3, 13. 5, 23. durch unfairinôna (Vulg. sine querela), wie Ph. 1, 14: *ἀφοβῶς* durch unagandans*); Th. 5, 17: *ἀδιαλείπτως* durch unſveibandans, Th. 2, 13 durch unſveibandanei. Umgekehrt allandjô, wo der griechiſche Text jetzt *ὁλοτελεῖς* gewährt.

Wie wir oben aus C. 1, 10: *ἀρεσκεία* durch thatei galeikái, C. 2, 12: *ἀπόχρησις* in thatei ïs brûkjáidáu aufgelôſt ſahen, ſo Ph. 3, 2. gamáitanôn für *κατατομήν*; umgekehrt Ph. 3, 1. für *ἀσφαλὲς* — thvaſtitha, Th. 1, 13. (wie R. 3, 1. 12, 11. Tit. 1, 12.) latei für *ὀκνηρὸν*; G. 4, 30: thata gamêlidô für *γραφή*. Mit Ueberſetzerfreyheit gibt er *ἀκροβυστία* bald durch faúrafilli (G. 2, 2. 5, 6. 6, 15. C. 2, 13. 3, 11., bald durch das negierende unbimáit (C. 2, 13.) von bimáit *περιτομή* (Ph. 3, 3. 5). *Ἀλυποτέρος* (G. 2, 28.) giebt er poſitiv hlaſôza (hilarior) Vulg. sine tristitia.

Zuſammenſetzungen des Griechiſchen lôſt der Gothe nach Ermeſſen auf, und ſchafft ſich nach Ermáchtigtheit ſolche, wo ſie das Griechiſche ihm nicht bot. *Υἱοθεσία* war R. 1, 5. fraſtiſibja, Eph. ſchon aufgelôſt ſunivê gadêds, hier G. 4, 5. erhalten wir ſunivê ſibja. Wie Mk. 9, 42. *μύλη ὀνικὸς* ſich ihm zu aſiluqvairnus verbindet und R. 11, 17. 24. *ἀγριέλαιος* ſich auflôſt in viltheis alêvabagms, ſo trennt ſich C. 3, 5. *Εἰδωλολατρία* in galiugagudê ſkalkinaſſus, *Ταπεινοφροσύνη* (Ph. 2, 3.) in háuneins gahugdis (V. humilitatem mentis) oder hairtins (C. 2, 23.), wofür C. 4, 2. háuneins allein ſtand. *Κληρονομεῖ* (G. 4, 30.) wird nimith arbi, wovon arbinumja, heres; *Καρποφοροῦντες* (C. 1, 10.) akran bairandans, Vulg. fructiferentes; *Ἀνθρωπαρέσκειν* (C. 2, 13.) mannam ſamjand; *Ὀρθοπέδουσι* (G. 2, 14.) raihtaba gaggand; *Θεοδίδακτοι* (Th. 4. 9.) at Gutha uslâiſidái; *Ζωοποιεῖν*, ſonſt liban gatáujan, C. 2, 13. einfach gaqviujan; *Εἰρηνοποιεῖν* (C. 2, 20.) gavairthi táujan, wie 2 Kor. 13, 11. Eben ſo lêſen ſich die griechiſch einfachen *Εἰρηνεύετε* in gavairthi habáith, (Vulg. pacem habete (Th. 5, 13.); *Πρωτεύων* in frumadein habands, Vulg. principatum tenens (C. 1, 18.); *Εφανερώθη* in ſvikunths und gaſvikunthiths varth (C. 1, 26. 3, 4.) *) *Ἠλευθέρωσε* in frijans brahta (5, 1.); **) *Κερδήσω* gar in du gavaúrkja habáu, Vulg. lucrifaciam (Ph. 3, 8.), wie Lk. 17, 8. *δείπνειν*, du nahtái matjan; *Ἀθύμωμεν* in ni vairtháima în unluſtáu, Vulg. ut non pusillo animo fiant (C. 3, 21.)

Dagegen wird *τοῖς κατὰ σαρκὰ κυρίοις* (C. 3, 22.) ſchnell zuſammengezogen in leikafráujam (Vulg. dominis carnalibus); ***) *ἐν μορ-*

*) *Φοβούμενοι* giebt er bald durch das Part. präſ. ôgands (C. 3, 22.), bald paſſ. ôgans (G. 2, 12.) Unagands auch 1 Cor. 16, 11.

*) Neben bairhtái vairthith; wie Ph. 4, 7: ufar ist für *ὑπάρχει*, exsuperat, G. 4, 18. andvairths sijáu f. *παρεῖναι*; C. 3, 19: ſijáith báiträi, *πικραίνεσθε*, Vulg. nolite amari esse; G. 2, 16: vairthith garaihts, *δικαιοῦται*; G. 5, 26. in neitha visandans, *φθονοῦντες*; G. 5, 2: nist du bôtái, *οὐδὲν ὠφελήσει*.

**) Vergleiche Ph. 4, 14. gamáinja briggandans, *συγκοινωνήσαντες*, communicantes.

***) Während die gothiſche Sprache ganz dem griechiſchen Worterte gleich hätte ſagen können bi all thâim *bi* leika fráujam, wie C. 2, 14. wirklich blieb thôs anauns vadjalôkôs (*καθ' ἡμῶν χειρόγραφον*). C. 4, 15: thans in Landeikáia bròthruns; wie L. 10, 9: thans in izái siukans; ſelbſt thizôs iupa lathônáis (*τῆς ἄνω κλήσεως* Ph. 3, 14). Freylich hält Prof. Ribbeck Mk. 4, 19. thái bi thata anthar lußjus für nicht verträglich mit deutſchem (neudeutſchem?) Sprachgeiſte; ſo daß ihm Th. 2, 19 in is qvuma, *ἐν τῇ αὐτοῦ παρουσίᾳ*, auch ſklaviſch vorkommen muß. Befremdlich findet er auch den doppelten Accuſativus bey láiſtjan (bey láisjan nicht) und ni kara ïſt, zumal (weil?) das Griechiſche den Dativ an die Hand gab. Der reiche Gebrauch des Genitivs erſcheint ihm dagegen (S. 47) urkräftig, ſo wie ſich ihm (S. 48)

φῇ θεοῦ (Ph. 2, 6.) wird zu guthafkáunein; Σύμμορφον τῷ σώματι (Ph. 3, 21) wird wie G. 6, 2. frathjamarzeins, mentis offendiculum; Ph. 2, 1. famafrathjái, τὸ αὐτὸ φρονοῦντες, Vulg. id ipsum sapientes, zu σύμψυχοι, unanimes, famafáivalái.

Auch Zuſammenſetzungen mit Präpoſitionen löſen ſich auf: Καταβήσεται (Th. 4, 16.) wird zu dalath atſteigith. *) Der Gebrauch dieſer adverbialen Präpoſitionen iſt ein durchaus freyer, noch nicht genug beachteter: Thairh-viſan überſetzt G. 2, 5. δια-μένειν (das G. 3, 5. durch *ga*ſtandan gegeben wird); Ph. 1, 25. συμ-παραμένειν, C. 1, 23: ἐπι-μένειν; *Us*-gildan iſt Th. 5, 15: ἀποδοῦναι, Th. 3, 9: ἀντ-αποδοῦναι, wie ἀντ-αναπληρεῖν (Vulg. ad-implere) C. 1, 24. durch *us*-fulljan gegeben wird, was Th. 2, 16. bloß ἀνα-πληρῶναι, Vulg. implere vertritt. — Col. 3, 24. muß ἀπό-ληψε mit *nimith* af fráujin, Th. 2, 13. παρα-λαμβάνοντες mit nimandans fürlieb nehmen, συμ-παραλαβών mit *ga*-nimands, dagegen 1. C. 4, 7. ἔλαβον erſt namt, dann *and*-namt iſt.), Ph. 2, 7. λαβών aber einfach nimands. — Γνόντες wird G. 2, 9. 4, 9. zu *uf*-kunnandans, wie γνῶναι (Th. 3, 5.) zu *uf*-kunnan; Kunthi dagegen vertritt neben γνῶσις (Ph. 3, 8.) auch ἐπί-γνωσις (C. 1, 9.), wofür ſonſt *uf*-kunthi (auch G. 1, 10). Ἤγγισε, accessit (Ph. 2, 30) wird *at*-nêhvida; Ἐιρρύσατο (C. 1, 13.) iſt *us*-láuſida und *ga*láuſida; wie ἀπ-έχεσθε, κατ-έχεσθε *af*-habáith (Th. 5, 22.) und *ga*-habáith (Th. 4, 3. 5, 21). Δια-μαρτυράμεθα Th. 4, 6.) iſt einfach veitvôdidêdun, dagegen giebt *ana*-ïn-fôkan das προσ-άνέθεντο (G. 2, 6.) genau wieder und ἐν-εργούμενος (C. 1, 28) gar ïnnana vaúrkeith ïn mis, operatur in me.

Mehrfach wiederholt ſich die Präpoſition beym Verbum: Τῆς χάριτος ἐξ-επέσατε (G. 5, 4.) wird *us* anſtái *us*-druſuth; Εἰς τὴν ἐξ-ανάστασιν τῶν νεκρῶν (Ph. 3, 11.) lautet *us*-ſtaſſái *us* dáuthaim. *) *Mith*-gaqvivida *mith* (C. 2, 13 in B), ähnlich *ga*-nimands *mith mis* (συμ-παραλαβὼν τὸν Τεῖτον: (G. 2, 1.); dagegen *mith*-ſkalkinôda *mis* (σὺν ἐμοι: Ph. 2, 22.); ſa *mith*-gahunthana *mis* (ὁ συναίχμάλωτός μου, Vulg. meus: C. 4, 10.); *mith*-ganaviſtrôdái ïmma (συνταφέντε αὐτῷ: C. 2, 12.); *mith*-urriſuth *Chriſtáu* (συνήγέρθητε τῷ Χριστῷ C. 3, 1.); *mith*-litidêdun ïmma (συν-υπεκρίθησαν: G. 2, 13). **)

Manche andere Erſcheinungen böte das Verbum dar, ſowohl in Betreff ſeiner Tempora (Th. 2, 23: galáubeith, Vulg. credidistis, griechiſch nur τοῖς πιστεύουσι), als in ſeinen Modis.

Aber ſowohl Dieſes, als vieles Andere, z. B. der verſchiedene Gebrauch des Comparatives und Superlatives in den beyden Sprachen, vrgl. Ph. 1, 14. managistans gegen πλείονες ***); eben ſo die feine Anwendung der griechiſchen Partikeln ****) treten ſchon ſämmtlich zu ſehr in das Gebiet der verſchiedenen Sprachſyntax oder Fälle wie C. 2, 23, wo vaúrd (ſt. rathjô) λόγον wiedergeben muß oder G. 2, 21. wo áiththáu jah das einfache griechiſche ἄρα (ergo) vertritt, in das lexikaliſche Bedeutungsgebiet hinüber, als daß auf ſie hier, wo es ſich zunächſt um das Textverhältniß handelte, näher eingegangen werden könnte. Manches, was tiefer

---

im Dualis das kräftige Leben der alten Sprache offenbart, weil hier das Griechiſche vorgewöhnt hatte.

*) At-ſteigan für καταβαίνειν auch Eph. 4, 9. 10; ἀνα-βαίνειν, ascendere (G. 2, 1.) usgaggan, R. 10, 6. C. 4, 8. 9: uſſteigan.

*) Dagegen 1. C. 15, 12: *us*-ſtaſs dáuthaim.

**) Vrgl. Lk. 7, 11. 9, 30. 14, 10. 15, 2; Mth. 27, 44. Mk. 2, 15. 15, 3. 41. 3. 18, 15.

***) Wie 1. Cor. 15, 6: managiſtans, πλείους, 1 C. 15, 19: armôſtái f. ἐλεεινότεροι, 1. C. 12, 22: laſivôſtái f. ἀσθενεστέρα u. ſ. w.

****) Aiththáu (G. 2, 2. Ph. 2, 3. C. 2, 16. 17. Th. 2, 19.), áuk, ak, akei, alja, aththan

in den Geiſt der Sprache einblicken ließe, muß hier gleichfalls, ſchon des Raumes wegen, übergangen werden. Doch deuten wir nur noch auf Ueberſetzungseigenthümlichkeiten oder glückliche Sprachgriffe, wie C. 3, 17: ïn *vaúrda* áiththáu ïn *vaúrſtva* (λόγῳ ἢ ἔργῳ) das ſpätere wërcum joh wortum der Abſchwörungs-, Beicht- und Rechtsformeln; oder Ph. 2, 3. ni ïn láuſái *háuheinái*, ak ïn allái *háuneinái* (οὐκ ἐν κενοδοξίᾳ, ἀλλὰ ταπεινοφροσύνῃ) oder Ph. 3, 15: hugjith und andhuljith; welche Schlagreime wohl eben ſo wenig ganz ohne ſind, wie 1. Cor. 1, 20: hvar *bôkareis*, hvar *ſôkareis* (ποῦ γραμματεύς, ποῦ συζητητής) ****) oder R. 8, 38. der ähnliche Gegenſatz von *ana*-vairths und *and*-vairths (praesens und futurus).

Dieſe Fälle leiten endlich noch auf vermeinte oder wahre Wohl- und Mislautsverhältniſſe der Sprache, zu deren Abwägung wir auf der einen Seite Satzglieder vorführen, wie veitvôdjandans (Th. 4, 6), veitvôdidêdum (G. 4, 9), gavandidêduth (G. 2, 4), gadâuthnôdêduth (C. 3, 3), ïnſandidêdun, nêhvundja, ſniumundôs (Ph. 2, 28) ïbnaſkáunjamma leika (Ph. 3, 21), habandôna, ſkalkinônd ans, ſildaleikjandans (Sk. 51, 15.) gaſvikunthjandôna, mithganaviſtrôdái (C. 2, 12); gathiváidêdeina (G. 2, 4. Th. 2, 12), anaſáiſlêpun (Th. 4, 14.), gelvultuth (C. 2, 20), ufflupun (G. 2, 3.), ïnfvinthida (Ph. 4, 13); auf der andern Seite Formen, wie vaúrſtvjans (Ph. 3, 2), thraſſtjái (C. 4, 8.), thvaſtitha (Ph. 3, 1.), usthrôthiths (Ph. 4, 12) thlahſnan, talzjan (C. 1, 28. 3, 16), ſvignjan, thlaſqvs, hnaſqvs, glaggvs, hvilftrjôm, aſſnarpjan (C. 2, 21.) u. ſ. w. Bekanntlich häuft die griechiſche Sprache auch Conſonanzen, die unſerm deutſchen Ohre Diſſonanzen ſeyn würden. Fälle aber, wie C. 4, 3: *haúrd vaúrdis* oder C. 1, 17. 18. (2mal) jah *ïs ïſt* kommen uns nicht gerade übeltönender vor als etwa das horaziſche jam sa|*tis* ter|*ris* ni|*vis*...

(2ter Artikel folgt.)

G. 4, 12.), uththan, ïth, jábai (εἴ γε καί G. 3, 4.), ïba, ïbái, niba, jái (Ps. 1, 18), jáu, ju, jah, ni, nih, niththan, náuh, nu, thannu, thannunu, than, thandê, thathrô, tháu, thê, bithê, duthê, jaththê, u (G. 4, 22. Th. 2. 19), uz-u-(G. 3, 1.), hvan, hváiva (πῶς; Ps. 3, 1), ſvaei, ſvalvê, váinei, váitei u. ſ. w. für μεν-δε vrgl. ïth: G. 2, 9; Ph. 1, 16. 17; οὐδέ, nith than: G. 6. 13.

****) Vrgl. 12, 28: bôkarjê .... ſôkjandanê: γραμματῶν .... συζητούντων.

Reiſe auf dem Caſpiſchen Meere und in den Caucaſus.

(Fortſetzung)

Das Feuer, mit Tageshelle, beleuchtete da die üppig blühenden Gebüſche, die Roſen, und die letzten, dem Erſterben nahen Ueberbleibſel eines längſt verblühten Cultus der Vorzeit. Die Mönche beteten auch unter anderem ſehr andächtig für die Erhaltung des Herrſchers von Rußland. Unter ihrer Zahl war einer, der zum großen Mißvergnügen des Oberprieſters, eine Inderin zum Weibe genommen hatte. Unſer Reiſender war neugierig, dieſe unter den Pilgrimen einſam wohnende Frau zu ſehen; ſie aber verhüllte ſich ſo ſehr, daß unter der Decke der Schleier kaum eine Geſtalt zu erkennen war. —

Beachtungswerth iſt an dieſen Gasquellen, ſo wie an dem nicht ferne von ihnen befindlichen Naphthaquellen der Umſtand, daß ſich ihr Ausſtrömen vermindert, wenn der Nordwind, und vermehrt, wenn der Südwind weht. Bey anhaltendem Nordwind verliſcht ſogar nicht ſelten das Feuer ganz. — Auf mehreren Inſeln in der Nähe des Golfes von Baku erzeugt das Ausſteigen von Gasarten zahlreiche Schlammvulkane. Aus mehreren Höhen am Fluße Piſſagat, unfern Baku, ſoll zu Zeiten Feuer ausgebrochen ſeyn; auch Erdſtöße, die mit einem unterirdiſchen Knall verbunden waren, hat man beobachtet. — Die Gasquellen von Abſcheron dringen aus den Spalten eines Kalkſteines hervor, in welchem Eichwald abermals ein tertiäres Gebilde anerkannte; die nördlich hievon gelegenen Naphthaquellen finden ſich in einem ſchwärzlichen, thonigen Grunde, deſſen Erdmaſſe als waſſerdichtes Baumaterial benutzt wird. Die weiße Naphtha wird nur aus 16 Brunnen gewonnen, die im Mittel jährlich gegen 320 Zentner ausgeben; die ſchwarze aus 109 Brunnen, die jährlich gegen 100,000 Zentner liefern. Außer dieſem wird eine ganz von Naphtha durchdrungene, asphaltiſche Erde gegraben, deren man ſich als Feuerungsmaterial bedient. Die Brunnen müſſen, wenn ihre Ergiebigkeit nicht bald aufhören ſoll, von Zeit zu Zeit gereinigt werden; ein Geſchäft, bey welchem ſich die Arbeiter immer nach wenigen Minuten ablöſen müſſen, wenn ſie nicht erſticken ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Regesta sive Rerum Boicarum autographa e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang inceptum nunc autem cura Maximil. Bar. de Freyberg. ordin. equestr. Scti Georgii commendatoris et Archivi regii directoris etc. continuatum. Volumen V. (continuationis I.) Monaci impensis regiis 1836.

Ehe wir von dem vorliegenden Regestenbande sprechen, erlauben wir uns einen Rückblick auf die vier früheren Bände dieses schätzbaren Geschichts-Werkes, dessen Beginnen und Fortsetzen der bayerischen Regierung jedenfalls zur Ehre gereicht.

In Beziehung auf die bayerische Geschichte waren, wie bekannt, bereits Aventin, Hund, Oefele ꝛc. mit dem Beyspiele von Regesten und Excerpten vorausgegangen, welche sie aus verschiedenen im Lande zerstreuten Manuskripten und Urkunden-Sammlungen geschöpft, und theils gedruckt, theils ungedruckt hinterlassen hatten.

Der sorgsame Attenkofer, der in den herzoglichen Archiven und Registraturen viel ordnete und sammelte, hatte ein ähnliches Unternehmen im Werke. Als vor dreyßig Jahren Hr. Carl Heinrich Franz, Bischof zu Freysing, und durch ihn Meichelbek, ferner von Lang, früher Regierungs-Direktor zu Ansbach und bereits als historisch-publicistischer Schriftsteller bekannt, nach München gekommen und als geheimer Referendär auch Vorstand der k. Archive geworden war; glaubte er, unter den neuen Verhältnissen des bayerischen Gesammtstaates, und von den Motiven seiner Individualität getrieben, nicht schnell genug einen ganz neuen Boden der historischen Disciplinen legen zu können. Vorzüglich suchte er zu dem Behufe der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften einen viel lebhaftern Umschwung zu geben.

Unstreitig standen dem Hrn. von Lang bey diesem mehrseitig anstoßenden Beginnen ein hervorragendes Talent und ein durchgreifender Eigenwille zu Gebote; und es wird dereinst für seinen Biographen eine wohl und reif zu erwägende Aufgabe seyn, nach den mannigfaltigen Rücksichten des wissenschaftlichen Materials und Betriebs und der damit verbundenen Functionen speciell herauszustellen, in wie fern Hr. v. Lang die Geschichtsforschung und Schreibung wirklich gefördert, oder manche einmal errungene Höhen- und Lichtpunkte wieder getrübt und wankend gemacht habe?

„Die Vereinigung des bayerischen Staates aus den einzelnen Bestandtheilen der ältesten Stämme, Gauen und Gebiete, historisch entwickelt," und den akademischen Denkschriften der Jahre 1811 und 1812 einverleibt — zwey Abhandlungen, aus welchen in der Folge eine dritte, die Grafschaften ꝛc. hervorging, und die, bey all' den mit untergelaufenen Uebereilungen, Mängeln, Mißverständnissen und gesuchten Originalitäten, von einer ausserordentlichen Erudition und Fassungskraft zeigen, und, gleich den Donnerwettern in der Athmosphäre, heilsam auf den historischen Boden des Gesammtstaates einwirkten, haben ihren bleibenden Werth; auch darum, weil sie eine Reihe von zum

Theil sehr gediegenen Berichtigungen und weitern Erörterungen hervorriefen.

Einerseits die gedruckten Werke Rymers, Muratori's, Goldast's, Lünig's, Schöttgen's, Kreysig's, Martene's, Brequigay's, Georgisch', Adelung's und Gatterers, theoretisch und praktisch gleich lehrreiches Hülfsbuch als leitendes Attribut zur Hand; andererseits einen früher und später aus Bayern, Franken, Schwaben, Oesterreich, Tyrol ꝛc. zusammengeflossenen Reichthum von Autographis und Apographis als zu verarbeitendes Material unter und um sich; — konnte Hr. von Lang nicht anstehen, vorerst die kritische Ausarbeitung und Herausgabe von chronologisch geordneten bayerischen Regesten zu unternehmen, und gleichwohl den allmähligen Abdruck der Urkunden selbst den fortzusetzenden Monumentis boicis anheim zu geben.

Die Anhaltspunkte und Normalien, welche sich Hr. von Lang hierbey selbst vorzeichnete (von Seite des Staats-Ministeriums waren hiezu die pecuniären Mittel mit Munificenz gewährt worden) sind in der lateinischen Vorrede zum ersten Bande umständlich besprochen. Das ganze Werk sollte aus vier Quartbänden bestehen, wovon der erste, mit dem Jahre 773 beginnend, bis zum Jahre 1200 reichen, der zweyte bis zum Jahre 1250 fortlaufen, der dritte mit dem Jahre 1275 abschliessen, und endlich der vierte Band mit dem Jahre 1300 endigen würde.

Man erräth wohl, daß der Hr. Verfasser bey dieser etwas seltsamen Distribution mehr eine gewisse gleiche Vertheilung der aufgeschichteten Masse, als innere und wissenschaftliche Ab- und Ausscheidungen berücksichtigte. Hierbey wollte er sich bezüglich auf die Materie streng innerhalb der heutigen Gränzen des Königreichs und ausschließlich an die Autographa des Reichsarchivs und seiner Filialarchive halten, und übrigens die vorkommenden Zeugen, das Actum und Datum, die transitorischen Hofhaltungen der Könige und Fürsten, insbesondere Behufs der schon von Gatterer empfohlenen Itinerarien, u. s. w. gehörig bemerken. Aber gegen die von den Hochstiftern und Abteyen zahlreich zum k. Reichsarchiv übergegangenen Apographa und Codices traditionum „quos ex dissimilibus foliis ita inspeximus consarcinatos, rursus interscriptos, emendatos, in Monumentis ipsis boicis autem ex ordine suo sic disjectos, leceratos, mixtos, et nominibus et temporibus ex arbitrio suppletos, ut etc.“ sollte unerbittlich verfahren werden.

Zu Anfang des Jahres 1822 war der erste Band dieser Regesten erschienen. Hr. von Lang hatte sich als Redacteur indessen nach Ansbach zurückgezogen; das arbeitende Personale war zu München; der Abdruck geschah zu Nürnberg; die Correctur zum Theil dort, zum Theil zu Ansbach. Bey Unternehmungen der Art, deren Werth und Brauchbarkeit von der genauesten und gleichzeitigen Uebereinstimmung aller mitwirkenden Organe abhängt, kann eine solche Dislocation und Dismembration nur nachtheilig einwirken. Und doch blieb es dabey, und später traten auch einige Bände der Monumenta boica unter einer andern Redaction, aber unter ähnlichen Umständen ans Licht. Die Folgen waren dieselben; die Vermehrung der Kosten, Versäumnisse und Hemmungen aller Art noch nicht die schlimmsten. Es dürfte fürder streng darauf gehalten werden, daß diplomatische und akademische Werke nur am Sitze der Archive und der Akademie der Wissenschaften gedruckt würden.

Hr. von Lang hatte seine Regesta synchronistisch in Bavarica, Alemanica und Francica eingetheilt; allenfalls hätte er auch noch eine Rubrik; Flavica, beyfügen können. Aber diese Eintheilung war überhaupt nicht praktisch, fast die Hälfte eines jeden Bandes besteht nun, übrigens auf starkem geleimten Papier, aus leeren Seiten. Rücksichtlich anderer ziemlich laut gerügter Mängel suchte sich

der Verfasser in der Vorrede zum zweyten, im Jahre 1823 erschienenen Bande, zu rechtfertigen. Er hatte sich nun einmal selbst in geographischer Beziehung allzu enge Gränzen gesteckt, (nur Altbayern und Franken waren mehr bedacht) und in wissenschaftlicher Hinsicht einer Art von Hyperkritik hingegeben, welche an Diplomenstürmerey mahnte, wie es einst Bilderstürmer gab. Für den praktischen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, für den die Regesten ein vorzügliches Hülfsmittel seyn sollten, ist ein solcher Rigor nicht fördernd; die Männer von Beruf und vom Fache wissen sich, wenn es darauf ankommt, das Substrat einer Regeste gehörig zu prüfen, mittels der Graphik, Semiotik und Formelkunde schon selbst zu helfen. Gar manche Urkunde ist der Thatsache nach wahr, der Form nach aber anstössig; indessen war es den Mönchen nicht zu verargen, wenn sie, um das kostbare Pergament zu sparen, gar oft auf rasirte und schon benützte Blätter schrieben. Daß Hr. von Lang die Apographa ganz unbeachtet zur Seite legte, das wurde bey einem so umfassend bezielten und großartig unterstützten Werke hart gefühlt. Waren in der oft allerdings schwierigen Reduction von Jahr und Tag, und in der topographischen und genealogischen Deutung Mängel untergelaufen, so wurde das willkührliche Verfahren mit den Zeugen, „clariores tantum et notatu digniores relegimus“ heißt es in dieser Beziehung sich verwahren (in der Vorrede zum ersten Bande) doch noch mehr beklagt. Der dritte Band erschien zu Anfang des Jahres 1825, der vierte, begreiflich der stärkste, mit einigen Supplementen vom Jahre 777 an, zu Anfang des Jahres 1828. In jedem der drey spätern Bände suchte der Redakteur durch mehr und mehr sich vervollständigende Mantissa Emendandorum et Explendorum, alle vier Bände umfassend, nachzuhelfen; wer weiß jedoch nicht, wie wenig man sich bey dem praktischen Gebrauche von solchen Summarien mit dergleichen Nachzüglern, und mit noch so gelehrten Zurechtweisungen in den Vorreden behülft? Wie gesagt — an diesen Mängeln war die Dislocation der Redaction und der Mitarbeiter viel Schuld. Auf die Hauptsache, auf die, gegen Erwartung, geringerer Ausbeute an Regesten aus den Autographis hatte aber auch der Umstand Einfluß, daß, als Hr. von Lang die vorräthigen Urkunden Behufs von Regesten durchmusterte und durchmustern ließ, in den äussern und neuerworbenen Provinzen dieser Aufsammlungs- und Läuterungs-Prozeß noch kaum angefangen, und daher auch der Zufluß zum Haupt-Archiv nur ganz ungenügend war. Ref. selbst, unter andern mit der Auswechslung der Archivalien zwischen Bayern und Oesterreich, in Folge der neuen Staatsverträge, beauftragt, hatte erst in den Jahren 1824 und 1825 eine beträchtliche Anzahl von wichtigen Original-Urkunden an das Reichsarchiv einsenden können; wovon in diesen Regesten nur wenig vorkommt. Man vergleiche damit die später herausgegebenen Kaiserurkunden ꝛc.

Der aus dem XII. Jahrhundert stammende libellus vetustissimus berthescadmensis, auf 47 Folioblättern, und die Urkunden des aufgelösten Bisthums Chiemsee allein hätten aus Ober- und Niederbayern, aus Franken und Oesterreich, einen reichlichen Beytrag von Regesten liefern können. Aber von solchen Quellen wollte Hr. von Lang jedenfalls Umgang nehmen. Wohl im Gefühle einer schweren und oft undankbaren Aufgabe schloß derselbe die Vorrede des vierten Bandes (J. 1828) mit den Worten: „Ea enim nobis semper insedit sententia (doctissimi viri Autiffreti), eum, qui Indicem scribere ingreditur, posse quidem in multorum reprehensionem incurrere, in approbationem non item; quam a perpancis vix extorquebit, ubi omne studium et diligentiam in rem contulerit.“ Und so verdient Hr. von Lang auch für das, was er aus ungefähr 10000, zum Theil sehr wichtigen Urkunden durch seine Regesten leisten wollte und geleistet hat, den aufrich-

tigen Dank der Geschichtforscher. Die Nachfolger lernen immerhin von den Vorgängern.

(Fortsetzung folgt.)

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Auch ein tägliches Ausschöpfen vermehrt oder erleichtert vielmehr den Zufluß der Naphtha, der, wie schon erwähnt, bey herrschenden Südwinden verstärkt wird. — So wie in anderen Gegenden der Erde zeigt sich auch um Baku das Vorkommen der Naphtha und des brennbaren Gases in Gesellschaft mit dem des Salzes, das als reiche Soole aus der Erde hervorquillt und Salzseen bildet, deren häufiger Gehalt von selber sich zur krystallinischkörnigen Masse ansetzt, von welcher mit Leichtigkeit jährlich mehrere hunderttausend Zentner gewonnen werden könnten. Das Salz, wie die Naphtha, am meisten aber die letztere, werden häufig von Baku nach einem großen Theil von Persien ausgeführt; denn die Naphtha ist das gewöhnliche Beleuchtungsmitel der Häuser, daher Talglichter in Baku selten und theuer sind, weil sie aus Astrachan geholt werden. Außer der Naphtha und dem Salze reicht die Umgegend von Baku dem auswärtigen Handel einen Ueberfluß an Safran dar, welcher in dem sandigen Boden trefflich gedeiht. Die Menge des Safrans, welche Baku erzeugt und zum allergrößten Theil nach Persien, einigen selbst bis nach Indien verkauft, wird jährlich auf 1200 Zentner geschätzt, deren einer im Mittel gegen 100 Rubel werth ist. —

In den ersten Tagen des Septembers segelten unsere Reisenden nach dem Balchanischen Meerbusen. Hier zeigten sich an der Küste schroff ansteigende Felsenmassen von Granit und Porphyr; der letztere hat zum Theil eine Pechsteinartige Hauptmasse und ist stellenweise nach oben von Porphyr-Conglomerat bedeckt. Auf dem Granit ist an manchen Orten ein versteinerungsleerer, dichter Kalk; auf diesem ein feinkörniger, fester Sandstein aufgelagert. Tiefer hinein in den Meerbusen verflacht sich das Land zur Sandsteppe; weiterhin erhebt sich wieder eine aus Kalkstein und Conglomerat gebildete Höhenkette. — Nach der Sage der hier wohnenden Truchmenen soll das Meer in dem Balchanischen Golf abwechselnd zu, dann wieder abnehmen. Eine Fahrt in den jetzt salziges Wasser führenden Ukhdani oder Amurdaja, einen alten Arm des Oxus, der aus einem Salzsee hervorkommt, konnte wegen der Schwierigkeiten und Gefahren, die sich ihr entgegenstellten, nicht weit fortgesetzt werden. Es zeigt sich hier der Balchanberg, den die Truchmenen als überreich an Waldungen und Quellen schildern. Mit diesen Schilderungen verhält es sich jedoch wie mit ihren andern Sagen von alten Festungen, eingestürzten Städten und den Wunderwerken einer vormaligen Heldenzeit; das, wovon sie reden, ist längst von den Höhen und aus den Thälern der Gebirge verschwunden, hat sich aber erhalten im Wort und im Geist des Menschen; zum Zeichen, daß dieser von unvergänglicherer Art und Dauer sey, als die Höhen und ihre Thäler. —

Freundlich war die Aufnahme, welche unsere Reisenden auf der Insel Tschelekän, bey dem alten Fürsten derselben, dem Chiat Aga und seinem russisch sprechenden ganz auf europäische Weise gebildeten Sohne fanden. Der Wunsch, eine europäische Frau zu sehen, lockte die Bewohner der Insel in Schaaren herbey, welche ruhig auf ihren untergeschlagenen Beinen sitzend, ihre Neugier befriedigten. Der alte Chiat-Aga hat in seiner treuen Anhänglichkeit gegen Rußland schon bedeutende Opfer gebracht, hat unter anderem seinen früheren, besseren Wohnsitz mit dieser öden Insel vertauscht, wohin ein großer Theil seiner frühern Unterthanen, die ihn sehr lieben, ihm gefolgt ist. Die hiesigen Naphthaquellen und Salzsoolen gewähren nur sehr unzureichenden Ersatz für das, was Chiat Aga bey seinem Tausch verloren. Der Greis beklagte sich sehr, daß der russische General Jermoloff, sein ehemaliger Gönner, nicht wenigstens einmal jährlich zu ihm schicke und nach seinem Befinden sich erkundigen lasse. — Der sandig-thonige, stellenweise von Gyps durchzogene Boden trägt hier nur äußerst wenig für Menschen Genießbares. Der alte Fürst begnügte sich zu seinem Mittagessen mit einer Melone und einem Stück Brotes, das der beygemengte Sand für den Europäer ungenießbar gemacht hätte, während er seine russischen Gäste täglich mit Hammel- und Hünerbraten, mit Pilov und astrabatischem Honige bewirthen ließ. Die andern Bewohner der armen Insel verzehrten selbst die Schalen der Melonen mit Begierde. Ihr Hauptgeschäft ist das Einsammeln der Naphta, welche, wie man sagt, wohl aus tausend Punkten dem thonigsandigen Boden entquillt und des Salzes, das sich hier, wie bey Baku, aus den Salzseen ansetzt. Sie sind sämmtlich Truchmenen; von etwas angenehmerer Gesichtsbildung, als die andern Tataren; ihr Körper ist nicht sehr stark; sie rühmen sich vor andern Truchmenen ihrer reineren, besseren Aussprache des kumückisch-tatarischen Dialectes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Regesta sive Rerum Boicarum autographa e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang etb.

(Fortsetzung.)

Seither sind auch in Berlin durch v. Raumer und Höfer, und auch im benachbarten Frankfurt und in Oesterreich ähnliche Arbeiten unternommen und ihre sehr schätzbaren Resultate zum Drucke befördert worden. Von Raumers brandenburgische Regesten, aus Autographis, Apographis und Chronisten, scheinen auf Hrn. von Lang vermittelnd eingewirkt zu haben. Im Jahre 1831 erschienen zu Frankfurt am Mayn vom Herrn Dr. Böhmer, nunmehr dortigen Stadtbibliothekar, Regesta chronologica diplomatica Regum atque Imperatorum Romanorum, a Conrado I. ad Henricum VII. a. 911 — 1313: ein großes Unternehmen; aber hier nur ein Quartband von 5400 Numern. Von demselben im Jahre 1833 Regesta chronologica-diplomatica Carolorum; auch ein Quartband von 2093 Numern. Gleichzeitig (1834) hatte Hr. Jos. Chmel, Capitular des Stifts St. Florian, und Archivar im k. k. Staats- und Hausarchive, ebenfalls zu Frankfurt herausgegeben: Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum a. 1400 — 1410, ein Quartband. (Von demselben Hrn. Archivar Chmel waren im Jahre 1832 zu Linz erschienen: Materialien zur österreichischen Geschichte aus Archiven und Bibliotheken.)

Zu Anfang des Jahres 1833 hatte Hr. von Lang, von seinem Landsitze zum Heimwege aus, an Hrn. Dr. Böhmer in Frankfurt ein Sendschreiben gerichtet, und demselben zu seinen Königs- und Kaiserregesten auf 74 enggedruckten Quartseiten (Nürnberg bey Riegel und Wiesner 1833) nebst kritischen, meistens die Richtigstellung der Chronologie betreffenden Bemerkungen, einen sehr starken Succurs von Regesten übermacht. Nach Hrn. von Langs Berechnung wären alljährlich mindestens 8000 Urkunden aus einer kaiserlichen Kanzley hervorgegangen. Nach Hrn. Dr. Böhmers bisheriger Ausgabe hätten nur 13 jährlich getroffen.

Inzwischen versäumte es dieser selbst nicht, in der Vorrede zu den Karolingischen Regesten (Juny 1833), eine baldige Vervollständigung seiner Kaiserregesten mit wenigstens ein Tausend neuen, zum Theil aus ungedruckten Urkunden geschöpften Artikeln zuzusichern und die Fortsetzung und Vollendung derselben in Verbindung mit den Herren Perz und Chmel ꝛc. anzukündigen. In der That war es für Hrn. Dr. Böhmer auch ein sehr günstiger Umstand, daß er, persönlich, eben zu jener Zeit nach München kam, als man da, im k. Reichsarchive, mit Zusammenstellung der Kaiserurkunden beschäftigt war; zu dem Unternehmen des Hrn. Dr. Böhmer ward hier bereitwilligst die Hand geboten. Vielleicht erhielt derselbe bey dieser Gelegenheit auch von einigen historischen Werken Kenntniß, worin, ihm bisher entgangene, wichtige Kaiser-Urkunden enthalten sind: z. B. von den zwischen Bayern und Salzburg (1761 ꝛc. gedruckt) gewechselten sogenannten Salz-Compromiß-Schriften; von der „kurzen Geschichte und aktenmäßigen Anzeige, was dem Erzstifte Salzburg auf erfolgten Todesfall des Churfürsten Maxi-

milian III. ꝛc. (gedruckt 1779) gebühre," u. s. w. Aus diesen Quellen und auch aus handschriftlichen Sammlungen hat Ref. in seinen „Beyträgen zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde, (1825—1833 III. Bde.)" die Hrn. Dr. Böhmer gleichfalls noch nicht bekannt geworden zu seyn scheinen, eine Reihe von Kaiser-Urkunden theils registrirt, theils umständlich commentirt, und theils zum erstenmal ans Licht gestellt; hieher gehören auch: K. Friedrich I. große Handveste vom Jahre 1156, für das Reichsstift Berchtesgaden (s. Salzburg und Berchtesgaden; II. Bd. 1810); K. Rudolphs Schankung der Güter des gerichteten Bürgermeisters Baltram Vezzo von Wien an das Bisthum Chiemsee ꝛc. (Jahr 1278 II. Bd. S. 283 unserer Beytr. München 1826;) u. s. w. Oft liegt es in der Art des südteutschen Buchhandels, daß solche Provinzialquellen kaum im nächsten Bereich angezeigt, viel weniger im entfernteren verkehrt werden.

Diese gelegenheitliche Einschaltung glaubten wir, Behufs so großer und verdienstlicher Unternehmungen, an der Zeit; und wir gehen nun zum Eingangs aufgeführten V. bayerschen Regestenband über. Nach Allem, was wir gesehen, verglichen und als zweckmäßig erkannt haben, ist das Verfassen stichhaltiger, brauchbarer und einigermassen erschöpfender Regesten keine mechanische Arbeit; die Festhaltung des Totalbegriffes einer Urkunde und ihrer authentischen Merkmale erfordert klar sehende, erprobte und ausdauernde Funktionäre. Der nun zu Anfang dieses Jahres erschienene fünfte Quart-Band bayerischer Regesten enthält auf 420 eng, doch sehr gefällig gedruckten Seiten die Auszüge vom Jahre 1300 an bis zum Schlusse des Jahres 1319. Es mögen an die 4000 zum Theil sehr speciell bearbeitete Artikel seyn, die, nachdem die Eintheilung in Bavarica, Francica und Alemanica beseitigt, und lediglich die genaueste Ordnung nach Jahr und Tag innegehalten ist, nicht nur das Königreich Bayern in seinem heutigen Umfang, die Rheinprovinz mit einbegriffen, umfassen, sondern auch vielfältig die rund um angränzenden Territorien, öfter bis tief in ihr Inneres reichend, berühren. Nassau, Elsaß, Ober- und Niederösterreich; Krayn, Kärnthen, Fulda und Hessen; Würtemberg, St. Gallen und Böhmen; Thüringen, Steyermark, Italien und Tyrol ꝛc. — von allen diesen Ländern kommen mannigfaltige Notizen vor; Notizen über wichtige Ereignisse, Verträge, und Belehrungen; Behufs der Chronologie, Topographie und Genealogie, über Erbtheilungen, Rechte, Sitten, Gebräuche und Stiftungen; über Handel und Wandel, aus der Land- und Hauswirthschaft und Gewerbskunde; zur Bereicherung der Sprachkunde u. s. w. — Denn nicht nur die in den k. Archiven aufgesammelten Autographa der neueren, ohnehin immer stärker anschwellenden Zeiträume; sondern auch die Apographa, die Codices probationum et traditionum; und insbesondere und mit Recht, die Copial- und Conceptbücher und die Rapularia aus den fürstlichen Kanzleyen wurden zu diesen Regesten benützt; unter Hinweisung auf jene Druckwerke, worin bereits die vollständigen Urkunden gegeben sind. Und so mögen denn auch die Nachbarstaaten ihren guten Theil an unsern Regesten haben; wie wir an den ihrigen; was eben der Preis der höheren Civilisation, im geistigen Verkehr ist, der dem materiellen überall die Bahn bricht. Man hat sich bey Bearbeitung dieser Regesten, die eben in den Zeitraum fallen, da in den öffentlichen, wie in den Privaturkunden die teutsche Sprache gegen die lateinische allgemach mehr Terrain gewann, ziemlich getreu an den Grundtext, an die urkundliche Topologie, und Terminologie gehalten; und mit Weglassung der Formeln, die handelnden Personen, die Zeugen, Bürgen und Mitsiegler, gehörig hervorgestellt. Dennoch dürfte die laconische Reduction auf unsern Kalender, anstatt nach altem Gebrauch die Indictionen und Feste des Tages anzugeben, manchem Forscher nicht ge-

nügen, und mancher Artikel, in dieser und anderer Hinsicht, als nicht vollendet erscheinen. Eine verschiedene Art der Behandlung ist hier nicht zu verkennen. Aber wer kann eine solche Masse überschauen? Bekanntlich fällt in diese Regestenperiode (vom J. 1314 an) schon ein Theil der Reichsregierung von Ludwig dem Bayer, worüber Hr. Dr. Böhmer eine besondere Abtheilung bildet, die dem Vernehmen nach, bereits 2000 Numern enthalten soll. Nur approximative kann bey solchen Werken von einer Vollständigkeit die Rede seyn. Ob es gelungen und ferner gelingt, alle Urkunden Ludwigs selbst in diesen bayerischen Regesten verfänglich zu machen, möchten wir sehr bezweifeln; wir haben deren in manchen städtischen Archiven Bayerns mehrere gesehen, die wir dort nicht vermuthet hatten. Auch bey Aufhebung der Abteyen sind, wir können es bezeugen, manche dieser Urkunden als Maculatur in die Krämerläden gerathen. Der Umstand, daß in dem vorliegendem Regesten-Bande von den vielfältigen Belehnungs-, Tausch-, Kauf- und Wechselhandlungen, den adelichen Berg- und Salzbergwerken, Siedherren, z. B. zu Reichenhall, nichts vorkömmt; läßt schließen, daß viele derley Urkunden noch in besonderen Repositorien verwahrt liegen; worauf auch schon die Herrn v. Lari und Flurl hindeuteten. Erfreulich ist es, nur gar wenige „Errata" diesem Bande beygefügt zu sehen: aber es möchten deren wohl noch mehrere als latent oder intra latus obwalten. So dürfte es z. B. p. 19. vacaria, eigentlich vaccaria, anstatt vicaria, und p. 30: Ekelino de Abiete (von der Thann, ein zahlreiches Edelgeschlecht in Franken, s. p. 22. ꝛc.) anstatt de Ariete etc. heissen? Auch sind es wohl nur singuläre Ansichten und Lieblings-Ideen irgend eines Mitarbeiters, wenn man in diesen Regesten z. B. p. 66, 70, 84 und 125 schon Alteich und Bertoldsgaden, neben Altach und Berthersgaden geschrieben sieht, als ob die Mährleins von der Wodanseiche und von einem nie da gewesenen Bertold nimmer aufgegeben werden könnten, während die Urkunden durchaus nur, der Natur der Sache getreu, die erstere Bezeichnung festhalten. Wohin soll es denn am Ende mit der längst benöthigten und bezielten topographischen Einheit unserer urkundlichen Matrikeln kommen, wenn man sich in den Direktorien und Regesten des Reichsarchivs selbst dergleichen Ideen- und Wortspiele erlauben darf? Ist es doch für den pragmatischen Forscher peinlich genug, schon aus sehr alten Annalisten vielfältig den heraldischen und onomastischen Aberwitz in den Prädicaten: Herbipolis, Quercilocus, Caesurea etc. urkundlich: Wierzburg, Eystät und Hehistät; Kaozesheim etc. wo von Gewürz, Eichen und Kaltern ꝛc. nie die Rede war, verdauen zu müssen. Doch sind Abweichungen der Art in diesen Regesten nur seltene Erscheinungen.— Den mannigfaltigen Inhalt dieser Notizen hier näher zu besprechen, würde zu weit führen; wo und wie man auch das Buch aufschlägt, überall bietet sich Stoff zu Vergleichungen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart. S. 104. J. 1306: Herzog Rudolph pregt den Amtleuten im großen Forst Türenbuch, um die Gemeinden von Vohburg, Sigenburg und Neustadt zu sichern, eine bessere Wirthschaft ein; und bekanntlich beklagte man auch im XVIII. Jahrhundert die Uebergriffe der Beamten und Holzlieferanten auf der Donau in diesem Forste. S. 47. J. 1303, May: Abt und Convent zu Ebrach propter terrae tam in bludo, quam in vino, sterilitatem debitorum oneribus taliter praegravati etc. entschlossen sich lieber zum Verkauf einiger Höfe und Häuser, um ihre Grundholden zu schonen. S. 181. J. 1310, Aug. König Heinrich verordnet, daß die strenui et providi viri, die Hörauf, Stromeir (Stromer) Ott, ceterique forestarii et Zeidlarii des Reichsforsts bey Nürnberg alle Jahre öffentlich auf die heiligen Reliquien schwören sollten, daß sie

diesen vor 50 Jahren zu Ackerland umgerodeten Forst wieder in silvam et in arbores redigunt. S. 158. v. J. 1309. Jul. Streit zwischen der Abtey Waldsassen und Ekard dem Sohn domini militis de Valkenau dicti Nothaft wegen der Burg Bubenstein ꝛc. Falkenau liegt in Böhmen an der Eger bey Maria Culm, und man könnte fragen, ob Falkenau oder Nothhaft der älter. Geschlechtsname sey? Doch wohl der letztere, wenn man die weitverbreiteten Nothhafte in Bayern und Schwaben aufsucht. Auch in Böhmen hatten sie die Villa Nothaftesgrune angebaut.

(Schluß folgt.)

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Fortsetzung)

Ueber das alte festungsartige Bauwerk am Silberhügel, das nicht von sehr hohem Alter erscheint, wiederholt unser Verfasser Muravjeffs Bericht. Von einigen Punkten der südlichsten Küste des kaspischen Meeres gibt er uns, aus eigener Anschauung, eine sehr liebliche Schilderung. Namentlich gehören die Gegenden am Ufer des Bobul zu den fruchtbarsten und reichsten, welche jenes Meer umgränzen. Es wechseln hier schattige Laubwälder und Baumgruppen mit den grünenden Auen und Gärten; Citronen- und Granatbäume stehen im bunten Gemisch mit den Arten des Ahorns und der Eiche; un er ihnen zeigt sich am häufigsten der Weinstock, dessen Stämme, von der Stärke eines Mannsschenkels, nach allen Richtungen sich verzweigen, so daß der Wanderer nur mit Mühe durch das Labyrinth der Reben, deren Früchte zum großen Theil unbenützt vertrockneten, sich hindurchwinden kann. In den Gärten zeigt sich die Fülle der Melonen, Arbusen, Kürbisse und Gurken und die Bäume der süßen Citrone, der herben Aiva und der sauren Peloviabiru; auf den Feldern Baumwollen-, am Flußufer Zuckerrohr Pflanzungen. Die Häuser liegen in kleinen Gruppen von zweyen bis dreyen, im Schatten des Gehölzes oder am Flußufer, sind von Holz erbaut und luftig; fein gewobene Netze verwehren im Sommer den Insekten, statt der Fenster, den Zutritt. Die Umwohner am Babul sind bey aller Fruchtbarkeit ihres Bodens nur arm; sie scheinen selber die Ruhe zu lieben und gönnen ihrem Boden die Ruhe, indem

sie diesen, statt zu ackern, nur flüchtig aufhacken und dennoch mit Leichtigkeit das, was sie bedürfen, erbauen. Der Abscheu gegen die Christen ist hier größer, als man ihn sonst in diesem Lande bemerkt; ein altes Mütterchen, welche Reisbrode im Freyen auf einem kleinen, in die Erde gemauerten Ofen buck, rief sogleich Knaben herbey und erhub mit diesen ein furchtbares Geschrey, als unser Reisender ihrer Arbeit zusehen wollte, weil sie meinte, das Gebäck könne schon durch den Blick eines Christen verunreinigt werden. Das Wasser, das die Matrosen zum Trinken begehrten, reichte man ihnen nicht in den Gefäßen, die das Berühren von Christenhänden entweiht hätte, sondern goß es ihnen in die Hände oder Mützen. — Auch bey einem Spaziergang hinauf nach der eigentlichen Stadt Baltrusch, die mit ihren, bis hinab zum Meere und weit landeinwärts zerstreuten Wohnungen gegen 6000 Häuser mit 70000 Einwohnern umfassen soll, fanden die Reisenden eben keine große Ursache, die Höflichkeit und Gastfreyheit der Perser zu rühmen. Die Begleiter von geringerem Range wurden von den Gassenbuben beschimpft und selbst geschlegen; der alte Chan, der aus Eigennutz freundlich war, weil er hoffte, mit Hülfe der russischen Matrosen eine am Strande versunkene Schiffsladung von Kupferblechen wieder heraufördern zu können, bewirthete zwar die Fremden mit zweyen von jenen 60 alten, für die Hühnerhöfe nicht mehr tauglichen Hähnen, welche er in einem besonderen Raum des Hofes eingesperrt hielt, und gab ihnen ein Nachtlager, suchte sich ihrer aber am andern Morgen sehr bald unter vielen Höflichkeitsbezeigungen zu entledigen. Die Stadt mit ihrer Umgegend gewährt noch dasselbe Bild der großen Fruchtbarkeit, wie die Mündung des Flusses; Cypressen beschatten einen Theil der Häuser; Waldungen von Wallnußbäumen, Platanen und Gleditschien, untermischt mit Feigenbäumen und wildwachsenden Reben, wechseln mit ganzen, großen Flächenräumen, auf denen die unzähligen Gesträuche der Rosen Ferdussi's Vers bestätigen, welcher Masendaran das Land der Rosen nennt. Weiter gegen Süden lehnt sich die fruchtbare Ebene an die Gebirgskette, aus welcher sich der mit ewigem Schnee bedeckte Demawend erhebt, und die mit dem Ararat in Verbindung stehet. Der Verfasser theilt über dieses Gebirge einige Notizen mit aus Fraser's travels (Lond. 1826. p. 336).

Am 16. Oktober verließen unsere Reisenden die Mündung des Bobul. Vergebens war ihr Bemühen, die Küste von Ghilan etwas näher kennen zu lernen; man erlaubte ihnen nicht in Enseli einzulaufen. Die Gegend ist hier reich an malerischen Schönheiten; die Bewohner nähren und beschäftigen sich mit dem Bau der Seide, des Reis und der Südfrüchte. Ghilan führt alljährlich 900000 englische Pfund Seide aus. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

Wenn man die neuesten Leistungen in der Mineralogie und ihre gegenwärtige Richtung verfolgt, so läßt sich ein fortschreitendes Gedeihen derselben nicht verkennen. Es beurkundet sich ein solches zunächst dadurch, daß nicht nur die allgemeinen Umrisse und Abgränzungen derselben ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Gelehrten sind, sondern ganz vorzüglich auch die untergeordneten Details, und daß Untersuchungen jeder Art wieder neu aufgenommen werden, welche aus Mangel an Hülfsmitteln oder ihrer Schwierigkeit wegen, längere Zeit auf sich beruht hatten und nur als ständige Probleme mitgeführt wurden. Man hat einsehen gelernt, daß das Einzelnstudium und das genaue Sammeln von Fakten zur Zeit wichtiger sey, als das Aufbauen von Systemen, man hat damit die Reife der Wissenschaft nicht überschäzt und es ist, wie in der Geognosie, Besonnenheit einem gewissen Schwindel früherer Jahre entgegengetreten. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn die Fragen um das System nicht den erwarteten Anklang finden, es ist auch nicht zu verwundern, daß wir bis jezt kein allgemein genügendes haben, daß fast jeder ein eigenes sich fertigt, und die Gemäßigten wenig darum in Streit gerathen. Glücklicher Weise aber ist das Gedeihen der Wissenschaft davon nicht abhängig und diese Erfahrung ist sehr beruhigend und aufmunternd. —

Wenn sich gegen die sogenannte naturhistorische Ansicht von Mohs und seinen Schülern speciell auch nur einzelne Stimmen erhoben haben, so zeigt doch das allgemeine Treiben der Mineralogie, daß der Ruf dieser Ansicht zu erlöschen beginnt und mit jedem Tage gewinnt man mehr die Ueberzeugung, die man schon längst hätte haben können, daß die Natur die Mineralien nicht nach dem Stempel der Organismen gemodelt hat, daß ihre Wissenschaft einer anderen Behandlung und anderer Mittel bedarf, als Botanik und Zoologie, und daß es nur ein Vorurtheil ist, die anders behandelte nicht als Naturwissenschaft anerkennen zu wollen. — Daß es für Einige Kampf und Mühe kostet, sich von diesem Vorurtheil loszureißen, ist begreiflich, und die Nothwendigkeit, mit dem Aufgeben der alten Ansicht ein bisher wenig beachtetes Feld des Studiums betreten zu müßen, mag auch einigen Einfluß auf die Meynungen ausüben. —

Die naturhistorischen Mineralogen haben zwar die chemischen Verhältnisse der Mineralien von jeher für interessant und wichtig gehalten, aber sie haben dieselben als ihrer Wissenschaft fremdartig angesehen, ihrer nur als einer nüzlichen Zugabe erwähnt, wie man ungefähr bey der Porcellanerde auch erwähnt, daß daraus das Porcellan gemacht wird. Diese Ansicht mußte aufhören, sobald man auf einige Untersuchungen Gewicht legte, welche ohne Rücksicht auf die chemischen Verhältnisse nicht auszuführen waren, obschon an sich keineswegs chemische.

Es waren vorzüglich die Untersuchungen über den Isomorphismus und Homöomorphismus, welchen

sich dann auch die über den Dimorphismus anschloßen. — Doch wir brechen ab, und die folgende Skizze wird manche Belege für das Gesagte darbieten.

Wir beginnen mit dem allgemein Krystallographischen.

Bekanntlich sind die Mineralogen darüber noch nicht einig, ob man allen Krystallsystemen ein rechtwinklichtes Axenkreuz zum Grunde legen könne, oder ob bey einigen ein schiefwinkliches angenommen werden müße. Den Werth der ersten Annahme hat vorzüglich Weiß kennen gelehrt, während sich Mohs, Naumann u. a. für die letztere entschieden haben. Daß man zur Lösung der Aufgabe auch das optische Verhalten zu berücksichtigen habe, ist seit der Entdeckung der Lichtpolarisation mehrfach erkannt worden, und mit Berücksichtigung dieses und des thermischen Verhaltens hat Neumann [1]) zu zeigen gesucht, daß es in allen Krystallen ein rechtwinklichtes krystallographisches Axensystem gebe, welches identisch sey mit den thermischen und den Hauptdruckaxen, ferner mit dem optischen und dem Axensystem der Cohäsionskräfte. Das thermische Axensystem sey übrigens das einzige, welches als bleibend und wirklich vorhanden behandelt werden könne, jedes andere rechtwinkliche höre auf dieses zu seyn mit dem veränderten Druck der umgebenden Atmosphäre, mit der veränderten Temperatur der Krystalle. Es wird also auf vielfache genaue Winkelmessungen und geeignete Correctionen ankommen, die den bekannten krystallographischen Gesetzen entgegenstehenden Anomalien, welche die schiefen Systeme bey Anwendung eines rechtwinklichen Axenkreuzes bis jetzt gezeigt haben, zu entfernen, oder die Wahl eines solchen Kreutzes zu leiten, eine Aufgabe, deren vollkommne Lösung noch ziemlich fern liegen dürfte, da Brewster [2]) gleichzeitig die Beobachtung gemacht hat, daß die Neigung der optischen Axen bey jedem Individuum eines und desselben Minerals eine andere zu seyn scheine.

G. Rose [3]) hat gegen seine frühere Ansicht ein schiefwinklichtes Axenkreuz für das klinorhombische und klinorhomboidische System angenommen. — Ref. [4]) hat nachzuweisen gesucht, daß diese Systeme auf rechtwinklichte Axen zurückführbar seyen, wenn sie, mathematisch wenigstens, als die hemiedrischen und tetartoedrischen Gestalten des rhombischen Systems angesehen werden, und daß die Anomalien des klinorhombischen und klinorhomboidischen Systems durch das von Mitscherlich aufgefundene zwischenliegende System des unterschwefligsauern Kalk's vermittelt und ausgeglichen werden.

(Fortsetzung folgt.)

1) Poggendorffs Ann. B. XXVII. St. 2.

2) Ebendas.

3) Elemente der Krystallographie 1833.

4) Schweigger Seidel n. Jahrb. der Ch. B. VII. 1833 S. 153. f.

Regesta sive Rerum Boicarum autographa e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta. Opus cura C. H. de Lang etb.

(Schluß.)

Noch, bereits in das XIV. Jahrhundert vorgerückt, suchen sich die Grundherrlichkeit, die Dynasten, die Abteyen, die Edelleute, als Obereigenthümer, gegenseitig sorgfältig die gleiche Theilung der Kinder ihrer Nutzeigenthümer zu sichern; während heutzutage die Grundherren über eine zahlreiche Nachkommenschaft ihrer Holden und Hintersassen, in eine wahrhaft peinliche Verlegenheit gerathen. Nichts zeugt schlagender, als diese Thatsache, von der gänzlich verrückten Parallaxe im modernen Staatsleben und in der Nationalwirthschaft. Denn nun, nachdem das Geldprincip alle Lebens- und Arbeits- und Erwerbs-Fähigkeit, launig und zufällig, bedingt, gilt der Mensch nicht mehr, was er werth, wie er zu den Lebenskreisen in der Societät und

zum heimathlichen Boden hörig ist. Die Kinder waren sonst ein integrirender Bestandtheil jener ständigen Größen, jener Gebundenheit der Güter, deren ein gesunder und wohlgeordneter Staatskörper in der Landwirthschaft eben so wenig entbehren kann, wie in der Societät überhaupt und in der Verwaltung insbesondere. War doch von jeher wenigstens der fünfte Theil des Bodens zum beliebigen Arrondiren und Austauschen, als walzender Boden, nebenbey zur Hand. Es ist aber merkwürdig genug, nun die Bayerischen Annalen und die Gelehrten Anzeigen der Akademie der W. wegen Anerkenntniß jenes unabweislichen historischen Resultats oder Erfahrungssatzes in der Lebens- und Wirthschafts-Arithmetik des bayerischen Volkes förmlich vor die Assisen — des Octoberfestes geladen zu sehen. *)

S. 174. J. 1310, April: ein reicher Bürger zu Regensburg, Namens Conrad Chrázar kaufte zu dem dortigen Spital mehrere Höfe, damit von den Renten derselben wöchentlich den Siechen in der Zechstube ein Pfund Pfen. verabreicht würde. Bischof Conrad bestätigte diese Stiftung mit der ausdrücklich verhängten Poen, daß die allfällig zuwider handelnden Administratoren (die sich wahrscheinlich mit Bier- und Weindeputaten güthlich thaten), Wasser trinken müßten. Auch in spätern Zeiten würde dieses conservative Princip in vielen Stiftungen seine Wirkung nicht verfehlt haben. Doch, wir wollen den denkenden Lesern und Forschern nicht vorgreifen. Der Vorrede dieses Regestenbandes zufolge (dem Vernehmen nach hat auch schon der Druck des VI. Bandes begonnen, und an Materialien zu noch mehreren Bänden, bis etwa in die Mitte des XVI. Jahrhunderts, fehlt es natürlich nicht) soll zu seiner Zeit ein schon weit vorgerücktes Directorium generale über alle bisher in Druck erschienenen bayerischen Documenten, ausgegeben werden, mit sorgfältiger Nachholung der Formulae Acti et Dati ex Originalibus etc. Nach allem dem, was schon gedruckt vorliegt, dürfte jedoch ein solches General-Directorium allzuweit führen.

Mag sich auch Hr. Baron von Freyberg durch ein sehr tüchtiges Hülfspersonale unterstützt sehen; so kann seine vielseitige Hingebung zur Förderung der bayerischen und teutschen Geschichte, indem er als Vorstand des Reichs-Archivs, als Mitglied und Secretär der historischen Classe der Akad. d. W., als Historiograph des XVII. Jahrhunderts d. h. Max I. und der gesammten bayerischen Territorien, als Fortsetzer der Regesten, als Herausgeber der historischen Denkschriften, und besonderer Sammlungen, archivalischer Schriften, der Mon. b. u. s. w. in Anspruch genommen ist, nur bewundert werden: möge es ihm an Muth und Kraft dazu ferner nicht gebrechen!

v. Koch-Sternfeld.

*) M. s. das Aprilheft des Centralblatts des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern 1836. S. 225 ꝛc.

Reise auf dem Caspischen Meere und in den Caucasus.

(Schluß.)

Am 30. Oct. lief das Schiff wieder in Baku ein. Hier erwartete unsere Reisenden zuerst eine persische Trauerscene. Ihr alter Wirth, ein reicher Perser, starb, mehr vielleicht an der üblen Behandlung seines mohamedanischen Arztes, als an der Heftigkeit seiner Krankheit. Bis zum 6ten Tage dauerte das laute Heulen der Weiber, zum Theil untermischt mit lieblich tönenden Klagegesängen; 50 bis 80 männliche Gäste wurden dabey täglich aufs Reichlichste gespeist, so daß der beym Kochen der Gerichte aufsteigende Rauch auch die Nachbarhäuser erfüllte. Hierauf bis zum 40ten Tage kommen wöchentlich einmal die Weiber zum Heulen, die Männer zum Essen zusammen; am Tage des Todes im nächsten Jahr endet die Trauer.

Am 12. December fiel in Baku der erste Schnee;

in der Nacht gefror es. Der Schnee, mit welchem von jetzt an am Morgen öfters die Dächer bedeckt waren, schmolz meist noch vor Mittag in den warmen Strahlen der Sonne; des Nachmittags stellte sich dann Regen und Nebel ein. Am Neujahrstage war es so trocken und warm, daß man ohne Mantel spazieren gehen konnte; bald kam wieder Regen, der in diesem Monat sich öfters wiederholte und zuletzt von neuem in Schneegestöber mit Frost überging. Die Bewohner von Baku beeiferten sich jetzt, ihre Keller mit Eis oder Schnee zu füllen; hierzu gab aber von neuem und in höherem Grade jene Kälte Gelegenheit, welche plötzlich am 11. Februar mit dem Vollmonde eintrat und welche bis 8° unter dem Gefrierpunkt anwuchs. Um dieselbe Zeit war in Astrachan die Kälte 28° gewesen. Im Februar entwich der Winter aus der Umgegend von Baku; mit dem Anfang des März war der Frühling da.

Interessant sind die Züge, in denen unser Verfasser die Sitten und Gebräuche der Perser beschreibt. Namentlich lernt man, wie das Christenthum erst dem Weibe seine gebührende Ehre, dem häuslichen Glück seine rechte Festigkeit gab. Seit einigen Jahren erst ist jedoch unter den Persern von Baku die Sitte eingerissen, Ehen selbst nur auf etliche Monate, gleichwie Miethen zu schließen, ein Gebrauch, der in den östlicheren Nachbarländern zu den althergebrachten gehört. Nach der Wiederauflösung eines solchen Contractes darf das zu den Ihrigen zurückgekehrte Weib sich von neuem vermählen. Die erste Ehe wird gewöhnlich ohne Mitwirken des Bräutigams durch den Vater von diesem geschlossen, die zweyte durch eigene Neigung geknüpft; doch ist in jener wie in dieser eine solche Neigung so unbeständig, daß die Wahl des Persers bald wieder auf Sklavinnen fällt, weil er selbst ein Sklave der niedrigsten Lust geworden. Für das so zur käuflichen Waare erniedrigte zartere Geschlecht ist die Eifersucht der Männer kein zureichender Schirm der Sittlichkeit; Baku ist ein Wohrsitz der Untreue und Laster, wie etwa die größeren europäischen Städte es sind.

Im Anfange des März 1826 begann unser Reisender seine Wanderungen in die Nachbarschaft der Stadt. Das Dorf Emirhadschan, wo die Bakuschen-Teppiche verfertiget werden, darf sich mit Recht vor vielen andern Orten des Fleißes und der Geschicklichkeit seiner Bewohnerinen rühmen. Diese sind es allein, welche

jene dauerhaften und in der Eintönigkeit ihrer tatarischen Muster dennoch schöne Teppiche weben; so schnell, daß kaum das beobachtende Auge den Bewegungen der geübten Hände folgen kann. Es war jetzt die Zeit gekommen, da bey Sfallian am Kurfluß der Störfang beginnt. Ein Indianer, Olundschon, hat diesen um jährlich 21000 Dukaten gepachtet; ein wohlwollender Mann, der die bedürftigen Reisenden freundlich bewirthet und sie noch mit Caviar auf den Weg versorgt. Das schlechte mit Erde verunreinigte Salz, das ihm die Umgegend liefert, gewährt dem gutmüthigen Mann die Sicherheit der Aufbewahrung für seine Fische, nur auf sehr unzureichende Weise; ein großer Theil der überreichen Beute verdirbt bey der eintretenden Hitze; ein Geschäft, das in Europa mit europäischer Vorsicht betrieben, seinem Unternehmer einen übergroßen Gewinn bringen würde, läßt unsern indischen Pächter kaum auf seine Kosten kommen. Während man in Astrachan im ganzen Jahre nur 20000 Störe fängt, wird in Sfallian in der eigentlichen Zeit des Fanges, die vom März bis in die Mitte May dauert, dann von neuem im August und September sich einstellt, öfters in einem einzigen Tage eine eben so große Menge gefangen. Am vortheilhaftesten ist zur Versendung in die Ferne die Zubereitung des Caviars. Im Spätherbst kommen statt der Störe die Schaaren der Lachse. Unser Verfasser lehrt uns neben der Art des Fanges und der Zubereitung der Fische den merkwürdigen Mann, den schon vorhin genannten indischen Pächter kennen, der jeden besuchenden Fremden so freundlich in sein Haus und in sein Geschäft hineinsehen läßt. Zweymal etwa im Jahre muß diesem Mann sein indischer Koch das Bild einer Kuh und eine hundartige Figur bereiten, welche mit vier brennenden Wachslichtern auf einen Teller gesetzt werden. Der Mann legt Geld hinzu, betet lange vor ihnen, dann wirft er sie ins Wasser. Einmal wenigstens, zuweilen aber auch sechsmal in einer Woche, fastet er so streng, daß er am ganzen Tage nur ein Glas Milch genießt; überhaupt lebt er sehr mäßig. — So möchte sich der Drang unserer Seele nach der Freyheit des Geistes auf alle Art Luft machen; jener Drang zeigt sich überall, wo er nicht durch den Lärmen des Tages übertäubt und gelähmt wird.

Mit dieser Beschreibung des Fischfanges zu Sfallian endigt der erste Band dieser vielfach belehrenden Reisebeschreibung. Möge uns ein baldiges Erscheinen des zweyten Bandes Gelegenheit, nicht bloß zur Fortsetzung dieser Anzeige, sondern zur freudigen Theilnahme an einem für die Wissenschaft gewiß folgenreichen, wohlgelungenen Werke geben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

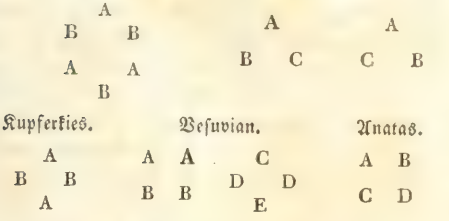
Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Auch Breithaupt scheint der Ansicht zu seyn, daß bey diesen Systemen rechtwinkliche Axen beybehalten werden können. —

Was die Zahl und Abtheilungen der Krystallsysteme betrifft, so sind im Allgemeinen die bekannten unverändert beybehalten worden, doch nimmt Breithaupt [5]) mehrere neue Abtheilungen im rhomboedrischen und quadratischen System an, indem er gefunden hat, daß die Neigung der Flächen an der Quarzpyramide, an den Rhomboedern des Turmalins und den Pyramiden des Kupferkieses, Vesuvians und Anatas nicht alle gleiche Neigung zur Axe haben, sondern in den verschiedenen Fällen sich wie nachstehende Buchstaben verhalten.



5) Schweigger Seidel Jahrb. 1830. H. 12. und 1831 H. 6. Ferner Charakteristik des Mineralsystems. 3te Auflage 1832.

Die Progressionstheorie, wonach alle Primärformen aus thessaralen Gestalten nach der Progressionszahl abgeleitet werden, hat Breithaupt durch Berechnung sämmtlicher Grundgestalten theils näher zu begründen, theils auszuführen versucht und gezeigt, daß die Berechnung mit den directen Messungen sehr wohl übereinstimmt. Wir haben schon bey einer andern Gelegenheit erwähnt, daß sich nach den angenommenen Principien dieser Theorie immer eine solche Uebereinstimmung und also ein passendes Gesetz wird finden lassen, die Winkel mögen seyn, welche sie wollen, daß also damit für die genaue Kenntniß der Krystallformen wenig gewonnen ist.

Für die Bezeichnung der Krystallformen sind wieder einige neue Vorschläge gemacht worden, wovon hier zunächst die des bekannten Krystallographen Kupffer [6]) erwähnt werden soll. Sie besteht hauptsächlich darin, daß in den Zeichen einer Combination nicht die Veränderungen, welche das zum Grunde liegende Axenkreuz erleidet, angegeben werden, wie z. B. bey Weiß, Nauman u. A., sondern, daß die Tangenten der verschiedenen Neigungswinkel der Flächen zunächst verglichen und die Werthe in den sich ergebenden rationalen Zahlen angeschrieben werden. Dazu ist natürlich nothwendig, daß die Kanten der Grundgestalt, an welchen eine Zuschärfung oder Abstumpfung eintritt, besonders bezeichnet werden. Wenn z. B. ein Rhomboeder mit P bezeichnet wird, die Scheitelkanten mit x, die Randkanten mit z und Px für die halbe

6) Handbuch der rechnenden Krystallonomie. St. Petersburg 1831.

Tangente der Neigung der Rhomboederfläche an der Kante x gesetzt wird, so ist mPx die Fläche eines Skalenoeders, die ebenfalls durch die Kante x geht, und deren Neigung gegen eine durch x und die Axe gelegte Ebene eine m mal so große Tangente hat, als die Neigung der Fläche P gegen dieselbe Ebene. Ebenso sind die Flächen eines Skalenoeders, welches die Randkanten von P zuschärft, mit nPz zu bezeichnen, so daß die Tangente des halben Neigungswinkels dieser Flächen an den Kanten z, n mal so groß ist, als die der Flächen P an denselben Kanten. Daher wird $_{\infty}$Px die Fläche des nächst stumpferen diagonalen Rhomboders, $_{\infty}$Pz das normale hexagonale Prisma bedeuten. — Diese Methode hat vor andern den Vortheil voraus, daß man unmittelbar aus dem Zeichen ersehen kann, welche Kanten eine Grundgestalt durch eine secundäre verändert, und wie sie verändert werden, sie hat aber den Nachtheil, daß die Veränderung des Axenkreuzes der Grundgestalt nicht daraus ersehen wird und giebt daher bey weitem nicht das schöne Bild des Zusammenhangs der Formen, wie die bekannten Krystallbezeichnungen. Auch bekommt eine Gestalt fast immer ein anderes Zeichen, wenn sie in einer andern Combination auftritt, wenn nicht wieder besondere Reductionen auf die eine Grundform statt finden.

Einige andere, von Ritgen[7]) vorgeschlagene Bezeichnungen geben nur annähernd das Verhältniß an, in welchem combinirte Gestalten gegenseitig stehen. So ist z. B. im quadratischen System die Grundgestalt mit $\overset{\times}{P}$ bezeichnet, die Pyramiden mit kürzerer Axe bey gleicher Basis in der parallelen Stellung mit $\overset{\cup}{P}$, die mit längerer Axe mit $\bar{P}$, das Dioctaeder mit $P^{\cup}$, weil die Basis desselben aus der Quadratpyramide durch Hervortreten, der sogenannten Mittelkantenzwischenaxenenden (!) mit „schwacher Erhebung“ construirt wird. Wird diese „Erhebung eine hohe,“ so entstehen die Quadratpyramiden von diagonaler Stellung, welche mit P^{-} bezeichnet werden. So entsteht folgendes Schema für die vollflächigen Gestalten dieses Systems:

$\overset{o}{P}$	$\overset{\cup}{P}$. . . .	$\overset{\times}{P}$	$\bar{P}$	$\overset{\infty}{P}$
$P^{\cup}$ . . .	$P^{\cup}$. . . .	$P^{\cup}$. . . .	$\bar{P}^{\cup}$. . . .	$P^{\cup}$
$\overset{o}{P^{-}}$ . . .	$\overset{\cup}{P^{-}}$. . . .	$\overset{\times}{P^{-}}$. . . .	$\bar{P}^{-}$. . . .	$\overset{\infty}{P^{-}}$

Die ganze Bezeichnung fällt größtentheils mit der Naumann'schen zusammen, ohne der diese auszeichnenden wissenschaftlichen Strenge und Eleganz theilhaftig zu seyn. Uebrigens ist die Entwicklung schon wegen der gebrauchten Terminologie einem Anfänger gewiß sehr unverständlich. So wird z. B. die Quadratpyramide von abnormer Flächenstellung eine hoch hohl halb aufgesetzte Tetragonalpyramide genannt, welche durch Hervortreten der Mittelkantenbeyachsenenden mit abwechselnder Uebersprungung je eines der Enden aus der Grundgestalt entsteht. Das Rhomboeder erscheint nach der Ableitung als eine niedrig hohl halb aufgesetzte Hexagonalpyramide ꝛc.

Zur genauern Kenntniß der Krystallisation einzelner Mineralien haben Beyträge geliefert: Zippe[8]) die Hemiedrie an Krystallen des Wernerits und Molybdänbleyspaths nachweisend; G. Rose[9]) über die Form der Mesotype, welche nicht zum rhombischen, sondern zum klinorhombischen System gehört, über die Krystalle des Silberkupferglanzes, des Plagionits, des gediegenen Silbers, Kupferantimonglanzes und Osmiridiums; Naumann[10]) über Hemiedrie und Hemimorphie des molybdänsauern Bleyoxyds. Es wird ein auffallendes Beyspiel von Hemimorphie angeführt, wo an den verschiedenen En-

7) Leonhards und Bronns Jahrb. f. Min. und Geogn. 1833. S. 266.

8) Isis 1833 S. 389.

9) Elemente der Krystallographie, Poggendorffs Ann. B. 28. p. 421. B. 29. p. 452. B. 25. St. 2.

10) Poggendorffs Ann. B. 34, 24 u. 31.

den eines Krystalls verschiedene Pyramiden auftreten; über die Krystallform des Goldes und Speißkobalts; Weiß [11]) über die Ableitbarkeit der Krystallisation des Staurolithe aus dem thesseralen System; Kaiser [12]) über einen Cyklus von 12 Zwillingsgesetzen der Krystalle der 1 u. 1gliedrigen Feldspathe; ferner Breithaupt, dessen Beobachtungen zum Theil in seiner Charakteristik des Mineralsystems 3te Auflage 1832 gesammelt sind, Neumann, Nordenskiöld, Haidinger, Quenstedt, Senff, Sukow u. a.

Für die Theorie der Kristallbildung sind dynamische Ansichten von Uhde [13]) und Weiß [14]) aufgestellt worden. Nach dem ersteren erzeugen die Axenthätigkeiten der Cohäsionskräfte, indem sie, wie die bewegende Kraft, nach dem Gesetze des sogenannten Parallelogramms der Kräfte wirken, mittlere Kräfte oder abgeleitete Axenthätigkeiten; diese nach demselben Gesetze wieder andre u. s. f. Das Gesammtresultat derselben sind die mannigfaltigen Flächenbildungen der Krystallsysteme. In der Weiß'schen Theorie scheint etwas diesem Widersprechendes zu liegen, weil von krystallonomisch mittleren Richtungen, als den Resultaten zweyer zusammensetzenden, gesprochen wird, welche, wenn man letztere als bewegende Kräfte denkt, nicht in die Diagonale des Parallelogramms fallen, sondern auf der Hypothenuse rechtwinklicht stehen, womit diese, von einem gemeinschaftlichen Puncte aus wirkend, verbunden werden können. Für diesen Satz ist übrigens kein Beweis beygefügt. Der krystallinische Zustand besteht nach Weiß darin, daß die Masse verschieden wirkt nach verschiedenen Richtungen im Raume; und zwar mit einem bleibenden bestimmten Unterschiede, welcher an die verschiedenen Richtungen gebunden ist. Das Flüßige kommt aber mit dem Zustande überein, wo die Masse nach allen Richtungen im Raume gleichförmig sich verhält und wirkt. — Für das verschiedene Wirken der krystallinischen Masse nach verschiedenen Richtungen (für die verschiedene Stärke ihres Cohärirens) liegt ein evidenter Beweis in der blättrigen Struktur und Art der Spaltbarkeit der Krystalle. —

Uebrigens müßen wir auf die Arbeiten selbst verweisen. —

Einige interessante Erscheinungen, welche sich auf Krystallbildung beziehen, sind von Richter [15]) beobachtet werden. Er führt mehrere Fälle an, wo an einem und demselben Krystall der innere Theil anders gefärbt war, als der äußere, und zwar so, daß die Farbe bald dünnern, bald dickern Lagen angehörte, welche als zusammengehörige Flächen erscheinen. So fand er z. B. an einem weingelben Flußspathwürfel im Innern violblaue Quadrate, an einem andern war der Kern weingelb und die Oberfläche pflaumenblau gefärbt. Er erwähnt solcher Krystalle, wo Hexaeder von grüner Farbe rosenrothe Oktaeder einschließen, oder Dodecaeder von schwärzlichblauer Farbe ihren Kern bilden, und einen Pyramidenwürfel von blaulichgrauem Flußspath, mit einem cuboctaedrischen Kern von dunkel violblauer Farbe. Diese Krystalle lassen sich nicht anders erklären, als durch ungleichzeitige Bildung, und diese ist besonders da merkwürdig, wo die Fortentwicklung zu einer andern, als der anfänglichen Gestalt führte. Aehnliche Erscheinungen, wie sie der Flußspath darbietet, zeigen auch Kalkspath, Apatit, Gyps, Eisenspath, Manganspath, Quarz, Feldspath, Korund, Topas, Axinit, Turmalin, Zinnstein u. m. a.

(Fortsetzung folgt.)

11) Abhandl. der Berliner Akad. 1831.

12) Poggendorfs Ann. B. 34.

13) Versuch einer genetischen Entwicklung der mechanischen Krystallisationsgesetze ꝛc. Bremen 1833.

14) Abhandl. der Berl. Akad. v. Jahre 1832. Vorbegriffe zu einer Cohäsionslehre. Phys. Classe S. 57. ff, Berlin 1834.

15) Baumgartners Zeitschrift für Physik B. II. S. 111. Leonhards Jahrb. 1834. S. 548 ff.

Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg par divers savans; et lus dans ses assembleés. Tome II. 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).

Aus gleichem Grunde, wie bey den oben angezeigten Abhandlungen der kaiserlich russischen Akademie d. W. zu St. Petersburg selbst geben wir nur von den letzten zwey Heften des vorliegenden Bandes ausführlichere Anzeigen. Die ersten vier enthalten nachstehende Aufsätze:

Ueber einige noch unbeschriebene Vögel von der Insel Luzon, den Carolinen und den Marianen; par M. de Kittlitz (mit 10 col. Tafeln) p. 1—10. — Bemerkungen über die Vulkane der Halbinsel Kamtschatka, gesammelt auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1826 bis 1829 auf der Brigg Senjawin unter der Leitung des Russisch-Kaiserlichen Flottkapitäns und Ritters Friedrich von Lütke; par M. Postels. (mit 7 Steindrücken) p. 11 — 28. — Beantwortung der von der kaiserl. Akademie d. W. in St. Petersburg i. J. 1829 aufgestellten technologischen Preisfrage, die Sodafabrication betreffend; par. M. Prückner; p. 29 — 48. — Déduction des équations de l'équilibre des fils élastiques au moyen d'une méthode nouvelle; par M. de Schulten. p. 49 — 74. — Enumeratio plantarum, anno 1831 in China boreali collectarum; par M. Bunge. p. 75 — 148. — Perothis, ein neues Genus der Cephalopoden; par M. Rathke, p. 149 — 170. — Beschreibung der Anchinia, einer neuen Gattung der Mollusken; par le même (zu letztern beyden Abhandlungen 2 Tafeln); p. 177 — 180. — Ueber die Ameisensäure. Beyträge zur analytischen Chemie; par M. Göbel. p. 181 — 198. — Ueber die Geflechte, in welche sich einige größere Schlagadern der Säugethiere früh auflösen; par M. Baer. (Mit 1. kol. Tafel). p. 199 — 212. Mémoire sur les machines à vapeur; par M. Bozaine (mit 3 Tafeln). p. 213 — 268. — Mémoire sur l'évaluation de la force expansive de la vapeur, et sur les avantages qu'on peut en tirer, pour augmenter la puissance des machines dans lesquelles on la fait agir comme moteur; par M. Bazaine. p. 269 — 288. — In quaestionem de collisione corporum solidorum latissimo sensu acceptam disquisitio; par M. Schultén (mit 1 Tafel), p. 289 — 312. — Note sur la manière la plus convenable de déterminer la signification géométrique des équations du second degré à trois variables; par le meme p. 313 — 321.

Die letzten 2 Hefte enthalten:

I. Zoologische Abhandlungen.

1) Beschreibung der Oceania Blumenbachii, einer bey Sevastopol gefundenen leuchtenden Meduse, von Dr. H. Rathke. (S. 321 — 329 mit 1 Tafel).

In der tief in das Land eindringenden, geräumigen und von seligten Ufern umgebenen Bay, welche in der Krym den Kriegshafen von Sevastopol bildet, bemerkt man nicht selten am Abende und in der Nacht, wenn das Wasser durch irgend etwas, z. B. durch den Schlag der Ruder eines Bootes, stark bewegt wird, in der bewegten Masse ein Leuchten von ungemein grosser Stärke. Als der Verf. sich im April 1833 in Sevastopol aufhielt, suchte er sich solches leuchtendes Wasser zu verschaffen, in welchem jedoch Dr. Kutorga, der es untersuchte, weiter Nichts als ein einziges Cyclops ähnliches Thierchen fand. Später kam der Verf. der Ursache des Leuchtens näher auf die Spur. Dieses nämlich zeigte sich im Meere, so wie eingefüllt in einem Glase, nur dann, wenn das Wasser in Bewegung gebracht war, in der Ruhe kam es nicht zum Vorschein. Wurde das Wasser aber in Bewegung gesetzt, so sprühten viele helleuchtende Kugeln von weißlichgelber Farbe und einem Durchmesser von 2 — 3 Linien auf, die wenige Secunden nach ihrem Sichtbarwerden wieder erloschen. Bey genauer Durchsuchung einer mit nach Hause genommenen Quantität dieses Wassers fand sich außer 2 Cyclopen und mehreren sehr kleinen Infusorien eine beträchtliche Anzahl Medusen von geringer Größe, aber zierlicher Form. Diesen schrieb der Verfasser das Leuchten zu, da sie einerseits mit dem am Abend vorher wahrgenommenen leuchtenden Körpern eine ziemlich gleiche Größe und Form hatten, anderntheils auch in beträchtlicher Anzahl vorhanden waren. Ob auch die cyclopenähnlichen Thierchen zum Leuchten beygetragen haben, läßt er unentschieden; die Infusorien schließt er jedoch davon aus. Die Meduse selbst gehört zur Gattung Oceania, und scheint, wenn sie nicht mit der ungenügend beschriebenen O. flavidula von Péron identisch ist, eine neue Art zu seyn, welcher der Verf. den Namen O. Blumenbachii giebt, und folgende Diagnose entwirft: O. campanulata, margine integerrimo, tentaculis 24 filiformibus ad peripheriam.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Auf galvanischen Wege hat Bequerel [16]) Krystalle von Silberglanz, Kupferglanz, Zinkblende, Schwefelkies und Vivianit hervorgebracht. —

Zur Kenntniß der Pseudomorphosen sind von Zippe [17]) Beyträge geliefert worden. In den Przibramer Gängen fand er Eisenkies, Quarz und Brauneisenerz nach Formen von Baryt, Braunspath nach Formen von Kalkspath; in den Gängen von Mies Pyromorphit nach Formen von Bleyglanz (das Umgekehrte von den bekannten Bleyglanzkrystallen nach Formen des Pyromorphits), Quarz nach Formen von Kalkspath und nach hemiprismatischen Krystallen eines noch unbekannten Minerals; in den Gängen von Joachimsthal Eisenkies nach Formen von Sprödglaserz und Rothgültigerz. Glocker [18]) beobachtete Brauneisenerz in Formen von rhombischem Eisenkies (Tarnowitz in Schlesien), und Quenstedt [19]) Serpentin von Snarum in deutlichen Afterkrystallen von Olivin.

Auf einen bisher wenig beachteten Zustand des Starren hat Fuchs [20]) aufmerksam gemacht. Man war bisher gewohnt, die sogenannten dichten Mineralien als Aggregate unendlich kleiner Krystallindividuen anzusehen und bey sehr vielen ist auch diese Ansicht die richtige, indem sich die Uebergänge derselben zu den Krystallen in den zwischenliegenden krystallinischen Massen, welche aus erkennbaren Individuen zusammengesetzt sind, nachweisen lassen. Es giebt aber nach Fuchs auch dichte Massen, welche sich in dem vollkommen unkrystallinischen Zustande befinden, welchen er amorphen nennt. Dahin gehören z. B. der Opal, Obsidian, Pechstein, Bimestein und Perlstein, Allophan, Pfilomelan, Thraulit, Uranpecherz, und viele andere; unter den chemischen Erzeugnissen der Mineralkermes, lange geschmolzener und in Wasser gegossener Schwefel, glasige arsenichte Säure, Queckſilbermohr und alle schleimigen und gallertartigen Niederschläge. — Der amorphe Zustand ist von wesentlichem Einfluß auf das chemische Verhalten und begünstigt im Allgemeinen die Einwirkung chemischer Agentien auf nassem Wege. So ist der Opal (die amorphe Kieselerde) in Kalilauge ziemlich leicht auflöslich, während der Quarz (die krystallisirte Kieselerde) nur schwer angegriffen wird, so werden geschmolzener (amorpher) Granat und Vesuvian von Säuern leicht zu Gallerte aufgelöst, während sie denselben im krystallisirten Zustande hartnäckig widerstehen. Daraus geht neuerdings hervor, was die Chemiker schon oft

16) Annal. de Chim. T. LIII 1833. p. 105. L'Institut T. I. 1833. p. 274. Glockers Jahreshefte 3.

17) Verhandlungen der Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen. Prag 1832. S. 43. Leonhards Jahrb. 1834. p. 553.

18) Jahreshefte 1 u. 2. S. 42.

19) Poggendorffs Ann. B. 36. 1835. S. 370.

20) Bayerische Annalen 1833. Nr. 51. Schweigger Seidel N. Jahrb. d. Chem. u. Phys. B. VII. H. 7 u. 8. Poggendorffs Ann. B. 31. p. 577 ff.

beobachtet haben, daß die Krystallisation, wie eine repulsive Kraft, der chemischen Verbindung der Körper entgegenwirke, und Fuchs gelangt weiter zu dem wichtigen Schluße, daß jeder chemischen Verbindung die Entstaltung oder Deformation der Mischungstheile vorausgehen müße. Der amorphe Zustand kann aber, wie der krystallinische, ebensowohl auf trocknem, wie auf nassem Wege hervorgebracht werden, und man kann die Entstehung auf dem erstern die Verglasung (Vitrificatio), die auf dem letztern aber die Gerinnung (Coagulatio) nennen. — Amorphe Körper zeigen sehr häufig einen schnelleren oder langsameren Uebergang in den krystallinischen Zustand und Fuchs hält namentlich das Erglühen gewisser Körper in einer bestimmten Temperatur, mit welchem sie ihre frühere Auflöslichkeit ganz oder großentheils verlieren, für eine Erscheinung, welche in dem Uebergang vom amorphen zum gestalteten Zustande ihren Grund hat. Der amorphe Zustand bedingt aber nicht nur ein verschiedenes, chemisches Verhalten, auch wesentliche Veränderungen im spec. Gewicht, in der Härte, Strahlenbrechung u. a. physischen Eigenschaften werden dadurch hervorgerufen. Fuchs ist demnach der Ansicht, daß man amorphe und krystallisirte Mischungen nicht als derselben Species angehörig betrachten könne, und schlägt vor, die ersteren Afterspecien zu nennen, weil die Gestaltlosigkeit keine positive Eigenschaft sey und, da also den gestaltlosen Körpern ein Merkmal der specifischen Differenz fehle, sie mit den gestalteten nicht in gleichen Rang gesetzt werden könnten.

In Beziehung auf die übrigen physischen Eigenschaften sind die Verhältnisse der Härte Gegenstand der nähern Untersuchung geworden. Das vorzüglichste Resultat der darüber von Frankenheim [21]) angestellten Versuche ist, daß alle krystallographisch gleichartigen Flächen einerley Härte haben, daß aber auf jeder Fläche die Härte in verschiedenen Richtungen ungleich ist, und sich vorzüglich in der Richtung der Diagonalen anders verhält, als in der Richtung der Seiten, und daß unter ungleichartigen Flächen die geringste Härte immer derjenigen zukommt, welcher der vollkommenste Blätterdurchgang entspricht. So sind z. B. am Flußspath die Oktaederflächen weicher, als die Würfelflächen, am Kalkspath die des Prisma's härter, als die des Spaltungsrhomboeders ꝛc. Die mittlere Härte eines Krystalls ist also immer größer, als die auf Spaltungsflächen beobachtete. — Das specifische Gewicht der meisten Mineralien ist durch Breithaupt [22]) neu bestimmt worden.

Ueber den Einfluß der Electricität auf die Phosphorescenz der Mineralien sind von Pearsall [23]) Versuche angestellt worden. Er fand, daß durch elektrische Schläge Mineralien in der Wärme phosphorescirend wurden, welche es für sich nicht waren, und daß Flußspath, welcher durch Glühen seine Eigenschaft zu phosphoresciren verloren hatte, diese durch Elektrisiren wieder erhielt. Dabey zeigte sich auch die auffallende Erscheinung, daß von der Zahl der elektrischen Schläge verschiedene Farben des phosphorischen Lichtes hervorgerufen wurden, und daß einige Flußspathe, deren Farbe durch Erhitzen verschwunden war, dieselbe auf einige Zeit durch Elektrisiren wieder erhielten.

Den wichtigen Verhältnissen des Isomorphismus und Dimorphismus hat man besondere Aufmerksamkeit geschenkt und die Erfahrung hat dabey manchen schönen Beweis geliefert, wie durch umfassende Vergleichung und zweckmäßige Experimente

21) Die Lehre von der Cohäsion. Breslau, 1835.

22) Schweigger-Seidel. Neue Jahrbücher für Chemie und Physik. 1833. H. 16 und 18. Erdmanns und Schweiggers J. IV. 272.

23) Baumgartners Zeitschrift Bd. IX. 1831. S. 234. Glockers Jahreshefte 1 u. 2. S. 61 ff.

manche anomale Erscheinungen der Krystallisation in Beziehung auf die Mischung in Einklang gebracht werden können. Betreffend den Isomorphismus, so hat G. Rose in seiner Krystallographie einen Ueberblick der bis jetzt bekannten isomorphen Mineralien gegeben.

Es sind folgende Gruppen erkannt worden:

I. Im thesseralen System: 1. Kupfer, Silber, Gold, Goldsilber, Platin, Amalgam. 2. Bleyglanz, Selenbley, Selenkobaltbley, Selenquecksilberbley, Selensilberbley. 3. Spinell, Zeilanit, Gahnit, Magneteisenerz, Franklinit, Chromeisenerz. 4. Almandin, Kanelstein, Grossular, gemeiner Granat, Melanit, Managangranat, Rothhoffit. 5. Lasurstein, Hauyn, Nosin. 6. Kupferfahlerz, Silberfahlerz. 7. Kobaltglanz, Nickelglanz, Nickelantimonglanz.

II. Im quadratischen System: 1. Zinnstein, Rutil. 2. Uranit, Chalkolith. 3. Scheelit, Scheelbleyerz, Molybdänbleyerz.

III. Im hexagonalen System: 1. Apatit, Pyromorphit, arsenikfaures Bleyoxyd. 2. Nephelin, Davyn. 3. Tellur, Antimon, Arsenik. 4. Antimonsilberblende, Arsenikfilberblende. 5. Corund, Eisenglanz, Titaneisen von Arendal, Ilmenit. 6. Kalkspath, Bitterkalk, Talkspath, Mesitinspath, Manganspath, Eisenspath, Zinkspath.

IV. Im rhombischen System. 1. Antimonglanz, Operment. 2. Witherit, Strontianit, Arragonit, kohlenfaures Bleyoxyd. 3. Olivenit, Libethenit. 4. Kaliharmotom; Barytharmotom. 5. Baryt, Cölestin, Bleyvitriol. 6. Bittersalz, Zinkvitriol.

V. Im klinorhombischen System: 1. Vivianit, Kobaltblüthe. 2. Zoisit, Pistazit, Mangan-epidot, Buklandit. 3. Diopsid, Sahlit, Hedenbergit, Augit, Rothbraunsteinerz, Akmit, Diallage, Broncit, Hypersthen, Uralit, Tremolit, Anthophyllit, Strahlstein, Hornblende. 4. Natrolith, Mesolith, Skolezit.

VI. Im klinorhomboidischen System: Albit und Periklin.

Vergleicht man die Krystallisation der in jeder Gruppe befindlichen Mineralien, so ersieht man, daß sie nicht nur gleich, d. h. auf gleiche Stammform bezüglich ist, sondern man erkennt auch, daß dabey dieselben Verhältnisse der Blätterdurchgänge vorkommen. Es scheint daher das Gesetz zu bestehen, daß vicarirende Verbindungen nicht nur relativ gleiche äußere, sondern auch gleiche innere, d. h. Spaltungsform besitzen.

Außer diesen isomorphen und analog zusammengesetzten Mischungen hat man noch mehrere andere gefunden, welche zwar auch isomorph sind, aber sonst keine chemische Aehnlichkeit besitzen, die auf ein gegenseitiges Vertreten derselben schließen lassen könnte. Seit längerer Zeit kennt man hinlängliche Beyspiele im thesseralen System. Ref. hat deren auch mehrere in den monoaxen Systemen nachgewiesen, wie Apophyllit und Anatas; Eisenglanz, Kalkspath, Kuddelophom und Kupferglimmer; Kupferkies und Braunit; Kupferglanz und Cordierit, Tinkal und Augit ꝛc.; Breithaupt hat noch einige dazu gefügt und das neueste Beyspiel liefert der Oerstedtit Forchhammers, [24]) welcher mit dem Zirkon isomorph ist, ohne damit die geringste chemische Aehnlichkeit zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg par divers savans; et lus dans ses assembleés. Tome II. 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).

(Fortsetzung.)

2) Ueber einige auf der Halbinsel Taman gefundene fossile Knochen, von Dr. H. Rathke. S. 331 — 336 mit 1 Tafel.

Als der Verf. zu Kertsch das Museum für Alterthümer besuchte, bemerkte er daselbst mehrere fossile Knochen, die auf dem gegenüber liegenden Theile von

24) Karstens Archiv für Miner. Band VIII. H. 1. 1834. S. 229.

Asien, der Halbinsel Taman, gefunden wrdeon. Das Wichtigste darunter ist ein Schädel von einem Thiere aus der Familie der Walle, an dem nur der Unterkiefer, der Zwischenkiefer und der vordere größere Theil der Oberkieferbeine fehlen. Am ähnlichsten findet der Verf. dieses Fragment dem Schädel der jetzigen Balaenopteren, insbesondere aber, theils wegen der nur ganz allmähligen Verschmälerung von hinten nach vorne, theils wegen der großen Flachheit des Hinterhauptes, dem der B. boops und B. rostrata. Doch kommen an ihm Verhältnisse der Form und des Maaßes vor, wie sie weder bey dieser noch bey einer andern Art der jetzt lebenden Balaenopteren statt zu haben scheinen.

Die übrigen fossilen Knochen im erwähnten Museum stammen fast alle vom Elephanten her.

3) Coleopterorum ab illustrissimo Bungio in China boreali, Mongolia et montibus Altaicis collectorum, nec non ab ill. Turczaninoffio et Stchukino e provincia Irkutzk missorum illustrationes. Auctore Fr. Faldermann (S. 337 — 464 mit 5 kolorirten Steindrucktafeln).

Unter den in der Provinz Irkutzk, der Mongolen, dem nördlichen China und dem Altaigebirge von den oben genannten Sammlern zusammengebrachten Coleopteren hat Faldermann 101 Arten aufgefunden, welche er für neu ansieht und in dieser Abhandlung beschreibt. Darunter sind

1) Pentamera, und zwar:
   a) Carabici mit 11 Arten.
   b) Sternoxi „ 3 „
   c) Nerophagi „ 3 „
   d) Lamellicornes mit 16 „
2) Heteromera mit 31 „
3) Tetramera und zwar
   a) Curculionides mit 11 „
   b) Capricornes „ 5 „
   c) Chrysomelinae mit 11 „
4) Trimeria „ 10 „

Fünf neue Gattungen sind durch diese Arbeit zugleich dem Verzeichnisse der Coleopteren hinzugekommen, nämlich Trematodes, Idiocnema und Estenomenus bey den Pentomeren, Leptomorpha bey den Heteromeren, und Cyrtognathus bey den Tetrameren. Auf den gutgearbeiteten 5 Tafeln sind diese neuen Gattungen mit den Analysen, außerdem noch mehrere von den neuen Arten dargestellt.

4) Ueber einige Vögel von Chili, beobachtet im März und Anfang April 1827, durch F. H. v. Kittlitz. Fortsetzung (S. 465 — 572) mit 5 kolorirten Tafeln.)

Als 5 neue Vogelarten aus Chili werden aufgeführt: Tamnophilus lividus, Sturnus aterrimus, Alauda fissirostris, Fringilla arvensis und Anas chalcoptera.

II. Botanische Abhandlungen.

1) Verzeichniß der im Jahre 1832 im östlichen Theile des Altai-Gebirges gesammelten Pflanzen. Ein Supplement zur Flora altaica von Al. v. Bunge. (p. 523 — 608.)

Der gelehrte Hr. Verf., rühmlichst bekannt durch seine früheren Reisen mit Ledebour im Altaigebirge und mit der Karawane in China, besuchte den östlichen Theil der eben erwähnten Gebirgskette zum zweyten Male im Sommer 1832 und giebt hier die Resultate seiner Ausbeute, als Nachtrag zur Flora altaica. Unter den 566 aufgeführten Arten sind viele neue aufgezählt. Natürlich ist die Arbeit keines Auszugs fähig, nur was der Herr Verf. über die Gattung Potentilla äussert, erlauben wir uns kurz zu erwähnen. Er glaubt nämlich, sich durch vielfache Beobachtungen an lebenden wildwachsenden Pflanzen überzeugt zu haben, daß namentlich in der Abtheilung mit gefiedert zerschnittenen Blättern von einigen Autoren neuerer Zeit viel zu viele Arten gesondert worden seyen. Von Potentilla viscosa fänden sich durch die pensylvanica, strigosa, conferta, approximata, sericea, dasyphylla, songarica, multifida bis zur verticillaris alle Uebergänge, mediantibus varietatibus nec non innumeris a cel. Lehmann, in hac re facillimo, sic dictis speciebus novis americanis. Durch Vergleichung der Prescott'schen Sammlung, welche alle in Nordamerika neuerlichst entdeckte Arten enthalte, sey er nämlich auch zur Gewißheit gelangt, species hujus categoriae, ab auctoribus, inter quos cel. Lehmann excellit, constitutas, maxima ex parte factitias esse. Wir stimmen im Allgemeinen vollkommen der Meynung bey, daß in der Gattung Potentilla gegenwartig zu viele Arten aufgestellt seyen, ob aber die Vereinigung derselben so gar weit getrieben werden dürfe, und ob des Hrn. Verfassers vorgeschlagene Kennzeichen, insofern sie auf Gestalt des Kelches und der Deckblättchen und der Farbe der Blumenkrone beruhen, sich konstanter bewähren möchten, als die bisher angewandten, wagen wir doch nicht zu entscheiden. Die artenreichsten Familien sind auch in diesem Nachtrage, wie früher in der Flora altaica selbst, Caryophyllaceae, Cruciferae, Labiatae, Leguminosae, Ranunculaceae, Rosaceae, Scrofularinae, Synantereae, Umbelliferae.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Daraus ergiebt sich ein richtiger Satz, nämlich:

daß die Krystallreihen verschiedener nicht vicarirender Species in vielen Fällen gegenseitig ableitbar sind, auch wenn sie zu den monoaxen Systemen gehören;

(bisher hatte man das Gegentheil angenommen) und daß daher in diesen Systemen Isomorphismus nicht zu dem Schlusse auf chemische Aehnlichkeit berechtigen kann.

Es wird deshalb für die Zukunft nothwendig einen Unterschied zwischen isomorph und vicarirend zu machen. Vicarirende Mischungen und Mischungstheile sind immer isomorph, (oder isodimorph) — isomorphe (d. h. gleichgestaltete) aber sind nicht immer vicarirend.

Daß gleiche und vicarirende Mischungen dimorph vorkommen können, haben wieder mehrere Erfahrungen gelehrt, während andere gezeigt haben, daß bisher beobachtete Mischungen solcher Art von verschiedener Form, auch isomorph vorkommen.

Hr. Rose hat durch genaue Analysen der Fahlerze gezeigt, daß die silberhaltigen stöchiometrisch dieselbe Zusammensetzung haben, wie die nichtsilberhaltigen, wenn man die Verbindung $\dot{A}g$ mit $\dot{C}u$ vicarirend annimmt. Dieser Annahme stand aber vorzüglich die verschiedene Krystallisation des Glaserzes und des Kupferglanzes entgegen, da ersteres thesseral, das letztere aber rhombisch krystallisirt. Ausserdem mußte der Analogie wegen das Mischungsgewicht des Silbers nur halb so groß genommen werden, als bisher geschah. Nun haben aber Versuche von Mitscherlich [25]) und G. Rose gezeigt, daß man durch Schmelzen von Kupferglanz auch Oktaeder erhalten könne, wie sie natürlich im Glaserz vorkommen und G. Rose hat erkannt, daß der Silberkupferglanz $\dot{C}u\ \dot{A}g$ mit dem Kupferglanz $\dot{C}u$ isomorph sey. Durch diese Beobachtungen erklärt sich nun vollkommen das Vicariren von Schwefelkupfer und Schwefelsilber in den Fahlerzen und es wird deshalb das Atomengewicht des Silbers nur halb so groß angenommen, als früher. Daß gediegen Antimon und Arsenik isomorph sind, hat Breithaupt gezeigt und daß ihre Verbindungen mit Schwefel als $\dddot{R}$ vicariren, haben viele Analysen erwiesen, wenn auch wirkliche Isomorphie von Antimonglanz und Operment bis jetzt nicht genau auszumitteln war. Entgegenstehend waren aber die Krystallisationen der analogen Verbindungen von $\ddot{A}s$, arsenichte Säure, und $\ddot{S}b$, Antimonoxyd, weil man die erstere nur in thesseralen, letztere nur in Formen des rhombischen Systems kannte. Nun hat Wöhler [26]) diese Anomalie ausgeglichen, indem er Krystalle von arsenichter Säure beobachtete, welche nach Mitscher-

25) Poggendorffs An. B. 28. 1833. S. 427.

26) Poggendorffs An. 1832. B. 26. Nro. 9.

lich mit denen des Antimonoxyds sehr nahe übereinstimmen. Umgekehrt haben G. Rose und Mitscherlich auch das Antimonoxyd in oktaedrischen Krystallen beobachtet.

Solche Erfahrungen zeigen, wie die Wissenschaft gefördert wird, wenn man nicht einseitig zu Werke geht, und liefern immer neue Beweise, wie Krystallographie und Chemie sich die Hand bieten müssen, wenn die Mineralogie vorwärts kommen soll. Hierher gehört ferner die interessante am Junkerit gemachte Beobachtung Dufrenoy's, [27]) daß das kohlensaure Eisenoxydul, welches gewöhnlich rhomboedrisch krystallisirt, auch in Formen des rhombischen Systems vorkommt, und zwar in solchen, welche mit der Krystallisation des Arragonits isomorph sind. Man hat also ein zweytes Beyspiel, welches die Isomorphie dieser Carbonate in zwey Krystallsystemen bestätigt, und ein drittes liefert der Plumbocalcit Johnston's, [28]) welcher rhomboedrisch in der Form des Kalkspaths krystallisirt und aus kohlensaurem Kalk und kohlensaurem Bleyoxyd zusammengesetzt ist.

Mehrere noch nicht erklärte Anomalien der Krystallisation vicarirender Mischungen dürften ebenfalls im Dimorphismus ihren Grund haben. Dahin gehört die Krystallisation des Braunit $= \dddot{M}n$, welcher nicht rhomboedrisch, wie das Eisenoxyd krystallisirt, sondern in Formen des quadratischen Systems. Ferner die Krystallisation des Hausmannit $= \dot{M}n + \dddot{M}n$. welche nicht thesseral, wie das analoge Magneteisenerz, der Spinell ꝛc. sondern auch quadratisch krystallisirt. Auch der Kupferantimonglanz zeigt nicht den Isomorphismus mit dem Myargyrit, welcher der Mischung gemäß statt finden sollte. Er ist $\dot{C}u\,\dddot{S}b$ und krystallisirt rhombisch; der Myargyrit ist $\dot{A}g\,\dddot{S}b$, krystallisirt aber klinorhombisch. Aehnlich verhält es sich mit dem Scheelit $\dot{C}a\,\ddot{W}$ und dem Wolfram $\left.\begin{matrix}\dot{F}\\ \dot{M}n\end{matrix}\right\}\ddot{W}$, der erstere krystallisirt quadratisch, das letztere klinorhombisch.

Die Schlüsse, welche Breithaupt [29]) aus dem Vorkommen der Thonerde in den Amphibolen folgert, daß Thonerde und Eisenoxyd mit Talkerde, Kalkerde, Eisenoxydul ꝛc. vicariren und isomorph seyn können, sind unrichtig, da wohl ein Vicariren der Thonerde mit der Kieselerde in diesen Verbindungen indicirt ist, bey der Annahme eines Vicarirens derselben mit der Kalkerde ꝛc. aber eine ganz verschiedene Mischung entstehen würde. Seine Annahme, daß Schwefel, Arsenik und Antimon isomorph seyen, und trimorph vorkommen, bedarf einer näheren Untersuchung. So weit die Winkel vom Arsenikkies und rhombischen Eisenkies bekannt sind, zeigen sie zu merkliche Abweichungen, um für isomorph oder homöomorph im engern Sinne gehalten werden zu können. Breithaupt führt selbst an: Eine große Differenz unter den Prismen besteht allerdings, man hat sich jedoch hiebey mehrerer Umstände zu erinnern. So können bey andern Krystallisationssystemen die Prismen gar nicht für Homöomorphie in Betracht kommen. Es weichen ferner die Domen der Brachydiagonale nur wenig von einander ab ꝛc. — Was aber Breithaupt Prismen nennt, können eben so gut Domen seyn und umgekehrt. Es kommt nur auf die Stellung an, die man dem Krystall geben will. Auch erkennt er den Isomorphismus von Magnetkies, Haarkies, Arsenikkies und Antimonnikel vorzüglich aus den heragonalen Prismen, welche nach dem Obigen eigentlich nicht in Betracht kommen sollten (der Arsenikkies wurde früher von Breithaupt für rhom-

27) Ann. de Chim. et de Phys. T. LVI. Juin 1834. S. 198. ff.

28) Schweigger Seidel. Neue Jahrbücher. Band IV. S. 434.

29) Erdmanns Journal Bd. IV. 1835. S. 249 ff.

bisch gehalten, nach den neuesten Messungen ist aber seine Krystallisation rhomboedrisch).

Die weiter entwickelte Annahme einer Isomorphie der Tantalsäure und der Scheelsäure und einer Dimorphie derselben, gründet sich auf Vergleichung von Mischungen, die nicht analog zusammengesetzt sind, denn vertauscht man im Yttertantal oder Fergusonit die Tantalsäure mit der Scheelsäure, so werden ihre Mischungen $\dot{Y}^3 \dddot{W}$ und $\dot{Y}^6 \dddot{W}$, wenn wir die übrigen Basen nicht beyfügen wollen; der Scheelit aber ist $\dot{Ca} \dddot{W}$. Der angeführte Isomorphismus von Fergusonit (haplotyper Synaphin) und Scheelkalk gehört daher zu den oben angeführten Erscheinungen gleicher Gestalten ohne Vicariren. — Breithaupt basirt auf die angeführten Beobachtungen die Annahme, daß unter gewißen Bedingungen jede chemische Substanz eines jeden Krystallsystemes fähig sey und daß also auch ein Nexus dieser Systeme bestehen müße, welcher anders nicht, als durch eine krystallographische Ableitung aller Systeme aus einem gedacht werden könne. — Wir wollen das Letztere nicht verwerfen, glauben aber, daß eine andere als die gegenwärtige Breithaupt'sche Progressionstheorie die Erklärung davon wird geben müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg par divers savans; et lus dans ses assembleés. Tome II. 1835. 4. 608. S. (6 Hefte).

(Fortsetzung.)

III. Physikalische Abhandlungen.

Sur la dilatation de l'alcool absolu et de la carbure de soufre par la chaleur; par G. W. Muncke. Professeur de physique à Heidelberg, Membre honoraire pensionné de l'Academie. (lue le 5. Septembre 1834.)

Der Herr Verf. liefert in oben angezeigter Abhandlung die Bestimmung der Ausdehnung von 12 Flüßigkeiten durch die Wärme. Zehn derselben, nämlich: Wasser, Meerwasser, Alkohol, Schwefeläther, Steinöl, Ammoniak, Salzsäure, Salpetersäure, Schwefelsäure und Mandelöl sind schon in einer frühern Abhandlung in dem ersten Bande der „Mémoires présentés à l'Academie de St. Petersbourg p. 249 — 413 durch ihn mitgetheilt und hier nur in Resultaten kurz zusammengestellt. Diesen fügt er jetzt noch zwey ähnliche Bestimmungen für absoluten Alkohol und Schwefel-Alkohol bey.

Die Beobachtungen sind sämmtlich angestellt mit zwey thermometerähnlichen Glasgefäßen, in welche so viel Queckßilber zu der zu untersuchenden Flüßigkeit zugegoßen wurde, als die Compensation der Ausdehnung des Glasgefäßes erforderte. Die Glasröhrchen der Apparate wurden mit einer in 200 Theile getheilten Scala versehen. Sie sind als die besten d. h. an allen Stellen gleich weiten unter einer großen Anzahl derselben ausgesucht.

Die Temperaturen der Flüßigkeit, in welche sie zu den Beobachtungen versenkt wurden, gab ein gleichzeitig mit eingetauchtes Greiner'sches Thermometer von 135 zu 135 Grad getheilt, dessen Nullpunct sehr nahe richtig war. Zur Ausgleichung der Temperatur mußte die Flüßigkeit während der Beobachtungen beständig umgerührt werden. Der Hr. Verf. erwähnt der thätigen Beyhülfe zweyer junger Männer von welchen der Eine vorzugsweise die Beobachtungen, der Andere die Rechnungen übernahm. Außer diesem findet man noch manche detaillirte Angaben den Apparat und die Beobachtungen betreffend. Letztere sind dann mit der von Young gegebenen Differenzialformel, welche nach Potenzen der Temperatur die Volumänderung giebt, bis zu den 4ten Potenzen incluſive verglichen. Die Coefficienten-Bestimmungen ergaben sich aus je 4 Bedingungsgleichungen, in welche die Beobachtungen verwandelt wurden. Aus diesen Interpolationsformeln, die der Herr Verf. für das in aller Schärfe statt findende Gesetz der Ausdehnungen hält, sind dann nach der Methode der maxima die Puncte der größten Dichtigkeit abgeleitet, und anderweitige Folgerungen gezogen.

So weit im Allgemeinen der Gang der Untersuchung.

Es ist nicht zu verkennen, daß durch die ganze Arbeit, die mit vielem Fleiße durchgeführt ist, das Bestreben geht, unübertreffliche Resultate zu liefern.

Aber wir können, ohne dem Verdienste zu nahe zu treten, welches jede mit Wahrheitsliebe und Sorgfalt angestellte Beobachtungsreihe hat, nachweisen, daß zum wenigsten dieses Ziel nicht erreicht sey.

Um möglichst genaue Resultate aus Beobachtungen abzuleiten, ist vor Allem eine sorgfältige Untersuchung

der Konstanten Fehlerquellen nöthig. Diese haben ihren Grund meistens in der Natur des benutzten Instrumentes. Soll daher eine Bestimmung innerhalb gewisser Gränzen zuverläßig seyn, so ist es nicht ausreichend, durch Wiederholung der Beobachtungen den zufälligen Beobachtungsfehler im Vergleiche mit der einmaligen Bestimmung zu vermindern, sondern man muß auch die Ueberzeugung geben, daß die auf alle Beobachtungen gemeinsam nachtheilig einwirkenden Umstände bis zu dieser beabsichtigten Grenze entfernt sind.

Dieses ist der bekannte Weg, den jede gründliche Erforschung der numerischen Verhältnisse irgend einer Erscheinung einzuschlagen hat, und unsre Zeit ist reicher an solchen gediegenen Forschungen im Gebiete der Physik als irgend eine frühere.

Um so mehr muß es befremden, wenn wir in vorliegender Arbeit, die Ansprüche auf möglichst große Genauigkeit macht, geradezu all dieß vermissen. Nirgends finden wir numerische Verbesserungen wegen kleiner noch in den Apparaten liegender Fehler. Nirgends eine aus Beobachtungen abgeleitete Grenze der Sicherheit der Bestimmungen.

Der Herr Vers. hat sich vielmehr durch eine irrige Ansicht dessen, was Reduction und Rechnung bey Beobachtungen soll, von dem rechten Wege ableiten lassen.

Er glaubt nämlich, daß die kleinen Fehler, die in den einzelnen Bestimmungen noch liegen mögen, durch die Gesetzmäßigkeit im Fortgange der von ihm benutzten Interpolationsformel eliminirt werden, und die Bestimmung so einen weit höheren Grad von Genauigkeit erhalte, als die ursprüngliche Beobachtung besitzt. Er spricht dieses in seinen ersten mémoires p. 295 ganz deutlich folgendermaßen aus, wo er sagt: „Allein wenn die Beobachtungen die gesuchten Größen bis zur 5ten Decimalstelle mit völliger Sicherheit gäben, so bedürfte es überall keiner Rechnung, indem diese eben die unvermeidlichen Fehler der Beobachtungen ausgleichen soll."

Daraus erklärt es sich also, warum der Hr. Vers. bey Vergleichung der Rechnung und Beobachtung öfters 1.0 Zifferstellen ansetzt, während schon Abweichungen in der 4ten Zifferstelle vorkommen. Diese irrige Ansicht bedarf, wenn auch nicht vor den Augen des Sachkenners, doch deshalb einer Berichtigung, weil sie der Grundgedanke der vorliegenden Arbeit ist.

Wäre die angenommene Function der Volumänderungen durch die Temperatur das in der Natur existirende Gesetz, so würde allerdings dadurch, daß die Coessizienten-Bestimmung auf einer großen Anzahl von Beobachtungen beruht, jeder durch die Rechnung gegebene Punct genauer seyn, als die unmittelbare Beobachtung desselben.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es eine rein willkührliche Function ist, mit welcher der Herr Verfasser seine Beobachtungen vergleicht, eine Function, die sich nur durch den Erfolg als nahe zu übereinstimmend mit der in den Beobachtungen liegenden Gesetzmäßigkeit rechtfertigen soll, also zur genaueren Erkenntniß des Gesetzes nichts beytragen kann, sondern nur das, was durch die Beobachtungen erreicht ist, zur übersichtlichen Anschauung bringt. Dadurch wird es, wie wir glauben, deutlich, warum der Herr Vers. den Grad der Genauigkeit seiner Beobachtungen selbst so sehr überschätzt hat, wie er z. B. bey der Bestimmung der Ausdehnung des Wassers sagen konnte, er habe die Rechnung auf 10 Zifferstellen geführt, weil schon sehr schätzbare Bestimmungen vorhanden seyen, und er daher größere Genauigkeit als in jenen erreichen mußte. Ferner warum er seine Bestimmung des Punctes der größten Dichtigkeit des Wassers den sehr gründlichen Untersuchungen des Hr. Prof. Stampfer in Wien**) vorziehen konnte, und so noch manches Andere.

Bey der Untersuchung des absoluten Alkohols und des Schwefelalkohols hat der Herr Vers. die Glieder der 4ten Potenzen der Temperatur nicht mehr berücksichtigt. Dadurch entsteht für ersteren ein periodisch fortschreitender Unterschied zwischen Rechnung und Beobachtung. Die von ihm abgeleitete Differenzial-Gleichung stellt also seine Beobachtung noch nicht genügend dar. Zum Schluße der Abhandlung hat er vergleichende Beobachtungen über Brauchbarkeit des Alkohol, des Schwefel-Alkohol und Aether zu Thermometern, welche sehr niedere Temperaturen zeigen sollen, angestellt, und sich für den Schwefel-Alkohol entschieden. Auch hat er Scalen von 10 zu 10° berechnet, welche bey Thermometern von obigen Substanzen anzubringen sind, damit sie den Angaben der Lufttemperaturen proportional werden. Doch möchten für sehr niedere Temperaturen Metall-Thermometer noch immer vorzuziehen seyn.

Aus obiger Berichterstattung geht hervor, daß der Herr Vers. den Werth seiner Forschungen bedeutend überschätzt habe, daß aber doch manche seiner Bestimmungen den Physikern willkommen seyn werden, bis genauere, oder mit größerer Umsicht angestellte Untersuchungen dieselben ersetzen.

---

*) Er berechnet sie 3°. 78046 und sagt, daß sie nicht niedriger als 3. 6 und nicht höher als 3. 9 liegen könne. (S pag. 306).

**) Welcher fand 3. 75 mit dem wahrscheinlichen Fehler ± 0. 05).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Ein Beyspiel von Trimorphie scheint der Barytocalcit zu geben. Dieses Mineral krystallisirt nämlich klinorhombisch und da es aus gleichen Mischungsgewichten von kohlensauerm Kalk und kohlensauerm Baryt besteht, so wäre damit das Vorkommen des kohlensauern Kalk's in einer dritten Form angezeigt, wie das des Witherits in einer zweyten. Als ein Verbindungsglied zeigt sich nach den Beobachtungen von Johnston ein Barytocalcit von Fallowfield in Northumberland und von Alston Moor, welcher nicht klinorhombisch, sondern rhombisch krystallisirt und nach Miller die Form des Arragonits hat. Indessen fehlen bis jetzt Winkelangaben, welche diese Annahme ganz zuverläßig machen.

Auf die Kenntniß der chemischen Zusammensetzung der Mineralien haben die Hülfsmittel einen wesentlichen Einfluß gehabt, welche der analytischen Chemie durch die Arbeiten von H. Rose, Berzelius, Fuchs, Mitscherlich, Berthier u. a. in der neuern Zeit geworden sind. Das Werk von Hrn. Rose über analytische Chemie (3te Auflage Berlin 1833 und 1834) verdient hier einer besondern Erwähnung. — Durch genaue Analysen sind viele bekannte Mineralspecien erst vollkommen bestimmt und viele neue erkannt worden. Auch hat die Chemie wieder manche unhaltbar gemacht und damit einen neuen Beweis geliefert, wie leicht man durch die physischen Eigenschaften, wo diese nicht ganz unzweydeutig erscheinen, getäuscht werden kann, und wie nothwendig es ist, besonders bey nicht krystallisirten Mineralien auf die Mischung zu achten, wenn nicht ephemere Specien entstehen und Unsicherheit in die Wissenschaft bringen sollen.

Zu den größeren chemischen Arbeiten über die Zusammensetzung der Mineralien gehören in den letzten Jahren:

1. die analytischen Untersuchungen von Abich [30]) über den Spinell, Pleonast, Automolit, Chromeisenstein und Franklinit. Er weist nach, daß die früheren Analysen der ersten drey von Klaproth, Vauquelin, Berzelius, Collet-Descotils, Laugier, Ekeberg u. a. mehr oder weniger unrichtig sind, und daß diese Mineralien, wie auch Chromeisenerz, Franklinit und Magneteisenerz eine ihren Isomorphismus entsprechende analoge Zusammensetzung haben, welche man allgemein durch die Formel $\dot{R}\,\dddot{\ddot{R}}$ ausdrücken kann, wo für $\dot{R}$ in den verschiedenen Specien Talkerde, Eisenoxydul, Manganoxydul und Zinkoxyd, für $\dddot{\ddot{R}}$ aber Thonerde, Eisenoxyd und Chromoxydul zu setzen ist.

2. Die chemischen Untersuchungen von Herrn Rose [31]) über die Verbindungen des Schwefelantimons und Schwefelarseniks mit basischen Schwefel-

30) Poggendorffs Annalen. B. 23. S. 305.

31) Ebendas. B. 28. S. 435 und B. 30. S. 357 ff.

metallen. Die Resultate der ausführlichen und schwierigen Analysen dieser Verbindungen geben folgende Formeln:

1. Zinkenit $= \dot{Pb}\,\dddot{S}b$
2. Miargyrit $= \dot{A}\,\dddot{S}b$
3. Kupferantimonglanz $= \dot{C}u\,\dddot{S}b$
4. Plagionit $= \dot{Pb}^4\,\dddot{S}b^3$
5. Jamesonit $= \dot{Pb}^3\,\dddot{S}b^2$
6. Berthierit $= \dot{Fe}^3\,\dddot{S}b^2$
7. Federerz $= \dot{Pb}^2\,\dddot{S}b$
8. Pyrargyrit $= \dot{Ag}^3 \begin{cases} \dddot{S}b \\ \dddot{A}s \end{cases}$
9. Bournonit $= \dot{C}u^3\,\dddot{S}b + 2\dot{Pb}^3\,\dddot{S}b$
10. Fahlerze $= \begin{matrix} \dot{Z}n^4 \\ \dot{F}e^4 \end{matrix} \Big\} \begin{matrix} \dddot{S}b \\ \dddot{A}s \end{matrix} + 2\ \begin{matrix} \dot{A}g^4 \\ \dot{C}u^4 \end{matrix} \Big\} \begin{matrix} \dddot{S}b \\ \dddot{A}s \end{matrix}$
11. Sprödglaserz $= \dot{Ag}^6\,\dddot{S}b$
12. Polybasite $= \begin{matrix} \dot{Ag}^9 \\ \dot{C}u^9 \end{matrix} \Big\} \begin{matrix} \dddot{S}b \\ \dddot{A}s \end{matrix}$

3. Die Untersuchungen von Karsten [32]) über die Pyromorphite. Das Resultat ist, daß diese Bleyerze dieselbe Zusammensetzung haben, wie der isomorphe Apatit, wenn man Kalkerde mit Bleyoxyd vertauscht. Ihre Formel ist nämlich:

$$\begin{matrix} Pb\ \dot{C}l \\ Ca\ \dot{F} \end{matrix} \Big\} + 3 \begin{matrix} \dot{P}b^3 \\ \dot{C}a^3 \end{matrix} \Big\} \ddot{\dot{P}}$$

Die übrigen Analysen bekannter Mineralien anzuführen, würde die Gränzen dieses Aufsatzes überschreiten, doch wollen wir kurz solcher erwähnen, welche durch die verbesserten chemischen Hülfsmittel zu einer von der frühern verschiedenen und richtigern Ansicht geführt haben, oder welche zum erstenmale angestellt wurden.

Arsenikkies von Schneeberg und von der Hasselhäue am Harz ist nach Hoffmann $Ni\,As^2$, so daß wir jetzt zwey Species dieser Verbindung kennen. Poggendorffs Annalen. 1832. Band 25. Stück 3.

Arotomer Arsenikkies ist nach demselben $Fe\,As^2$. Ebendas.

Bolus von der Halsbrücke ist nach Karsten $FSi^3 + 3$ Aq. Schweigger-Seidel. Jahrb. VI. S. 1 ff.

Disthen. Nach Beudant ist der weiße aus dem Zillerthal $A^2\,Si$, der sogenannte Sillimannit aber ASi. Letztere Formel findet auch Thomson für den Buchholzit von Chester am Delaware. Vanuxem giebt eine abweichende Analyse. Beudant Traité 2. ed. — Ann. des Mines t. 1. 1832. S. 175.

Göthit. Nach meiner Analyse ist dieses Mineral $\ddot{F}e\,\dot{H}$. Wesentlich kommen damit überein Prosiderit, Lepidokrokit, Nadeleisenerz und alle Brauneisenerze in Formen von Eisenkies. Erdmanns J. 1834. Bd. 1. S. 186.

Kupfermanganerz. Berzelius berechnet aus Karstens Analyse die Formel $\ddot{C}u\,\ddot{M}n^3 + 6\,\ddot{M}n\,\dot{H}^3$. Jahresb. 13. S. 163.

Kollyrit von Weißenfels nach Kersten $= \ddot{M}^3\,\ddot{S}i^2 + 5\,\dot{H}$. Schweigger-Seidel. Jahrb. Band VI.

Krokydolith (Blaueisenstein) die Analysen von Stromeyer gaben: Kieselerde 50,81 — 51,64, Eisenoxydul 33,88 — 34,38, Manganoxydul 0,17 — 0,02, Talkerde 2,32 — 2,64, Kalkerde 0,02 — 0,05, Natrum 7,03 — 7,11, Wasser 5,58 — 4,01. Poggendorffs Ann. B, 23. St. 1.

32) Schweigger-Seidel Jahrb. 1831. B. II. S. 1 ff.

Linsenerz. Nach Trolle Wachtmeister = $2\,\dddot{Al}\,\dot{H}^3 + 3\,\dot{Cu}^4\,\ddot{\dddot{As}}\,\dot{H}^8$ Berzelius. Jahrb. Bd. 13. S. 177.

Magnesia- und Mangan-Alaun aus Südafrika nach der Analyse von Stromeyer

$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}\\ \dot{Mn}\end{matrix}\right\}\ \dddot{S} + \dddot{Al}\,\dddot{S} + 24\,\dot{H}$. Schweiger-Seidel. Jahrb. 1833. B. IX.

Nadelerz nach Frick = $\acute{Cu}\,\acute{Bi} + 2\,\acute{Pb}\,\acute{Bi}$. Poggendorff. Ann. 1834. B. 1.

Osmiridium. Nach Berzelius kommen in der Natur 3 verschiedene Verbindungen von Osmiridium vor, welche dieselbe Krystallisation haben. Sie sind Ir Os, Ir Os^3 und Ir Os^4. Die Krystallisation ist hexagonal. Jahresbericht 14. S. 179.

Nach Erdmanns Analysen ist der Striegisan Breithaupts nichts anders als Wavellit und und sein Pseudoapit wirklicher Apatit; nach Kersten gehören Breithaupts Polysphärit und Hedyphan zum Pyromophit. Nach Mitscherlich ist der Davyn und Cavolinit Monticelli's und Covelli's nichts anders als Nephelin. Der Pyrosmin Nordenskiölds ist der Triphilin von Fuchs, der Dysklasit Connel's unser Okenit. Der Pelokonit Richter's ergab sich als ein Gemeng. —

Die Analysen und Formeln der neu entdeckten Mineralien werden am Schluße dieser Uebersicht angeführt werden.

Die Grundsätze der Systematik hat Mohs ausführlich in seinem Werke: Leichtfaßliche Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs. Wien 1832 — abgehandelt. Die Arbeit ist vortrefflich, wenn man das ergänzt und beyzieht, was Mohs als nicht naturhistorisch unberücksichtigt läßt, nämlich die chemische Zusammensetzung der Mineralien.

Nach Glocker [33]) sind bey der Aufstellung eines natürlichen Systems nicht blos die physischen oder sogenannten naturhistorischen sondern auch die chemischen Eigenschaften zu berücksichtigen, und die Hauptaufgabe ist, die natürlichen Verwandtschaften aufzufinden. — Die physischen Eigenschaften werden bey den krystallisirten Mineralien, die chemischen bey den nichtkrystallisirten als von der größern Wichtigkeit angesehen. Die Berücksichtigung des chemischen Charakters muß in allen Fällen wieder eine Einschränkung erleiden, wo der physische Collectivcharakter (Habitus) mit dem isolirt dastehenden chemischen contrastirt, oder nach dem Standpuncte unserer Kenntnisse zu contrastiren scheint; in solchen Fällen gebührt dem physischen Charakter der Vorzug und er bestimmt die Entscheidung über die Stelle im System. — Diese Exception beym sogenannten Contrastiren ist die Brücke zu jeder Willkühr. Wenn wir von daher die Stellung des Diamants beym Korund, Spinell und ähnlichen rechtfertigen wollen, so müßen wir auch die des Graphit, Pyrosmalith, Vivianit, der Kobaltblüthe u. a. bey den Glimmern rechtfertigen u. s. w. In hundert Fällen gestattet die Natur bey den Mineralien keinen Schluß vom Aeußern auf das Innere; die sonderbarsten Contraste sind ihr wesentlich, sie liegen nicht allenfalls in unserm unvollkommenen Wissen, besonders dem chemischen, oder es müßte dieses für so mangelhaft geachtet werden, daß man darauf gar nicht Rücksicht zu nehmen hätte, was wohl Niemand behaupten wird. —

Ref. ist allerdings der Meynung, daß wenn ein System neben wissenschaftlicher Strenge so construirt ist, daß es dem Auffinden der Specien möglichst wenige Schwierigkeiten entgegengestellt, es um so besser ist, aber dieser letztern Rücksicht darf man auf Kosten der wissenschaftlichen Strenge keine solchen Opfer bringen, daß man den Diamant neben dem Korund stellt, den Kohlenstoff neben die Thonerde. Die Natur hat uns gerade dadurch, daß sie den verschiedensten Mischungen häufig denselben Ha-

33) Isis 1834. S. 592.

bitus verliehen, darauf hingewiesen, vorzüglich in der Mischung nach Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit zu suchen.

Der Begriff von der sogenannten natürlichen Verwandtschaft kann nur durch Aehnlichkeiten begründet werden. Wo diese physische und chemische zugleich sind, da läßt sich von Verwandtschaft sprechen, in keinem andern Falle, oder man bezieht den Begriff auf specialia, welche zum Diffusen führen.

Diamant und Korund haben fast keine andere Aehnlichkeit, als daß beyde sehr hart sind, und das Licht so brechen, daß sie geschliffen wohl von Manchen für einerley gehalten werden mögen. Sollen nun wegen dieser Aehnlichkeit Kohlenstoff und Thonerde ähnlich seyn, oder soll man deßhalb zweifeln, daß der Diamant aus Kohlenstoff und der Korund aus Thonerde bestehe? — Wenn man zugesteht, daß die Mineralogie alle Verhältnisse und Eigenschaften, die physischen wie die chemischen an Mineralien zu würdigen habe, so muß man durchaus aufgeben, bey der Classification ein der Botanik und Zoologie analoges Verfahren befolgen zu wollen, man muß sich gewöhnen, den Diamant ebenso gut neben den Graphit zu stellen, wie man sich längst gewöhnt hat, die Form des Octaeders neben der ganz verschieden erscheinenden des Würfels zu sehen, man muß das Physische und Chemische, wo möglich in Verbindung und Abhängigkeit, zugleich sehen. Thut man dieses nicht, so trennt man das nächst Aehnliche, und vereinigt das entfernt Aehnliche, denn freylich läßt sich am Ende überall ein Grund für Aehnlichkeiten finden. — Das hier Gesagte gilt nur allgemein oder in Beziehung auf Glocker's älteres System. Die Details des neuesten sind noch nicht bekannt gemacht. —

Necker [34]) stellt ebenfalls den Grundsatz auf, daß die physischen und chemischen Verhältnisse der Mineralien auf gleiche Weise beachtet werden müßen, beschränkt aber mit einer eigenthümlichen Aengstlichkeit die Zulassung chemischer Versuche. Eine nicht zu rechtfertigende Ansicht desselben ist, daß jeder Species nur eine Krystallform zukommen soll und es also beym Kalkspath allein gegen 700 Specien giebt. Das Nähere hierüber hat Ref. in der Kritik des Werkes angeführt. —

34) Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire Naturelle. Paris 1835. I. II.

Die neuen Mineralsysteme, welche von Weiß, Necker, Shepard, Presl, Sukow, u. a. aufgestellt worden sind, beweisen, einmal, daß sich immer gewiße bemerkenswerthe Relationen unter den Naturproducten finden lassen, auch wenn man sie von den verschiedensten Gesichtspuncten aus betrachtet, und dann, daß unter den Mineralogen gegenwärtig wenig Einheit in den Classificationsprincipien statt findet, wie wir am Eingang dieser Uebersicht bemerkt haben. — Bey einigen dieser Systeme ist das, was daran gut ist, schon da gewesen. — S. über die Quellen Glocker's Jahreshefte I. B., worinn von den meisten das Skelett enthalten ist.

Was die Nomenklatur betrifft, so haben sich die Synonyma wieder bedeutend vermehrt. Es ist dieses auch ganz natürlich, weil, wie gesagt, fast jeder Mineralog sein eigenes System hat, und weil diejenigen, welche auf das System Alles halten, die bekannten Namen größtentheils unpaßend finden und also neue erschaffen. Man kann sich wirklich nichts Bunteres denken, als die gegenwärtigen Mineralnamen. Deutsche, griechische und manchmal auch lateinische Worte setzen sie auf das Mannigfaltigste zusammen. Ihre Bedeutung ist auch zuweilen eine sehr sonderbare. Wir wollen nur einige Beyspiele anführen. Das rhombische phosphorsaure Kupferoxyd, Werners Phosphorkupfererz, heißt bey G. Rose Libethenit, bey Mohs diprismatischer Olivenmalachit, bey Glocker Phosphorocalcit, bey Breithaupt phosphatischer Oliven = Chalcit und bey Beudant Aphérèse von ἀφαιρεσις Subtraction, in Beziehung auf die Trennung vom klinorhombischen Kupferphosphat, welches also dann übrig bleibt, und deshalb Ypoleime, von ὑπόλειμμα Rest, Ueberbleibsel genannt wird!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Der Prismatoidische Bleybaryt Haidingers ist den Dioxylith Breithaupts; der Lanarkit Beudant's. Der Bleyvitriol ist der prismatische Bleybaryt von Mohs, der Bleiische Thiodinspath von Breithaupt und der Anglesit von Beudant. Der axotome Bleybaryt von Mohs heißt bey Breithaupt hemidomatischer Phyllinspath, bey Beudant Leadhillit. Das molybdänsaure Bleyoxyd, Pyramidaler Bleybaryt von Mohs, wird von Beudant Mellinose, von Breithaupt hystatischer Xanthin-Spath genannt u. s. f.

Wir müssen bey Beudants Namen anerkennen, daß er zum Zweck hatte, sie allgemein gangbar nnd brauchbar zu machen, was bey den Breithaupt'schen nicht der Fall ist, und einen kurzen und guten Namen zu geben, hat allerdings viele Schwierigkeiten. Indessen hätten sich doch manche bessere finden lassen, als er gewählt hat und mehrere derselben, wie z. B. Discrase von δύσκρασις, schlechte Mischung, für das Antimonsilber, Zinconise von Zinc und κόνις, Staub, für die Zinkblüthe, Ziguéline von Ziegelerz für das Rothkupfererz ꝛc. sind gewiß nicht annehmbar.

Wenn schon durch diese vielen Synonymen und das Durchschleppen derselben durch alle Handbücher das Studium der Mineralogie erschwert wird, so entsteht in mehreren Fällen noch größere Verwirrung dadurch, daß mit demselben Namen ganz verschiedene Mineralien belegt werden. So gab Turner den Namen Haidingerit einem wasserhaltigen Kalkarseniat, (Haidingers diatomes Gypshaloid, Breithaupts prismatoidischer Holotyp), Beudant giebt diesen Namen der von Berthier entdeckten Verbindung $\overset{\prime}{Fe}{}^3\,\overset{\prime\prime\prime}{\overline{Sb}}{}^2$. Diese Verbindung heißt bey Haidinger und anderen Mineralogen Berthierit (Kies-Glanz Brtpt.), dagegen wird der Name Berthierit von Beudant einem gelatinirenden Eisensilicat beygelegt. Der Gmelinit ist nach Vauquelin und Berzelius ein ganz anderes Mineral als nach Thomson, welcher es auch Hydrolith nennt. Der Sarkolith Vauquelins ist nach Breithaupt mit dem Gmelinit identisch, dagegen ist der Sarkolith Tomson's und Brooke's ein von dem Gmelinit verschiedenes Mineral. [35])

Den Namen Phillipsit gab Levy einem Kalicharmotom. Dasselbe Mineral hat noch folgende Namen: Zeagonit, Gismondin, Zurlit, Abracit, Aricit, Normalin und Kalikreuzstein, bey Mohs und Haidinger staurotyper Kupferspath. Beudant giebt nun den Namen Phillipsit dem Bunt-Kupfererz. Breithaupt nimmt dem Zeagonit, welchen andere, namentlich Brooke, mit dem Philipsit vereinigen, als eine eigene Species an, vereinigt aber

35) Nach einigen soll auch Jakson's und Hayes Ledererit (nach dem österreichischen Gesandten in den vereinigten Staaten, Herrn von Loderer benannt) mit dem Gmelinit übereinkommen.

bitus verliehen, darauf hingewiesen, vorzüglich in der Mischung nach Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit zu suchen.

Der Begriff von der sogenannten natürlichen Verwandtschaft kann nur durch Aehnlichkeiten begründet werden. Wo diese physische und chemische zugleich sind, da läßt sich von Verwandtschaft sprechen, in keinem andern Falle, oder man bezieht den Begriff auf specialia, welche zum Diffusen führen.

Diamant und Korund haben fast keine andere Aehnlichkeit, als daß beyde sehr hart sind, und das Licht so brechen, daß sie geschliffen wohl von Manchen für einerley gehalten werden mögen. Sollen nun wegen dieser Aehnlichkeit Kohlenstoff und Thonerde ähnlich seyn, oder soll man deßhalb zweifeln, daß der Diamant aus Kohlenstoff und der Korund aus Thonerde bestehe? — Wenn man zugesteht, daß die Mineralogie alle Verhältnisse und Eigenschaften, die physischen wie die chemischen an Mineralien zu würdigen habe, so muß man durchaus aufgeben, bey der Classification ein der Botanik und Zoologie analoges Verfahren befolgen zu wollen, man muß sich gewöhnen, den Diamant ebenso gut neben den Graphit zu stellen, wie man sich längst gewöhnt hat, die Form des Octaeders neben der ganz verschieden erscheinenden des Würfels zu sehen, man muß das Physische und Chemische, wo möglich in Verbindung und Abhängigkeit, zugleich sehen. Thut man dieses nicht, so trennt man das nächst Aehnliche, und vereinigt das entfernt Aehnliche, denn freylich läßt sich am Ende überall ein Grund für Aehnlichkeiten finden. — Das hier Gesagte gilt nur allgemein oder in Beziehung auf Glocker's älteres System. Die Details des neuesten sind noch nicht bekannt gemacht. —

Necker [34]) stellt ebenfalls den Grundsatz auf, daß die physischen und chemischen Verhältnisse der Mineralien auf gleiche Weise beachtet werden müßen, beschränkt aber mit einer eigenthümlichen Aengstlichkeit die Zulassung chemischer Versuche. Eine nicht zu rechtfertigende Ansicht desselben ist, daß jeder Species nur eine Krystallform zukommen soll und es also beym Kalkspath allein gegen 700 Species giebt. Das Nähere hierüber hat Ref. in der Kritik des Werkes angeführt. —

Die neuen Mineralsysteme, welche von Weiß, Necker, Shepard, Presl, Sukow, u. a. aufgestellt worden sind, beweisen, einmal, daß sich immer gewiße bemerkenswerthe Relationen unter den Naturproducten finden lassen, auch wenn man sie von den verschiedensten Gesichtspuncten aus betrachtet, und dann, daß unter den Mineralogen gegenwärtig wenig Einheit in den Classificationsprincipien statt findet, wie wir am Eingang dieser Uebersicht bemerkt haben. — Bey einigen dieser Systeme ist das, was daran gut ist, schon da gewesen. — S. über die Quellen Glocker's Jahreshefte I. B., worinn von den meisten das Skelett enthalten ist.

Was die Nomenklatur betrifft, so haben sich die Synonyma wieder bedeutend vermehrt. Es ist dieses auch ganz natürlich, weil, wie gesagt, fast jeder Mineralog sein eigenes System hat, und weil diejenigen, welche auf das System Alles halten, die bekannten Namen größtentheils unpaßend finden und also neue erschaffen. Man kann sich wirklich nichts Bunteres denken, als die gegenwärtigen Mineralnamen. Deutsche, griechische und manchmal auch lateinische Worte setzen sie auf das Mannigfaltigste zusammen. Ihre Bedeutung ist auch zuweilen eine sehr sonderbare. Wir wollen nur einige Beyspiele anführen. Das rhombische phosphorsaure Kupferoxyd, Werners Phosphorkupfererz, heißt bey G. Rose Libethenit, bey Mohs diprismatischer Olivenmalachit, bey Glocker Phosphorocalcit, bey Breithaupt phosphatischer Oliven = Chalcit und bey Beudant Aphérèse von ἀφαιρεσις Subtraction, in Beziehung auf die Trennung vom klinorhombischen Kupferphosphat, welches also dann übrig bleibt, und deshalb Ypoleime, von ὑπόλειμμα Rest, Ueberbleibsel genannt wird!

(Fortsetzung folgt.)

---

34) Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire Naturelle. Paris 1835. I. II.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Ueberſicht der neueſten Leiſtungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Fortſetzung.)

Der Prismatoidiſche Bleybaryt Haidingers iſt den Dioxylith Breithaupts; der Lanarkit Beudant's. Der Bleyvitriol iſt der prismatiſche Bleybaryt von Mohs, der Bleiiſche Thiodinſpath von Breithaupt und der Anglesit von Beudant. Der axotome Bleybaryt von Mohs heißt bey Breithaupt hemidomatiſcher Phyllinſpath, bey Beudant Leadhillit. Das molybdänſaure Bleyoxyd, Pyramidaler Bleybaryt von Mohs, wird von Beudant Mellinose, von Breithaupt hyſtatiſcher Xanthin-Spath genannt u. ſ. f.

Wir müſſen bey Beudants Namen anerkennen, daß er zum Zweck hatte, ſie allgemein gangbar nnd brauchbar zu machen, was bey den Breithaupt'ſchen nicht der Fall iſt, und einen kurzen und guten Namen zu geben, hat allerdings viele Schwierigkeiten. Indeſſen hätten ſich doch manche beſſere finden laſſen, als er gewählt hat und mehrere derſelben, wie z. B. Discrase von δύσκρασις, ſchlechte Miſchung, für das Antimonſilber, Zinconise von Zinc und κόνις, Staub, für die Zinkblüthe, Ziguéline von Ziegelerz für das Rothkupfererz ꝛc. ſind gewiß nicht annehmbar.

Wenn ſchon durch dieſe vielen Synonymen und das Durchſchleppen derſelben durch alle Handbücher das Studium der Mineralogie erſchwert wird, ſo entſteht in mehreren Fällen noch größere Verwirrung dadurch, daß mit demſelben Namen ganz verſchiedene Mineralien belegt werden. So gab Turner den Namen Haidingerit einem waſſerhaltigen Kalkarſeniat, (Haidingers diatomes Gypshaloid, Breithaupts prismatoidiſcher Holotyp), Beudant giebt dieſen Namen der von Berthier entdeckten Verbindung $Fe^{3} \overset{'''}{Sb}^{2}$. Dieſe Verbindung heißt bey Haidinger und anderen Mineralogen Berthierit (Kies-Glanz Brtpt.), dagegen wird der Name Berthierit von Beudant einem gelatinirenden Eiſenſilicat beygelegt. Der Gmelinit iſt nach Vauquelin und Berzelius ein ganz anderes Mineral als nach Thomſon, welcher es auch Hydrolith nennt. Der Sarkolith Vauquelins iſt nach Breithaupt mit dem Gmelinit identiſch, dagegen iſt der Sarkolith Tomſon's und Brooke's ein von dem Gmelinit verſchiedenes Mineral. [35])

Den Namen Phillipſit gab Levy einem Kalicharmotom. Dasſelbe Mineral hat noch folgende Namen: Zeagonit, Gismondin, Zurlit, Abracit, Aricit, Normalin und Kalikreuzſtein, bey Mohs und Haidinger ſtaurotyper Kupferſpath. Beudant giebt nun den Namen Phillipſit dem Bunt-Kupfererz. Breithaupt nimmt dem Zeagonit, welchen andere, namentlich Brooke, mit dem Philipſit vereinigen, als eine eigene Species an, vereinigt aber

35) Nach einigen ſoll auch Jakſon's und Hayes Ledererit (nach dem öſterreichiſchen Geſandten in den vereinigten Staaten, Herrn von Loderer benannt) mit dem Gmelinit übereinkommen.

damit den Zurlit. Dagegen ist der Zurlit oder Zurlonit nach Brooke Wollastonit.

Den Namen Berzeline giebt Necker einem gelatinirenden Silicat, von Beudant wird das Selenkupfer so genannt. Der Beudantit Monticelli's ist Nephelin, der Beudantine Levy's eine Verbindung von Eisenoxyd und Bleyoxyd.

Der Humboldtit oder Humboldtilith Monticellis's ist ein eigenthümliches Silicat, Levy gab diesen Namen dem Datholit von Southofen, Beudant dem Eisenoxalat. —

Wir könnten noch viele ähnliche Beyspiele anführen. Allerdings ist die Entstehung solcher Verwirrungen manchmal durch den Zufall herbeygeführt, indem bey gleichzeitiger Entdeckung dieselben Species verschieden benannt, oder dieselben Namen verschiedenen Species ertheilt wurden, noch öfter aber haben sie ihren Grund in einem oberflächlichen Entwerfen der Charakteristik, in ungenügender Vergleichung und am meisten in der Nichtbeachtung des chemischen Verhaltens und der Zusammensetzung.

Auch lateinische, griechisch-lateinische und latinisirte Namen sind von Schubert[36]) und Necker[37]) in Vorschlag gebracht worden.

So zweckdienlich diese Nomenklatur auch ist, so wäre doch wünschenswerth, daß sie nicht von Einzelnen eingeführt würde, denn so kann der Verschiedenheit der Ansichten zu Folge die Synonymik nur vermehrt werden, ohne daß dem Bedürfnisse einer allgemeinen Verständigung abgeholfen wird. Nach des Ref. Meynung wäre eine solche Reformation und eine neue Generaltaufe ein Gegenstand der Bearbeitung für einen Verein von Mineralogen. — Die Initiative dürfte vielleicht bey einer Versammlung der deutschen Naturforscher gegeben werden.

36) Geschichte der Natur. (Allgem. Nat. Gesch. 2te Aufl.)

37) Le Règne Minérale etc.

Die Namen Schubert's sind in vieler Beziehung von denen Necker's verschieden. So heißt z. B. um einige bekannte Species anzuführen:

	bey Schubert:	bey Necker:
Anchydrit:	Theiochalix anydros,	Karstenia
Schwefelsaurer Strontian:	Theioxenos,	Celetina.
Witherit:	Deleterion Witherites,	Witheria.
Cryolith:	Coagulum nitrosum,	Cryolithos.
Blättererz:	Plumbum parachryseum,	Elasmosis.
Kupferglanz:	Cuprum sulfuratum,	Chalkosina.
Eisenspath:	Ferrum Menui,	Ferrispathum.
Lievrit:	Ferrum Aethalium,	Ilvaites.
Bleyvitriol:	Plumbum chalcanthicum,	Anglesites.
Bleycarbonat:	Plb. Psimmythium,	Cerussa.
Bleyscheelat:	Plb. Lycochalcum,	Scheelitina etc.

Schuberts Namen beziehen sich, wo möglich, auf die von Plinius gegebenen. Da aber die Mineralogie der Alten höchst unvollkommen war, so wissen wir auch gar häufig nicht, welches Mineral bey ihrer Beschreibung gemeynt ist. Die von Plinius entlehnten Namen haben daher oft nur dunkle historische Bedeutung, wie z. B. Oritis (alcalinus und nitrodes) für Leucit und Analcim; man erfährt bey Plinius nur, daß Oritis ein kuglich gestalteter Stein war; Anteros für Arragonit, Limoniatis für Euklas, Eupetalos Iris für Wavellit, Taos (chalcoides) für Schillerspath, Argyrodamas für Flußspath ꝛc. Den Feldspath nennt Schubert Astrios, obwohl Göthe in einer mühseligen und weitläufigen Abhandlung bewiesen hat, daß damit der Sternsapphir gemeynt sey. — Unverändert hätten bleiben können Cerium, wofür Demetrium; Cobaltum, wofür Glaucochalcos; Bismuthum, wofür Thecochalcos; Tellurium, wofür Parachrysos etc.

Eine nicht unbedeutende Menge neuer Namen enthält Breithaupts Charakteristik des Universalsystems 3te Auflage.

Bevor wir, zum Schluße dieses Aufsatzes, die neu entdeckten Mineralien anführen, haben wir noch einige Verhältnisse zu berühren, welche von Einfluß sind auf die Bestimmung und Aufstellung von Specien überhaupt. Mehrere Mineralogen sind der Meynung, daß ganz kleine Winkeldifferenzen oder auch kleine chemische Differenzen für wesentlich genug gehalten werden müssen, um Specien dadurch zu charakterisiren und zu sondern, andere geben dieses in gewissen Fällen nicht zu, indem sie auf die unumstößliche Erfahrung hinweisen, daß Winkeldifferenzen sehr häufig in einer gestörten Krystallbildung, in der Aggregation von Individuen und vorzüglich in dem Auftreten vicarirender Mischungstheile begründet sind, und daß gewiße chemische Differenzen theils durch letztere, theils durch unwesentliche Einmengungen sich erklären.

Es entsteht aber die wichtige Frage, wie weit ein Vicariren von Mischungstheilen und die damit verbundene Winkelabweichung statt finden dürfe, ohne die Nothwendigkeit der Unterscheidung verschiedener Specien herbeyzuführen. — Kann Talkerde bey einer Species einen Theil der Kalkerde ersetzen, so kann sie wohl auch alle Kalkerde ersetzen, und dann wird z. B. der Kalkspath zum Magnesit. Giebt man nicht zu, daß diese Mineralien einer Species angehören, so frägt sich, wo die Gränze zwischenliegender Mischungen, über welche hinaus die eine oder die andere Species geltend wird. Das Mittel ist der Bitterkalk als CaC + MgC und seine Eigenschaften, sowie sein Vorkommen in der Natur (als Dolomit) geben alle Gründe, ihn als Species anzusehen. Nach dieser Annahme muß aber das Mittelglied zwischen Kalkspath und Bitterkalk auch Species seyn. Es ist:

(CaC + MgC) + CaC = MgC + 2 CaC; das Mittelglied von CaC und dieser Verbindung ist MgC + 3CaC und so bekommen wir eine Reihe, welche bis MgC + 12 CaC gehen kann, wenn wir sie auch nicht weiter führen wollen. Auf der andern Seite giebt es eben so viele Specien von CaC + MgC angefangen bis CaC + 12 MgC ꝛc. So wird es sich mit den andern Carbonaten, dem Eisenspath, Manganspath und Zinkspath, ja auch mit dem Bleyspath, Witherit und Strontianit verhalten. Die rhomboedrischen Carbonate allein könnten auf diese Weise 255 Specien liefern, welche nur zweygliedrig wären; sie könnten aber auch zwey und zweygliedrig seyn z. B. (CaC + MgC) + (f.C + MnC) und noch mehrgliedrig und das Ende der Reihe wäre kaum abzusehen. Wie hier verhielte es sich mit den Granaten, Epidoten, Amphibolen, Augiten ꝛc.

Nimmt man im Gegentheil an, daß das Vicariren zu keiner Absonderung von Specien berechtige, und daß, weil die Gränze eines partiellen Vicarirens nicht zu bestimmen ist, ein totales zugegeben werden muß, so gehören Kalkspath, Magnesit, Eisenspath, Manganspath und Zinkspath zu einer und derselben Species und gehen durch unzählige Zwischenglieder in einander über. [38])

Die Betrachtungen, welche wir hier auf die Mischungen angewendet haben, lassen sich vollkommen auch auf die Krystallisation anwenden (in so ferne diese damit zusammenhängt), nur ist dabey noch die große Schwierigkeit, daß wir bey kleinen Winkeldifferenzen gar nicht wissen können, ob sie wesentlich oder zufällig sind, da dergleichen sehr häufig verschiedene Individuen zeigen, welche wirklich zu derselben Species gehören. — Mit dem spec. Gewicht und andern Eigenschaften verhält es sich ähnlich, wenigstens nach unsern gegenwärtigen Bestimmungsmitteln.

38) Dieses Uebergehen, was auch statt findet, wenn man die genannten Mineralien als Specien betrachtet, ist wohl von dem zu unterscheiden, welches zu Werners Zeit angenommen wurde, wo z. B. das Glaserz durch das Sprödglaserz ins dunkle Rothgiltigerz und dieses weiter in's lichte Rothgiltigerz und dadurch in den Realgar übergehen konnte.

Man könnte zwar anführen, daß es sich mit Mischungen, wie CaC und MgC nicht viel anders verhalte, als mit den Formen Oktaeder und Hexaeder und daß der Bitterkalk dem Cuboktaeder vergleichbar sey, wie dann jede zwischenliegende Mischung ein Analogon wäre von der größern oder geringern Ausbildung des Oktaeders oder Hexaeders in ihren Combinationen, man könnte die Mischungen eben so in Reihen bringen, wie es der geistreiche Mohs mit den Formen gethan hat, mit dem spec. Gewicht, der Farbe ꝛc., in Reihen, mittelst welcher eine Einheit erschaffen wird, in Beziehung auf welche keine Verschiedenheit statt findet. —

Damit würden allerdings die angeführten Schwierigkeiten aufgehoben, und einige Mineralogen haben auch nicht Anstand genommen, in dieser Weise die verschiedenen Granaten, Amphibole, Epidote ꝛc. zu vereinigen, bey den Carbonaten aber und den meisten übrigen relativ identischen Mischungen ist es bisher nicht geschehen. — Fuchs vereinigt dergleichen Mineralien in Gruppen, welche er Formationen nennt; diese Vereinigung ist gewiß zweckmäßig und hebt gewiße natürliche Verwandtschaften hervor; sie entscheidet aber nicht in der eben erwähnten Aufgabe über die Feststellung der Species.

Es ist hier nicht der Ort, weiter in diesen Gegenstand einzugehen, wir wollten nur seiner Wichtigkeit wegen darauf aufmerksam machen und sehen genaueren Erörterungen entgegen in den von Breithaupt und G. Rose versprochenen Handbüchern der Mineralogie.

Daß die erwähnten Schwierigkeiten nicht durch eine Vermehrung der Species, wie sie Breithaupt vorgenommen hat, gehoben werden, geht schon daraus hervor, daß dabey auf mögliche Zufälligkeit, als Grund von Winkeldifferenzen, wie oben angeführt wurde, so wie auf die Mischung keine oder zu wenig Rücksicht genommen wurde. Indem wir dabey auf dessen öfteres citirtes Werk verweisen,

wollen wir nur einige Beyspiele anführen, welche zeigen sollen, auf welche Verschiedenheiten Breithaupt neue Species gründet.

Der oligone und siderische Carbonspath unterscheiden sich als Species durch eine Differenz von $0^{\circ}\ 3^{1}$ am Scheitelkantenwinkel des Rhomboeders und durch eine Differenz von 0,03 im specifischen Gewicht. Der histatische und brachytype Karbonspath unterscheiden sich durch eine Differenz von $0^{\circ}\ 2'\ 47''$ im Winkel und 0,06 im specifischen Gewicht. Der eumetrische und tautokline Karbonspath unterscheiden sich nicht im Winkel, aber durch etwas Perlmutterglanz des letztern und 0,05 im specifischen Gewicht. Der polymorphe und syngenetische Karbonspath unterscheiden sich fast nur durch eine Gewichtsdifferenz von 0,03, der epithematische und eugnostische nur durch eine Gewichtsdifferenz von 0,015. Da nun Breithaupt bey derselben Species öfters das specifische Gewicht innerhalb der Gränzen einiger Decimalen wechselnd annimmt, und ebenso die Differenz der Härte um einen halben Grad als unwesentlich erkennt, wie z. B. beym siderischen Karbonspath, wo das specifische Gewicht 3,775 — 3,911 und die Härte $4\frac{3}{4}$ — $5\frac{1}{4}$, so ist um so unbegreiflicher, warum ein anderesmal so kleine Differenzen wesentlich genug seyn sollen, um eigene Species aufzustellen. Indessen geben wir zu, daß wirklich verschiedene Species existiren können, welche in Krystallisation, Härte und specifischem Gewicht sehr nahe übereinkommen, dann ist aber ihre Differenz durch die chemische Zusammensetzung begründet und nur durch chemische Kennzeichen nachweisbar. Eine Characteristik, welche, wie die von Breithaupt, Mohs u. a. hierauf nicht eingeht, ist deshalb eine mangelhafte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Ueberſicht der neueſten Leiſtungen in der Mineralogie zur Bezeichnung ihres Standpunctes im Jahre 1835.

(Schluß.)

Unter den in dem betrachteten Zeitraume entdeckten neuen Mineralien ſind ziemlich viele noch nicht von chemiſcher Seite unterſucht worden, oder wir kennen wenigſtens keine vollſtändige Analyſe davon. Da ſich vorausſehen läßt, daß manche derſelben, wenn ſie einmal analyſirt ſind, eine andere Bedeutung bekommen werden, als man ihnen gegenwärtig beylegt, ſo ſollen ſie hier nur namentlich aufgezählt werden. Es ſind folgende [39]): Antrimolit Thomſon, Atelestit Breithaupt, Batrachit Breithaupt, Chryſophan Brth., Chalilit Thomſ., Galapektit und Gummit Brth. (Halloyſit?), Harringtonit Thomſ., Hepatinerz und Hypoſklerit Brth., Johannit Haidinger (ein Uranvitriol), Kirwanit Thomſon, Kimatin Breithaupt, Leelit Clarke, Lehuntit Thomſon, Lincolnit Hitchcock, Metaxit Breith., Mikrolith Brth., Mornit Thomſon, Monticellit Brooke, Nertſchinskit Naſoumovski, Oosit Marx, Peponit, Pegmatolith, Pyknotrop und Pluſinglanz Breithaupt, Peonhalit Brooke, Rhodizit G. Roſe, Tephroit und Thuringit Breith., Uwarowit Heß, Valencianit Breith., Willemit Levy, Xanthit Thomſon.

Zu den noch problematiſchen Specien gehören ferner der Danait Hayes, Gökomit Thomſons, der Hypochlorit Schülers und der Nakrit Thomſons. Den letztern Namen gab man früher einer Varietät von erdigem Talk. Die Analyſe von Thomſon gab: Kieſelerde 64,44, Thonerde 28,84, Eiſenoxyd 4,43, Waſſer 1,00 (Fundort Brunswick in Nordamerika. $\left\{\begin{matrix}A\\F\end{matrix}\right\} Si^2 \Big\}$? — Der Phyllit Thomſons iſt vielleicht ein einaxiger Glimmer; die Analyſe gab: Kieſelerde 38,40, Thonerde 23,68, Eiſenoxyd 17,52, Talkerde 8,96, Kali 6,80, Waſſer 4,80. Sehr zweifelhaft iſt die Art der Zuſammenſetzung beym Seybertit und Wolchonskoit. Der Seybertit beſteht nach Clemſons Analyſe: aus Kieſelerde 17,0 (?), Thonerde 37,6, Talkerde 24,3, Kalkerde 10,7, Eiſenoxydul 5,0, Waſſer 3,6; der Wolchonskoit Kämmerers nach Berthier's Analyſe aus: Grünem Chromoxyd 34,0, Eiſenoxyd 7,2, Talkerde 7,2, Kieſelerde 27,2, Waſſer 23,2. Scheint ein Gemeng von waſſerhaltigen Silicaten von Talkerde, Eiſenoxyd und Chromoxydul zu ſeyn.

Zum Augit gehören der Euchyſiderit von Boyce und der Maclurit Nuttall's; zum Apophyllit der Oxahverit, zum Allophan der Ehuyarit von Sack.

Die übrigen, quantitativ analyſirten Mineralſpecien ſind folgende: [40])

Aedelforſit, nach den Analyſen von Hiſinger und Beudant nahezu $C\,Si^3$. Schließt ſich an

39) Vergl. Glockers Jahreshefte und Breithaupts Charakteriſtik. 3. Aufl.

40) Die neuen von Hrn. Roſe anal. Schwefelverbindungen wurden ſchon oben angeführt.

den Wollastonit an, welcher C Si^2. (Beudant Min. 2. edit.)

Alumocalcit Breithaupt. Besteht nach Kersten aus: Kieselerde 86,60, Kalkerde 6,25, Thonerde 2,23, Wasser 4,00. Theilweise gelatinirend. (Jahrb. für Ch. B. VI. H. 1. u. 2.)

Amphodelit Nordenskold. Krystallisation rhombisch. $\left.\begin{matrix}\dot{C}\\ f\\ mg\end{matrix}\right\}$ Si + 3 A Si (Berzelius Jahresbericht. 12.).

Antimonnikel Hausmann und Stromeyer. Krystallisation rhomboedrisch. Nach Stromeyers Analyse Ni Sb (Jahrbücher der Chemie. B. IX. 77.)

Brevicit. Berzelius. Nach der Analyse von Sondén $\left.\begin{matrix}N\\ C\end{matrix}\right\}$ Si^2 + 3 ASi + 2 Aq (Berzelius. Jahresb. 14.)

Cancrinit. G. Rose. Krystallisation thesseral. Anal. v. Hofmann: Kieselerde 38,40, Thonerde 32,04, Natrum 24,47, Kalkerde 0,32, Verl. 4,77. Rose Krystallographie. S. 156.

Chloritspath. Fiedler. Nach der Anal. von Erdmann $\dddot{Al}^3$ $\dddot{Si}$ + $\dddot{Fe}^3$ $\dddot{Si}$. Journal für Chem. Bd. VI. H. 1. u. 2.

Chonikrit. Nach meiner Anal. nahezu A^2 Si + 3 $\left.\begin{matrix}Mg\\ c\\ f\end{matrix}\right\}$ Si + 2 Aq. (Erdmanns Journ.) Bd. II. S. 51.

Dermatin. Breithaupt. Nach der Anal. von Ficinus: Kieselerde 55,8 — 40,16, Talkerde 23,70 — 19,33, Eisenoxydul 11,33 — 14,00, Manganoxydul 2,25 — 1,16, Thonerde 0,41 — 0,83, Kalkerde 0,83, Natrum 0,50 — 1,33, Kohlensäure und Wasser 25,20 — 22,00. Glockers Jahreshefte 1. u. 2. S. 132.

Dewcylit. Emmons. Nach Shepard: Kieselerde 40, Talkerde 40, Wasser 20. Vielleicht Mg Aq^2 + Mg Si^3. Ebend. H. 4. 445.

Dréelit. Dufrénoy. Krystallisation rhomboedrisch. Nach dessen Analyse: Schwefelsaurer Baryt 61,731, schwefelsaurer Kalk 14,274, kohlensaurer Kalk 8,050, Kieselerde 9,712, Thonerde 2,404, Wasser 2,308, Ueberschuß an Kalk 1,521. (Ca $\dddot{S}$ + 2 Ba $\dddot{S}$?) Annal. des Mines. 1835. T. VIII. 239.

Eisensulphate. H. Rose hat folgende von Meyen aus Chili mitgebrachte Eisensulphate analysirt:

1) $\dddot{Fe}$ $\dddot{S}^3$ + 9 $\dot{H}$ in hexagonalen Krystallformen.

2) $\dddot{Fe}^2$ $\dddot{S}^5$ + 18 $\dot{H}$ und

3) $2\dddot{Fe}$ $\dddot{S}^2$ + 21$\dot{H}$.

Die beyden letztern Verbindungen sind nach Berzelius wahrscheinlich Gemenge verschiedener Salze und die Formeln daher unrichtig, wenn sie auch der Analyse mehr oder weniger entsprechen. Jahresbericht. 14. S. 200.

Fettbol. Freiesleben. Nach Kerstens Anal. Fe Si^3 + 3 Aq. Schwgg. J. B. VI. S. 31.

Hyazinthrothes Pechuran. Opalartig. Nach der Anal. von Kersten: Uranoxyd 72,00, Kalkerde 6,00, Phosphorsäure 2,30, Wasser 14,75, Kieselerde 4,26, Spuren von Mangan, Arsenikfäure und Flußsäure,

$\dot{Ca}^3$ $\ddot{P}$ + 2 $\ddot{U}$ $\dot{H}^9$ (?) Schweigger's Jahrb. 1832. Bd. VI. H. 1 u. 2.

Hydroboracit. Heß. Nach dessen Anal. = $\dot{C}^3$ $\ddot{B}^4$ $\dot{H}^9$ + $\dot{Mg}^3$ $\ddot{B}^4$ $\dot{H}^9$ Poggendff. Ann. 1834. B. XXXI.

Hypostilbit. Beudant. $\dot{Ca}^3$ $\dddot{Si}$ + 2 $\dot{M}$

$\dddot{Si}^3 + 18\,\dot{H}$ nicht gelatinirend. Beudant's Min. 2. ed. II. 119.

Iridium. Breithaupt fand das spec. Gewicht eines für gediegen Iridium gehaltenen Minerals 23,646. Nach Svanbergs Anal. enthält es: Iridium 76,85, Platin 19,64, Palladium 0,89, Kupfer 1,78. Poggendffs Ann. B. 34. S. 377.

Junkerit. Dufrénoy. fC in Arragonitform Ebenda. 661.

Kieselmalachit. Eine neue Spec. hat Berthier analysirt. Sie ist Ca Si^2 + 4 Aq. — Ann. de Chim. et de Phys. LI. 395.

Manganhyperoxydhydrat. Nach Berthier wesentlich $\dddot{Mn} + \dot{H}$. bräunlichschwarz, Pulver hell chokoladefarben. Ann. de Chim. 1832. Sept.

Marcelline. Nach den Anal. von Berthier (Var. v. Tinzen) und Berzelius Mn^3 Si. Beudant Min. 2 ed. 188. Ann. de Chim. 1832 Sept.

Melanochroit. Hermann. Krystallis. rhombisch $\dddot{Pb}^3\,\dddot{Cr}^2$. Pggdff. Ann. B. 28. 1833.

Michaelit. Webster. Nach dessen Anal. Kieselerde 83,65, Wasser 16,35 $\dddot{Si}\,\dot{H}^3$ (?) Glocker Jahresb. Bd. I. 431.

Ochran. Breithaupt. Nach Kerstens Anal. nahezu ASi + Aq. Jahrb. d. Ch. VI. 1 ff.

Onkosin. Nach meiner Analyse =

$$2\,\dot{K}a\,\dddot{Si}^2 + 3\left.\begin{matrix}\dot{M}g\\ \dot{f}\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 10\,\ddot{Al}\,\dddot{Si} + 8\,\dot{H}.$$

Erdm. J. B. II. 295.

Phenakit. Nordenskiöld. Krystallis. rhomboedrisch = G Si^2. Berzel. Jahresb. 13.156.

Pinguit. Breithaupt. Nach Kerstens An.

$$\left.\begin{matrix}F\\ A\end{matrix}\right\}Si^2 + 2\,Aq.\ (f\,Si^2)$$ Schwgg. J. 1832. B. VI. H. 1 u. 2. Berzel. Jahrsb. 13. 175.

Pissophan. Breithaupt. Nach der Anal. von Erdmann: Thonerde 35, 155, Schwefelsäure 12,700, Wasser 41,690, Eisenoxyd 9,738 ($\ddot{Al}^2\,\dddot{S} + 12\,\dot{H}^2$ gemengt mit Eisenoxydhydrat). N. Jahrb. B. II. 104.

Plumbocalcit. Johnston. Krystallis. rhomboedrisch. Schtlktw. nahe 105°. Kohlens. Kalk 92,2, kohlens. Bleyoxyd 7, 8. Berz. J. 12 172.

Pyrargyllit. Nordenskiöld. Nach dessen Anal.

$$\left.\begin{matrix}f\\ Mg\\ N\\ K\end{matrix}\right\}Si^3 + 4\,ASi + 4\,Aq.$$ Berz. Jhb. 12. 174

Pyroskl erit. Nach meiner Analyse =

$$\left.\begin{matrix}A\\ Ch\end{matrix}\right\}Si + 2\left.\begin{matrix}Mg\\ f\end{matrix}\right\}Si + 1\tfrac{1}{2}\,Aq.$$ Erdm. J. B. II. H. 1.

Nyakolith. G. Rose. Krystallis. der des Orthokas sehr ähnlich:

$$\left.\begin{matrix}\dot{N}a\\ \dot{K}a\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + \ddot{Al}\,\dddot{Si}$$ Poggdff. Ann. B. 28. 151.

Sternbergit. Haidinger. Krystallis. rhomb. Nach der Anal. von Zippe: Silber 33,2, Eisen 36,0, Schwefel 30,0. Nach Berz. nahezu $\dddot{Ag}\,\dddot{Fe}$. Poggdffs Ann. B. 27.690.

Sphärostilbit = $\dot{Ca}^3\,\dddot{Si} + 3\,\ddot{At}\,\dddot{Si}^3 + 18\,\dot{H}$ gelatinirend. Beudant Min. 2 ed. II. 120.

Talksteinmark. Breithaupt. Nach Kerst. Anal. = $\ddot{Al}^3\,\dddot{Si}^2$. Schwggr. Jahrb. VI. 1 ff.

Tetradymit. Haidinger. Krystallis. rhomboedr. Nach Wehrle's Anal. Tellur 35, 24, Wismuth 59, 84, Schwefel 4, 92, woraus Berzelius die Formel $\dddot{Bi} + 2\,Bi\,Te^3$ berechnet. Poggdffs. Ann. B. 21. 595. Berz. Jhb. 12. 178.

Triphylin. Fuchs. Krystallis. klinorhomb. Nach dessen Anal. $\dot{L}^3\,\ddot{P} + 6\left.\begin{matrix}\dot{Fe}^3\\ \dot{M}^3\end{matrix}\right\}\ddot{P}$ Erdmann Jahrb. B. III. 98.

Vanadinsaures Bleyoxyd. Nach Berzelius Anal. $\dot{Pb}^2 \ddot{V}$ mit basischem Chlorbley. Poggendorff. Ann. B. 22. 60.

Voltzin. Fournet. Nach dessen Anal. $\dot{Zn} + 4\,\dot{Zn}$, übereinstimmend mit dem Freyberger Ofenbruch, welcher beym Verschmelzen von Zinkerzen sich bildet und nach Kersten dieselbe Zusammensetzung hat. Ann. des Mines 1833 III. 519.

Wismuthblende. Breithaupt. Krystallsf. thesseral. Nach Kerstens Analyse $= \ddot{Bi}^2 \ddot{Si}^3$. mit etwas Eisenphosphat und Fluorwismuth gemengt. Poggdffs. Ann. B. 27. St. 1.

Wörthit. Heß. $A\,Aq + 5\,ASi$. Berz. J. 12. 174.

Xanthit. Thomson. Krystallsf. klinorhom. Sehr nahe:

$$2\left\{\begin{matrix}C\\mg\\f\end{matrix}\right\}Si + \left\{\begin{matrix}A^2\\F^2\end{matrix}\right\}\ Si.$$ Berz. J. 12. 173.

Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos. Vol. I. Opera C. Sallustii Crispi cura Ernesti Julii Richter. Pars I. Conjuratio Catilinaria. Monachii imp. E. A. Fleischmann. 1836. VIII. und 504; oder unter dem Titel:

In C. Sallustii Crispi opera praeter fragmenta omnia commentarios virorum eruditorum cum variis lectionibus librorum tam manu scriptorum quam editorum praesertim codicis Erlangensis collegit, vitam auctoris et notitiam literariam praemisit, suasque notas et indices adjecit Ernestus Julius Richter, a. a. l. l. mag., philosoph. Doct., socc. litt. compl. sod., in universitate Erlang. professor. Pars I. Commentarius in C. Sallustii Crispi conjurationem Catilinariam. Monachii impr. E. A. Fleischmann. 1836.

Bey der Herausgabe einer Sammlung von Commentaren kann ein doppelter Weg eingeschlagen werden

Entweder wird es die Absicht des Herausgebers seyn, alles Wichtige, was bis zu einem gewissen Zeitpunkte zur Erläuterung eines Schriftstellers beygebracht worden ist, vollständig zusammenzustellen, um auf diese Weise den Leser in den Stand zu setzen, die früheren Leistungen zu überschauen und ihm den Besitz der einzelnen Ausgaben entbehrlich zu machen; oder er wird sich begnügen, eine Auswahl dessen zu geben, was für das Bedürfniß einer gewißen Klasse von Lesern, die er vorzugsweise ins Auge faßt, am geeignetsten erscheint. Das erstere Verfahren ist von vielen berühmten Philologen des vorigen Jahrhunderts angewendet worden, indem sie die Commentare der vorzüglichsten Interpreten vollständig mittheilten und auch aus den anderen das für Kritik und Erklärung Wichtige aushoben. In Folge dessen haben ihre Ausgaben, auch abgesehen von den mehr oder minder bedeutenden Beyträgen, welche die Herausgeber selbst zur Ergänzung des Mangelhaften lieferten, einen bleibenden Werth bis auf unsere Zeit behauptet. Der Verfasser des oben angeführten Buches geht von dem anderen Gesichtspunkte aus. Seine Absicht ist, Lehrern sowohl als Schülern ein brauchbares Buch zu geben, und er glaubt, für ihre Bedürfnisse am besten zu sorgen, wenn er bey jeder der Erläuterung bedürfenden Stelle bloß das Treffendste, was zu derselben von irgend einem Erklärer bemerkt worden ist, aushebt und durch eigene Beyträge die Interpretation vervollständigt. Für die Lehrer insbesondere will er noch eine vollständige Variantensammlung beyfügen. Mit Sallust habe er aber, sagt er in der Vorrede, den Anfang seiner bibliotheca commentariorum gemacht, weil von diesem Schriftsteller in neuester Zeit viele treffliche Ausgaben erschienen seyen, so daß es schwer werde, unter so vielem Guten das Beste herauszufinden, und er, indem er diese Mühe übernehme, einem Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen glaube. Wir wollen die Frage, ob es löblich sey, vorzugsweise die Ergebnisse des Fleißes noch lebender Herausgeber auf solche Weise sich anzueignen, dahin gestellt seyn lassen und nur durch eine Prüfung des Einzelnen darzulegen suchen, wie der Verf. seine Aufgabe gelöst, und ob er durch sein Buch einem Bedürfnisse abgeholfen oder auch die Wissenschaft selbst gefördert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Prolegomena ad librum epistolarum quas mutuo sibi scripsisse Plinium juniorem et Trajanum Caesarem viri docti credunt. Scripsit Dr. Julius Held, Rector Gymnasii Suidnicensis. 1835. 28 S. 4.

Das zehnte Buch der Briefe des Plinius enthält, mit wenig Ausnahmen, nichts, das nicht nach dem heutigen Sprachgebrauche Bericht oder Reſcript zu nennen wäre. Plinius, der gern die Feder führte, mag ſeine Berichte zum Theil ſelbſt entworfen, oder wenigſtens revidirt haben; von Trajanus war höchſt wahrſcheinlich an den Reſcripten, die in ſeinem Namen ausgingen, nichts als die Unterſchrift oder ein anderes Handzeichen. Die zwey merkwürdigſten Stücke dieſer Sammlung, das Verfahren gegen die Chriſten betreffend, hielt Semler für unterſchoben. Dieſer Verdacht wird nun durch Hrn. H. auf die ganze Sammlung ausgedehnt. Unterſchobene Briefe giebt es bekanntlich viele aus alter und neuer Zeit; von Berichten und Reſcripten aber, die nicht etwa als Beweismittel, ſondern bloß als Kunſtſtücke wären unterſchoben worden, hat man wohl noch kein Beyſpiel; warum, iſt nicht ſchwer zu errathen. Um ſo viel ſtärker aber müßten, um einen ſolchen Verdacht zu rechtfertigen, die Gründe dafür ſeyn.

Hr. H. ſetzt voraus, Plinius ſey höchſtens anderthalb Jahre Statthalter in Bithynien geweſen. Nothwendig iſt dieß nicht, und theils die Abſicht ſeiner Sendung, Vieles in dieſer Provinz zu beſſern, theils eine Stelle in dem Berichte über die Chriſten läßt einen längeren Aufenthalt vermuthen. Beſchränkt indeſſen, wie Hr. H. dieſen annimmt, ſcheint er ihm für die Menge der Schreiben und der Antworten doch zu kurz. Der erſteren ſind nach ihm 55, der letzteren 45. Auf 18 Monate nur 55 Berichte und 45 Reſcripte; das iſt ſo wenig, nicht nur nach dem heutigen Maßſtabe, ſondern auch nach dem damaligen, der jenem nicht ſehr ungleich iſt, eigentlich ihm zum Muſter gedient hat, daß wir vielmehr werden annehmen müſſen, die Sammlung ſey bey weitem nicht vollſtändig. Ob, was wir haben, auserleſene oder nur zufällig allein erhaltene Stücke ſeyen, muß dahin geſtellt bleiben. Die entgegengeſetzte Meynung, es ſey die Zahl zu groß, hegt Hr. H. darum, weil er einerſeits annimmt, die Gelegenheiten aus Bithynien nach Rom ſeyen gar nicht häufig geweſen; andererſeits auch unwahrſcheinlich findet, daß mit Einer Gelegenheit mehrere Berichte ſeyen abgeſchickt worden. Jenes beruht auf der Vorausſetzung, Plinius habe ſich der kaiſerlichen Poſtanſtalt (cursus publicus) überhaupt ſelten bedient. Dieß geht aber aus ſeinen Berichten nicht hervor, ſondern nur, daß er zu nicht amtlichen Reiſen und Sendungen die Poſtfreyheit nicht benützt habe. (Ep. 121.) Letzteres wird von Hrn. H. theils daraus geſchloſſen, daß, wenn mehrere Berichte zugleich abgeſchickt worden wären, Plinius wohl ein alle aufzählendes Verzeichniß beygefügt haben würde; (gar unwahrſcheinlich, da ſelbſt die ſchreibſeligſte Zeit, die unſere, mit ſo etwas die Bedürfniſſe des Geſchäftsganges nicht vermehrt hat;) theils

daraus, daß der Statthalter, anstatt mehrere abgesonderte Berichte zu erstatten, mehrerley Gegenstände in Einen hätte fassen können; (dieß nur, wie in dem angeführten Beyspiele, Ep. 48, wo die Gegenstände Einer Geschäftsabtheilung, — hier der Bau-Section — angehörten;) theils endlich aus der Verschiedenheit der Schreibart, besonders der Anreden; (die sich wohl aus dem Unterschiede erklären lassen dürfte, der ohne Zweifel auch damals zwischen dem Geschäfts-Protokolle des Kabinets und der Kanzley war.)

Dieß sind die äußeren Gründe des Verdachts; die inneren hält Hr. H. für stärker. Er findet solche in der Schreibart, wie in der Anrede: Domine, die, nach einer Stelle im Panegyricus, von Trajanus abgelehnt worden seyn. (Diese Ablehnung hat sich aber vermuthlich auf die mündliche Anrede allein bezogen, keine Aenderung in dem hergebrachten Kanzleystyle bewirkt. Man redet auch jetzt einen König schriftlich anders an als mündlich). Ferner in der hie und da vorkommenden Nachläßigkeit oder Gezwungenheit des Ausdrucks. (Dieß liegt aber in der Natur des Kanzleystyles, der gleichwohl hier reiner und feiner ist, als vielleicht in irgend einer andern Sammlung von Acten-Stücken. Unter den Beyspielen führt Hr. H. mit Unrecht aus Ep. 86 an: Potuisti non haerere und übersetzt: Du konntest nicht in Verlegenheit seyn, gleich als hieße es: non potuisti.) Den Haupt-Einwurf gegen die Aechtheit nimmt aber Hr. H. aus dem Inhalte selbst. Wie sollte doch ein Mann wie Plinius, der hochbetraute Statthalter einer Provinz, so gar unnütze Fragen gestellt haben, die er bey eigenem Nachdenken, bey mäßiger Kenntniß der Gesetze, bey leidlicher Geschäftskunde, sich selbst genügend beantworten konnte? Wie ein Beherrscher des römischen Weltreiches zur Beantwortung solcher Anfragen sich herabgelassen und diese Antworten zum Theil so unbestimmt und seicht ertheilt haben? Unter den vielen Beyspielen, womit Hr. H. diesen Zweifel belegt, ist keines, das den Verdacht der Unächtheit begründen kann, wofern man nur Folgendes im Auge behält. Was wir jetzt, (billig mit einem französischen Worte, weil es uns aus Frankreich kam,) Centralisation nennen, hat, wie es scheint, noch nicht unter den ersten Cäsaren, aber doch unter den Flaviern begonnen, und durch die Schreckensherrschaft des Domitianus schon einen sehr großen Bereich erlangt. Die guten, fast könnte man sagen, freysinnigen Fürsten, welche folgten, brachten zwar einen bessern Geist in die Staatsverwaltung, ließen aber die Formen unverändert, (die überhaupt im wesentlichen zu verändern weit schwerer ist, als man gemeiniglich glaubt.) Mochte Trajanus persönlich Statthaltern und Körperschaften die freyeste Bewegung gönnen, oder selbst wünschen: diese blieben gewohnt, auf Befehl zu warten, weil die Kanzley und das Kabinet des Kaisers gewohnt blieben, Befehle zu ertheilen, mithin Berichte zu erwarten. Nicht aus Unkunde fragt Plinius so oft an; was er etwa nicht wußte, darin half ihm der geschickte Mann, den er zum Adjutanten hatte, Nymphidius Lupus, dessen Beystand ihm Hr. H. mit Unrecht zum Vorwurfe macht. Die Anfragen sind in Gemäßheit des zur Gewohnheit gewordenen Geschäftsganges gestellt; aus eben diesem gehen die Antworten hervor, die allerdings oft sehr wenig sagen, weil damals der Gebrauch, „ad acta zu signiren“ oder „beruhend“ zu erklären, vermuthlich noch nicht aufgekommen war.

Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos. etc.

(Fortsetzung.)

In dieser Hinsicht ist die Vorrede, mit welcher der Vers. das Buch eröffnet, nicht eben geeignet, günstige Erwartungen zu erregen. Derjenige, welcher es unternimmt, bey einem lateinischen Schriftsteller die Leistungen Anderer in Kritik und Interpretation zu prüfen und unter der Fülle des sich darbietenden Stoffs das Vorzüglichste aufzufinden und zu würdigen, muß doch wohl

selbst vor Allem mit einer tüchtigen Kenntniß der lateinischen Sprache ausgerüstet seyn. Daß dieß aber bey Hrn. R. nicht der Fall ist, zeigen schon die wenigen Seiten der Vorrede zur Genüge, da man hier sogar auf Fehler stößt, wie sie bey den besseren Schülern oberer Gymnasialklassen wenigstens in wohleingerichteten Lehranstalten nicht mehr vorzukommen pflegen. Wollte man auch über sonderbare Wortstellungen und Wendungen oder über Ausdrücke wie huc usque für adhuc, solum modo für solum; non haurire posse für haurire non posse; prava religio als Synonymum von negligentia; praeterlabi von der Zeit und dergleichen hinwegsehen, so muß es doch höchst befremdlich erscheinen, wenn man hier solche Barbarismen liest wie das öfters vorkommende singulus quisque, oder singulus quidam, oder nunc temporis, oder auch Constructionen, die Verstöße gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik enthalten, wie: Neque id negamus, nos pro certo habuisse proque certo habendum esse censere, quod etc.; oder si reputamus — bibliopolam — sperare, fore ut conciliaretur, oder Ita, qui exemplum afferamus, conjicere se ait Kritzius etc., oder Quum de consilio bibliothecae comm. — in prospectu, quem vocant, publico egimus, eo officio nunc recte supersedere nobis videmur etc. Kann man wohl erwarten, daß ein Herausgeber, der so wenig Sicherheit im lateinischen Ausdrucke zeigt, geeignet seyn werde, bey einem Schriftsteller wie Sallust das Beste, was bis jetzt zur Erklärung desselben vorhanden ist, auszuwählen oder etwa Fehlendes selbst zu ergänzen?

Auf diese Vorrede folgt: 1. S. 1 — 39 die auf dem Titel angekündigte Lebensbeschreibung Sallust's, die aber nicht, wie man aus den Worten: vitam auctoris praemisit, vermuthen könnte, von dem Herausgeber verfaßt ist, sondern auctore Fr. Doroth. Gerlach, d. h. aus Gerlach's Ausgabe abgedruckt, hin und wieder mit einer Note des Herausgebers oder eines andern Interpreten;

2. S. 40 — 92 ein recensus librorum manuscriptorum aus Gerlach's Ausgabe abgedruckt. Angehängt ist eine Note aus Kritzen's Vorrede über die von ihm zu Rathe gezogenen Handschriften und eine Beschreibung des früher von Hufnagel, jetzt vollständiger vom Herausgeber verglichenen Cod. Erlangensis.

3. S. 93 — 115 Recensus librorum editorum, quibus usi sumus. Aufzählung und zum Theil Beschreibung der Ausgaben, welche dem Herausgeber zur Hand waren.

4. S. 116 — 130 de fide atque auctoritate Sallustii in conjuratione Catilinae enarranda. Wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

5. S. 131 — 142 quomodo in bello Jugurthini historia versatus sit Sallustius. Wiederum wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

6. S. 143 — 174 de proprietate sermonis Sallustiani. Wörtlicher Abdruck aus Gerlach's Ausgabe.

Nachdem der Herausgeber auf diese Weise ungefähr ein Drittheil seines Buches aus Gerlachs Ausgabe zusammengesetzt hat, folgen seine Commentarii. Bey diesen hat er die Einrichtung getroffen, daß bey jedem Kapitel zuerst die variae lectiones angeführt werden, dann die erläuternden Anmerkungen folgen. Was die ersteren betrifft, so wäre es ohne Zweifel für den Zweck, den der Herausgeber hatte, hinreichend gewesen, die bedeutendsten anzugeben, da dem Lehrer im Allgemeinen nicht daran gelegen seyn kann, den ganzen Schwall von Fehlern der Abschreiber kennen zu lernen, und derjenige, welcher sich speciell mit der Kritik der Werke Sallust's beschäftigt, die Ausgaben von Gerlach u. a., in denen die Varianten verzeichnet sind, doch nicht entbehren kann. Indessen der Verf. will die Varianten vollständig geben, und wenn wir dieß auch aus dem eben erwähnten Grunde nicht passend finden, so könnte doch sein Buch mehreren Gelehrten durch den Vortheil größerer Bequemlichkeit willkommen seyn, wenn er hierbey gewissenhaft verfahren wäre und namentlich das bey Gerlach an vielen Orten Zerstreute vollständig zusammengestellt hätte. Dieß können wir aber nicht von ihm rühmen. So versichert der Verf. S. 78 in einer Note zu Gerlach's Beschreibung der Pariser Handschriften: Quibus e libris Parisinis quas lectiones variantes Gerlachius excerpsit, eas integras apparatui nostro critico s. l. adscripsimus, und eben so bey Gerlach's Erwähnung des Cod. Einsidelensis: Recepimus Einsidelensis quoque codicis varias lectiones, quas exscripsit Gerlachius in comm. Was soll man nun sagen, wenn man findet, daß der Herausgeber trotz dieser ausdrücklichen Versicherung nirgends die Lesarten der erwähnten Pariser Handschriften, nirgends die des Einsidler Codex eingetragen hat, ungeachtet der letztere so wie der Cod. Paris. Z. zu den ältesten und besten gehört? Aber auch in Hinsicht auf andere Handschriften finden wir oft Nachlässigkeit und Inconsequenz. Während hin und wieder selbst solche Schreibfehler wie nichil für nihil, oder michi für mihi mit namentlicher Angabe eines Cod. angeführt werden, muß der Leser sich anderwärts bey wichtigen Verschiedenheiten öfters mit einem vagen libri plurimi oder libri alii u. dgl. abfinden lassen, wie z. B. Kap. 11. extr. bey einer für den Sprachgebrauch wichtigen Stelle die Varianten folgendermaßen angegeben werden: edd. vett. f. oo. it. med. aevi, sec. codd. magnam partem, etiam Erlang., exhh. nedum — (male iis accens. Gerl. cod. Erl., in qbs est ne) —; sq. e recentt. Kritzius, q. cf. ad h. l.; alii plerique, et scripti et editi, ne. Wer weiß nun, wenn er dieß gelesen hat, wofür die codd. entscheiden? Höchst auffallend ist es auch, daß der Herausgeber Gerlach's Ausgabe vom Jahre 1832, die insbesondere eine genauere von Orelli besorgte Kol-

lation des für die Kritik sehr wichtigen Cod. Einsid. und Turic. I. enthält, gar nicht benützt hat. Wie demnach dieser Theil der Commentare keineswegs befriedigt, so können wir auch das Verfahren des Herausgebers bey der Auswahl der erläuternden Anmerkungen oft nicht beyfallswerth finden. Wir geben als Beleg eine Uebersicht und Prüfung des gleich im ersten Kapitel Enthaltenen:

1) Lateinische Note über omnis nach Gerlach, Herzog und Kritz; 2) lateinische Note von Gruter; 3) lateinische Note von Müller; 4) deutsche Note von Herzog; 5) eine Stelle aus Seneka; 6) lateinische Note von Kortte; 7) deutsche von Herzog; 8) lateinische von Teller; 9) lateinische mit der Angabe viri docti; 10) lateinische von Kortte; 11) lateinische von Kunhardt; 12) lateinische von Kritz; 13) deutsche von Herzog; 14) deutsche von Herzog; 15) lateinische von Kritz; 16) lateinische von Valla; 17) lateinische von Kortte; 18) lateinische von Ascensius; 19) deutsche von Herzog; 20) lateinische von Kortte; 21) deutsche von Fabri; 22) deutsche von Herzog; 23) deutsche von Herzog; 24) lateinische von Gerlach; 25) lateinische von Kritz; 26) lateinische von Kortte; 27) lat. von Kortte; 28) lat. von Teller; 29) lat. von Kritz.

Prüfen wir dieses Gemengsel von Noten, so finden wir die Wiederholung des ganz unbegründeten Einfalls Gruter's, im ersten Satz animalibus wegzulassen, völlig unpassend; überflüssig die Stelle Senekas als Beleg zu veluti pecora; eben so die umschreibende Note Kortte's zu ventri obedientia; unrichtig die Note Teller's zu in animo et corpore: in animo cum corpore conjuncto, da hier vielmehr Geist und Körper getrennt gedacht werden; unrichtig die Note Kortte's zu animi imperio magis utimur, da dieß nicht bedeutet: animus justius imperat; bey der Note von Kritz zu vita ipsa ist gerade die Hauptsache, nämlich wie ipsa hier zu nehmen ist, von dem Herausgeber weggelassen worden; unpassend ist es, daß zu vita, qua fruimur, zwey Erklärungen angeführt werden, da sonst in viel wichtigeren Stellen nur eine Ansicht gegeben wird; die Erklärung von Ascensius zu memoria nostri ist selbst für Schüler überflüssig, da die Schulbücher jetzt darüber bessere Auskunft geben; die bey Gelegenheit des Wortes aeternus gegebene Note Herzog's über den Unterschied von aeternus, sempiternus, perpetuus und continuus gehört nicht hieher; unpassend ist es, daß zu mortales die Noten dreyer Herausgeber gegeben sind. Erklärungen wie zu procederet aus Kortte's Note prospere cederet, perficeretur sind ganz unöthig, da jedes Wörterbuch hier genügende Auskunft giebt. Es erhellt hieraus, daß selbst in diesem Kapitel, in welchem sich keine Schwierigkeiten vorfanden, die Wahl der Noten oft nicht befriedigend ist. Und während der Herausgeber in der Menge von Anmerkungen, die er zu den wenigen Zeilen dieses Kapitels excerpirt hat, viel Ueberflüssiges und Ungeeignetes mittheilt, findet doch der Ungeübte keine Erläuterung über das auf animus bezogene Neutrum alterum; oder über den Ausdruck virium opes, an dem selbst ein gelehrter Interpret Anstoß nahm; oder über die Hendiadys in clara aeternaque: oder über die auffallende Zusammenstellung utrumque – alterum alterius auxilio eget.

Wir wollen den Leser nicht mit einer ähnlichen Prüfung mehrerer Kapitel, die dasselbe Ergebniß gewähren würde, ermüden, sondern lieber an einigen Stellen, wo die Lesart streitig ist, zeigen, wie Hr. R. öfters in solchen Fällen bey der Auswahl der Noten verfahren ist. Kap. 9, 4. war bey der Stelle: Quarum rerum ego maxima documenta haec habeo, quod in bello saepius vindicatum est in eos, qui contra imperium in hostem pugnaverant, quique tardius, revocati, bello excesserant, quam qui signa relinquere, aut pulsi loco cedere ausi erant; von Kritz empfohlen worden, loco mit pulsi, nicht mit cedere zu verbinden, weil loco cedere keine entehrende und strafbare Handlung bezeichnen könne. Daß dieser Grund unrichtig sey, war seither durch viele Beyspiele nachgewiesen worden, wo loco cedere ausdrücklich als schimpfliche und strafbare Handlung erwähnt wird; eben so, daß der Sprachgebrauch für die letztere Verbindung entscheidet. Dasselbe zeigt auf's deutlichste die Gegenüberstellung der einzelnen Satzglieder. Denn wie die Worte qui contra imperium in hostem pugnaverant ihren Gegensatz haben in: qui signa relinquere ausi erant, so hat ihn revocati in pulsi und bello excesserant in loco cedere. Dennoch wiederholt der Herausg. bloß Kritzen's Note mit einer Sicherheit, als ob über die Richtigkeit derselben gar kein Zweifel sey.

Kap. 11. extr. geben einige Ausgaben: nedum illi corruptis moribus victoriae temperarent, andere: ne illi etc. Die Codd., die der Herausgeber hier freylich erstaunlich nachlässig behandelt hat (s. oben), entscheiden für ne; Priscian führt, wovon Hr. R. auch kein Wort sagt, die Stelle unter ne, aber auch bey nedum an. Ein Mal muß er sich also geirrt haben und nach aller Wahrscheinlichkeit da, wo er die Stelle überhaupt unvollständiger giebt, was an dem Orte der Fall ist, wo er sie bey nedum mittheilt. Ungeachtet also alle Gründe für ne sind, begnügt sich der Verf., bey den Varianten auf Kritz'ens Ausgabe, die nedum hat, zu verweisen, als ob diese in den Händen der Besitzer seines Buches nothwendig seyn müßte, und im Kommentar giebt er nedum-temperarent blos mit einer Note Herzog's über den Conjunctiv nach nedum.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

II. Artikel.

Durch die bisherigen Betrachtungen übergeleitet, wenden wir uns nunmehr zum zweyten Haupttheile unserer Anzeige, zur Prüfung dessen, was der gothischen oder ältest deutschen Sprachkunde durch den neuen castiglionischen Band grammatisch und lexikalisch, sey es als Bestätigung und Ergänzung, sey es als Berichtigung und Neues zugewonnen werde.

Wir glauben aber in diese Erörterung um so mehr ausführlicher eingehen zu dürfen, als auf dem Gebiete eines für die allgemeine Linguistik und Philologie äußerst wichtigen Sprachidioms die genaueste Prüfung des Einzelnen, wie die wohlumgränzte Ausbeute des neu Dargebotenen überblicklich zusammengestellt willkommen seyn muß.

Auch hier beginnt die Untersuchung wieder mit der Frage um die Sicherheit des Textes, so fern derselbe vom alten Schreiber herrührt. Dieser ist in den auch äußerlich nicht ohne Sorgfalt geschriebenen mailändischen Palimpsesten (man vergleiche die Nachbildungen hinter des Unterzeichneten Skeireins) im Ganzen sehr genau zu nennen, und wo, sey es durch Erlöschen der Schrift, sey es durch auffallende Vorkommnisse Zweifel entstehen, dienen die meist wieder, wie wir S. 340 sahen, doppelten Texte zur Berichtigung oder Bestätigung. Die oben S. 341 angedeuteten Lücken unsers vorliegenden Bandes entspringen fast sämmtlich aus dem Fehlen ganzer Zwischenblätter. Wenige kleinere mögen der Fahrläßigkeit des alten Schreibers zur Last fallen. Gal. 4, 7. fiel vor thandê sunus (εἰ δὲ υἱός) aus ak sunus, ith (ἀλλ' υἱός ... δὲ), ähnlich wie R. 9, 15. nach gableithja fehlt thanei gableithja (ὃν ἂν οἰκτείρω). Vergleiche Mk. 10, 39.; J. 10, 18. 2. C. 3, 5. 4, 10. 13, 11. E. 5, 4. ꝛc. — Col. 1, 29. fehlt nach bi vaúrstv, vielleicht weil am Ende der Zeile gestanden, ein is; C. 2, 13. steht in B. obschon nicht am Ende der Zeile (doch vielleicht im Uroriginale) unfreidei statt des richtigen unfreidei|nái in A., während R. 9, 30. in A. galáubei (statt - nái) steht. G. 2, 5. vielleicht ähnlich ufhnáivein statt - ái. Es folgt ei. Th. 3, 27. fehlt in B. das nöthige alláim tháim (in A. ist Lücke für alláim sichtbar). Ph. 1, 29. steht hvêh nicht im griechischen Texte, doch ähnlich G. 6, 12. ei hvêh (ut modo). G. 4, 12. scheint aththan von V. 13, wo es fehlt, dem alten Schreiber hinaufgerathen.

Andere offenbare Schreibfehler sind im Ganzen unerheblich, auch meist vom Herausgeber, obschon in den Text mitaufgenommen, als solche in den Anmerkungen gekennzeichnet, aber immer lehrreich für anderweitige Wahrscheinlichkeiten. So G.

3, 29. in A. abrjans statt arbjans (haeredes), woraus sich vielleicht das Mtth. 5, 23. wirklich stehende und seltsame Unicum áibr (δῶρον, neben giba) statt arbi erklären ließe, während Diez in seiner jüngst erschienenen schätzbaren Grammatik der romanischen Sprachen Th. I. S. 56 das im Portugiesischen stehen gebliebene aib (Gabe) dafür zum Belege in Anschlag bringt. G. 5, 8. B. steht lathôdin statt lathôndin (G. 1, 6. richtig), vielleicht aus ⲗⲁⲫⲟ⁀|ⲁⲓⲛ erklärlich. Aehnlich am Ende der Zeile gestanden vielleicht C. 3, 5. A. lustu ubila| statt ubilana in B. — Beitis G. 5, 9. B. (statt beistis) ist wohl kaum mundartlich von einem Neutr. beit von beitan (mordere), wovon jenes bei'st (ζυμή) auch kommt. Beitis ist Schreibfehler wie Ph. 1, 15. B. háiftáis (statt háifstáis), entgegengesetzt E. 5, 6. uslustô (statt uslutô). G. 5, 15. steht verdoppelt fairrinôth, eben so Th. 5, 8. nasseináis, Ph. 2, 15. B. áinnôhun áikklêsjônô; wie wir schon 1. C. 7, 18. kannt, 2. C. 9, 2. Makidônnim, 2. C. 11, 14. aggilláu, C. 2, 46. allh lasen, dagegen fullnan oft eines seiner l einbüßt (C. 2, 21. 9, 51. 14, 23. E. 3, 19. A. ꝛc.).

Anderweitige Lautauslassungen in Th. 2, 13. B. vaúrkei(th), wie 2. C. 8, 11. A. habái(th); *) wichtiger für weitere Fälle und Schlüsse Th. 5, 5. nah(t)s, C. 1, 14. B. fravaúr(h)tê, wie Tit. 1, 3. atbairh(t)ida, 2. C. 2, 14. gabairh(t)jandin; die sich fortan aus C. 4, 4. (ⲅⲁⲃⲁⲓⲕⲏⲥⲁⲛ) und Skeireins 29, 3. (ⲙⲁⲍⲁⲛ) erklären werden. Vielleicht auch Matth. 13, 18. thlaúhs (statt thlaúhts wie slaúhts, daúhts, draúhts etc.). Hiemit erschließt sich ein weiter Einblick in mancherley gewiß schon bey den alten wie bey den neueren Schreibern vorgekommene Buchstaben-Verwechslungen. Wer die gothischen Handschriften kennt und der leicht erloschenen feinen Bindestriche der an sich derben und breiten Buchstabensäulen gedenkt, besonders aber in den flüchtiger geschriebenen schrägliegenden Zügen einiger Handschriften, der Glossen und der urkundlichen Unterschriften, dem werden die leichten Verwechselungen von Π und ΤΙ, ΓΙ, von Ⲛ und Ⲙ, von Ⲛ und Π, Ⲛ und Ⲏ, Ⲛ und Ⲛ, Ⲛ und Ⲙ, Ⲃ und Ⲕ, von Ⲃ, Ⲕ und Ⲣ, von Ⲗ und Ⲁ, von Ⲟ, Ⲉ und Ⲥ u. s. w. nur zu nahe treten. Castiglione las Ph. 4, 3. gewiß nur irrthümlich, obschon in beyden Handschriften, Klêmáintaii statt Klêmáintáu; so wie der Unterzeichnete in der Skeir. 11, 25. gewiß falsch tháu statt than. Das sonderbare ⲠⲖⲀⲠⲤⲞ G. pl. Mth. 6, 5. leider ein Unicum für πλατείων ist sicherlich nur dieses (ⲠⲖⲀⲦⲒⲤⲞ), wofür Ulfila sonst faúradaúri (L. 10, 10.) gaggs (Mk. 6, 56. 11, 4. E. 2, 18. 3, 11.) gatvô (C. 14, 21.) hat. Verwechslung des Ⲛ u. Ⲏ, vielleicht mit aus schon leiser Aussprache des Ⲏ *) in Mth. 5, 15. liu(h)teith, L. 6, 17. hiuma neben hiuhma (L. 8, 4. ꝛc. niuhsjan (G. 2, 4.) neben dem angels. neosian. Verwechslungen des Ⲏ und Ⲛ (alt oder neu?) erscheinen in R. 10, 19. wo ïnuh thiudôm steht statt ïn unthiudôm; 1. C. 16, 12. wo statt des unerhörten bithê uhtiug zu lesen seyn wird bithêuh til ï(mma) oder bithê gatil ï|mma. Man versinnliche sich nur die gothischen Buchstaben der Handschriften selber. Nicht minder ist R. 7, 23. statt váinans (infelix) gewiß váinahs (ahd. wênac) zu lesen. Offenbare Schreibfehler unsers Bandes finden sich Ph. 2, 5. B. fraithjáidáu, Ph. 2, 29. B. haibáith, C. 3, 25. B. viljahalthein, C. 4, 16.

*) Doch letzteres mit der koptischen Uebersetzung. C. 1, 10. dagegen ist galeikái Conjunctivus, wie Th. 5, 21. J. 9, 18. 6, 68. 16, 18. Mth. 15, 47. ꝛc. — Auffallend sind G. 5, 10. B. bairáith, C. 3, 15. svignjáith, Th. 4, 14. tinháith, wo th aber schwerlich gleich als eine neue Form des Conjunctivus auftreten darf.

*) Hiefür spricht nach Liquiden als (statt alhs) Mk. 15, 38.; thair(h)vakands (L. 6, 12.), drausnôs (J. 6, 12. 4), neben draúhsnôs; doch scheint jenes durchaus von driusan (dráusna driusandei L. 16, 21.).

B. Laudêkâiôm (wie E. 3, 16. ïnnuna verlesen wurde statt ïnnuma); C. 2, 14. B. usman (statt usnam, wie 2. C. 7, 1. bilâuſeinô st. bilâuleinô), Ph. 3, 15. B. andhugjith (statt andhuljith) aus dem vorhergehenden hugjith; G. 2, 18. A. miſſatâujandín (statt -an, wie E. 1, 13. thana matjandín), C. 4, 16. jus (statt ïzvis, wenn nicht anders gelesen werden muß); Ph. 1, 23. fehlt zu dishabâiths wohl ïm (wegen des unmittelbar folgenden us thâim tvâim?), Ph. 3, 14. ſigisläuna (oder Dativus?), G. 5, 21. faúrqvitha neben faúraqvath im selben Vers und faúraqvêthum (Th. 3, 4. 4, 6. gleich Mth. 11, 13.), während faúrqvitha G. 5, 21. mit Fug und Recht steht.

Wir wenden nach diesem nicht unwichtigen Vorspiele zu der eigentlichen Lautlehre, heben jedoch nur solche Vocal- und Consonanten-Verhältnisse heraus, welche wegen ihres mehr gesetzlichen oder auch mehr mundartlichen Wechsels das Augenmerk des deutschen Grammatikers vorzugsweise auf sich ziehen. Auch hier wieder im vorliegenden Bande nicht selten Fälle der Vokalverwechslung in den Casus der dritten starken Deklination: Th. 3, 6. Teimâuthái(á)u; *) C. 3, 5. B. hôrinaſſ[a]u; Ph. 3, 19. A. vulth[a]us; G. 4, 19. B. Chriſt[a]us; G. 5, 6. Chriſt(á)u (wo nichts bemerkt ist), G. 2, 20. ſun(á)us; G. 6, 14. fairhv[a]us, dessen richtiger Genitiv fairhváus V. 3. vorhergieng. Vielleicht gehört dazu auch Ph. 4, 12. ufaraſſu haban dicht neben ufaraſſáu haban (letzteres auch L. 15, 17. 2. C. 2, 4.), welcher Dativ häufig ist, auch hier Th. 2, 17. 3, 10. 5, 13. Ph. 4, 12; der Accusativ allein nur noch E. 2, 7. (ohne sic); der Nominativ (ufaraſſus) allein E. 1, 19.: der Genitivo zum ersten Male jetzt Ph. 3, 8. (ufaraſſáus). Manche jener obigen Fälle ließen vielleicht wegen ihrer Häufigkeit noch eine wirklich gesprochene Lautmischung denken.

Von Vokalen heben wir noch heraus a) das relativierende Suffix -ei, das G. 1, 5. 2, 12. Ph. 2, 26. 3, 8. 20. Th. 3, 1. richtig steht, dagegen statt des einfachen genitivischen ê: G. 2, 10. 3, 4. Umgekehrt ê statt jenes ei Ph. 2, 26. 3, 19. (A. gar thizêei!). Statt ïs(ille) steht G. 1, 1. ïzé, der Form nach statt ïzei (wie G. 1, 4.). Statt des gewöhnlichen akei steht G. 2, 14. aké. Neben thatáinei (solum) G. 2, 10. erscheint that'áin (hoc unum G. 3, 2.), wie miththan neben miththanei.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der vermißte Buchstabe steht in runden Klammern, der überflüssige in eckigen.

Bibliotheca commentariorum in scriptores tam Graecos quam Latinos. etc.

(Schluß.)

Kap. 29 in. Rem ad Senatum refert, jam antea volgi rumoribus exagitatam. Hier haben Kritz, Ref. u. A. bemerkt, daß die Bedeutung, welche viele Ausleger dem Worte exagitare, beilegen, nämlich: verbreiten, besprechen, im Sprachgebrauche nicht begründet ist, und sich daher für Cortte's Konjektur exagitatum entschieden. Dessen ungeachtet findet man bey dem Herausg. unter den Varianten die sehr überzeugenden Worte: Cortius male exagitatum, und im Kommentar bloß: exagitatam i. e. tractatam, excussam, divulgatam, nostrum vielbesprochen cet. Vv. dd. Mit gleicher Oberflächlichkeit fertigt er in demselben Kap. §. 3. die Variante nullius ab, als ob gar kein Zweifel über die Richtigkeit der andern Lesart nulli sey, während ein scharfsinniger Kritiker (Selling in seinen Emendd. Sall. 1835 p. 19) vor kurzem bemerkte, letztere sey bereits so vollständig widerlegt, ut in posterum ab nullo, qui sana mente sit, et qui, quae ante eum recte facta sunt, noverit, denus induci possit.

Doch vielleicht hat der Herausgeber, wenn er auch in der Auswahl fremder Noten oft nicht glücklich war, durch die eignen Kommentare, welche der Titel seines Buches ankündigt, Kritik und Erklärung wesentlich gefördert? Wir haben allerdings hie und da unter

der Menge des Excerpirten eine erklärende oder kritische Note von dem Herausgeber selbst entdeckt. Die erklärenden bestehen meistens aus einem oder ein Paar unbedeutenden Citaten, wiewohl nicht alle Citate, bey denen kein Interpret genannt ist, von dem Herausgeber herrühren, manchmal auch aus einer Note in der weiland beliebten Manier des Johannes Minellius; bey den kritischen trifft es sich nicht selten, daß der Verf. gar nicht weiß, um was es sich eigentlich handelt. Wir geben ein Paar Proben seiner Kritik. Kap. 12 extr. bemerkt er zu den Worten: quae fortissumi viri victores hostibus reliquerant: „Multus est ad h. l. in defendenda voce hostibus v. d. Kritzius, quam cur in textum recipias, certe nihil est. Eos enim, quibus sociis Sallustiani temporis Romani bona adimebant, tum ubi haec a veteribus Romanis acceperant, eorundem hostes, vel potius ab iisdem victos fuisse ideoque vocem hostibus praegressae vocis sociis meram interpretationem esse, facile videbis. Was der Verf. hier gegen Kritz anführt, war schon längst nicht mehr streitig. Kritz selbst sagt: luce clarius est, hostes eosdem intelligi atque socios, qui victi quidem essent, et in Romanorum potestatem redacti, sed nondum socii Romani facti essent; aber er behauptete, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Gegensätze mache das Wort hostibus nothwendig. Wollte der Verf. ihn widerlegen, so mußte er also Letzteres bestreiten, woran er aber gar nicht gedacht zu haben scheint.

Kap. 14. in. geben bisher die meisten Ausgaben: In tanta tamque corrupta civitate Catilina etc. Dagegen tritt der Herausgeber mit folgenden Worten auf: Solus, ut scimus (eine bey dem Verf. beliebte Redeweise, welche dasselbe bedeuten soll, wie quod sciam) Cod. Erlang. exhibet itaque in tanta et tam corrupta. cujus auctoritatem quin sequeremur ut non dubitaremus, fecit reliquorum librorum inconstantia, tum usus scribendi Sallustianus. Ex antegress. cf. cap. II., 1, IV, 1. 3. VI, 4. VII, 5. IX, 1. X, 3. XI, 7. XII, 2. Da der Verf. sich über den usus scribendi, der hier nöthigen soll, auf das Zeugniß einer einzigen nicht sehr bedeutenden Handschrift hin itaque am Anfang des Kap. aufzunehmen, nicht näher erklärt hat, so wird der Leser begierig die angeführten Stellen nachschlagen, zu seinem Erstaunen aber in keiner einzigen derselben itaque, sondern überall igitur am Anfang des Satzes finden. Die äußerst bündige Argumentation des Herausg. ist also diese: Weil bey Sallust oft igitur am Anfang eines Satzes steht, und ein Cod. hier itaque in dieser Stellung giebt, so muß letzteres aufgenommen werden. Denn die inconstantia codd., die der Herausgeber noch anführt, bezieht sich nicht auf das erste Wort des Satzes, sondern auf die folgenden. Kap. 34. in. lesen wir folgende Note des Verf. zu den Worten: Ad haec Q. Marcius respondit: Si quid ab senatu petere vellent, ab armis discedant etc. „Notant ad h. l. vv. dd. (d. h. Lange) respondit esse i. q. respondet ideoque sequi discedant. Nihil dementius. Pertinet respondit ad antegressa, quapropter male a Cortio omissum est, cumque insequenti discedant solum et modo conjungendum est, quo id, quod e sententia scriptoris profluit, cum eo, quod tanquam effectum narratur. Neminem igitur praesens discedant unquam offendet, qui epistolae (?) verba orationem indirecta posita prae (!) oculis habere memineril. (!)“ Alſo weil respondit zum Vorhergehenden gehört, konnte es nicht weggelassen werden! Demnach hat wohl Livius sich unrichtig ausgedrückt, wenn er z. B. XXXVII, 52 med. nach Erwähnung einer vom römischen Senate an den König Eumenes gestellten Frage fortfährt: Ad ea rex: Si ab aliis sibi praemiorum optio deferetur etc., und so in zahlreichen anderen Stellen, wo überall respondit, wenn es beygefügt wäre, eben sowohl zum Vorhergehenden gehörte, als an obiger Stelle. Was den übrigen Theil der Note betrifft, so gestehen wir offenherzig, den Sinn derselben nicht enträthseln zu können.

Wir glauben nicht nöthig zu haben, weitere Nachweisungen über das Verfahren des Herausgebers und über die Resultate desselben zu geben. Es wird aus dem Bisherigen zur Genüge erhellen, daß mit einem solchen Buche der Wissenschaft kein Dienst geleistet und kein Bedürfniß irgend einer Klasse von Lesern befriedigt worden ist. Denn eigene Beyträge von Bedeutung hat der Verf. nirgends geliefert, die Kommentare Anderer, so groß auch die Masse des aus denselben, namentlich aus den neuesten, von ihm Excerpirten ist, Niemanden entbehrlich gemacht. Der Gelehrte wie der Ungelehrte wird unendlich viel für ihn Ueberflüßiges finden, dagegen aber sehr Vieles vermissen, so daß er genöthigt ist, andere Hülfsmittel zu Rathe zu ziehen. Daß der Herausgeber den Erlanger Cod. nochmals und zwar genauer als es früher geschehen war, verglichen hat, ist löblich, rechtfertigt aber nicht die Herausgabe eines dickleibigen Buchs von mehr als 500 Seiten. Wir können demnach eine Fortsetzung dieser Sammlung von Kommentaren, sofern sie nicht von ganz andrer Art als dieser erste Theil seyn würde, nicht für wünschenswerth halten.

E. W. Fabri.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Für den sonstigen Wechsel des ê und ei erscheint G. 2, 21. teikeis von têkan (tangere). Für den Wechsel des ê und i merken wir an, außer hvileiks (G. 2, 6. 6, 11.), qvênins (G. 3, 19.) und qvinôns (G. 3, 18.) *) das, obschon wahrscheinlich weniger richtige, doch nicht weniger häufige leikeis (G. 4, 4.) und neben dem gewöhnlichen thivi (οἰκέτης: G. 6, 13.), gathivan (δουλεύειν: G. 2, 4.) und dem neu hinzutretenden thivadv (δουλεία: G. 4, 24.) nun ein seine Verwandtschaft damit nicht verleugnendes Neutrum thêvis (δοῦλος, mancipium G. 3, 22. u. 4, 1.). Vielleicht haben wir hier ein thivan, thav (tháu), thêvum zu denken, wie uns Ph. 3, 16. gasnêvum zu einem gleich qviman conjugierenden snivan, snav (snáu), snêvum statt sniuan, snáu, snuvum nöthigt, so daß snáu und thius für snav und thiv's stände (gleich sáiv's, snáiv's). Vrgl. kniu, triu. Wie snivan und thivan möchte auch ein „tivan" anzusetzen kommen, wovon 1) Tiu's, Tivis*) 2) táujan (st. tavjan, daher gataujda) 3) têvs, têvisu. gatêvjan 1 C. 15, 6.) 23. 2 C. 8, 19). Für den noch nicht genug verfolgten Wechsel des ô und û (fôn, fûnis, fûnisks; aljakônis, laûhmôni etc. auch wohl thâtig in sûnja, ahd. suona etc.) merken wir noch an außer dem gewöhnlichen fairguni (G. 6, 24. 25): gairuni (Th. 4, 5) und geiróni (C. 3, 5).

Für die Consonanten schließen wir an das eben besprochene snáu an, wofür wir nämlich Th. 2, 16. anasnáuh (pervenit) lesen: ob aus Verwechslung von n und h? oder wirkte die Halbconsonanz des auslautenden v? — Das Suffix -uh sonst G. 4, 29. svah jah für οὕτω καί, G. 2, 1. A. im Satzanfange thathrô'h (B. thathrô); Ph. 1, 23. thanuh nu; regelmäßig G. 5, 17. hva'h u. s. w.

Die sonst beym verwachsenen nisijái (μὴ γένοιτο, absit) gewöhnliche Verdoppelung des s (vgl. R. 9, 14. 11, 1. 11. 20, 16. L. 20, 16) auch hier G. 2, 17., fehlt G. 6, 14, wie in den andersbedeutigen ni sijum (G. 4, 31), ni sijuth (Th. 5, 4. 18), ni sind (G. 4, 8). — Assimilation sonst in niththan (G. 6, 13, wo B. nih-than), und jath-thô (C. 1, 16, wo B. jah thô) Diese Assimilation des h, besonders in jah (vrgl. Bayer. Ann. 1834 S. 963b und Skeir. S. 60) erscheint hier in jassilban (G. 2, 17.), jam-mundôth (Ph. 3, 17. A), jan-ni (Ph. 3, 3. G. 4, 18, wo B. jah ni, wie

*) Mth. 14, 21. Skeir. 49, 15 ꝛc. auch qvinôns, aber 1. C. 7, 16. qvênôn.

*) Vergl. Uhland Mythische Forschungen. 1836. I.

C. 1, 23), jab-bi (G. 3, 2). Aehnliches in urrêdith (C. 2, 20.) außer den gewöhnlichen urrisan (C. 2, 12. 3, 1.), ur-ráisjan (G. 1, 1. Ph. 1, 17. C. 2, 12) und ur riqviza (2 Cor. 4, 6).

Die Schreibung des z im Paſſiv und vor -ei, -uh und -u regelmäßig; wir führen nur an fráisáizáu (G. 6, 1), ïzvizei (G. 3, 1), juzei (Th. 2, 13. G. 5, 4.), juzu (G. 3, 2. 5), máiz-uth than (G. 1, 9); und neben saúrthizei (G. 2, 12) wohl begründet saúr this ei (Th. 3, 1.) gleich Skeir. 39, 15. ïn this ei; 44, 20: ïn this thatáinei ei. Zu bemerken noch anasáiſlêpun (Th. 4, 14. wie L. 8, 13: anasáiſlêp) neben gasáizlêp (J. 11,11) gasáizlêpun (1 C. 15, 6).

Für das Ç: sijum (G. 4, 31) u. sium (Ph. 3, 3. A; G. 4, 28), sijuth (Th. 2, 20) und siuth (Th. 2, 20), sijái (G. 6, 14) und siái (C. 4, 6. B); eben ſo sáiith (Ph. 2, 29. B) neben sáijith (G. 6, 7. B); neben freihals (G. 5, 23. B, G. 2, 4) auch freijhals (G. 5, 23. A); friathva oft.

Für die übrigen Gaumbuchſtaben: aíhum (G. 2, 4), vrgl. áih (J. 6, 47. 10, 10. 16), áig (1 C. 7, 13), áigi (J. 6, 40).

Für die wichtige Scheidung und Miſchung des ð und ƀ, deren Lehre nicht ſo klar ſchon ſteht, noch ſo gleichgültig iſt, als daß Caſtiglione S. 27. in den Worten ſagen könnte: in Codice A. nullam habeant librarii rationem mutationis literarum finalium, quae fit ob literam sequentem; contra id faciunt nulla certa lege, heben wir nur, außer den vielen regelmäßig beobachteten Vorkommniſſen im Participio nnd ſeinen Caſſ. obliqq., das Abweichende heraus.

So leſen wir Th. 2, 19. 20. gewöhnlich fahêths, G. 2, 22 A. aber ſchon fahêds (wie der Dat. fahêdái Ph. 1, 25. 2, 29. C. 1, 11. Th. 3, 9. und Accuſ. fahêd Ph. 2, 1. A.), neben friathva (wie fijathva) das neue Neutr. thivadv (G. 4, 24). Framaths (alienus) behält th in C. obliq. framathjana (R. 14, 4) und Verb. framathidans (C. 1, 21), würde es im Subſt. framadei (ahd. vremedî) wohl verlieren, wie das neue frumadei (principutus: C. 1, 18.) von einem nach jenem anzuſetzenden „frumaths“, und wie naqvadei (nuditas: R. 8, 35 u. 2 C. 11, 27) von naqvaths! ähnlich wie von liuhath, liuhadis (auch Th. 5, 5), liuhada (C. 1, 12) das Subſt. u. Adj. liuhadeins (2 C. 4, 4. 6.) vom nicht geleſenen liuhathjan (ſcheinbar ähnlich wie laúhatjan), das ſelbſt ſchon bis zu liuhtjan fortgeſchritten iſt, gleich mahts, anamahtjan u. ſ. w. Frôds (G. 3, 1. 3), frôdei (C. 3, 16) von frathis (Ph. 2, 1. Th. 5, 14), frathi (C. 2, 18. G. 6, 2), frathjan (Ph. 4, 2, 10. C. 3, 2) — zeigt unfrôdans (G. 3, 1), aber auch unfrôthans (G. 3, 3. in beyden Handſchr.). Saths oder sads (Ph. 4, 12) bietet neu den Subſt. Dativus sôtha (C. 3, 1), wovon das ſchon bekannte gasôthjan. Gôths (καλός, ἀγαθός) bietet das n. gôth (Th. 5, 21) und gôd (Th. 3, 6), wie thata gôdô (G. 6, 9), die Caſ. obl. Ph. 1, 15. G. 4, 18. C. 1, 10. G. 6, 6. und gôdei (virtus Ph. 4, 8). Guth (deus) als idolum (n) galiuga-gudê (C. 3, 5) u. gutha (θεοὶ: G. 4, 8.) und in Compoſ. gutha-ſkáunei (Ph. 4, 6). Dagegen behalten thiuth (τὸ ἀγαθὸν auch G. 6, 10. Th. 5, 15), thiuda, ſkathis (damnum: 2 C. 12, 13; ſkathan, skôth: auch C. 3, 25. G. 4, 12; ſkathháila: C. 3, 25), ſkadus (umbra: auch C. 2, 17), ſkadvjan, (umbrare) ſtets ihren gleichen Laut.

Von größter Wichtigkeit für die lebendige Ausſprache und rhythmiſche Währung der gothiſchen Selbſtlaute iſt bekanntlich die Schreibung der in der hl. Schrift vorkommenden hebräiſchen und griechiſchen Eigennamen, von Menſchen, Völkern, Ländern und Städten. Auch hiefür bietet unſer Band reiche Bemerkungen dar. Langes ô (ſt. griechiſches o) in Aiódia (Ph. 4, 2),*) Antiókja (G. 2, 11), Maki-

*) Hierin fehlt zugleich das Ƴ (das in áivcharistia,

dónái (Ph. 4, 15. Th. 4, 10); dagegen áu (für o) in *Au*niſimáu (C. 4, 9), Tháiſſaláu*n*eika (Ph. 4, 16), Jairáupáulein (C. 4, 13 wie im Kalend.) neben Iairuſalêm (G. 4, 25. 26) u. Jairuſáulyma (G. 2, 1.). — In Laudikáia (C. 4, 13) für *Λαοδικαία* iſt erſtlich a-u zu trennen (ſt. a-áu) und ei vertritt das griech. ι; daneben Laudekáia (ebd.), wie Tykêkus (*Τύχικος*: C. 4, 7.), Arêſtarkus (C. 4, 10 B.; wo A gar Ariaſtarkus, ſt.-ái-?). Dagegen Auniſimus (*Ονήσιμος*: C. 4, 8) Filippiſius (*Φιλιππήσιος* Ph. 4, 15), noch mehr in Atheinim (*Ἀθήναις*: C. 4, 5) bezeichnend für den frühen Itacismus. Aehnlich Kleimáintáu (Ph. 4, 3) für *Κλήμεντι*, doch hat hier A. Kláimáintáu, wie *Συντυχην* zu Syntykáin wird (Ph. 4, 2): Kurzes ε durch i wiedergegeben, wie früher, in Makidónái (Ph. 4, 15. Th. 4, 10); urſprünglich oder accentiſch langes ι durch ei, wie früher, Teitus (G. 2, 11), Aipafráudeitu (Ph. 2, 15), Thêſſaláuneikái (Ph. 4, 16). Seina (*Σινᾶ*) G. 4, 24, 25. E für ε in Aivaggéljô, áivaggéli, aggélu (*ἄγγελον* G. 4, 14) neben aggilê (*ἀγγέλων*: C. 2, 18) und arkaggiláus (Th. 4, 16), ſonſt aggilus (1 C. 4, 9) und gar aggillus (2 C. 11, 14). — In Báineiameins (Ph. 3, 5. A) oder Báiniameins (in B wie *Βενιαμιν*) kein j, wie auch nicht in Filippiſius (Ph. 4, 15), Kaúrinthius (2 C. 6, 11. 1 C. 16, 24) neben Kaúrinthâius (2 C. 13, 13).

Aehnlich Arabia (G. 4, 25), Kileikia (G. 1. 21), Galatia (G. 1, 2), Syrias (C. 2, 2 neben Saúráis G. 1, 21), Aiôdia (Ph. 4, 2), aber Antiôkja (C. 2, 11). — Der ſchon beachtete Wechſel des Ï u. Ç in Iudáia (G. 1, 12. Th. 2. 14), Iudáius (G. 2, 13, 15. Th. 2, 14) neben Judáius (G. 2, 24. 3, 28. C. 3, 19). — Für das griechiſche χ tritt faſt regelmäßig (außer Xriſtus, Aivchariſtia etc.) K ein: Arêſtarkus (C. 4, 10), Syntykáin (Ph. 4, 2), Tykêkus (Th. 4, 7), Antiôkja (G. 2, 11), Arkippáu (C, 4, 17), Arkaggêlus (Th. 4, 16) und Krêks (G. 3, 3. 7. 28. C. 3, 11).

Wie die Lautbezeichnung der Fremdwörter iſt auch ihre Declinationsweiſe bey Ulfila ſehr lehrreich. Von den Ortsnamen heben wir in dieſer Beziehung heraus: du Atheinim (*Ἀθήναις*: Th. 3, 1), von Völkernamen du Galatim (von Galateis, *Γαλαται*: G. 3, 1) du Saúrim (*Συροις*: C. 2, 2) von Saúr (*Σύριος*: C. 4, 21), du Kaúláuſſáim (C. 4, 18.), du Hêbráium von Hêbráius (Ph. 3, 5), du Iudáium (G. 2, 14) von Iudáius (G. 2, 24, 3, 28. C. 3, 19), Pl. Iudáieis (*Ἰουδαῖοι*: G. 2, 13. 15). — *Σατανας* wird Satana (Th. 2, 18. wie Mk. 8, 33. 1. Cor. 7, 5. 2 C. 14, 14.). *Λούκας* bleibt Lukas (C. 4, 14), *Βάρναβας* Barnabas (G. 2, 13. wie Mtth. 15, 7. 1 C. 8, 7, doch Barabba J. 19, 1. wie Kajafa J. 18. 14; D. Kajafin: 13), G. Barnabins (C. 4, 10), D. Barnabin (G. 2, 1. 9, wie 2, C. 2, 1.) wie auch Zakarias (L. 1, 5 ꝛc.), Zakariins (L. 1, 40). Eben ſo Aipafras (*Ἐπαφρᾶς*: C. 4, 12) D. Aipafrin (*ἀπὸ Ἐπαφρᾶ*: C. 1, 7). Dieſe wie Sunjáifrithas im goth. Kalender, vielleicht auch *Οὐλφιλας*. *Ἀγαρ* iſt Agar (G. 4, 24); Isak dekliniert Iſakis (*Ἰσαακ*: G. 4, 28), Iſraël (*Ἰσραηλ*) Iſraëlis (Ph. 3, 5), Iſraëla (G. 4, 16); *Βενιαμιν* dekl. Báiniamins (Ph. 3, 5); *Σινᾶ* iſt Seina (G. 4, 25) D. Seinái (G. 4, 24. 25: *Σινᾶ*). *Κλήμεντι* wird Klêmáintáu. Wie dieſes dekl. Teitus (G. 3, 3), Markus (C. 4, 10), Páitrus (G. 2, 9. 11), Pavlus (G. 1, 1. 5, 2. C. 1, 23. 2, 18) Arêſtarkus (C. 4, 10), Arkippus (C. 4, 17), Auneiſimus (C. 4, 9), Aipafráudeitus (Ph. 2, 23), Iakôbus (G. 2, 12), und auch Barbarus (C. 3, 11), dem ſich auch (ebdſ). *Σκύθης*, Scytha zur 3. ſt. Dekl. fügt: Skythus. Dieſe Dekl. bietet auch hier in den fremden Eigennamen, wie oben, befremdlichen Wechſel des u und áu dar. Th. 3, 6 A. Teimáuthái- (á)u (Th. 3, 2. der richtige Accuſ.), Ph. 3, 8

---

dieláugia, paraſkáiwê ſteht), in beyden Codd. während Victorinus ſelbſt Euchodiam gewährt.

Christ[a]u. Der Dativus Iêsu sehr oft, wie der gleichlautende Accus. Daneben zum Gen. Iêsuis auch der D. Iêsua wieder (G. 2, 16. Th. 2, 15. 4, 1.), der auch sonst vielfach erscheint, und nur in G. 2, 16 wie R. 13, 14. mit Christáu vereint, bey welchem sonst meist nur Iêsu steht, da Ersteres schon Casuskennzeichen hat; doch auch Iêsu allein (Mk. 10, 50). Eigenthümlich fügen sich in die Deklination auch anderweitig aufgenommene Fremdwörter. Am Rande erscheint wieder öfter (und zwar stets ohne das s, das in kavtsjô) láiktjô (G. 5, 25, Ph. 1, 21. 3, 1. 4, 1.); eben so dekl. psalmô (auch C. 3, 16), skaúrpjô, áikklêsjô, áivaggêljô, neben dem zu E. 1, 13. 1 C. 9, 23. 15, 1. auch wieder vorkommenden n. áivaggêli (G. 1, 7. 2, 2; 1, 6), wovon sich ableitet áivaggêljan (εὐαγγελίζειν: G. 4, 13) *) wie práufêtjan von práufêti (προφητεία), das sich hier im D. pl. práufêtjam (Th. 5, 20) wiederholt, der freylich auch zum masc. Acc. práufêtjans (1 C. 13, 2.) gehören könnte, von práufêtja, wie áivláugjan ïzvarana (2. C. 9, 5), áivcharistian (2 C. 9, 11), drakman (C. 15, 7. 8), ugkjanê (arezz. Urk.) ꝛc. Ein weibliches práufêtei ließe sich denken, wie apáustáulei (ἀποστολή: G. 2, 8. Ph. 2, 25 zu 1 C. 9, 2.). Aipistáulê (C. 2, 16. Th. 5, 27) wie früher E. 1, 1. 2 C. 3, 2. 3. 7, 8; der D. u. A. aber áipistáulein (R. 16, 22. 1. C. 5, 9.). — *Aipésеis* sind beybehalten als haireiseis (als wenn die verketzerten Gothanianer dafür kein Wort in ihrer unbefangenen Mutterſprache gefunden hätten). Fareisáius (Ph. 3, 5.), Apáustáulus (C. 3, 11) und Práufêtus (Th. 2, 15) gehen nach ihrer gewohnten Dekl.; eben so aggilus (G. 4, 14. Th. 4, 16.), doch aggilê (C. 2, 18). wie bróthrê (1 C. 15, 6. Mth. 25, 40. Ph. 1, 14). Nach derselben Deklination erscheint neben dem gewohnten Sabbatê der Dativ Sabbatum (C. 2, 16), sonst sabbatim (Mk. 3, 4 ꝛc.).

Durch diese Deklinationsverhältnisse der Fremdwörter zu dem für die Formenlehre in unserm Bande Bemerkenswerthen hinübergeleitet, fassen wir zunächst die Deklination weiter ins Auge. Von der zuletzt besprochenen 3. st. Dekl. auf -us erscheinen außer den schon betrauten Masc. dáuthus, fairhvus, lithus, luftus (Th. 4, 17), luftus (G. 5, 16. Th. 4, 5. 2. 17. G. 5, 24. C. 3, 5), unluſtus (C. 3, 21), skadus (C. 2, 17), sunus, vahstus (C. 2, 19), vulthus, fráujinassus (R. pl. C. 1, 16. z. Gen. E. 1. 21), hôrinassus, kalkinassus, skalkinassus, blôtinassus, usarassus und den Fem. handus u. thûhtus (C. 2, 23. zu 1 C. 10, 28. 29.) auch das wahrscheinlich weibl. háidus (háidum, Pl. für τρόπῳ: Ph. 1. 18), das im ahd. heiti, heit zu andrer Dekl. übertritt. Das unregelm. mênôths liefert den D. mênôthum (G. 4, 10), wie bajôths, bajôthum ꝛc. Für die 2 st. sächs. Dekl. erscheinen kuni, kunthi (C. 1, 9), ufkunthi, andi (Th. 2, 16. daneben andeis: Ph. 3, 19), frathi, reiki, faúrafilli, fairguni, gairuni, geirôni, valdufni, gavaúrki, gavairthi, gabindi (C. 2, 19. 3, 14), gaskalki (σύνδουλος: C. 4, 7. 1, 7), andbahti, andaláuni, andáugi, andvairthi, unsar gôd gaminthi (memoriam: Th. 3. 6. wie im Kalender) Fráistubni (G. 4, 14.) ist weiblich Gramm. I. 604. — Von Genitiven jener sächs. Dekl. außer den kurzen kunjis (Ps. 3, 5), kunthjis (C. 1, 9; sogar auch Ph. 3, 8), faúra-filljis (G. 2, 2.), gavairthjis (Th. 5, 23 wie schon früher), auch gavairtheis (Ph. 4, 9. wie schon früher), der im Diphthong scheinbar verwandte Genitiv this hafteis (Th. 5, 3) wird sich uns in eine andere Lesart verwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dafür bisher spillôn, thiuthspillôn, mêrjan, váilamêrjan, gakannjan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Das räthselhafte niuklahs' (oder niuklah's?) worüber Grimm, Bopp, Holzmann und J. H. Halbertsma in Deventer *) verhandelt haben, tritt hier wieder im Nom. Sing. auf (G. 4, 1). Das von Grimm für Skeir. 46, 13. adjectivisch verlangte von Unterz. dort als Subst. baúrs angesetzte (Skr. 46, 13: als D. áinabaúra sunáu, L. 2, 7. als Accs. frumabaúr) erscheint nun G. 15, 18 im Nom. schon ohne *s* (frumabaúr, *πρωτότοκος*), wonach es zu den Subst. Guth, fadar (G. 4, 6.), bróthar, svistar, daúhtar, vair (u. káisar) tritt und der U. den Gedanken nicht unterdrücken kann, daß jenes baúr einer jener ursprünglichen, in die mythische Zeit der Sprache hinaufgehörigen Ausdrücke sey, bey denen Grimm neuerdings (Mythol. S. 10) aus solcher ihrer Natur den Mangel des nominativischen s zu deuten versucht hat, und daß hier an den wurzelverwandten Buri (gothisch Baúra?) der Mythologie zu denken sey, den Erstgebornen (Fruma-Baúr), welchen Audhumla aus dem Felsen leckte (Myth. S, 204. 207).

Zu verwandter mythischer Anknüpfung reizt der an sich schon formeigne Gen. pl. fullithê, welcher E. 2, 16. der Gen. Sing. *πανσελήνου* übersetzt, aber erstlich nicht Neumond, sondern ganz wie das agf. fullt tûngl Vollmond, plenilunium heißt, sodann willkommene Zugabe zu dem ist, was Grimm Myth. S. 404 bis 407 zu entwickeln bemüht gewesen ist. Die Form des G. fullithê müßte von fulliths (wie magaths, mênôths) kommen; fullitha wäre gewöhnlicher, und selbst fulleiths, das im Accs. fulleith Mk. 4, 28 (wie faheiths neben fahêths), ist noch verdächtig (vielleicht fullein), da dort der upsalische Text jetzt fehlt. (Ein G. fullithê aber zum N. fullitha würde die Mischung der 1. und 4. Dekl. bestätigen, wofür außer andern Gr. I. 605. aufgeführten Beyspielen allein schon der Doppel-Gen. dáilô (2 C. 6, 14) und dailê (2 C. 6, 15), eben so der N. vêgôs (Mk. 4, 37) neben dem D. vêgim Mk. 8, 24) spricht; während saggvam C. 3, 16. in das E. 5, 19. richtig stehende saggvim wird verändert werden müssen. Für solche Mischungen oder allmählige Verwischungen der Deklinationen zeugt noch mehr der Gen. pl. der Verbalsubstantiva auf – eins (st. 4. D.), welche nicht – iné, sondern aus der 1 st. D. -inô entnehmen, so daß Ph. 4, 8. neben gódeinô (von gôdei, schw. 3. Dkl. die im G. pl. mit st. 1. D. zusammenfällt) hazeinô steht, und Ph. 2, 1. gableitheinô (wie 2 C. 1, 3. und gathraffteinô; wie 2 C. 7, 1 (bisáuleinô)

*) De Overblijfselen der gothische taal, zoo verre zij tegenwoordig bekend zijn. März, 1835. 8. S. 12 — 13. Dieser leitet es von „Klihan," Grimm von „Klakan, klôk (glocire)," wovon das nord. ny-klâkinn (neuausgebrütet).

10, 5 (ufarhâuseinô) 12, 7 (andhuleinô). Mk. 1, 27 (laiſeinô), Sk. 41, 14 (hráineinô). Eben ſo der Nom. pl., welcher mit ſt. 1., nicht 4 ſchw. ſtimmt, birôdeinôs (G. 5, 20. wie 2 C. 12, 20), náiteinôs (Mk. 3, 28).

Manche andere Vorkommniſſe vergewiſſern über die Dekl. und zum Theil über das Geſchlecht dieſes oder jenes Wortes. So háifſteis (G. 5, 20. zu 2 C. 12, 20), fraluſtáis (Ph. 1. 28), ſtabim (G. 4, 3. 9. C. 2, 20), stakins (G. 6, 13), hundans (Ph. 3, 2), gaviſsins (C. 2, 19), du fôtha leikis (C. 3, 1.), gáidva (C. 1, 24) ꝛc. Zu ſcheiden kommt künftig aus G. 5, 21: gabaúrôs (comessationes) zu gabaúram (R. 13, 13) ein männliches gabaúrs (commessatio, voluptas von einem ſachlichen gabaúr (tributum, collecta: 2 C. 16, 1. 2. R. 1. 3, 7). — Ueberaus wichtig wird der D. athnam (ἐνιαυτοῖς, G. 4. 10), was auf den erſten Anſchein wie vat'nam, nam'na (und die Maſc. ab'nê, aúhſ'nê) auf ein athô (oder atha?) ſchließen laſſen könnte, doch würde daraus das n im Neutr. 2 ſt. D. at-athni (J. 18, 15. this atathnjis) ſich nicht erklären; ſo daß athn angeſetzt werden muß, oder beſſer athns, dem lat. annus, (als Aſſimilation aus atnus, ἐνιαυτὸς aus ἔτνος? von ἔτος, das trefflich in der Lautverſchiebung ſteht,) ganz entſprechend. Bemerkenswerth auch noch der zweyte Beleg, (C. 4, 1) zu der bisher nur einmal (Mk. 16, 5) erſchienenen ſtarken Form taihsvái neben der ſonſt nur ſchwach erſcheinenden taihsvôn ꝛc., welches ſchwache Adj. zu Hand (Mth. 5, 30. mit handus, ohne h: Mth. 6, 3. Mk. 15, 27), Auge (Mth. 5, 29), Ohr (J. 18, 10), Säule (G. 2, 9) Waffen (2 C. 6, 7) gefügt wird. Man könnte, da taihsva in jenen beyden Stellen von der Seite (zur rechten Hand: C. 3, 1. Chriſtus iſt ïn taihsvái Guths ſitands, Mk. 16, 5: ſitandan ïn taihsvái) gebraucht wird, einen feinen Unterſchied vermuthen, doch ſteht R. 6, 34. dafür: ſaei iſt ïn taihsvôn Guths. — Endlich merken wir noch an die Vocative thuk gajukô (σύζυγε) und valisô (γνήσιε) C. 4, 3.

Auch die Deklination des Pronomen's bietet einige beachtenswerthe Anſtände. G. 5, 3. hvammé mannê muß hvamma oder hvammêh heißen. Auffallender iſt Th. 4, 2. das als „lectio certa“ und kaum für ΘQS erleſene ΘΛIZQS (τίνες, quales, weibl.) ſt. hvôs! Doch las oder ſchrieb Caſtiglione 1. C. 4, 5. auch irrthümlich hvarjizummah ſtatt des handſchriftlich richtigen hvarjammêh. — Das Ph. 2, 25. B. ſtehende ïzvana (ſt. ïzvarana), rhythmiſch vielleicht herbeygezogen durch das verbundene jah meinana, dürfte vielleicht als ein merkwürdig frühes Vorſpiel der ſchon im Ahd. hervortretenden Nebenform des Pron. poſſeſſivi nicht ganz verworfen worden. Die Möglichkeit des ſpäteren Verſchreibens (ïzvasna) fällt natürlich für das Gothiſche fort. Das Ahd. zeigt bekanntlich neben der organiſchen Form iwerêr auch ſchon iwêr, neben unſerêr ſchon unſêr (anders noch das goth. unſar' ſt. unſars, unſrs), altſ. unk, ûs; ink, iu (ſt. unker, ûser — inker, iuwer), ahd. iuwaz, unſaz, unſên (Otfr. 4, 5. 60), mhd. unſen, unſem.

Die Conjugation bietet für Reduplication Th. 3, 5. (fáifráiſi) 4, 14 (anaſáiſlêpum), für Imperative G. 4, 27, Participia fem. G. 4, 10. 27. Th. 3, 13. 2, 14; Paſſiva 3 P. S.: Ph. 1, 18. 20. G. 6, 6. (ſa háitada, obſchon ὁ λεγόμενος, neben ebdſ. ſa láiſida, κατηχόμενος), 6, 7; 1 P. S.: G. 5, 11; Plur. -anda, 1 P: Th. 4, 17; 2 P: G. 5, 18; Conjunct. 2 P: S. G. 6, 1. 3 P: Ph. 2, 5. G. 4, 19, 6. 1. Th. 3, 3. 5, 27. C. 4, 6.; 1 P: Ph. 3, 9; Plur. -áindáu: 2 P: G. 2, 17. Th. 3, 3; 3 P. G. 5, 12. 2, 17. — Arbáidêdidjáu (G. 4, 11 A. laboraverim) muß mit B. arbáididêdjáu heißen; das C. 2, 22 durch thaírh thatei ïs brûkjáidáu umſchriebene τῇ ἀποχρήσει (ipſo uſu Vulg.) heißt nicht wie Caſtiglione über-

ſetzt, per quod (quis) eo *utatur*, ſondern per quod id (ejus) adhibeatur. Oder man müßte brûkjadáu leſen wollen, wie láuſjadáu, atſteigadáu (Mth. 27, 42. 43. Mk. 15, 32), bey denen ſtets nu folgt. Der Conjunctivus wäre C. 2, 22. ganz angemeſſen. Usſiggváidjáu (C. 4, 16) neben dem richtigern usſiggváidáu (das auch Th. 5, 27) muß vielleicht inusſiggváid jah verwandelt werden, wovon ſpäter.

Intranſitiva erſcheinen: áuknan (C. 2, 19. Th. 4, 10. Ph. 1, 26), gadáuthnan (C. 3, 3), fullnan (C. 1, 9), andlêtnan (Ph. 1, 23), aflifnan (Th. 4, 17), ganôhnan (Th. 3, 2). Die meiſten dieſer Intranſitiva werden bekanntlich vom Präterito Plur. des Participii gebildet, ſo von nahan, náuh, nôhum — ganehnau; leiban, láif, libum, libans — aflifnan; giutan, gáut, gutum, gutans — usgutnan; taíran tar, têrum, taúrans — distaúrnan; brikan, brak, brêkum, brukans — usbruknan; tindan, tand, tundum, tundans — íntundnan; liuſan, láus, luſum — fraluſnan u. ſ. w. Doch kann ganôhnan (durch ganôhjan) zunächſt vom Adj. ganôhs gebildet ſeyn, wie gabignan (L. 1, 53) von gabigjan (2 C. 6, 10), wie mikilnan (2 C. 10, 15) von mikiljan (R. 11, 13 u. auch G. 1, 24. Ph. 1, 20). Hiebey ſey des noch nirgends geltend gemachten, aber wahrſcheinlichen Grundes gedacht, warum jene Intranſitiva ihr Präteritum nach der 3. ſchwachen Conjugation bilden, weshalb früher die Infinitiva irrthümlich auf -nôn angeſetzt wurden. Ließe ſich von niman, nam ein Tranſitivum namjan und davon wieder ein Intranſit. namnan denken, ſo würde namnida zuſammengefallen ſeyn mit ganamnida von namnjan (nennen) *) von namô: ſo ſchied die Sprache alle jene paſſiviſchen Intranſitiva von den Tranſitiven, welche das n ſchon zu ihrer ſchwachen Conjug. ſtammhaft mitbrachten (ïbnjan, namnian, rehnjan, rign(an, ſvignjan). Eine nicht ſo ſinnige Unterſcheidung tritt bey der 2. ſchw. Conjug. ein, welche ſo wenig wie Indic. und Conjunct. Präſ. (J. 17, 23: ei frijôs ïns, ſvaſvê frijôs mik), ſo auch Activum und Paſſivum nicht ſcheiden kann ((frijôda: J. 14, 21), während die erſte (-ida, -ada) ſich wohl zu helfen weiß. — Eigen gebildet iſt gaáinanáidái (ἀπορφανεσθέντες, deſolati: Th. 2, 17), ſo daß gaáinanan (nach der 3. ſchw. Conjug.) ſich vom Accuſativus áinan (áina: ſolus, deſolatus) bildet, ganz wie gaſtôthan-an (R. 14, 4,) von einem Adjectiv. gaſtôths, gebildet von ſtathan, (neben anda-ſtathis, (wie gadôbs von daban,*) unandſôks von ſakan), ſôths, ſôthjan von saths, ſads, und gatêm(i)s von timan, andaſêts von ſitan u. ſ. w. oder doch unwahrſcheinlicher vom Particip. gaſtôthanái (1 C. 4, 11), von einem Verb. ſtôthan. — Des auffallenden bairáith (Conj. βαστάσει G. 5, 10. während es auch βαστάζετε G. 6, 2 vertritt) neben bairith (βαστασει: G. 6, 5) iſt oben S. 451 Anm. ſchon Erwähnung geſchehen.

Wir eilen zur Wortbildung und bezeichnen hier 1) außer den ſchon bekannten Neutris hat-is (C. 3, 8), lig-is (Ph. 3, 14) und theih-s (Th. 5. 1) neu und unerhört für den D. ζυγῷ. (G. 5, 1.) jukuzja. Usthulan verlangt den goth. Accuſativus, ſo daß im Nom. jukuzja (weibl.) anzuſetzen wäre, wozu, Timotheus 6, 1. den D. jukuzjái (ζυγῷ) beybringt, wonach eine etwaige Vermuthung von jukuz *jah* oder gar juk uz-jah-thuláith *) weg-

*) Sollte nicht auch binamnidêdun ſtatt bimamindêdun (L. 16, 14) zu leſen ſeyn? — Binamnjan (Beynamengeben) wie biláikan, birôdjan, birûnan, biſpeivan, bikukjan, bihlôhjan u. ſ. w.

*) So daß gadôbanan etwas ganz anderes wäre (aptare, aptum reddere) als gadôbnan (obmutescere).

*) Jah iſt noch nicht ſo zwiſchentretend erſchienen, wie uh: (at-uh-gaf: E. 4, 9), an-uh-kumbei: L. 17, 7), an-uththan-niujáith. E. 4, 23, at-uth than-gaggand: 1 C. 14, 23, ub-uh-hvôpida: L. 18, 58; vgl. J. 7, 32. 11, 41. 16, 28. 17, 1.

fallen muß. Jukuzja iſt willkommene Beſtätigung zum Plur. bêruſjôs (parentes), wobey der Wechſel des s u. z nicht bedenklicher iſt, als in hláivasna (ſepulcrum) und arhv-azna (telum: E. 3, 16), und wieder filu-sna. — 2) auf -itha erſcheinen aggvitha (Θλίψις: Th. 3, 3. 4. B., in A. aglitha), unhráinutha Th. 4, 4. G. 5, 19. neben unhráinei: E. 3, 5.), kaúritha (onus: G. 6, 2), milditha (largitas: Ph. 2, 1), tulgitha (ſecuritas: E. 1, 23), thvaſtiitha (ἀσφαλὲς: Ph. 3, 1), vargitha (judicium: G. 5, 10), veihitha (ſanctitas: Th. 3, 13. 4, 3) Ueber Fullithê war oben S. 466. die Rede. 3) Weitere Bildungen mit *th*: die gewöhnlichen liuha*th*, háubi*th*, vitô*th*; mênô*th*s (G. 4, 10), fahê*th*s, gamáin-du*th*s (Ph. 2, 1. 3, 10), dulths (E. 2, 14), gamin*th*i (Th. 3, 6), baúr*th*ei (onus: G. 6, 1). — 4) mit *d*: thivadv (G. 4, 24), gakun*d*s (G. 5, 8.)**) von kunnan, wie gamunds, ſkulds, gafaúrds (Mk. 14, 35. 15, 1), gahugds (auch Ph. 2, 3. E. 1, 21), während liuhtjan, mahts, faúrbaúhts (E. 1, 14), thuhtus, framgahts (Ph. 1, 25), fravaúrhts, friſahts (E. 1, 15. 3, 10. Ph. 3, 17), inſahts (G. 2, 2), ustaúhts (E. 3, 14), gathlaíths (Ph. 2, 1. 4, 11), gaſkafts (G. 6, 15. E. 1, 15. 22), thaúrfts (Ph. 2, 25. 1, 24) ꝛc. zum t vorſchreiten — 5) mit – t: ſitls (Θρόνος: E. 1, 16), nagls (clavis: E. 2, 14), tuggl (ſidus: G. 4, 3), aglô (Θλίψις: Ph. 1, 17. 4, 14. Th. 3, 7), inilô (πρόφασις: Ph. 1, 18. zu J. 15, 22); hvôft-uli, ſáiv ala. Ueber ſkath-aila (E. 3, 25) und den D. manaulja (habitu: Ph. 2, 8) weiter unten. — 6) Zu usbeisns (patientia, exſpectatio, wovon der D. usbeisnái auch E. 1, 11. Ph. 1, 20), geſellt ſich die Nebenform usbeisn-ei (G. 5, 22) mit gleicher Bedeutung, wo-

2 E. 2, 2.) und nu (us-nu-gibith: L. 20, 25) und ni (mith-ni-qvam: J. 6, 22) und u (ga-u-hva-ſêhvi). Doch könnte man in dem oben S. 463 aus 1 E. 13, 1. beſprocheren praufêtjans vitjáu gleichfalls ein praufêtja. us-jahvit-jau vermuthen.

**) Doch gakunths (L. 3, 23).

von E. 3, 12. ſogar der Acc. usbeisnein erſcheint. Letztres ſchwerlich von usbeisneins, was ein Verbum usbeisnjan und dieſes immer wieder ein Adject. usbeisn's vorausſetzte, (wie unbeiſtei 2 E. 5, 8. ein Adject. beiſteis, beiſtja, wovon gabeiſtjôn 1 E. 5, 6. 7.), das neben dem Subſt. hergienge, wie fravaúrhts (peccatum und peccator), gaqviſs (consensus und consentiens), mahts (vis u. potens), ſtaſs (in uſtaſsrefurrectio, afftass repudium, tviſtaſs dissensio und Adj. faúrſtaſsis: Th. 5, 12). 7) Zu ſkill-iggs (solidus in den Quittungen) *) tritt nunmehr gadiliggs (consobrinus E. 4, 10), ahd. katulinc. mhd. getelinc, altſ. gaduling, agſ. cydhling, cognatus. Außerdem im adjectiv- adverb. unvêniggô (repente oder repentinus sc. interitus: Th. 5, 3), von vêns (spes), vêniggs (sperans).

Von den aus Adjectiven der 1. u. 2. Decl. gebildeten Subſtantiven auf –ei erſcheinen, außer áithei (mater: G. 4, 26), folgende: agláitei (ἀσελγεία: G. 5, 19), áudagei (beatitudo: G. 4, 13), baúrthei (φόρτιον, onus: G. 6, 5.), usbeisnei (patientia: G. 5, 22. E. 3, 22), bleithei (miseratio: G. 5, 22. E. 3, 12), áinfalthei (simplicitas: 1 E. 3, 22), frôdei (prudentia: E. 1, 9. 3, 16), frumadei (principatus: E. 1, 18), gabei (divitiae: E. 1, 27), gaúrei (tristitia: Ph. 2, 27), gôdei (virtus: Ph. 4, 8. in gaſtigôdei ſchon R. 12, 13), armahaírtei (misericordia: E. 3, 12), haudugei (sapientia: E. 1, 9. 2, 23, viljahalthei (προσωπολημψία: E. 3, 25), unhráinei (immunditia: E. 3, 5), latei (pigritas: Th. 1, 13. wie Tit. 3, 1. 12, 11), lubjaleiſei (veneficium: G. 5, 20), gamáinei (societas: G. 2, 9), mundrei (σκοπὸς, destinatus: Ph. 3, 14), qvaírrei (modestia: E. 3, 12. G. 5, 22. 6, 1), garaihtei (justitia, oft), riurei (corruptio, interitus: E. 2, 22. G. 6, 8), ſêlei (benignitas: E. 3, 12. G. 5, 22), unſêlei (malitia: E. 3, 8) fiukei (infirmitas: G. 4, 13), guthaſkáunei (μορφὴ θεοῦ: Ph. 2, 6), ſviknei (castitas: G. 5, 22), thvaírhei (iracundia: E. 3, 21), agláitivaúrdei (αἰσχρολογία: E. 3, 8).

(Fortſetzung folgt.)

*) Und Azdingi, Theruingi, Thuringi, Othingi ꝛc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Endlich vom adjectivisch gebrauchten Particip: drugkans (1 C. 11, 21), *) — drugkanei (ebrietas: G. 5, 21.), wie auch R. 13, 13. drugkaneim st. des gedruckten drugkameim zu lesen kommen wird.

Von den Verbalsubstantiven auf -eins, -áins, -ôns kommen hier vor: 1) Gableitheins (οἰκτιρμός: Ph. 2, 1), dáupeins (βάπτισμα: C. 2, 12), gafreideins (περιποίησις, acquisitio: Th. 5, 9), gôleins (ἀσπασμός: C. 4, 18), háuheins (Ph. 2, 11), háuneins (Ph. 2, 1. C. 2, 23. C. 4, 2), gaháuseins (ἀκοή: G. 3, 25), háuseins (Th. 2, 13), hazeins (ἔπαινος: Ph. 4, 8), ufhnáiveins (ὑποταγή: G. 2, 5. zu 1 C. 15, 26. 27. 28. E. 1, 22), andhuleins (ἀποκάλυψις: G. 2, 1. 2), láiseins (διδασκαλία: C. 2, 22), galáubeins (πίστις: oft), ungaláubeins (ἀπιστία: C. 3, 6), garáideins (κάνων, regula: G. 6, 16. Ph. 3, 16.), birôdeins (γογγυσμός: G. 5, 20), anastôdeins (ἀρχή, principium: Ph. 4, 15), ustáikneins (ἔνδειξις, causa: Ph. 1, 28), gathraffteins (παράκλησις: Ph. 2, 1); — 2) Báuáins (πολίτευμα, conversatio: Ph. 3, 20), gahôbáins (ἐγκρατεία, continentia: G. 5, 22 zu 1 C. 7. 5), libáins (vita: G. 6, 8. Ph. 1, 20), tráuáins (fiducia: Ph. 1, 20), thuláins (πάθημα: Ph. 3, 10); — 3) Aihtrôns (δέησις: Ph. 4, 6), lathôns (κλῆσις, vocatio: Ph. 3, 14), sunjôns (ἀπολογία, defensio: Ph. 1, 16). Das letzte Wort tritt fortan sicher, wie Gr. III, 513. bereits vermuthet worden war, zu jenen hinüber (vom Verbum sunjôn: 2 C. 12, 19. L. 7, 35); die bisher angesetzte Form sunjô war aus dem bis jetzt allein vorgekommenen Accus. sunjôn (2 C. 7, 11; neben unvêrei'n, gairnei'n) gefolgert worden. Nun erscheint dort der D. sunjônái. Umgekehrt wird die auch in Skeir. unter deis angesetzte Form filudeiseins (neben filudeisei) aus dem in E. 4, 14. von Castiglione aufgeführten D. filudeiseinái durch berichtigte Lesart in jene alte verwandelt. Es heißt dort nämlich fortan: ïn filudeisein *du* listeigôn us vandjái airzeins.

Von den Wörtern der 3. Dekl. auf -assus, ausser den oben S. 464. angeführten noch ïbnassus (C. 4, 1).

Von Adjectiv-Bildungssylben: 1) auf -L: außer ubils (oft) das auffallende sa skathaila (ὁ ἀδικῶν: C. 3, 25), dem ahd. skadal (noxius) entsprechend: das *ai* der Bildungssylbe wird in der

*) Das ähnlich erscheinende váinans (infelix: R. 7, 24) ist oben als váinahs gedeutet worden, steht übrigens mit vain-ei (utinam: auch G. 5, 12) wohl in Wurzelbeziehung.

Anmerk. wiederholt. — 2) auf -R: mundrs (wie fundrs, hlûtrs, fnutrs, báitrs, fagrs, abrs, láusqvithrs, vielleicht auch aihtrs in aihtrôn aus áigan, aihts, zu haben begehrlich), aus mundrei (σκοπός, deſtinatus: Ph. 3, 14) entnommen; gewiß das ſpätere munatar (vigil, citus), das ſich ſomit zu dem ganz nahe (Ph. 3, 17) vorkommenden mundôn (σκοπεῖν, obſervare) geſellt, von munds (conſilium, cura, tutela) ahd. thiu munt, agſ. mund. *) Und gewiß wie gamunds (memoria) von gamunan, ſo jenes von munan, muns ſinnen, Sinn. Alſo munan, muns, munds (putatus: L. 3, 23. und Subſt.), mundôn, mundrs; gamunan,**) gamunds; — 3) auf -aths: framaths (E. 1, 21), und „frumaths“ in frumadei (E. 1, 18); — 4) auf -is: ganz neu erſcheinend gavalis in E. 3, 12 (gavalifái, ἐκλεκτοί, electi) gewiß von valjan (eligere: Phil. 1, 22), weshalb man leicht gavalidái vermuthen könnte, was Mk. 12, 20. L. 18, 7. Th. 1, 4. Tit. 1, 1. ſteht, wenn nicht E. 3, 12. für γνησιοὶ (germani), wo Vulg. dilecti (ἠγαπητοὶ) hat, wiederum valisans ſtünde und für daſſelbe γνησιὲ, germane Ph. 4, 3. valiſô. Die Grammatik (II. 271. 274) führte bisher nur ahd. die Nebenform vizis zu vizus (callidus) auf. Wie zu den vorher angeführten Adjectiven auf -r die Subſtantiva áibr, fôdr, hairthr, maúrthr, ſmairthr u. aviſtr, huliſtr, naviſtr und akrs ꝛc., ſo ſtehen zu jenen Adjectiven auf -is, die Subſtantiva agis, ſigis, riqvis, hatis, baris, gadikis ꝛc. und hat's ꝛc. Ueber die verwandten ſtaſs, hvaſs, viſs, veis weiter unten.

Andere Ableitungsſylben der Adjectiva: 1) auf -ags: manags (davon managjan: G. 4, 25), áudags (G. 4, 1), grêdags (Ph. 4, 12.); — 2) auf -eigs: usbeisneigs (patiens: Th. 5, 14.), mahteigs (G. 4, 15), unmahteigs (G. 4, 9), vaúrſtveigs (G. 2, 8. 5, 6) und -igs in gabigaba (πλουσίως: E. 3, 16), wie 2 E. 8, 9 A. gabiga, Mth. 27, 57: gabigs, Mk. 10, 25: gabigamma, 1 E. 4, 8.: gabigái, L. 1, 53: gabignans, 2 E. 6, 10: gabigjan; dagegen gabeigam: L. 6, 24, gabeigs: E. 2, 4., ähnlich wie filubrinaizê (Mth. 27, 4) dicht neben filubreináizê (Mtth. 27, 9) ſteht. — 2) Von dieſen auf -eins erſcheinen: ahmeins (G. 6, 1. E. 3, 16), áiveins (G. 6, 8) und zu fadreins (fadreinâis: L. 2, 4, fadreinis: E. 3, 15., fadrein: L. 8, 56. 18, 29. J. 9, 2. 3. 18. 20. 22.) der D. fadreinam E. 3, 20 (zu 1 E. 12, 14); — 3) auf -iſks: barniſks (νήπιος, parvulus: G. 4, 3. Davon barniſkei τὰ τοῦ νηπίου: 1 E. 13, 11 u. barniſki, παιδία: Mk. 9, 21), áviſks (in áviſkôn: Ph. 1, 20), judáviſks (G. 2, 14, wovon judáviſkôn, ἰουδάζειν: G. 2, 14), thiudiſks (Th. 2, 14). Letzteres, für ἐθνικός, gentilis, popularis iſt zweifelsohne das ſpäter diutiſk (thëudiſcus), deutſch; — 3) zum erſten Male treten zu den adjectiviſchen auf -leiks denen hier auch liuba-leiks (πρόσφιλος, amabilis Ph. 4, 8.) ahd. lieplih, liebſam, ſich anreiht, die bisher nicht erſchienenen auf — sama in luſtuſamans (ἐπιπόθητοι, desideratissimi: Ph. 4, 1), das ſpätere luſtſam. Umgekehrt bildet ſama die Adjectiva ſamafrathis (τὸ ἓν φρονῶν) und ſamaſâivals (σύμψυχος): Ph. 2, 1.

Von Comparation der Adjectiva: 1) auf i: batizô (κρεῖσσον: Ph. 1. 23), thaúrftizô (ἀναγκαιότερον: Ph. 1, 24) und das ſpäter zu beſprechende ïuſiza (G. 4, 1); 2) auf ô: hlaſôza (ἀλυπότερος: Ph. 2, 25), woran ſich die adverbialen Neutra ſniumundôs (σπουδαιότερως: Ph. 2, 28) und aljaleikôs (ἑτέρως, comparativiſch verſtanden: Ph. 3, 15) reihen, denen ſich bekanntlich die auf -is: airis, framis, háuhis, nêhvis, haldis, andvairthis, halis, ſun's, ſeith's, anak's gleichſtellen. Das G. 2, 6. hinzukommende vulthris wird

*) Verſchieden natürlich von munth's, ahd. munt, isl. munnr, agſ. mudh (der Mund).

**) Wie baíran und gabaíran.

unten zur Sprache kommen. Bopp (Vergleichende Gramm. S. 416.) fügte jenen raihtis (γάρ) mit Recht (zu Gr. III., 591) hinzu, vielleicht auch allis (ὅλως). Aus Skeir. glaube ich fortan auch raihtis (40, 15), skeirs 43, 19, missaleiks (48, 6), anthars (44, 25) comparativisch aufstellen zu dürfen, und an letzteres reihe ich gewiß sicher das bisher unerklärte andis in L. 16, 13. (andizuh: et alias, alioquin) von and, wie framis von fram, nêhvis von nêhva. Der Form nach ist bijandzuh (Philem. 22.) bereits Gr. III, an jenes andizuh gehalten worden. Mir scheint aber jenes BIGANAZNH fortan ganz klar zu werden, wenn man bij-and'zuh gehörig trennt: and's ist wie sun's, leith's, jaind vairth's u. s. w. BIG aber (man denke nur an die Cursivschrift, wo *K*, *B*, *G* sich so sehr ähnlich sehen) deute ich als KB d. i. 22, nämlich Vers 22, welcher dann mit ANAZNH beginnt. Freylich muß dieß and'zuh ἅμα δὲ καὶ vertreten, doch ist vielleicht Th. 4, 17. sun's mith ïm für ἅμα ähnlich. Andiz, andis *) übrigens ist das ahd. alder, ald, oder (Gr. III. 274. Schmeller I. 137.), „anders."

Anderweitiger Adverbia erscheinen in unserm Bande 1) präpositional aftra, aúra, ïupa (G. 4, 26.), ïupana (G. 4, 9.), ûta (E. 4, 5. Th. 4, 12.) und ein in der Anmerkung bestätigtes *afta* (ὀπίσω, retro: Ph. 3, 14), wofür L. 9, 62. aftra steht, mit dem es durch aftana, so wie aftarô, aftuma verwandt bleibt; — 2) adjectivisch ꝛc.: aljathrô (Ph. 1, 27), dalath (Th. 4, 16.), accusativisch: a) schwach masculi. suman (πότε, aliquando: G. 1, 23. zu Sk. 48, 7. N. 1, 10. 1. 10. 1 E. 13, 9. E. 2, 3. vergl. Gr. III. 25, 95.); b) schwach sächl. áuftô (Th. 3, 5.), spráutô (G. 1, 6.), sundrô (G. 2, 2.), tainteinô (πάντοτε. E. 4, 6.), gaaggvô (stricte: T. 5, 3.), allandjô (ὁλοτελῶς. Th. 5, 23.), unvêniggô (repente: Th. 5, 3. wenn nicht repentina), judáivisкô (hebraice: G. 2, 14.), thiudisкô (ἐθνικῶς, gentiliter: G. 2, 14.); endlich c) auf – aba: bairhtaba und balthaba (E. 2, 15.), unfairinôdaba (ἀμέμπτως: Th. 2, 10), gafêhaba (honeste: Th. 4, 12.), gabigaba (abundanter: E. 3, 16.), mikilaba (μεγάλως: Ph. 4, 10.), raihtaba (recte; G. 2, 14.), garaihtaba (Th. 2, 10.), sviknaba (ἀγνῶς: sincere: Ph. 1, 17.), sunjaba (ἀληθῶς: Th. 2, 13.), triggvaba (πεποιθῶς: Ph. 1, 25.), vairthaba (ἀξίως: E. 1, 10. 2, 12. Ph. 1, 27. Th. 2, 12.), veihaba (ἁγίως: Th. 2, 10.). Aus sunjaba und allandjô werden dem Wörterbuche die Adjectiva sun(j)is (verus), wovon sich sunja (veritas), sunjeins (verax), sunjôn (defendere q. veritatem), sunjôns (defensio, apologia) verzweigen, und [all-]andeis, (was man L. 1, 33. denken könnte, wenn thiudinassus stünde) zum Substantiv andeis, andi gewonnen.

Von Zusammensetzungen: a) viele präpositionale z. B. *dis*-haban (Ph. 1, 23.), distaíran (G. 5, 9.), *in*-svinthjan (Ph. 4, 13.), in-vandjan (G. 1, 7.), in-sahts (G. 2, 2.), inkunja (Th. 2, 14., wie in-gardja: 1. E. 16, 19.); *fram*-gahts (Ph. 1, 25.); *vithra*-vairthô (G. 2, 7.), *anda*-vizn, anda-láuni (E. 3, 24.), andaneithô (E. 2, 14. Th. 2, 15.), andastathis, andáugi, andbahts, andvairths, andvairthi, andniman, andhuleins, andspivan (G. 4, 14.),

*) Das z in andizuh wie in alizu hôrs áiththáu (E. 4, 5.) wo B. alïzu d. i. wohl nur allzu hat. Man lese allzu(h) hôrs (quisque, omnis). Das eine h fiel entweder wegen des vorhergehenden u (u. h) fort oder wie in sla(h)hals. In uz-uh-hôf etc. bleibt es. In 1. E. 8, 15. steht auch mimz (statt mims) wegen des folgenden áiv, wie áinz-u (1. E. 8, 6.), maiz-uh u. s. w. Da es einen Comparativus gilt, so sey hier noch ein bisher unerklärtes Wort, nämlich talzjan gedeutet; ich halt' es (wie minznan) für tal's-jan, klüger machen, aptiorem reddere: untals, untala ist ἀφειδής, ineptus, indoctus (L. 1, 17.), talzidái (2. E. 6, 9. docti, ἐπιστατοι), talzjands (doctor: L. 5, 5. 8, 45. 9, 33. 49.), talzjan jah láisjan (E. 1, 28. Th. 5, 14.). Zu tils, gagatilan, andtilôn gehörig.

andſtaldan (G. 3, 5.), andſtandan, andhafjan, andhamôn (C. 2, 15.), andlêtnan (Ph. 1, 23.), in dieſem Reichthum weiter. Auch Decompoſita: ana - ïnſakan (G. 2, 6.), ïnn - uffliupan (subintroire: G. 2, 3, 4.); — b) mit *un-*: un - kunths (G. 1, 22.), unlêda (pauper: G. 2, 20.), unmahts (G. 4, 13.), unmahteigs (G. 4, 9.), unvamms (immaculatus: C. 1, 22.), unveis (ignorans: Th. 4, 13.), unvêniggô (inopinate: Th. 5, 3.), ungatafsans (Th. 5, 14.), wovon nachher, unfairinans (irreprehensibiles: C. 1, 22.), unfairinôdaba (Th. 2, 10.), unagands (Ph. 1, 14.), unvunands (moestus: Ph. 2, 26.), unfveibands (Th. 2, 13.), unhráinei (C. 3, 5.), unhráinitha (Th. 4, 7.), unfêlei (malitia: C. 3, 8.), ungaláubeins (C. 3, 6.), unbimáit (praeputium: C. 2, 13.), unluſtus (taedium: C. 3, 21.), *fô* unbairandei (*ἡ οὐ τίκτουσα*) und fô *ni* fitandei (*ὠδίνουσα*) Ph. 2, 26. Vergl. Sk. 40, 1. ni kunnands (auch G. 4, 8. Th. 4, 5.) und unkunnands etc. — c) Reine ſubſtantiviſche und adjectiviſche Zuſammenſetzungen 1) mit -a-: viljahalthei (*προσωπολημψία*: C. 3, 25.), grindafrathjans (*ὀλιγοψύχους*: Th. 5, 12.), ſamafrathjái (*τὸ ἓν φρονοῦντες*) und ſamáſáivalái (*σύμψυχοι*: Ph. 2, 1.), frumabaúr (primogenitus: C. 1, 15. 18.), armahairtei (misericordia: C. 3, 12.), fullavitans (*τέλειοι*, perfecti: Ph. 3, 15. C. 1, 25. 4, 12.), vailagaleikan (C. 3, 20.), vailamêreis (Ph. 4, 8.), liubaleiks (*πρόσφιλος*: Ph. 4, 18.), qvinakund (*θῆλυ*) und gumakund (*ἄρσεν*: G. 3, 28.), ïbna – ſkáuneis (*σύμμορφος*, aequiformis: Ph. 3, 21.), guthaſkáunei (*μορφὴ θεοῦ*: Ph. 2, 6.), galiugaguda (idola: G. 5, 19.), leikafráuja. 2) mit -i-: agláitivaúrdei (turpis sermo: C. 3, 8.); 3) mit -u-: brôthrulubôn (*φιλαδελφία*: Th. 4, 9.), *) faihugairôni (*πλεονεκτία*: C. 3, 5.), luſtuſama (*ἐπιποθητος*: Ph. 4, 1.), qvithuhaftô (wovon ſpäter).

*) Ob R. 12, 10.: brothralubôn wirklich ſteht?

Die Form- und Wortbildungslehre, obſchon noch Vieles anzumerken wäre (z. B. die wichtigen Compoſitionen oder Bildungen mit ga-, ſowohl verbal, als adjectiviſch und ſubſtantiviſch) verlaſſend, thun wir noch einen Blick in das Gebiet der Syntax, in welche mehreres oben bereits in Betreff der Ueberſetzungsweiſe Ulfilas Angeführte einſchlägt. Hier käme unter Anderm weſentlich in Betracht der Gebrauch des Artikels ſammt der ſtarken und ſchwachen Adjectivdeclination, worüber Graff jüngſt eine zu frühe Unterſuchung angeſtellt hat; *) eben ſo des Conjunctives gegenüber dem griechiſchen Texte nach Conjunctionen, vergl. G. 6, 4. habái gegen *ἐστι*; Ph. 4, 17. jabái galôkjáu, ak galôkja (*ὅτι ἐπιζητῶ, ἀλλ' ἐπιζητῶ*) u. ſ. w.; ferner die conjunctionelle Satzbildung: fram *thamma* daga *ei* (*ἐφ' ἧς ἡμέρας*: C. 1, 9.), oder *tháimei* ïupa ſind (abhängig von frathjan C. 3, 1. 2.) neben *thôei* ïupa ſind und ni tháim *thôei* ana airthái ſind. Wir merken hier bloß das Regimen der Verba, meiſt gegen den griechiſchen Gebrauch an, vorzüglich mit dem Dativ, Prof. Ribbeck (a. a. O. S. 46) eine ſchwer erklärliche Eigenheit. So frathjan (C. 3, 2. Ph. 3, 19.), ïnmáidjan (Ph. 3, 21.), gahamôn (Th. 5, 8. G. 3, 27.), ufbrikan (Th. 4, 8.), usvairpan (G. 4, 30. wie Mtth. 5, 40. L. 9, 35.), wie usqviman, fraqviman; gamôtjan (Th. 4, 17.), atkunnan (*παρέχειν*: C. 4, 1.), wodurch ſich Skeir. 46, 14. (Gutha andſatjan ſvêritha jah ſunáu Guths *kunnan*) erklärt; vitan (obſervare: G. 4, 10.), maúrnan (Ph. 4, 6.). Mit dem Accuſativo: vrikan (G. 4, 29.), arman (miſereri: Ph. 2, 27. *αὐτὸν*), gôljan (C. 4, 10.) u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ueber die deutſche ſchwache Declination im neuen Jahrbuch der Berliner Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde. 1836. Band II. 1. S. 1 — 58. — Vergl. A. Wellmann: das gothiſche Adjectivum. Stettin, 1835.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Mit dem Genitivo: brûkjan (C. 2, 22.), fullnan (Col. 1, 9.), beidan (Gal. 5, 5.), gaírnjan (Ph. 2, 26.), thaúrban (Th. 4, 12.). Ufháusjan hat stets den Dativ (G. 3, 1. 5, 7. Ph. 2, 8. C. 3, 18. 20. 22.), háusjan kann Accus., Dat., Gen. bey sich haben. C. 1, 23. wird οὗ (εὐαγγελίου) ἀκούσατε durch *thôei* (áivaggêljôn) háusidêduth gegeben. Galáubjan Gutha (Θεῷ G. 3, 6.), *du* ïmma (Ph. 1, 29.), im Althochdeutsch. *in* kot etc. Bisvara ïzvis *in* fráujin (Th. 5, 27: ὁρκίζω ὑμᾶς τὸν κύριον, per deum) sonst auch *bi*. — Κηρύσσειν ἐν τοῖς ἔθνεσι (G. 2, 2.) giebt B. mêrjan ïn thiudóm, A. ïn thiudós, (wie G. 2, 8. und C. 1. 23. ἐν πάσῃ τῇ κτίσει: mêrida ïst ïn alla gaskaft. — Bileiban *in* c. D. (εἰς: Th. 4, 15.). Qviman *at*, *du* bekanntlich stets mit dem Dativ; doch ana fêra (G. 1, 21.); gaggan *in* c. D. (C. 1, 10. εἰς; G. 2, 1: usïddja ïn Jaíruſáulyma); áhnlich vairtháina ïn unluſtáu (C. 3, 21. ut fiant animo puſillo), wie im Altſ. uuëſan an luſtun (Hel. 84, 5.). Lathôn ïn anſtái (G. 1, 6.) ſchon im Griechiſchen καλεῖν ἐν χάριτι, (vocare in gratiam: Vulg.). Die Participial-Construction des Dativus, entſprechend den lat. Abl., den griech. Gen. abſol., Th. 3, 6: *at* qvimandin Teimáutháiáu at unsis (ἐλθόντος Τιμοθέου).

Für das Regimen der Präpoſitionen bemerken wir außer *afar* ſigisláuna (Ph. 3, 14.), den Accuſativus bey *du* in du thanei (C. 4, 10.), was Caſtiglione beſtätigt, leider aber nicht das V. 13. folgende du thans, áhnlich dem mit *ina* ꝛc. im Althd. *In* m. D. u. A. dicht beyſammen G. 5, 10. (*ïn* ïzvis *ïn* fráujin). — Für den Bedeutungsgebrauch der Präpoſitionen: *fram* ïzvis für ἐφ' ὑμῖν (Th. 3, 7.), für ἐν ὑμῖν (G. 3, 2. wo V. 1. *ïn* ïzvis); *us* für ἐξ (Ph. 1, 17.), wofür V. 16. *ïn* ſteht. Andniman *at* (Th. 4, 1.), παρὰ. Ph. 1, 23. ſteht für πολλοῦ γὰρ μᾶλλον: *und* filu máis, wie L. 18, 39. — G. 4, 1: ſteht nï *und* vaíht (οὐδέν); Th. 2, 16: *und* andi die verwandten Wurzeln bey einander.

Barnilôna meina, thanzei (G. 4, 19.) iſt Seite 361 beſprochen worden. Eben ſo bereits ïzvarós miſſô kaúrithôs (G. 6, 2: ἀλλήλων τὰ βάρη). Th. 2, 18. und Ph. 4, 6. wird ἀπαξ καὶ δὶς declíniert: *allamma* ſintha jah *tváim*.

Eigenthümlich der tranſitive Gebrauch von afhugjan (G. 3, 1. faſcinare). Dieß leitet auf den paſſiven des Infinitivus, der bekanntlich Mth. 10, 45. (ni qvam *at* andbahtjam ak andbahtjan: οὐκ ἦλθε διακονηθῆναι ἀλλὰ διακονῆναι) lange ſonderbar erſchienen iſt, aber ſeine einfache Erklärung findet, wenn man at andbahtjam *) für ad ſer-

*) Qviman at: G. 4, 20. C. 4, 10. Th. 2, 18. 3, 6. und ſonſt ſehr oft.

vitia (oder ad miniſtros??) nimmt, ähnlich wie Mth. 27, 7. du uſfilham, wo aber das Griechiſche gleichſteht. — Ph. 4, 12. wird ταπεινοῦσθαι (humiliari) mit háunjan mik überſetzt; G. 6, 12. 13. περιτέμνεσθαι, circumcidi mit náuthjand ïzvis bimáitan; G. 2, 3. ἠναγκάσθη περιτμηθῆναι, (compulſus erat circumcidi): báidiths vas bimáitan. Wie báidiths, ſo die participialen mahts (poſsibilis), ſkulds (ſkuliths, wie munds), deren paſſiven Gebrauch Holzmann (Hdelb. Jhrb. 1835. Nr. 54 – 56.) klar nachgewieſen hat, wonach der zweymal Skeir. 39, 17. 40, 6. geleſene Satz (J. 3, 4.): hváiva *mahts* ïſt manna gabairan (πῶς δύναται ἀ. γεννηθῆναι) altheis viſands? ïbái *mag* ïn vamba áitheins feináizôs aftra galeithan (εἰσελθεῖν!) jag *gabairáidáu* (καὶ γεννηθῆναι!!). Das letztere γεννηθῆναι konnte wegen des vorhergehenden activen *mag* (mag galeithan, vergl. L. 16, 3. Mk. 10, 38. Sk. 47, 20. 22.) nicht abermals durch gabairan gegeben werden: daher der paſſive Conjunctivus. — Für den Gebrauch des Infinitives mit du gegenüber dem griechiſchen Inf. simplex oder mit τό, εἰς τό, τοῦ; oder Auflöſung desſelben durch ei, oder endlich Umſchreibung des griechiſchen εἰ, ἵνα durch jenen viele Fälle.

Der einfache griechiſche Inf. durch du wiedergegeben: Th. 4, 10. 11. (du atſatjan, παραστῆσαι). C. 4, 3. 1, 15. 28. Th. 3, 4; der griechiſche Inf. mit τό: Ph. 4, 10. (τὸ ὑπὲρ ἐμοῦ φρονεῖν, du faúr mik frathjan). Ph. 1, 24. (τὸ ἐπιμένειν, du viſan, bey C. fälſchlich duviſan; wie 1 C. 11, 6 dukapillôn, 2 C. 9, 1. duméljan, 2 C. 11, 2. duusgiban, Mth. 27, 7. duusfilhan); der gr. Inf. mit εἰς τό: Th. 2, 16 (εἰς τὸ ἀναπληρῆσαι: du usfulljan). Th. 2, 12. 3, 5. 13. 4, 9. 17. Ph. 3, 21. Dagegen Ph. 1, 23. εἰς τὸ ἀναθέσαι allein andlêtnan. Der gr. Inf. mit τοῦ: Ph. 3, 10. (τοῦ γνῶναι: du kunnan), dagegen τοῦ δύνασθαι Ph. 3, 21. aufgelöſt in untê mag. In εἰ aufgelöſt: a) ἐν τῷ παρεῖναί με πρὸς ὑμᾶς (G. 4, 18) ïn thammei ïk ſijáu at ïzvis; τῷ μηδένα σαίνεσθαι (Th. 3, 3) ei ni áinshun afagjáiđáu; b) Εἰς τὸ ἰδεῖν, ei gafaíhveima (Th. 3, 10.); εἰς τὸ στηρίξαι, ei ïzvis gatulgjái (Th. 3, 2; dagegen du tulgjan: Th. 3, 13); c) Εἰδέναι, εἰ viteith (C. 4, 6), ei viti (Th. 4, 4); περιπατῆσαι, ei gaggáith. Endlich der paſſive (und mediale) Infinitivus καταλειφθῆναι, ei bilithanái vêſeima (Th. 3, 1); γράφεσθαι, ei (Th. 5, 1); δικαιοθῆναι, ei (G. 2, 17); ἀπέχεσθαι, ei (Th. 5, 27). Phil. 3, 12 εἰ καὶ καταλάβω — ei gafahan (A. gafahau) oder ei jah (ga)fahau (εἰ καὶ)?*)

Für das Futurum, das ſonſt, außer dem Präſens, mit haban und auch viſan (vrgl. G. 1, 23. und auch J. 12, 26) ſo wie mit ſkulan, munan ausgedrückt wird,**) erſcheint hier Th. 3, 4. (μέλλομεν θλίβεσθαι) thatei *anavairth* vas uns *du* vinnan; Ph. 1, 18. für gaudebo: faginôn duginna; nicht minder paſſiviſch für αἰσχυνθήσομαι (Ph. 1, 20) gaáiviſkôths *vairtha*; vrgl. Ph. 4, 12. Viele Beyſpiele für die präteritalen Hilfsverba vairthan, ***) viſan †) ſijan, ††).

Wir ſchreiten zum Gewinn des Wörterbuches und der Wurzeln vor, und bemerken 1) für die Bedeutung: áinái (μόνοι :Th. 3, 1.), friſahts (εἰκῶς: C. 1, 15. 3, 10. zu 2. C. 3, 8. 4, 4. 15, 59; τύπος: Ph. 3, 17; ὑπόδειμα: J. 13, 15; αἴνιγμα: 1 C. 13, 12. 48.), uſſiggvan (ἀναγνῶσθῆναι: Th. 5, 27. C. 4, 16. wie C. 3, 4. ſiggvan;

*) Stets *gafahan*: Ph. 3, 12. 13. G. 6, 1. Th. 5, 4. ꝛc.

**) Vrgl. Schmellers Aufſatz in den Denkſchriften der Akad. d. Wiſſenſch. in München 1835.

***) Vrgl. Ph. 3, 12. 4, 10. G. 2, 13. C. 1, 16. G. 2, 20.

†) G. 2, 3. 4, 23. 3, 1. Ph. 3, 10. C. 1, 26. 3, 3. G. 3, 27. C. 3, 15.

††) G. 4, 20. Ph. 3, 8. C. 4, 3. Ph. 4, 11. 2, 16. G. 6, 14. 4, 22. 27. 5, 11. G. 6, 3. Ph. 3, 12. G. 5, 13. 3, 27. Th. 5, 8. G. 2, 17. Vrgl. G. 6, 16. Ph. 2, 27. G. 5, 4.

ſonſt anakunnan), fraqviman (consumere: G. 5, 15. zu usqviman der Uebergang), ushafjan (ἐμβατεύειν, ambulare: C. 2, 18) andſitan (G. 2, 6. zu 1. C. 10, 25. Sk. 51, 14. Tit. 1, 16. L. 16, 15), vaihts (εἶδος, species: Th. 5, 22; wodurch es der wahrſcheinlichen Urbedeutung — Mythol. S. 246 — näher tritt), usgildan (ἀνταποδοῦναι: Th. 3, 9; ἀποδοῦναι: Th. 5, 15), ragineis (ἐπίτροπος, tutor: G. 4, 2), bisvaran in (ὁρκίζειν: Th. 5, 27), welche gleichfalls der Mythologie zu Gute kommen; Und andi (Th. 2, 16) wie and andeis (R. 10, 18) dem Wurzelzuſammenhange der Partikeln, wie áuk, áukan. Sniumunds (Ph. 2, 28) ſniumjan (Th. 2, 17) von ſniuma (ahd. ſniumo, fliumo, ſleunig) kommen wohl von ſnivan, fnau (ire, pervenire). *)

2) Auch der vorliegende Band iſt wieder reich an Beſtätigungen bisher ſelten erſchienener Wörter, reich an neuen, bisher kaum erhörten Wurzeln wie Wortbildungen: a) Von jenen ſelteneren führen wir hier auf als Belege: inilô (πρόφασις: Ph. 1, 18. zu J. 15, 22) vgl. Gr. III. 666; bôta (ὄφελος: G. 5, 2. zu 1 C. 13, 3), fôtha (πλησμονή: C. 2, 23) D. von fôths oder fôth; fibja (funivê fibja, νοσσεία: G. 4, 5) zu fraftifibja (R. 9, 3); garêhſns (G. 4, 1. vrgl. Skeir.), niuklahs (G. 4, 1), ragineis (G. 4, 2.), guthafkáunei (Ph. 2, 6). und ibnafkáuneis (aequiformis, σύμμορφος: Ph. 3, 21.) zu fkáuneis (ὁραῖος, spetiosus: R. 10, 15.) ahd. scôni, mhd. ſchoene, von fkiunan, fkáun neben fkeinan, wie fleithan (Ph. 3, 8.) neben fliuthan, wovon flâuthjan (G. 4, 20); Mithganavîſtrôdái (C. 2, 11. zu 1 C. 15, 4.); thuthaúrn (Th. 4, 16. zu 1. C. 15, 52.); affvairban (C. 2, 14), vamms C. 1, 22), gafugqvôn (condire: C. 4, 6). neben gafupôn (Mk. 9, 50. L. 14, 34), gamarkô fairguni (conjunctus mons: G. 4, 25). zu marka. Zu niuhſeins (visitatio: L. 19, 44.) tritt biniuhſjan (κατασκοπεῖν, explorare: G. 2, 4), das agſ. neoſian, altſ. niuſien (visitare, tentare.) *) Von ſama bildet ſich neu ſamjan (placere: C. 3, 22. similem fieri: G. 6, 12.). Neben bifaihôn (auch Th. 4, 6) und faihugeirôni (auch C. 3, 5) und faihufrikei, faihufkula, faihuthraihns, endlich filufáihu (πολυποικίλος: E. 3, 11) tritt gafêhaba (εὐσχημονῶς: Th. 4, 12). Zu jenem fáihus (ποίκιλος) ſtimmt das ahd. vêh, agſ. fáh beſſer. Eigenthümlich tritt zu 1 C. 15, 34. usfkavjith (evigilate, cavete, ἐκνήψατε) in Th. 5, 8: unſkavái ſijáima (νηφῶμεν, ſobrii ſimus, V. 6. durch vakáima gegeben), wofür Caſtiglione auch hier *us*ſkavái leſen möchte; doch erſcheinen unvêns und usvêns ꝛc. neben einander, und dann iſt noch Frage, ob nicht vielleicht unſlavái, usſlavith (von *ſlavs*, agſ. ſlav, engl. slow, piger; *ſlavan*) geleſen werden dürfte. — b) Neue Wörter: 1) *Bliſſôth* (φανήσεται, apparebit: Th. 5, 3. C. Born.), doch „locus a recentiori ſcriptura plene obliteratus“ ſagt C. Ich vermuthe, es muß heißen ins *bligqvith* fraluſts, oder biqvimith. — Das dicht dabey ſtehende *qvâisu this hafteis*, obſchon „lectio *certa* in loco obliterato“, verwandelt ſich ſicher in *fair qvithuhaftôns* (dolor praegnantis: zu Mk. 13, 17.), wodurch ſtatt der altn. Kolik qvaiſa, das bisher ſtets ausgebliebene faír (ahd. fêr, dolor) gewonnen wird. Eine gleich irrige Lesart hat ſich Th. 5, 14 eingeſchlichen, wo ſtatt ungatlifans (für ἀτάκτους, inquietos, inopportunos) ungata*ſ*sans geleſen werden muß, das 2 Theſſ. 3, 6. 11. noch zweymal als Adv. ungata*ſ*saba erſcheint und von deſſen Bildung ſpäter; 2) Af-*máindái* (ἐκλυόμενοι, deficientes: G. 5, 9); 3) *Nagls* (clavis) in nagljan (affigere cruci: C. 2, 14); 4) *Gans*jái mik arbáidê (παρ-

*) So daß bey ſniumunds, ſtünde ſniuma nicht zwiſchen, man verſucht werden könnte an ſniu – munds (munan) zu denken, wie niu–, thiu – etc. — Vrgl. ahd. hliumunt, liumunt (fama) zum goth. hliuma (ἀκοή) von „hlivan“.

*) Vrgl. im Hildebr. Liede niuse und fürnieß, g'neißen in Schmeller's Wtb. II. 709.

ἐχέτω, praebeat: G. 6, 17.; die Vulg. hat molestus mihi ſit); 5) *Fitan* in ni fitandei, ὠδινοῦσα parturiens (G. 4, 27) und fita, ὠδίνω (G. 4, 19), kreiße; 6) *Thêvis* (δοῦλος: C. 3, 22. 4, 1.) ſ. oben S. 457; 7) *Gadiliggs* (ἀνέψιος, conſobrinus, C. 4, 10) ſ. oben S. 472 u. Gr. II. 352; 8) *Grinda*-frathis (ὀλιγοψύχος: Th. 5, 14); 9) *Háidus* (τρόπος: Ph. 1, 18); 10) *Iuſiza* iſt ſkalka (οὐδὲν διαφέρει δούλου, nihil differt a ſervo: G. 4, 1). Es liegt nahe, das 2 C. 8, 13. erſchienene ïusila (ἄνεσις, remiſſio, Erleichterung) damit in Verbindung zu ſetzen, ſo daß man den Comparativ ïusiza deuten könnte leichter. Es ſoll aber gerade ſchwerer, melior (ſvêriza) heißen und ich glaube deshalb, daß hier wegen des vorhergehenden ni und vaiht zu leſen ſey (arbinumja) ni und vaiht (t)iuſiza iſt ſkalka. Ich habe Skeir. S. 59. Fälle genug zuſammengeſtellt, wo einer von zweyen gleichen zuſammenſtoßenden Conſonanten nicht geſchrieben wurde. *) Und zwar nicht nur im ſelben (componirten) Worte (usâunein, ustôth), ſondern auch zwiſchen zwey getrennten: managans (s)âun (Mk. 10, 45) und vorher V. 44.: frumiſt(s)ſijái, ïnviſandin(s)ſabbatê dagis (Mk. 16, 1.), jus(s)ijuth (2 C. 3, 2), und nicht nur mit *s*, **) ſondern auch vai*rth*(*th*)izê ſâivê (Quitt.). Das anzuſetzende *tius*' (oder tiuzis), dem althochd. zior, ziori entſprechend, iſt Mythol. Seite 132 vermuthet, und gewünſcht worden. ***) Aber ganz wie jener Comparativus (t)iuſiza iſt, gebraucht z. B. Notker im Boet. 77. là wëder iſt *tiurero* (quod eorum potius). 11) Ein ganz ähnliches, dasſelbe griechiſche Wort (οὐδέν μοι διαφέρει) überſetzender Comparativus erſcheint G. 2, 6: ni vaiht mis *vulthris* iſt, wofür A leſen ſoll vulthr*áis*. Letzteres würde ein von ni abhängiger *) Genitivus Subſtant. (vulthrs), Vulthris aber entweder eben ſolcher Genitiv Neutr. (vulthr) oder ein Neutr. Comparat. ſeyn (ſ. oben S. 476). Immer aber bleibt ein ſubſtantiviſcher oder adjectiviſcher Stamm vulthr' übrig, der ſich gewiß zu vulthus ſtellt, welches im Ahd. woldar, (Eigenn. Woldargôza, Woldarhilt, Wuldarniu), agſ. vuldor wird. Schwerlich gehört vulthr' zu wuntar, etwa wie vunds (vundufni) zu vulnus. Sicher aber iſt durch Vulthris für Mtth. 6, 26, wo man bisher ſinnlos máis vê *a*thrizans (Λ u. Λ verwechſelt) las, die richtige Lesart niu jus máis *vul*thrizans ſijuth thâim (nonne vos multo s. magis praeſtantiores s. potiores eſtis his?). Máis beym Comparat. auch Mk. 5, 26 (máis vairs: magis deterius) und 2 C. 8., 22 (filáus máis usdáudôzan). — 12) *Lubjaleiſei* (φαρμακεία, venefícium: G. 5, 20) ein doppelt neues Wort, deſſen erſten Theil Caſtiglione S. 17. genügend nachwies, leiſei aber fälſchlich von liſan ableiten will; eher könnte man verſucht ſeyn lubjaleikei, von leiks oder ſelbſt leikeis (medicus) zu leſen. Lubja ſetzt ein lubi (ſt. 2 ſächl.) voraus, das im ahd. luppi, mhd. lüppe (Gift) und noch ſpät „geluppte Pfeile" u. ſ. w. ſich erhalten hat (ſiehe Schmellers Wörterbuch II. 487 und Grimms Mythologie. 584).

(Schluß folgt.)

*) Unſer Band gewährt richtig us*ſiggvâidáu* (C. 4, 16. Th. 5, 27.), us*ſtandand* (Th. 4, 16.), us*ſtôth* (Th. 4, 14.), us*ſtaſs* (Ph. 3, 10.), ſelbſt tvis*ſtaſs* (G. 5, 20.), wo aber A. tvi*ſtats*, während A. in 2 C. 2, 3. gerade tvis*ſtandands* giebt.

**) Ain ſijuth (εἷς ἐστι) G. 3, 28. darf hier nicht hergezogen werden.

***) Die Gr. II. 266. durch dihs (ſt. dius, diuzis) angeſetzte Form taihs iſt mit Recht gefallen.

*) Vrgl. ni vaiht bôtôs: 1, C. 13, 3. u. Mk. 4, 6. 17. L. 8, 13. 10, 4. J. 15, 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Lubja - *leisei* steht wie filu - *deisei* und balva - *ve(i)sei* und setzt, wie diese von Adjektiven deis (Mythol. Seite 66. 189.) und veis kommen, ein Adj. leis' voraus, von dem ein Verbum leisan zu folgern ist, um davon 13) das höchst merkwürdige Präteritum *láis* zu leiten, welches Ph. 4, 12. zweymal für οἶδα vorkommt (*láis* jah háunjan mik, — *láis* jah ufaraſſu haban) und wie dieſes und ſein bisheriger Ueberſetzer váis Präſensbedeutung (ich weiß) hat. Von dieſem willkommenen Präteritum láis leitet ſich fortan höchſt ſicher galáisjan (ſapientem reddere, docere), welches denn auch dicht in der Nähe (V. 11. ïk galáisida mik) und 9. (galáisidêduth ïzvis) *) erſcheint, wie es denn überhaupt eine der ſinnigen Eigenheiten Ulfilas iſt, die etymologiſch oder auch nur klangverwandten, oft alliterierenden Wörter nahe zu bringen, obgleich der griechiſche Text verſchiedene Wörter hat. So ſteht Ph. 3, 11. mundôn (σκοπεῖν) und 3, 14. mundrei (σκοπός); dráusna driusandei (L. 16, 21.); ſo gaúrjan und kaúrjan (2 C 2, 5.), vrak und brak (2. C. 1, 24.), háuhjan und háunjan (2. C. 11, 7.), libandans und biláibidans und aflifnandans (Th. 4, 15.), fravardjan, *) gavaúrdja und fravaúrkjan (1. C. 15, 34.), vaúrda jah vaúrſtva (Sk. 38., der jahrhundertliche Schlagreim mid uuordum endi mid uuercum: Hel. 1, 3; Abrenunc. u. ſ. w.); ïn unvitjis this visandins und ïn usviſsja (E. 4, 18.), vargjan und vrakjan (Gal. 5, 10.), ufaraſſus — ïbnaſſus (2. Col. 8, 13. 14.). Die Gegenſätze fôkareis — bôkareis u. ſ. w. wurden oben S. 367 beſprochen. Gleich gern ſetzt er dieſelbe Wurzel mit Präpoſitionen gefärbt neben einander: viſan — thaírhviſan (Ph. 1, 25.), ufmunan — ufarmunnan (Ph. 2, 28. 20.); faúrqviſs — faúraqviſs (G. 5, 21.), usfulliths — ufarfulliths (2 C. 7, 4.), ana - und afkunnan (2. C. 1, 13.), ana - und afhamôn (2. C. 5, 4.), ana - und afháimis (2. C. 5, 8. 9.), ana - und andvaírths (R. 8, 39.), vaila - und vajamêrjan (2. C. 6, 9.), oder fullaveisjan und fullafrathjan (2. C. 5, 11. 13.), andabeit und andaneithô (2. C. 2, 6. 7.) u. ſ. w. Zu láisjan, láis, leis zurückkehrend beachten wir die merkwürdige Gleichheit der drey auch gleichbedeutigen Adjectiva leis', deis', veis', bey deren letzterem wir die Herkunft kennen, die auch bey den anderen auf ähnliche ſchließen läßt. Láiſts (veſtigium) aber zu láiſjan fernerhin zu ſtellen, ſcheint mir ſo

*) Wie Sk. 45, 7.: ei galáiſjáina ſik bi (ut discerent) etc.

*) So iſt zu leſen, nicht fravaúrdjan: nicht von vaúrthans, ſondern von vardja etc. kommt es. Vergl. faruuardon (Heliand 152, 5.).

verfehlt, wie lifts zu lifan. Doch davon weiter unten. — 14) Ga-*riud* (σεμνόν, pudicum, verecundum: Ph. 4, 8. und nach Anmerk. S. 34 öfter in den Briefen an Timotheus), gänzlich verſchieden von „hriud“, angelſ. hrëód, althd. hriot, riot (arundo) u. ſ. w. Vergl. Schmeller III. 158. 163. Vielmehr erklärt einmal riuds die Rëudigni (*Riudiggós*), in dem ſo gut e - u geſprochen werden muß als in thëudegisclus, lëudos ꝛc. weshalb Thëodericus u. ſ. w.; ſodann tritt gewiß im Präteritallaut ráuds (rubicundus) altn. riódr, angel. rëod, reád, althd. rôt hinzu, ſey es die Farbe der Wangen, ſey es das gottesdienſtliche Blut bezeichnend. Im altn. iſt rióda (cruentare, illinere). — 15) *Sáuleis* (στύλοι: G. 2, 9.). Gewiß gehören zuſammen „ſiulan,“ ſául (davon *ſáuls*, columna, und bi*ſáuljan*, contaminare, inquinare, den Boden berühren, bi*ſáuln*an, am Boden ſich wälzen?), ſulum (davon ga-*ſuljan*, fundare und *ſuljó*, planta). — 16) Von „ſliupan“ (althd. ſliopan, clam et ſubito intrare. Gr. II. S. 18. n. 203.), erſcheint uf-*ſláup* (ὑπέστελλε, ſubtrahebat: G. 2, 12.) und innuf*ſliupan* (παρεισάγειν, ſubintroire: G. 2, 4.) und af*ſláupj*andans ïzvis (ἀπεδωσάμενοι: C. 3, 9.), wie ſláuthjan (confundere) G. 4, 20. wiederkehrend (zu 2. C. 4, 8.) von ſliuthan. Altſ. ſlôpjan (condere), althd. intſluphan (elabi), ſlupf (latebrae), armflouft (indumentum) ꝛc. — 17) *Skanda* (αἰσχύνη, turpitudo, confusio: Ph. 3, 19.), althd. ſcanta. Ob aus Skamida?? — 18) *Smarna* (ſtercus: Ph. 3, 8.). — 18) *Snarp*jan von „ſnairpan“, in ni atſnarpjáis(ne adedas: C. 2, 21.). — 19) *Tarm*jan (erumpere: G. 4, 27.). — 20) *Tuggl* (ſidus: G. 4, 3. 9.), angelſ. tungol, altn. tungal, althd. zunkal. — 21) *Varái* ſijáima (νηφῶμεν, ſobrii ſimus: Th. 5, 6.) ſ. oben S. 486 unſkaváí, uſkavjan. Mit *vars* (wach, aſtutus, cautus), althd. giwar, alt. varr hängt jedenfalls varei (aſtutia, Sinnenwachheit: 2. C. 4, 2.), und fernerab varjan (praecavere, defendere, prohibere) und vardja (cuſtos), fravardjan zuſammen. Zu Vêrs (certus), unvêrs (incertus, commotus), unvêrei (indignatio), unvêrjan (indignari) gehört gewiß auch tuz - vêrjan aus tvis - vêrjan vom comparativiſchen *tvis* (tviz wie minz, talzjan ꝛc.) wie tvis - ſtandan, tvis - ſtaſs. — 22) *Valis'*, *gavalis'* (dilectus, electus) ſ. oben S. 475.

Wir ſchließen dieſe lexikaliſche Ausbeute und unſern zweyten Artikel mit einem Hinblick auf die von Ulfila ſo reichlich, man könnte ſagen, ſo bewußt geübte Synonymik, ſo weit unſer Band dazu Anlaß giebt. Andern Orts (Bayer. Ann. 1834. N. 121 ꝛc.) iſt bemerkt worden, daß Ulfila gewiſſe griechiſche Synonyma unabweichlich auseinanderhält: valdufni iſt ihm ſtets ἐξουσία, mahts δύναμις; vitôth νόμος, anabuſns meiſt ἐντολή (auch παραγγελία, ἔνταγμα); vaúrkjan und táujan (ἐργάζειν, πράσσειν und ποιεῖν: vergl. G. 4, 11. dazu C. 3, 23. Th. 4, 11. C. 1, 11. 29. Ph. 3, 10. G. 3, 5.); miſſadêds (παράπτωμα) und fravaírhts (ἁμαρτία, ἁμαρτωλή). Eine andere Eigenthümlichkeit iſt das faſt durchgängige Abwechſeln von Synonymen, während das griechiſche Wort ſich wiederholt. So giba und áibr (Mth. 5, 23. 24.), vaír, aba, guma, manna (R. 7, 1. C. 4, 13.), gatulgjan ſik und thaírhviſan (ἐπιμένειν: R. 11, 23. 24.), atíſt und atligith (παρακεῖται: R. 7, 18.). Dagegen φωτίσει und φανέρωσεν im ſelben Vers beydes nur galiuhteith. Ufháuſjan vertritt ὑπακούειν (C. 3, 18.) und ὑποτάσσειν; halks πτωχός (G. 4, 9.) und κενός; leik iſt σῶμα und σάρξ (ſ. unten Art. III.). Dagegen wechſelt Ulfila wieder bey ſeinem Reichthume je nach dem Bedürfniſſe. Ὑιοθεσία iſt ihm fraſtiſibja (R. 9, 4.), ſunivê ſibja (G. 4, 6.), und ſunivê gadêds (E. 1, 5.). Er ſetzt us luſtum (Philem. 14.) und gabaúrjaba (2. C. 12, 25.) und lathaleikô; Gloſſen geben häufig das Synonymon: ſo hnûtô und gairu (2. C. 5, 12. 12, 7.), ſijan und hatjan

(L. 6, 27.); laugnjan und afáikan (Mth. 26, 72.), ïnvidan und afáikan (Mth. 26, 75.), fravardjan und riurjan (1. C. 15, 33.). Die ſchon R. 12, 5. C. 4, 25. hervorgetretene Abwechslung von anthar · antharis gegen miſſô (ἀλλήλους, ἀλλήλων) kehrt Ph. 2, 3. (anthar antharamma) und Th. 5, 11. (anthar antharana) wieder. *Ποτὲ* iſt bald ſuman (G. 1, 23. ꝛc.), bald ſimlê; *πάντοτε* ſinteinô (Ph. 4, 4. C. 4, 6. 12. Th. 2, 16. 3, 6. 5, 15. 16.) und framvigis Th. 4, 17.); *ἅμα* iſt ſamana mith und ſuns mith (Th. 4, 17). *Περισσεύειν* iſt bald ufaraffu haban (Ph. 4, 12.), bald gaáukan (Th. 4, 1.), biáuknan (Th. 4, 10. Ph. 1, 26.), ganôhnan (Th. 3, 12.); *ἔχειν*: haban und áigan (G. 6, 10.), haban auch *κρατεῖν* (C. 2, 19., wie C. 6, 12.). *Ἀναγινώσκειν* iſt anakunnan und usfiggvan (C. 4, 16. Th. 5, 27.). *Μόρφη* iſt vlit und ſkáunei (Ph. 2, 6.); *πρόσωπον* andvairthi (Th. 2, 17.) und andáugi (G. 1, 22.), ludi (Mth. 6, 17.). *Νήπιος* iſt barniſks (G. 4, 3.), niuklahs (G. 4, 1.), grindafrathjis (Th. 5, 14.). *Νήφωμεν* iſt varái ſijáima (Th. 5, 6.) und unſkavái ſijáima Th. 5, 8.).

Man vergleiche weiter: bida (*αἴτημα*: Ph. 4, 6.; *προσευχή*: G. 4, 6. C. 4, 2., 12. Th. 4, 1.; *δέησις*: Ph. 1, 19.), aihtrôns (*δέησις*: Ph. 4, 6.); bidjan (*προσεύχεσθαι*: C. 1, 9. 4, 3. *δέεσθαι* G. 4, 12. Th. 3, 10.; *ἐρωτᾶν*: Ph. 4, 3.; *παρακαλεῖν*: Ph. 4, 2. G. 2, 11.), aihtrôn (*αἰτεῖν*; C. 1, 9.), anaháitan bidjái jah ïzvis bidjam (*ἐρωτῶμεν καὶ παρακαλοῦμεν*: Th. 4, 1.). — Dôms (judicium; dômjan: Ph. 3, 12. C. 2, 16.) und vargitha (G. 5, 10.); Dômjan (*ἡγεῖσθαι*, existimare: Ph. 3, 8.), munan (*οἴεσθαι*: Ph. 1, 17.; *ἡγεῖσθαι*: Ph. 2, 25.; *λογίζεσθαι*: Ph. 3, 13.), thugkjan (*δοκεῖν*: oft), hugjan und frathjan (*φρονεῖν*, *στοίχειν*: Ph. 3, 16.); Gahugds (mens, sensus: Ph. 2, 3. C. 1, 21.), thuhtus: C. 2, 23. (conscientia: 1. C. 10, 28. 29 = mithviſſei); gaminthi (memoria: Th. 3, 6.) — Galeikan (*ἀρέσκειν*, *εὐδοκεῖν*: C. 1, 10. 19. Th. 2, 15. 3, 1.), ſamjan (*εὐπροσωπεῖν*, placere: G. 5, 12; *ἀρέσκειν*: C. 3, 22.). — Mundôn (*σκοπεῖν*: Ph. 3, 17.), biniuhſjan (*κατασκοπεῖν*: G. 2, 4.). — Gabairhtjan (G. 4, 19. C. 4, 4.), gaſvikunthjan (C. 1, 26.), gakannjan (C. 1, 7. 4, 7.): manifestare. — Vinnô (*πάθημα*, *πάθος*: Th. 3, 4. C. 3, 5. G. 5, 24.), aglitha (Th. 3, 4.), aglô (Ph. 4, 14. Th. 3, 7. C. 1, 24. Ph. 1, 17.); vinnôn (*πλίβεσθαι*: Th. 3, 4; *πάσχειν*: Ph. 3, 29. G. 6, 12. C. 1, 24.), thulan (pati), usthulan (sustinere); thuláins (*πάθημα*: Ph. 3, 10; *ὑπομονή*: C. 1, 11.), usbeisns (G. 5, 22. C. 3, 22; Ph. 1, 20; C. 1, 11.); vêns, vênjan; beidan (G. 5, 5. Ph. 3, 20.): — Milditha (Ph. 2, 1.), qvairrei (G. 5, 22. 6, 1. C. 3, 12.), mukamôdei; anavilje (Ph. 4, 5. 1 Th. 3, 4.), ſviknei (G. 5, 22.); ſvikns, hráins, hlûtrs, bairhts. — Thius, ſkalks, gaſkalki (C. 1, 7. 4, 7.), thêvis (C. 3, 22. 4, 1.); gathivan (*δουλεύειν*: G. 2, 4.), ſkalkinôn (*δουλεύειν*, *λατρεύειν*); ſkalkinaffus (*δουλεία*), thivadv (*δουλεία*: G. 4, 24.). — Gathraffteins (*παράκλησις*: Ph. 2, 1; *παρηγορία*: C. 4, 11.), gathlaihts (*παραμύθιον*: G. 4, 11. Ph. 2, 1.); thraffstjan (*παραμυθεῖσθαι*: Th. 5, 4.; *παρακαλεῖν*: L. 4, 8. Th. 3, 7. 4, 18. 5, 11.); gathlaíhan (*παραμυθεῖσθαι*: Th. 2, 11.). — Thvairhei (*θυμός*: C. 3, 8. 21.), hatis (*ὀργή*: C. 3, 6. 8. Th. 2, 16. 5, 9; *θυμός*: G. 5, 20.); bihâit (*ἐριθεία*: 2. Cor. 12, 20. Tit. 1. 7.), môths. — Spráutô (G. 1, 6. Ph. 2, 24.), ſniumundôs (Ph. 2, 28.): cito, festinantius. — Snivan (ire, pervenire), gaggan, leithan, vratôn. — Gôths (*καλός*: G. 4, 10. 18. 6, 9. Th. 5, 21; *ἀγαθός*: C. 1, 10. G. 6, 6. Th. 3, 6.), thiuth (*τὸ ἀγαθόν*: G. 6, 10. Th. 5, 15.). — Ustiuhan (finire), usfulljan (implere). — Unmahts (G. 4, 13.), ſiukei (G. 4, 13.), ſiuks (Ph. 2, 27. Th. 5, 14.), unmahteigs (G. 4, 9.). — Kalkinaffus (*πορνεία*: G. 5, 19. Th. 4, 3.), hôrinaffus (*πορνεία*: C. 3, 5;

μοιχεία: G. 5, 19. 29.). — Biudan, háitan, lathôn. — Kuni (φυλή, tribus) und knôda (γενός): Ph. 3, 5. — Vaninaſſus (Th. 3, 16.), gáidv (Ph. 2, 30. C. 1, 24. 2. C. 9, 12.) ὑστέρημα. — Jêr (G. 2, 1.), athn (G. 4, 10.), atathni (J. 18, 13.). — Mêl (χρόνος, καιρός), theihs (χρόνος Th. 5, 1. R. 13, 11. Myth. 457.), hveila (ὥρα: G. 2, 5. Th. 2, 7.), du mêla hveilô (πρὸς καιρὸν ὥρας: Th. 2, 17). — Aukandô jah theihandô vahſeith (C. 2, 19.). — Handugei (σοφία C. 2, 23. C. 1, 9. 28. 3, 16. 4, 5.), ſnutrei (sapientia), vitubni (γνῶσις), kunthi (γνῶσις), ufkunthi (ἐπίγνωσις), frôdei (prudentia), frathi. — Ushramjan, nagljan (crucifigere: C. 2, 14.), galga (σταυρός). — Saggvs (ᾠδή), hazeins (ὕμνος), pſalmô (C. 3, 16.), liuth, aviliud. — Vulthus (gloria, δόξια), hvôftuli (καύχησις, gloriatio). — Bindan, vithan, gabindôs (συνδεσμούς), gaviſsins (ἀφάς: C. 2, 19. C. 4, 16.), kunavedôm (catenis, ἀλύσει: C. 6, 20). — Gavaírthi táujan (C. 1, 20.), gagavaírthjan (1. C. 7, 11. 2. C. 5, 20.), gafrithôn (C. 1, 20. 21.), gaſibjan. — Dáuthus, ſvults; dáuths (G. 1, 1. ꝛc.), navis; dáuthnan, gaſviltan; dáuthjan, maúrthrjan; Ganaviſtrôn (sepelire: C. 2, 12.), usfilhan; naviſtr, hláivasna ꝛc. — Ingardja (C. 4, 15.), inkunja (Th. 2, 14.), ſvês. — Gavaúrki (κέρδος: Ph. 1, 21. 3, 7. 8.), andaláuni (retributio: C. 3, 24.). — Qvithan, rôdjan, ſiggvan, mêrjan, gateihan (Th. 3, 6. C. 1, 28. G. 4, 16.), áivaggêljôn (G. 4, 13.), hrôpjan, hvôpan. — Gaarman, bleithjan. — Ganiſts, naſeins (Th. 5, 9.). U. ſ. w.

Dieſe Beyſpiele ſind nur unſerm Bande entnommen, *) werden aber hinlänglich den Reichthum, die Ausgebildetheit und Freybeweglichkeit der barbariſchen Sprache würdigen laſſen. Mit dem Wunſche nach einer vollſtändigen, allſeitigen, auf Vergleich mit dem griechiſchen Bibeltexte beruhenden Synonymik der gothiſchen Sprache (wozu Schreiber dieſes viel geſammelt hat), ſchließt er dieſen zweyten Abſchnitt, einem dritten vorbehaltend, die Leiſtungen des Herrn Herausgebers, ſo wie die zweifelhaft gebliebenen Stellen zu beſprechen, über welche letztere Graf Caſtiglione uns gewiß in ſeinem letzten bevorſtehenden Bande nochmals prüfende Auskunft nicht vorenthalten wird.

(Dritter Artikel folgt.)

*) Von anderweitigen Reihen hier nur folgende: guma, vaír, aba, manna — thiudanôn, reikinôn, fráujinôn, valdan — valdufni, mahts —vratôdus, gaggs, ſinths — gaſinthja, gahláiba, gajuka, gadauka — freis, láus, fralêts — usláuseins, uſſáuneins, faúrbaúhts, fralêts — freihals, halthei — háuns, hnáivs — vêns, lubáins — vilja, luſtus — luſtôn, gaírnjan — viſan, bileiban — afláimis, framaths — fralêtan, usláubjan — aflêtan, aflinnan, bileithan — andahafts, andvaúrdi — munths, mûl — tagl, ſkufts — gras, háui — tveifljan, tuzvêrjan; faúrhtjan; faúrhts, usfilmei — háils, hráins, ſvikns — unhráins, gamáinis, vamms — hôrinaſſus, kalkinaſſus — unſêls, ubils — fravaúrhts, faírina — thiubs, hliftus — kas, katils, mês — gavaſjan, gahamôn, gapáidôn — mêl, hveila, theihs — hairus, mêkeis — dius, unbiari — halja, afgrunditha — grêdus, huhrus — hairda, vrithus, avêthi; hansa, hiuhma, ïumjô, draúhts, thiuda, kuni, ſibja — gaſakan, gatarhjan, vrôhjan, dômjan, vargjan — usgildan, usgiban — láisjan, talzjan — váit, láis — ſáivala, hugs, muns, frathi — matjan, fraitan — finthan, bigitan — gáumjan, vardjan — gards, hûs; alhs; hlija, hleithra — ſtubjus, malmô, mulda, aírtha; land, gavi; marka, fêra — midjungards, manaſêths, faírhvus — háuheins, hazeins, ſvêritha — ſkáidan, diſſkreitan, ſneithan, bimáitan, gamaúrgjan — ufaraſſus, ufarfullei; gabei; ganaúha — laúhatjan, glitmunjan, liuhtjan u. ſ. w.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

Diese Schrift bildet ein Bändchen von Lardner's Cabinet-Cyclopädia und ist eigentlich das erste einer Reihe von kleinen Lehrbüchern, welche Swainson über die verschiedenen Abtheilungen der Zoologie für dieses in England geschätzte encyklopädische Werk unternommen hat. Es ist hier die geographische Zoologie zum erstenmale für sich und im Zusammenhange abgehandelt und, so unvollkommen und lückenhaft auch ein solcher Versuch nothwendig ausfallen mußte, so ist doch das ganze Unternehmen sehr verdienstlich. An die geographische Zoologie, wie an die Geographie der Pflanzen, knüpfen sich die interessantesten Beziehungen der allgemeinen Naturgeschichte und der physikalischen Erdbeschreibung.

Es ist daher eine ächt wissenschaftliche Aufgabe, nachzuweisen und in ein großes Bild zusammen zu fassen, wie der Mensch und die lebendigen Wesen über den Erdkreis verbreitet sind, wie sich Thiere und Pflanzen in den verschiedenen Klimaten, auf Land und Meer, in Höhen und Niederungen vertheilen. Es knüpfen sich hieran Fragen vom höchsten Interesse für die Geschichte des Menschen und der Erde überhaupt. Finden sich bestimmte Gesetze, nach welchen die organischen Wesen an bestimmte Längen und Breiten, an gewisse Höhengrenzen gebunden sind? Läßt sich ein fester und durchgreifender Plan erkennen, nach welchem die mannigfaltigen organischen Körper sich über die Erdoberfläche vertheilen und zieht durch alle ihre unendlichen Formenverhältnisse, durch ihre bunten Farbennüancen, durch ihren Größenwechsel und durch ihr ganzes Leben und Weben auf dem Erdboden ein bestimmter, erkennbarer Faden? Stehen Thier- und Pflanzen-Vertheilung in directem Bezug zur Vertheilung des Menschengeschlechts in Racen und Völker? Sind die weiten Räume der Erde von bestimmten Puncten aus bevölkert und giebt es einen oder viele solche Schöpfungscentra für die Thiere und Pflanzen, von welchen aus sie sich radienförmig verbreiteten? Vermag die Naturforschung das Dunkel der ältesten Geschichte zu lösen, welches sich an die Schöpfung und Verbreitung der Thier- und Pflanzenwelt, wie des Menschengeschlechts, knüpft?

An Versuchen hat es nicht gefehlt, diese anziehenden und ernsten wissenschaftlichen Fragen zu beantworten. In der Art und Weise jedoch, diese Aufgaben durch die Forschung zu lösen, hat man die verschiedensten Wege eingeschlagen. Auch unser Verfasser hat sich im ersten Kapitel der vorliegenden Schrift, noch ausführlicher aber in seinen, die geographische Zoologie betreffenden Beyträgen zu Murray's Encyclopaedia of Geography, wovon in unsern Gelehrten Anzeigen bereits die Rede gewesen ist, hierüber ausgesprochen. *) Da der Verfasser

*) Diese Beyträge zu Murray sind in vielen einzelnen Abschnitten eigentlich weitere Ausführungen des vorliegenden Abrisses der geographischen Zoologie und verdienten wohl, zusammengearbeitet mit dieser Schrift und mit den nöthigen Verbesserungen ver-

den Menschen mit völligem Rechte vom Thierreiche ausschließt, die Schrift selbst nur von der Vertheilung der Thiere handelt, so wird vom Ursprung und der Vertheilung der Menschenracen hier nur kurz in der Einleitung gesprochen, weitläufiger bey Murray. Der Vf. geht überall von einem festen Offenbarungsglauben aus, und die ernste und würdige Gesinnung, mit welcher der Verf. sich ausspricht und die er auch erfreulicher Weise mit seinen berühmtesten Landsleuten theilt, geben der ganzen Darstellung und der folgenden wissenschaftlichen Beweisführung eine so schöne Grundlage und einen so ruhigen, klaren Gang, daß gewiß jeder ernstgesinnte Leser sich in eine wohlthuende Stimmung versetzt fühlt. Es ist nicht — was allerdings manchen seiner Landsleute vorgeworfen werden kann — das Erbauliche mit Gewalt herbeygezogen, und die Erzählung mit breiten moralischen Betrachtungen unterbrochen, sondern Swainson geht von der ihm unerschütterlichen Ueberzeugung aus, daß wir über die letzten Fragen des Schöpfungsgeheimnisses eben nichts wissen können, als was uns der Herr selbst für gut gefunden hat in der heiligen Schrift alten und neuen Bundes zu enthüllen. In der wissenschaftlichen Untersuchung selbst will er die Methode befolgen, alle vorgefaßten Theorien bey Seite zu lassen und mit der Betrachtung beginnen, daß die ersten Ursachen der geographischen Verbreitung der lebendigen Wesen uns völlig unbekannt sind. Er will zuerst eine allgemeine Uebersicht über die Verbreitung der gegenwärtig lebenden und bereits entdeckten Thiere geben und, von dem thatsächlichen Material ausgehend, später allgemeine Schlüße, so weit sich solche aus den Factis von selbst herausstellen, ziehen. Und so streben wir, sagt der Verfasser:

To obtain a glimpse of that stupendous plan, which can never be fully understood by fallible and imperfect morals. *)

sehen, eine deutsche Bearbeitung, da unserer Litteratur ein solcher Versuch doch eigentlich noch völlig fehlt.

*) Ref. kann leider hier nicht ausführlicher auf die Differenzen eingehen, in welchen die Ansichten vieler Naturforscher sich mit den Lehren der Offenbarung befinden. Es wird sich hiezu eine andere schickliche Gelegenheit finden. Einige Stellen des Verf. mögen jedoch in seiner eigenen Sprache hier Platz finden: The geographic distribution of man is connected in our survey with that of animals; not so much in compliance with the popular nation, by which the noblest work of God is classed as genus next to the brute, but because we may fairly presume, from the great diversity observed among the human species, that their variation and dispersion is regulated by some general plan; and that such a plan may be analogous to that, which is apparent in the distribution of animals. It may be urged, indeed, that such a remarkable coincidence, if proved, might tend to sanction the modern theory of classing man and brutes together; but the only legitimate construction which we think, could be fairly drawn from such a fact would be, that there is but one plan of geographic distribution and of creation throughout nature; und an einem andern Ort: in regard to the first origin of the human race, there have not been wanting those, who, disbelieving the evidences of the Mosaic history, have attempted to establish the hypothesis, that these races have each sprung form different stocks; or, that they are, in fact so many species. Now this at the beft, is but an assumption perfectly gratuitous; not only because every record from which it could receive any support is expressly opposed to it, but because it is in direct violation of a primary and universal law of nature, a law by which the lowest being of the animal creation shrinks instinctively from intermixing its species with that of another. It has, moreover, been fully ascertained that, however great the variations of the human form may be, such variations among different breeds of the same species are even greater. Unless, therefore, it can be proved, that the laws of nature with respect to man and animals are contradictory, we shall, by attaching the least weight to the above theory, openly violate every prin-

Wir wollen zuerst eine Uebersicht des Inhalts geben und dann unsere Bemerkungen darüber mittheilen.

1tes Kapitel. Hier giebt der Verf. eine Uebersicht über die älteren Ansichten von der Verbreitungsweise der Thiere nach Linné, Fabricius, Latreille, Flemming, Prichard.

Der Verfasser selbst hat die Ansicht, daß die von den 5 Varietäten der menschlichen Species bevölkerten Gegenden auch von verschiedenen Thierformationen bewohnt werden; diese Regionen sind die fünf zoologischen Hauptprovinzen, wovon jede einen eigenthümlichen Charakter hat, die aber an ihren Grenzen ineinander übergehen. Die Begrenzung der menschlichen Racen und also auch der Thierprovinzen stellt sich so:

1) Europäische Provinz, begreift ganz Europa, Kleinasien und die Küsten des Mittelmeeres; der eigenthümliche Character verliert sich in Nord-Afrika, und östlich vom Kaukasus; jene Eigenthümlichkeit vermischt sich im Norden mit dem asiatischen und amerikanischen Character.
2) Die asiatische Provinz begreift ganz Asien östlich vom Ural, der eine sehr natürliche Gränze abgiebt; der Charakter mischt sich mit den übrigen Provinzen durch Kleinasien, Nord-Ost-Afrika, Nord-Europa und -Nord Amerika. In Sumatra und Java ist der australische Charakter merklich.
3) Amerikanische Provinz; nördlich mit Europa und Asien verbunden, südlich unbekannt.
4) Afrikanische Provinz beginnt südlich von der großen Wüste; Süd-Afrika und Madagascar gehen in den australischen Charakter über.
5) Australische Provinz, wovon Neuholland der Hauptsitz ist; der Charakter mischt sich deutlich mit dem asiatischen und afrikanischen; unbekannt ist es, wo er mit dem europäischen und amerikanischen zusammenhängt.
6) Eine gemeinschaftliche Provinz bildet der Norden von Amerika, Asien und Europa, jedoch ohne besondern Welttheilcharakter.

2tes Kapitel. Europa. Die Charakteristik Europa's als einer eigenen Provinz ist schwer. Die Zahl der Säugethiere ist zu gering und ihre ursprüngliche Vertheilung ist zu sehr durch die Fortschritte der Civilisation verwischt; die Insekten sind zu zahlreich, die Reptilien zu unbezeichnend, die Seethiere im Studium zu sehr vernachläßigt; es scheint deshalb am geeignetsten die Vögel zu wählen.

Die arktische Region von Europa hat nur wenige eigenthümliche Vögel (22 Arten), meist Wasservögel. Man kennt im Ganzen nur 60 Wasservögel, wovon nur 2 in allen 4 Viertheilen der Erde entdeckt wurden, 3 finden sich in Europa, Asien und Südafrika, 27 in Europa und Nord-Amerika; 27, also fast die Hälfte, gehören Europa ausschließlich. — Die Sumpfvögel zeigen im Allgemeinen eine weitere Verbreitung als die Wasservögel. Unter 65 Europäischen Arten finden sich 13 in Amerika, und nur 2 sind rein arktisch, 4 finden sich zugleich in Asien, 2 in Asien und Afrika, 4 in Asien und Amerika, 7 in Asien, Afrika und Amerika. Numenius phaeopus soll in allen 5 Welttheilen vorkommen. Im Allgemeinen ist die Zahl der eigenthümlichen Arten Europa's größer als bey den Wasservögeln. — Unter den Landvögeln sind die Raubvögel am weitesten verbreitet; vorzüglich gilt dieß von den Nachtraubvögeln. Von 13 europäischen Eulen sind nur 6 eigenthümlich, und 2 bewohnen fast ausschließlich die arktischen Gegen-

ciple of philosophic reasoning, as well as renounce all belief in revealed religion. On this head the Mosaic records are clear and explicit; and however the sceptic may deny their inspiration, he cannot bring forward, on his side, any testimony of such remote antiquity, or of such generally admitted credibility.

den. Vier finden sich in Amerika, 2 in Südafrika, 1 in Asien und Amerika. — Die Falken sind mehr beschränkt, unter 4 Adlern ist einer vorzüglich arktisch, 3 sind afrikanisch, einer lebt zugleich in Amerika; von 8 ächten Falken, die Europa und Nord-Afrika angehören, sind nur 2 zugleich amerikanisch; der Wanderfalke Australiens soll ganz mit dem europäischen übereinkommen. Unter 44 Raubvögeln sind 3 vorzüglich arktisch, 11 amerikanisch, 2 asiatisch und afrikanisch, 1 kommt zugleich in Asien und Amerika vor; 27 Arten, also über die Hälfte, charakterisiren Europa.

(Fortsetzung folgt.)

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

I. Anatomische Abhandlungen.

1) **Memoria intorno la natura mucosa della membrana interna del sistema vasale d. D. Filippo De-Michelis. Prof. di anatomia nella R. Universita di Torino.** (p. 93 — 110).

Die Natur der inneren Haut der Gefäße, zu welchen auch die Ausführungsgänge der Drüsen gerechnet sind, hält der Verf. für bis jetzt noch nicht erkannt. Nach ihm ist sie eine Schleimhaut. Denn erstens müße man der Analogie nach sie für eine solche halten, da alle Kanäle, welche mit fremden Substanzen in Verbindung sind, eine Schleimhaut besitzen, und die in den Adern circulirenden Säfte auch etwas für die Faser Aeußeres seyen und ohnehin auch nie sonst ein Kanal im Körper mit einer serösen Haut ausgekleidet sey; auch habe die innere Gefäßhaut ähnliche Runzeln und Klappen, wie andere Schleimhäute, und vollends die Ausführungsgänge setzten sich offenbar in Schleimhäute fort; auch sey es zweytens kein Einwurf gegen diese angenommene Analogie, daß die innere Aderhaut in manchen Eigenschaften, wie Farbe, Dichtigkeit und Zusammenhalt als verschieden von den Schleimhäuten sich zu erkennen gebe, da selbst innerhalb des Adersystems sich diese Haut nicht gleich bleibe, und überhaupt die organischen Gebilde derselben Art auf verschiedene Weise und unter mancherley Modificationen im menschlichen Körper vorzukommen pflegen; so sey denn auch drittens die Art, wie die innere Aderhaut an die übrigen Membranen der Gefäße befestiget sey, ganz gleich jener, womit sonst die Schleimmembranen an die aufliegenden Häute geheftet werden. Es geschehe nämlich diese Anheftung durch eine Schichte eines weißen, straffen und filamentösen Zellengewebes bey allen Schleimhäuten und besonders seyen es diese, welche auf solche Weise an muskulöses Fasergewebe gebunden würden, wogegen die serösen Häute nie etwas mit Muskulosität zu schaffen hätten; viertens bey einer Vergrößerung von 20mal sähe man an der innern Fläche der Aorta viele zarte, wenn auch sehr kurze Flocken, welche dicht aneinander stünden, und sich mit ihrer Spitze frey erheben; dazwischen seyen deutliche größere und kleinere Vertiefungen, und überhaupt sey die innere Gefäßhaut weich, aufgelockert und von einem dünnen Schleimüberzug befeuchtet; die Entzündung mache die Villosität der inneren Aderhaut noch deutlicher; die Befeuchtung durch Schleim sey aber sicher keinem Ausschwitzen von Feuchtigkeit nach dem Tode zuzuschreiben, und so sey es ja auch nach den Erfahrungen Mehrerer ein dicker, plastischer Schleim, welcher einige Stunden nach der Unterbindung einer Arterie an der Unterbindungsstelle beobachtet werde, und welcher nach und nach sich organisire; fünftens besitze die fragliche Membran wirklich zahlreiche Blutäderchen und Nerven, und die von mehreren Beobachtern beschriebene fungöse Degeneration an den Klappen der Arterien und am Herzen, wie man sie auch öfters an Leichnamen in den Arterien findet, beweise hinlänglich eben so die Gegenwart der dieser Haut eigenthümlichen Blutadern als ihre muköse Natur. Sechstens stimmten in einer sehr ausgezeichneten Beschaffenheit die inneren Aderhäute mit den allgemein bekannten Schleimhäuten überein, nähmlich in der Ausdehnbarkeit nach allen Richtungen, ohne zu zerreißen; dieß finde man bey den Venen, den Lymphadern und bey den Ausführungsgängen z. B. den Gallengängen; dagegen reiße die innere Arterienhaut sehr leicht ein und eigentlich immer, wenn die Arterie mit einer Schnur fest umstrickt werde; diese Fragilität der inneren Arterienhaut soll nun nach dem Verf. nicht dieser Haut ursprünglich eigenthümlich seyn, denn wenn man die faserige Arterienhaut abpräparire, so zeige sich die freygelegte innere Arterienhaut biegsam und ausdehnbar genug; es rühre also das Zerreißen bey der Umschnürung wohl nur von der straffen Anheftung der inneren Haut an die Faserhaut her; endlich verhielte sich gegen verschiedene Reagentien z. B. siedendes Wasser, trockne Hitze und verschiedene Säuren beym Austrocknen, so wie beym Maceriren die innere Aderhaut und die übrigen Schleimhäute ganz gleich.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Fortsetzung.)

Die Hühnervögel zählen wenig Gattungen; diese, wie alle Vögel mit schwerem Leib und kurzen Schwingen sind mehr begrenzt, dieß gilt z. B. auch von den indischen Papageyen, wovon manche nur einzelnen Inseln eigen sind. Wir haben in Europa 27 Hühner-Arten; 5 sind auch in West-Asien, 5 in der nordafrikanischen Wüste, 2 über Central-Asien und Afrika verbreitet; während nur 2 sich auch in Nord-Amerika finden.

Unter den Singvögeln gehört Europa eine große Zahl eigenthümlich an; unter 41 Finken-Arten sind 30 auf Europa beschränkt, 7 bewohnen zugleich Nordamerika, 3 finden sich auch in Asien und Afrika, Von 85 Sängern (Turdus, Sylvia, Muscicapa) sind 82 noch nirgends anders entdeckt, doch wandern die meisten derselben nach Nord-Afrika und Westasien aus; 3 nur bewohnen zugleich Amerika. Von den Omnivoren (Corvus, Sturnus) sind 21 Arten bekannt, wovon 13 rein europäisch, 4 auch afrikanisch, 3 amerikanisch und 1 (Pastor roseus) bewohnt Asien und Afrika.

Es giebt, mit Ausnahme einige rein zufälligen Vögel, in Europa 388 Arten; $\frac{1}{15}$ d. h. 13 gehören der arktischen Region; 68 (wovon 40 Wasservögel) kommen gleichzeitig im gemäßigten Asien und Amerika vor; 9 sind über die 4 Welttheile, mit Ausnahme von Australien verbreitet; nur 1 oder 2 sind auch australisch; 250 (also $\frac{2}{3}$) kommen der europäischen Fauna (nämlich Europa, Westasien und Nord-Afrika) zu.

Merkwürdig ist die Anzahl generischer Typen in Europa; 108 Gattungen (genera) finden sich in Europa, wobey die nicht allgemein angenommenen ausgeschlossen sind; es verhält sich die Zahl der Gattungen zu den Arten wie 2 zu 7; nirgends sind diese typischen Formen so zahlreich als in Europa, denn die Zahl aller bekannten Vogelgattungen beläuft sich nur auf 380, wovon also weit über ein Viertheil auf Europa kommen. Europa ist daher eine der schönsten zoologischen Provinzen.

Europa zerfällt wieder in 3 Abtheilungen. Das arktische Europa begreift Grönland, Lappland, Spitzbergen, Island, einen beträchtlichen Theil von Norwegen, Schweden und das nördliche Rußland. Diese Länderstrecken haben besonders viele Mollusken und Wasservögel, im Ganzen aber wenig Arten. Auf Grönland zählt Fabricius 32 Säugethiere, wovon 9 Seehunde; unter den 52 Vögeln sind 7 Raub- und nur 5 Singvögel. Mittel-Europa begreift die zweyte Abtheilung; die ersten Anzeigen der centraleuropäischen Fauna beginnen gegen den 60ten Breitengrad, wo sich die Vegetation hebt; die Landvögel nehmen zu, während die Wasservögel der Individuenzahl nach (nicht den Arten nach) abnehmen. Die Hausthiere vermehren sich, woran England schon viel reicher als Schottland ist; einige Geflügelarten kommen z. B. schon in Schottland schwer fort. Während in Dänemark nur zwey Arten jagdbarer Vierfüßer vorkommen, finden sich in

England 7, in Frankreich 13. Der Vf. vergleicht nun den jetzigen Stand mit dem frühern, wo noch weniger Thiere ausgerottet wurden; die Hauptcharakteristik Mittel-Europa's geschieht wieder nach den Vögeln.

Die dritte zoologische Gruppe von Europa begreift das südliche Frankreich, ganz Spanien, Italien, die Türkey, die Inseln des Mittelmeeres, Klein-Asien, Nord-Afrika. Für Säugethiere sind die vorhandenen Materialien sparsam; große Ruminanten, wie Elenn, Rennthier, Hirsch, Reh, fehlen; nur eine kleine Art findet sich in Kalabrien und auf den sizilischen Gebirgen; dagegen sind eigenthümlich: das Stachelschwein, das Mufflon, der Büffel, letzterer aber blos im Hausstande.

Die Ornithologie des Mittelmeerbeckens zeigt mehrere interessante Thatsachen; die Geyer werden häufiger, je wärmer das Klima wird; sie folgen dem Zug der Gebirge, gehen über die Apenninen und die höheren Gebirge von Spanien und Griechenland. Dagegen sind die gigantischen Eulen, so bezeichnend für Nord-Europa, hier unbekannt; 2 oder 3 kleinere geöhrte Arten folgen den Wanderungen der Singvögel. Der Verf. geht auf die einzelnen Arten ein.

Die Insectenfauna des südlichen Europa's ist sehr verschieden von derjenigen der mittleren und nördlichen Breiten; Laufkäfer (Carabidae) finden sich kaum ein fünftel von denjenigen, welche Britannien allein beherbergt; andere Genera, z. B. Scarabaeus erscheinen dagegen in zahlreicheren Repräsentanten; Ameisen werden sehr häufig; von Termiten kommt schon eine Art im südlichen Frankreich vor, eine andere hat Swainson in Sicilien gefunden. Die Schmetterlinge sind weniger eigenthümlich; die Hälfte der brittischen Tagschmetterlinge findet sich in Sicilien, untermischt mit mitteleuropäischen und 2 oder 3 nordafrikanischen; Sesien scheinen in Italien nicht vorzukommen; Skorpionen häufig.

Europäische Reptilien giebt es wenige, sie nehmen gegen Süden zu. Fische hat Süd-Europa manche charakteristische (Sardelle, Thunfisch); der Häring ist kaum bekannt. Von 150 Fischen, welche der Vf. an der Küste von Sicilien gesammelte, gehört kaum ein Drittheil zur Ichthyologie von Brittannien und Nord-Europa. Ueber die übrigen wirbellosen Thiere giebt der Verf. wenig an; rothe Korallen vorzüglich an den Küsten von Sicilien. Poli führt 180 Mollusken auf. Süßwassermuscheln finden sich vorzüglich in Mittel-Europa.

Am Schluße dieses Kapitel specielle Aufzählung der Gattungen und Untergattungen europäischer Säugethiere und Vögel.

Drittes Kapitel. Asien. Bey der beträchtlichen Ausdehnung dieser Provinz ist eine Schilderung schwer. Am merkwürdigsten und eigenthümlichsten bleibt die große Zahl von Hausthieren, welche Asien geliefert hat. Das Pferd stammt aus der Tartarey, die Ochsen sind wahrscheinlich zuerst in West-Asien gezähmt gewesen; alles unser Hausgeflügel stammt aus Südasien.

Die asiatische Fauna kann in 3 Sectionen oder Provinzen getheilt werden. Die erste beginnt vom Pol und begreift das ganze asiatische Rußland, begrenzt im Westen vom Ural, im Süden vom Altai; es ist die Wiege der mongolischen Racen. Die zweyte Unterprovinz begreift China, Japan, Thibet, die Tartarey gegen Persien und die Ostküste des kaspischen Meeres — also Mittel-Asien. Die dritte Provinz begreift den Süden des Kontinents mit Java, Sumatra ꝛc. und die westlich von Neu-Guinea gelegenen Eilande. — Klein-Asien hat keinen bestimmten Charakter, sondern vereinigt die Faunen von Europa, Asien und Afrika; gleiches gilt von Persien, doch verschwindet hier der afrikanische Charakter fast ganz.

Die nordasiatische Fauna bietet wenig besonderes dar; die Gattungen der Vierfüsser ähneln de-

nen von Europa und von den Polargegenden überhaupt, aber weniger Arten kommen an der Westseite des Urals vor, da die öden und sandigen Steppen von Sibirien größeren Thieren nur wenig Nahrung bieten, die aber hinreichend für die hier sehr entwickelte Ordnung der Nagethiere ist; besonders finden sich hier Feldmäuse, Mäuse und Hamster; diese generischen Gruppen sind meist beschränkt auf die kalten oder temperirten Breiten von Europa, Asien und Amerika, haben aber innerhalb dieser Grenzen eine sehr weite Verbreitung, vorzüglich in den Gegenden mit strengem Winter, wir finden sie dagegen nicht in tropischen Gegenden, wo ihre eigenthümlichen Instinkte, Baue, Vorrathskammern u. s. w. überflüßig seyn würden. — Die Vögel gehören, so weit bekannt, zu den europäischen Gattungen. —

Mittel-Asien ist wenig bekannt; wir finden hier jedoch größere Thiere: Equus hemionus, Ovis ammon, wahrscheinlich Bos arni, den tartarischen Ochsen (Bos Poephagus H. Smith.) der bis Bhotan geht. Auch die Springmaus (Dipus) gehört mehr den Centraltheilen von Asien und den wärmeren Breiten von Sibirien an; sie erstreckt sich bis Egypten und wird in der neuen Welt von Meriones vertreten. — Die Vögel von Centralasien sind wenig bekannt; viele eigenthümliche Hühner-Arten scheinen vorzukommen.

In Süd-Asien erscheint die tropische Fauna; viele Affen (23 Arten), die langarmigen Gibbons vorzüglich in Malacca, während die Orangs mehr den Inseln angehören; es zeigt sich hier eine große Analogie mit Afrika unter gleichen Breitegraden, doch ist hier die Zahl noch größer; beyde Kontinente haben jedoch nur eine Art gemeinschaftlich; als Analogieen treten auch der Orang Utang und der Chimpanse, so wie die beyden Elephanten-Arten auf; die Nager Nord-Asiens sind hier unbekannt; die südasiatischen Bären (Ursus labiatus, malayanus, thibetanus) bewohnen alle die Berge; der asiatische und afrikanische Löwe sind verschieden, während die Schakals von Indien und Afrika identisch zu seyn scheinen; die Tigerkatzen scheinen beschränkt auf die großen Eilande.

Der ornithologische Charakter von Asien scheint im südlichen Indien, besonders in Malacca und auf den großen Inseln am stärksten entwickelt. Oefters zeigt sich eine große Aehnlichkeit mit dem tropischen Afrika, in andern Fällen nicht; manche südasiatische Vögelfamilien sind hier durch andere Arten repräsentirt und mehrere Gattungen kommen auch in Australien vor. Die Hühnervögel zeigen die schönsten Gattungen (Pavo, Polyplectron, Argus Lophophorus). — Die Fische sind in geographischer Hinsicht nicht genauer untersucht. Das Meer ist aber ausnehmend reich an Mollusken mit schön gefärbten Schalen, viel reicher als bey Afrika und Amerika; unter 200 Conus-Arten kommen nur 10, unter 62 Oliva-Arten nur 5 anderwärts vor. Ganz eigenthümlich ist dagegen die Armuth an Süßwassermuscheln, während Nordamerika hieran so auffallend reich ist; Land-Conchylien sind viel häufiger. Unter den Insecten giebt es, wiewohl selten, europäische Arten, so unter den Schmetterlingen von Nepaul z. B. P. Podalirius, Vanessa, Atalanta; an Schmetterlingen ist besonders Amboina reich.

Folgt die Aufzählung der Säugethiere und Vögelgattungen Asiens.

(Fortsetzung folgt.)

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Fortsetzung.)

II. Botanische Abhandlungen.

1. Jos. Moris, plantae sardoae novae aut minus cognitae.

Die Abhandlung wurde in der Sitzung der physikalischen Klasse vom 13. July 1834 vorgelesen und ist deßhalb in dem Jahresbericht p. XXVI — XXXIV. abgedruckt. Der durch seine Arbeiten über die Flora von Sardinien bereits rühmlichst bekannte Verfasser läßt jetzt ein größeres Werk über die Vegetation der Insel erscheinen,

und giebt hier vorläufig einige der darin aufzuführenden neuen oder wenig bekannten Arten. Sie heißen: Asperula pumila †, Oenanthe Lisaca †, Cerastium palustre †, Erodium albiflorum †, Medicago polycycla †, Ranunculus procerus †, Erodium cinerascens †.

2. Plantae rariores in regionibus chilensibus a clarrissimo M. D. Bertero nuper detectae et ab A. Colla in lucem editae. Fasc. IV. V. (p. 1 — 43 u. Tab. 21 — 34).

Fortsetzung der im vorigen Bande begonnenen Arbeit über die von dem verewigten Bertero in Chili gesammelten Pflanzen. Die aufgeführten Arten sind:

a) im vierten Fascikel 48) Lythrum divaricatum. 49) Valeriana samolifolia, (Betkea samolifolia Del.), welche der Vers. kaum mit Recht wieder zu Valeriana zieht. 50) Val. Berterii (Tab. 21). 51) Centaurea chilensis Miers (Tab. 22). 52) Eupatorium chilense Bert. nec Molina. 53) E. Salvia. 54) Terranea Colla. Neue Gattung aus der Familie der Compositae, Abtheilung Eupatorinae genuinae Cass. Die einzige Art, T. fernandeziana (Tab. 23) ist ein Strauch aus Juan Fernandez. 55) Bidens valparadisiaca (Tab. 24) 56) Baccharis asterioides (Tab. 25. F. 1.) und 57) B. confertiflora (Tab. 25. bis.) 58) Gnaphalium chilense. Hr. Colla bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß Gn. Viravira Mol. von Gn. luteoalbum L. nicht verschieden sey, so daß diese Art bei uns in Europa, in Aegypten, auf den Kanarien und in Chili vorkömmt. 59) Gn. paniculatum (Tab. 27. F. 1). 60) Onoseris linifolia Bert. 61) Chaetantera Berteriana Colla. 62 — 65). Chabraea viscida (Tab. 27. F. 2.), abbreviata, elongata, tenuior. 66) Triptilion euphrasioides Bert.

b) Im fünften Fascikel: 67) Erigeron fasciculatus Colla. 68) Danna Colla. Neue Gattung von Compositis. Die einzige Art ist D. Yegua (Tab. 28.) 69 — 74) Senecio linearifolius Colla (T. 29), plantagineus Bert., Berterianus Colla, valparisidiacus Colla, viscosissimus Colla, cinereus Colla. 75) Tagetes Feuillei Bert. (Tab. 30). 76) Diomedea thurifera Bert. (Tab. 31). Diese von Cassini aufgestellte Gattung muß anders benannt werden, weil schon längst eine Vogelgattung gleiches Namens besteht. 77) Unxia anthemifolia (Tab. 32). 78) Hypochaeris Berteri Colla (T. 33). 79) Bellardia Colla. Nov. gen. e fam Synanth. Die einzige Art, B. pusilla (T. 34) ist die in unsern Gärten bereits unter dem Namen Kriegia chilensis kultivirte Pflanze.

3. Plantae chilenses novae aut minus cognitae auctore Professore Josepho Moris (p. 43 — 49. u. Tab. I. III.).

Drey im Turiner Garten aus von Bertero eingeschickten chilesischen Samen erzogene Pflanzen. 1) Lobelia nereifolia. 2) Eryngium frutescens (T. I.). 3) Rumex chrysocarpos (T. II.).

4. Plantae rariores etc. ab A. Colla in lucem editae fasc. VI. (p. 118 — 141. und Tab. 35 — 47).

80. Campanula Larraini Bert. (T. 35), 81. C. gracilis Bert., 82. Lobelia rupincola Bert., 83. Arbutus rigida Bert., (T. 36.). Gehört aller Wahrscheinlichkeit nach zu der zwischen Arctostaphylos und Gualtheria mitten inne stehenden Gattung Pernethia, zu welcher ausserdem auch Gaultheria myrsinoides Kunth, und die kleinen Forsterschen Arbutusarten aus Terra del fuego, A. mucronata und pumila zu rechnen sind. 84. Gonolobus obliquifolius Colla (T. 37.), 85. G. Voquicillo Colla. 86. Phlox unidentata Bert. (T. 39.). Herr Colla zweifelt selbst, ob die Pflanze zu Phlox, oder nicht viel eher zu Collomia gehöre, und Letzteres ist auch gewiß der Fall. 87. Lithospermum chilense Colla (T. 40.). 88. Myosotis alba (T. 41.) Colla. 89. M. Linearis Colla (T. 42.). 90. M. procumbens Colla. Diese drey Arten sind mit den vom Eßlinger Reiseverein in den Bertero'schen Sammlungen gegebenen Species zu vergleichen. 91. Cynoglossum Berterii Colla (T. 43.). 92. Lycium chilense Bert. (T. 44.). 93. Petunia viscosa Miers. (T. 45.). Nach Abbildung und Beschreibung nichts anders als Nicotiana micrantha hort. Paris. 94. Calceolaria ferruginea Colla nec Cavan. (T. 46.). 95. C. Berterii Colla. 96. C. nitida Colla. 97. C. salicifolia Colla. Bei Aufstellung neuer Arten in dieser Gattung dürfte große Vorsicht nothwendig seyn, da wir wissen, daß sämmtliche Species im kultivirten Zustande sehr leicht Bastarde hervorbringen, was dann, wie bei den Pelargonien am Kap, auch in der Heimath bei den wildwachsenden Pflanzen der Fall seyn wird. 98. Cuminia Colla. Neue Gattung von Labiaten (?) aus Juan Fernandez, dem italienischen Mykologen Hugo Cumini zu Ehren benannt. Die einzige Art C. Fernandezia ist T. 47. abgebildet, Beschreibung und Abbildung sind aber unvollständig.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel. Amerika. Diese dritte zoologische Provinz hat wieder ihre Uebergänge. So ist die Uebergangsbildung, welche von Australien nach Asien statt findet, auch hier deutlich und noch mehr in die Augen springend; von Kamtschatka aus erfolgt eine Verbindung des Charakters mit Kalifornien. Die arktisch-amerikanische Fauna stimmt mit der Borealfauna überhaupt überein; viele Säugethiere Nordamerikas kommen auch in Europa vor: manche jedoch bleiben in ihren Originalgrenzen; die Wasservögel sind meist über mehrere Continente verbreitet. Die ächt typischen Formen der neuen Welt sind aber von denen der alten Welt eben so verschieden, wie die australischen; es liegt hierin eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen den beyden insularen Continenten (Neuholland und Amerika).

Der Vf. unterscheidet 3 Unter-Provinzen, vielleicht selbst 4; die arktische, die gemäßigte, die südliche oder tropische, und vielleicht eine 4te, freylich sehr wenig bekannte, welche gegen das Kap Horn liegt.

Die boreale Fauna erstreckt sich vom 50ten zum 60ten Grad, ist aber vielleicht selbst in noch engere Grenzen einzuschließen; hier sind die großen Grasstrecken, der Haupt-Aufenthalt der großen Vierfüßer und Hühner. Dieß ist die sogenannte Pelzgegend, von wo die Hudsons-Compagnie jährlich jene ungeheure Menge Felle ausführt; es leben hier viele Fleischfresser, 3 Arten Bären, zahlreiche Arten von Wölfen, Füchsen, eine Menge Nager, besonders Eichhörnchen, Murmelthiere, Hasen, Mäuse viele Hirscharten, Bisamochsen, wilde Schafe.

Die Land- und Sumpfvögel Amerika's sind hier sehr von den europäischen verschieden, wenig dagegen die Wasservögel. Ueber die übrigen Thierklassen läßt sich wenig sagen.

Die Fauna des gemäßigten Amerika's begreift die vereinigten Staaten bis zum Golf von Mexiko; die Säugethiere sind hier zu wenig bekannt, sehr gut die Vögel. Der ornithologische Charakter dieser Unter-Provinz wird bey den Landvögeln um so eigenthümlicher, je südlicher man kömmt; die Raubvögel haben die allgemeinste Verbreitung, viel begrenzter sind die Singvögel, welche wie bey uns wandern, im May ankommen und im Herbst an die Küsten der Bay von Mexiko, und die Westindischen Inseln ziehen; Hühnervögel giebt es wenige; Sumpfvögel sind meist sehr verschieden von den europäischen. Fische und Amphibien kommen viele eigenthümliche vor; die Klapperschlangen sind der neuen Welt eigen, die nordamerikanischen Arten aber verschieden von den brasilianischen.

Die dritte Unter-Provinz geht vom Mexikanischen Golf bis an die südlichen Grenzen von Paraguay; auf den Antillen verschmelzen die beyden Hauptfaunen Amerika's. Mexiko ist das Hauptland; seine Säugethiere sind wenig, besser die Vögel bekannt; unter 114 Arten von Landvögeln sind 67 nirgends weiter beobachtet, 11 theilt Mexiko mit Süd-Amerika, 36 andere mit den vereinigten Staaten. Mexiko zeigt überhaupt dieselbe Manchfaltigkeit im Thierreich, wie im Pflanzenreich; beydes bedingt durch die Manchfaltigkeit der Klimate dieses Isthmus. Wasservögel sind im Allgemeinen zahlreicher in kalten, als in warmen Klimaten; Mexiko macht jedoch hier eine merkwürdige Ausnahme. Nach übereinstimmenden Angaben sind die Seen und Sümpfe dieses Plateaus voller Vögel, aber diese Vögel haben wenig eigenthümliches, und scheinen Wander-

vögel zu seyn, die auch in Nordamerika vorkommen, und deren südliche Grenze Mexiko zu seyn scheint; je näher dem Aequator, um so größer ist die Manchfaltigkeit; aber Amerika ist am reichsten unter allen tropischen Weltgegenden; die große Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft scheint der Grund zu seyn. Brasilien hat eine eigenthümliche Fauna, mitbedingt durch seine eigenthümlichen Verhältnisse: große Flüße, Urwälder, weite Gras-Ebenen. Die Wälder sind von zahlreichen Affen bevölkert, vorzüglich von solchen mit Greifschwänzen, was bey afrikanischen und indischen Arten viel weniger der Fall ist; herrliche Vögel und sehr schöne Insecten, besonders an den Küsten, wo mit zunehmender Vegetation auch die Abwechslung in der Thierwelt viel größer ist. Die niederen, trockenen Ebenen sind weniger bewohnt. Wieder andere Formen in den inneren Tafelländern; die Insecten sind hier sehr sparsam, man kann stundenlang reisen ohne einem Schmetterling zu begegnen; die Vegetation hat ihren Luxus verloren und damit die Kraft zahlreiche Insecten zu nähren. Die niedrigen, beerentragen-Gesträuche liefern den Tanagras, den Finken und kleineren Papageyen Nahrung; die Kolibris lieben die offenen blumenreichen Gegenden. Verglichen mit anderen Welttheilen sind die Affen des neuen Kontinents kleiner, weniger Pavian- oder Orang-artig; sie haben keine Backentaschen und Gefäßschwielen; 65 Arten Affen sind von Süd-Amerika beschrieben worden. Die Fledermäuse sind sehr manchfaltig und höchst zahlreich; es giebt Insecten fressende, von Früchten lebende und Blut saugende; die Fleisch fressenden Thiere sind meist klein und furchtsam, die Edentaten (Faulthiere, Ameisenfresser, Panzerthiere) zahlreich. Die Lamas und andere wolltragende Thiere scheinen mehr den hohen Anden eigen. In ornithologischer Hinsicht ist Brasilien das reichste Land; wir kennen 500 Arten und erst $\frac{1}{5}$ des Landes ist genauer durchsucht. Raubvögel sind sehr eigenthümlich, besonders die Geyer; die Eulen klein, Singvögel sehr zahlreich, Sumpfvögel mehr an den grossen Strömen als an der Seeküste. Sehr wenig spricht der Verf. von Amphibien und Fischen; Schildkröten und Schlangen sind sehr zahlreich. Merkwürdig sind die vielen eigenthümlichen Landkrabben; die Scorpionen sind, mit Ausnahme des von Surinam, nicht größer, als die südeuropäischen. Unter den Käfern sind vorzüglich diejenigen häufig, deren Larven von Holz leben; sie verhalten sich zu denen in Europa wie 9 zu 1, während das Verhältniß bey den Fleisch fressenden Käfern gerade umgekehrt ist. Die vielen Blumen rufen zahlreiche Schmetterlinge hervor, die fast alle einen eigenthümlichen Habitus haben. Die Zweyflügler sind merkwürdiger Weise im Allgemeinen nicht zahlreich. An Weichthieren ist besonders die Ostküste des tropischen Amerika's arm; viel reicher daran ist Peru und Chili; Die Flüße sind im Allgemeinen nicht so reich an Muscheln als die nordamerikanischen. Jamaika ist besonders reich an Landconchylien.

Fünftes Kapitel. Afrika. Afrika ist verhältnißmäßig arm an Thieren; die Mannigfaltigkeit der Form ist nicht groß; dieß rührt vom wüsten Boden her; an den feuchten Küsten des Westens und Südens ist die Manchfaltigkeit größer. Die Unterprovinzen sind: 1) Die Sahara mit den Grenzen bis zum Mittel- und rothen Meere. 2) West-Afrika und die tropischen Gegenden. 3) Süd-Afrika und Madagaskar.

Im Norden von Afrika finden sich mehrere in Europa nicht vorkommende oder längst ausgerottete Thiere z. B. der Löwe; es mischen sich hier westasiatische Formen; nur 5 Arten Fledermäuse; einige eigenthümliche Fuchs- Hunde- und Katzenarten. Die Vögelfauna Nordafrika's ist nicht reich; viele unserer Zugvögel überwintern hier.

Den Tropen näher, südlich von der Wüste, verändert sich die Form; leider sind unsere Kenntniße über die Westküste wegen des tödtlichen Klima's sehr unvollständig und beschränken sich auf einige Nachrichten von Sierra Leone und vom Senegal. Hier ist die Region der afrikanischen Affen; der Chimpanse, die Paviane und andrer charakteristische Formen kommen vor. Tief im Innern ungeheure Heerden von Antilopen, verschieden von denen Nord-Afrikas. Die Raubthiere, (Löwe, Hyäne, u. s. w.) haben immer die größte Verbreitung und gehen von dem einen Ende des Kontinents zum andern. Die Ostküste hat eine von der Westküste verschiedene Fauna. — Die ornithologischen Eigenthümlichkeiten des tropischen Afrikas sind treffend; die Vögel werden zahlreicher, bunter, haben mehr merkwürdige und eigenthümliche Gattungen, besonders unter den Singvögeln; die schön gefärbten Nacken, Bienen-

freſſer, die Musophaga u. ſ. w. — Die Hühnervögel, ſo reich im tropiſchen Indien und Amerika ſind hier ſparſam; der Strauß repräſentirt die Giraffe unter den Vögeln der Wüſten. — Unter den Amphibien: Schlangen, Alligatoren, Eidechſen. — Unter den Inſecten ziehen vorzüglich die Myriaden von Ameiſen und Termiten die Aufmerkſamkeit auf ſich. Sonſt ſind die Inſecten faſt alle verſchieden von denen des nördlichen Afrika's; die Scorpionen ſind außerordentlich groß; die Landkrabben werden in eingeſchloſſenen Höfen gehalten, wie bey uns das Geflügel. — Die Molluskenfauna der Weſtküſte iſt viel reicher als an der Oſtküſte Amerika's, kann ſich aber nicht mit der von Aſien vergleichen; die Gattungen unterſcheiden ſich nicht weſentlich von denen des rothen Meeres und perſiſchen Golfs. Die größten bisher bekannten Landconchylien kommen hier vor (Achatina); Flußmuſcheln ſcheinen ſelten, vielleicht auch nicht recht bekannt.

Die dritte Unter-Provinz beginnt ſüdlich von Angola; keine Gegend der Welt iſt ſo reich an großen Vierfüßern. Die gewaltigen Katzenarten, Hyänen, Elephanten, Nashörner, Flußpferde, an 30 Arten Antilopen, mehrere Zebra's, aber nur 2 Affen. — Die Vögel ſind nicht ſo manchfaltig, als in Weſt-Afrika; doch ſind die großen Raubvögel zahlreich, beſonders die Geyer. Unter den kleinern Raubvögeln merkwürdige Miſchung mit Europäiſchen Formen. Unter Singvögeln manches Eigenthümliche, nicht ſo unter den Waſſervögeln. — Die Inſekten der Wälder gegen die Algoa-Bay ſehr manchfaltig; doch ſtehen ſie in Zahl und Schönheit denen von Weſt-Afrika nach; wenige Schmetterlinge ſind beyden Regionen gemeinſchaftlich. Die Mollusken der See nicht zahlreich; Süßwaſſermuſcheln wurden bis jetzt wenige nach Europa geſchickt.

Die Fauna Madagaskar's hat ſehr eigenthümliche Züge und differirt mehr von der Südafrikaniſchen, als letztere von der tropiſchen; ſie nähert ſich mehr der Fauna der aſiatiſchen Inſeln und Neuhollands. Man behauptet, daß nicht ein einziger der großen Vierfüßer, wie Elephant, Löwe, Hyäne, auf Madagaskar vorkommen. Affen fehlen völlig; dagegen fand man 17 Arten Makis (Cemur), eine Familie, welche in Afrika faſt, in Neuholland völlig unbekannt iſt; 2 oder 3 Arten finden ſich in Ceylon. Ob die uns unbekannte afrikaniſche Oſtküſte mehr Verwandſchaft mit Madagaskar hat, iſt zweifelhaft. Die Ornithologie iſt ſehr verſchieden von der Kap'ſchen. — Isle de France iſt, im Gegenſatz zum Kap, um ſo reicher an Mollusken; die Oliva's Harpa's u. ſ. w. ſind ſelbſt größer und ſchöner als die indiſchen.

(Schluß folgt.)

Memorie della Reale Academia delle Scienze di Torino. Tome XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Fortſetzung.)

5. Memoria del Cavaliere Gaetano Savi, Professore di Botanica nell' J. E. R. Universitá di Pisa, sull Origanum Majorana, creticum e syriacum (p. 103 — 170 und Tab. I — III).

Eine gründliche Auseinanderſetzung der drey erwähnten Arten, welche unter den Namen Persia bianca oder gentile, P. nera und P. verde in Italien als Küchengewürz kultivirt werden, und in warmen Gegenden ſämmtlich perennirend ſind. Sodann berichtigt der Hr. Verf. noch eine Pflanze, die in den italieniſchen Gärten fälſchlich unter den Namen Phyllanthus (Xylophila, Ventilago) maderaspatanus und Elaeodendron australe geht, als Celastrus heterophylla Savi und ſchließlich beſchreibt er den Phaseolus Ricciardianus Tenore und empfiehlt ihn als ausgezeichnete Zierpflanze. Er verweiſet hierbey auf ſeine Monographie der Bohnenarten im Giornale letterario di Pisa, welche uns leider noch nicht zu Geſicht gekommen iſt, und giebt verbeſſerte Definitionen ſeiner erſten Abtheilung „carina sinistrorsum falcata et cornuta.“

6) Osservazioni sugli organi sessuali del genere Stapelia del Dottore Pietro Savi Ajuto del Direttore del giardino botanico nell' Universitá di Pisa. (p. 189 — 208 cum Tab.)

Eine fleißige Arbeit, welche Rob. Browns Anſichten über die Befruchtungsweiſe der Aſklepiadeen im Allgemeinen zu Grunde legend die bey der Gattung Stapelia in dieſer Beziehung ſich ergebenden Eigenthümlichkeiten auseinanderſetzt.

III. Mineralogiſche und chemiſche Abhandlungen.

1. Biographiſche Notiz über den kürzlich verſtorbenen Chemiker, Prof. Giov. Ant. Giobert, mit einer Anzeige ſeiner Schriften. (Jahresbericht p. VIII — XVIII.)

2. Prof. Lavini: Découverte du sulfate de magnésie dans la chaux sulfatée de Piobesi, près de Guarène, en Piémont. (Jahresbericht p. XVIII — XX.)

Eine Efflorescenz veranlaßte die Untersuchung des Gypses von dem genannten Fundorte, welche ergab, daß dieser Gyps schwefelsaure Magnesia, wahrscheinlich nur eingemengt enthalte, da sie mit Wasser schon bey gewöhnlicher Temperatur ausgezogen werden kann.

3. C. Sobrero theilt (p. XXIII — XXVI.) eine Notiz mit über eine in den Manganerzen von S. Marcello prov. Aosta enthaltene problematische Substanz. Die Untersuchung ist zu wenig ausgeführt, als daß ein sicherer Schluß daraus entnommen werden könnte.

4. Observations géologiques sur les deux Iles Baléares, Majorque et Minorque par le chevalier Albert de la Marmora. (p. 51 — 74 mit einer Karte).

Die nordwestliche Küste von Majorka gehört nach dem Verfasser der obern Liasformation an, wie dieses auch schon de Beaumont angenommen hat. An diese schließt sich eine Formation an, analog den untern Kreidegebilden der Provence. Ein schmaler Streifen von Wacke und Mandelstein zieht sich von Soller bis Puig Major.

In der Mitte der Insel erscheint in kleinern und größern Parthien tertiäre Formation. Sie bildet den Berg von Ronda und erstreckt sich auch nördlich nach Muro und gegen Palma.

Der südliche Theil der Insel ist quaternäres Terrain, ganz analog dem von Sardinien und Sicilien, größtentheils bestehend aus einem Kalk- und Thonhaltigen Sandstein. Aus ihm besteht auch das Cap Enderocat.

Auf Minorka zeigt sich tertiäre Formation in der Gegend von Ciutadela in ziemlicher Erstreckung. Die Gegend von Mercodal besteht aus Grauwacke und Thonschiefer (Macigno, Ardoise), der Monte Toro und Monte Sant' Agada aus einem eigenthümlichen auf diesen gelagerten Kalkstein, welchen der Verf. calcaire à fucoides nennt.

Die quaternäre Formation zeigt sich häufig im nördlichen und westlichen Theile der Insel. Der Verf. schließt mit Bemerkungen über den quaternären Sandstein und entwirft eine Charakteristik seiner Lagerungs-Verhältnisse.

Der Abhandlung ist eine illuminirte geognostische Karte der beyden Inseln beygegeben.

5. Essai chimique sur le Byssus de la Pinna nobilis par le Prof. Lavini (p. 111 — 115).

Der Verf. erhielt den zur Analyse angewendeten Byssus aus Sardinien und reinigte denselben von dem adhärirenden Meerwasser durch wiederholtes Waschen.

Die verschiedenen angestellten chemischen Versuche zeigten außer den gewöhnlichen Bestandtheilen animalischer Substanzen, nämlich Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, noch folgende Elemente: 1) Jod, 2) Chlor, 3) Brom, 4) Phosphor, 5) Sodium, 6) Kalium, 7) Magnesium, 8) Silicium, 9) Calcium, 10) Aluminium, 11) Mangan, 12) Eisen, theils unter sich, theils verschiedentlich mit dem Sauerstoff, Wasserstoff ꝛc. verbunden.

6. Osservazioni Geologiche sulla Valle di Susa et sul Monte cenisio del Prof. A. Sismonda (p. 143 — 162 mit einer Tafel).

Die Abhandlung zerfällt in zwey Theile, wovon der erste die Beschreibung der gesammten Felsarten enthält, der zweyte Bemerkungen über ihre Lagerungsverhältnisse. Die Berge von Susa zur Linken und Rechten der Dora bestehen aus Serpentin, welcher auf dem heil. Berge von S. Michele und auf dem von Mussinetto Diallage enthält und in Brongniart's Ofiolite diallagica übergeht. Weiter findet sich Talkschiefer, der gegen Frassineto mit Gneiß wechselt. Der letztere wird an manchen Stellen durch Feldspathkrystalle porphyrartig und geht in der Nähe des Dorfes S. Didero in Glimmerschiefer über. Es folgen dann körnige Kalksteine bey Cianocco, Bussolino ꝛc., welchen sich Dolomit anschließt. Wo sie aneinander gränzen, bemerkt man eine Veränderung der Structur des Kalksteins und er wird etwas Talkerdehaltig. In N. N. O. von Bussolino wird der Kalk Serpentinhaltig — der sogenannte Marmo verde di Susa. Die Ebene von St. Nicolao ist von Schieferbergen umgeben, welche sich mit blättrigem Kalk und Kalkschiefer verbinden. Der Scisto lucenti Brongniarts bildet die Ebene von Montecenisio. Hier kommt Gyps vor, mit welchem sich Quarz, Eisenkies, Kalkspath, aber kein Schwefel zusammen findet. —

Was die Lagerungsverhältnisse betrifft, so ist die Unterlage der Schiefer von Susa der Ophiolit. Der Gneiß ruht auf dem Talkschiefer. Der Kalkstein ist in der Nähe des Ophioltis und in Berührung mit Glimmerschiefer mannigfaltig verändert. Von dem vorkommenden Gyps glaubt der Verf., daß er vulkanisch oder aus kohlensauerem Kalk durch schwefelsaure Dämpfe gebildet worden sey. Er ruht auf Serpentin und wird von einem Conglomerat überdeckt, welches der Verf. Cargniolo nennt. Auf diesem ruht Alluvium.

Eine beygegebene Tafel mit Durchschnitten giebt eine deutliche Darstellung der Lagerungsverhältnisse. —

K.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

A Treatise on the Geography and Classification of animals by William Swainson. London 1835. 8. 367 p.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel. Australien. Hiezu gehören nach Swainson Neuholland, Neu-Guinea, Neu-Seeland, Van Diemens-Land und auch die großen Inselzüge von Polynesien.

Die ersten Anzeigen der australischen Zoologie scheinen mit einigen Eilanden nordwestlich von Neu-Guinea anzufangen. Timor und die zunächst liegenden Inseln sind noch nicht bekannt genug, um zu wissen, ob sie hieher gehören, sie haben mit Australien den Mangel großer Säugethiere gemein, welche in Java und Sumatra noch zahlreich vorkommen. Auch die kleineren Vierfüßer sind in Australien selten und meist sehr anomal. Zwey Drittheile der Säugethiere Australiens sind Beutelthiere. Der ornithologische Hauptcharakter dieser Gruppe ist das große Vorherrschen der saugenden Vögel, welche mit langen Schnäbeln und Saugezungen versehen, den Nektar aus den Blüthen ziehen. Diese Bildung ist in Afrika, Asien und Amerika nur auf die kleinsten Vögel der Schöpfung (Kolibris) beschränkt; hier finden sich aber Arten wie unsere Drosseln. Ein Viertheil aller neuholländischen Singvögel sind so gebaut; ja es scheint sich dieser Bau selbst auf die Papageyen auszudehnen, denn die Trichoglossus sollen bürstenförmige Zungen haben und ihr Futter mehr lecken oder saugen, als kauen. Alle Paradiesvögel gehören dieser zoologischen Provinz an und ihre Zungen sollen ähnlich gebaut seyn. Man kann übrigens diese Provinz in 3 Regionen theilen.

Die erste Region oder Unter-Provinz begreift Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Kaledonien und die umgebenden Inseln — die entfernte und wenig bekannte Region der Paradiesvögel, von denen noch keiner außerhalb Neuguineas entdeckt wurde, obwohl es bekannt ist, daß sie jährlich für einige Monate auf die benachbarten Inseln wandern. Die neuholländische Gattung Ptiloris ist aber nahe verwandt. Manche Vögelgattungen kommen auch auf Neuholland vor.

Die große Insel Neuholland bildet eine sehr abgeschlossene Provinz; Schnabelthiere kommen nur hier und in Van Diemensland vor. Sehr eigenthümliche Vögel-Gattungen finden sich, z. B. der Kasuar, der Leyervogel. — Die Conchylien Neuhollands und Neu-Irlands sind sich sehr ähnlich, stimmen generisch zum Theil auch mit den indischen See-Muscheln überein.

Die dritte Region oder die Inseln der Südsee sind nur wenig bekannt. Die Säugethiere scheinen sparsam vorzukommen, die Känguruhs, so charakteristisch für Neuholland, ganz zu fehlen. Die Papageyen gehören zu Trichoglossus — einer Gruppe, welche über Neuholland und alle ozeanischen Inseln ausgebreitet ist.

Zum Schluß giebt der Verf., wie bey jedem Welttheil, ein numerisches Verzeichniß der Säugethiere und Vögel Australiens.

Wir haben es versucht, mit möglichster Hin-

weglassung alles Details den Lesern eine Uebersicht über den Inhalt des Buchs und die Behandlungsweise des Verfassers zu geben. Unverkennbar ist die geistreiche und oft scharfsinnige Auffassung charakteristischer Züge der zoologischen Physiognomie der Länder des Erdkreises; anziehend ist die Darstellung und vielleicht gerade da am meisten, wo es auf einzelne Unterscheidungs-Momente ankömmt. Neu und eigenthümlich ist im Ganzen die Haupteintheilungsweise, welche mit der allgemeinsten geographischen Eintheilung meist zusammenfällt.

Unverkennbar sind jedoch auch die Mängel, auf welche wir nun aufmerksam machen wollen. Das Ganze ist eigentlich nur ein Bruchstück; etwas Vollständiges über zoologische Geographie zu geben ist dermalen unmöglich, aber doch hätte der Vf. etwas Vollständigeres geben können, wenn er das vorhandene Material besser benützt hätte. Es ist eigentlich nur die ornithologische Fauna, von welcher uns der Verf. eine genügende Uebersicht giebt; zunächst werden dann auch die Säugethiere berücksichtigt, die Amphibien und Fische so gut als gar nicht, von den wirbellosen Thieren die Insekten und Mollusken nur sehr dürftig; die übrigen Klassen übergeht er völlig. Dieß kommt daher: Swainson ist, wie die Mehrzahl der englischen Naturforscher, Dilettant; kein Amt nöthigt ihn, sich systematisch mit dem gesammten Thierreich zu beschäftigen; er betreibt das Studium als Lieblingssache; die Vögel ziehen ihn am meisten an, nächstdem die Säugethiere, unter den Insekten die Schmetterlinge und allenfalls die Conchylien; dieß ist aus des Verf. übrigen Schriften bekannt und erweist sich hier deutlich. In der Ornithologie ist Swainson sehr zu Hause und hat sich als Systematiker hier bewährt. Mit einiger Anstrengung wäre es schon möglich gewesen auch über die andern Thierklassen etwas mehr zu sagen, so z. B. über die Fische, wo von Cuvier's und Valencienne's Werk fast die Hälfte vollendet ist. Ueber Amphibien ist es freylich kaum möglich, jetzt schon etwas zu geben; doch werden die Arbeiten von Wiegmann, Schlegel, Bibron, so bald sie etwas weiter gediehen sind, genug Anhaltspuncte darbieten. Ueber Insekten hätte sich durch die Benützung der vielen Specialfaunen und Verzeichnisse, der Monographien u. s. w. ebenfalls etwas Vollständigeres, Uebersichtlicheres herausstellen müssen. Auch über die übrigen wirbellosen Thiere haben wir theils durch die großen Reisewerke, theils durch eine Reihe von systematischen Werken, die dem Verfasser zugänglich seyn mußten, wie z. B. die Schriften von Blainville, Ehrenberg, schon mancherley Material, das, selbst auf die Gefahr hin, manches Unrichtige aufzunehmen, recht wohl zu etwas Allgemeinem verarbeitet werden kann.

Leider kennt der Verf. die Litteratur mit Ausnahme der englischen und französischen sehr wenig. So hätte er über Europa viel mehr sagen und manches Unrichtige vermeiden können, wenn ihm nur die ornithologischen Arbeiten des Continents und die Litteratur über Säugethiere bekannt gewesen wären; denn was sich hier nicht in Temminck findet, kennt er kaum, und wie wichtig sind nicht die ornithologischen Arbeiten von Nilsson für Skandinavien, Naumann, Gloger für Deutschland, Savi, Bonaparte für Italien u. s. w.! — Ueber Europa ließe sich jetzt oder vielleicht nach einigen Jahren schon eine sehr interessante und über alle Thierklassen sich ausbreitende geographisch-zoologische Uebersicht geben; ja wer bey einigem Fleiße nur eine mittelmäßige Sammlung, aber eine recht vollständige Bibliothek, mit allen Reisewerken, Zeit- und Gesellschaftsschriften benützen kann, würde immer eine sehr dankenswerthe Kompilation zu liefern im Stande seyn, und man muß sich wundern, daß die Zoologen hierin so wenig gethan haben, während die Botaniker so fleißig gewesen sind, die physikalische Erdbeschreibung von ihrer Seite her auszubilden.

Der zweyte Abschnitt des Buches ist der Theorie

der Klassifikation gewidmet, worin der Verf. sehr viel Eigenthümliches hat; ob immer empfehlenswerth, darüber wollen wir bey Gelegenheit der Anzeige der folgenden Bändchen der Cabinet Cyclopädia, wovon ein bereits erschienenes die Säugethiere behandelt, umständlicher berichten.

R. Wagner.

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tomo XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Fortsetzung.)

IV. Mathematische und physikalische Abhandlungen.

1) Bericht der Hrn. Plana und Bidone über die Verbesserung eines geodätischen Instrumentes von Hrn. B. Birbanti. (Jahresbericht S. I. — IV. 1 Tafel).

Es ist dieß ein in horizontaler Richtung sich bewegendes Fernrohr, mit einem der optischen Axe parallelen Niveau versehen, und die Verbesserung besteht in der Einrichtung des Niveau, wodurch die Schwierigkeiten beseitigt werden, welche Puissant in seinem Traité de Topographie etc. S. 343 hervorgehoben hat. Es ist eine Beschreibung und Zeichnung des Instrumentes beygefügt.

2) Mémoire sur le mouvement d'un Pendule dans un milieu résistant. Par J. Plana (S. 209 — 375).

Daß die Bewegung eines Pendels in einer Flüßigkeit durch die gleichzeitig hervorgebrachte Bewegung der umgebenden Theile der Flüßigkeit selbst eine sehr merkliche Modification erleide, hatte schon vor einem halben Jahrhundert Dubuat nachgewiesen; allein seine Resultate waren in Vergessenheit gefallen, bis der verdienstvolle Bessel bey seinen Versuchen über die Länge des Sekundenpendels die Nothwendigkeit einer richtigeren Reduction auf den leeren Raum erkannte, und dabey auf eine ähnliche Betrachtungsweise geführt wurde, wie sie der vorgenannte Physiker in seiner Hydraulik ohne alle Rücksicht auf Pendelmessungen mehr angedeutet als entwickelt hatte. Bessel hat nur die Form der Reduction auf den leeren Raum durch theoretische Entwickelung, die Größe des Coefficienten dagegen durch Versuche bestimmt: nach ihm unternahm Hr. Poisson im XI. Bde. der Abhandlungen der französischen Academie die schwierige Aufgabe, sowohl die Form als die Größe der erwähnten Reduction einzig aus den Gesetzen elastischer Flüßigkeiten abzuleiten. Diese letztere mit die eigenthümlichen analytischen Gewandtheit des Verf. durchgeführte Arbeit hat die gegenwärtige Abhandlung des Herrn Plana veranlaßt, deren Titel jedoch in so ferne dem Inhalte nicht genau entspricht, als sie neben der Pendelbewegung in einem widerstehenden Mittel noch mehrere und verschiedenartige Gegenstände berührt.

Die Abhandlung ist übrigens gleich mehreren früheren Aufsätzen des Herrn Verf. nicht ganz frey von einer wenig ersprießlichen polemischen Tendenz, welche berücksichtiget werden muß, wenn man die Urtheile insbesondere über die Arbeiten des Hrn. Poisson gehörig würdigen soll. Wir fügen den Inhalt der Abhandlung, welche aus vier Kapiteln und einem Anhange besteht, hier in Kürze bey.

Kap. I. Differentialgleichung der Pendelbewegung mit Rücksicht auf den Stoß und Druck einer umgebenden unelastischen Flüßigkeit. Der Herr Verf. entwickelt zuerst nach den bekannten Grundsätzen der Dynamik die Gleichung für die Oscillationen eines Pendels unter der Voraussetzung, daß es durch das Zusammentreffen mit den Theilchen eines umgebenden ruhigen Fluidums einen immerwährenden Stoß, d. h. einen Widerstand erleide, der als Function der Geschwindigkeit anzusehen ist. Die Form der Gleichung ist in Beziehung auf die zwey ersten Glieder identisch mit derjenigen, die man für die Schwingungen im leeren Raume erhalten haben würde; im vorliegenden Falle aber kommt ein neues Glied hinzu, welches sich einzig auf den Widerstand und die Gestalt des Pendels bezieht. Der Herr Verf. wendet die erhaltene Gleichung auf die Bewegung des von Robins zum Messen der Initialgeschwindigkeiten der Kanonenkugeln erfundenen Pendels an: auch führt er zur Erleichterung der im neuen Gliede vorkommenden und auf die ganze Oberfläche des Pendels auszudehnen-

den Integration einige Transformationen ein, die in analytischer Beziehung nicht ohne Interesse sind. Ist der Widerstand der Geschwindigkeit proportional, so erhält man eine lineäre Differentialgleichung, deren Integration unter bestimmten Verhältnissen, wie Hr. Poisson schon angegeben hat, die Zeit nur als negativen Exponenten einführt: man hätte hier demnach den Fall, daß sich das Pendel immer der senkrechten Lage näherte, ohne diese in einer endlichen Zeit erreichen zu können; ein Erfolg, den Euler (Mechanica II. 295) irriger Weise ausschließlich an die Bedingung eines constanten Widerstandes geknüpft hat.

Transformirt man die rechtwinkligen Coordonaten in Polarcoordonaten, so läßt sich das Glied, welches den Widerstand der Flüßigkeit ausdrückt, in eine Reihe entwickeln nach der Form, die Laplace zur Bestimmung der Anziehung eines Sphäroids gebraucht hat, und deren so häufige Anwendung in verschiedenen Problemen der Physik die Benlegung eines eigenen Namens (etwa sphäroidische Reihe) längst hätte veranlassen sollen.

Die Betrachtung eines Widerstandes der Flüßigkeit nach der bisher erwähnten Weise scheint wohl nur der analytischen Entwickelung wegen vom Hrn. Verf. angeführt zu seyn, denn daß hiemit keine naturgemäße Wirkungsweise dargelegt sey, ist nun hinlänglich entschieden. In der Wirklichkeit äußert eine unelastische Flüßigkeit auf die Pendelbewegung ihren Einfluß durch dreyerley Wirkung, erstens durch den hydrostatischen Druck, dann durch ihre gleichzeitige Bewegung, endlich durch ihre Friction gegen die Oberfläche des Pendels. Diese drey Wirkungen werden vom Hrn. Verf. der Reihe nach dem Calcul unterworfen, und es zeigt sich, daß der hydrostatische Druck die Masse des Pendels um das Gewicht der verdrängten Flüßigkeit vermindern würde, dieser Erfolg aber durch die Bewegung der Flüßigkeit modificirt und als Endresultat für eine pendelartig aufgehängte Kugel — denn die Integration im allgemeinen Falle übersteigt die Kräfte der Analyse — die sonst erforderliche Reduction auf den leeren Raum um die Hälfte vermehrt wird, endlich die Friction der Flüßigkeit ein der Geschwindigkeit proportionales Glied in die ursprüngliche Differential-Gleichung einführt. Das Letztere veranlaßt die allmählige Abnahme des Schwingungsbogens, während die andern Wirkungen die Oscillationszeit vergrößern.

Kap. II. Differential-Gleichungen für die Oscillationen einer homogenen Flüßigkeit, mit Berücksichtigung der Schwere und Elasticität. Die Entwicklung dieser Gleichungen ist nach der Mécanique Analytique von Lagrange geführt und umfaßt sowohl den Fall, wo die Dichtigkeit für die ganze Masse constant bleibt, als auch den allgemeineren Fall, wo die Dichtigkeit durch irgend eine Function der Coordonaten und der Zeit vorgestellt wird. Der Hr. Verf. macht dabey auf eine Berichtigung aufmerksam, welche an den von Lagrange im II. Bd. der Misscellanea Taurinensia aufgestellten Gleichungen anzubringen ist.

Kap. III. Differential-Gleichungen der Bewegung eines Pendels in einer elastischen Flüßigkeit mit Rücksicht auf den Stoß und Druck der Flüßigkeit gegen seine Oberfläche. Dieselben Betrachtungen, die der Hr. Verf. im Kap. I. dargelegt, führen ihn hier zu Gleichungen von derselben Form, wie er sie für eine unelastische Flüßigkeit erhalten hatte: die Oscillationen der Flüßigkeit selbst unterliegen aber einem eigenen Gesetze, dessen Ausdruck im Kap. II. gegeben ist. So sehr aber auch die erhaltenen Gleichungen durch Weglassung der minder bedeutenden Glieder vereinfacht werden mögen, so findet man die Auflösung in den meisten Fällen unausführbar: nur für den Fall, daß das Pendel aus einer an einem dünnen Faden aufgehängten Kugel besteht, wird die Integration vom Hrn. Verf. näherungsweise bewerkstelligt. Er erhält dasselbe Resultat, zu welchem schon Hr. Poisson gelangt war, und wornach der Coefficient der Reduction, welchen die Bessel'schen Versuche = 1,9459 und jene von Capt. Sabine in verdünnter Luft = 1,655 gegeben haben, nur $\frac{3}{2}$ betragen dürfte. Uebrigens behält der Hr. Verf. auch hier noch das Glied bey, welches den durch den Stoß des Pendels gegen die Lufttheilchen hervorgebrachten Widerstand ausdrückt, ohne jedoch anzudeuten, in welcher Weise er diese in der Natur wohl unstatthafte Wirkung bey Reduction der Pendelversuche berücksichtigt haben wollte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.

Ein frisches, angenehmes Büchlein voll Geist und Leben. Möchte man nur auch beyfügen können: ein durchweg gründliches! — Eben darum, und weil der Verf. ein Mann in den besten Jahren ist, in welchen durch Fleiß im Quellenstudium sich noch das Meiste nachholen läßt; auch weil es für einen solchen Geist doppelte Pflicht ist, dem Auslande, das er zu erleuchten berufen worden, ein Beyspiel deutscher Gründlichkeit zu geben; — aus diesen Ursachen will ich nicht sowohl von dem Inhalte der einzelnen Kapitel dieser interessanten Schrift, der ohnehin aus andern Anzeigen dem Publikum bekannt ist, einen Auszug geben, als vielmehr zuerst über den engen Kreis von Schriftstellern sprechen, auf welchen Herr Blum seine Untersuchung beschränkt hat; zweytens den Geist und die Grundsätze seiner Kritik bezeichnen, und zuletzt gegen einzelne Sätze bescheidene Einreden vorbringen. Irre ich nicht, so werden ihm solche Epikrisen willkommener seyn, als Beyfallsbezeugungen über gute Gedanken und witzige Einfälle, woran sein Büchlein reich ist.

Zuvörderst also wäre es der ganzen Untersuchung zuträglich gewesen, wenn der Verf. bey seinem Vorsatz, über die Geschichte des Orients Licht zu verbreiten, mehrere griechische Schriftsteller in seinen Kreis hereingezogen hätte. Zwar führt er gelegentlich mehrere an; vorerst (§. 125) den Plato (de Legg. III. p. 685 sqq.), wo die Vermuthung geäußert wird, daß Mehreres von Herodots und Xenophons Berichten Abweichende, aus den *Περσικὰ* des Ktesias genommen sey. — Gelegentlich bemerke ich nachträglich zu Herodot. III. 80, daß Valkenaers Aenderung der Worte Plato's de Legg. III. p. 605. pg. 315. Bekk. unnöthig ist; *διὰ Δαρείου καὶ τῶν ἑπτὰ* heißt: durch Darius als Anführer der sechs übrigen: s. Wyttenb. ad Plutarchi Moral. II. l. p. 15. Ich bemerke noch: wäre der erste Alkibiades vom Plato selbst geschrieben, so könnte man die Blum'sche Vermuthung wohl auch auf das dort (p. 122. p. 341. Bekk.) über die Perser Vorkommende ausdehnen. Jedenfalls ist es charakteristisch genug, besonders, wenn man noch etwas hinzufügt, was Olympiodor (p. 154) dazu bemerkt, und was er nicht aus seinen Fingern gesogen haben kann. — Von Aristoteles ist einigemal die Rede. Besonders hätte Metaphys. XIV. 4. (verbunden mit Kleuker's *Περσικὰ* zum Zendavesta III. p. 30. u. IV. p. 44. sqq.) wegen der wichtigen Sätze aus der Theologie der Magier berücksichtigt werden sollen. Ferner wird unter den Logographen des Dionysius von Milet nicht gedacht, von welchem nicht nur *Περσικὰ* angeführt werden, sondern auch *τὰ μετὰ Δαρεῖον* (Meurs. ad Helladii Chrestom. p. 38 und Heyne ad Apollodor. p. 355. ed. alter.); welches letztere Buch also eine, und wahrscheinlich unter den Griechen die erste, Geschichte seiner eigenen Zeit gewesen seyn muß. Die *Περσικὰ* des Charon von Lampsakos setzt unser Ver-

faſſer ſehr herab. S. 46. heißt es: „Führt man weiter aus Plutarch (de malign. Herodoti. C. 20. 24) als Beweis, daß Herodot die Schriften des Charon von Lampſakos als Quellen benutzt habe, die bekannten Stellen dieſes Schriftſtellers an, ſo deuten ſie geradezu auf das Gegentheil, (Tertullian de Anima C. 46.) Charons Worte nehmen ſich wie lockere und zugleich falſche Auszüge aus Herodots lebendigen Erzählungen aus.“ Daß Charon in den perſiſchen Geſchichten oft kürzer als Herodotus iſt, hat ſchon Sevin bemerkt, daß er aber auch von dieſem Geſchichtſchreiber unabhängig erzählen kann, iſt zu den Historicorum Graecor. antiquiss. Fragmm. p. 103 bemerkt worden. Er, ſo wie Herodot, konnten oft aus Unkunde orientaliſcher Dinge mißverſtanden werden, wie z. B. in der Erzählung von dem Abſcheu der Perſer gegen weiße Tauben (ſ. die angeführten Fragm. pg. 105. sqq. und Bähr ad Herodot I. 138, wo aus v. Hammer erwieſen wird, daß die weiße Farbe bey den Perſern hochheilig war). Daß Charon namentlich auch in chronologiſchen Angaben oft genauer als andere Schriftſteller war, und in einem ſehr abweichend erzählten Factum allein mit dem kritiſchen Thucydides übereinſtimmt, geht aus einigen merkwürdigen Stellen des Plutarch (in Themistocle Cap. 27. Vrgl. die Fragmente p. 93 u. Marx ad Ephori Fragg. p. 223) unwiderſprechlich hervor. Mit dem Urtheil über die Persica des Dinon kann man ſchon zufriedener ſeyn. S. 265. ſagt Hr. Blum: „des Stoffes, welchen Kteſias mitgetheilt hatte, bemächtigte ſich ſogleich Geſchichtſchreibung und Kunſt, nach ächt griechiſcher Art. Dinon verwendete ihn in ſeine Persica, über die wir bekanntlich eben ſo wenig etwas Näheres wiſſen, als über des Verf. Leben. (Clinton. Fast. Hellen. ed. Krüger. Append. XXI. p. 387).“ Was das Letztere betrifft, ſo iſt durch die Bemühungen der Kritiker über das Werk des Dinon weit mehr ausgemittelt worden, als man dieſem nach denken ſollte. Es ſind Bruchſtücke desſelben hergeſtellt, und manche Erzählungen in den Alten mit hoher Wahrſcheinlichkeit als Dinoniſch bezeichnet worden. Ich nenne im Allgemeinen nur Muret, G. J. Voſſius, Jonſius, Fabricius, Moyſes du Soul, Perizonius, Weſſeling, Heyne, Sainte Croix, Schweighäuſer, und mache den Verf. vorzüglich auf die gehaltreiche Anmerkung Valkenaers (ad Theocriti Adoniaz. p. 304. p. 299. ed. Lugd. Bat. 1810., II. p. 134, ed. Heindorf) aufmerkſam. In *ächtgriechiſcher* Art mochte wohl Dinon die perſiſche Geſchichte erzählt und ſich dadurch das Lob Griechiſcher und Römiſcher Schriftſteller erworben haben, (ſ. Krüger a. a. O.) aber auch in ſolcher Weiſe *griechiſch*, daß er orientaliſche Dinge zuweilen ganz falſch aufgefaßt und dargeſtellt hatte, wie ein auffallendes Beyſpiel (bey Plutarch. Artax. X. p. 288. ed. Coray), wo das heilige Feldzeichen der Perſer, der goldne Hahn, (ſ. v. Hammer in den Wiener Jahrb. IX. S. 64.) in eine halbkomiſche Geſchichte umgekleidet worden, unwiderſprechlich beweiſet. Dieß hat Kleuker (*Περσικά* (S. 123) unbeachtet gelaſſen, der auch S. 122) das Fragment aus dem 3. Buche des Dinon über die Rhabdomantie der Magier (beym Scholiaſten des Nikander V. 613. p. 94. Schneider) hätte beybringen ſollen.

Unſer Verf. eröffnet den erſten Abſchnitt, überſchrieben: *Griechenlands älteſte Geſchichtſchreiber*, mit folgenden Sätzen: „Breitet ſich hinter der geſchichtlichen Zeit eines Volkes der wunderbare Hintergrund der Sagen und Dichtungen aus, ſo iſt dieß vorzugsweiſe der Fall beym Volke der Griechen. Bey andern ſind jener Hintergrund und die geſchichtliche Zeit meiſt ſcharf von einander abgeſchnitten, wie dieß beſonders auffallend an den Völkern des Orients hervortritt. Dieſe faſſen was jenſeits ihrer Geſchichte liegt, in aſtronomiſche Zeiträume ein, an die das wahrhaft Geſchichtliche ſich anreiht, durch einfache Zeitbeſtimmungen und andere Beglaubigung leicht erkennbar als ein durchaus Ver-

schiedenes.“ Aber, frage ich, haben denn die Orientalen es nicht besonders an der Art alles, was die Vorzeit über Gott und die Welt gedacht hat, und was der wissenschaftliche Geist später als Θεολογούμενα und als φιλοσοφούμενα von dem in der Zeit Geschehenen sondert, als Geschichte aufzufassen, und vorzutragen, und dem gemäß von successiv an einander sich anreihenden Götterdynastien (βασίλειαις θεῶν) zu erzählen? und wird hiernach nicht gerade bey den morgenländischen Völkern die Scheidung des Geschichtlichen und des Gedachten, der Facten und der Dogmen, dem Geschichtforscher außerordentlich erschwert? In solcher Form erscheint die Theologie der Magier in wichtigen Bruchstücken des Theopompus (beym Plutarch de Iside et Osiride p. 369 sq. p. 514. sq. Wyttenbachii). Aber, obschon Theopompus zu den ältern Schriftstellern gerechnet werden muß, welche Persische Dinge berührten, wenn er auch erst Olymp. 100. 3. oder selbst noch etwas später geboren war (Clinton mit Krüger p. 385. Wichers ad Teopompi fragmm. p. 8. sqq.); so hat dieser Geschichtschreiber doch Quellen gebraucht, die recht ins Innere der Zoroastrischen Religion zurückgehen. Aber die Religions-Urkunden der Morgenländer hat Hr. Bl. überhaupt zu wenig in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. Wenn der Obriste J. Tod, in seinen Annals and Antiquities of Rajastan, London 1829 auf die Wichtigkeit des Studiums der Götterlehre, als der Mutter der Historie dringt, und sein Landsmann Clarke in der Verwandtschaft religiöser Gebräuche eben so belehrende Fingerzeige für die Abkunft der Völker findet, als in der Verwandtschaft der Sprachen, so will ich so allgemeine Sätze jetzt auf sich beruhen lassen; dafür aber aus einem bereits 1833 erschienenen Commentar über den Yaçna (Izeschne) einige geographische Data beybringen, welche unser Verfasser, als in seinen Forschungskreis gehörig, wohl hätte benutzen sollen. Die Hauptflüsse des persischen Reiches; zuerst der Euphrat ist ohne Zweifel der Phrat des Bundehesch; der Véh ist der Oxus; der Arg nicht der Tigris, sondern vielmehr der Jaxartes; der Bordj (d. h. der hohe Berg), der Imaus der Alten, ist nicht der Medische Elburz, sondern der westliche Theil der Himmelsgebirge der Chinesen und der Himelaya. (Commentaire sur le Yaçna par E. Burnouf p. CLXXXIV. sq.) Derselbe gelehrte Orientalist weiset p. 430. not. 285.) mit vieler Wahrscheinlichkeit in dem Τουρίουαν des Strabo (XI. 11. p. 513. Tzsch.) das Land Thuran der Zendbücher nach.

Und hiemit sind wir schon bey den Grundsätzen der Kritik unsers Verfassers angelangt, Hier kann Ref. nun sein großes Befremden nicht bergen, und muß unverholen aussprechen, wie ihm dabey zu Muthe ist.

(Fortsetzung folgt.)

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino. Tome XXXVIII. Torino dalla Stamperia Reale. 1835. 4.

(Schluß.)

Kap. IV. Integration der Gleichung

$$\frac{d^2\vartheta}{dt^2} + \frac{g}{L}\sin\vartheta = \tfrac{1}{2}\mu\left(\frac{d\vartheta}{dt}\right)^2.$$

Diese Gleichung drückt die Pendelbewegung aus unter der Voraussetzung eines ihrer Quadrate der Geschwindigkeit proportionalen Widerstandes. Der Hr. Verf. leitet daraus die Verminderung des Schwingungs-Bogens auf dieselbe Art ab, wie dieß in Poissons Traité de Mécanique geschieht: die Bestimmung der Oscillationsdauer aber führt er auf die elliptischen Functionen erster und zweyter Art von Legendre zurück. Der Gültigkeit des von Hrn. Poisson aufgestellten Beweises, daß die Schwingungszeit von dem Widerstande unabhängig sey, wenn man die Correction wegen der Abnahme des Schwingungsbogens vernachläßige, wird hier aus dem Grunde in Zweifel gezogen, weil die Integration in Beziehung auf die dritte und die höhern Potenzen des Schwingungsbogens nicht — periodische Glieder der Zeit

einführe: zur Rechtfertigung des Beweises ist es aber nur nothwendig zu bemerken, daß nach Poissons Voraussetzung der Bogen klein genug seyn müsse, um die Vernachläßigung der dritten und höhern Potenzen zu gestatten. Der Hr. Verf. hebt den bemerkenswerthen Unterschied zwischen der Cycloidal- und Kreisbewegung hervor, daß nämlich bey der erstern der Widerstands-Coefficient im Ausdrucke der Schwingungszeit nur im Quadrate vorkommt, während er bey der letztern in der ersten Potenz steht; weßhalb auch dann, wenn die Schwingungen klein sind, die Substitution des Bogens für den Sinus — denn dieß würde die Differentialgleichungen beyder Bewegungen identisch machen, — bey Bestimmung des Widerstandes nicht zuläßig ist.

Die Berechnung der Bewegung in einer Cycloide führt den Hrn. Verf. auf die Oscillationen einer Flüssigkeit in einer Röhre mit zwey aufwärts gebogenen Schenkeln, und ferner auf die durch die Torsionskraft eines elastischen Fadens hervorgebrachten Oscillationen eines daran aufgehängten Körpers: alle diese Bewegungen werden durch dieselbe Differenzialgleichung dargestellt.

Um die in der Aufschrift dieses Kapitels angegebene Differenzialgleichung auf das Pendel von Robins anzuwenden, ist es nothwendig, auf anderm Wege die Integration zu bewerkstelligen, weil hier das Pendel eine Initialgeschwindigkeit erhält, welche die gesuchte Größe des Problemes ist. Der Hr. Verf. führt die Integration durch, und knüpft daran eine neue Ableitung des Eulerischen Ausdruckes für die Initialgeschwindigkeiten der Kanonenkugeln als Function der Ladung, des Kalibers und des Gewichtes der Kugel; er gelangt dazu durch Vergleichung mit der gleichzeitigen Bewegung zweyer Körper, die durch eine dazwischen sich entwickelnde elastische Flüßigkeit von einander entfernt werden. Endlich wird noch der Fall in Betrachtung gezogen, wo die Initialgeschwindigkeit groß genug ist, um eine rotirende Bewegung um die Schwingungsaxe hervorzubringen.

Im Anhange giebt der Hr. Vrf. die Uebersetzung eines in der Abhandlung früher erwähnten Artikels von Hrn. Challis im London and Edinburgh Philosophical Magazine et Journal of Science Nro. 15., wornach der Coefficient der Reduction, den der gegenwärtigen Theorie $= \frac{3}{5}$ giebt, größer, und zwar $= 2$ gefunden wird. Dieß war die Folge einer unrichtigen Voraussetzung des Hrn. Challis hinsichtlich der Geschwindigkeit der in Bewegung gesetzten Lufttheilchen.

Der Anhang enthält ferner eine Note über die Integration der Gleichung $\frac{d^2\varphi}{dt^2} = a^2\left(\frac{d^2\varphi}{dx^2} + \frac{d^2\varphi}{dy^2} + \frac{d^2\varphi}{dz^2}\right)$ welche die Oscillationen einer elastischen Flüßigkeit ausdrückt, wenn keine äußeren Kräfte darauf einwirken. Nachdem der Hr. Verf. die nur mit theilweisem Erfolge begleiteten Integrationsversuche von Euler und Lagrange und D'Alambert erwähnt hat, zeigt er, wie man aus der von Euler gefundenen Form, verbunden mit einem Theorem von Legendre über die Transformation eines Integrals von zwey veränderlichen Größen, das vollständige Integral der oben geschriebenen Gleichung erhalten könne, so zwar, daß sich dadurch jeder gegebene Initialzustand darstellen läßt. Bekanntlich gebührt Hrn. Poisson das unbestreitbare Verdienst, die allgemeine Integration der fraglichen Gleichung zuerst und auf eigenthümlichem Wege bewerkstelliget zu haben: und wenn der Hr. Verf. indem er dieses Verdienst anerkennt, gleichwohl hinzufügt, daß Hrn. Poisson's Entdeckung aus dem Euler'schen Integrale und dem Lehrsatze von Legendre hervorgehe, so muß bemerkt werden, daß keine engere Verbindung hier wahrzunehmen sey, als man bey jeder Entdeckung in der Mathematik mit den vorausbekannten Grundsätzen der Wissenschaft nachweisen könnte. Zuletzt giebt der Hr. Verf. die Gleichung für die Oscillationen einer Flüßigkeit in einer conoidischen Röhre, und zeigt, daß man hiebey auf denselben Ausdruck geführt wird, der die Bewegung einer unbegrenzten Flüßigkeit darstellt.

Berücksichtiget man die Mannigfaltigkeit des Inhaltes gegenwärtiger Abhandlung, so möchte man versucht werden, sie blos als eine Uebung des Integral-Calculs anzusehen. Keine Idee ist methodisch durchgeführt, kein Resultat von Bedeutung entwickelt, wozu man nicht früher auf anderm Wege gelangt war. Aus dem Erfolge würde man schließen, daß der Hr. Verf. die Absicht gehabt hätte, zu zeigen, wie man auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultate, und wie man durch dieselben Methoden verschiedene Probleme auflösen könne; eine nähere Verbindung ist in den beständigen Abschweifungen nicht wahrzunehmen. Uebrigens läßt sich die Gewandtheit des durch sonstige Arbeiten bewährten Analytikers und seine umfassende Literatur in der Abhandlung nicht verkennen, und man wird sie nicht ohne Nutzen lesen, wäre es nur, um verschiedenartige ältere und neuere Methoden nad Ansichten neben einandergestellt, ihren Zusammenhang nachgewiesen und das stufenweise Fortschreiten der Analyse entwickelt zu sehen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Herodot und Ktesias, die früheſten Geſchichtsforſcher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Profeſſor an der Univerſität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.

(Fortſetzung.)

Herr Blum hat ſchon früher Oppoſition gegen Hauptſätze Niebuhr's gemacht. Jetzt leſen wir (Seite 196). „Dennoch erklärt ein Schriftſteller erſten Ranges (Niebuhr über Euſebius Chronik, Kleine Schriften I. S. 191). „„Er ſeines Theiles halte die Darſtellung der babyloniſchen und aſſyriſchen Periode, in wie hohen Zeiten ſie auch noch verweile, wo ſie aus den Beſtimmungen nach aſtronomiſchen Perioden hervortrete, für wirklich hiſtoriſch und werth als poſitive eigentliche Geſchichte jener uralten Völker betrachtet zu werden.““ Wenn man einer ſo entſchiedenen Anſicht Niebuhr's widerſpricht, ſo verlangt das Anſehen des großen Mannes, daß der Widerſpruch ſich auf haltbare Gründe ſtütze.“ Ref. bekennt ſich unumwunden zu dieſer Anſicht Niebuhr's, hat die Gegengründe des Verf. nichts weniger als haltbar gefunden, will ſich die eigentliche Geſchichte des Orients nicht durch die Aera des Nabonaſſar (724 v. Chriſto) beſchneiden laſſen, und wird ſich nimmermehr mit Sätzen vertragen, wie folgender iſt (S. 192): „Geſchichtlich läßt ſich kein großes Reich, zumal keine Weltherrſchaft früher nachweiſen, als die von Cyrus gegründete.“ Ja, noch mehr, ich behaupte rundweg, Herr Blum verläßt den Niebuhr, wo er ihm anhangen ſollte, und hängt ihm an, wo er ihn verlaſſen ſollte. Wer kennt nicht Niebuhr's Erklärung der ältern Geſchichte Roms als einer Umſchreibung aus alten Liedern und Saturniſchen Verſen? Auf den Flügeln einer ähnlichen Hypotheſe erhebt ſich denn auch unſer Verfaſſer über den Weltkreis des Orients und läßt den Kteſias die älteren Geſchichten des Morgenlandes aus Liedern erzählen. „Dieſer (Kteſias, ſo erklärt H. Bl. ſ. 119 sq. die Worte des Diodorus II. 32) nun ſagt, er habe aus den Königsbüchern, worin die Perſer die alten Thaten in einer gewiſſen Sangweiſe dargeſtellt beſaßen, ein jedes einzeln erforſcht, die Geſchichte dargeſtellt und unter den Griechen bekannt gemacht.“ Hier laſſe ich nun vererſt die Ueberſetzung der Worte κατά τινα νόμον bey Seite, kann mich aber mit ſeiner Erklärung des ἐκ τῶν βασιλικῶν διφθερῶν eben ſo wenig befreunden, als Heeren (Götting. gel. Anz. 1836 Nr. 80. S. 790) es gekonnt hat. Wer wird das Daſeyn alter Heldenlieder bey den Perſern läugnen wollen? Wir brauchen nicht erſt aus dem Schanameh auf das Daſeyn ſolcher Geſänge zu ſchließen. Dinon (beym Athenaeus XIV. p. 633. d. e. p. 296. sq. Schwgh.) hat uns eine ſehr poetiſche Stelle eines Liedes auf den Cyrus aufbewahrt; und beym Xenophon (Cyrop. I. 2, 1) leſen wir: φῦναι δὲ ὁ Κῦρος λέγεται καὶ ᾄδεται ἔτι καὶ νῦν ὑπὸ τῶν βαρβάρων εἶδος μὲν κάλλιστος κ. τ. λ., ſo daß man annehmen kann, Xenophon habe die Perſer noch ſelbſt ſolche Lieder abſingen hören. Man wird erwarten, daß Hr. Bl. die Stelle zu ſeinen Gunſten gebraucht hat. Aber

auf das λέγεται ist kein Gewicht gelegt. Man höre also, was Strabo (XV. p. 228. Tzsch.) von den Lehrmeistern der Persischen Jünglinge erzählt: καὶ μέλους χωρὶς καὶ μετ' ᾠδῆς ἔργα θεῶν καὶ ἀνδρῶν τῶν ἀρίστων ἀναδιδόντες, „indem sie ihnen ohne Lied und mit Gesang die Thaten der Götter und der trefflichsten Männer angeben (vortragen)." Also neben Liedern kannten die alten Perser auch prosaische Erzählungen von den Thaten ihrer großen Männer. Letztere standen aufgezeichnet in den βασιλικαῖς διφθέραις κατά τινα νόμον συντεταγμέναις, d. i. in chronicis publica auctoritate conscriptis, wie G. J. Vossius und Wesseling die Worte des Diodorus ganz richtig übersetzt haben. Der Verf. mag nun selbst zusehen, wie er so manche ähnliche unerwiesen hingeworfene Sätze beweisen will, z. B. den folgenden (S. 193): „Daher läßt sich erklären, wie sie (die Israeliten) noch nach Jahrhunderten das Andenken an den Auszug aus Aegypten, so wie an den ersten Tempelbau bewahren konnten. Dagegen bey ihren nächsten Stammverwandten, den Phöniziern, entsprach der Zerrissenheit des Glaubens die Zersplitterung des Volkes, das sein zertheiltes Hordenleben mit in die Städte brachte, die meist nebeneinander und nur selten unter einander standen." Eben so werden die Aegyptier aus dem Kreise der geschichtschreibenden Völker ausgeschlossen. S. 184 sagt der Verf. „Nun ist manches Volk, so gebildet es sonst seyn mochte, in eine eigentliche Bewegung nie eingetreten, wie dieß der Fall namentlich mit den Aegyptiern war, bevor sie wenigstens von den Griechen in größere Verhältnisse hereingezogen wurden. So viel dekee auch die mißlichen Entzifferungsversuche, die sich seit längerer Zeit vielfach an den schriftlichen Denkmalen der Aegypter abarbeiten, von wahrer Geschichte entdeckt zu haben vermeinen, möchte doch niemals für ihre ältern Zeiten eine historische Chronologie sich begründen lassen." (Vrgl. auch die Stelle S. 182, welche den alten Aegyptiern alle Wissenschaftlichkeit abspricht.) Hier möchte ich den Verf. um den Begriff von Geschichte befragen: — Wenn nichts Geschichte seyn soll, als was nach unsern heutigen Forderungen durch eine fixe normale Zeitrechnung geordnet erscheint, dann möchte es mit so vielen Nachrichten selbst des Vaters der Geschichte, Herodotus, mißlich stehen. — Aber sollen wir deßwegen den Aegyptiern das Aufzeichnen geschichtlicher Begebenheiten absprechen? Sie schrieben zuvörderst auf Säulen in Tempeln Denkwürdigkeiten aller Art, und gemachte Erfindungen auf (Proclus in Platonis Tim. I. p. 31). Sie schrieben auf Papyrusrollen, und die Priester zu Memphis lasen vom Papyrus (ἐκ βύβλου) die Namenreihe ihrer Pharaonen vor (II. 100). In Theben läßt sich noch heut zu Tage eine Folge von Architecturmonumenten nachweisen von der 18ten Pharaonendynastie durch die persische, griechische bis zur römischen Herrschaft herab. Sind diese Gebäude nicht großen Theils mit Skulpturen bedeckt, welche die Thaten der Könige vorstellen, Kriegsscenen, Triumphzüge u. s. w.? Lassen wir hier die Hieroglyphen bey Seite; aber sehe man doch diese Bilderwerke an, und frage sich, ob das nicht auch Geschichten sind? Schaue doch Hr. Bl. z. B. das Bild in Rosellini's Monumenti dell' Egitto an, welches uns die Ziegelstreichenden Ebräer vor Augen stellt, und frage sich selbst, ob wir hier nicht in Zeichnung und Farbe vor uns haben, was uns die Exodus in Worten erzählet, und ob das Pharaonen-Volk, das alle möglichen Schreibemittel im Gebrauch hatte, diese Begebenheiten nicht auch in Schriftcharakteren dem Gedächtniß aufbewahrt haben werde?

Muß man nach solchen Thatsachen nicht über Sätze erstaunen wie diese: „Die Aegyptier wären nie in eine eigentliche Bewegung eingetreten," und „erst die Griechen hätten dieses Volk in größere Verhältnisse hereingezogen?" — Leider müssen wir unsern geistreichen Verfasser, gleich so manchen unserer jüngern Philologen und Historiker, in einer

Alles zersetzenden Hyperkritik befangen sehen, welche die Zeugnisse der bewährtesten Geschichtschreiber nur in so weit gelten läßt, als sie in ihren Kram taugen, und sich nur alsdann Genüge thut, wenn sie uns glaubt mit glänzenden Hypothesen blenden zu können. Wir hegen zu dem klaren Geiste und Männersinne des Verf. das feste Vertrauen, daß er auf seinen ferneren historischen Bahnen diese Irrwege verlassen, und den Richtweg der Altmeister der Historie einschlagen werde.

Die Abschnitte über Herodot und Ktesias sind angenehm zu lesen, enthalten aber wenig Neues. Von früheren Forschern nicht zu reden, so war fast alles von Herrn Bähr (in Ctesiae Cnidii operum reliquiae; Francof. ad M. 1824) vorgearbeitet, womit man jetzt dessen Commentatio de vita et scriptis Herodoti (in Herodoti Musae ed. Baehr Vol. IV.) besonders §. 16. p. 426. sq. vergleichen muß. Ref. stimmt mit dem Verf. im Ganzen in dem Satze überein, daß Ktesias die Dinge und Personalitäten des Morgenlandes mehrentheils getreuer im Orientalischen Geiste aufgefaßt hat, als Herodotus. Auch ist in Betreff des Inhalts ersterer reicher an Kunde ferner Länder und Dinge; wovon unser ehrwürdiger Heeren neuerlich wieder einige auffallende Belege geliefert hat, (in den Gött. gel. Anz. 1834. S. 206 — 208). — Um so mehr sollten die Philologen und Geschichtforscher sich vereinigen, in den compilirenden Schriftstellern die Spuren des Ktesias mit der größten Aufmerksamkeit zu verfolgen. Der Kritik möchte hier noch manches gelingen, z. B. die Jonismen des Ktesias (worüber Bähr ad Ctesiae Reliqq. p. 22. 201. 351) verrathen hier Manches, wo sie in Erzählungen persischer, medischer, indischer Dinge durch die κοινὴ λέξις hindurch schimmern. Man s. G. Jos. Bekkeri Specimen de Philostrati vita Apollonii p. 29. mit der Anmerkung). Freylich Auffindungen ungedruckter Geschichtsquellen versprechen reichere Ausbeute. Ich hoffe hier Manches von den, dem gelehrten Herrn Oberbibliothekar Feder in Darmstadt in Spanien aufgefundenen neuen Titel der Excerpta Constantini Porphyrog., nämlich den: περὶ ἐπιβουλῶν, von den Revolutionen; wenigstens enthält dieser Titel ganz neue Nachrichten über orientalische ältere Geschichte, namentlich aus den Werken des Nicolaus von Damascus. Möchte unser Verf. nach Bekanntmachung dieses Ineditum bald Aufforderung erhalten, seine Forschungen über alte Geschichte ausführlicher und sorgfältiger auszuarbeiten!

(Schluß folgt.)

1) Praefatio de Taciti vita et scriptis (in G. A. Ruperti's Ausgabe des Tacitus. Vol. I. 1834.)

2) De vita, scriptis ac stilo Corn. Taciti, adjecta emendatione recensionis Bekkerianae perpetua, scholarum maxime in usum scripsit Guil. Boettticher. Berol. 1834. 88 S. 8.

Zu den Zeichen der Zeit, und zwar ohne Zweifel zu den guten, gehört der, man darf wohl sagen, zunehmende Geschmack an den Werken des Tacitus. Das Höchste darin ist nicht, wie der geistreichste und doch ungeschickteste seiner deutschen Uebersetzer meinte, die darstellende Kraft; es ist die, seitdem von keinem andern Geschichtschreiber erreichte, Klarheit der Einsicht und Hoheit der Gesinnung: Vorzüge, die auch denen, welche nicht die meiste Zuneigung dazu tragen, wenigstens Bewunderung abnöthigen, und desto mehr, je ärmer daran die Gegenwart erscheint.

Von einem Schriftsteller, dessen Persönlichkeit man sich so groß denken muß, wünscht man natürlich die Lebensumstände genau zu kennen. Allein was man davon weiß, ist ungefähr so viel oder so wenig, als von Shakspeare's. Die Vita Taciti von Lipsius, der wohl am begierigsten geforscht hat, ist so dürftig als die Nachrichten von Rhetoren und Grammatikern bey dem Suetonius. Die zwey neuen Ausarbeitungen der HH. Ruperti und Böttticher sind nicht reichhaltiger; nur hat Er-

sterer die seinige durch Verbindung mit dem Leben des Agricola ohne Nutzen gedehnt. Mehr Thatsachen sind zu wünschen, nicht aber zu fordern. Wenn indessen auf die Lebensgeschichte eines Mannes, wie auf die Geschichte eines Staates, die im Eingange der Historien aufgestellte Forderung anwendbar ist: ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaeque noscantur; so kann das Leben des Tacitus aus den Stellen, vornehmlich der Annalen, wo er seine Gegenwart berücksichtigt, einigermaßen ergänzt werden. Eine Sammlung und Verknüpfung dieser Stellen ist bis jetzt, so viel Ref. weiß, nicht unternommen worden; sie würde, in der angegebenen Beziehung wenigstens, lohnend seyn. Das Schweigen da, wo eine Erwähnung der Gegenwart fast nur absichtlich zu unterlassen war, dürfte dabey nicht unbemerkt bleiben. Irrt Ref. nicht sehr, so würde das Ergebniß nicht mit der Vermuthung zusammenstimmen, womit der oben erwähnte Uebersetzer sein erstes Buch: Ueber Leben, Geist und Werke des Tacitus, beschließt: daß dieser gewiß unter den heitersten Aussichten für die Römerwelt von dem Leben geschieden sey. In einer Zeit, wo man zwar viel vor sich hat, aber nichts mehr werden sieht, kann heitere Aussichten ein träger Geist haben, ein feuriger nicht. Aus jenem Ergebniß dürfte auch die Beantwortung der Frage fließen: warum wohl Tacitus das Vorhaben, die Geschichten des Nerva und des Trajanus zu schreiben, nicht ausgeführt, sondern in seinen Arbeiten und weitern Planen sich an die Vergangenheit gehalten habe?

In der Beylage über die Schriften des Tacitus, die sonderbarerweise am ausführlichsten über den Dialog ist, läßt Hr. R. die Frage nicht unberührt: ob die Annalen erst nach den Historien herausgegeben worden seyen? und bejaht sie, aber nur wegen Ann. XI. 11. Es giebt indessen der Beweise mehr. Ref. meint, wer die beyden Geschichtswerke recht ergründe, könne nicht in Zweifel seyn, daß ein ungleich jüngerer Mann die Historien verfaßt habe. Doch mag das subjectiv seyn. Allein es findet sich in den Historien mehr als eine Anführung, die zuverläßig anders lauten würde, wenn dieses Werk den Annalen gleichzeitig wäre. So wird H. IV. 15. von den Friesen bemerkt: transrhenana gens est; ganz unnöthig für Leser, welche die Annalen vor sich haben. H. IV. 5. heißt es von Helvidius Priscus, er werde hier zum andern male erwähnt, und dieß bezieht sich auf H. II. 91; in den letzten Büchern der Annalen kommt er aber mehrmals vor. H. I. 13 wird das Verhältniß Otho's zu Poppäa ganz anders angegeben, als in den Annalen, bey deren Ausarbeitung Tacitus, weil hier auf jenes Weib viel ankam, genauere Forschungen darüber angestellt haben wird. — Gegen Niebuhrs Vermuthung, daß die Historien allein dreißig Bücher ausgemacht haben, erklärt sich Herr R., wie dem Ref. scheint, mit Recht. Es läßt sich vermuthen, daß einem und dem andern Jahre des Vespasianus nicht viel mehr Raum gegönnt worden sey, als dem zweyten Consulate des Nero (Ann. XIII. 31 — 35), das in drey Capiteln abläuft. Man kann nicht einwenden, die Historien seyen überhaupt ausführlicher. Ganz im Verhältniß ist die Ausführlichkeit in dem ersten Buche der Annalen, das nur zwey Jahre umfaßt. Dieß ist eben eines der Dinge, die den Geschichtschreiber von dem Buchmacher, der sich auch so nennt, unterscheiden: daß jener nur, was Gehalt hat, aufnimmt; wofür ihm zu Theil wird, daß seine Werke durch alle Jahrhunderte frisch und geehrt bleiben, während die Machwerke des andern, bey denen, die darauf zufällig stoßen, nichts als Eckel erregen.

Hr. R. hat eine reichhaltige Litteratur und daraus Mittheilungen beygefügt, die Ref. nicht sparsamer, jedoch ausgewählter wünschte. Um nur zweyer vorzüglicher Schriften zu gedenken, möchte wohl den meisten Lesern mit einem vollständigen Abdrucke der vortrefflichen Abhandlung Meierotto's de moribus Taciti und mit reichlichen Auszügen aus Walch's Zugaben zu seiner Bearbeitung des Agricola, (in welcher man vielleicht die beste aller Anleitungen zum Studium des Tacitus findet), mehr gedient gewesen seyn, als mit dem meisten, was hier vorliegt. Dieses wurde gleichwohl von einem gewißen Beurtheiler nicht vollständig befunden, weil Hr. R. einen Ausspruch des Verf. der „Reisebilder“ über Tacitus nicht aufgenommen hat. War diese Unterlassung absichtlich, so gereicht sie Hrn. R. zur Ehre. Ein zusammentragender Schriftsteller thut wohl, wenn er dem Beyspiele einer weisen Königin, (der Gemahlin Georgs III.) folgt, welche mit unerbittlicher Strenge alles Unsaubere und Anrüchige, so beliebt es bey der schönen Welt seyn mochte, von ihrem Hofe ausschloß.

Hr. B. hat sich mit einer Abhandlung de stilo Taciti, woran nur varietas, brevitas und color poëticus ausgehoben sind, eine wo nicht undankbare, doch wie dem Ref. dünkt, nicht eben fruchtbare Mühe gegeben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societat. Reg. Gotting. sodalis Academ. Reg. Bavar. respondens per epistolas. Pars prior, Disquisitiones de vita et Poesi Tibulli. Carmina. Accedunt lectiones editionis Pinellianae nunc primum collatae. Gottingae, MDCCCXXXV. Typis et impensis librariae Dieterichianae. CXCII. 128. Pars posterior, commentarium continens. 476 S.

Schon vor mehr als fünfzehn Jahren hatte Hr. Dissen interessante Beyträge zur Ausgabe des Tibullus von Heyne und Wunderlich geliefert; jetzt ist er mit einer besondern Bearbeitung desselben Dichters hervorgetreten, und verstehen wir anders die Bemerkung CXL. richtig, so haben wir die Gedichte des Propertius in gleicher Gestalt von ihm zu erwarten. Hr. D. vereinigt alle Vorzüge der Heynischen Methode, hält sich aber von dem Schwankenden und Unnützen ferne und eröffnet ein grammatisch und ästhetisch erschöpfendes Verständniß des Dichters. Diese Erscheinung ist um so erfreulicher, als man nach den neuesten Bearbeitungen des Catullus und Horatius die Interpretation der lateinischen Dichter eher im Rückschritt, als im Fortschritt glauben möchte; wie wenig Dörings Erläuterungen dem jetzigen Standpuncte der Literatur entsprechen, wurde auch in diesen Blättern nachgewiesen; Hofman Peerlkamp's Horatius wird durch seine Eigenthümlichkeit wenigstens zum weitern Nachdenken auffordern, wenn er auch nirgends genügen sollte. Hätte dieser Herausgeber, wie Hr. D. im Tibullus, aus den einzelnen Sätzen den Gedanken, aus diesen dann die Tendenz des ganzen Liedes, wie sie nothwendig hervorgehen muß, erforschet, so würde er zwar auch viele Schwierigkeiten und manches Unerklärliche gefunden haben, aber doch die großen Abwege und Verirrungen bey allem redlichen Eifer und Streben vermieden haben. Um nur ein Beyspiel anzuführen, hätte er bedacht, was der Zusammenhang nothwendig und von selbst lehrt, daß Carm. IV. 8, 15 mit den Worten

non celeres fugae
Rejectaeque retrorsum Hannibalis minae,

bey dem Gegensatze der Dichtung und der Kunst und der Theilung dieser in Bildhauerey und Malerey nach Erwähnung der Plastik ein damals berühmtes, uns aber nicht bekanntes Gemälde bezeichnet seyn müsse, er würde nicht drey Verse (14–16), die er nicht verstanden, als falsch und untergeschoben verworfen haben. Jetzt erst nach dieser Constitution von Peerlkamp würde Horatius allen Tadel verdienen, weil er im Anfange der Poesie die bildende Kunst (Scopas) und die Malerey (Parrhasius) entgegenstellt, in der Ausführung aber nur erstere nennt, letztere übergeht, und so den Einwurf unbeachtet läßt, daß was die: incisa notis marmora publicis nicht vermögen, vielleicht der Malerey gelinge; Concinnität, die hier arg verletzt würde, ist eines der ersten Gesetze der alten Dichter.

Nicht die große Gelehrsamkeit ist es, welche diesen Commentar auszeichnet, — Hr. D. hat meist das von Frühern gesammelte Material geschickt benutzt und giebt nie mehr als die Sache unmittelbar

fordert, nur ein besonderes Studium des Ovidius und Propertius glauben wir bemerkt zu haben, — auch nicht kritischer Scharfsinn in Herstellung des Textes, nur einmal finden wir eine bedeutend abweichende Emendation, und der Herausgeber weist, ohne jedoch Vorzügliches zu verkennen, deutlich nach, wie seine Vorgänger gewöhnlich unnöthig, und öfter noch falsch, die Ueberlieferung aufgegeben haben. Der Vorzug liegt in dem wichtigen Auffassen des Einzelnen, wie des Ganzen, in der Nachweisung, wie jedes Gedicht einen bestimmten Gedanken ausdrückt, auf den sich Alles bezieht, von dem aus Alles klar und deutlich wird, dessen Verkennen auch die Irrthümer der Vorgänger herbeygeführt hat, die durch Umstellung ganzer Parthien oder Annahme von Lücken zu helfen suchten. Darum ist auch nicht die Erklärung einzelner Worte und Ausdrücke in der Art, wie die holländische Schule dieses durchgeführt hat, Zweck des Herausgebers; dabey darf es eine richtige und genügende Interpretation nicht beruhen lassen; sie muß das Ganze, die Kunst und den Charakter des Dichters erfassen (VI. XLIII. 56.) jedoch nicht eine gewöhnliche ästhetische Erklärung wird hier gegeben; Hr. D. erklärt selbst, (Comm. p. 119), daß man nicht mit modernen, sondern mit antiken Sinne die alten Dichter erkennen müße; dieß ist die höhere, aber nothwendige Erklärung, für welche noch wenig geleistet ist.

Die beyden Abhandlungen über das Leben des Dichters (XII. – XXVI.) und dessen Poesie (XXVII. – XLII) enthalten beachtungswerthe Ergebnisse, von denen wir das Wichtigste hier kurz mittheilen. Besonders nothwendig wird die Zeitbestimmung der Gedichte, denn diese enthalten die vorzüglichsten Ereignisse aus dem Leben des Dichters, und einzelne zuverläßige Aussagen, so wie der unmittelbare Zusammenhang der Gedichte untereinander können manchen sichern Schluß herbeyführen; dieß ist, da schon viele, zuletzt Passow darüber gesprochen haben, im Allgemeinen nach diesen, aber mit manchen einzelnen Berichtigungen, so weit es möglich war, zur Vollendung gebracht und wir haben nirgends Ursache gehabt, von den fest bestimmten und gewonnenen Resultaten abzugehen. Das unzulängliche, was andere bis jetzt über die Poesie des Dichters theils gelegentlich, theils absichtlich gesprochen hatten, bewog Hrn. D. zu einer genaueren Untersuchung über Inhalt, Form und Kunststyl dieser Gedichte.

(Fortsetzung folgt.)

Herodot und Ktesias, die frühesten Geschichtsforscher des Orients, von Dr. K. C. Blum, Collegienrath und Professor an der Universität zu Dorpat. Heidelberg bey C. F. Winter 1836. XXIII. u. 321 S. 8.

(Schluß.)

Einer der werthvollsten Abschnitte der ganzen Schrift ist der letzte des ersten Buches, überschrieben Mar-Ibas Katina. Hier werden die Leser sich durch wirklich neue Aufschlüsse belehrt finden. Die Nachrichten von diesem syrischen Schriftsteller aus dem zweyten Jahrhundert v. Christi Geb., so wie die Bruchstücke der altmorgenländischen Geschichte sind von Hrn. Blum mit vielem Fleiße aus der Geschichte Armeniens des Moses von Chorene zusammengestellt. — Das für die genauere Kenntniß und Würdigung der Werke des Ktesias wichtige Ergebniß dieser Untersuchung glaubt Ref. am Besten mit den eigenen Worten unsers Verfassers mitzutheilen: „Mar-Ibas (sagt er S. 161.) hatte seine Kenntnisse des Alterthums aus chaldäischen Werken geholt, oder wenigstens aus deren Uebersetzungen. Da nun seine Erzählungen mit denen des Ktesias auf eine auffallende Art übereinkommen, so giebt dieß die Ueberzeugung, daß beyde aus denselben Quellen geschöpft haben, also nicht die Rede davon seyn könne, als habe Ktesias seine Darstellung z. B. von den Kriegszügen der Semiramis, dem eigenen Hirn entnommen (— wie Herr A. W. v. Schlegel in der Indischen Bibliothek I. S. 155.

vermeynt: derſelbige, ſetzt Referent hinzu, der uns eben daſelbſt II. S. 309. auch von Herodotus eine ſo großartige und würdige Vorſtellung beyzubringen geſucht hat — damit nämlich Deutſchland im neunzehnten Jahrhunderte auch ſeinen Voltaire habe). Oder wollte man behaupten, dem Mar-Ibas habe das Werk des Kteſias zur Grundlage ſeiner Geſchichte gedient? Aber Mar-Ibas ſagt ja ſelbſt das Gegentheil, und hatte doch, wenn er den Kteſias benutzt hätte, keinen Grund, es zu läugnen," u. ſ. w. In dem leſenswerthen Abſchnitte des zweyten Buches über Semiramis werden desſelben Moſes von Chorene Auszüge aus dem Mar-Ibas benutzt, um die Annahme zu erhärten, daß Kteſias die Geſchichte der Semiramis nicht erdichtet, ſondern aus aſſyriſchen Quellen, aber denen der ſpäteſten Zeit, entnommen habe, ſo wie Mar-Ibas ſeiner eigenen Ausſage gemäß dieſelbe Geſchichte aus Chaldäiſchen Büchern entlehnt hatte (S. 266 — 270). Hierbey wird vermuthet, daß der Maler Echion die Darſtellung der Semiramis aus der rhetoriſirenden Erzählung des Dinon entnommen, und daß dieſer Geſchichtſchreiber zwiſchen der Blüthezeit des Echion und der Sendung des Antalkidas nach Perſien gelebt habe — eine Annahme, wofür Referent eine feſtere Begründung erwartet. Ueber die mythologiſche Ausdeutung der Semiramis enthält ſich Referent hier weiterer Erläuterungen. Nur das Eine ſey geſagt: Alle Hauptzüge der Semiramis können aus den Naturkulten jener Länder entnommen ſeyn, aus See- und Fiſchdienſt, aus Verehrung heiliger, der aſiatiſchen Naturgöttin geweihter Tauben (oder aus den Culten der Atergatis, Derketo, Semirama u. ſ. w. — worüber, gelegentlich bemerkt, jetzt Herrn Hitzigs Commentar über Jeſaias S. 205 nachgeleſen zu werden verdient) — ohne daß ich wenigſtens mich berechtigt glauben möchte, zu behaupten, die ganze Semiramis ſey eben nichts weiter, als eine „urſprüngliche Liebesgöttin" (Seite 255) geweſen. Wer die durch das höhere Alterthum herrſchende Sitte kennt, Königen und Königinnen, Prieſtern und Prieſterinnen Attribute, Handlungen und Leiden, wie auch die Namen der von jenen vornehmen Perſonen bey den ſceniſchen Vorſtellungen der Jahresfeſte repräſentirten Landesgottheiten beyzulegen: (man denke nur an den pontiſchen Mondsgott Pharnakes, bey dem die Könige den ſogenannten königlichen Eid ſchwuren, *Μῆνα Φαρνάκου*, Strabo XII. 31. p. 128. Tzſch., und an die pontiſchen Könige, die mit demſelben Namen *Φαρνάκης* vorkommen) —; wer, ſage ich, dies Alles erwägt, der wird oftmals Bedenken tragen, ſolchen im Nimbus der Religion erſcheinenden Perſonalitäten darum ihr wirkliches hiſtoriſches Leben abzuſprechen.

Es bleiben mir nur noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen übrig.

S. 77 war zu Thucyd. VIII. 28. über den Amorges Hrn. Krügers Commentatio VI. de Persarum cum Graecis rationibus (ad Dionysii Halic. Historiograph. p. 353) zu vergleichen, wo es unter Anderm heißt: „Obscurius de Amorge loquitur Thucydides." S. 132 leſen wir: „Denn daß Baktra dafür (für die altheilige Hauptſtadt des großen Reiches) noch ſpäter galt, beweiſt das Gerücht, das in des jungen Cyrus Heere ſich verbreitete. (Diodor XIV. 20.)" Ich habe dieſe Stelle in der Weſſelingiſchen Ausgabe (p. 656) ſelbſt nachgeleſen, aber nichts gefunden, was den Glauben an jene alte Heiligkeit einer Reichs-Metropole beſtätigte. Des jüngern Cyrus Soldaten wurden unruhig und meuteriſch, weil ſich das Gerücht verbreitet hatte, der König habe in Baktrien eine ungeheure Kriegsmacht gegen ſeinen Bruder verſammelt. S. 243: „Es iſt bekannt, daß, wo Götterzeugungen vorkommen, in der Regel auf eine Miſchung von Stämmen zu ſchließen iſt, die ihre eigenthümlichen Gottheiten einander zubrachten, oder ſie mit einander austauſchten" (?). —

Druck, Papier und die ganze äußere Ausſtattung iſt ſehr lobenswerth; auch die Correctur. Zu

den unbemerkten Druckfehlern gehört S. 272 Z. 3, wo Eudoxus gelesen werden muß

Möge dem geistreichen Verfasser eine solche Theilnahme zu Theil werden, daß er sich veranlaßt sehe, recht bald eine erweiterte und berichtigte Ausgabe seines so angenehmen Büchleins zu bearbeiten.

F. Creuzer.

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup. Erster Band. Naturgeschichte der Menschen und der Säugethiere. Darmstadt 1835. XXXV. und 452 Seiten in groß Oktav mit 180 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Der Vers. beabsichtigt in drey Bänden die Hauptformen des Thierreichs zu beschreiben und in bildlichen Darstellungen zu veranschaulichen, und liefert im Vorliegenden den ersten Band, welcher die Naturgeschichte des Menschen und der Säugethiere enthält. Ueber die Zusammenstellung dieser beyden äußert er sich selbst folgendermassen (S. XIX): „Die Menschen gehören, wie schon in der Einleitung bemerkt ist, nicht zu dem Thierreich, was schon der vergleichende Anatom Wagner und Professor Ehrenberg richtig bemerkt haben; aber meine frühere Anlage dieses Buches zwingt mich, den Fehler noch einmal zu begehen, welchen alle Systematiker bis hierher sich zu Schulden kommen ließen. Der Geist des Menschen, ein unmittelbares Geschenk Gottes, stellt ihn über die ganze irdische Schöpfung und macht ihn zum Herrn derselben. Nur in körperlicher Hinsicht zeigt er Verwandtschaft mit den Thieren und namentlich mit den Affen; aber von diesen die vollkommensten zu den Menschen zu versetzen, kann nur Liebe zum Paradoxen entschuldigen.“ Und in der angeführten Einleitung bemerkt der Vers., daß der Mensch weder als Familie noch als Ordnung, noch als Klasse über die Affen zu setzen, sondern als eignes Reich über das ganze Thierreich zu stellen sey.

Indem der Verfasser auf diese Weise seine frühere Anordnung selbst berichtiget, können wir es nur billigen, daß er den Weg gewandelt ist, den ihm R. Wagner und Ehrenberg gezeigt haben, und da es ebenfalls unsere Ueberzeugung ist, daß nur toller Aberwitz, oder Lust am Haschen nach Paradoxien, oder doch wenigstens Verkennung oder Nichtbeachtung der dem Menschen ausschließlich eigenthümlichen Wesenheit es ist, welche auf den ungeheueren Mißgriff führen konnte, ihn mit den unvernünftigen Thieren des Feldes in eine und dieselbe Abtheilung zusammenzustellen, so brauchen wir hierüber kein Wort weiter zu verlieren. Nur bemerken müssen wir noch hieben, daß keineswegs alle früheren Systematiker denselben Fehler in der Klassifikation sich haben zu Schulden kommen lassen, denn weder Schubert in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte,“ noch Ref. in seiner „Naturgeschichte des Thierreichs,“ noch K. von Raumer in seinem „Lehrbuch der allgemeinen Geographie“ haben diesem Irrthume unserer Zeit gehuldigt, sondern ihn auf das entschiedenste zurückgewiesen.

Wenn wir also in Bezug auf die Darstellung des Menschen mit dem Vers. in einem Punkte vollkommen einverstanden sind, so sind wir es dagegen nicht in einem andern, der ebenfalls zu den großen Grundirrthümern der modernen Wissenschaft gehört: es ist dieß die Annahme von mehreren Menschenarten. „Alle Naturforscher,“ sagt der Vers. S. XX. „geben zu, daß kein einziges Faktum vorhanden ist, daß eine Rasse durch klimatische Verhältnisse sich in die andere umgewandelt habe, und trotz diesem können die meisten sich von dem verjährten Glauben der Abstammung von einem Menschenpaare nicht losreissen. Die entgegengesetzte Ansicht, daß jede Menschenart ihre eigene und wahrscheinlich viele Stammeltern gehabt habe, gewinnt in neuerer Zeit immer mehr Annahme und hat nicht nöthig zu wunderbaren Erklärungen ihre Zuflucht zu nehmen. Die Hauptstütze, worauf alle Verfechter der Einheit der Menschenarten sich fußen, ist die, daß alle Menschen sich fruchtbar vermischen und daß die Zeit der Ausbildung des Fötus bey allen Völkern dieselbe ist. Diese Fakta beweisen jedoch nichts weiter, als daß alle Menschenarten in geschlechtlicher Hinsicht auf gleicher Stufe der Ausbildung stehen. Einzelne Thiere, z. B. Baum- und Steinmarder, gemeine und Nebelkrähen u. s. w. können ebenfalls fruchtbare Junge erzeugen, ohne daß deßhalb die Verschiedenheit der Arten wegfällt. Das Zurückfallen in der vierten oder fünften Generation auf die Seite väterlicher oder mütterlicher Stammart beweist jedoch augenscheinlich die Verschiedenheiten der Arten.“

Es hält nicht schwer, hier dem Vers. nachzuweisen, daß er Wahres und Falsches aufgegriffen hat, um seinen Nachweis von der Mehrheit der Menschenarten zu liefern; insbesondere auch, daß er nicht auf die historische Grundlage gefußt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societat. Reg. Gotting.

(Fortsetzung.)

1. De Argumento poeseos Tibullianae. Dem geschäftigen Treiben der Menge abgeneigt, und mit empfänglichem Sinne für Einfachheit, war es vorzüglich das ländliche Leben, welches den Dichter anzog; zwar hatte er die vorgeschriebene Dienstzeit (712 — 722) vollendet, war auch bald nachher dem Messala zu Liebe (723) nach Aquitanien gezogen und wollte im nächsten Jahre denselben in den Orient begleiten, eine Krankheit hielt ihn in in Coreyra zurück und der Kriegsdienst war für immer aufgegeben. Das Unglück, nicht die Freude des erlangten Genusses ist es, was ihn zur Dichtkunst führt, und wenn Horatius sagt:

Versibus impariter junctis querimonia primum,
Post etiam inclusa est voti sententia compos —

so hat Tibullus Poesie nur den ersten Vers, die Klage, zu ihrem Gegenstande, der zweyte, Ausdruck der Freude, verschwindet bey ihm gänzlich. Ländliches Leben und Liebe bilden den Gegenstand seiner Dichtungen, er will seine Tage im Schoße der einfachen Natur auf seinem ererbten Landgute enden, nicht allein, sondern mit den Seinen, liebend und geliebt; dieß idealische Leben ist der Inhalt seiner schönsten Elegien. So drückt das früheste Gedicht (I. 10) die Klage über den zu leistenden Kriegsdienst und den Wunsch aus, im Besitze eines liebenswürdigen Mädchens ländliche Ruhe zu genießen; dieses Mädchen erscheint in andern Elegien des ersten Buches, Delia (oder nach dem wahren Namen Plania), nicht vornehmen Standes, aber sanften und milden Sinnes und ihm ergeben; er freut sich ihrer Gunst und wünscht diese dauernd I. 1, 57.

Non ego laudari curo; mea Delia, tecum
Dum modo sim, quaeso segnis inersque vocer;
Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
Te teneam moriens deficiente manu.

Die erstern Gedichte zeichnen sich durch Anmuth und Zartheit vor den übrigen aus, und sie bilden die glückliche Periode ihres Verfassers; aber nicht lange dauert dieser Zustand, einem reichern wird der Vorzug gegeben, obschon Delia auch nach ihrer Verbindung dem Tibullus gewogen war, und er sie nur durch Täuschung sich entrissen glaubte. Auf keinen Fall wirkte sie nachtheilig und verderblich auf den Dichter; nicht so Nemesis, die vornehm, stolz, habsüchtig und für Reichthum zugänglich, das Verderben des Tibullus geworden. Ihre Gesinnung ist unzweydeutig genug in den Worten bezeichnet II. 4, 13:

Nec prosunt elegi nec carminis auctor Apollo:
Illa cava pretium flagitat usque manu.

Darf man der wehmüthigen Stimmung und der vielfachen Andeutungen der drey Elegien (II, 3. 4. 6.) welche ihr geschrieben sind und einen auffallenden Gegensatz zu den Gedichten des ersten Buches bilden, trauen, so war sie der Ruin des Geistes und des Körpers von Tibullus; einige Stellen mögen dieses beweisen: II. 4, 6.

Uror io: remove, saeva puella, faces.
O ego ne possim tales sentire dolores

Quam mallem in gelidis montibus esse lapis,
Stare vel insanis cautes obnoxia ventis,
Naufraga quam vasti tunderet unda maris!
Nunc et amara dies et noctis amarior umbra est:
Omnia nam tristi tempora felle madent.

Wie sehr Herz und Verstand bey ihm im Kampfe lagen, lehren die Worte II. 6, 13:

Iuravi quotiens rediturum ad limina nunquam!
Cum bene juravi, pes tamen ipse redit.

Ganz verändert erscheint in diesen Elegien die Gesinnung des Dichters; er, der Feind des beutesüchtigen Kriegers, will, um die Verschwendung der Nemesis zu befriedigen, selbst in den Krieg ziehen (II. 3, 49.):

Heu heu divitibus video gaudere puellas,
Iam veniant praedae, si Venus optat opes;
Ut mea luxuria Nemesis fluat utque per urbem
Incedat donis conspicienda meis.

Noch stärker drückt sich die folgende Elegie aus v. 21. 53.:

At mihi per caedem et facinus sunt dona paranda —
Aut rapiam suspensa sacris insignia fanis. —
Quin etiam sedes jubeat si vendere avitas,
Ite sub imperium sub titulumque, Lares.

Daher sagt H. D. p. LI. Profecto insanabile vulnus prodit singulus quisque versus in his duabus elegiis, ac patet periturum hoc malo, qui sic laborat; quod factum — ultima nihil flebilius, parum nunc abest quin de finienda vita cogitet.

Diese Andeutungen zeigen, wenn wir anders in den Elegien den treuen Ausdruck der Gesinnung und des Gefühls haben, ein ganz dem reinen Leben der Natur und der Liebe gewidmetes Herz, das empfänglich und reizbar, getäuscht, der innern Kraft, sich selbst zu helfen, entbehrt, zuletzt durch eine unwürdige Liebe angezogen, das Theuerste vergebens opfert und aller Hoffnung beraubt gebrochen wird. Einen solch' unmännlichen schwachen Charakter in einem so gebildeten, dichterischen Geiste zu finden, fällt auf, kaum sollte man einem Römer, einem innigen Freunde des Horatius, solche Verzagtheit und Schwäche zutrauen und J. H. Voß' männlich kräftiger Sinn, jedem Sentimentalen abhold, ist auch weit entfernt, obige Aussagen des Dichters für Ernst und Wahrheit zu halten; er sieht unter dem Scheine von Ernst nur Scherz und Spiel, und das bildet einen merklichen Unterschied der Erklärung von Voß und Dissen. Gewiß hat Letzterer hier nicht, wie er glaubt, die Sache für die Zukunft entschieden, das Urtheil wird vielmehr von dem psychischen Zustande des Lesers abhängig seyn; das aber hat H. D. wohl mit Recht bemerkt, daß der Inhalt der Gedichte nicht bloße Fiction sey, sondern auf Thatsachen beruhe (LVI. sq. Comment. p. 36); jede Klage des Dichters aber in wörtlicher Bedeutung zu fassen, wagen wir nicht, der Herausgeber selbst muß für die Gedichte auf den Marathus eine Ausnahme machen, am wenigsten möchten wir Nemesis mit H. D. für die Ursache seines Todes halten und im Tibullus ein Vorbild unserer romantischen Zeiten sehen. Wie kommt es, daß Ovidius, der doch die Gedichte so gut wie wir kannte und dem Dichter selbst so nahe stand, in seinem Trauerliede auf Tibullus (Amor III. 9.) nicht das geringste davon andeutet? wie ganz anders erscheint dort Nemesis? Ovidius freut sich wenigstens, daß Tibullus nicht unbekannt in fremdem Lande gestorben v. 47.

Sed tamen hoc melius, quam si Phaeacia tellus
Ignotum vili supposuisset humo. —

(dieß ist Beziehung auf des Dichters eigene Furcht, als er krank in Corcyra darnieder lag. I. 3.) sondern im häuslichen Kreise der Seinen verschieden sey:

Hinc certe madidos fugientis pressit ocellos
Mater, et in cineres ultima dona tulit.
Hinc soror in partem misera cum matre doloris
Venit, inornatas dilaniata comas.
Cumque tuis sua junxerunt Nemesisque priorque
Oscula, nec solos destituere rogos.

Delia discedens, Felicius, inquit, amata
Sum tibi: vixisti, dum tuus ignis eram.
Cui Nemesis, Quid ais? tibi sint mea damna dolori?
Me tenuit moriens deficiente manu.

Den letzten Vers spricht Nemesis triumphirend mit Rücksicht auf den einstigen Wunsch des Dichters (I. 1, 60), daß Delia es seyn möge, die aber treulos ihn verlassen, und deren Stelle sie, als eine würdigere, eingenommen habe. Wäre Nemesis die Ursache seines Todes gewesen, unmöglich könnte Ovidius sie so liebenswürdig einführen und die Wahrheit im ganzen Gedichte umgehen.

Auch Ovidius kennt nur die Delia und Nemesis v. 31.

Sic Nemesis longum, sic Delia, nomen habebunt
Altera cura recens, altera primus amor.

Aus Horatius Versen I. 33., welche zugleich den Charakter unsers Dichters schön bezeichnen, lernen wir eine dritte kennen:

Albi, ne doleas plus nimio memor
Immitis Glycerae, neu miserabiles

Decantes elegos, cur tibi junior
Laesa praeniteat fide.

Kein Wunder also, daß man diese Glycera für die eine oder die andere hielt; H. D. glaubt mit Heyne und Voß, daß Horatius Angabe auf eine Verschiedenheit hinweise, und nur die Annahme einer dritten Geliebten übrig lasse; Ovidius aber könne ihrer nicht erwähnen, weil sein Zweck ist, darzuthun, daß die Gedichte den Dichter lange überleben, und er nur die zwey Bücher, welche wir haben, kannte; wahrscheinlich habe Tibullus jene Elegien absichtlich unterdrückt: auf die Glycera könnten IV. 13. 14. bezogen werden.

Daß das dritte Buch, in welchem der Dichter unter dem Namen Lygdamus seine Geliebte unter dem der Neaera erscheint, nicht von Tibullus seyn könne, und bey allem Aehnlichen doch äußere und innere Verschiedenheit in sich trage, dieß zuerst gesehen und erkannt zu haben, ist J. H. Voß' Verdienst, der bereits schon im Musenalmanache 1786 dieß angedeutet, ausführlich darüber in seiner Uebersetzung des Tibullus 1810 gesprochen hat; aber Voß hatte doch zu unbillig und ungünstig gegen den Verf. des dritten Buches geurtheilt, so daß wir die genauern Untersuchungen Dissens über den innern Gehalt dieser Lieder, ihren Werth an sich und ihr Verhältniß zu denen des Tibullus den schönsten Erscheinungen, welche philologische Kritik zu leisten vermag, beyzählen; Voß' Urtheil, dem schon Eichstädt, Passow, Lachmann und Jacob beygestimmt hatten, ist durch ihn für die Zukunft zu einer Wahrheit erhoben worden. Im Lygdamus herrscht eine Reinheit des Herzens und der Gesinnung, wie bey keinem lateinischen Dichter, Tibullus nicht ausgenommen; auch er ist verschmäht, und so ist die Klage beyder gemein, aber Lygdamus bringt der Neaera nach vergeblichen Bitten ein Lebewohl und sucht mit seinen Freunden im Weine Erquickung; nicht so Tibullus; jener ist kein Freund des Landlebens, des wahren Ideals unsers Dichters. Noch weit mehr zeigen Anlage, Ausführung und Sprache, obwohl er den Tibullus zum Vorbild genommen zu haben scheint, Abweichung und weisen auf einen jüngern Verfasser hin, der nach III, 5, 17

Natalem primo nostrum videre parentes,
Cum cecidit fato consul uterque pari.

im Jahre 711 geboren worden, zu einer Zeit, wo Tibullus schon ungefähr 16 Jahre alt war.

Auch das epische Gedicht auf Messala (IV, 1) ist des Tibullus unwürdig, aber gleichzeitig, geschrieben 723; es ist nicht anzunehmen, daß der so besonnene Dichter (qui nil molitur inepte), welcher in der Elegie die Gesetze der Poesie streng beachtet, in der epischen Dichtung sie gänzlich vernachläßigt hat. Die Sprache ist rein und schön, der Verf. nicht ohne Talent, das einzelne auszuschmücken, aber unfähig das Maaß zu halten und ein Ganzes zu bilden; an Catullus erinnern die Be-

schreibungen v. 161–4 und 169–74. Uebrigens haben wir hier vielleicht das älteste Beyspiel von ungemessener poetischer Schmeicheley bey den Römern. Dagegen sind die übrigen Gedichte des vierten Buches (2—14) entschieden Schöpfungen unsers Dichters.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wahr ist seine Behauptung, daß kein einziges Factum vorhanden ist, aus welchem bewiesen werden könnte, daß eine Rasse durch klimatische Verhältnisse sich in eine andere umgewandelt habe. Ein sehr genaues Studium der Menschen- und Thierrassen hat Referenten selbst überzeugt, daß alle Angaben über solche Umwandlungen der historischen Glaubwürdigkeit gänzlich entbehren, daß in den ächten Rassen ein permanenter Typus ausgeprägt sey, der unter ungünstigen localen Verhältnissen in seiner Entwicklung zwar gehemmt, beschränkt und verkrüppelt, aber niemals in einen andern Rassentypus hiedurch umgeändert werden könne. Falsch ist jedoch schon gleich die Behauptung des Verfassers, daß, wie bey Baum- und Steinmardern, oder bey gemeinen und Nebelkrähen es möglich wäre, daß zwey wirklich verschiedene Arten ohne Beschränkung fruchtbare Junge miteinander erzeugen könnten. Hiegegen ist zu bemerken, daß alle andern Zoologen, seitdem es ihnen bekannt ist, daß Nebel- und gemeine Krähen miteinander Junge erzeugen, die nicht nur durch Anpaarung mit den elterlichen Stämmen, sondern auch unter sich selbst, fruchtbar sind, gerade das Gegentheil von dem, was der Verfasser will, behaupten, indem sie nämlich aus diesem Umstande den Beweis führen, daß beyderley Krähen nicht verschiedene Arten, sondern blose Abänderungen einer und derselben Art seyn können. Welches andere Merkmal könnte auch mit Sicherheit zur Festsetzung von Arten aufgeführt werden, als das: daß unter dem Artsbegriff alle jene Individuen zusammen zu fassen sind, welche miteinander eine andauernd fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen im Stande sind. Daß die Taxirung körperlicher Verschiedenheiten zur Festsetzung der Arten nicht ausreiche, ist leicht darzulegen. Wer z. B. eine Sylvia Philomela, palustris und Fitis nur in ausgestopften Exemplaren gesehen hat, kann sich allerdings nicht wohl überzeugen, daß sie von Sylvia Luscinia, arundinacea und rufa spezifisch verschieden seyn soll, und doch wird man, trotz der Geringfügigkeit äußerlicher Differenzen, leicht hievon überführt, wenn man diese Thiere im Leben beobachtet. Während also hier in einigen geringen äußeren Merkmalen bereits die spezifische Verschiedenheit ausgesprochen ist, beweist dagegen bey andern Arten, z. B. beym Kampfhahn, beym Fuchs, beym Cay und vor allen bey Schildkröten, eine große Mannigfaltigkeit von Differenzen noch keineswegs für spezifische Sonderungen; d. h. mit andern Worten: der Kreis von Variationen, welchen eine jede Art durchlaufen kann, hat nicht bey allen einen gleichen Umfang; er ist bey einigen weiter, bey einigen enger gezogen, und das in vielerley Abstufungen. Wo also die Bestimmung der Arten blos auf der Taxirung der leiblichen Merkmale beruht, wird dieselbe in vielen Fällen eine schwankende, willkührliche und unrichtige seyn, da sie bloß von dem subjectiven Ermessen des Zoologen abhängt. Wo aber nachgewiesen werden kann, daß Individuen, trotz großer körperlicher Differenzen, eine unbeschränkt und permanent fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können, da hat man das sicherste Criterium ihrer Artsidentität vor sich. Denn nur das in seiner eigentlichen Wesenheit Gleichartige kann sich so zusammenarten, daß es eben diese Wesenheit unbeschränkt auf die Zukunft übertragen und in fernern Generationen fortleben kann; das Ungleichartige aber, wenn es ja des Gleichartigen noch so viel in sich vorfindet, daß es ein Erzeugniß zu Stande bringt, kann doch seinen Zwiespalt in demselben nicht ausgleichen und ihm eine permanente Wesenheit aufdrücken; die Bastarde sind entweder steril, oder wo sie bei Anpaarung mit den elterlichen Stämmen ebenfalls fruchtbar werden, stirbt doch ihre Nachkommenschaft als unfruchtbar aus. Der Artsbegriff kann mithin nur dadurch eine wissenschaftliche Haltung erlangen, daß seine Festsetzung nicht von der subjectiven Willkühr des Naturforschers, sondern von einem constanten Gesetze der Natur abhängig gemacht wird. Wir wiederholen es, alle Individuen, welche eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können, beurkunden eben hiedurch, daß sie einer und derselben Art angehören.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societat. Reg. Gotting.

(Fortsetzung.)

2) De forma et compositione elegiarum Tibulli. LXII–CXVIII. Form, Anlage und Ausführung dieser Gedichte richtig zu erkennen ist wichtig, weil niemand darüber nachgedacht hat und das Verkennen dieser Ursache vieler Irrthümer, wie von vermeinten Lücken, von Trennungen der Elegien gewesen ist; gerade bey Tibullus tritt Absicht und Plan deutlicher hervor, als bey den übrigen Dichtern dieser Gattung und zeigt die Kunst in einem weit vollendeteren Grade.

Anfang. Da die Elegie die Gefühle je nach der Stimmung des Gemüthes bald stärker, bald gemilderter ausdrückt und damit den eigentlichen Gedanken andeutet, so darf hier nichts was dem Zweke des Gedichtes entgegen ist, angegeben werden; dieß Hervortreten der Idee bildet den Anfang, die völlige Entwicklung die Mitte, der ausgleichende und beruhigende Schluß das Ende eines jeden Liedes. Der Anfang, die Einleitung, ist bey unserm Dichter ausgedehnter, als bey Propertius und Ovidius, welche gewöhnlich nur einen kurzen Gedanken geben und mit dem folgenden so enge verbunden, daß es schwer wird, das Ende des Anfangs und den Anfang des Endes zu bestimmen; nicht so Tibullus, die Stimmung des Herzens erscheint sogleich in aller Heftigkeit; da er alles was er fühlt, aus innerster Seele fühlt, so zeichnet den Anfang besondere Lebendigkeit aus; Schmerz, Furcht, Sehnsucht, alles, was sich seiner bemächtigt, spricht sich unmittelbar in ganzer Fülle aus; daher folgt bey ihm nach solch leidenschaftlichem Ungestüm die plötzliche Aenderung seines Gedankens, gleichsam ein besonnen werden und zu sich kommen; eine unserm Dichter ganz eigene Wendung z. B. I. 2 in dem παρακλαυσίθυρον v. 7:

Ianua difficilis dominae, te verberet imber,
Te Jovis imperio fulmina missa petant.

Aber sogleich lenkt er ein und der Drohung und Verwünschung folgt eine demüthige Bitte:

Janua, jam pateas uni mihi, victa querelis,
Neu furtim verso cardine aperta sones.
Et mala si qua tibi dixit dementia nostra,
Ignoscas; capiti sint precor illa meo.

Mitte. Der Glanzpunct der Poesie des Tibullus ist in den mahlerischen Schilderungen; alle zeichnen sich, so abwechselnd sie auch sind, durch einfache und natürliche Erfindung, wie durch sorgfältige Zergliederung aus; in ihnen ist die eigentliche Absicht und der Zweck des Dichters, wenn auch nicht die äußere Veranlassung enthalten. Das erste Gedicht ist eine Entschuldigung an Messala, der ihn zum Kriegsdienste aufgefordert hatte; die Beschwerden des Kriegs überlasse er andern, und wünsche sich den ruhigen Genuß des geringen Besitzes, aber diese Veranlassung verschwindet in der Entwicklung und geht nicht ohne stete Beziehung auf den Krieg in eine Beschreibung des ländlichen Lebens über. Was das stark hervortretende Gefühl im Anfange geklagt hat, sucht die Entwicklung durch Aufzählung von Grün-

den zu lindern und zu heben und führt dadurch den beruhigenden Schluß herbey; darum ist bey Tibullus jede Elegie für sich ein vollendetes Ganzes und duldet keinen Zusatz und Aenderungen wie die Gedichte des Propertius und Ovidius. Diese Beschreibungen, welche den Inhalt der Entwicklung bilden, sind aber verschiedener Art, am einfachsten durch Nebeneinanderstellung oder Coordination, wie wenn äußere Gestalt durch Aufzählung der verschiedenen Theile des Körpers geschildert wird; besonders häufig aber durch Gegensätze; z. B. dem einen Distichon steht ein zweytes entgegen, dem dritten ein viertes entgegen; das fünfte bildet den Inhalt der gesammten acht Verse, oder das zweyte steht dem ersten, das dritte dem zweyten, das vierte dem dritten entgegen. In der Beschreibung des goldenen Zeitalters unter Saturnus, wo Habsucht noch keine Kriege erregte (I. 3, 35.) schildert das erste Distichen im allgemeinen die damalige Glückseligkeit.

Quam bene Saturno vivebant rege prius quam
Tellus in longas est patefacta vias!

die zwey folgenden bezeichnen den Mangel des auswärtigen Treibens;

Nondum caeruleas pinus contempserat undas,
Effusum ventis praebueratque sinum,
Nec vagus ignotis repetens compendia terris
Presserat externa navita merce ratem.

Diesen entgegen stehen zwey andere negative, welche den häuslichen Zustand angeben:

Illo non validus subiit juga tempora taurus,
Non domito fraenos ore momordit equus,
Non domus ulla fores habuit, non fixus in agris,
Qui regeret certis finibus arva, lapis.

Diesen negativen Sätzen folgt nur ein positiver, da des Dichters Absicht ist, den Mangel und das Entferntseyn von Habsucht und Geiz zu schildern:

Ipsae mella dabant quercus, ultraque ferebant
Obvia securis ubera lactis oves.

Aus diesem ergiebt sich von selbst der Schluß, daß auch keine Kriege waren, wie sie Jupiters Zeitalter erzeugt, was der Dichter eigentlich wollte:

Non acies, non ira fuit, non bella, nec ensem
Inmiti saevus duxerat arte faber.
Nunc jove sub domino caedes et vulnera semper,
Nunc mare, nunc leti mille repente viae.

So ist vollständige Symmetrie des Ganzen. Eben so gebräuchlich ist bey Tibullus die Gradation, wenn die Glieder eines Gedankens mit gesteigerter Kraft angereiht werden; von welcher Bedeutung diese Form in diesen Gedichten ist und wie sie von einzelnen Versen bis zum größten Umfange gehoben werden kann, mag man aus den von H. D. gesammelten Beyspielen (p. LXXVII. sqq.) kennen lernen. Manchmal wird nach dem Gegensatze zu demselben Gedanken zurückgekehrt und es entsteht die Form A B A; so treten II. 3 Anfang und Ende in ein ähnliches Verhältniß, die Entwicklung selbst trägt in der Mitte die Spitze, die beyden sie umgebenden Enden entsprechen sich strophisch und antistrophisch und das ganze Gedicht erscheint in der Gestalt von A B C B A.

Schluß. Hier tritt, nachdem sich alle Leidenschaft in der Entwicklung entfaltet hat, eine Beruhigung ein, sey es durch Hoffen auf bessere Zukunft, oder durch Betrachtung des allgemeinen Schicksals, durch Gelübde, Drohungen von göttlichen Strafen; so ein Ende fehlt nie bey Tibullus und es war ein gänzliches Verkennen der Poesie unsers Dichters, wenn J. H. Voß die zweyte Elegie des ersten Buches mit Vers 66 schließt, das Uebrige als ein selbstständiges Gedicht betrachtet, und der Elegie den ihr eigenthümlichen Schluß entfernt hat. Auch am Ende kann ähnlich dem Anfange eine plötzliche Umwandlung der Gesinnung vorkommen. Das Herz hat sich erschöpft, die Leidenschaft hat die Gränze der Klugheit überschritten und der Verstand tritt wieder in seine Rechte; so wird II, 6, 41 nach vielen Klagen über die Nemesis unerwartet sie von aller Schuld frey gesprochen und diese der Verführerin zur Last gelegt; IV. 13 hat er der Geliebten ewige Treue gelobt, aber plötzlich folgt eine ge-

wisse Reue, weil sie jetzt seiner gewiß sey und dadurch sorglos werde:

Quid facio demens? heu heu mea pignora cedo.
Juravi stulte; proderat iste timor.
Nunc tu fortis eris, nunc tu me audacius ures;
Hoc peperit misero garrula lingua malum.

3. De elocutione Tibulli. CXVIII–CXCII.

Die Sprache des Tibullus, welche Kraft und Lebendigkeit sucht, meidet die abstracten Begriffe mehr als andere Dichter und es ist ihr eigen solche der Anschauung entbehrende Verstandesgedanken in zwey concrete Begriffe, welche als coordinirte Glieder den Inhalt jenes abstracten geben, aufzulösen; diese zwey coordinirten Glieder füllen ein Distichon und geben dadurch eine Concinnität wie man sie bey keinem andern Dichter in der Art findet; die weibliche Modesucht, ihre Verschwendung bedeuten die Worte:

O pereat quicunque legit viridesque smaragdos
Et niveam Tyrio murice tinguit ovem.

Das graue Alter:

Tollere tum cura est albos a stirpe capillos,
Et faciem dempta pelle referre novam.

Die Kraft der Liebe:

Acer Amor fractas utinam tua tela sagittas,
Si licet, exstinctas adspiciamque faces.

Die erste Elegie besteht fast ganz aus solchen zweytheiligen Zergliederungen, wie die ersten Verse.

Divitias alius fulvo sibi congerat auro
Et teneat culti jugera multa soli.

Ein anderes Mittel poetischer Sprache ist, denselben Gedanken in anderer Wendung zu wiederholen, was zuerst positiv ausgedrückt ist, durch Negation des Entgegengesetzten hervorzuheben und dieß ist den griechischen Elegikern ganz gewöhnlich, wie:

Ὦ νέοι, ἀλλὰ μάχεσθε παρ' ἀλλήλοισι μένοντες,
μηδὲ φυγῆς αἰσχρᾶς ἄρχετε μηδὲ φόβου,
Ἀλλὰ μέγαν ποιεῖτε καὶ ἄλκιμον ἐν φρεσὶ θυμόν,
μηδὲ φιλοψυχεῖτ' ἀνδράσι μαρνάμενοι.

Unserm Dichter ist besonders geläufig, eine näher bestimmende Erklärung nachfolgen zu lassen, z. B.

Fictilia antiquus primus sibi fecit agrestis
Pocula, de facili composuitque luto.

Parva seges satis est, satis est requiescere lecto
Si licet et solito membra levare toro.

Was der Hexameter im eigentlichen Sinne enthält, kann der Pentameter metaphorisch wieder geben, und umgekehrt, oder es folgt dem allgemeinen Gedanken ein specieller, diesem jener; daher der häufige Gebrauch von Figuren, welche diese Darstellung begünstigen, wie vorzüglich der Anaphora. Diese Bemerkungen über Composition und Kunststyl der Gedichte des Tibullus mögen die Wichtigkeit der Abhandlungen bezeugen, sehr vieles Einzelne was auf Anordnung, Ausdruck, Stellung u. s. w. gleichen Einfluß übt, muß hier übergangen werden.

Den Einleitungen folgt der Text mit Angabe der bedeutendsten Varianten; Lachmanns Ausgabe bildet, wie billig, die Grundlage und ist nur selten geändert, neue Hilfsmittel sind außer den Excerpta Frisingensia, die dem Herausger durch Lachmann mitgetheilt worden waren, nicht benutzt. Während die Handschriften des Tibullus nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinausgehen, und fast sämmtlich die Interpolationen der gelehrten Italiener jener Zeit an sich tragen, findet sich in einem Freysinger, jetzt Münchner Codex des eilften Jahrhunderts unter Auszügen aus Horatius, Juvenalis, Persius, Claudianus, Lucanus auch ein Blatt, welches einzelne Gedanken und Ausdrücke aus den Gedichten des Tibullus enthält; durch das hohe Alter werden diese Excerpte für Critik so bedeutend, daß es wünschenswerth war, sie in ihrer Vollständigkeit kennen zu lernen; H. D. hat nur das vorzüglichste, keineswegs alle Abweichungen bekannt gemacht; so lesen wir dort colu. Stamina. aus I. 3, 86:

Deducat plene stamina longa colo.

die Form colu findet sich auch bey spätern in vorzüglichen Handschriften wie bey Plinius, wo sie Sillig aufgenommen hat und erscheint gewiß nicht

durch Zufall in diesen Excerpten, wird vielmehr durch das Fömininum longa völlig geboten. I. 9, 45 steht dort O miser für Tum miser und so einiges andere; besonders auffallend aber ist die Verwirrung in welcher die Auszüge einander folgen, woraus jedoch auf eine von der unsrigen verschiedene Anordnung der Gedichte zu schließen, eine genauere Betrachtung verbietet.

(Schluß folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

So wenig aber eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft die Annahme von einer spezifischen Differenz zwischen den beiden Stammeltern gestattet, eben so wenig wird diese durch das Zurückgehen der späteren Generationen auf die Seite des väterlichen oder mütterlichen Stammes erwiesen, und dieß ist ein anderer Fehlgriff des Verf., den wir hier zu rügen haben. Es hält nämlich nicht nur die Art, sondern, wie schon vorhin bemerkt, auch die Rasse einen constanten Typus ein, so daß wenn verschiedene Rassen miteinander sich paaren, die Mittelschläge in spätern Generationen leicht wieder in ihre Stammrassen zurückkehren. Wenn man z. B. Merinosschafe mit unserm gemeinen Landschaf paart, die Nachkommenschaft aber nicht weiter mit jenem veredelt, sondern wieder von dem Landschafe belegen läßt, so geht allerdings dieser Mittelschlag bald in die Stammrasse des letztern zurück, wie dieß nachlässige Landwirthe oft genug erfahren haben, daraus folgt aber keineswegs, daß Merinos und unsere Landschafe zwey verschiedene Arten, sondern nur, daß es constante Rassen sind.

Es ist daher — im Widerspruche mit den Ansichten des Verf. — allerdings eine Hauptstütze für die Annahme der Einheit der Menschenart, daß selbst die verschiedenartigsten Formen unter den Menschen eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können; deßhalb darf auch hier nicht die Rede von Menschenarten, sondern nur von Menschenrassen seyn. Indeß ist diese Stütze, so fest und nachhaltig sie auch ist, doch nicht die einzige, welche für die Einheit der Menschenspezies spricht. Es steht ihr, die aus der Beobachtung der Gegenwart genommen ist, auch die historische Beglaubigung uralter Zeiten als ein nicht minder fester, und wohl noch nachhaltigerer Pfeiler zur Seite. Um nicht bey den Mythologieen heidnischer Völker zu verweilen, in welcher sich genug Belege für die Abstammung aller Menschen von Einem Paare auffinden lassen, gehen wir lieber gleich an die älteste und untrüglichste schriftliche Ueberlieferung, die unser Geschlecht aufbewahrt, an die heilige Schrift. Aus ihr erfahren wir mit evidenter Gewißheit, daß nicht 15 Menschenarten, wie der Verf. will, als Stammeltern des Menschengeschlechtes seyen erschaffen worden, sondern ein einziges Paar, die also, um die Terminologie der Naturforscher zu gebrauchen, nur eine einzige Art ausmachen konnten.

Der Verf. weiß freylich diesen Beweis leicht zu beseitigen, indem er die historische Gewißheit von der Abstammung aller Menschen von einem Paare einen verjährten Glauben nennt, von dem man sich loßreißen müsse. Wir hoffen daß er selbst nicht reiflich erwogen hat, welche heillose Consequenzen sich aus einer solchen Behauptung ergeben. Nicht daß wir uns erst an das gehässige Geschäft machen wollten solche Consequenzen aufzusuchen, sie sind bereits vor mehreren Jahren schon von einem der Verfechter des modernen Unglaubens, von Bretschneider in seinem berüchtigten Sendschreiben, abgeleitet worden. Derselbe will nämlich den Abfall vieler Theologen von dem Glauben an das untrügliche Wort der heiligen Schrift damit bemänteln, daß die Wissenschaft, namentlich die Naturwissenschaften, zu Resultaten gelangt sey, die im vollkommenen Widerspruche mit den Angaben der Bibel stünden, und die also die neuere Theologie nicht ignoriren könne, sondern in ihren Bereich aufnehmen müsse. Zu diesen Resultaten rechnet Bretschneider auch das, daß es jetzt erwiesen wäre, daß es nicht eine, sondern mehrere Menschenarten gäbe. Daß indessen alle Naturforscher von Bedeutung, wie Haller, Linné, Blumenbach, Cuvier, Steffens, Schubert, Prichard, Swainson u. s. w. das direkte Gegentheil hievon erwiesen haben, kümmert ihn nicht; er ist zufrieden, wenn er sich im Nothfall auf Autoritäten wie Pfarrer Ballenstedt und Oberst Bory berufen kann, leider freylich Autoritäten, die sich eine Art Celebrität erworben haben, um die sie keineswegs zu beneiden sind, denn es ist in der That nicht leicht möglich eine größere Unwissenheit und Seichtigkeit aufzufinden, als sie in den Schriften dieser Beyden niedergelegt ist. Aus diesem vorgeblichen Resultate der Naturforscher nun weiß Bretschneider Folgerungen abzuleiten, die allerdings dem frechsten Unglauben zur Stütze dienen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, phil. theor. Gam. lit. hum. doctor et prof. ordin. in academia Leidensi, instituti regii Nederlandici sodalis. Harlemi apud Vincentium Loosjes. MDCCCXXXIV. 551 S. 8.

Es sind gegenwärtig 125 Jahre, daß Richard Bentley die gelehrte Welt mit einem neuen an mehr als 800 Stellen geänderten Horatius überraschte, und theils erfreute, theils ärgerte. Seitdem ist viel Aehnliches im Gebiete der philologischen Kritik geschehen, aber die Bearbeitung des Horatius beschränkte sich auf Einzelnes, auf Widerlegungen oder auf Ergänzungen des Bentleyischen Verfahrens, oder auf grammatische, historische, ästhetische Interpretation.

Hr. Peerlkamp, ein Veteran der heutigen holländischen Schule der Philologie, muß durch seine neue Bearbeitung der Horazischen Oden ihrer Tendenz nach wieder eine neue Epoche in der kritischen Behandlung dieses Dichters bezeichnen, vorausgesetzt, daß seine Resultate sich probehaltig erweisen; und diese Resultate werden in dem Grade gewaltiger als die Bentleyischen seyn, als er sich nicht wie Bentley auf die Wortkritik beschränkt, sondern hauptsächlich die sogenannte höhere Kritik übt, und meistens, wo Bentley mit Arzneyen oder Salben auszureichen meynte, lieber wie ein energischer Chirurg gleich zu Amputationen schreitet. In Folge dieses Verfahrens dürften von den 121 Oden und Epoden, welche wir bisher zu besitzen glaubten, künftig nur noch 57 als eigentlich ächte gelten; unter den übrigen befinden sich 7, welche ganz unächt, 17, in welchen die größere Hälfte, 40, in welchen wenigstens eine Strophe oder ein Vers von fremder Hand eingeschoben ist.

Der splendid gedruckte Text ist mit reichen Noten versehen, welche jedoch so wenig, als die Bentleyischen, den Namen eines Commentars ansprechen. Zwar haben sie nicht so ausschließlich eine kritische Tendenz wie jene, aber sie beschränken sich auch in der Interpretation auf Bestreitung oder auf Ergänzung des bisher Geleisteten und lassen auch schwierige Stellen unberührt, welche entweder schon von Andern genügend erläutert sind, oder wo Hr. P. etwas Genügenderes geben zu können sich nicht bewußt war. Bey weitem die Mehrzahl der Bemerkungen sind jedoch kritisch und beschäftigen sich theils mit Besserung des Textes, theils mit Säuberung desselben durch Nachweisung von Interpolationen.

Daß dieses letzte Verfahren der richtigste Weg zu einer Herstellung des ursprünglichen Horatius sey, ist eine gut und klar geschriebene Vorrede auf XXXII Seiten darzuthun bestimmt. Nach einem Vorwort über die allmähliche Ausbildung seiner Ansicht, welche eigentlich nur das ausführe, was Markland und Valckenaer im Allgemeinen geahndet und ausgesprochen hätten, macht Hr. P. folgende Hauptmomente geltend.

Horatius hat seine Gedichtsammlungen Sermones, Epodas, Carmina, Epistolas einzeln zu verschiedenen Zeiten herausgegeben, ist vom Tode ereilt worden, ehe er eine Gesammtausgabe von letzter Hand veranstalten und somit seine Werke selbst ab-

ſchließen konnte. Seine Freunde vermehrten nach ſeinem Tode die vorhandenen Sammlungen mit dem, was ſich in ſeinen Papieren vorfand.

Für dieſe wichtige Behauptung vermißt Ref. den hiſtoriſchen Beweis; man wußte bisher von keinen postumis Horatianis.

Hiedurch war der Willkühr aller Art auch für die Zukunft Thür und Thor geöffnet. Eine Spur davon findet ſich in der Verſchiedenheit der Ordnung, in welcher die einzelnen Sammlungen in den MSS. erſcheinen, wo die Oden bald den erſten, bald den letzten Platz einnehmen.

Nun folgt eine, manches Bekannte enthaltende, Nachweiſung, wie früh ſchon, zu Ciceros Zeit nach Ep. ad Qu. Fr. III, 5. alle Bücher durch die Abſchreiber verderbt und verfälſcht wurden; ein Schickſal, welchem Horatius beſonders unterworfen ſeyn mußte, da er 1) in einer ganz neuen Gattung, 2) in gräciſirendem Latein, 3) mit philoſophiſchem Tiefſinn und 4) in ungewöhnlich kühner Dichterſprache ſchrieb; daß aber die Abſchreiber ſich zu ändern erlaubten, was ſie nicht verſtanden, bezeugt Gellius.

Daß Horaz mehr, als ſeine Vorgänger gräciſire, und ſeine Philoſophie durch ihre Dunkelheit zu Verderbniſſen Anlaß gegeben, läßt ſich in Abrede ſtellen.

Auch die Unſitte der Interpolation iſt in Rom verhältnißmäßig ſo alt, wie in Griechenland; die geleſenſten Autoren waren ihr am meiſten ausgeſetzt.

Nun folgt der Beweis, daß Horaz in den verſchiedenſten Zeiten Lieblingsdichter des Publikums war und ſchon unter Auguſt's Regierung ſelbſt in den Schulen geleſen wurde.

Nicht vielleicht ſelbſt ſchon zu Horazens Zeit? nach Epist. 1, 20, 17.

Schon Suetonius kannte untergeſchobene Elegien und Briefe des Horatius. Die Hand zu ſolchem Unterſchleife bot der Eigennutz der Buchhändler, welche die Dichtungen wenig geleſener Lyriker den Gedichten des Horatius einlegen ließen, mit Wiſſen der Verfaſſer ſelbſt, deren Eitelkeit ſich dadurch geſchmeichelt fühlte. Als Beyſpiel nennt Hr. P. die an ſich ſchöne, aber unhoraziſche, Rede der Europa Od. III, 27. 33. Ein ſolcher Dichter möchte Paſſienus Paulus geweſen ſeyn, nach Plin. Epist. IX, 22. ein höchſt glücklicher Nachahmer wie des Propertius, ſo auch des Horatius. Aus dieſer Zeit ſtammen die beſten Interpolationen.

Hier ſpricht H. P. eine Vermuthung aus, welche zweckmäßiger weiter oben Platz gefunden hätte, daß nämlich Horaz manche ſeiner Gedichtſammlungen ſelbſt revidirt habe, mithin eine doppelte Ausgabe im Publicum vorhanden geweſen ſey, woraus ſich z. B. die Variante Od. II. 18. Mea renidet in domo lacunar und Meis in aedibus nitet lacunar herſchreibe.

(Fortſetzung folgt.)

Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius societat. Reg. Gotting etc.

(Schluß.)

Bey der lobenswerthen Vorſicht des Herausgebers, zuerſt jede mögliche Erklärung zu verſuchen, ehe die Zuflucht zur Verbeſſerung genommen wird, iſt er nicht genöthigt, kühne Verſuche zu wagen und bereitwillig, das Richtige und gediegene anderer anzuerkennen; nur einmal (I. 1, 25) wird für die entſchieden falſche Leſeart der Handſchriften:

Iam modo non possum contentus vivere parvo
Nec semper longae deditus esse viae.

die Vermuthung geäußert, es habe, da der zweyte Vers, das Reiſen in der Ferne, einen Gegenſatz bilde, hier der Begriff der Heimath geſtanden und der Dichter geſchrieben:

Iam modico possum contentus vivere in arvo

vrgl. XVI. Gerade hier geben unſere alten Excerpta Frising. die wichtigſte Abweichung und den erforderlichen Sinn:

Iam modo, jam possum contentus vivere parvo

was bereits Guet gefunden und Voß gebilligt hatte; was aber der Herausgeber aus dem vermeintlichen Gegenſatze der nächſten Worte geſchloſſen hat, billigen wir nicht; denn die innige Beziehung jenes Verſes auf das unmittelbar Vorausgehende iſt nicht zu verkennen: einſt reich und begütert, jetzt unvermögend, ſey ihm doch gegönnt, das Wenige in Ruhe zu genießen:

Vos quoque, felicis quondam nunc pauperis agri
Custodes, fertis munera vestra, Lares.
Tunc vitula innumeros lustrabat caesa juvencos
Nunc agna exigui est hostia parva soli.
Iam modo, jam possum contentus vivere parvo
Nec semper longae deditus esse viae,
Sed Canis aestivos ortus vitare sub umbra
Arboris ad rivos praetereuntis aquae.

Daher glauben wir, der Gedanke der Genügſamkeit (contentus vivere parvo), während der herumwandernde Krieger ſich Reichthum erbeutet, werde durch den Zuſammenhang weit mehr hervorgehoben und geboten, als der des Aufenthaltes auf väterlichem Boden, den die letzten Verſe deutlich genug bezeichnen.

Der Commentar, welcher ohne Indices 466 eng gedruckte Seiten einnimmt, gibt auch im Tibullus zuerſt eine Introductio, dann die Explicatio; daß er ſich bey aller Ausdehnung doch nie vom Ziele entfernt (die Bemerkung S. 387 über Pindar gegen Hermann ſteht einzeln), und daß H. D. ſtets mit Anſtand von Andern ſpricht, macht die Erklärung auch von vielem bekannten leicht erträglich, zumal dieſer Commentar mit ſichtbarer Liebe ausgearbeitet iſt; die Poeſie begeiſtert auch ihn, er folgt dem Dichter und was dieſer nur andeutet, wird vollſtändig auseinandergeſetzt; dieſes Zerlegen zeigt, daß der wahre Dichter auch da ſeine Geſetze befolge, wo der gewöhnliche Leſer nur freye Willkühr ſieht, wie bey Anführung von Beyſpielen, welche nicht nur der Sache angemeſſen ſeyn müſſen, ſondern bey ungleichem Inhalte auch in ſteigender Folge zu ordnen ſind, S. 91; daher auch viele zerſtreute Bemerkungen über Interpretation S. 22. 140. 150, über Wortſtellung S. 17. 54. 96. 105. u. a., was von Allen gewürdigt werden wird; nicht ſo können wir in der Eintheilung mancher Gedichte der entſchiedenen Sprache des Herausgebers das Wort reden. Da die Poeſie nicht, wie die Rhetorik der Alten die Anwendung ihrer Theorie ſo ſichtbar zur Schau trägt, ſo iſt es in den Gedichten, beſonders den kleinen, oft eben ſo ſchwer, als in den Reden leicht, die Uebergänge nachzuweiſen und jede vermeintliche, aber unrichtige Trennung wird dem Verſtändniſſe des Ganzen nachtheilig. So iſt nichts dafür, doch alles dagegen, in dem Gebete des kranken Dichters (III. 5) an Perſephone und die andern unterirdiſchen Götter mit der Bitte an jene den erſten Theil des Liedes zu ſchließen und mit der Anrufung an die übrigen den zweyten Theil zu beginnen, wo ſchon die Wiederholung desſelben Wortes V. 6. immerito juveni parce nocere, dea. v. 21. Parcite, pallentes undas quicunque tenetis, den untrennbaren Zuſammenhang andeutet, und was zuerſt von der höchſten Göttin der Unterwelt, jetzt von allen insgeſammt erfleht wird. Dennoch legt H. D. einen großen Werth auf dieſe Theilung. Dieſes und weniges andere kann dem vorzüglichen Werthe des Ganzen keinen Eintrag thun und wir glauben, dieſe Bearbeitung des Tibullus von H. Diſſen als ein Muſter der Behandlung römiſcher Dichter jedem, der zu ihrem richtigen Verſtändniſſe dringen will, empfehlen zu dürfen.

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hören wir ihn selbst, was er auf S. 68. seines Sendschreibens sagt:

„Die Naturforscher und Reisebeschreiber berichteten ganz unbedenklich die Resultate ihrer ausgezeichneten Forschungen über das Menschengeschlecht und die Völker in allen Theilen und Winkeln der Erde; sie schilderten die Verschiedenheit der Rassen an Gestalt, Farbe und geistigen Kräften, durch die Vermischung der Rassen entstehende Spielarten, und wiesen die großen und bleibenden Unterschiede unter ihnen nach, indem sie zeigten, daß diese Differenzen nicht auf Rechnung des Klimas und der Nahrung, sondern auf Verschiedenheit der Grundabstammung sich gründen müsse. Blumenbach *) sammelte die Schädel in allen Welttheilen, und brachte die Ansicht hievon in ein System. In welche Verlegenheit geriethe nun der Theologe? Wenn es nun nicht mehr einen Adam für alle Menschen, sondern einen Adam für die Kaukasier, einen andern für die Neger, einen dritten für die Amerikaner, einen vierten für die Malayen, einen fünften für die Mongolen u. s. w. gegeben hat; wo blieb nun die Dogmatik mit dem einen Adam der Bibel, mit der Lehre vom Sündenfalle und von der durch Adam auf alle Menschen gebrachten Schuld, wo nun mit der ganzen Lehre von der Erbsünde als Folge des Falles und einer von Adam aus durch Zeugung an alle Menschen gekommenen Schwäche? Und ging diese verloren, wie stand nun die Nothwendigkeit der stellvertretenden Genugthuung Christi, des zweyten Adams, um die Schuld des ersten Adams aufzuheben, zu erweisen? Wo blieb nun der Grund der Verdammniß der Heiden, die nicht von Adam abstammen?"

Hätte Bretschneider Recht, so wären wir allerdings bey dem Zugeständnisse von der Verschiedenheit der Grundabstammung der Menschen, d. h. bey dem Zulassen von mehreren Menschenarten, durch consequente Folgerungen zu einem Resultate gelangt, das nothwendiger Weise das Christenthum in allen seinen Grundlagen zertrümmern müßte. Indeß Gottlob es ist kein solches Zugeständniß zu machen. Es ist durchaus unwahr, daß sich mehrere Menschenarten vorfänden; schon die Naturforschung kann es mit leichter Mühe und evidenter Sicherheit nachweisen, daß es nur eine einzige Menschenart giebt, und alle großen Naturforscher, denen ein Urtheil in der Sache zusteht, haben sich dafür ausgesprochen. Es hätte sich daher der Verf. vorliegenden Werkes hüten sollen, auf Autoritäten, wie Bory sich zu stützen, dessen Untüchtigkeit für wissenschaftliche Forschungen in Deutschland schon längst anerkannt und dessen Schrift über den Menschen als ein Schandfleck der Literatur seit Jahren nachgewiesen ist. Konnte er über die Menschenrassen nicht selbst eigenthümliche Untersuchungen anstellen, so hätte er sich deshalb in den gründlichen Arbeiten von Blumenbach, Prichard und R. Wagner belehren, und nicht in die Fußstapfen eines Bory, Ballerstedt und Voltaire treten sollen. In der gegenwärtigen Zeit, wo der Unglaube von allen Seiten an den Grundsäulen der christlichen Kirche rüttelt, haben wir Naturforscher uns doppelt vorzusehen, daß wir nicht leichtfertig durch Aufstellung und Verbreitung falscher Lehrmeinungen aus dem Gebiete unserer Wissenschaft, den ungläubigen Theologen Waffen in die Hände geben. Wollen sie denn durchaus nicht ablassen, das Christenthum zu bestreiten, so sollen sie wenigstens unsere Naturwissenschaft nicht zum Deckmantel ihrer Schalkheit nehmen, sondern auf ihrem eigenen Gebiete ihre Strohwaffen sich suchen. Wir wollen ihnen auf jeden Fall wehren, daß sie die Offenbarung Gottes in der Natur nicht mit gleichem Frevel mißbrauchen dürfen, wie sie es mit seiner Offenbarung in der Bibel gethan haben; sie sollen nur unsere Wissenschaft nicht entweihen.

Naturforschung und Bibel stimmen also in der Anerkennung einer einzigen Menschenart miteinander überein, daß aber diese nur von einem einzigen Paare abstamme, darüber kann, wie sich dieß von selbst versteht, die Naturforschung keine Auskunft geben, sondern diese ist lediglich auf historischem Wege zu suchen, und hat unter allen schriftlichen Ueberlieferungen ihre Hauptbegründung in der Bibel. Dadurch aber, daß Der und Jener, wie der Verf. anführt, einer historischen Wahrheit nicht glaubt, dadurch ist sie noch nicht um ihren Kredit gebracht, so wenig das Licht aufhört, Licht zu seyn, weil es der Blinde nicht sieht, oder das Reich der Töne nicht existirt, weil es der Taube ableugnet. Der Glaube an die Abstammung aller Menschen von Einem Paare ist allerdings ein verjährter d. h. ein uralter, aber wir wollen nicht mit dem Verf. uns von ihm losreissen, sondern an ihm als an einer Grundwahrheit festhalten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wer nur einigermassen mit der Naturgeschichte bekannt ist, weis übrigens, daß Blumenbach gerade das Gegentheil von dem gelehrt hat, was ihm hier Bretschneider anſinnt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Dieser wichtige Satz ist zwar nur als Wahrscheinlichkeit (neque a vero abhorret) ausgesprochen, aber selbst dafür nicht hinlänglich begründet; denn an eine gesonderte Emission erst der einzelnen Gedichte und dann der einzelnen Gedichtsammlungen scheint H. P. nicht zu glauben. Eben so gehört das, was H. P. weiter vermuthet, daß manches anonyme Epigramm in der Anthologie dem Horaz angehöre, und andererseits manches Gedicht von ihm verloren gegangen sey, in das weite Reich der bloßen Möglichkeit, wo noch unendlich viel anderes Platz hat. Wenn H. P. S. XV. es kaum glaublich findet, daß Horaz, der auf die Abreise seines geliebten Virgils ein so schönes Gedicht gemacht, den Tod desselben nicht besungen haben sollte, so wollen wir die Würdigung dieses Beweisgrundes den Dichtern überlassen; dem Ref. schmeckt er etwas nach doctrina umbratica: wovon das Herz recht voll ist, davon geht es bey den tiefsten Gemüthern oft nicht über. Uebrigens ist H. P. gewissenhaft genug, den seiner Hypothese kräftig widersprechenden Umstand ausdrücklich anzumerken, daß es kein einziges Fragment eines horazischen Gedichtes giebt; die Worte eines Horatius bey Beda de Orthogr. p. 2345: Soles meos omni ecclesiae vestrae commendo würde auch ohne seine Warnung kein vernünftiger Mensch unserm Dichter zugeschrieben haben.

Die werthloseren Interpolationen schreiben sich aus den Schulen der Grammatiker und Rhetoren her. Das Bekannte hierüber vermehrt und erläutert H. P. mit weniger bekannten Notizen und wendet es mit großer Anschaulichkeit auf den Horaz an.

Der Lehrer ließ nämlich die Dichter durch seine Schüler amplificiren (das sey unter enarrare zu verstehen), nachahmen, umarbeiten, und gab dann nach der Kritik der Schülerversuche seine eigenen Musterarbeiten, welche die Zuhörer eifrig an den Rand ihres Exemplars nachschrieben.

In gleichem Grade, in welchem Rom von solchen solchergestalt verderbten und interpolirten Exemplaren überschwemmt wurde, machten sich die ältern reinern Abschriften selten, in Folge der häufigen Feuersbrünste in Rom, (sollten diese wirklich in solchem Grade gegen Bücherrollen gewüthet haben?) so daß ein hundertjähriges Exemplar bey Gellius II. 3, als mirandae vetustatis bezeichnet wird.

So trübe Quellen standen nun den Diaskeuasten des Horatius, Mavortius und Felix Magister zu Gebote, welche im Jahre 530 zusammen den Horaz emendirten, und deren Recension, wie schon Bentley anerkennt, unsern Hdschr. zu Grunde liegt.

Dieß sind die Hauptgedanken der Vorrede, denen sich im Ganzen nichts entgegensetzen läßt. Gleichwohl erhellt nichts daraus, als daß Horaz so gut wie andere, oder noch häufiger als andere interpolirt seyn kann; daß er es wirklich ist — dafür giebt es weder ausdrückliche Zeugnisse, noch deutliche Spuren in den Hdschr., und der Kritiker ist auf innere Kennzeichen beschränkt, wenn er auf die allgemeine Wahrscheinlichkeit, daß Interpolationen vorhanden

sind, fussend im Einzelnen aufspüren will, wo sie vorhanden seyen. H. P. verfolgt dieses Ziel mit allseitigem Blick und findet seine Beweise für die Unächtheit sowohl ganzer Oden, als einzelner Strophen, bald in Abweichungen von der Sprache, Prosodie, Verskunst des horazischen Zeitalters, bald in historischen Verstössen oder Widersprüchen, bald in ästhetischen Fehlern, die sich theils auf vermeintlich geschmacklose und unhorazische Bilder beschränken, bald den Gedankengang betreffen, theils sich als Amplificationen und Tautologieen kund geben. In allen diesen Bemerkungen zeigt H. P. eine Gelehrsamkeit und Belesenheit und einen Scharfsinn und eine Präcision in der Darstellung welche ihn wohl detractis detrahendis mit Bentley zu vergleichen erlaubt.

Zugleich sucht er den Leser mit den fast erschreckenden Resultaten seiner Kritik zu versöhnen durch die Nachweisung, wie wenig er der erste ist, welcher Interpolationen im Horaz erkenne.

Außer dem französischen Abbé Franz Guiet, der eben, weil er ziemlich gleich weit gieng wie Hr. P., nicht als Autorität zählen kann, glauben auch die besonnensten und namhaftesten Kritiker (und mehr noch als H. P. aufzählt), an einzelne Interpolationen im Horaz. So sind über die Unächtheit von Od. IV. 8. 17.

Non incendia Carthaginis impiae

Buttmann und Hermann (Doctr. metr. p. 170) mit Bentley einig; die schleppenden Parenthesen Od. III. 17. 2–5, über des Aelius Lamia Abkunft und IV. 4. 18, über die Amazonen hält schwerlich noch jemand, außer Döring, für ächt; vrgl. Heindorf zu Sat. II. 1. 35. Auch die matte Digression über Od. III. 11. 17–20. hat noch niemand unseres Wissens gegen Näkes Angriffe in Schutz zu nehmen gewagt.

Was nun mehrmals anerkannter Weise geschehen ist, das kann auch noch öfters und oft geschehen seyn, und H. P. unterscheidet sich von diesen Erklärern nur dadurch, daß, was diesen als letztes und außerordentliches Mittel galt, ihm das erste und natürlichste scheint. Aber je weniger er dabey die Tradition auf seiner Seite hat, desto mehr ist es Pflicht, ihm jeden Fuß breit streitig zu machen und zu prüfen, in welchem Grade sein grammatisches und poetisches Gefühl die historischen Beweise zu ersetzen vermögend sey.

Ref. wird nun die Behandlungsart des H. P. an einigen Beyspielen zeigen und prüfen, und ihm erst auf dem Gebiet der höhern Kritik folgen, dann den Werth seiner Conjecturalkritik ins Auge fassen und zuletzt nachweisen, was auch für die Interpretation geleistet sey.

Für ganz unächt hält Hr. P. die Oden I. 20. Vile potabis. 30. O Venus regina. II. 11 Quid bellicosus Cantaber. 15. Jam pauca aratro III. 8. Martiis caelebs quid agam Calendis 14. Herculis ritu und 17, Aeli vetusto. Hier hat uns H. P. Kritik nirgend überzeugt. Wir wollen einige seiner Bedenklichkeiten beleuchten.

Hören wir also die Klagpuncte über Od. I. 20. Vile potabis modicis Sabinum cantharis:

1) „Der Anfang hat Aehnlichkeit mit Epist. I., 5. Si potes Archaicis conviva recumbere lectis.“ Doch nicht weiter, als der gleiche Anlaß und Stoff es nothwendig machte.

2) „Die canthari wurden nicht gewöhnlich als Trinkbecher gebraucht, nur von multibibis.“ Eben deßhalb setzt ja der Dichter modicis dazu.

3) „Graeca testa für Cumana ist dunkel.“ Wer behauptet denn, daß das Gefäß aus Cuma war? Es ist kürzlich, (wir meinen von Müllinen) dargethan worden, daß auch aus Alt-Griechenland dergleichen häufig in Rom eingeführt wurden.

4) „Jener ausgezeichnete Ausbruch von Popularität, der dem Mäcenas einmal im Theater zu Theil geworden sey (datus in theatro plausus) ist

ein lepide fictum, weil kein Historiker das Factum erwähnt.“ Schade, daß dem so ist. Gelegenheiten wo es geschehen konnte z. B. nach seiner Genesung haben die Ausleger namhaft gemacht nach der Parallelstelle II. 17, die H. P. gar keiner Erwähnung würdig, weil auch sie mit ihrer Umgebung für ihn unächt ist. Sind wir aber etwa so reich über die Regierungsperiode des Augustus, daß wir jedes Factum, welches nur Einen Gewährsmann hat, eo ipso verdächtigen dürfen? Aber wenn H. P. dasselbe darum unwahrscheinlich findet, weil Augustus solche Gunstbezeugungen des Volkes seiner Person vorbehalten habe, neque valde amasse si aliis daretur, so ist das völlig grundlos. Die angeführte Stelle aus Sueton. Aug. 56. Filiis suis praetextatis adhuc assurrectum ab universis in theatro et a stantibus plausum, gravissime questus est — ist durchaus mißbraucht und mißdeutet: Sueton spricht in jenem ganzen Capitel von des Augustus bürgerlicher Gesinnung und Abneigung gegen übertriebene Höflichkeiten, die man hie und da dem Kaiserhaus bewies, wie z. B. wen das Publikum sogar vor den kaiserlichen Prinzen die noch Kinder waren ehrfurchtsvoll aufstand; von Eifersucht gegen verdiente Männer ist keine leise Spur und sie würde im schreyenden Widerspruch stehen mit der Erzählung bey Tac. Dial. 13, Populus auditis in theatro versibus Virgilii surrexit universus et forte praesentem spectantemque Virgilium veneratus est sic ut Augustum eine Stelle, welche H. P. nicht übersehen durfte.

5) Vaticani montis imago giebt ihm Anstoß, obgleich „etiam Ecclio (so schreibt H. P. wiederholt, wir wissen nicht aus welchem Grund) simpliciter vocatur imago, illius nempe soni, qui ex addito verbo intelligitur. Hor. I, 12. Cujus recinet jocosa nomen imago.“ So ein additum verbum wäre hier, dächten wir, auch laudes. Wenn übrigens H. P. dieses Citat nicht zugleich als Beweisgrund für die Unächtheit der von ihm angefochtenen Ode benutzt, so charakterisirt ihn das als einen reichen Kritiker, der wie Bentley nicht alles sagt, was er denkt und weiß und dem Leser manches nahe liegende und leichte selbst hinzuzufügen überläßt.

6) „Vaticani sey ein prosodischer Fehler.“ Es ist wahr, Juvenal und Martial gebrauchen es mit langem i. Wir möchten die Freyheit, die sich Horaz im Vertrauen auf die Kraft des Accentes genommen habe, zunächst durch Od. III, 4, 9 und 10 stützen, wo er über die Quantität von Appulo und Apūliae mit gleicher Willkühr nach dem Bedürfniß des Verses schalte; aber auch diese Strophe ist nach H. P. unächt. Wogegen er mit mehr Inconsequenz, als er dem Dichter gestattet, Italo als Anapäst in Od. II. 7, 4. ungerügt gelassen, ungeachtet diese Form in den Oden jederzeit als Creticus erscheint; II, 13, 18. III, 30, 13. IV, 4, 42. IV, 15, 13. Aber was wäre am Ende wohl glaublicher: daß ein genialer Dichter, wie Horaz, der die Dichtersprache schaffen half, eine solche Freyheit sich erlaubt, oder daß ein studirter und ängstlich nachahmender Rhetor einen solchen Schnitzer begangen habe?

7) Dagegen wird die Schwierigkeit der letzten Strophe von H. P. sehr gut ins Licht gesetzt:

Caecubum et prelo domitam Calenо
Tu bibes uvam.

würde zu erklären seyn durch: Apud me Sabinum bibes quamvis bibere soleas Caecubum apud te, hinzufügend: Non tam obscurus est Horatius. Ja, es ist noch mehr als Obscuritas. Denn selbst wenn das la-

teinische Futurum, was nicht der Fall ist, die potentiale Bedeutung mit dem Deutschen theilte: Du wirst wohl gewöhnlich Cäcuber trinken, selbst dann wäre es unnatürlich, den Gegensatz apud te domi ganz zu unterdrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verf. ist auch der Meinung, daß man bey der Annahme von mehreren Stammeltern nicht nöthig hätte, zu wunderbaren Erklärungen seine Zuflucht zu nehmen. Indeß des Wunders kann er doch nicht los werden, da er wenigstens die Erschaffung dieser Stammeltern als solcher anerkennen muß. Auch mag einmal Steffens für uns sprechen, der bey einer ähnlichen Veranlassung seine Meinung, wenn gleich etwas derb, an den Tag legt. Er sagt nämlich in seiner Anthropologie (II. S. 388):

„Rudolphi behauptet neuerdings: „„die Möglichkeit, daß fünfhundert Millionen Menschen von einem Menschenpaare abstammen können, ist nicht zu läugnen; allein nur durch eine Kette von Wundern hätte sie zur Wirklichkeit werden können. Zufälle allerley Art, Krankheiten, Verletzungen u. s. w. könnten die ersten Menschen so gut treffen, wie die folgenden, und eine so wichtige Sache, als die Bevölkerung der Erde, war dem Zufall überlassen. So geht die Natur nie zu Werke ꝛc.““ Ein seichteres Gerede ist kaum denkbar. Es ist die absolute Unfähigkeit, eine wahre geschichtliche Entwickelung der Natur, die dem Zufall nicht preisgegeben ist, sondern in Gottes Hand steht, auch nur zu denken; die grenzenlose Beschränktheit, die nicht einsieht, daß eine Zeit, die an die Entstehung des Geschlechts grenzt und mit dieser in Verbindung steht, eine andere seyn müße, als diejenige, in welcher diese Entstehung, diese völlige neue Schöpfung, durch ein unabänderliches Naturgesetz an das schon bestehende Geschlecht, an die Begattung geknüpft ist; der Starrsinn, der nicht begreifen will, daß die Krankheiten, Verletzungen ꝛc. sich erst entwickelt haben aus den mancherley Verhältnissen des Menschen zu einander und zur Natur. — — Kann der Mensch auch nur irgend etwas Vernünftiges sich denken, wenn er, von der Entwicklungsgeschichte, richtiger von der Schöpfungsgeschichte der Erde redend, vom Zufall spricht?“

Um zum Schluße dieser Betrachtungen über den Menschen zu kommen, haben wir also den Namen von Arten, den Born und Kaup ihren Abtheilungen des Menschengeschlechts beilegen, mit dem von Rassen zu vertauschen. Da der Verfasser unbedingt seinem selbst in der Finsterniß herumtappenden Vorgänger nachfolgt, so stürzt er mit demselben auch in alle Gruben hinein, die sich auf ihrem Wege in Menge vorfinden, und begeht mit ihm gemeinschaftlich dieselben Fehler. Schon die Annahme von 15 Klassen ist zu viel, da der Homo japeticus, indicus und arabicus zusammengehören; dasselbe ist der Fall mit dem Homo columbicus, americanus und patagonus ꝛc. Mit welchem Leichtsinn Born Abtheilungen, die nicht einmal als eigentliche Rassen anzuerkennen sind, als Arten aufgestellt hat, geht schon aus den eben angeführten Namen hervor. Dagegen werden von dem Verf., ebenfalls wie bey Born, unter den Malaien auch die Südsee-Insulaner und sogar die Papus mitbegriffen, von denen die letzteren durchaus zu den Negern, die Südsee-Insulaner aber (mit geringer Ausnahme) zu den Kaukasiern gerechnet werden müssen.

Wir gehen nun zur andern und Hauptabtheilung des Buches, nämlich zu der Darstellung der Säugthiere über. Von diesen finden wir (S. I.) folgende Definition: „Ihr Blut ist roth und warm, und die vorderen Extremitäten sind an ihren Enden in Finger getheilt, zwischen denen, wenn sie zum Fluge dienen, eine dünne Haut ausgespannt ist.“

Diese Definition ist allerdings neu, wird aber doch sich nicht empfehlen, da sie nicht allgemein gehalten, die Bildungsweise der vordern Extremitäten kein Merkmal des ersten Ranges ist, und, mit Ausnahme der Fledermäuse, keine scharfe Trennung von den Vögeln abgiebt. Auf diese geschraubte Definition, welche das Kennzeichen des Säugens beseitigt, ist der Verf. dadurch gekommen, daß er es vermeiden wollte, über den strittigen Punkt des Gebährens und Aufziehens der Jungen bey den Schnabelthieren sich bestimmt auszusprechen. Seitdem indessen die Milchdrüsen und die Milch selbst bey dieser Gattung nachgewiesen ist, findet sicherlich auch ein Säugen der Jungen Statt, so daß es gewiß kein Irrthum seyn wird, wenn man das Merkmal des Säugens, das der ganzen Klasse, den Namen gegeben hat, auch ferner noch in die Definition aufnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Dann die Fortsetzung:

mea nec Falernae
Temperant vites neque Formiani
Pocula colles.

Non intelligo vim hujus oppositionis: Tu quotidie bibis Caecubum et Calenum, ego habeo nec Falernum nec Formianum. Man erwartet entweder die Wiederholung desselben Begriffs eae vites, oder den Gattungsbegriff: tales vites, tam pretiosa vina: wenn der Dichter dafür einen neuen Ortsbegriff substituirt Falernum vel Formianum, so läßt es sich wohl allenfalls errathen, was er will, aber unnatürlich ist und bleibt es. Um dieser beyden Schwierigkeiten willen muß man jedoch nicht gleich das Kind mit dem Bad ausschütten. Sie lassen sich durch Zusatz eines Buchstabens in dem ohnehin alles Gegensatzes entbehrenden Tu beyde heben: Liest man:

Caecubam et prelo domitam Caleno
Tum bibes uvam

so gewinnt überdieß das Ganze eine andere Gestalt: die Ode ist nicht eine Entschuldigung des schlechten Weins, mit dem sein Gönner sich bey ihm begnügen müsse, sondern eine Einladung auf einen selbstgezogenen Tischwein, welcher eine besondere Beziehung auf Mäcenas hatte, weil ihn der Wirth in einem Ehrenjahre seines hohen Gastes eingelegt hatte. Diesem geringen Weine soll Mäcenas die Ehre anthun, ihn zu versuchen modicis cantharis, dann soll es auch an besserem Weine, der sich einem Mäcenas vorsetzen ließ, nicht fehlen. Dabey nennt Horaz die Sorten, die sein Keller besitzt, Cäcuber und Calener, und die er nicht besitze, Falerner und Formianer. Vrgl. Sat. II, 8. 16.

Od. I. 36. ist „ein exile et jejunum carmen.“ Wenigstens ein kleines und nicht bedeutendes, wie manches der größten Dichter, aber darum weder unächt, noch selbst des Horaz unwürdig. H. P. verlangt, Horaz sollte expliciren, wozu diese Göttergesellschaft zur Glycera beschieden werde. Ja, dann wäre es wahrhaft jejunum! Die Namen der Gottheiten sprechen deutlich genug: Horaz bescheidet solche Gottheiten in Glyceras Haus, welche das Mädchen für ihn und ihn für das Mädchen möglichst liebenswürdig machen können. Zu diesen gehört auch Mercur, propter facundiam et vim persuasivam amoris, wie Mitscherlich es richtig erklärt. H. P. dagegen, diese Erklärung ignorirend, findet die Erwähnung des Mercur unbegreiflich und betrachtet sie wie die meisten Schwierigkeiten nicht als Problem, sondern als Beweis der Unächtheit. Das Metrum soll den armen Grammatikus zu diesem Zusatz veranlaßt haben. Warum sah Hr. P. nach seinen Grundsätzen nicht lieber darin eine Nachahmung von III, 11, 1. Mercuri .... dic modos, Lyde quibus obstinatas applicet aures?

Auch Od. II, 15. Tam pauca aratro jugera regiae moles relinquent zählt Hr. P. zu den unächten, quia universa ratio dispositio sententia

et exitus ejusmodi sunt, ut Horatio indignum putem; uns schien sie von jeher nach Stoff und Form zu den schönsten zu gehören. Aber der zweyte Theil soll dem ersten nicht entsprechen: Res rustica brevi plane erit deserta. Non ita faciebant majores nostri, publice divites, privatim pauperes.“ So freylich nicht! aber wie konnte H. P. den wirklichen, so höchst einfachen Gedankenzusammenhang verkennen? Der natürliche und altrömische Gebrauch des Landes zum Feldbau wird ganz verdrängt durch den neumodischen Luxus und die Prachtliebe, die sich ehemals auf öffentliche Bauten beschränkte, jetzt aber auf das Privatleben ausgedehnt hat. Die grammatischen Anstösse, die er an dieser Ode nimmt, machen vollends den Eindruck einer fast grämlichen, kränklichen Kritteley. „Moles sey ein zweydeutiger Ausdruck, weil es sowohl aedificia, als aggeres mari oppositos bedeuten könne.“ Nicht ein zweydeutiger sondern absichtlich allgemeiner Ausdruck, wie Bauten. „Regiae sollte vielmehr regales heißen.“ Dürfte wirklich Horaz die königsähnlichen Bauten nicht königliche nennen, weil es in Rom keine wirklichen Könige gab? „Platanus caelebs ohne vitium sey undeutlich:“ Ja, so undeutlich, wie marita ulmus in der angeführten Stelle Quintilians! „Evincet ulmos ein unpassendes Verbum.“ Allerdings, wenn man es mit H. P. erklärt: platanus tam frequens et late crescit, ut propter diffusas radices et ramos ulmi opprimantur et moriantur. Es heißt aber verdrängen, nicht durch physische Kraft, sondern durch den Willen des Besitzers, der die Ulmen und Weinstöcke entfernt, um für Platanen Platz zu gewinnen. „In Tum violaria und Tum spissa laurea soll die Partikel müßig seyn, weil das die Ode beginnende jam für die ganze Periode genüge.“ Hätte Horaz nach dieser Weise gedichtet, so würde Hr. P. vielleicht selbst über die Länge und Einförmigkeit der Periode geklagt haben. Um dieß zu vermeiden, giebt der Dichter nach der übersichtlichen Prophezeihung, daß bald Steinmassen, Weiher, Lustwälder alles Land bedecken würden, einen wohlthätigen Ruhepunkt und geht zu einer ausführlichern Schilderung des einen dritten Punktes über, die mit Hinweisung auf den im vorigen fixirten Zeitpunkt nicht passender als durch tum angeknüpft werden konnte. Wie mag sich aber Hr. P. wundern „cur si notat luxuriem sui temporis utitur futuro tempore spargent, excludet? Es ist ja die Rede nur von den extremen Folgen des gegenwärtigen Luxus; denn Jam seq. Futur. bedeutet ja nur bald und undique muß ja keine Hyperbel seyn. „Niemand habe die Sonnenstrahlen ictus genannt sine addito nomine solis Phoebi, caeteris.“ Das glaubt Ref. gleichfalls; es steht ja aber auch wirklich und deutlich genug fervidos dabey. „Auspiciis Romuli nihil praescribi potuit.“ Warum nicht? nur muß man auspiciis nicht ebenso wie norma als Instrumentalablativ fassen.

Auf ähnliche Weise liessen sich die Zweifel hinsichtlich der übrigen Oden unschwer beseitigen, wie wenn er zu III, 14. nicht begreift, warum Augustus aus Spanien zurückkommend mit Hercules verglichen wird, oder warum die plebs und nicht wenigstens populus auf die Strasse geladen werde, um den heimkehrenden Fürsten durch Zuruf zu bewillkommnen; oder wenn er in dem unico gaudens mulier marito eine rustica laudatio pudicitiae findet, als wenn ihm unbekannt wäre, daß unicus fast immer die Bedeutung von egregius, selten die des einzigen aber nie die von unus ein einziger hat.

Weit glücklicher oder wenigstens weit verführerischer ist H. P., wo er Interpolationen nachweist. Das ungünstige Vorurtheil, mit welchem Ref. nach dem ersten Anblick die Prüfung unternahm, erregte in ihm die geheime Hoffnung, beweisen zu können, daß durch Hrn. Ps. Verfahren dem Dichter geschadet und der Organismus seiner vermeintlich gesäuberten Producte gestört werde. Das ist jedoch

nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen möglich; meistens muß sich die Kritik auf die reine Defensive beschränken und eingestehen, daß wenn die in Anspruch genommenen Theile fehlten, niemand etwas vermisse, oft dagegen das Ganze an Präcision und Kraft gewinnen würde.

Mit Uebergehung derjenigen Stellen, deren Aechtheit schon vor H. P. zweifelhaft schien, empfiehlt Ref. besonders folgende neue Vermuthungen als aller Aufmerksamkeit werth:

Die Ode 1, 6. an Agrippa ist bloß bis zu culpa deterere ingeni ächt. Auch 1, 24. läßt Hr. P. gleich mit

Ergo Quintilium perpetuus sopor urget

beginnen. Ref. wünscht in der That, Horaz möchte so geschrieben haben. Die erste Strophe hat durchaus den Charakter eines Rhapsodenproömiums und stimmt nicht zu der Innigkeit der folgenden Klage, welche sich mit ergo nicht einmal gut an ein prooemium anschließt, desto schöner aber damit beginnt, wie Propert. III, 22. 1. Ergo tam doctae nobis periere tabellae und III, 7, 1. Ovid. Trist. II, 1. Dieses Gefühl drängte sich dem Ref. auf, sobald er diese Worte cursiv (denn so, nicht durch uncinos, macht Hr. P. die Interpolationen kenntlich) gedruckt sah. Hr. P. erhebt noch speciellere Zweifel: das Gedicht sey für solch einen pompösen Eingang zu kurz. Ferner sey ein Widerspruch zwischen dem Anfangsgedanken, Nou cessabimus flere und dem Schlußgedanken: desine flere (aber keines von beyden besagen die Worte; denn desiderium steht bloß dem Vergessen und Verschmerzen und patientia der trostlosen Verzweiflung entgegen). Drittens bestreitet Hr. P. die grammatische Richtigkeit des Dativs desiderio. — Auch I, 30. Quid dedicatum ist weit abgerundeter ohne die dritte und vierte Strophe. II, 17. an Mäcenas schließt mit der dritten Strophe. Wirklich weht in diesen 3 einfachen und sinnigen Strophen ein ganz anderer Geist, als in dem folgenden mit gelehrten Anspielungen fast überladenen Theil. Zugleich ist es, wie H. P. bemerkt, auffallend, daß der Schol. Cruq. in seiner Inhaltsangabe diesen größern Theil des Gedichtes gar nicht berücksichtigt. Auch III, 11. mag die letzte Strophe wirklich untergeschoben seyn. Man erwartet nach jenem Surge und falle V. 40 keine nochmalige Ermunterung zur Flucht, und hätte sie der Dichter dennoch wiederholen wollen, so würde er sie zweckmäßiger durch einen Gegensatz gegen das zweymalige me angeknüpft haben, etwa so:

Tu, pedes quo te rapiunt et aurae
Dum favet nox et Venus, i secundo etc.

Aber auch so blieben die Zweifel, die H. P. erhebt, unbeseitigt. Eben so gewinnt offenbar der Anfang von IV, 4. durch die Abkürzung

Quadem ministrum fulminis alitem
Olim juventas et patrius vigor
Vernique jam nimbis remotis
Insolitos docuere nisus
Venti paventem.

In diesen und manchen andern Entdeckungen erkennen wir einen scharfen Blick und feinen Sinn; und fühlten uns gewonnen, noch ehe wir die Beweisführung im Einzelnen kannten. Anderwärts sind wir der Kritik des H. P. wenigstens Dank schuldig, indem sie uns auf Schwierigkeiten aufmerksam machte, die wir anerkennen, aber auf gelindere Art zu heben vermögen; z. B. in der Ode II, 1 hält Hr. P. die zweyte Strophe Paulum severae Musa tragoediae desit theatris für untergeschoben. Sie ist allerdings störend, aber nicht sowohl, weil sie den Gedankengang unterbricht, als vielmehr, weil sie die Nennung des Pollio über die Gebühr aufhält, denn es ist unnatürlich und ohne Beyspiel, daß, während die erste Periode schon eine Anrede (tractas et incedis) enthält, doch erst die zweyte den erläuternden Vocativus nachliefere (denn in Od. 1, 6, wo ein ähnlicher Fall

ist, bilden die beyden ersten Strophen nur einen durch μὲν und δὲ stillschweigend verbundenen Gedanken; was durch die fehlerhaft allzu starke Interpunction nach gesserit verdunkelt wird.). Nach unserer Meynung muß die vierte Strophe der dritten vorhergehen und die erforderliche Apposition zu tractas et incedis bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey den Säugethieren hat der Verf. eine neue, ihm eigenthümliche Anordnung zu Grunde gelegt. Er sagt hierüber S. VII:

„Indem mir schon vor vielen Jahren keine Anordnung genügte und von der Unmöglichkeit alle Thiere und so auch die Säugethiere in einer Reihe abzuhandeln fest überzeugt, konnte ich mich nicht entschliessen, das Cuvier'sche System zu Grunde dieses Buches zu legen. Da ich die Säugethiere in 5 parallel stehende Stämme zerfällte, von welchen jeder Stamm wieder in 3 Ordnungen getheilt ist, war es mir ein Leichtes, alle Vorzüge der vorhandenen Systeme zu benützen und die aus den Fehlern der Einen Reihe hervorgegangenen Irrthümer zu vermeiden. Jeder dieser 5 Stämme zeigt seine niedrigste Form in der dritten, seine mehr ausgebildete in der mittleren, und seine Blüthe in der ersten Ordnung.“

Das Schema des Verf. sieht so aus:

1. Stamm.	2. Stamm.	3. Stamm.
1. Affen.	1. Affen.	1. Beutelthiere.
2. Nager.	2. Fledermäuse.	2. Schnabelthiere.
3. Wiederkäuer.	3. Insektenfresser.	3. Zahnarme.
Vögel.		Amphibien.

4. Stamm.	5. Stamm.
1. Raubthiere.	1. Dickhäuter.
2. Seehunde.	2. Sirenen.
3. Delphine.	3. Wale.
Fische.	Weichthiere.

Als Erläuterung ist noch Folgendes beyzufügen:

„Die Stellung dieser Stämme ist keineswegs willkührlich, sondern sie folgen in strenger Reihenfolge, je nachdem sie höhere oder niedere Thierklassen in dem großen Reiche der Thiere mehr oder minder deutlich darstellen. So geben im ersten Stamm die Affen, mit denen nur der Mensch verglichen werden kann, zu erkennen, daß dieser die Säugethiere in ihrer höchsten Vollendung darstelle; im zweyten durch die Fledermäuse die Andeutung zur Klasse der Vögel; die wahrscheinlich Eyerlegenden Schnabelthiere, die Gürtel- und Schuppenthiere des dritten Stamms zeigen eine Verwandtschaft zu den Amphibien. Deutlich ist in den Seehunden und sprechend in den Delphinen die Fischähnlichkeit, und im ganzen fünften Stamm sieht man die Repräsentation der Weichthiere.“

Nur einige Worte über diese Anordnung. Es ist allerdings richtig, daß eine Aneinanderfügung der Ordnungen in einer einzigen Reihe nicht durchgängig die höher entwickelten über die minder ausgebildeten stellen kann. Indeß ist dieß auch nicht die eigentliche Absicht bey einer solchen Aufstellung, sondern unsers Bedünkens nach, kann es ihr nicht einmal zum Vorwurf gereichen, wenn sie tiefere Ordnungen wieder höhere folgen läßt, sobald nur die letzteren als potenzirte Entwicklungen der ersteren angesehen werden können. So ist es z. B. bey Cuvier allerdings ein großer Uebelstand, daß er die Walle auf die Wiederkäuer folgen läßt, mit welchen sie in keiner natürlichen Verbindung stehen; eben so ist er zu tadeln, daß die Nager den Hufthieren bloß deßhalb vorangehen, um einer eigentlich doch nur künstlichen Eintheilung zu genügen. Indeß alle diese Uebelstände lassen sich beseitigen, und gleichwohl doch die Aufstellung in einer Reihe festhalten, wenn man dem von Schubert aufgestellten Schema folgt. Derselbe beginnt mit den Affen, schließt dann die Fledermäuse und Raubthiere an, und geht durch die Ottern, Seehunde und Wallrosse in einer natürlichen Stufenfolge zu den Wallen herab. Indem er nun diese letzte, in ihrer organischen Ausbildung allerdings sehr verkürzte, Ordnung als eine Art von Durchgangspunkt bezeichnet, aus welcher wieder höhere Ordnungen auftauchen, reiht er auf eine ganz ungezwungene Weise die Dickhäuter an, welche durch die Einhufer in die Wiederkäuer übergehen. An diese schließen sich die Nager an, welche an Vollkommenheit den Hufthieren nachstehen, und durch die Beutelthiere zu den Zahnlückigen übergehend, endigt sich diese Reihe, die einem Wellenzuge zu vergleichen ist, in welchem zwar Höhen und Tiefen miteinander abwechseln, aber alle in einer fortlaufenden Verbindung stehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nicht behaupten, daß die fragliche Strophe unentbehrlich sey, aber die Verdammungsgründe fallen hinweg, sobald man nur desit nicht als eine Ermahnung an Pollio mißdeutet, während der Sinn doch so klar vor Augen liegt: „Du willst jetzt Geschichte schreiben; nun wohl, so mag die tragische Bühne deines Talents eine Zeitlang entbehren; später wenn du den Ansprüchen, die das öffentliche Leben an Dich macht (eben die treue Aufzeichnung der vaterländischen Zeitgeschichte), genügt hast, wirst Du zu der erhabenen Kunst zurückkehren.“ Mit dieser Paraphrase hofft der Ref. zugleich die einzelnen Zweifel des Kritikers beseitigt zu haben.

An vielen andern Stellen aber vermissen wir diese Macht der Divination und sehen nur einen lusus ingenii doctrinaeque. Das letztere ist besonders der Fall, wo H. P. Anstoß an dem lateinischen Ausdruck nimmt, und darauf hin nicht das Einzelne verbessert, sondern das Ganze verwirft. Hr. P. giebt in der Vorrede selbst zu, daß Horaz ungewöhnlich kühn und neu im Ausdruck gewesen: wo hört nun die Kühnheit des Dichters auf und wo fängt die Unmöglichkeit der Latinität an? In Od. III, 3, 33. wird redonabo für condonabo, II, 3. retractes für tractes; II, 11, 3. remittas quaerere für omittas für unlateinisch, mithin die ganze Stelle (freylich nicht blos allein aus diesem Grund) für unhorazisch erklärt. Wir wollen nicht die alte Lehre Compositum pro simplici! entgegenhalten, welcher Ref. so wenig, als H. P. p. 128 hold ist, aber eine genauere Betrachtung hätte Hrn. P. belehrt, daß in allen drey Stellen die Präposition nicht keine, sondern nur eine freyere Beziehung hat: redonabo ist in remittens donabo aufzulösen, remittas quaerere weist auf den bekannten Gegensatz remisse und intente agere hin und retractes bezieht sich auf den Vorgang des Simonides. —

Besonders sind die ἅπαξ εἰρημένα, mögen sie noch so sprachrichtig gebildet seyn, dem Hrn. P. ein Grund zur Verdächtigung: So heißt belluosus Od. IV, 14. p. 435 vox dubiae autoritatis, quae nunquam nisi apud Avienum inveniatur; mit der weitern Anklage: Et Romani melius noverant Oceanum, quam ut tempore Horatii etiam appellarent belluosum. Warum hat H. P. dann den scatentem belluis pontum Od. III, 27, 28. durchschlüpfen lassen? So impermissus in Od. III, 6, 27: vox nusquam alibi lecta. Natürlich findet das schon von Andern angezweifelte cunque Od. I. 32. keine Gnade und muß dieses ganz analoge und verständliche ἅπαξ εἰρημένον einem syntactischen Räthsel weichen: mihi tuque salve, welches bedeute: tu etiam mihi salve, als ob es ausgemacht wäre, daß que auch außer in hodieque für quoque gebraucht werde und vollends gar sich von dem Wort, zu dem es gehört, trennen lasse! Bisweilen verfährt Hr. P. in der Würdigung der Latinität auf eine Weise, die wir nicht

anders als leichtsinnig nennen können. Od. III, 29, 6. bittet Horaz den Mäcenas:

Fastidiosam desere copiam. —

wozu H. P. bemerkt, Pro copia, magis Latinum esset copiae, weil Symmachus Epist. VII. 36. fastidio fugis copias sage. Fände man im Text Fastidiosas desere copias: so hätte H. P. mit weit mehr Fug behaupten können: Horaz pflege in diesem Sinn den Singular copia zu gebrauchen: z. B. Od. I. 17, 14. Carm. Saec. 60; Der spätе Grammatiker aber ziehe copias vor, wie sein Zeitgenosse Symmachus. — Daß aesculetum nirgend als Od. I. 22 stehe, wird p. 104 zur Verdächtigung der Strophe angeführt mit dem sonderbaren Zusatz, wenn Horaz dieß schöne Wort wirklich gebildet habe, so hätten es andere Schriftsteller gewiß ihm nachgebraucht. Ja er wiederholt denselben Grund in Beziehung auf inaudax p. 321. Weiter kann die Hyperkritik kaum gehen!

Bisweilen aber macht H. P. aus der Sprache ein Bett des Prokrustes. Wie ihm ein kühner Ausdruck die Unächtheit beweist, weil er isolirt steht, und ihm den späten Lateiner verräth, so ein anderer darum, weil er ein Analogon im Horaz findet, und ihm somit den Nachahmer des Horaz verräth. So erscheint ihm der eine Ausdruck unächt, weil er unhorazisch, der andere, weil er horazisch, nämlich allzu horazisch ist. Die entfernteste Aehnlichkeit mit einer andern Stelle erregt ihm Verdacht. Das ganze Gedichtchen I. 30. ist ihm ein cento aus horazischen Lappen, oder wie er sich fälschlich ausdrückt, carmen ex centonibus Horatianis compositum. Warum? Sperne Cypron soll aus I, 19. Venus Cypron deseruit, und die Verbindung von Gratiae aus I, 4. Junctaeque nymphis Gratiae entlehnt seyn. Als ob es gar keine positiven und darum wiederkehrenden mythologischen Vorstellungen gäbe! Und vollends in thure te vocantis und in Glycerae in domum erkennt er eine Nachahmung von IV, 1. Quo juvenum te revocant preces und von in domum Pauli.“ Demnach darf ein Dichter kaum ein Wort, kaum einen Begriff zweymal in seinem Leben gebrauchen. Ref. muß sich wundern, daß Hr. P. die mater saeva cupidinum, wie Horaz die Venus zweymal nennt, an beyden Stellen Od. I, 19, 1. u. IV, 1, 5. unangefochten gelassen hat.

Nicht selten verkennt aber auch H. P. Horazens Humor und Ironie. Ein Baum auf des Dichters Gut hätte ihm durch seinen Umsturz fast den Tod gebracht. Hätte er den Pflanzer dieses Baums einfach und vollen Ernstes deshalb als einen Vatermörder ꝛc. angeklagt (Od, II. 13). so wäre das arge Wesen, welches er aus dem an sich unbedeutenden Vorfall machte, und der hohe Werth, den er auf seine Person und sein Leben legte, mißfällig, fast lächerlich. Dieß paralysirt er durch die bombastische Uebertreibung, indem er eben diesen Gedanken durch zwey Strophen hindurch führt, und ihm dadurch den Charakter der Ironie verleiht. Hr. P. dagegen sieht daran nur die Weitläufigkeit und Tautologie und streicht die erste Strophe. Die Bedenken Bentley's an der Construction, welche Buttmann und H. P. wiederholt haben, hat Ref. niemals theilen können, so einfach und natürlich schien ihm jederzeit die Brachylogie in: Quicunque primum, scil. te posuit.

Die nämliche Verkennung des horazischen Humors hat bey der Behandlung von III, 14, welche dem Hrn. P. ganz unwürdig erscheint, und III, 19, welche unter ihm auf die ersten 8 Verse zusammenschmilzt, nachtheilig mitgewirkt.

Gleich die erste Ode, welche Guiet für ganz untergeschoben erklärte, enthält nach H. P. eine vierfache Interpolation. Ihr Anfang lautet nach ihm folgendermassen:

Maecenas atavis edite regibus
O et praesidium et dulce decus meum!
Hunc si mobilium turba Quiritium
Certat tergeminis tollere honoribus

Terrarum dominos evehit ad deos.
Gaudentem patrios findere sarculo
Agros Attalicis conditionibus caet.

Hier, fürchten wir, hat er dem Dichter keinen guten Dienst geleistet. Erstens ist terrarum dominos als vorangestellte Apposition zu deos (von der Doppelsinnigkeit abgesehen, die anderswo Hrn. P. über die Massen anstössig ist) unerträglich kraftlos, wie schon Galiani und Fr. Jacobs (Vermehrte Schr. Thl. V. S. 372) bemerkt. Zweytens aber entsteht dadurch in der Aufzählung der menschlichen Steckenpferde eine förmliche Lücke. In der bisherigen Form nämlich fand man nacheinander aufgeführt: Die Sehnsucht nach Ruhm, nach Macht, nach Reichthum; nach genügsamer Häuslichkeit, nach industrieller Thätigkeit, nach behaglichem Lebensgenuß, endlich nach Krieg und Jagd. In dieser Reihe kann unserem Gefühle nach die Erwähnung der Ruhmliebe und der Geldliebe, (die doch Hrn. Ps. Kritik beyde entfernt) am wenigsten fehlen. Was er gegen Illum si proprio condidit horreo einwendet: Qui frumenta totius Africae congessit, jam sat dives est. Hic non desiderat conditiones Attalicas, ist dem Ref. völlig unverständlich. Sollte man nicht meynen, H. P. habe diesen Gedanken, der den unersättlichen Domänenbesitzer schildert, mit dem folgenden, der diesem den genügsamen Landmann, der nur von seinem heimathlichen Gut ärndten will, entgegensetzt, zu Einem Gedanken vermengt? Ein solches Mißverständniß wird noch wahrscheinlicher durch seine Wortkritik: er nimmt nunquam demoveas auf mit der Bemerkung: Librarii non intelligebant, aliquem dimoveri exiguo tempore inde quo mox redit, demoveri in perpetuum. Die synonymische Bemerkung ist fein und richtig, aber wer sollte nach ihr nicht dimoveas vorziehen, da der Kaufmann doch gewiß von seinen Handelsreisen zurückzukehren gedenkt? Die berühmt gewordene Frage über v. 28 u. 29 umgeht Hr. P. nach seinem Grundsatze zum Theil dadurch, daß er den Vers:

Dis miscent superis Me gelidum nemus

streicht. Fr. A. Wolfs ausführliche Vertheidigung der broukhuysischen Conjectur Te doctarum in den Literar. Anall. Fasc. II. (nicht I.) S. 261 bis 276 wird kurz abgefertigt mit dem Grund: Sed laus Maecenatis non adeo cernebatur ipsa poesios exercitatione quam favore. War denn Wolfs historischer Beweis, daß Mäcenas selbst ein geachteter Dichter war, S. 268, keiner andern Widerlegung werth? Ref. hält die Wolfische Lesart, aber nicht seine Erklärung, für die richtige, und ist überzeugt, daß unter praemia die Belohnungen, die Mäcenas ertheilt, unter doctae frontes die gekrönten Dichter, die den Mäcenas umgeben, gemeynt sind; darauf führt schon der Plural frontium, wenn gleich frontes wie cervices auch bisweilen für den Singular gebraucht wird. Dieß scheint uns der passendste Schluß der Ode: Dich beglückt Dein Beruf Dichter zu krönen: mich schon die Zurückgezogenheit (das ist offenbar Secernunt populo) im stillen Umgang mit den Musen; seh' ich mich dann dnrch Dich auch noch anerkannt, dann fühl ich mich überglücklich. H. P. dagegen tilgt als viertes Einschiebsel auch noch den vorletzten Vers:

Quod si me lyricis vatibus inseris

so daß der ganze Ode gar keine Beziehung mehr auf den anfangs angesprochenen Mäcenas bleibt.

Mehrere der berühmtesten Oden des 3ten Buches theilen miteinander die Eigenheit, daß bey aller Vortrefflichkeit und Klarheit der einzelnen Theile doch der Grundgedanke des ganzen Gedichts und der Gedankengang vielen Erklärern dunkel schien. So gleich die erste Ode. Allerdings läßt sich auch hier eine Gedankenfolge festhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Schluß.)

Diese Anordnung scheint uns viel natürlicher, als die, welche der Verf. aufgestellt hat, indem bey ihm die Stämme abgerissen nebeneinander stehen, und weil er bey den Ordnungen eine vorher bestimmte Zahl, nämlich 5 × 5, haben muß, so ist er gedrungen, sie ohne Noth zu vermehren. So halten wir es durchaus für fehlerhaft, Delphine und Wallfische in zwey Ordnungen zu sondern; eben so sind nicht hinlängliche Gründe vorhanden, um die pflanzenfressenden Walle von ihnen loszureißen. So spricht es ebenfalls nicht zu Gunsten einer natürlichen Anordnung, wenn Affen und Maki's, wenn Dickhäuter und Widerkäuer weit voneinander gestellt sind. Die Vergleichung der fünf Stämme mit andern Thierklassen darf ohnedieß nicht ernstlich genommen werden, und mithin scheint es also nicht, daß der Verfasser der eigentlichen innern Anordnung, welche die Natur bey der Klasse der Säugthiere eingehalten hat, näher auf die Spur gekommen ist, als seine Vorgänger.

Trotz dieser mancherley Ausstellungen, die ohnedieß nur die an Umfang geringste Partie des Werkes betreffen, erklären wir gleichwohl die vorliegende Naturgeschichte der Säugethiere für eine der gelungensten Arbeiten dieser Art. Sie hat sich nicht zur Aufgabe gesteckt, alle Arten abzuhandeln, sondern nur die interessantesten unter denselben, diese aber in allen ihren merkwürdigen Verhältnissen auf eine genaue und angenehme Weise geschildert, so daß dieses Buch zur vielseitigen Belehrung über eine der wichtigsten Klassen des Thierreiches dienen kann. Auch die hauptsächlichsten anatomischen Merkmale sind bey der Charakteristik der Gattungen und Ordnungen zugefügt worden, was sehr zu loben ist, da ein Verständniß der thierischen Oekonomie ohne Kenntniß jener Merkmale nicht möglich ist. Sehr erleichtert wird dem Leser die Benützung dieses Werkes durch die vielen bildlichen Darstellungen, die dem Texte eingedruckt sind. Es sind dieß Holzschnitte, welche zwar nicht alle gleich gelungen sind, indem bey manchen die einzelnen Partieen noch nicht recht auseinander gehen, die aber gleichwohl zu dem Besten gehören, was uns in Deutschland hierüber bekannt geworden. Wenn auch bey uns diese Kunst auf dem Gebiete der Zoologie solche Fortschritte macht wie in England, so könnte es wohl bald dahin kommen, daß wir uns in vielen Fällen, statt der Stein- und Kupferstiche, der Holzschnitte bedienen würden, in welchen sich mit der Weichheit der ersteren die Schärfe der letztern verbinden läßt.

Andreas Wagner.

Die Farben der Blüthen. Eine chemisch-physiologische Abhandlung von Dr. L. Clamer Marquart, Apotheker ꝛc. Bonn, 1835. Verlag von T. Habicht. (92 S. in gr. 8.)

Die Aufgabe der Naturforschung, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf wenige Gesetze und Elemente zurückzuführen, scheint in Beziehung auf den bunten Farbenschmuck der Blüthen des Pflanzenreiches bisher noch nicht beachtet worden zu seyn, obgleich es an vielen einzelnen, jedoch unter sich wenig zusammenhängenden, chemischen Versuchen darüber durchaus nicht gebricht. Die Lösung dieser Aufgabe wurde nun von dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung auf chemisch-physiologischem Wege versucht, und zwar so, daß wir vorläufig mit den Resultaten seiner Forschungen zufrieden seyn dürfen, obgleich die Aufgabe bey weitem noch nicht erschöpft ist.

Wir müssen es als einen Beweis von Gründlichkeit ansehen, daß der Verf. seine Untersuchungen auf eine geschichtliche Basis stützt, indem er von den bisherigen physiologischen und chemischen Untersuchungen der Blüthenfarben von Paracelsus anfangend bis auf Voigt, Glocker, Lemaire-Lisamourt, Macaire-Princep, Link, Schübler, Frank, Wernle, Pieper, Schulz, Menen u. v. a. ausgeht, um auf das bisher Bekannte und kritisch Beleuchtete seine eigene Arbeit zu bauen.

Die vorliegende Abhandlung zerfällt demnach in zwey Hauptabschnitte, nämlich 1) in die Geschichte und Literatur der früheren Untersuchungen, und 2) in die Mittheilung der eigenen Versuche und deren Resultate, welche hauptsächlich folgende sind.

Die Farbe der Blüthen ist ein modificirtes Blattgrün (Chlorophyll), weil die künftig gelben Blumenblätter unmittelbar aus Grün in Gelb übergehen, und die Uebrigen vor ihrer vollständigen Entwickelung eine mehr oder minder blaße, weiße oder weißlichgrüne Farbe zeigen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Fortsetzung.)

Jupiter ist allein ein König, alles Sterbliche, vornehm und gering, ist ein Sclave des Schicksals des Todes, und lebt in beständigem Bangen: nur der Genügsame findet Ruhe: so will auch ich mir genügen lassen. — Allein man mag sich wenden wie man will, so sind das zwey Grundgedanken, welche schwer unter Einen zu subsumiren sind. Und wie paßt hiezu die anspruchsvolle erste Strophe? In der 2ten Ode ist dieselbe Erscheinung noch allgemeiner anerkannt. Der Zweck der dritten Ode und der Zusammenhang des Justum ac tenacem mit Juno's Rede ist ein bekanntes Problem, an dessen Lösung sich zuletzt unseres Wissens F. W. Struve auf eine geistvolle Weise versucht hat in den historischen Abhandlungen der Königsberger Gesellschaft, indem er sie einen Versuch des Dichters nennt, das Thema, welches sein Freund Virgil als Epos ausführte, seinerseits in lyrischem Geiste zu behandeln.

Auf diese und ähnliche Beobachtungen gestützt, stellt H. P. die überraschende Hypothese auf, daß die Hauptbestandtheile der Oden III, 1. 3. 5. 6. 16, welche sämmtlich einer Dedication entbehren, nichts als Bruchstücke eines großen gnomischen Gedichtes seyen, zu dem die erste Strophe von III, 1 das Prooemium bilde, welches deßhalb carmina nicht carmen verspreche und sie (was wir hinzusetzen würden) wegen seines verschiedenartigen und durchaus moralisirenden Inhalts virginibus puerisque widmet. Diese discerpta membra ordnet H. P. hinter dem carmen saeculare selbst so, wie sie nach seiner Ansicht ein ursprüngliches Ganze gebildet haben, mit der Aufschrift carmen gnomicum, 51 Strophen aus den bezeichneten Oden. Um einen Begriff zu geben nur Folgendes: Von III, 3. sind nur die 4 ersten Strophen ächt; aber Justum ac tenacem bis ferient ruinae bilden eine eigene Gnome. Hac arte (oder nach H. P. ante) bis Acheronta fugit schließt sich an III, 2. 17—24, an Virtus repulsae . . . fugiente penna an. Ref. hat nicht den Muth fassen können, dieser Hypothese beyzutreten und doch muß er ihr nicht nur ausgezeichneten Scharfsinn, sondern auch einige innere Wahrscheinlichkeit im Allgemeinen zugestehn; die nähere Prüfung des Einzelnen muß er jedoch einer andern Gelegenheit vorbehalten. Wenn aber H. P. die Verse aus III. 1:

Quodsi dolentem nec Phrygius lapis

p. 520. als eine selbstständige Gnome (ut sola ac separata consistat et cum novo praecepto incipiat novum carmen nach p. 241) hinstellt, so theilt er den bey vielen neuern Latinisten herrschenden Irrthum, daß quodsi, welches doch immer in si igitur aufzulösen ist, mit si einerley sey, und ein Gedicht oder einen Aufsatz beginnen könne.

Von Hrn. Ps. Conjecturen werden nicht gar viele Eingang in den Text finden. Sie sind in der Regel mit Scharfsinn ausgedacht und mit Gelehrsamkeit unterstützt, aber eben diesen Charakter, demnach sie mehr factae als natae sind, tragen sie noch weit unverkennbarer an der Stirn, als die Vent-

leyischen. Freylich ist für solche Conjecturen von überraschender Evidenz in dem vielgelesenen, vielbearbeiteten Schriftsteller kein ergiebiger Boden mehr.

Ref. hebt einige der Conjecturen des Hrn. P. als Probe aus, und beginnt mit Empfehlung der, wie uns scheint, glücklichen Verbesserung der schwierigen Stelle Od. I, 4.:

Jam te premet nox fabulaeque manes

wo H. P. fabulam atque manes zu lesen vorschlägt, was offenbar in des Persius Codex stand, der auf diese Stelle anspielt Sat. V. 152: Cinis et manes et fabula fies. Weniger Beyfall verdient die Aenderung des folgenden Et domus exilis Plutonia in exilium, so daß es einen eignen Satz bildet. Den Tod noch ein Exil zu nennen (noch dazu ohne den Zusatz aeternum II, 3.) nimmt sich nach dem, was vorausgeht, überaus matt aus. H. Ps. Frage aber an domus, in qua quis habitet, recte dicatur eum premere, ist leicht zu beantworten durch Erinnerung an Virg. A. VIII, 473: Hinc Rutulus premit, als unübersteigliche Gränze, wie unten der Styx.

In Od. II. 35, 30 emendirt H. P. die bekannte Stelle so:

Te spes et albo rara Fides colit
Velata panno; sed (Mss. nec) comitem abnegat

mit der Erklärung: sed quum eosdem homines relinquis, Spes et Fides te non comitantur, sed apud infelices manent. Diesen schönen und passenden Sinn können wir aber aus der Conjectur des Hrn. P. so wenig, als aus der Vulgata herausconstruiren; wohl aber aus dem Vorschlag, den Ref. in seiner Heptas Lectt. Horatt. 1830. gemacht hat:

Te Spes et albo rara Fides colit
Velata panno: nec comitem abnegas etc.

Zu den unnöthigen Conjecturen gehören folgende: Od. II. 1.

Sed ne relictis Musa procax jocis
Cea retractes munera naenia

weil an der Lesart der Handschriften Ceae retractes munera naeniae sowohl retractes für tractes als munera naeniae für munera Simonidis unstatthaft sey. Was für leichte Gründe! Stände Ceae nicht da, so würde es tractes heißen müssen; aber wenn Horaz Klaggesänge, die schon Simonides gedichtet hatte, gleichfalls auch dichtet, so nennt er sich in seiner Bescheidenheit retractans, gleichsam den Dichter einer Ilias post Homerum. Und wenn er munera naeniae sagt, so ist das ein objectiver Genitivus, so unanstößig, wie munus vigiliarum bey Livius.

Mehr als blos unnöthig ist die Veränderung I, 3, 6.

Navis quae tibi creditum
Debes Virgilium in finibus Atticis
Reddas incolumem.

Nämlich, weil das Schiff den Virgil in Italien an Bord genommen hatte, soll reddere kein richtiger Ausdruck für das Ausschiffen in Attika seyn. Wir dächten so gut, wie ein Schuldner, der eine in London aufgenommene Summe nach Ordre des Gläubigers an ein Haus in Paris auszahlt, seine Schuld zurückzahlt. Wenn solche Schwierigkeiten gefunden, und solche Conjecturen gemacht werden, sollte man meynen, die philologische Kritik habe sich erschöpft.

In Od. III. 2, 18.

Virtus repulsae nescia sordidae
Intaminatis fulget coronibus

schlägt er interminatis d. h. minis et vi negatis wie Epod. V. 39 vor, erträglich wenn die Stelle verderbt wäre: aber was Horaz mit intaminati honores meynt, commentirt Sallust. Iug. 3. quoniam neque virtuti honos datur, neque illi quibus per fraudem jus fuit, tuti aut eo magis honesti sunt.

Von gleichem Werth ist der Vorschlag zu Od. IV. 7. 7.

Immortalia ne spires

ſtatt speres, weil nemo tam ineptus est, ut immortalitatem speret, neque ut non speret admonitore opus est anno et hora. Aber ſo würde Horaz ſeinen Freund vor großartigen Gedanken und Planen, aber nicht vor Verſäumniß oder Aufſchub des Lebensgenuſſes warnen, was eben ſo gegen den Gang des Gedichts, als gegen Horazens Geſinnung ſtreiten würde.

Beyſpiele von eigentlich fehlerhaften Conjecturen wird man bey einem Gelehrten von H. Ps. Ruf nicht erwarten. Deſto mehr hat uns der Vorſchlag überraſcht in Epod. 2, 25 für

Labuntur altis interim rivis (oder ripis) aquae

zu leſen. Einen ſo genauen Kenner des Dichters hätte ſchon ſein Ohr warnen ſollen, von

Haec ubi locutus foenerator Alphius

auf die Zuläßigkeit des nämlichen Dactylus auch im fünften Fuß einen Schluß zu machen. Uebrigens iſt rivis das ächte; es ſteht in abſtrakter Bedeutung wie Virg. Aen. V. 200. Sudor fluit undique rivis.

Für die Erklärung iſt nach dem ganzen Plan der Ausgabe am wenigſten geſchehn. Oft beſchränkt ſie ſich nach holländiſcher Sitte auf Vergleichung von Parallelſtellen, entweder ſolcher, die Horaz vor Augen hatte, z. B. zu IV. 15, 12; oder ſolcher, deren Verfaſſer den Horaz nachahmten oder auf ihn anſpielten z. B. zu I, 3. 38., bald ſolcher, in welchen nur eine zufällige Aehnlichkeit ſichtbar iſt; die erſte Art gehört allerdings zum vollſtändigen Verſtändniß, die letztern ſind Beywerke, und haben ein unmittelbares Intereſſe für das Studium des Autors nur dann, wenn ſie der etwaigen Bezweiflung einer ungewöhnlichen Sprachfügung vorbauen wollen; ſonſt ſind ſie bloße documenta eruditionis, welche die deutſche Philologie zu ſchätzen bereits aufgehört hat. Zu dieſen letztern muß Ref. gleich die erſte Note dieſer Ausgabe zählen. Ein (uns unbekannter) interpres ad Soph. Trach. 743 citirt den 2ten Vers vielleicht in Folge eines Gedächtnißfehlers ſo: O desiderium et dulce decus meum. Dieß giebt dem Hrn. P., wie es ſcheint, nicht unerwünſchte Gelegenheit durch Aufführung von nicht weniger als ſechs Parallelſtellen zu beweiſen, daß praesidium und decus bald als Synonyma bald als Appoſita, verbunden werden können. Wer mag das im Ernſte bezweifelt haben? — Und was nützen vollends zu Od. IV. 1. 1. Intermissa bella die Vergleichung von Stat. III. Silv. 1. Intermissa tibi renovat Tirynthia sacra.

Eigentlich beyfallswerthen Erklärungen von anerkannt ſchwierigen Stellen iſt Ref. nicht begegnet; in der Regel verzweifelt H. P. von vornherein an der Möglichkeit und giebt eine Conjectur, oder er verſchont die Worte, und verweiſt die ganze Stelle einem Gloſſator, welchem er ſo dunkel und fehlerhaft als er will, zu dichten geſtattet.

Wo er aber von dem bisherigen Verſtändniß abweicht, giebt er nicht immer Beſſeres. Sublimi flagello Od. III. 26. 11. erklärt Mitſcherlich in sublime educto, quo gravior plaga sedeat. Umgekehrt H. P. Leviter tange sublime, summa parte flagelli, non toto flagello. Levis ictus sufficiebat, ohne auch nur Ein Beyſpiel beyzubringen für einen ähnlichen Gebrauch von sublimis, deſſen Begriff doch bekanntlich immer das Schwebende iſt.

Von überraſchendem Intereſſe aber iſt H. Ps. Deutung der Ode II, 20. Non usitata, non tenui ferar. Er hält ſie für Horazens Schwanengeſang, und bald nach des Mäcenas Tod im Gefühl ſeines eignen nahen Todes gedichtet. So gewinnt das ganze Gedicht erſt Bedeutung und beſonders die ſchwierige Stelle

non ego, quem vocas,
dilecte Maecenas, obibo

von H. P. ſehr ſinnvoll ſo verſtanden, daß der vor-

ausgegangene Freund ihm rufe, eine Vorstellung, die er als antik nachweist, z. B. durch Vergleichung von Senec. Phoen. 37 Genitor. vocat. Sequor, sequor! und anderer Stellen, denen er die Erscheinung des Varus bey Tac. Ann. 1, 65 hätte beyfügen können.

(Schluß folgt.)

Das Thierreich in seinen Hauptformen systematisch beschrieben von Dr. J. J. Kaup ꝛc.

(Schluß.)

Ob die Veränderung des Blattgrüns in die Blumenfarbe ein Oxydations- oder Desoxydations-Proceß sey, ob sie durch Wirkung von Säuren und Alkalien hervorgebracht werde, oder ob gar die Farbenveränderung durch ein Zerfallen des Grün in Gelb und Blau entstehe, hat noch nicht bewiesen werden können.

Der Verf. zeigt, daß das Blattgrün durch Einwirkung von Wasser, Kohlensäure, Essigsäure u. s. w. leicht in Gelb umgebildet werden könne, und daß es durch concentrirte Schwefelsäure und Alkohol ins Dunkelblaue übergehe. Er glaubt, diese blaue Farbenänderung gründe sich auf Wasser-Entziehung, so wie umgekehrt das Gelbwerden des Blattgrüns bey Behandlung mit Wasser von chemischer Bindung des letztern herrühre, was freylich nur eine Meinung ist. Daß zur Bildung des Blattgrüns nur eine ungestörte Lebensthätigkeit, keineswegs aber der Einfluß der directen Sonnenstrahlen auf die Pflanze nöthig sey, unterliegt keinem Zweifel. Der Verf. sieht die Kohlensäure und das Wasser als die elementären Bestandtheile des Blattgrüns an; was vorläufig auch nur eine Hypothese ist, denn nur durch chemische Elementar-Analysen könnte diese Behauptung bewiesen werden.

Durch Behandlung der Blumenblätter von sehr verschiedenen Pflanzen mit Wasser und mit Weingeist von verschiedener Stärke kam der Verf. zu dem Resultate, daß der gelbe Blumen-Färbestoff in der Regel harzhaltig, der blaue und rothe oder violette hingegen extractiv, d. h. nicht nur in Weingeist, sondern auch in Wasser löslich, und begleitet von einem gelblichen oder grünlichgelben Harze sey. Den extractiven blauen, violetten, oder rothen Farbestoff, welcher auch in den braunen und pomeranzenfarbigen Blumen vorhanden ist, nennt der Verf. Anthokyan (von ἄνθος Blume und κυάνωσις blaue Farbe); er ist in Wasser und Weingeist von 50 bis 60 Procent löslich, aber unlöslich in absolutem Alkohol, Aether und Oelen; von Säuren wird dieser Farbestoff roth, daher reagirt der Saft der rothen Blumenblätter durchaus sauer, durch Alkalien verändert sich das Roth in Blau, Grün, auch Braun. Durch Einwirkung des Wassers und der Luft wird das Anthokyan allmählig harzartig, mithin in Wasser unauflöslich, wie dieses z. B. bey dem Carthmin des Saflors und bey Buchners Hypericumroth aus den getrockneten Blumen von Hypericum perforatum der Fall ist.

Den harzartigen gelben Färbestoff nennt der Verf. Anthoxanthin (von ἄνθος Blume und ξάνθισμα gelbe Farbe); dieser Farbestoff ist weit beständiger als das Anthokyan, und durch chemische Reagentien weniger veränderlich; im reinen Zustande ist er nur in Alkohol, Aether und Oelen löslich, er kömmt aber in einigen Blumen auch zum Theil in solchen Verbindungen vor, welche in Wasser löslich sind. Zu dem Hauptcharakter des Anthoxanthins gehört, daß es durch concentrirte Schwefelsäure dunkel indigblau und später, indem die Säure Wasser anzieht, purpurroth wird.

Clamor Marquart glaubt aus seinen Versuchen schließen zu dürfen, daß das Anthoxanthin, so wie das Anthokyan der Blumen überall identisch sey, und daß die mannigfaltigen Modificationen, unter welchen die beyden Farbestoffe auftreten, nur von verschiedenen Verbindungen derselben herrühren, in welche sie die Natur gebracht hat, oder in welche wir sie durch unsere Auflösungs- und Scheidungsmittel bringen.

In den Blumen mit weißen Blumenblättern entdeckte der Verf. einen farblosen extractiven Bestandtheil, welcher darin stets vorhanden ist, und mit Alkalien gelb wird, auch in anderstfarbigen Blumen mit Anthoxanthin und Anthokyan zugleich vorkommen kann. Außer diesem eigenthümlichen Stoffe, welchen wir Antholeucin nennen wollen, enthalten die weißen Blumen auch ein hellgelbliches, unter gewissen Umständen ganz weisses Harz, das sich weniger leicht in ätherischen und fetten Oelen, als in Alkohol und Aether löst, und auch in verschiedenen farbigen Blumen vorkömmt. Zum Hauptcharakter dieses Blumenharzes gehört die Eigenschaft von conc. Schwefelsäure mit blauer Farbe, welche an der Luft ins Dunkelpurpurrothe übergeht, gelöst zu werden.

Wer immer für Pflanzen Physiologie und Chemie Interesse hat, wird die Abhandlung des Hrn. Cl. M. gewiß mit Vergnügen und Belehrung lesen; interessant sind auch seine Untersuchungen über den innern Bau der Blumenblätter in Bezug auf ihre Färbung und über die Veränderungen der Blüthenfarben unter verschiedenen Umständen und Lebensperioden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Kirchneri Quaestiones Horatianae. I. De Bentlejana temporum quibus Horatius poematum suorum libros scripserit constitutione. II. De utroque Tigellio. III. De satirae libri primi secundae et tertiae temporibus. IV. De itinere Brundusino. Praemittitur vita Horatii adhuc inedita e codice Ms. Subjungitur tabula chronologica Horatiana. Numburgi typis C. A. Klaffenbachii. MDCCCXXXIV. 60 Seiten 4.

Als Ref. im Jahre 1822 den verewigten Prof. Spohn in Leipzig besuchte, vernahm er aus seinem Munde die Aeusserung, „es sey ihm ziemlich gelungen, die Anlässe zu fast jedem der horazischen Gedichte aufzufinden, so daß die chronologische Anordnung derselben eine Biographie des Dichters bilden könne.“ Wenn sich, wie es scheint, in dem Nachlaß des gelehrten und gründlichen Mannes nichts der Art vorgefunden hat, so ist das um so mehr zu bedauern, je mehr seine homogenen Untersuchungen über Tibull die befriedigendsten Ergebnisse auch auf jenem Gebiete hoffen ließen.

Desto erfreulicher ist es nun, daß ein Mann, welcher den Freunden des Dichters schon durch einzelne Monographien über Ofellus und eine begonnene Uebersetzung der Satiren im Geist von Fr. A. Wolf bekannt war, Hr. Kirchner, gegenwärtig Director der Schulpforte, eine ähnliche Aufgabe übernommen hat, nämlich eine zusammenhängende Untersuchung über die Zeit und Gelegenheit, welcher jedes Gedicht des Horatius seine Entstehung verdanke; eine höchst verdienstliche Aufgabe, nicht blos in geschichtlicher Hinsicht, sondern ausgezeichnet ersprießlich für das ästhetische Verständniß des Schriftstellers, und bey ihm mehr, als bey vielen andern Dichtern. Denn auf ihn findet besonders Anwendung, was Göthe zur Ehre der Gelegenheitsdichter sagt:

Willst Du dich als Dichter beweisen,
Must Du nicht Helden noch Hirten preisen;
Hier ist Rhodus, hier tanze, du Wicht,
Und zur Gelegenheit schaff ein Gedicht.

Herr Kirchner tritt in dem ersten der vier auf dem Titel namhaft gemachten Kapitel besonders gegen Bentley in die Schranken, dessen Autorität und Ansicht sich bisher im Allgemeinen auch hier behauptet hatte, obgleich im Einzelnen von Jani, Vanderbourg u. a. viel Widerspruch eingelegt worden war.

Vor allem bestreitet Hr. K. Bentley's Behauptung, daß Horatius sich immer nur mit Einer Art Poesie beschäftigt habe, erst blos mit der satirischen, dann blos mit der lyrischen, zuletzt ausschließlich mit der didactischen, oder poetischen Epistel; eine an sich und, wenn nicht bestimmte Zeugnisse für das Gegentheil vorliegen, unnatürliche Annahme von der Gewohnheit des Gelehrten, der sich nicht durch Mannigfaltigkeit zerstreuen will, irrig übergetragen auf die ganz heterogene Productionsweise des Dichters. Hr. K. hat es verschmäht, durch Ausführung dieses allgemeinen Gesichtspunctes die Ansicht Bentley's zu widerlegen und geht ihm auf rein historischem Wege entgegen, was allerdings dem Geist einer philologischen Untersuchung angemessen ist. Wir wüß-

ten Herrn Kirchner hier nichts Wesentliches entgegen zu halten, nur wenn er gelegentlich (p. 4) behauptet, daß Horaz non tam propter imbecillitatem ingenii, (wie er selbst angiebt,) quam longioris morae et laboris impatientia auf die epische Poesie verzichtet habe, so kann ihm Ref. nicht beystimmen. Was A. W. Schlegel von den Römern überhaupt gegen Niebuhr geltend zu machen suchte, daß schon ihr Nationalcharakter die Anlage zur Epopöe ausgeschlossen habe, das läßt sich auf Horaz wenigstens anwenden; das Talent des Witzes und der Satire, welches er im hohen Grade besaß, ist mit dem epischen Talent fast unverträglich; und er selbst spricht sich, bey allem sonstigen Gefühl seines Dichterwerthes, so oft und so bestimmt über seine dießfallsige Unfähigkeit aus, daß man diese Aeußerungen, zu seiner Ehre, für Ernst nehmen und in ihnen sein richtiges Gefühl und Bewußtseyn erkennen darf.

Der zweyte Paragraph enthält den Beweis, daß Horaz seine Dichtungen erst einzeln, gleich nach ihrer Abfassung bekannt machte und erst später als Sammlungen herausgab. Auch hier wollen wir nicht dem Resultat widersprechen, sondern nur einem einzelnen Beweisgrund: Quem enim in finem carmina praesertim ad publicas res P. R. spectantia omnino componeret, nisi ut publici juris fierent nec fortasse post aliquot annos suis voluminibus inclusa cum propriam suam vim perdidissent, sed suo ipso tempore apud vulgus innotescerent? Es läßt sich darüber streiten, ob Horaz ein eigentlich poetischer Geist war; aber eine poetische Natur muß er unstreitig heißen, wenigstens darin, daß er, wie jeder wahre Dichter, nicht dichtete, um zu wirken, oder irgend einen Zweck zu erreichen, sondern zunächst nur für sich in dem Bedürfniß, seinen Gefühlen Gestalt zu verleihen. Man erinnere sich nur an Göthe's Bekenntnisse über die Entstehung seines Werther. Darum wäre es allerdings denkbar, daß er seine Productionen im Schranke liegen ließ, bis sich eine äußere Veranlassung zu ihrer öffentlichen Mittheilung fand.

(Schluß folgt.)

C. Horatii Flacci Carmina recensuit P. Hofman Peerlkamp, etc.

(Schluß.)

Aber wenn Hr. P. sagt: Eam mortem sibi ipse conscivit, fortasse veneno, qui Maecenati jam mortuo superesse nollet nec posset, so geht er nach seiner Gewohnheit wieder offenbar zu weit. Hätte auch nur eine dunkle Fama in Rom von einem Selbstmord des Horatius gesprochen, der Biograph hätte sie uns sicherlich nicht vorenthalten; aber er nennt nur urgentem vim valetudinis. Daß Horazens Tod mit dem des Mäcenas zusammenhing, glauben wir darum doch gern, aber nur nicht anders, als wie Zelter nach 14 Tagen seinem Göthe folgte, er, den ein ähnliches Vorgefühl begleitet hatte, als er 1818 an den kranken Göthe schrieb: „Wenn Du gehst, nimm mich mit; nimm den treuen Bruder mit!“ wie den Horaz in seinem ibimus, ibimus supremum carpere iter pariter parati.

Auch das Urtheil der dritten Strophe hat viel Ansprechendes; sie scheint durch das Beywort biformis v. 2 veranlaßt. Aber darum kann doch v. 21 Absint inani corpore naeniae, wofür Hr. P. inanes vorschlägt, beybehalten werden. Horaz spricht in gleichem Geiste von seinem scheinbaren und wahren Ich, wie Sokrates am Schlusse von Platons Phädon p. 115. c. Aber so ansprechend auch der ganze Gedanke ist, so hat doch Hr. P. mehrere Schwierigkeiten übersehen oder ignorirt. Wir wollen nicht fragen, wie denn dieses letzte Gedicht des Horaz zum Epilogus des zweyten Buches geworden sey, da H. P. eine willkührliche Anordnung der Oden durch die librarios annimmt; aber was soll das Beywort non usitata zu penna? Ref. darf sich

unter biformis in H. Ps. Sinne eine Schilderung der entkörperten Seele denken, welche ihrem Wesen nach dem Menschengeschlecht, nach ihrer Erscheinung und Bewegung aber, in so fern sie sich in die Luft erhebt, dem Geschlecht der Vögel angehört. Nun ist jedoch weder im Vergleich mit den Menschen- noch mit den Vogelflügeln non usitata passend. Aber dem ließe sich durch eine leichte Aenderung non visitata d. h. unsichtbar (vergl. Vitruv. IX, 4.) und allenfalls durch Aufnahme der Variante nec, und doch nicht, abhelfen. Allein an wen richten sich denn am Schlusse die Imperative compesce und mitte? An den todten Mäcenas doch wohl nicht; und doch ist dieser die einzige Person, welche angeredet wird. Wenn es nur wenigstens compescite, mittite hieße, damit man die Hinterbleibenden im allgemeinen verstehen dürfte!

Soll Ref. nach diesen einzelnen Proben noch ein allgemeines Urtheil über den Werth dieser Ausgabe fällen, so trägt er kein Bedenken, sie als eine keineswegs unbedeutende Erscheinung in der philologischen Litteratur zu bezeichnen, und erkennt mit Vergnügen an, daß er ihr vielfache Belehrung und noch mehr Anregungen verdanke; denn nicht leicht ist eine Behauptung des H. P. ganz ohne Schein und Halt. Wie oft jedoch seine Zweifel ihren Grund in vorgefaßten Meynungen, manchmal wohl auch in allzu individuellen und beschränkten Ansichten von lateinischer und von poetischer Correctheit haben, glauben wir durch die gegebenen Beyspiele zur Genüge gezeigt zu haben. Die Wortkritik und Interpretation hat uns wie gesagt am wenigstens befriedigt; die Nachweisung von Interpolationen ist mit Kühnheit und Genialität versucht, und verdient alle Achtung und Beachtung; daß er zu weit geht, liegt in der Neuheit wo nicht des Gedankens, doch seiner energischen Anwendung und Ausführung. Man wird ihm nicht ungern die Voraussetzung zugeben, daß Horaz nichts seiner Unwürdiges gedichtet haben könne. Aber wenn H. P. bey Prüfung dessen, was würdig oder unwürdig sey, nicht blos alle Stellen, in denen der Ausdruck zu prosaisch, das Metrum fehlerhaft, der Gedankengang inconsequent ist, für unächt erklärt, sondern auch alles, wo er eine entbehrliche Ausschmückung, eine leicht angeknüpfte Episode, eine scheinbare Indecenz, einen nicht klar genug ausgedrückten Gedanken findet, in die gleiche Verdammniß wirft, und diesen Argwohn seines subjectiven Gefühls durch eine nicht blos subtile, sondern oft despotische Kritik der Worte, Bestreitung aller von Horaz neu gewagter Wortfügungen und nur im Horaz vorkommender Ausdrücke und nur aus Horaz bekannter Thatsachen der Geschichte oder Antiquitäten oder Mythologie unterstützt, — so wird er sich schwerlich allgemeinen Beyfall und Glauben versprechen dürfen.

Hr. Ps. Verfahren erinnert an die Maxime eines berühmten Staatsmannes: „Gebt mir eine eigenhändige Zeile des unschuldigsten Menschen, und ich müßte ein Stümper seyn, wenn ich ihn nicht auf den Grund derselben auf das Schaffot bringen könnte.“

L. Döderlein.

Complément des oeuvres de Buffon, ou histoire naturelle des animaux rares découverts par les naturalistes et les voyageurs depuis la mort de Buffon. Par R. P. Lesson. Tom. V. et X. Paris, 1836.

Auch unter dem Titel: Histoire générale et particulière des mammifères et des oiseaux découverts depuis la mort de Buffon. Par R. P. Lesson etc. 512 und 414 Seiten in 8. mit 2 Heften Abbild. (9. et 10. livrais).

Seit dem Jahre 1828 hat es Lesson unternommen, alle Säugethiere und Vögel, welche seit Buffon's Tode

entdeckt wurden, in einer besondern Reihe von Bänden zu beschreiben, und auf solche Weise das große Werk dieses berühmten Naturforschers fortzusetzen, um ihm, wie es wenigstens beabsichtigt ist, eine Vollständigkeit zu geben, wie sie der Stand der Wissenschaft gegenwärtig herzustellen vermag. Bis zum Jahre 1830 waren bereits 5 Bände, nämlich der 1. 2. 3. 4 und 6. mit 8 Heften Abbildungen erschienen, als die Julyrevolution, die so manche litterärische Unternehmung in Frankreich gestört und gestürzt hat, auch diesem Beginne hemmend entgegen trat, so daß erst im laufenden Jahre Fortsetzungen davon, nämlich der 5. und 10. Band, nebst dem 9. und 10. Heft des Atlas erschienen sind. Nur über die beyden letztern Bände soll hier Bericht erstattet werden, und da der 5. Band ausschließlich und der 10. zur Hälfte mit Säugthieren sich befaßt, so sollen im Nachfolgenden auch bloß diese berücksichtigt werden: während die ornithologische Partie später, bey größerer Anhäufung von Material gewürdigt werden wird.

Eine Zusammenstellung der neuern Leistungen im Gebiete der Säugthierkunde ist, wenn sie mit Umsicht und Kritik ausgeführt wird, allerdings eine sehr verdienstliche Arbeit, da die hieher gehörige Litteratur in so verschiedenen Schriften und Sprachen zerstreut ist, daß nicht Jeder, wenn er auch Lust und Zeit hätte, den Stoff sich zusammentragen kann. Viel Verdienst in dieser Beziehung hat deßhalb Fischers Synopsis mammalium; allein ihr fehlt die kritische Würdigung der Autoritäten, und noch mehr die Autopsie der Gegenstände selber. Diese letztere hatte dagegen Hamilton Smith im reichen Maaße, und so weit seine Beyträge in Griffith's animal Kingdom reichen, theilen sie überaus viel Neues mit, indeß es ist an diesem Werke überhaupt nicht zu billigen, daß es die Litteratur zu wenig gewürdigt hat, und daß die Beschreibungen öfters nicht vollständig und namentlich die Diagnosen nicht scharf genug sind. Wie viel die neuen Fortsetzungen von Schrebers Säugethier-Werke hinsichtlich der Zusammenfassung der Litteratur leisten werden, wird sich erst nach Erscheinung des Supplementsbandes gehörig beurtheilen lassen.

Um indessen auf die vorliegenden Bände von Lesson zu kommen, so freut es uns, sagen zu können, daß dieselben mit größerem Fleiße und insbesondere mit besserer Berücksichtigung der ausländischen Arbeiten verfaßt sind als die früheren, gleichwohl gilt dieß mehr von den englischen als von den übrigen Schriften. So z. B. scheint Lesson von den deutschen Zeit- und Denkschriften nicht viel mehr als die Isis zu kennen; Ehrenberg's Symbolae physicae und Lichtenstein's Darstellungen sind ihm erst gegen das Ende seiner Arbeit bekannt geworden. Rengger ist nicht erwähnt, eben so wenig die Fortsetzungen von Schreber (seit 1834); man vermißt ferner Rüppell's abyssinische Wirbelthiere (seit 1835), Brand und Wiegmanns Abbildung und Beschreibung merkwürdiger Säugthiere (seit 1831), Bonaparte's Fauna italica, die neuesten Bände von der Turiner Akademie u. s. w. Man darf nur einige Gattungen durchgehen, um die großen Lücken zu sehen, welche er aus Unbekanntschaft mit der deutschen Litteratur gelassen hat; so z. B. bey den Lamas, weil er Brandt's und Meyen's Monographie derselben nicht benützte; bey den Stinkthieren, wo ihm Lichtenstein's Monographie noch nicht bekannt war, bey den Nashörnern, wo ihm die Fortsetzungen von Schreber's Säugthierwerke Dienste hätten leisten können u. s. w. Daß kleinere Schriften oder vom Auslande nicht immer das Neueste benützt ist, kann Ref. nicht rügen, da er selbst zu gut weiß, wie schwer es öfters hält, eine zeitige Einsicht oder selbst nur eine Notiz von ihrer Existenz zu erlangen. Tadelnd muß er es aber noch erwähnen, daß Lesson hier, wie in andern seiner Werke, viele unnöthige Gattungen bildet, auch der französischen Unart, deutsche Namen zu maltraitiren, freyen Spielraum läßt, indem er z. B. durchgängig Screber statt Schreber, Fisher statt Fischer, Lichsteinstein statt Lichtenstein schreibt.

Trotz dieser nicht unbedeutenden Mängel sind gleichwohl Lesson's Ergänzungen des Buffon'schen Werkes von vielem Werthe, da sie wenigstens das in Frankreich und zum großen Theile auch das in England aufgehäufte Material aus diesem Theile der Zoologie zusammenstellen und viele eigene Beobachtungen mittheilen. Zu wünschen wäre es, wenn Lesson sich mehr die Gründlichkeit Daubentons, als die prunkende, dafür aber auch oft oberflächliche und nicht selten thatsächlich unhaltbare Eloquenz Buffons zum Muster vorhalten würde, oder noch besser, wenn er die Vorzüge Beyder in sich zu vereinigen suchte.

Die Abbildungen zu diesen und den früheren Bänden sind, gleich diesen, im Oktavformate und haben nur einen mittelmäßigen Werth.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Kirchneri Quaestiones Horatianae etc.

(Schluß.)

Hierauf die Nachweisung, daß Horaz die beyden Bücher der Satiren zusammen und eben so später die ersten drey Bücher der Oden zusammen herausgegeben. Für den letzteren Satz spreche der Charakter der Ode I, 1, und III, 30. von denen jene an Mäcenas ein eigentlicher Prolog, diese Exegi monumentum, ein eigentlicher Epilog sey, und die deshalb die jüngsten Oden dieser drey Bücher seyen, gedichtet im Jahr 736. Vanderbourg findet zwar auch in Od. II, 20. non usitata und III, 1. Odi profanum den Charakter eines Epilogs und Prologs, allein es sind nach H. K. nur Gedichte, die sich eigneten, ein einzelnes volumen zu beginnen und zu schließen.

Nun folgt von p. 14 an der bey weitem wichtigste Theil, in welchem den einzelnen Dichtungen das muthmaßliche Jahr ihrer Entstehung angewiesen wird, um auf diesem Wege darzuthun, daß Bentlejana annorum distributio, intra quos singula eclogarum volumina perfecta statuit, a veritate abhorret. Bey dem reichen Inhalt und der gedrängten Darstellungsweise des Verfassers ist ein vollständiger Auszug der Ergebnisse hier nicht möglich, daher nur Einzelnes als Probe.

Für den ältesten dichterischen Versuch des Horaz hält H. K. die 16te Epode: Altera jam teritur. In bündiger Darstellung und mit triftigen Beweisgründen bestreitet er Acrons von den meisten Auslegern adoptirte Angabe, daß die Abfassung in die Zeit der Schlacht bey Actium falle. In dieser Periode, wo Rom unter Octavians Verwaltung bereits einen Vorschmack seiner demnächst zu hoffenden festen Ruhe genoß, konnte keinem einfallen, die Römer zu einer Art der äußersten Verzweiflung, zur Auswanderung aufzufordern. Hr. K. bestimmt mit großer Wahrscheinlichkeit den Anfang des perusinischen Kriegs, im Jahr 713, als Horaz 24 Jahre alt war, als den Zeitpunct, auf den sich jenes Gedicht beziehe, und in den natürlich auch seine Abfassung falle.

Eine gleich überzeugende Kraft darf man freylich nicht von der Zeitbestimmung auch der übrigen Gedichte erwarten, am wenigsten von denen, welche aller politischen Beziehungen entbehren. Doch greift Hr. K. mit ausgezeichneter Combinationsgabe jedes Moment auf, welches über das Alter der einzelnen Gedichte irgend ein Licht verbreiten möchte; z. B. die zweyte Epode: Beatus ille, hält Hr. K. für veranlaßt durch die Erscheinung des zweyten Theils der Georgica im Jahr 724, und nennt das Gedicht eine gutmüthige und unschuldige Parodie auf Virgils idyllische Schilderung des Landlebens (Georg. II. 458). Daß Horaz an diese berühmte Stelle erinnern wollte, glauben wir gern, aber wenn eine parodische Tendenz darin liegt, so verlangt das Gesetz der Einheit eine kleine Modification der Kirchnerischen Ansicht. Die Parodie galt dann nicht der Sentimentalität der Schilderung, sondern ihrem pragmatischen Zweck, den man ihr wenigstens unterschieben konnte, als hoffe Virgil im Ernst,

durch seinen Enthusiasmus die Römer von ihrem üppigen Stadtleben zu bekehren und zu der Lebensweise ihrer Ahnen zurückzuführen.

Der zweyte Aufsatz de utroque Tigellio (warum nicht de duobus Tigelliis?) ist von speciellerem Interesse; er soll darthun, daß Horaz zweyerley Tigellios erwähnt, die wohl von einander zu unterscheiden seyen; der ältere, Tigellius Sardus, dessen Horaz in seinem ältesten Gedichte Sat. I. 2. im Jahre 714 als eines jüngst verstorbenen Musikers und I. 3. als eines Günstlings von Cäsar und Octavian erwähnt, und der jüngere M. Tigellius Hermogenes, wahrscheinlich Adoptivsohn des vorigen, der bald unter dem ersten, bald unter dem zweyten, bald unter beyden Namen (Sat. III. 129. IV. 72. IX. 25. und X. 18.) als Horazens Zeitgenosse und Feind auftritt.

Diese Untersuchung dient zugleich als Eingang zu der dritten Hauptfrage, der nähern Erörterung über die Zeit der zweyten und dritten Satire. Die zweyte muß, wie nach des Tigellius Tod, so vor Horazens Bekanntschaft mit Mäcen gedichtet seyn, weil v. 24

Malthinus tunicis demissis ambulat

eine feindselige Anspielung auf Mäcenas enthält, also im Jahre 714; die dritte, die als Apologie seiner schon bestehenden Freundschaft mit demselben Mäcenas anzusehen ist, muß zwey Jahre später geschrieben seyn.

Viertes Kapitel: Die Reise nach Brundusium, welche zu der launigen Reisebeschreibung, Satire V, Stoff gab, setzt Hr. K. in die Zeit des Bündnisses, welches 717 Octavian mit Antonius in Tarent schloß.

Eine zweckmäßig eingerichtete Tabelle am Schluß enthält eine sehr dankenswerthe Uebersicht der Resultate. Man ersieht auf ihr mit einem Blick, in welches Jahr Roms, und in welches Lebensjahr des Dichters jede seiner Productionen fällt, wobey jede der verschiedenen Gattungen, Satire, Epode, Ode, Episteln auch ihre verschiedenen Rubriken haben.

So wird es anschaulich, wie Horaz im ersten Stadium seiner poetischen Laufbahn vorzugsweise in der satirischen Poesie, Satire und Epode, lebte, und sie im 37ten Jahr mit der ersten Satire des zweyten Buchs an Trebatius Sunt, quibus in satira abschloß, und wie in die nächsten Jahre die Abfassung der meisten Oden fällt, auch schon einiger Episteln, unter welchen I, 2. Trojani belli die älteste scheint. Für das letzte Werk hält auch Hr. Kirchner die Ars poetica, über deren Zweck und Inhalt Hr. K. eine ausführlichere Abhandlung verspricht, welche nach dem Vielen, was darüber schon vorhanden, aus seiner Feder immer noch willkommen seyn wird.

Auch einige parerga verdienen Erwähnung. Voran eine noch unbekannte vita Horatii aus einem Berliner Codex, welche freylich nicht viel Ausbeute giebt. Die Notiz carminum suorum elimator fuit Tharsus ille poeta et Tibullus scheint auf den ersten Anblick bemerkenswerth durch den unbekannten Namen Tharsus, und wenn man diesen auch nach Herrn K's. richtigen Blick in tersus emendirt, so gewinnt man wenigstens die bisher unbekannte Thatsache, daß Ovidius an Horazens Gedichte mitgefeilt habe, denn auf der 6 Zeilen früher erwähnten amicissimus Ovidius würde sich jedenfalls tersus ille poeta zurückbeziehen. Aber auch das ist Täuschung. Hr. K. hätte neben seiner Emendation auch das et vor Tibullus streichen sollen; den Tibull machte der Grammatiker aus einem sermonum judex nach (Epist. I. 4. 1.) zu einem carminum elimator, und nennt ihn tersus nach Quintilians bekanntem Urtheil. X, I, 39.

Gelegentlich giebt Hr. K. unter dem Text auch Beyträge zur Erklärung des Dichters, unter denen wir jene S. 15. auszeichnen über Ep. II. 2, 47, in welchem Sinn und Geist Horatius sich in seiner frühern Lust und jetzigen Unlust zur Poesie

mit jenen Soldaten unter Lucull vergleiche. Das tertium comparationis liege nicht darin, daß Noth und Hunger, sondern, daß üble Laune und Zorn beyde zur Thätigkeit angetrieben habe; wie den Soldaten sein verlorner Geldsack, so den Horaz sein confiscirtes Erbtheil; faciente indignatione versus nämlich contumeliosos.

Wie sich die Arbeit des oben beurtheilten holländischen Gelehrten durch kühne und oft geniale Kritik auszeichnet, so ist die des Deutschen ein Muster von besonnener und vorsichtiger Kritik; wie Hr. Peerlkamp niederreißt, so sucht Hr. Kirchner aufzubauen; und wenn Hr. P. viel unbesprochenes angeregt hat, so ist durch Hrn. K. manches oft besprochene aufs Reine gebracht.

L. Döderlein.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

I. Anatomisch-physiologische Abhandlungen.

1. Charles Bell Continuation of the Paper on the Relations between the Nerves of Motion and of Sensation, and the Brain; more particularly on the structure of the Medulla oblongata and the Spinal Marrow. p. 255 — 262.

Da dieser Aufsatz des berühmten Entdeckers der sensitiven und motorischen Wurzeln der Rückenmarks-Nerven mit den früheren Abhandlungen der Gesellschafts-Schrift im innigsten Zusammenhange steht, so müßten wir zu weit ausholen, wenn wir ausführlicher darauf eingehen wollten. Der Verf. nennt auch hier die vorderen Rückenmarksstränge motorische, die hinteren sensitive, was sich auf dem Wege des Experiments nicht vollkommen beweisen läßt. Als neue anatomische Ergebnisse stellt der Verf. folgende hin. Die oberflächlichen Straten des Rückenmarks scheinen in die oberen Rückenmarksnerven einzugehen, die tieferen successiv in die weiter gegen die Cauda equina entspringenden Nervenpaare. Der Verf. verwirft ganz die Ansicht, als wären die Wurzeln der Rückenmarksnerven bis auf die mittlere graue Substanz (vordere und hintere graue Stränge der neueren deutschen Terminologie) zu verfolgen. Die graue Substanz liegt den Strängen und Nervenursprüngen immer nur an (is superimposed), geht nie in sie ein, was man bis zum vierten und siebenten Paar verfolgen kann. Die hinteren Rückenmarksstränge gehen ins kleine Gehirn (crura cerebelli ad medullam oblongatam); vordere und Seitenstränge ins große. Die graue Substanz des Rückenmarks (also grauer Kernstrang mit den vorderen und hinteren grauen Strängen) bilden von der Cauda equina an bis zu den Hör-Nervenwurzeln eine Scheidewand zwischen vorderen und Seitensträngen, die dem großen Gehirn angehören, einerseits, und den hinteren für das kleine Gehirn bestimmten Strängen andererseits. Oberhalb des verlängerten Marks, gegen das Gehirn, geben die Seitenstränge theils die Wurzeln des fünften Paares ab, theils kreuzen sie sich. Zuletzt kommen einige allgemeine Ansichten des Verfassers, die sich auf seine Darstellung der Physiologie des Nervensystems beziehen. Die beygegebene Tafel ist sehr mittelmäßig.

2. Remarks on the difficulty of distinguishing certain Genera of Testaceous Mollusca by their Shells alone and on the Anomalies in regard to Habitation observed in certain Species by John Edward Gray. p. 301 — 310.

In dieser klaren und umsichtigen Abhandlung sucht der Verf. aus fremden und zahlreichen eigenen Erfahrungen nachzuweisen, wie schwierig es oft ist, aus dem bloßen Gehäuse und selbst aus der äußern Kenntniß des Bewohners zu bestimmen, ob man ein im Meere oder im süßen Wasser lebendes Thier vor sich hat, und wie groß die Irrthümer sind, in welche diejenigen Geologen fallen, die ohne die strengste Vorsicht fossile Konchylien als Hauptanhaltspuncte zur Unterscheidung der sogenannten marinen und Süßwassergebilde gebrauchen. Die Verwirrung kann hier durch die vielen Dilettanten, welche sich jetzt so häufig mit geologischen Forschungen beschäftigen, einen sehr hohen Grad erreichen. Der Verfasser theilt die Abhandlung in zwey Theile:

1) Von denjenigen Muscheln, welche sich sehr ähnlich sind, aber, nach der Vergleichung der Thiere zu verschiedenen Geschlechtern gehören. Der Verf. giebt hier zahlreiche Beyspiele der Verwechslung von Patella und Lottia, Pupa und Vertigo, Vi-

trina und Nanina, Rissoa und Truncatella, Siphonaria und Ancylus, Littorina und Assiminia Leach. (syn. mit Syncera, einer vom Verfasser entdeckten Gattung), Iridina und Anodonta etc.

2) Arten, welche ganz zu einem natürlichen Geschlechte gehören, aber ein gänzlich verschiedenes Vorkommen zeigen.

Hier giebt der Verf. vorzüglich Auszüge aus den Werken von Nilsson, Say, Lesson, Quoy, Rang. So leben manche Arten von Auricula, Lymnaeus, Neritina, Melania, Melanopsis, Cyrena u. s. w. im süßen Wasser, in Seen oder Strömen, andre im Meere. Der Verf. führt eine Menge Beyspiele auf.

3. On the supposed existence of Metamorphoses in the Crustacea. by J. O. Westwood. p. 311 — 327.

Diese sehr gründliche Abhandlung kommt gerade noch zeitig, die Weiterverbreitung einer irrigen Annahme in der Zoologie und Entwicklungsgeschichte zu verhindern. Bekanntlich hat Thompson in seinen, namentlich für die Naturgeschichte der Cirripedien höchst wichtigen Zoological Researches, die Behauptung aufgestellt, daß alle Krustazeen, namentlich auch die Dekapoden, nachdem sie aus dem Ey geschlüpft sind, noch eine Verwandlung eingehen. Dieß bestreitet nun Westwood nach eigenen Beobachtungen und mit Hinweisung auf die Angaben anderer Forscher, vorzüglich Rathke's. Ganz neuerlich hat sich Rathke selbst, der kompetenteste Richter über alle Arbeiten in der Entwickelungsgeschichte, in Müller's Archiv (Jahrg. 1836 Hft. 2.) gegen jene Angaben Thompsons ausgesprochen. Rathke reducirt, gewiß mit Recht, alle Veränderungen junger dem Ey entschlüpfter zehnfüßiger Krebse blos auf Verschiedenheiten in der Proportion äußerer Theile, während die Theile selbst alle schon entwickelt sind. Mit demselben Rechte könnte man dann auch eine Metamorphose bey Vögeln und Säugethieren annehmen, was, im Vergleich zur Insectenverwandlung, jedem unthunlich erscheinen wird. Was die Einzelnheiten betrifft, so müssen wir auf die eines Auszugs nicht wohl fähige Abhandlung selbst verweisen. Eine Tafel begleitet die Abhandlung.

4. Observations on the Theory of Respiration. By William Stevens. p. 345 — 354.

Man weiß, daß die Bildung der Kohlensäure im Blute und ihre Ausscheidung in den Lungen noch immer ein physiologisches Räthsel ist. Die Mehrzahl der Physiologen nimmt an (und muß dieß nach den bisher vorliegenden Untersuchungen), daß beym Respirationsproceß das Blut Kohlenstoff abgebe, welcher mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft die entlassene Kohlensäure bilde. Stevens dagegen behauptet, daß die Kohlensäure schon als solche im Venenblut vorhanden sey, daß sie dasselbe dunkel mache und daß die Kohlensäure im Kapillargefäßsysteme gebildet werde. Gegen diese schon früher von Stevens vorgetragene Ansicht hat man eingewendet, daß auf keine Weise aus dem venösen Blute Kohlensäure ausgeschieden werden könne; dieß ist in England geschehen, in Deutschland durch Müller und Bergemann (was dem Vf. unbekannt blieb). Stevens nimmt nun seine Ansicht wieder auf und will durch neue Versuche beweisen: 1) daß das venöse Blut wirklich Kohlensäure enthalte; 2) daß die bloße Wirkung eines verminderten Luftdrucks auf die Oberfläche des Bluts nicht nothwendig mit Entwicklung von Kohlensäure aus letzterem begleitet sey und daß daher jene Beobachtungen, nach welchen man durch die Luftpumpe kein Blut erhalten habe, nicht conclusiv seyen. Nun folgt wieder die ganze, früher schon von Stevens ausgesprochene Theorie, wornach nicht der Sauerstoff, sondern die im Serum enthaltenen Salze das Blut hellroth, die im Kapillargefäßsystem aber sich entwickelnde Kohlensäure dasselbe dunkelroth machen. Der Verf. huldigt dabey der Ansicht „daß im Kapillargefäßsystem das Blut nicht in wirklichen Gefäßen, sondern in Zellen, die vom Parenchym gebildet würden, enthalten sey, wie man durch ein gutes Mikroscop sehe.“

5. Discovery of the Metamorphosis in the second type of the Cirripedes, viz. the Lepades. By J. V. Thompson p. 355 — 358. Mit. Abb.

Ref. wird auf diese kleine Abhandlung bey der Anzeige der neuen Schrift von Martin St. Ange über Cirripedien zurückkommen.

6. On the Double Metamorphosis in the Decapodous Crustacea, exemplified in Cancer Maenas, Linn. By J. V. Thompson. p. 359 — 362. Mit Abb.

Gerade wie Thompson früher bewiesen zu haben glaubt, daß die Gattung Zoea ein Jugendzustand von Cancer pagurus sey, so will er jetzt entdeckt haben, daß die Gattung Megalopa Leach eine frühere Entwickelungsstufe von Cancer Maenas darstelle. Ref. bezieht sich auf die oben angeführte Abhandlung von Westwood.

R. W.

Gelehrte Anzeigen

München, herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

V. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon. Nach Dictaten und eigenhändigen Notizen des Kaisers, so wie nach den Schriften, Memoiren, Berichten, militärischen Werken ꝛc. von Las-Cases, Bertrand, Montholon, Gourgaud, Antomarchi, Lavalette, Rapp, Savary, Meneval, Fain, Bourienne, Thibaudeau, Real, Bignon, Fleury de Chaboulon; der Marschälle Berthier, Soult, Macdonald, Davoust, Gouvion St. Cyr, Suchet, Grouchy; der Generale Mathieu-Dumas, Jomini, Pelet, Belliard, Reynier, Miot, Chambray, Segur, Marbot u. a. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schäfer. Dritte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. Heinrich Elsner. Stuttgart, 1836. J. Scheible's Buchhandlung.

Jemand sagte, um die Pflanzen im Gegensatz von den Thieren zu charakterisiren, die Pflanzen haben die Eingeweide nach außen. Liest man den vorstehenden langen Titel, so wird man versucht, jene Charakteristik der Pflanzen auf Hugo's Buch anzuwenden. Nach Verhältniß dieses langen Titels ist das Buch sehr kurz; nicht etwa kurz und reich bey gedrängter Darstellung, sondern kurz und arm; sehr arm und dürftig, trotz der 31 aufgeführten Männer, welche zu demselben beygesteuert haben sollen und der andern ungenannten Wohlthäter. Ein solcher Titel nimmt sich aus, wie die Aufschrift manches pariser Ladenschildes, welche durch Länge und grelle Farben der Buchstaben gern alle überbieten, durch solch Fortissime vor allen andern in die Augen fallen möchte. — Daß Hugo's Buch in Frankreich Glück machte, darf uns nicht wundern. Die Worte Napoleons an seinen Sohn: „Alles für das französische Volk“ sind das Motto des französischen Originals; die maaßloseste, unglaublichste Vergötterung Napoleons charakterisirt es; eine Vergötterung, durch welche sich zuletzt jeder Franzose vergöttert fühlt, als ein lebendiges Glied des Leibes, dessen Haupt der Kaiser war. Hören wir nur den Anfang des Buches.

„Die berühmtesten Namen alter und neuer Zeit erbleichen vor dem Namen Napoleon. Kann wohl irgend einer der großen Männer, welche bis jetzt bey allen Vergleichungen genannt wurden, mit dem Manne des 19ten Jahrhunderts parallelisirt werden? Alexander, Hannibal, Cäsar, Mahomet, Karl der Große, Heinrich IV. und Cromwell, was sind sie im Vergleich mit dem General der Armee Italiens, dem Eroberer Aegyptens, dem Gründer des französischen Kaiserreichs, dem Besieger des civilisirten Europa? Napoleon, jedem einzelnen dieser Männer durch die Eigenschaft selbst überlegen, welche dessen Ruhm macht, übertrifft sie noch dadurch, daß er in seiner Person die andern großen Eigenschaften vereinigt, welche ihnen fehlten. Er kann es bey einer Vergleichung mit allen diesen berühmten Königen, diesen gefeierten Feldherren, diesen weisen Gesetzgebern zusammen aufnehmen; er allein verdunkelt alle.“ *)

*) Es ist nöthig diese Stelle nach dem Original mitzutheilen, um so mehr, als sie in Schäfers Uebersetzung fehlt. „Les noms les plus illustres des temps anciens et des temps modernes pâlissent devant celui de Napoléon. Aucun des grands hommes qui jusqu'à présent ont été le sujet de toutes les comparaisons, peut-il être mis en parallèle avec l'homme du XIX. siècle? Alexandre, Annibal, Cesar, Mahomet, Charlemagne, Henri IV. et Cromwell, que sont-ils auprès du général de l'ar-

Dieser brillanten Ouvertüre entspricht die ganze Composition; nach Hugo war nicht der kleinste Flecken an Napoleon. Man hat ihm, sagt er, einen unmäßigen Ehrgeiz vorgeworfen. „Sein Ehrgeiz, antwortet er, war immer, Frankreich größer, mächtiger, es zur ersten Nation der Welt zu machen. Ich will, so hat er selbst gesagt, daß der Titel: Franzose, der schönste, wünschenswertheste und geachtetste auf der Erde sey.“ Wie sollte ein Franzose dem Kaiser einen Ehrgeiz der Art zum Vorwurfe machen? Eben so weist Hugo die Anklage: Napoleon sey ein Despot gewesen, zurück; ja er will sogar die Behauptung nicht gelten lassen, daß derselbe eine Vorliebe für den Krieg gehabt, und sagt: „Hören wir hierüber einen Bruder des Kaisers, den, welchen er am meisten liebte ... Joseph Napoleon.“ Der Verfasser verzeihe, wenn wir ihn hier unterbrechen. Napoleon selbst erzählt von sich dieses: „In meiner Kindheit war ich äußerst eigensinnig. Ich war streitsüchtig, störrisch, fürchtete niemanden; ich schlug den, kratzte jenen, machte mich der ganzen Familie furchtbar. Mit meinem Bruder Joseph lebte ich am öftersten im Unfrieden, ich schlug, biß, schimpfte ihn.“ *) Also dieser Joseph, welchen Napoleon vor allen seinen Brüdern liebte, bezeugt dessen Friedensliebe und sagt: „Alle Documente, welche ich in Händen habe, beweisen, daß Napoleon immer den Frieden gewollt. Zuweilen mußte Napoleon angreifen, um sich zu vertheidigen.“ (!) Auch die leibliche Schönheit Napoleons preist Hugo. „Er hatte, sagt er, Hände und Füsse

mée d'Italie, du conquérant de l'Egypte, du fondateur de l'empire français, du vainqueur de l'Europe civilisée? Napoléon, supérieur à chacun d'eux, par la qualité même qui fait leur gloire, l'emporte encore par la réunion en sa personne des autres grandes qualités qui leur ont manqué. Il pourrait soutenir la comparaison avec ces rois fameux, ces illustres capitaines, ces sages législateurs, tous réunis; à lui seul il les éclipse tous.“

*) Geschichte Napoleons von Hazlitt. 1, 4.

von ausserordentlicher Feinheit.“ Wer den Kaiser Napoleon nicht sah, hätte wohl eher gemeint, er habe eiserne Fäuste und Cäsars die Welt beschreitende Colossusbeine gehabt. Früher mager, ward er in späteren Jahren stärker. „Diese Beleibtheit (embonpoint), sagt der Verfasser, nahm in der Folge auf St. Helena zu, was sich ohne Zweifel durch den Mangel an Bewegung und Freyheit erklärt. Doch konnte auch das Bewußtseyn seiner reinen Absichten und der Frieden seiner Erinnerungen dazu beytragen.“ *) „Sein Lob, fährt Hugo fort, ist gegenwärtig in aller Mund. — Endlich ist seinem Charakter, seinem Genie und seinen Handlungen eine so volle Gerechtigkeit zu Theil geworden, daß wir geglaubt haben, auf dem Titel dieser Geschichte den Beynamen „der Große“ unterdrücken zu können, welcher ihm längst durch die Erkenntlichkeit und die Bewunderung der Völker zuerkannt wurde. Bedarf der glorreiche Name Napoleon irgend eines Epithets?“ —

Diese Characteristik Napoleons characterisirt das ganze Werk Hugo's: es ist eine Apotheose Napoleons — und des französischen Volks. Was irgend die Glorie der Franzosen und ihres Kaisers verdunkelt, ist im Verfolg der Geschichte theils mit Stillschweigen übergangen, theils so dargestellt, daß auch aus Finsterniß Licht wird.

Was bewog aber eine deutsche Buchhandlung Hugo's französisches Original abdrucken zu lassen; was bewog Hrn. Schäfer, dasselbe zu übersetzen, und was lockte so viele Deutsche, dieses Buch zu kaufen, wiewohl es den Napoleon und Frankreich ausschweifend erhebt und in gleichem Maaße Deutschland und seine Fürsten herabwürdigt und verläumdet? Wenn jemand etwa eine deutsche Lebensgeschichte Blüchers ins Französische übersetzte, würde seine Arbeit wohl in Frankreich solches Glück

*) Cependant la conscience des intentions pures et le calme des souvenirs ont pu aussi y contribuer.

machen? So gewiß nicht, daß es keinem Franzosen je einfallen würde, eine solche Arbeit zu unternehmen, er müßte denn durch Anmerkungen den Text seines Originals widerlegen wollen.

Aber ist das nicht vielleicht gerade die Absicht des deutschen Uebersetzers und Bearbeiters? Tritt doch Hr. Schäfer in einer, seiner Uebersetzung vorgesetzten Abhandlung „über Hugo's Geschichte Napoleons“ gegen das übersetzte Werk auf. Er nennt den Verfasser einen einseitigen Lobredner Napoleons und eifert gegen die, auf militärische Großthaten stolze französische Nationalgesinnung. Darauf wendet er sich gegen Napoleon selbst, und will hierdurch das von Hugo bestochene Urtheil der Leser berichtigen.

„Die französische Revolution, sagt er, war eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, die segensreiche Morgenröthe einer bessern politischen Zukunft Europas, ein glorreicher Anfang der politischen Welterlösung.“ Anstatt daß nun Napoleon „nach keiner andern Ehre hätte trachten sollen, als nach der eines Präsidenten oder Consuls der französischen Republik,“ anstatt „an der Spitze der Republik, Frankreich mit Republiken zu umgeben“ und „die politische Ordnung Europas durch Verbreitung der Freyheit zu untergraben,“ vernichtete er durch Annahme der Kaiserwürde die innere Freyheit Frankreichs, und wandte zugleich kriegslustig seinen Despotismus gegen das Ausland. „Seinem Despotismus, sagt Hr. Schäfer weiter, hat Frankreich es hauptsächlich zu verdanken, daß es gegenwärtig, nach so vielen Kämpfen und Leiden, fast auf demselben Punkte wieder steht, auf welchem es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gestanden ist, nämlich bey der sogenannten repräsentativen Monarchie, dieser albernen Zusammenleimung heterogener Elemente, welche dem alten Despotismus, statt diesen in die Rumpelkammer der Antiquitäten nach Gebühr zu verweisen, einige liberale Fetzen umhängt, um ihn dem Gaumen einer vorgerückten Cultur etwas genießbarer zu machen, und die höchstens als eine Parodie der Freyheit erscheinen kann. Seinem Despotismus hat Europa es größtentheils zu danken, daß es annoch, trotz seiner Bildung und Aufklärung, in politische Barbarey versunken ist, und noch nicht einmal die ersten Elemente einer vernünftigen Staatsordnung, die Grundbedingungen alles Fortschritts, aller Wohlfahrt und aller guten Gesetze errungen hat, ich meyne die allgemeine Theilnahme aller Bürger an der Gesetzgebung, nach der Hauptgrundlage alles gesellschaftlichen Zusammenlebens „Vota majora valent,“ so wie die Unterordnung der Gesetzesvollstreckung, als einer bezahlten, der Gesellschaft dienenden und verantwortlichen Gewalt, unter die souveräne Gesetzgebung des Volks, zwey Anordnungen, welche den Eintritt eines Volkes in das Gebiet der politischen Civilisation bezeichnen.“

Das wäre nun Hr. Schäfers Gegengift gegen die Verführung zum Napoleonsdienst, ein Gegengift, welches zuletzt schädlicher auf die sittliche Organisation wirken möchte, als das Gift selbst; um so mehr, als gerade das, was der Vorredner dem Kaiser zum Verbrechen macht, daß er nämlich den Bienenmantel umnahm, und ein neuer einigender Weisel des anarchisch schwärmenden Volkes ward, mit Recht als Napoleons größtes Verdienst betrachtet werden dürfte.

Es lohnt kaum, gegen Herrn Schäfers wirklich abgenutzte Raisonnements etwas zu sagen, da das Leben, welches besser lehrt als „Redner und Buch,“ längst über dieselben den Stab gebrochen hat. Wir haben in den letzten 50 Jahren so viele Völker nicht bloß in absoluten und constitutionellen Monarchien revolutioniren und mit verbundenen Augen nach der Freyheit herumtappen sehen; nein, auch in Aristokratien, ja in solchen demokratischen Republiken, in denen vota majora valent. So wenig wird die Freiheit durch Staatsformen allein garantirt; sie muß auf einem andern, den meisten Liberalen ganz unbekannten, Felde und mit ganz andern Waffen errungen werden. —

Aus dem Gesagten haben wir Hugo's und Schäfers politische Ansichten kennen gelernt. Hr. Elsner, welcher auf dem Titel als Umarbeiter des Hugo'schen Werkes genannt ist, scheint mit Hrn. Schäfer gleicher politischer Confession zu seyn. Seine Umarbeitung dürfte vornehmlich darin bestehen, daß er aus andern Schriftstellern ganze Stücke entnommen, und wie sie waren, in das Werk eingeschaltet hat. So sind z. B. die Stellen S. 518. 520. 522. 541. aus Mignet histoire de la revolution française wörtlich übersetzt, Stellen,

welche wiederum durchaus im französischen Geist und Interesse, und zum Theil entschieden feindselig gegen das deutsche Vaterland gerichtet sind. Das, was von dem deutschen Umarbeiter vor Allem erwartet werden konnte, ward von ihm gar nicht geleistet, nämlich ein Berichtigen unzähliger historischer Unrichtigkeiten Hugo's. Wir wollen von dieser einige Proben geben, welche wir aus der Kriegsgeschichte der ersten 3 Monate des Jahres 1814 entnehmen. —

Es heißt (S. 524): Napoleon „siegte (während dieser Zeit) in allen Schlachten, die er persönlich leitete, seinen Unterfeldherrn aber war das Glück oft abhold." Abgesehen von dem zweydeutigen Treffen von Brienne (29. Januar), von welchem wir sogleich mehr sagen wollen, verlor ja Napoleon zwey Hauptschlachten in Person, nämlich am 1. Februar die von La Rothiere, bey welcher ihm das Pferd unterm Leib erschossen ward, und am 19. u. 20. März die von Laon. — Jenes Treffen von Brienne erzählt Hugo (S. 524) so:

„Nachdem Napoleon den S. Dizier eine feindliche Vorhut geworfen hatte, griff er schon am 29. (Januar) Blücher in der schönen Stellung von Brienne an und schlug ihn aufs Haupt. Während des Treffens wäre der preußische Marschall beinahe in die Hände der Franzosen gefallen; ein Offizier seines Generalstabes, der Neffe des Fürsten von Hardenberg, ersten Ministers des Königs Friedrich Wilhelm, wurde an seiner Seite gefangen genommen."

Diese Erzählung bedarf Wort für Wort der Berichtigung. Das Schloß Brienne, dasselbe, in welchem Napoleon 4 Jahre als Schüler eines Militärinstituts verlebte, liegt auf der Höhe eines langgestreckten Hügels, an dessen Fuße sich das Städtchen Brienne hinzieht. Als Napoleon am 29. Januar 1814 nach Verlauf mehrerer Monate zum ersten Male wieder in Person gegen den Feldmarschall Blücher anrückte, ließ dieser die Stadt Brienne durch den russischen General Alsufiew besetzen, dessen Corps hier den linken an den Schloßberg angelehnten Flügel des Schlesischen Heeres bildete, während der rechte Flügel sich in eine Ebene ausdehnte. Zu letzterm

Flügel begab sich Nachmittags Blücher und griff gegen Abend mit einer Kavalleriemasse 4 Batterien des linken französischen Flügels an, welche Brienne mit Granaten beschossen. Der Angriff glückte, so daß den Franzosen 8 Kanonen genommen wurden. Der Feldmarschall ritt nun mit seinem Generalstabe um die brennende Stadt herum, und an der linken Seite des Berges zum Schlosse hinauf. Man saß ab; Blücher und Gneisenau gingen in das Schloß, der Commandant des Hauptquartiers, Graf Hardenberg mit einem andern Offiziere — irren wir nicht, so hieß er Zobel — in die brennende Stadt hinunter, um löschen zu helfen. Es war dunkel geworden, nur der Brand der Stadt erhellte schwach das Schloß und den Schloßberg. Neben dem Hauptgebäude des Schlosses steht abgesondert ein kleineres Nebengebäude; plötzlich fielen hinter diesem von versteckten Feinden Schüsse in die Schloßfenster hinein. Blücher und Gneisenau, deren Pferde glücklicher Weise noch zur Hand waren, warfen sich sogleich auf dieselben; Graf Schwerin, dessen Pferd fortgebracht war, hätte zu Fuß gehen müssen, wofern der Lieutenant Geisler ihm nicht das seinige abgetreten. Man ritt nun den Weg zur Stadt hinab, welcher an ein Gitterthor führt, um sich zu Alsufiews Truppen zu begeben. Glücklicherweise erkannte man durch das Gitter hindurch französische Soldaten in der vom Brande erhellten Straße, ohne von ihnen erkannt zu werden; schweigend und still wandte man sich rechts und gewann das Freye. Da traf man im Dunkeln den General Sacken, welcher, auch in der Meynung, Brienne sey von den Rußen besetzt, hineinritt; sein Adjutant ward neben ihm vom Pferde geschossen, und der General entkam mit Mühe. — Das Räthsel löste sich so: Alsufiew war vom Feinde aus Brienne herausgeworfen; der Offizier, welcher dieß dem Feldmarschall melden sollte, verfehlte ihn, Hardenberg und sein Begleiter wurden im brennenden Brienne, dem sie wohlwollend zu Hülfe eilten, von den Franzosen gefangen. Aus der Stadt waren feindliche Soldaten auf einem Seitenwege (von der rechten Seite her) zum Schloß hinaufgeschlichen, sie schoßen in die Schloßfenster und nahmen das Schloß, nachdem Blücher es verlassen; im Kampfe mit ihnen blieb der Hauptmann von Heiden, welcher die Stabswache befehligte. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

V. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ergiebt sich aus dieser Erzählung, daß Hugo mit Unrecht sagt: Blücher sey bey Brienne von Napoleon aufs Haupt geschlagen worden (Napoléon le battit complètement), er habe eine Niederlage (défaite) erlitten. Ward gleich Alsufiew aus seiner Stellung getrieben, so hatte dagegen Blücher auf dem rechten Flügel entschieden gesiegt. Eben so unrichtig ist es, daß der Feldmarschall während des Treffens beynahe in die Hände der Franzosen gefallen, und endlich daß Graf Hardenberg an seiner Seite gefangen worden sey. Ueberdieß verschweigt Hugo, daß Napoleon am Tage des Treffens in ähnlicher Gefahr, wie Blücher gewesen seyn soll, da er bey Maizieres nur durch Hülfe des General Corbineau aus den Händen der Kosaken befreit wurde. — Man schließe aus der Unrichtigkeit dieser Erzählung auf Hugo's Zuverläßigkeit.

„Die Ankunft des Fürsten Schwarzenberg mit der großen österreichischen Armee, fährt nun der Verf. fort, gab den Verbündeten 3 Tage nachher (bey la Rothiere) die Oberhand wieder und dieser durch den Verlust von 6000 (?) Mann erkaufte Succeß tröstete sie über die Niederlage von Brienne.“

Wenn Hugo das Gefecht von Brienne unwahr als ein von den Franzosen gewonnenes bedeutendes Treffen darstellt, so erwähnt er hier nur ganz kurz *) die wichtige Schlacht von la Rothiere als einen von den Alliirten theuer erkauften Succeß. Es ward aber in dieser Schlacht ein vollständiger Sieg über die von Napoleon selbst befehligten Franzosen erfochten, wobey sich die Bayern unter Wrede's Anführung glänzend auszeichneten.

Mit dem 11. Februar 1814 wandte sich der Sieg auf einige Tage dem Kaiser Napoleon zu. Die Erzählung der Schlachten dieser Tage beginnt Hugo mit folgenden Worten: (S. 526) „Kleber hatte den brittischen Wortbruch einst durch den Sieg bey Heliopolis beantwortet. Wenige Tage nachdem die verbündeten Souveräne ihr gegebenes Wort zurückgenommen hatten, richtete der Kaiser, an der Marne manövrirend, Blüchers Heer in fünf verschiedenen Treffen zu Grunde.“ — Und der deutsche Uebersetzer schweigt hiezu! Nachdem Hugo Sackens und Yorks Verluste erzählt hat, fährt er fort: „Blücher hatte die Trümmer Sackens und Yorks gesammelt, und die Corps der Generale Kleist und Langeron an sich gezogen. Er wurde den 14. zu Vau-Champs angegriffen, und trotz seines hartnäckigen Widerstandes geworfen. Die französische Reiterei verfolgte ihn bis Etoges. In diesen beyden (?) Gefechten verlor er noch 10,000 Mann, 10 Fahnen und 5 Kanonen. So wurde das Heer von Schlesien in 4 Tagen völlig geschlagen und zerrüttet.“

Zur Berichtigung diene, daß Blücher keine Truppen vom Sacken'schen und York'schen Corps an

*) Wie weitläufig beschreibt der Verfasser dagegen die Schlachten, in welchen Napoleon siegt. So nimmt z. B. die Beschreibung der Schlacht von Dresden 5 Seiten, die der Schlacht von Austerlitz 10 Seiten ein.

sich gezogen hatte, erst einige Tage später stießen diese bey Chalons zu ihm; vom Langeronschen Corps war nur die Division Kapzewitsch mit ihm. An der Spitze von 20,000 Mann kämpfte er mit dem doppelt so starken Heere Napoleons, die französische Kavallerie insbesondere war der preußischen um das Dreyfache überlegen. Preußische Berichte geben den Verlust nicht auf 10000, sondern nur auf 5 bis 6000 Mann an. Geschlagen ward das schlesische Heer bey Champaubert, aber nichts weniger als zerrüttet (desorganisé). Ein französisches Bülletin hatte in noch weit stärkern Ausdrücken den Zustand dieses Heeres als eine völlige Vernichtung geschildert. Nachdem alle Corps desselben sich in Chalons vereinigt und erholt hatten, und nun wieder vorwärts gingen, da fanden sie aller Orten, z. B. in la Ferté sous Jouarre jenes Bülletin im größesten Format an den Straßenecken, und überzeugten die bestürzten französischen Einwohner durch ihr Erscheinen von dem Uebertriebenen des Anschlags. Wiewohl die Schlacht von Champaubert für die Preußen ganz verloren war, so würde eine treue Schilderung derselben nur ehrenvoll für sie seyn. Es befand sich damals im Blücherschen Hauptquartier ein seltsamer Engländer, ein langer hagerer Mann im abgetragenen Ueberrock, auf dem Pferde hängend, die Zehen abwärts. Mit einem großen Stock beschrieb er reitend in der Luft Kreise; er sprach sehr wenig; sein langes gegerbtes Gesicht glich dem des Mannes, „der niemals lachet noch weinet.“ Napoleon in seinem Grimm nannte es später „ein wahres Galgengesicht“ — es war das Gesicht des Mannes, welcher ihn 7 Jahre später auf St. Helena begrub, Hudson Lowe's. Am Tage von Champaubert ward dieser Unveränderliche von Enthusiasmus ergriffen, und schrieb einen sehr getreuen, an General Stuart gerichteten, Bericht über die Schlacht. Je manque de termes, heißt es in demselben, pour exprimer mon admiration de l'intrépidité et de la discipline des troupes. Diese desperate Schlacht folgte dem Uebermuthe einer frevelhaften Einladung auf dem Fuße. Blücher war während des Rückzuges verzweifelt grimmig; ihm, dem Marschall Vorwärts, war das „Rückwärts, rückwärts stolzer Eid“ ein widernatürlicher Gräuel. Von Janvilliers bis Etoges, 4 Stunden Weges, zog sich diese lange Rückzugsschlacht. Der größte verhängnißvollste Moment war es, als der alte Feldherr mit seinem Gneisenau, mit Prinz August Ferdinand, Kleist, Grollmann, dem jüngern Scharnhorst, Oppen u. a. bey Champaubert neben der Chaussee hielt, auf welcher der Zug der Artillerie stockte. Große Massen französischer Kavallerie hatten nämlich auf den Flanken des retirirenden Heers einen Vorsprung gewonnen, und sich quer über die Chaussee aufgestellt. Durch diese Massen mußte man sich den Weg bahnen oder sich ergeben. Da zog der tapfere Prinz August den Degen und rief: lieber wollen wir uns alle niederhauen lassen, als uns ergeben; an der Spitze preußischer Infanterie Quarrés, von einer rußischen Batterie unterstützt, schlug man sich nun durch die französische Kavallerie bis an den Wald von Etoges durch. —

Bald wendete sich der Sieg wieder auf die Seite der Alliirten; entschieden bey Laon am 9ten und 10ten März. Durch einen nächtlichen Angriff Yorks wurden die Corps von Marmont und Arrighi gänzlich geschlagen, 46 Kanonen und 50 Munitionswagen erobert und über 2000 Gefangene gemacht. Niemand hat, unsres Wissens, jenen preußischen Sieg in Zweifel gestellt; wie gedenkt Hugo desselben? Er sagt: (S. 531) „der Sieg bey Craonne, der blutige Kampf bey Laon und der zu Rheims, versetzten Blüchern in der That harte Streiche“ (portèrent de rudes coups au général ennemi). *)

*) Ein gewisser Sporschil hat des Engländers Hazlitt »Geschichte Napoleons« ins Deutsche übersetzt. In dieser Geschichte (Th. 2, 298) wird erzählt, wie Na-

Ist der Grundton eines Buches Unwahrheit, so kann es nicht fehlen, daß es voller einzelner Unwahrheiten ist. —

Wir haben des Uebersetzers politische Ansichten schon kennen gelernt, insonderheit seine radicale Polemik gegen Napoleon. Bey dieser Polemik könnte es fast unbegreiflich scheinen, warum er sich die Mühe nahm das vorliegende Werk zu übersetzen, wenn nicht ein Wort Hugo's Hrn. Schäfers Sympathie mit dem Werke und mit dessen Helden motivirte. Hugo sagt nämlich: Napoleon, welcher durch die Umstände an die Spitze der Männer der Zukunft gestellt war und die Vertheidiger des Vergangenen bekämpfte (Napoléon, placé par les circonstances à la tête des hommes de l'avenir, combattant les defenseurs du passé).

poleon nach den Schlachten von Leipzig und Hanau am 9. November 1813 nach Paris zurück gekehrt sey. Damals, sagt Hazlitt »war ganz Frankreich verpflichtet sich wie ein Mann zu erheben, um nicht nur die eigene Ehre und Unabhängigkeit, sondern auch die beschimpfte Freiheit und Menschheit zu vertheidigen.« Das wird zur Charakteristik des Buches hinreichen und zum Beweise, daß dessen Verfasser nicht für die Alliirten Partey nimmt. Er erzählt von der Schlacht bey Laon: »Eben hatte Napoleon seine Stiefeln angezogen, und nach seinem Pferde verlangt, als zwey demontirte Dragoner vor ihn gebracht wurden. Sie meldeten, daß sie nur durch ein Wunder dem Hurrah des Feindes während der Nacht in den Bivouaks des Herzogs von Ragusa entgangen wären, und daß dort alles verloren wäre. Diese Nachricht bestätigte sich bald, und Marmont, den man todt sagte, war auf der Strasse von Rheims und bemühte sich, seine Truppen wieder zu sammeln. Dieses Ereigniß machte das Maaß der Unfälle, welche Napoleons Pläne seit einiger Zeit durchkreuzt hatten, voll: dasselbe war eine Art von Dreistigkeit der feindlichen Generale, (besonders des tapfern Prinzen Wilhelm von Preußen) unterstützt durch die Mehrzahl und durch verschiedene Umstände.« — Nicht durch Napoleons Kanonen, sondern durch eine verkehrte Unterschrift hätten die Alliirten in jenen Tagen »einen harten Streich« erleiden können.

Zu den Männern der Zukunft zählt sich nun der liberale Uebersetzer, und in so fern erkennt und verehrt er selbst im Kaiser Napoleon seinen Anführer. — Zwey obscure hoffnungsvolle junge Leute gaben vor etwa 30 Jahren eine Zeitschrift heraus, unter der pseudonymen Firma „Gebrüder Werden.“ Ein Schalk richtete ein Sonett an diese, worin es hieß: Weil wir nichts sind, so nennen wir uns Werden.

Diese Zeile dürfte die meisten Glieder der großen Familie „Werden,“ dieser Männer der Zukunft charakterisiren, denen wir mit dem Dichter zurufen:

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.

Wie in der Zeit, so fehlt den Menschen von dieser Gesinnung auch eine lebendige Gegenwart im Raume, ein theures Vaterland, das sie herzlich und treu liebten. — Es ist ihnen in der Heimath nicht heimlich. So wie leere, unzufriedene, lieblose Hausväter keine Freude an und in ihrem Hause haben, und nur unter großen lärmenden Haufen sich miserabel wohl fühlen; so haben diese radicalen, unzufriedenen deutschen Kosmopoliten keine Freude am Vaterlande, sondern wenden ihre Blicke in die Fremde, besonders nach Frankreich und Nordamerika, als sey dort das Paradies zu finden.

Wären die HH. Elsner und Schäfer nicht solche heimathlose Kosmopoliten, wie hätten sie doch, wir fragen noch einmal, ein Werk herausgeben können, welches von Haß gegen Deutschland überfließt; wie hätten sie gefühllos für Ehre und Schande, Glück und Unglück ihres Vaterlandes, die schmachvollsten Schmähungen gegen Deutschland, für Deutsche übersetzen können, ohne zu erröthen und eine Miene zu verziehen? Doch diese Vaterlandsverächter hatten daran nicht genug, sie überboten Hugo's Vergötterung Frankreichs und Herabwürdigung Deutschlands durch Zusätze. So fügen sie, nach Erzählung des Tilsiter Friedens, hinzu:

„Napoleons immer noch gelindes Verfahren gegen Preußen kommt mehr auf Rechnung seiner Großmuth

als seiner Staatsklugheit; denn wie konnte ihm entgehen, daß er sich im Könige von Preußen höchstens einen falschen Freund, wo nicht einen heimlichen Feind erwarb? Aber Napoleon war bereits irre geworden an seiner welthistorischen Sendung, und statt großartige neue Schöpfungen hervorzurufen, begnügte er sich mit einer gewöhnlichen Länderbeute. — Er vergaß die Nationalitäten und beachtete alte Regentenfamilien mit ihren historischen Anrechten. — Er hatte sich, undankbar, von seiner Mutter der Revolution (der Sycorax?) losgerissen."

Seite 506 rührt die Ueberschrift: „der sogenannte deutsche Befreyungskrieg" nicht von dem französischen Verfasser, sondern vom deutschen Umarbeiter her. Was meynt er mit diesem zweydeutigen Ausdruck? .... Auch Verse hat dieser Mann über die Kapitel gesetzt, der eingefleischteste Franzose hätte sie nicht anders gewählt. Ueber das 21te Kapitel, welches den Feldzug von 1809 befaßt, steht:

T'en souviens tu, qu' aux champs de l'Allemagne
Nos bataillons arrivant impromptu
En quatre jours ont fait une campagne,
Dis-moi, soldat, dis-moi t'en souviens tu?

Und vor das sechs und zwanzigste Kapitel, welches den zweyten Feldzug des Jahres 1813 begreift, setzte der Umarbeiter folgende Zeilen von Beranger:

Reine du monde, ô France, ô ma patrie!
Soulève enfin ton front cicatrisé.
Sans qu'à tes yeux leur gloire en soit flétrie
De tes enfans l'étendard s'est brisé.
Quand la Fortune outrageait leur vaillance
Quand de tes mains tombait ton sceptre d'or,
Tes ennemis disaient encor:
Honneur aux enfans de la France.

Eine solche Impietät gegen das Vaterland richtet sich selbst; sie muß sogar jeden rechtlichen Franzosen empören.

Ein Werk nun, das von wahrhaften Feinden Deutschlands verfaßt, übersetzt, umgearbeitet ist, und diese Feindschaft auf jeder Seite offen zur Schau trägt, ein solches Werk hat dennoch in Deutschland Anklang und Beyfall gefunden, es hat bereits die dritte Auflage erlebt. Wie soll man sich diesen heillosen, widernatürlichen Beyfall erklären? Ist denn die Liebe zum Vaterlande bey so vielen Deutschen ganz erloschen, haben sie diese Liebe thöricht gegen eine eiskalte, herzlose Leidenschaft für hohle, abstracte, kosmopolitische Ideale hingegeben — was hat sie bezaubert? — Haben sie denn nichts, gar nichts in der harten Schule des geplagtesten Lebens gelernt, haben sie alles vergessen, alle Schmach, allen Druck, ja alle teuflischen Versuchungen und Anfechtungen jener entsetzlichen Jahre der Knechtschaft? Oder sind sie zu jung, daß ihr Gedächtniß nicht in jene Zeit zurückreicht? Wahrlich, wer diese Zeit mit durchlebt hat, der kann unmöglich den Krieg von 1813 — 15 den „sogenannten Befreyungskrieg" nennen! Ja, es war ein Befreyungskrieg im tiefsten Sinne des Wortes; nicht bloß von leiblicher, irdischer Knechtschaft befreyte er, sondern von einer weit heillosern, tief verderblichen, geistigen. Darum sang Körner begeistert:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freyheit Sieg. —

Es war ein heiliger Krieg, weil er aufopfernd zur Rettung des Heiligsten geführt ward; darum durften auch die Deutschen aus vollem Herzen Gott danken und ihm die Ehre geben, wenn er die Arbeit ihrer Schwerter segnete. So nach dem Siege an der Katzbach. Damals richtete Blücher folgende Worte an sein siegreiches Heer: Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe Ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen, und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

V. Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon ꝛc.

(Schluß.)

Ein dreymaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die Ihr der Andacht weihet. Dann suchet Euern Feind aufs Neue auf! – Und wie bey dem ersten Siege, so geschah es bis zum letzten. Als der Held Gneisenau nach der Schlacht von Belle Alliance unermüdet und rastlos den Feind in der Nacht verfolgte, hielt er plötzlich still, und sagte zu seinem Begleiter: man solle „Nun danket alle Gott" singen. Er gab es nur auf, weil bey einer Verfolgung, die wie ein Sturmwind fortbrauste, der Gesang unmöglich war.

Wer nur von dem wilden Husarenleben Blüchers gehört hat, dürfte sich über die aufrichtigen Aeusserungen seiner Frömmigkeit wundern, doch mit Unrecht. Eine ächte Demuth, eine entschiedene Verachtung alles eitlen Scheinens war ein Grundzug seines Charakters. Wer aber nicht Ehre bey Menschen sucht, der hat seine Lust daran, Gott die Ehre zu geben. Als man den alten siegreichen Helden im Jahre 1814 in England vergötterte, sagte er: Ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum Narren werde. Ein anderesmal ward er der ihm gehaltenen Lobrede überdrüßig und erwiederte kurz: Was ists, das Ihr rühmt? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit, des großen Gottes Barmherzigkeit. —

Jener ernste, heilige Charakter des deutschen Befreyungskrieges tritt noch klarer ins Licht, wenn wir mit ihm seinen vollen Gegensatz: die Gesinnung des französischen napoleonischen Heeres und seiner Generäle vergleichen. Ruhmliebe war das ausgesprochene Motiv aller glänzenden Thaten, aller Aufopferung dieses Heeres. Man lese die Beschreibung der Feste, welche Paris dem mit seiner Armee im Jahre 1807 zurückgekehrten Kaiser gab, man lese die Reden, welche damals gehalten wurden. „Unsterblicher Dank" wird gebracht „der großen unbesieglichen Armee," den „Helden, deren Namen auf Marmor und Erz der fernsten Nachwelt hinterlassen werden" u. s. f. Welch' ein Ueberfluß von Dank, Ruhm, Lob — wir lesen aber nicht, daß die Ehrgierigen von diesem Ueberfluß auch nur die kleinste Libation dem „Herrn der Heerschaaren" gebracht hätten. Referent, welcher zur Zeit mehrerer Siege der Franzosen in Paris war, hörte bey diesen Gelegenheiten wohl den Kanonendonner beym Dôme des Invalides, von einem kirchlichen Te deum vernahm er nichts. Zum erstenmale, seitdem Napoleon Krieg führte, wurden am 30. Januar 1814 in Paris allgemeine Gebete um Waffenglück gehalten, dann erst, als die Noth wuchs und die feindlichen Heere wie Meereswogen Frankreich überfluteten.

Das Lesen der Hugo-Elsnerschen Geschichte wirkt wie böse, giftige Nebel, wir sehnen uns nach freyer Luft und blauem Himmel. Diese Sehnsucht erquickt und erfrischt sich durch die Erinnerung an jene große Zeit, da Eine Liebe, Eine Begeisterung alle Deutsche innig vereinigte, stärkte, befreyte.

Möchte doch ein treuer Mann, der Freude und Leid seines deutschen Vaterlandes seit dem Auf-

treten Napoleons mit erlebte, im tiefsten Herzen mit empfand und von lebendiger Liebe getrieben thätig zur Befreyung und Erneuung Deutschlands mitwirkte, möchte er einfach und aufrichtig eine Geschichte der letzten 40 Jahre schreiben. Er sollte nichts verschönern, er sollte die Thorheiten und Sünden unsers Volkes nicht verschweigen, frey bekennen, wie Hoffahrt vor dem Falle kam — aber auch Gott die Ehre geben, daß er unsere Fäuste streiten gelehrt, daß er uns nach tiefer Demüthigung wieder groß gemacht, sollte ihm danken für Jena wie für Leipzig.

Wir tragen wahrlich kein Verlangen, die Thaten der Deutschen im unleidlichen schwülstigen Style des Nationalstolzes beschrieben zu sehn, und sehnen uns nach keinem Geschichtswerke, welches auf dieselbe Weise Deutschland und seine Helden vergötterte, wie Hugo's Buch Frankreich und Napoleon vergöttert. Ist der Stolz jedes einzelnen Menschen, die bornirte liebelose Selbsterhebung und Ueberhebung über andere Menschen etwas höchst Widerwärtiges, so ist der Stolz eines ganzen Volks, seine bornirte und liebelose Selbstüberhebung über andere Völker doppelt widerwärtig und eckelhaft. — Man verwechsle aber nicht die ächte Nationalbescheidenheit mit jener sich wegwerfenden — wir haben kein Wort dafür — welche ein Buch wie Hugo's, das aus grimmigem Haß gegen Deutschland und blinder Leidenschaft für Frankreich durch und durch unwahr ist, den Deutschen, insbesondere der deutschen Jugend aufdringt, damit diese daraus vaterländische Geschichte lerne.

Die Verlagshandlung preist nun wirklich Hugo's Originalwerk an „um sich im Uebersetzen vom Französischen ins Deutsche zu üben“ — nicht wahr um beyläufig selbst aus dem Deutschen ins Französische übersetzt zu werden? „Es eignet sich, fährt die Buchhändleranzeige fort, sehr für Schulen und zu einem Geschenke für die Jugend.“ Hierauf die kurze Bemerkung: Wollte jemand in Frankreich etwa Körners Gedichte oder Görres rheinischen Merkur den Schulen und zu Geschenken für die Jugend empfehlen, er würde gewiß nach Charenton gebracht, und so mancherley Ansichten auch in Frankreich herrschen, es würde sich doch nicht eine Stimme für den Eingesperrten vernehmen lassen. Wie ist es in Deutschland? wie viele Stimmen haben wohl gegen die Verführer der deutschen Jugend gewarnt? —

Werfen wir auch einen Blick auf die äußere Ausstattung des Werks. Auf dem eleganten Umschlage sieht man vier N im Sternenkranz; es sind dieselben N, welche sich in Paris aller Orten, besonders am Louvre, fanden; nach der Eroberung von Paris verschwanden sie. Was sieht man aber auf der Rückseite zwischen dem obern und untern N? Es ist das Kreuz, um welches sich eine Passions-Blume schlingt. Wie hat das Zeichen

Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm geflieht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,

wie hat es sich hierher verirrt? Was soll die Passionsblume mit dem Namen des Dämons der Gewalt? Will man etwa das heilige Kreuz des stillen Friedensfürsten von Golgatha nehmen und es sentimental auf das Grab des blutbespritzten, endlich still gewordenen Kriegsfürsten unter Trauerweiden aufpflanzen?

Folgende Inschrift auf dieß Grab beschließt — nicht das Original — sondern die umgearbeitete Geschichte Hugos.

Hier liegt..... kein Name sagts? — So mögt die Welt ihr fragen!
Sein Nam' in blutger Schrift rings steht er aufgetragen,
Von Kedars Felsenstirn, bis an des Dones Strand,
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Brust der Braven
Und in dem Herzen selbst der feigen Schaar von Sklaven,

Die sich ihm unterm Wagen wand.
Kein Menschenname noch, den aller Ohren kennen,
Seit jenen großen Zween (?), die Jahre Jahren nennen,
Schwang mit Gewitterflug sich je so weit hinaus;
Nie hat ein irdscher Fuß, den sonst ein Hauch entrücket
Der Erde stärkre Spur im Gehen eingedrücket
Und — hier gieng seine Wandrung aus!

Der Dichter, als ein umgekehrter Bileam, wollte segnen und mußte fluchen; er wollte loben, und weil er's nicht besser verstand, sprach er den furchtbarsten Tadel aus. Wir schlagen folgende ernste Grabschrift vor, welche mit der vorigen nicht gerade im Widerspruche ist; sie ist aus dem Propheten Jesaias entnommen.

„Wehe aber dir du Verstörer! Meinst du, du werdest nicht verstöret werden? Und du Verächter! meynst du, man werde dich nicht verachten? Wenn du das Verstören vollendet hast, so wirst du auch verstöret werden; wenn du des Verachtens ein Ende gemacht hast, so wird man dich wieder verachten." —

„Wie ist es mit dem Treiber so gar aus, und der Zins hat ein Ende. Der Herr hat die Ruthe der Gottlosen zerbrochen, die Ruthe der Herrscher, welche die Völker schlug im Grimm ohne Aufhören und verfolgte ohne Barmherzigkeit. Nun ruht doch alle Welt und ist stille und jauchzet fröhlich."

Wir würden über den „Mann des 19ten Jahrhunderts," welcher jetzt vor Gottes Gericht steht, schweigen; aber die, welche ihn wie ein blutiges Gespenst herauf beschwören, um verblendete Völker zu bezaubern, sie zwingen uns zum Krieg gegen den Todten.

Gegen Frankreich hegen wir Deutsche wahrlich keinen Haß mehr, wir wünschen ihm von Herzen den Segen einer sichern, festgegründeten, durch keine Bösewichter gestörten Ruhe, den Segen des innern Friedens wie des äußern. Möge es das Seine thun, damit dieser Friede erhalten werde; daß Deutschland keinen Krieg, keine Eroberung wolle, ist weltbekannt. — Möchte nur jedes Volk die andern Völker lieben, wie es sich selbst liebt.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

II. Physikalische Abhandlungen.

1. Note on the Electrical Relations of certain Metals and Metalliferous Minerals. By R. W. Fox. (S. 39 u. 40).

Wir erhalten hier ein Verzeichniß negativ-elektrischer Substanzen nach der Intensität der Wirkung geordnet, welche sie in den vom Verf. angestellten Versuchen gezeigt haben. Darunter nimmt das graue krystallisirte Braunsteinoxyd die erste Stelle ein. Der Verf. deutet zugleich auf die möglichen elektrischen Wirkungen hin, welche entstehen könnten, wenn verschiedenartige Metalladern unter der Erde nahe genug an einander liegen.

2. Experimental Researches in Electricity. Ninth Series. By Michael Faraday. — §. 15. On the influence by Induction of an Electric Current on itself: — and on the inductive action of electric currents generally. (S. 41 — 56).

Nimmt man in jede Hand Ein Ende eines langen Drahtes, der die Verbindung zwischen den zwey Platten eines Elektromotors von einem einzigen Metallpaare herstellt, so fühlt man einen elektrischen Stoß in den Armen, so oft die Verbindung des Drahtendes mit dem Elektromotor unterbrochen wird: gebraucht man einen kurzen Draht, so zeigt sich dieselbe Wirkung nicht. In dieser von Hrn. Jenkin mitgetheilten Thatsache, und in der ferneren Beobachtung, daß in dem vorerwähnten Falle beym Unterbrechen der Verbindung ein Funken erzeugt wird, glaubte der Verf. eine besondere Wirkungsweise elektrischer Ströme wahrzunehmen und unterwarf den Gegenstand einer besondern Untersuchung, wovon wir hier die Resultate in Kürze darlegen wollen.

Zum Behufe einer genauern Untersuchung fand Hr. Faraday zweckmäßig, zwischen den Endtheilen des Verbindungsdrahtes, welche nach Hrn. Jenkins Experimenten in die Hände genommen werden, eine Metallverbindung durch Drähte herzustellen: diese bezeichnet er als Nebenverbindung, während der ursprüngliche Draht die Hauptverbindung bildet. Bestand nun die Haupt-Verbindung aus einem langen Drahte, entweder ausgedehnt oder spiralförmig um einen hohlen Cylinder von Pappe, oder um einen Elektromagnet gewunden, so ließ sich jedesmal bey der Trennung der Hauptverbindung vom Elektromotor das momentane Vorhandenseyn eines elektrischen Stromes in der Nebenverbindung durch Glühen eines dünnen Platinadrahtes, wenn solcher einen Theil der Nebenverbindung ausmachte, so wie durch chemische Zersetzung und Ablenkung der Magnetnadel erkennen: dabey hieng die Intensität der Wirkung von der Beschaffenheit der Hauptverbindung ab. Außer dem Daseyn des Stromes in der Nebenverbindung zeigten die erwähnten chemischen und magnetischen Wirkungen auch die Richtung desselben an und bewiesen, daß sie der Richtung des Stromes in der Hauptverbindung entgegengesetzt war. Hiernach gründet der Verf. auf sämmtliche Versuche die Lehre, daß durch jeden elektrischen Strom ein sekundärer Strom in demselben Leitungsdrathe durch Induction erzeugt wird und zwar unter denselben Bestimmungen, die für die Induction mit verschiedenen Drähten aufgestellt worden. Diese Erweiterung des Inductionsgesetzes, deren Kenntniß zuerst aus den erwähnten Versuchen hervorgegangen ist, wird vom Verf. durch fernere Nachweisungen und unter verschiedenen Umständen bestätigt.

3. On the Determination of the Terms in the Disturbing Function of the fourth Order as regards the Excentricities and Inclinations which give rise to Secular Inequalities. By J. W. Lubbock. (Seite 57 — 81).

Da die vollständigste Entwickelung der Sekulargleichungen, wie sie im III. Bande der Mécanique Céleste von Laplacp gegeben wird, sich nur bis auf die dritte Ordnung in Beziehung auf Neigungen und Excentricitäten erstreckt, so hat Hr. Lubbock, von dem wir mehrere auf Störungstheorie bezügliche Arbeiten besitzen, sich in gegenwärtiger Abhandlung zur Aufgabe gemacht, in der Störungs-Function die zur vierten Ordnung der Neigung und Excentricität gehörigen Coefficienten aller Glieder, wodurch Sekulargleichungen erzeugt werden, nach seiner eigenen Methode (Philos. Transactions. 1832.) darzustellen. Wenn sich nun gleich aus der weitern Berechnung ergiebt, daß die Hinzufügung dieser Glieder in den Laplace'schen Zahlenwerthen keine merkliche Aenderung herbeygeführt, so wird dadurch die Nützlichkeit einer so mühevollen Arbeit keineswegs vermindert, weil sie uns über den wahren Betrag der betreffenden Glieder eine Gewißheit verschafft, welche nicht durch theoretische Betrachtungen, sondern einzig durch die wirklich geschehene Entwickelung erlangt werden konnte.

Als einen Beweis, wie leicht die Coefficienten der verschiedenen Glieder der Störungsfunction nach seiner Methode sich berechnen lassen, giebt uns der Verf. den Ausdruck für einen Coefficienten der fünften Ordnung in der von Hrn. Airy entdeckten Venusgleichung, wodurch das Resultat dieses Astronomen bestätigt wird. Der Verf. schließt seine Abhandlung mit Anwendung seiner Methode auf die Entwickelung der Störungsfunction nach den Gliedern der wahren Länge.

4. On the Results of Tide Observations made in June 1834 at the Coast Guard Stations in Great Britain and Ireland. By the Rev. W. Whewell. (S. 83 — 90).

Das wichtige Phänomen der Ebbe und Fluth des Meeres, obwohl von den vorzüglichsten Mathematikern Neuton, Bernoulli, Laplace, einer scharfsinnigen Untersuchung unterworfen, ist keineswegs mit dem Grade von Genauigkeit bestimmt worden, den einerseits der Zweck der Wissenschaft, andererseits das Bedürfniß der Schifffahrt verlangte.

Der Grund hievon liegt fast einzig in dem Umstande, daß weder die Tiefe des Meeres, noch die Form des festen Landes durch einen einfachen mathematischen Ausdruck dargestellt werden kann; demnach ließ sich auch von einer Berechnung, welche nur unvollständig die Bedingungen der Aufgabe umfaßte, bloß im Allgemeinen eine Uebereinstimmung mit der Erscheinung und Bestätigung ihrer Entstehung durch die Attraction der Sonne und des Mondes erwarten. Sollte die Zeit und Höhe der Fluth mit genügender Schärfe voraus bestimmt werden, so war es einleuchtend, daß man den rein theoretischen Weg verlassen und aus Beobachtungen den Wirkungsbetrag jeder einzelnen Ursache ableiten mußte. Solches ist denn auch die Tendenz verschiedener Abhandlungen, welche seit dem Jahre 1831 von zwey thätigen Gelehrten Whewell und Lubbock in den Philos. Transactions bekannt gemacht wurden, und worin theils Grundsätze und Art des Verfahrens, theils wirkliche Anwendungen enthalten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Erster Band, Erlangen bey J. J. Palm und Enke, 1836. 593 S.

Ein Vergleich der allgemeinen Naturgeschichte unsers Verfassers mit dem hier vor uns liegenden Buche bezeugt ihm allerdings, wie er dieß in der Vorrede erwähnt, daß er gegen seine eigene Arbeit ein genauerer Kritiker gewesen sey, als vielleicht irgend einer, der sie in ihrer ersten Form gefunden hatte. Denn es ist fast kein einziger Paragraph im ganzen Buche zu finden, der nicht entweder ganz neu, oder doch wesentlich verändert und vermehrt wäre. „Indeß" fügt der Verfasser jener Aeusserung seiner Vorrede hinzu, „ist hiemit noch nicht viel gesagt. Das Eigene, das wir mit uns tragen, pflegt sich unserm Blick, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer zum großen Theil zu entziehen, weil es niemals ganz außer, nicht vor uns liegt."

Wir geben hier nur eine gedrängte Uebersicht über den Inhalt des Werkes.

Der Titel seines Buches: „Geschichte der Natur" scheint dem Verfasser zuerst einer Rechtfertigung zu bedürfen. Er giebt diese S. 3 — 5. — Das veraltete Wort Schicht (davon Geschicht) in seiner sinnvollen, doppelten Abstammung von schehen, geschehen (fieri, evenire), so wie (perfici, consummari) und von schichten oder scheiden (ordine disponere, dividere), bedeutete ursprünglich nicht bloß die Summe des Gewordenen oder Geschehenen (facta), sondern zugleich Zusammenreihung, Ordnung (series, ordo) so wie Theilung, Abtheilung (partitio, divisio). Die holländische Sprache hat für Geschichte das Wort Geschideniß, von geschieden statt geschehen. Wenn deßhalb der Verfasser den Inhalt seines Buches als Geschichte der Natur ankündigt, so will er, im ursprünglichen Doppelsinn des deutschen Stammwortes, damit andeuten, daß seine Arbeit nicht bloß zur Betrachtung und Erkenntniß der durch eine Scheidung („Geschiedniß") entstandenen Welt des Sichtbaren und Gewordenen, so wie einiger Hauptformen dieses Werdens führen, sondern vornämlich auch von der innern Ordnung, Zusammenreihung und Abtheilung der sichtbaren Dinge handeln solle.

Der erste Abschnitt des Buches von S. 7 — 43 umfaßt einige Züge aus der Geschichte der Naturwissenschaft. Der Verf. überschreibt den ersten § dieses Abschnittes: die Weisheit der Väter. Die Wissenschaft, wie die Menschensprache selber, ist aus einem Akte der Begeisterung hervorgegangen (m. v. Platos Menon 96, 99). Seinem Wesen nach nahe mit der Begeisterung verwandt ist der Instinct; auch die Naturanschauung des Alterthums geht von einem instinctähnlichen Zuge des menschlichen Wesens aus; sie ist hiedurch innerlich verschieden von dem, was Wissenschaft im engern Sinn genannt werden kann. Wir lassen hierüber den Verf. mit den eigenen Worten seines Buches reden:

„Die Weisheit der ältesten Zeit ist eine Weisheit der Tempel gewesen; ein überliefertes Gut, das einst von einem besondern, hiezu angewiesenen Stande ver-

wahrt und verwaltet worden. Denn es wird mit großer Allgemeinheit im Alterthume die Ansicht verbreitet gefunden, daß nicht zwar ein willkührlich zu ergreifender „Stand“ in unserm Sinne des Wortes, wohl aber ein gewisser „Zustand“ der Seele und des Leibes zu dem Geschäft jener Tempelweisheit vorzugsweise geeignet sey. Ein Zustand, welcher als angeborne Anlage von den Eltern auf die Kinder vererbt, oder auch durch leibliche Enthaltungen und Reinigungen könne vorbereitet und befördert werden, weil hierbey nicht ein mühsames Aufsuchen des da und dort verborgenen Stoffes des Erkennbaren, sondern nur die rechte Empfänglichkeit für ein überall vorhandenes Element des Erkennens nöthig sey, welches wie das Licht dem Auge, dem Menschengeist von selber sich aufdringt.“

„Diese älteste Zeit der Tempelweisheit nennt uns keine Namen der einzelnen Erfinder und Begründer ihrer Erkenntnisse; denn die Anfänge von diesen waren in der That nicht, in unserm Sinne des Wortes, erfunden; sie waren nicht einem Einzelnen, sondern Vielen zugleich aus einem gemeinsamen Quell der geistigen Anregung gekommen. Wie wir nämlich, in der Geschichte der Einzelnen, mit Empfindung begabten Lebendigen bemerken, daß die anfängliche Hinbewegung des Bedürfnisses nach der ihm nöthigen Sättigung durch das bewirkt werde, was wir Instinct nennen; so ist auch die erste Hinbewegung des erkennenden Menschengeistes nach einem seiner Natur verwandten Erkennbaren aus einem eingebornen Triebe hervorgegangen, der verschieden von dem ist, was wir Wille nennen. Jener inwohnende Instinct oder Trieb des Geistes hat dann, in schneller, obwohl immerhin stufenweiser Entfaltung, die Grundfäden alles eigentlichen Wissens gesponnen: des Wissens von einem allgemeinen Ursprung alles Seyns und Werdens der einzelnen Dinge und von einem Gesetz des Bewegens dieser Einzelnen hin nach dem Mittelpuncte alles Seyns.“

Nachdem der Verf. diese Ansicht von der Tempelweisheit des frühesten Alterthums in den erläuternden Bemerkungen zu diesem Paragraph von S. 14 — 20 mehr zu beweisen gesucht hat, spricht er im 3ten §. von der Begründung der Naturwissenschaft (im engeren Sinne) durch die Griechen und Römer. Während sich die Tempelweisheit ausschließender mit der einen Grundbeziehung in dem Wesen der Dinge beschäftiget, mit jener, in welcher dieselben zu einem höheren, allgemeinen Ursprung des Seyns stehen, umfasset die Wissenschaft vorherrschender jene andere Grundbeziehung, in welcher die Dinge wechselseitig, eines auf das andere (das eine Einzelnwesen auf das andere Einzelnwesen) sich befinden. Wie das Volk der Griechen, sowohl durch seine äußere Stellung an dem Marktplatz des geselligen Verkehres der Völker, an die älteste Hauptstraße des Handels und Wandels der Welttheile, als durch seine natürlichen Anlagen vorzugsweise für den geselligen Wechselverkehr, für die eben erwähnte Grundbeziehung des Einzelnen auf andere Einzelne gemacht war; so hat dasselbe auch im Gebiet des Erkennens vorherrschend jene Richtung entfaltet, welche auf das Erfassen des Wechselverhältnisses der Dinge zu und gegen einander ausgehet: die Richtung der eigentlich wissenschaftlichen Art. Unsere jetzige Wissenschaft hat nach allen Seiten hin ihre Begründung durch die Griechen erhalten. Namentlich sucht der Verf. dieses in Beziehung auf die Naturwissenschaft von S. 25 — 28 zu erweisen und würdigt hierauf auch das Verdienst der Römer um dieses Gebiet des Erkennens.

„Wie ein cyklopisches Gemäuer, welches die Fluthen der Erde nicht hinwegzureißen, die Gewaltthätigkeiten des Krieges und der Muthwille der Barbaren nicht zu zerstören vermochten, stehen noch jetzt die Grundwerke des Alterthums in hehrer Bildung vor unserem Auge dar; denn sie sind von einem Geist zusammengefügt, welcher der Vergänglichkeit nicht unterlieget, weil ein Same der Ewigkeit in ihm waltet.“

Hiemit betrachtet im §. 4. der Verf. den Fortbau der Naturwissenschaften durch die Araber und Perser des Mittelalters, so wie §. 5. die Geschichte der Naturwissenschaft des neuen Europas.

Der zweyte Hauptabschnitt des Buches von S. 44 — 198 umfasset die Geschichte des Sternenhimmels. Er beginnt im §. 6. mit einer Betrachtung des Wesens der Schwere und des Lichtes. Die Ursache des Lichtes ist ein Bewegen, welches nach einem andern Mittelpunct des Seyns hingerichtet ist, von einem andern Mittelpuncte ausgeht, als nach und von dem Centrum der Schwere. Von

S. 46 — 52 werden die verschiedenen Arten der Erzeugung des Lichtes im nächsten Gebiete unserer Sichtbarkeit beschrieben. Hierauf handelt der §. 7. von dem Bau des Sternenhimmels. Nur das Todte, welches eine zufällige, äußere Einwirkung bald so, bald anders aneinander häuft oder zerstreut, hat keine fest bestimmte Mitte noch Umfang; keine gewisse und beständige Anordnung in ein Oben und Unten, Rechts und Links. Alle Körper, welche durch eine inwohnende Kraft, verwandt dem Leben oder der elektrischen und magnetischen Wirksamkeit gestaltet sind, haben eine gewisse Mitte und einen gewissen Umfang, ein bestimmtes Innen und Außen, und dieses Gesetz gilt ohne Ausnahme von den Kristallisationen des Steinreichs an bis hinan zur Leiblichkeit des Menschen. Auch in dem uns am meisten bekannten Theile des Sternenhimmels, in dem Planetensystem, ist eine fest bestimmte Mitte und ein gewisser Umfang; eine Anordnung (der Ebenen der Bahnen) in ein Oben und Unten. Und dasselbe allgemeingültige Gesetz der Anordnung jeder sichtbaren Schöpfung wird auch, schon auf dem jetzigen Standpunct der Wissenschaft, im Bau des Fixsternhimmels erkannt. Die Lage der Sternenhaufen in der Richtung und Ebene der Milchstraße deutet darauf hin, daß dieselben mit der Milchstraße ein Ganzes (das Astralsystem) bilden, während die unauflöslichen (eigentlichen) Lichtnebel ebenfalls als ein zusammengehöriges Ganzes in einer gemeinsamen Zone liegen, welche die Ebene des Astralsystems unter einem sehr augenfälligen Winkel durchschneidet. Die Stellung unseres eigenen Planetensystems scheint nicht sehr fern von der Mitte der beyden großen Hauptsysteme des Fixsternenhimmels abgelegen. Was die anderen, auswärts von dieser uns bekannteren Mitte gelegenen Welträume betrifft, so wird das Sichtbarwerden der Welten sowohl durch äußere, noch mehr aber durch innere, in der Natur unsers sinnlichen Erkennens selber liegende Gründe begränzt.

An die letztere Betrachtung unmittelbar sich anschließend, handelt der §. 8. von den Dimensionsverhältnissen des Fixsternenhimmels, während der §. 9. die Naturverhältnisse desselben betrachtet, indem er von der Sonnennatur des Fixsternenlichtes, von der Fortbewegung auch der Fixsterne in Weltenräume, von den neu erscheinenden und von den einem periodischen Lichtwechsel unterworfenen Sternen handelt, dann zu der Naturgeschichte der Sternhaufen und Nebelflecke, der Doppelsterne und Vielsterne, so wie der geschaarten und der Sternenheere übergeht.

Von der fernabgelegenen Fixsternwelt wendet sich der V. zu der Beschreibung unsers Planetensystems. Der §. 10. vergleicht die Sonne mit den Fixsternen und erwähnt unter andern Fraunhofers Versuche mit dem Fixsternenlichte; der §. 11. betrachtet die Dimensionsverhältnisse der Sonne, ihre Rotation, ihren Zodiakalschein, so wie die augenfälligsten Beweise für das Kopernicanische System; der §. 12. die vermuthliche Naturbeschaffenheit der Sonne. Hier wird zuvörderst die Eigenschaft des Leuchtens mit den Wirkungen des Entflammens und Verbrennens verglichen und die namentlich von Herschel sehr begünstigte Ansicht von einer leuchtenden, den an sich dunkeln Sonnenkörper umgebenden Atmosphäre gewürdigt. Neben dieser Ansicht darf jedoch auch jene andere nicht unbeachtet bleiben, welche das Gluthlicht der Sonne in Wechselbeziehung setzet mit der auf diesem Weltkörper herrschenden Schwere. Nicht blos die Kraft der thierischen Muskeln und des Emportreibens der Säfte im Körper der Pflanzen müßte dort 28mal stärker seyn, als bey uns, wenn sie dieselbe körperliche Masse in Bewegung setzen wollte (denn ein Stein, welcher an der Erdoberfläche mit dem Gewicht eines Pfundes auf meiner Hand lastete, wöge auf der Sonne 28 Pfunde) sondern, da es vornämlich die Schwere und der durch sie erzeugte gegenseitige Druck der Körper ist, welcher der Auflösung durch die Wärme entgegenwirkt, könnten auch auf der Sonne solche Naturkräfte, welche bey uns das Sieden des Wassers, oder selbst die thierische Wärme hervorbringen, in 28mal größerer Stärke wirken, ohne die Bande des gewöhnlichen Bestandes der Körper aufzulösen.

(Schluß folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Jedoch waren die Materialien in letzterer Beziehung viel zu beschränkt, um bedeutende Resultate zu gewähren. Ein weit allgemeineres Interesse gewann der Gegenstand dadurch, daß auf Veranlassung der oben erwähnten Gelehrten von Seite der englischen Admiralität eine achttägige Beobachtungsreihe an sämmtlichen Seestationen des Küstendienstes um Großbritannien und Irland angeordnet wurde, deren Resultate bekannt zu machen, Hr. Whewell in gegenwärtiger Abhandlung beabsichtigt. Er bemerkt hierüber, daß allgemeine Unregelmäßigkeiten der Fluth sich aus den eingelieferten Beobachtungen nicht erkennen lassen, sondern die Unregelmäßigkeiten sich auf einzelne Localitäten beschränken, woraus sich die Möglichkeit erweise, die Erscheinung durch allgemeine und Localgleichungen darzustellen.

Ein ferneres Ergebniß ist, daß der Einfluß der Localität sich zu bedeutend zeigt, um die Ableitung der Mondsmasse aus der Höhe der Fluth (wie von Laplace versucht worden) zu gestatten: daß die theoretisch gefundene Ungleichheit der beyden Fluthen desselben Tages sich bestätigen; daß endlich rücksichtlich der Modificationen, die durch die Form der Küste bedingt werden, der Einfluß der Vorgebirge besonders merkwürdig sey. Der Anzeige dieser vorläufigen Resultate (denn die vollständige Zusammenstellung aller Beobachtungen war noch nicht erfolgt) schließt der Vers. die interessante Nachricht an, daß die obige Reihe correspondirender Beobachtungen von der britischen Marine auch im Jahre 1835 wiederholt werden soll, und zugleich Einleitung getroffen sey, um auswärtige Seemächte zur Theilnahme zu veranlassen.

5. On certain peculiarities of Double Refraction et Absorption of Light exhibited in the Oxalate of Chromium and Potash. By Sir D. Brewster. (S. 91 — 93).

Im vorliegenden Aufsatze wird das kleesaure Chrom-Kali, welches in flachen, sechsseitigen unregelmäßigen Prismen krystallisirt, in Beziehung auf Gestalt und Verhalten zum Lichte näher untersucht. Der Vers. weist in letzterer Hinsicht zwey merkwürdige Eigenschaften der Krystalle nach: 1) erzeugen sie eine starke Doppelbrechung; 2) lassen sie für gewisse Dicken nur gewisse Farben durch und zwar verschiedene Farben, je nachdem man mit Tages- oder Kerzenlichte experimentirt.

Bey Auflösung der Krystalle in Wasser wird die erste Eigenschaft natürlich aufgehoben, die zweyte äußert sich aber in gleicher Weise wie zuvor. Der Vers. giebt uns jedoch weder eine nähere Bestimmung der Axen und Exponenten der Doppelbrechung, noch sucht er ein Verhältniß der Dicke des Körpers zur Farbe des durchgelassenen Lichtes festzusetzen, sondern beschränkt sich auf obige allgemeine Angaben, denen er die Anzeige einer Eigenthümlichkeit beyfügt, woraus zur Messung des Brechungsexponenten unter gewissen Verhältnissen Vortheil gezogen werden kann. Betrachtet man nehmlich das prismatische Spectrum durch eine Auflösung von kleesauerem Chrom-Kali, so zeigt sich im rothen Theile zwischen den Fraunhofer'schen Linien A und B eine starke dunkle Linie, es mag das Spectrum durch Sonnen- oder Lampen- oder irgend ein anderes Licht erzeugt seyn. Hiedurch ist die Möglichkeit begründet, mit allen Luftarten die Brechungsexponenten eben so scharf zu bestimmen, als sie Fraunhofer bey Sonnenlichte gemessen hat. Sir D. Brewster fand durch ein Wasserprisma bey 65° Fahrenh., daß die erwähnte dunkle Linie dem Brechungsexponenten 1,330701 entsprach.

6. Second Essay on a General Method in Dynamics. By William Rawan Hamilton. (S. 95 — 144).

Seitdem Lagrange in seinem klassischen Werke über analytische Mechanik den Fundamentalgleichungen der Bewegung eine eben so allgemeine als einfache Form gegeben, und ihre Anwendung auf die Bewegungen der Himmelskörper durch die Methode der Constanten erleichtert hat, richteten sich die Bestrebungen der Analysten vorzugsweise darauf, die Entwicklung der Reihen, deren man zur Integration bedarf, und die Vereinfachung derselben durch schickliche Transformation zu erzielen, ohne in Beziehung auf die Grundgleichungen selbst größere Allgemeinheit oder neue Methoden zu suchen. Die entgegengesetzte Bahn hat der Vers. der vorliegenden Abhandlung verfolgt: er bezweckt (seiner Einleitung zufolge) nach einer neuen und eigenthümlichen Methode die Gleichungen der Dynamik auf eine Form zurückzuführen, welche, so wie sie alle Fälle umfaßt, auch mit gleicher Leichtigkeit auf alle Fälle anwendbar ist, indem sie sämmtliche Bewegungsgrößen vermittelst einer einzigen Haupt-Function ausdrückt. Was die Wichtigkeit der Methode besonders hervorhebt, ist der Umstand, daß sie nicht in dem vorliegendem Falle allein ihre Anwendung findet, sondern auch die Probleme der Statik und eine Zahl von Aufgaben der reinen Mathematik mit gleichem Erfolge zu lösen verhilft, weßhalb sie der Vers. als einen eigenen Zweig der Analyse mit dem Namen des Calculs der Hauptfunctionen belegt. Eine Methode, welche durch Allgemeinheit und Einfachheit so gründliche Vortheile verspricht, darf nicht ohne sorgfältige Beachtung und Prüfung gelassen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Denn, wie Fries, in seiner populären Sternkunde dieß entwickelt, „unter der Herrschaft und dem Schutz der Schwere können allein die geordneten Lebenskräfte der Organismen gedeihen und sich erhalten; sie giebt den festen Boden, in dem die Pflanzen wurzeln; sie giebt die Gewalt, mit der dem Wasser sein Stand des Gleichgewichtes vorgeschrieben ist; sie giebt der Atmosphäre das Maaß ihrer Dichtigkeit und ihres Druckes. Als rohe zerstörende Naturkräfte werden sich an einem Weltkörper alle die zeigen, welche ein gewisses, durch diesen Druck bestimmtes Maaß überschreiten. — . . . . So wird (namentlich) an der Sonne eine 28mal stärkere Gluth von der Schwere gebändigt; deshalb wird vielleicht auch alle chemische und alle Lebensbewegung der Organisation dort um 28mal heftiger seyn, als bey uns. Wie auf Erden die Wärme des menschlichen Blutes etwa 70° der Fahrenheit'schen Scala beträgt, so könnte sie auf der Sonne 1960° erreichen: eine Hitze, weit über der des glühenden Eisens, eine unter allen Verhältnissen leuchtende Wärme. Was bey uns zerstörende Gluth wird, das könnte dann milde Lebenswärme seyn in dem glühenden Sonnenleben — — — Sonnenfluren mit tausendfarbigen Blüthenkronen überdeckt, die nicht fremden Lichtstrahl brauchen, sondern im eigenen Lichte glänzen, senden vielleicht von dort aus ihre vereinten Strahlen uns zu.“

Der 13. bis 15. H. geben die Naturgeschichte der Planeten, Monde und Kometen, während der 15te sich unter der Ueberschrift: die innere Anordnung des Planetensystems mit den Gesetzen der Bewegungen, mit den Verhältnissen des Raumes und der Zeiten der Weltkörper sich beschäftigt.

Der dritte Hauptabschnitt des Buches von S. 199 — 593 behandelt in größerer Ausführlichkeit die Naturgeschichte des Erdkörpers. Die Dichtigkeit, die mittlere Temperatur der verschiedenen Länder und Meere, die eigenthümliche Wärme des Erdinnern werden im 17ten, das Meer und seine verschiedenen Bewegungen im 18ten H. betrachtet. Auch in den Hauptumrissen des Festlandes, namentlich in der Richtung der Gebirgszüge der beyden Halbkugeln suchet der H. 19. eine Gesetzmäßigkeit nachzuweisen, welche an die erinnert, welche bey krystallinischen Gestaltungen bemerkt wird. Wie in dem vorhergehenden Abschnitt, bey den augenfälligen Sternen und Planeten, wie im H. 18. bey den verschiedenen Meeren, so hat auch bey den Gebirgszügen der Verf. die Namen der Alten hinzugefügt. —

Bey der Beschreibung jenes Kreislaufes der Süßwasser, welcher in der Form der Dämpfe vom Meere oder dem feuchten Boden sich erhebt, dann in der tropfbarflüßigen Gestalt der Quellen und Flüsse sich herabläßt, und so von neuem im Meere endet, wird namentlich auch das Entstehen der Quellen und die Verschiedenheit ihres Gehaltes, so wie ihrer Temperatur beleuchtet, hernach der Lauf der bedeutendsten Flüße der Erde beschrieben. Dieser oberirdische Verlauf des Gewässers stehet allerdings

an mehreren Puncten der Erdoberfläche mit einem unterirdischen in Verbindung, in welchen uns die Betrachtung der Hölen einen Blick thun läßt. Unter diesen erregen die in Amerika entdeckten durch ihre ungeheure Ausdehnung die meiste Aufmerksamkeit, und es scheint überhaupt aus den organischen Ueberresten von riesenhaftem Bau, wie aus den Zeugnissen anderer Naturbewegungen, als wenn jener Welttheil in der Zeit seiner ersten Gestaltung eine vorzüglich übergewaltige, in Extreme sich verlierende Natur gehabt habe. So weit, als nur in die Tiefen der Erde die atmosphärische Luft in ihrer gewöhnlichen, gasartigen Form noch hinabdringt, zeigt sich auch organisches Leben; Ehrenberg fand noch in dem Grubenwasser eines Bergwerkes am Ural einige der gewöhnlichen Infusorien; die Wasserbehältnisse des mächtigen Krainer-Höhlenzuges, zu welchem die Adelsberger Grotte gehört, enthalten noch Thiere aus ziemlich hochstehenden Familien: namentlich dem Hölensalamander. Die Mitbewegung, in welche mehrere unserer tiefsten Landseen, so wie mehrere Heilquellen bey großen Erdbeben versetzt wurden, läßt auf einen unterirdischen Zusammenhang der Wasserreservoirs der Tiefe mittelst der Höhlen schließen.

Der Luftkreis (§. 22) scheint sein Verbleiben über der Erdfläche, wie seine Begränzung durch ein polarisches Verhältniß zum Körper des Planeten zu empfangen, welches unser Verf. mit jenem vergleicht, das sich zwischen einem lebenden Nerven und der ihn umgebenden elektrischen Sphäre findet, deren Daseyn v. Humboldt zuerst nachwies. Die Ausdehnung dieser Sphäre hänget nicht von äußeren, sondern von inneren Ursachen ab; von der Kraft: hier des thierischen Lebens, welche dem Nerven inwohnt. Die Action dieser Kraft kann nach der einen Richtung hin stärker seyn und weiter reichen, als nach der andern, und dieses von innen ausgehende Verhältniß kann in gewißem Maaße einem Wechsel unterworfen seyn, wie im Kleinen bey der Wirkungssphäre eines künstlichen Magnets. In jedem Falle ist eine solche Actionssphäre nicht etwas dem lebenden Nerven hinzu Gesellтes, sondern sie besteht nur durch die eigene Kraft und Wechselbeziehung desselben auf die ihn umgebende Körperwelt. Würde der Luftkreis nur durch die allgemeine Schwere an den Planeten festgehalten, könnte er zugleich durch die ihm inwohnende Elastizität in's Unendliche sich ausdehnen und verdünnen, dann würde nach Laplace's Berechnung seine Gränze in einem Abstand von $6\frac{2}{3}$ Erdhalbmesser von dem Mittelpuncte der Erde sich finden; jenseits dieser Gränze könnte die Luft nicht mehr der Erde angehören, sondern jedes Lufttheilchen, das durch die ihm inwohnende Elasticität bis zu dieser Höhe emporgehoben würde, müßte, vermöge der ihm mitgetheilten Schwungkraft, die Nähe des Planeten verlassen, und von diesem hinwegfliehen. Wäre dieses so, dann würde, wie Wollaston mit Recht erinnert, der nachbarliche Mond sich längst aus der überfließenden Fülle seines Planeten mit einer stärkern Atmosphäre versehen, oder es würde Jupiter seinen verhältnißmäßig so nahen Monden ihre auffallend dichte Atmosphäre längst entzogen haben. Auch die beyden Hauptgasarten der Atmosphäre: Sauerstoff- und Stickstoffgas scheinen in dieser nicht auf chemische Weise, sondern Theil vor Theil durch eine polarische Anziehung von anderer Art vereint. Wären sie chemisch verbunden, wäre die atmosphärische Luft ein niedereres Oxyd des Stickstoffes, dann erschiene es mit jedem bekannten Naturgesetz in Widerspruch, wie das höhere Oxyd, das eigentlich sogenannte Stickstofoxyd, welches doch schon den doppelten Antheil des Oxygens in sich enthält, der atmosphärischen Luft mit solcher Leichtigket ihren Sauerstoff entziehen und mit ihr zur salpetrigen Säure werden könnte; wären aber beyde Gasarten blos nach mechanischem Gesetz unter einander gemengt, so müßte sich das schwerere Sauerstoffgas wegen dieser größeren Schwere allmählich mehr zur Tiefe senken, und die tiefer gelegenen Gegenden würden dann

reicher daran seyn, als die höheren. So aber sind das Sauerstoffgas und Stickgas an allen Puncten des Luftkreises, wo nicht nachbarliche Oxydationsprozesse diesen Zustand örtlich und momentan verändern, so gleichmäßig zusammengesellt, wie die Theilchen des Alkohols mit denen des Wassers, unter welche man jene mischte. Auch Wasserdampf ist mit großer Beständigkeit den beyden Hauptgasarten des Luftkreises beygesellt; seine mittlere Menge in unserer Atmosphäre beträgt so viel, daß derselbe in der tropfbar flüßigen Gestalt des Wassers einen Raum von 139 Kubikmeilen erfüllen würde; es ist mithin ohngefähr doppelt so viel Wasser in dem Luftkreis enthalten, als, nach der gewöhnlichen Berechnung, alle Flüsse der Erde zusammengenommen im Verlauf eines Jahres ins Meer führen.

Die §§. 23 u. 24. beschäftigen sich mit der Betrachtung der Meteore, so wie der Erdbeben und Vulkane. Der letztere Paragraph erwähnt zugleich der bekanntesten vulkanischen Ausbrüche der älteren und neueren Zeit.

Die hierauf folgenden Paragraphen umfassen die Grundzüge der Geognosie und Geogonie. Hierbey wollen wir etwas ausführlicher verweilen, da sich gerade in diesem Abschnitte manches Neue findet. Der Verf. geht von der Ansicht aus, daß die Erdveste nicht durch ein über unermeßliche Zeiträume sich fortsetzendes Spiel der gestaltenden und wieder zerstörenden Naturkräfte, sondern durch einen Schöpfungsact entstanden sey. Er hat an einer späteren, im 1ten Bande stehenden Stelle, seine Gedanken hierüber zusammengefaßt; zur besseren Verständigung seines geologischen Privat-Systems möge der Inhalt jener Stelle hier voraussthen:

„Wir unterscheiden an unserer eigenen Natur zwey verschiedene Reiche des Seyns, in deren jedem ein eigenthümliches Gesetz des Entstehens und Fortwährens herrscht: das eine ist das Reich des Geistigen, das andere das des Materiellen. In dem Reiche des Geistigen stehen die Bilder, welche die Seele sich vorstellet, wie der Gedanke, der sie denkt, auf einmal, nach ihrem Maaße vollendet da und können nur zurückgedrängt werden, nicht aber sterben; im Reiche des Materiellen nehmen die Dinge aus einem unscheinbaren Keime ihren Anfang, wechseln dann durch Anziehung des verwandten Stoffes, nehmen wieder ab und sterben. Derselbe leibliche Mensch, dessen Bild die Seele noch fortwährend sich auf einmal mit der Schnelligkeit des Gedankens erschaffet und lebendig darstellt, war erzeugt und geboren worden, hatte unter mannichfaltigen Hemmungen sein Wachsthum vollendet, war hierauf gestorben und verwest; was von der Natur der Seele ist, das erscheinet nach seinem Maaße von ewiger Natur; was von der Natur des Leibes, das ist wandelbar und vergänglich. — Die Weise des Entstehens im Reiche des Geistigen ist ein Act der Schöpfung; das Entstehen im Reiche des Materiellen beruhet auf einem Act der natürlichen Erzeugung: jener vollendet sich zumal, in einem Momente, dieser allmählig, in einer sich fortsetzenden Reihe von verschiedenen Momenten.

Welche von beyden Weisen die anfängliche und ursprüngliche sey, daran läßt uns die Betrachtung der beseelten Dinge nicht zweifeln. Die Seele ist eher als der Leib; sie ist, als Einheit, ganz und auf einmal da; dieß bezeuget unter anderen die Art, in welcher sie die Fäden ihrer organischen Verleiblichung nach den verschiedensten Richtungen hin zugleich anspinnt und entfaltet. Wie im Schöpfer selber, so muß in dem von ihm ausgehenden Funken, so muß in der Schöpferkraft, welche wir Seele nennen, die ganze Mannichfaltigkeit des sichtbaren Wesens wie im Keime liegen, denn sogleich mit dem Beginne des Lebens gehet von dem Beseelten der Zug der Verwandtschaft nach dem Licht und dem Dunkel, nach der Luft und dem wärmenden Feuer, nach der Erde und dem Wasser aus; wie die Vorstellung, die sich der denkende Geist auf einmal in ihrer ganzen Vollendung erschafft, so giebt sich die Seele ganz und auf einmal als ein Vorbild des sichtbaren Weltganzen kund. Aber wie die besondere Seele vor ihrem Leibe, so muß noch vielmehr die allgemeine, schaffende Einheit vor dem Entstehen der Mannichfaltigkeit gewesen seyn, deren einzelne Momente durch ihr harmonisches Zusammenstimmen noch jetzt ein Abbild jener Alles bedenkenden, ordnenden Einheit sind, aus welcher sie hervorgiengen. Das Wirken und Bewegen dieser Einheit ist ein Schaffen, in einem Moment; erst mit der geschaffenen Mannigfaltigkeit tritt der Weg jenes in die Materie fallenden Erzeugens ein, dessen Wirken ein allmähliges, von einem Moment der Zeit zum andern sich steigerndes und wieder abnehmendes ist. Wie weit wir ihn auch hinausschieben mögen, der Anfang unserer Sichtbarkeit muß dennoch einmal in einem Schöpfungsmoment begründet gewesen seyn. Wenn schon die Seele, die in dem organischen Einzelleibe waltet, die Fäden ihrer Verleiblichung zugleich nach allen Richtungen hin ausspinnt und anlegt; wie vielmehr wird der schaffende Geist, welcher das Seyn der Erdveste und des gan-

zen, sichtbaren Weltgebäudes aussprach, sein Werk zumal, nach allen Richtungen hin begründet und entworfen haben."

(Schluß folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Um die Mittel und Zwecke des Verf. richtig zu beurtheilen, ist es wesentlich auch seine sonstigen Schriften ähnlichen Inhaltes zu berücksichtigen. Als solche sind uns eine Anwendung seiner Methode auf die Probleme der Optik und eine Abhandlung in den Philos. Transactions 1834 bekannt, wovon die vorliegende als Fortsetzung oder Vervollständigung zu betrachten ist. Der einfache Ausdruck des Principes der kleinsten Wirkung, unter welchem die ersteren Probleme begriffen sind und die eben so einfache und allgemeine Form, die Lagrange den Bewegungsgleichungen gegeben, scheinen bey dem Verf. die Absicht erweckt zu haben, auch in der Anwendung diese schätzbare Eigenschaft beyzubehalten, ohne, wie dieß bisher geschehen ist, genöthigt zu seyn, für besondere Fälle auch besondere Betrachtungsweisen, besondere Näherungs-Methoden, und jedesmal verwickeltere Formen einzuführen. Von den erwähnten allgemeinen Grundlagen ausgehend, gelangt er nun seinem Vorhaben gemäß, durch mehrfache Transformationen zu Ausdrücken, worin sämmtliche gesuchte Größen als partiale Differentiale einer einzigen Function erscheinen.

Um uns aber auf die Abhandlung, welche den Gegenstand der Recension bildet, insbesondere zu beschränken, bemerken wir, daß die Darstellung der gesuchten Größen als partiale Differentiale einer Hauptfunction auf zweyfachem Wege erreicht wird; einmal leitet der Verf. die Ausdrücke unmittelbar aus den Fundamentalgleichungen ab; das andere Mal gelangt er durch eine Betrachtungsweise, welche der Methode der Constanten von Lagrange völlig analog ist, zu den gesuchten Resultaten. In beyden Fällen aber bleibt zur Bestimmung der Hauptfunction eine Differentialgleichung übrig; und es bildet einen Haupttheil der Abhandlung, nachzuweisen, wie diese zur Verbesserung der erwähnten Function zu benützen sey, wenn ein genäherter Werth bekannt ist.

Die einzelnen Transformationen, welche zu den Resultaten führen, hier näher zu bezeichnen, würde einerseits zu weitläufig, andrerseits aber zum allgemeinen Verständnisse unnöthig seyn, da sie der Methode keineswegs eigenthümlich sind.

Nach einigen Erläuterungen und Beyspielen geht der Verf. von der absoluten Bewegung eines Systemes von Körpern im Raume, worauf sich die ersteren Formeln bezogen, zu ihrer relativen Bewegung über, und spricht sich am Ende hinsichtlich des Verhältnisses seiner Methode zu jener von Lagrange dahin aus, daß die letztere die Bahn eines einzigen Körpers um einen Centralkörper als normal voraussetze, und die Störungen bestimme, wie sie an diese Bahn anzubringen seyen, während nach seiner Methode der Körper als um den gemeinschaftlichen Schwerpunct des Systemes sich bewegend, und von der gleichzeitigen Anziehung aller übrigen Körper afficirt, gedacht werde.

Wenn aber, fügt der Verf. ferner bey, hiedurch etwa kein entschiedener Vorzug seiner Methode begründet werde, so wolle er dagegen der Beurtheilung der Astronomen überlassen, ob er nicht dadurch eine wesentliche Vereinfachung eingeführt habe, daß alle Größen vermittelst einer einzigen Function ausgedrückt würden, wo sonst bey den gegenseitigen Störungen zweyer Planeten zwey verschiedene Functionen zu berechnen gewesen wären, je nachdem man den einen oder den andern Körper als gestört betrachtete.

Daß dieses Urtheil, in so ferne es die Methode von Lagrange betrifft, eine nähere Bestimmung erfordert hatte, bedarf keiner Erinnerung: aber auch die neue Methode scheint dadurch nicht hinlänglich charakterisirt. Diese letztere gewährt uns als Endresultat nebst den Werthen der gesuchten Größen durch partiale Differentiale einer Hauptfunction ausgedrückt, zur Auffindung der Hauptfunction selbst eine Differentialgleichung, welche (obwohl dieß der Verf. nicht ausgesprochen hat) durch die bisherigen Hülfsmittel der Analyse keiner Integration fähig ist, wohl aber dazu dient, wo genäherte Werthe der Coordonaten bekannt sind, den Ausdruck der Hauptfunction durch successive Approximationen zu verbessern. Die Methode führt daher ihrem Wesen nach nur zu Näherungsformeln und wenn man bey dem Störungsproblem insbesondere sich auf den ersten Grad der Approximation beschränkt, wie dieß in der Abhandlung geschehen ist, so erhält man Ausdrücke, die denen von Lagrange gleichbedeutend sind. Dieser Umstand scheint dem Verf. entgangen zu seyn: gleichwohl ist er eine nothwendige Folge des Verfahrens: denn da in beyden Fällen von denselben Gleichungen ausgegangen wird und in den Resultaten dieselben Variablen und Constanten vorkommen, so müssen auch die Resultate selbst, so verschieden die Transformationen in der Ableitung seyn mögen, dennoch übereinstimmen. Es ist aber hiemit kein Urtheil ausgesprochen, in wie ferne sich die neue Methode zu einer schnellern und bequemern Approximation eignen würde, wenn man andere Größen einführte, oder die Integration auf andere Weise bewerkstelligte. So lange jedoch dieses nicht geschieht, scheint kein hinlänglicher Grund vorhanden zu seyn, die vom Verf. geforderten Vorzüge der Methode zuzuerkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Théorie Mathématique de la chaleur. Par S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.

Das ununterbrochene Wirken des Hrn. Poisson seit mehr als zwey Decennien im Gebiete der theoretischen Astronomie und Physik hat theils durch allmählige Vervollständigung und Ausbildung, theils auch durch wichtige Entdeckungen diese Wissenschaften so wesentlich befördert, daß die Erscheinung eines neuen Werkes von ihm große Erwartungen begründen muß. In der Vorrede zur zweyten Ausgabe seiner Mechanik (Traité de Mécanique. Paris, 1833.) kündigte der Hr. Verf. seine Absicht an, in einem größern Werke, welches aus einzelnen unabhängigen Theilen bestehen, aber als ein Ganzes unter dem Titel: Traité de Physique Mathématique vereiniget werden sollte, den verschiedenen Theilen der Physik ohne voraus festgesetzte Reihenfolge, nach und nach eine möglichst vollständige mathematische Begründung zu geben. Den ersten Theil bildete die im Jahre 1831 herausgekommene Theorie der Capillar-Attraction (Nouvelle Théorie de l'action capillaire. Paris, 1831); an diese schließt sich die vorliegende Theorie der Wärme als zweyter Theil an. So lange man die Bedingungen einer Erscheinung nur unvollständig zu umfassen, und näherungsweise die Consequenzen zu entwickeln sich begnügt, liefert die Uebereinstimmung oder der Widerspruch zwischen Berechnung und Erfahrung nur eine mangelhafte Bestätigung oder Widerlegung der hypothetischen Grundlagen des Calculs; soll aber gültig über die Statthaftigkeit eines angenommenen Naturgesetzes entschieden werden, so ist es nothwendig, die Folgerungen desselben durch strenge Deduction und vollständig dargestellt mit den Ergebnissen der Erfahrung zu vergleichen.

Diese strenge und vollständige Deduction ist es, welche als Hauptidee in der Physik des Hrn. Poisson durchgeführt, derselben einen nirgends bisher in gleichem Maaße erreichten Vorzug verleihen sollte.

„Durch die Wahl des Titels: „Mathematische Theorie der Wärme," so drückt sich der Hr. Verf. S. 5 über die Tendenz des vorliegenden Werkes aus, wollte ich anzeigen, daß es sich darum handeln werde, durch einen strengen Calcul aus einer allgemeinen, auf Erfahrung und Analogie gegründeten, Hypothese über die Mittheilung der Wärme alle Folgerungen abzuleiten.

Diese Folgerungen werden alsdann eine Transformation der Hypothese selbst seyn, welche durch den Calcul weder erweitert, noch beschränkt wird und ihre vollkommene Uebereinstimmung mit den beobachteten Erscheinungen kann über die Richtigkeit der Theorie selbst keinen Zweifel übrig lassen."

Das Werk, in zwölf Kapitel abgetheilt, wird mit einem Vorworte eingeleitet, worin die Entstehung und Ausbildung der Wärmelehre erwähnt sind. Lambert wandte in seiner Pyrometrie zum ersten Male die Mathematik auf das Verhalten der Wärme in einfacheren Fällen an, ohne jedoch die Differential-Gleichungen, welche die Temperatur irgend eines Punctes in einer gegebenen Masse für einen

constanten oder wechselnden Stand seiner Wärme ausdrücken, zum Grunde zu legen.

Die später erfolgte Darstellung dieser Gleichungen durch Biot, und die geistreiche Theorie des Austausches der strahlenden Wärme von Prevost umfassen die sämmtlichen Arbeiten der Physiker in dieser Hinsicht zwischen der ersten Entstehung der Wärmelehre und ihrer Erhebung zu einer selbstständigen Abtheilung der Wissenschaft durch die klassischen Arbeiten Fouriers. Eine Denkschrift, die dieser Gelehrte im Jahre 1807 der Pariser Akademie der Wissenschaften überreichte, seine im Jahre 1812 gekrönte Preisschrift, später ein eigenes Werk „analytische Theorie der Wärme“ und verschiedene Abhandlungen theils in den Denkschriften der Akademie, theils in Gay-Lussacs Annalen der Chemie und Physik rechtfertigen ihm den Ruhm eines Gründers in diesem Zweige der Naturwissenschaft. Auch Laplace wendete die Analyse auf einige Probleme der Wärmelehre mit besonderer Beziehung auf die Wärme des Erdkörpers an.

Endlich muß unter die vorzüglichsten Beförderer der Wärmetheorie auch Hr. Poisson selbst gezählt werden, durch dessen vielfache Abhandlungen die Wissenschaft, theils an neuen Resultaten, theils an Allgemeinheit und Strenge der Deduction in ausnehmendem Maaße gewonnen hat. Diese Abhandlungen bilden die Grundlage des vorliegenden Werkes.

Die fünf ersten Kapitel umfassen die Gesetze der Wärmemittheilung, sowohl in der Ferne durch Strahlung, als auch in der Nähe durch unmittelbare Fortpflanzung im Innern der Körper. Um die Beziehungen der Wärme zu den Körpern zu untersuchen, ist es nothwendig, über die Beschaffenheit der letzteren rücksichtlich ihrer kleinsten Theile eine Hypothese festzusetzen, da dem Geiste des Infinitesimal-Calculs zu Folge aus den Verhältnissen der kleinsten Theile der Totalzustand bestimmt wird. Man begnügte sich früher, eine Zusammensetzung der Körper aus unendlich vielen, als rechtwinklige Parallelopipeden an einander gereihten Elementen anzunehmen, so zwar, daß je vier gleiche Kanten eines jeden Parallelepipedums durch die Differentiale der rechtwinkeligen Coordonaten ausgedrückt wurden, eine Vorstellungsweise, die nicht aus der Natur, sondern aus der Eigenthümlichkeit des Calculs hervorgegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, ꝛc.

(Schluß)

Von dieser Ansicht ausgehend, stellet nun der Verf. in dem §. 27, welcher von dem Entstehen der Erdveste handelt, folgende Sätze auf: Das Band der innern Aehnlichkeits-Verwandtschaft, das alle Dinge der Sichtbarkeit zu einem Ganzen vereint, geht aus der gemeinsamen Beziehung hervor, in welcher alles einzelne Seyn zu einem allgemeinen Grund des Seyns stehet. Beyde aber, der Zug nach dem einen Anfangs- und Mittelpuncte des Werdens hin, und der Zug des einen werdenden und gewordenen Dinges nach andern werdenden und gewordenen Dingen, finden sich in allen Wesen; sie erscheinen namentlich am organischen Körper als zwey verschiedene und doch innig verwebte Regionen oder Systeme von Organen; als ein passiv den höheren Lebenseinfluß Aufnehmendes, scheinbar Todtes, und ein der gleichartigen Körperwelt gegenüberstehendes Selbstthätiges; in den Gebilden der Erdveste als eine krystallinische Reihe z. B. der sogenannten Urgebirge und als eine organisch plastische der vollkommen geschichteten Bergarten. Die erstere hat sich in einer von unten nach oben gehenden (mehr perpendikulären), die andern in einer von innen nach außen gehenden (vorherrschend horizontalen) Richtung entfaltet, durch eine Spannkraft, die nach ihrem höheren Maaße jener elektrischen verwandt war, welche

die Lagen der Wolken (und der Hagelschichten) im Luftkreise ausbreitet. Beyde Reihen (der Feuer- und der Wasserwelt) sind in nothwendiger räumlicher und zeitlicher Beziehung auf einander entstanden; ihre Gebilde weben sich in einander, ohne sich eigentlich zu vermischen, denn sie sind Erzeugnisse zweyer polarisch verschiedenen Thätigkeiten, deren jede zwar nur in Beziehung auf die andere wirksam werden kann, eine aber auch zugleich die andere ausschließt; so daß die eine nur da producirend hervortritt, wo die andere zurückweicht und erlischt. Die Schichtung mit der in ihr auftretenden, organisch plastischen Region entstehet durch die Wirksamkeit des einen Poles; an jedem Puncte, wo diese unterbrochen wird, erhebt sich die Wirksamkeit des anderen Poles und zugleich stellen sich an dem Orte der Unterbrechung die Gebilde der krystallinischen Ordnung ein.

Auf die Ansicht von einem Entstehen der sichtbaren Erdveste und der auf ihr erscheinenden Mannichfaltigkeit der Dinge durch einen Schöpfungsact gründet sich nun auch die Meynung, welche der V. über die organische Natur des Gebirgsinnern aufstellt. Er hält jene Thiere und Pflanzen, deren Ueberreste in den Bergarten der organisch-plastischen Reihe gefunden werden, nicht für solche Wesen, welche hunderte oder tausende von Jahrtausenden vor dem Entstehen der jetzigen organischen Natur gelebt haben, sondern für solche, welche gleichzeitig noch mit den heute lebenden ihrer Ordnung auftraten und vorhanden waren; deren Seyn und Bestehen aber an Bedingungen geknüpft gewesen, die eben so verschieden von denen waren, unter welchen die jetzt auf der Erdoberfläche wohnende organische Welt sich forterzeugen und gedeihen kann, als die, unter denen der Höhlensalamander besteht, von denen verschieden sind, unter welchen der Wassersalamander unserer Teiche sich forterzeugend erhält. Ein großer Theil der organischen Natur des Gebirgsinneren umfasset Geschöpfe der Tiefe, welche nur so lange bestehen konnten, als der begleitenden Umstände dieses Bestehens vorhanden waren. Diese Umstände aber sind nur in jener Zeit eingetretten, in welcher die Massen der Erdveste aus dem unvollkommen flüßigen zum festen Zustand übergiengen.

Der 28. H. enthält eine Zusammenstellung jener Thatsachen, welche für eine Abnahme und Zunahme des Gewässers der Erde zu sprechen scheinen. Es sind zwey Hauptformen der irdischen Leiblichkeit: Wasser und Eisen (-Oxyd); jenes herrscht an der Oberfläche, dieses, wie aus so Vielem hervorgeht, im Inneren der Erde vor. Beyde haben eine sehr mächtige Anziehung gegen einander; überall wo Eisenoxyd mit dem Wasser in Berührung tritt, entsteht das Eisenoxydhydrat, welches schon bey einem mäßigen Erhitzen die in ihm enthaltene, sehr bedeutende Wassermenge frey werden läßt. Eine große, allgemeine Wasserbedeckung der Erde konnte schon mittelst einer Steigerung der Wärme im Inneren des Planeten bewirkt werden, wodurch aus einem Theil des Eisenoxyd-Hydrats der Binnenmassen das Wasser entbunden ward. Vorzüglich zwey Hauptmomente eines solchen Hervortretens des Wassers auf die Oberfläche scheinen in der Geschichte unserer Erdveste stattgefunden zu haben; eine länger andauernde bey dem Entstehen derselben, und eine schneller vorüber gehende zur Zeit der großen Fluth. In den späteren Zeiten unserer historischen Kunde hat das Meer weder zu- noch abgenommen, sondern nur in der Richtung und Stärke seiner Strömungen einzelne, verhältnißmäßig unbedeutende Veränderungen erlitten.

Die noch übrigen Paragraphe des ersten Bandes, welche von der Ab- und Zunahme der Wärme der Erde, von den Zeiten des Menschengeschlechtes, seinem gemeinsamen Ursprung und ältesten Wohnsitz, dann von der großen Fluth und dem Zeitalter von dieser handeln, enthalten zwar viele Zusätze und neuerdings bekannt gewordene Thatsachen, übrigens sind sie, dem Hauptinhalte nach, dieselben geblieben, die sie in der ersten Bearbeitung dieses Werkes waren.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

7. Continuation of a former Paper on the twenty-five feet Zenith Telescope lately erected ad the Royal Observatory. By J. Pond. Esq. (S. 145 – 151).

Die Beobachtungen von γ Draconis mit dem Zenithsector an der Sternwarte in Greenwich wurden von Bradley begonnen und sind bis zum Verfalle des Instrumentes im Jahre 1812 durch einen Zeitraum von 62 Jahren fortgesetzt worden.

Von dem erwähnten Jahre an erfolgte eine Unterbrechung bis 1833, wo ein neues Zenithfernrohr von 25 Fuß aufgestellt wurde. Wenn es der Beobachtungsmethode mit diesem Instrumente zum Vorwurfe gemacht werden kann, daß sie die Unveränderlichkeit desselben voraussetzt, ohne irgend eine Nachweisung zu liefern, ob durch den Einfluß der Temperatur und die Behandlung des Instruments keine Störung eintrete, so muß es dem Hrn. Pond zum Verdienste gerechnet werden, daß er eine wünschenswerthe Kontrolle eingeführt hat. Sie wird dadurch erlangt, daß man mit den Beobachtungen von γ Draconis eine gleiche Anzahl Beobachtungen eines nahen, etwas südlich vom Zenith gelegenen Sterns, 170 Draconis, verbindet, und zwar in der Art, daß ein Mal die Sterne beyde bey westlicher oder beyde bey östlicher Lage des Instrumentes, ein anderes Mal aber der eine Stern bey westlicher und der andere bey östlicher Lage beobachtet werden, wodurch sich im ersten Falle die Summe, im zweyten Falle die Differenz ihrer Zenithdistanzen ergibt. Die Tabellen, welche der Verf. am Ende der Abhandlung beygegeben hat, enthalten eine dreyfache Bestimmung der Zenithdistanzen obiger zwey Sterne: 1) durch Beobachtungen mit den zwey Mauerkreisen, 2) durch Vereinigung der abwechselnd bey östlicher und westlicher Lage des Fernrohres gemachten Beobachtungen desselben Sterns, 3) durch Berechnung der Summen und Differenzen beyder Zenithdistanzen nach der eben angezeigten Weise. Die nahe übereinstimmenden Ergebnisse der drey Bestimmungsarten gewähren das auffallende Resultat, daß Bessels Formel (Tabulae Regiom. XLVI.), welche auf die 62 jährige Reihe der frühern Greenwicher Beobachtungen gegründet ist, schon nach zwanzig Jahren die Zenithdistanz von γ Draconis um 1″, 74 größer als die Beobachtung gibt.

8. On the Atmospheric Tides and the Meteorology of Dukhun (Deccan) East Indies. By Lieut.-Col. Sykes. (Seite 161 — 220).

Diese Abhandlung umfaßt eine Reihe von meteorologischen Beobachtungen, welche an verschiedenen Puncten von Dukhun in Ostindien zwischen 17°. 25′ und 19°. 27′ nördl. Breite und 73°. 50′ — 75°. 53′ östlicher Länge in den Jahren 1827 — 1830 gemacht worden sind. Nachdem der Vers. eine Beschreibung seiner meteorologischen Instrumente (für deren Genauigkeit mehr durch die berühmten Namen der Verfertiger als durch die unzureichenden Verificationen des Beobachters gebürgt wird) und eine Darstellung seiner Beobachtungsweise vorausgeschickt hat, setzt er die vorzüglichsten Resultate seiner Beobachtungen zugleich mit vielen zum Theile interessanten Bemerkungen auseinander. Folgender allgemeiner Umriß wird den Leser mit dem Inhalte der Abhandlung bekannt machen. Wie in allen tropischen Gegenden, so zeigt auch in Dukhun das Barometer eine sehr regelmäßige periodische Bewegung, welche innerhalb 24 Stunden zwey Maxima und zwey Minima erlangt. Ueber das erste Minimum (4 — 5 Uhr Morgens) finden sich keine nähern Bestimmungen vor: das darauf folgende Maximum trifft zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags ein. Von dieser Zeit an fällt das Barometer bis es zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags sein Minimum erreicht: die Größe um welche es in dieser Periode fällt beträgt im Durchschnitt 0,1060 engl. Zoll. Es erfolgt alsdann ein allmähliges Steigen bis zwischen 10 und 11 Uhr Nachts, wo der Barometerstand im Durchschnitte 0,0884 engl. Zoll höher ist als zur Zeit des nachmittägigen Minimums. Die jährlichen Variationen sind in so enge Grenzen eingeschlossen, daß sie kaum 0,6 engl. Zoll übersteigen. Uebrigens sind keine atmosphärischen Umstände, auch nicht die Passatwinde (wie Humboldt und Bonpland vermuthet hatten) vermögend, die regelmäßigen Oscillationen des Barometers zu unterbrechen, wohl aber können sie den Betrag derselben modificiren. Auch zeigen sich manche Anomalien rücksichtlich der Barometerhöhe, die wohl nur der Lokalität zuzuschreiben sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Théorie Mathématique de la chaleur. Par S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.

(Fortsetzung.)

Den Elementen selbst als Einheiten von gleicher Beschaffenheit legte man gleiche Wirkungsweise bey. Erst die Entdeckung der Molekularkräfte führte auf die Unterscheidung der kleinsten Theilchen (Molecule, Atome), deren Beschaffenheit den Erscheinungen, nicht blos dem Bedürfnisse des Calculs angepaßt werden mußte: so zwar, daß die eben erwähnten Elemente als aus einer großen Anzahl mit eigenthümlicher Kraftäußerung begabter Atome zusammengesetzt anzunehmen sind, deren Resultante als Summe der einzelnen Wirkungen (und nicht für alle Fälle in Form eines Integrals darstellbar) die Wirkung eines Elementes angiebt. Die Ausbildung dieser Lehre ist Hrn. Poissons Verdienst; sie erscheint als eigenthümliche Vorstellungsweise seiner ganzen Physik zum Grunde gelegt, und muß auch da, wo sie die Resultate nicht wesentlich modificirt, und wo die gewöhnliche Betrachtungsart dieselben Folgerungen gewährt, jedenfalls als naturgemäß erkannt werden.

Es gehört ferner zu den Eigenthümlichkeiten von Hrn. Poissons Theorie der Physik, daß sie die Wirkungsweise an der äußersten Schichte der Körper nicht derjenigen gleich setzt, welche im Innern statt findet. Kommen Wirkungen in Betracht, die auf irgend eine Weise durch Molekularkräfte bedingt sind, wie dieß in einer großen Menge physikalischer Probleme der Fall ist, so muß der Zusammensetzung der Körper aus Atomen zufolge gegen die äußerste Grenze hin eine schnelle Aenderung der Dichtigkeit, mithin eine veränderte Wirkungsweise, eintreten. Ein ähnlicher Unterschied des Verhaltens der äußersten und der innern Körpertheile findet auch bezüglich auf die Wärme in so fern statt, als die Wärmestrahlen eine äußere Schichte von gewißer Dicke zu durchdringen vermögen, wöhrend im Innern ihre Verbreitung gehindert wird: jedoch ist diese Erscheinung nicht durch die erwähnte Dichtigkeitsänderung allein zu erklären, weil die durchdringende Kraft der Wärmestrahlen viel weiter als die Wirkungssphäre der Molekularkräfte reicht.

Der Beweis übrigens, daß die strahlende Wärme eine meßbare Schichte materieller Elemente zu durchdringen vermöge, gieng aus den Versuchen mit einem Rußüberzuge von verschiedener Dicke (wie solche bey Messung der specifischen Wärme angewendet werden) sehr bestimmt hervor: aber erst vom Hrn. Verf. ist die Nothwendigkeit erkannt worden, die Berechnung hiernach zu modificiren.

Die allgemeinste Aufgabe der Wärmelehre besteht darin, für eine gegebene Zeit die Temperatur eines gegebenen Punctes in einem Körper oder materiellen Systeme überhaupt zu bestimmen. Die Lösung hängt von zwey Differentialgleichungen ab, wovon die eine sich auf die Oberfläche, die andere auf das Innere bezieht, und deren Begründung im strengsten Sinne den Zweck der Wärmetheorie bildet. Die erstere Gleichung ist vom H. Verf. bereits in einer frühern Denkschrift in derselben umfassenden Form, wie sie hier erscheint, dargestellt

worden: der letztern hat er erst im vorliegenden Werke die möglichste Allgemeinheit verschafft. Sie drückt nun die Bewegung oder den Stand der Temperatur für einen homogenen oder heterogenen Körper aus, wobey die Leitungsfähigkeit auch als Function der Temperatur angenommen werden kann. Die verschiedenen Stufen, worauf diese Fundamentalgleichungen sich stützen, nebst den vielfachen beygefügten Erläuterungen durchzugehen, würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten: wir bemerken blos, daß die Demonstration streng und umständlich ist, und insbesondere die letzterwähnte Gleichung, während sie die von Fourier gefundene an Allgemeinheit übertrifft, auch durch die Ableitungsweise die Bedenklichkeiten ausschließt, welche die Kommission der Pariser Akademie (bestehend aus Lagrange, Laplace, Legendre, Hauy und Malus) zum Theile veranlaßt haben, Fouriers Preisschrift nicht unbedingt gutzuheißen. Daß diese Bedenklichkeiten begründet waren, weist der Hr. Verf. (pag. 117) in so ferne nach, als dem von Fourier gebrauchten Princip, wornach die Schnelligkeit der Wärmefortpflanzung in einem unendlich kleinen Parallelopipedum der Temperatur-Differenz der entgegengesetzten Flächen gerade und ihrer Entfernung umgekehrt proportional gesetzt wird, keineswegs die Unabhängigkeit und Evidenz zukommt, welche demselben beygelegt wurde.

Wir können bezüglich auf die Gleichung der Wärmefortpflanzung im Innern der Körper die Bemerkung nicht übergehen, daß sie in gewißem Maße die Bewegung einer Flüßigkeit bedingt, demnach auch in so ferne von Wichtigkeit ist, als sie zu den bekannten zwey Gleichungen hinzugefügt werden muß, um eine vollständige Theorie der Bewegung flüßiger Körper darzustellen.

Ferner ist es merkwürdig, daß diese Gleichung den Differential-Coefficienten in Bezug auf die Zeit nur in der ersten Ordnung enthält, während in allen Bewegungsgleichungen elastischer Flüßigkeiten ein Differential-Coefficient der zweyten Ordnung in Bezug auf die Zeit vorkommt. Diese wesentliche Verschiedenheit der Form deutet auf eine Verschiedenheit der wirkenden Kräfte hin, und macht es höchst wahrscheinlich, daß die Phänomene der Wärme sich nicht, wie jene des Lichtes, durch die Vibrationen eines elastischen Fluidums werden erklären lassen.

Sollte im Innern der Körper eine Strahlung d. h. eine Mittheilung der Wärme in meßbarer Entfernung statt finden, so würde ein verändertes Verhältniß in der Zu- oder Abnahme der Temperatur eintreten. Die Analyse des Herrn Poisson gestattet, auch diesen Umstand (obwohl die Ausdrücke dadurch sehr verwickelt und die Integration höchst schwierig werden) zu berücksichtigen. Uebrigens ist die hier gegebene Wärmetheorie noch nicht als vollständig und erschöpfend zu betrachten; denn einerseits behandelt sie nur die gewöhnliche und regelmäßige Mittheilung der Wärme ohne Eigenthümlichkeiten einzelner Wärmequellen oder das besondere Verhalten einzelner Körper zu denselben (Polarisation, Brechung) zu berühren; andererseits aber läßt sie die durch Wärme in luftartigen, flüßigen und auch in festen Körpern hervorgebrachte Bewegung und die damit zusammenhängenden Erscheinungen (Passatwinde, regelmäßige Meeresströmungen, Barometer-Veränderungen) noch gänzlich unberücksichtiget.

Nachdem durch das Vorhergehende die Lösung der zur Wärmelehre gehörenden Probleme auf zwey Gleichungen mit partiellen Differentialen zurückgeführt war, hat der Herr Verf. sehr zweckmäßig der Integration dieser Gleichungen und den darauf bezüglichen Reihenentwickelungen, als einem bisher wohl nirgends vollständig behandelten Gegenstande die folgenden drey Kapitel (VI. VII. VIII.) gewidmet. Er setzt die verschiedenen Formen auseinander, unter welchen sich die Integrale partieller Differentialgleichungen ausdrücken lassen, und weist dieselben durch Verwandlung der einen Form in die andere als gleichbedeutend nach. Die am häufigsten vorkommenden Probleme führen auf Integrale, welche keine will-

kührliche Function einschließen, sondern aus einer unendlichen Reihe gleichgestalteter Glieder mit unbestimmten Constanten bestehen, so zwar, daß jedes Glied für sich der Differentialgleichung Genüge leistet. Obwohl Integrale dieser Art längst bekannt und gebraucht waren, so konnten über ihre Zulässigkeit Zweifel erhoben werden, bis der Herr Verfasser als der Erste nachwies, daß sie nicht blos die mit der Zeit erfolgenden Veränderungen eines Systemes materieller Puncte ausdrücken, sondern auch geeignet sind, den willkührlich gegebenen Initialzustand darzustellen. Zu diesem Behufe war es nothwendig, ein Verfahren anzugeben, wodurch eine gegebene continuirliche oder discontinuirliche Function in eine Reihe periodischer Glieder (Sinusse oder Cosinusse) verwandelt würde. Dieß geschieht mit aller Vollständigkeit unter Anwendung der früher vom Hrn. Verf. bekannt gemachten Begründungsart, die zwar an Allgemeinheit, nicht aber an Faßlichkeit und Beweiskraft diejenige übertrifft, nach welcher Lagrange zuerst ähnliche Reihen dargestellt hat. Eben die hier befolgte Methode (die der Hr. Verf. gegen vielfache früher und jetzt noch erhobene Einwendungen sicher zu stellen sucht) gewährt ihm die Entwicklung einer beliebigen Function zweyer Winkelgrößen in eine Reihe bestehend aus Gliedern von jener besondern Form, welche von Laplace zuerst bey Bestimmung der Anziehung eines Sphäroids gebraucht wurde, und die später wegen der Vortheile bey Integrationen so häufige Anwendung gefunden hat.

Die vier letzten Kapitel enthalten die Lösung der vorzüglichsten Probleme der Wärmetheorie.

Die Mittel hiezu waren durch die vorhergehenden Kapitel vollständig gegeben, indem die Fundamentalgleichungen entwickelt und die Integrirung derselben so weit vorbereitet war, daß es nur mehr der entsprechenden Substitutionen bedurfte, um die Lösung einzelner Aufgaben zu erreichen. Anstatt aber das bereits Gefundene unmittelbar anzuwenden, hat der Herr Verf. sehr häufig vorgezogen, die gesuchten Ausdrücke auf neue Entwickelungen zu begründen, wodurch nur eine unnöthige Ausdehnung des Werkes entstanden wäre, fände sich nicht für den Leser eine volle Entschädigung in dem Umstande, daß er hiebey auf die Kenntniß verschiedenartiger, auch in anderen Problemen der Physik anwendbarer Methoden geführt wird. Die Schwierigkeiten der Integrationen vermehren sich in dem Maaße als man die Fortpflanzung der Wärme nach einer, nach zwey oder nach drey Richtungen zugleich berücksichtiget. Im letzteren Falle werden die Formeln so verwickelt, daß bisher mit Ausnahme weniger Körper, nämlich der Kugel, des Cylinders mit kreisförmiger Basis, des rechtwinkligen Parallelopipedums, verschiedener dreyeckiger Prismen und des Ellipsoids für einen stationären Wärmestand, keine vollständige Auflösung erreicht worden ist.

Auch unter diesen ist nur die sphärische Gestalt, weil die Fragen über die Temperatur der Erde an dieselbe geknüpft sind, von besonderm Interesse: die übrigen Formen (wovon der Hr. Verf. blos Eine, nämlich das rechtwinklige Parallelopipedum vollständig behandelt hat) mögen hauptsächlich als geeignete Mittel zur Erläuterung der Theorie angesehen werden, denn weder im praktischen Leben, noch in wissenschaftlichen Forschungen bietet sich eine bemerkenswerthe Anwendung derselben dar.

Die äußere und innere Temperatur der Erde nach ihren verschiedenen Beziehungen haben seit Entstehung der Wärmelehre den vorzüglichsten Gegenstand derselben gebildet: auch im vorliegendem Werke wird theils der Wärmevertheilung in sphärischen Körpern überhaupt, theils der Temperatur der Erde insbesondere eine sehr umständliche Untersuchung gewidmet.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

8. On the Atmospheric Tides and the Meteorology of Dukhun (Deccan) East Indies. By Lieut.-Col. Sykes. (Seite 161 — 220).

(Fortsetzung.)

Die Temperatur von Dukhun ergibt sich im Durchschnitte zu 76° Fahr. (+ 19°,6 Reaum.), jedoch würde dieser Werth, um als wahres Mittel gelten zu können, noch einer Verbesserung bedürfen, wie sie wegen der Beobachtungszeiten (Sonnenaufgang, 9½ Uhr Vormittags, 4 Uhr Nachmittags) erfordert wird.

Die jährlichen und monatlichen Variationen des Thermometers sind nicht bedeutend, sehr groß dagegen die täglichen Variationen, die sich manchmal bis auf 39° Fahr. (17°,3 Reaum.) erheben.

Die beobachtete Regenmenge beträgt 23½ Zoll, während in Bombay (in einer Entfernung von etwa 90 engl. Meilen) das Mittel aus 12jährigen Beobachtungen 82 Zoll gibt. Die vorherrschenden Winde sind O. und W.: selten hat man Nord- oder Süd-Wind, aber häufig Windstille. Eine große Menge Elektricität befindet sich in der Luft, und veranlaßt auffallende Erscheinungen. Wir beschließen diese Anzeige mit der Bemerkung, daß die meteorologischen Beobachtungen an verschiedenen Puncten in Dukhun gemacht worden sind, und deren Anzahl für die einzelnen Orte wohl nicht zureicht, um die wahren Mittelwerthe zu bestimmen: überdieß haben wir die Abhandlung bloß als eine Sammlung von Thatsachen zu betrachten, deren Beziehungen unter sich und zu anderwärtigen Beobachtungen den Gegenstand fernerer Untersuchung bilden soll.

9. Geometrical Investigations concerning the Phenomena of Terrestrial Magnetism. By Th. S. Davies Esq. (S. 221 — 248).

Der Verf. geht von der Voraussetzung aus, daß die Erscheinungen des terrestrischen Magnetismus durch zwei im Innern der Erde befindliche Pole (Mittelpunkte der magnetischen Kraft) erzeugt werden und lehrt, wie man aus Beobachtungen der Declination und Inclination der Magnetnadel die Lage der Pole und das Verhältniß ihrer Intensität berechnen könne. Eine nähere Darstellung des Inhaltes dieser Abhandlung scheint überflüßig, da weder die Hypothese selbst sich auch nur innerhalb der Gränzen möglicher Fehler den Beobachtungen anschließt, noch die theoretischen Entwickelungen sich durch Vollständigkeit oder scharfsinnige Anwendung analytischer Hülfsmittel auszeichnen.

10. Researches towards establishing a theory of the Dispersion of Light. By the Rev. Baden Powell. (S. 249 — 254).

Verschiedene durchsichtige Substanzen brechen die verschiedenen Lichtarten (d. h. die verschiedenfarbigen homogenen Lichtstrahlen) in sehr ungleichem Verhältnisse, so zwar, daß das prismatische Spektrum durch verschiedene brechende Mittel erzeugt, bey übrigens gleichen Umständen eine sehr verschiedene Ausdehnung erlangt, ohne daß man bisher zwischen dieser Ausdehnung, d. h. zwischen dem Zerstreuungsvermögen der Substanzen und ihrem Brechungsvermögen ein Gesetz der Abhängigkeit erkannt hatte. Gleichwohl konnte man mit Grund vermuthen, daß die Wirkungsweise eines durchsichtigen Mittels auf alle Strahlen gleichartig sey, daß demnach zwischen der Geschwindigkeit oder den Wellenlängen eines Lichtstrahles und seinem Brechungsexponenten ein bestimmtes Verhältniß bestehen müsse. Ein solches Verhältniß leitet nun Hr. Powell, der Analyse des Hrn. Cauchy folgend, aus der Undulationstheorie ab, und zwar unter der Form

$$\mu = H. \frac{\frac{r n \pi}{\lambda}}{\sin \frac{r n \pi}{\lambda}}$$

wo μ den Brechungsexponenten und λ die Wellenlänge des fraglichen Lichtstrahles, H und rn von der Beschaffenheit des Mittels abhängende Größen bedeuten. Die letzteren Größen leitet der Verf. für verschiedene durchsichtige Mittel aus den Versuchen Fraunhofers ab, und zeigt durch die befriedigende Uebereinstimmung der Rechnung mit den Messungen, daß über die Richtigkeit des aufgefundenen Gesetzes kaum mehr ein Zweifel übrig sey. Hiemit wäre denn für die Wahrheit der Undulationstheorie ein neuer und wichtiger Bestätigungsgrund dargelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Théorie Mathématique de la chaleur. Par S. D. Poisson. Paris, 1835. 4. 532 S.

(Schluß.)

Die Beobachtungen, welche über die innere Temperatur der Erde angestellt worden, haben zwey Resultate geliefert, daß nämlich die täglichen und jährlichen Veränderungen der äußeren Temperatur nur bis auf eine geringe Tiefe in die Oberfläche der Erde eindringen, weiterhin aber unmerklich werden, dann daß die eigene Temperatur des Erdbodens mit der Tiefe zunimmt. Das erstere Resultat gieng insbesondere aus Hrn. Arago's Beobachtungen an Thermometern, deren Kugeln bis auf verschiedene Tiefen in den Boden versenkt waren, hervor, auch die Thermometer-Beobachtungen in dem Keller der Pariser Sternwarte *) liefern eine Bestätigung davon; das letztere Resultat ist theils durch Beobachtungen in Bergwerkschachten, theils durch Sondirung, theils durch die Wärme artesischer Brunnen übereinstimmend zur Gewißheit erhoben worden.

Um eine Erklärung dieser Thatsache zu liefern, haben Fourier und nach ihm Laplace die Erde als einen ursprünglich bis auf eine sehr hohe Temperatur erhitzten Körper betrachtet, der gegenwärtig im Erkalten begriffen sey. Hiemit vertragen sich auch alle bekannten Erfahrungen; nur der Umstand, daß die Hypothese uns nöthiget, bey gleichförmig vorausgesetzter Zunahme eine unermeßliche Hitze im Mittelpuncte der Erde anzunehmen, bietet einige Schwierigkeit dar. Dieß hat Hrn. Poisson veranlaßt, eine neue Erklärung aufzustellen. Nach ihm erfüllen die Fixsterne den Weltraum mit Wärmestrahlen, deren Resultat für verschiedene Stellen des Raumes vermöge der ungleichmäßigen Vertheilung der Fixsterne mehr oder minder intensiv sich äußern wird, so zwar, daß die Erde, indem sie der progressiven Bewegung des Sonnensystems folgt, nach und nach abwechselnd von kälteren Regionen in wärmere und von wärmeren in kältere gelangen muß. Nach dem Umstande, daß gegenwärtig die Temperatur gegen die Oberfläche abnimmt, wäre zu schließen, daß die Erde (deren ursprüngliche Hitze nach des Hr. Verf. Ansicht sich längst verloren haben muß) zuletzt aus einem wärmern Raume in einen kälteren übergegangen ist. Die Wirksamkeit der Fixsternwärme auf unsere Erde sucht der Hr. Verf. durch Erwähnung der von Hrn. Melloni neuerlich angestellten Versuche zu bestätigen. Wenn wir uns hierüber, so lange uns das Detail der Versuche selbst nicht zugekommen ist, kein Urtheil erlauben dürfen, so können wir wenigstens bemerken, daß sie nicht an und für sich, sondern nur in Verbindung mit anderen Beweismitteln die neue Hypothese unterstützen können. Das wichtigste, nnd wie es scheint, einzig zureichende Beweismittel, wäre die Nachweisung einer aus Beobachtungen hervorgehenden Aenderung der

*) Der Hr. Verf. giebt das vollständige Tableau dieser mit besonderer Sorgfalt und Genauigkeit angestellten Beobachtungen von 1817 — 1835, welcher Zeitraum in vier Perioden getheilt folgende Mittel gewährt: 11,°730, 11,°801, 11,°857, 11,°950. Eine so regelmäßige Zunahme kann doch wohl nicht zufälligen Ursachen beygemessen werden.

inneren Erdtemperatur. Unglücklicher Weise erstrecken sich aber die Perioden, innerhalb welcher solche Aenderungen merklich werden können, so weit auf die Jahrtausende hinaus, daß man den Gegenstand für jetzt noch wohl nicht mit Unrecht zum Gebiete chimärischer Speculation rechnen dürfte. Bedenkt man ferner, daß nach den wahrscheinlichen Angaben über die Parallelaxe der Fixsterne hundert tausend derselben (wenn sie unserer Sonne gleich wären) noch bey weitem nicht den millionsten Theil der Wärme gewähren würden, die wir von der Sonne erhalten, so wird man mit Recht hierin neue Schwierigkeiten erblicken, zu deren Beseitigung wenigstens besondere Hypothesen über die Größe und erwärmende Kraft der Fixsterne festzusetzen wären.

Wir müssen endlich noch bemerken, daß der Grund, welcher Hrn. Poisson veranlaßt hat, die Annahme einer noch vorhandenen ursprünglichen Wärme im Innern der Erde zu verlassen, keineswegs genügend scheint. Wenn wir uns einerseits nicht wohl vorstellen können, wie die uns bekannten irdischen Stoffe bey der Hitze, die der Hr. Verf. nach wahrscheinlichen Annahmen für den Mittelpunct der Erde berechnet, noch bestehen können, so ist es andrerseits eine rein willkührliche Hypothese, den Stoffen des Erdkerns gleiche Beschaffenheit mit denen der äussern Kruste, die uns allein bekannt ist, beyzulegen. Ueber die Eigenschaften der Bestandtheile des Erdkerns, und ihr Verhalten zur Wärme, giebt die Erfahrung keinen Aufschluß. Es wäre aber sehr leicht, über die Leitungsfähigkeit der inneren Erdstoffe und über die Strahlungs-Sphäre der Wärme bey hohen Temperaturen eine annehmbare Hypothese festzusetzen, wornach die Hitze am Mittelpunkte der Erde auf eine mäßige Größe zurückgeführt, mithin die vom Hrn. Verf. erhobene Einwendung beseitigt würde. Wir tragen demnach kein Bedenken, da es doch nur auf eine Wahl zwischen unbegründeten Hypothesen ankommt, der gewöhnlich angenommenen Voraussetzung einer noch vorhandenen ursprünglichen Wärme des Erdkerns, als der natürlichern, den Vorzug zu geben: bemerken aber übrigens, daß die eine wie die andere Hypothese bis auf eine sehr entfernte Zukunft keine merkliche Veränderung der Erdtemperatur andeutet, und daß beyde überhaupt zu sehr von Folgen entblößt und von sonstigen Erscheinungen zu isolirt sind, um für die Gegenwart noch eine Bedeutung zu gewinnen.

Die übrigen Entwickelungen über tägliche und jährliche Veränderungen und Mittel der Lufttemperatur, über deren Messung durch Thermometer und deren Abhängigkeit von der geographischen Lage der Oerter sind mit der dem Werke eigenthümlichen Genauigkeit und mit der sorgfältigsten Berücksichtigung aller Umstände durchgeführt.

Hiemit wollen wir die Anzeige eines Werkes beschließen, welches nicht nur als strenge mathematische Begründung eines wichtigen Zweiges der Physik gegen das bisher Geleistete einen entschiedenen Vorzug behauptet, sondern auch unabhängig von den physikalischen Resultaten durch die methodische Anwendung einer mächtigen mit Scharfsinn und tiefer Kenntniß gehandhabten Analyse immerhin merkwürdig bleiben wird.

Ungeachtet der ausgezeichneten typographischen Correctheit des Werkes findet sich p. 41. ein Druckfehler, wo die Gleichung (6) heißen muß

$$\Gamma = \lambda\,(\mu^4 - \mu\,\zeta):$$

ferner steht p. 110 einmal ein einfaches anstatt eines doppelten Integralzeichens, und p. 111 ist die Größe K in mehreren Ausdrücken ausgelassen, was sich alles leicht aus dem Kontexte berichtigen läßt: endlich ist in der Kupfertafel Fig. 11. der Buchstabe M zu versetzen, wie sich aus der darauf bezüglichen Demonstration von selbst ergiebt.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

11. Experimental Researches in Electricity. Tenth Series. By M. Faraday. — On an improved form of the Voltaic Battery: — some practical results respecting the construction and use of the Voltaic Battery. (S. 263 — 274).

Die zehnte Folge von Faradays Untersuchungen über Electricität bezieht sich auf die möglichst vortheilhafte Einrichtung und Anwendung galvanischer Apparate. Die Grundsätze, die er aus vielfachen Versuchen geschöpft hatte, führten ihn auf eine eigene Construction eines Trogapparates, welcher sich unter allen Umständen besonders zweckmäßig erwies. Der Apparat ist übrigens, wie der Verf. selbst bemerkt, identisch mit jenem, den Dr. Hare im Philos. Magazine Vol. LXIII. und Silliman's Journal Vol. VII. beschrieben hat. Der fernere Inhalt der Abhandlung bezieht sich auf die Säuren, die Metalle, ihre Zusammensetzung, Zahl und Größe, und entwickelt praktische Regeln, ähnlich denen, die Gay-Lussac und Thenard in ihren Recherches Physico-Chimiques gegeben haben.

12. On the Ice formed, under peculiar circumstances, at the bottom of running Water. By the Rev. J. Farquharson. (S. 329 — 343).

Daß sich unter gewissen Verhältnissen im fließenden Wasser Eis auf dem Grunde bildet, ist eine längst bekannte Thatsache, wofür mehrere Erklärungen aus theoretischen Principien in neuerer Zeit versucht worden. Verschiedenheit der Ansichten und Meynungen war unausbleibliche Folge in einer Untersuchung, wo die bedingenden Umstände, als Gestalt und Beschaffenheit des Grundes, Bewegung des Wassers und dessen Temperatur in verschiedenen Tiefen, Gang der Lufttemperatur und sonstige atmosphärische Verhältnisse, sich nicht für mathematische Darstellung oder genaue Bestimmung eignen, wo bloßes Raisonnement die Stelle einer analytischen Deduction ersetzen muß. Eine schätzbare und umfassende Zusammenstellung von Materialien und Erklärungsversuchen findet sich in Arago's Abhandlung im Annuaire pour 1833. Hr. Eisdale, welcher die Schlüsse des französischen Physikers ungenügend fand, suchte im 17. Bande des Edinburgh New Philosophical Journal eine neue Erklärung geltend zu machen, und beide seinerseits zu berichtigen, war Hrn. Farquharsons Absicht in der vorliegenden Abhandlung.

Die günstige Gelegenheit zum Beobachten der Erscheinung, welche sich an den Gewässern des Don und Leochal öfters und in großer Ausdehnung zeigte, hat der Verf. mit vielem Scharfsinne benützt, und gelangt zu dem Schlusse, daß das Eis am Grunde fließender Gewässer unter dem vereinten Zusammenwirken folgender Bedingungen entstehe: 1) Wenn die Temperatur des Wassers (welche bey schnell fließenden Gewässern für jede Tiefe gleich ist) 32° Fahrenh. d. h. den Gefrierpunct erreicht oder dieser Grenze sehr nahe kommt; 2) wenn ein wolkenfreyer Himmel das Ausstrahlen der Wärme vom Grunde und hiemit das Erkalten des Grundes veranlaßt. Wie der ersteren Bedingung den hydrostatischen Gesetzen zufolge im fließenden Wasser Genüge geschehen, war schon von Hrn. Arago sehr richtig erklärt worden, und wird durch die Beobachtungen des Verf. bestätiget. Die zweyte, ursprünglich von M'Keever aufgestellte Bedingung sucht der Verf. gegen die Einwendungen des Hrn. Arago und insbesondere gegen den Zweifel, ob das Ausstrahlen der Wärme durch eine dicke Wasserschichte vor sich gehen könne, zu begründen. Wenn wir nun gleich gerne zugeben, daß die Erscheinung durch die vorliegende Abhandlung bestätigt und näher bestimmt worden, so halten wir keineswegs dafür, daß die Erklärung erheblich gewonnen habe: und wir können insbesondere nicht unerwähnt lassen, daß des Verf. Versuch das Erkalten des Grundes gegen obigen Zweifel des Hrn. Arago zu rechtfertigen, aller Beweiskraft entbehrt, indem sich das Experiment nicht auf die strahlende, sondern auf die mit den Sonnenstrahlen verbundene Wärme bezieht.

III. Geognostische Abhandlungen.

1. The Bakevian Lecture. — On the Proofs of a gradual Rising of the Land in certain parts of Sweden. By Charles Lyell (S. 1 — 38 mit 2 Tafeln und vielen eingedruckten Holzschnitten).

Es ist nunmehr über hundert Jahre, daß der schwedische Naturforscher Celsius die Meynung aussprach, daß

nicht nur das baltische Meer, sondern der ganze nördliche Ozean in allmähligem Sinken begriffen sey; er schätzte dieses Fallen im Verlauf eines Jahrhunderts auf 40 Zoll. Diese Veränderung des Niveauverhältnisses zwischen Meer und Land, wie es in Schweden beobachtet war, mußte um so mehr Aufmerksamkeit erregen, seitdem L. von Buch die Behauptung aufstellte, daß eine solche Veränderung keineswegs dem Sinken des Wassers, sondern im Gegentheil dem fortwährenden Emporsteigen des festen Landes von Schweden zuzuschreiben sey.

Vor Allem kam es nun darauf an, die Richtigkeit der Angaben zu constatiren, durch welche eine wirkliche Aenderung in dem Niveauverhältnisse zwischen Land und Wasser erwiesen werden sollte. Man hatte in Schweden zu verschiedenen Zeiten, um hierüber etwas Verlässiges durch Beobachtungen ausmitteln zu können, Zeichen an Felsen angebracht, welche den damaligen Wasserstand angaben, und ihnen das Datum ihrer Errichtung beigefügt. Alle diese Zeichen wurden in den Jahren 1820 — 21 von schwedischen Seeoffizieren untersucht, und ein Bericht hierüber von ihnen an die k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm abgestattet, in welchem sie als Resultat ihrer Forschungen aussprachen, daß längs der ganzen Küste des nördlichen Theils des bothnischen Meerbusens das Meer niedriger als früherhin steht, daß aber der Betrag dieser Aenderung nicht gleichförmig sey. Zugleich wurden in denselben Jahren neue Zeichen für den damaligen Wasserstand errichtet, um späteren Untersuchungen weitere Anhaltspuncte darzubieten.

Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes war es, welche Lyell bewog im Sommer 1834 die Küsten Schwedens, sowohl auf der Ost-, wie auf der Westseite, zu bereisen, und in der vorliegenden Abhandlung theilt er die von ihm gefundenen Ergebnisse mit. Da sie von vielem Interesse sind, so sollen sie im Nachfolgenden ziemlich ausführlich dargelegt werden; am Schlusse erlauben wir uns alsdann einige Bemerkungen über die Hypothese, welche der Vers. nach dem Vorgange des Hrn. v. Buch über die Hebung Schwedens aufgestellt hat, beyzufügen.

Auf seinem Wege nach Schweden untersuchte der Vers. zuerst die östlichen Küsten der dänischen Inseln Möen und Seeland, aber weder hier, noch später in Scanien konnte er etwas über die Aenderung des Meeresspiegels in Erfahrung bringen, Andeutungen davon, die er bey Calmar gefunden haben will, sind keineswegs beweisend. Desto schlagendere Beweise hiefür glaubt er um Stockholm aufbringen zu können.

Die Gegend um Stockholm ist im Allgemeinen niedrig, indem sie selten zu einer Höhe von 150 Fuß über dem Wasserspiegel ansteigt. Die Hauptgebirgsarten sind Gneiß und Granit, welche oft ganz kahl sind und eine zum großen Theil geglättete und abgerundete Oberfläche darbieten, als ob diese Felsen vor einer langen Zeit hätten den Grund des Meeres gebildet und wären durch die beständige Reibung von Sand und Kieseln glatt geschleuert worden. Eine Masse von Sand, hie und da in Letten übergehend, bedeckt öfters die Felsen; sie erreicht indessen selten eine besondere Mächtigkeit, außer längs gewisser Striche, wo merkwürdige Kuppen von Sand und Gras, in Schweden Sand-Asar genannt, vorkommen. Diese Asar sind ungeheure Sandbänke von 50 bis zu mehreren hundert Ellen Breite und von 50 bis zu mehr denn 100 Fuß Höhe, welche sich oft auf viele Meilen weit in einer Erstreckung fortziehen. Gewöhnlich laufen sie in der Richtung von Norden gegen Süden, endigen sich in der Regel auf beyden Seiten in einen steilen Abfall, und sind bisweilen auf dem Gipfel so schmal, daß wenig mehr Raum, als zu einer Straße übrig bleibt. Da sie ein vortreffliches Material zum Straßenbau gewähren, so sind viele Landstraßen entweder längs des Gipfels oder des Fußes solcher Kuppen geführt, so daß der Reisende hinlänglich Gelegenheit hat, sich von ihrer Beschaffenheit zu unterrichten. An Stellen, wo sie aus großen abgerundeten Geschieben von Mannskopfgröße bestehen, ist keine Schichtung bemerkbar; wo sie aber, wie es gewöhnlicher ist, aus Grus und feinem Sand zusammengesetzt sind, sind sie durchgängig in ähnlicher Weise wie in Flußbetten geschichtet.

In diesen Sandlagern nun fanden sich Seeconchylien, denen ähnlich, die im baltischen Meere vorkommen. Der erste Fundort deselben, welchen der Vers. besuchte, ist Solna, eine Meile nordwestlich von Stockholm, wo sie in großer Anzahl sich zeigen. Sie gehören meistentheils zu Cardium edule und Tellina baltica; bey vielen sind noch beide Schalen vereinigt. Mytilus edulis ist meist gänzlich zersetzt, und hat dadurch die Masse violet gefärbt. Außerdem kommt noch daselbst die Littorina crassior und littorea vor, so wie eine kleine Paludina, verwandt oder selbst identisch mit P. ulva. Die Mies- und Herzmuscheln sind klein, gerade so wie sie in dem Brackenwasser des benachbarten bothnischen Meerbusens gefunden werden, und die ganze Zusammengesellung dieser Conchylien ist so, wie sie das baltische Meer characterisiren. Das Lager, in welchem sie vorkommen, liegt 30 Fuß über dem Spiegel dieses Meeres.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

III. Artikel.

Mit gewohnter Genauigkeit und Sprachkenntniß hat Graf Castiglione auch im vorliegenden Bande uns wieder einen im Ganzen zuverläßigen und befriedigenden Text geliefert, dessen eigenthümliche oder neue Vorkommnisse er obenein mehr noch als früher durch ein bestätigendes Sic in den Noten sicher stellte.

In den Bayerischen Annalen 1834, S. 1040 a. ist von Unterzeichnetem, und in den Gelehrten Anzeigen 1836, ist von Schmeller dringend geltend gemacht worden, bey solchen Schriftdenkmalen den Ausgang der handschriftlichen Zeilen streng durch senkrechte Striche zu kennzeichnen. Fälle, wie sie S. 451 mitgetheilt worden (nasseináis etc.), möchten sich leicht aus Erlöschen oder Vergessen über den Rand hinausgeschriebener Buchstaben erklären oder auf frühere die Zeilen so oder so abbrechende Handschriften schließen lassen. Daß der Herausgeber Fehler, wie nasseináis und offenbarere oben in seinen Text aufgenommen, und obenein meist nur nach Einer Handschrift, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten. Zeilabtheilungen aber, wie tha-tei (C. 4, 7.), gaf-valt (G. 2, 19.), fvi-gnjáith (C. 3, 15.), ufa-rassu (Th. 3, 10.), uf-armunônds (Ph. 2, 30.), mái-zuththan (G. 4, 9.) können wir nicht gut heißen. Eben so wenig die Trennung offenbar zusammengehöriger Zusammensetzungen, wie leikạ-fráujam (C. 3, 22.), frathja-marzeins (G. 6, 3.), gutha-skáunein (Ph. 2, 6.), während umgekehrt sunivê sibja (G. 4, 5.) fälschlich verbunden, was E. 1, 5. (sunivê gadêds) richtig getrennt, wie Ph. 4, 14. gamáinjabriggandans verbunden wurde.

Von geringfügigen Druckfehlern nehmen wir Umgang, wie z. B. izvak (K statt R: Col. 4, 6.), bróthrus (statt bróthrjus: Th. 4, 13). *) Das S. 409 aus usliggváidjáu (C. 4, 16.) versuchte usliggváid *jah* wird nur in seinem d bedenklich, da in den Handschriften der paulinischen Briefe d fast gar nicht für das Schluß-th des Verb. Participii ꝛc. steht, Th. 5, 26. sogar bidjáith'uth-than, wo doch das th gewöhnlich weicht: vergl. standáiduh (1. C. 16, 13.), vairthâiduh (C. 4, 32.), vileidu (J.

*) S. 10, 11. Schiller statt Schilter; S. 26, 1. lies C. 2, 23; S. 43, 9. von unten lies atsnarpjáis, wie oben im Texte; G. 6, 5. steht im Texte richtig baúrthein bairith, in der Anm. baireith, und auch baúrith für A. ist wohl nur Druckfehler, so wie vielleicht auch kaúrein statt baúrein (K statt B) zu lesen kommen möchte, nach V. 2. (kaúrithôs bairáith); S. 47, 3. von unten lies gecviman etc. Die vielen griechischen Accentdruckfehler verbessern sich von selber.

18, 39). — Th. 3, 10. ſteht in Text und Anm. ohne sic.: usthiuháima, während Cod. B. richtig usdiuháima gewährt. Skathâila (E. 3, 25.) ſteht in der Anmerk. wie oben, doch ohne beſondere Vergewiſſerung des ái, welches hier um ſo erwünſchter geweſen wäre, als die angeführte althd. Form ſcatal für Genauigkeit in dieſem Falle nicht ſpricht. Doch gewinnt ái etwas Vorſchub durch Viljáinanth (Uuillienant) der neapol. Urkunde, noch mehr in undaraíſtja, wie E. 4, 9. ſtatt undarnîſtô zu leſen kommt, wonach beyläufig auch E. 3, 3. wohl undaráiſtjin (ſt. undarleijin) zu leſen ſeyn möchte. Láiſénim (E. 2, 22.) iſt Schreib- oder Druckfehler, die Codices haben das richtige láiseinim. Vielleicht iſt auch Th. 4, 17. mith ïmma (ſtatt αὐτοῖς) nur neuerer (oder älterer?) Schreibfehler und G. 5, 3. iſt ſtatt hvammé manné ſicherlich hvammêh zu leſen. Eben ſo muß G. 1, 4. jedenfalls andvairthin (praeſenti) ſtatt des gedruckten anavairthin (futuro) geleſen werden; G. 4, 27. áuthjôns (ſtatt áuthjòs); Th. 2, 13. ſtatt unſveibandanei, was weder Fem. ſeyn, noch für unſveibandané zu nehmen iſt, zu aviliudôm allein unſveibandans (S ſtatt C): es folgt unmittelbar nimandans, und iſt jene Redeweiſe wie Th. 5, 17. unſveibandans bidjáith, E. 1, 16. unſveibands aviliudô. — Auffallend iſt Ph. 4, 5. anaviljé ïzvara kuntha ſiái, welches, obſchon auch in der Anmerk. ſtehend, um ſo eher wohl als wenigſtens älterer Fehler zu nehmen ſeyn möchte, als das folgende Wort mit dem vermißten i anhebt. *) 1 Tim. 3, 14. ſoll freylich anaviljin (σεμνότητι) ſtehen, von anavilja, wie ſich von vilja erwarten läßt, gleich ana-mahts ꝛc. Anaviljei käme von anavil[j]is (wie ſilbavil[j]is: 2 C. 8, 3.). Vielleicht ſteht auch dort ΑΝΔΥΙΑGΕΙΝ oder ΑΝΔΥΙΑGΕΙΝ. Wie apáuſtáulé kann anaviljé nicht gedacht werden. — Gar nichts bemerkt iſt zu Laudikáia (E. 4, 16.), was freylich zweymal ſteht. Eben ſo nichts zu ſein ſilbins (ἑαυτοῦ: G. 6, 4.), dem vorausgeht und nachfolgt ſis ſilbin. Doch iſt jenes, das auch E. 5, 28. ſteht, hinlänglich begründet. *)

Das Gothiſche giebt bekanntlich ἡμῶν, ὑμῶν, μου, σου, αὐτοῦ, αὐτῶν u. ſ. w. ſtets durch das zum beſtehenden Subſtantivum gehörige Pronomen poſſeſſivum wieder. Von den vielen Fällen auch unſers Bandes nur folgende, wo der Fem. Sing. dem Gen. Plur. des perſönlich ungeſchlechtigen Fürwortes gleichklingt. Nicht nur *unfara* arbáiths (κόπος ἡμῶν: Th. 3, 5.), unfara vêns (ἡμῶν ἐλπὶς: Th. 2, 19.), ſondern auch áithei *unfara* (μήτηρ ἡμῶν: G. 4, 26.), áudagei ïzvara (G. 4, 17.), friathva ïzvara (Ph. 1, 19.), wieder *meina* fahêd (Ph. 2, 1. 4, 14.), und ſtibna *meina* (Ph. 4, 20.), leik *ſein* (G. 5, 24.), und *ſein* kas (Th. 4, 4.), barnilôna *meina* (G. 4, 19.) und *ſeina* barna (Th. 2, 11.). Man könnte verſucht werden, das nachfolgende Pronomen, z. B. auch hairtôna ïzvara (E. 4, 8.), libáins ïzvara (E. 3, 4.), galáubein ïzvara (Th. 3, 2. 5.) für den griechiſchen Genit. plur. zu nehmen, wie wirklich in hvarjizuh ïzvara (Th. 4, 4.), áinhvarjanôh ïzvara (Th. 2, 11.), thô alláizê ïzvará uſháuſein (2 C. 7, 15.), aber ſelbſt im letztern Falle könnte ïzvara ſchon der Accuſ. Poſſeſſivi ſeyn und unendlich viele Stellen (barnam *ſeinam*, αὐτῆς: G. 4. 23; fravaúrhtins *unſarôs*:

*) Wir denken hier an L. 10, 5: in thanê gardei ïnngaggáith, wo der alte Schreiber ſich wohl vergriff (ſtatt thanei gardê, wie V. 8. und 10: in thôei baúrgê); aus welcher Art Fehlgriffes ſich auch wohl L. 14, 28: rahneith manvi-thô habáiu du ustiuhan erklären möchte, ſtatt manvu *ei* thô habái oder vielleicht manv*ith ei* habái du ustiuhan. Manvu wie L. 14, 17. kurz zuvor und J. 7, 6.

*) Vergl. dagegen Wörterb. zum Iwein S. 369 und Nibel. 19, 4. 60, 1. ꝛc.

G. 1, 4. ꝛc.) laßen keinen Zweifel. Auffallend deshalb iſt Th. 2, 17: andáugi *izvara* gafaihvan. Mit Solöcismen iſt nicht geholfen; ſoll izvara daher hier nicht einmal Gen. pl. ſeyn, *) ſo ſehe man ſich nach anderer Lesart um. Bald darauf Th. 3, 10. ſteht ei *ga*faihváima andvairth*ja* izvara (*ὑμῶν τὸ πρόσωπον*); alſo leſe man dort andáug*ja* izvara gafaihvan, oder andáugi izvara*ta* faihvan, ΓΛ in ΤΛ verwandelnd. Aehnlich verlas ſich der alte Schreiber ſchon Mk. 4, 28, indem er ƀRNMISTRAS ſchreiben mußte. Die Verwechslung des Γ und Τ dauerte lange fort in usgrudjans, das G. 6, 9. Beſtätigung erhält. — Nicht unwichtig wäre geweſen, das Sic, welches zu C. 4, 10. (du thanei) geſetzt wurde, B. 13 (du thans) wiederholt zu ſehen: ſ. oben S. 482. Gar nichts geſagt wurde zum zweymaligen láis (Ph. 4, 12.), das wir oben S. 489 höchſt willkommen hießen. **) Ph. 4, 16. ſcheint zwiſchen tváim andavizn ein *in* ausgefallen, doch laßen auch einige griechiſche Codd. *εἰς* fort. Wahrhaft wichtig aber wäre Beſtätigung für *manaulja* (*σχήματι*, habitui: Ph. 2, 8.) geweſen, wo man entweder ähnlich fkatha*ila*, eine Bildung mit -*aul* ſtatt des bisherigen -*ul* (hvôſtuli, ma*g*ula) annehmen müßte, oder eine Zuſammenſetzung mana-uli (wie (manaſêths), was unwahrſcheinlich. Es frägt ſich daher um eine Conjectur, und zunächſt drängt ſich ein N. mannuli auf. Sonſt biete ich zur Wahl, als auf Buchſtabenmöglichkeiten beruhend manubli (wie dáuthubli), manubni (wie vitubni, fráiſtubni) oder beſſer *manniski* (wie barniski) von mannisks (J. 12, 43. Skeir. 47, 15.), wovon manniskôdus (Skeir. 47, 18.); oder manaski? — Th. 5, 15. ſteht ïbái hvas ubil*ana* ubilamma hvamma usgildái (malum *pro* malo). Hier muß nach R. 12, 17 (ni áinnummêhun ubil *und* ubilamma usgibands) und Mth. 5, 38 (áugô *und* áugin, tunthu *und* tunthâu) geleſen werden ubil *und* ubilamma oder vielleicht ubil*ana* *und* ubilamma, nach dem Gebrauch des Maſculini in Mth. 7, 23: vaúrkjandans unfib*jana* (operantes iniquitatem), wo man die Wahl hat unfibj*ata* (alſo immer wieder das Adjectivum) zu ändern oder einen adj. Gebrauch anzunehmen, der im Mittelhochdeutſchen noch ſo häufig vorkommt, z. B. den vollen, den grôzen vollen (Nibl. 999, 3. 1114, 3. 1273, 4. 1302, 1. 2077, 1. 2267, 1.; 2000, 3.) und auch Mk. 14, 51. (biváibiths leina ana naqvad*ana*) zum Vergleich ziehen läßt. — Zweifel erregt G. 5, 28. fláutandans (*κενοδοξοι*, inanis gloriae cupidi), da 1 C. 13, 4. fláut*jan* (*περπερεύεσθαι*, perperam agere, dieſes ſicher von fliutan, fluere) erſchien. — Stehen muß man laßen, weil es vergewiſſert wird, us*th*rôthiths (inſtitutus, initiatus ſum: Ph. 4, 12.). — In Th. 5, 3. (jah *unth*athliuhand: *καὶ οὐ μὴ ἐκφύγωσιν*, et *non* effugient) könnte man *ung*athliuhand vermuthen, beſonders da ni (oder wahrſcheinlicher un-) wirklich fehlt und *g*athliuhan ſonſt ſtets vorkommt (Mth. 8, 33. Mk. 5, 14. 14, 52. 16, 8.). Doch trat ſchon 2 Col. 11, 33. bejahend *unth*athláuh handum ïs (effugi manus ejus) auf. Oder will man auch hier usgathláuh leſen? — Aehnlich könnte man Th. 3, 1. ſtatt bilithanái vêſeima (*καταλειφθῆναι*, remanere) ein bili*b*anái

*) Aehnlich wie is, *izê* ſtatt des griechiſchen Gen. wiedergeben; z. B. Th. 5, 15: *in* vaúrſtvis *izê*, G. 2, 15: thizái litái *izê* (*αὐτῶν*), und ſogar valduſni *thizê* (*ταύτην*!) allata jah vulthu *izê* (*αὐτῶν*), umgekehrt dagegen vaíthith *thein* all (*σου πᾶσα*), wo man leicht thein' all, theina all vermuthen könnte.

**) Wer zweifeln will, könnte ſagen: dem Setzer liegt in ſeinem Setzkaſten S neben T, und Λ, umgekehrt angeſehen, hatte er in das Fach von Y abgeworfen; ſo daß ΛAIS ſtatt YAIT herauskam und (zweymal?) ſtehen blieb.

vermuthen, von bileiban, wovon biláif (remansit im Kalender), láibôs (reliquiae), Guda-láibs (n. pr.), af-lifnan (Th. 4, 1. 7.), áin-lif, tva-lib, und bi-láibjan (thái biláibidans, περι λειπόμενοι, residui: Th. 4, 15.) kommen, wenn nicht bili*th*anái (auch 2 C. 4, 9. ꝛc.) von bileithan (vorbeygehen, verlaßen; wie faúrbigaggan) durch sehr viele Stellen begründet wäre. — Die „Conjunctiva" bairái*th* (G. 5, 10. B.), svignjái*th* (C. 3, 15.), tiuhái*th* (Th. 4, 14.) haben wir S. 451 schon berührt. G. 2, 15. aber ist doch wohl statt báid*is* (cogis) zu lesen báid*j*is oder báid*e*is, von báidjan, gabáidjan (cogere, arcere 2 Col. 12, 11.) gebildet von beidan, báith (verweilen), also verweilen machen, nöthigen.

Die sonderbare Lesart *qváisv* this hafteis (Th. 5, 3.), sowohl wegen haft*eis* und this, als wegen des wunderlichen qváisv verdächtig, welches, da es dolor heißen soll, S. 59. gezwungen von qváinôn abgeleitet wird, hat sich oben S. 486 bereits erfreulich in *sair qvithuhaftóns* verwandelt; ebenso wird das dabey stehende *blissóth* vielleicht zu bligqvith.

Die mit einem ähnlich räthselhaften *this* ausgestattete Stelle Th. 3, 10 (vanôna this) ändert sich in das handschriftlich richtige vani*nassu*. — Der unerklärliche Dat. ïn háit *jah* (Th. 4, 16.), wofür ich nur háit*a* (vom Neutr. háit, wie in gaháit) vermuthete, tauscht sich aus gegen das weibl. ïn háit-jái (in jussu, ἐν κελεύματι), das schon 1 C. 7, 7. (bi háitjái) erschienen war. — Ein ähnlicher Dativus „bimáit" (statt bimáit*a*: C. 2, 11. G. 2, 12.) auf den *a*htáudôgs folgt (Ph. 3, 5.), erklärt sich wohl als bimáit*a* *a*htáudôgs oder bimáit' ahtáudôgs, wie G. 5, 11. B: gataúran' ïst marzeins (E. 4, 7: atgiban*a* ist), *) kar' ïst (J. 10, 13.; kar*a* unsis: Mth. 27, 4.), that' ïst, also meist bey ist, doch auch that' uh, hazj' uth than (1 C. 11, 2.), an' airtha (Sk. 18, 1.). *) — Unrichtig erschien S. 486 bereits ungatlisans (ᴀ und ʌ, I und S verwechselt), das mit gatil's (etwa wie spaúrd und spráud) schon wegen des diesem fehlenden s nicht zusammengestellt werden dürfte. — G. 4, 12. möchte das beginnende aththan (im Griechischen fehlt hier δὲ) wohl zum folgenden Verse zu stellen seyn, wo es gegen δὲ vermißt wird. Ueber καὶ μὴ (Gol. 5, 1.) ist oben S. 470 schon vermuthet worden. G. 4, 25. muß, da *guth* skalkinôth ungrammatisch wäre (Ph. 3, 3. steht richtig guth*a* skalkinôn), und der obere Querstrich des Γ, wie E. selber sagt, sehr unsicher, d. h. am Ende gar nicht vorhanden ist, endlich δουλεύει γὰρ steht, statt ΓΦ, entweder ϚΛh oder besser ïΦ gelesen werden. — C. 3, 13. soll χαριζόμενοι ἑαυτοῖς mit fragibandans silba*ns* wiedergegeben seyn, muß aber entweder geradezu silba*m* heißen (H und N verwechselt, und vielleicht S durch das folgende Ϛ herbeygeführt) oder man könnte ergänzen fragibandan*s* si(*s si*)lbans oder s(is) silbans. — Phil. 2, 3. folgt sich merkwürdig haband*ans* und anthar antharamma munand*s* sis aúhuma*n*, nicht munandans sis aúhuman*s* (obschon ἡγουμένους, freylich wegen ἀλλήλους) und gleich weiter nithô seina *hvarjizuh* mitônd*ans* (wie einige griechische Codd. ἕκαστος, einige ἕκαστοι σκοποῦντες, während der Grundtext σκοπεῖτε hat).

(Fortsetzung folgt.)

*) Mth. 6, 27. seinan' a*l*leina verwandelt sich in seinan*a* *a*leina (ᴀ und ʌ verwechselt).

*) Man müßte in bimáit ahtáudôgs den Accusativus als griechisch (und etwa wie ufgaúrdanái hupins: E. 6, 14.) rechtfertigen wollen, wozu aber gerade hier der griechische Text keinen Anlaß giebt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Fortsetzung)

Für munand*s* und aúhuma*n* wäre ein sic immer erwünscht gewesen, so sehr man durch managei ꝛc. an diese Sätze gewöhnt ist. -- Schwer bleibt Th. 4, 11. biarbáidjan *anaqval* (ἡσυχάζειν, quietem) „lectio *certa quoad omnes* ejus literas.“ Der von C. versuchte Zusammenhang mit hveila fällt natürlich in sich zusammen. Die Composition mit ana steht und wirkt wohl auf den Sinn wie *ana*vilja (σεμνότης: 1 Tim. 3, 4. Ph. 4, 5.), *ana*qvifs (βλασφημία: C. 3, 8.), *ana*mahts (ὕβρις, violentia: 2 C. 12, 10.) verschieden von *un*mahts; Vergl. Grimm II. 710. 900. Qvals kommt von qvilan: Grimm II. 29. n. 315. Oder will man wieder ana*ſ*lav von anaſlavan (ceſſare), mit Umstellung von λ und ᛅ u. s. w.?? Ph. 2, 6: vulva rahnida viſan ſik galeikó Gutha, was ich nach früherer mündlicher Mittheilung in Mailand (C. sagt S. 63: neſcio meo an ſuo ipſius errore) wohl nur für galeik*ana* nehmen konnte, denn das Neutr. thata galeikó (wie G. 5, 21.) oder das Fem. gehören nicht hieher, eben so wenig das Adverbium (Plur. Neutr. sagt C. S. 63), muß ohne Zweifel ΓᛅΛЄIKQ͝ gelesen werden, so daß der ganze Satz Saei ïn guthaſkáunein viſands ni vulva rahnida *viſan*, ſik *galeikón* Gutha so zu theilen und zu deuten kommt, und viſan ſik galeikò, was Castiglione 63. zusammenfügt, getrennt wird. Jener Gebrauch von viſan ist häufig und stand nahe genug (Ph. 3, 8.): thatuh *rahnida* ïn Chriſtáus ſleitha *viſan*, aththan ſvêtháuh all *dómja* ſleitha *viſan* . . . jah *dómja* ſmarnôs *viſan*, (s. oben S. 357); Mk. 14, 65: *gadómidédun* ïna ſkulan *viſan*; vergl. Mk. 12, 18: qvithand usſtaſs ni *viſan*; Mk. 8, 27: hvana mik qvithand *viſan?* Nur bey *viljan* scheint viſan fortzubleiben: Th. 4, 13. u. 2 C. 1, 8: ni *vileima* ïzvis unveisans, brôthrjus; 1 C. 10, 1: ni *viljáu* ïzvis unvitans, brôthrjus. – Galeikòn aber, ὁμοιοῦν, aequiparare, kommt oft genug vor, auch Th. 2, 14. Ph. 3, 17. J. 5, 19., also doch wohl auch J. 5, 18. (ἴσον ποιῶν); eben so gagaleikòn (transfigurare: 2 C. 11, 14. 15, 13.), ïngaleikôn (transformare: 2 C. 3, 18).

Die zu Th. 4, 6. (ei hvas ni ufargaggái nih bifaih . . . . . brôthar *ſeinamma*: ut quis non transgrediatur neque circumveniat oder decipiat *in negotiis* fratrem ſuum) aus Buchstabenschimmer versuchte Ergänzung bifaihôᛅᛅI . . . ÏN(T)Q(I)S für ἐν πράγματι befriedigt nicht, abgesehen vom richtigern tôjis oder noch besser tôja (wie E. 3, 7.). Jedenfalls muß bifaihó (vergl. 2 C. 7, 2. 12, 2. ꝛc.) abgetrennt werden. Das Uebrige gibt manchen Vermuthungen Raum. Sollte z. B.

ein unerhörtes ⲁⲣⲅⲁⲧⲟⲥⲁ (Tagwerk, negotium) gewagt werden dürfen? oder ⲁⲣⲓⲗⲉⲓⲛⲟⲙ?? oder ⲁⲉⲁⲓⲙ? oder ⲑⲁⲙⲙⲁ ⲧⲟⲥⲉ d. i. τῳ πράγματι, wie die armenische Uebersetzung (statt τῷ) liest?

S. 13 ist zu G. 4, 19. 20. eine „Glosse" oder andere Lesart mitgetheilt worden, die nicht rein heraustrat und zu Ergänzungen reizt. Zu gabairhtjáidáu (φανερωθῇ mit der äthiopischen Uebersetzung statt μορφωθῇ) erlas C. nämlich am Rande ⲁ... ⲗⲁⲡⲁⲥⲁⲓ ⲅⲁⲕⲓⲥⲁⲏ·· ⲛⲁⲓⲙ, was er ergänzt du láudjái gafrisah*t*náim und ad abundantiam deformatis übersetzt, indem er vom gewiß falsch gedeuteten láuths, láuds (von liudan, crescere: Mk. 4, 27.) sich ein bisher nicht vorgekommenes láudja, láudi mit der Bedeutung abundantia denkt. Aber auch vom Intransitivum gafrisaht*n*an kann kein anderes Participium als gafrisaht*n*and*a*m kommen. Das schließende ⲓⲙ könnte mit einem Adject. oder Participio gafrisahts oder (von gafrisahtjan, ἐντυπεῖσθαι, deformare: 2 C. 3, 7.) gafrisaht*ith*s als Glosse zum folgenden affláuthiths *ïm* gedacht werden; doch gibt dieses keinen Sinnparallelismus. *) Beßte Lösung wird also wohl gefunden durch du ludjái (oder aus Verwechslung von ⲗ und ⲁ wieder du*l* ludjái, wie jabái du*l* leitilái hveilái: 2 C. 7, 8. obschon hier εἰ καὶ, also du'h steht, während Skeir. 47, 3. einfach du leitilái hveilái) gafrisahtnái ïn (ïzvis) d. i. ad speciem (ludi, facies: Mth. 6, 17.) conformetur; oder untê du ludja *ïs* gafrisaht*n*a*n*?? Oder endlich sollte zu der im Text auch unregelmäßigen Genitivform Christáus (statt Christus) gabairhtjáidáu etwa ludi hinaufzunehmen seyn? —

Alle diese hier aufgeführten Vermuthungen in Betreff des Textes mögen den Herausgeber überzeugen, daß wir seiner Arbeit vollste Aufmerksamkeit geschenkt haben; und wann wir hienach noch zu dem von ihm in den Anmerkungen lexikalisch und etymologisch Beygebrachten beurtheilend übergehen, so wird derselbe auch darin nur die Absicht erkennen, durch Frage, Zweifel und Lösungsversuche der gemeinsamen Sache, der er seinen Dienst geweiht, zu immer größerer Sicherung des Wahren förderlich zu werden.

Coloss. 1, 22. begegnen wir zu ïn leika mammôns (ἐν τῷ σώματι σαρκὸς!) einer langen Anmerkung, in der zu jenem bald das althochdeutsche mammundì (lenitas, dulcedo), bald das altsächsische madmund ohne Sinnvermittelung ꝛc. herbeygezogen werden. In mammô (leider ist A. ganz verderbt), tritt uns ein neues Wort für σάρξ, etwa zu mims (κρέα: 1 Coloss. 8, 13.) verwandt, entgegen. Ulfila braucht bekanntlich für σῶμα und σάρξ nur das einzige leik, und nimmt keinen Anstand Coloss. 1, 24. ἐν τῇ σαρκί μου ὑπὲρ τοῦ σώματος αὐτοῦ beydemal durch leik (ïn leika meinamma faúr leik ïs) zu übersetzen; eben so in αὐξάμενοι σώματος τῆς σαρκὸς sogar nur einmal leikis zu setzen; dagegen er in unserm Satze das Synonymon mammô anwendet, das mit dem Mask. mammôna (lat. mammona), welches er Math. 6, 24. gebraucht, während er es Col. 16, 13. durch faíhuthraíhns übersetzt, nicht verwechselt werden darf. Mims (s. oben S. 477) stimmt bekanntlich trefflich zum sanskr. mams, mans, altpr. mensas (litth. miesa: lat. meesa, slav. mjaso, meso, pol. mieso, miasko, arm. mis, zigeun. mas), wie Grimm nachgewiesen hat.

*) Eben so wenig ein in den vorhergehenden Lauten d... láudjai vermuthbaren du usdáudjái (es kommt nur usdáudei: 2 C. 6, 8. E. 6, 8. vor) oder du máudjan, du máudeinái (wie Sk. 47, 5: ufar máudein).

G. 6, 9. stimmt der Vergleich von mendian (laetari) zu af*máindái* (ἐκλυόμενοι, deficientes) nicht. — Die zu Galat. 2, 4. (freihals unsarana) gemachte Bemerkung „sic licet casu accusativo manente *s* et genere nominis masculino" zeigt ein Verkennen der Zusammensetzung und Herkunft in freihals, während doch Galat. 5, 1. thammei freihalsa stand. Das Wort bildet sich bekanntlich von *freis*, frija, frei (frijata) d. i. liber und *hals* (collum) mascul.; und zwar wie sla-hals (2, Tit. 1, 7.), sëker-hals (Wigands Archiv II. 25), Geizhals, Schreyhals, Wagehals; vergl. freihalsen (1341. in MB. 11, 259.), wanthalsen, winthalsen (neidisch uber ahsel sehen). Freihals, ἐλευθερία (auch 2 Coloss. 3, 17. neben friei: 1 Coloss. 10, 29.) geht durch alle Mundarten: althochdeutsch frîhals (libertas), frîhalslîch (liberalis), frîhalsî (libertas, althochdeutsch frîhelse), angelsächsisch freóls (statt frëo-hals: festivitas), altn. frîâls (liberajis, dänisch frêls); altfriesisch friahalsa (libertas), und in den lombardischen Gesetzen steht fulfreal, richtiger im Cod. Vatic. 5001. ful frealz d. i. fulfrêhals. Daß das oben angeführte sla(h)-hals (πλήκτης, percussor) aber sich von slahan und hals ableitet, dafür spricht auch das in derselben Stelle daneben stehende vein-*nas* (πάροινος, vinolentus), und das ähnliche láusqvithrs.

Phil. 2, 24. wird *thammei* für ein evidens mendum erklärt und *thatei* verlangt; doch muß gedacht werden *gatráua* thamm'*ei*, ganz wie Luc. 15, 6: faginòth ... thamm'ei; vergl. Mk. 4, 38. 7, 15. 16, 4. J. 6, 5. ꝛc. und oben S. 480. — Wiederholt werden Phil. 2, 28. die Comparativformen sniumundôs und aljaleikôs (siehe oben S. 476) verkannt. — Phil. 3, 1. will C. unnöthig latei in lati verwandelt wissen, was selber wieder, wie liuti neben liutei (Coloss. 4, 14.), Subst. neutr. seyn könnte, und sammt latei für ὀκνηρόν, wie das Subst. thvastitha für das Adject. ἀσφαλές Phil. 3, 1. — Gal. 5, 4. misversteht C. die Uebersetzung von δικαιοῦσθε durch *garaihtans* qvithith ïzvis, welches doch ganz wie Ph. 3, 12. für τετελείωμαι: *garaihts* gadômiths sijáu, und L. 18, 14. für δικαιοῦν: *garaihtana* gateihan. —

Die etymologischen Bemerkungen auch dieses Bandes treffen nicht immer hinlänglich scharf. Es fehlt immer noch die sichere Erkenntniß des Laut-Verschiebungsgesetzes, welches aller mühsam wieder zusammengesuchten Anführungen aus Adelung (Coloss. 3, 18.), Schilter (S. 10, 11.) ꝛc. überhoben haben würde. So wird Gal. 4, 19. zu fi*t*an einerseits fälschlich sò*d*jan, andererseits φιτύειν gepaart. — Gern erkennen wir die guten Bemerkungen zu Gal. 2, 4. 12. (niuhsjan und sliupan) 5, 20. ((lubjaleisei, in Betreff des ersten Wortes) an. Was aber Seite 3 über „sagan" und sakan gegen Schreiber dieses gesagt ist, kann diesen noch keineswegs überzeugen, möge nun frisahts und ïnsahts und gasahts von sa*k*an oder sagan kommen. Aber die Form sa*k*an kann auf keinen Fall dem deutschen sagen, wie Cast. sagt, ad amussim respondere. Kommt sagan gleich nicht vor, so muß es da gewesen seyn. Erschien doch láis auch jetzt erst zum ersten Male. — Daúhts, fravaúr*h*ts, saú*h*ts, thu*h*ts, tha*h*ta kommen von „dáu*k*an," vaúr*k*jan, siu*k*s, thug*k*jan, thag*k*jan, eben so gewiß einige -sa*h*ts von sa*k*an; aber wie ïnnaga*h*ts (Luc. 1, 29.) und framga*h*ts (Phil. 1, 25.) von gaggan, bra*h*ta (auch G. 5, 1.) von briggan, usbaú*h*ts und frabaú*h*ts von bugjan, *) ma*h*ts von mu-

*) Sláuhts von slahan: das áu beyläufig wie ganáuha (neben ganôhs) von nahan. Aehnlich tharban, thaúrfts, baúran, baúrthei, gabaúrans. An gabrukans (Gr. I. 843) ist nach gabruka (M. 8, 8.), gabruknan wohl nicht zu zweifeln. Eigenthümlich von sáian, sáisô — séths, von

gan, vaíhts von „váigan“, eben ſo kann in ïnſahts (effatum) u.ſ.w. ein sagan, wie ein ſahan liegen. *) Aehnlich von ſkapan — gaſkafts, von hvôpan — hvôftuli, von greipan — gagreifts; aber auch von giban — fragifts, tharban — thaúrfts.

Die Anmerkung S. 7 über thiudiſkô kämpft gegen Gr. I. 108, während II. 378. III. 602. ſelber ſchon das Beſſere geſagt worden war. — Gänzlich verfehlt aber iſt die Anmerkung zu E. 2, 19. thaírh gavifsins (δι' ἁφῶν, per nexus, juncturas, ganz gleich E. 4, 16.), welches ſchon oben S. 495 als von vithan (jungere) kommend aufgeführt wurde. Hier iſt nur die bekämpfte Ableitung von vitan (ſcire) falſch, ſondern auch die neu aufgeſtellte von viſan (manere). Von *vitan* kommt *viſs'* in mith-viſsei (conſcientia, vergl. mith-váit, σύνοιδα: 1 C. 4, 4.) und *veis'* (ſapiens: in faúr-veis, hindar-veis, balva-veisei, fullaveis, fullaveisjan), und neben un-vitands — un*vita* (ignarus), un-*viti* (ἄγνοια: Epheſ. 4, 18). — Von „*hvatan*“ (wovon hvôta, hvôtjan) kommt *hvafs'* (acutus); eben ſo von „*tatan* (oder tathan)“ ungata*fs'* ἄτακτος, ſchwerlich dem τάσσειν nachgeſchwäßt. Von „*ſtathan*“ (zu ſtaths, ſtôth), wofür ſtandan, neben anda-ſta*this* (auch Phil. 1, 28.) — faúr-*ſtafs'* (προισταμένος: Th. 5, 12.) und Subſt. af-ſtafs' (repudium: Matth. 5, 31.), us-ſtafs' (refurrectio: auch Ph. 3, 11.), tvis-ſtafs' (διχοστασία: auch G. 5, 31.). Von *qvi-than* kommt neben unqvêtheis (ineffabilis: 2 Coloſſ. 19, 4.) *gaqvifs'* (conſentiens: R. 7, 16. Sk. 38, 13.) und Subſt. gaqviſs (conſenſus: 1 Coloſſ. 7, 5.), vailaqviſs (benedictio: 2 Coloſſ. 9, 5.), thiuthiqviſs (id. 1 Coloſſ. 10, 16.), anaqviſs (Coloſſ. 3, 8.). Eben ſo von *vithan*, vaih, vêthum (dem das latein. vitta vorentſpricht) *gavifs* (ἁφή) neben kuna-*vêdóm* (catenis: Epeſ. 6, 20.) und „vêds“ (althochdeutſch wât), „gavêdi“ (althochdeutſch waete). Hieher gehört auch wohl us-*viſsei* (κενότης, vanitas: E. 4, 17.); doch dieſes vielleicht auch zu vitan.

Die Entwicklung aber der Formen hvafs' (von hvatan), gaviſs' (von vitan), gaviſs (von vithan), gaqviſs' (von qvithan), ſtafs' (von ſtathan), gatafs' (von tathan) und daneben veis', ſo daß letzteres nur Ein s zeigt, bey jenen aber das zweyte s eben ſo wenig das maſculiniſch-nominative iſt, als dieſes bey veis' (oder den Subſt. hatis', hals', ꝛc.) ſteht, vielmehr jene zu dieſem Endzwecke drey s führen müßten, erklärt ſich ſo, daß bey den kurzvokaligen Wurzeln das dem Bildungs-s vorhergehende t oder th aſſimiliert, bey den langvokaligen ausgeſtoßen wird. Alſo von veitan (denn dieſes iſt urſprünglich der Infinitivus zu vâit) *) — *vei's*, von vitan — viſs', vithan — viſs', qvithan — qviſs', ſtathan — ſtafs', hvatan — hvafs'.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

Seite 369 Zeile 8 — 6 von unten gehören die Worte: Freunz — ferner hinauf zu Zeile 17 von unten nach: Hund. — S. 372 Z. 10 von oben lies: laceratus, ſtatt: leceratus. — Z. 5 von unten lies: Slavica, ſtatt: Flavica. — S. 377 Z. 18 und 13 von unten lies: chronologico — diplomatica. — S. 379 Z. 13 von oben lies: geächteten ſtatt: gerichteten. S. 380 Z. 10 von oben lies: Belehnungen ſtatt: Belehrungen. — S. 381 Z. 14 von unten: Lori ſtatt: Lari. — S. 382 Z. 16 von oben Kaiſern ſtatt: Kailern. — Z. 10 von unten blado ſtatt: bludo.

„náian, nainô“ — nêths, nêthla; von váian váivô, wohl vêths, gavêthi (nach althd. kawâdi, Gewäde: Schmeller III. Graff I. 622). — Ob ſich ſo auch dêds entwickelt? Dáu'ths von divan dáu, dêvum wie ſnivan, ſnáu, ſnêvum.

*) Gahugds behält ſein g wegen des d. Sieh oben S. 471.

*) Bopp's Lehre von der Urſprünglichkeit des Präteritallautes ꝛc. bleibt auf unſerm Standpunkte hier außer Betracht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gothicae Versionis Epistolarum Divi Pauli ad Galatas ad Philippenses ad Colossenses ad Thessalonicenses primae quae supersunt. Ex Ambrosianae Bibliothecae Palimpsestis deprompta cum annotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani Regiis typis MDCCCXXXV. 62. S. Text. 4.

(Schluß.)

Der gleiche Ausstoß des den Bildungslauten vorausgehenden d, t, th, f, j, ꝛc. bey langem Vokal erscheint in blô'ſtr (von blôtan), ſtô'ma (von ſtôjan: 2 C. 9, 4.), blô'ma (von „blôjan"), usbei'sns (von beidan), bei'ſt (von beitan), eben ſo wohl auch us-hâi'ſtja (von háitan) und lâi'ſts (veſtigium), bayer. noch Laiſt (Schmeller II. 509), nicht von láiſjan, ſondern von leithan, láith; *) davon lâi'ſtjan dann (ſequi).

Weil Conſonant vorhergeht Gil'ſtr (gildan), ban'ſts (von bindan). Mit „Poſition" durch die nachfolgende Doppelconſonanz anabu'ſns (von biudan), ufar-tru'ſnjan (tru'ſns von triudan?). Und auf dieſe letzte Weiſe gewiß noch eine Anzahl mit ſt's ausgebildeter Wörter, ganz wie bei'ſt, ban'ſts; blô'ſtr, gil'ſtr, ꝛc. Bey viſts, ganiſts, fraluſts, kuſtus, thaúrſtei, fráiſtubni iſt klar, daß ſ nicht zum Stamme gehört, ſondern das zum Stamme gehörige verſchlungen wurde, alſo vi'ſts (von viſan), gani'ſts (von niſan), fralu'ſts (von liuſan), usdru'ſts (von driuſan), thaúr'ſtei (von thaúrſeis), ku'ſtus (von kiuſan), frái'ſt-ubni (von fráiſan). Dem gemäß iſt bey qvi'ſts (fraqviſtjan, qviſteins), li'ſts, lu'ſtus gleichfalls auf ein ausgefallenes s oder t ꝛc. zu ſchließen: *) bey li'ſts glaube ich kein s (weder von liſan, noch von leiſan, láis, liſum), ſondern ein t, ſo daß es von dem G. 2, 13. vereint erſcheinenden mith-*lit*idêdun ïmma (*συνυπεκρίθησαν*, conſenſerunt, ſimularunt cum eo) und thizái *lit*ái (*ὑποκρίσει*, ſententia, ſimulatione) kommt.

Letzteres von lita (oder lits) davon jenes litjan, welche beyde hier erſt zu S. 487 oben nachgeholt werden konnten. Vergleiche noch das bayeriſche: der Litz, Gelüſte, Laune, Grille, Tücke, Eigenheit (Schmeller II. 531), das althochdeutſche lizzôn (effingere) lizitôn (simulare). Zum Begriff ſimulare, ſimulatio fügt ſich *liſts* ſehr gut: es hat in allen bisherigen gothiſchen Stellen nur den ſchlimmen Nebengriff, nicht wie im Mittelhochdeutſchen etwa noch geſagt wird: enworfen von guoten meiſters *liſten* u. ſ. w. Epheſ. 6, 11. wird gewarnt vithra *liſtins* unhulthins (adverſus *dolos* diaboli) und *liſteigs* iſt *πανοῦργος*, fraudulentus, aſtutus, auch 2 Coloſſ. 12, 16. wo Paulus von ſich ſagt: viſands áuſtô *liſteigs* hindarveisein ïzvis nam (exiſtens fortaſſe *aſtutus* dolo vos cepi), ſtärker Epheſ. 4, 14: ïn hvammêh [vindê] láiſeináis,

*) Doch vergl. althd. leiſa, obd. Lais, Gelais (Schmeller II. 498).

*) F (aus b, p, f.) bleibt ſtehen vor ſt: háiſſts, thraſſts, wie ſvumſil: J. 9, 11.).

liutein mannê, ïn filudeisein du *listeigón* usvandjâi airzeins (ad fraudulentam circumventionem erroris). — Die *lifteis* unhulthins, this faúrthis us*lut*ôndins (Skeir. 38, 15.) zuſammengehalten mit dem dort Epheſ. 4, 14. neben *liſt*eigs ſtehenden *liut*ei (das auch Mk. 7, 22.), führt durch *liuta* (hypocrita, ſimulator) und *lut*ôn (feducere, decipere) zu *lu'stus*, dem in den meiſten Stellen jener ſchlimme Nebenbegriff auch nicht mangelt. Und iſt die E. 5, 6. B. hervortretende Schreibung uslustô (ni manna ïzvis usluſtô láusáim vaúrdam) ſtatt uslutô (decipiat, *ἀπατάτω*) wenigſtens für den etymologiſchen Zuſammenhang nicht ohne Werth. Luſtôn ſtatt concupiſcere (mulierem: Mth. 5, 28.), luſtus ſtatt cupiditas (Mk. 4, 19. 1 Th. 4, 5. Gal. 5, 24.) carnis, deſideria patris diaboli (Joh. 8, 44.). Doch dürfen wir hier auch nicht die Stellen bergen, wo luſtus nur den Antrieb, die Willensluſt bezeichnet. So 1 Thim. 2, 17. und Philem. 14. us luſtum (freywillig), luſtuſamans (deſideratiſſimos: Phil. 4, 1.) und als Gegenſatz unluſtus (taedium, aegritudo: Coloſſ. 3, 21.), und luſtu ubilana (Coloſſ. 3, 5.). — Litjan, lita aber und liutei, lutôn ſind Parallelwurzeln: vergleiche das angelſächſiſche lytig (liſtig, aſtutus,) ſchwediſch lut (Laune) zu liutei (Liſt,) Litz (Laune). —

Zu E. 2, 23. will Caſtiglione in ni ïn *svêrithô* hvizái du fôtha leikis, *οὐκ ἐν τιμῇ τινι, πρὸς πλησμονὴν τῆς σαρκός*) *svêrithô* in einen Dativus svêrithôn verwandelt wiſſen, ſetzt alſo einen unerhörten Nom. ſvêrithô voraus. Ein auffallendes Vorkommen der ſo häufigen Genitiv-Conſtruction, um ſo mehr als er auf derſelben Seite kurz vorher in ïn hvô *sáuthô* (aus Coloſſ. 15, 2.) ganz richtig für den Genitiv pluralis erklärt. Beyſpiele für das gleiche Pronomen *hvô* bôtô (1 Coloſſ. 13, 3.), hvô hveilô (2 Coloſſ. 6, 14. 1 Coloſſ. 7, 5. 16, 7.), hvô anabusnê (Röm. 13, 9.), hvô thaúrftê (Luk. 9, 25.), hvô vrôhê (Joh. 18, 29.), hvô gathraffteinô ꝛc. (Phil. 2, 1.), hvô hazeinô jah gôdeinô (Phil. 4, 8.), hvô mizdônô (Math. 5, 46.), *hvô fô* láifeinô (Mark. 1, 27.), wonach ſich Mark. 6, 2. hvô *fô* handugeinô gewiß aus dem vermeinten hvônô verbeſſert, wofür Grimm III. 28. hvô*uh* vermuthete, wie *hvô'h* qvinônô (1 Coloſſ. 11, 5.), hveilô hvôh (1 Coloſſ. 15, 33.), *hva* aviliudê (Thim. 3, 9.), hva thiuthis (Röm. 9, 11. Luk. 6, 44.); *hvamma* mannê (Gal. 5, 3.), ïn *hvizái* miſſadêdê (Galat. 6, 1.); *hvarjôh* fêrô (Epheſ. 4, 16.), hvarjizuh bagmê; hvazuh abnê; *Ainhun* leikê (Galat. 2, 16. 5, 25.), áinhun valdufnjê (Joh. 19, 11.), áinôhun mahtê (Mk. 6, 5.), áinôhun fairinô (Joh. 18, 38. 20, 4.), áinôhun áikklêſjônô (Phil. 4, 13.); *Aina* anabusnê (Skeir. 45, 2.), áina thiujô (Mark. 14, 67.), áinái baúrgê (Luk. 5, 12.), áinamma dagê (Luk. 5, 17.); *ſumana* mannê (Mark. 15, 21.); *All* knivê (Röm. 14, 11.), all táinê (Joh. 15, 2.), all frathjê (2 Coloſſ. 10, 5.), all vaúrdê (2 Coloſſ. 13, 1. Luk. 4, 4.), all dalê (Luk. 3, 56.), all mannê (Coloſſ. 1, 28.), all leikê (Luk. 3, 6.), all bagmê (Luk. 3, 9.), all fráiſtubnjô (Luk. 4, 13.), all fáivalô (Röm. 13, 11.), all ufarháuſeinô (2 Coloſſ. 10, 5.), all reikjis (1 Coloſſ. 15, 24.), all fadreinis (Epheſ. 3, 15.), all*a* razdô (Röm. 14, 11.), af *allamma* biſáuleinô (2 Coloſſ. 7, 1.), us allamma háimô (Luk. 5, 17.), allamma vaihtê (Th. 5, 22.); *Svêláud* mêlis (Galat. 4, 1.), *leitil* beiſtis (Galat. 5, 9.); *thái* thiudô (Mth. 5, 46.), filusna andhuleinô (2 E. 12, 7.) u. ſ. w.

Die Anmerkungen enthalten übrigens manche erfreuliche Beſtätigungen früher bezweifelter oder ungewiß gelaßener Formen. So vergewiſſert Phil. 2, 30. Coloſſ. 1, 24. gaidv; Phil. 3, 21. beſtätigt zu 1 Coloſſ. 1, 16. ïnmáidith, (ſtatt des früher gedruckten ïnmái*ſ*tith); Phil. 3, 21. iſt fortan zu

leſen ei hvaiva (nicht ei hva ſva), Phil. 2, 25. tharb ſtatt des frühern thari, das ich nach mißverſtandener mündlicher Verſicherung in Mailand als tharbi angeſetzt hatte. S. 3 wird durchaus gadaurans weiter behauptet, für das ich, um ſo wenig Buchſtaben als möglich zu bezweifeln, in gadaurans umgeleſen und umgedeutet wiſſen wollte, das ich jetzt aber ſehr geneigt bin in das oft vorkommende gajukans umzuwandeln, obſchon bey dieſem wohl meiſt der Dativus ſteht. S. 44 wird aus 1 Coloſſ. 15, 2. wieder beygebracht ſauthô (λόγων), wofür ſchon früher gern ſanthô erwartet wurde, um das altn. ſannr (verus), angelſächſiſch ſôth, alſo *ſanths* (verus), *ſantha* (veritas) wie ſunja, ſunis darin wieder zu finden. S. 27 wird dagegen das aus 1 C. 13, 12. wieder angeführte ſkuggva, das Holzmann gut zu ſcouwan ſtellte (wie triggva — triuwa, glaggvs — klou u. ſ. w.) durch die Schreibung ſkunnva einen Augenblick wieder ungewiß gemacht. Doch hat zu dieſer Schreibung wohl nur die nicht ſtichhaltige Vergleichung zu ſkáunei, verleitet. Verbeſſert wird zu Phil. 3, 8. der lange Irrthum, *) daß kunthi in kunthjôs weiblich wie ſächlich decliniere, den ich ſchon 1834 in den Bayeriſchen Annalen Nr. 127. mit dem ganz gleichen Fehler arbjôs unſaris (E. 1, 14.) beſeitigte, und der außer Grimm I. 603. 606. III. 500 ſelbſt noch in Bopp's Vergleichender Grammatik S. 375 und neuerdings in ſeinem „Vocalismus oder ſprachvergleichende Kritiken über J. Grimms deutſche Grammatik und Graff's althochdeutſchen Sprachſchatz.“ (Berlin, Nicolai. 1836. 8.) S. 97 kunthi als Femininum wiederholt zu einem ganzen Deklinationsſchema verleitete. Es ſteht eben auch dort kunthjis, ſo daß kunthi, wie ufkunthi nur ſächlich bleibt. Ein ähnlicher Fehler iſt nach Grimm 5, 21. (drugkaneins, μίσθαι) vom Particip. drugkans, (ebrius: 1 C. 11, 21.) auch Röm. 13, 11. zu verbeſſern: dort iſt zwiefach verleſen dragkameim (ebrietatibus). —

Im Verlaufe dieſer Prüfung des Textes und des Geleiſteten hatten wir Anlaß manche Verbeſſerungen (ſo qváiſv in ſaír u. ſ. w.) als gewiß zu bezeichnen. Es wurde dieſes aus brieflichem Verkehre mit dem Hrn. Regierungsrath von der Gabelentz (dem Verfaſſer und Herausgeber der geachteten Mandſchu-Grammatik) und Dr. Löbe, (beyde zu Altenburg) möglich, welche bereits im April d. J. eine gedruckte Anzeige ihrer neu beabſichtigten Ausgabe aller bisher nun wunderbar zuſammengeſtrömten Theile der gothiſchen Bibel-Ueberſetzung ausgehen ließen. Dieſe neue Ausgabe wird die zuverſichtliche Handhabung des gothiſchen Sprachſtoffes ſchon dadurch um einen guten Theil weiter fördern, daß der upſaliſche Text der Evangelien, eben ſo das Wolfenbüttler Bruchſtück von Dr. Löbe an Ort und Stelle einer neuen Prüfung und Abſchrift unterworfen worden iſt, für die Mayländer Palimpſeſten aber Graf Caſtiglione mit der edelſten Bereitwilligkeit, welche jene Herren nicht genug zu loben wiſſen, für alle und nicht wenige Zweifelfragen die Handſchriften nochmals durchgangen hat. Jene Ausgabe ſoll in zweyen Bänden erſcheinen, deren erſter den gothiſchen Text des N. T., eine genaue lateiniſche Ueberſetzung und die nothwendigſten Anmerkungen nebſt geſchichtlicher Einleitung umfaſſend, demnächſt ausgegeben werden wird. *) Der zweyte wird Grammatik, Wörterbuch, die Theile des A. Teſtaments, die gothiſchen Urkunden, Alphabete (von Wien und St. Gallen), Facſimile's ꝛc. enthalten.

Aus jener Quelle der Mittheilung iſt uns aber

*) Aehnlich, wie über ſunjô ſtatt ſunjôns.

*) Iſt ſo eben erſchienen.

A. d. R.

auch die Zuversicht geworden, daß Graf Castiglione uns noch in diesem Jahre 2 Thessalonicher und 1. und 2 Thimotheus nachliefern werde.

Mit diesem letzten Theile, der uns noch bevorsteht, schließt sich alsdann der reiche mayländische Schatz gothischer Sprachüberreste ab und, könnte man hinzusetzen, es wird demnach Zeit, Neues zu entdecken: jene so unerwartet aufgetauchten Palimpsesten von Bobbio haben unserm germanischen Sprachschatze so großen Gewinn zugeführt, daß durch sie die Frage nach immer reichlicher zufließendem Nibelungehorte immer lauter, die Hoffnung immer begehrlicher geworden ist. Vor dem Jahre 1648 ahnte fast Niemand das Vorhandenseyn gothischer Sprachdenkmäler und mußten die Schweden nach Deutschland kommen, um das Palladium der gemeinsamen Muttersprache zu erstürmen und zu retten. Wer aber hätte weiter geglaubt, daß in Wolfenbüttel Bruchstücke von Handschriften zu Tage kommen würden, die vom Kloster Bobbio stammen? Wer endlich wagte vor 1817 auch nur zu träumen, daß dasselbe Kloster so reiche Spenden gothischer Palimpsesten an die Ambrosiana und bis Rom abgegeben hatte? Konnte dieses 1817 geschehen, wo ein wiß- und ruhmbegieriger welscher Abt an Einem Orte allein endlich einmal nicht nur nach gajischen, sondern überhaupt nach Palimpsesten suchte, warum sollten die Nornen unserer Urvergangenheit nicht gnädig neue Fäden angeknüpft haben, um immer tiefer an die Wurzelquelle unserer Muttersprache zu gelangen? Wurde doch um das Jahr 400 nach Christi Geburt in Constantinopel gothisch gepredigt, und um dieselbe Zeit und später wie in Italien so auch in Spanien gothisch gesprochen. Hier denn also die beyden Herkules- oder Irminsäulen unserer Hoffnung! Und wenn auch Sanchuniathon bey Lissabon wirklich nicht aufgetaucht zu seyn scheint, sollte in Spanien wirklich nicht mehr von ältester deutscher Sprache liegen, als ein einziges „Alphabetum gothicum," das Hänel verzeichnete? —

Wenn aber nun binnen Kurzem in jener deutschen Altenburger Ausgabe der vielfach berichtigte und ziemlich gesicherte gothische Text zu erhöhter kritischer Behandlung versammelt seyn wird, ein wahrer Sprachschatz und in mancher Beziehung ein Stolz der deutschen oder germanischen Gesammtwelt, so werden die Jünger der Diutiska gern mit Dank zu dem lombardischen Grafen hinüberblicken, der, was A. Maj schon 1817, ja schon 1815, nach Palimpsesten suchend fand, uns Leuten hinter den Bergen, indem er, (Graf Castiglione,) der Einzige in Italien, die alte in Italien und Spanien untergegangene Sprache der „Barbaren," welche seine Vaterstadt umkehrten, gründlich erlernte, wenn auch erst nach zwanzig Jahren, aber wissenschaftlich-gründlich bearbeitete, zugänglich machte und schenkte. Dank, dem Dank gebührt! Wenn aber einst die Frage entsteht, warum nach so langen Binnenfristen von 1819 zu 1829 und 1834, endlich seit 1834 rasch drey Bände von Mayland aus sich folgten, so wird Jeder gern in der Widmung zur Skeireins des Unterzeichneten wieder lesen, wie der neu belebende Anstoß und aus ihm die rasche Förderung und endliche Vollendung allein dem edlen 1833 ausgeführten Entschlusse Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern gebühre, dem deshalb, wie jene Skeireins, so auch die neue Altenburger Ausgabe in dankbarer Huldigung gewidmet worden ist.

H. F. Maßmann, Dr. Prof.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates dargestellt von Dr. K. S. Zachariä, großherzogl. Badenschem Geh. Rathe II. Klasse, ord. öffentlichem Rechtslehrer auf der Universität in Heidelberg ꝛc. — 1. Abtheilung: Sulla's Leben. XII. u. 191 S. 2. Abtheilung: Sulla's Ordnungen. 176 S. 8. Heidelberg. 1834.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit. Scripsit Alex. Wittich. Commentatio de sententia ampl. philosophorum ordinis acad. Jenensis primario ornata praemio. 228. S. 8. Lips. 1834.

De Reip. Romanae etc. (wie oben) quaestio praemio secundario decorata scripsit Dr. Car. Ramshorn. Lips. 1835. VI. und 58. S. 8.

Der Plan dieser Schriften ist so verschieden als die Ausführung desselben. Während die beyden letzteren nur die Veränderungen darstellen sollen, welche die römische Staatsverfassung durch Sulla erlitten hat, beabsichtigt die erste eine allseitige, beurtheilende Darstellung der politischen Schicksale und Thaten ihres Helden. Sie ist daher auch die ausführlichste und hat „nicht etwa blos das Interesse des gelehrten, sondern zugleich das des gebildeten Lesers überhaupt vor Augen“ (S. V.); sie ist „für das größere Publikum bestimmt“ (S. XI.) — und fragt man etwa, welche andere als gelehrte Bildung zur Lesung solcher Schriften befähige oder berechtige, und warum der gelehrte Verf. nicht lieber für den gelehrten Leser geschrieben, so antwortet S. V. (wohl dem größern Publikum zu Liebe):

„Eine Darstellung des öffentlichen Lebens eines Staatsmanns kann nur unter der Bedingung auf Treue Anspruch machen, daß sie auf das öffentliche Leben berechnet ist (?). Der Schriftsteller ist genöthigt, sich auf einen höhern (?) Standpunct zu stellen, wenn er sich denkt, daß er zu einer größern Anzahl Zuhörer spreche. — Unser Zeitalter hat der Schulweisheit eben so, wie den Staats-Geheimnissen, den Krieg erklärt.“

Dem gemäß sind auch „die Belege, die Streitfragen, die Andeutungen zu weiteren geschichtlichen Nachforschungen u. s. w. in die Anmerkungen verwiesen“ (S. V.) — Dagegen geht Nr. 2. recht geflissentlich auf Revision der bisherigen Ueberlieferung von Sulla's politischen Thaten, während Nr. 3. mit einer kaum 9 Blätter füllenden Zusammenstellung der bisherigen Annahmen sich begnügt.

Es soll nun zuerst der Gewinn dieser Bemühungen für die Geschichte der Römischen Staatsverfassung geprüft werden. Um mit dem Theile der Verfassung zu beginnen, welchen die bedeutendsten Neuerungen getroffen, mit dem Tribunat, so folgt Hr. Wittich hierüber in den wesentlichen Puncten der Schrift Rubino's (de tribunicia potestate. Cassell. 1825.). Nach diesem verwirft er mit Recht (S. 58) die seit Lipsius gewöhnliche Meinung (sie findet sich auch wieder bey Zachariä II, S. 93. und Ramshorn S. 50, wohl aus Unkenntniß von Rubino's Gegengründen), daß ein Gesetz des Sulla nur

Senatoren die Bewerbung um das Tribunat gestattet habe. *) Eine schickliche Erklärung für die Stelle bey Appian, welche doch einmal so etwas sagt **), wird freylich nicht gegeben: vielleicht genügt die von Walter (Geschichte des Röm. Rechts. I. Lieferung. Bonn 1834 S. 165.): indem seit Sulla schon die Quästur, welche regelmäßig dem Tribunate vorhergieng, zum Senator machte, wurden von da an die Tribunen gewöhnlich aus den Senatoren gewählt. —

Fragt man nun, in welchen Stücken die Amtsgewalt der Tribunen durch Sulla geschmälert wurde, so ist gewiß, daß ihnen das jus agendi cum plebe wie cum senatu entzogen wurde. Höchst wahrscheinlich auch das Jus concionem habendi. Das jus in concionem producendi, als ein der Obrigkeit als solcher zustehendes Recht, ist ihnen aber wohl, wie auch nach Rubino Hr. W. annimmt, verblieben. Hinsichtlich dieser auf die Concio bezüglichen Rechte der Tribunen geräth aber Hr. W. in eine unbegreifliche Verwechslung. Bekanntlich hat Concio eine weitere und engere Bedeutung. In der letzten und eigentlichen bezeichnet es die vorbereitenden Versammlungen, in welcher die Magistrate das Volk für die entscheidenden Comitien vorzubereiten und zu bearbeiten pflegten. Im weitern Sinne werden aber unter Conciones auch die Comitia selbst verstanden. Hr. W. erklärt nun (S. 36. f.), Concio im weitesten Sinne nehmen zu wollen, und legt sodann den Tribunen vor Sulla das Recht bey, alle Concionen, also auch die Comitia maxima zu berufen, mit ihnen zu verhandeln u. s. w. Als wenn nicht, wie allbekannt, das jus agendi cum populo (was übrigens nie mit concionem habere bezeichnet wird) ein Vorrecht der majores magistratus gewesen wäre, zu welchen die Tribunen nicht gehörten (Gell. XIII. 15). — Weit zweifelhafter und bestrittener, als das obige, ist es aber, wie weit das Intercessionsrecht der Tribunen durch Sulla eingeschränkt worden sey. Eine Stelle bey Cäsar *) könnte zu der Annahme verleiten, es sey dasselbe gar nicht geschmälert worden, wie denn dieß neuerdings wieder von Walter (a. a. O. S. 254) behauptet wird. Eine andere bey Cicero **) scheint zu der Ansicht zu nöthigen, daß jede Intercession der Tribunen verpönt gewesen. Allein genau betrachtet behält keine dieser Stellen ihre Beweiskraft. Nicht die Cäsar's, denn sie spricht nicht von dem Umfang (nicht integram), sondern von der Freyheit der Intercession (liberam reliquit): nämlich so weit diese überhaupt noch gestattet war, solle sie auch nach Sulla's Gesetzen lediglich von der Willkühr des Tribunen abhängen — eine Deutung, die sich mit der Veranlassung jener Stelle sehr wohl verträgt. Eben so wenig aber beweist für das Gegentheil die andere Stelle. Denn sie kann (mit Walter a. a. O. Not. 136) ohne Zwang dahin verstanden werden, daß Opimius nicht wegen seiner Intercession als solcher, sondern deshalb in Buße genommen worden sey, weil er gesetzwidrig mit den Comitien verhandelt hat. Bezieht man das, was Cicero (de legg. III. 9) im Allgemeinen von der Beschränkung tribunicischer Gewalt sagt (Sullam qui tribunis pl. sua lege injuriae faciendae potestatem ademerit, auxilii ferendi reliquerit —) auch auf das Interessionsrecht (und warum sollte man nicht?), so liegt die auch von Huschke (Tübinger Krit. Zeitschrift. IV. S. 223.) gebilligte Annahme Rubino's am nächsten, daß nur Intercession gegen das Imperium der Magistrate den Tribunen freygelassen worden sey. Am ungenügendsten scheint jedenfalls die Auskunft, die Herr W. versucht (S. 73 f. Z.

*) Auch Drumann, Geschichte Roms II. S. 485. Note 93. tritt Rubino bey.

**) De bello civ. I. 100. *Καὶ οὐκ ἔχω σαφῶς εἰπεῖν, εἰ Σύλλας αὐτὴν καθὰ νῦν ἐστιν εἰς τὴν βουλὴν ἀπὸ τοῦ δήμου μετηνεγκεν.*

*) Caes. de bello civ. I. 5. 7. Sullam — nudata omnibus rebus tribunitia potestate, tamen intercessionem liberam reliquisse.

**) Cic. in Verr. II. 1. 60.

und R. lassen sich nicht näher auf die Sache ein). Man soll Intercessio bey Cäsar in dem engern Sinne nehmen, wonach es die Intercession der Tribunen gegen einander bedeute. Diese gegenseitige Intercession habe Sulla auch fürder gestattet, jede andere nicht. Nur Schade, daß jene engere Bedeutung von Intercessio weder überhaupt existirt, noch, wenn dieß wäre, bey Cäsar erwiesen werden kann. —

Aber auch die Jurisdiction hat Sulla, nach Hrn. W., den Tribunen genommen. Denn vor ihm hatten sie nicht nur jurisdictio, sondern ihr Collegium war „supremum quoddam judicium inter eos, qui Romae jus dicerent: quod ipsi decreverant, hoc demum habebatur ratum justumque.“ So als Appellations-Gerichte „vel“ Cassationshöfe (?) hätten aber die Tribunen nur als Collegium urtheilen können, und seyen ihre collegialisch gefällten Urtheilssprüche technisch decreta genannt worden. Ganz zu trennen von dieser Jurisdiction sey ihr Interessionsrecht gegen richterliche Urtheile. Sulla habe beydes genommen. Allein die Tribunen hätten durch Ermahnungen u. s. w., welche sie vor dem Spruche an den Richter ergehen ließen, den Verlust jenes Rechts zu ersetzen gewußt.“ (S. 30. f. 67. f.) Diese Bereicherung des tribunicischen Gewaltkreises beruht aber auf einem argen Mißverständniß. Zur Berichtigung, da die Sache zu den ausgemachten gehört, nur diese Bemerkungen. Nirgend und in keiner Zeit wird den Tribunen die, ausschließlich dem Prätor zustehende, Jurisdiction in dem vom Verfasser vorausgesetzten Sinne beygelegt. Allerdings war das Verhältniß, in dem die Tribunen zur Rechtspflege standen, höchst bedeutend und einflußreich. Allein es war nur ein Ausfluß ihres allgemeinen Intercessionsrechtes. Weit entfernt also, ein rechtskräftiges Urtheil als Cassationshof aufheben (dieß konnte nur die Volksversammlung oder wer sonst legis vicem hat), oder gar als Appellationsgericht umändern zu können, stand lediglich dieß in ihrer Gewalt, die Execution eines Urtheils, ebenso wie die Vollziehung irgend eines andern obrigkeitlichen Befehls zu hindern. Die Appellation der Tribunen ist nichts, als das Gesuch um Einlegung der Intercession: gegen einen Urtheilsspruch intercediren konnte aber jeder Tribun für sich allein. Widerspruch der Majorität konnte daran nicht hindern, und die vom Collegium der Tribunen erlassenen Decreta sollten lediglich die Ansicht der Majorität bekunden, ohne daß für solche Erlasse der Ausdruck decreta ausschließlich technisch wäre. Die Edicte, welche die Tribunen bekannt machten, und welchen ein Einfluß auf die Ausbildung des Privatrechts zugeschrieben wird, stehen dem nicht entgegen. Die Ankündigung der Intercession mußte auf die Abfassung der Edicte anderer Magistrate, namentlich des Prätor, der Natur der Sache nach einwirken.

Vor allen obigen Irrthümern hätte eine Rücksicht auf Huschke's Erinnerungen gegen Rubino (a.a.O.) oder auf Zimmern (Gesch. des Röm. Privatrechts III. Bd. §. 2. §. 169.) bewahren können.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

An einem andern Orte bey Bränkyrka, ohngefähr 3 Meilen südlich von Stockholm, war die Identität der fossilen Conchilien mit denen des benachbarten Meeres noch auffallender, indem zu den vorhin erwähnten Arten noch die Neritina fluviatilis hinzukommt, eine Süßwasser-Schnecke, welche in Menge in den Brackwassern des baltischen Meeres sich aufhält. Mit diesen Wasser-Conchylien wurden zugleich auch einige Exemplare von Bulimus lubricus gefunden. Die Höhe des Lagers betrug 70 Fuß über dem Meeresspiegel.

Der merkwürdigste Ort indeß, wo diese baltischen Conchylien im fossilen Zustande vorkommen, ist noch weiter südlicher, bey Södertelje, ohngefähr 16 Meilen südwestlich von Stockholm, wo sie in einer Höhe

von mehr als 90 Fuß über der See liegen. Hier wurde im Jahre 1819 ein Kanal durch eine Maße von Sand, Grus und Lehm gegraben, welche den Maeler-See von einem langen schmalen Einschnitt des baltischen Meeres trennte. Der Kanal ist durch den Grund eines der hier so gewöhnlichen Thäler geführt, deren Wände aus Gneißfelsen bestehen, während der Grund mit neueren Ablagerungen bedeckt ist, in welchen dieselben fossilen Conchylien, wie zu Solna, enthalten sind. Im obern Theile des Kanals wurden außerdem mehrere Begräbniß-Truhen gefunden, von denen einige offenbar von hohem Alter waren, da sie kein Eisen an sich hatten, und ihre Planken bloß mit Holzpflöcken aneinander befestiget waren. An einer andern Stelle wurde ein Anker ausgegraben, und an einer noch andern einige eiserne Nägel.

Eine noch interessantere Entdeckung wurde jedoch im untern Theile des Kanals gemacht. Hier wurde die Ausgrabung in einem mit Wald bedeckten Hügel vorgenommen, und nachdem man ohngefähr 50 Fuß tief durch Lager von Sand, Grus und Letten hinabgekommen war, stieß man auf etwas, das ein kleines hölzernes Haus gewesen zu seyn schien, dessen Flur in gleicher Höhe mit der See lag. Ob es mit einem Dache versehen war, ist nicht bemerkt worden. Ein Versuch wurde gemacht, rings um die Wände herum zu graben und sie stehen zu lassen, allein das Holz war völlig aufgelöst und zerfiel in Staub, als ihm seine Stütze genommen war. Nachdem man indeß den Spiegel des Meeres erreichte, fand man das Holz der Wände noch erhalten. Auf dem Grund, auf welchem der Hausflur errichtet seyn mochte, nahm man einen unregelmäßigen Kreis von Steinen wahr, der den Anschein einer Feuerstelle hatte, in ihm lag ein Haufe Kohlen und verkohlten Holzes. Außerhalb des Kreises war ein Haufe von unangebranntem Tannenholze, dessen Nadeln und Rinde noch erhalten waren. Das Häuschen hielt ohngefähr 8 Fuß im Viereck und mochte eine Fischerhütte gewesen seyn, die zur Zeit des Fischfanges gelegentlich benützt wurde. Sie war in Sand eingehüllt, der so fein, als wie vom Wind zusammengeblasen war.

„Wenn die Begräbnißtruhen," meynt der Verf., „allein gefunden worden wären, so hätte man denken können, daß sie auf dem Grunde einer Einbuchtung, die späterhin versandet und so ausgefüllt wurde, eingesenkt worden seyen; indeß die Lage des Hauses scheint größere Aenderungen des Meeresspiegel erforderlich zu machen. Hätte man nichts als die Holzwände gesehen, so hätte man auf die Vermuthung kommen können, daß die Hütte durch eine Ueberschwemmung fortgeführt worden wäre, wie ich denn selbst eine Erzählung hörte, daß im Nordosten von Schweden bey der Abgrabung eines Sees durch die Ueberschwemmung ein Haus ganz fortgetrieben wurde. Einer solchen Annahme möchte jedoch die Feuerstelle und das verkohlte Holz gänzlich widersprechen. Es erscheint als nothwendig ein Sinken des Landes bis zu dem Betrag von mehr denn 60 Fuß und eine darauf folgende Erhebung anzunehmen, oder mit andern Worten eine Reihe von Bewegungen ähnlich denen, durch welche das Phänomen des Serapis-Tempel erklärt worden ist; unbedenklich darf man wenigstens voraussetzen, daß hinsichtlich der Höhe des Landes, seit Fischerhütten zuerst in Schweden errichtet wurden, größere Revolutionen sich ereignet haben, als Geschichte und Tradition es uns hätten erwarten lassen." Daß die hier vorkommenden fossilen Conchylien übrigens nicht vom Maeler-See herrühren können, geht daraus hervor, daß sie nicht mit den in demselben enthaltenen, sondern mit denen des baltischen Meeres identisch sind.

Am weitesten entfernt von der Küste, nämlich mehr denn 80 Meilen von derselben, traf der Verf. zwischen Torshälla und Arboga noch solche fossile Conchylien in gleichen Lagerungs-Verhältnissen, wie vorhin beschrieben, an.

Um Upsala kommen ähnliche geognostische Verhältnisse, wie um Stockholm vor. An einem gut aufgeschlossenen Puncte sah der Verf. ein nur 3 Zoll mächtiges Mergellager, das ohngefähr 12 Fuß unter dem Gipfel und 80 Fuß über der See lag. Es enthielt eine Menge fossiler Schalen von Mytilus edulis, Cardium edule, Tellina baltica, Littorina littorea, Paludina ulva? Ueber und unter diesem Mergel sind Schichten von Sand und einige der oberen Lager enthalten runde Geschiebe von einem Fuß und darüber im Durchmesser. Auf der Oberfläche der Hügel kommen mitunter auch Blöcke von Gneiß und Granit vor, die selten über 9 Fuß lang sind; doch wurde auch einer gemessen, der 16 Fuß lang, 13 hoch und 8 breit war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates ꝛc.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit etc.

De Reip. Romanae etc.

(Fortsetzung.)

Gehen wir zu den Umgestaltungen fort, welche die Comitien betrafen, so ist nach Herrn W. (S. 96 f.) gar nicht zu zweifeln, daß Sulla die Tribut-Comitien gänzlich abgeschafft. Denn „Eintracht zwischen den Parteyen war unverträglich mit mehrfachen Comitien. Ueberdem aber war Sulla 3 Jahre in Griechenland und lernte dort die Staatsverfassungen kennen, welche alle nur eine Volksversammlung hatten. Da er also nur eine Art von Comitien hat bestehen lassen können, so fragt sich nur welche? Und da kann nicht zweifelhaft seyn, daß er die Tribut-Comitien abschaffte: Appians Zeugniß (I. 59) ist fast überflüßig.“ Ohne auf die Triftigkeit der andern Gründe einzugehen — Appian sagt dieß weder *), noch könnten wir ihm glauben, wenn er es sagte. Denn wo wären die niedrigeren Magistrate gewählt worden, wenn nicht in jenen Comitien? Nur die gesetzgebende Kraft sollte ihnen entzogen werden. Ohne diese mochten sie immer fortbestehen. So schon Huschke gegen Rubino (a. a. O. S. 221); und jetzt auch Zachariä (II. S. 88.), Ramshorn (S. 56), Drumann (a. a. O. S. 484). — Sind nun aber so die Centuriat-Comitien die einzigen gesetzgebenden Versammlungen des Volkes, so wird die Frage doppelt wichtig, welche Form jene Comitien zur Zeit Sulla's gehabt haben. Die angezogene Aeußerung Appians könnte zu der Meynung verleiten, als hätte Sulla diesen Comitien ihre ursprüngliche Gestalt wieder gegeben. Dieß glaubt auch Ramshorn (S. 55.), ohne die Gegengründe zu bedenken, welche Z. (S. 85.) u. W. (S. 100 f.) jene Aeußerung Appians nur als eine Bezeichnung der Centuriat-Comitien überhaupt nehmen lassen. So ist denn das Eingehen auf einen der schwierigsten Puncte in der Römischen Staatsgeschichte, auf die gewöhnlich in das 6te Jahrh. d. St. gesetzte Reform der Centuriat-Comitien unerläßlich. Hr. Wittich begnügt sich, auf Göttling (im Hermes XXVI. 1.) zu verweisen. Hr. Ramshorn folgt (S. 13.) der von Pantagathus angedeuteten, von Savigny *) weiter ausgeführten Ansicht, aber mit einem doppelten Irrthum. Er übersieht, daß die dienstthuenden Ritter für sich 18. Centurien, (wovon 6 schlechthin suffragia genannt) gehabt, und läßt die Centurien nach den Tribus zur Abstimmung kommen, so, daß — alle Centurien der 5 Classen soweit sie der 1. Tribus, dann soweit sie der 2. Tribus u. s. f. angehörten, berufen worden, was den klarsten Stellen widerspricht, welche die Abstimmung nach Classen bezeugen (vrgl. Cic. Philipp. II. 33.) — Eine ganz neue Ansicht jener Veränderung versucht Zachariä (II. S. 65. f.). Die 35. Tribus seyen, jede in je 2 Centurien (der Aeltern und der

*) Καὶ τὰς χειροτονίας μὴ κατὰ φυλὰς ἀλλὰ κατὰ λόχους ὡς Τούλλιος βασιλεὺς ἔταξε γίγνεσθαι.

*) Im Civil. Magaz. III. S. 307.

Jüngern) zerfallen. Diese Tribus (oder die 70 Centurien, in welche sie zerfallen) seyen in 5 Classen so eingetheilt worden, „daß die Tribus der ersten Klasse die reichsten Geschlechter und Körperschaften enthielten, die folgenden stufenweise die minder begüterten, bis endlich in der fünften und letzten Klasse die Tribus urbaná kamen. (S. 73.). — Eine Tribus stand also in dieser neuen Klassenordnung höher oder niedriger, je nachdem sie ihrem Bestand im Ganzen nach mehr oder weniger angesehen war. Auch einzelne Bürger wurden mit Rücksicht auf ihren Census in eine höhere oder niedrigere Tribus eingeschrieben. Nur die alte Genauigkeit wurde nicht mehr beobachtet. (S. 75). — Immer aber wurden bey der neuen Organisation der Tribus nicht die Vermögensumstände der einzelnen Bürger, sondern nur der Census der Gesammtheit (der zu einer Tribus gehörenden Bürger) in Anschlag genommen (S. 72)." — Ohne die Ausführbarkeit dieser, jedenfalls scharfsinnigen, Combination anfechten zu wollen — sie kann so lange keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen, als nicht für eine solche timokratische Bildung der Tribus klare Beweise beygebracht sind, von welchen bisher keine Spur. Denn wie sich auch der Verf. wendet, seine Tribus sind nach dem Vermögen der einzelnen Tribulen bestimmt. Oder kann man den Vermögensstand einer Gesammtheit (welche keine juristische Person bildet) anders, als nach dem Census der einzelnen Glieder dieser Gesammtheit bemessen? Jene Zusammensetzung nach dem Vermögen wird aber um so unglaublicher, da die ganze neue, den Censoren M. Aemilius Lepidus und M. Fulvius Nobilior zugeschriebene Organisation der Tribus nirgends bloß auf die Centuriat-Comitien bezogen wird. Also auch den Tribut-Comitien lag die neue Einrichtung zu Grunde. Kann man aber hierbey, ohne die klarsten Zeugnisse, die Rücksicht auf Vermögen und Schatzung als irgendwie einflußreich annehmen? In der Stelle des Livius (XL. 51. Mutarunt suffragia, regionatimque generibus hominum causisque et quaestibus tribus descripserunt) liegt für das Gegentheil der bestimmteste Beweis. Die Oertlichkeit bleibt Grundlage der neuen Tribuseintheilung: die Neuerung besteht lediglich darin, daß nicht mehr die Einzelnen als solche atomistisch in die Tribuslisten verzeichnet werden, sondern je nach der Hauptrubrik eines bestimmten Standes und Erwerbzweiges. Von einer Rücksichtnahme auf Vermögen überall keine Andeutung. Auch scheint es von anderer Seite kein richtiges Verständniß obiger Stelle, wenn S. 67. bemerkt wird, „daß das Recht in einer Tribus zu stimmen, nicht weiter durch den (bleibenden) Aufenthalt bedingt seyn solle, sondern, daß jede Tribus für immer aus gewissen bestimmten Geschlechtern und Körperschaften bestehen solle." Allerdings: aber aus gewissen in einer bestimmten Markung (regionatimque) befindlichen Innungen u. s. w. Wenn aber z. B. ein Landbauer aus seiner bisherigen Tribus-Gemarkung in eine andere übersiedelte, stimmte er gewiß nicht mehr in der alten, sondern in der neuen. — Eben so wenig aber, als diese timokratische Bildung der Tribus mag erwiesen werden, daß die Centuriat-Comitien aus 70 Centurien gebildet wurden. Z. hält freylich Liv. I. 43. für klar und entscheidend (S. 69). Allein, daß diese Stelle wenigstens nicht das erste ist, darauf konnte schon die Verschiedenheit ihrer Auslegung führen. Und in der That sagt sie nur, daß nach der neuen Bildung der Centuriat-Comitien jede Tribus doppelt in Anschlag zu bringen, und daß die Tribuseintheilung das bestimmende sey für Zahl und Vertheilung der Centurien in den einzelnen Classen. Sonach dürfte immerhin in einer zweifelhaften Sache die Meynung den Vorzug verdienen, welche durch die Neuerung an der alten Verfassung jener Comitien so wenig als möglich Aenderung vorgehen läßt — die neuerdings auch von Walter (a. a. O. S. 137) angenommene Pantagathische. Hiernach ist die alte Classeneintheilung geblieben (nur daß vielleicht die

Censusansätze gesteigert wurden). Allein während früher ohne alle Rücksicht auf Tribus die einer Classe Angehörigen eine bestimmte Anzahl von Centurien bildeten, sollen jetzt die Mitglieder der einzelnen Tribus in der Classe, welcher sie angehören, je mit 2 Stimmen (Centurien) berufen werden. Die Mitglieder jeder Classe bilden also 70 Centurien, und der Einfluß der Classenabstufung d. h. des Vermögens betrifft nicht mehr, wie sonst, die Zahl der Centurien, sondern lediglich die Ordnung des Abstimmens. — Den Gewaltkreis dieser Comitien hat nun Sulla in doppelter Hinsicht beschränkt. Einmal, indem er ihnen die hohe Gerichtsbarkeit entzog (Cic. in Verr. I. 13), was mit Z. S. 150, wohl eben so von der in zweyter als erster Instanz zu verstehen ist. Dann dadurch, daß er die alten Rechte des Senats gegenüber diesen Versammlungen hergestellt hat. In welchem Maaße? Wahrscheinlich wie es vor der Lex Publilia gewesen ist: nur was vom Senate vorberathen, soll als Rogation an die Comitien gebracht werden; nur mit Genehmigung des Senats sollen Volksschlüße Gesetze seyn. (Z. S. 96. W. S. 107.)

Den Senat hat Sulla ergänzt, wie Livius und Appian bezeugen ex equestri ordine, nach Sallust (Cat. 37.) *) aber nicht ohne arge Ausnahmen von dieser Regel. Hr. W. weiß sich gegen dieß Zeugniß Sallusts nur so zu retten, daß er ihm alle Glaubwürdigkeit abspricht (S. 141). Hr. Z. läßt sich noch weniger dadurch in den für Sulla vortheilhaften Folgerungen hindern, die er aus jener Ergänzung zieht (II. S. 97. 10). Eben so unbefangen nimmt letzterer wie auch Hr. R. (S. 56) auf Appian (I. 100.) hin an, Sulla habe die Wahl der 300 neuen Senatoren den Tribut-Comitien überlassen. **) Sie bedenken dabey nicht, daß die Centuriat-Comitien in der spätern Form, sehr häufig mit den Tribut-Comitien verwechselt werden, und daß also die Stelle, — wie es die innere Wahrscheinlichkeit fordert, mit Hrn. Wittich (S. 140.) besser auf die Centuriat-Comitien bezogen wird. Denn in diesen stimmten ja die Bürger auch nach den Tribus. — Außer der Initiative in der Gesetzgebung wurden dem Senat auch die Gerichte zurückgegeben. Mit Recht bezieht Hr. W., so wie Hr. Z., die leges Corneliae judiciariae auf publica und privata judicia, mit Unrecht aber glaubt er, zuerst diese Ansicht ausgesprochen zu haben (Vrgl. Zimmern a. a. O. §. 9. Not. 9.) Im Einzelnen kann man über diesen Theil der Sullanischen Gesetzgebung billiger Weise von dem Philologen nicht so viele Aufschlüße erwarten, und mögen ihm auch Irrthümer, wie daß das furtum, rapina, damnum injuria datum (!) und injuriae den publicis judiciis beygezählt worden, oder daß in publico judicio cuivis e populo agere licuisse zu Gute gehalten werden. Freylich ist der Wunsch andererseits auch nicht unbillig, solche Partien lieber gar nicht, als ohne erforderliche Kenntniß des Ausgemachten zu berühren. Dagegen räumt Hr. Z. den auf Criminal-Recht und Verfahren bezüglichen Ordnungen Sulla's einen eigenen Abschnitt ein; in dem vorausgeschickten Abriß der Geschichte beyder findet sich viel Beachtenswerthes neben manchem Wunderlichen. Zu dem ersteren rechnen wir die Bemerkung, (S. 122 f.) daß die römische Criminal-Gesetzgebung von den XII. Tafeln bis in das siebente Jahrhundert keine oder nur wenige Aenderungen erlitten habe, was lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß mit den Straf- wie mit den civilrechtlichen Gesetzen verfahren worden sey; man behalf sich mit extensiver Interpretation u. s. w. — an welches alles weitere Bemerkungen anzuknüpfen hier nicht der Ort ist. Eben so ist es keine unglückliche Vermuthung (aber freylich mehr nicht), es sey die Reihenfolge, in welcher die Digesten die jud. publl. abhandeln, dieselbe, in welcher Sulla's Criminalordnungen gegeben worden (II. S. 35 f.) — Min-

*) — multi memores Sullanae victoriae quod ex gregariis militibus alios Senatores videbant etc.

**) — ταῖς φύλαις ἀναδοὺς ψῆφον περὶ ἑκάστου.

der beyfallswerth ist die Vergleichung der peinlichen Gesetzgebung der XII. Tafeln mit alten deutschen Volksrechten (S. 116 f.). Denn dort war das System der öffentlichen Strafen bereits so ausgebildet, als in irgend einer spätern Zeit der Republik: in den deutschen Rechten finden sich nur für wenige Ausnahmsfälle öffentliche Strafen gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Der Verf. bemerkt, daß die oben erwähnten Mergellagen mit Littoral-Conchylien, in der Mitte von geschichteten Massen Sandes und Grieses, der Theorie solcher Geologen, welche die Bildung dieser Massen von einer heftigen, aus Norden hereingebrochenen Ueberschwemmung herleiten wollen, entgegen treten. Die vollkommene Erhaltung der Schalen zu Upsala, und die wiederholte Folge von dünnen wechselnden Lagern Grieses, Sandes und Lehms, welche fast allenthalben vorkommen, fordern einen allmähligen, und zeitweise sehr ruhigen Absatz der transportirten Massen.

Von nun an wendet sich der Verf. zur Untersuchung der Küsten, namentlich zur Prüfung der an ihnen angebrachten Zeichen. Der erste Punct dieser Art ist die Küste von Oregrund, ein Hafen ohngefähr 40 Meilen nordöstlich von Upsala. Hier war im Jahre 1820 auf der gegenüber liegenden Insel Gräsö an einem Felsen eine horizontale Linie, den damaligen Wasserstand angebend, eingegraben worden. Gemeinschaftlich mit dem Offizier, der dieß Zeichen gesetzt hatte, besuchte der Verf. am 1. July 1834 diesen Felsen, und fand, daß die erwähnte Linie jetzt 5½ Zoll über dem Wasserspiegel lag. Nach Aussage der Seeleute verursachte indeß der Wind, welcher eben wehte, daß die See um 1 bis 2 Zoll höher stand, als bey vollkommener Ruhe. Die Seeleute hatten es übrigens dem Verf. vorausgesagt, daß die Linie über dem Wasserspiegel liegen würde, indem sie durch viele Erscheinungen von einem Sinken desselben fest überzeugt waren. Als Beweis hiefür zeigten sie ihm unter andern mehrere Felsen, von denen sie sich erinnerten, daß sie vor 40 Jahren noch ganz mit Wasser bedeckt waren, welche jetzt 1 — 2 Fuß über demselben hervorragen.

Auch bey Gefle, das 40 Meilen weiter gegen Norden liegt, zeigten sich an der Küste viele Belege für die fortwährende Zunahme des Landes. Der Verf. untersuchte zwey Zeichen, die hier auf der benachbarten Insel Löfgrund an einem Felsen angebracht waren. Das erste, wie gewöhnlich eine horizontale Linie, war schon im Jahre 1731 eingegraben, und wurde am 3. July 1834 um 2′ 6½″ über dem Wasserspiegel gefunden; da indessen der Wind aus O. N. O. blies, so erklärte der Oberlootse, daß zum wenigsten 4 Zoll hinzugesetzt werden müsse, um den vollen Unterschied zwischen dem alten und neuen Stande zu bezeichnen. Die andere Linie, welche im Jahre 1820 gezogen war, befand sich 1½ Zoll über dem Wasserspiegel, also an einem ruhigen Tage 4 Zoll oder mehr darüber.

Um Gefle herum kommen auch viele Blöcke von rothem Sandstein vor, die scharfkantig sind, als ob sie eben erst einem Steinbruche entnommen wären. Nach der Aussage der Seeleute sollen an der Küste immer neue hinzukommen, welche ihrer Meynung nach durch das Eis mitgeführt würden. Obschon Niemand eine solche Herbeyführung gesehen hatte, so könnte sie in dem Umstande eine Bestätigung finden, daß, nach der Aussage des Oberlootsen, das Treibeis an dieser Küste oft bis zu 18 Fuß Dicke sich aufschichtet.

Ein drittes von den im Jahre 1820 gesetzten Zeichen, das am Olofsstein in Edskö-Sund angebracht war, konnte dem Verf. keine sichere Auskunft geben, da der damalige Wasserstand nicht genau notirt war.

Bevor der Verf. die Ostküste Schwedens verläßt, theilt er noch einige Bemerkungen des Oberst Hällström mit, der sich durch seine Abhandlung über die zur Bestimmung des Sinkens des bothnischen Meerbusens errichteten Zeichen bekannt gemacht hat. Ihm zu Folge sind die Bewohner der entgegengesetzten Küste von Finnland eben so, wie die zwischen Gefle und Torneo vollkommen überzeugt, daß entweder das Wasser in beständigem Fallen oder das Land im Steigen begriffen sey. Derselbe Offizier bemerkte ferners, daß ohngeachtet des Schwankens des baltischen Meeresspiegels zu gewissen Zeiten, er doch niemals eines der ältern Zeichen, sowohl an der schwedischen, wie an der finnländischen Seite des Golfs, untersucht hätte, ohne nicht das Wasser unterhalb der Zeichen zu finden. Er gab dem Verf. auch etwas violetten Mergel, welchen er unlängst um Nadendal bey Abo in einer Höhe von 60 Fuß über dem benachbarten Meere, gefunden hatte. Er besteht gleich dem früher erwähnten von Stockholm und Upsala aus der Zersetzung des Mytilus edulis, enthält aber auch einige vollkommene Exemplare von Tellina baltica, Littorina littorea, L. rudis und Paludina ulva.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates ꝛc.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit etc.

De Reip. Romanae etc.

(Fortsetzung.)

Weiter noch geht der Verf. bey dem Centumviral-Gericht (S. 109). Nicht undeutlich giebt er zu verstehen, daß die Römer und also auch ihre Gesetze und Einrichtungen zum Theil deutschen Ursprungs waren: das Römische Centumviral-Gericht stellt sich heraus „als Landgericht der Völkerschaften deutschen Ursprungs.“ — Im übrigen wäre, auch wenn es andere Rücksichten gestatteten, doch von des Verf. Darstellung nicht viel mehr weiter zu berichten, als daß er nicht ohne Wahrscheinlichkeit viel mehr Leges Corneliae über Verbrechen annimmt, als welche sich unter diesem Namen in den Rechtsquellen verzeichnet finden. (S. 37. f.).

Die Aenderungen Sulla's hinsichtlich der Magistrate (außer den Tribunen), der Provinzen u. s. w. haben unseren Verff. zu keinen neuen Ausführungen Anlaß gegeben. Nur der von Hrn. Z. versuchten, aber bedenklichen Ehrenrettung des Pomponius (in L. 2. §. 32. D. de O. J. *) mag gedacht werden. Sulla brachte bekanntlich die Zahl der Prätoren auf acht. Nun gab es aber vor ihm bereits sechs Prätoren: wie kann er also vier neue creirt haben?, Z. meynt (S. 99) die Zahl sey vor Sulla nicht bleibend sechs gewesen. — Eben so wenig hat die Darstellung der Proscriptionen und Militärcolonien neue Forschungen hervorgerufen. Zu berichtigen ist bey Hrn. W. (S. 211 f.) die Annahme eines eigenen Gesetzes gegen die Kinder der Proscribirten „ne illis redderentur paternae opes.“ Denn war das väterliche Vermögen einmal confiscirt, bedurfte es keines solchen Gesetzes. Dagegen wird ebendaselbst (S. 218) ohne Grund ein ausdrückliches Zeugniß (Plutarch. Sulla c. 31.) verworfen, wonach die Kinder der Proscribirten Infamie traf. Wer die grausame Behandlung der Kinder der Hochverräther kennt, welche die Kaiserzeit nicht eingeführt, sondern gemildert hat, wird dabey nichts auffallendes finden, und darauf allein deutet Sallust, wenn er (Cat. 37). sagt, jus libertatis iis imminutum.“

Es kann nach alle dem der Beurtheilung des kundigen Lesers überlassen bleiben, in wie ferne durch diese Bearbeitungen die Römische Staatsgeschichte gefördert worden, und in wie ferne die Forschungen über jene Epoche ihren Abschluß erhalten haben. Wir wenden uns zu dem übrigen noch nicht berührten Inhalt der Schriften. Dieser besteht bey Nro. 2. und 3. in geschichtlicher Einleitung, wobey aber ohne alles Maaß verfahren wird. Die größere Hälfte von Nr. 3. füllt ein Abriß der Römischen Staatsgeschichte, von dem man nicht weiß, was er hier soll. Nr. 2. schickt bey jedem Kapitel Einleitungen voraus, als müßte die Römische Staatsgeschichte erst von Grund aus gemacht werden: S. 82 — 95 wird der Rö-

*) Deinde Corn. Sulla — Praetores IV. adjecit.

miſche Staat ohne alle Rückſicht auf Niebuhr aufgebaut. Beyde Verff. hätten mehr beherzigen ſollen, was Nr. 2. (S. 189) ſagt:

„Satius videtur recentiores laudare scriptores, quam quae cognita sunt et nemini non audita cum legentium offensione — repetere.“

Aber auch ſo muß der Umfang von Nr. 2. verwundern und erklärt ſich nur durch die breite declamirende Manier des Verf. und durch das beſtändige Einflechten ſehr unnützer Reflexionen und Gemeinplätze über die berichteten Thatſachen. Zwey Beyſpiele ſtatt vieler:

(S. 25.) „Haec igitur tribunatus exigua primordia adeoque fortasse aliqua ex parte minus honesta. Majora illis fuisse jura ut credam, adduci non possum propterea, quod fere omnia humana ab exiguis profecta sunt exordiis; repugnat prorsus illius temporis simplici rationi, tribunos jura illa magna, quibus deinde praepollebant, jam tum et flagitasse et a patribus accepisse. Nequaquam hoc factum est: uti alia multa ita et tribunatus a primis exordiis perexiguis ad summam demum deinceps vim atque magnitudinem pervenit.“

(S. 29.) „Si qua alia pars hist. Rom., tribunatus profecto summa admiratione dignus est. Et mirifice me semper adlexit: tribuni pl. enim licet ab initio jura haberent perexigua, sensim tamen pedetentimque summa sibi comparaverunt.“

Von unlateiniſchen Wendungen und offenbaren Fehlern ließen ſich auch nicht wenige Beyſpiele beybringen, wenn wir nicht zu ermüden fürchteten. Nr. 3. ſticht in dieſen Hinſichten vortheilhaft ab, doch fehlt es in der Einleitung nicht an Ungenauigkeiten. So iſt S. 8: „libertas utrinsque ordinis aequata est demum legg. XII. Tabb.“ weder buchſtäblich wahr, noch in dem wohl vorausgeſetzten, aber unlateiniſchen Sinne (politiſche Freyheiten). Ferner möchten wir wiſſen, woher der Verf. das Zwölftafelngeſetz (S. 9.) habe „ne leges in perpetuum sancirentur sed uti e rep. visum et pro tempore mutarentur.“ Ungenau iſt die Angabe (S. 10), daß die Tribut-Comitien das Recht erhalten hätten, „si ad ea provocatum esset, judicandi et decernendi praeter crimen perduellionis (vrgl. Walter a. a. O. S. 135.). Doppelt unrichtig iſt (S. 18) daß, der ager publicus „limitationis lege cuttoribus“ *aſſignirt* worden ſey. Limitation fand bekanntlich zu der hier in Rede ſtehenden Zeit nur bey den den Colonien eingeräumten Ländereyen Statt. Aſſignation nur bey den zum Eigenthum vom Staat überlaſſenen. In derſelben Beziehung kommt (S. 19) die, durch eine Verweiſung auf Niebuhr doppelt auffallende, Angabe vor: patricii agrum publicum quasi usucapionis jure (?) ut quisque occupaverat summa injuria (?) possidebant. S. 20. wird fälſchlich die Rogation der Tribunen Licinius und Sextus (ut deducto eo de capite quod usuris pernumeratum esset, id quod superesset triennio aequis portionibus persolveretur) ſo gedeutet: scil. iniquis et foenus — legitimum excedentibus. Als wenn es dazu eines Geſetzes bedurft hätte!

Von Nr. 1. machen, wie ſchon bemerkt, die rechtshiſtoriſchen Forſchungen den kleineren Theil aus: den größeren füllt Sullas Leben und die Betrachtung über ſeine Ordnungen. Eine Ueberſicht über Rom's innere und äußere Staatsgeſchichte von Anfang an bis Sulla, der erſten Abtheilung zweckmäßig vorangeſchickt (S. 9 — 62), iſt allen empfehlenswerth, welche einen Ueberblick über den innern Verlauf der römiſchen Geſchichte gewinnen wollen. Zur Probe ſoll hier eine Betrachtung ausgehoben werden. Nach Schilderung der Zeit zwiſchen dem zweyten und dritten puniſchen Kriege, wird (I. S. 30.) die Frage aufgeworfen, warum dieſe glückliche Zeit ſo bald enden mußte?

„Nicht deßwegen, weil alle menſchlichen Dinge dem Wechſel unterworfen ſind, oder weil das Leben eines Volkes unter demſelben Geſetze, wie das der Pflanze ſteht — Sondern — die *Grundurſache des Verfalls und dann des Untergangs des römiſchen Freyſtaats lag in den Eroberungen, welche die Römer gemacht hatten und mit immer neuen Eroberungen vermehrten.*

Wenn ein monarchiſcher Staat Eroberungen macht, ſo kann er, ohne Nachtheil für ſeine Verfaſſung, die

neuen Unterthanen den alten gleichstellen, oder auch jene nach besonderen Gesetzen beherrschen. — Aber ein wahrhaft unnatürliches Verhältniß entsteht, wenn eine Demokratie Eroberungen macht. Sie kann die Besiegten nicht an dem Staatsbürgerrechte Theil nehmen lassen. Genöthigt also, die Einwohner der eroberten Länder als Unterthanen zu beherrschen, muß sie in die Hände einzelner Bürger eine Gewalt legen, welche auch gegen den Herrscher gerichtet werden kann. — (S. 32.) Daß Maß gesetzlicher Freyheit, welches einem Volke werden kann, steht allemal in einem gewissen Verhältnisse mit dem sittlichen Werthe des Charakters, welchen das Volk im Ganzen hat. Aber das macht den Unterschied, das ist insbesondere für das Schicksal der Staatsverfassungen von entscheidender Wichtigkeit, daß die öffentlichen Sitten bey dem einen Volke auf diesen, bey einem andern auf andern Grundlagen beruhen können, daß sie daher bey dem einen Volke mehr, bey dem andern weniger der Veränderung unterworfen sind. — Die heutigen europäischen Völker — haben und behalten an dem Christenthume, an den Gesetzen des Anstands, an der auf der Vertheilung der Arbeit beruhenden Verschiedenheit der Stände und an der Scheu vor der Schwatzhaftigkeit der Druckerpresse so viele ständige Schutzwachen gegen das Einreißen eines allgemeinen Sittenverderbens. Den Römern, und eben so den Griechen der Vorzeit fehlte es an diesen Schutzwachen der öffentlichen Sitten. Der Volkscharakter hatte sein Gepräge von dem Charakter der Verfassung; die Tugend jener Völker war Anhänglichkeit an die Ueberlieferungen der Vorfahren, war Unbekanntschaft mit fremden Sitten und Lastern; sie hatten nichts so sehr zu fürchten als den Verlust dieser Nationalität. — Wenn sie durch Eroberungen aus ihrem heimathlichen Kreise, aus ihrer Vergangenheit herausgerissen wurden, brach alles zusammen, was bisher die einzelnen Bürger und das Gemeindewesen gehalten und gehoben hatte u. s. w.

Nicht so wie dieß, und vieles andere in der Einleitung, befriedigt, was zur Würdigung Sulla's und seiner Thaten vorgebracht wird. Mit einer, hinter vorsichtigen Redewendungen sich vergeblich bergenden Vorliebe für den Helden, werden zunächst dessen Eigenschaften und politische Thaten in das hellste Licht gestellt.

(Schluß folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Da der Verf. Sundsvall, was noch viel weiter nördlich als Gefle gelegen ist, nicht besuchen konnte, so wandte er sich schriftlich an Herrn Dickson, Residenten in diesem Hafen, der ihm folgende interessante Mittheilungen nach den Aussagen der erfahrensten Lootsen und Fischer übermachte:

1) Daß sie die Hebung des Landes nicht begreifen könnten, sondern der Meynung wären, daß die See im bothnischen Golf in allmähligem Sinken begriffen sey, und daß während der letzten dreißig Jahre das Fallen zwey Fuß beyläufig betragen hätte.

2) Daß sie nie eines der im Jahre 1820 gesetzten Zeichen gesehen hätten, daß sie aber aus andern Anzeigen wüßten, daß das Fallen des Wassers in den letzten 14 Jahren bey Sundsvall und Hernösand 6 — 8 Zoll ausgemacht hätte.

3) Daß sie es selbst bey ihren Lebzeiten nothwendig gefunden hätten, wegen des beständigen Zurückziehens und Seichterwerdens des Wassers, ihre Stationen und Fischerplätze näher an die See zu verlegen.

4) Daß sie Beyspiele von großen Felsblöcken aufführen könnten, welche sowohl an den Küsten der Inseln des bothnischen Meerbusens, als auch an denen des festen Landes, vom Eis bewegt und selbst von einer Stelle zur andern getrieben worden seyen.

Auf der entgegengesetzten, nämlich auf der westlichen Küste von Schweden, besuchte der Verf. zuerst Uddevalla, dessen Lager von fossilen Conchylien, die mitunter bis zu mehr denn 200 Fuß über dem Meere empor reichen, seit einiger Zeit viel Aufsehen erregt haben, so wie auch die von Brongniart daselbst gemachte Entdeckung von Balanen, die noch an den Gneißfelsen hoch oben befestiget waren. Auch Lyell fand sowohl die bloßen Unterlagen von diesen Schalen, als auch ganze Balanen selbst an Felsen geheftet. Er hatte frü-

her gedacht, daß die Muschelformation bey Uddevalla alten Gestaden des Oceans gleichen möchte, welche erhöht worden wären, aber es sind in der That geschichtete Lager von Sand, Letten, Grus, und an mehreren Stellen fast gänzlich von Schalen, welche in einer frühern Periode die tiefen Buchten und Fiords einer See, gleich der, die nun die Küsten umgiebt, ausfüllten. Alle diese Schalen stimmen mit denen der Nordsee überein. Eine beträchtliche Menge derselben, wie sie der Verf. in einem Tage sammelte, machen Balanus Tulipa und sulcatus aus. Einige sind, wie schon erwähnt, an Felsen befestigt, die meisten aber sitzen auf Mytilus edulis oder Pecten islandicus; keine dieser Arten, noch überhaupt eine andere Art von Balanus kommt im baltischen Meere vor. Nächstdem folgen Saxicava rugosa und Mya truncata; Mytilus edulis ist 4 — 5 mal größer als im baltischen Meere. Auch ein Fusus (Murex Rumphius Mont.) und Buccinum undatum stellt sich in Menge ein. Seltener zeigten sich meist die folgenden: Pholas crispata (einmal), Anatina myalis Lam. (einmal), Tellina triangularis (gemein), Tellina baltica (einmal), Astarte, Cardium edule, Modiola barbata, Terebratula (einmal), Patella Noachina, Littorina littorea (einigemal), Turritella, Natica, Velutina, Fusus corneus, Echinus (Fragmente).

Auf der kleinen Insel Gulholmen in der Nähe von Uddevalla, wo Celsius schon behauptet hatte, daß das Meer im Sinken begriffen sey, war im Jahre 1820 gleichfalls der Wasserstand bestimmt worden, jedoch ohne hinlängliche Genauigkeit, woher es auch kam, daß der Verf. hier den Meeresspiegel um 7 Zoll erhöht fand, was die Einwohner aber einstimmig als unrichtig erklärten, indem bey ihnen im Gegentheil die See immer mehr abnehme, so daß früher überdeckte Felsen jetzt zum Vorschein kämen.

Weiter südlich an der Küste bey Tjufkil fand der Verf. ein Lager von Austern und andern Schalen, 5 — 6 Fuß mächtig, und bis zur Höhe von 16 Fuß und darüber über dem Meere reichend. Die zahlreich vorhandenen Austern gehörten zu Ostrea edulis, welche an dieser Küste gefangen wird; die anderen Schalen waren dieselben, wie zu Uddevalla, wozu noch die Anomia striata kam.

Auf der gegenüber liegenden kleinen Insel Marstrand war im Jahre 1770 eine horizontale Linie in einem Felsen zur Bezeichnung des niedrigsten Wasserstandes angegeben worden. Der Verf. fand sie am 19. July 1834 um 10 Zoll über den Spiegel erhaben; indeß erfuhr er, daß durch heftige Ostwinde die See noch um 14 Zoll erniedrigt werden könnte, so daß also der niedrigste Wasserstand gegenwärtig um 2 Fuß tiefer ist als im Jahre 1770. Als eines außerordentlichen Umstandes ist hiebey zu erwähnen, daß an dieser Küste keine Ebbe und Fluth vorkömmt, sondern daß blos der Wind das Wasser um 2 — 3 Fuß zum Fallen bringen kann.

Auch um Gothenburg deuten einige Zeichen auf eine Minderung des Meeres hin. Wie bey Uddevalla wurden auch hier fossile Conchylien identisch mit denen des benachbarten Meeres gefunden. Mit welcher Kraft das Eis gewaltige Massen aufheben und forttreiben kann, davon führt der Verf. zwey Fälle an, in welchen gesunkene Schiffe, die in Eis eingefroren waren, von diesem, zugleich mit ihrer Ladung, aus der Untiefe in tiefes Wasser getrieben wurden.

So weit gehen die eignen Untersuchungen des Verf. Mit ihm müssen wir wünschen, daß die schwedischen Naturforscher bald genau nachweisen möchten, wie weit ins Innere des Landes die fossilen Conchylien einer jeden der beyden Küsten sich verfolgen lassen. Hinsichtlich der Annahme, daß das Land in gewissen Theilen Schwedens im allmähligen Steigen begriffen sey, äußert er sich also: „Ich habe keinen Zweifel dieß zuzugestehen, seitdem ich die vorhin angeführten Orte besucht habe. Abgesehen von den geognostischen Beweisen, welche sich aus den, frische Conchylien enthaltenden Lagern ableiten lassen, beruht die Evidenz der Emporhebung auf zwey Gründen, nämlich erstens auf dem Zeugnisse der Einwohner, und zweytens auf der Niveauveränderung, wie sie durch künstliche Zeichen bestimmt worden ist. Nach dem, was ich übrigens zu Colmar und Stockholm sah, im Vergleich mit Oregrund und Gefle, habe ich keinen Zweifel, daß der Betrag der Hebung an verschiedenen Orten sehr verschieden ist, und im Süden von Scanien konnte ich nicht in Erfahrung bringen, weder durch das Zeugniß der Einwohner, noch durch irgend eine andere Erscheinung an der Küste, daß die geringste Aenderung des relativen Niveaus bemerkt worden wäre.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Luc. Cornel. Sulla, gen. der Glückliche, als Ordner des römischen Freystaates ꝛc.

De Reip. Romanae ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem Romanam Ordinibus, Magistratibus, Comitiis commutavit etc.

De Reip. Romanae etc.

(Schluß.)

Wenn man hiebey auch zum Theil zugeben kann, was zum Preiße Sulla's als Feldherrn und Staatsmannes im Allgemeinen gesagt wird (I. S. 164 f.):

„Als Feldherr ist er nie besiegt worden — Als Staatsmann löste er eine der schwierigsten Aufgaben der Staatskunst. Er beendigte (?) einen vieljährigen Bürgerkrieg u. s. w. (S. 166) Er war Meister in der Kunst, die Menschen zu behandeln — sich zu verstellen — das Zukünftige vorauszusehen — Alles zu rechter Zeit zu thun u. s. f. —;

das Gesetzgebungswerk Sulla's (der Verf. theilt es ab in Verfassungs-, Criminal- und Sitten-Gesetze) wird jedenfalls überschätzt, im Einzelnen, wie in seinem Zusammenhange. So möchten wir den Verfassungs-Gesetzen weder den tiefen Plan beylegen, „der Republik eine ihr ferneres Bestehen verbürgende Verfassung zu geben," noch ihnen den Namen einer neuen Schöpfung zuerkennen, „zu der Sulla nur die Grundzüge aus der Vorzeit entlehnte." Sie sind Gesetze eines siegreichen Parteyführers, nicht im Interesse des Staats, sondern der Partey, durch die er gesiegt hatte. In diesem Sinne behielt er von der frühern Verfassung oder nahm weg, was noth oder räthlich schien. Auch konnte Sulla selbst kaum anderes damit überhaupt auch nur bezwecken wollen. Denn ihm konnte am wenigsten verborgen seyn, wie sein Gesetzesbau keine andere Bürgschaft, als die gegenwärtige Uebermacht der Partey habe. So ist er denn auch nach Verlauf von 10 Jahren in wesentlichen Theilen vernichtet worden: wie kann ihn der Verf. als die Grundlage betrachten (vrgl. I. S. 8.), auf welcher August sein Verfassungsgebäude aufgeführt hat? Aehnliche Ueberwerthung ist es, wenn (II. S. 18.) Sulla der Begründer des römischen Criminalrechts genannt wird. Es ist schon an sich glaublich und wird auch ausdrücklich bezeugt (Cic. Verr. II. 42), daß die Verbrechen, über welche Sulla Gesetze gab, schon vorher, ebenso oder ähnlich, in den Volksgerichten gestraft wurden. Die Neuerung bestand darin, daß durch jene Gesetze quaestiones perpetuae über gewisse Verbrechen niedergesetzt wurden. Wurde bey dieser Gelegenheit auch manches über den Thatbestand und Strafe neu bestimmt — der Verlauf der gesammten übrigen Ausbildung des römischen Rechts nöthigt zu glauben, daß die bisherige Uebung der Volksgerichte überwiegend zu Grunde lag; so war Sulla's Werk mehr Redaction des vorhandenen, als Schöpfung eines neuen Criminalrechts. — Noch weniger begründet ist aber ferner das Gewicht, welches auf die Gesetze gelegt wird, „durch welche Sulla dem eingerissenen Sittenverderben entgegenzuarbeiten suchte." Daß diese Gesetze an Ausführlichkeit Sulla's Criminal-Gesetzen nicht nachstanden, läßt sich nicht einmal „mit einiger Sicherheit," wie der Verf. will, behaupten. (II. S. 23.) Denn wenn auch Sulla über die Ehen, nach Plutarch's

Zeugniß, Gesetze gegeben hat; dieß können nur Strafgesetze gewesen seyn: war aber etwa der Ehebruch vor Sulla straflos? Das Verbot der Wagespiele diesem Cornelier zuzuschreiben wegen (L. 3. D. de aleator.) fehlt es selbst an dem Scheine eines Grundes. Bleiben somit als unbestreitbares Eigenthum Sulla's übrig die Gesetze „gegen übertriebenen Aufwand" — darauf reduciren sich die „umfassendsten und nachdrücklichsten Maßregeln, die in dem Interesse der öffentlichen Sitten ergriffen wurden." (S. 24.)

Mit demselben Eifer unternimmt der Verf. die Apologie Sulla's gegen die Vorwürfe, welche die Geschichte auf ihn gehäuft hat. Ob Sulla „das Verdammungsurtheil verdiene," wird gründlichst untersucht, wiewohl der schlimme Satz (S. 166): „den Menschen richtet die That, den Feldherrn und Staatsmann der Erfolg" weitere Rechtfertigung unnöthig machen würde, wenn ihn der Verf. selbst in seinem ganzen Umfange wollte gelten lassen. Zuerst wird protestirt gegen die Urtheile, welche über Sulla theils dessen Zeitgenossen, theils Römer der spätern Zeit, gefällt haben, namentlich gegen das Cicero's: denn diese waren alle parteyisch.

„Nur eine gleichzeitige Gerichtsstelle, fährt I. S. 171. fort, kann man vielleicht von dem Verdacht politischer Parteylichkeit freysprechen — das weibliche Geschlecht; und gerade dieses scheint eine besondere Vorliebe für Sulla gehegt zu haben. Einer Jugend-Freundin (scil. der Bublerin Nicopolis!) war er so werth, daß sie ihn zum Erben ihres ansehnlichen Vermögens einsetzte u. s. w. Wer aber von den Frauen geliebt wird, kann nicht ohne Ansprüche auf Liebenswürdigkeit seyn."

Wir wollen dieß gerne für Scherz nehmen, obwohl es nicht so gesagt scheint. Jedenfalls ist es Ernst, wenn S. 172 fortfährt:

„An die Thaten und Aeußerungen Sulla's, an die gesammten Verhältnisse und Ereignisse der Zeit, in welcher Sulla lebte und wirkte, muß man sich halten, wenn man über den Charakter dieses verhängnißvollen Mannes mit irgend einer Sicherheit urtheilen will. —

Thue man aber dieß, so ergebe sich (S. 178)

„daß Sulla die Grausamkeiten, deren Andenken an seinem Namen haftet, im Ganzen planmäßig verübte, daß er sie für nothwendig hielt, um dem römischen Freystaat die Verfassung zu geben, die nach seinen Ansichten die vollkommenste war."

„Er mußte (S. 179) die Gegenparten vernichten, wenn er Ruhe und Ordnung wiederherstellen, wenn er dem Freystaate eine dauernde Grundlage geben wollte. — Eine Aristokratie (S. 180) muß durch Schrecken herrschen, wenn sie nicht das Ansehen des Herkommens für sich hat."

„Allerdings, fährt S. 178 fort, geht diese Vertheidigung Sulla's nicht soweit, daß sie ihn von aller Schuld freyspräche. Aber so weit — denn doch, daß man, um Sulla's Handlungsweise zu erklären, nicht Grausamkeit, d. i. nicht Lust und Gefallen an Mordthaten u. s. w. als einen Zug seines Charakters anzunehmen braucht. Sie geht sogar noch weiter!"

Von solchen Gesichtspuncten aus, welche die Alten ohne Zweifel eben so gut kannten, aber verschmähten, und welche geltend zu machen, einem neuern Schriftsteller aufbehalten war, ist es denn auch leicht, die Proscriptionen, deren Erfinder Sulla war, zu entschuldigen (I. S. 146), zu entschuldigen die Erfindung der Militär-Colonien (I. S. 147.), von welchen die ersten der Sicherheit des Lebens, die zweyten noch dauernder der des Grundeigenthums ein Ende machten. Auch gegen den dritten Vorwurf, den Sulla die Alten machten, wird er in Schutz genommen, gegen den, daß er zuerst die Zügel der strengen Kriegszucht nachgelassen (Sall. Cat. c. 11). „Denn ein Feldherr, der seinen Befehl nicht der verfassungsmäßigen Regierung, sondern dem Heere verdankt, kann eher gebieten als verbieten." (S. 167). — Doch wagt sich die Vertheidigung nicht an einen Vorwurf, sie übergeht ihn, — und dieser genügt, in Sulla den unmittelbaren Urheber der Auflösung der römischen Republik zu sehen. Er war der erste Römer, der die Legionen nach Rom geführt, der mit Militärgewalt das Gesetz gebrochen hat. *) Er ist dadurch der Vater und Lehrer des Bürgerkriegs geworden, und sein Beyspiel hat Catilina und die, welche mit mehr Glück als dieser

*) Sallust. Cat. c. 10.: Armis recepta republica.

gegen Rom die Waffen ergriffen, entzündet, ihnen vorgeleuchtet. Er hat die Militärgewalt zu dem Entscheidenden über Rom's Angelegenheiten gemacht, und man weiß, daß sie fortan nicht aufgehört hat, Rom's wahre Herrscherinn zu seyn. —

„Damit aber Sulla's Bild, mit ähnlichen zusammengehalten, bestimmter hervortrete", wird er zuletzt (I. S. 182 f.) noch verglichen mit Marius („Marius sah nur sich, Sulla das Gemeinwesen"), Tiberius („Sulla war nicht das moralische Ungeheuer, das uns in T. entgegentritt"), Napoleon. Hiebey unter andern auch die Bemerkung (S. 186. Not. 169):

„Sogar Ereignisse von ganz individueller Art wiederholen sich in dem Leben beyder Männer. Z. B. Sulla ritt in der Entscheidungsschlacht einen Schimmel; eben so Napoleon in der Schlacht — bey Marengo. — Die Verheirathung Sulla's mit der Metella erinnert an die zweyte Ehe Napoleons. — Sulla verdankte in der Schlacht vor Rom, Napoleon in der bey Marengo dem Verdienste eines Andern den Sieg. —

D — nn.

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Fortsetzung.)

Wir haben uns bisher aller weitern Bemerkungen über die Angaben und Ansichten des Vers. enthalten, und unpartheyisch seinen Bericht mitgetheilt. Ref. könnte hier abbrechen, und zu der „allgemeinen Uebereinstimmung der Forscher" in Annahme der Buch'schen Hypothese über die Hebung Schwedens schweigen. Pflichtet ja selbst Herr von Hoff, welcher früher diese Hypothese „ein wahrhaft desperates Mittel der Erklärung" nannte, gegenwärtig derselben bey.

Es möge hier jedoch ein Versuch, das eben besprochene Phänomen auf eine andere Weise zu erklären, Platz finden. Wir haben hieben auf zweyerley Hauptpuncte Rücksicht zu nehmen, nämlich 1) auf das in beträchtlichen Höhen des festen Landes sich zeigende Vorkommen von Schalthieren, welche gegenwärtig noch im baltischen Meere und der Nordsee leben, und 2) auf die Aenderung des Niveau-Verhältnisses zwischen Land und Wasser zu Gunsten des ersteren.

1) Daß sich in Schweden, sowohl an seiner Ost- als auch an seiner Westküste und selbst im Binnenlande in Höhen von 100 — 200 Fuß und darüber, Conchylien vorfinden, die mit denen der benachbarten Meere identisch sind, ist allerdings ein überzeugender Beweis, daß einst das feste Land von Schweden von dem Meere überfluthet war. Auch spricht ihre geregelte Ablagerung dafür, daß es nicht schnell vorübergehende Ueberschwemmungen waren, sondern daß ein längeres Verweilen des Meeres über dem Lande statt fand. Mit welchem Rechte man nun aber die Scheidung zwischen Wasser und Land auf Rechnung einer Hebung des Letzteren, und nicht vielmehr auf Rechnung eines Sinken des Ersteren zu bringen habe, ist nicht einzusehen. War Schweden einst vom Meere überfluthet, so wurden allerdings alle seine Landbewohner ersäuft, mit seinen Meeresbewohnern war dieß dagegen ein anderer Fall, da sie in ihrem Elemente blieben, und so konnten sich mithin die Balanen hoch oben an den Gneißfelsen ansetzen, und nach wie vor fortleben und sich fortpflanzen. Es ist also zur Erklärung einer solchen Thatsache durchaus nicht nothwendig, zur Annahme zu greifen, als ob jene Balanen sich ursprünglich in der Höhe des gegenwärtigen Wasserspiegels angeheftet hätten, und seit der Zeit erst in Höhen von 200 Fuß hinaufgehoben worden seyen. Daß aber eine große Wasserfluth einst Schweden so gut als alle andern Länder bedeckte, ist ein Ereigniß, das gegenwärtig keines weiteren Beweises bedarf. Ob außer dieser allgemeinen Wasserbedeckung vielleicht auch noch partielle Ueberschwemmungen des Meeres stattgehabt haben, ist zwar nicht sicher darzuthun, doch vielleicht nicht unmöglich. Wenigstens möchte die Fischerhütte mit ihrer Feuerstelle wohl kaum bis zur Zeit der Sündfluth hinaufreichen — da es noch immer nicht erwiesen ist, daß Europa damals bereits von Menschen bewohnt war —, sondern sie könnte in Folge einer spätern Ueberschwemmung vergraben worden seyn. Hält man also die Annahme fest, daß Schweden einst unter Wasser gesetzt war, so lassen sich die Muschelablagerungen auf dem festen Lande desselben leicht erklären; auch hat man dann hinsichtlich der erwähnten Fischerhütte nicht nöthig, dieselbe heben und sinken zu lassen.

2. Als Herr von Buch in den Jahren 1806 und 1807 Schweden bereiste und ihm so viele Thatsachen mitgetheilt wurden, welche jenes Fallen beweisen sollten, bemerkte er: aus diesen Thatsachen könne ein Sinken des Wasserspiegels in dem baltischen Meere und zwar in diesem allein nicht gefolgert werden, weil es physischen Gesetzen zuwider laufe, daß der Spiegel in einem Meere fallen solle, und in einem andern, mit diesem in Verbindung stehenden, nicht. Von einem solchen gleichmäßigen Fallen der Nordsee an der norwegischen Küste wisse man aber nichts. Daher bleibe kein Ausweg zur Erklärung dieser Erscheinungen übrig, als die Ueberzeugung: „daß ganz Schweden sich langsam in die Höhe erhebe, von Fredericshall bis gegen Abo und vielleicht bis gegen St. Petersburg hin.“ Ganz so schließt auch Johnston, längs des größern Theils der Ostseeküste falle das Wasser binnen 25 Jahren um einen Fuß. Weil das Wasser nun nicht auch in der Nordsee gleichmäßig gefallen, wiewohl diese in Verbindung mit der Ostsee, so müße sich das skandinavische Land gehoben haben. Das Niveau der See sey das Einzige, was als unveränderlich zu betrachten sey.

Zuerst möchte Ref. fragen: warum wird nur Schweden berücksichtigt, warum nicht auch die Küste der deutschen Ostseeländer? Schmale Meeresarme und Binnenwasser sind in älterer Zeit nach urkundlichen Andeutungen tief in Pommern eingedrungen. In andern Urkunden, die 5 bis 6 Jahrhunderte alt sind, wird die Gegend zwischen Friesland, Treptow an der Tollense und Neubrandenburg Insula genannt; dort grub man Anker, Masten und Schiffsgeräthschaften beym Torfstechen aus. Die Ebenen bis Demmin und Anclam sollen noch vor einigen Jahrhunderten unter Wasser gestanden haben; in Westpreußen zwischen Bromberg und Nakel hat man im Torf ein Schiff mit zwey Ankern gefunden. Hierzu kommt die Thatsache, daß alle pommersche Häfen durch wachsende Sandbänke leiden, welche sich vor denselben bilden. Referent kennt die Kritik dieser Thatsachen, er unterscheidet wohl zwischen Versandung durch Flüsse und Hervortreten von Sandbänken durch das Fallen des Meerspiegels, dennoch scheint ihm aus dem Angeführten und andern Thatsachen, welche zum Theil schon Kant in seiner physischen Geographie aufführt, entschieden hervorzugehen, daß der Ostseespiegel wie an den schwedischen und finnischen, so auch an den deutschen Küsten gefallen sey. Doch nach Buch's Ansicht dürfte auch hier nicht von einem Fallen der See die Rede seyn, wir müßten vielmehr annehmen, die Ostseeländer seyen ebenfalls gehoben. Wofern aber auch diese gehoben sind, wie unbegreiflich wäre es dann, daß der Boden der Ostsee, welcher doch die ununterbrochene Fortsetzung des Küstenlandes ist, nicht zugleich mit diesem, das Wasserbecken rings umgebenden Küstenlande, gehoben worden wäre. Wurde aber der Grund des Wasserbeckens gleichmäßig mit der Einfassung des Beckens, den Küstenländern, gehoben, so blieb ja das Niveau des Ostseespiegels unverändert. —

Doch sind denn wirklich die an den Ostseeküsten gemachten Erfahrungen der Art, daß die Naturforscher durchaus zu jenem „desperaten Mittel der Erklärung“ greifen mußten; sollte die Buch'sche Hypothese nicht vielleicht durch eine von Raumer (Allgem. Geogr. zweyte Aufl. S. 279) gegebene Erklärung entbehrlich werden?

Man fand nämlich beym Anlegen des holsteiner Kanals im Jahre 1782, daß der Spiegel der Nordsee um 8 Pariser Fuß niedriger stehe, als der Spiegel der Ostsee. *) Nun geht aus der Ostsee eine stete Strömung durch den Sund und Kattegat in die Nordsee; sie legt im Sunde $\frac{3}{4}$ Meilen in der Stunde zurück; ähnliche Strömungen gehen durch die Belte. Die Ostsee muß aber in die Nordsee einströmen, weil eben ihr Spiegel höher ist, als der Spiegel der Nordsee. Es wird durch diese Strömung eine Ausgleichung des Niveaus beyder Meere erstrebt. Vermöge eines solchen Einströmens der Ostsee in die Nordsee, wird nun der Spiegel der Ostsee fallen — jener der Nordsee steigen.

Das Fallen der Ostsee ist durch die angeführten Thatsachen hinlänglich bestätigt. Es würde dasselbe mehr betragen, wofern nicht durch das süße Wasser der vielen mächtigen in diese See mündenden Ströme einigermaßen das von ihr in die Nordsee ausfließende salzige Wasser ersetzt würde. Ersetzt aber einfließendes süßes Stromwasser das ausfließende salzige Wasser der Ostsee, so muß ihr Salzgehalt im Laufe der Zeit allmählig abnehmen, und es erklärt sich hierdurch, warum dieser Salzgehalt wirklich so gering, nur $\frac{1}{70}$ ist, während das Nordseewasser an der norwegischen Küste $\frac{1}{7}$ Salz enthalten soll.

Mit dieser Ansicht stimmt es, daß die Ostsee im Frühling wächst, weil dann die angeschwollenen Ströme ihr reichlicher als zu andern Zeiten des Jahres Wasser zuführen; auch daß die Salzigkeit und mit ihr das spezifische Gewicht des Ostseewassers im Sunde beym NW. Winde steigt, beym Ostwinde fällt. Jener Wind widersteht dem Abfluß des Ostseewassers und vermischt es mit dem Wasser des Kattegat, welches er in den Sund hineintreibt; der Ostwind dagegen begünstigt die Vermischung des Sundwassers mit dem Wasser der großen östlichen Ströme und versüßt es dadurch.

(Schluß folgt.)

*) Andere geben die Differenz geringer an. Vrgl. v. Hoff. III. 327.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

Zweyter Artikel.

(Fortsetzung von Nr. 32.)

1. Ueber die deutschen Universitäten. Ein Gespräch von Dr. Franz Theremin. Berlin, 1836.
2. Ueber das Verderben auf den deutschen Universitäten, von Dr. F. A. Diesterweg. Essen, 1836.
3. Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift von Dr. H. Leo. Leipzig, 1836.
4. Ueber das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten, von Dr. Alschefski. Berlin, 1836.
5. Ueber die deutschen Universitäten, von Eduard Puggé. Bonn, 1836.
6. Unsere Universitäten, und was ihnen Noth thut, von Dr. Fr. E. Beneke. Berlin, 1836.
7. Vertheidigung der Universitäts-Professoren gegen Dr. Diesterweg's Schmähungen und Recepte, von Dr. C. E. Morstadt. Mannheim, 1836.

Groß ist die Zahl von Schriften über das deutsche Universitätswesen, welche seit der Anzeige von Dahlmann's Arbeit erschienen sind. Es kehren die Angriffe und nothgedrungenen Vertheidigungen gleichsam Epochenweise wieder; wie früher Schleiermacher und Steffens, dann vor wenig Jahren vorzüglich Savigny und Ringseis als Schriftsteller über diesen Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, so ist diesen Augenblick das deutsche Publikum, obwohl in anderer Weise, von den oben verzeichneten Flugschriften in Anspruch genommen und es scheint, als wenn die beruhigenden Worte, welche jene vielerfahrenen Männer zur Versöhnung mit den mancherley Mängeln unserer uralten Hochschulen gesprochen haben, nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht hätten. Neue Vorschläge zu Reformen werden gemacht, schwere Anklagen erhebt man gegen die Lehrer und viele Einrichtungen aller deutschen Universitäten.

Franz Theremin, Prediger in Berlin, geht von dem Gedanken aus, daß die Jünglinge, welche die Hochschulen besuchen, stets großen Gefahren ausgesetzt gewesen seyen, die sich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt hätten; der Wunsch sey allgemein, ein Schutzmittel dagegen zu finden; die bisherigen Vorschläge zur Abhülfe könnten sich keines allgemeinen Beyfalls erfreuen, da sie eine völlige Umgestaltung der Universitäten bezwecken, welche bey einem so durchaus nationalen Institute unthunlich sey. Der Verf. glaubt in einem einfachen Mittel die schwierige Frage zu lösen; dieß Mittel ist die dialogische Form des Unterrichts, welche statt des Kathedervortrags allgemein eintreten soll. Der ganze Vorschlag Theremin's motivirt sich in einem Gespräche unter drey Freunden von ursprünglich entgegengesetzten Ansichten. Die ganze Schrift hat eine ernste und ruhige Haltung und enthält viel Wahres.

Dieß Gespräch Theremin's ist die nächste Ver-

anlassung zu der folgenden Schrift gewesen; dieß bekennt der Verf. derselben, Diesterweg, Schullehrer-Seminar-Direktor in Berlin, in dem Vorwort. So sehr er, fährt Diesterweg fort, den Vorschlag Theremin's billigen müsse, so könne er doch die nothwendige Umgestaltung von einem so vereinzelten, partiellen Mittel nicht erwarten; das Verderben sey zu groß; man müsse keinen neuen Lappen auf das sehr alte Gewand flicken, sonst könnte der Riß ärger werden. Die jetzige Zeit ist eine ungeheure — so ist der Gedankengang des Verfassers — und dieß Gefühl des großen Gewichts derselben beherrsche ihn (den Verf.) oft in solchem Grade, daß ihn der Leichtsinn der Zeitgenossen wie eine ungeheuere Ironie des Schicksals erscheine; wir sollten Tag und Nacht darauf sinnen, wie wir die Aufgabe der Zeit lösen könnten; diese Aufgabe der Zeit ist (glaubt Herr Diesterweg) jene Fundamentirung für Jahrhunderte; es könnte sonst zu spät werden, wie bey Carl X., der am Whistische saß, während des Ablaufes der letzten 24 Stunden seiner Herrschaft und zu dem man dann auch habe sagen müssen: „Sire — es ist zu spät.“ Es sey ein trauriges Geschäft, den Ankläger der Zeit zu machen und ein reales Unglück für jeden Menschen, wenn sein Interesse ihn auf Gegenstände hinlenkt, deren richtige Beurtheilung über oder unter seinem Horizonte liegt. Er — Diesterweg — habe in den Vorlesungen nicht viel gelernt, denn sie seyen darnach gewesen, dennoch aber liebe er unsere Hochschulen, weil er Erziehung und Bildung über alles schätze; er wolle nach seinen Kräften und Einsichten beytragen, daß man die Universitäten besser einrichte; mögen auch Einige sagen: „Was geht es dich an?“ Er lasse sich nicht schrecken, denn es gehe ihn an, weil es seine Seele berühre und auf seinem Standpunkte könne er nur wünschen, daß Alle an Allem Theil nehmen möchten, dann stünde es besser um die Gemeinschaft. Die schwerste Anklage, die auf Sokrates ruhte, sey gewesen: er verderbe die Jugend. Dieselbe Anklage erhebe er (Diesterweg) gegen unsere Universitäten und obwohl er sich kein sicheres Urtheil über allgemeine Angelegenheiten zutraue, weil er nicht Staatswissenschaft studiert habe, so könne er sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß in ihnen Manches schlecht bestellt seyn müsse; dieß sage er offen, weil er es denke; ob das Uebel auf den Universitäten ein geschichtlich nothwendiges sey, überlasse er dem Beobachter der Lebenserscheinungen. Sein Wahlspruch sey: „Thue nichts, als was du wünschest, daß andere dir wieder thun.“

Nach diesen Prämissen in der Vorrede, welche wir möglichst mit den eigenen Worten des Verfassers wiedergegeben haben, geht der Verf. in die eigentliche Untersuchung über, und wir wollen auch hier wieder versuchen, seine Argumentation und den Ideengang in der ihm eigenen Sprache mitzutheilen.

Der Verf. stellt zuerst zwey allgemeine Anforderungen an die Universitäten, erstens ächte Wissenschaftlichkeit, zweytens pädagogische Bildung und Erziehung. Die ächte Wissenschaftlichkeit sey nicht Gelehrsamkeit, sie bestehe vielmehr in der errungenen Selbstthätigkeit des Denkens. Der Professor soll kein Forscher, sondern ein Lehrer seyn; eins schließe das andere aus; die Lehrgabe sey daher der einzige Maßstab bey der Berufung, die Deutlichkeit die erste Eigenschaft des Lehrers; man würde es dann nicht erleben, daß akademische Lehrer ungeprüfte Neuerungen ihren Schülern als ewige Wahrheiten vorlegten. Aus diesen und andern Gründen bekämpft der Verf. den Begriff der Lehrfreyheit, in der Ausdehnung, die man ihm gegeben hat. Zwar eine Verpflichtung auf symbolische Bücher könne kein die freye Entwickelung liebender wollen, denn den Geist soll man nicht bannen. Jedoch dürfe man es, sagt Diesterweg weiter, den Professoren nicht überlassen, was sie zu lesen Lust haben; das sey nicht Freyheit, sondern Willkühr; wahre Freyheit richte sich nach höheren Gesetzen. Dagegen spricht sich der Verf. für die Lernfreyheit der Studenten aus.

Die zweyte Hauptanforderung, nämlich die der Erziehung, sey die höchste, umfassendste; von der Hochschule wird nicht bloß Entwickelung der Intelligenz, Wissenschaftlichkeit und Ausbildung der Selbstthätigkeit im Denken, sondern in höherem und umfassenderem Sinne Vollendung der Erziehung der zu Männer heranreifenden Jünglinge verlangt. Diese Anforderung sey die höchste, umfassendste und die Förderung der Wissenschaftlichkeit nur ein Zweig derselben. Zu dem Endzweck müße man theils negativ verfahren: Wegräumung aller die Sittlichkeit junger Männer gefährdenden Dinge, Personen, Einrichtungen, Sitten u. s. w. Doch soll nicht die Strenge der Schuldisciplin statt finden, denn nur in der Freyheit reife man zur Freyheit. Als positive Hebel und Kräfte verlangt der Verf. Entwickelung der Selbstthätigkeit des Denkens; eine geistbildende, geisterweckende Lehrmethode. Beym Jupiter, sagt Herr Diesterweg, sehr viele Hochschul-Lehrer können von den verachteten, oft hungernden Schulmeistern Etwas lernen, die große Wahrheit: daß es bey der Geistes- und Character-Bildung weit mehr ankomme auf die Form, als den Inhalt, Alles auf die Methode. Der höchste Inhalt der Vorträge sey daher: belebende Ideen, Hochbilder, Hochgedanken, Ideale; davon sind die wichtigsten: wissenschaftliche Ausbildung, Förderung geistiger Interessen der Nation, die erhabenen Gedanken der Tugend und Pflichtübung im geistigen Berufsleben, Entwickelung der Nationalität in Aufopferungs-Fähigkeit, Ehre und Freyheit. Ein Lehrer, der dieß auszuführen im Stande sey, sey ein wahrer Lehrer der hohen Schule, jeder Andere aber ein banausischer Sackträger, unwürdig der hohen Würde, ein Priester der Ideen zu seyn. Der Mensch ist nicht bloß Geist, fährt der Verf. weiter fort, er ist auch Leib; daher auch Pflege des Leibes zum freyen Dienst für den Geist: Gymnastik, Turnkunst. Von großer Wichtigkeit seyen ferner Anstalten zur gesellschaftlichen Entwickelung und Bildung unserer Jünglinge.

Ueberall, wo junge Leute auf sich selbst beschränkt sind, reiße ein Geist der Rohheit ein, Verachtung feiner Sitte, aus dem natürlichen Grunde, weil der junge kräftige Mensch bald die Leere äußerer Ceremonien und gesellschaftlicher Uebertreibungen durchschaue. Indem sein Sinn auf das Wesen gerichtet ist, verwirft er, was ihm nur ein hohler Schemen zu seyn dünkt und gerade der Tüchtigste gefällt sich leicht in der Verachtung äußerer Freyheit und schöner Sitte. Um solcher rohen Erscheinungsweise vorzubeugen, habe man in manche Schullehrer- und Priester-Seminarien die Mystik, den Pietismus eingeführt. Dieß sey ein herrliches Mittel für diesen Zweck! Denn aller Orten auf dem weiten Erdenrund gleichen die Frömmler sich in äußerer Ehrbarkeit und stiller Gesittung. Diese geistige Entmannung empfehle der Verf. nicht, die Leser würden es ihm gewiß nicht zutrauen, denn er ziehe den wildesten, wüstesten Burschencomment dem Heuchler- und Frömmlerwesen vor. Der Verf. empfiehlt seinerseits gesellige Kreise gemischter Gesellschaft; nur hier, namentlich im Umgang mit edlen Frauen, in Spielen des Witzes und der Laune, im Tanze, lerne der Jüngling feine, zarte Sitte und liebliche Erscheinung. Zur Erziehung und Bildung der akademischen Jugend gehörten ferner Genossenschaften, Korporationen, worüber der Verf. ausführlicher seine Ansichten entwickelt und woraus hervorgeht, daß man nach zwey Principien die Studenten vereinigen solle, nach dem fachmäßigen und landsmannschaftlichen. Jeder tüchtige Student lebe in zwey Richtungen und Strebungen: die eine gehe nach dem Wissen, die andere nach dem Leben; jene ziehe ihn zu Jünglingen desselben Faches, diese vereinige ihn mit seinen Landsleuten. In rechter Weise führten sie, wie alle Triebe der Menschennatur, zum Guten. Ein wichtiges Erforderniß ist weiter: Bewegung und Erregung durch den Geist des öffentlichen Lebens und

lebendige Theilnahme an demselben. Die Studenten sollen einen eigenen Stand bilden, mit bestimmten Rechten, nach weiser Abmessung ihrer Bedürfnisse und Zwecke; sie sollen von dem Geiste des öffentlichen Lebens erregt und ergriffen werden; denn nur dadurch entstehe für die in ihnen erregten Hochgedanken eine Stätte praktischer Wirksamkeit; es soll großartige Nationalfeste geben, an welchen die Jugend bald in den Farben der Fakultäten, bald in den landsmannschaftlichen zu erscheinen hat, je nachdem das Fest vorzugsweise eine geistige oder eine national-geschichtliche Bedeutung hat. Zuletzt spricht der Verf. von einer der wichtigsten Bedingungen für die Erziehung der höheren Jugend; dieß ist die Tüchtigkeit der akademischen Lehrer in geistiger, sittlicher und patriotischer Hinsicht.

Im zweyten Abschnitt erfolgt nun die Würdigung der Universitäten nach dem vorgelegten Maaßstabe. Zuerst richtet der Verf. die Universitätslehrer: ihre Wissenschaftlichkeit sey eine verkehrte; ihr Ziel sey Gelehrsamkeit, sie trieben Götzendienst mit der Wissenschaft, die ein Selbstzweck seyn sollte; ihre Lehrmethode sey die durchaus verkehrte akroamatische, welche absolut geist tödtend ist; der Studierende könne nur durch die dialogische Form des Unterrichts zur intellektuellen Emancipation gelangen. Das Verderben soll die Gesinnung der Professoren ergriffen haben; sie hätten keine Heimath, keine Anhänglichkeit, seyen Kosmopoliten, d. h. sie gehen der Ehre und dem Gelde nach; das Beziehen des Honorars von den Einzelnen sey ein Grundverderben der Universitäten, die Professoren achteten nicht den Gehorsam, nicht die Subordination, sie, die für den Staatsdienst erziehen sollen; sie interessirten sich nicht für das Individuum, seyen untreu z. B. leichtfertig in Zeugnissen, sie stünden einander feindselig gegenüber, sie lebten nicht in Ideen, nicht in den Hochgedanken der Tugend und Pflicht (welche den großen unsterblichen Kant begeisterten und denen Lessing und Voß ihr thatenreiches Leben widmeten), nicht in der Fortentwickelung der allgemeinen Zustände der Nation oder der Menschheit überhaupt; es sey für den heranreifenden Mann doch so unendlich wichtig, daß er zu Hochbildern hinaufschaue. Auch die demagogischen Umtriebe hat nach Diesterweg die Bodenlosigkeit des sittlichen und erziehlichen Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten veranlaßt, kurz die Professoren seyen ein Spiegel des Verderbens der Zeit, darum Reform der Universitäten!

Noch giebt es Verhältnisse, die außerhalb des Lehrerkreises liegen; so soll z. B. die Verlegung der Universitäten in große Städte höchst verderblich seyn *); der Mangel an religiösem Interesse unter den Studierenden sey außerordentlich groß.

Am Schluße stellt der Verf. nun noch einzelne Verbesserungsvorschläge zusammen. Nur Solche werden zu Universitätslehrern berufen, welche sich schon anderwärts als Männer von Geist und Kraft bewährt haben; Vollendung des dreyßigsten Jahres gilt als Minimum; kein Lehrer bezieht Honorare, die vorherrschende Lehrmethode ist die dialogisch-entwickelnde u. s. w.; (wir übergehen die übrigen, minder auffallenden Vorschläge, weil die meisten schon in dem übrigen Theile der Schrift berührt sind).

Diese starken Beschuldigungen Diesterwegs sind theils in öffentlichen Blättern besprochen, theils in

*) So sagt der Verf. S. 70. »Denket z. B. an München, wo auf jedes eheliche Kind ein uneheliches kommt. Und diesen Gräuel der Verwüstung duldet man nicht blos, nein, man verlegt auch eine hohe Schule in dieses Sodom und preiset es als das deutsche Athen. Wohl, es wird eine hohe Schule seyn! Es ist schrecklich.« Der Verf. scheint nicht zu bedenken, daß solche statistische Notizen kein vollgültiger Maaßstab für sittliche Verderbniß sind; in andern Städten, z. B. Paris, London ist letztere viel größer, obgleich das Verhältniß der unehelichen Geburten vielleicht nicht so groß, was von den privilegirten öffentlichen Häusern herrührt.

kritischen Zeitschriften und in den oben genannten besondern Broschüren von einzelnen bekannten akademischen Lehrern zu widerlegen versucht worden.

Am frühesten und ausführlichsten hat Heinrich Leo in Halle geantwortet. Er befinde sich, sagt Leo, in ähnlichem Falle, wie damals der französische Adel, als man dieß ganze Institut angriff und nicht blos die in Verfall gekommenen Seiten. Er wirft Diesterweg Unwahrheit und Uebertreibung, Verläumdung, Unfähigkeit und Gemeinheit vor. Die Unwahrheit sey, daß er einige Uebelstände, die bey Universitäten in großen Städten vorkommen, als Uebelstände der deutschen Universitäten im Allgemeinen hinstelle; Diesterwegs Vorschläge fielen, sobald er von der negativen tadelnden Seite zu positiven Dingen, wie Verbesserungen übergehe, im höchsten Grade albern aus u. s. w. Es läßt sich nicht läugnen, daß Leo durch historische Belege und praktische Beweise in vieler Hinsicht dieß von vorn herein gestellte Urtheil über Diesterweg rechtfertigt, manche Vorwürfe desselben treffend widerlegt, und die Verkehrtheit und Unzweckmäßigkeit der Verbesserungs-Vorschläge zeigt. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß Leo über manche gegründete (wenn auch sehr roh und übertrieben dargestellte) Beschuldigungen zu leicht hinweggeht, und daß er selbst öfters nicht nur in einem etwas leichtfertigen und burschikosen, für eine so ernste Sache unwürdigen Ton verfällt, sondern auch Behauptungen aufstellt, die eben so schief, oder halbwahr und übertrieben sind, als die Diesterweg'schen*); auch hätte Leo an manchen Stellen wenigstens den Schein der Selbstgefälligkeit vermeiden sollen. *)

Ruhiger sind die Entgegnungen von Alschefski und Puggé geschrieben und sie werden denjenigen genügen, welche, ohne genauere Kenntniß des Gegenstandes, die Beschuldigungen von Diesterweg für gegründet halten. Ausführlich ist hier gezeigt, wie unanwendbar in vielen Fällen die dialogische Form des Unterrichts ist und wie die akroamatische Methode immer die vorherrschende bleiben muß, wenn auch der erotematischen mehr Umfang eingeräumt werden dürfte, als bisher. Mit diesen Darlegungen wird sich auch wohl Theremin beruhigen, denn es ist doch klar, daß, gesetzt das deutsche Universitätswesen habe sich, wie behauptet wird, völlig überlebt, und sey durch und durch mangelhaft, eine in vielen Fällen unanwendbare Form des Unterrichts demselben nicht wieder aufhelfen könnte.

Das vielfach verbreitete Vorurtheil, als sey die sittliche Zerrüttung in der Studentenwelt jetzt größer als früher, widerlegt namentlich Puggé (auch Leo) sehr gründlich. Nicht blos ist der jetzige Zustand weit besser, als er zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts unter den Ordensverbrüderungen und Landsmannschaften war, auch im 17. Jahrhundert war der sittliche Geist weit entarteter als gegenwärtig und sehr interessant sind in dieser

*) So z. B. S. 50. über den unterbrochenen unordentlichen Besuch der Vorlesungen von Seite einzelner Studierenden: »solche Zuhörer, die nun einmal blos über ihre eigene Gedanken sinnen und der Musik ihres jungen Herzens zuhören und zu diesem Ende alle Vorlesungen quittiren wollen.« Solche Seelen und Zustände scheint Herr Diesterweg so wenig zu kennen, wie die Achtung vor der Wissenschaft als solcher — solche Seelen aber, wir wiederholen es nochmals, das sind die edelsten, die vielversprechendsten, die selbstthätigsten, und ihnen die Freyheit, deren sie bedürfen, rauben, ihnen durch Aufdrängen individueller Fürsorge und pedantischer Aufmerksamkeit eine gewaltsame, schiefe, sie aus ihrer Natur herauswerfende Richtung geben, wäre Seelenverrath. Lieber lasse man hundert von dem ordinären Menschenpack zu Grunde gehen, als daß man einen aus diesem Adelstande der Geisterwelt mit einer unpassenden Behandlung zu Grunde richte!« — Hieher gehört auch die Jenenser Studenten-Geschichte S. 24., das Beyspiel von der Zudringlichkeit der Studierenden im Besuchen S. 17.

*) So S. 34 (über den Ruf nach Dorpat). — S. 59. (seine Kenntniß der Studentenwelt). —

Hinsicht die von Puggé ausführlich mitgetheilten Belege aus einem 1636 erschienenen Buche von Mayfart.

Beneke beurtheilt in seiner obengenannten Schrift Herrn Diesterweg am mildesten, erklärt jedoch, daß er über die meisten und wichtigsten Puncte entgegengesetzte Ansichten habe, ungeachtet er die Diesterweg'sche Schrift in mehrfacher Hinsicht für interessant hält. Diesterweg ließ in seiner Schmähschrift eine Stelle aus Beneke's Erziehungslehre abdrucken und empfiehlt dieselbe allen Docenten als ein geistvolles Werk. Beneke äußert sich gleich im Eingange seiner Entgegnung dahin: es müße für denjenigen, der warm in seinem Berufe lebt, und eifrig in ihm und durch ihn das Höchste zu leisten bestrebt ist, sehr erwünscht seyn, über dasjenige, was für denselben Noth thue, die Stimme eines einsichtsvollen Mannes zu vernehmen, der, von gleichem Eifer beseelt, außerhalb dieses Berufskreises, und ihm dabey doch so nahe stehe, daß er das in ihm Vorgehende vollständig zu überblicken im Stande sey. Beneke befindet sich allerdings vom Anfang bis zum Ende häufig sehr im Widerspruche mit den Ansichten anderer einsichtsvollen Männer. Während er z. B. gleich im Eingange Diesterwegs Beruf zu einer solchen Schrift ohne weitere Untersuchung anerkennt, weist Puggé vortrefflich nach, wie wenig äußerer und innerer Beruf sich in Diesterwegs Stellung und der von ihm gegebenen Probe beurkunden. So sieht auch Beneke in der „Spannung, Unruhe, in Partheyungen und Kämpfen“ unserer Zeit, die Vorbereitung für dieselbe Reform, welche seit Baco für die Naturwissenschaft eingetreten ist, auch für die Wissenschaften einer geistigen Welt und mit ihr die Erscheinung einer neuen Aera der menschlichen Cultur; er sieht also da das goldene Zeitalter anbrechen, wohin die Alten das Ende des eisernen verlegten; er sieht (um sich dieses beliebten Ausdrucks zu bedienen) die Morgenröthe einer schöneren Zeit, wo viele ernstgesinnte Männer, wie z. B. Niebuhr, etwas ganz anderes sahen. *)

Zuletzt haben wir noch der Schrift von Morstadt, Professor in Heidelberg, zu gedenken; es mag aber von dieser genügen, einige Stellen wörtlich hier unten anzuführen, woraus von selbst hervorleuchtet, welch' schlimmen Dienst der Verf. der Vertheidigung der Universitäten erwiesen hat. **)

*) Beneke verweist in einer Anmerkung auf einen Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung »die Naturforschung unserer Zeit« Außerordentliche Beylage Nr. 165. u. f. f. Jahrg. 1836, der nicht blos geistreich, sondern auch an gesundem Geiste reich sey, in welchem der Verf. sehr gut ausführe, wie der Charakter unserer Zeit am Bestimmtesten als das Bestreben bezeichnet werden könne« alle Dinge von einem natürlichen Standpuncte aufzufassen. — Dieser Aufsatz, in der beliebten Göthisirenden oder Humboldtisirenden Manier, aber mit einem durchgehenden frivolen Zug geschrieben, tastet den durchaus ehrenwerthen und ernsten Charakter Cuvier's auf eine sehr unwürdige Weise an, indem er diesen als Mensch und Naturforscher gleich hoch geachteten Mann, ohne allen näheren Beweis, als einen Heuchler darstellt. Es ist derselbe Aufsatz, in welchem am Schluße die Behauptung aufgestellt wird: »Die Franzosen durch ganz Frankreich seyen viel ernster und nachdenklicher geworden, und dazu habe am meisten ihr verbesserter polytechnischer Schulunterricht beygetragen.« S. Allg. Zeit. 1836. Beil. Nr. 235. S. 939. — Ref. hofft diese Angriffe auf Cuvier's Ehre bey einer andern Gelegenheit näher zu beleuchten.

**) Der Avis au lecteur beginnt so: »Wer einerseits die Scharteke von Diesterweg durchblättert hat und andrerseits meine Geschäftsüberladenheit kennt, weiß a priori, daß der Herr Seminardirector in dieser Defensionsschrift sicherlich nicht die Rolle des Esels spiele, sondern blos allein die des Sackes.« In diesem Tone geht es nun fort bis zum Schluße S. 62, wo es auf dem vorletzten Blatte heißt: »Umgekehrterweise sind vielmehr gerade die Besoldungen der Professoren nationalökonomisch verwerflich und nur allein die Honorare justifikabel: unter der Bedingung, daß für die studiosos pauperes das Lehrgeld von Seiten ihrer Regierungen bezahlt werde.

Dieß sind also die Stimmen, welche sich im Jahre 1836 über das deutsche Universitätswesen haben vernehmen lassen. Die Angriffe sind von Männern ausgegangen, welche draußen stehen, die Vertheidigungen, wie zu erwarten war, aus dem Gremium der Lehrer. Wer Recht habe, und wie die Sache stehe, könnte jeder vorurtheilsfreye Leser, der eine allgemeine Kenntniß von den bestehenden Universitätsverhältnissen hat, schon bey einer flüchtigen Einsicht in die angeführten Schriften haben und Ref. hat sich überdieß bemüht, die Ansichten der Verf. möglichst wörtlich, wenn auch nur in einzelnen charakteristischen Stellen, wieder zu geben.

In der That erscheint es fast überflüßig, eine Schrift wie die von Diesterweg zu widerlegen, und man müßte, wären die hier ausgesprochenen Behauptungen nur die Privatansichten des Verfassers, die Zeit für eine verlorene achten, die man zu einer Widerlegung verwendete. Aber leider ist es die große Masse der Gebildeten, deren Ansichten Herr Diesterweg in ihrer ganzen Plattheit repräsentirt und derselbe Standpunkt, den Diesterweg einnimmt, ist leider auch der der Hälfte seiner Gegner; in ihm wurzeln alle die verkehrten und oberflächlichen Grundsätze und Richtungen der Zeit. Dieser Standpunct ist kein anderer als der revolutionär-liberale und rationalistische, im ganzen Umfang dieser Begriffe; denselben in seiner Nacktheit und Erbärmlichkeit darzustellen, auch da, wo er verhüllt ist, wo er auf rein wissenschaftlichem Gebiete auftritt oder sich in der Form einer edeldünkenden Begeisterung für Menschenwohl gefällt, soll im Folgenden versucht werden.

Wir werden weniger bey Einzelheiten verweilen und halten es für besser durch die eben ausgesprochene Bezeichnung gleich vom Cardinalpunct der Sache auszugehen, aus dem allein heraus die Einzelheiten sich begreifen lassen. Manches davon ist übrigens schon im ersten Artikel zur Sprache gekommen und einiges Andere, wie z. B. das Honorarwesen, das Verhältniß von Akademie zur Universität, oder vom wissenschaftlichen Forscher zum Lehrer, wird sich besser in dem dritten und letzten Artikel, bey der Anzeige von Dieterici's Schrift, erledigen lassen.

Es wird dieser Anzeige, wie der vorigen, der Vorwurf gemacht werden, daß sie die Gesinnungen einer Parthey ausspreche, einer Parthey, von welcher man vielfach befürchtet, sie wolle die freye, richtiger ausgedrückt schrankenlose Lehre der Hochschulen unter den Zwang des jetzt nicht mehr allgemein gültigen göttlichen Gesetzes stellen. Dieser Vorwurf und diese Beurtheilung steht Jedermann frey; der Verfasser findet in seinem Gewissen und in der Ueberzeugung Beruhigung, hier auf einem Boden mit andern Männern zu stehen, welche dieselben Gesinnungen bekennen, und denen Niemand eine gründliche wissenschaftliche Richtung streitig machen wird.

Stünde Herr Diesterweg nicht auf einem rationalistischen oder revolutionären Standpunct, er hätte nicht nur nicht so, er hätte überhaupt nicht schreiben können. Wer über einen Gegenstand öffentlich sprechen will, muß einen Beruf dazu haben, und wer des vollen Gewichts des übertragenen Berufs durch ein empfangenes äußeres Amt, und die damit im genauesten Zusammenhange stehende innere Befähigung sich bewußt geworden ist, wie dieß freylich nur in einem wahrhaft christlichen Bewußtseyn

---

Statt der äußerst leichten und folglich überflüßigen Deduction dieses Satzes erkläre ich mich andurch ernstlich und öffentlich zum Totalverzicht auf meinen Gehalt bereit, unter der Condition, daß meine beyden Herrn Rivalen Zachariä und Mittermaier ein Gleiches thun, und zugleich von jenen beyden Zunftprivilegien entkleidet werden, die da sind: senatorische Jurisdiction und Doktorhutsmonopol. Ihre Geheimrathschaft in partibus sammt dem Ritterthum ohne Roß und der Comthurey ohne Commende, dürften sie immerhin behalten.« —

vollständig geschehen kann, der wird nicht leichtfertig über so ernste Angelegenheiten schreiben, die nur in sehr entferntem Zusammenhange mit seinem Berufskreise stehen. Warum glaubt aber Herr Diesterweg sich zu seinen Aeußerungen berufen? „Weil es seine Seele berühre, weil er nur wünschen könne, daß Alle an Allem Theil nähmen, er sage es darum, weil er es denke“ u. s. w. Dieser Grundsatz ist ein durchaus verkehrter; eben darin liegt das Verderben unserer Zeit, daß Jeder über Alles sich ein Urtheil zu haben anmaßt und jeden seiner Einfälle realisiren will, daß jedes Individuum glaubt, es müsse für das Ganze, für Alles in der Welt sorgen. Welche Consequenzen sich hieran und an die Ansicht knüpfen, daß wenn die Seele von etwas berührt werde, man sofort auch dagegen handeln müsse, daß man alles, was man denke, herausſagen müsse, u. s. w. liegt am Tage, denn eben diese selbstsüchtige Ansicht ist die Triebfeder der revolutionären Bewegungen der neueren Zeit und der Grund der ewigen Unzufriedenheit und der vielfachen Verirrungen. Niemand von dieser Gesinnung fragt mehr, ob ihm sein Amt eine Befugniß gebe zu irgend einer Handlung und ob er die rechte Einsicht in Verhältnisse habe, mit denen ernstlich sich zu beschäftigen er nie eine Nöthigung in seinem Berufskreise gehabt hat. Puggé sagt darüber ganz richtig, daß dann Gegenstand einer krankhaften Empfindung werde, was Gegenstand der Einsicht seyn soll, und wozu in dem Gebiete der praktischen Politik Frankreich einen traurigen Beleg gegeben habe, als man Jeden mit dem Wahne aufblähte, er hätte nicht für das Seine und dadurch für das Ganze, sondern für das Ganze in allgemeiner Weise zu sorgen. Niemand will mehr begreifen, daß wer über seinen Beruf hinausgeht, das göttliche Gebot überschreitet, und dieses allein schützt ihn eben so vor dem verwerflichen Eingriff in das Amt der Regierenden, als vor der Befolgung unrechtmäßiger Befehle, die wider das Gewissen gehen.

Herr Diesterweg steht hier gewissermassen selbst den jungen Leuten gleich, welche, statt tüchtig und fähig für ihren Beruf sich auszubilden und sich nur daran zu halten, über fremde und allgemeine Verhältnisse mitsprechen wollen. Das was auf platter Hand liegt, die zahlreichen, in die Augen springenden Mängel der Hochschulen, die konnten Herrn Diesterweg freylich nicht verborgen bleiben, aber die Quelle derselben kennt er so wenig, als die französischen Freyheitsmänner, welche doch oft nicht blos die traurigen Zustände, die sie vorgefunden haben, erkennen, sondern sogar das Unglück, welches sie selbst herbeyführten. Die Männer der rechten Mitte wissen wohl, daß die fortwährenden und ungestillten Empörungsversuche den nächsten Anstoß in der Julius-Revolution bekommen haben; aber dennoch ist diese letztere ihnen eine legitime, während alle folgenden revolutionären Bewegungen illegitim seyn sollen. Ja sie sehen nicht einmal ein, wie unsinnig es sey, eine Revolution überhaupt nur legitim zu nennen.

Die Vorschläge, welche Diesterweg in seiner verkehrten Prätension gegen die von ihm aufgeführten Gebrechen, zu Heilung derselben macht, zeigen deutlich seine durch und durch rationalistische Stellung, welche völlig unfähig ist, nur über irgend ein wichtiges Problem der Zeit den rechten Aufschluß zu geben, ja nur irgend ein Factum in seinem Zusammenhang richtig aufzufassen.

Es läßt sich allenthalben in concreto zeigen, wie der gemeine rationalistische, oder da Viele sich jetzt gegen die Versetzung in diese Kategorie sträuben, der vornehm rationalistische Standpunct, völlig unfähig ist, bestehende Verhältnisse richtig zu beurtheilen, Hülfsmittel für Zerwürfnisse im öffentlichen Leben u. s. w. zu finden, sobald es sich um einen tieferen, ethischen Zusammenhang solcher Erscheinungen handelt und wozu die ordinäre Weltkenntniß nicht ausreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

„Hochbilder, Hochgedanken, Ideale“ zu erregen, dieß soll nach Herrn Diesterweg die Haupttendenz, die Hauptkunst der Lehrer seyn, darin will derselbe die Heilmittel für die politischen Verirrungen der Jugend, für die demagogischen Umtriebe finden. Diese Worte kehren in der Schrift des Verf. so häufig wieder, daß man wohl sieht, welch großen Werth er hierauf legt. Es sind dieß aber nichts weiter als die abgedroschenen und zum Theil bey der eigenen Parthey obsolet gewordenen Redensarten der Rationalisten und Liberalen. Diese „belebenden Ideen, diese erhabenen Gedanken der Tugend und Pflichtübung“ haben aber nur dazu gedient, den ohnedieß schon frühe genährten Ehrgeiz zu steigern und die Selbstüberhebung zu vermehren, welche die Triebfedern zu politischen Umtrieben geworden sind, und die Einbildung, dem Vaterland und der Freyheit zu nützen und ein vermeintliches Opfer zu bringen, bis zur verbrecherischen That gesteigert haben. Selbst da, wo solche Ideen blos die Einbildungskraft erhitzen und eitle Ruhmbilder erzeugen, verrücken sie den Jünglingen das rechte Ziel völlig, und vermögen so wenig etwas gegen die materialistische Richtung der Zeit, als die rührende Moral des lichtvollen Christenthums der Denkgläubigen gegen das sündliche Verderben der menschlichen Natur; sie sind vielmehr Hebel zur Entwicklung der bösen Triebe. Schwerlich wird Jemand von ernster Gesinnung bey näherer Ueberlegung solche Motive im künftigen Berufsleben bey jungen Männern gerne hervortreten sehen; ganz anders ist die Aufgabe, welche Savigny dem Lehrer stellt. Der Geist der Demuth, die Beugung vor einer höheren Ordnung, die Schwierigkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß, die schwere und ernste Pflicht der Treue im Beruf, die gewiße Ueberzeugung, daß jegliches Amt ein von Gott vertrautes ist, über dessen Verwaltung wir einst Rechenschaft zu geben haben, das Gefühl der eignen Unwürdigkeit und des Unvermögens ohne göttlichen Beystand auch nur die Kraft der Wachsamkeit über sich selbst zu haben, dieß sind die Niedergedanken (sit venia verbo), welche die Hochgedanken verdrängen sollen, mit denen so gerne das unbewachte und sich selbst überlassene Herz sein eitles Spiel treibt. Der Lehrer wird eine schwere Verantwortung über sich ziehen, der die hochmüthigen Triebe des Herzens reizt und das selbstsüchtige Streben der Schüler durch falsche Ideale begeistert, und wenn sie ihn auch alle priesen in ihrer Verblendung.

Es dürfte nicht schwer seyn, nachzuweisen, wie in allen Zweigen der Wissenschaft, in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens die rationalistische oder modern-liberale Ansicht, das rechte Ziel verrückt, Oberflächlichkeit verbreitet und die ethischen Elemente verdrängt und verdorben hat. Hier ist der Punct, wo man wieder auf die unbedingte Lehrfreyheit kommen muß, deren leiseste Gefährdung vielen Leuten ein so gewaltiger Anstoß ist. Selbst diejenigen, welche eine gewisse Gefahr zugeben, meinen, es sey hinreichend, die Irrlehre oder falsche Richtung durch Vermehrung der Kraft der wahren Rich-

tung zu bekämpfen, oder behaupten, daß jede seichte Richtung sich selbst einen alsbaldigen Untergang bereite, ja manche glauben gar, daß durch eine ganz freye, ja selbst rationalistische Forschung und Lehre doch manches wichtige Ergebniß für Wissenschaft und Leben gewonnen worden sey. Aber dieß sind unhaltbare Behauptungen und falsche Tröstungen.

Es ist ganz irrig, daß die rationalistische Auffassung in irgend einem Zweige des menschlichen Wissens auch nur ein wahrhaftiges Resultat erhalten habe, und doch haben gerade die seichten, oberflächlichen Ansichten, welche daraus hervorgiengen, die meisten Bewunderer und die größte Verbreitung gefunden. Irrthümer schleichen sich fort, wie eine ewige Krankheit. Nachdem der Rationalismus einmal Boden in der wissenschaftlichen Theologie und in der Kirche gefaßt hatte, sprang er in die Geschichte, in alle Zweige der Naturkunde, in die Jurisprudenz und Politik, selbst in die praktische Medicin.

Die Historie wurde eine todte Atomistik, in welcher die Begebenheiten bunt und zufällig durcheinander liefen oder wo man höchstens in einer kurzsichtigen Pragmatik die wechselseitige Verkettung fand. Gerade die hervortretenden Haupttheile, wie die Führung des Volkes Israel und das heidnische Alterthum, die Mythenwelt, die Erscheinung des Herrn und die ganze nachchristliche Zeit erfuhren den ewigen Wechsel subjectiver Gesichtspuncte, was zu den selbst thatsächlich widersprechendsten Auffassungen und Darstellungen führte; aber die Gewalt des ewigen Bandes mitten unter allen Verirrungen im Leben der Völker ist doch so groß, daß sie selbst einem Heine unbegreiflich erscheint und er den Bestand christlicher Ordnung nicht läugnen kann. *)

Nirgends ist wohl die Korruption des wissenschaftlichen Standpuncts durch rationalistische Auffassung deutlicher, als im Kriminalrecht, nirgends sind die praktischen Folgen davon auffallender, als in der Kriminal-Gesetzgebung. Wie lange ist es denn, daß das Verhütungsprincip den Theorien des Strafrechts allgemein untergelegt wurde, mit allen seinen subjectiven Modificationen, wie bey Feuerbach das Princip der Abschreckung, bey Martin das Princip der Nothwehr des Staats? Jetzt nachdem man in der Gesetzgebung praktisch erfahren hat, wie weit man mit einem solchen oberflächlichen, rein subjektiven Maaßstab kommt, fängt man wieder an einzusehen, daß der Grund der Strafe allein in der Gerechtigkeit oder Wiedervergeltung gesucht werden könnte, eine Ansicht, welche man unbegreiflicher Weise als Gewinn aus den Forschungen der modernen Philosophie hinstellt, während sie längst im geoffenbarten Worte verkündigt ist. Die vielen Auflagen der Schriften, welche jene oberflächlichen Lehren enthalten, und die Berühmtheit, welche ihre Verfasser erlangt haben, sind kein Beleg für die Annahme, daß seichte Lehren keinen allgemeinen Eingang fänden. Es wird noch lange dauern, bis die rechten Ansichten über die Zulässigkeit der Todesstrafe allgemein werden und bis die Behauptungen derjenigen Aerzte und Psychologen, welche gerne in jedem Verbrechen eine Geisteskrankheit sehen und die Zurechnungsfähigkeit ganz aufgehoben wissen wollen, in ihrer ganzen wissenschaftlichen Erbärmlichkeit sich dem großen Publikum darstellen.

Wo kommen die mechanischen und atomistischen Ansichten in der Politik im 18. Jahrhundert denn anders her, als aus dem weit verbreiteten Rationalismus? Und ist das Princip der Volkssouveränität nicht das Product derselben liberal-rationalistischen Richtung, wie das System des Gleichgewichts der Gewalten? Die rechte Quelle aller verkehrten Lehren in der Jurisprudenz und Politik hat Stahl in seiner Rechtsphilosophie auf das Ueberzeugendste nachgewiesen.

Wie in der Naturkunde die seichte Verstandes-

*) Er wundert sich, daß diese »Anekdote« so lange habe gelten können.

Reflexion bey Behandlung wichtiger Fragen über Schöpfung der Welt und Urgeschichte der Erde zu Resultaten gekommen ist, welche von den Lehren der Offenbarung abweichen, ist bekannt. Vertreter der Offenbarung auf dem Gebiete der Wissenschaft hat es zwar auch in älterer und neuerer Zeit gegeben,*) aber noch ist kein durchgreifender Versuch gemacht worden, die hieher gehörige Richtung der ganzen neueren Naturkunde zum Gegenstande einer besondern Untersuchung zu machen. Die Mehrzahl der so gewonnenen, leichtfertigen Ansichten sind jetzt die allgemeinen und beweisen abermals, daß je oberflächlicher und scheinbegreiflicher eine Behauptung ist, je dreister sie ausgesprochen wird, um so mehr kömmt sie beym großen Publikum in Aufnahme, weil ihm bey der Behandlung der wichtigsten und geheimnißvollsten Beziehungen zur Schöpfung gar keine Anstrengung zugemuthet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophical Transactions of the royal society of London. For the year 1835. Part. I. and II. 4.

(Schluß.)

Wenn nun die höher stehende Ostsee in die niedrigere Nordsee ausfließt und dadurch fällt, so dürfte sich dagegen, wie schon erwähnt, der Spiegel der Nordsee erhöhen. Für eine solche Erhöhung sprechen eine Menge Thatsachen, welche seit Jahrhunderten an sämmtlichen Küsten dieses Meeres, an den großbritannischen, wie an denen von Holland, Norddeutschland, Schleswig und Jütland beobachtet worden sind, und schwerlich nur vorübergehenden Sturmfluthen zugeschrieben werden können, da sie mächtige bleibende Erweiterungen des Meeres bewirkten. Diese Thatsachen haben Hoff und Richter mit großem Fleiß gesammelt, wir wollen einige der bedeutendsten anführen, indem wir mit der Ostseite Englands und Schottlands anfangen. Die Küsten von Norfolk und Lincoln haben starke Einbrüche des Meeres gelitten; dort fand man bey Sutton einen mehrere englischen Meilen langen vom Meere bedeckten Wald, dessen Bäume an Stämmen, Wurzeln und Aesten noch fast unversehrt waren und wie frisches Holz benutzt werden konnten. Im Jahre 1475 soll an der Humber Mündung ein ansehnlicher Strich Landes mit mehreren Dörfern vom Meere weggerissen worden seyn. Auch die Küsten von York und Durham leiden durch das Eingreifen des Meeres, und gleicher Weise die Ostküsten Schottlands. Es mußte die Landstraße, welche zwischen Leith und Musselburgh (in Schottland) längs dem Meerbusen läuft, immer tiefer ins Land versetzt werden, weil das Meer ihre Stelle einnahm; eben so ward der Weg von Leith nach Newhaven durch das Meer weggerissen, welches dort so tief in das Land eindrang, daß die Straße einen großen Umweg nehmen mußte. Der im 15. Jahrhundert angelegte Hafenbau von Newhaven ist gänzlich vom Meere überfluthet; das Castell von St. Andrews, ursprünglich eine Strecke vom Meere entfernt, hängt jetzt über demselben. Diese und viele ähnliche Beyspiele des Eingriffs der Nordsee in die Ostküsten Großbrittaniens führt Hoff an; noch weit bedeutender ist diese See in die Küsten der Niederlande und des nordwestlichen Deutschlands eingedrungen. Das Dorf und Land Saasdingen nordöstlich von Hulst gieng im Wasser unter, eben so ein großer Theil der Küste von Walcheren, der östliche Theil von Süd-Beveland mit Städten und Dörfern und ein Theil von Nord-Beveland (1532), die Insel Orisant (1658), ein Theil der Insel Schouwen mit der Stadt Bommens. — 1570 zerstörte eine Fluth das halbe Dorf Scheveningen, Katwyk, das sonst fern vom Meere stand, ist gegenwärtig zum Theil von demselben unterwaschen und eingestürzt; 600 Schritte weit von Katwyk sah man in der Meeresküste Trümmer der alten römischen Arx Britannica. Das Harlemer Meer, im Jahre 1530 nur 3040 Morgen groß, hatte sich bis zum Jahre 1769 bis auf 30,000 Morgen vergrößert. — Im Jahre 1421 überschwemmte das Meer Süd-Holland; 60000 Menschen ertranken, und 49 Dörfer giengen unter. — Zu den bedeutendsten Eingriffen der Nordsee gehört aber die Bildung der Zuyderse, des Dollart und des Jahdebusen. — Durch wiederholte Einbrüche in den Jahren 1219, 1220, 1221, 1246, 1249, 1 51 u. 1282 drang

*) So in neueren Zeiten viele Engländer, wie Buckland, Prichard, Swainson u. s. w.; in Deutschland Steffens, Schubert, von Raumer (gegen Ballenstedt) Andreas Wagner (gegen Borx).

das Meer in den frühern See Flevus, zerriß den Isthmus, welcher früher Nordholland, mit Westfriesland verband, trennte die jetzige Insel Wieringen vom Festlande, mit welchem diese noch im Jahre 1205 zusammenhieng — und bildete so die Zuydersee. — Der Dollart war zur Zeit der Römer noch nicht vorhanden; im Jahre 1277 drang zuerst das Meer landeinwärts; weiter dann 1278, 80 u. 87, und so schritt die Zerstörung einige Jahrhunderte fort; endlich kam 1539 ein Deich zu Stande, um dem weitern Eingreifen des Meeres zu steuern. Die verschlungene Gegend enthielt die Stadt Torum, 50 Märkte, Dörfer und Klöster, die schönsten und reichsten in Friesland, der neue Meerbusen nahm gegen 6 Quadratmeilen ein. Die Inseln vor der Emsmündung, namentlich Borkum, Juyst und Bant sollen sonst zusammengehangen haben und erst in neuerer Zeit durch das Meer auseinander gerissen seyn. Borkum, jetzt $1\frac{1}{2}$ Stunde lang, $\frac{1}{2}$ Stunde breit, war 12 — 16 Quadratmeilen groß; die Sandbank Ranzel, auf welcher zwey Dörfer standen, gehörte zu ihr. Die ostwärts von Juyst gelegenen Inseln sind theils vom Meere zerrissen, theils ganz verschlungen worden. Wenn Plinius vom Texel zur Eider 23 Inseln zählte, so findet man deren nur noch 16.

Auch der drey Quadratmeilen fassende Jahdebusen ist neuerer Entstehung, welche man auf das Jahr 1218 setzt; Erweiterungen desselben fanden noch 1511 u. 1651 statt. —

Endlich hat die Nordsee auch an den Küsten von Schleswig die größten Verheerungen angerichtet. Von der Insel Helgoland wurden seit dem Jahre 800 nach und nach Stücke abgerissen. Ein 15 bis 16 Stunden langer fruchtbarer Landstrich an der Westseite Schleswigs, welcher viele Dörfer und 62 Kirchen faßte, ward im Jahre 1240 durch Fluthen vom festen Lande abgerissen, und zum Theil verschlungen. Was übrig blieb, bildete die Insel Nordstrand. Man umdeichte diese; sie hatte 2000 Häuser, an 9000 Einwohner. Am 11. October 1634 durchbrach das Meer die Dämme an 40 Stellen, ersäufte 6408 Menschen und 50000 Stück Rindvieh. Reste von Nordstrand liefen 1791 — 93 wieder große Gefahr von den Fluthen verschlungen zu werden. — „Ueberhaupt zeigt sich, sagt Richter, von Jütland bis nach Holland hin ein beständiges Streben des Meeres in das feste Land einzudringen“ — und eben so, wie wir sahen, an der östlichen Küste Englands und Schottlands. —

Diesem Resultate: daß die Nordsee sich vergrössernd Eingriffe in alle sie umgebenden Küstenländer macht — steht das erwähnte völlig entgegengesetzte hinsichtlich der Ostsee gegenüber. Ihr Spiegel fällt an der scandinavischen und finnischen und nach eben angeführten Thatsachen, wahrscheinlich eben so an den preußischen und deutschen Küsten. —

Fassen wir nun schließlich das Gesagte noch einmal zusammen:

1. Der Spiegel der Ostsee steht höher, als der Spiegel der Nordsee, wie sich aus dem Nivellement beym Anlegen des holsteiner Kanals ergab.
2. Die höhere Ostsee strömt durch den Sund und die Belte in die niedrigere Nordsee. Aus diesem Grunde
3. fällt die Ostsee, ihre Küsten treten aus dem Wasser heraus; sie würde stärker fallen, wenn nicht eine Menge einströmender Flüße das ausströmende Salzwasser einigermaßen ersetzten. Hierdurch erklärt es sich, warum das Ostseewasser einen weit geringern Salzgehalt zeigt, als das Nordseewasser.
4. So wie man an den Ostseeküsten das Fallen des Wassers beobachtete, eben so bezeugen die Eingriffe und Erweiterungen der Nordsee längs den dänischen, deutschen, niederländischen und großbrittanischen Küsten das Wachsen dieser See.

Buch und Johnston sagten nun: das Wasser der Ostsee ist gefallen. Da das Wasser der Nordsee nicht gleichmäßig gefallen, wiewohl diese in Verbindung mit der Ostsee steht, das Niveau des Meeres aber als das einzig Unveränderliche zu betrachten ist, so muß sich das scandinavische Land gehoben haben. — Ref.: schließt dagegen also: weil das Wasser der Ostsee höher als das der Nordsee steht, so mußte und muß diese durch den Sund und die Belte abfließen und wird in die Nordsee so lange abfließen, bis die Spiegel beyder Seen ein gleiches Niveau haben. Es scheint dem Ref., dieß erkläre hinlänglich das Fallen der Ostsee an den schwedischen Küsten, und es bedürfe der Buch'schen Hypothese nicht zur Erklärung desselben. Wünschenswerth wäre es, daß die Niveauverhältnisse des schwarzen Meeres genauer erforscht würden, welches durch den Bosporus und die Dardanellen in das Mittelmeer einströmend, große Analogie mit der in die Nordsee einströmenden Ostsee zu haben scheint. Beyde — Ostsee und schwarzes Meer — haben die Natur von Binnenseen, die erst durch spätere Durchbrüche mit dem allgemeinen Ocean in Verbindung getreten sind. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

Wir könnten hiefür eine Menge Beyspiele als Belege anführen. Eines mag genügen, welches auf eine recht augenscheinliche Weise zeigt, in welche Irrsale die Naturkunde geräth, wenn sie auf eigene Faust das Schöpfungsgeheimniß erklären will, worüber die beschränkte menschliche Erkenntniß nun einmal keinen Aufschluß geben kann.

Die Schöpfung des Menschen, die ursprüngliche Verbreitung und die Entstehung der Racen haben in neuerer Zeit vielfältig die Naturforscher beschäftigt. Wenige allerdings sind so kühn gewesen, ihre Forschungen dem Publikum so weit mitzutheilen, daß dasselbe ihre Privatkosmogonien mit der Mosaischen Genesis vollständig zu vergleichen im Stande ist; unter diesen befinden sich drey Lehrer auf Universitäten, von welchen zwey noch leben, nämlich Oken in Zürich und Ritgen in Giessen; Schelver in Heidelberg ist todt. *) Andere haben, mehr unwissend, was sie thun und was sie gefährden, unreife Früchte mangelhafter Untersuch-

*) Ref. hält es für durchaus nöthig, hier in einer Anmerkung ausführlichere Belege für diesen Vorwurf zu geben. Schelver schrieb im Jahre 1802 einen Aufsatz: „Ueber den ursprünglichen Stamm des Menschengeschlechts" in Wiedemann's Archiv für Zoologie und Zootomie Bd. III. S. 167. Der Verf. sucht hier aus Thatsachen, worüber er auf seine Weise subjektiv reflektirt, zu beweisen, daß nicht Asien die Wiege der Menschheit sey, sondern Afrika. Denn „die niedrigste jetzt bekannte Stufe der Menschheit — die also dem ursprünglichen Stamme des Menschengeschlechts am nächsten stehe — repräsentirt die äthiopische Race. Sie befindet sich noch größtentheils in den Händen der Natur." — „Aber auch der uns bekannte Neger ist nicht mehr das Original des ursprünglichen Menschenstammes, er hat schon, so nahe er auch dem Affengeschlechte steht, eine nicht unbedeutende Höhe der Kultur erstiegen; er hat sich schon eines Theiles seiner Artikulation bemächtigt und sich auf die Füße erhoben." „Die körperliche Natur des Menschengeschlechts muß in ihrem Ursprunge mit dem Thiere gänzlich zusammenfließen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir noch z. B. behaarte vierhändige Thiere mit der Anlage zur Menschheit entdecken werden. Ich will nicht behaupten, daß der ursprüngliche Naturmensch vom (jetzt bekannten) Affengeschlechte herstamme, weil ich es nicht durch positive Gründe beweisen kann, und, da wir den Urstamm des Affengeschlechtes so wenig als den des Menschengeschlechts kennen, das Affengeschlecht auch eine verunglückte Abartung vom ursprünglichen Stamme des Menschengeschlechts seyn kann." . . . . „Wenn man nun das bisher Gesagte zusammenfaßt, und bedenket, daß der Neger unter den bekannten Racen dem ursprünglichen Menschenstamme am nächsten stehe; daß schon der Neger so nahe ans Affengeschlecht gränze; daß aber das Affengeschlecht mit den Graden der Hitze zunimmt; daß das östliche Asien und die neue Welt verhältnißmäßig kälter sind; daß wir von Afrika nur einen unbeträchtlichen Theil der Gränzen kennen, — so drängt sich der Gedanke auf, daß wohl das innere Afrika die Mutter der Natur des Menschengeschlechts (auch wahrscheinlich die Mutter der ganzen lebenden Schöpfung) seyn müsse; daß wir dort noch den Keim (auch die corpora lutea —) und den Embryo der körperlichen Natur des Menschengeschlechts entdecken werden." . . . Am Schlusse der Abhandlung heißt es: „Woher denn aber jener noch

ungen zu Tage gefördert, oder auf Autorität Anderer hin verbreitet. So haben Manche behauptet, die Racen-Verschiedenheit spräche unabweisbar für die Abstammung des Menschengeschlechts von mehreren Paaren, ohne die wichtigen, naturhistorischen Gründe von Blumenbach, Cuvier, Prichard

zu entdeckende Embryo der Menschennatur? die Antwort ist auf der Stammtafel der ganzen lebenden Schöpfung zu lesen, die bis an das erste punctum saliens alles Lebens zurückführt. Und dieser Punkt? — liegt im Bildungstriebe des organischen Universums. Und woher das? — Kehre in dich selbst zurück."

Anders behandelt Oken den Gegenstand in seinem berühmten Aufsatz: „Entstehung des ersten Menschen" Isis, Jahrgang 1819. Seite 1117 mit Abbildung auf Tafel 13 und mit dem Motto: „Laßt uns Menschen machen!" — Diese Abhandlung ist, wie alle Darstellungen Oken's, durchaus dogmatisch; er beschreibt, als wäre er bey der Schöpfung dabey gewesen und hätte die Thatsachen dann sogleich aufgezeichnet. Zuerst zeigt Oken die Construction der Welt aus vier Elementen, die Wiederkehr und Verbindung derselben in der Pflanze und im Thier, schildert dann den anatomischen Bau der Fötushüllen und kommt zuletzt auf den Menschen, wo es unter Anderm also heißt: „Ein Kind setzt eine Mutter voraus, und die Mutter doch auch wieder ein Kind. Der Mensch ist mithin ein unmögliches Thier. — Ohne Zweifel war der erste Mensch ein Embryo, nicht sogleich eine Mutter; denn das Kleine ist nothwendig vor dem Großen, und er entsteht ja noch so; wie aber etwas jetzt entsteht, ist es entstanden; denn jetzt Entstehen ist nur Nachahmung oder vielmehr Fortdauer des ersten. Ein Kind von zwey Jahren wäre ohne Zweifel im Stande, sein Leben zu erhalten, wenn es Nahrung um sich fände, Würmer, Schnecken, Kirschen, Aepfel, Rüben, Kartoffeln, endlich gar Mäuse, Ziegen, Kühe; denn das Kind saugt ohne Unterricht, und um diese Zeit hätte es Zähne und könnte gehen. Damit also ein Kind sich selbst, ohne Mutter forthelfe, wäre erforderlich, daß es erst nach zwey Jahren etwa geboren würde. Ein solch Kind würde ein Junge seyn, der etwa aussähe, wie der Fig. 5, welcher Gelegenheit hätte, sich im Schwimmen zu üben, und die Zähne weisen kann. Zwar hängt er noch an der Nabelschnur, weil er im Wasser verschlossen noch kiemenartig athmet, allein wie ein Fisch ist er hurtig in den Bewegungen, öffnet die Augen und sucht, was er verschlinge. Nun steht ohne Zweifel die Zeit der Schwangerschaft im Verhältniß mit der Größe des Menschen und daher auch die Zeit der Reifheit. Denkt nun, der Fötus reife gleich schnell, während seine Mutter so groß als ein Elephant wäre, mithin einen Uterus hätte, der bequem einen zweyjährigen Knaben fassen, ernähren und beathmen könnte, so würde er als ein zweyjähriger Knabe mit Zähnen geboren und mit brauchbaren Gliedern. Daß dieser also fortleben könnte ohne mütterliche Pflege, ist außer allem Zweifel. Der erste Mensch müßte also sich in einem Uterus entwickelt haben, der weit größer gewesen wäre, als der menschliche. Dieser Uterus ist das Meer. Daß aus dem Meere alles Lebendige gekommen, ist eine Wahrheit, die wohl niemand bestreiten wird, der sich mit Naturgeschichte und Philosophie befaßt hat. Auf andere nimmt die jetzige Naturforschung keine Rücksicht mehr. Das Meer hat Nahrung für den Fötus; es hat Schleim, den dessen Hüllen einsaugen können; es hat Sauerstoff, den dessen Hüllen athmen können; es ist nicht beengt, daß dessen Hüllen sich nach Belieben ausdehnen können, und wenn er sich auch länger als zwey Jahre darin aufhielt und herumschwämme. Solche Embryonen entstehen ohne Zweifel zu Tausenden im Meer, wenn einmal entstehen. Die einen werden unreif auf den Strand geworfen und verkommen; andere werden an Felsen zerquetscht, andere von Raubfischen verschlungen. Was thut das? Sind ja noch Tausende übrig, welche sanft und reif an den Strand getrieben werden, welche daselbst ihre Hüllen zerreissen, die Würmer ausscharren, die Muscheln und Schnecken aus den Schalen ziehen; wenn wir Austern roh essen können, warum nicht Meermenschen? Kommt die Fluth, so kann der Junge entfliehen; er kommt auf höheres Land und geht auf Pflanzenfrüchte in Menge, sollten es auch nur Pilze seyn. An Nahrung und Rettungsmitteln fehlt es also nicht mehr, auch nicht an Zeitvertreib; denn mit ihm sind wohl an derselben Küste Dutzende angetrieben worden. Warum soll dieser Junge nicht Töne ausstossen, warum nicht andere bey Schmerz, andere bey Freude, andere beym Locken, andere beym Abstoßen, andere beym Liebkosen, andere beym Zanken? Wer kann an all diesem einen Augenblick zweifeln? Die

u. a. m. für die Einheit der menschlichen Art gehörig zu berücksichtigen; Andere haben, wie Bory St. Vincent, mit eben solcher wissenschaftlicher Sprache wächst also aus dem Menschen, wie dieser aus dem Meer, der Weltbärmutter und dem Weltsamen. Daß also Kinder im Meere sich entwickeln, sich dann außer ihm erhalten können, wäre gezeigt. Allein wie kommen sie in dasselbe? Von außen offenbar nicht; denn im Wasser muß alles Organische entstehen. Sie sind also im Meere entstanden? Wie ist das möglich? Ohne Zweifel so, wie andere Thiere in ihm entstanden sind, und die noch täglich in ihm entstehen, Infusorien, Medusen wenigstens."

Die Ansichten des bekannten Naturforschers und Geburtshelfers Ritgen weichen von den Oken'schen ab. S. dessen Probefragment einer Physiologie des Menschen. Kassel 1832. Hier heißt es S. 46: „Aus demjenigen, was über die Stellung des Menschen zu den übrigen Erdbewohnern bemerkt worden ist, läßt sich der Zeitpunct des Erwachens des ersten Menschen nur in Beziehung auf die Reihenfolge des Auftretens anderer Erdbewohner einiger Massen bestimmen. Sobald aber die Zeit der einzelnen Erdeinden-Umwandlungen näher erforscht seyn wird, wofür in den jüngsten Tagen bereits Vieles vorbereitet ist; so wird man das Jahrtausend, vielleicht selbst das Jahrhundert bestimmen können, innerhalb welchem die Menschenform zuerst erschien. Eine Vorstellung dieser ersten Entstehung ohne menschliche Mutter, also aus der Erde selbst, ist zu geben kaum möglich, wenn man dem Vorwurfe zu großer Willkühr und somit der Gefahr lächerlich zu werden entgehen will. Vielleicht ist das Bild des Erwachens des ersten Kindes in dem Kelche einer riesenhaften Blume voll Nektarien mit süssem Milchsafte am wenigsten anstößig. Sieht man doch oft aus der Mitte einer üppig blühenden Blume eine zweyte hervorwachsen, warum nicht auch statt der zweyten Blume ein erstes Thier? Bey dem Anblick einer Rafflesia mit ihrem mächtigen Kelche voll Keimzitzen kann man wohl auf den Gedanken kommen, hier habe unter einem südlichen Himmel ein menschlicher Embryo und Säugling Lager und Nahrung finden können. Auch befreundet man sich durch die Kenntniß dieser riesenhaften Pilzpflanze leicht mit der Idee eines aus der Erde hervorwachsenden großen Menschenpilzes, den man am Ufer eines Baches, wo das Wasser zu Trank und Bad

Ungründlichkeit als frivoler Leichtfertigkeit 15 ursprünglich verschiedene Menschen-Arten aufgestellt; noch Andere haben (wie z. B. Berghaus in sei- nicht fehlt, aufgegangen sich denken mag. Indessen kann ein Gewächs, welches einmal Pflanze ist, ein Thier nur als einen Schmarotzer aus seinem zerfallenden Pflanzenstoff entstehen lassen, nie aber selbst hervorbringen. Richtiger dürfte es daher seyn, ein im Uferschlamm sich entwickelndes Menscheney anzunehmen, und so die ersten Menschen aus Eyern entstehn zu lassen. Denkt man um ein solches Menscheney nur einige dicke lederartige Hüllen gelegt, welche wie die Aussendecken der Rafflesia sich entfalten, so schmilzt das Pflanzliche und Thierische ziemlich gut zusammen. Man wird auf diese Weise eine Pilzknospe und ein Menscheney für weniger fremdartig halten und das Hervorwachsen des letzteren wie des ersteren aus der Erde nicht als ganz ungereimt abweisen. Um sich mit dem Hervorwachsen des Keims des ersten Menschen aus der Erde noch mehr zu befreunden, seyen hier diejenigen Thiere genannt, von welchen eine noch heut zu Tage vor sich gehende Entstehung, ohne daß ihnen zeugende Eltern vorangingen, gewiß oder wahrscheinlich ist." Der Verf. führt nun als solche auf: Aufgußpflanzen, Pilze, Flechten, Infusionsthiere, Eingeweidewürmer, Milben, Läuse u. s. w. „Ueber das Wo des Erwachens der Stammeltern des Menschengeschlechts" sagt der Verf. weiter unten, „sind die Ansichten ganz ungemein getheilt. Bedenkt man, daß die Menschen da am frühesten auftreten konnten, wo am frühesten trockenes Land aus dem Urozean aufgetaucht war, so wird man geneigt seyn, die Wiege des Menschengeschlechts an den Fuß des höchsten Berges zu stellen, weil dieser am frühesten aus der abnehmenden Wasseratmosphäre hervorragen konnte. Da nun das Himalajagebirge das höchste aller bekannten Gebirge ist, so wird man in dessen Nähe eine Höhe zum Geburtsorte des ersten Menschen suchen, welche ein möglichst mildes Klima hat. Hier bietet sich die Gegend von Cabul dar, welche die mildeste und höchste zugleich ist. Von diesem Punkte aus die Bevölkerung der Welt angenommen, kann man die sich hierauf beziehenden Sagen und bestimmteren Nachrichten sehr füglich deuten."

Dieß sind die gerühmten übereinstimmenden Resultate der neueren Naturforscher. Der Eine betrachtet den Menschen als einen potenzirten Affen

nen ersten Elementen der Erdbeschreibung) diese Angaben ohne eigene Prüfung und ohne auf die Nachweise der gänzlichen wissenschaftlichen Ungenauigkeit bey Bory von Seite gründlicher Naturforscher zu achten, in Schulbücher aufgenommen.

Diese seichte Verständlichkeit, welche keine Scheu vor dem Wunderbaren hat und deren eigentlicher Grund gewiß in nichts Anderem liegt, als in dem weit verzweigten Rationalismus, ist es auch, die in den viel verbreiteten, immer unter anderer Form wieder auftauchenden modernen Systemen der Medicin hervortritt, welche keine historische Erfahrung ehren und den unendlich wunderbaren und kunstreich gegliederten menschlichen Organismus mit seiner schwer erkennbaren Fülle physiologischer und pathologischer Prozesse und Wechselverhältnisse zum Product einer leeren dynamischen Formel machen. Hätten die Brownianer und Hahnemannianer*) nur einige Scheu vor dem Gott-geschaffenen Kunstwerk des menschlichen Leibes, hätten sie nur eine Ahnung von der Bedeutung der Krankheit und ihrer tausendfältigen, geregelten Metamorphosen gehabt, sie hätten nicht den ganzen Lebensprozeß in die Wechselwirkung von ein Paar mechanisch bestimmbaren Kräften setzen und die Wichtigkeit gründlicher anatomisch-physiologischer Studien, die von jeher als die sicherste Basis alles ernsten medicinischen Wissens und Heilverfahrens gegolten haben, nicht so frech läugnen und als unnütz verschreien können. Eben ihrer ordinären Verständlichkeit, ihrer blendenden Einfachheit und Consequenz wegen, welche alle tieferen Studien, die in Arbeit und im Schweiß des Angesichts erworben seyn wollen, zu ersparen vorgiebt, fanden jene Systeme eine weite Verbreitung im großen und faulen Haufen, und jeder Laie konnte deshalb in die ärztliche Praxis pfuschen. Die Hahnemannsche Lehre giebt nebenbey ein Beyspiel, wie die rationalistische Richtung in der Form mystischer Vorstellungsweise erscheinen und hier schwache Gemüther, namentlich unter den Laien, täuschen kann.

Es wäre zu zeigen versucht worden, (und es ständen dem Ref. noch viele Beweismittel zu Gebote), daß die flache und oberflächliche Richtung in vielen Zweigen der Wissenschaft auch dann häufig im Rationalismus eine Wurzel hat, wo die Emanation aus demselben nicht immer im Augenblick deutlich ist, und der Zusammenhang erst auf dem Weg der historischen Entwicklung nachgewiesen werden kann. Denn was in den Extremen klar und in die Augen springend ist, daß ist in den Anfängen oft unscheinbar und täuschend.

(Schluß folgt.)

---

und läßt den Ur-Embryo im heissen, trocknen Innern von Afrika entstehen; der Andere läßt den Ur-Menschen aus dem Schleime des Meeres zusammen gerinnen; der Dritte nimmt einen großen Menschen-Pilz oder ein im Schlamm sich bildendes Ey an, das aus Ost-Indien stammt. Wäre die Sache nicht so sehr ernst, sie hätte etwas ungemein Lächerliches, und diese Naturkunde verdiente dieselbe Geißel, wie die verdorbene Poesie zu Anfang dieses Jahrhunderts durch das Schlegel'sche Athenäum. Schubert nennt die Theorie der Genesis des Lebendigen aus dem Urschlamme sehr bezeichnend die Quarkphilosophie, und Claudius legt solche seichte Reflexionen seiner Zeitgenossen seinem Herrn von Salbader unter; und die von Salbader, sagt Claudius, sind eine sehr alte Familie. Wenn man diese Erscheinungen von ihrer ernsten Seite nimmt, so kann man kaum einen treffenderen Kommentar zu dem Spruche finden: „da sie sich weise dünkten, sind sie zu Narren geworden." Vergl. übrigens auch, was Steffens gegen Rudolphi sagt, und was einer unserer geehrten Mitarbeiter kürzlich bey einer Anzeige von Kaup's Thierreich angeführt hat.

*) Es ist hier von dem Systeme Hahnemanns und seiner streng ihm folgenden Schule die Rede, welches bey aller zugegebenen Möglichkeit der Entdeckung einzelner Arzneywirkungen, vollkommen der obige Vorwurf trifft. Ref. giebt gerne zu, daß einzelne Homöopathen einer besseren Richtung angehören, so wie umgekehrt, daß viele rohe Receptschreiber der alten Schule, welche in thesi Feinde der Homöopathie sind, de facto ganz in eine Kategorie mit den blinden Anhängern Hahnemanns zu stehen kommen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

(Schluß.)

Es wäre nun auch nothwendig anzugeben, wie die Lehrfreyheit an diesem Schaden ihren Antheil habe; aber so wie einmal das Princip anerkannt ist, jeder auch noch so seichten wissenschaftlichen Richtung nicht nur in der Litteratur ihren Lauf zu lassen, sondern sobald man auch dem Staate die Zumuthung macht, theuer bezahlte Lehrer zu halten mit dem Rechte, ihre Fächer und ihre Wissenschaft zu treiben, wie sie wollen, so bedarf der obige Satz keines Beweises mehr. Es mag außerordentlich schwierig seyn, im Gebiete der profanen Wissenschaften die Grenzen der Lehrfreyheit zu ziehen, und auch hier wird jede Regierung besser verfahren, wenn sie dieselbe mehr dem Ermessen des Curatoriums bey speziellen Fällen überläßt, als durch besondere Gesetze feststellt. Anders ist es bey der Theologie, welche nun einmal ihrem ganzen Wesen nach rein positiv ist und wo mit dem Anheimgeben an die freye Willkühr des Einzelnen, ohne alle Schranke, die ganze christliche Kirche, das zeitliche und ewige Wohl der Völker gefährdet ist.

Auf unseren deutschen Universitäten stehen alle theologischen Facultäten im engsten Verbande mit der Kirche, und die Lehrer haben als solche lediglich die Verpflichtung, der Kirche Diener zu erziehen: diese kann und muß daher verlangen, daß in den öffentlichen Vorträgen die wahre Kirchenlehre enthalten sey, d. h. daß dieselben mit den Bekenntnißschriften, welche die bestehende Grundlage jeglicher Kirche bilden, im Einklange stehen. Wer diesen Anforderungen nicht entsprechen will, kann (selbst nach eignem Gewissen) so wenig einem Lehramte der Theologie, als irgend einem andern Kirchenamte vorstehen.

Fern sey es übrigens von dem Verf. dieser Anzeige, irgend einer inquisitorischen Beaufsichtigung der Lehrer das Wort zu reden, oder über Personen, selbst die hier mehrfach genannten, richten zu wollen. Er würde hier über den ihm zustehenden Beruf hinausgehen, und in sein eignes Gericht fallen. Aber nachdem einmal die Beurtheilung der Schriften über Universitätswesen von der Redaction ihm zugestanden war, war auch die Verpflichtung gegeben, eine Kritik ohne Ansehen der Person zu liefern und die sich nothwendig aufdrängende, lediglich gegen die Sache gerichtete Polemik nicht wegzulassen. Der Verf. wird und muß alles und jedes ihm etwa untergelegte Motiv, welches nicht in der einfachen Stellung als Mitarbeiter an den kritischen Recensionen in diesen Blättern liegt, auf das Entschiedenste zurückweisen. Denn hier lag nur die Verpflichtung vor, dem Gegenstande der beurtheilten Schriften mit Treue und Sorgfalt das zuzuwenden, was eine vielfache Beschäftigung mit der Sache, eine historische Zergliederung der Verhältnisse und eine achtjährige Erfahrung als Universitätslehrer ihm gelehrt haben. Wie das Ausgesprochene auch beurtheilt werden möge, dem Verf. war es einfach darum zu thun, seine Ansichten motivirt hinzustellen.

Alle Besonnenen werden darinnen übereinstimmen, daß bey Einrichtungen, in welchen nicht un-

mittelbar Gottes Gebote verletzt werden, jede gewaltsame, jede das Bestehende plötzlich ändernde Reform schädlich ist. Dieß hat man für die Gesetzgebung allgemein anerkannt. Auch eine plötzliche und gewaltsame Beschränkung der Lehrfreyheit würde bey so vielfach verwickelten Verhältnissen, wie sie sich im Laufe der Zeit gestaltet haben, wahrscheinlich im Augenblick mehr Schaden als Nutzen bringen. Es giebt auch unter den Lehrern viele Männer, welche in dieser einmal an religiösem Interesse so kühl gewordenen Zeit, sich zwar häufig in einer oft mehr unbewußten Differenz mit den Lehren der Offenbarung befinden, oder denen dieselben zu ferne liegen, welche aber doch die Einsicht gewonnen haben, daß die höchsten Fragen über Schöpfung und Offenbarung nicht durch menschliche Forschung, sey es auf dem Wege sinnlicher Erfahrung, oder im Gebiete der Abstraktion, beantwortet werden können, und die in ihrer Weise doch unverkennbar mit Ernst und Treue ihrem Berufe obliegen, und selbst mit Segen wirken; es ist dieß gleichsam die Frucht der Verheißung, welche auf jeder treuen Haushaltung im übertragenen Amte ruht, auch wenn die Quelle alles Segens dem Haushalter unbekannt seyn sollte. Wie möchte man gegen solche Männer nur entfernt den Schein einer hemmenden Beaufsichtigung provociren, und wie könnte man überhaupt da strengere Maaßregeln in der Oberaufsicht über die Lehrfreyheit wünschen, wo nicht die entschiedenste Gewähr für die Tüchtigkeit des Kuratoriums vorhanden wäre? Recht augenscheinlich zeigt es sich, wie schlimm man fahren würde, wenn Hr. Diesterweg, dem man die Erkenntniß von mancherley Mängeln nicht absprechen kann, als Kurator die Universitäten zu reformiren und die Lehrfreyheit zu beaufsichtigen hätte. Abgesehen davon, daß er, wenn er seinen ausgesprochenen Grundsätzen wollte treu bleiben, keine geringe Despotie einführen würde, er würde die Lehrfreyheit da beschränken, wo seine unklaren und rein subjectiven Ansichten ihn bestimmten, und da erweitern, wo, wie in kirchlichen Dingen, ein uraltes, objectiv gewordenes Gesetz bindet. Dieß muß jedoch Jeder zugeben, daß bey einer öffentlichen Hohnsprechung des christlichen Glaubens und bey einer entschiedenen sittlichen Verwilderung der Staat mit aller Schärfe einzuschreiten hat und dieß ist es auch allein, was wir in dem ersten Artikel als entschiedene Pflicht der obersten Staatsbehörde hinstellten. *)

In einer Hinsicht stimmen wir, wenigstens formell, auch mit Herrn Diesterweg überein, nämlich darin, daß das Heil der Universitäten vorzüglich in die Tüchtigkeit der akademischen Lehrer gelegt ist, wenn wir schon vielleicht an diese Tüchtigkeit andere Ansprüche, als er machen. So wie in jeder menschlichen Einrichtung und in jedem Institute des Staats zuletzt Alles auf die Persönlichkeit ankömmt, und am Ende jedes positive Gesetz mehr eine Schranke für das Schlimme ist, als schon an und für sich ein Beförderungsmittel des Guten, so liegt auch das ganze Geheimniß, wie den Universitäten aufzuhelfen sey, in der Wahl tüchtiger, nach allen Haupt-Richtungen hin genügender Persönlichkeiten, und wenn diese Anforderung irgendwo die sorgsamste Erfüllung verlangt, so ist es hier, wo jede Lehrstelle gleich-

*) Sagt doch auch Leo in seiner Schrift gegen Diesterweg: »Daß manches 3 und 4fach gelesen wird, ist nicht nur im Ganzen gut, sondern im Einzelnen oft durchaus nothwendig. Eine Universität z. B., auf welcher gegenwärtig Dogmatik und Exegese nur im gemein rationalistischem oder auch im s. g. philosophisch-rationalistischem Sinne gehandhabt würde, könnte Ref., könnten sehr viele tüchtige Menschen gar nicht mehr als eine christliche Universität anerkennen, und damit denn doch das Christenthum auch einen Repräsentanten hätte, würde man sich schon entschließen müssen, auch einen orthodoxen Dogmatiker und Exegeten zu dulden. Allerdings wäre es in diesem Falle zweckmäßiger, jene beyden rationalistischen Lehrer als Lehrer zur Ruhe zu setzen und nur dem Einen orthodoxen das Katheder zu lassen; aber so lange dieß noch nicht die allgemein gültige Ansicht ist, wollen wir wenigstens Gott danken, daß wir neben jenen beyden auch den dritten haben können. u. s. w.“

sam eine vielfache Potenz anderer Staatsämter ist. Oder spricht nicht jeder Professor der Theologie gewissermassen zu so vielen Gemeinden, als er Zuhörer hat, von denen Jeder zukünftiger Seelsorger einer Gemeinde ist, und ist es nicht ähnlich bey den andern Lehrfächern? Wohl aber ist es eine unendlich schwierige Aufgabe, welche auch oft bey größerer Sorgfalt, als man diesem so wichtigen Zweige der Staatsverwaltung gemeinhin zuzuwenden pflegt, nicht immer zu lösen wäre.

Was den Universitäten vorzuwerfen sey und was ihnen Noth thue, das haben auch Savigny und Ringseis erkannt, freylich aber in einer andern Weise als Diesterweg. Es ist Unrecht, wenn man Savigny vorwirft, er gestehe zu wenig die Gebrechen der Universitäten. Sein Zweck mußte vorzugsweise ein apologetischer seyn, denn er schrieb eine Schutzschrift zu einer Zeit, wo die Existenz dieser ächt deutschen Bildungsanstalten gefährdet schien. Es ist eben so Unrecht, wenn man die vortreffliche Rede von Ringseis der Uebertreibung zeiht, denn sie ist durch und durch wahrhaftig. Ringseis hat das unbestreitbare Verdienst, daß er die verderblichen Erscheinungen auf deutschen Universitäten auf ihre Quelle zurückgeführt hat; er hat die Gefahren des Rationalismus und Liberalismus bey Fürsten und Völkern geschildert und die versäumten Pflichten den Regierenden und Regierten nahe gelegt; daß er es auf diese Weise that, dazu konnte ihm nur die Tiefe des christlichen Bewußtseyns, die Erkenntniß, und die evangelische Freyheit die Kraft geben.

Möchten die Universitäten ihr Heil und die Zeit ihrer Heimsuchung erkennen. Wenn die Lehrer einer Hochschule, ihres hohen und schwer verantwortlichen Berufes eingedenk, sich als Glieder eines Leibes betrachteten und im Dienste eines Herrn arbeiteten, so müßte die Verläumdung zu Schanden werden, und wenn sie am Ende ihrer Tage, statt im Leben Ehre und Titel und Reichthum gesucht und erlangt zu haben, sagen könnten, ihr Leben war Mühe und Arbeit, dann wäre es köstlicher gewesen.

Rudolph Wagner.

De Lucii Varii et Cassii Pramensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

Prof. Weichert hat sowohl durch das frühere Werk, welches im Jahre 1830 erschien, und eine Reihe von Biographien Römischer Dichter enthält, als durch das vorliegende sich ein großes Verdienst erworben. Die römische Literaturgeschichte ist nämlich eine schwierige Aufgabe. Denn ungeachtet die Zahl der uns übrig gebliebenen Schriftsteller weit geringer ist, als in der griechischen Literatur, und es daher nicht sehr schwierig ist, mit dem ganzen Umfang bekannt zu werden, so ist doch gerade darum die Arbeit einer Literaturgeschichte nicht nur nicht erleichtert, sondern gar sehr vermehrt worden. Denn in den vorhandenen Werken lernen wir eine weit größere Menge von Schriftstellern kennen, deren Schriften verloren sind. Da nun auch diese in den Kreis der Litteraturgeschichte hineingehören, so müssen ihre Lebensverhältnisse, das Zeitalter, ihre Werke, ihr Einfluß auf ihre Zeitgenossen bestmöglichst ermittelt und dargelegt werden. Die Schwierigkeit solcher Untersuchungen liegt am Tage: sie gewährt aber unendlichen Reiz, da auf jedem Schritte neue Aussicht in das Alterthum sich öffnet. Diese Reisen im Innern des Alterthums gleichen den Wanderungen in die unbekannteren Thäler und Gebirge der Schweiz, wo ungewohnte Ansichten, nie geglaubte Kompositionen uns überraschen. Es liegt aber in der Natur solcher Untersuchungen, daß sie sich mit einer Menge in weiterem Zusammenhange stehender Gegenstände beschäftigen müssen. Denn die wenigen Notizen, welche den eigentlichen Gegenstand beschlagen, vermögen nicht das Bild vollständig zu entwerfen, jede Notiz muß durch Benutzung aller Zeitverhältnisse erst ins wahre Licht gesetzt werden, die ganze Untersuchung wird eine Komposition zahlloser zu Einem Ganzen vereinigter Fäden, welche vereinzelt keine Stärke besitzen, verbunden hingegen, stark und unzerstörbar sind. Wer daher nur flüchtig das Leben der von W. geschilderten Dichter kennen lernen will, wird dem Verf. oft Unrecht thun, da er ihn immer auf weit entfernten Exkursionen antrifft, so daß er das Ziel der Untersuchung stets aus dem Auge entrückt sieht. Wer dagegen mit Muße diese Biographien durchstudirt, wird finden, daß

wohl kein anderer Weg zum Ziele führen konnte: denn jede Exkursion bringt uns um einen Schritt weiter, wir werden bekannter mit den Zeitverhältnissen der Männer, wir lernen den Kreis der Freunde und Feinde kennen, auf welche er Einfluß ausübt, und allmählig tritt das Gesammtbild hervor. Wären die Männer, deren Leben erzählt wird, bereits jedermann bekannt, so daß hier nur die neue Behandlung des bekannten Materials angeregt würde, so wäre es lächerlich, alle gleichnamigen Personen aufzuzählen, um Verwechslung zu verhüten, deren niemand fähig seyn könnte. Hier hingegen ist dieß nothwendig, daß die Person zuerst von allen gleichnamigen ausgeschieden werde, damit nicht der Leser jeden Augenblick in den Fehler der Verwechslung falle.

Die erste Biographie, die ich hier kurz zusammenfasse, betrifft den Dichter Lucius Varius. Dieser war Zeitgenosse des Augustus, Virgilius, Horatius, als epischer und dramatischer Dichter vorzüglich geachtet. Seine Werke sind untergegangen. Die Zeitgenossen und die spätern Kunstgenossen erwähnen ihn so häufig und mit solchem Ruhme, daß eine Biographie dieses Mannes dem Freunde der Römischen Litteratur sehr erwünscht seyn mußte. Das erste Mißgeschick, das diesen Mann betraf, war die Verwechslung seines Namens, denn auf solche Weise ist sein Andenken in vielen Stellen verwischt, da bald Varus oder Varrus, bald Varro seinen Platz eingenommen haben. Noch anders ist sein Name in dem Mšc. des Macrobius verdorben (Saturnal. 2. 4.) wo Lucius gravis tragoedіarum scriptor statt Lucius Varius, tragoediarum scriptor gelesen wird. Die Familie Varius gehörte zu den plebeischen und stammte aus Spanien; wenigstens war der erste Varius, der in der römischen Geschichte vorkommt, und unter Sulla lebte, Q. Varius Sueronensis mit dem Beynahmen Hybrida, womit man seine Ansprüche auf das volle Römische Bürgerrecht in Zweifel setzte. Man hat wirklich in Spanien zu Sucro (jetzt Cultera) Inschriften gefunden, welche diesen Familiennamen tragen. Das Jahr, wo Varius geboren wurde, ist unbekannt, auch können wir dasselbe nicht, wie bey vielen Römern, aus dem Jahr der Prätur oder des Consulats errathen (da die lex annalis das Alter zu Erlangung jeder Stelle festsetzte): denn Varius bekleidete im Staate kein bedeutendes Amt, er lebte den Musen und der Wissenschaft. Dennoch können wir seine Lebenszeit und sein muthmaßliches Geburtsjahr dadurch erschließen, daß wir die ältesten Zeugnisse über ihn zu Rathe ziehen. Catull nämlich schreibt im 20. Gedicht

Varius me meus ad suos amores
Visum duxerat e foro otiosum.

Es kann nicht mehr auffallen, daß Catull den Varius erwähnt, als daß er den Helvius Cinna, der ebenfalls Dichter war und Freund des Varius, nennt. Aus dem Gedicht des Catull läßt sich so ziemlich sicher schließen, daß beyde Altersgenossen waren; wenigstens scheint Varius, ungeachtet er den Catull weit überlebte, nur wenige Jahre jünger zu seyn. Catullus war im Jahre 667 (87 a. Chr.) geboren, Varius vielleicht a. 672, (82 a. Chr.), so daß er ungefähr 6 Jahre älter war als Asinius Pollio, der im J. 678 (76) geboren wurde. Varius war folglich viel älter als Virgil und Horatius, und dieß ergiebt sich auch aus der Art und Weise, wie diese beyden Dichter von ihm sprechen. So sagt Virgil in der 9. Ecloge v. 35.

Nam neque adhuc Vario videor nec dicere Cinna
Digna, sed argutos inter strepere anser olores.

Virgil wurde wahrscheinlich durch Asinius Pollio mit Varius und Cinna bekannt. Als nämlich Pollio im Jahre 712 (42) Präfect in Gallia cisalpina war, lernte er den Virgil kennen, und wurde sein väterlicher Freund. Er ermunterte ihn als Dichter aufzutreten und verschaffte ihm den Umgang und die Freundschaft der gebildetsten Männer. Die Achtung, welche Virgil gegen Varius und Cinna hegte, sprach er zum ersten Mal in der 9. Ekloge aus, die im J. 714 (40) geschrieben wurde. Varius war damals ungefähr 42 Jahre alt, Virgil 30. Donatus erzählt zwar, Virgil habe mit Varius die Epikureische Philosophie bey Syro studiert. Allein dieß muß aus Servius berichtigt werden; denn es ist nicht Varius, sondern Varus zu verstehen, dem die 6. Ekloge des Virgil gewidmet ist. Aus dem Lobe, welches Virgil dem Varius im J. 714 (40) ertheilte, läßt sich schließen, daß dieser damals bereits als Dichter großen Ruf erlangt hatte. Er hatte nämlich ein episches Gedicht, der Tod des Julius Cäsar, geschrieben, aus welchem bey Macrobius schöne Fragmente übrig sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. XIX. 332.

Erster Artikel.

Die Landschaft um den goldführenden Zarafschan, die lieblichste und reichste Oase Central-Asiens, das alte Sogd, eines der vier Paradiese der Erde und seit uralter Zeit Hauptmittelpunct des Verkehrs zwischen Europa und Indien, geht einer verhängnißvollen Zukunft entgegen. Sinn und Blick der beyden mächtigsten Völker des Erdbodens begegnen sich eifersüchtig und feindselig auf dem Weltmarkte von Bochara und Samarkand. Kunst- und Gewerbsleiß, politische Unterhandlungen und kluge Worte der beyden Nebenbuhler ringen heute noch mit erlaubten Mitteln um den Vorrang, bis man sich stark genug fühlet, den Besitz der Beute mit dem Schwerte zu entscheiden. Denn offenbar sind die Gegenden am Oxusstrome weder das letzte noch das unwichtigste unter den Schlachtfeldern, auf welchen Britten und Russen die Zukunft der europäischen Staaten, ihrer Politik und ihrer Gesittung vielleicht auf Jahrhunderte entscheiden sollen. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie sich die Spitzen der beyden Weltmächte vom Indus und Ural her entgegenrücken (Murawiew und Negri von der einen, Moorcroft und Burnes von der andern Seite), die Oasenfürsten von Chiwa, von Taschkend, von Bochara, von Badachschan aber nicht ohne Besorgniß die fremden Gäste betrachten, in ihren Maaßregeln schwanken, den Zugang zu ihren Ländern bald feindselig verschließen, bald öffnen, je nachdem sie den Eingebungen der allen Völkern inwohnenden Liebe für Geselligkeit und Gewinn, oder im Gegentheil der Eifersucht und Furcht unterliegen. Denn am Oxus scheint man eben so gut, als anderswo, zu wissen, daß neugierigen Reisenden, friedlichen Karbanen, Wallfahrern und Glaubensboten nicht selten feindliche Heere und fremde Herrschaft auf dem Fuße folgen.

Peter der Große hat zu voreilig verrathen, daß die Moscowiten in den goldreichen Oasen am Oxus nicht nur handeln, sondern auch besitzen wollen. Jedermann kennt das tragische Geschick des vor mehr als hundert Jahren unter Fürst Alexander Bekewitsch ausgesandten russischen Heerhaufens. Heute fühlt man sich klüger auf dieser Seite, aber auch besser gerüstet, um alte und ganz zeitgemäße Ideen zu verfolgen. Die wohlbegründete Russenherrschaft reicht fast bis an die Thore von Chiwa und Samarkand. Dagegen bilden der Indus mit den Seikländern, dann das viergetheilte Reich der Afghanen und das gewaltige Gebirge des Hindukusch noch eine breite Wand gegen die von Delhi heranziehenden Britten. Dieser Umstand allein erklärt das ungleiche Loos der in unsern Tagen aus Rußland und Indien beyderseits mit gleicher Sorgfalt und Pracht nach Bochara geschickten politisch-commerciellen Unterhändler. Während der russische Staatsrath Negri (1820) sein Reise-Ziel glücklich erreichte, hatte der englische Agent Moorcroft einige Jahre später noch ungefähr dasselbe Schicksal, wie einst Alexander Bekewitsch. Gesandschaften mit Gold und Kanonen kön-

nen von Delhi nach Bochara erſt dann mit Sicherheit durchdringen, wenn Lahore, die Indus-Fähre bey Attok, und das Afghaniſche Kabul wo nicht von brittiſchen Streitkräften beſetzt, doch in brittiſchem Intereſſe verwaltet ſind. Der natürliche Erhaltungstrieb nicht weniger, als die beunruhigenden Erfolge der Gegner auf der Nordſeite treiben die Beſitzer Indiens unaufhaltſam in dieſe Bahn.

Den Lieut. Alexander Burnes, von der indiſchen Armee, ſcheint ſeine eigene Natur und eine reiche Perſönlichkeit mehr noch als Einſicht und Wahl ſeines Gouvernements auserſehen zu haben, die Ungunſt früherer Geſchicke zu verbeſſern, und künftigen Ereigniſſen den Weg zu bereiten. Studien, die bey den meiſten jungen Leuten ſpurlos vorübergehen, haben lebendige und fruchtbare Keime in Burnes Gemüth gelegt; denn nach ſeiner eigenen Verſicherung (1., IX.) haben Plutarch, Curtius und Arrhianus in ihm ſchon frühzeitig das glühendſte Verlangen entzündet, den Schauplatz von Alexanders Feldzügen nach Indien zu ſehen. Mit der expanſiven Natur der Leidenſchaft hielt ſeine Ausbildung gleichen Schritt. Lieut. Burnes verſteht Mathematik, Latein und Griechiſch; ſpricht Hinduſtaniſch, Perſiſch, und das transoxianiſche Türkiſch, und zeigt in der Geſchichtskunde weniger Blößen, als die meiſten ſeines Standes. Eben ſo wenig ſind ihm die Grundlagen der National-Oeconomie im Allgemeinen, der Handels- und Waarenkunde, des Fabrikweſens ꝛc. insbeſondere unbekannt. Was ihn aber vor ſeinen Landsleuten, und insbeſondere vor ſeinen Vorgänger Moorcroft, hervorhebt, und ſeinen Beruf unbekannte Himmelsſtriche mit Nutzen zu erforſchen entſchieden beurkundet, iſt eine reiche Gabe natürlicher Klugheit, Unverdroſſenheit, Schickſamkeit und Selbſtverleugnung, wie man ſie bey engliſchen Diplomaten und Entdeckungs-Reiſenden nicht allezeit findet, die aber zum Gelingen von Unternehmungen dieſer Art unentbehrlich ſind. Burnes kann, ſo oft es nöthig iſt, den Britten verläugnen, und in einſchmeichelnder Weiſe fremde Sitte, fremdes Vorurtheil und fremde Perſönlichkeit ſchonen.

So viel man weiß, hat ſeit Alexander dem Macedonier kein Europäer den Indus oder ſeine Nebenflüße der ganzen Länge nach von der Mündung hinauf oder vom Himmelsgebirge herab beſchiffet, und wer etwas vom Laufe desſelben, ſeinen Waſſerfällen, oder von den Landſchaften längs ſeinen Ufern wiſſen wollte, mußte ſich bey Nearchus, und Arrhianus Raths erholen. Einige Uebergangspuncte ausgenommen, war der Indus ſeit 21 hundert Jahren führ Europa ein unbekannter, geheimnißvoller, nach der heiligen Sage aus dem verlornen Paradieſe hervorquellender, und undurchforſchter Länderdurchziehender Strom, auf deſſen Urſprung ſelbſt zu dieſer Stunde noch zweifelhaftes Dämmerlicht ruht, und von deſſen Mündungen nur flüchtige Schiffer wenig zuſammenhängende und oft widerſprechende Berichte in Umlauf ſetzten. Und doch iſt dieſer Strom das natürliche Bollwerk Indiens gegen Central-Aſien, und eine der Hauptpulsadern der öſtlichen Handelswelt. Auch werden und können die Beherrſcher Indiens nicht ruhen, bis dieſe ganze Waſſerſtraſſe vom Gebirge bis zum Weltmeere mittel- oder unmittelbar ihrem Gebiete unterworfen iſt.

Obgleich die mohammedaniſchen Emire am Flußufer von jeher die Vorſtellung gänzlicher Unſchiffbarkeit ihres Stromes zu unterhalten und zu verbreiten bemüht waren, und die abenteuerlichſten Gerüchte über Verſandung der Mündungen, über Untiefen, Stromſchnellen, Kataracten und Gefahren aller Art in Umlauf gebracht hatten, erhielt Lieut. Burnes im Jahre 1830 dennoch den Auftrag, in einer politiſchen Sendung an den Großfürſten der Seik, in die Mündung des Indus einzulaufen und mit ſeinem Fahrzeuge ſtromaufwärts bis Lahore, der Reſidenz Rendſchit Sings, vorzudringen. Burnes's Klugheit und feſter Sinn war nöthig, die Hemmniſſe aller Art zu beſiegen, welche Furcht und Eiferſucht der Sindfürſten dieſem Un-

ternehmen entgegenstellten. Fünfmal drang er auf fünf verschiedenen Stellen in die Mündung des Stromes und eben so oft ward er zum Rückzuge genöthiget, bis er die landesherrliche Bewilligung und zugleich die nöthige Unterstützung zur Fortsetzung seiner abenteuerlichen Fahrt erzwang. Tausend engl. Meilen (drey auf eine Wegstunde), also eben so viel, als von der Nilmündung bey Rosette bis zur dritten Catarakte oberhalb Uady Halfa, beträgt die Entfernung vom indischen Meere bis zur Stadt Lahore, und 60 Tage brauchte Hr. Burnes, um sie zu durchschiffen. Sein Bericht hierüber (III. 8 — 308) trägt in allen Theilen das Gepräge der Neuheit, und ist in seiner Zusammenstellung mit den Beschreibungen der macedonischen Generale und ihrer Commentatoren ein eben so lehrreiches, als unterhaltendes Studium, in dessen Verfolge man nicht selten die Vorzüge des ruhigen, streng geschulten brittischen Beobachters vor dem flüchtigen Genie griechischer Historiker bemerkt. Gegen die bis hieher geltende Vorstellung zeigt es sich nun, daß der Indus viermal wasserreicher als der Ganges ist, indem letzterer zur Zeit seiner größten Fülle im Aprilmonat nur 21,500 Kubikfuß Flüßigkeit pr. Secunde in das Meer gießt, während der Indus deren 80,000 entsendet. Jede der eilf Mündungen wird ausführlich beschrieben; Tiefe, Häfen, Sandbänke, Eilande, Krümmungen, Ebbe, Fluth; Natur, Menschen, Thiere, Politik und Handelswerth der Uferstaaten werden umständlich und erschöpfend im ganzen Bereiche der Entdeckungsfahrt angegeben. Gefahr droht nur an den Mündungen; das Flußbette oberhalb ist ohne Felsen, ohne Catarakte, die Strömung 2½ engl. Meile in der Stunde, der Wasserstand niemals seichter, als 15 Fuß, gewöhnlich 24', bey Attok aber, oberhalb der Einmündung der fünf großen Pendschab-Ströme, die Tiefe des Hauptcanales über 36 Faden, d. i. über 200 Fuß. Ein Dampfschiff, versteht sich mit flachem Kiele, meint Hr. Burnes könne stromaufwärts bis Multan in zehn Tagen, stromabwärts aber von Lahore (Am Rawi-Nebenfluße) bis in's indische Meer in 15 Tagen fahren.

Wir glauben, daß Hr. Burnes in der ersten Freude des Gelingens die Schwierigkeiten der Indusfahrt, besonders im Delta und an den Mündungen eher zu gering, als zu übermäßig, bezeichnet hat. Eine mit Sorgfalt ausgewählte Bemannung, Enthusiasmus und ungewöhnliche Spannung aller Seelenkräfte in ihrem Führer bey einer seltenen, und ein zweytes Mal vielleicht nicht wiederkehrenden Gunst des Glückes, ließen ihn vollbringen, was einem auf die gewöhnlichen Hülfsmittel beschränkten und auf den Schlendrian des Tages herabgesunkenen Schiffer nach ihm vielleicht unmöglich ist. Zahlreiche Unfälle und theure Erfahrungen müssen erst noch das neidische Glück versöhnen, um eine Handelsstrasse, die das Genie geöffnet und deren Wirkung auf Verwandlung weiter Landstrecken noch unberechenbar ist, gemeinnützig und gangbar zu machen.

Durch den glücklichen Erfolg der Indusfahrt war Lieut. Burnes gleichsam vom Schicksal selbst als der Mann bezeichnet, in Moorcroft's Fußtapfen zu treten und den Landweg nach Bochara zu öffnen. Zu Simla, dicht an den Gränzen der Seikstaaten im Norden Indiens, legte er dem General-Gouverneur Rechenschaft ab über die Vollendung seiner Aufträge am Hofe Rendschit Sings, und rüstete sich unmittelbar zu seiner neuen Unternehmung, bey welcher nur die Gefahren, denen man entgegenging, gewiß, der Erfolg aber unsicher, ja nicht einmal wahrscheinlich war. Bekanntlich mußte Hr. Burnes die Staaten des befreundeten Seikfürsten Rendschit Sing der ganzen Länge nach durchziehen, um zur Attok-Fähre am Obern Indus zu gelangen, wo seine Sendung und ihre Gefahren erst den Anfang nahmen. Bey Ludiana am Sedledsch ward zum zweytenmal die Gränze überschritten (am 3. Januar 1832) und unterhalb der Vereinigung des benannten Flusses mit dem Bias vergeblich nach Alexanders Altären, dem äussersten Puncte seines Ehrgeizes und seiner indischen Eroberungen, geforscht. *)

*) Apollonius von Tyana will diese Altäre, nicht ganz

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Fortsetzung.)

Varius war wie sein Freund Pollio Verehrer und Bewunderer des Cäsar. So sagt Joannes Saresberiensis in Policratico VIII. 14. Laudibus Caesareis plus Virgilius et Varius Lucanusque adjecerunt, quam immensum illud aerarium, quo urbem et orbem spoliavit, und versteht einerseits die 5. Ekloge des Virgil, welche den Tod und die Vergötterung des Cäsar besingt, andererseits das genannte Epos des Varius. Seit Octavianus die Herrschaft im Jahre 712 (42) über die Pompejaner oder über die Republikaner erkämpft hatte, finden wir den Varius im Dichterkreise des Mäcenas, und er ist es, der den Horaz, den politischen Gegner des Cäsar und Octavian, für diesen Kreis zu gewinnen im Stande ist. Horaz war nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bey Philippi im Jahre 713 (41) nach Rom zurückgekehrt, und suchte die Bekanntschaft des Virgil und Varius. Sein erster poetischer Versuch war die 7. Satire des 1. Buches. Die Regierung des Augustus, die mild und gerecht war, milderte allmählig die Abneigung des Horaz gegen den Ueberwinder des Brutus und Cassius: auch Mäcenas wurde für Horaz durch Varius günstig gestimmt. Horaz trat in den Kreis der Dichter bey Mäcenas ein, wie in der 6ten Sat. des 1. Buches berichtet wird. Noch immer aber fuhr Horaz fort, die unwürdigen Günstlinge des Augustus in seinen Satiren zu persifliren. Die drey Dichter Varius, Virgil, Horaz bilden von nun an die drey Kornphäen der römischen Dichtkunst, alle drey mit der griechischen Litteratur innig vertraut. Varius war im epischen Gedicht der erste, Virgil war durch seine bukolischen Lieder und durch die Georgica berühmt, Horaz hatte sich zur Lyrik gewendet und wählte nur von Zeit zu Zeit wieder die Form der Satiren, um gewisse Angriffe gegen die neue Richtung der römischen Dichtkunst abzuweisen, und um Vorurtheile zu bekämpfen.

Im Jahre 725 (31) schrieb Varius seinen Panegyricus auf Octavian, aus welchem Horaz einige Verse in die 16. Epist. des 1. Buches aufnahm. Von andern epischen Gedichten des Varius ist keine Spur mehr übrig. Erst nach dem J. 23 (31) schrieb er das Trauerspiel Thyestes; denn in der 10. Satyre erwähnt Horaz den Varius noch nicht unter den tragischen Dichtern, hingegen in der 6. Ode des 1. Buches erwähnt er ihn als Epiker und als tragischen Dichter. Die Abfassung der Ode läßt sich nur in so weit bestimmen, daß sie nicht vor das Jahr 727 (27) und nicht später als 734 (20) fallen kann. Dieses Trauerspiel galt für das beste, was die römische Dichtkunst in der Tragödie hervorgebracht hat.

Varius überlebte den Virgil. Dieser starb a. 735 (19), und übergab seine noch unvollendete Aeneis den Händen des Varius und Plotius Tucca. Diese Erzählung läßt sich nicht als Erdichtung verwerfen, da sie durch sehr alte Zeugnisse bestätigt wird. Er selbst starb vor dem Jahre 745 (9): denn Horaz spricht in der 1. Epist. des 2. Buches, welche im Jahre 745 (9) verfaßt ist, von ihm als einem Verstorbenen. So hatte er ungefähr das 70ste Jahr erreicht. Hieronymus setzt den Glanzpunkt seines Ruhmes als Dichter im Jahre 737 (17): denn er hatte damals bereits seinen Thyestes herausgegeben. Noch müssen wir eine Schrift des Varius erwähnen, die ein Denkmal der Freundschaft war, nämlich Commentarii Virgiliani, welche er mit Plotius Tucca herausgab, und welche sowohl die persönlichen Verhältnisse des Virgil als vornehmlich ihre Herausgabe der Aeneis betrafen. Die Scholiasten des Horaz berichten eine sonderbare Anekdote. Cassius Parmensis, ein bekannter Dichter, der im Heer des Brutus eine Befehlshaberstelle bekleidete, habe nach Besiegung des Brutus in Athen sich aufgehalten. Augustus gab nun dem Q. Varus oder Varius, wie andere lesen, den Auftrag, nach Athen zu gehen, und ihn umzubringen. Jener habe das gethan, und auch die Manuskripte des Getödteten eingepackt. Nachher habe er ein Trauerspiel Thyestes, das er unter jenen Manuskripten gefunden hatte, als sein eigenes Produkt herausgegeben. Diese Anekdote veranlaßte mehrere Gelehrte, unsern Dichter L. Varius zu verstehen und diese elende Handlung ihm beyzumessen. Allein wir müssen den Vornamen festhalten. Das war nicht Lucius Varius, sondern Q. Varus, ein bekannter Offizier in der Armee des Octavian; und es betrifft also gar nicht den Thyestes des Varius, sondern das gleichnamige Trauerspiel des Cassius Parmensis.

(Fortsetzung folgt.)

---

zwey Wegstunden vom Flusse, noch gesehen und folgende Inschrift auf denselben gelesen haben:

ΠΑΤΡΙ. ΑΜΜΩΝΙ. ΚΑΙ. ΗΡΑΚΛΕΙ. ΑΔΕΛΦΩΙ. ΚΑΙ. ΑΘΗΝΑΙ. ΠΡΟΝΟΙΑΙ. ΚΑΙ. ΔΙΙ. ΟΛΥΜΠΙΩΙ. ΚΑΙ. ΣΑΜΟΘΡΑΞΙ. ΚΑΒΕΙΡΟΙΣ. ΚΑΙ. ΙΝΔΩΙ. ΗΛΙΩΙ. ΚΑΙ. ΑΔΕΛΦΩΙ. ΑΠΟΛΛΩΝΙ.
Philostrat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 373. Vol. 3. XIX, 332.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Freundlicher Sinn der Bewohner und glänzender Empfang durch die Ortsobrigkeiten machten aus Burnes Zug von Setledsch nach Lahore eine zusammenhängende Kette von Festceremonien, Paraden, Mahlzeiten und Ehrenbezeugungen der ausschweifendsten Art, ganz im Sinne des Morgenlandes, zugleich mit voller Freyheit alles zu sehen und alles zu untersuchen. Glaube und Herrschaft der Seik sind eigentlich die erste Reaction eingeborner Hindu gegen den Islam, gegen Ghisni, Gour und den mohammedanischen Hof von Delhi. Jedermann kennt aus John Malcolm Ursprung und Inhalt der Seikreligion. „Ihr alle habt gesündigt; suchet euch zu reinigen, oder ihr seyd verloren," ist bekanntlich der Hauptsatz ihrer Lehre; Grinth ihr heiliges Buch; Umritsir ihre heilige Stadt, und Guru Govind Sing ihr zehnter und größter Prophet und der eigentliche Stifter ihrer politischen Macht. Heute unterscheiden sich die Seik von den übrigen Hindu Sekten nur durch wenige Gebräuche ihres Ritus; die alten Formen sind, wie bey den benachbarten Mohammedanern, großentheils vergessen. Frey von den abgenutzten Dogmen der Hindu jedoch und dem wüthenden Mohammedanismus der angrenzenden Afghanen, ist der Schüler Gowind Sings heute duldsam, und erklärt Tabak und Fliegen für die größten Uebel dieses entarteten Zeitalters (I. 13). Ursitz des an sich nur wenig zahlreichen Seikstammes ist eigentlich das Duab, oder die Landstrecke zwischen den Flüssen Bias und Rawi; die Gränze ihrer Herrschaft aber umfasset das ganze Pendschab von Setledsch bis an den Indus, und von Kaschmir bis Multan. *) Ihre Regierungsform, noch vor 20 Jahren rein republikanisch, ist jetzt unumschränkt despotisch trotz ihrer Religion, welche Demokratie und Gleichheit aller predigt. Diese politische Verwandlung hat Rendschit Sing allein bewirkt und zum hundertsten Mal bewiesen, wie schnell und leicht der Uebergang von der Republik zur absoluten Gewalt ist. Hr. Burnes schildert den Großfürsten (Maha Radscha) als einen kleinen, schmächtigen, einäugigen alten Mann, dessen Aussenseite mit der Größe seines Geistes und der Kühnheit seiner Thaten nichts gemein habe. Das disciplinirte Heer jedoch, welches er bekanntlich mit Hülfe französischer Flüchtlinge geschaffen, ist nach Burnes Angabe im Lande unpopulär und wird sicherlich mit seinem Urheber sterben, weil es weder Kriegszucht, noch regelmäßiger Sold zusammenhält, und auch, weil die großen Siege vor Einführung regulirter Truppen erfochten worden sind. Nachrichten über Staatseinnahmen, Auflagen, (milde im Anschlage, aber — wie überall im Orient — drückend

*) Duab und Pendschab sind Ausdrücke, die eben so gut dem Sanscrit, als dem alten Zend angehören. Sie bedeuten Zweywasser und Fünfwasser, von دو Du Zwey; پنج Pendsch, Fünf- und آب Ab, Wasser, Fluß.

durch die Art der Erhebung), Verschiedenheit der Sitten und Volksstämme im Pendschab, Configuration des Landes, Richtung, Namen und Natur der Fünf-Flüsse, besonders aber Alexanders Schlachtfeld gegen Porus; Größe und Lage der alten Städte Taxila und Malli; über Lustbarkeiten, Edelsteine, Geld und Pracht am Hofe des Großfürsten ergötzen und belehren abwechselnd in Burnes' Reisebericht durch das Seikland. Dreyßig Tage lang bewirthete Rendschit Sing den englischen Lieutenant mit aller Ueppigkeit und Verschwendung eines indischen Fürsten: Jagden, auf welche man ganze Armee-Corps, Elephanten mit Palankinen von Gold, und Zelte aus Caschmir-Shalen führte; Paraden, Musterungen, besonders am Frühlingsfeste (6. Februar), wo der Fürst von seinem Heere umgeben und auf einem mit Perlen und Edelsteinen bedeckten Canapee sitzend eine Lesung aus dem heiligen Buche anhörte; Tänze und Mahlzeiten abwechselnd mit ernsthaftern Besprechungen über Oeffnung der Indusfahrt, über gegenseitigen Verkehr täuschten die Wanderer über die Länge ihres Aufenthalts. Den Schluß machte ein nächtliches Abschiedsfest in einem der Palastgärten von Lahore. Die Beleuchtung war ganz in Wachs, Gläser mit farbigen Flüssigkeiten gefüllt, standen vor den Lichtern, dazu die natürliche Pracht eines tropischen Baum- und Blumenlabyrinthes unter indischem Nachthimmel; Hallen und Schlafgemächer mit massivgoldenen Bettläden und Canapee, Stühle und Leuchter vom reinsten Golde. —

Uebersättiget mit sinnlichen Genüssen jeder Art, mit freundlichster Vorsorge überhäuft, und mit Empfehlungsschreiben an die transindischen Machthaber geschirmt, verläßt die Reisegesellschaft endlich den Hof des milden und menschlich gesinnten Despoten von Lahore (am 11. Februar), und zieht abendwärts, um großem Ungemach entgegen zu gehen.

Zwey von den Fünf-Flüssen, Setledsch und Bias, hatten sie schon hinter sich; außerhalb Lahore setzten sie über den dritten, Nawi genannt, den kleinsten von allen, und blieben die erste Nacht im Grabmale Kaiser Dschehangirs, dessen Sarg nach der Sage des Volkes durch magnetische Kraft frey in der Luft schwebt, aber — wie der des Propheten von Mekka — auf dem Boden ruht. Hier schien Burnes mit seinen Gefährten eine Zeitlang vom Vorgefühle naher Gefahren übermannt, und nicht ohne Sorge die Wechselfälle seines Unternehmens zu überdenken. Die wahre Absicht der Reise glaubte er sogar dem freundlichen Großfürsten verhehlen zu müssen: „über Kabul und Bochara gegen England wolle er reisen," und ließ alle seine Papiere in diesem Sinne ausfertigen. In Dschehangirs Grabkapelle endlich wurden noch ausserordentliche Vorkehrungen getroffen: man zog afghanische Kleider an, schor den Kopf, nahm Turban, Gürtel und Schwert, fing an barfuß zu gehen, auf der Erde zu sitzen, auf dem Kniee zu schreiben, Wasser zu trinken und ärmliche Kost zu essen. Zelte, Tische, Stühle wurden verschenkt, zerbrochen, verbrannt, ganze Ladungen europäischer Effekten vernichtet, Teppich und Pferdecke allein behalten, Gold und Wechsel verborgen. Ein Maulthier für jeden der Reisenden trug alle ihre Geräthschaft, Burnes Bücher, Instrumente und einzigen Diener. Um diesen Preis hofften sie den Raubsinn der Völkerschaften jenseits des Indus und im Hindukusch zu sühnen.

Bey der Ortschaft Ramnegger setzen sie über den breiten Tschenah (Acesines) und gelangen nach 18stündigem Marsche und den Himaleia auf 150 engl. Meilen rechts erblickend an die Ufer des Dschelum, des berühmten Hydaspes der Griechen, besehen die unerschöpflichen Salzbergwerke, die als Hügelkette von der Westseite des Indus bis zum rechten Hydaspesufer herüberstreicht. Allenthalben sucht Hr. Burnes die verschiedenen, im Munde der Pendschab-Bewohner gebräuchlichen Benennungen der Fünf-Flüsse, die sie nun sämmtlich hinter sich hatten, zu erfahren und mit den durch die grie-

chischen Autoren überlieferten zu vergleichen. Setledsch, Bias, Rawi, Tschenah, Dschelum oder Behut nennt sie gewöhnlich der Eingeborne, während man bey Arrhianus und Strabo die Namen Hesudrus, Hyphasis, Hydraotes, Akesines und Hydaspes findet. Die vier letzten dieser Flußnamen lassen sich mit den entsprechenden indischen unschwer in Einklang bringen, sobald man weiß, daß Bias unreine Zusammenziehung aus Bypasa ist, der Rawi bey den Eingebornen auch Iraoti, und der Behut oder Dschelum auch Bidaota heißt. Bypasa und Hyphasis, Hydraotes und Iraoti, Hydaspes und Bidasta aber sind offenbar je zwey und zwey dasselbe Wort, Akesines von Tschenah*) aber auch nicht wesentlich verschieden, da wir schon anderswo nachgewiesen haben, daß die Zischlaute der Morgenländer von den Hellenen gewöhnlich durch einen Kappalaut (κ oder χ) bezeichnet werden, der vor e und i auch eben als Zischlaut gesprochen wurde und auch heute besonders in Anatolien und auf den Inseln so gesprochen wird. Mit Theilnahme folgt man dem Verfasser in seinen Irrfahrten am Hydaspes, um die waldichte Insel, den felsichten Ufer-Vorsprung, um das Gehölze zu erkennen, wo das macedonische Heer den Uebergang erschlich und den heraneilenden Porus besiegte. Bey Dschelapur glaubt er die Wallstatt; an der Ortschaft Udinegger aber und den gegenüberliegenden Schutthaufen die von Alexander nach dem Siege erbauten Städte Nicäa und Bucephalia zu erkennen, obgleich sich überall keine Spur weder griechischer Namen, noch griechischer Cultur erhalten hatte. Dieser Umstand beweiset nichts gegen Burnes Meynung, da die auf der großen Völkerstrasse aus Mittel-Asien belegenen Landstrecken Indiens größern Umwälzungen unterlagen, als die übrigen Gegenden. Redet nicht Curtius (lib. IX, 1) von hohen dichtverflochtenen und unermeßlichen Waldungen ostwärts vom besagten Flusse?*) Porus Waldungen und Dschehangirs berühmte Strassen-Allee hatten gleiches Schicksal. Dagegen erkennt man in den beyden vom Heerwege entlegenen Orten Pore-Wala und Mallithan ohne Mühe die Namen Porus und Malloi der Griechen; denn Malli-than oder Malli-tharun (d. i. Wohnort der Malli) heißt in Indien heute noch die von den Europäern nach Arabischen Geographen ملتان, Multan, benannte uralte Stadt Indiens (III. 114.) Minder glücklich scheint uns die Parallele, die Hr. Burnes zwischen der Macht des Königs Porus und des Seik-Fürsten Rendschit Sing aufstellt. Allerdings bestand das Herr dieser beyden Eroberer gleichmäßig aus einigen und dreyßigtausend Mann; allein Porus beherrschte nur das Land zwischen den beyden Flüssen Hydaspes und Akesines, während Rendschit Sing das ganze, zu Alexanders Zeiten ein Halbduzend indischer Könige nährende Fünf-Wasser-Land überwältiget hat. Folglich muß das Land im Alterthum doch besser angebaut und volkreicher gewesen seyn als heute.

Am 1. März wurde die Festung Notas erreicht, ein Bollwerk gegen das Abendland, in einer felsigten Wildniß, in den weitläufigen Ruinen beym Dorfe Manikyala aber das alte Taxila des Arrhianus erkannt und ein schon bey Elphinstone beschriebener und von Hrn. Ventura geöffneter uralter Grabhügel besucht. Ueber Struktur und Münzenbefund dieser am Indus und im Kabul-Thale in großer Zahl aufgefundenen Monumente hat in der Zwischenzeit bekanntlich der Siebenbürgische Reisende, Herr Honigberger, umständlichere Berichte nach Europa gebracht.

*) Bey Burnes liest man beständig Chenabb, was wohl nur ein Irrthum.

*) Sylvae erant prope in immensum spatium diffusae, procerisque et in eximiam altitudinem editis arboribus umbrosae etc.

(Fortsetzung folgt.)

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Fortsetzung.)

Eine zweyte Anekdote ist diese. Virgil habe nicht nur den Varius geliebt, sondern sey auch in dessen Gemahlin Plotia, eine Tochter des bekannten Dichters Plotius Tucca, verliebt gewesen: er habe ihr ein von ihm verfaßtes Trauerspiel geschenkt; sie habe es ihrem Manne gezeigt und es als ihr eigenes Kunstwerk ausgegeben. Varius, dem dasselbe ebenfalls wohl gefiel, habe es hierauf in einer Gesellschaft für sein Werk vorgelesen. Und dieß, setzte die Lüge noch weiter hinzu, sey kein anderes gewesen, als das bekannte Trauerspiel Thyestes. Also sey Virgil der wahre Verfasser desselben. Die Anekdote, wie sie vorliegt, ist ein Stadtgeschwätz: wie wenig oder wie viel Wahres darin enthalten sey, lohnt sich nicht der Mühe zu untersuchen: denn auch W., ungeachtet er mit großer Gewissenhaftigkeit die einzelnen Elemente zerlegte, ist nicht weit hindurchgedrungen: sie gehört zu der zahlreichen Klasse von Lügen, die in großen Städten jeden Tag, man weiß nicht wie, sich bilden.

Dieß ist ungefähr der Umriß der vorliegenden Biographie von L. Varius. Gelehrsamkeit, Scharfsinn, psychologischer Takt, leuchtet aus der ganzen Untersuchung hervor. Am Ende spricht der Verf. noch von dem Holländer Heenkens, der im Jahre 1788 einen Tereus als neu aufgefundenes Trauerspiel des Varius herausgab, das vielmehr den Gregorius Corrarius aus Venedig zum Verfasser hat und von demselben im Jahre 1558 edirt wurde.

Die zweyte Biographie ist diejenige des Cassius Parmensis. Wenn schon die erste große Schwierigkeiten dabot, so ist doch diese noch ungleich schwierigder, da sich noch weniger sichere Haltpunkte auffinden lassen, und die Verwechslung mit gleichnamigen Schriftstellern noch größere Verwirrung veranlaßt hat.

Die Familie der Cassier theilt sich in zwey Hauptzweige, in patricische mit dem Beynahmen Cassii Viscellini, und plebeische, Cassii Longini.

Aus beyden kommen in der römischen Geschichte viele Namen vor. Als Schriftsteller sind besonders vier bekannt geworden, ein Historiker, ein Redner, zwey Dichter. Der älteste derselben ist Cassius Hemina, der zur Zeit des zweyten und dritten Punischen Krieges lebte, wie sich aus den Worten des Censorinus de Die natali 17 ergiebt, und sowohl die älteste Geschichte von Italien und Rom, als die näher liegenden zwey ersten Punischen Kriege beschrieb. Das Werk enthielt vier Bücher, von denen die drey ersten die Geschichte von Rom seit der ältesten Zeit bis auf den zweyten Punischen Krieg, das vierte den zweyten Punischen Krieg umfaßte. Mit diesem war das Werk geschlossen. Auch schrieb er einige Bücher de Censoribus.

Der Titel des erstern Werkes war Annales oder Historiae: denn unter beyden Namen wird dasselbe erwähnt, ohne daß man an Verschiedenheit beyder zu denken hätte. Zwar hat Scipio Maffei in seinem Buch über Verona noch einen zweyten Geschichtschreiber, Titus Cassius aufgestellt, der in den Briefen des Plinius IV. 28., in Tertullianus Apolog. c. 10. Ad Nationes 2. c. 12. in Lactantius de Falsa relig. 1. 13, in Minucius Felix c. 22 vorkommen soll. Allein bey Tertullian, Lactantius und Minucius ist es weit wahrscheinlicher, daß Cassius Hemina verstanden werden muß, da die Mythe, welche besprochen wird, nothwendig in der mythischen Geschichte von Rom, welche Cassius sehr ausführlich behandelte, vorkam. Tertullianus Text ist übrigens hier verdorben, indem Cassius Severus genannt wird; Lactantius und Minucius hingegen, welche beyde die Stelle des Tertullian wörtlich ausgeschrieben haben, haben das richtige, Cassius ohne Zunamen. So hat irgend jemand dem Cassius den Zunamen Severus beygeschrieben, weil er vermuthlich keinen andern Cassius als diesen gekannt hat. Ebenso wenig darf dem Cassius Hemina ein Fragment bey Diomedes p. 379 darum abgesprochen werden, weil dasselbe in leichtem, einfachem Stil geschrieben ist. Diese Ansicht können nur diejenigen hegen, welche nicht wissen, daß zur Zeit des zweyten und dritten Punischen Krieges die römische Sprache bereits große Bildung erlangt hatte. Und eben die Einfachheit und Anmuth, welche die Annalen des Cassius auszeichnete, war wohl die Ursache, warum dieselben sich so lange erhielten und weit länger als die Werke vieler späterer Geschichtschreiber. Was endlich die Worte des Plinius betrifft, so hat Hr. W. ausführlich dargethan, daß hier nicht nothwendig ein Historiker zu verstehen ist.

Der zweyte Cassius, welcher in der römischen Litteratur eine Rolle spielt, ist der Redner Cassius Severus. Er war aus Longula einer unbedeutenden Stadt in Latium gebürtig, und heißt daher im Index des Plinius lib. 35 Cassius Severus Longulanus. Als Redner war er der erste im Zeitalter des Augustus und Tiberius, als Mensch hingegen genoß er wegen seiner Schmähsucht und seines groben Liberalismus geringe Achtung. Es sind noch ziemlich viele Anekdoten über ihn vorhanden, auch kennen wir einen berühmten Prozeß desselben gegen Nonius Asprenas Torquatus, einen Höfling des Augustus. Der Vertheidiger war Asinius Pollio.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Bey Manikyala schien indische Sitte und indisches Wesen ein Ende zu haben, und nicht ohne unheimliches Gefühl erblickten Hr. Burnes und seine Gefährten in diesem Orte zuerst Mohammedaner von der andern Stromseite und vernahmen ihren Gruß. Zu Hefru, 15 engl. Meilen vom Indus, war das Volk schon Afghanisch und sprach Puschtu, blickte mannhafter und benahm sich freymüthiger, als der gebeugte Hindu. Am 14. März endlich, acht und sechzig Tage nach Ueberschreitung der englisch-ostindischen Grenzstation Ludiana am Setledsch, wurde am Indus gelagert und Tags darauf über die beyden Nebenarme auf Elephanten, über den mehr als 200 Fuß tiefen Hauptstrom aber unweit der Festung Attok auf einer Fähre gesetzt und der Boden Afghanistans betreten.

Hindu und Mohammedaner, Seik und Afghanen scheidet der Indus, zugleich Gränze ihres Gebietes und Nationalhasses, ihrer Sprache und Religion. „Vagrudschi fettih“ (Hurrah) rief die scheidende Seik-Begleitung; Be-Selam alaïkum (Friede sey mit euch) scholl es ihnen von der andern Seite entgegen. Mit den Sitten war zugleich der Charakter der Landschaft geändert: Gebirge, Hochthäler, Alpenpässe, blumenreiche Auen, ärmliche Hütten und republikanischer Sinn mit anerkannter Unsicherheit der Wege folgten auf die Flächen Indiens, auf die reinlichen Dörfer und zahmen Sitten der gehorsamen Unterthanen Rendschit Sings. Die schon in Dschehangirs Grabmal getroffenen Vorsichtsmaßregeln wurden hier durch neue und ausserordentliche vermehrt, Geld und Papiere noch tiefer verborgen, der Zug militärisch geordnet und die Wachsamkeit verdoppelt. Der Leser fühlt ohne Erinnerung, daß hier ein neues Stadium in Burnes Reise beginnt: das erste schließt am Indus, das zweyte auf dem Gebirgskamme des Hindukusch, das dritte bey Asterabad am Ufer des Kaspischen Meeres: Pendschab, Afghanistan, Turkestan wären die drey natürlichen Ueberschriften des Berichtes.

Auf einer Ebene des großen Sind-Thales, zwey Märsche vom Strome, liegt Pischawer, die erste große Stadt der Afghanen. Der Weg führte bey einem Dorfe vorüber, in dessen Nähe einst Rendschit Sing mit 8000 Seik die Angriffe von 150,000 wüthenden Mohammedanern Afghanistans siegreich zurückschlug. Die mit Thymian und Veilchen, grünen Rasen und Klee bedeckten Felder von Pischawer erregten lebhafte Erinnerung an England, und der herzliche Empfang durch Sultan-Mohammed-Chan, einen der Vierfürsten Afghanistans, dessen Residenz Pischawer, so wie der freundliche Sinn und die guten Manieren der Stadtbewohner beruhigten die Wanderer und gaben Vertrauen auf die Zukunft. Dreyßig Tage lang aßen und wohnten sie unter dem Dache dieses freundlichen Fürsten, ritten mit ihm

in die im Frühlingsschmuck gekleideten, entzückenden Gärten der Umgegend, empfingen und besuchten Gesellschaften, redeten von Politik und Religion mit unterrichteten Afghanen geistlichen und weltlichen Standes, und lernten durch vielseitigen Umgang den Charakter dieses Volkes auch von seiner vortheilhafteren Seite kennen. Am angenehmsten überraschte Hrn. Burnes der wohlerzogene und nach Art eines Mohammedaners sorgfältig ausgebildete, menschenfreundliche, 35 Jahr alte Fürst Sultan-Mohammed-Chan, da er in ihm einen Mann ganz entgegengesetzter Eigenschaften zu sehen erwartet hatte. In Beschreibung der einzelnen Besuche, Mahlzeiten und kleinen Ereignisse während des langen Aufenthaltes am kleinen Hofe zu Pischawer wollen wir dem Verf. nicht folgen, und mit ihm auch nicht zum hundertsten Male wiederholen, wie die Orientalen zu Tische sitzen, Gesottenes und Gebratenes ohne Instrumente mit den Händen zerreissen und den Gästen vorlegen, da in ganz Morgenland, in Jerusalem eben so, wie zu Pischawer, bey Geistlichen und Weltlichen, bey Mohammedanern und Christen jeden Ranges dieselbe Sitte herrscht. Bemerkbar dagegen ist die Gewohnheit, — (besonders in dem weit verzweigten Stamme Durani, dem die Regentenfamilien Afghanistans angehören) — die Knaben mit zwölf Jahren in die Gesellschaft einzuführen, wodurch sich Hr. Burnes den frühreifen und verständigen Sinn ihrer Rede erklärte. So nannten ihm die noch nicht zwölfjährigen Söhne des Häuptlings bey einer Unterredung über Afghanenland die acht guten und vier schlimmen Eigenschaften der Stadt Kabul in folgender Ordnung: 1) gesundes Klima, 2) Wohlgeschmack der Früchte; 3) Schönheit der Bewohner; 4) prachtvoller Bazar; 5) das Schloß Bala-Hissar; 6) Gerechtigkeit des Herrschers; 7) Granatäpfel ohne Kern, und 8) unvergleichlicher Rhabarber. Die schlimmen: 1) theure Lebensmittel; 2) Nothwendigkeit, beständig den Schnee vom Hausdache zu schöpfen; 3) Nässe und Schmutz in den Straßen; 4) Liederlichkeit der Weiber. Hat der Knabe (vornehmer und wohlhabender Leute) das zwölfte Jahr erreicht, besucht er die Mutter nur bey gewissen Angelegenheiten, macht sein eigenes Haus, giebt und empfängt Besuche, veranstaltet Mahlzeiten und nimmt am Gespräche über die Begebenheiten des Landes Antheil. Die Erfahrung lehrt, daß dieses frühreife Naturel nicht etwa bey den Afghanenkindern allein, sondern in nicht viel geringerem Maaße auch in andern Ländern Asiens gefunden wird. Wenn auch die erwachsenen Männer Europas den Asiatischen an Kenntnissen überlegen sind, so können sich doch gewiß die europäischen Knaben in Beziehung auf natürliche Vorzüge mit ihren Altersgenossen im Morgenlande in der Regel nicht messen. Erziehungs- und Schulkünste geben uns, Natur und Lebenstact aber in jeder Altersperiode jenen den Vorzug. — Auch von den Russen wurde am Hofe zu Pischawer gesprochen, und ein auf die Macht seines Landes eifersüchtiger Britte, wie es Hr. Burnes ist, wird nicht ohne Verdruß die Bemerkung Sultan-Mohammed-Chans an einen im Hofcirkel anwesenden Perser gehört haben, der sich laut der Unabhängigkeit seines Vaterlandes von allem russischen Einflusse rühmte. Persien, meynte der Fürst, sey von Rußland eben so unabhängig, wie das Afghanische Fürstenthum Pischawer von Rendschit Sing, unfähig zu widerstehen und froh, sich durch Nachgiebigkeit und Verträge zu retten.

Die milde Frühlingsluft und das allmählige Verschwinden der Schneemassen in den obern Regionen um Kabul erinnerten endlich an die Weiterreise. Man mahnte zu noch größeren Vorsichtsanstalten, sich noch ärmer zu kleiden, den Charakter als Europäer dem gemeinen Volke allenthalben zu verbergen, und keinem zu trauen, der freywillig Dienste anbiete. Besonders rieth ein zu Pischawer in großem Rufe stehender Geistlicher, ja keinen

Heiligen als Begleiter mitzunehmen, ja sich nicht einmal irgend einem derselben anzuvertrauen, und besonders nirgend zu sagen, daß sie Engländer wären, weil man dieses Volk überall für intrigant und unermeßlich reich halte. *) Zugleich gab er Hrn. Burnes Empfehlungsschreiben an seine geistlichen Söhne, die Häuptlinge jenseits des Hindukusch, jedoch mit der Weisung, nur in der äußersten Noth davon Gebrauch zu machen. Sultan-Mohammed-Chan empfahl die Wanderer seinem Bruder, dem Fürsten von Kabul, und rieth wiederholt, über Kandahar nach Europa zu gehen und den Zug nach Bochara ganz aufzugeben. Nach einem rührenden Abschied von diesem gefühlvollen und menschlich gesinnten Häuptling wurde Pischawer verlassen und stromaufwärts in das Hochland gen Kabul gezogen. Den geraden Weg durch den Engpaß des Chaibar-Gebirges vermieden sie wegen des gesetzlosen und räuberischen Charakters dieses Afghanenstammes. Aber auch auf der andern Strasse längs dem von Kabul in den Indus herabrauschenden Strom mußten sie gleich am Eingange des Gebirges die Plünderhorde der Momunds bestechen, um ungehindert durchzukommen. Zweymal wurde auf Flößen über den reissenden Kabul gesetzt. Der Weisse Berg, der Ararat Afghanistans, mit ewigem Schnee bedeckt, in der Entfernung gesehen, und durch das armselige Dschelalabad hinauf in den Paß Gedamuk, der Gränze zwischen dem heissen und kalten Landstriche gezogen. Zu Nimla, drey englische Meilen jenseits des Hoch-Passes beginnt wieder milde Luft und Garten-Kultur in einem lieblichen Thale. Von dem noch tiefer liegenden, sechs Meilen langen Engpaß Luta-bend erblickt man in weiter Entfernung Kabul, wo sie durch Nabab Dschubbar Chan, den Bruder des Königs, eben so gastfreundliche Aufnahme wie zu Pischawer fanden.

Obgleich 6000 Fuß über dem Meer, ist das Hochthal von Kabul mit seinen unzähligen Frucht- und Blumengärten, mit seinem Grüne und seinen Blüthen während des Frühlings in ganz Orient als ein irdisches Paradies bekannt. Zu Lahor blühen die Bäume im Februar, im März zu Pischawer und Ende April zu Kabul. Trauben, Birnen, Aepfel, Quitten und Melonen dauern bis in May, und drey Monate des Jahres wird das Vieh mit Trauben gefüttert. Die Stadt mag an die 60,000 Seelen zählen; die Strassen wimmeln von Menschen und der Bazar mag an Pracht der Bauart und an Reichthum des Inhalts nach Burnes Meynung im Orient wenige seines gleichen haben. Wasserbäche — mit Maulbeerbäumen, Weiden und Pappeln beschattet, rinnen durch alle Strassen. Ueber alle diese Herrlichkeiten ragt Bala-Hissar, die Burg, hervor, einst der Sitz Baber-Chans, des Dichters, des Helden, des Gründers der Delhi-Monarchie in Indien. „Trink Wein auf der Burg zu Kabul, und laß den Becher kreisen für und für; die Luft ist entzückend, Berg, See, Stadt und Wüste zeigt sich dir zu gleicher Zeit“, lautet ein wohlbekanntes Trinklied dieses Fürsten.

Drey Wochen blieb Herr Burnes im Hause seines Gastfreundes, speiste zweymal bey Sirdar Dost Mohammed-Chan, Fürsten von Kabul und Bruder des Häuptlings von Pischawer; mischte sich allenthalben unter das Volk, sah, forschte, lernte und disputirte bey Hofe über Politik, Handel und Religion, über Europa und Asien, über England, Indien und China, und hatte seine ganze Wissenschaft und seinen geraden männlichen Sinn nöthig, um alle Fragen des eben so freundlichen als unterrichteten und wißbegierigen Fürsten zu beantworten.

(Fortsetzung folgt.)

*) In Aegypten, in Nubien ꝛc. werden reisende Europäer von den gemeinen Leuten häufig gefragt, ob es wahr sey, daß man in den Frankenländern Berge von massivem Golde finde, von welchen unter Aufsicht der Regierungen jedermann seinen Bedarf herabschlagen dürfe? —

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1830.

(Fortsetzung.)

Dieser Prozeß fällt ungefähr ins Jahr 745 (v. Chr.). Er war sehr böswillig, und trat als Kläger gegen viele vor Gericht auf. Ueberdieß verfaßte er Schmähschriften gegen die angesehensten Männer und Frauen in Rom. Dieß veranlaßte den Augustus, diese Schriften von Staatswegen zu vernichten und den Verfasser nach Creta zu verweisen. Dieß geschah im Jahre 761 (8), ein Jahr bevor Ovidius nach Tomi verbannt wurde. Unter Tiberius kam Cassius nach Rom zurück. Allein da er bald aufs Neue viele beleidigte, wurde er wieder nach Creta verwiesen. Da er auch jetzt noch auf die alte Weise fortfuhr, so wurde er im Jahre 777 (24) nach Seriphos, einer kleinen Insel verbannt, wo er in größter Armuth und im hohen Alter starb. Er hatte Reden herausgegeben, ferner ein Werk über Aegypten, das er dem Kaiser Tiberius gewidmet hatte; ferner ein Libell gegen Maecenas, ein Libell gegen einen Vitellius, worin er den Stammvater der Vitellier einen sutor veteramentarius nannte. Von andern Schriften hat sich keine Spur mehr erhalten. Wahrscheinlich schrieb er auch Epigramme; wenigstens nennen ihn die Scholiasten des Horaz, der die 6te Epode gegen ihn gerichtet hat, maledicus poeta.

Nun folgen die beyden Dichter, Cassius Etruscus und Cassius Parmensis. Ein dritter Dichter Cassius Severus kommt in der Schrift des Appuleius de Orthographia vor; allein da diese nach der trefflichen Prüfung des Prof. Madwig unächt ist, so hat auch ein solcher Autor nicht die geringste Autorität. Viele glaubten, Cassius Parmensis und Cassius Etruscus sey der gleiche Dichter. Allein Horaz, der beyde erwähnt, spricht von beyden so verschieden, daß die Verschiedenheit der Person dadurch erwiesen wird. Von Cassius Etruscus spricht er Satir. 1. 10, 50. und zwar sehr verächtlich, indem er sagt, er habe so schnell und so viel Verse geschrieben, daß seine Gedichte hinreichten, die Stelle des Holzstosses bey Verbrennung seines Leichnams zu vertreten. Die Scholiasten berichten, Cassius Etruscus Parmensis sey ein schlechter Dichter, der so elendes Zeug geschrieben habe, daß der Senat seine Gedichte mit der Leiche verbrennen ließ; auch habe er einen Thyestes geschrieben. Nun ist es unmöglich, daß der Einwohner von Parma Etrusker genannt werde: denn Parma gehörte nie zu Etrurien. Ebenso beruht die Nachricht der Scholiasten, daß die Gedichte des Cassius auf Befehl des Senates verbrannt worden seyen, auf einem Irrthum; sie verwechselten die Schriften des Redners Cassius Severus, welche Augustus öffentlich verbrennen ließ, mit den Gedichten des Cassius Etruscus. Die Nachricht, daß Cassius Etruscus Parmensis ein Trauerspiel Thyestes geschrieben habe, darf nicht auf Cassius Etruscus, sondern auf Cassius Parmensis bezogen werden, dessen Thyestes auch anderwärts erwähnt wird.

Wir gelangen nun zu Cassius Parmensis. Horaz erwähnt ihn in der Epistel 4. lib. 1., die an Tibullus gerichtet ist. Er frägt denselben, was er arbeite, ob er etwa den kleinen Gedichten des Cassius Parmensis nacheifere und dieselben zu übertreffen suche. Die Stelle des Horaz zeigt klar, daß er die Gedichte des Cassius nicht für gering hält, sondern würdig, daß Tibullus mit denselben wetteifere. Die Scholiasten erzählen, dieser Cassius habe sich in mehreren Gattungen der Dichtkunst ausgezeichnet, nämlich in der Elegie und im Epigramm. Er habe im Heer des Cassius und Brutus die Stelle eines tribunus militum bekleidet, und habe nach dem Tode jener Männer sich nach Athen begeben. Q. Varus habe nun von Augustus den Auftrag erhalten, ihn zu Athen aus dem Wege zu räumen. Dieser fand ihn in seinem Studierzimmer, tödtete ihn und raubte seine Gedichte. Daher entstand die Vermuthung, als Q. Varus einen Thyestes herausgab, er habe ihn aus dem Nachlaß des Cassius sich zugeeignet: denn Cassius hatte viele Trauerspiele geschrieben. — Man muß gestehen, daß, wenn man sämmtliche Nachrichten der Scholiasten über Cassius Etruscus und Parmensis zusammenstellt, man keine Einheit herausbringt, so daß es gerathener ist, beyde Dichter als zwey verschiedene Personen anzuerkennen. Auch lassen sich die beyden Stellen des Horaz nicht auf den gleichen Mann beziehen; denn in der einen spricht er aufs Geringschätzigste von den Gedichten des Cassius Etruscus, in der andern voll Freundschaft und Achtung für die Poesien des Cassius Parmensis, da beyde Anhänger des Brutus und Cassius waren, und gleichen Rang in der Armee einnahmen. Cassius Parmensis war unter der Zahl der Mörder des Cäsar. Nach der unglücklichen Schlacht bey Philippi schloß sich Cassius Parmensis an Sext. Pompeius an und setzte den Krieg gegen Cäsar Octavianus fort.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Die Engländer haben allerdings Ursache, sich über Afghanistan und seine Bewohner, über Regierungsform, Staatsgrundsätze und Hülfsmittel, über Handel, Neigung, Reichthum und Bedürfnisse, so wie über Vergangenheit und Zukunft dieses Volkes genaue und vollständige Kenntnisse zu verschaffen, da Sicherheit und ferneres Gedeihen des Hauptnerves englischer Weltmacht nicht dem kleinsten Theile nach durch die Schicksale, Kraft und Bestand der Afghanen bedingt ist.

Dieses Volk sitzt dicht vor dem natürlichen Wassergraben Hindustans und erfüllt das ganze breite Bergland senkrecht vom Hindukusch bis hinab in die ungangbaren Sandwüsten Beludschistans. Alle Strassen und Engpässe, um aus Persien und der Tartarey, aus Iran und Turan, an den Sindstrom zu gelangen, sind in seiner Hand. Feinde und Rivalen der Perser und der diese letztern gegen Afghanistan fortstossenden Moscowiten, sind sie durch den Drang der Umstände und gleichsam durch die Natur selbst Freunde und Bundesgenossen der Engländer, in deren Interesse es niemals liegt, Afghanistan zu unterjochen, da ihr Vortheil sie lehren wird, am Indus still zu stehen und die Afghanen in eine lebendige Vorpostenlinie gegen ihre vom Kaukasus heranziehenden Nebenbuhler umzuschaffen. Denn zu dieser Stunde wagt es niemand mehr, die der englischen Herrschaft in Indien von Europa her auf dem Landwege drohende Gefahr als eine Unmöglichkeit, als ein Mährchen zu behandeln, wie man es lange gewohnt war. Aus der historischen Zeit haben wir kein Beyspiel, daß sich Indien eines Angriffes auf seiner Abendseite erwehrt hätte. Die erste etwas genauere Kunde über Volk und Land der Afghanen erhielt man eigentlich erst durch Elphinstone, der im Jahre 1809 lange als Gesandter der Indischen Compagnie zu Pischawer lebte und — ohne das Innere selbst bereist zu haben — über die Geschichte des Volkes und die Natur der Landschaft und ihrer einzelnen Stämme nach mündlichen Aussagen und Persischen Handschriften sein berühmtes Werk über das „Königreich Kabul“ zusammentrug, zu welchem alle jene, die seit jener Zeit über Afghanistan schrieben, ihre Zuflucht nahmen, und auf welches auch Herr Burnes in seinem Reisebericht häufig die Leser verweiset. Denn Herr Burnes giebt in seinem Buche nur das, was er selbst gesehen hat, und was ihm persönlich begegnet ist; er bindet sich an keine Ordnung, an kein systematisches Aneinanderreihen gleichartiger Dinge; erzählt und beschreibt, was er Tag für Tag gethan und beobachtet hat; sein Bericht ist die Chronik eines Mannes von Geist und Weltkenntniß, der seine Landsleute über wesentliche Interessen belehren, nicht aber ein Buch nach den Foderungen der Grammatiker und Stylkünstler verfassen wollte. Uns scheint, der lange Aufenthalt dieses klugen und unterrichteten Privatmannes zu

Pischawer und Kabul, seine langen und aller diplomatischen Förmlichkeiten, Schwänke und Lügen entkleideten Unterredungen mit Personen vom höchsten bis zum niedrigsten Rang, haben in dem von Europäischer Kultur noch unberührten Afghanenlande tiefere Spuren zurückgelassen, kräftigere Saat ausgestreut und der englischen Macht in Indien größere Vortheile gebracht, als eine Menge, mit Pracht und gegenseitigem Mißtrauen unterhaltener Gesandtschaften von Staatswegen. Auch wissen wir anderswoher, *) daß Mohun Lal, ein junger in Indien geborner und zu Calcutta gebildeter Afghane, damals in Burnes Gesellschaft und nun bey der neuen englischen Mission in Kabul, durch seine Kenntnisse und vollendeten Manieren an den Höfen dieses Landes allgemeine Bewunderung erregte. Durch ihn und seinesgleichen lernten die Afghanen England und die zauberischen Wirkungen seiner Macht und seiner Künste besser kennen, als durch den Pomp zahlreicher Ambassaden. Deßwegen gibt auch Dr. Gerard den Rath, diesen günstigen Eindruck zu benutzen, und die Afghanische Jugend nach Indien zu ziehen, damit man sie nicht auf Zureden der Perser zur Bildung nach Rußland sende. Wißbegierde und unersättliches Verlangen, alles zu lernen und aufzunehmen, was an dem Europäer vortheilhaft scheint, ist dem Afghanen allgemein zugestanden. Ihre Mängel gehören einerseits der herrschenden Religion, wie anderseits ihre politischen Untugenden einem übermäßigen Streben nach persönlicher Freyheit. Mohammedanismus hält sie, wie alle seine Bekenner, in einem Cirkel gefangen, mit unveränderlichen Sitten und einem Wissen aus einem andern Zeitalter, ohne Philosophie und Geschichte. Falsch sind sie nicht, wohl aber neidig und dem Müßiggang ergeben, wie die alten Germanen, mit welchen sie außer Neid, Arbeitsscheue und Freyheitsliebe noch manchen Zug politischer Einrichtung gemein haben. Denn nach Elphinstone (II. 19.) herrscht in einigen Gegenden Afghanistans die Sitte, daß die Gemeinden ihre Aecker nur auf eine gewisse Zahl von Jahren zum Anbau erhalten, und sie dann mit anderen vertauschen, damit Frucht- und Unfruchtbarkeit gleich vertheilt werde. In einigen Thälern geschieht dieser Wechsel Jahr um Jahr (arva per annos mutant. Tacit Germ.); oft Hof gegen Hof, Dorf gegen Dorf. Nervicht und rüstig sind die Afghanen ebenfalls, weil sich die Geschlechter — nach altdeutscher Sitte auch erst nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre nähern. *)

Gemeinsinn wird man freylich vergeblich bey einem Volke erwarten, welches den höchsten Grad öffentlicher Glückseligkeit darin setzt, daß „Jedermann die Frucht seines eigenen Feldes esse, und niemand irgend etwas mit seinem Nachbar zu thun habe.“ In einem solchen Lande können nur kleine Republiken, oder kräftige und consequente Despoten bestehen! Dieser dem Aufkommen einer starken öffentlichen Macht entschieden widerstrebende Volkscharakter erklärt es auch, wie eine kriegerische, zahlreiche und im Hauptgebirgsstocke zwischen Hindustan und Iran sitzende Nation seit undenklichen Zeiten ohne merkliche Aenderung der Besserung ihres inneren Zustandes blieb, immer fremdem Einfluße erlag und mit Ausnahme des eben verwichenen Jahrhunderts in der Weltgeschichte eine unbedeutende Rolle spielte. Den großen Eroberern Asiens leisteten sie jederzeit nur geringen Widerstand, blieben aber dabey dennoch gefährliche Unterthanen. Afghan ist ihr Name bey den Persern, die arabischen Geographen aus den Zeiten des Chalifates nennen sie Suleimani (Salomonier), sie selbst aber heißen sich „Beni Israel“ (Kinder Israel) und wollen

*) Asiatic Journal, tom. 14; pag. 171, 248 u. 259. (Asiatic Intelligence).

*) Intra annum vero XX. feminae notitiam habuisse, in turpissimis habent rebus. Caesar. VI. 21).

Nachkommen der von Nabuchadnezar nach Gour verpflanzten Juden seyn. Wenigstens führen die Häuptlinge alle ihre Geschlechtsregister auf Saul, David und Salomon zurück. Elphinstone bestreitet den historischen Gehalt dieser einheimischen Ueberlieferung, weil die Afghanensprache, das sogenannte Puschtu, nicht die leiseste Spur hebräischer Elemente zeige. Burnes und Malcolm aber halten eine Verwandtschaft der Afghanen mit den Juden nicht für unwahrscheinlich, weil Blick und Gesichtszüge dieser beyden Völker eine auffallende Aehnlichkeit haben, und auch das Mosaische Gesetz, daß der jüngere Bruder die Wittwe des ältern heyrathen müße, beyden gemein sey. Wenn wir auch noch beyfügen, daß das Wort Afghan (أفغان) im Persischen Klage (lamentatio) bedeute und eine Anspielung auf das Schicksal der verwiesenen Stämme seyn könnte, so würde der kritische Leser hierin nur eine leere morgenländische Spielerey und im Ganzen nichts Gründliches und Entscheidendes erblicken, um die bey den Afghanen herrschende Tradition zur historischen Wahrheit zu erheben. Nur soviel ist gewiß, daß die Berg-Provinz Gour zwischen Kandahar und Kabul Ursitz dieses Volkes ist, von wo es sich nach allen Richtungen, besonders aber in das noch zur Chalifenzeit*) von Hindu besetzte Kabulthal so wie auf die ganze Thaleinfassung des rechten Sindufers ausdehnte. Dieser Umstand nicht weniger, als die seit Elphinstone bis Burnes gesammelten Notizen über Configuration der Gourthäler, der Suleimansgebirge, Volksstämme und deren Sitten verdienen eine vorzügliche Aufmerksamkeit, weil es nur auf diesem Wege möglich ist, einiges Licht über Alexanders Heerzug von Balch bis an den Indus zu verbreiten**). Die Flüsse Koph, Gour, Choasp und Euaspla; die Landschaften Gour, Acadera Basira und Assakan; die Lage des Felsens Aornos und der Städte Massaga, Arigäon, Basira, Embolima, Nysa, Ora und Dyrta, welche Alexander berührte, sind trotz aller vorausgegangenen gelehrten Untersuchungen noch immer in der alten Dunkelheit. Für die vorgenannten Flußnamen lernt man aus Herrn Burnes Reisebericht gar nichts. Nur Bazira mit dem benachbarten Aornos erkennt er in den heute noch lebenden Benennungen Badschaur und Naogi in der Gegend von Dschelalabad auf der Wasserscheide zwischen Pischawer und Kabul. Von Alexandria im Gebirge Paropamisus (Bamian im Hindukusch) rückte, nach Arrhian, das macedonische Herr an den Fluß Kophes, von dessen Ufern es in zwey Abtheilungen und auf zwey verschiedenen Wegen erobernd fortzog und nach einer Trennung von mehreren Wochen endlich in der Landschaft Peukaleotis am Indus wieder zusammenstieß.

Mit der einen Hälfte zog Häphestion in gerader Richtung an den Indus hinab, um für Herstellung einer Brücke zu sorgen. Die andere führte Alexander selbst gegen die rauhen und schwerzugänglichen Gebirgsländer der Guräer, der Aspasier und der Assakanen, eroberte die Städte Andaka, Arigäon, Masaga, Basira, Ora und Ekbolima nacheinander mit Gewalt, Nysa aber durch freywillige Unterwerfung. Als Anfangspunkt dieser den Indus-Uebergang vorbereitenden und sichernden Gebirgskämpfe erkennen alle Nachrichten übereinstimmend den Fluß Kophes, welcher als Hauptwasserstrasse alle von den Macedoniern berührten Flüsse und Bäche jenes Berglandes aufnimmt und dem Indus zuführt und bey den Afghanen heute den Namen Kabul trägt. Offenbar zog Hephästion durch dieses Flußthal als den geradesten Weg an den Indus hinab, sowie Herr Burnes durch ebendasselbe von Peschawer nach Kabul heraufgekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Ibn Haukal.

**) Siehe Arrhian lib. IV. cap. 22 bis 30.

De Lucii Varii et Cassii Parmensis Vita et Carminibus scripsit Augustus Weichert. Grimae impensis Jul. M. Gebhardt. 1836.

(Schluß.)

Als im Jahre 718 Sextus Pompeius von Antonius geschlagen wurde, ging er zu Antonius über im Jahre 719. Er blieb in seinem Gefolge bis nach der Schlacht bey Actium. Jetzt irrte er herum, und als Augustus sich aus Griechenland nach Asien entfernt hatte, um die Unternehmungen des Antonius leichter zu stürzen, ging er nach Athen. Wie sehr er aber wegen der bekannten Rachsucht des Octavianus damals für sein Leben zitterte, beweist die Anecdote, welche Valerius Maximus I. 7, 7. aufbewahrt hat, wie er Nachts von einem Gespenst, das ihm den Tod drohte, geängstigt worden sey. Octavian ließ ihn zu Athen aufsuchen und tödten: er war der letzte Verschworne gegen Cäsar, der noch am Leben geblieben war. Dieß geschah wahrscheinlich im Jahre 724.

Cassius Parmensis hat Trauerspiele geschrieben. Wir kennen seinen Thyestes und Brutus. Varro erwähnt den letztern, denn die Meinung mancher Gelehrten, daß Varro in seinen Büchern de Lingua latina keinen Zeitgenossen erwähne, ist gar zu wunderlich, und ist so leicht zu widerlegen, daß es wahrlich unbegreiflich ist, daß selbst der neueste Editor diese Ansicht der Beachtung werth hielt. Sind Matius und C. Aelius, wie W. mit Recht frägt, ja selbst Accius, setze ich hinzu, ferner Valerius Soranus, Lucretius, Sulpicius Rufus, Mallius, Cornelius, Hortensius, C. Annius Cimber, Procillus, welche sämmtlich erwähnt werden, nicht seine Zeitgenossen? Daß Cassius den alten Brutus, der den stolzen Tarquinius vertrieb, zum Gegenstand einer Tragödie wählte, stimmt ganz zu seiner politischen Ansicht. Er war Republikaner und trat unter die Verschwornen gegen Cäsar. Auch Varro mochte großes Wohlgefallen an diesem Trauerspiel haben: denn auch er stand Cäsar immer feindselig gegenüber. Cassius Parmensis schrieb auch Epigramme. Ein Fragment derselben steht bey Quintilian 5, 11, 24. und muß nach dem Asclepiadischen Metrum geschrieben werden:

queis istum faciem lanipedis senis
torquens etc.

Vielleicht gehören ferner mehrere Epigramme auf Augustus, die Suetonius Aug. c. 70 erwähnt, dem Cassius zu, z. B. das, welches anfängt:

Cum primum istorum conduxit mensa
choragium

(Wie W. liest statt choragum); ebenso das, welches lautet:

Postquam bis classe victus naves
perdidit,
Aliquando ut vincat, ludit assidue
aleam.

Ferner ist ein Bruchstück eines Briefes an Octavian übrig, voll beissenden Spottes. Diese Briefe und Epigramme über Augustus sind wohl zu Alexandria, wo Cassius mit Antonius lebte, geschrieben worden. Es existirte ferner ein Briefwechsel des Cassius mit Antonius. In der Briefsammlung des Cicero ad Div. XII. 13. ist ein Brief eines Cassius an denselben: mehrere Gelehrte schrieben ihn dem Cassius Parmensis zu, W. aber findet ihn der Person und dem Character desselben nicht angemessen.

In früherer Zeit wurde von mehreren Gelehrten dem Cassius Parmensis ein kleines Gedicht, Orpheus, beygelegt, das, wie jetzt bekannt ist, den Antonius Thyleisius zum Verfasser und nicht den geringsten Theil antiken Sinnes hat.

Bey den Biographien sind mehrere Exkurse angehängt, welche Untersuchungen über viele römische Schriftsteller enthalten, und daher für die litterarische Geschichte wichtig sind. Vor allen ist vortrefflich der Exkurs über Torquatus, an den Horaz Od. VI 7. und Epist. 1. 5 geschrieben hat. Früher zählte man diesen Torquatus zu den Manlius Torquatus und beging manchen Fehler, da man denselben schon in Cicero's Brutus zu finden meynte. Diesen Irrthum widerlegt W. und beweist, daß Nonius Asprenas Torquatus zu verstehen sey.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332.

Erster Artikel.

(Schluß des ersten Artikels).

Die Frage ist nur, welche Richtung der zweyte Heerestheil unter Alexanders persönlicher Führung genommen habe? Nach Mannert, der unter Arrhians geographischen Commentatoren eine der vorzüglichsten Stellen einnimmt, blieb Alexander mit seiner Abtheilung im Kabulthale, griff nur die Bergvölker links und rechts der Heerstrasse an, ja eigentlich gar nur die Stämme nördlich am Wege, d. i. am südlichen Abhange des Hindukusch. „Die modernen Flußnamen Kabul, Nilab und Attok seyen der Kophes der Alten, der bey Arrhian auch Guräus, bey Ptolemäus Suastos, bey Curtius und Strabo aber Choaspes heiße.“*) Bey unserer mangelhaften Kunde Afghanistans ist es freylich noch nicht möglich, die macedonischen Querzüge dieser Gegend vollständig zu erklären. Stellt man aber die Notizen zusammen, welche man bey Ibn Haukal, Arrhian und Elphinstone über das heutige Afghanenland findet, so ist man berechtigt, gerade das Gegentheil von Mannerts Lehre anzunehmen, und die Operationslinie des königlichen Heertheiles auf die rechte Thalseite zu versetzen und in einen weiten Halbbogen auszudehnen, welcher in der Nähe des heutigen Kabul, auf der Wegscheide der drey Strassen von Balch, Kandahar und Attok beginnt und unfern der Mündung des Kabulbaches am Indus schließt. Hephästions Abtheilung hatte zu diesem Halbbogen die Sehne beschrieben. Ursitz und Kern des Afghanenlandes, sowie einige der vorzüglichsten Stämme, deren Benennung bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben ist, wurden damals durch Alexander in Person unterjocht. Oder was sind denn Arrhians *Γουραῖον*, *Ἀριγαῖον*, *Βάζιρα*, *Ἐμβόλιμα*, *Νύσα*, *Ἀσσακανοί*, und Curtius Acadera anderes, als das heutige Gour, Arghan, Bezir, Bolan, Ghisna, Hassanchan und Dschadera? lauter Gegenden, Orte, Stämme und Dynasten Afghanistans in der oben angedeuteten Richtung. Gour — nach Ibn Haukal die äußerste Provinz des Islam — gränzt mit seiner Ostseite schon an die Hinduländer, wohin die vor den Glaubenskriegen Sultan Mahmuds von Ghisni lebenden Geographen Asiens noch Stadt und Thal von Kabul rechnen. „Gour“, schreibt Haukal, „ist ein Bergland, wohl bewohnt, voll Quellen, Gärten, Bäche, starker und uneinnehmbarer Städte.“*)

*) Mannert, Geographie Asiens.

*) غور مملكة وغلبها جبل عامرة
ذات عيون وبساتين ونهار وبلاد
حصينة منيعة,

gour memleket ve galbeha dschebel âmiret zat âjun ve besatin ve nehar ve belad hasine meniah.

Siehe Ibn Haukal, Abulfeda, Fundgruben des Orients.

Aus dieſer Gegend kommt der unweit Ghiſni vorüberfließende Hauptarm des Kabul, (bey Arrhian hier *Χόης* genannt), an welchem Alexander hinaufzog, einen rauhen, gebirgigen Weg, mit großer Müheſeligkeit gegen Gouriäer, Aſpaſier und Aſſakanier, *προυχώρει ἐς τῶν Ἀσπασίων τε καὶ Γουραίων χώραν, καὶ Ἀσσακανῶν· πορευθεὶς δὲ παρὰ τὸν Χόην καλούμενον ποταμόν, ὀρεινήν τε ὁδὸν, καὶ τραχεῖαν καὶ τοῦτον διαβὰς χαλεπῶς* etc. (Arrhian. IV, 23). Dieſes auf drey Seiten von Choraſan umſchloſſene Gour verwechſelt Mannert mit einem zweyten Gour, welches in den Schluchten des Parapamiſus (Hindukuſch) liegt, ſein Waſſer ſchon nordwärts in den Oxus hinabſendet und von den morgenländiſchen Geographen zu Turkeſtan gerechnet wird. Alexander war aber ſchon auf der Südſeite der Bergkette, *ὑπερβαλὼν δὲ τὸν Καύκασον*, als er gegen die Bewohner von Gour zog.

In Arrhians *Ἀριγαῖον* erkennt man deutlich Stadt und Diſtrikt des heute noch beſtehenden Arghan oder Erghan. Dieſes kleine von ſtreitbaren Tadſchick bewohnte Ländchen hat den großen Afghanenſtamm Veſir und Dſchadera zu Nachbarn; auch die Stadt Ghiſni liegt in ſeiner Nähe. Auf dieſen Umſtand muß die Kritik großes Gewicht legen, weil Alexander nach Bezwingung von Gour und einer Maſſaga genannten Stadt ſich unmittelbar gegen Baſira wandte, in deſſen Gebiete die berühmte Felſenfeſtung *Ἄορνος* und das ebenfalls ſtarke *Ἐμβόλιμα* mit dem bey Curtius genannten Acadera lag. Die Afghaniſchen Veſir (*Βαζιρα*) aber bewohnen nach Elphinſtone (II, 186) einen weitläufigen Landſtrich auf 100 engliſche Meilen ſüdlich vom Sefid-Koh (Weiſſenberg), voll Steilſeiten und Berge mit Fichtenwäldern. Dieſen Sefid-Koh ſah Herr Burnes in großer Entfernung auf der rechten (ſüdlichen) Seite des Kabulbaches, und eben daſelbſt, ſagte man ihm, ſey auch die natürliche Felſenburg Naogi (*πέτρα Ἄορνος*), mit einem fruchtbaren und quellenreichen Plateau und einem einzigen Engpfade als Zugang, ungefähr 20 engliſche Meilen vom heutigen Dſchelal-abad. Stimmen dieſe Angaben nicht vollſtändig mit Arrhians Nachrichten zuſammen?

Auch die Städtenamen Bazir, Sirmaga, Bolan nannten die Afghanen Hrn. Elphinſtone in derſelben Gegend.

Auch der Name Spaſta (*Ἀσπάσιοι*) findet ſich heute noch im Süden Afghaniſtans. Aus Ghiſni غزني, deſſen erſter Buchſtabe einer griechiſchen Kehle unausſprechbar iſt, machten die Macedonier *Νύσα*, deſſen ſpätere Geſchichte wohlbekannt und deſſen Lage nur zwanzig Wegſtunden ſüdlich vom heutigen Kabul iſt. Weitere und gründlichere Aufklärung der obengenannten Kapitel Arrhians iſt nur von den Engländern zu erwarten, wenn ſie einmal als Bundesgenoſſen und Helfer gegen die unter ruſſiſchen Fahnen ſtreitenden Perſer in den Gebirgen Afghaniſtans ebenſo einheimiſch ſind als im indiſchen Rohilkend und Himelaya. —

Vergleicht man übrigens die ſtatiſtiſchen Notizen der Herrn Elphinſtone und Burnes über das heutige Afghanenland mit dem was uns die Griechen aus Alexanders Zeitalter über daſſelbe Volk erzählen, ſo wird das oben gefällte Urtheil über den Charakter deſſelben nur beſtätiget: der Afghane will nicht dulden, daß die öffentliche Macht erſtarke und mit der Kraft die Angelegenheiten der Nation zum gemeinen Beſten lenke. Local-Autorität, Ariſtocratie der Geſchlechter und individuelle Freyheit gelten ihm als erſtes Geſetz.

Trotz ſeines kriegeriſchen Sinnes wird dieſes Volk dennoch auf die Dauer keine große Rolle ſpielen, wohl aber jederzeit ein großes Gewicht in die Wagſchale jener Macht legen, die es verſteht, ſeine Neigung und ſeinen Arm zu gewinnen.

Die glänzenden Siege der in den Annalen des Orients (vom 10—13 Jahrh.) berühmten Dynastien von Ghisni und Gour wurden vorzugsweise durch Afghanische Soldaten erfochten. Deßwegen würden die Engländer klüger thun, um die Gunst der Stammhäuptlinge und Tetrarchen Afghanistans zu buhlen als ihre Schätze und diplomatischen Künste allem Anscheine nach nutzlos am persischen Hofe zu verschwenden. Auch Herr Burnes findet zur Hütung der Strasse nach Indien und zur Verbreitung britischer Manufakturen den König von Kabul geeigneter als den Schach von Teheran. Und hätte man aus Indien nur die Hälfte des Goldes, mit welchem man sich ein disciplinirtes Herr in Aderbaidschan erkaufen wollte, unter die Afghanen-Häuptlinge vertheilt, so hätte man sich großen Aerger und noch größere Beschämung erspart, für die Sicherheit Indiens aber am besten gesorgt. Die correkten politischen Ansichten im Reisebericht des Hrn. Burnes werden ihre Wirkung am gehörigen Orte gewiß hervorbringen.

Es sey hier nur im Vorbeygehen angemerkt, daß dieses zahlreiche und kriegerische Gebirgsvolk seit Alexanders Zeiten nicht länger als 76 Jahre die Wohlthaten einer vaterländischen Monarchie genossen, nach deren Zertrümmerung in unsern Tagen (1818) das alte Spiel des Neides und der Zwietracht begann. Die Schicksale dieser Durani-Monarchie (denn dies ist der Name des herrschenden Stammes) in ihrer Gesammtheit sowohl, als in ihren Trümmern findet man bey Herrn Burnes in einem besondern Abschnitte seines Werkes (Vol. II, S. 299—345) theils nach Elphinstone, theils nach eigenen Forschungen in Kürze zusammengestellt. Stolz und Undankbarkeit des letzten Königs hatte die herrschende Familie gestürzt und ihre Nebenbuhler erhoben. Erstere irret flüchtig in Indien herum, genießt Kostgeld und Schutz bald der Engländer, bald der Seik, erneuert von Zeit zu Zeit den Versuch, die verlorne Macht wieder zu gewinnen, und liefert einen frischen Beweis, um wie viel es schwerer sey, ein gefallenes Königshaus zu restauriren, als ein neues zu gründen. Nur das durch Perser und Russen jezt bedrohte Herat auf der Westseite des Landes verblieb einem Prinzen der abgesetzten Königsfamilie, deren Unglück ihn aber doch nicht zu bessern vermochte. Alles übrige zerriß die neue Dynastie in die drey von einander unabhängigen Reiche Pischawer, Kandahar und Kabul, von welchen ersteres das kleinste und fruchtbarste, aber schwächste, — das zweyte das weitläufigste, — Kabul aber das stärkste ist. Die Herrscher sind Brüder, aber uneinig und könnten nur durch gemeinsame Gefahr bedroht ihrer Zwietracht Gränzen setzen. Hr. Burnes lernte nur die von Peschawer und Kabul durch persönlichen Umgang kennen. Dost Mohammed-Chan, edel, unterrichtet, fein und gerecht befolgt gewissenhaft die Konstitution des Koran, nimmt folglich nur $2\frac{1}{2}$ pCt. von fremdem Gute und verbietet sich und andern den Wein, den er selbst liebt und früher auch getrunken hat. Kabul, sein Land, hat gute Strassen, aber mehr Früchte und Gärten als Getreide, und im Winter theure Nahrung und Kleidung. Schließlich bemerkt Hr. Burnes, daß er an Dost Mohammed-Chan bey allen seinen vorzüglichen Eigenschaften doch weniger Herzlichkeit, dagegen aber mehr Verstand als beym Fürsten zu Pischawer gefunden habe; auch sey die Herrschaft dieses letztern bey all seiner Herzensgüte für die Unterthanen dennoch drückend.

Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermannus philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. P. P. O. Car. Herm. Funkhaenel philos. Dr. Gymnas. Nicolait. Lips. Coll. III. Volumen. I. Fasc. I. Praefatus est Godofredus Hermannus. Lipsiae sumptum fecit et venumdat Koehleriana libraria MDCCCXXXVI. XXX. 208.

Von den zur Zeit an allen vorzüglichen Universitäten errichteten philologischen Seminarien hat die griechische Gesellschaft unter Hermanns Leitung in Leipzig sowohl durch den Ruhm des Vorstandes, als durch die Tüchtigkeit der vielen daraus hervorgegangenen Männer die größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Entstanden aus dem wechselseitigen freyem Triebe des Lehrens und Lernens, dann später (1805) öffentlich anerkannt und dotirt, ist sie beynahe vierzig Jahre in ihrer Eigenthümlichkeit sich gleich geblieben und sichert dem Gründer des Instituts, das er mit besonderer Vorliebe leitet, wie für die Gegenwart den innigsten Dank, so für die Zukunft das theuerste Andenken aller ehemaligen Theilnehmer. Diese allgemeine Hochachtung erregte bey den Herausgebern des angezeigten Werkes den Wunsch, durch Beyträge aus dem Gebiete des Alterthums von den einstigen Mitgliedern auch ein öffentliches Denkmal zu errichten, und die Bereitwilligkeit, mit der viele sogleich ihr Versprechen gelöst hatten, machte es möglich, mit dem Drucke sofort zu beginnen. Sechs Abhandlungen liegen in diesem ersten Hefte vor und enthalten manches schätzenswerthe zu den griechischen Dichtern, zu Plato, Polybius, Pausanias, Cäsar, Tacitus. Eine größere Uebereinstimmung in Inhalt und Form würde die Richtung und Eigenthümlichkeit des Institutes mehr bezeichnen; ein mäßiger Band konnte die sämmtlichen Beyträge umfassen und eine erfreuliche Fax critica, wie sie noch nicht vorhanden ist, liefern; doch die Abwechslung giebt den Verfassern die Freyheit, nach individueller Kraft und Neigung zu verfahren, und vermeidet zugleich allen Schein des Partheystrebens einer bestimmten Schule. Nicht die gelieferten Abhandlungen zu würdigen ist unsere Absicht, dieß wird erst nach völligem Abschlusse zweckmäßig und sey Blättern vom Fache überlassen, nur auf die vom Gründer der Anstalt vorausgeschickte inhaltsvolle Vorrede, welche das in der griechischen Gesellschaft beachtete Verfahren mittheilt, wünschten wir die Aufmerksamkeit zu lenken; sie ist, da Exegese und Kritik den Inhalt der Philologie bilden, über erstere aber bey anderer Gelegenheit das erforderliche vorgetragen war,*) eine nothwendige Ergänzung; in ihr tritt, was die Veranlassung der Vorrede rechtfertigt, auch das persönliche des Verfassers, seiner Lehrer und Schüler mehr als irgendwo hervor. Mit liebenswürdiger Naivität wird von ihm erzählt, wie er anfangs für Jurisprudenz bestimmt, von dem trefflichen W. Reiz für das Studium des Alterthums gewonnen, dann durch einen Zufall zur Kantischen Philosophie geführt, stets mit Eifer sich dieser hingegeben und sie als vorzügliches Hülfsmittel für seinen Zweck angewendet habe; am sichtbarsten zeigen dieß die Bücher de emendanda ratione graecae grammaticae, und der theoretische Theil der Metrik, in denen die rationelle Begründung des Faktischen aus den Principien jener Philosophie geschöpft ist. Zweck aber war das richtige Verständniß der griechischen Sprache, die Grammatik, als Grundlage aller Kenntniß des Alterthums. Was Herrmann auf diesem Gebiete geleistet hat, ist allgemein anerkannt; er ist es, der auf Entwicklung und Bedeutung der einfachsten Wörter, wie der complicirten Sätze, auf Unterscheidung der Zeiten, Dialecte und Verfasser hingewiesen und die zahllosen Fehlgriffe und Irrthümer vor ihm, allmählig, aber für immer entfernt hat. **)

*) Regii Seminarii philologici instaurationem indicit Director Godofredus Hermannus. Inest dissertatio de officio interpretis. 1834.

**) Pag. XI. His igitur studiis (philosophiae) quum judicium acuissem multaque simul et assidua lectione antiquorum eum essem usum assecutus, ut offenderer, si quid non recte aut insolenter dictum esset, indignabar, quod quamcunque partem antiquitatis attingerem, plurima incerta, falsa, inepta, atque adeo sanae rationi repugnantia tradi viderem. Cujus rei causam quum in eo positam esse animadverterem, quod scripta veterum vel perperam vel non satis intellecta essent: non est enim intelligere scire de qua re sermo sit et quid in universum dicatur, nisi omnem dictorum veritatem ac vim recte ac penitus perspicias: omne studium eo contuli ut linguarum rationem usumque scriptorum quam possem certissime explicatum haberem. Pudebat enim quod, quum sensu quodam lectione comparato viderem quid recte aut secus diceretur, tamen neque ipse harum rerum rationem reddere possem, ab interpretibus autem ea afferentur, quae partim non satisfacerent, partim aperte falsa ac perversa essent. Tempora verborum, modi, formae gentium vel scribendi generum diversitate discretae, particulae, quarum vis explicatu difficillima est, sed maximum ad justam interpretationem momentum habet, haec omnia spissis tenebris involuta mirisque perturbata erroribus inveniebam. Quae quum illustrare, expedire, explanare conatus essem, multis haec, quod nova et inaudita essent, falsa videbantur, nec mirum qui aegre ferrent se ex consuetae socordiae somno excitari, erepta facilitate omnia pro lubitu interpretandi. Sed harum rerum pleraeque omnes paullatim ita sunt approbatae, ut, quum olim vel doctis nova acciderent, hodie ea ne a pueris quidem ignorari velimus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, in the Imperial Library of Vienna, in the Vatican Library, in the Borgian Museum at Rome, in the Library of the Institute at Bologna, and in the Bodleian Library at Oxford; together with the Monuments of New Spain by M. Dupaix, with their respective Scales of Measurement and accompanying Descriptions. The whole illustrated by many valuable inedited Manuscripts. By Augustus Aglio. 7 Vol. imperial Folio. London: Aglio. Newmann Street, and Whittaker and Comp. 1830 — 1836.

Auch die Königliche Hof- und Staats-Bibliothek zu München, welche in der neuesten Zeit so viele wichtige und schätzbare Bereicherungen aus England erhalten hat, besitzt dieses höchst prachtvolle Werk, das mit kolorirten Abbildungen 175, mit schwarzen 120 Pfund Sterling kostet, und nach Vollendung des achten Bandes, der noch in der Presse ist, unstreitig eine der colossalsten Unternehmungen genannt werden kann, die je von einem Privatmanne auf dem Felde der Literatur gemacht worden ist. Referent, der so glücklich war, dieses nur Wenigen zugängliche Werk unter den Händen zu haben, macht es sich um so mehr zur Pflicht, darüber zu berichten, als bis jetzt nur wenige Darstellungen vom Inhalte desselben erschienen sind.

Wie der Titel angiebt, ist dieses Werk als eine möglichst vollständige Sammlung aller Denkmäler von der Geschichte, Mythologie und den Kenntnissen der Mexicaner zu betrachten, welche bis jetzt in Europa bekannt geworden sind. So wie es dermalen vor uns liegt, machen die Fac Similes der verschiedenen, mit dem Namen mexikanischer oder aztekischer belegten, Malereien den beträchtlichsten und wohl auch werthvollsten Theil des Ganzen aus. Der Herausgeber hat, wie wir jedoch nicht aus dem Werke selbst erfahren, sechs Jahre darauf verwendet, jene mannichfaltigen Materialien in den verschiedenen (auf dem Titel angeführten) Bibliotheken, wo sie aufbewahrt werden, zu copiren, und wir dürfen annehmen, daß er sich diesem mühvollen Geschäfte mit jener diplomatischen Sorgfalt und Genauigkeit unterzogen habe, ohne welche die große Hingebung an Einen Zweck kaum denkbar wäre. Soweit ein Urtheil über die künstlerische Nachahmung der hier vervielfältigten Malereien ohne Vergleichung mit den Originalien möglich ist, glaubt Ref. getrost behaupten zu können, daß die Arbeit ganz vortrefflich sey. Die Bestimmtheit im Ausdrucke der einzelnen Figuren, die Reinheit und der Fleiß in den colorirten, oft höchst bunten, Tafeln läßt schwerlich etwas zu wünschen übrig. Dabey ist das Ganze mit königlicher Pracht ausgestattet. Das Papier ist von pergamentartiger Dicke und Feinheit, und die typographische Eleganz und Präcision entspricht dem Uebrigen.

Von mehreren der bildlichen Documente sind Auslegungen in spanischer und italiänischer Sprache

vorhanden, welche in ihrem Originaltexte, ohne weitere Kritik und Hinweisungen über ihre Glaubhaftigkeit, abgedruckt worden sind. Ein anderer werthvoller Theil dieser Mittheilungen besteht in den Abzeichnungen vieler alten Bauwerke und Sculpturen, darunter der berühmten von Mitla, durch den spanischen Kapitän W. Dupaix (in den Jahren 1806 — 1807). Ein Dritter ist das hier zum erstenmale gedruckte Manuscript des Mönches Bernardo Sahagun, welches zwar von Torquemada und andern spätern Schriftstellern benützt worden war, jedoch, als eines der ältesten Denkmäler, eine besondere Bekanntmachung in jeder Beziehung verdient. Endlich sind viertens, die Erklärungen der historischen Malereien, so weit sie zu erhalten waren, (was leider nur vom kleinsten Theile derselben gilt) die Berichte Dupaix's über mexikanische Bauwerke und ein Theil von Sahaguns Geschichte in englischer Sprache wiedergegeben, und mit weitläufigen Noten versehen.

Das in den vorliegenden sieben Foliobänden gelieferte Material kann fürs Erste nur als solches, keineswegs als durch Kritik und weitere Forschung bereits verarbeiteter literarischer Stoff, betrachtet werden. Aber bey der Schwierigkeit, jene Reste eines ganz räthselhaften historischen Zustandes ferner, zum Theil erloschener, Völker überhaupt nur dem Studium des Gelehrten nahe zu bringen, ist die treue Vervielfältigung des Materials und die Vereinigung desselben in Ein Werk ein Unternehmen, welches den Dank der Archäologen und Historiker, ja aller Gebildeten in Anspruch nimmt, welche sich gerne mit den höchst interessanten Fragen über die Geschichte der amerikanischen Menschheit beschäftigen.

Es ist sofort auch klar, daß der Referent nichts anderes zu thun hat, als eine Ansicht des hier Gelieferten zu geben, ohne sich in eine Würdigung des Materials zur Gewinnung einer kritischen Geschichte Mexico's vor der Conquista einzulassen. Diese Geschichte ist bis jetzt noch ein pium desiderium, so viel auch seit Sahagun, Bernard Dias de Castillo, Gomara, Acosta, Torquemada, bis auf Boturini Benaduci, Lorenzana, Clavigero, Robertson, v. Humboldt, Beulloch u. A. über die Geschichte und Mythologie der sogenannten mexikanischen Völker geschrieben worden ist. Es ist nämlich, bey genauer Ansicht von den Widersprüchen in den Aussagen der genannten Schriftsteller und von dem verschiedenartigen Charakter der historischen Monumente, die theils in Mexiko, theils in Yukatan und Guatemala entdeckt worden sind, oder noch eben jetzt durch Waldeck und andere Reisende entdeckt werden, nicht zu verkennen, daß die historische Kritik aus diesen mannichfaltigen räthselhaften Spuren einer großen Vergangenheit der mittel-amerikanischen Völker Resultate gewinnen wird, die mit den bisherigen Annahmen in vielfachem Widerstreite stehen. Ohne Zweifel, die Geschichte jener Völker, welche man gegenwärtig unter dem gemeinschaftlichen Namen der Mexikaner begreift, die Untersuchung über ihre Theogonien und Mythologien, über ihre Weisheit, namentlich über ihre astronomischen Kenntnisse, erheischt die von vorne anfangende, beharrliche Forschung während eines ganzen Menschenlebens. Und erst dann, wenn Umsicht, Fleiß und Scharfsinn eines Archäologen und Geschichtsforschers die verschiedenartigen Materialien gesondert und nach ihrem Werthe genützt haben wird, kann auch von einer Zuerkennung des größern oder geringern Werthes an die einzelnen Mittheilungen in dem Regestenwerke des Herrn Aglio die Rede seyn.

Aber eben dieser fluctuirende Zustand, in welchem sich zur Zeit unsere Kenntniß von der ältern, geschweige der Ur-Geschichte, der mexikanischen Völker befindet, erhöhet die Verdienstlichkeit des vorliegenden großen Werkes, welches, wie wir erfahren, seine Entstehung vorzüglich der literarischen Theilnahme eines irischen Edelmannes, des Lord Viscount Kingsborough, verdankt. Derselbe ließ nämlich auf seine Kosten die Fac Similes durch Herrn Aglio auf dessen sechsjähriger Reise anfertigen. Er leitete auch,

wie wir jedoch nicht aus dem Werke selbst erfahren, unmittelbar den Druck des Textes, und hat wesentlichen Antheil an der Bearbeitung der Uebersetzungen der Ausleger der Malereien, der Berichte des Cap. Dupaix und des sechsten Buches von Sahagun, die Weisheit, Religion und den Cultus der Mexikaner betreffend, welcher sehr zahlreiche Anmerkungen zu Theil geworden sind.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Ausdehnung des Werkes zu überblicken, dürfte es geeignet seyn, die summarische Angabe des gesammten Materials voranzusetzen. Es enthält also:

Vol. I. 1) die Collection des Mendoza, aus der Bodleian Library in Oxford.
2) Den Codex Telleriano-Remensis, in der Kön. Bibliothek zu Paris.
3) Mexicanische Zeichnungen, aus Boturini's Sammlung.
4) Mexikanische Malereyen, aus Sir Thomas Bodley's Bibliothek in Oxford.
5) Desgleichen, aus Selden's Collection von MSS. in derselben Bibliothek.
6) Hieroglyphische Zeichnungen, ebendaher.

Vol. II. 1) Malereien aus der vaticanischen Bibliothek.
2) Fac simile eines mexicanischen Originals in der Bodleianischen Bibliothek.
3) Desgleichen aus der Bibliothek des Instituts zu Bologna.
4) Desgleichen aus der kaiserlichen Bibliothek in Wien.
5) Desgleichen, mehrere aus Berlin.
6) Zeichnung eines mexicanischen Basreliefs, aus dem K. Antiquitäten-Kabinet. Wo?

Vol. III. 1) Mexikanische Malereyen, 76 Blätter, aus dem Museo Borgia, im Collegio de propaganda fide, in Rom.
2) Gemälde, aus der Dresdener Bibliothek, 74 Blätter.
3) Desgleichen, Besitzthum des Hrn. v. Fejérváry in Pesth in Ungarn, im Original 44 Blätter.
4) Desgleichen, aus dem Vatikan, 96 Blätter.

Vol. IV. 1) Monumente von Neuspanien, durch W. Dupaix, auf Befehl des Königs von Spanien aufgenommen, in 3 Theilen.
2) Proben mexicanischer Sculpturen, im Besitze des Hrn. Latour-Allard in Paris.
3) Desgleichen im brittischen Museum.
4) Die Tafeln aus Gemelli Carreri (Giro del Mundo) mit der Darstellung eines mexikanischen Himmelskreises, früher Besitzthum Boturini's.
5) Darstellung eines peruvianischen Quippos (historischen Geflechtes oder Gedenkschnüre) und eines geschnitzten, vermeintlich peruvianischen (maurischen?) Kastens.

Vol. V. 1) Extrait aus Hrn. v. Humboldt: sur ses Monuments de l'Amerique. S. 1 — 36.
2) Alte spanische, und dann italienische Auslegungen von einem Theil, der oben im Theil 1 — 3 wiedergegebenen historischen und mythologischen Malereien.
3) Dupaix's Commentar, zu seinen Abbildungen der Bauwerke, im 4. Bande.
4) Das sechste Buch von Sahaguns unedirter Geschichte von Neuspanien, von der Rhetorik, Philosophie und Religion der Mexikaner.

Vol. VI. Eine Uebersetzung der im fünften Theile spanisch gegebenen Auslegungen einiger mexicanischer Malereien des fünften Buches von Sahagun und der Berichte Cap. Dupaix's ins Englische, mit vielen Noten von Lord Viscount Kingsborough.

Vol. VII. Das ganze Werk des Bern. Sahagun, Historia de la Nueva Hespaña, mit Ausnahme des fünften Buches, in spanischer Sprache.

Wir wollen nun einige dieser interessanten Mittheilungen näher betrachten.

Erſter Theil. I. Copien der ſogenannten Colleccion de Mendoza, einer Sammlung mexikaniſcher hiſtoriſcher Malereien, welche ſich gegenwärtig in der Bodleianiſchen Bibliothek zu Oxford befinden. Es iſt dieß die von Purchas (Pilchrim. III.) beſchriebene Sammlung, welche zuerſt Thevet beſaß, und die dann an Hackluyt kam. Das Original iſt nicht ſelbſt alt-mexicaniſch, ſondern eine Copie auf europäiſchem Papier. Die Umriſſe ſind mit der Feder gezeichnet. Im fünften Theile folgt von Seite 39 — 126 die ſpaniſche Erklärung dieſer Malereien, welche wahrſcheinlich urſprünglich aber nicht viel älter ſind, als die Eroberung der Spanier. Daß der Interpret eilig gearbeitet habe, geht daraus hervor, daß man ihm, wie am Schluße ſelbſt bemerkt wird, die Auslegung zehn Tage vor Abgang der Flotte nach Europa übertragen hatte. (Von S. 115 bis 126 folgt eine Liſte der Orte und Perſonen, die in den hiſtoriſchen Malereien vorkommen, mit Rückweiſen auf dieſelben.

(Fortſetzung folgt.)

Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermannus philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. etc.

(Fortſetzung.)

Die erſt ſpätere zunächſt aus dem Studium der Sanscrit-Sprache entſtandene vergleichende Grammatik ſchien auch den alten Sprachen neues Licht zu geben, und ſie wird mit der Zeit, wenn der Eifer und Reiz der Neuheit, der Beſonnenheit und einer gediegenen Kenntniß Platz gemacht haben, beſonders für etymologiſche Forſchung von concreten Begriffen als ergiebige Quelle fließen; bis jetzt iſt, was Hermann und Buttmann aus dem Geiſte der griechiſchen Sprache und dem Gebrauche der Autoren feſtgeſtellt haben, durch die vermeinten neuen Entdeckungen nicht erſchüttert, auch haben gerade die Kundigſten des Sanscrit ſich aller Vergleichung enthalten, oder nicht über die Formenlehre hinausgewagt; mit Recht beklagt der Verf. die verkehrte Richtung mancher trefflichen Männer unſerer Tage, aus Sprachen, deren innerer Bau überhaupt noch wenig erforſcht iſt, alle Erklärungen zu holen, und das zufällig dort Gefundene als untrüglich feil zu bieten. *)

*) Verum relabi videtur seculum nostrum in pristinam levitatem, quum multi, linguarum scientia se jam pueros satis instructos rati, ea quae multo majora ac potiora sint consectanda esse clament. Eorum duae sectae sunt, una grammaticorum, altera illorum qui quas ipsi res appellant tractari volunt. Et de grammaticis quidem alii, saniores illi, modo laboriosa industria rarissimas et maxime reconditas verborum formas expiscantur, modo mira subtilitate distinctiones definitionesque excogitant verbisque exornant amplissimis, haud scio an opera majore quam fructu; alii autem, non magis multa instaque lectione exculti, lucem sibi inde, unde sol oritur, repercussam aurora boreali, affulsuram sperantes, ad Brachmanas et Ulphilam confugiunt, atque ex paucis non satis cognitarum linguarum vestigiis quae Graecorum et Latinorum verborum vis sit explanare conantur. Qui ut hic illic alicujus vocabuli formaeve originem inveniant, tamen ad Graecae Latinaeque linguae rationem explicandam vereor ne non plus lucrentur, quam si Germanus aliquis gentis suae linguam plurima vocabula communia cum Graeca habere sciat: quo ille sua lingua nihilo rectius utetur, quam si id nesciat. Illi vero, qui se rerum explicatores esse gloriantur, primum eo immane quantum peccant, quod linguas veterum non rerum primam et potissimam esse intelligunt. Nam quid instituta veterum, quid artes, quid aedificiorum rudera aliaeque quae oculis cerni et manibus contrectari possunt reliquiae tam praeclarum atque eximium habent, quod praeferri, immo aequiparari possit ingeniorum monumentis, quae litteris consignata ad nos pervenerunt? Crediderim ego quidem quantum animus corpore praestantior est, tantum rerum antiquarum rem esse longe eminentissimam illam magnorum ingeniorum imaginem, quae linguae ope in scriptis veterum est expressa. Haec enim illud est quod tamquam exemplum recti pulcrique admiramur, quod imitamur, quo excoli animos nostros atque ad praeclarissima quaeque excitari atque evehi sentimus. Id dumtaxat ad cognoscendas caeteras antiquitates adhibere, simile est ut si quis mentis animique vires modo propterea sibi datas crederet, ut corpori curando inservirent. Nam praeter scripta veterum perpauca sunt quae hodie imitari ac nostra facere velimus, aut ex quibus multum ad ea quae summa homini esse debent proficiamus. Si quis architectorum, statuariorum, pictorum admirabilia sane opera et fortasse aliquas hodie ignotas artes sejungat, quae tamen omnia scriptis multo sunt inferiora, vix invenietur quod multum ad erudiendos animos conferat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc,

(Fortsetzung.)

Die Erklärung in spanischer Sprache beginnt mit dem Jahre 1324. als demjenigen, in welchem die Azteken eingewandert seyn sollen. Es werden dann die verschiedenenen Tribute der einzelnen Orte und Landschaften, die dem Montezuma unterworfen waren, aufgeführt. Die erste Tafel giebt die Reihenfolge der achtzehn Felder oder zwanzigtägigen Monate des mexikanischen Kalenders, so wie denn alle Materialien zur Constatirung des Wesens der mexikanischen Kalender in verschiedenen Abtheilungen des Werkes niedergelegt sind.

In den letzten Tafeln werden die verschiedenen Stände mit ihren Beschäftigungen abgemalt. Die Zeichnungen in dieser Sammlung sind ohne besondern Kunstwerth, und haben nichts von jener eigenthümlichen grottesk wilden Kunst, die, an ostindischen Zeichnungen und Sculpturen erinnernd, auf mehreren (ältern) mexikanischen Malereien, von mythologischen Gegenständen, sichtbar wird.

Die Personen und die Symbole der Ortschaften, welche in dieser Reihe von Zeichnungen vorkommen, sind in der Erklärung mit entsprechenden Nummern bezeichnet. Als Beyspiel von der Behandlungsweise des Auslegers dieser statistisch-historischen Malereien geben wir die Erklärung der zweyten Tafel (S. 42. des V. Bandes). „1. Acamapiuh. 2. Dieses runde Schild und die Pfeile bedeuten Kriegs-Instrumente. 3. Quauhuahuac, Ortschaft. 4. Acamapiuh. 5. Mizquie, Ortschaft. 6. Cuitlhuac, Ortschaft. 7. Xochimilco, Ortschaft. Die vier auf dieser Tafel durch ihre Wappen abgebildeten Ortschaften sind jene, welche Acamapiuh durch Waffengewalt bezwang, während er Herr von Mexico war. Die oben abgebildeten vier Köpfe bezeichnen die Einwohner jener vier Ortschaften, welche gefangen und geköpft wurden. Die Zahl (einundzwanzig mit verschiedenen Jahressymbolen bezeichneter Felder) ist 21."

„Im Jahre 1370 succedirte in der (mexikanischen) Herrschaft Acamapichtli, und während seiner Regierung bezwang er die in den Malereien bezeichneten Orte: Quauhuahuac, Mezquie, Cuitlahuac und Xochimilco. Sie wurden ihm tributär, und erkannten seine Oberherrschaft an. Acamapichtli hatte die Neigung und Gewohnheit, viele Weiber und Töchter der Vornehmen von Mexiko zu ehelichen, mit denen er viele Söhne zeugte. Diese gaben Veranlassung, daß die Zahl der Kaziken und Anführer sich sehr vermehrte, und durch diese kriegerische Leute nahm die Hauptstadt von Mexiko an Ausdehnung und Macht beträchtlich zu, wie dieß nach und nach in den Malereien und ihren Erklärungen dargethan wird."

„Die zwey Figuren mit ihren Wappen und dem Namen Acamapichtli sind eine und dieselbe Person; denn die erste Figur (welche durch eine Linie mit dem ersten Kalenderfelde in Verbindung steht)

zeigt den Anfang und die Folge der genannten Herrschaft, und die zweyte (von der aus eine Linie zu dem ersten Felde gezogen ist) zeigt das (achte) Jahr an, in welchem er anfieng, die genannten vier Orte zu bekriegen und zu unterjochen. Diese Herrschaft dauerte einundzwanzig Jahre, nach welchen der genannte Acamapichtli starb, und dieses Todesjahr war 1396."

Aus dieser Probe dürfte schon zu ersehen seyn, daß der Ausleger nicht blos die Erklärung der Symbole der Malereien selbst, sondern auch andere Traditionen in seine Umschreibungen aufgenommen hat.

II. Die zweyte Reihe von Fac Simile's im ersten Bande ist die des sogenannten Codex Telleriano-Remensis in der k. Bibliothek zu Paris.

Diese Sammlung besteht aus vier verschiedenen Abschnitten, welche offenbar nicht von einer Hand herrühren, und verschiedenartige Gegenstände behandeln. Auf den drey ersten Tafeln sind die dreyzehn Hauptfeste der Mexikaner symbolisch dargestellt. Die Abbildung stark verziert und, wie es scheint, im Charakter einer Tradition aufgefaßt, die von einer Hierarchie gehandhabt wird. Es spricht etwas eigenthümlich Barbarisches aus diesen grotteskn Cultussymbolen.

Der zweyte Theil der Sammlung, dreiundzwanzig Tafeln enthaltend, ist ebenfalls in einem effigurirten, verzierten Charakter gehalten. Es ist ein Kalender, eine Kosmogonie und Theogonie, und die Einflüsse der Geburtsperioden auf die Schicksale der Menschen werden ebenfalls, wie dieß in unsern alten Kalendern der Fall war, dabey abgehandelt.

Der dritte Abschnitt stellt auf acht Tafeln historische Malereien vom Jahre 1197 bis 1274 vor. Der Charakter dieser Malereien ist wieder ganz roh und einfach, so wie bey denen der Mendozischen Sammlung, und erinnert an ähnliche Malereien, wie sie auch jezt noch von wilden americanischen Stämmen verfertigt werden. Großentheils stellen die Abbildungen Kämpfe zwischen Indianern dar. Die Einen sind nackt oder mit Hemden bekleidet, die andern, gewöhnlich siegreichen (die aus Norden einwandernden Azteken?) tragen Pelze oder zottige Mäntel. Auf der ersten Tafel wird die Auswanderung des Stamms der Azteken aus den sieben Höhlen („Siete Cuevas") dargestellt.

Der vierte Abschnitt der Sammlung des Codex Telleriano-Remensis enthält auf 39 Tafeln historische Bilder, denen das Jahr nach dem mexicanischen Kalender beygegeben ist. Sie beginnen mit 1385 und endigen mit 1562.

Die Zeichnungen dieser Abtheilung sind etwas mehr verziert und minder einfach, als in der vorigen; sie nähern sich somit etwas den eigentlichen hieroglyphischen Darstellungen, sind jedoch bey weitem nicht so eigenthümlich barbarisch-grotteſk, wie die der zweyten Abtheilung.

Um den Geist der Auslegung dieser Malereien genauer zu bezeichnen, wollen wir die Erklärung einiger Tafeln ganz übersezen. Der Text ist spanisch. (findet sich aber, wie schon erwähnt, im fünften Bande, zugleich mit dem vorhergehenden, ins Englische übersezt und mit Anmerkungen versehen.) S. 154 des fünften Bandes. „Im Jahre der 2 Rohre oder 1507 war eine Sonnenfinsterniß; die Erde bebte, und es ertranken 1800 Krieger im Flusse Tucac, der jenseits Yztuca fließt, auf dem Wege nach Mixteca. Es waren Leute, die Provinzen unterwerfen wollten. In diesem Jahre ward der Tempel des neuen Feuers vollendet, denn von 52 zu 52 Jahren zündeten sie neues Feuer an. Diese Kirche stand auf dem Berge Visasthl, vier Leguas von Merico, Cabeculihuacan. Von hier brachte man das neue Licht über das ganze Land, denn sie sagten, daß demjenigen, welcher an diesem Tage Licht in seinem Hause habe, viele (schwere unangenehme) Dinge zustossen würden. Im Jahre der vier Häuser (1509) sahen sie eine Helligkeit bey Nacht, wel-

che mehr als vierzig Tage dauerte. Die sie gesehen haben, bemerken, daß sie durch ganz Neuspanien sichtbar, sehr stark und glänzend gewesen sey. Sie war in Osten und reichte von der Erde bis zum Himmel. In diesem Jahre empörte sich die Ortschaft Cocola, sechs Leguas von Huaraca, gegen die Mexicaner, die über Jene kamen, und keinen Mann am Leben ließen, nach der Erzählung der Alten, die dabey waren. Jene Erscheinung am Himmel war eines der Wunder, welche die Mexikaner wahrnahmen, bevor die Christen ins Land kamen; und sie vermeinten, es sey Quecalcoatle, auf den sie aufsahen."

(Fortsetzung folgt.)

Acta societatis graecae. Ediderunt Ant. Westermannus philos. Dr. litterar. graecar. et Romanar. in Univers. Lips. etc.

(Schluß.)

Kenntniß der Sprache ist das erste unentbehrliche Mittel, womit das Alterthum zugänglich wird; es bedarf jedoch kaum der Erwähnung, daß auch Hermann die weiteren Erfordernisse, die mehr historischer Art sind, nicht unbeachtet lassen will, ja selbst fordert, da erst in der Verbindung und absoluten Gleichheit beyder die erreichbare Vollendung liegt, nur nicht letztere ohne jene vorausgehende Grundlage, da die Erfahrung gelehrt hat, wie alles Forschen ohne richtige Kenntniß der Sprache stets neue Irrthümer erzeugt; so war dem Verf. immer das Verständniß der Schriften, in welchen die Größe und der Geist des Alterthums am höchsten sich ausspricht, das Ziel, wornach er selbst strebte, und wozu er seine Zöglinge leitete. *)

*) Pag. XV. At graviora atque gravissima sunt, inquiat quis, quae ad rerum publicarum constitutionem atque administrationem, ad leges et mores, ad sacra et religiones, ad omnem vivendi modum atque apparatum pertinent. Sane quidem, sed cur tandem? Num ut imitemur et nostras in civitates introducamus? Minime: sed aut quod pars sunt historiae, quae singularis et per se constans scientia est, aut, si tamquam philologi cognoscimus, ut recte intelligamus scripta veterum, quae penitus intelligere non potest nisi qui illarum quoque rerum notitiam habeat, eiusque auxilio sibi repraesentare veterum vitam sequo in eam insinuare possit. Itaque tamen ad scripta illa ut ad rem praecipuam ac principalem remittimur. Remittimur vero etiam propter ipsas illas caeteras antiquitates. Nam solae litterae loquuntur: caetera monumenta muta sunt, ut, nisi scriptis proditum testatumque esset quid ista sibi vellent, non minore ea cum stupore intueremur quam qui rudera viderunt et reliquias urbium ab illis Americae populis conditarum quarum ne nomina quidem supersunt, sed ruinae ut exanima ossa iacent, nullo titulo cuius sint indicante. Vox et loquela imago est mentis et vitae, reviviscuntque mortui et versantur inter nos, si scriptis loquuntur . . . Lingua est eaque sola, per quam, angusto quidem et salebroso multisque amfractibus pleno tramite ad illarum gentium memoriam, quae aliis seculis vixerunt, descendere in eamque nos penetrare concessum est: cuius qui rationem et reconditam saepe vim potestatemque etiam minutissimarum partium non accuratissime animo perceperit, tamquam peregrinus multa perperam intelliget, alia plane non animadvertet, omnino autem imperfectam ac non raro falsam rerum imaginem concipiet. Quae enim pars est antiquitatis, quam qui contempletur non plurima inveniat vana commenta, quorum fons in parum accurata linguae scientia deprehendatur? . . . Eapropter ego quum docere coepissem, illud mihi primarium ac principale habendum duxi, ut qui mea disciplina uterentur scripta veterum recte intelligere atque interpretari, quaeque corrupta essent, non solum a sanis discernere, sed etiam sanare iusta emendati ne discerent. Non enim onustos impedimentis, sed et armatos et armis recte uti scientes a me dimittere volebam, quod, hoc si effecissem, quoquo se verterent bene rem gesturos intelligebam, procul habita illa levitate, quae perplexa loquacitate res confingit quas quis facile possit spiritu difflare.

Die griechische Gesellschaft unterscheidet sich von andern Seminarien, daß sie die lateinische Litteratur gänzlich ausschließt und nicht mit der zusammenhängenden Erklärung eines, sondern mit den schwierigsten Stellen der verschiedensten Autoren beschäftigt ist. Jedem Mitgliede steht es frey, über einen beliebigen griechischen Schriftsteller, sey es Dichter, Redner, Philosoph oder Geschichtschreiber, eine lateinisch geschriebene Abhandlung, welche Erklärung und Berichtigung der dunkelsten und verdorbensten Stellen enthält, zu verfertigen; diese wird einem andern zur strengen Durchsicht mitgetheilt, dann

dem Vorſtande übergeben, um zur treffenden Stunde öffentlich beſprochen und entſchieden zu werden. Dieß iſt eine höhere Stufe des Seminariums; denn nur das ſorgfältige Studium eines einzelnen Autors, wozu nähere Vertrautheit und längere Bekanntſchaft mit deſſen Geſinnung und Ausdruck erfordert wird, befähigt zu ſolchen Proben; erregt aber Liebe und Begeiſterung und bahnt den ſicherſten Weg zur weitern Erkenntniß des geſammten Alterthums; es folgt von ſelbſt, daß dieſe Uebungen nur wenigen zugänglich ſeyn können; die höchſte Zahl iſt auf zwölf geſtellt. Uebertragung in deutſche Sprache findet nicht ſtatt; *) manchmal wird von dem Vorſtande die Erklärung eines Chorgeſanges zur Aufgabe gemacht, dieſer ſpäter gemeinſam unterſucht und was Poeſie, Critik und Metrik dabey zu erinnern hat, vorgetragen. Bedenkt man, daß Hermanns dialectiſcher Scharfſinn keine Abſchweifung vom Gegenſtande duldet, und es eine beſondere Gabe ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit iſt, die lebhafteſten und geiſtreichſten Mitglieder ſtrenge im Zaume zu halten, oft empfindlich zu demüthigen, ſchüchterne dagegen und ſchwächere anzuſpornen und zu ermuthigen, ſo mag man ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit und den ſehnlichſten Wunſch eines jeden, das Wahre und Richtige zu finden, vorſtellen und leicht einſehen, daß dadurch das geiſtige Gefühl gehoben, und Streben und Ringen nach Wahrheit überhaupt befeſtigt und bekräftigt werde *). So hat dieſes Inſtitut, wozu wöchentlich nicht mehr als eine Stunde verwendet wird, den erfreulichſten Erfolg bewährt und es bleibt nur zu wünſchen, daß dem hochgeehrten Lehrer in dem alten Landesſitze der Philologie die von ihm gegründete und mit ſolchem Ruhme geleitete Anſtalt noch recht viele Jahre zu führen gegönnt ſey.

*) Pag. XIX. Sunt qui putent vertendo in sermonem patrium optime cognosci utrum quid intellectum sit an non. Et sane hoc verum est tentabatque multis abhinc annis etiam in societate Graeca A. Seidlerus, qui Sophoclea nonnulla iisdem metris in nostram linguam transferebat elegantissime. Sed avocavi eum ego ab isto studio, quia quum ea res difficillima sit et plurimam operam ac limam requirat, non est ad eam otium ei qui se philologum praestare constituit. Ac vidi non solum malos philologos esse qui vertendo multum occuparentur, verum etiam bonos et claros philologos, postquam se ad vertendum dedissent, hebescere multumque de pristina virtute remittere. Non movet me quod ista laudari video. Nam quid est quod non laudetur, aliis quae vir aliquis multi nominis facit, omnia laudantibus, aliis autem praedicantibus eos a quibus praedicantur ipsi, quo sane fit ut utrique laudati ab laudatis viris siat.

*) Pag. XXIV. Ac dici vix potest, quanto tum studio contendant ut reperiant quod rem expediat, quantumque oculis et vultu prodant gaudium, quum est vel ab ipsorum aliquo inventum vel a me patefactum. Habet hoc autem etiam ad liberalitatem studiorum et probitatem animi momentum permagnum, quod non de vana gloria, sed de vero inveniendo certatur, quae non vitii, sed virtutis aemulatio est. Non enim ullo modo vanitatem aut arrogantiam fero, quam si quando, quod factum est rarissime, se inferre viderem, coercui severissime. . . . Altercandi vero, rixandi, per fallacias aliquid obtinendi ne occasio quidem est in ea societate, in qua quod omnes nil nisi verum quaerunt, dissensioque omnis postremo componitur, non alienantur ab se animi sociorum, sed potius arctissimo coniunguntur vinculo amicitiae.' Hinc quotquot fuerunt huius societatis socii gratam conservant illarum disputationum memoriam, nec puto ullum eorum esse, qui non mihi quoque, etiam si quando severius cum eo egissem, amicus manserit constantissimus. Ac permagnus est illorum numerus virorum quos tam longo spatio societas illa suos fuisse gaudeat quorum non pauci sua sibi virtute magnam famam atque auctoritatem pepererunt et ad amplissima evecti sunt munera. Vix ulla non modo in Saxonia, sed in Germania illustrior schola aut litterarum universitas est, in qua non doceant viri qui aliquando Societati Graecae fuerint adscripti. Quin etiam extra Germaniam, ut Petropoli et complures in Helvetia, ac potissimum in carissima mihi iterato hospitio urbe Turici per illius societatis opportunitatem habeo mei memores mihique dilectos amicos.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Auf der 29sten Tafel, welche mit dem Jahre 1529 bezeichnet ist, erscheint ein weißer bärtiger Mann zu Pferde, mit einem Kreuze in der Hand. Tafel 33 enthält, unter Anderm, zwey Figuren von Spaniern, deren Einer mit Indianern kämpfend dargestellt ist, der Andere, mit einer Krone auf dem Haupte vor einer Monstranz oder einem Veronicon kniet. Neben dem Letztern steht ein Priester im Ornat, ein Kind taufend; weiter aussen ein Mönch in weißem Habit und ein Greis mit einem Heiligenbilde, das von Strahlen umgeben ist, und vor welchem zwey Kerzen brennen. Die Erklärung dieser Figuren ist a. a. O. S. 156. wörtlich: „dieses Jahr, das der 10 Häuser oder 1541 empörten sich die Indianer von Yalisco, welche Don Antonio de Mendoça unterjochte. Es starb Don Pedro de Alvarado, auf dem Rückzug von den Indianern. Ihn nannten die Indianer Tonatihu, d. h. die Sonne. Im Jahre der eilf Hasen (1542) war ein Erdbeben." Man sieht aus dieser Probe, wie viel bey diesen historischen Malereien der Auslegung des Einzelnen überlassen blieb. Auch auf der folgenden Tafel ist ein sitzender bärtiger Mann und das Begräbniß des ersten Bischofs von Mexiko, Juan de Cumaraga, abgebildet. Auf der letzten Tafel sind die Jahreszahlen von 1556 bis 1562 mit ihrer Bezeichnung nach dem mexikanischen Kalender von einer spanischen Hand hinzugefügt, was als Beweis gelten dürfte, daß diese Handschrift allerdings als Kalender benützt worden.

III. Eine Sammlung von schwarzen Federzeichnungen, auf 21 Tafeln, ohne Erklärung. Es sind darin historische Zustände, theils mit theils ohne Kalenderfelder, dargestellt. Gehörte einst zu Boturini's Sammlung, und ist, nach der Vermuthung des Referenten, die Nummer 4 auf S. 11 des Catalogo del Museo indiano dieses Schriftstellers, welcher bemerkt, daß darin die Descendenz der Könige von Mexiko u. s. w., sowie die Ankunft der Spanier aufgezeichnet sey.

IV. Malereien aus der Bibliothek Sir Thomas Bodley's in Oxford. Es sind vierzig Blätter, welche, wie es scheint, mythologische Malereien enthalten. Die Figuren sind größer, als in den vorigen, alterthümlicher verziert, jedoch weniger bunt und in Reihen, zwischen rothen Streifen, gestellt. Die Kalenderfelder fehlen hier ganz.

V. Eine andere Sammlung von zwanzig Blättern, aus Selden's Collection in der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford: den vorigen ähnliche Zeichnung und Färbung, ebenfalls ohne Auslegung.

VI. Eine Rolle, hieroglyphische Zeichnungen enthaltend, auf eilf Blättern dargestellt, ebenfalls aus Selden's Collection. Die hier abgebildeten Gegenstände scheinen sich vorzüglich auf die hierarchische Verfassung und auf den Cultus der Mexikaner zu beziehen. Einige Figuren stellen die Erbauung eines Gebäudes, andere ein Idol dar. Die letzten

zeigen ein Menschenopfer, wo der Priester dem liegenden Gefangenen das Herz aus dem Leibe gerissen hat.

Den zweyten Band beginnt eine Reihe Facsimiles aus der vaticanischen Bibliothek zu Rom. Es ist dieß eine sehr merkwürdige Sammlung, offenbar von verschiedenen Malern und von verschiedenartigem Inhalte. Die im 5ten Bande enthaltene Erklärung, in italienischer Sprache verfaßt, ist oft durch christliche Ideen tingirt. Die Malereien sind, wie S. 182 des 5ten Bandes bemerkt wird, von einem Dominicaner-Mönch: Pedro de los Rios copirt. Wir wollen den Inhalt dieser Tafeln, nach der Auslegung kürzlich angeben.

Tafel 1. Homeyoca und sein Weib Hometeuli, das erste Götterpaar. Der rothe, der gelbe, weiße Himmel, der Himmel der Rosen, der grüne, der grüne und schwarze Himmel.

Tafel 2. Die Sonne, der Mond, die Erde, Berge u. s. w.

Tafel 3, 4. Höllengeister, böse Dämone.

Tafel 5. Der Himmel der Kinder. Ein Baum, der die abgeschiedenen Kinder durch seine Milch ernährt.

Tafel 6. Das erste Weltalter. (Nach Boturini, Idea de una nueva Historia general de la America septentrional p. 3. Atonatiuh, „primer curso solar, que destruyeron las agoas"). „Ein Ei mit einem Menschenpaare schwimmt auf dem Wasser. Diese Periode dauerte 4008 Jahre, und endigte mit der Sündfluth, da die Menschen in Fische verwandelt wurden. Nach ihrer Tradition entrann nur ein Paar aus der Fluth, indem es sich auf den Baum Ahuehuete flüchtete. Diese Fluth kam in ihrem zehnten Kalenderzeichen („lettera"), dem Wasser. Andere sagen, daß nicht blos jene Zwey sich retteten, sondern außerdem noch Sieben, die in gewisse Grotten flüchteten. Die ersten Menschen waren Riesen." Es ist auch eine verhältnißmäßig sehr große menschliche Figur hier abgebildet.

Tafel 8. Das zweyte Weltalter, das 4010 Jahre dauerte und durch starke Winde sich endigte, worauf die Menschen in Affen verwandelt wurden. Dieses „Diluvio" kam im Zeichen des Hundes. Es entrann nur ein Paar, in eine Höhle. (Boturini nennt das zweyte Weltalter, a. a. O., Tlachitonatiuh. „Sol apagado por la tierra, segundo curso solar, concluido com temblores de Tierra.)"

Tafel 9. Drittes Weltalter, welches 4801 Jahr dauerte. Es endete durch Feuer im Zeichen der neun Erdbeben. Ein Menschenpaar entrann in eine Höhle. Dieß Zeitalter war das „Alter der Rose."

Tafel 10. Viertes Weltalter, in welchem das Reich Tula entstand. Es dauerte 5042 Jahre und endete mit Hungersnoth. Es regnete Blut, und Viele starben aus Schrecken, doch nicht Alle, bis auf ein Paar. „Alter der schwarzen Haare."

Referent kann nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Erklärung des italienischen Auslegers sehr wesentlich von der Boturini's abweicht, denn dieser giebt, wie schon bemerkt, an, die zweyte Katastrophe sey durch Erdbeben herbey geführt worden; dagegen nennt er das dritte Weltalter Ecatonatiuh „Sol aniquilado por el ayre", und das vierte Tletonatiuh, „quarto curso, que ha de acabar con el fuego."

Tafel 11. Hier erscheint zuerst der göttliche Wohlthäter des mexikanischen Geschlechts: Quetzalcoatl, der von der Jungfrau Chimalman in Tula nach einer vom Gott Citlallatonac (der Milchstrasse) gesendeten Botschaft geboren wird. Durch sein Gebet wird die Erde wieder fruchtbar, und die Völker fangen an, ihm in edlen Künsten und Tugenden nachzuahmen. (nach Boturini ist Quetzacohuatl der neunte Gott seines mexikanischen Olympes, der Gott der Luft).

Tafel 12. 13. 14. 15. Die Geſchichte des Totec, eines Schülers des Quetzalcoatl, Büſſenden, Anführers der Tultecatl (Tulteken).

Tafel 16. Die Pyramide von Cholula, welche nach der hier angeführten Sage, erbaut worden, um ſich bey nochmals eintretender Sündfluth darauf zu retten.

Tafel. 17. 18. Darſtellung von Kalenderfeldern und von den Symbolen für gute und böſe Tage. Die Tafeln geben dem Erklärer Veranlaſſung, den Kalender der Mexikaner zu erklären, wozu eine große Tafel mit dem Parallelismus von 1558 bis 1619 beygefügt iſt. (Die Erklärung iſt alſo wahrſcheinlich um das Jahr 1619 gemacht worden). Wir übergehen die weitläufige Auseinanderſetzung des mexikaniſchen Kalenders, indem wir auf Acoſta, Clavigero und andere zugängliche Schriftſteller verweiſen.

Tafel 19. Die Symbole des Quequecoyotl, eines Gottes der Otomis, des alten Fuchſes.

Tafel 20. Ysnextli, die blinde Frau mit Aſche, die Eva der Mexikaner, mit ihren Symbolen.

Tafel 21. Chalchiuitlicue. Nach dem italieniſchen Ausleger eine Spinnerin und Weberinn. (Nach Boturini S. 26. a. a. O. iſt Chalchiuhcueitl das Symbol des Waſſers, und die metaphoriſche Bezeichnung ſelbſt überſetzt er La de la Saya de Piedras preciosas.)

Tafel 22. Quetzalcoatl, als Stifter der blutigen Opfer. Er wird hier dargeſtellt, wie er ſich die Zunge verwundet.

Tafel 23. Tepeyolotli (Tesciulutli), das Herz des Gebirges oder Echo, mit den Kalenderzeichen der dreyzehn Tage, an welchem ihm Feſte gefeyert werden.

Tafel 24. Tlalzolteutl, das böſe Princip.

Tafel 25. Naolin, die Sonne mit ihren Veränderungen und Bewegungen.

Tafel 26. Meztli, der Mond.

Tafel 27. Nauihehecatle, die vier Winde. Jeder dieſer vier Gottheiten wurden dreyzehntägige Feſte gefeyert. Das Leben eines Menſchen, der in einem der reſpectiven Kalenderzeichen geboren worden, war beherrſcht von dem Einfluß dieſes Zeichens.

Tafel 28. Tlaloque. Schöne Witterung. (Nach Boturini war Tlaloc der zweyte Gott, Diener der Vorſehung, Gott des Regens, Jupiter).

Tafel 29. Mayaquil Weib mit vierhundert Köpfen, welche ſich in die Maguei-Pflanze (Agave americana) verwandelte.

Tafel 30. Tziuteotl, Fülle (des Weins), Trunkenheit.

Tafel 31. Tlavizcalpantecutli, Gott der Morgenröthe.

Tafel 33. Tonatiuh, Subſtanz der Sonne.

Tafel 34. Miquitlantecotli, großer Herr der Todten in der Unterwelt. (Boturini nennt Mictlanteuctli den dreyzehnten und letzten Gott ſeines mythologiſchen Syſtems, und vergleicht ihn dem Pluto).

Tafel 35. Patekatle, Gemahl der Mayauil, Erfinders, den Maguei-Saft durch Zuſatz einer Wurzel berauſchend zu machen.

Tafel 36. Adler und Tiger, die Söhne der beyden Genannten.

Tafel 37. Yztlacoliuhqui. „Questo Y. vuol dire il Signore del peccato o della cecità.“ Die Tage, an welchen ſeine Feſte gefeyert wurden, waren böſe Tage.

Tafel 38. Zwey Götzenbilder, vor denen diejenigen geopfert wurden, welche im Ehebruch getroffen.

Tafel 39. Yxcuina, Gemahlin des Miquitlantecotli. Die Göttin, welche die Ehebrecher vertheidigt. Ihre Feſttage waren ebenfalls ſchlimme Tage. (Iſt wahrſcheinlich identiſch mit Boturini's vierter Gottheit, der Tiazolteotl, Venus vaga).

Tafel 40. Tonacaciqua, Gemahlin des Tonacatecotle. Sie hieß auch Suchiquetzal und Chi-

chomecoual, d. h. die sieben Schlangen, denn man sagte, daß sie die Unfruchtbarkeit, die Theuerung und jede Noth des Lebens verursache.

Tafel. 41. u. Tafel 44. Quetzalcoatl. Gott der Winde und der Luft. Ueberhaupt ihr erster Gott, der erste, dem sie (ganz runde) Tempel ohne Winkel erbauten. (Wird auch als ein Büssender aufgeführt).

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerstörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Leipzig: F. G. Brockhaus. 1835.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus. Gotha 1835, im Verlag von Justus Perthes.

Von Reland bis auf Ritter ist für die Gesammtkunde von Palästina nichts Erhebliches geschehen. Was Reland mit bewundernswürdigem Fleiße gesammelt und mit kritischem Scharfsinn geprüft, gesichtet, geordnet hat, das bleibt für alle seine Nachfolger unentbehrlich und nimmt fast den Rang einer Quelle ein. Ritter aber hat zuerst an den unermeßlichen Stoff künstlerische Hand angelegt und die Physiognomie des Landes mit scharfen Strichen zu zeichnen versucht. Seine Absicht war nicht, die ganze vorliegende Masse zu verarbeiten und Palästina's Vergangenheit durchgängig mit der Gegenwart zu vergleichen, sondern er begnügte sich damit, wie es der Zweck seines großen Werkes erforderte, die Natur des Landes zur Erkenntniß zu bringen und die Grundzüge desselben zu entwerfen. Eben deshalb gewährte es aber dem forschenden Bibelleser überhaupt nicht Alles, was er suchte, und vermochte die theils ungenügenden, theils wirklich schlechten Handbücher über Palästina, die sich in ihren wiederholten Ausgaben eben so wenig um Ritter kümmerten, als die Heerschaar der kleinen Sprachpropheten um Grimm's deutsche Grammatik, nicht aus dem allgemeinen Gebrauche zu verdrängen. Es ist daher höchst erfreulich, daß sich ein Naturforscher von Fach, wie Hr. v. Raumer, ein Geologe, der sein halbes Leben in Gebirgen und unter freyem Himmel zugebracht, entschlossen hat, das Bedürfniß derjenigen, die sich ernstlich mit der Bibel beschäftigen, in's Auge zu fassen, und so ein Werk zu liefern, welches in hohem Grade geeignet ist, das Studium der heiligen Geschichte fruchtbar zu machen. Denn gestützt auf ein breites Fundament gründlicher Quellenforschung wird das Nothwendige und Wünschenswerthe von dem Strenggelehrten mit großer Enthaltsamkeit gesondert, und in bündiger Kürze ein Reichthum von Thatsachen gegeben, welchen zu ansehnlicher Breite auszudehnen leicht, manchem Leser vielleicht nach Wunsch gewesen wäre.

Aber der Geograph ist nicht bloß Naturforscher, sondern die Natur ist ihm nur der zweyte Leib, in welchem der Geist seine Thätigkeit entfaltet und die Erde der Schauplatz der Einwirkung des Geistes auf Natur und Geist. Je wichtiger daher ein Land durch seine Geschichte und durch die Art seines Einflusses auf die Weltgeschichte ist, desto mehr muß sich dies in einer echten Geographie spiegeln, die Erkenntniß der Natur und der Geschichte muß sich in ihr innig durchdringen. Die Beschreibung Amerikas z. B. wird einen ganz andern Charakter tragen müssen, als die von Italien oder Griechenland. Es leuchtet ein, welche Anforderungen demnach Palästina an seinen Geographen macht, das Mutterland der Religion, die von den herrschenden Völkern der Erde bekannt wird und in fortgehender Ueberwindung der Naturreligionen begriffen ist. Fragt man, wie das vorliegende Werk zu dieser Anforderung steht, so findet man darin nicht nur die Würde des wissenschaftlichen Tones, sondern auch die Wärme christlicher Gesinnung. Wie aber die Entfremdung vom Christenthum in gewissen Werken gerade da am meisten zum Vorschein kommt, wo scheinbar die geringste Beziehung auf Religion Statt findet, so zeigt sich in unserm Werke die zu Grunde liegende Gesinnung am schönsten oft da, wo gar nicht daran gedacht ist, ihr einen Ausdruck zu leihen. Um den Geist desselben näher zu bezeichnen, enthebe ich nur Einiges dem Schlußworte über Palästina's Weltstellung. Nachdem der Verf. die großartige Anticipation der hebräischen Propheten, die auf der Universalität des geweissagten Messiasreiches beruht, daß nämlich Palästina der umbilicus terrae*), der geschichtliche Centralpunkt der Erde sey, ausgeführt hat, zeigt er, wie angemessen für diese Bestimmung die geographische Lage des Landes sey. Denn das Land zwischen dem mittelländischen, schwarzen, kaspischen Meer, dem Aralsee, dem persischen Busen und rothen Meer, mit dem Ararat als Mittelpunkt auf der längsten Landlinie der Erde zwischen dem Nordostkap Asiens und dem Vorgebirg der guten Hoffnung, bilde eine Halbinsel eigener Art, die Wiege des Menschengeschlechtes und den Schauplatz der entscheidenden Weltbegebenheiten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ezechiel 38, 12 nach Uebersetzung der LXX und Vulgata ist die Stelle, aus welcher Hieronymus den Ausdruck entnommen hat. Gesenius übersetzt: qui habitant fastigium terrae, und giebt die wunderliche Erklärung: i. e. terram sanctam, quam reliquis terris eminentiorem cogitabant Hebraei. Die Hebräer, welche den Libanon im Norden und den Sinai im Süden kannten!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Tafel 42. Tezcatlipoca, mit Menschen- und Hahnenfüssen abgebildet. (T. ist bey Boturini der höchste Gott der Mexikaner, der Himmel, die göttliche Vorsehung. l. c. p. II.)

Tafel 43. Thipetotec, ein Büssender, Genosse des Quetzalcoatl. War ein Gott der Tzapotecas.

Tafel 45. Yrpapalotl, ein Mann mit Adlerfüssen. Das Wort wird übersetzt: Scheermesser der Wespen. Die Erklärung sagt, daß dieser Gott umgeben von Wespenflügeln und Scheermessern dargestellt werde. Der Figur nach scheint vielmehr ein Schmuck von Flügeldecken gewisser Käfer an den Handgelenken angebracht zu seyn, dergleichen man auch jetzt noch bey manchen wilden Stämmen sieht. Die Erklärung dieser Tafel scheint ganz im europäischen Sinne aufgefaßt. Es ist darin auch von Hexen die Rede.

Tafel 46. Xicillicastan, der Rosenbaum, der Blut führt. Die mexikanische Rose ist eine Malvenblume.

Tafel. 47. Xolotl, mit vier Armen abgebildet. „Diesen Xolotl hielten sie für den Gott der Mißgeburten, die zusammengewachsen g boren werden. Er ist einer der Sieben, die von der Sündfluth übrig geblieben."

Tafel 48. „Diese Tafel bedeutet: Es werde Licht und Finsterniß. So bildeten sie in dieser Figur den Erdkreis wie einen Mann ab, der auf den Schultern die Sonne, und unter den Füssen die Nacht oder den Tod hat; indem sie anzeigen wollten, daß, wenn die Sonne stirbt, sie die Todten erwärmt und erleuchtet."

Tafel 49. Ein Adler. Soll nach der Erklärung auch ein Symbol des Chalchiuhtotolli oder Tezcatlipoca seyn.

Tafel 50. Soll ein Menschenopfer darstellen.

Tafel 51. Ein knieender Mann mit ausgebreiteten Armen, nach der Erklärung Cantico, der gewagt habe, nicht nüchtern, sondern nachdem er einen gerösteten Fisch gegessen hatte, zu opfern, weßhalb er in einen Hund wäre verwandelt worden.

Tafel 52. Quetzalcoatl wird hier in einem reichverzierten Hause sitzend dargestellt, zum Zeichen, daß, sowie Cantico wegen seiner Unmäßigkeit gestraft, Quetzalcoatl, wegen seiner frommen Uebungen und Enthaltsamkeit beym Opfer geehrt worden sey.

Tafel 53. Suchiquecal, die Gemahlin des Tzinteutl, Beystand der Schwangern, Erfinderinn der Webekunst.

Tafel 54. Soll abermals den Tezcatlipoca vorstellen.

Tafel 55. „Jztapaltotec propriamente significa una puzza grande, o l'assento della terra o pietra sanguinolenta dell' adolorato, o posto infra rasoi, che è il medesimo che spada o paura; e cosi dipingevano questo Dio la bocca aperta (ad deglutiendum homines).

Tafel 56. Der Gott des Feuers.

Nun folgen auf fünf Blättern 18 Figuren, welche nach der Erklärung die Symbole ihrer achtzehn Monate darstellen.

Man findet ohne große Mühe dieselben Symbole, welche die achtzehn Monate bezeichnen, wieder auf den einzelnen Kalenderfeldern, welche die Symbole der Götter von tab. 17 bis tab. 56 darstellen. Die Zahl der Puncte, welche den letztern beygegeben ist, dürfte etwa die Zahl der Festtage, welche in jedem Monate eines gewissen Jahres der 52jährigen Hauptperiode einem jeden Gotte gefeyert werden, bezeichnen. Es dürfte, um hierüber eine Meynung zu haben, nöthig seyn, sich dem Studium dieser Hieroglyphen ganz zu widmen, und so groß auch die Schwierigkeiten der Entzifferung seyn mögen, ist zu hoffen, daß sich ein Champollion für diese räthselhaften Reste finden werde.

Die nun folgenden Tafeln von 75 bis an das Ende des Codex sind, wie der Erklärer selbst bemerkt, von einem andern Style, und haben wohl mit der Reihe, von welcher wir hier eine kurze Uebersicht mitgetheilt haben, Nichts zu schaffen. Frappant ist in dieser Reihe unter Andern die fünf und siebzigste Tafel, welche einen nackten Menschen mit ausgebreiteten Extremitäten und im Umkreis zwanzig Symbole darstellt, die eine specifische Beziehung zu den einzelnen Theilen des Körpers haben sollen. Die Darstellung erinnert an die Vorschriften in unsern Kalendern, unter welchem Zeichen gut Ader zu lassen u. s. w. Die zwanzig Zeichen sind die Zeichen der zwanzig Tage ihres Monates, und so vertheilt: 1. der Hirsch regiert den rechten Fuß, die Kröte (der Axalotl, (eine Eidechse) die Leber, die Rose die Brustwarzen, das Erdbeben die Zunge, der Adler die rechte Hand, der Puderhahn? oder eine Art Crax (aquila rostrata der Erklärer, ein Zeichen, das den Wind andeuten soll) das rechte Ohr, das Wasser das Haar, das Haus das rechte Auge, der Tod den Scheitel, Regen das linke Auge, der Hund die Nase, das Kaninchen oder der Hase das linke Ohr, das Messer (von Kieselstein oder Obsidian) die Zähne, die Luft (?) (ein Kopf mit ausgestreckter Zunge) den Mund, die Aeffin den linken Arm, das Rohr oder Gras die Milz (?) oder linke Seite, Malinalle *) (eine Pflanze, von der man Besen machte) den Nabel, die Eidechse den Rücken, der Tiger den linken Fuß, die Schlange das membrum virile.

In den nun folgenden Seiten, bis 149, verändert sich der Styl der Zeichnungen mehr und mehr ins Schlechte, und die letzteren Tafeln stellen unter andern auch schon Spanier dar, erweisen sich also von späterem Ursprung, und in einer Zeit gemacht, da die hieroglyphische Zeichenkunst mit der früheren Sicherheit und dem Typus einer stationären, aus dem Cultus abgeleiteten, Uebung fehlte.

II. Es folgt nun eine neue Reihe von 46 Tafeln historischer Malereien, welche Erzbischof Laud der Universität Oxford zum Geschenk gemacht hat, und die jetzt in der bodleianischen Bibliothek aufbewahrt werden. Beym Anblick dieser Malereien kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß sie vielleicht einem von den Azteken verschiedenen Volke angehören möchten, das zwar den Gebrauch gewisser Symbole mit jenen gemein, aber eine andere Geschichte gehabt hatte.

III. Vier und zwanzig Tafeln, aus der Bibliothek zu Bologna. Mehrere dieser sind über eine Elle lang, und enthalten, auf vielen kleinen Quadraten, eine Unzahl von Figuren, in deren Nachbildung der Künstler eine große Meisterschaft bewährt hat, denn die kleinen Figuren sind mit bewundernswürdiger Bestimmtheit gezeichnet und aufs fleißigste colorirt. Auch diese Malereien sind in ihrem ganzen Typus von den frühern abweichend. Es erscheinen hier besonders frappante Combinationen von thierischen Gestalten mit der menschlichen, und unter den astro-

*) In dem großen mexikanischen Wörterbuche von Molina fehlt dieß Wort.

logischen Zeichen, die auch hier am Rande bisweilen vorhanden sind, kommt ein Scorpion vor.

IV. Ein Codex mexicanus, in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, der vom König Emanuel von Portugal dem Pabst Clemens VII. geschenkt worden war. Auch diese Malereien sind, wie die beyden vorigen, ohne Commentar.

V. Die nun folgenden, welche Hr. Baron v. Humboldt nach Berlin gebracht hat, stellen theilweise das sog. Steuerregister des Montezama dar.

Dritter Theil. Ueber seinen Inhalt ist nicht speciell zu berichten, da alle hier wiedergegebenen Malereien ohne Erklärung sind. Die aus der Dresdener Bibliothek sind von allen sonst bekannt gemachten nicht bloß im Styl und in der artistischen Behandlung, sondern auch in Beziehung auf manche darin vorkommende symbolische Figuren verschieden, und dürften vielleicht nicht demselben Volke, wie die übrigen, zugehören.

Der vierte Theil wird im wesentlichsten ausgefüllt durch die Tafeln, welche Dupaix auf mehreren Reisen in verschiedene Gegenden von Mexiko nach den dortigen Bauwerken und Sculpturen von Don Jose Castañeda hat ausführen lassen. Es wäre unmöglich, dem Leser ohne Ansicht der Tafeln eine richtige Meynung von diesen Resten eines unbekannten Alterthums zu ertheilen. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß der Styl in den verschiedenen Pyramiden, Staffeltempeln, Gräbern, künstlichen Höhlen u. s. w., wie in den Büsten oder colossalen Figuren, die ganz oder halb aus dem Felsen herausgehauen sind, immer etwas Großes, Ernstes, würdig Einfaches an sich trägt, obgleich sich wohl auch wesentliche Eigenthümlichkeiten an den Bauwerken von Tehuantepec, Mitla, Chapultepec, Ystapalapan, Tezzuco, Huastepec u. s. w. hervorheben lassen.

Auch die übrigen Monumente, die jetzt in Europa aufbewahrt, in diesem Bande abgebildet sind, haben jenen eigenthümlich grottesk-wilden Ausdruck, der an den Resten der mittel-amerikanischen Menschheit bemerkbar, so wirksam auf Auge und Gemüth des Betrachters wirkt. Unwillkührlich kommt man, bey dem Anblick dieser Bauwerke, auf den Gedanken, daß sie unmöglich aus der Zeit der Einwanderung der Azteken nach Anahuac datiren, sondern, daß sie schon viele Jahrhunderte lang vorher von großen, mächtigen, schwermüthig ernsten Völkern errichtet worden.

Freylich, über das Wer? Wie? Wann? dieser eigenthümlichen Schöpfungen können wir, selbst nach dem fleißigsten kritischen Studium aller vorhandenen Materialien, nichts Sicheres aussagen.

Die gedruckten Mittheilungen des fünften, sechsten und siebenten Bandes, die wir oben schon übersichtlich verzeichnet haben, führen eben so wenig eine Gewißheit herbey, als die sonstigen, schon früher zugänglichen historischen Werke, namentlich der Spanier. Der Referent hat sich besonders in Beziehung auf Sahagun getäuscht gesehen, indem das Irrige, Ungeordnete, geschmacklos Rhetorische dieses alten Schriftstellers die reinen, sicheren historischen Facta auf das verdrüßlichste überschwemmt und verdorben hat. Es erscheint bey aufmerksamer Vergleichung, daß Torquemada bereits das Wesentlichste aus Sahaguns wortreichen Ueberlieferungen ausgeschieden und benützt habe, obgleich er selbst keineswegs frey von vielen vorgefaßten Meynungen und ohne herzhafte Kritik bey der Zusammenstellung seiner drey Foliobände zu Werke gegangen.

Nachdem der Ref. in dem Vorhergegangenen eine summarische Uebersicht von dem mannigfaltigen Inhalte dieses außerordentlichen Werkes gegeben hat, erlaubt er sich, einige Bemerkungen hinzuzufügen, durch die er vorzüglich den Standpunct zu bezeichnen wünscht, von dem, seiner Meinung nach, eine kritische Ausbeutung dieser und ähnlicher Monumente ausgehen sollte, um eine richtige Vorstellung von dem geistigen und politischen Zustande der ehemaligen Mittel-amerikanischen Völker zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Den westlichen Theil jener Halbinsel habe Gott zum Wohnsitze seines auserwählten Volkes bestimmt, um es von allen Heiden abzusondern:

»Denn östlich und südlich wird dies Land durch Wüsten begränzt, an welche sich bey Gaza das Mittelmeer anschließt und bis nördlich Akre die Abendgränze bildet. Dort tritt der Libanon an's Meer und läuft von da, wie eine mitternächtliche Mauer Palästina's, nach Damaskus zu, wo er sich an die Ostwüste anschließt. In einem so ringsum geschützten Lande konnte der Same der Wiedergeburt der Welt wie in einem wohlbefriedigten Garten gedeihen. Aber die Strafheere Gottes fanden durch Wüsten und über Gebirge und Meere den Weg zu dem Volke, das den Fluch statt des Segens wählte.« — »Wie aber die Strafheere Gottes in das abgeschlossene, wohl beschützte Palästina eindrangen, so drang auch der Segen Gottes von diesem Lande aus über die ganze Erde.« — »Faßt man alles dies in's Auge, so glaubt man einzusehen, warum Abraham sein Vaterland verlassen und nach Palästina ziehen, die Israeliten aus Aegypten und Babylonien dahin zurückkehren mußten; warum von Zion aus »des Herrn Wort und der Schall der Boten Gottes in alle Länder ging«; warum unter den Hirten Bethlehems der Hirt geboren wurde, dessen Heerde über die ganze Erde weiden sollte.« S. 527—28.

Noch von einer dritten Forderung an den Geographen von Palästina könnte man sprechen. Ein bekannter Theologe hat nicht eben günstig über Ritters Bearbeitung Palästinas geurtheilt, weil ihm die Kenntniß der hebräischen Sprache abgeht. Wenn es nun von der einen Seite zugestanden werden muß, daß man durch Kenntniß der Grundsprache des alten Testaments, der Hauptquelle für die alte Geographie Palästinas, viele Mißgriffe vermeiden kann, so ist es doch nicht minder gewiß, daß das Verständniß des Alten von der Einsicht in die gegenwärtige Beschaffenheit des Landes abhängt. Denn die Gebirge, Thäler, Ebenen, Flüsse u. s. w. behaupten ihren Charakter durch alle Zeiten, weßhalb denn auch die Reisenden von der genauen Uebereinstimmung der Beschreibungen des Alten Testaments mit der Wirklichkeit ganz überrascht sind. Zur treuen Auffassung der geologischen Verhältnisse und der daran geknüpften örtlichen Erscheinungen bedarf es aber unstreitig des geübten Auges eines Geologen. Die Kenntniß des Hebräischen reicht dazu nicht aus, und die Theologen machen daher gewaltige Verstöße in dieser Hinsicht, wie z. B. viele die für die Topographie Jerusalems so wichtige porta sterquilinii auf die Westseite der Stadt verlegen. Die Geographen könnten also den Vorwurf leicht zurückgeben; es ist aber besser, daß beyde von einander nehmen, was beyde am besten zu geben vermögen. Dadurch wird dann die Wissenschaft wesentlich gefördert. Demnach habe ich auch nicht im Sinne, mehrere Fehler, welche sich aus demselben Mangel in vorliegendem Werke erklären lassen, tadelnd hervorzuheben, sondern erlaube mir nur, gelegentlich darauf aufmerksam zu machen.

Das Werk zerfällt in fünfzehn Abschnitte, die sich in natürlicher Ordnung folgen. Uebersichtlicher wäre es allerdings gewesen und hätte solche Recensenten, welche die Logik äußerlich suchen, mehr befriedigt, wenn der Verf. dieselben Gegenstände in derselben Ordnung unter wenige Hauptabschnitte gefaßt hätte, etwa so: I. Nr. 1 — 4: Einleitung; Quellen; Vorbegriffe; Namen — als allgemeine Einleitung. II. Nr. 5 — 9: Lage, Gränzen und Größe; Gebirge, Ebenen und Gewässer; Klima; Fruchtbarkeit; Erzeugnisse. III. Nr. 10 — 13: Eintheilung zu verschiedenen Zeiten; vier Landschaften, ihre Städte und Flecken; die verwandten Nachbarvölker; Jerusalem und Umgegend. IV. Nr. 14. Die Bewohner Palästina's von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Auf diese Weise käme die einfache innere Ordnung auch äußerlich zur Anschauung, erst das Land in seiner Natur, dann als ein bewohntes, endlich in seinen Bewohnern. Nr. 15: Palästina's Weltstellung, würde das zusammenfassende Schlußwort bilden. — Sehr reichhaltig ist die Aufzählung der Quellen mit treffender Charakterisirung derselben. Doch scheint mir die Tabula Peutingeriana nach Mannerts gründlichen Untersuchungen, deren Resultat ich zu bestätigen Gelegenheit haben werde, zu niedrig angeschlagen. Unter den älteren, welche nennenswerth sind, vermisse ich Benjamin v. Tudela aus dem 12. Jahrhundert; George Sandys (travels containing an history of the original and present state of the turkish empire etc. in the years 1610 — 11), welchen Maundrell nur ergänzen wollte; de Monconys (Journal des voyages, publié par de Liergues. 3 Thle. 4. Lyon, 1665), ein geschickter Mathematiker und Physiker, mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung, hoher Staatsbeamter; Doubdan (voyage de la Terre Sainte. Paris 1661), welchen Russel p. 512) den thätigen Franzosen nennt, dessen Werk in Bezug auf Topographie seines Gleichen noch nicht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Seit Jahrhunderten wiederholt sich unter den Geschichtsforschern die Frage: woher die erste Bevölkerung Amerika's, und von Garcia, *) Hugo Grotius, **) de Laet, ***) und G. Hornius †) bis auf Engel ††) und unsere Zeit hat diese Untersuchung so viele gelehrte Männer beschäftigt, daß selbst ein Ueberblick der hierauf bezüglichen Literatur keine leichte Aufgabe ist. Wahrscheinlich wären wir der Lösung jenes Räthsels näher gekommen, wenn Männer wie die Genannten, genährt vom klassischen Alterthume, die Ersten gewesen wären, durch welche wir Kunde von der amerikanischen Menschheit und von ihrer geistigen und bürgerlichen Verfassung erhalten hätten. So aber waren es zum Theil rohe,

*) Gregorio Garcia, origen de los Indios del nuevo mundo e Indias occidentales, Valencia 1607. 8. (Eine neue Ausgabe Madrid 1729.)

**) Dissertatio de origine gentium americanarum 1642.

***) J. de Laet de origine gentium americanarum Amst. 1643 und desselben: Responsio ad dissertationem secundam H. Grotii de origine etc. Amst. 1644.

†) De originibus americanis 1652.

††) Essai sur cette question: quand et comment l'Amerique a-t-elle été peuplée d'hommes et d'animaux? par E. B. d'E. (Bailly d'Engel). Amsterd. 1767. 2. Va. 8. — Grotius leitet die Nord-Amerikaner von den Bewohnern Norwegens, die Südamerikaner von den Chinesen und Aethiopiern ab; de Laet und Hornius nehmen an, daß die Amerikaner Scythen seyen; Garcia, Acosta, l'Escarbot, Brerewood, Moraes u. A. lassen sie von Tartarn, von Karthagern und Juden abstammen. Nach Engel sind sie eine antediluvianische Race von Chinesen. — Wir fügen hier die Titel einiger wenig bekannten Schriften über diesen Gegenstand bey: A Collection of letters, in which the imperfection of learning, even amongst christians, and a remedy for it, are hinted: the affinity betwixt the language of the Americans of the terra firme and these of the ancient Britains is illustrated etc. Edinb. 1739. 8. — Representacion al Rey D. Fernando VI. en solicitud de las provincias mas proporcionadas à la salud espiritual de los Indios, por G. de Molleda. Madrid 1755. fol. — La Trobe, history of the missions of the united brethren. Lond. 1794. 8. — Minuesteckningar rörande en fangenskap bland Indianerna i Nord-Amerika, af J. Hunter. Mariafred. 1826. 8. — Historical researches on the Conquest of Peru, Mexico, Bogota, Natchez and Talomeco in the thirteenth Century by the Mongols, accompanied with Elephants, by Ranking. Lond. 1827. 8. — L. J. Uhland Vorlesung von dem Ursprung der Bevölkerung Amerika's (1765, in der Tübinger Sammlung der Vorlesungen und Reden.) — Theatro mexicano, descripcion de los succesos exemplares, historicos e del nuevo mundo por Agostin de Vetancourt. Mexico. 1698. fol. — Tardes americanas, gobierno gentil y catolico y particolar noticia de toda la historia indiana, sucesos, etc. desde la entrada de la gran nacion Tulteca à esta tierra de Anahuac, hasta los presentes tiempos, trabayadas por nn Indio y un Espannol, saco las à luz J. J. Granados y Galvez. Mexico 1778. 4.

bigotte Abentheurer, zum Theil beschränkte Mönche, welche uns die Monumente einer höheren Bildung bey jenen Völkern überliefert haben, und man kann nicht vorsichtig genug seyn in der Entzifferung von Malereien und schriftlichen Documenten, die unter dem Einfluße der ungünstigsten Präventionen gesammelt und vervielfältigt nach Europa gekommen sind. Ja, sogar die Neigung, Neues und Seltsames dieser Art bey der Zurückkunft ins Vaterland aufzuweisen, mag manchmal Urkunden jener Art verfälscht, oder selbst neu angefertigt haben. Der Referent sah in den Händen eines Reisenden, der aus Nord-Amerika zurückkam, eine sogenannte mexikanische historische Malerei, die allerdings sehr alt aussah, in welcher er aber, bey genauer Untersuchung, einzelne, in Kupfer gestochene, ausgeschnittene und mit vieler Geschicklichkeit eingeklebte Figuren entdeckte. Erst seitdem man den Sculpturen und Bauwerken, die sich in vielen Gegenden Neuspaniens und Guatemala's vorfinden, eine strengere Aufmerksamkeit zuwendet, ist der Prüfstein für die anderen, gemalten und gezeichneten, Reste gefunden, und die Kritik geht sicheren Schrittes der Enträthselung derselben entgegen. Auch scheint sich durch die Mannigfaltigkeit und große Zahl der verschiedenen Monumente, welche, aller Zerstörungen der Conquistadores ungeachtet, noch vorhanden sind, die Hoffnung rechtfertigen zu lassen, endlich über diese höchst merkwürdigen Reste der amerikanischen Menschheit zu befriedigendem Abschlusse zu kommen.

Bey solchen Untersuchungen dürfte aber wohl als leitendes Princip anzunehmen seyn, — was bisher unberücksichtigt geblieben, — daß der Geschichtforscher, Archäologe und Mythologe es hier keineswegs mit einem Einzigen Volke zu thun habe, sondern daß vielmehr die Fäden der verschiedenartigsten historischen Begebenheiten, nationaler Traditionen, Culte und Religionen bunt durcheinander laufen.

Gewiß, nichts hat die Forschungen übe die mittelamerikanische Menschheit mehr aus dem Geleise gebracht, als die so allgemein verbreitete Annahme, daß man es auf diesem Gebiete mit einem Einzigen Volke zu thun habe, während schon der Umstand, daß noch gegenwärtig mehr als 50 indianische Sprachen in Neuspanien geredet werden (blos in dem Staate von Oaxaca zählt man fünf und dreyßig) darauf hinweist, es liege hier eine, eben wegen dieses großen Sprachenreichthums uralte und vielfach zertrümmerte Menschengeschichte, eine ungeheure Ruine der Menschheit, vor unsern Blicken. Obgleich schon Sahagun, und nach ihm alle spanischen Schriftsteller über die Geschichte Neuspaniens vielfach von der Mannigfaltigkeit in den Sprachen, Sitten, ja in der Körperbildung der Bewohner dieses großen Landes sprechen, haben sie doch eben so wenig, als die Nachfolgenden, ein Boturini Benaduci, Clavigero, Robertson u. s. w., Anstand genommen, alle Traditionen, Kunstwerke und andere historischen Documente, welche im jetzigen Staate von Mexiko und in dem benachbarten Guatemala erscheinen, mit einander in der Art zu combiniren, daß hieraus eine einzige, solidarische Geschichte hervorgienge, und daß alle Erscheinungen im Staate und im Volksleben jener rothen Bewohner, so weit sie uns bekannt geworden, auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückgeführt würden.

Nach allen diesen Schriftstellern beginnt die Geschichte von Mexiko mit der Einwanderung der Tultecas. Diese sollen aus ihrem Vaterlande Huhehuetlapallan, das nordwestlich von Mexiko lag, vertrieben, ums Jahr 596 n. Chr. ihren Zug begonnen, sich ums Jahr 667 im Lande Anahuac, oder Mexiko, niedergelassen, und daselbst bis 1031 gewohnt haben. In dieser Zeit sollen sie, in Folge großer Trockenheit und daraus entspringender Seuchen, ausgestorben seyn, und das Land verödet zurückgelassen haben.

Hundert Jahre, nach Torquemada neun Jahre, nach Vertilgung der Tolteca, wanderten — so er-

zählen die Geschichtsbücher — die Chichimecas, aus dem ebenfalls nordwestlich von Mexiko gelegenen Lande Amaqueme, unter ihrem Heerführer Xolotl, ein, und ließen sich in der Nähe des See's von Tezcuco nieder. An sie schlossen sich bald darauf die, ebenfalls aus N. kommenden drey Horden der Akolhuah oder Culhuas an. Gomara (C. 196) giebt ihnen einen gewissen Aculli, „den Mannbaren, den Mann κατ' ἐξοχήν" zum Anführer, beschreibt sie als große und starke Leute, und leitet sie, wie die eigentlichen Mexikaner, von den Cichimecas her.

Nun erscheinen in der Geschichte von Anahuac zahlreiche, von einander in der Sprache mehr oder weniger verschiedene, Horden und Stämme, bald in Fehden, bald in Bündnissen, neben einander wohnend und sich vermischend. Die Dynastie der Chichimecas-Fürsten wird bis 1520 herabgeführt, und so dargestellt, als habe sie, mit theilweiser Unterbrechung ihrer Macht, bis auf die Zeit der Conquista durch Cortes über jene, um den See von Mexiko wohnenden Stämme geherrscht.

Ums Jahr 1160 verließen die Aztecas, oder Nahuatlacas, ihre Wohnsitze in Aztlan (dem Lande der Reiher), einem Landstriche nördlich vom californischen Meerbusen. Sie wanderten zu verschiedenen Zeiten, in sieben getrennten Horden, von denen eine, die Mexika, dem ganzen Volke den Namen der Mexikaner gegeben hat, nach Süd-Süd-Osten, und gelangten 1314 an das südliche Ufer des See's von Mexico. Mitten zwischen feindlichen Stämmen, und eine Zeitlang den Culhuas tributär, gelangten sie allmählig zu Macht und Ansehen, verbanden und assimilirten sie sich insbesondere mit den letzteren, besiegten die zahlreichen theils von erblichen Dynastien, theils in republikanischen Formen regierten Nachbarstämme, gründeten die Stadt Tenochtitlan (Temichtitlan oder Tenuchtitlan), woraus Mexiko wurde, und stifteten, indem sie ihre Eroberungen immer weiter verbreiteten, das Reich, welchem Cortes, der Sieger Moctezumas, (Motecuhzuma's oder Montezuma's) ein Ende gemacht hat.

Studiert man die Geschichte dieser Völker in den spanischen Berichten, welche noch auf unsere Zeit gekommen sind: der Historia de Indias des Acosta, der Conquèsta de Mexico des Gomara, der Monarquia Indiana des Torquemada, und der jetzt erst durch Aglio bekannt gemachten Historia de Bernard von Sahagun, so braucht man kein Meister der historischen Kritik zu seyn, um sich zu überzeugen, daß diese sogenannte mexikanische Geschichte voll Widersprüche, ein seltsames Gemische von Geschichten verschiedener Stämme und Völker, von verstandenen und mißverstandenen alten Sagen, von neueren Mährchen, wie sie auch jetzt noch die Beschränktheit der amerikanischen Wilden ausheckt, und von Erzählung solcher unbedeutender Begebnisse sey, dergleichen sich auch jetzt noch bey den Wilden Amerika's zutragen. Auch europäische Beymischung, insbesondere christlicher und judaischer Vorstellungen, fehlt nicht, und hat die Darstellung von den religiösen Mythen, dem Cultus und den Sitten jener Völker auf eine so seltsame Weise verfärbt und in bunten Schiller gesetzt, daß man Mühe hat, eine dem indianischen Charakter entsprechende Ansicht von diesen Angelegenheiten daraus abzuleiten.

Der wesentlichste Punkt, das Fundament aller dieser Untersuchungen ist der Beweis von der Wirklichkeit und die Darstellung von dem geschichtlichen Leben der Toltecas, oder Toltecalt, als erster Bewohner von Mexiko. Diesem Volke werden die großen Bauwerke: die Pyramiden von Cholulan und Teotihuacan, die Tempel von Papantla und Mitla u. s. w. zugeschrieben. Sie, die Tolticas wären als die Ureinwohner oder richtiger als die ersten Einwanderer in ein früher nicht von Menschen bewohntes Land, als die Träger astronomischer Kenntnisse, welche im Verlauf der Zeiten unter den Azteken wieder verdunkelt wurden, als die Gründer

der mexikanischen Cultur, mit einem Worte, als die Basis jeder historischen Entwickelung in jenem Lande zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.
2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Unter den neuern sind Frederick Henniker, Rae Wilson, Robert Morehead nicht angeführt, weil sie dem Verfasser wahrscheinlich nicht zu Gebote standen. Ali Bey el Abbassi, welcher S. 231 Anmerk. 149 aus Russell citirt wird, ist dadurch merkwürdig, daß er in arabischer Verkleidung den Tempel zu Jerusalem und die Patriarchenhöhle zu Hebron besucht hat. Russel (S. 180 und 238) gibt ihn zuversichtlich für den pseudonymen Burckhardt aus, ein Irrthum, der sich schon in der Uebersetzung von Joliffe's Reise (S. 108) findet. Mit Recht drückt Hr. v. Raumer (S. 200 Anm. 30) seinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe durch ein Fragzeichen aus. Burckhardt kam nicht 1807, sondern erst 1810 nach dem Orient, und nannte sich nicht Ali Bey, sondern Scheikh Ibrahim. Ali Bey wird von Seetzen in v. Zachs monatlicher Korrespondenz (1808, XVIII., S. 161 f.) als ein geheimnißvoller Reisender, welcher kurz vor ihm in Palästina gewesen, rühmend erwähnt, und durch Buckingham (II. S. 248) erfahren wir, daß es ein Spanier Namens Pedro Nunez war, welcher in arabischer Tracht die ganze Barbarey, Aegypten und Syrien durchreiste. Seine Reisen erschienen zu London in zwey Bänden 1816.

Von ungemeinem Interesse ist der Abschnitt über die natürliche Beschaffenheit des Landes. Was wir von dem Geographen als die Grundlage seiner Arbeit verlangen, durchaus treuen Anschluß an die von Augenzeugen gegebenen Berichte ohne alle willkührliche Ausmahlung, das finden wir hier im höchsten Grade geleistet. Die diplomatische Treue und sorgfaltige Kombination aller vorhandenen Angaben sind ein Hauptverdienst des Buches, welches uns daher eine zuverlässige Erkenntniß von der Gestalt des Landes gewährt, so weit es bis jetzt untersucht ist. Wir finden jetzt das Gebirg Palästina's nicht so unzugänglich und unwegsam, daß nur drey Querpässe von der Seeküste in das Innere des Landes führen, von Akre nach Tiberias, von Jaffa nach Jerusalem, von Gaza nach Hebron, wie es uns nach Ritters Darstellung erschien, sondern wir erkennen, daß die Verschlossenheit des Landes eine künstliche, eine durch die gegenwärtigen Herren und die räuberischen Beduinenhorden erzwungene ist. Dies ergab sich freylich schon durch einen Blick auf die alte Peutingersche Tafel, welche uns römische Heerstraßen von Askalon über Bethagabris nach Jerusalem, von Lydda nach Neapolis, von Cäsarea Palästina nach Scythopolis, von Tyrus nach Cäsarea Philippi zeigt. Selbst der Hauptweg von Jaffa nach Jerusalem nahm in der ältesten und alten Zeit eine andere Richtung als in der mittleren und neuen, nämlich über Lydda und Bethhoron; nur daß man Ramleh für Samuel's Geburtsort und Emmaus für das im neuen Testamente erwähnte hielt, lenkte den Pilgerzug über diese Orte, so daß man heutzutage die nördlichere Römerstraße und den altberühmten Engpaß bey Nieder-Bethhoron gar nicht mehr kennt, weil kein einziger neuerer Reisender diesen Weg eingeschlagen hat, als vielleicht d'Arvieux, der ihn aber nicht beschrieb. Ferner sehen wir jetzt deutlich, daß das Jordanthal kein Spalt, kein Schlund ist, sondern eine bald engere, bald weitere, bis 4 Stunden breite Ebene zwischen zwey Kalksteinzügen, in welcher der Fluß sein eigenes, eine halbe Stunde breites Thal, die Jordanau des alten Testaments, eingeschnitten hat. Auch ist kein Naturhinderniß vorhanden, diese lange Jordanebene zu bereisen; denn wie im Alterthum eine Römerstraße von Jericho nach Scythopolis lief, so läuft noch heute auf der Ostseite eine Heerstraße von Hebron nach Damaskus. Endlich ergibt es sich, daß weder Galiläa, noch irgend ein Theil des palästinischen Gebirgs ein Alpenland ist, wie noch neulich Berggren Samaria geschildert hat. Galiläa, von der Ebene Zabulon fast seiner ganzen Breite nach durchzogen, der Karmel, Gilead sind romantische, fruchtbare Berggegenden; aber Alpenländer könnte man sie nur im Scherze nennen.

Diese Berichtigungen gehen aus der trefflichen Charakteristik des palästinischen Gebirges diesseits und jenseits des Jordans hervor. Kreide und kreidiger Kalkstein mit Feuersteinen herrscht vom weißen Vorgebirg im Norden und vom Hermon bis zur Wüste el Tyh und dem Lande Edom im Süden. Daraus erklärt sich eine merkwürdige Eigenheit Palästina's: die unzähligen natürlichen und künstlichen Höhlen, deren schon in der Genesis Erwähnung geschieht und welche zum Theil in der Kriegsgeschichte eine wichtige Rolle spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Hier muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß manche der ältesten spanischen Geschichtschreiber, von denen Gomara sogar ein Zeitgenosse der Conquista war, nichts von den Toltecas wissen, ja daß nicht einmal der Name dieser supponirten Völkerschaft in ihren Schriften vorkommt. *) Erst bey späteren Schriftstellern, welche die Sagen der Indianer mehrseitig gesammelt haben, namentlich bey Torquemada, wird von den Toltecas ausführlicher gesprochen. Uebrigens gebraucht auch Torquemada in Beziehung auf dieses Volk nur den schwankenden Ausdruck: segun historias antiguas, und nirgends bringt er einen historischen Beweis bey, daß es wirklich vom Jahre 648 n. Chr. (in welchem es seine Wanderung von Nord-West her geendigt haben sollte) bis 1031 in Anahuac gewohnt habe. Boturini Benaduci führt in dem Kataloge der von ihm gesammelten historischen Documente *) zwey auf, welche sich auf die Geschichte der Toltecas beziehen sollen: auf europäisches Papier gemalte „Annales“ der Toltecas mit (europäischer) Schrift in der Nahualt (aztekischen) Sprache, von einem anonymen Indianer verfaßt, und eine Copie der geschichtlichen Darstellungen des D. Fernando de Alba Yxtlilxöchitl, welche ums Jahr 1600, nach alten Malereien (übersetzt und) aufgeschrieben worden waren.

So mag es auch nicht ohne Bedeutung seyn, daß man unter den bis jetzt bekannt gewordenen hieroglyphischen Malereien nur wenige findet, in denen man, ohne der Sache Gewalt anzuthun, Symbole jener Bau-Thätigkeit entdecken könnte, welche den Toltecas zugeschrieben werden.

Mit Einem Worte, Alles in der Geschichte dieser Toltecas, ihr Anfang und Ende, ist mit tiefem Dunkel bedeckt, und reducirt sich auf einige höchst unbestimmte Fabeln.

Torquemada sagt (Vol. I. S. 36 ff.): Nach den Giganten (als deren Reste die Knochen vom Mammuth und andern urweltlichen Thieren angenommen werden **) waren die ersten Bewohner von

*) Bernardo de Sahagun spricht von ihnen, aber in sehr unbestimmten Ausdrücken. Seine Nachrichten über die Toltecas (Aglio, Band VII. Cap. 29. §. 1. ffl.) lassen sich auf Folgendes zurückführen. Zuerst lebten sie lange in Tullantzingo, von da zogen sie an einen Fluß neben Xicotitlan. Später sagt er (p. 307), daß sie von Tulla nach Tlapalan gezogen seyen. Sie waren große Baumeister und Handwerker, Künstler in Federputz, Kenner der Kräuter und ihrer Wirkungen, Astrologen und Traumdeuter. Lebten von Maiz. Er sagt auch: Estos Toltecas se nombraban Chichimecas! — eran ladinos en la lengua mexicana; hablaban claro la lengua mexicana.

*) Idea de una nueva Historia general de la America septentrional. Madrid. 1746. 4. p. 1. 2. des Catalogo del Museo Indiano.

**) Vergleiche Acosta historia mor. de Indias Lib. 7. cap. 3.

Anahuac die Toltecas. Sie kamen in großer Zahl von Westen her, unter der Anführung von sieben Hauptleuten, aus ihrem ursprünglichen Vaterlande verdrängt. Sie brachten mit sich den Maiz, die Baumwolle und die übrigen Nutzpflanzen. Sie wurden von den Fürsten, in deren Nachbarschaft sie sich niederliessen, fünf Jahrhunderte hindurch bekriegt, und erlitten mancherlei Ungemach. Solches schrieben sie der Ungnade ihrer Götter zu, und um diese zu versöhnen, vereinigten sie ihre Priester und Edlen zu Teotihuacan zu großen Festlichkeiten. Hier aber erschien ein Riese unter ihnen, welcher mit ihnen tanzte, und Jeden, den er in seine Arme schloß, tödtete. Dieses Mißgeschick ward, so berichtet die Fabel ferner, fortgesetzt durch die Erscheinung eines weißen, sehr schönen Kindes, das aus seinem wunden Haupte einen pestilenzialischen Geruch, und dadurch eine furchtbare Sterblichkeit unter den Toltecas verbreitete, so daß diese, bis auf Wenige, welche sich nach allen Weltgegenden zerstreuten, ausstarben. Diese Toltecas werden als eine friedliebende, in allen Handwerken und Künsten wohlerfahrene Nation geschildert. Sie giengen in große, weite, weiße Tunicas gekleidet, und waren Meister in der Kunst, Metalle zu schmelzen, Steine zu schneiden und Bauwerke aufzuführen. Dieß ist das Hauptsächliche, worauf sich die Sagen über die Toltecas zurückführen lassen.

Fragt man nun die mexikanische (aztekische) Sprache: was Tolteca in ihr bedeute, so erfährt man, daß dieses Wort nicht etwa ein Appellativum, ein dieser Sprache fremdes Wort sey, sondern daß es gerade zu „Baukünstler, großer Werkmeister" hieße. *)

*) S. Alonso de Molina, Vocabulario en lengua castellana y mexicana, Mexico 1571. fol. II. p. 148. b: Toltecatl = Official de arte mechanica, o maestro. „Grande Tolteca" ist in Mexiko sprichwörtlich so viel als: großer Meister, Tausendkünstler, Magnus Apollo. S. Torquemada Monarquia ind. I. p. 255. 2.

Man hat den Namen der Toltecas von der Stadt Tula oder Tullan herleiten wollen. (So unter Andern auch Torquemada am eben angeführten Orte). Allein diese Etymologie dürfte wohl von keinem historischen Kritiker gebilligt werden, so wie sie auf der andern Seite auch dem Sprachgebrauche entgegen ist. Die Toltecas kamen von Norden her, standen eine Zeitlang an dem Orte, wo jetzt Tula steht, still, und gründeten diese Stadt. Sollten sie nun einen früheren Namen (denn namenlos waren sie doch wohl in keinem Falle), hier aufgegeben, und sich nach ihrer neuen Schöpfung genannt haben?) Ueberdieß heißen sie Toltecas (nicht Tultecas).

Es muß bey dieser Gelegenheit auch auf die seltsame Gleichförmigkeit in den Sagen der drey historischen Epochen, in welche man die Geschichte von Mexiko einzutheilen pflegt, aufmerksam gemacht werden. Die Toltecas sollen bey Tula ihre Wanderung eingehalten, und eine Stadt gebaut haben, und Gleiches wird auch von den Chichimecas und den Aztekas erzählt!

Es ist dieß übrigens nicht der einzige Fall einer solchen Gleichheit in den Geschichten dieser Völker. Die Schriften Gomara's, Acosta's, Torquemada's liefern viele Beyspiele ähnlicher Parallelismen. So wanderten die Toltecas in sieben Zügen oder Horden nach Anahuac *), und eben so kam zuerst ein Zug der Chichimecas (unter Xolotl) und diesem folgten sechs andere nach **), und auch die Aztecas nehmen das Land in sieben Horden in Besitz.

Acosta berichtet ***), daß die Nahuatlacas (oder Cuextecas, Huaztecas, Aztecas) aus einem Orte, die sieben Höhlen (Siete Cuevas) hervorgekommen seyen, wie solches auch auf aztekischen Malereien vorgestellt wird, während Torquemada (a. a.

*) Torquemada I. p. 37.

**) Ibidem p. 47. 1.

***) Historia moral de Indias. Libr. VII. c. 3.

I. p. 278.) die sieben großen Höhlen Chicomoztotl als den Ort bezeichnet, von dem die Totonakas ausgegangen wären, ein Stamm, der zur Zeit, da Cortes landete, an der östlichen Meeresküste wohnte, und eine von der aztekischen ganz verschiedene Sprache redeten. Das Hervorgehen aus unterirdischen Wohnungen wird übrigens nicht blos von den Aztekas, sondern auch von den Chichimecas berichtet, die als troglodytisch lebend dargestellt werden. Andere Ausleger verstehen unter den sieben Höhlen sieben Schiffe, in die Ankömmlinge gelandet wären.

Es würde nicht schwer seyn, noch viele ähnliche Parallelismen aufzufinden. Sie scheinen darauf hinzudeuten, daß die mündlichen Traditionen, welche hier nach der Conquista aus dem Munde der Indianer aufgezeichnet wurden, ihrer ganzen Natur nach unbestimmt und schwankend waren, und daß die historischen Malereien von den wenigen Europäern, die ihnen Theilnahme schenkten, auf die willkührlichste und unkritischste Weise ausgelegt worden sind. Man kann sich dabey des Gedankens nicht erwehren, daß die einzige sichere, spätere, historische Ueberlieferung, welche sich nur auf die Aztekas bezieht, aus mancherlei Mißverständnissen auch auf die Geschichte der früheren Völker und Stämme ausgedehnt worden sey. Auch das voluminöse Werk Torquemada's giebt hievon Zeugniß, denn mancherlei Erzählungen in demselben lassen sich mit einander nicht in Verbindung bringen, andere wiederholen frühere Darstellungen mit allerlei Varianten, als erinnerte sich der Verfasser des Vorhergegangenen nicht mehr, und habe die mannichfaltigen Erzählungen und Auslegungen von Malereien, die sich auf Einen Gegenstand beziehen, als Basis verschiedenartigster Begebenheiten unter verschiedenen Völkern und Stämmen betrachtet.

Auf diese Weise scheint es dem Referenten geschehen zu seyn, daß ein Volk, unter dem Namen der Toltecas in die verwirrte Geschichte der mittelamerikanischen Völker, wie durch eine historische Phantasmagorie hereingezaubert wurde, ohne daß es jemals ein Volk dieses Namens gegeben hätte.

Die Toltecas scheinen vielmehr nur der concretgewordene Ausdruck für den fernsten mythischen Hintergrund der Geschichte der Aztekas, in welcher diese große Bauwerke erkennen, von deren Ursprung sie schlechterdings keine klare Vorstellung hatten, noch haben konnten.

Alles im Leben und der Geschichte jenes problematischen Volkes von Baukünstlern ist mythisch, und sie sind in dieser Beziehung ein merkwürdiges Gegenstück zu den Telchines auf Kreta und Rhodus.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Als Beyspiel nehme ich eine, die in der alten Geschichte denkwürdig, von Stephan Schulze und Pococke (II. 98) bemerkt und von Burckhardt genau beschrieben, aber bisher noch nicht mit dem Alterthum verglichen worden ist. Der alte Handelsweg von Akre nach Damaskus führt an der Westseite des Sees Genezareth vorüber, wendet sich dann um das Nordende desselben und um den südlichen Fuß des Hermon, die berühmte via maris. Auf diesem Wege drangen auch häufig nördliche und östliche Feinde in das Land; feste Burgen an demselben waren daher wichtig. Burckhardt untersuchte eine solche, eine halbe Stunde westlich von Medschdel (Magdala) auf der Klippe, welche an den Wady Hamam stößt, Kalaat Jbn Maan oder Kalaat Hamam, d. i. Taubenburg genannt, wegen der ungeheuern Menge wilder Tauben, die dort nisten.

»In dem Kalkberge sind viele natürliche Höhlen, die durch in den Felsen gehauene Gänge mit einander ver-

bunden sind, und die man, um sie bewohnbar zu machen, erweitert hat. Auch hat man Mauern quer vor die natürlichen Oeffnungen gezogen, so daß niemand hineinkann, als durch die engen, die Verbindung unterhaltenden Gänge, und überall sind schmale Bastionen angelegt, um den Eingang des Kastells zu vertheidigen, welches auf diese Weise fast uneinnehmbar geworden ist. Der senkrechte Felsen schützt es oben, und von unten führt nur ein Fußsteig herauf, der so steil ist, daß ein Pferd ihn nicht ersteigen kann. Mitten in den Höhlen sind mehrere Cisternen eingehauen. Das Ganze könnte etwa 600 Personen Zuflucht gewähren; allein die Mauern sind jetzt in sehr schadhaftem Zustande. Der Platz war wahrscheinlich das Werk eines mächtigen Räubers, etwa in der Zeit der Kreuzzüge. Ein paar zusammenhängende Gewölbe mit Spitzbögen zeugen von der gothischen Architektur. Unten im Thale läuft ein kleiner Bach, der sich in den Wady Lymun ergießt «

Man ist versucht in dieser merkwürdigen Höhle die Kreideburg der Kreuzfahrer, welche Willermus Tyrensis 22, 15 und 21 fast mit Burckhardt's Worten als ein wichtiges praesidium munitissimum beschreibt, wiederzufinden; aber die regio Sueta, in welcher sie liegt, ist deutlich im Nordosten des Sees Genezareth. Unsere Höhle erinnere ich mich nicht in den Gestis Dei per Francos erwähnt gelesen zu haben. Aber desto bestimmter tritt sie uns in den Schriften des Josephus entgegen. Josephus zählt Bell. Jud. II. 20, 6 unter den Punkten, die er habe in Galilaea inferior befestigen lassen, auf: τὰ περὶ Γεννησὰρ τὴν λίμνην σπήλαια. In §. 37 seiner Vita setzt er dafür Ἀρβηλῶν σπήλαιον, die Höhle von Arbela. Dies Arbela lag nach Archäol. 12, 11, 1 und 14, 15, 4 zwischen Sepphoris und Tiberias. Die Lage der Spelunke trifft also genau zu: am See Genezareth zwischen Tiberias und Sepphoris. Herodes lernte die Wichtigkeit dieser Burg kennen; denn als er, um einen Aufruhr zu dämpfen, Sepphoris belagerte, beunruhigten Räuberhorden, welche mit ihren Familien in derselben hausten, sein Heer und das ganze Galiläa. Nach der Eroberung von Sepphoris zog er gegen die Räuber, (Arch. 14, 15, 5 u. B. Jud. 1, 16, 4) fand sie gerüstet benm Flecken Arbela, schlug sie bis an den Jordan und kehrte dann um zur Spelunke, in welche sich ein Haufe zurückgezogen hatte. Sie war an Bergabhängen, von allen Seiten unangreifbar, indem sie nur einen sehr schmalen, steilen Zugang hatte. Der vordere Fels fällt in ein tiefes Thal ab und steht senkrecht über Schluchten, so daß der König wegen der Schwierigkeiten des Ortes in große Verlegenheit gerieth, endlich aber ein gefährliches Mittel ersann. Große Kästen voll tapferer Männer wurden nämlich mittelst eiserner Ketten vom Gipfel des Berges herabgelassen bis zu den Mündungen, und die Vertheidiger derselben mit Waffen und Feuer bezwungen. Man vergleiche Burckhardt's Beschreibung des Taubenschlosses mit der Schilderung des Josephus, so wird über die Identität des Ortes kein Zweifel bleiben. Dieselbe Höhlenburg wird sodann noch früher erwähnt: 1 Makk. 9, 2: Bacchides zog mit seinem Heere nach Galgala, d. i. Galiläa, und belagerte und eroberte Messaloth in Arbela. Josephus erklärt diese Worte, durch seine Erzählung derselben Geschichte, Arch. 12, 11, 1: παραγενόμενος εἰς Ἰουδαίαν, ἐν Ἀρβήλοις πόλει τῆς Γαλιλαίας στρατοπεδεύεται καὶ τοὺς ἐν τοῖς ἐκεῖ σπηλαίοις ὄντας (πολλοὶ γὰρ εἰς αὐτὰ συμπεφεύγασιν) ἐκπολιορκήσας καὶ λαβών, ἄρας ἐκεῖθεν ἐπὶ τὰ Ἱεροσόλυμα σπουδὴν ἐποιεῖτο. Der Name Messaloth ist dunkel; vielleicht darf man ihn aus מסלות, mesilloth d. i. climax erklären, wie häufig in Syrien steile Vorgebirge und Bergwände genannt werden, man vergleiche z. B. Scala Tyriorum, die in der Gemarra סולמותיה של צור mit einem Substantiv derselben Wurzel סלל heißt. Am frühsten finde ich diese Burg erwähnt Hosea 10, 14; hier werden die Israeliten ermahnt, sich nicht auf die Menge ihrer Helden und die Festigkeit ihrer Burgen zu verlassen, denn „es soll sich ein Getümmel erheben in deinem Volk, daß alle deine Festen zerstöret werden, gleichwie Salman verstörete das Haus Arbeel zur Zeit des Streits, da die Mutter über den Kindern zu Trümmern gieng.“ Die Exemplifikation setzt voraus, daß das Haus Arbeel den Ruhm der Uneinnehmbarkeit hatte. Das Ereigniß selbst ist nicht weiter bekannt. Der Name Beth Arbeel paßt aber trefflich zum Orte, denn er bedeutet nach Gesenius: domus insidiarum Dei. Wir hätten somit die Geschichte dieser denkwürdigen Höhle 2600 Jahre in die Vorzeit zurück verfolgt, bis in die Zeit, da Rom noch nicht war. Andere Höhlen, deren Geschichte noch weiter zurückgeht, warten nur auf einen zweiten Burckhardt, der sie entdecke, wie die Höhlen Adullam und Makkeda im Stamme Juda. Abrahams doppelte Höhle zu Hebron, welche schon 1 Mos. 23, 9 genannt ist, darf kein Christ betreten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

Die Urgeschichte aller Völker hängt mit der Geschichte ihrer Nutzpflanzen und Hausthiere zusammen. Referent ließ es sich darum keine Mühe verdrießen, die Geschichte des Maiz oder türkischen Korns, der Baumwolle, des Cacao nachzuspüren. Aber die Ergebnisse seiner Forschungen sind höchst dürftig.

Nach Torquemada *) hatten einige wenige Personen vom Volke der Toltecas, die von der Vertilgung dieses Volkes durch die Seuche übrig geblieben waren, Sämereien der Nutzpflanzen aufbewahrt, jedoch nicht gewagt, sie zu säen, aus Furcht, deßhalb von den Chichimecas üble Behandlung zu erfahren. Aber unter Nopaltzin, dem Sohne Xolotls, säete der Herr von Quauhtepec, Xiuhtlato, ein Abkömmling der Toltecas, die aufgehobenen Körner, und so wurden die Chichimecas mit dem Gebrauche der Nutzpflanzen bekannt. Gomara dagegen **) läßt die Cultur der Nutzpflanzen durch die Acolhuas nach Anahuac bringen. Acosta, ***) der einem Theile der Nahuatlacas den Ort Teuculhuacan (d. i. Ort derer von göttlicher Abkunft) als Wohnsitz zuschreibt, also hierunter, wohl auch die Culhuas oder Acolhuas versteht, bemerkt, daß sie Landbau getrieben hätten, was von den Aztecas nicht gerühmt wird.

Nichts wäre unwahrscheinlicher, als die Annahme, daß man in der Cultur des Maiz und anderer Nutzpflanzen Pausen gemacht, diese nicht vom Vater auf den Sohn bis zur Gegenwart herabgeführt hätte.

Lassen wir nun, in Folge dieser Betrachtungen, die Toltecas in der Reihe historischer Nachweisungen ganz aus, so stossen wir in den Werken über mexikanische Geschichte auf die Chichimecas, deren Herrschaft über das Land Anahuak als die zweyte große Periode betrachtet wird.

Hier ist es sehr auffallend, daß die Chichimecas von Acosta *) Gomara **) und Torquemada ***) als anfänglich ganz rohe, bestialische Wilde geschildert werden, den Wilden von Surinam und Brasilien ähnlich. Sie waren ein rohes Jägervolk, lebten, ohne Agrikultur, in unterirdischen Höhlen, giengen nackt; ihre Weiber theilten die Geschäfte

*) Monarquia indiana I. p. 67. 1.

**) Conquista de Mexico. Cap. 194.

***) Hist. mor. de Indias Libr. VII. c. 2.

*) A.a. O.

**) A.a. O. Artikel Chichimecas.

***) Monarquia indiana. L. 1. C. 15. Auch Sahagun, der (l. c. p. 507. §. 2.) die Chichimecas in drey Stämme: Otomis, Tamimes (Bogenschützen) und Theuchichimecas oder Cacachichimecas eintheilt) schildert dieses Volk fast so, wie wir jetzt die Wilden in Südamerika finden. Die Tamimes lebten in Höhlen, die Theuchichimecas waren: de todo barbaros, straften die Ehebrecher (wie jetzt die Botocudos zu thun pflegen) mit Pfeilschüssen, waren Jäger, bewaffneten ihre Pfeile mit scharfen Steinen,

der Männer u. s. w. Sie zogen in vielen kleinen Horden in die schönen Thäler von Anahuac, und ließen sich hier neben einander nieder. Die Schilderung dieser geschichtlichen Anfänge in Mexiko hat die größte Aehnlichkeit mit denen der Peruaner. Entkleidet man die Häuptlinge ihrer prunkvollen Titel von Kaisern und Königen, vergleicht man die geringen Distanzen, in welchen diese „Fürsten der Chichimecas", oft nur einige Stunden weit von einander, residirt haben, so erscheint ihre ganze Geschichte als ein Gewebe kleinlicher Begebenheiten: Ränke, Eifersucht, Weiberraub, Zwistigkeiten, Kriege Bündnisse, Trennung und neue Kriege zwischen kleinen, nahe aneinander wohnenden Volkshaufen. Nichts liegt dann näher, als der Zweifel, wie diese rohe Horden, ohne eine Einwirkung von Aussen, in einigen Jahrhunderten zu einer vielgliedrigen Mythologie und zu großen, nach astronomischen Rücksichten erbauten Pyramiden und Tempeln hätten kommen können.

Das Wort Chichimeca ist übrigens aztekischer Abkunft. Es wird von Torquemada und Andern von „Chichi, Weiberbrust" oder „Saugen" abgeleitet, und mit Blutsauger übersetzt, weil sie die Gewohnheit gehabt hätten, dem erlegten Wild das Blut auszusaugen. Es könnte aber auch von Chichi „Hund" und Mecatl „Strick" abgeleitet und mit Hundeführer übersetzt werden. Wahrscheinlich war es ein Collectivum, womit die Azteken gewisse Stämme oder Völker zu bezeichnen pflegten. Gegenwärtig versteht man in Mexiko unter Chichimecas ohne Unterschied rohe und wilde Stämme, welche im Norden ein, den Ansiedlern feindliches Nomadenleben führen, eben so wie man in Brasilien dafür das Wort Bugres oder Botocudos, in Ober-Peru das Chiriguanos gebraucht.

Acosta betrachtet *) die Chichimecas als identisch mit den Otomies, und Torquemada **) neigt sich an einer Stelle, unter Anführung seines Vorgängers, derselben Meynung zu, indem er die Teochichimecas für gleichbedeutend mit den Otomies angiebt. Die Otomies werden aber von den meisten Historikern zu dem Stamm der Aztecas gerechnet, obgleich sie eine eigenthümliche Sprache sprechen. ***) Gomara berichtet ausdrücklich, daß

ließen die Weiber kochen, damit ihnen der Rauch die Augen nicht zum Jagdhandwerk untauglich mache, tödteten ihre Kranken, wenn sie nicht in wenig Tagen genasen, behandelten ihre Schwangeren und Gebährenden sehr roh. S. 309. aa. O. sagt er, sich widersprechend, die Nahoas-Chichimecas sprachen die Nahoa oder mexikanische Sprache zugleich mit der Chichimeca; die Otomis Chich. sprachen mexikanisch und otomisch. — Eben so wenig Harmonie ist in das zu bringen, was Sahagun S. 318—322 über die Mexicanos oder Mexicatl sagt. — Man sieht deutlich, daß alle hier zusammengetragenen Nachrichten aus dem Munde verschiedener Berichterstatter (Indianer) aufgenommen werden. Auch jetzt lassen sich Indianer, wenn gefragt, in ganz gleicher Weise vernehmen.

*) Historia moral de Ind. L. VII. c. 2.

**) Vol. I. p. 261.

***) Zur ersten Tafel des dritten Theiles der historischen Malereien des Codex Telleriano-Remensis macht der Ausleger die Erklärung: Die Achte, welche aus den sieben Höhlen hervorgiengen: Chichimecatl, Nonoalca, Michinaca, Couixca, Totonaca, Cuextca, Olmeca und Xicalanga. Hier werden die Otomis nicht als Stammverwandte der Cuextecas (Aztecas) genannt, wohl aber die Miches, Totonacas, Olmecas und Xicalancos, die große, von den Azteken verschiedene Nationen, mit andern Sprachen sind. Dagegen sagt Gomara (Conquista de Mexico im Kapitel von den Mexikanern): die Mexikaner stammen alle von einem Vater: Itztacmixcoatl, der von der einen Frau sechs Söhne: Xolhua, Tenoch, Olmecatl, Xicallancatl, Mixtecatl, Otomitl, und von der andern einen, den Quexalcoatl erhalten hatte. Hier werden also die Otomis mit den Azteken zusammengestellt, zugleich aber auch mit Völkern, welchen andere Sprachen angehören. — Aus allem diesem scheint aber hervorzugehen, daß Chichimec auch kein besonderer Volks- sondern vielmehr ein Collectivname war.

die Chichimekas aus Culhuacan gekommen, und daß die Acolhuas oder Culhuas eine Horde, ein Stamm derselben, gewesen seyen.

Die Acolhuas oder Culhuas (Abkömmlinge des Xolhua) sprachen übrigens eine der aztekischen verwandte Sprache, und sind es ganz vorzüglich, denen die historischen Malereien zugeschrieben werden. Die Periode ihrer Einwanderung nach Anahuac ist nicht mit Sicherheit auszumitteln. Jedenfalls aber waren sie zur Zeit der Ankunft der Azteken bereits lange ansäßig, und spielten eine wichtige Rolle unter den übrigen Bewohnern des Landes.

Später, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, erscheinen nun zwischen diesen Stämmen die verschiedenen Horden der Aztecas, oder der eigentlichen Mexikaner.

Kein historischer Zug spricht für die Annahme, daß sie einen höheren Grad von Bildung mitgebracht hätten, als die, ihnen verwandten Acolhuas, am See Tezcuco, schon besaßen. Sie scheinen vielmehr, wie Bergvölker, oder solche, die aus kälteren Gegenden herkommen, roher, aber muthiger und tapferer, als die bereits angesiedelten, gewesen zu seyn.

Diese Aztecas heißen auch Huatlacas oder Nahuatlacas, d. i. nach Acosta „die laut und deutlich Redenden.“ Während bey denen in der Tierra caliente wohnenden, weichlicheren Acolhuas der unmittelbare Wille des erblichen Fürsten als Despotismus auftritt, ist bey den Aztecas das hierarchische Verhältniß entschiedener ausgeprägt. Sie brauchten auf ihrer langen Wanderung die Einsicht der Klügsten, ihrer Priester. Diese stehen im größten Ansehen. Sie sind es, welche das Volk durch Orakelsprüche und Visionen leiten. Alles erinnert hier an den Schamanismus der ostasiatischen Völker. Die Sagen, welche sich auf die Einwanderung dieser Aztekas beziehen, haben insgesammt den Charakter einer Alles vermögenden Priesterschaft. So die Sage, daß das Volk auf den Rath der Priester Huitziton und Tecpatzin während der Wanderung dem Gesange des Vogels Tihui d. i. Laßt uns gehen ꝛc. folgte; ferner die Tradition von der Zauberin Quilaztli, worin der Adler und der Nopalbaum, die Insignien der Azteken, eine Rolle spielen; und jene andere, daß das Volk in Tula, auf Befehl der Priester, unternahm, durch Ableitung des Flusses eine künstliche Insel, das Vorbild ihres künftigen, ihnen von den Göttern bestimmten Wohnsitzes, zu schaffen. Unter dieser theokratischen Leitung gelangen die Aztecas endlich an den See von Tezcuco. Ihre Zahl kann nicht beträchtlich gewesen seyn, denn sie lassen sich, wie einst die Gründer Venedigs, auf einer kleinen Insel im See nieder. Sie haben kein Land zum Anbau, auch keine Weide, denn sie sind gezwungen, ihre Vegetabilien auf schwimmenden, künstlich angelegten Gärten zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Während Kreide und kreidiger Kalkstein in den Bergzügen zu beyden Seiten des Jordans herrscht, tritt gleich daneben der stärkste denkbare Gegensatz hervor. Denn im Osten derselben vom Dschebel Kessue bey Damask über die Ebenen von Dschedur und Hauran, dem rauhen Distrikt Bedschah, das Gebirg Hauran, und so weit man südlich gekommen ist, herrscht der schwarze, eisenharte Basalt. Beyde Formationen sind einander „in jeder Hinsicht so entgegengesetzt wie Weiß dem Schwarz,“ die ganze Gegend trägt einen düstern Charakter, der Basalt bildet wüste Steinfelder und Kuppen, Höhlen fehlen gänzlich, nur zur Aufbewahrung des Getraides und des Regenwassers sind unterirdische Behälter mit unsäglicher Bemühung ausgehauen. Alle Ortschaften sind ganz aus diesem schwarzen Gestein ohne Hülfe des Holzes, welches im Alterthum dort schon eben so selten gewesen seyn muß, wie heute, erbaut, zur Sicherheit ummauert

und mit festen Thoren versehen. Jetzt ist das Land mit zahllosen*) Ruinen übersät, welche die Finsterkeit des Anblickes außerordentlich erhöhen. Ueber die Ausdehnung der Basaltformation gegen Westen weicht Rec. von dem Verf. ab. Letzterer rechnet dazu auch die Hochebene Dscholan zwischen dem Hermon und dem Hieromax, S. 62. Diese ganze Gegend ist freylich jetzt noch terra incognita, aber wir können auf ihre mineralogische Beschaffenheit aus den Berichten des Mittelalters sicher schließen. Durch ein etymologisches Mißverständniß erklären sich die Schriftsteller der Gesta Dei das Trachonitis Luc. 3, 1 aus dem Worte traco d. i. meatus occultus et subterraneus, und schreiben daher immer Traconitis. Ihr Traconitis befaßt nun das alte Gaulanitis. Marinus Sanutus p. 250 setzt es östlich vom obern Jordan und nimmt es als identisch mit der planities Libani Jos. 11, 5, 17. Er sagt, daß es sich erstrecke bis Cedar und bis zum galiläischen Meere. Cedar ist ihm p. 246 gloriosa civitas et munita in monte Sanyr; inde transit via, quae ducit de Accon per litus aquilonare maris Galilaeae et per Cedar**) in Aram. Der mons Sanyr aber ist nach p. 250 die Fortsetzung des großen Hermon gegen Süden, und endet sub monte Galaad in loco opposito civitati Bethsan et monti Gilboë- — kürzer hätte er sagen können am Hieromax. Nicht weit nördlich von Cedar ist Sueta in der überaus fruchtbaren Gegend desselben Namens, denn er sagt: sub hac civitate (Sueta) versus Cedar convenire Saraceni soliti sunt circa fontem Phiale, nahe dabey sey das Grab Hiobs und eine leuca davon incipit ascensus montis Sanyr. In der regio Sueta aber ist die von Willermus Tyrensis 22, 15 u. 21 so genau beschriebene Kreideburg mit Kieseladern, welche die Kreuzfahrer incidendo eroberten. Hier haben wir eine Angabe, welche keinen Gedanken an Basalt aufkommen läßt. Von Traconitis sagt endlich Willermus 16, 9 ganz allgemein: paene universus illius regionis populus in speluncis et cavernis habitat et in traconibus habet domicilia. Nehmen wir noch die Schilderung der Lage Gamalas, welche Josephus giebt, hinzu, und seine Bemerkung, daß es seinen Namen (Kameel) von der buckelförmigen Gestalt des Berges, auf welchem es lag, erhalten habe, so scheint es wohl ausgemacht, daß auf der Ostseite des Jordans vom Fuße des Hermon oder Dschebel el Scheikh bis zum Hieromax, d. h. in Gaulanitis, kreidenartiger Kalk das herrschende Gestein ist, wie im Süden des Hieromax. Die Gränze beyder Formationen ist wahrscheinlich die Gränze des Gebirgs und der Ebene. Wenn daher in und an dem Hieromax Basalt gefunden wurde, so kann es nur sporadisches Vorkommen seyn, wie dies auch an einigen Punkten im Westen des Jordan der Fall ist (nach S. 62, Anm. 186 u. 190).

Der Verf. stimmt (S. 65 u. 77) der Meynung Ritters bey, welcher die eiserne Bettstelle des Königs Og von Basan (5 Mos. 3, 11) für eine basaltene und die ehernen Riegel seiner Städte (1 Kön. 4, 13) für Basaltthore erklärt. Allein abgesehen davon, daß im hebräischen Texte ausdrücklich die Worte Eisen und Riegel (nicht Thore) gebraucht, dann 5 Mos. 3, 5 die Riegel neben den Thoren genannt sind, und man doch zugestehen wird, daß die Hebräer das Eisen kennen mußten, erfordert gerade das schwer zu bearbeitende Materiale, der harte Basalt, das beste und reichste Eisengeräth; es ist also auch kein Wunder, wenn wir neben dem Basalt seinen einzigen Bezwinger, das Eisen, hier zu ungewöhnlichem Gebrauche verwendet finden. Der Libanon hat Eisen in großer Menge und vielleicht ist gerade die Nähe von Trachonitis der Grund, weshalb man sich in Damask frühzeitig auf die sorgfältige Bearbeitung dieses Metalles legte.

Der ebene Küstensaum von Palästina zerfällt schon in der ältesten Zeit in eine nördliche und südliche Hälfte. Der nördliche Theil vom Vorgebirge Karmel bis Lydda heißt Saron (d. i. Ebene), der südliche von Ramle bis Gaza heißt Sephela (d. i. Niederung). In den kirchlichen Uebersetzungen ist der Name Sephela nicht als nomen proprium gefaßt, die Vulgata hat planities oder campestria, die deutsche Uebersetzung: Gründe z. B. Sacharja 7, 7, wodurch die Deutlichkeit des Grundtextes verwischt wird. Nur 1 Makk. 12, 38 ist Sephela geblieben wie im Grundtexte.

(Fortsetzung folgt.)

*) In dem Citat aus Berggren S. 65 werden 3 — 400 Ruinen im alten Basan gezählt. Dies scheint auf einem Mißverständnisse des Schweden zu beruhen. Denn Buckingham bemerkt öfter, z. B. II. S. 118 u. 234, daß die Araber jener Gegenden die Zahl 366 wie die Römer ihr sexcenti brauchen. Gerade in der Gegend, von welcher Berggren spricht, sagte man ihm auch, daß es da 366 Ruinen gebe.

**) Reland's Vermuthung: das Cedar der Kreuzfahrer sey das alte Gadara, ist daher irrig. Jene unterschieden Gadara wohl von Cedar. Brokard sagt, Cedar sey Gamala, dafür scheint es aber zu nördlich zu liegen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Fortsetzung.)

(Dieser Umstand wird übrigens vielfach bezweifelt, indem man die Chinampas für nichts anderes deutet, als für die Kähne, worauf die grüne Waare nach Mexiko auf den Markt gebracht wird). Dem Häuptling von Culhuacan, als dessen Schützlinge die Aztecas anfänglich erscheinen, stehen sie gegen die Xochimilcos bey, die ebenfalls am See von Tezcuco wohnen. Neben diesen drey Stämmen hausen aber hier noch viele andere, rings um den See, eine Thatsache, welche schlechterdings die Meinung ausschließt, als sey hier von großen, mächtigen Völkern die Rede.

Aus allen diesen Betrachtungen geht fürs Erste hervor, daß die Acolhuas die Ersten seyen, welche, nach historischen Documenten, mit Sicherheit als Bewohner von Anahuac betrachtet werden können. Ihnen folgen die Aztecas. Die Aufgabe der kritischen Geschichtsforschung ist nun, das Verhältniß jenes Volkes zu den späteren Ankömmlingen und zu den übrigen Völkern, die Neuspanien inne hatten, ihre Beziehungen zu den Resten der Baukunst und Sculptur, die dort angetroffen werden, und zu den historischen und hierosymbolischen Malereien ins Licht zu setzen. Was diese letzteren betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß ein sehr verschiedener Styl in ihnen ausgeprägt ist. Gewisse Zeichnungen, die sich vorzugsweise auf Verhältnisse des Cultus, der Theogonie und übrigen Mythologie, sowie auf die damit innig verwebte Zeitrechnung *) beziehen, und deren Erklärungen unvollständiger und divergenter sind, haben einen barbarisch grotesken Charakter, sind aber doch mit solcher Bestimmtheit und in einem (vielleicht traditionellen) manierirten Styl ausgeführt, so daß sie

*) Sehr zu wünschen wäre, daß die mexikanische Chronologie von einem Astronomen gründlich geprüft, und in ihr wahres Licht gesetzt würde. Dazu sind nun freylich vor Allem noch Beobachtungen am gestirnten Himmel, die von Mexikanern oder andern Indianern zur Zeit der Conquista gemacht worden wären, aufzusuchen und in Rechnung zu nehmen. Haben aber die Mexikaner zu der Zeit des Cortes noch die Wissenschaft gehabt, ihren Calender nach Beobachtungen zu reguliren? Wir möchten es kaum annehmen. Auch sind wir nicht so glücklich gewesen, eine einzige, sich hierauf beziehende Angabe von Gültigkeit in den ältern Schriftstellern über die Entdeckung u. s. w. aufzufinden. Ein Werk über diesen Gegenstand von dem mexikanischen Astronomen Leon y Gama ist uns nie zu Gesicht gekommen. Es heißt: Descripcion historica y chronologica de las dos Piedras, que con ocasion del nuevo empedrado que se está formando en la plaza principal de Mexico, se hallaron en ella el anno de 1790. Explicase el sistema de los Calendarios de los Indios, el metodo que tenian de dividis et tiempo y coreccion que hacian de el para igualar el anno civil, de que usaban con el anno solar tropico. Noticia muy necessaria para la perfecta intelligencia de la segunda piedra: à que se annaden otras curiosas e instructivas sobre la Mythologia de los Mexicanos, sobre su astronomia y sobre los ritos y

gewissermaassen an manche althindostanische Monumente erinnern. Andere dagegen sind viel roher, einfacher und mit kindischer Unbeholfenheit entworfen. Sie stellen vorzugsweise historische Verhältnisse dar, und die Indianer, die hier abgebildet werden, gleichen denen, wie sie zur Zeit der spanischen Eroberung waren, oder auch jetzt noch sind. Diese Malereien beginnen oft mit dem Marsche eines Volkes aus den sieben Höhlen, und endigen mit Begebenheiten, welche sich nach der Eroberung zugetragen haben. Hieher gehört also die sogenannte Colleccion des Mendoza, die dritte und vierte Abtheilung des Codex Telleriano-Remensis, während andere Sammlungen, wie z. B. der erste und zweyte Abschnitt des eben genannten Codex oder die merkwürdige Reihe aus der vaticanischen Bibliothek, die den zweyten Theil in Aglio's Werke beginnt, den mehr verzierten, hierarchischen Styl darstellen. Die letzteren Malereien dürften vielleicht als den Acolhuas zugehörig anzusprechen seyn, während die ersteren ohne allen Zweifel ächt aztekisch sind.

Die Azteken vollführten ihre Wanderungen, wie schon weiter oben angedeutet worden, unter der Leitung ihrer Priester und Orakelsprecher. Bey dieser Abhängigkeit von einer hierarchischen Verfassung, wäre es allerdings denkbar, daß sie, wie die Juden ihre Bundeslade, Bilder als ältere Monumente ihrer mythologischen Ansichten und Traditionen mit sich geführt hätten, und daß diese auch jetzt theilweise in unsern Händen wären. Dagegen ist in keiner Weise anzunehmen, daß diese Einwanderer auch jene großartigen Sculpturen, die Götterbilder, die sogenannte Uhr des Montezuma, oder den mexikanischen Thierkreis, mit sich nach Anahuac gebracht hätten.

Diese staunenswürdigen Reste sind ohne Zweifel in Anahuac selbst verfertigt worden, eben dort, wo uns jetzt noch die Pyramiden mit regelmäßig nach den Weltgegenden gerichteten Grundlinien, die ungeheueren Bauwerke von Papantla, Mitla und Teotihuacan begegnen.

Diese großen Denkmäler, welche an Ausdehnung und imposanter Einfalt mit den ägyptischen verglichen werden können, sind gewöhnlich ohne Unterschied mexikanisch, oder aztekisch genannt, und demselben Volke zugeschrieben worden, das in seinen historischen Malereien (vom Zuge aus den Siete Cuevas oder der Insel Aztlan nach Anahuac, von den Kämpfen der Einwanderer mit den früher Angesessenen, oder von den Tribut-Arten, welche den einzelnen Ortschaften obliegen u. s. w.) kaum die ersten kindischsten Rudimente der Zeichenkunst darthut. Ref. hält es für unmöglich, daß ein Volk, welches Sterne beobachtete, sich das Jahr nach einem eigenen Thierkreis eintheilte, und eine vielseitige bunte Mythologie entwickelt hatte, daß ein solches Volk sich mit historischen Malereien von solcher Unbeholfenheit und Unmündigkeit hätte begnügen können. Es scheint ihm, daß die Az. as mit der höhern Cultur, welche jene Monumente errichtet hatte, erst nach ihrer Einwanderung in Anahuac und auch dann nur unvollkommen bekannt geworden seyen.

Von welchem Volke aber stammen jene Werke, die Zeugen einer längst untergegangenen Herrlichkeit in Neuspanien und Guatemala ab? Von den Acolhuas, den ersten Bewohnern des Landes, die mit historischer Gewißheit angenommen werden können? — Schwerlich! denn diese scheinen in ihrer Bildung, obgleich den Aztekas voran, doch keineswegs so hoch gestanden zu seyn, daß ihnen solche colossale Schöpfungen möglich gewesen wären. Sie selbst wollen auch diesen Ruhm nicht für sich, indem

ceremonias quae acostumbraban en tiempo de su gentilidad. Por D. Ant. de Leon y Gama. Mexico 1792. 4. — Gegen diese Erklärung ist ein anderer span. Astronom, J. A. Alzate y Ramirez (derselbe, welcher sich viel mit der Bestimmung der Länge von Meriko beschäftigt hat) in der Gazeta de Literatura von Meriko, vom J. 1792. July 15. u. 16. sehr scharf zu Felde gezogen.

sie in ihren Traditionen auf ein Volk von Baukünstlern, und Werkführern, die Toltecas, hinweisen, die, im mythischen Dunkel ferner Jahrhunderte, die letzte Grenze ihrer Erinnerungen einnehmen. Bis auf den Namen ist dieses Volk verloren gegangen, eben so wie in Peru die äußerste Sage von einem Volke weißer, bekleideter Menschen spricht, das die dortigen großen Bauwerke errichtet habe, und dann in einer Nacht spurlos verschwunden sey. *) (Der frühere Bewohner der neuen Welt scheint, nach allen mythischen Spuren immer als bekleidet gedacht worden zu seyn.)

Mit diesen frühesten Bewohnern von Anahuac scheint auch ihre Weisheit, ihr Sternendienst, ihre Astrologie, und das Princip ihres Kalenders verloren gegangen zu seyn. Die späteren Völker haben in fortschreitender Entartung nur die blutigen Gräuel der Menschenopfer, eine ganz verdüsterte, und verworrene Mythologie zugleich mit einer practischen Uebung des vor langen Zeiten angenommenen Kalenders, beybehalten und zu derjenigen monstruösen Form eines hierarchischen Despotismus ausgebildet, welche die Spanier bey der Eroberung angetroffen.

Als Xolotl, der Fürst der Chichimecas, oder Acolhuas vom Norden nach Anahuac eindrang, fand er, so erzählt die Sage, das Land ohne Bewohner, wohl aber noch mit großen Bauwerken versehen; und der Eindruck dieser Monumente auf sein Volk war so gewaltig, daß es sich nur nach mehrfach ausgesendeten Spähern sicher glaubte, und vorzugehen wagte. Daß er noch einzelne Ueberreste der ehemaligen Bevölkerung gefunden, und durch diese mit dem Bau des türkischen Korns und der Baumwolle bekannt geworden sey, ist eine andere Sage, die wir schon angeführt haben. So mögen jene Reste des mythischen Urvolkes die Alcohuas und die später eingewanderten Aztecas in die Kenntnisse ihrer Angehörigen eingeweiht haben. Aber diese scheinen unfähig gewesen zu seyn, den empfangenen Samen höherer Bildung fortzuentwickeln. Sie benutzten das, was sie sich von den Urbewohnern aneignen konnten, nach ihrer Weise, wie der Guckuck sein Ei in ein fremdes Nest legt. Der Dienst von Menschenopfern, der in Amerika unter den mannigfaltigsten und gräßlichsten Formen von jeher gewaltet hat und noch waltet, war vielleicht auch in jener frühesten Periode in Anahuac herrschend, so daß ihn dann die spätern Einwohner in ihrer blutigen Weise mehr und mehr auszuführen Gelegenheit und Veranlassung fanden. Die Acolhuas pflegten auch Menschen zu opfern. Den Aeltern wurden die Kinder abgekauft, um den Göttern geschlachtet zu werden, die Kriegsgefangenen fielen den blutigen Göttern. Die Aztecas opferten die Tochter des Kaziken der Alcohuas, und trieben diese Gräuel auf den Gipfel, indem sie Jünglinge und Priester mit der abgestreiften Haut der Opfer bekleideten. Schon Gemelli Carreri hat eine Statue, die dies vorstellt, abgebildet, und wir sahen eine Zeichnung mit demselben Gegenstand, die Hr. Nebel in Mexiko verfertigt hat. Die Größe dieses grausamen Götzendienstes, dem, wie wahrscheinlich übertriebene Gerüchte sagen, jährlich 40,000 Opfer gefallen seyn sollen, mag einen wesentlichen Einfluß auf die rohe Tapferkeit der Aztecas ausgeübt haben. Für den Forscher der alten amerikanischen Geschichte aber erscheint dieses Wüthen gegen das eigene Geschlecht höchst bedeutsam. So wie der Jahrtausende alte Menschenhandel in Afrika, für den dort gezeugt wird, der dortigen Menschheit einen eigenthümlichen Charakter verleiht, so in Amerika die wilden Opfer des fliessenden Menschenblutes, ein schrecklicher Zug, der in Mexiko unter theokratischen Formen erscheint, ganz ähnlich auch bey den Peruanern geübt wurde, und sich auf noch thierischere Weise in dem Kannibalismus der, jetzt fast ganz ausgestorbenen, Karaiben auf den Antillen, und vieler brasilianischer Stämme, so wie in der unmenschlichen Uebung vieler Stämme, die Leibesfrucht abzutreiben, oder in den Scalpen der nordamerikanischen Wilden wiederholt. —

(Schluß folgt.)

*) Piedro de Cieza. Cap. 105. Edit. Antv. 1554. p. 253. sq.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ich finde nun nirgends bemerkt, ob diese Scheidung von Saron und Sephela auf einer natürlichen Gränze beruht. Hieronymus bestimmt im Onomasticon Saron: a Caesarea Palaestinae usque ad oppidum Joppe omnis terra, quae cernitur, dicitur Saronas; und Sephela: usque hodie omnis regio juxta Eleutheropolim campestris ac plana, quae vergit ad aquilonem et occidentem Sephela dicitur. Daraus geht nichts Bestimmtes hervor. Die einfache Antwort scheint eine Stelle der Jerusalemischen Gemara zu enthalten: Von Bethharon bis Emmaus ist Gebirg, von Emmaus bis Lydda Ebene, von Lydda bis an das Meer ein „Emek" d. h. ein größeres breiteres Thal, wie das Jordanthal Jos. 15, 27, die Ebene Esdrelon, das Thal Hebrons. Es ist also die nördliche und südliche Ebene durch eine schmale Zunge zwischen Emmaus und Lydda mit einander verbunden, aber durch ein breiteres Thal von geringer Vertiefung merklich geschieden. Uebrigens scheint dieses Thal mit zu Saron gerechnet, wohl auch vorzugsweise Saron genannt worden zu seyn, denn Hieronymus sagt zu Jes. 33: Saron omnis circa Joppen Lyddamque appellatur regio, in qua latissimi campi fertilesque reddunter. Der Widerspruch ist gehoben, wenn Saron bald in weiterem, bald engerem Sinne gebraucht wurde. Mehrere Reisende haben Bemerkungen, welche die Nachricht der Gemara bestätigen; de Monconys z. B. erzählt I. p. 299: depuis Jaffa jusques à Rame c'est une grande campagne de quatre lieues de large de la mer jusques aux montagnes, laquelle ressemble fort à celle du Dauphiné. Von Jamnia scheint ein Hügelzug gegen Osten zu gehen, wenigstens wird im Buch Josua ein Berg Baala bey Jamnia genannt. Der Beobachtung späterer Reisender bleibt die genauere Bestimmung überlassen. Für uns wird diese Bemerkung der Uebergang zu dem, was unser Verf. über die Flüsse Palästinas lehrt. Denn es scheint, als ob dieses Emek oder Breitenthal gebildet sey von dem einzigen Flusse der Meeresküste südlich vom Karmel, der sein Wasser den größten Theil des Jahres hält und eine Mühle zu treiben vermag, (Reland p. 288 f.) Dieser vom Verf. nicht erwähnte Fluß führt noch die beyden Namen, welche ihm von Abulfeda gegeben werden: Nahr Abi Betrus *) und Nahr el Audja (Tab. Syr. Zusätze zu pag. 154 verglichen mit Scholz S. 134 u. 256). Bey den Kreuzfahrern heißt er fluvius Ramle, da Ramle nur eine halbe Stunde entlegen ist. Aber früher kommt er nirgends vor. Sein Name el Audscha, نهر العوجا leitet zu der Vermuthung, daß es ein und derselbe sey mit dem Ajalon der Schrift. Das Emek Ajalon wird genannt Jos. 10, 12; die Stadt Ajalon im Stamme Dan neben Bethsemes und Thimna Jos. 19, 42; 21, 24; besonders deutlich wird die Lage derselben durch 1 Sam. 14, 31 und 2 Chron. 28, 18. Ajalon aber stammt von איל sich wenden und bedeutet der gewundene, wie Kison קישון tortuosus von קוש gebogen seyn; so heißt er nun heute noch el Audscha: der gekrümmte. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie dieser Name vorzugsweise auf den Fluß paßt, welcher von Ramle in großem Bogen gen Nordwesten und dann gegen Südwest bey Jaffa ins Meer geht.

S. 45—46 sind nur die im Alterthum genannten Flüsse der Küste angeführt. Es muß aber auch hier die Regel gelten, daß von der gegenwärtigen Beschaffenheit allein sicher auf das Alterthum zurückzugehen ist. Bey Scholz S. 134 sind die Namen von Süden gen Norden aufgezählt, und mehr kann freylich jetzt kaum geschehen, da keines dieser Wadys von seinem Ursprunge bis an's Meer verfolgt worden ist. Doch finden sich einige Andeutungen. In der vita Saladini p. 191 wird der Bach zwischen Cäsarea und Arsuf نهر القصب d. i. Rohrfluß genannt; dies stimmt schön überein mit dem נחל קנה oder Rohrbach Jos. 16, 8, welcher die Gränze zwischen den Stämmen Ephraim und Manasse bildete. — Der Bach Sorek kommt nur einmal in der Bibel vor. Richter 16, 4; aber bis auf diesen Tag findet sich ein Dorf Beit Surik, welches die Quelle des Baches Sorek zu bezeichnen scheint, den heutigen Kolunieh, welcher das Terebinthenthal durchfließt, aber weiter nicht untersucht ist, so daß es ungewiß bleibt, ob er bey Asdod, wie Grimm hat, oder bey Askalon, wie bey Berghaus, in's Meer geht. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Mit sehr ergötzlicher Gelehrsamkeit weisen Köhler und Reiske den Fürsten von Hamah zurecht und erklären diesen Fluß für den Bach bey Botrys an der phönicischen Küste. Er hat vielmehr seinen Namen von dem Apostel Petrus, welcher in dieser Gegend wirkte, A. G. 9, 32 ff. 36 ff.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Antiquities of Mexico; comprising Facsimiles of ancient mexican Paintings and Hieroglyphics, preserved in the Royal Libraries of Paris, Berlin and Dresden, etc.

(Schluß.)

Wer mit Wehmuth an das allmählige Aussterben der amerikanischen Menschen-Race denkt, und dabey die Grausamkeit des eingewanderten Europäers bezüchtigt, der mag an jene trostlose Entmenschung des Amerikaners sich erinnern, und sein Gefühl in dem Gedanken einer ewig waltenden Nemesis beschwichtigen. Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß die ganz alten Bauwerke und Sculpturen, wie sie sich in Palenque finden, in ihrem Charakter wesentlich von den sogenannten aztekischen abweichen. Der dortige Baustyl ist großartiger, einfacher und weniger wild, weniger schauerlich und gräulich.

Wir stehen gegenwärtig erst an der Schwelle großer, höchst bedeutsamer Aufschlüsse über die verschiedene Natur dieser Bauwerke. In Mayapan, der alten Hauptstadt von Yukatan, sind nach Waldeck *) große architektonische Reste vom Charakter der aztekischen; gleicher Art sind die in Ocozingo, Bacalar, Peten, im Innern von Yucatan. Die großen Nasen, die obliquae imagines, welche in den Sculpturen der Azteken so auffallend sind, erscheinen auch hier; während sie in denen von Palenquê nicht vorhanden sind. Von anderem Charakter sind auch die Bauwerke in Guazacoalco, in Thuantepec, auf der Serra de S. Martin und in Putuchan in Yucatan.

Während zur Zeit noch jede Aeusserung einer selbstständigen Meynung über diese interessanten Verhältnisse voreilig erscheint, wagt es Ref. nicht, die von ihm angedeuteten Ansichten, hier weiter zu verfolgen. Was er, auf die Gefahr hin, in große Irrthümer zu verfallen, hier zu äussern gewagt hat, möge vorzüglich nur bezwecken, auf ein Feld hinzuweisen, das gleichsam noch unaufgeschlossen, die Geschichtsforscher erwartet, und, wenn mit Glück angebaut, ihnen die köstlichsten Früchte verheißet.

Zum Schluße dieser Erörterungen erlaubt sich Referent nur noch einige kurze Bemerkungen, welche mit seiner Ansicht zusammenhängen, daß es nicht die Aztecas gewesen, welche die großen mexikanischen Baudenkmäler aufgeführt haben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß da, wo Städte erbaut wurden, wie die auf der Ebene von Palenque, welche, nach den jetzt aufgefundenen Substructionen, acht spanische Quadratmeilen einnahmen, eine ganz außerordentlich dichte Bevölkerung vorhanden gewesen seyn muß. Diese Werke, so wie die von Papantla, Mitla, die Pyramiden von Cholula, die Pyramiden von Teotihuacan, sieben Legoas von Mexiko, welche das Haus der Sonne, des Mondes und der Sterne genannt werden, sind entweder von großen Quadern, oder, und zwar größtentheils, von Adobes, lufttrockenen Ziegeln, erbaut. Welche Zahl arbeitender Hände war nothwendig, solche bergähnliche Gebäude aus Ziegeln aufzuführen?

*) Le Temps. 22. März 1835.

Schwerlich hätten die Aztecas, beständig mit ihren verschiedenen Nachbarn in Krieg, Menschen genug zu solchen Unternehmungen erübrigen können. Unter Montezuma hatte dieser Stamm den Gipfel seiner Macht erreicht. Der genannte Fürst sandte, wenig Jahre vor der Conquista, ein Heer von zwanzigtausend Kriegern mit dem Vorwande ab, um im Osten das Nachtlager der Sonne aufzusuchen, eigentlich aber, um die Mixes und Zapotecas, zwey mächtige und ganz unabhängige Völker im Südosten von Mexiko, zu unterjochen. Da nun jeder Azteke Krieger war, und da, andererseits, die Tlascallaner, nur wenige Tagreisen von Mexiko entfernt ansäßig, sich unabhängig von den Aztecas erhalten hatten, so mag dieß als Maaßstab dienen, die Bevölkerung der letzteren nicht so außerordentlich hoch anzunehmen, wie es von mehreren Schriftstellern geschehen ist. Es ist allerdings wahr, daß die Einwanderung der Spanier den Stand der indianischen Bevölkerung wesentlich verändert hat; vorzüglich die Blattern-Epidemien, welche fast alle Decennien wiederkehren, haben seit Jahrhunderten große Verheerungen in der Bevölkerung angerichtet. Aber diese Seuchen haben nicht blos die Azteken, sondern auch die übrigen Stämme und Völker in gleichem Verhältniß getroffen, und doch wohnen gegenwärtig mehrere indianische Völker in Central-Mexiko, welche auch jetzt viel zahlreicher sind, als die Aztecas wohl je seit der Conquista gewesen. Die Mixes sollen jetzt noch siebenmalhunderttausend Seelen zählen. Auch die Zapotecas, die Tequicietecos, und die Guabes sind große Völkerschaften, welche an Individuenzahl die Abkömmlinge der Aztecas weit übertreffen.

Um einen richtigen Maaßstab für die ehemalige historische Bedeutung der Aztecas, und einen Leitfaden durch das Labyrinth der diesen zugeschriebenen Mythologien zu finden, wird es unerläßlich seyn, alle Völkerstämme, welche sich in den innern Provinzen von Mexiko noch mit eigenen Sprachen erhalten haben, genau zu studiren. Ihre Körperbildung, ihre Gesichtszüge, ihre Sprachen, die Reste alter Vorstellungen, welche zwischen dem überall eingeführten Christenthume sich erhalten haben, sind, so viel uns die mangelhaften Berichte erzählen, sehr mannigfaltig. Man findet Stämme von der gewöhnlichen rothbraunen oder kupferrothen Hautfarbe, andere von bräunlicher, grau-brauner, ja weißer Färbung. Eben so mannigfaltig sind die Gesichtszüge; und nur in der Straffheit, Härte und Schwärze des langen Haupthaares, so wie im Mangel des Bartes kommen Alle miteinander überein.

Alle diese Stämme oder Völker, welche das Land theilweise seit undenklichen Zeiten inne haben, und durch Terrassirung ganzer Gebirgsabhänge, durch Wasserleitungen behufs der Bewässerung, durch Einfriedigung der einzelnen Grundstücke mittelst großer Felsblöcke mit den Segnungen einer patriarchalischen Cultur bekannt gemacht haben sollen, — besitzen eine selbstständige Geschichte *). Bey jedem derselben wird wohl auch die Spur ihrer frühen Mythen und Culte noch anzutreffen seyn, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß viele unter den sogenannten aztekischen Denkmälern sich auf die Geschichte und das geistige Leben dieser Völker beziehen. Möchten daher recht bald vorurtheilsfreye Reisende jene, so wenig bekannten Gegenden besuchen, um Beyträge zur Lösung eines der wichtigsten Räthsel zu sammeln, welches sich dem Denker im Verfolge der Urgeschichte unseres Geschlechts darstellen kann.

Schwermüthig, träumerisch und wild, wie der einzelne Amerikaner in seiner rohen Einsamkeit dem

*) Die Guabes, ein schöner Menschenschlag, von weisser Hautfarbe, kräftig, gesittet, gemüthlich, welcher den Golf von Tehuantepec, am Binnen-Meer, Mar de Tilemma bewohnt, soll aus Peru dahin geflohen seyn, als sie einst von den Quahuas vertilgt zu werden fürchteten. Ihre Sprache ist sehr verschieden von denen der Nachbarn; zählt übrigens, wie die meisten, nur bis zehn. Baron von Karwinski, mündliche Mittheilung.

europäischen Betrachter erscheint, treten uns auch alle Spuren aus dem früheren geistigen Leben dieser Völker entgegen. Zwischen wüthender Lust an fremdem Blute und wilder Selbstentäußerung scheint der Amerikaner keinen Mittelzustand gekannt zu haben. Ruhe, sanfte Schwärmerei war ihm fremd. Man könnte glauben, die rauhe, unwirthliche Größe der Natur, die ihm hier himmelaufstarrende Felsgebirge, flammenspeyende Vulkane, einen rastlos von Erdbeben erschütterten oder in rauchende Klüfte aufgerissenen Boden, dort unabsehbare Grasebnen oder undurchdringliche Urwälder, oder die Schrecken ausgedörrter Einöden, von Gewürm und Krokodilen wimmelnde Sümpfe oder wilde Gewässer und Alles zertrümmernde Orkane vorhält, habe den Urbewohner des amerikanischen Continents mit dieser seiner traurigen, ja schmerzhaften Gemüthsart behaftet. Doch, auch in andern Welttheilen wirkt die Natur in ähnlicher wilder Stärke, und wie hat sie doch der Mensch bewältigt, benützt, und indem er sie seine tiefste Sehnsucht, seine höchste Lust, mit empfinden läßt, — wie hat er sie veredelt, zum Träger der herrlichsten Poesie, zur Verschönerin des Lebens gemacht! Von all diesem keine Spur in dem unglücklichen Amerika. Furcht und blutiger Gräuel thronen in den Sagen der amerikanischen Völker, und im Dienst ihrer zornigen Götter. Ihre Selbstentäusserung in stoischer Verachtung des Schmerzes, dem höhnisch grinsenden Feinde gegenüber, ist ein Act der Entmenschung; und nur in dunklen Mythen lebt noch die furchtlose Größe des Nanahuatzin *) der sich in den Flammenpfuhl stürzet, um verklärt zur Sonne emporgetragen zu werden, oder das Opfer des Zapoteken, der in die Katakomben von Mitla (aztekisch: Hölle, zopotekisch Lliuba-a, Ort der Trauer) hinabsteigt, sich dem freywilligen Hungertode Preis zu geben, und unter Schlangen zu vermodern.

*) Boturini S. 37.

Möchten spätere Forschungen uns noch eine schönere Seite an dieser, mehr und mehr verkümmernden Menschheit entdecken lassen, und unsere Theilnahme versöhnen mit ihrem traurigen Geschicke.

Dr. v. Martius.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ueber den Bach Eskol findet sich eine dreyfache Tradition, die erste bey Eusebius im Onom. v. παραχὲ βότρυος, die von ihm mit Recht bezweifelt wird; die andere bey Hieronymus im Epitaphium Paulae, wonach ein Bach bey Hebron für den Bach Eskol gehalten wurde, was mit der Bibel wohl zu vereinigen ist. Diese Tradition geht bis auf Brokard (Reysbuch 870), Marinus Sanutus p. 249, und Bernhard von Breitenbach, welcher 1483 in Palästina war. Aber später verlegte man Bethzura, den Bach Eskol und die Quelle das Philippus viel nördlicher, westlich von Bethlehem; so findet man es seit dem 16. Jahrhunderte bey allen Reisenden. — Den Sihor, welcher zweymal, Jos. 13, 3 u. 1 Chr. 13, 5, als Südgränze Palästina's angegeben wird, nimmt der Verf. S. 46 und 22 für gleichbedeutend mit dem Bach Aegyptens, der gewöhnlich als Gränzfluß vorkommt. Clericus hat aber im Comment. zu Jos. 13, 3 überzeugend nachgewiesen, daß unter dem Sihor kein anderer Fluß als der Nil verstanden werden kann. Die Stelle Jos. 15, 47, welche S. 22, Anm. 5 angeführt wird, beweist nicht, denn der Bach Aegyptens ist eben verschieden vom Sihor, und die Gränze der Philister war nicht die den Israeliten zugedachte. Die beyden Stellen, wo der Sihor als Gränze genannt wird, weisen zurück auf die Verheißung 1 Mos. 15, 18: Deinem Samen will ich dies Land geben, von dem Fluß Aegyptens an bis an den großen Fluß Phrath. Dies heißt ganz allgemein vom Nil bis zum Euphrat. Die Uebersetzung hat Wasser Aegyptens statt Fluß, Nahar, und dadurch wird

die Sache unklar. Nahar, Fluß, wird in der Bibel als immerfließendes Wasser genau unterschieden von Nachal, dem Regenbache oder Wady der Araber. Nie könnte der Nil Nachal, nie der Wadi el Arisch, der allgemein unter dem Bach Aegyptens verstanden wird, Nahar genannt werden.

Die Abschnitte 10—13 über die Städte und Flecken Palästina's bewegen sich auf dem Felde der schwierigsten antiquarischen Untersuchungen, zu welchen der V. die Nüchternheit und Präcision des echten Naturforschers mitgebracht hat. Hier herrscht bis auf die neuste Zeit unendliche Konfusion, man sehe Reichard's Arbeit über Palästina, man vergleiche die hieher gehörigen Artikel der vergleichenden Geographie von Bischoff und Möller. Freylich ist durch Beobachtungen an Ort und Stelle gar wenig vorgearbeitet. Denn seit dem Verluste des Heiligen Landes waren alle Reisenden genöthigt, etliche wenige Landstraßen einzuhalten. Diese kennen wir, alles übrige Land ist noch unbekannt. Der biblische Geograph ist also für die Lage der alten Orte hauptsächlich auf die ältesten Berichte, auf das unschätzbare Onomasticon des Eusebius und Hieronymus, auf die Werke des Josephus, auf sorgfältige Beobachtung der in den biblischen Erzählungen gegebenen Fingerzeige angewiesen. Die Andeutungen der Schrift, obwohl nur gelegentlich, sind dennoch die lebendigsten und fruchtbarsten, weil sie in die Geschichte verwoben ganz individuelle Züge enthalten. Mit ihnen allein würde sich bey einer genauen Erforschung des Landes, wie es heute ist, ungemein viel ausrichten lassen; denn die Namen der Orte haften im Oriente auf eine merkwürdige Weise. Scholz, welcher in seiner Reise einen Schatz von heutigen Ortsnamen Palästina's geliefert hat, läßt uns ahnen, was noch jetzt gefunden werden könnte, wenn Jemand mit tüchtiger Sprachkenntniß ausgerüstet, und kreuz und quer über Berg und Thal wandernd nach dem Namen jedes Ortes, jeder Ruine, jedes Berges, jeder Quelle fragte. Nur einige Beyspiele, auf welche man noch nicht aufmerksam gemacht hat. Calhul, eins der wenigen von Gesenius im Lex. manuale ausgelassenen Wörter, welches nur einmal in der Bibel, Jos. 15, 58, als eine Bergstadt des Stammes Juda genannt wird, und auch dem Hieronymus bekannt war (Onom. s. v. Elul.: Est in regione ad Aeliam pertinente villula nomine Alula juxta Chebron) heißt heute noch eben so: Halhul, nördlich von Hebron auf dem Wege nach Jerusalem. —

Farah, ebenfalls ein ἅπαξ λεγόμενον, eine Stadt des Stammes Benjamin nach Jos. 18, 23, ist noch heute ein ansehnlicher Flecken Farah. — Ein Beth Dagon wird Jos. 15, 41 als Stadt der Sephela genannt, und ein zweytes Beth Dagon Jos. 19, 27 als eine Stadt des Stammes Asser; ersteres ist bey Scholz S. 149 u. 255 in Beit Dedschen*) بيت دجن wieder zu erkennen, letzteres in Beit Dedschen bey Akre, Scholz 257. So scheinen beyde Städte, welche den Namen des kanaanitischen Götzen Dagon tragen, bis auf diesen Tag erhalten zu seyn, aber die Stadt des wahren Gottes Beth El, die im alten Testament so oft genannt wird, ist vom Boden weggefegt. De Monconys ist wohl der letzte Reisende, welcher (i. J. 1647) den Platz betrat, wo er nichts als die Ruinen einer alten Kirche fand (I. p. 324)*). — In Atarah Scholz S. 268 ist Ataroth, die Gränzstadt Ephraims und Benjamins Jos. 16, 2, 5; in Anateh ibid. Anathoth, das von Jesaias beklagte zu erkennen. Beit aur el faukeh, Beit aur el tachteh, Scholz S. 269: بيت عور التحتة بيت عور الفوقة bewahren Bethoron superior (nach Epiphanius Daniels Vaterstadt) und Bethoron inferior; diesen uralten, von Salomo befestigten, durch die Niederlage der fünf kanaanitischen Könige, Jos. 10, 11, Nicanors 1 Macc. 7, 39 ff., des römischen Feldherrn Cestius berühmten Punkt. — Besonders merkwürdig ist auch das von Scholz S. 267 angeführte, eine halbe Stunde südlich von Nablus an einem Berge liegende Askar, denn ohne Zweifel liegt darin das Sichar des neuen Testamentes. Das Itinerar. Hierosol. v. 333 p. Chr. rechnet von Neapolis nach Sichar passus mille; und das Onomast. sagt: Sichar ante Neapolim juxta agrum, quem dedit Jacob filio suo Joseph.

(Fortsetzung folgt.)

*) Für die sichere Vergleichung alter und neuer Namen Palästina's ist folgende Regel wichtig. Das hebräische, griechische und lateinische G ist durchgängig in Dsch (von Berghaus mit dj bezeichnet) übergegangen: Migdal-Magdala-Medschel, Gannim-Ginnäa-Dschenin, Gilgal-Galgulis-Tscheldschulie, Legio-Legeon-Ledschun. Daher ist auch die von Gesenius versuchte Vergleichung Argob's mit Arkub unrichtig.

*) Maundrell war 1697 sicher am unrechten Orte, zu weit nördlich, etwa da, wo Siloh stand.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

Zweyter Artikel.

In dem ersten Abschnitt dieses Berichtes über das vorliegende Buch ist versucht worden, zu zeigen, was nach des Aristoteles Lehre Gott sey? und das Ergebniß läßt sich mit den eigenen Worten desselben etwa so aussprechen: ὁ θεός ἐστιν οὐσία ἄϋλος ἄνευ πάσης δυνάμεως, ἀμεγέθης, ἀπαθὴς καὶ ἀναλλοίωτος, ἀμερὴς καὶ ἀδιαίρετος καὶ ἀΐδιος; er ist πρώτη ἀρχὴ τοῦ οὐρανοῦ καὶ πάσης τῆς φύσεως; er ist ζῶον ἀΐδιον, εὔδαιμον, ἄριστον; er ist νοῦς ἐνεργείᾳ ὢν πάντα κινῶν ὡς τέλος καὶ τὸ ἀγαθόν, αὐτὸς ἀκίνητος, ἀεὶ τὸν ἅπαντα αἰῶνα ἑαυτὸν νοῶν ἄπρακτος τὰς ἕξεω πράξεις u. s. w. Metaph. Λ. 7. 99.

Die angeführten Merkmale oder Bestimmungen sind zwar ganz sicher und in den erhaltenen Schriften nachweisbar; allein es könnten über sie manche Erläuterungen gewünscht werden; sie bedürften meistentheils einer ausführlicheren Erörterung, Beziehung und Anwendung, die Aristoteles nicht gegeben hat, wenn nicht in der weiteren Entwickelung und Deutung derselben sehr bald Zwiespalt der Meynungen bey den Erklärern hervortreten soll. Als eine von den vielen seit alten Zeiten versuchten Ausdeutungen kann man sich auch die von H. Biese nach Hegel beliebte gefallen lassen; nur daß man sich hüte, sie für mehr als Ausdeutung, sie für historisch wahr zu halten. Vielleicht ist sogar das Zuwenig in der Aristotelischen Theologie mehr zu billigen, als das Zuviel bey andern z. B. den Stoikern; aber nicht nur gegen die Theologie der späteren Stoiker, auch gegen die frühere des Plato mag mancher die Aristotelische Lehre von Gott für dürftig und mager erachten. Es mag demnach bey dem bisher ausgeführten um so mehr sein Bewenden haben, als es nun einmal dem Aristoteles nicht gefallen hat, sich in umständlicherer Betrachtung auszusprechen, alle möglichen gegründeten Einreden und Bedenken zu beseitigen, auf alle möglichen weiter sich ergebenden Fragen und Probleme zum voraus Rede und Antwort zu geben. Denn ihn hat ohnehin vornehmlich nur die ihm vorangegangene geschichtliche Entwickelung der Philosophie und die Sorge für eine gründliche, durchgreifende Naturforschung in das übersinnliche Gebiet hinausgetrieben; aus eigenem inneren Antrieb, der den Plato überall aus den Niederungen der umgebenden Natur in dasselbe emporträgt und hinüberschwingt, kommt Aristoteles beynahe niemals dahin; immer kehrt er sehr bald zurück und verweilt mit Vorliebe bey der Naturbeschreibung und Erklärung. Ist daher dort mancher Punkt nicht nach Wunsch aufgeklärt, findet sich auf manche Frage keine erkleckliche Antwort, so ist er hier desto ausführlicher über alle Gegenstände, welche die Natur zur Beobachtung darbietet.

Unter diesen nimmt der Mensch, seine Seele, sein Geist den ersten obersten Rang ein; über ihn

verbreitet er sich nicht nur in der Psychologie und dem Anhang zu derselben, sondern auch in der Logik und Ethik und zum Theil in der Metaphysik. Denn eben zu einiger Erkenntniß Gottes und seines Wesens giebt vorzugsweise und gewissermassen ganz allein der menschliche Geist einige Analogien und Bestimmungen an die Hand. Dieser heißt deshalb selber öfters göttlich, wenigstens das Göttlichste in uns (τῶν ἐν ἡμῖν τὸ θειότατον Eth. Nic. X. 7.); so wie die Gestirne das Göttlichste unter allem Erscheinenden — τὰ θειότατα τῶν φανερῶν — genannt werden.

Wie dieß zu denken sey, darüber hätte mancher gewiß gerne eine eigene Ansicht des H. Biese vernommen. Er giebt jedoch nur die Ansicht wieder, die seine Schule sich von der Aristotelischen Theologie gemacht hat, wonach unser Geist aus Gott, mit dem, wie anfangs- so endlosen, göttlichen Geiste zuletzt ganz in einander fließen würde. Allein von einer solchen Vergottung — um mit der deutschen Theologie Eckarts zu reden — weiß Aristoteles durchaus nichts.

Der menschliche Geist, seinem Weltverband entnommen und als für sich bestehend, ist dann eben was er ist (π. ψ. III. 5. fin. χωρισθεὶς δ'ἐστι μόνον τοῦθ' ὅπερ ἐστι, καὶ τοῦτο μόνον ἀθάνατον καὶ ἄϊδιον· οὐ μνημονεύομεν δὲ, ὅτι τοῦτο μὲν (der reine Geist) ἀπαθὲς, ὁ δὲ παθητικὸς νοῦς φθαρτός, καὶ ἄνευ τούτου οὐδὲν νοεῖ.); eben wie auch die Zeit, wenn nicht gedacht noch gezählt wird, und wie andere Dinge, wenn an und für sich hingestellt, alsdann auch sind ὅπερ ἐστί, was sie eben sind, (ακρ. φυσ. IV. 14. p. 92 Sylb.) ἀδύνατον εἶναι χρόνον, ψυχῆς μὴ οὔσης, ἀλλ' ἢ τοῦτο ὅποτε ὂν ἐστιν ὁ χρόνος, reines Subject oder Substrat, reines Fürsichseyn. Vergl. ebd. c. 11. p. 83 sq. u. Metaph. Z. 4. p. 108 u. H. 6 p. 141. Von diesen und ähnlichen Stellen ausgehend könnte, wer Lust hat, die Aristotelische Lehre, wie H. Biese, zu einem System des absoluten Wissens, so nicht minder leicht zu einem System eines nur relativen Wissens von lauter Beziehungen und Verhalten der Dinge unter einander hinüberwenden, indem, von diesen Relationen der Dinge und von ihrer Gegenseitigkeit abgesehen, jegliches nur ist, was es ist, ὅπερ ἐστίν. Der menschliche Geist nun scheint nicht allein in seinem Verhalten, sondern auch in seinem ὅπερ ἐστίν, in seiner Substanz vom göttlichen verschieden zu seyn. Denn der höchste Gegensatz, zu dem die ältere griechische Philosophie vordrang, war der des ὄν und des μὴ ὄν, oder wie Plato im Sophistes näher bestimmte, des ὄντως ὄν und des πῶς μὴ ὄν, wie er im Timäus sich ausdrückt, τί τὸ ὂν μὲν ἀεὶ, γένεσιν δὲ οὐκ ἔχον· καὶ τί τὸ γινόμενον μὲν, ὂν δὲ οὐδέποτε u. s. w. p. 28. Noch näher und schärfer bestimmte diesen höchsten allbeherrschenden durchhingreifenden Gegensatz Aristoteles mit den Ausdrücken ἐνεργείᾳ ὄν und δυνάμει ὄν. In welche Reihe stellt Aristoteles Gott und Götter? Offenbar in die der schlechthin und absolut ἐνεργείᾳ ὄντων, wie aus dem vorigen Art. zur Genüge erhellet. — In welche Reihe denn aber stellt eben derselbe den menschlichen Geist? Es scheint, in die erste Reihe der ἐνεργείᾳ ὄντα nicht; obgleich der menschliche Geist, wie alle andern Wesen eben auch, dahin strebt, ἐνεργείᾳ ὄν zu werden und zu seyn. In Gott ist durchaus und schlechterdings keine δύναμις, die erst ihrer Vollendschaft oder Energie entgegen gehen müßte (Metaph, Λ. 7. extr. u. a. a. O.); vom menschlichen Geiste aber sagt er π. ψυχ. III. 4. §. 11, ὅτι δυνάμει πώς ἐστι τὰ νοητὰ ὁ νοῦς, ἀλλ' ἐντελεχείᾳ οὐδὲν, πρὶν ἂν νοῇ. δεῖ δ' οὕτως ὥσπερ ἐν γραμματείῳ, ᾧ μηδὲν ὑπάρχει ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον· ὅπερ συμβαίνει ἐπὶ τοῦ νοῦ. cf. cc. 7 u. 8. Diesem nach scheint der menschliche Geist nur Anlage, δυνάμει zu seyn; er hat nur die Möglichkeit zu werden,

was er seyn soll. Allerdings ist seine Möge oder Mögsamkeit (δύναμις) von anderer Art, als die der irdischen Natur, eben wie auch der Himmelstoff eine besondere Art Stoffes und Materie ist, verschieden zwar von den uns umgebenden irdischen Stoffen; doch aber sind beyde unter Einer Gattung zusammengefaßt.

Ist nun die Welt um uns her κινητός, παθητός u. s. w., so ist zwar unser Geist dagegen ἀπαθής, ἀμιγής, ἀθάνατος u. s. w., aber durch alle dieses kommt er nicht in die erste Reihe weder des höchsten Gottes, noch der Sterngötter, welche schlechthin ἐνεργείᾳ ὄντες sind. Der menschliche Geist dagegen, obzwar eigentliche κίνησις, Bewegung und Veränderung im strengen Sinn, von ihm nicht ausgesagt werden kann, ist doch das nicht ursprünglich und anfangslos, was er seyn kann und seyn soll. Ὁ ἄρα καλούμενος τῆς ψυχῆς νοῦς οὐδέν ἐστιν ἐνεργείᾳ τῶν ὄντων πρὶν νοεῖν. — — — καὶ εὖ δὴ οἱ λέγοντες τὴν ψυχὴν εἶναι τόπον εἰδῶν, πλὴν ὅτι οὐτε ὁλη ἀλλ' ἡ νοητική, οὐτι ἐντελεχείᾳ ἀλλὰ δυνάμει τὰ εἴδη π. ψυχ. III. 4. 4. Wollte man auch sagen, in alle Wege gewinne doch und enthalte der Geist die Formen oder Ideen, ohne daß sie in ihm werden, sondern nur gleichsam aufscheinen (ἐκλάμπει): so hilft auch dieses nicht aus, ihn über die Natur hinaus ins Gebiet des wahrhaft Göttlichen zu versetzen. Denn auch die Natur ist ja τόπος εἰδῶν, allein τῶν ἐνύλων, der stoffgebornen Formen, wie der Geist Ort und Gefäß der stofflosen; jene gebiert sie ans Licht des materiellen Daseyns auf dem Leidensweg; dieser bringt die seinen ans Licht des Bewußtseyns und Erkennens auf dem Weg und mittelst des νοῦς παθητικός, des von der Sinnlichkeit und Phantasie abhängigen Verstandes.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nicht weit davon ist ferner ein Salem, Scholz S. 267, welches wohl dazu beytragen könnte, den Streit über Gen. 33, 18 — 19 zu schlichten und den Irrthum des Hieronymus, der es für die Residenz des Priesterkönigs Melchisedek nahm, zu erklären. Ich übergehe andere, um dieselbe Wahrnehmung für das nördliche Palästina an einem Beyspiel nachzuweisen. Im 2 B. d. Kön. 15, 29 wird erzählt, daß der assyrische König Tiglath Pilesar in's Reich Israel eingefallen sey, „und nahm Ijon, Abel Beth Maacha, Janoach, Kedes, Hazor, Gilead und Galiläa, das ganze Land Naphthali, und führete sie weg in Assyrien.“ Abel Beth Maacha, auch Abel Maim 2 Chron. 16, 4 genannt, Kedes und Hazor sind noch jetzt drey nahe bey einander gelegene Orte im Norden des Sees Merom: Abil, Kades und Azur. Ijon, 1 Kön. 15, 20 neben Dan genannt, steckt vielleicht in dem nördlich von Abil gelegenen Adschun, dessen frühere größere Bedeutung daraus erhellen möchte, daß die Umgegend nach demselben Merdsch oder Ebene Adschun genannt ist. Janoach hält Gesenius für das ephraimitische Jos. 16, 6—7; mit Unrecht; denn in unserer Stelle ist nur von galiläischen Städten die Rede. Stephan Schulze fand ein großes von Drusen bewohntes Dorf Janoach auf dem Bergzuge nordöstlich von Akre, welches seinem Namen gemäß — es bedeutet Ruhe — der Sommeraufenthalt der vornehmeren Bewohner von Akre ist. Er sagt in der Sammlung von Paulus VII. S. 98: „Es muß stets ein zur besondern Erfrischung dienender Ort gewesen seyn, theils wegen der schönen freyen Luft, theils wegen der herrlichen Aussicht auf das Meer.“ Bis man ein anderes östlicheres Janoach findet, wird man dieses für das alte halten dürfen. Diese neuen Beyspiele von der Beständigkeit der alten Namen, die ich noch ansehnlich vermehren könnte, müssen zu weitern Forschungen an Ort und Stelle ermuntern.

Die alten Namen dauern ja selbst über später ge-

gebene griechische und römische fort. Alle Bemühungen der syrischen Beherrscher, das jüdische Volk zu gräcisiren, welche Tacitus preist, weil sie teterrimam gentem in melius mutare sollten (Hist. 5, 8), schlugen fehl, und Ammianus Marcellinus schon macht die feine Bemerkung im Anfang des 14. Buches seiner Historien: Die römischen und griechischen Namen haben den Bewohnern dieses Landes nie gefallen; daher haben die meisten dieser Orte bis heute ihre alten orientalischen Namen bewahrt. Interessante Beyspiele der Art hat Gesenius zu Burckhardt's Reise gegeben. Das Verschwinden der fremden Namen ist der Grund, weßhalb viele palästinische Städte für uns verloren sind, weil wir nicht wissen, wie ihr morgenländischer Name lautete. Ich nenne nur die bischöflichen Städte Diocletianopolis, Minois, Sozusa, Sycamazon, Toxus, Tricomias, Capitolias, Tetracomias, Helenopolis, Augustopolis, Metrocomia, Pentacomia. Wo wir dagegen den alten Namen wissen, ist uns meistens auch die Stadt erhalten, z. B. Lod-Diospolis-Lydda, Zippor-Sepphoris-Diocäsarea-Saffuri, Bethschean-Scythopolis-Bysan ꝛc. ꝛc. Zuweilen ist die Oertlichkeit so ausgezeichnet, daß sie aus der Beschreibung leicht wieder erkannt wird, wenn sich selbst der Name geändert hat, wie dies bey Sela-Jokthel-Rekem-Arekeme-Petra-vallis Moysi, der Fall ist, das jetzt Wady Musa heißt. Bisweilen ist der alte Name noch herauszubringen, dann findet sich in der Regel auch der Ort. Tarichea war eine bedeutende Stadt zur Zeit des Josephus und lag am Westufer des galiläischen Meeres. Man stritt lange über ihre Lage, Pococke machte sehr wahrscheinlich, daß ihre Ruinen am Nordende des Sees vorhanden seyen. Da fand Seetzen den alten Namen am rechten Orte: el Melahha, Salzplatz. Es ist eine beträchlich große Stelle am Südende, die gar keine Vegetation hat, und wo sich im Sommer eine Salzkruste bildet. Schutt und Mauertrümmer in der Nähe bezeichnen den Platz der ehemaligen Stadt. Der Salzplatz am Ufer des Süßwassersees ist charakteristisch genug, und es zeigt sich auch, daß Tarichea nur eine Uebersetzung von Melahha ist, denn ταριχεία heißt das Einsalzen und der Ort des Einsalzens. Von demselben Geschäfte hat das spanische Malaga seinen altphönicischen Namen; es erhielt ihn nämlich (Strabo p. 236) von der Salzfischwaare, welche in großer Menge und Güte von dort ausgeführt wurde.

Sehr wichtig wäre es, den alten Namen von Eleutheropolis zu finden. Es war eine bedeutende Stadt

vom dritten Jahrhundert an, die Hauptstadt einer Provinz, der Sitz eines christlichen Bischofs. Nach ihr bestimmen Eusebius und Hieronymus mehr als 20 alte Städte; von ihr aus giengen Straßen nach Hebron, Jerusalem, Emaus, Askalon und Gaza. Aber seit dem 9. Jahrhundert ist ihr Name verschwunden. Wird sie nicht wieder aufgefunden, so bleibt viel Anderes mit im Ungewissen. Vielleicht läßt sich durch Kombination mehrerer zerstreuter Nachrichten der alte Name ermitteln, dann kann man hoffen, wenn einmal die Gegend untersucht wird, auch die Stelle, wo sie stand, wieder zu finden. Nach dem Itinerarium Antonini liegt Eleutheropolis zwischen Askalon und Jerusalem, 24 m. p. von jenem, 20 m. p. von diesem. Dieselbe Straße findet sich auf der Tabula Peutingeriana verzeichnet, aber statt Eleutheropolis steht in derselben Entfernung von Askalon der Name Ceperaria. Was ist natürlicher als Ceperaria für den semitischen Namen von Eleutheropolis zu nehmen? Die erste Hälfte: Ceper ist deutlich, es ist nichts anderes als Kaphar, Stadt, womit viele Ortsnamen zusammengesetzt sind, z. B. Kapernaum. Was heißt aber Aria, die zweyte Hälfte des Wortes? Reland p. 750 führt eine Stelle aus dem Buche Aruch an, welche uns Licht giebt. Dort heißt es: Chori, חֹרִי, das ist Eleutheropolis. Damit stimmt nun trefflich Hieronymus zum Propheten Obadja: Unus atque idem tribus nominibus appellatur Esau, Edom, Seir, posseditque eam regionem, quae nunc Gebalene dicitur et in finibus est Ἐλευθεροπόλεως, ubi ante habitaverant Horraei, qui interpretantur liberi, unde ipsa urbs postea sortita vocabulum est. Man sieht aus dieser Erklärung, daß er die hebräischen Wörter חֹרִי ingenuus und חֹרִי Troglodyte vor Augen hatte. Das Wort in seiner reinen Form war demnach כְּפַר חֹרִי, Kapharchori, daraus konnte im Munde der Griechen, welche fremde Wörter nach Art der Franzosen entstellten, eben so leicht Ceperaria oder Ceperoria werden, als aus Bethchoron Bethoron und Beth-ar geworden ist. Mit Recht hat Reland auch in dem Καφαρόρια des Ptolemäus das Ceperaria der Tab. Peut. vermuthet; es ist zuversichtlich in Καφαρορία zu emendiren. Eine merkwürdige, bestätigende Angabe bietet uns Hieronymus im Epitaphium Paulae; er sagt: Transibo ad Aegyptum, et in Socoth atque apud fontem Samson, quem de molari maxillae dente produxit, subsistam parumper, et arentia ora colluam, ut refocillatus videam Morasthim, sepulcrum quondam Micheae Prophetae, nunc Ecclesiam. Et ex latere derelinquam Chorreos et Gettheos, Maresa, Idumaeam et Lachis.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Der menschliche Geist ist nur ein erregbarer und in Folge deß, daß er erregt worden, wirkthätiger; die Energie, die er hierin offenbaret, steht aber immer noch von der uranheblichen Energie Gottes in dem obersten Grade ab, der zwischen dem ἐνεργείᾳ ὄν und dem δυνάμει ὄν festgesetzt ist. Vrgl. Metaph. K. 9. Er ist, wie die Zeit nach Platon, ein Abbild (εἰκὼν αἰῶνος) der Ewigkeit, so ein Ebenbild Gottes. Im Begriff aber des Bildes liegt schon der Gedanke von der substantiellen Verschiedenheit, die durch allen möglichen Anwachs von Aehnlichkeiten, dergleichen hier zwischen beyden das Denken, νοεῖν, ist, niemals zur Gleichheit wird.

Die Göttlichkeit des menschlichen Geistes sieht demnach Aristoteles, meines Ermessens, nicht in der Art an, wie sie H. Biese darstellt. Aber andererseits lehrt auch von einer bestimmteren Abhängigkeit, Unterordnung und Botmäßigkeit des menschlichen Geistes unter göttliche Gesetze der griechische Philosoph nichts, und Physiker, wie er vorzugsweise ist, kann er auf diesem Gebiete vielleicht auch nicht füglich lehren, zumal da Demuth, Ergebung ꝛc. nur wenig, und selbst die Bescheidenheit sammt ähnlichen Tugenden in der älteren Ethik nur nebenher (wohl aber bey Dichtern, Lyrikern und Tragikern) aufgeführt werden, so lange nämlich die Moral noch nicht einen mehr religiösen Charakter angenommen hatte. Dieß geschah aber erst bey einigen spätern Stoikern und in der römischen Zeit; und diese ihre neue Wendung schloß sich zumeist an Platos Lehre an. Demnach auch von dieser sittlich religiösen Seite kann eine nähere Verwandtschaft des menschlichen Geistes mit dem göttlichen nicht nachgewiesen werden.

Es bleibt also das Band der Verwandtschaft zwischen beyden nur das Denken, das νοεῖν, in so ausgedehntem Sinne, als man nur wollen mag. Aber auch dieses Denken bedünkt mir in beyden grundverschieden zu seyn; der göttliche Geist ist schlechthin und durchweg denkend; der menschliche bedarf dazu erst der Erregung. Der göttliche Geist denkt sich selbst und nur sich selbst, weil nur Er als das Beste, ein würdiger Gegenstand des göttlichen Denkens ist. Der menschliche Geist denkt zunächst und zumeist vorliegende, gegebene Vorkommnisse, und gelangt erst spät zum Gedanken seiner selbst und zum reinen Selbstbewußtseyn. Der göttliche Geist denkt anschauend (intuitiv und constructiv); der menschliche denkt diskursiv (μεταβατικῶς). Der göttliche Geist hat die Fülle des denkbaren Gehaltes in sich selbst; der menschliche Geist zieht sie zumeist aus der Natur und eignet sie sich an, gleichsam assimilirt sich dieselbe, indem er sie des Stoffes entkleidet, und als reine Formen, Ideen (εἴδη) sich hat. (Ich erinnere mich nicht, daß Arist., wenn er von dem, wie und was Gott denket, jemals sagte, derselbe denke εἴδη). Selber

auch die Principien — ἀρχαὶ — werden durch Induction, aus der Erfahrung gewonnen, und hiezu hat der Mensch eine besondere höhere Anlage, die allerdings etwas aprioriſches iſt, worüber ſich aber Ariſtoteles nicht weiter verbreitet, An. post. II. cap. ult. coll. Metaph. I. 2. Nur das Princip des Widerſpruches, und des exclusi tertii, der Negativität, möchte man als aprioriſche Weſenheit des menſchlichen Geiſtes nach Ariſt. anzuſehen haben; indeſſen auch dieſes hangt bey ihm ſchon in der Ausdrucksweiſe: — ἢ καταφάναι ἢ ἀποφάναι καὶ ἤτοι εἶναι ἢ μὴ εἶναι — nahe mit der Erfahrung zuſammen, mit vollem Rechte. Eben dieſes oberſte Princip des menſchlichen Denkens, die ἀρχὴ ἀντιφάσεως, belehrt ihn, daß er durchweg von der Erfahrung abhängig iſt, indem er für ſich nur verneinen und ausſchließen, hiemit aber ſchlechterdings zu keinem poſitiven Gegenſatz und Fortſchritt gelangen kann; zu dieſem Behufe iſt Erfahrung und logiſche Bearbeitung des Gegebenen unerläßlich.

Die letztere behandelt Ariſt. nicht nur in den ſogenannten An. post., ſondern viel umſtändlicher in den Topiſchen Büchern. Gerade dieſe hat aber Hr. Bieſe, wie ſchon früher erinnert worden, überaus kurz abgefertiget im 3ten Kapitel des 2ten Abſchnittes S. 622 — 626. Da der Hr. Verf. in des 2ten Theiles Kapitel von der Naturwiſſenſchaft ꝛc. unfehlbar nochmal auf die Seelenlehre und auf den menſchlichen Geiſt zurückkommen muß, und ſie dort hoffentlich reiner Ariſtoteliſch vornehmen wird; — denn in dem vorliegenden Band Abſchn. II. Kap. I. hat er nur ſo viel aus der Pſychologie geſchöpft, als für die Aufgabe nöthig war, die er ſich gemacht hatte, „die Vermittelung der niederen und höheren Erkenntniß“ darzulegen, — ſo ſey bis dahin noch einiges weitere verſpart, um hier die Topik kurz zu würdigen. Denn ſie hat unendlich viel mehr Werth und Gehalt, als die Syllogiſtik (oder An. priora), aus der die von Hr. B. gegebenen Auszüge ausführlich genug ſind. Dasſelbe läßt ſich von der Apodiktik (oder Analyt. post.) ſagen; ſie handeln ab den Beweis, die Definition und Diviſion, überhaupt die wiſſenſchaftliche Methode der Geſtaltung und Darſtellung der Erkenntniſſe. Durch welche Mittel und Wege des Denkens aber das Gegebene zur Erkenntniß erhoben, oder derſelben doch angenähert werden könne, das führen ſie nicht aus. Hiezu giebt aber eben die Topik Ein- und Anleitung. —

Das Schließen iſt leicht, wenn auf nichts weiter, als die Form geſehen wird; auch das Beweiſen und überhaupt der wiſſenſchaftliche Aufbau iſt leicht, wenn für die Tüchtigkeit und Hinlänglichkeit der Materialien Sorge getragen iſt. S. Lamberts Neues Organon Bd. I. Kap. 4 — 6. Die Hauptſache iſt, die Prämiſſen herbeyzuſchaffen, und ſicher zu ſtellen. Hiezu giebt Anleitung die Topik; ſie lehrt die Mittel und Wege kennen, die dem überlegenden Denken zu Gebote ſtehen, um Vorſtellungen, Meynungen und Gedanken jeder Art, eigene und fremde, wie ſie eben gegeben werden, zu erörtern, zu prüfen, und für die Erkenntniß zuzubereiten. Das Denken an ſich ſelbſt nach Ariſt. hat keine Gelenke und Hülfsmittel zum Fortſchreiten; zum weiter und an die Sache ſelber kommen bedarf ſie durchaus der Erfahrung; je weiter und breiter dieſe, je tiefer und mannichfaltiger, deſto beſſer. Das reine Denken für ſich hat nur ſeine formalen Principien, die leere Negation und die Analyſe. Weil die logiſche Negation keinen poſitiven Gehalt ſchafft, keinen Gegenſatz — ἐναντίαν — gibt, ſonach auch nicht ſchließt und ſetzt, darum eifert Ariſt. gegen Platons diviſive Methode, ſowohl An. post. II. 5. u. An. pr. I. 30. als auch Ε. μορ I. 2. 3. u. a. OO. Trotz alle dem redet Hr. Bieſe viel und oft von der Macht der Negativität, die in der ſchaffenden Natur wie im ſpeculativen Denken walte und geſtalte, nach den Vorausſetzungen ſeiner Schule vielleicht richtig, aber im of-

fenbaren Widerſpruch mit Ariſtoteles, der nun einmal nicht λογικῶς καὶ κενῶς ſondern πραγματικῶς denken will. Ihm bleibt daher der Hauptgeſichtspunct das reale Denken und Erkennen; für dieſes iſt immer und überall die wichtigſte Frage: wie zu einem irgend wie gewonnenen Oberſatz der Unterſatz, oder wie umgekehrt zu dieſem jener zu finden? um den Schlußſatz gehörig abzuleiten. Und da zuletzt alle Schlüſſe zu immer reicheren und tieferen Definitionen führen und auf der Richtigkeit und Gründlichkeit der Definitionen wiederum alle weitere Richtigkeit und Feſtigkeit des Raiſonnements und Folgerns beruhet: ſo geht das vornehmſte Geſchäft des Denkens darauf hin, wie ein gründlicher Begriff, eine ſichere Definition je einer Sache zu gewinnen, von allen Seiten zu befeſtigen, und nach allen Richtungen hin zu verbinden, und mit anderen in den füglichſten Zuſammenhang zu bringen ſey. Kurz auf Forſchung, auf Erörterung, Erklärung, Erweiterung, Berichtigung, Verbindung und Begründung des gegebenen Stoffes kommt es ihm an. Hiezu giebt die formale Logik wenig oder auch gar keine Anweiſung; vielmehr ſind im beſten Fall die Vorſchriften, Regeln und Bemerkungen der Art in den logiſchen Lehrbüchern in einen Anhang, die angewandte Logik genannt, verwieſen; und was da gegeben wird, ſind meiſtentheils pſychologiſche Bemerkungen über die Seelenkräfte und deren wechſelſeitigen Einfluß aufeinander, durchaus aber nicht eine Anweiſung, wie man im Denken einer Sache von der Stelle kommen möge.

Die Topik des Ariſt. aber ſtellt hin eine Theorie des ergiebigen Denkens; ſie weiſet, durch welche Mittel und Wege, durch welcherley Wendungen, Rückſichten und Stellungen ꝛc. dasſelbe an den zu erörternden Gegenſtand zuförderſt herankommt, in ihn eindringen und ſich feſtſetzen, ihn mit anderen verſuchsweiſe verbinden mag, bis es das naturgemäße Band und innerlichſte geiſtige Gelenk gefunden und dadurch die Möglichkeit zum Weiterkommen und zur wiſſenſchaftlichen Erkenntniß verſchafft hat.

(Fortſetzung folgt.)

1) Paläſtina. Von Karl von Raumer Profeſſor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortſetzung.)

Wir haben hier eine Reiſe von Bethlehem nach Gaza, daher bleiben die Städte Chorrei, Getthei (d. i. Gath) und Mareſa zur Rechten. Auch Idumäa iſt hier nicht das Land, ſondern ein Flecken, wie er ebenfalls zum Proph. Obadja bemerkt: quod hebraice Edom et graece dicitur Ἰδουμαία, nunc viculus est Palaestinae. Socho lag 9 m. p. von Eleutheropolis auf der via publica nach Jeruſalem, Moreſcheth war zur Zeit des Hieronymus viculus haud grandis juxta Eleutheropolim und zwar nach Euſebius öſtlich, Mareſa eine Ruine 2 m. p. und Lachis 7 m. p. ſüdlich von Eleuth. Alſo bleibt offenbar Chorrei oder Kapharchori für Eleutheropolis. Den alten Namen hat er gewählt, weil er überhaupt in den angegebenen Städten keine Reiſeroute, ſondern eine Erinnerung an altteſtamentliche Perſonen und Ereigniſſe geben will. Kapharchori würde im Munde der Beduinen, die jetzt in jener Gegend hauſen, wahrſcheinlich Kafr aur lauten; wie Bethchoron Beit aur. Sollte ſich aber der Name nicht erhalten haben, ſo giebt es einen andern Umſtand, der einem aufmerkſamen Reiſenden den richtigen Punkt anzeigen kann. An Eleutheropolis knüpft ſich die Tradition, daß in deſſen Nähe die Quelle ſey, welche auf die Bitte Simſon's aus dem Kinnbacken entſprungen iſt. Wie Hieronymus in der oben angeführten Stelle dieſe Quelle namhaft macht und ihre Lage zwiſchen Socho und Moraſcheth näher angiebt, ſo kennt ſie auch Joſephus Arch. 5, 8, 8: χωρίον, ὃ Σιαγὼν καλεῖται νῦν διὰ τὴν Σαμψῶνος ἀνδραγαθίαν ἐπ' αὐτῷ γενομένην. Die Tradition erhielt ſich noch viele Jahrhunderte. Das Itinerar. Antonini Martyris erzählt: venimus in civitatem, quae dicitur Eliotropolis, ubi Samson ille fortissimus maxilla asini mille occidit viros, ex qua maxilla illo orante aqua profluxit, qui fons loca illa usque ad hodiernum diem irrigat, et in loco, ubi surgit, fuimus. Und in den Annalen des Glykas II. p. 164

heißt es: ἡ τοιαύτη πηγὴ μέχρι καὶ τήμερον ἐν τοῖς προαστείοις Ἐλευθεροπόλεως φαίνεται Σιαγόνος ἐπονομαζομένη πηγή. Zuletzt erwähnt sie Marinus Sanutus p. 252: De prope Bethsura descendit aqua, primo fluens versus occidens, deinde prope meridiem, et tunc ei jungitur fons invocantis de maxilla, veniens a parte Aquilonis, ... et descendit ultra Staol prope Ascalonem versus occidens in mare. Später ist meines Wissens Niemand an diesen Ort gekommen, aber es läßt sich bey der Zähigkeit des orientalischen Gedächtnisses vermuthen, daß sie auch jetzt noch im Andenken des Volkes haftet und die Stelle von Eleutheropolis anzeigt. Hat sich doch Simson's Name auch in dem Dorfe und Berge Samsem bey Gaza erhalten.

Ist es richtig, daß Ceperaria den alten Namen von Eleutheropolis enthält, so haben wir eine neue Bestätigung der trefflichen Untersuchungen Mannert's über die Tabula Peutingeriana. Mannert hat nachgewiesen, daß dieses merkwürdige Ueberbleibel römischer Geographie aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus stammt, also zwischen d. J. 222 und 235 fällt. Eleutheropolis wurde nach Ammianus Marcellinus l. XIV. im dritten Jahrh. gegründet, die Akten des nicenischen Concils 325 hat ein Bischof von Eleutheropolis unterschrieben; das Itin. Ant. aus dem 4. S. hat Eleutheropolis, nicht mehr Ceperaria, dagegen Ptolemäus im 2. S. Capharoria und kein Eleutheropolis; also muß die Tab. Peut., welche Ceperaria hat und nicht Eleutheropolis, mindestens aus der ersten Hälfte des 3. Sec. seyn. Dasselbe Resultat ergiebt sich aus einer zweyten bisher noch nicht wiedererkannten Stadt der Tab. Peut. Sie verzeichnet auf der Straße zwischen Caesarea Palaestinae und Scythopolis die Stadt Caporcotanis, 28 m. p. von Caesarea, 24 m. p. von Scythopolis. Reland hat richtig das Caparcotia des Ptolemäus darin gefunden p. 461. Die Lesart der lateinischen Uebersetzung verdient unbedingt den Vorzug vor dem griechischen Texte, welcher Καπερναούμ hat; aber selbst wenn die letztere richtig wäre, bliebe die Uebersetzung ein Zeugniß für das Vorhandenseyn einer solchen Stadt. Auf derselben Straße reiste der Vers. des Itinerar. Hieros. 333 p. Chr. von Cäsarea nach Scythopolis, aber er erwähnt kein Caparcotia, sondern statt desselben Maximianopolis 20 m. p.*) von Cäsarea, 22 m. p. von Scythopolis. Hier entsteht die Vermuthung, daß Caparcotia und Maximianopolis ein und dieselbe Stadt seyen, jenes ihr alter, dies ihr fremder Name. Der letztere kann erst aus dem Ende des 3. S. rühren, denn Maximinianus regierte mit Diocletian von 286—306. Also wäre die frühere Abfassung der Tab. Peuting., welche Caparcotia giebt und nicht Maximianopolis, auch hieraus erwiesen. Für die Identität beyder Namen spricht auch dies, daß Capacotia ein Bischofssitz von Palaestina secunda war, und eben so Maximianopolis, Reland p. 211; auf dem nicenischen Concil war ein Bischof von Maximianopolis, aber keiner von Caparcotia, letzterer Name verschwindet, wie ersterer aufkommt. Aber es steht die Verschiedenheit der angegebenen Distanzen entgegen? Dies wäre wirklich ein starker Grund gegen obige Kombination, wenn sich nicht ein Fehler in den Zahlen nachweisen läßt. Vergleicht man die Gesammtsumme der Meilen zwischen Cäsarea und Scythopolis, so findet man eine auffallende Abweichung von 10 m. p. bey demselben Straßenzuge, denn das eine Dokument bietet 52 m. p., das andere 42 m. p., und der Ueberschuß fällt auf die Strecke zwischen Cäsarea und Caparcotia, denn das Itin. Hieros. hat 20 m. p., die Tab. Peut. 28 m. p. Hier ist also ein offenbarer Fehler. Die Schwierigkeit löst sich leicht, wenn man das VIII. der Tab. Peut. auf der rechten Seite der Linie als ein Versehen des Abschreibers erkennt, indem das gleich darüberstehende VIII. bey Cäsarea mit in die untere Reihe gerathen ist. Dann bleiben 20 m. p. zwischen Cäsarea und Caparcotia, welche genau mit den 20 m. p. des Itinerar. Hieros. stimmen. Hieronymus sagt, der alte Name von Maximianopolis sey Hadad Rimmon, das nur einmal im a. Test. bey der Todtenklage um den König Josias genannt wird. Wenn diese Notiz zuverlässiger ist, als die, daß Tiberias das alte Kinneroth sey, so kann man Hadad im zweyten Theile des Wortes Caparcotia finden. Ich lasse dies dahin gestellt seyn und bemerke nur noch, daß Buckingham (I. S. 454 d. Uebers., vergl. die Karte von Berghaus) an einem Punkte, welcher die Identität des Namens sehr wahrscheinlich macht, am südlichen Saume der Ebene Esdrelon, westlich von Dschennin, ein Cufr Cudt aus der Ferne gesehen hat, welches seiner englischen Mißgestalt entzogen ein Kafr Kot gewährt — das Καπαρκοτία des Ptolemäus. Möchte es bald einmal in der Nähe besichtigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Reland p. 892 hat nur 17 m. p.; er hat die 3 m. p. von Cäsarea bis zum mons Syna übersehen; eben so unser Vers. S. 118.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Es ist dem Arist. sein Vorhaben besser als irgend einem nach ihm gelungen, weil er eben so gründliche als umfassende Kenntnisse historischer und empirischer Art wie keiner vor ihm mit einem eben so tiefen systematischen und reflectirenden Geiste verband, der sich der Wege und Mittel, die ihn in seinem Denken zu den wichtigsten und bedeutendsten Resultaten verholfen, klar bewußt war, und dieselben eben so klar für andere darlegte. Es ist daher beynahe keine Wendung, keine Methode des Denkens versucht und in weiterem Umfang geübt und ausgebildet worden, zu welcher Aristoteles in diesen Büchern nicht die Grundlage und den Umriß gegeben hätte. Sie enthalten nicht allein de Syllogistik, so weit diese für die Anwendung und den vielfältigen Gebrauch wichtig ist; sondern verweilen zu allermeist bey dem Begriff und dem Satze, nicht blos nach ihren Formen, wonach der eine ein allgemeiner oder besonderer, ein über- oder untergeordneter u. s. w. der andere ein bejahender oder verneinender, ein kategorischer oder hypothetischer u. s. w. ist; sondern sie geben, wie schon ihre Aufschrift lehrt, die Fundstätten an, wo dem wahrscheinlichsten Vermuthen nach, über den vorliegenden Gegenstand des Nachdenkens, Satz oder Begriff, etwas, ein verwandter Begriff oder ein Anlaß zu weiterer Erwägung zu finden seyn möchte, sey es, daß dadurch jener berichtiget, erweitert und bewährt, oder daß er dadurch widerlegt und vernichtet werde; sey es, daß er hienach von andern auszusondern, oder mit ihnen zusammen zu fassen, daß er nach seinem Gehalt tiefer zu ergründen, und zu begründen, oder nach seinen äußeren Verhältnissen weiter fortzuführen und mit diesen und jenen anderen in Verbindung und Zusammenhang zu setzen sey. — Und nicht nur die logischen Formen der Begriffe Urtheile und Schlüsse lehret und übt die Topik; nicht minder werden in ihrem Bereiche die mehr metaphysischen und ontologischen Begriffe und Formen faßlich vorstellig gemacht und zur Anwendung gebracht, dergleichen das τἀυτόν, ἕτερον καὶ ἄλλο u. s. w., die ἐναντία und alle Kategorien (οὐσία, ποσόν, ποιόν, πρός τι etc.) sind bis zu dem höchsten Gegensatz, den Arist. aufgestellt hat, bis zu dem ἐνεργείᾳ und δυνάμει ὄν. Eben diese Begriffe, Formen und Sätze nimmt daher Arist. auch in der Metaphysik vor, nur daß er sie hier eben vornämlich nach ihrem metaphysischen und ontologischen Inhalt und Werth strenger und gründlicher erörtert, ohne daß aber ihre Anwendung und ihr Gebrauch auf dem Gebiet des geläufigeren Denkens und Ueberlegens gezeigt wird. —

Zu diesen Fundstätten gehört ferner ganz insbesondere die Sprache; — wie sie ein Ding durch Ableitung oder durch Uebertragung benennt und von ihm spricht; diese Betrachtung kann nicht

selten zu neuen und feinen Bemerkungen führen, und hat in alter und neuer Zeit die sinnigsten Spiele des Witzes und Scharfsinnes bey Dichtern und Philosophen befördert. Und es giebt schon innerhalb einer einzelnen Sprache, noch vielmehr aber in dem vergleichenden Studium mehrerer in Ursprung und Bildung von einander gänzlich verschiedenen Sprachen einen der interessantesten und für das Nachdenken anziehendsten Gesichtspuncte, zuzusehen, wie je eine Sprache, und wie deren mehrere einen und denselben Gegenstand angesehen, und nach welchen Aehnlichkeiten und hervorstehenden Merkmalen, Beziehungen und Analogien benannt haben; und in Folge der ersten etymologischen Namengebung oftmals weiter von ihm reden. Belege für das Angedeutete werden jedermann leicht nicht nur aus Plato und Aristoteles, sondern auch aus Aeschylus, Sophokles und Euripides, so wie aus Rednern und Geschichtschreibern erinnerlich seyn. Hieher gehört auch die Unterscheidung und Bestimmung der πολλαχῶς λεγόμενα, der vieldeutigen Wörter, derer einigen, die in der Ontologie und Metaphysik eine Hauptrolle spielen, das ganze 5te Buch (Δ cc. 1 — 30) der Metaphysik von Arist. gewidmet ist; dergleichen sind die Wörter Ursache, αἴτιον, Princip, ἀρχή; das Ganze und die Theile, τὸ ὅλον καὶ τὰ μέρη, Substanz und Accidenz, οὐσία καὶ συμβεβηκός u. v. aa. Es findet sich unter den größern und kleineren Werken unseres Philosophen gewiß kein einziges Buch, oder Abschnitt, wo er nicht von diesem τόπος Gebrauch machte, wo er nicht zusähe, ob? und bestimmte, wie vielerley Bedeutungen ein Wort habe? Hiedurch löset er sich eine Menge von Schwierigkeiten, die seine Vorgänger im Philosophiren gehemmt und geirrt haben. Daher empfiehlt er und hebt hervor ganz vorzüglich diese Fundstätte; mit welcher im nächsten, unmittelbaren Zusammenhang stehen die Homonymen, Synonymen und Paronymen, und deren Unterscheidung und Bestimmung; so wie ferner die Metaphern und Tropen, die σχήματα λέξεως καὶ διανοιάς, die Wortstellung u. m. aa. bis zu den Solöcismen u. ä. was den Denkenden in eigener und fremder Rede leicht beschleicht und in die Irre führt. Wenn man erwägt, daß alles Denken mit und in der Sprache vorgehet, daß die offen liegenderen oder versteckteren bildlichen Andeutungen und Fingerzeige derselben es weiterführen; wenn man dazu nimmt, daß Aristoteles gerade diese sprachliche Topik, die er zuerst kunstmäßig entdeckt und geübt hat, auch mit besonderer Vorliebe behandelt; und wenn man endlich bedenkt, wie wichtig und einflußreich es ist, die Jünglinge, die sich dem gelehrten Stande widmen, frühzeitig auf die Geheimnisse der Sprache und alle ihre Einflüsse in unser Denken, Dichten und Trachten aufmerksam und mit denselben vertraut zu machen: so möchte man wünschen, daß gerade dieses Werk des Aristoteles in den Oberklassen unserer gelehrten Schulen gelesen werden möchte, da es, an sich eines der klarsten und allgemein faßlichsten, wie von Alters her anerkannt ist, ganz naturgemäß von den Vorstellungen, Gedanken und Meynungen, wie sie im täglichen Leben stets wiederkehren, ausgeht, und an diesen zeigt, in welche nur angedeutete Tiefen und wie sie hineinführen; da es den Inbegriff aller logischen Functionen in Lehre und Anwendung und einen Theil der metaphysischen Begriffe und Probleme, vornehmlich aber alle sprachlichen Grundgesetze und Ansichten nach ihrem etymologischen, grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Gehalte in Anregung bringt und darlegt. Gewiß ist es nicht so schwierig, wie Platos Menon, aus welchem Engel versucht hat, die Vernunftlehre zu entwickeln; die Aristotelische Topik lehrt diese in dem rechten Maß, faßlich und an allbekannten Beyspielen und in der allseitigsten Anwendung, so daß schwerlich eine bessere Propädeutik und Vorbereitung zum akademischen Studium der Philosophie gefunden werden mag; ja für solche,

die sich von der tieferen Philosophie nicht angezogen fühlen, kann sie füglich die ganze theoretische Philosophie ersetzen.

Neben der Sprache erkennt Arist. als eine andere höchst ergiebige und lehrreiche Fundstätte von Gedanken und Anregung zu weiteren Forschungen die Bekanntschaft mit dem, was Frühere über einen zu behandelnden Gegenstand gedacht, gesagt und versucht haben. Die Ueberlieferung und geschichtliche Entwickelung ersparen den Späteren lange und schwierige Um- und Irrwege, und führen meistentheils am sichersten auf die Richtung und Lage des Kernes und Mittelpunctes einer Aufgabe. Arist. empfiehlt daher angelegentlich hier das geschichtliche Studium nicht nur etwa der Philosophie, sondern überhaupt der Politik, der Gesetzkunde, ja selbst der Streitigkeiten und Processe, und räth, sich von alle dem, was man der Art lieset, Excerpte und Auszüge zu fertigen; eben wie er auch in der Rhetorik lehrt.

Nicht minder nachdrücklich als auf die Geschichte im weitesten Sinne, weiset er wiederholt auf Beobachtung und Erfahrung hin, als welche Mittel und Wege an die Hand geben, Kenntnisse zu erweitern und zu begründen. — Auf Anschauung, Beobachtung und Erfahrung, fremder, wie eigener, beruhen die Induction und die Analogie sammt der Combination; und die Regeln und Gesetze derselben, werden in dem ihnen gebührenden Umfang dargelegt, und im Einzelnen gezeigt. Ja die Methode, deren Empfehlung und Anwendung dem Baco von Verulam so großen und dauernden Ruhm verschafft hat, ist keine andere als die auch Arist. für die allein sichere auf dem Felde der Erfahrung und bis in die Metaphysik hinein nicht nur anerkennt und anpreiset, sondern auch selbst überall befolgt und anwendet, wo es nur gehen will; ich meyne die inductorische Methode (ἐπαγωγή) und mit ihr verbunden die analogische und combinatorische Methode.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie sorgfältig der Verf. die Bibel benützt, ja daß er sie zur Grundlage seines Werkes genommen habe, davon zeugt jeder einzelne Artikel vom ersten bis zum letzten Orte. Will man sich davon überzeugen, so darf man nur den nächsten besten in der Konkordanz aufschlagen, und man wird nichts Wesentliches übergangen finden. Ehe ich aber auf das Einzelne eingehe, will ich nicht verbergen, daß mich die von dem geehrten Verf. gewählte Ordnung, die lexikalische, nicht befriedigt hat. Ich weiß zwar wohl, daß es sehr schwierig ist, die Bewohnung eines Landes anschaulich und fruchtbar für die Erkenntniß darzustellen; es ist auch gewiß, daß derjenige, welcher für Palästina Forderungen aufstellt, wie sie für ein genau untersuchtes Land gelten möchten, geringe Bekanntschaft mit dem Zustand unserer Kenntnisse von Palästina verräth; aber dennoch will diese loseste aller Darstellungsweisen nicht genügen; denn das Zusammengehörige, welches sich in seiner gegenseitigen Beziehung klarer heraushebt, wird getrennt und das Entfernteste durch den Zufall des gleichen Anlautes verbunden. Zwar ist dieser Uebelstand durch die Eintheilung in vier Provinzen gemildert; aber er bleibt noch immer groß genug. Die natürliche Ordnung würde z. B. erfordern, daß die Ortschaften am Gestade des Sees Genezareth neben einander behandelt würden, also von Süden nach Norden gerechnet Tarichea, Emmaus, Tiberias, Magdala, Bethsaida, Kapernaum; aber wie werden sie durch die lexikalische Aufzählung auseinander gerissen! Tarichea steht zwischen Sunem und Thisbe, Emmaus in einer Anmerkung zu Tiberias, welches die letzte der galiläischen Städte wird, Magdala neben Megiddo, Bethsaida zwischen Aphek und Dabrath, Kapernaum zwischen Kana und Kedes. Selbst die philistäischen Städte werden S. 150 nach dem Alphabet geordnet, da doch die Lage von dreyen genau und die der beyden andern hinlänglich bekannt ist, um sie auf eine schönere Weise zu behandeln. Der

Verf. hat diesen Uebelstand selbst empfunden und daher zuweilen eine Ausnahme gemacht, die ich als Regel durchgeführt zu sehen wünschte. So wird die ganze Umgegend Jerusalems S. 209 ff. und der Weg nach Bethlehem S. 219 ff. im Zusammenhange geschildert. S. 100 wird das ostjordanische Bethsaida gleich mit dem galiläischen beschrieben, weil sonst allerdings die wichtige Anmerkung über die beyden Speisungen, welche den Synoptikern zu empfehlen ist, minder verständlich geblieben wäre. Hinter Gibeon folgen sogleich die gibenitischen Städte S. 135. Auch bey den edomitischen Städten S. 185 ff. ist die alphabetische Ordnung nicht streng beobachtet, sondern die Hauptstadt vorangestellt und Ungewisseres anhangsweise gegeben. Aber es fragt sich, wie man bey unserer mangelhaften Kenntniß des Landes anders verfahren könne? Die Gränzen der vier Landschaften sind größtentheils natürliche; vielleicht ist auch das Gebirg Juda von dem Gebirg Ephraim nicht bloß politisch geschieden, worauf manche zerstreute Andeutungen führen. Ganz zweckmäßig können sie daher als Hauptrahmen beybehalten werden. Schwieriger ist die Frage bey den einzelnen Provinzen. Josua zwar theilt schon genau nach natürlicher Begränzung ein, wenn er im Stamme Juda das Mittagland, die philistinische Niederung oder Sephela, das Gebirg und das Jordanthal oder Arabah unterscheidet, aber dies hilft uns nicht viel, da wir diese Gränzen nicht genau kennen. Es scheint also einstweilen, bis das Land besser erforscht ist, keinen andern Rath zu geben, als daß der Geograph sich an die besuchten Straßen halte und rechts und links mitnehme, was nach ältern und neuern Berichten zur Seite liegt. Hiedurch würde die gegenseitige Beziehung der Orte doch etwas anschaulicher, als durch die trockne Distanzangabe; zugleich würde das, was wir sicher wissen, vor dem noch nicht Wiedergefundenen klar hervortreten. Endlich würde der Gebrauch dieses Abschnittes um vieles erleichtert und angenehmer gemacht.

Mit meinen Bemerkungen zu den einzelnen Orten folge ich der Ordnung des Verf., beginne also mit Galiläa. S. 103: „Hepha, auch Porphyreon.“ Wilhelm von Tyrus hat Hepha für das alte, selten erwähnte Porphyreon gehalten, und seitdem hat diese Konjektur sich fortgepflanzt. Allein Eusebius berichtet uns anders, und sein Zeugniß hat hier um so mehr Gewicht, als er, überhaupt ein genauer Kenner Palästina's, ganz in der Nähe, zu Cäsarea, seinen Bischofssitz hatte. Nach ihm hieß zu seiner Zeit die Stadt Sycaminum, ἡ Συκαμινος, zwischen Cäsarea und Ptolemais unter dem Karmel am Meer gelegen, auch Ἡφά (Onom. v. Japhthie). Eben so hat das Itin. Hierosol. die mansio Sicamenos 15 m. p. von Ptolemais mit dem Zusatz: ibi est mons Carmelus, ubi Helias sacrificium faciebat; und Ptolemais hat in derselben Ordnung: Ekdippa, Ptolemais, Sykaminos, dann den Karmel*). Diese Beschreibungen lassen keinen Zweifel über die Identität des heutigen Hepha mit dem alten Hepha — Sykaminus. Daß die Stadt Gaba des Josephus B. Jud. III. 3, 1 hieher zu ziehen sey, ist sehr wahrscheinlich; er nennt als Gränze Galiläas den Karmel und fährt fort: ᾧ προτέτακται Γαβᾶ, πόλις ἱππέων οὕτως ἀνορυσσομένη διὰ τὸ τοὺς ὑφ' Ἡρώδου τοῦ βασιλέως ἀπολυόμενους ἱππεῖς ἐν αὐτῇ κατοικεῖν. Hepha scheint entstanden aus πόλις ἱππέων, dann erklärt sich ungezwungen, warum jüdische Schriftsteller Hippos am Ostufer des Sees Genezareth und Hepha am Karmel mit demselben Namen belegen: הַיְפָה. Im Mittelalter nannte man es mit verhärteter Gutturalis Caiphas, daher hat Benjamin von Tudela in der Uebersetzung des zwölfjährigen Gelehrten Baratier I. p. 74: drey Parasangen (= 6 Stunden) von Akre liegt Kaifas, das ist Chepha. Porphyreon dagegen ist wahrscheinlich der nicht weit von Hepha gelegene, jetzt verschwundene Ort Halzon, den Willebrand Oldenborg in seinem Itinerar. neben Caiphas erwähnt, denn חִלָּזוֹן heißt Purpurschnecke und Purpur.

Samaria. Bethsean S. 116 ist nicht eins mit Bethsitta, wie S. 34 Anm. 50 vermuthet wird; denn es sind zwey ganz verschiedene Wörter; das erstere bedeutet Stadt der Ruhe, das andere Stadt der Acacie. Richter 7, 22 ist nur die Uebersetzung undeutlich; es muß heißen: bis Bethsitta gen Zererath. — S. 119. Legio. Abulfeda in der Tab. Syriae, addenda zu pag. 5, not. 28 erwähnt diesen Ort mit folgenden Worten: El Ledjun urbs est, quam inter et Tiberiadem intersunt 20 millaria. In media urbe est saxum, cui superstructum est templum, quod putatur fuisse oratorium Abrahami; sub lapide fons oritur. Aus dieser Tradition geht hervor, daß Legio kein neuerbautes Römerlager, sondern eine alte Stadt war; leider ist uns aber ihr ursprünglicher Name verloren gegangen. Da die Ebene Jesreel 2 Chron. 35, 22 auch Ebene Megiddo und im 3. Buch Esra 1, 27 πεδίον Μαγεδδαούς genannt wird, so ist man versucht zu vermuthen, die beyden spätern Benennungen, Ebene Esdrelon und μέγα πεδίον Αἰγιῶνος seyen den beyden frühern gleich und also Megiddo der alte Name Ledschuns. Die Lage desselben ist ausgezeichnet: „Man übersieht von hier, sagt Maundrell, sehr bequem die ganze Ebene Esdrelon“ bis Nazareth, bis zum Thabor und Hermon. Der Name Megiddo verschwindet nach Josephus und der Name Legio, den Josephus nicht hat, kommt auf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Abweichung des Itin. Anton. macht kein Bedenken. Seine Zahlen sind offenbar verdorben; denn die 44 m. p. zwischen Ptolemais und Cäsarea müssen nach den 28 m. p. der Tab. Peut. und den 31 m. p. des Itin. Hieros. corrigirt werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Wenn Arist. gleichwohl, trotz dem anerkannten Vorzug dieser Methode, dennoch so oft zur rein logischen und ontologischen Behandlung der Gegenstände seine Zuflucht nimmt, so ist dieß weniger seine Schuld, als die Schuld seiner Zeit, die den Verstand und Scharfsinn gerne ἐν λογικαῖς ἀπορίαις καὶ δυσχερείαις übte, wie er sagt, und die ihm nicht genug Beobachtungen gemacht überlieferte, und den Versuch, das Experiment, noch nicht kannte. Ueber das Vorrecht aber, das er dem Sinne vor der Speculation hier einräumt, hat er keinem Zweifel Raum gelassen, er sagt z. B. π. ζ. γεν. III. 10. p. 262 fg.: ἐκ μὲν οὖν τοῦ λόγου τὰ περὶ τὴν γένεσιν τῶν μελιττῶν τοῦτον ἔχειν φαίνεται τὸν τρόπον, καὶ ἐκ τῶν νῦν δοκούντων συμβαίνειν περὶ αὐτάς· οὐ μὴν εἰλῆπταί γε τὰ συμβαίνοντα ἱκανῶς, ἀλλ' ἐάν ποτε ληφθῇ, τότε τῇ αἰσθήσει μᾶλλον ἢ τῷ λόγῳ πιστευτέον· καὶ τοῖς λόγοις (sc. πιστευτέον), ἐὰν ὁμολογέμενα δεικνύωσι τοῖς φαινομένοις. Und Eud. Eth. I. 6. sagt er πειρατέον δὲ τούτων πάντων (der Tugenden und ethischen Begriffe insgesammt) ζητεῖν τὴν πίστιν διὰ τῶν λόγων, μαρτυρίοις καὶ παραδείγμασι χρώμενον τοῖς φαινομένοις· und nach weiterer Erörterung schließt er: ὅτι προσέχειν οὐ δεῖ πάντα τοῖς διὰ τῶν λόγων ἀλλὰ πολλάκις μᾶλλον τοῖς φαινομένοις· νῦν δ'ὁπόταν λύειν μὴ ἔχωσιν, ἀναγκάζονται πιστεύειν τοῖς εἰρημένοις καὶ διότι πολλάκις τὸ μὲν ὑπὸ τοῦ λόγου δεδεῖχθαι δοκοῦν, ἀληθὲς μέν ἐστιν, οὐ μέντοι διὰ ταύτην τὴν αἰτίαν, δι' ἣν φησὶν ὁ λόγος· ἐστὶ γὰρ διὰ ψεύδους ἀληθὲς δεῖξαι. Desgleichen ακρ, VIII. 3. §. 26. S. 152 fg.: ἀλλὰ τὸ μὲν περὶ τούτων σκοπεῖν καὶ ζητεῖν λόγον, ὧν βέλτιον ἔχομεν ἢ λόγου δεῖσθαι, κακῶς κρίνειν ἐστὶ τὸ βέλτιον καὶ τὸ χεῖρον καὶ τὸ πιστὸν καὶ τὸ μὴ πιστὸν καὶ ἀρχὴν καὶ μὴ ἀρχήν. Und wie unzähligemal kommt in seiner Bestreitung der Ansichten seiner Vorgänger bald zu deren Entschuldigung, öfter zu deren Vorwurf die Bemerkung vor, daß sie noch nicht genug Beobachtungen angestellt vorgefunden, oder gegen diese sich verstockt hätten; ersteres wird öfter von Empedokles und Demokritus gesagt, letzteres, manchmal mit Härte den Eleaten vorgerückt, z. B. ακρ. φυσ. II. 1. §. 6. ὡς δ'ἔστιν ἡ φύσις πειρᾶσθαι δεικνύναι γελοῖον· φανερὸν γὰρ ὅτι τοιαῦτα τῶν ὄντων ἐστὶ πολλὰ· τὸ δὲ δεικνύναι τὰ φανερὰ διὰ τῶν ἀφανῶν οὐ δυναμένου κρίνειν ἐστὶ τὸ δι' αὐτὸ καὶ μὴ δι' αὐτὸ γνώριμον· Wiederum heißt es π. γεν. κ. φθ. I. 8. p. 25: Ἐκ μὲν οὖν τούτων τῶν λόγων, ὑπερβάντες τὴν αἴσθησιν καὶ παριδόντες αὐτήν, ὡς τῷ λόγῳ δέον ἀκολουθεῖν, εἶναί φασι τὸ πᾶν ἓν καὶ ἀκίνητον, καὶ ἄπειρον ἓνιοι. — ἔτι δὲ ἐπὶ μὲν

τῶν λόγων δοκεῖ ταῦτα συμβαίνειν, ἐπὶ δὲ τῶν πραγμάτων μανίᾳ παραπλήσιόν ἐστι τὸ δοξάζειν οὕτως. Diese Belege, die sich leicht ins drey- und vierfache häufen ließen, zeigen hinlänglich, wie entschieden Arist. der Erfahrung gegenüber der eitlen Speculation das Wort redet; sie leitet und beherrscht ihn bis in die Metaphysik hinein; und deßhalb empfiehlt er sie auch in der Topik mehr als einmal und mit Nachdruck.

Wenn nun nach den bisherigen kurzen Angaben Aristoteles in diesem Werke alle erdenklichen Fundstätten und deren Unterarten nachweiset; wenn er zeigt, was und wie die Sprache in Namen, Sätzen und Perioden, in Zusammensetzungen, Zersetzungen und Verbindungen; wie die Erfahrung und Beobachtung, so die innere, wie die äußere zum Denken, Forschen und Ergründen Anleß geben, und vermittelst der Induction, Analogie und Combination zur Erkenntniß leiten; wenn er darin den Einfluß und die Bedeutung der Kategorien und anderer metaphysischer Begriffe auseinander setzt; wenn er endlich die Geschichte und Ueberlieferung der früheren Gedanken, Meynungen und Ansichten zum Studium empfiehlt und zeigt, wie durch alle diese Mittel erst den logischen Formen ein Gehalt erwächst, und wie durch alle diese Wege der überlegende Verstand zur Prüfung irgend welcher vorliegenden Gegenstände, Begriffe und Sätze, zu deren Berichtigung und Fortführung angeregt, getrieben und gefördert wird: so wird man gestehen: daß er in der Topik ein Werk geliefert hat, das unsterblichen Werth hat, und bekannter und gelesener zu seyn verdiente. Wenn etwas darin vermißt wird, so ist es die Betrachtung der mathematischen Methoden, durch deren Nachweisung die Topik allerdings erweitert und gefördert werden kann. Man vermuthet auch leicht, daß sie den Fleiß und emsiges Studium empfehlen muß, wodurch den natürlichen Anlagen und der nothwendigen und unerläßlichen Uebung reichlicher Stoff zur Bearbeitung herbeygeschafft wird. Ein Nachtheil, wenn man es dafür halten will, geht durch die ganze Topik hindurch, daß sie vornehmlich mit Rücksicht auf die Rhetoren und die Sophisten, zumal das letzte Buch: περὶ τῶν σοφιστικῶν ἐλέγχων, ausgearbeitet ist. Allein außerdem, daß sie dadurch an historischem Werth gewinnet, wer ist nicht nur zu oft bald geflissentlich, noch häufiger unabsichtlich und unbewußt in seinem Denken Sophist vor und gegen sich selbst? — und wie desto nöthiger ist nur die Aufhellung der geheimen und versteckten Irrgänge und die Auflösung der Sophismen, die Aristoteles erschöpfend gegeben hat. Aus diesen und vielen anderen Gründen ist die Topik vordem fleißig angebaut worden, in der alten Zeit vornehmlich von den Rhetoren, von Aristoteles selbst in der Rhetorik, von Dionysius von Halikarnaß ꝛc., von Cicero (zumeist in Bezug auf das römische Privatrecht) und Quintilian im 5ten Buche; und noch am Ende des weström. Reiches von Boethius. Dieser bezog sie wieder mehr auf das philosophische Denken; denn von den Zeiten der Stoiker an (qui judicandi quidem viat diligenter persecusi sunt ea scientia, quam διαλεκτικὴν appellant, inveniendi vero artem, quae τοπικὴ dicitur, quaeque ad usum potior erat, et ordine naturae certe prior, totam reliquerunt. Cic. Top. 2.) und von den Epikurern wurde sie den Schulen der Rhetoren ganz überlassen. Von den Scholastikern wurde sie nur als rein logische Kunst betrieben mit Hintansetzung der Menge Stoffes und realen Wissens, das Aristoteles fordert und voraussetzt. Um dieses Mangels willen mußten auch die Umgestaltungen und Verbesserungen, welche Raimund Lullus, Athanasius Kircher, Rudolph Agricola, Knittel u. a. m. der Topik zu geben versuchten, erfolglos bleiben; bey Anderen aber schadete, daß sie in zu specielle wissenschaftliche Fragen und Untersuchungen sich einließen. Denn freylich jede Kunst, jede Wissenschaft hat ihre eigene Topik, ihr eigenes Organon; um aber dieses gehörig zu fassen und anzu-

wenden, muß die allgemeine Topik vorausgesetzt werden. Auch bildet sich jeder Denker eine mehr oder minder eigenthümliche Topik, ein Fachwerk, wonach er die Gegenstände betrachtet und seine Untersuchungen anstellt, z. B. die Kategorientafel bey den Kantianern. Ein solches hat Aristoteles in den bisher gerühmten Büchern hinterlassen; er hat uns darin auf die Wege, die Er im Denken eingeschlagen, auf die Mittel, die Er in Anwendung gebracht, aufmerksam gemacht; denn nach τόποις, nach gewissen Fundstätten und Gesichtspuncten, wie sie jedesmal nach der Natur des Gegenstandes am gewissesten zum Ziel, zur Einsicht führen können, betrachtet er jeden Gegenstand, den er in Untersuchung zieht; und in wiefern die Topik nur anweist, wie man etwa an den Gegenstand herankomme und ins Herz desselben eindringen mag, also πειραστική, ἐξεταστική und διαλεκτική ist, in so fern denkt Aristoteles durchweg dialektisch; in dem Sinn aber, wie Hr. Biese dieß Wort gebraucht, darin auch seiner Schule folgend, denkt Aristoteles durchaus nie dialektisch; und dieser Sinn möchte eher noch der Platonischen Dialektik untergeschoben werden. Denn Platon allerdings liebte den Gang von den Principien aus (τὴν ἀπὸ τῶν ἀρχῶν ὁδὸν) zu dem Besonderen; er versucht hie und da eine Deduction und Construction von obersten Begriffen aus. Aber Aristoteles ist überall mehr erst mit der Erforschung der Principien beschäftigt, er zieht den Weg nach den Principien (τὴν ἐπὶ τὰς ἀρχὰς ὁδὸν) meistentheils jenem ersteren vor, weil dieser an der Hand der Erfahrung vorwärts und ins Gebiet des Räsonnements (λόγοι), oder, was vornehmer klingt, der Speculation hineinleitet. Was er auf diesem Wege von allgemeinen Begriffen, Gesetzen u. s. f. findet, daraus leitet er allerdings ab, daraus erklärt er die besondern und einzelnen Erscheinungen jeder Art.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Judäa. Ajalon S. 125. Das Ajalon bey Gibea Sauls, welches Hieronymus als ein kleines Dorf seiner Zeit kennt, ist schwerlich das Jos. 10, 12 genannte. Die Schrift hat nur ein Ajalon im Stamme Dan und ein anderes im Stamme Sebulon. — Anathoth, S. 126, kann nicht das jetzt dafür ausgegebene Dscheremie seyn, denn letzteres liegt 7 engl. Meilen westlich von Jerusalem, Anathoth aber nach Josephus, Eusebius und Hieronymus nur 3 m. p., also nicht halb so weit entfernt im Norden der Stadt. Ich habe schon bemerkt, daß Scholz S. 268 ein Anateh aufführt. Aus der Verwechslung von Anathoth und Dscheremie entspringt der S. 215 unter Modin bemerkte Widerspruch. — S. 127 Athlit, richtiger Atlid, عتليد d. h. Ritterorden, Scholz 257, d'Arvieux II. 10, kann nicht Sykaminos seyn, wenn das richtig ist, was ich zu Hepha nachgewiesen habe. Vielmehr paßt genau das Magdiel des Eusebius: vicus exiguus in quinto milliario Dorae pergentibus Ptolemaidem (Onom. v. Madiel). Der Name, den es im Mittelalter trug, castrum peregrinorum haftet noch an den Ruinen eines großen Gebäudes bey Atlid, in Direladsche Scholz S. 150, verstehe Dir el Hadschi. Das Kastell auf dem Rücken der nahen Bergkette ist noch vorhanden, eben so der durch jene Bergkette gebrochene Felsenweg, von welchem der Ort Lapis incisus, Petra incisa und Districtum hieß. Das Citat aus Jac. de Vitriaco Anm. 157 muß heißen 1231 statt 1131. — Unter Bethsemes S. 128 Anm. 160 deutet der Verf. seine Abweichung von Reland unentschieden an, mit der Frage: Irsames, ob identisch mit Bethsemes? Reland hat die Verschiedenheit beyder Städte auf Grund einer Angabe des Hieronymus, daß Irsemes später Emmaus und dann Nicopolis geheißen habe, durchzuführen versucht, aber der Verf. bezweifelt mit Recht die übrigens scharfsinnigen Gründe Relands. Irsemes kommt nur einmal vor Jos. 19, 41 auf der Gränze von Dan und

Juda. Dieſelbe Gränzlinie wird Joſ. 15, 10—11 nur kürzer angegeben. Man vergleiche:

Bethſemes, Thimna, Ekron, Baala, das Meer;

Irſemes — Thimna — Ekron — Baalath — das Meer.

Schon dieſe Zuſammenſtellung iſt überzeugend. Reland wendet ein, aus Joſ. 19 ergebe ſich, daß Irſemes eine daniſche Stadt und aus Joſ. 21, 16, daß Bethſemes eine Prieſterſtadt des Stammes Juda geweſen ſey. Allein Joſ. 15 u. 19 lehren nicht, zu welchem Stamm die genannten Gränzſtädte gehörten, erſt aus Joſ. 21, 16 ſieht man, daß Bethſemes zu Juda gehörte. Dies widerlegt den Hauptgrund Relands. Nun erlangt eine Vergleichung zweyer andern Stellen noch mehr Beweiskraft, als ihr Reland ſchon zugeſteht. Wie nämlich Joſ. 19, 41 — 42 Irſemes, Saalbin und Ajalon neben einander genannt werden, ſo 1 Kön. 4, 9 Saalbin, Bethſemes und Ajalon. Demnach iſt es wohl gewiß, daß die gleichbedeutenden Namen Irſchemeſch und Bethſchemeſch (Sonnenſtadt) ein und derſelben Stadt zugehören. Nur die Notiz des Hieronymus ſteht noch im Wege. Es iſt aber leicht zu erklären, wie er zu dieſem Mißverſtändniß kam. Der griechiſche Text hatte für Irſemes πόλις Σαμαύς, das konnte er leicht für das Ἀμμαοῦς oder Ἐμμαούς ſeiner Zeit nehmen; iſt dies doch dem ſprachgelehrten Reland nicht unwahrſcheinlich vorgekommen. Wäre Nicopolis Irſemes und von Bethſemes verſchieden, ſo müßte die Gränze Dans und Judas einen ſonderbaren Sprung gemacht haben; denn Zarea und Eſthaol auf Dan's Gränze liegen 10 m. p. nördlich von Eleutheropolis gegen Emmaus zu, und Bethſchemeſch auf Judas Gränze liegt ebenfalls 10 m. p. in derſelben Richtung. Iſt nun Bethſchemeſch = Irſchemeſch, ſo paßt dies vortrefflich zur Gränzbeſtimmung von Joſ. 19, 41; wäre aber Irſchemeſch = Emmaus, ſo müßte man plötzlichen Abſprung gegen Norden und einen eben ſo ſcharfen Rückſprung nach Bethſchemeſch annehmen, was ganz unſtatthaft iſt. Endlich iſt auch der Name Emmaus keineswegs aus Schemeſch, Sammaus, Ammaus entſtanden, ſondern die griechiſche Zubereitung des Wortes חַמַּת thermae, wie Emmaus bey Tiberias; denn Emmaus war ein Bad, berühmt unter den Chriſten des vierten Jahrh. wegen der Sage, daß Chriſtus ſeine Füße darin gewaſchen und dadurch die Heilkraft deſſelben erhöht habe; weshalb es auch von dem abtrünnigen Julianus aus Haß verſtopft wurde. — S. 129 A. 162 zu Bethzura. Die Stelle 2 Macc. 11, 5 enthält kein zweytes Bethzura, denn wenn man ſie mit 1 Macc. 4, 29 vergleicht, ſo zeigt ſich, daß in der erſtern Stelle eine verdorbene Lesart und daß von keinem andern Bethzura als dem 2 m. p. nördlich von Hebron gelegenen die Rede iſt. — S. 134 iſt das Joſ. 24, 33 genannte Gibea für Gibea Benjamins gehalten und daraus in Anm. 183 ein Schluß gezogen, welcher unzuläſſig iſt. Die Undeutlichkeit der Ueberſetzung hat dies veranlaßt. Im Grundtexte iſt dieſes Gibea durch zwey Merkmale von Sauls Stammort unterſchieden: es führt den Beynamen Gibea Pinhas, und liegt auf dem Gebirge Ephraim. — S. 142 Juta: Die ſcharfſinnige Vermuthung Relands, daß die πόλις Ἰούδα Luc. 1, 39 die judäiſche Prieſterſtadt Juta ſey, hätte wohl verdient von Hrn. v. Raumer als richtig anerkannt zu werden. Der Widerſpruch der Tradition, welcher Anm. 222 eingewendet wird, hat kein Gewicht. Es läßt ſich die Entſtehung derſelben wohl erklären. Ein Beth Zacharia 70 Stadien nördlich von Bethzur, alſo in der Nähe Jeruſalems, kommt ſchon vor 1 Macc. 6, 32—33 vergl. mit Jos. Arch. 12, 9, 4 u. B. J. 1, 1, 5. Da nun Luc. 1, 40 hinter πόλιν Ἰούδα gleich hinzugefügt iſt: καὶ εἰσῆλθεν εἰς τὸν οἶκον Ζαχαρίου, ſo mißverſtand man dies von Beth Zacharia, welches mit dem Prieſter Zacharias nichts zu ſchaffen hat. Daher findet man in den Pilgerreiſen domus Zachariae ſtets als Ortsname. — Lydda S. 143 kann zuverſichtlich als eins mit dem viermal im A. T. erwähnten Lod angeſehen werden, es heißt bey den Arabern noch heute ebenſo: لُدّ. Der Name, nach Geſenius = certamen, paßt trefflich zum Orte, da die Umgegend von Alters her oftmals zum Wahlplatz auserſehen wurde. — Maresa S. 144 nimmt der Verf. für identiſch mit Moreſcheth-Gath. Beyde ſind aber gewiß verſchieden, wenn gleich nicht weit von einander gelegen; es ſind nicht etwa bloß zwey Formen deſſelben Wortes, ſondern zwey Wörter von ganz verſchiedener Wurzel und Bedeutung. Beyde werden Micha 1, 14 u. 15 neben einander genannt, aber in der Ueberſetzung iſt dies freylich nicht zu erkennen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Fortsetzung.)

Es herrscht bey ihm die topische oder heuristische Methode, gegen die apodiktische und wissenschaftliche gehalten, weit vor, weil er wohl erkannte, daß der heuristische Weg, der der Erfindung von dem constitutiven Wege des Systemes weit abgeht, wie die Geschichte jeder Wissenschaft zeigt. Die Griechen haben es in der Mathematik z. B. unglaublich weit gebracht, ohne daß sie, noch auch die viel späteren Araber die negativen Größen gebrauchten, oder etwas von ihnen wußten, ungeachtet diese jetzt in unsern mathematischen Lehrbüchern gleich am Eingang der Wissenschaft vorgeführt werden. Das gleiche lehrt die Geschichte der Astronomie, der Medicin u. a. Wissenschaften.

So wahr und klar dieses ist, eben so klar liegt am Tag für jeden, der auch nur einen flüchtigen Blick in die Werke des Aristoteles gethan, daß er überall, nicht nur in den naturkundschaftlichen, sondern nicht minder in den ethischen, politischen und metaphysischen Schriften weniger syllogistisch und subsumtive verfährt, weniger aus einigen allgemeinen Voraussetzungen Beweise herleitet und das jedesmal vorliegende begründet, als vielmehr das Allgemeine erst durch allseitige behutsame Reflexion zu gewinnen sucht; daß er den topischen und heuristischen Weg einschlägt; daß er von der Negativität und deren angeblichen Uebergängen, überhaupt von ihrer Gewalt und Herrlichkeit nichts weiß, wie ihm jedoch Hr. Biese im 3ten Kapitel des zweyten Abschnittes, zu getreu den Fußstapfen seines Meisters folgend, und zu gütig beymißt. Hier wird die Verrenkung der Aristotelischen Lehren so arg und so wirr, daß es eines mindestens eben so ausführlichen, wenn nicht weitläufigeren Aufsatzes bedürfte, wollte man alle die fast unglaublichen Verdrehungen und Ausrenkungen wieder in die Richte bringen, und das aristotelische Ebenmaß herstellen. Es genüge daher an wenigen Sätzen. —

Das Princip des Widerspruchs erkennt Aristoteles ohne Ausnahme und Einschränkung an als das höchste Gesetz des Denkens wie des Seyns. Metaph. *Γ.* 3. p. 54. *πασῶν βεβαιοτάτη ἀρχή, ὅτι τὸ αὐτὸ ἅμα ὑπάρχειν καὶ μὴ ὑπάρχειν ἀδύνατον τῷ αὐτῷ κατὰ τὸ αὐτό, καὶ ὅσα ἄλλα προσδιορισαίμεθ' ἄν, ἴστω προσδιώρισμένα πρὸς τὰς λογικὰς δυσχερείας.* cf. *π. ἑρμ.* c. 6. p. 60 wo er abermals *πρὸς τὰς σοφιστικὰς ἐνοχλήσεις*, wie er da sagt, alle nöthigen *προσδιορισμένα* verstanden wissen will, die er in Top. IX. (oder *σοφ. ἐλεγχ.* I.) cc. 3. 4. näher angibt, p. 427. *ἀντίφασίς ἐστιν τοῦ αὐτοῦ καὶ ἑνὸς μὴ ὀνόματος ἀλλὰ πράγματος· καὶ ὀνόματος μὴ συνωνύμου ἀλλὰ τοῦ αὐτοῦ* — *καὶ κατὰ τὸ αὐτὸ καὶ πρὸς τὸ αὐτὸ καὶ ὡσαύτως καὶ ἐν τῷ αὐ-*

τῷ χρόνῳ. Ein höheres und ſtärkeres Geſetz, als dieſes, kennt Ariſtoteles nicht; auch H. Dieſe weiſt keines aus ihm nach, räſonnirt aber, vorgeblich ariſtoteliſch, S. 630 fg. alſo:

„indem die Reflexion des Verſtandes kein anderes Geſetz kennt, als das der Identität und des Widerſpruchs, nach welchem das Identiſche ohne ſeinen Unterſchied, und das Entgegengeſetzte ohne ſeine Identität, ſomit jedes für ſich in ſeiner Entgegenſetzung und Vereinzelung fixirt und auseinandergehalten wird, ſo entſtehen die Zweifel und Widerſprüche, deren Vermittlung dem Verſtande unmöglich wird, weil er bey der völligen Iſolirung der entgegengeſetzten Beſtimmungen nicht zur höheren Einheit des Begriffes, in welchem jene Beſtimmungen als Momente aufgehoben ſind, zu gelangen im Stande iſt, ſondern im Gegentheil die concrete Einheit in bloß relative Beziehungen auflöſt“ u. ſ. w. — „Die verſchiedenen Arten der Entgegenſetzung ſind nach Ariſtoteles das Relative, das Gegentheil oder der Gegenſatz, die Beraubung und der Widerſpruch. Dieſe Arten der Entgegenſetzung ſind beſtimmt von einander unterſchieden, jedoch laſſen ſie bey ihrer Verſchiedenheit von einander die Zurückführung auf ein Erſtes zu, in welchem ſich die allgemeinſte Weiſe des Entgegengeſetzten darſtellt. Es geht nämlich das Relative in den Gegenſatz über, wenn ꝛc.

Der Verfaſſer verweiſet hier mehrmals auf ſeine vorausgegangene Bearbeitung der Metaphyſik; ich finde aber nicht, daß dort die Beweiſe für dieſe ſeine Darſtellung ausgeführt ſeyen. Wie mir die Sache erſcheint, ſo lehrt Ariſtoteles: Das Denken verabſcheut und ſtößt zurück den Widerſpruch, weil er das Denken wie das Seyn zerſtört und aufhebt (ἀναιρεῖ), weil er den Gedanken nicht zur Einheit kommen läßt; ohne die Einheit aber kein Gedanke möglich iſt. Οὐδὲν ἐνδέχεται νοεῖν μηδὲν νοοῦντα ἕν. Metaphp. Γ. 4. p. 55. Widerſpruchloſe Einheit fordert er wie für das Denken, ſo für das Seyn; dieſe Einheit aber ſchließt eine Art Vielheit nicht aus; denn οὔτε τὸ ἕν οὔτε τὸ ὂν μοναχῶς λέγεται (ἀλλὰ πολλαχῶς wie er Metaph. Δ cc. 6 und 7 und J. (IX.) 1. auseinanderſetzt.) — ἐνδέχεται γὰρ τὸ αὐτὸ ἓν καὶ πολλὰ εἶναι, μὴ τὰ ἀντικείμενα δέ· ἔστι γὰρ τὸ ἓν καὶ δυνάμει καὶ ἐντελεχείᾳ· ἀκρ. φυσ. I. c. 2. extr. Weder ἕν noch ὄν ſind conſtitutive Begriffe, dergleichen gleich nur δύναμις und ἐντελέχεια ſind; dieſe beyden Grundbegriffe läßt aber Ariſtoteles nicht aus dem Widerſpruch oder ſonſt woher übergegangen ſeyn, ſondern ſetzt ſie ſchlechthin in Folge eindringender Naturforſchung. — Τὰ πρῶτα καὶ ἀνωτάτω τῶν γενῶν τὸ ὂν καὶ τὸ ἕν· — ταῦτα γὰρ κατὰ πάντων μάλιστα λέγεται τῶν ὄντων· οὐχ οἷόν τε δὲ τῶν ὄντων ἓν εἶναι γένος, οὔτε τὸ ἓν οὔτε τὸ ὂν· sq. Metaph. B. 3. p. 39 Sylb. = p. 49. Brandis. Dieſe, ſagt er dort weiter, ſind weder γένη noch ἀρχαί noch οὐσίαι; ſie ſind ein κοινὸν und κατηγόρημα μόνον. Sie beyde πολλαχῶς καὶ ἰσαχῶς λέγονται καὶ ἀκολουθοῦσιν ἀλλήλοις. Ebd. Γ. 2. p. 49 = 62. Brandis; ſie ſind allgemeine Begriffe, καθόλου; aber οὔτε τὸ καθόλου οὐσία, οὔτε τὸ γένος. Ebend. H. c. 1. weder das Allgemeine, noch die Gattung (Begriff) ſind Weſenheit; ja dieſe ſelbſt, als allgemeiner Begriff, hat ſo wenig als ἓν καὶ ὄν eine conſtitutive und differenzirende Kraft. Ebd. J. c. 2. p. 159 flg. τὸ γὰρ ὂν καὶ τὸ ἓν καθόλου κατηγορεῖται μάλιστα πάντων· ὥστε οὔτε τὰ γένη φύσεις τινές καὶ οὐσίαι χωριστὰι τῶν ἄλλων εἰσὶν, οὔτε τὸ ἓν γένος ἐνδέχεται εἶναι διὰ τὰς αὐτὰς αἰτίας, δι' ἅσπερ οὐδὲ τὸ ὂν οὐδὲ τὴν οὐσίαν· sq. Vergl. H. 6. p. 174. Brandis: διὸ καὶ οὐκ ἔνεστιν ἐν τοῖς ὁρισμοῖς οὔτε τὸ ὂν οὔτε τὸ ἕν· καὶ τὸ τί ἦν εἶναι εὐθὺς ἕν τί ἐστιν ὥσπερ καὶ ὄν τι· διὸ καὶ οὐκ ἔστιν ἕτερον τι αἴτιον τοῦ ἓν εἶναι οὐδενὶ τούτων, οὐδὲ τοῦ ὄν τι εἶναι· εὐθὺς γάρ ἐστιν ἕκαστον ὄν τι καὶ ἕν τι οὐχ ὡς ἐν γένει τῷ ὄντι καὶ τῷ ἑνὶ, οὐδ' ὡς χωριστῶν ὄντων παρὰ τὰ καθ' ἕκαστα u. ſ. w.

Aus den bisher angezeigten Stellen, wenn man ſie, jede für ſich in ihrem Zuſammenhang, und ſie alle und mehrere andere unter einander zuſammenhält und erwägt, wird wohl jederman einleuchten,

daß Aristoteles die Einheit, das Seyende und Seyn, desgleichen Gattung u. m. aa. nur (um kurz zu reden) für formelle und Hilfsbegriffe hält; daß ähnliches auch vom ταὐτὸν, ἕτερον und verwandten gilt (Ebend. J. c. 3. p. 199 Br. πᾶν πρὸς ἅπαν ἢ ταὐτὸ ἢ ἄλλο cf. Plat. Parm. p. 139 m. et p. 146 A. Steph.). Von diesen Reflexionsbegriffen und andern beliebigen und willkührlichen Abstractionsreihen und Hilfsbegriffen, als den καθόλου und κοινοῖς unterscheidet er streng die realen Begriffe, die als lebendige und wahrhafte in der Natur walten und wirken, die εἴδη καὶ μορφαί und οὐσίαι, die das τί ἦν εἶναι enthalten. Ebd. Z. c. 4. und B. 4. An. post. I. 8. p. 213 etc. Wollte daher H. Biese den philosophischen Sprachgebrauch berücksichtigen, so mußte er nicht blos hie und da in einer Anmerkung zu seiner Bearbeitung der einzelnen Bücher ein oder das andere sagen, sondern die bedeutendsten und einflußreichsten philosophischen Kunstausdrücke zum voraus vollständig ihrem Gebrauch und ihrer Bedeutung nach erörtern, und die verwandten unter sich vergleichen, und unterscheiden. Hieher gehört nun gleich die gesammte Klasse der Wörter, die die Lehre von den Abstractionsreihen und Begriffen bezeichnen, als τὸ κοινὸν, τὸ καθόλου, τὸ γένος, τὸ εἶδος mit dessen Synonymen μορφὴ, οὐσία, τί ἐστι, τί ἦν εἶναι, ὁρισμός u. s. w. in mannichfachen Abstufungen; desgleichen ein großer Theil der in der Metaphysik erörterten Begriffe, als ταὐτὸν, ἕτερον, ἄλλο, πρότερον, ὕστερον, ὅμοιον etc. B. 1,) die alle nicht selbst Erkenntniß geben, noch sind, aber Behufs der Erkenntniß unumgänglich sind; die Erkenntniß, oder Philosophie und Wissenschaft aber hat nicht zum höchsten Zweck diese Hilfsbegriffe, sondern das Wesen. Metaph. Z. 1. fin. καὶ δὴ καὶ τὸ πάλαι τε καὶ νῦν καὶ ἀεὶ ζητούμενον καὶ ἀεὶ ἀπορούμενον, τί τὸ ὄν, τοῦτο ἐστιν, τίς ἡ οὐσία cf. H. 2. p. 167. ἡ οὐσία αἰτία τοῦ εἶναι ἕκαστον u. s. w.

(Schluß folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

S. 146 Rama. Die Untersuchung ist hier sehr schwierig, weil von Alters her mehrere Orte desselben Namens konfundirt wurden. Eusebius und Hieronymus hielten das heutige Ramleh für Samuels Vaterstadt. Mit Recht berücksichtigt der Verf. diese Meynung nicht, obgleich selbst Clericus sie getheilt hat; denn es heißt ausdrücklich: Ramathaim Zophim auf dem Gebirge Ephraim. Ramleh aber liegt in der Ebene des Stammes Dan. Unser Verf. findet Samuels Ramathaim in dem Rama bey Gibea. Hiegegen lassen sich starke Bedenken erheben. Rama bey Gibea gehörte zum Stamme Benjamin, Ramathaim Zophim war auf dem Gebirge Ephraim. Josephus unterscheidet das erstere, durch die Form Ῥαμαθών von dem letztern, welches er Ῥαμαθά nennt. Eusebius und Hieronymus erkannten sie als verschiedene Städte und fielen eben deshalb auf Rama im Stamme Dan. Der Verf. sucht die Schwierigkeit dadurch zu heben, daß er das Gebirg Ephraim bis Rama und Gibea ausdehnt. Was Gibea betrifft, so ist dies schon durch Unterscheidung von Gibea Sauls und Gibea des Pinhas widerlegt; und daß Ramathaim von dem benjaminitischen Rama ganz verschieden ist, das scheinen mir zwey Erzählungen der H. Schr. zu beweisen. Die eine 1 Sam. 9 enthält Sauls Reise nach seines Vaters Eseln. Er ging V. 4 — 5 von Gibea durch das Gebirge Ephraim, das Land Salisa, das Land Saalim, das Land Jemini bis ins Land Zuph, wo Ramathaim Zophim lag; er hatte nach V. 20 drey Tage auf diesem Wege zugebracht, nach V. 7 allen Reisevorrath aufgezehrt; nach c. 10, 2 war der Vater um seinen Sohn in Besorgniß gerathen und hatte Boten nach ihm ausgeschickt; es war der entfernteste Punkt, den Saul erreichte und von welchem er unverrichteter Dinge zurückkehren wollte. Wie können alle diese Umstände auf Rama Benjamins passen, welches eine halbe Stunde von Gibea lag? Die zweyte Erzählung steht

1 Sam. 19, 18: David entflieht, nach mehreren Mordversuchen Sauls, zu Samuel nach Rama und bleibt mit ihm zu Najoth in Rama. Ist es glaublich, daß David nur eine halbe Stunde weit in einen Ort, der von Gibea deutlich gesehen werden konnte, vor dem Könige geflohen seyn sollte? Dann hätte Saul nicht königliche Arme gehabt. Dagegen auf dem Gebirge Ephraim zu Ramathaim Zophim, in ziemlicher Entfernung von dem Könige, unter den Prophetenschülern, von welchen der Hof wenig Notiz nahm, konnte David hoffen, einige Zeit ruhig und sicher zu leben. Aber selbst dort blieb er nicht lange verborgen. Ohne Zweifel ist also das Rama Ephraims verschieden von dem Rama Benjamins, so wie von dem Rama Dans. Seine Lage ergiebt sich vielleicht näher aus Richter 4, 5, einer Stelle, welche der Vers. auch unter Rama in Benjamin anführt. Hier heißt es, die Richterin Debora saß zu Gericht „unter der Palme Debora, zwischen Rama und Bethel, auf dem Gebirge Ephraim.“ Da nun Bethel Gränzort zwischen Benjamin und Ephraim war, so kann das hier genannte Rama schwerlich das benjaminitische seyn, sondern es ist wahrscheinlich ein nördlich von Bethel gelegenes, das Ramathaim Zophim Samuels. Scholz hat mehrere Rama im Süden Sichems S. 208: Ramun, Ramallah und Rameh; eins von diesen könnte es wohl seyn. Jetzt zeigt man als Samuels Vaterstadt das Dörfchen Nebi Samuil auf einer Höhe nördlich von Jerusalem. Lage, Entfernung von Jerusalem und selbst der falsche Name geben es als Rama Benjamins zu erkennen, an welches in späterer Zeit die Tradition gekommen ist, die sich früher an Ramleh geheftet hatte.

Hieraus geht nun auch hervor, daß ich die Ansicht des Vers. über Ausdehnung des Gebirgs Ephraim gegen Süden, S. 30, nicht theilen kann. Das Gebirg Ephraim erstreckte sich nicht über die Gränze Ephraims. Kirjath-Jearim, welches nördlicher lag als Rama und Gibea Benjamins, war nach Jos. 15, 60 eine Stadt des Gebirges Juda, an der Gränze Ephraims. S. 56 Anm. 56 beruft sich noch auf 2 Chron. 19, 4: Josaphat zog unter das Volk von Berseba bis auf das Gebirge Ephraim. Allein nach dem Grundtexte heißt es nur: עַד־הַר, bis an das Gebirge Ephraim, die Nordgränze seines Reichs.

Uebrigens habe ich noch zu Anm. 238 zu bemerken, daß Arimathäa nicht aus Haramathaim entstanden ist, denn die Sylbe Ha ist nur der Artikel. — Das Ramath Negeb 1 Sam. 30, 27 d. i. Rama des Mittaglandes, zum Unterschied von andern Rama so benannt, ist sicher gleich mit Ramoth Negeb Jos. 19, 8; in der Uebersetzung ist es nur undeutlich. — Reland will p. 959 nicht sagen, daß Rama im Stamme Dan vor der Zeit der Saracenen gar nicht vorkomme, sondern nur, daß der Name Ramleh, Ramula nicht früher vorkomme als im 9. und 8. Jahrh.; p. 580 v. Arimathaea zeigt er, daß Hieronymus im Epitaph. Paulae unter dem Arimathäa bey Lydda kein anderes Rama meynen könne, als das nachmalige Ramleh. — Das im N. Test. genannte Arimathäa Josephs kann nicht das ephraimitische Ramathaim seyn, aber eben so gut das Rama des Stammes Dan, als das des Stammes Benjamin, denn es wird Luc. 23, 50 πόλις τῶν Ἰουδαίων genannt, aber nicht eine Stadt Samarias. Hieronymus nahm Ramleh für das Arimathäa des N. Test.; es ist aber ungewiß, ob dies eine Tradition, oder eine Auslegung von ihm selbst sey. — Thimna S. 149. Das Thimna, welches auf der Gränze von Dan und Juda lag, kommt in späterer Zeit nicht mehr vor. Tamnatha 1 Macc. 9, 50 und die Anm. 233 angeführten Stellen des Josephus beziehen sich ohne Zweifel auf Thimnath Serach.

Vortrefflich sind die schwierigen Untersuchungen über Peräa S. 155 ff., die wichtige Unterscheidung des alten Basan von dem spätern Batanäa, welches letztere von weit engerem Begriffe ist, als ersteres; die scharfsinnigen Erörterungen über Gilead, das ganze und die durch den Jabok getheilten Hälften; über Havoth Jair und die bisher unerklärt gebliebene Stelle Jos. 14, 54 über Juda am Jordan, S. 157 Anm. 298. Auf wenigen Seiten ist unendlicher Konfusion ein Ende gemacht und der Exegese eine feste Stütze gegeben. Die gedrängte Fülle dieses Abschnitts leidet keinen Auszug, er will studirt und ganz genossen seyn. Freunde reinlicher Untersuchungen werden ihre volle Rechnung finden. Ich will mich begnügen, zu den einzelnen Städten noch einige Bemerkungen beyzubringen. S. 165 findet es der Vers. nicht unwahrscheinlich, daß Astharoth Karnaim, Beesthra und Bostra ein und dieselbe Stadt seyen, worüber sich schon Reland unsicher ausgedrückt hat. Von Astharoth und Beesthra ist dies richtig; das Be vor dem zweyten Namen ist nur eine Abkürzung aus Beth, d. i. Stadt, die sich auch in Basan statt Bethsean findet und heute noch auf dem Libanon sehr häufig ist, wie Bkestin, Bzumar, Bscharri, Bteddin statt Beth Kestin u. s. w. Das von Judas Maccabäus zerstörte Karnaim 1 Macc. 5, 43 f. mit einem Tempel, in welchen die Einwohner flohen, ist sicher dieselbe Stadt; dies geht theils hervor aus 2 Macc. 12, 21, wo sie Karnion genannt und V. 26 Atargation, der Tempel der Astarte namentlich erwähnt wird, theils daraus, daß Josephus die Stadt ebenfalls nur Karnaim nennt. Aber von Bozra ist Beesthra gänzlich verschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauches, aus dessen Schriften entwickelt von Franz Biese. Berlin, 1835. Bd. I.

(Schluß.)

Die οὐσία aber beruht in der Rege, ἐνεργεία und Vollendschaft. Die sprachliche Bearbeitung und scharfe Unterscheidung der erwähnten u. m. a. solcher Begriffe, namentlich aller von Aristoteles selbst als πολλαχῶς λεγόμενα behandelten Wörter, die Ausscheidung oder wo möglich genauere Anzeige der historischen Bezüge und Rücksichten in der Erklärung derselben, würde ihm die Aristotelische Lehre reiner und in einem richtigeren Lichte haben erscheinen lassen; es würde klar geworden seyn, daß die vorhin angeführten 4 Arten des Entgegengesetzten (ἀντικείμενα) wohl unter Einen allgemeinen abstracten logischen Begriff zurückgeführt werden können (was läßt sich nicht alles unter Einen solchen abstracten Begriff zusammenbringen!), daß sie aber ganz verschiedenen Gebieten angehören, daß sie wie keine innere gemeinsame Abstammung, so keine innere Verwandtschaft haben; daß demnach auch die Negation, der Widerspruch nicht umschlägt, nicht ins Gegentheil über, noch mit demselben zusammengeht; daß gerade die zahlreichen feinsten Begriffe und Wortklitterungen, die dem Aristoteles von jeher oft vorgeworfen werden, in dem Bestreben, die Widersprüche zu vermeiden, in der Abwehr derselben, ihren zureichenden Grund haben. Nur das reflexionslose Denken vielleicht, nur das Denken, das sich gänzlich der Anschauung entledigen, sich selbst blind und todt machen will, nur dieß etwa fixirt, oder überwindet? Widersprüche und hebt sie als Momente auf. Der Gegensatz aber (wie warm und kalt, leicht und schwer, naß und trocken ꝛc.) ist nicht einerley mit dem Widerspruch; er ist mehr und weniger wie man will. Der Widerspruch im Sinne des Aristoteles warnt, wo er hervorkommt, nur die Augen aufzuthun und sich umzusehen, wo und was versehen und übersehen worden sey? um es beyzuziehen und dadurch den Begriff zu verbessern, zu berichtigen; er gibt die Weisung, sich umzusehen, wie und wohin anderwärts der Schritt zu lenken sey; wie und was etwa gesetzt werden müsse. Von der Arithmetik und Algebra, man führe sie fort, so weit man nur kann und mag und so weit sie nur fähig sind, entwickelt zu werden, kommt man doch nie zu einen unmittelbaren Uebergang auf die Geometrie; von dieser, sie mag wissenschaftlich, so weit als es nur möglich ist, ausgebildet werden, niemals zur Mechanik; so wenig als die Scholastiker durch alle ihre feinsten logischen Operationen, Definitionen und Distinctionen jemals zu einem realen Begriff (oder εἶδος, μορφή) gekommen sind. Freye bewußte, aber durch die Natur gebotene und vorgegebene Setzung dort bey der Geometrie, der Ausdehnung und ihrer möglichen Gestaltungen, hier, bey der Mechanik, der Bewegung, Zeit und Kraft, sind nöthig, wenn man von dem einen zum andern kommen, eines durch

durch das andere bestimmen, begränzen und erkennen will.

Und solche freybewußte, aber gleichwohl naturnothwendige Setzung übt Aristoteles überall, wo es sich gebührt, oder ihm es nöthig dünkt. Aus dem verfänglichen Räsonnement der Eleaten hilft er sich nicht durch ein logisches Geschwätz — nicht einmal in den Bruchstücken über Xenophanes, Melissus und Zeno — sondern durch sehr reale und, so zu sagen, augenfällige Unterschiede, die er im ὄν setzt, durch δύναμις und ἐνέργεια. Und das δυνάμει ὄν, die φύσις zersetzt er eben so wieder, nach der eigenen Handleitung und kraft seiner Anschauung der Natur, in ὕλη, στέρησις und εἶδος s. μορφή. Die sind nicht Begriffe, die aus der Negation oder dem Widerspruch folgen und aus ihm sich entwickeln. Dieser beherrscht alles menschliche Denken — im Urtheilen, und dadurch auch in Begriffen, er fördert es aber nicht, weil er nichts setzt. Daher mag man wohl sagen, daß auch das Denken Gottes an ihn gebunden sey; aber an φαντάσματα, dergleichen das menschliche Denken nach Aristoteles und nach der inneren Erfahrung immer und überall bedarf, und an die Zeit ist der Gedanke Gottes so wenig gebunden, so wenig der göttliche Geist ἐναντιώσεις in sich trägt, dergleichen im menschlichen Geist das Denken und Nichtdenken, Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit, Gut- und Böseseyn sind. Die στέρησις aber, (d. i. die Beraubung oder Durft, der Mangel dessen, was ein Ding in seiner Vollkommenheit haben soll, dergleichen die Blindheit, Taubheit, Lahmheit ꝛc. für diejenigen Wesen, die ihrer Natur zufolge Gesicht, Gehör und Gangfertigkeit haben sollen), desgleichen die ἐναντία oder Widernisse und Gegensätze, wie warm und kalt, gut und bös u. s. f. an den ihrer fähigen und empfänglichen Wesen, noch viel weniger aber die Relativitäten (τὰ πρός τι) werden von Aristoteles nie und nirgend mit dem Widerspruch (ἀντίφασις) vermengt; s. Metaph. J. 4. flg. Top. II. (8. 9. Buhle) c. 3.; sie sind aus einer reinen, klaren und scharfen Empirie von ihm aufgenommene Unterschiede, die er durch Induction errungen hat, wie er deren Verfahren in dem schon angeführten letzten Kapitel der An. post. angibt. Es ist eine empirische Bestimmung, wenn er sagt Metaph. O. 9. p. 189 Brandis: Ὅσα γὰρ κατὰ τὸ δύνασθαι λέγεται, ταὐτόν ἐστι δυνατὸν τἀναντία· οἷον τὸ δύνασθαι λεγόμενον ὑγιαίνειν ταὐτόν ἐστι καὶ τὸ νοσοῦν, καὶ ἅμα· ἡ αὐτὴ γὰρ δύναμις τοῦ ὑγιαίνειν καὶ κάμνειν, καὶ ἠρεμεῖν καὶ κινεῖσθαι, καὶ οἰκοδομεῖν καὶ καταβάλλειν καὶ οἰκοδομεῖσθαι καὶ καταπίπτειν, τὸ μὲν οὖν δύνασθαι τἀναντία ἅμα ὑπάρχει, τὰ δ' ἐναντία ἅμα (sc. ὑπάρχειν) ἀδύνατον· καὶ τὰς ἐνεργείας δὲ ἅμα ἀδύνατον ὑπάρχειν, οἷον ὑγιαίνειν καὶ κάμνειν, ὥστ' ἀνάγκη τούτων θάτερον εἶναι τἀγαθόν. Daß ein Ding entgegengesetzter Zustände empfänglich ist, ja sie beyde zugleich in gewissem Betracht an sich hat (wie etwa gesund seyn im Ganzen, bey einem theilweisen Leiden, z. B. an Zahnschmerzen), das ist nach Aristoteles nicht nur kein Widerspruch, es hilft ihm von Widersprüchen sich frey halten. Eben so wenig ist es ein Widerspruch — im Sinne des Aristoteles — wenn „die Bewegung Wirksamkeit sowohl des Bewegenden als des Bewegten ist, also Eine Wirksamkeit von Entgegengesetztem" (Biese S. 631). Bewegendes und Bewegtes stehen sich nicht ἀντιφατικῶς wie κατάφασις und ἀπόφασις entgegen; so different sie auch übrigens sind; und so mit anderen Unterschieden und Bestimmungen, welche Aristoteles an vielen Orten setzt, und die zwar ins logische Gebiet hinüber gezogen werden können, deren eigentliche Kraft und Geltung aber bey ihm aus der Naturbetrachtung herstammt, und in dieser hinwiderum sich bewährt.

Aus alle dem erhellet schon sattsam, daß so verdienstlich und in manchem Betracht lobenswerth

auch immer das Unternehmen des H. Biese ist, so sehr es von der einen Seite einem Zeitbedürfnisse entgegen kommt, ja fröhnet, dasselbe doch von der Seite unverfälschter historischer Auffassung vieles vermissen und den Nachfolgern und Wettläufern zu thun übrig läßt, seyen sie auch nur aus einer andern philosophischen Schule der Zeit; daß namentlich Heinr. Ritter, mit dessen Darstellung des aristotelischen Systems Hr. Biese nicht zufrieden zu seyn scheint, jedenfalls unbefangener und darum auch treuer aufgefaßt hat. Zu wünschen ist, daß Hr. Biese für die Bearbeitung des zweyten Theiles mehr Selbständigkeit in der Auffassung und Entwickelung zeige.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die beyden Wörter haben erstlich etymologisch nichts mit einander gemein, und zweytens lag Bozra nach der Tab. Peut. und nach Eusebius 24 m. p. von Edrei, Astharoth aber nur 6 m. p. Dagegen muß man dem Verf. in dem Widerspruche gegen Rosenmüller und Gesenius, welche das hauranitische Bozra für identisch mit dem idumäischen halten, vollkommen beystimmen. — S. 166 ist Dan unter die Städte Peräas gekommen, welches S. 101 schon unter den galiläischen steht. — S. 175 sind Ramoth Gilead und Szalt als verschiedene Städte aufgeführt. Nach den Angaben des Eusebius und Hieronymus kann man beyde unbedenklich als eins betrachten. Die Entfernung von Philadelphia, 15 m. p., trifft genau zu. Die Lage ist ausgezeichnet. Szelt ist der spätere Name, aber Salton (Bataneos), nicht hieraticus, wie Gesenius angibt, well letzteres zu Palaestina tertia gehörte, Szalt aber mit Hesbon und Philadelphia zur Provinz Arabia. — S. 185 Theman, das edomitische, ist von dem arabischen Thema Jer. 25, 23; Jos. 12, 14, welches S. 186 u. Anm. 35 für gleichgeltend mit ersterem genommen ist. Das eine, תימן, ist von Theman, einem Enkel Esaus 1 Mos. 36, 11 genannt, das andere תימא, von Thema, dem Sohne Ismaels 1 Mos. 25, 15 und heißt heute noch ebenso; in den kirchlichen Uebersetzungen ist der Unterschied verwischt.

Der Stadt Jerusalem ist im 13. Abschnitt von S. 192—270 eine ausführliche Bearbeitung gewidmet. Oftmals zerstört und wieder aufgebaut, bald größer bald kleiner, mit sehr verschiedenem Lauf der Mauern, mit Ausfüllung von Thälern und Abtragung von Hügeln, bietet Jerusalems Topographie bedeutende Schwierigkeiten dar. Diese Schwierigkeiten sind durch die Hypotheſensucht der Gelehrten und Reisenden und durch den willkührlichen Wechsel der Tradition so sehr erhöht, daß ein ansehnlicher Apparat dazu gehört, um sie zu überwinden. Vor allem aber: „auf diesem Raume von wenigen Quadratmeilen in und um Jerusalem ist das Größte geschehen, was je auf Erden geschah" S. 192; daher ist uns fast jeder Fußbreit wichtig und der Boden im höchsten Sinne klassisch*). Solche Ausführlichkeit forderte und bedurfte die wichtigste Stadt der Erde, die eine Geschichte von 4000 Jahren hat. Der Verf. geht von den natürlichen Verhältnissen des Ortes aus, um einen festen Anhalt für die übrigen Untersuchungen zu gewinnen. Dadurch sollen gleich von vorne herein Hypothesen hinweg, wie die von Clarke, welche im Buch nicht einmal erwähnt wird. Der Oelberg, das Kedronthal stehen unverändert und mit ihnen sind die Hügel Morija und Zion fest bestimmt. In der Lage der ganzen Gegend, sagt Scholz 167, worin man noch deutlich die ἀνωτέρα und κατωτέρα πόλις unterscheiden kann, und selbst in den Ruinen der καινόπολις hat man gewisse Haltpunkte. Die Absurditäten, wozu eine Aenderung hierin führt, springen jedem Unbefangenen in die Augen.

Unter den vielen wichtigen Untersuchungen erwähne

*) Von Golgatha sagt der englische Arzt Richardson: This is the centre, the grand magnet of the christian church; from this proceed life and salvation; thither all hearts tend and all eyes are directed; here Kings and queens cast down their crowns and great men and women part with their ornaments; at the foot of the cross all are on a level, equally needy and equally welcome.

ich die über die Lage des heiligen Grabes, dessen Aechtheit der Vers. in Schutz nimmt, über die Lage der Thore Nehemias, die Volksmenge der Stadt in alter Zeit, die bündige Widerlegung der neuesten Hypothese über Jerusalem von Prof. Justus Olshausen. Nur bey einem Punkte, welcher bis diesen Tag im Streite liegt, bey der Lage des Brunnens Siloah, will ich verweilen. Die konstante Tradition der Christen, Juden und Muhamedaner bis auf Eusebius zurück bezeichnet einen Brunnen auf der Südostseite der Stadt mit dem Namen Siloah. Dagegen verlegen ihn die angesehensten Archäologen: Reland, Bachiene, v. Hamelsveld, welchen Gesenius und Tholuck folgen, auf die Westseite der Stadt, und ihr Hauptgrund ist die alte Nachricht über die Einheit der Wasser Gihon und Siloah. Hr. v. Raumer erklärt sich für die Aechtheit der Tradition, aber zugleich bietet er die glückliche Vermittlung, daß der Siloah wahrscheinlich die Abfangung und Ableitung des nordwestlichen Gihon gegen Südosten sey, indem er sich auf die merkwürdigen Stellen 2 Chron. 32, 30; 2 Kön. 20, 20 verglichen mit Sirach 48, 18 stützt Ich stimme dem Vers. mit ganzer Ueberzeugung bey und werde darin desto mehr befestigt, je mehr ich die Gründe der Gegner untersuche. Tholuck hat eine besondere Abhandlung über Siloah in seinen Beyträgen zur Spracherklärung des N. T., Halle 1832, S. 125 ff. mit gewohntem Scharfsinn und Gelehrsamkeit geliefert. Aber er kommt zu dem auffallenden Resultate, daß das Tyropöon des Josephus w e s t l i c h in das Tiefthal gemündet, und eben dort westlich Bethso, das Essenerthor, das Quellthor und der Brunnen Siloah selbst gelegen habe „das völlige Zusammenstimmen aller dieser Data setzt den Ort, an dem wir das alte Siloah zu suchen haben, außer allen Zweifel.“ Es ist wirklich so: alle diese Punkte befinden sich in geringer Entfernung von einander, nur nicht an der Westseite, sondern im Südosten. Dies ist nicht sehr schwer zu beweisen und der Beweis bildet eine glänzende Bewährung der Methode unsers Vers. Nach Neh. 2, 13 — 14; 3, 13 — 15; 12, 31 vergl. 37 liegt das Misthor zwischen dem Thalthor und Brunnenthor. Woher hat das Misthor seine Benennung? Daher, daß es an der Stelle lag, wo aller Unrath der Stadt abfloß, a l s o a m n i e d r i g s t e n Punkte der Stadt. Wo ist der niedrigste Punkt der Stadt? Heute wie immer im Südosten. Alle Reisebeschreiber, die darauf geachtet haben, schildern den westlichen Theil, den Hügel Zion als einen ununterbrochenen Rücken und als den höchsten Punkt der Stadt, weshalb man, wenn man von Jaffa kommt, nur die Mauern, die Stadt selbst nicht sehen kann. Dagegen senken sich die Hügel Jerusalems gegen Südosten, und dort ist also der natürliche Ablauf gegen den Punkt hin, wo das Kedronthal und das Thal Gehinnom sich vereinigen, also die niedrigste Stelle der ganzen Gegend ist. Am klarsten hat hierüber Bischof Arkulf an Adamnanus berichtet: Im Herbste vor der Regenzeit werde zu Jerusalem ein großer Markt gehalten. Aller Unrath, womit eine zahllose Menge von Thieren die Stadt angefüllt habe, werde dann mit einem Male durch den Gußregen des Herbstes weggespült und fließe beym Misthor ab. Nichts kann deutlicher seyn, nichts charakteristischer für Jerusalems Topographie. Dort ist also heute wie vormals der Platz des von Nehemia genannten Misthores. Dann ist aber das Brunnenthor Nehemias unwidersprechlich noch etwas weiter gegen Osten auf der Südseite der Stadt, und mit dem Brunnenthore der Brunn Siloah, von dem es den Namen hat, der Teich Selach, die Königsgärten, und alle oben genannten Punkte; genau wie Hieronymus sagt: ad radices montis Moriae, und die Tradition ist im Einklange mit der Schrift. Demnach mündet auch das Tyropöon südöstlich, denn es hat nach Joseph. B. J. 5, 4, 1 den obern und untern Hügel, Zion und Akra, getrennt und bis zur Quelle Siloah gereicht. Wie könnte es westlich ausgelaufen seyn? Der Zionshügel streckt sich gerade von Norden gen Süden und fällt westlich und südlich steil ab. Daher konnte auch an der ganzen Mauer um den Zion, vom westlichen Thalthor bis zum südöstlichen Misthor, kein einziges Thor angebracht werden, also in beträchtlicher Entfernung. Damit stimmt nun eine alttestamentliche Stelle, welche bisher nicht in Anschlag gebracht wurde, ganz überein. Nehemia 3, 13 — 14 wird ausnahmsweise und ausdrücklich die Entfernung des Thalthores bis zum Misthor mit 1000 Ellen angegeben; man vergleiche damit die Abschreitung Maundrells, welcher vom heutigen Misthore bis zum Bethlehemsthore 1309 Schritt gefunden hat.

Wie steht es aber mit der vom Vers. gefundenen Vermittlung? Die Stelle 2 Chron. 32, 30 versteht Tholuck von einer Hinunterleitung des Gihon auf der Abendseite der Stadt; also das Gihonthal hinunter gen Süden. Aber erstlich ist es schon nicht zu verstehen, warum Hiskias die Quelle Gihon den Weg geleitet haben sollte, den sie von Natur floß, und sodann würde er seine Absicht nicht erreicht haben, sie den belagernden Feinden zu entziehen. Der Grundtext sagt: Hiskias verstopfte den obern Ausgang der Gihonquelle und leitete sie hinunter im Westen, oder genauer: v o m W e s t e n der Stadt Davids; also ist der untere Ausgang auf der entgegengesetzten Seite, d. h. im Südosten zu suchen. Der Gihon ist die eigentliche im NW. der Stadt befindliche Quelle; der Siloah = aquaeductus ist dessen Ableitung, die ihren Ausgang am niedersten Punkte der Stadt hat, wo sie ein Bassin speist und ehemals die Königsgärten wässerte, wie heute noch die Felder und Gärten im Thale, Fisk S. 300 der Ueberf.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 350. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

Zweyter Artikel.

Am 18. May, nachdem von Seite der Gastfreunde alle erdenkliche Vorsorge getroffen und von Hindu-Kaufleuten Wechsel nach Bochara, nach Astrachan, ja sogar nach Nischnei-Novgorod geboten waren, verließ Hr. Burnes endlich Kabul, um die Reise über den Hindukusch nach Turkestan, noch immer gegen den Rath seiner Freunde, zu wagen. Dreyzehn Tage dauerte der Zug durch die Gebirge von Kabul auf der Süd- bis Chulum auf der entgegengesetzten Nordseite.

Durch sechs Felsenpässe, von 11,000 bis 14000 Fuß Höhe gieng der Weg; die zwey oberen waren noch Ende May mit gefrornem Schnee bedeckt, der Pferde trug. Der Höhepunct des Hindukusch fällt in dieser Gegend auf den Kohi-Baba zwischen Kabul und Bamian. Der Hindukusch selbst ist nackt, ohne Holz und Grün, die Thäler dagegen voll Fruchtbäume, Aprikosen ꝛc. und einer eßbaren Pflanze, die Hr. B. für Assa foetida (das σίλφιον Arrhians) erkannte, und bis auf 7000′ Berghöhe fand. Einen Breitengrad östlich von Kabul, sagte man ihnen, sey die höchste Bergstrasse über den Hindukusch, den die Wanderer aus Furcht vor Schneelawinen schweigend passiren und Zucker und Maulbeere in den Mund nehmen, um auf der Höhe das Athmen zu erleichtern. In den obersten Gebirgsdörfern fand Hr. B. die Häuser zum Theil unter der Erde, drey Oeffnungen im Dache dienen als Fenster; sechs Monate des Jahres sind sie eingeschneiet; Regen fällt niemals, und das Land bringt nur Gerste hervor, die man im Juny säet, und im September erntet. In diesen hohen Gegenden wird gepflügt, während man auf den Indus-Ebenen bey Pischawer erntet und in Kabul das Getreide Aehren hat. Geld ist hier unbekannt, man treibt nur Tauschhandel. Am Passe Akrobat zwischen Bamian und Seighan endet das Reich Kabul und zugleich das zweyte Stadium der Reise. —

Hr. Burnes macht es durch Vergleichung der bey Arrhian enthaltenen Marschroute der Macedonier mit seiner eigenen mehr als wahrscheinlich, daß das griechische Ἀλεξάνδρεια ἐν Παροπαμισάδαις in der Gegend des heutigen Bamian gestanden habe. Daß aber die Bergnamen Paropamisus, Indischer Kaukasus, Imodus und Imaus der griechischen Autoren immer eines und dasselbe Gebirge mit dem Hindukusch sey, ist heute niemand mehr unbekannt. *) Alle diese Benennungen sind asiatischen Ursprungs und bezeichnen verschiedene Modalitäten desselben aus Nordindien gegen Abend hinstreichenden Weltgebirges, welches unter dem allgemeinen Namen Taurus

*) Τὴν Ἰνδικὴν περιώρικεν ἀπὸ μὲν τῶν ἄρκτων τοῦ Ταύρου τὰ ἔσχατα· ἀπὸ δὲ τῆς Ἀριανῆς μέχρι τῆς ἑώας θαλάττης, ἅπερ οἱ ἐπιχώριοι κατὰ μέρος Παροπαμισῶν τε καὶ Ἠμωδῶν καὶ Ἰμάων καὶ ἄλλα ὀνομάζουσι· Μακεδόνες δὲ Καύκασον· Strabo. pag. 474.

durch den ganzen alten Kontinent streicht. Nach Potozki (Voyage dans le Caucase I. 52.) ist Paropamis heute noch ein den Neu-Persern verständliches Wort und heißt so viel als „couvert de neige.“ Unter den 28 Bedeutungen des persischen Wortes بار, bar, findet man auch die von Hoch Burg; und nach Ferhengi's ausdrücklicher Bemerkung bezeichnet dasselbe Wort (in der Zusammensetzung) auch „Land“ z. B. مالبار, Malbar, Malaienland. Bamiser ist aber auch ein uralter bis auf den heutigen Tag blühender Clan von Afghanistan, dem alten Lande der Paropamisaden. Diese Deutungen erschöpfen die Sache freylich nicht, beweisen aber zur Genüge, daß jene Gelehrten Unrecht haben, die im Παροπάμισος der Griechen bloß eine Corruption ohne allen möglichen Sinn erblicken wollen.

Mit Ueberschreitung der Gränzen Turkestans änderten sich die Sitten. Bigoterie, Unduldsamkeit Unsicherheit, zeigen sich gleich beym ersten Zusammentreffen mit der Uzbekischen Bevölkerung. Man warnte die Reisenden, nicht mit den Füssen gegen Mekka zu schlafen, und im Schnurrbarte ja die Centralhaare herauszuschneiden, um nicht als Ketzer (Schiah) zu erscheinen. Auch ist in jeder Gemeinde eine Person aufgestellt, um die Uebernachtenden des andern Morgens 500 Ellen jenseits der Ortschaft zu segnen. Die Gefahr selbst begann gleich bey dem Austritte aus dem Gebirge; denn aller Behutsamkeit ungeachtet war das Gerücht: „es seyen Europäer in der Karbane von Kabul,“ Hrn. Burnes schon in das Mauthhaus von Chulum, der ersten Usbekenstadt in der Ebene, vorausgeeilt, und der Zöllner — ein Hindu von Geburt — legte auf diesen Umstand ein solches Gewicht, daß ohne eine vorläufige Anzeige an Murad-Beg, Fürsten von Kunduf, wohin Chulum gehörte, an Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Bald kam der Befehl, die verdächtigen Fremdlinge an das Hoflager zu bringen. Dieses war aber mehr als 70 englische Meilen seitwärts von der Straße in einem Dorfe unweit der Hauptstadt Kunduf, und Murad Beg, eben jener Fürst, der einige Jahre früher den unglücklichen Moorcroft seiner Kanonen und seiner Reichthümer beraubt, und durch geheime Nachstellungen zuletzt ihm mit seiner zahlreichen Begleitung den Untergang bereitet hatte. Kommt die Wahrheit ans Licht, so ist Hr. Burnes verloren und Moorcrofts Schicksal erwartet ihn auf derselben Stelle. Denn Murad-Beg hasset und fürchtet die Engländer. Der Knoten des Burnes'schen Reisedrama's lag in Kunduf, und von der glücklichen Lösung desselben hing Erfolg oder abermaliges Mißlingen dieser engl schen Entdeckungsfahrt nach Central-Asien ab. Mit gespannter Neugierde folgt der Leser dem Gange der Entwickelung, weil sich hier der Charakter unseres Helden, sein Muth, seine Geistesstärke und seine inneren Hülfsmittel in ihrer Völle und in ihrem Glanze zeigen mußten.

Von Aussen war alles gegen die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Ausgangs: die Begleiter aus Afghanistan hatten den Muth verloren und die Empfehlungsschreiben aus Lahore, Pischawer, und Kabul hätten den Untergang nur beschleunigt und unvermeidlich gemacht. Zum Unglücke hatte eben ein Hindu aus Pischawer in gutgemeinter Absicht Burnes's Ansehen, Umstände und Geldspeculationen, in deren Folge sich allenthalben der Cours geändert, in dem Mauthhause zu Chulum gepriesen und neue Verlegenheiten bereitet. Alle Schreiben aus Indien und Afghanistan wurden vernichtet und von der Klugheit allein Rettung erwartet. Als Sekender Alivendi, Armenischer Uhrmacher aus Lekno in Indien, wollte Hr. Burnes sich dem Häuptling von Kunduf vorstellen und wußte nicht nur dem Führer der Karbane, sondern sogar dem Mauthaufseher aus Chulum Interesse für sein Schicksal einzuflößen. Die Verschwiegenheit dieses letztern war von der größten Wichtigkeit, und Hr. B. bewog ihn nicht nur, mit an das Hoflager zu gehen,

sondern gewann auch während des Marsches diesen gutmüthigen Hindu durch Erzählungen aus seiner Vaterstadt Multan, durch Unterhaltungen über Gottheiten, Glaubenssätze und Heiligen-Geschichten Hindustans, die er von den übrigen Begleitern unverstanden mit ihm auf hindustanisch führte, und letztlich durch Angelobung guter Belohnung zur Geheimhaltung der Wahrheit zu bewegen. Größern Widerwillen als der Hindu gegen eine positive Lüge zeigte der mohammedanische Karbanenführer aus Kabul, dem an der Rettung des Hrn. B. doch am meisten liegen mußte. Und Hr. B. hatte seine ganze Ueberredungskunst und orientalische Gelehrsamkeit nöthig, um alle Bedenklichkeiten dieses Mannes zu beseitigen. Der strenge Moralist würde in seiner Wahl nicht schwanken, aber der im Orient wohlbekannte Spruch: „Eine Lüge, die Frieden schafft, ist besser als Wahrheit, die Verwirrung zeugt," mußte bey diesem Widerstreiten der Pflicht gegen den natürlichen Erhaltungstrieb, die Vermittelung übernehmen. *)

Wenn Hoffnung da war, einen goldgierigen und politisch-eifersüchtigen Despoten zu täuschen und einer so drohenden Gefahr zu entrinnen, so wird Hr. Burnes sein Heil nur sich selbst, seinen inneren Hülfsquellen, seinen ausgedehnten Kenntnissen Asiatischer Sitten und Sprachen verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der bezeichnete Spruch ist aus dem Persischen Dichter Sadi und lautet im Urtexte:

دروغ مصلحة آميز
به از راستي بفتنه انكيز

Dürugh (Trug) muſálahat amif
Bih ef rasti befitne enkif. —

Bosheit, Hader, Unfriede, heißt auf Persisch fitne und das hier dem Worte vorgesetzte ي be, ist aus den Gesetzen des Persischen Rythmus zu erklären.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Tholucks Einwendung, daß der Siloah der Tradition nicht einmal ein Quell, sondern nur ein Bassin sey, welches sein Wasser anderwärtsher entlehne, ist ein Beweis für die Tradition; denn eine selbstständige Quelle könnte, eben weil sie selbstständig wäre, nicht Siloah d. h. Wasserleitung seyn. Außer Zweifel gesetzt wird die Vermuthung des Hrn. v. Raumer durch Sirach 48, 18: Hiskias befestigte seine Stadt und leitete Wasser hinein; er ließ in den Fels graben und Brunnen bauen. Hier haben wir den Kommentar zu 2 Chron. 32, 30 und nun begreifen wir auch, wie der Targumist und die Rabbinen Gihon und Siloah als gleichbedeutend brauchen konnten. Die Mißverständnisse sind daraus entsprungen, daß man Anfangs- und Endpunkt der Wasserleitung nicht gehörig unterschied.

Zu viel Gewicht aber scheint mir der Verf. dieser unterirdischen Leitung beyzulegen, wenn er ihr vorzugsweise den auffallenden Wasserreichthum Jerusalems in allen Belagerungen zuschreibt, während die Belagerer außerhalb der Stadt vor Durst fast verschmachteten. Diese einzige Quelle, wenn sie auch sehr reich floß, war gewiß nicht hinreichend, die ganze Stadt zu versorgen. Die Cisternen, welche sich in außerordentlicher Zahl und Größe im Felsboden der Stadt befinden, erklären jenen Wasserreichthum. Darauf weisen schon die Worte des Tacitus: fons perennis aquae, cavati sub terra montes, piscinae cisternaeque servandis imbribus. Wilhelm von Tyrus sagt ausdrücklich p. 749, daß der Wasservorrath für Jerusalem im Winter gesammelt werde, und Albertus Aquensis beschreibt eine Cisterne des Palastes Salomos, quae ante fores ejusdem palatii in modum lacus amplitudinem et magnitudinem cavatione continet, testudinem fornicei operis desuper habens, marmoreis undique subnixa colum-

nis; in ihr wurde alles Regenwasser gesammelt, welches sich das ganze Jahr über frisch und rein erhielt und an die Einwohner ausgetheilt wurde, p. 280. Unter den Neuern will ich nur Scholz anführen, welcher S. 197 von 28 Cisternen des Klosters zu Jerusalem berichtet, woraus 800 Katholiken im Sommer mit Wasser versehen werden.

Der Abschnitt über die Bewohner Palästinas S. 270 f. giebt einen Abriß der Geschichte des Landes, welcher über die alte Zeit, weil jeder die Bibel zur Hand hat, ganz kurz ist, aber von Alexander d. Gr. bis auf Jerusalems Zerstörung ausführlicher wird, und von dieser Epoche an bis auf die neueste Zeit, welcher Syrien abermals unter ägyptische Herrschaft gebracht, sich wieder auf die Hauptereignisse beschränkt. In raschen Bildern geht die Erfüllung des Wortes: Jerusalem wird von den Heiden zertreten werden, vor unsern Blicken vorüber, und wenn am Schlusse die elende Lage des gelobten Landes, das unter muhamedanischer Geißel, aber mehr noch unter der Ausartung seiner Bewohner schmachtet, den Leser mit Betrübniß erfüllt, so beruhigt der Zusatz zu jener Weissagung: Bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird, Luc. 21, 24.

Der Wunsch des Vers., durch sein Buch etwas zum bessern Verständnisse der heiligen Schrift, wenn auch nur hinsichtlich irdischer Dinge und Verhältnisse, beizutragen, wird gewiß in Erfüllung gehen. Wer es mit Sachkenntniß studirt, wird kein Bedenken tragen, es dem klassischen Werke Relands an die Seite zu setzen. Was Reland durch Kenntniß der orientalischen Sprachen voraus hat, das hat Hr. v. Raumer voraus durch Kenntniß der Natur und vollständige Vergleichung der Reisen. Was aber bei der Unermeßlichkeit des Stoffes im Einzelnen übersehen ist, das werden künftige Auflagen bessern, und Rec. hat bei Mittheilung seiner Bemerkungen keine andere Absicht, als den Vers. zu weiterer Prüfung zu veranlassen und zur Vervollkommnung des Buches ein Weniges beizutragen.

2.

Auf eine glückliche Weise trifft mit dieser Schrift zusammen die

Karte von Syrien. Den Manen Jacotins und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus. Gotha, 1835.

Dies Blatt gehört zu dem großen Berghaus'schen Atlas von Asien und ist, wie die übrigen Blätter desselben Werkes, vortrefflich gearbeitet. Von der schmutzigen, unsichern Schwärze der sonst so fleißigen und verdienstvollen Grimm'schen Karte, auf welcher sich die Gebirge wie große Bärenraupen wälzen — welch ein Abstand bis zu diesem herrlichen Blatte! Das Auge ruht mit Wohlgefallen auf der klaren Zeichnung und ergeht sich mit Lust auf den Gestalten des heiligen Landes, ohne zu ermüden und in die Gefahr des Erblindens zu gerathen. Gebirge, Niederungen und Thäler halten sich an die Natur, wie sie von den Reisenden geschildert ist und so weit man sie kennt; wo aber noch terra incognita ist, da tritt auch dies schon durch die Zeichnung hervor. Die Schrift ist mit geschickter Hand angebracht, und durch die Wahl verschiedener Form und Größe der Lettern Ueberblick und Verständniß der Karte ungemein erleichtert. Kaum wird der angenehme Eindruck des Ganzen durch die gewählte Bezeichnung der Straßen, welche den Flüssen oft allzuähnlich sehen, hie und da gestört. Es ist ein geographisches Kunstwerk.

Eine gerechte Beurtheilung dieser schönen Karte muß zweierlei Gebiete, das geographische und das antiquarische, streng aus einander halten.

In geographischer Hinsicht finde ich die sorgfältigste Benützung der besten Hülfsmittel, worüber auch das begleitende Memoir Rechenschaft ablegt. Ich habe bei meinen Studien Maundrells, Pocockes, Seetzens, Burckhardts, Buckinghams, O. v. Richters Berichte Schritt für Schritt mit ihr verglichen, und kann gültiges Zeugniß geben für die gewissenhaft treue und kritische Eintragung derselben. Wir haben jetzt durch sie eine feste, zuverlässige Basis für weitere Forschungen gewonnen und das ist bei einem so wenig bekannten Lande, wie Palästina, von unendlicher Wichtigkeit. Wie viel noch immer zu thun übrig ist, beweisen die vielen leeren Stellen der Karte und die Vergleichung der Ortsnamen, welche Scholz S. 145 ff., 201 ff., 254—271 mitgetheilt hat; letzterer nennt allein 118 zwischen Sichem und Jerusalem gelegene Ortschaften, von welchen die wenigsten auf der Karte stehen. Nur wenig habe ich hier zu bemerken. Der Zug des Vorgebirgs Karmel erregt eine übertriebene Vorstellung von seiner Höhe; nach Buckinghams Schätzung ist der höchste Gipfel etwa 1500 F. hoch. D'Arvieux, II. 236 ff. d. Uebers., der sich längere Zeit auf und an dem Karmel aufgehalten hat, giebt eine genauere Beschreibung des Gebirgs, wonach der nördliche Theil desselben viel höher ist als der südöstliche, der eigentlich nur aus Hügeln besteht. Eben so nennt King (Miss. Herald. 1827, S. 65) die Höhen zwischen Kelensawi und Ledschun oder Legio „gentle hills", und Cook (Miss. Notices IV. S. 370) reist von Akre nach der Ebene Saron über some hills, which may be considered as a part of Mount Carmel! —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

(Fortsetzung.)

Von der Charakterstärke und der glühenden Natur dieses Mannes zeugt übrigens schon der einzige Umstand, daß selbst auf dem traurigen Zuge nach Kunduz und bey der traurigen Ungewißheit seines Schicksales der Sinn für Auffammlung alter Local-Traditionen in seiner Seele nicht erstickt werden konnte. Der wievielte Reisende hätte unter solchen Umständen an Herodots Ἀδικοί, an Alexanders Heerzug am Oxus, an alte Handelsstraßen, an Verbesserung geographischer Notizen denken mögen? —

Die Ankunft am Hoflager, die Unterhandlungen des Karbanenführers, (unter dessen Gefolge sich Hr. Burnes als zerlumpter Armenier reihte), mit dem Minister Murad-Begs, so wie die Audienz bey diesem Fürsten und den mündlichen Bericht des Zollaufsehers über die Fremdlinge muß man im Buche (I. 222) selbst nachlesen. Genug, die Rollen wurden so vortrefflich gespielt, und Hr. B. zeigte eine solche Gewandtheit und Kunde morgenländischer Lebenssitte, daß Murad Beg mit einem Blicke auf Burnes den Hindu nur auf Türkisch fragte: ob er auch sicher wisse, daß es ein Armenier sey? Der Moment war kritisch, der Hindu bejahte, und der Befehl sicherer Geleitung über die Grenze ward unmittelbar erlassen. Man ging nach Chulum zurück und kam nach zwey Tagreisen von dort glücklich nach der berühmten, schon jenseits der Kunduf-Gränze liegenden Stadt Balch, wo man vom 9 — 12. Juny blieb. Balch, das traurigste Denkmal der Wuth Dschingis-Chans, und bis zu Mohammeds Zeiten die Residenz des Groß-Mag ist eine der ältesten Städte der Welt, deren Ende sich mit Wiedererbauung dieses uralten Priester- und Königssitzes nähern soll. Die Ruinen haben 20 englische Meilen Umfang und sind wie die Ruinen aller Städte ungesund, obgleich 1800 Fuß über dem Meere. Hr. B. wundert sich, daß wirklich am Hindukusch, wohin sich die Herrschaft des Groß-Mogol niemals erstreckte, die Kaisermünzen von Delhi demnach gangbar sind. Dieß ist aber nicht wunderbarer, als daß in Aegypten, ja sogar jenseits der Cataracten in Aethiopien österreichische Conventions-Thaler mit dem Bildnisse von Maria Theresia vorzugsweise Geltung haben. — Dreyßig Meilen von Balch beginnt die Wüste, von flüchtigen Turkmanen bewohnt, wo Brod und Thee einzige Nahrung, und selbst Schaffleisch nur selten zu erhandeln ist. Der berühmte Oxus (Amou, Dschihun), 800 Ellen breit und 20 Fuß tief, wurde am 17. Juny in einem von zwey gezäumten Pferden durch die Strömung gezogenen Boote überschritten, in der entzückenden Oase Kerschi mehrere Tage fieberkrank liegen geblieben und endlich am 27. desselben Monats in den zwischen Bäumen versteckten, großen heiligen Islam-Stadt Bochara der Einzug gehalten.

Die erste Sorge nach ihrer Ankunft war, sich in der Kleidertracht nach dem für Nicht-Mohamme-

daner vorgeschriebenen Gesetzen zu richten. Turban, Gürtel-Schal, Strümpfe und Oberkleid wurden abgelegt; eine schäbige Mütze von Schaffell dagegen — mit dem Rauhen inwärts — aufgesetzt, ein Strick um den Leib gebunden, und zu Fuße gegangen, weil zu Bochara — dem Centralpuncte des Islam im Osten — innerhalb der Stadtmauern nur ein Rechtgläubiger reiten darf.

Der erste Besuch, beym vornehmsten Minister des Königs dauerte zwey volle Stunden. Von dem Absteigequartier bis in den Residenz-Pallast brauchte Hr. Burnes mehr als zwey englische Meilen zu gehen. Der Empfang war höflich, jedoch bat der Kusch-Beg (dieß ist die amtliche Benennung des ersten Staatsbeamten), die Fremdlinge möchten sich weit von ihm, außerhalb seines Fußteppichs, auf der harten und unbedeckten Erde setzen, ein Gebrauch, dem sich auch der Sohn des Kusch-Beg zugleich mit Hrn. Burnes unterwarf.

Hier war keine Verstellung, wie auch keine Lüge nöthig, wie zu Kunduz. Hr. B. antwortete auf alle Fragen der Wahrheit gemäß; er sey englischer Offizier aus Indien, reise gegen Europa und habe seinen Weg statt gerade durch Afghanistan und Persien absichtlich über Bochara genommen, um die Wunder dieser berühmten Stadt, besonders aber ihn selbst, den Thurm des wahren Glaubens, den Grundpfeiler des Staates, den Kusch-Begi, dessen Gerechtigkeit und Menschenliebe allenthalben gepriesen werde, mit Augen zu sehen. Wie zu Pischawer und Kabul wurde auch hier mit unendlicher Neugierde über europäische Dinge, Sitten und Mächte, besonders über Rußland geredet, mit welch letzterem der Kusch-Begi eine viel genauere Bekanntschaft verrieth, als es Hrn. B. vielleicht angenehm war. Schutz und Sicherheit, in der heiligen Stadt nach Belieben herumzugehen und alles anzusehen, wurde freundlich gewährt; jedoch der Gebrauch von Dinte und Feder, als den Landesgesetzen zuwider, untersagt. Eine silberne Taschenuhr und einen Kaschmir-Schal, die ihm Hr. B. geben wollte, wies er zurück; „er sey nur ein Sclave des Königs, und nehme von Niemand Geschenke"; verrieth aber große Lust nach einem prachtvoll eingerichteten Compaß, den ihm Hr. B. in einer zweyten Visite zeigte und dessen Gebrauch zur Beobachtung der Himmelskörper und zur Bestimmung der vier Weltgegenden bey Gebet und Tempelbau erklärte. Er nahm ihn mit kindischer Freude an und fragte, ob Hr. B. mittels dieses Instrumentes nicht die Kornpreise des künftigen Jahres in den Sternen lesen könne? Der Kusch-Beg war eben nach morgenländischer Sitte erster Kaufmann und besonders erster Kornhändler des Landes, welches er verwaltete. Unter so günstigen Umständen mußte der beynahe vier Wochen dauernde Aufenthalt des Hrn. B. und seiner Begleiter in Bochara eine reiche Sammlung werthvoller Notizen erzeugen. Hr. B. verlor seine Zeit nicht, schrieb heimlich bey Nachtzeit, was er unter Tags gehört und gesehen hatte; suchte überall Zutritt, verkehrte auf dem Bazar mit Individuen aller Völker Asiens, um ein vollständiges und treues Gemälde über Land und Leute, über Vergangenheit und Gegenwart dieses merkwürdigen Landes, besonders über seinen Handel, seine Bedürfnisse und seinen Geschmack für englische oder rußische Waaren zu erhalten. Wir können ihm nicht in alle Details folgen und begnügen uns, die Hauptresultate in einer von dem Buche selbst unabhängigem Reihenfolge dem Leser vorzulegen. Bevor wir aber diese selbst berühren, soll eine merkwürdige Unterredung, ob sie gleich vierzehn Tage später vorfiel, gleich hier erwähnt werden. Sie dauerte von Mittag bis Abend im Beyseyn einer Unzahl vornehmer Usbeken von Bochara und erstreckte sich hauptsächlich über Gegenstände erster Wichtigkeit. Der Kusch-Beg wollte wissen, „ob die Engländer an Gott glauben, und was sie überhaupt für Begriffe über Religion im Allgemeinen haben." Hr. Burnes erklärte

ihm, nach dem Glauben seiner Landsleute habe Gott nicht seines Gleichen; er sey allenthalben gegenwärtig; er habe Propheten auf die Erde gesandt; und es gebe ein Gericht, eine Hölle und einen Himmel. Dann lenkte der Minister die Rede auf den Sohn Gottes, und den Propheten-Charakter Mohammeds, billigte in diesen beyden Puncten die Lehren der Christen nicht, fühlte sich aber auch nicht beleidigt, da Hr. B. mit aller Achtung von Mohammed gesprochen hatte. „Betet ihr Götzenbilder an?“ fragte der Vesir weiter, und war nicht wenig überrascht, als Hr. B. entschieden und klar mit einem „Nein“ antwortete; er sah — offenbar ungläubig — seine Usbeken an, von denen einer geradezu Hrn. B. des Betruges zieh, denn, sagte er, bey genauerer Untersuchung würde es sich zeigen, daß sie Götzenbilder und Kreuze am Nacken tragen. Hr. B. öffnete das Kleid an der Brust, und überzeugte die Gesellschaft ihres Irrthumes, und der Kusch-Beg bemerkte lächelnd; „das ist kein schlimmes Volk,“ lud sie ein, mit ihm Thee zu trinken, „denn,“ sagte er, „ihr seyd Leute des Buches, besser als die Russen, und scheinet von der Wahrheit ziemlich correcte Begriffe zu haben.“ — Nach mancherley Fragen über Armenier und Juden wünschte der Minister zu erfahren, wie die Engländer Hindu und Mohammedaner Indiens behandeln? Hr. B. sagte ihm, daß man für die Vorurtheile dieser beyden Nationen gleiche Achtung hege, daß Moscheen und Pagoden in gleicher Weise durch die englische Regierung unterhalten; Pfauen, Kühe und Affen aber geschont werden, weil es jenen so angenehm sey. „Ist es aber wahr, daß jene Völker solche Thiere anbeten?“ sagte dann der Kusch-Beg. Sie beten sie entweder an, oder verehren sie doch, antwortete Hr. B., worüber der Minister sein mohammedanisches „Gott sey uns gnädig“ ausrief.

(Fortsetzung folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das judäische Gebirg erstreckt sich nach der Karte mit seinen letzten Ausläufern bis Ramleh, ja bis an das Meer. Nach allen ältern und neuern Berichten beginnt aber das Ansteigen des jüdischen Gebirgs erst bey Kebab, bey Berghaus unrichtig Kohab, vergl. Scholz S. 252, und 256, wo es Ekbab heißt; und von Kebab bis ans Meer ist ebenes Land. — Gegen Burckhardts ausdrückliche Warnung S. 448: „Die Karten verbinden den Dschebel Heisch mit der südlichen Kette in Wostye, anstatt einen ebenen Strich von wenigstens acht Stunden zwischen sie zu stellen,“ nämlich 4 Stunden im Norden und 4 Stunden im Süden des Hieromar, reicht auch bey Berghaus das Gebirg Gilead nördlich bis an den Hieromar.

Bey Akre ergießt sich ein Fluß ins mittelländische Meer, welcher aus der Vereinigung des nördlichen Kerdaneh (Kurdani des Stephan Schulze bey Paulus VII. S. 160) und des südlichen Naamin oder Belus entsteht. Auf der Karte heißt der Kerdaneh unrichtig Numan, wobey eingeklammert ist Belus, und bey dem südlichen Arme steht Nahmin (Belus), darunter aber noch einmal Nohman. — Der Kison entspringt nach der genauen Beschreibung von Arvieux II., 230 d. Uebers. bey Ain et Tujar im NO. des Thabor, dies ist ohne Zweifel das Ujunut Tudjar der Karte, soll heißen Ayûn el Tudjar (Quellen der Kaufleute), aber bey Berghaus hat der Kison seine Quelle auf der Nordwestseite des Thabor. — Der Nahar el Audscha bey Jaffa, welchen Berghaus Nahar Ugeh schreibt, geht nicht nördlich an Lydda vorüber, sondern zwischen Lydda und Ramleh durch, weshalb er bey den Kreuzfahrern flumen Ramae oder Ramlae heißt, vergl. Arvieux II. 28. — Der obere Lauf aller Wadys, die aus Judäa ins Mittelmeer, und der Lauf aller derer, die aus Samaria in den Jordan gehen, sollte nicht so bestimmt,

sondern nur mit Punkten angegeben seyn, da wir nichts davon wissen.

Die Südgränze Palästinas ist nicht nördlich von Khan Yûnas, sondern zwischen diesem und elArisch; Khan Yûnas ist das erste Dorf Palästinas, vergl. unter andern Scholz S. 123. — Bethlehem liegt nach der ausdrücklichen Bemerkung des trefflichen Fisk S. 303 der Uebers. nicht südöstlich von Jerusalem, wie alle neuern Karten haben, sondern südwestlich. — Nain ist wie bey Grimm auf die Südseite des kleinen Hermon gesetzt, da es doch nach neuen Reisenden, wie nach alten Nachrichten am nördlichen Fuße des Hermon, südlich vom Thabor liegt, s. K. v. Raumer S. 105 u. Scholz S. 264. — Der Scheikh Abu Ghosch, welcher das Gebirg zwischen Jerusalem und Ramleh inne hatte, war nicht wichtig genug, jene Gegend mit seinem Namen zu bezeichnen; seine Räubereyen haben ein Ende, denn Ibrahim Pascha hat ihn in Ketten zum Festungsbau nach Akre geschickt. — Sibbens Douas, soll heißen Douar (d. i. Zeltkreis), der Zelthaufe des Scheikh Sibben ist eben so vergänglich, doch dient dieser Name wenigstens dazu, Seetzens Reiseroute zu bewahren.

Der archäologische Theil der Karte steht hinter dem vortrefflichen geographischen weit zurück; hier finden sich viele und bedeutende Fehler. Die Bibel ist vernachläßigt, Josephus, Eusebius und Hieronymus wenig zu Rathe gezogen. Daher ist es geschehen, daß manche richtige Angaben der Grimm'schen Karte in's Schlimmere verändert und starke Rückschritte zu d'Anville gemacht wurden. Da sich nun leicht voraussehen läßt, daß dieß schöne Blatt eine zahlreiche Nachkommenschaft haben wird, und die Irrthümer wechselsweise von Karten in Bücher und von Büchern in Karten übergehen, so ist es unerläßlich, um der Fortpflanzung derselben in infinitum vorzubeugen, daß man sorgfältige Kritik übe. Ich beginne denn Meerbusen von Akaba und begegne gleich zwey unerwarteten Fehlern: neben Akaba stehen als alte Namen Ailane und Eziongeber, während es doch bekannt ist, daß Eziongeber und Eloth oder Ailana verschiedene Städte waren, s. 1 Kön. 9, 26. Eziongeber hieß zur Zeit des Josephus Berenice, Arch. VIII. 6, 4, noch jetzt ist es sehr wahrscheinlich vorhanden in der Stadt Ajjoun. Eusebius und Hieronymus (Onom. v. Ἀσιωνγαβάι u. Ἀσιωνγαβήρ) kennen sie als eine Stadt Essia juxta mare rubrum et Ailam; Makrizi nennt Ajjoun, eine große und schöne Stadt, die früher nahe bey Aila lag, und Burckhardt erzählt von Ruinen in der Nähe von Akaba (Burckh. II. 829 — 831), welche höchst wahrscheinlich das alte Ezjongeber sind. Aelana hat Rüppell wiedergefunden in der Ruine Gelena bey Akaba. Gleich daneben steht der andere Fehler: Kades Barnea als Synonymon des Thales el Araba. Kades ist Name einer Stadt (4 Mos. 20, 16) und Gegend in der Wüste Zin, und nach den Angaben des A. T. ohne Zweifel nahe der Südgränze des Stammes Juda, in der Gegend, wohin Grimm sie gesetzt hat; nach 5 Mos. 1, 2 ist es eilf Tagreisen vom Horeb, dies trifft, eine Tagreise zu 7 Stunden angenommen, genau zu der bezeichneten Gegend. Mit diesem Irrthum hängt ferner zusammen, daß der westlich von Akaba gelegene Dsch. Mahemar mit dem alten Akrabbim vereinigt wird, welches doch nach 4 Mos. 34, 4 mit der Wüste Zin und Kades Barnea nahe beym Südende des todten Meeres zu suchen ist.

Betreten wir das Gebirg Juda, so finden wir einige feststehende Namen ausgenommen, fast lauter falsche Angaben. Telaim oder Telem ist nach Jos. 15, 24 vergl. V. 21 im Süden des Gebirgs zu suchen, nicht westlich von Hebron. Kirjath Sepher ebenfalls nicht im Westen Hebrons, sondern beträchtlich südlicher, wie aus Jos. 15, 48 vergl. 60, und aus dem Zuge Josuas c. 10 hervorgeht. Brokard und Marinus Sanutus setzen es 3 leucas südlich von Hebron. Ein Wady Deber bey Scholz S. 165 scheint den Namen der alten Stadt bis heute zu bewahren. Eglon, Adullam, Kegila, Esthaol lagen auf der Sephela, nicht auf dem Gebirge nach Jos. 15, 33 ff. Esthemo lag viel südlicher, als auf der Karte angegeben ist; wie es Jos. 15, 50 neben Anim genannt wird, so auch von Eusebius, welcher Anem 9 römische Meilen südlich von Hebron und Esthemo nicht weit davon setzt. — Gabatha, nur aus Eusebius bekannt, lag 12 m. p. von Jerusalem und 8 m. p. von Eleutheropolis, womit die Karte nicht stimmt. Ueberhaupt ist die Ansetzung aller nach Eleutheropolis bestimmten Städte unsicher, so lange dieses selbst nicht aufgefunden ist, und auch dann noch bleibt viel Ungewißheit, da Eusebius und Hieronymus die Lage meist nur nach den vier Hauptwinden angeben. — Kaphar Baracha ist zu Kherbet el Bottra gesetzt, aber aus welchem Grunde? Die Entfernung von 5 mille passus, welche Epiphanius lehrt, gienge zwar noch an, aber die Worte des Hieronymus im Epitaph. Paulae: quem ad locum Abraham Dominum prosecutus est, so wie das Thal Beracha 2 Chr. 20, 26, das zwischen Engeddi und Thekoa lag, vergl. V. 2 und 20, führen auf eine östlichere Lage.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

(Fortsetzung.)

Auf die Frage, ob die Engländer Schweinfleisch essen, mußte Hr. B. freylich bejahend antworten, fügte aber bey, daß sich der Gebrauch nur auf die geringere Volksklasse beschränke. „Wie schmeckt es aber?“ wollte der Vesir dann wissen. „Wie ich höre,“ erwiederte Hr. B. „schmeckt es gleich Rindfleisch.“ Daß er seit seiner Ankunft in Bochara auch Pferdefleisch genossen und es schmackhaft gefunden habe, gestand Hr. B. dem fragenden Kusch-Beg ebenfalls. Wie aber der gutmüthige Usbek die Geschenke kennen wollte, die Hr. B. seinen Verwandten heim zu bringen gedenke, dieser aber die Bemerkung machte, daß die Entfernung weit, der Transport unbequem, und die Soldaten niemals reich seyen, sprang der alte Mann plötzlich auf, forderte eine Muskete und ließ Hrn. B. die Soldaten-Schule durchmachen, wobey er ihren Unterschied vom russischen Exercitium erkannte. Zuletzt begann der lange, breitschulterige, alte Usbek mit seltsamer Grimasse selbst soldatisch durch den Saal zu marschiren, blickte die Britten an und rief laut: „Ihr Franken insgesammt seyd untersetzte Leute, und könnet es im Kampfe mit einem Usbek nicht aufnehmen, ihr beweget euch ja wie Stöcke.“ Folgte hierauf eine lange Verhandlung über Kriegs-Disciplin, deren Vortheile den Usbeken gar nicht einleuchten wollten. Auch Caffastand und tägliche Zehrung wurde besprochen, und spät Abends endlich der langen Unterredung ein Ende gemacht. Von diesem Tage an war Hr. Burnes mit seinen Gefährten im Divan stets willkommen, und jederzeit zur Ehre des Theetrinkens zugelassen.

Im Orient muß man, wie bekannt, über Handel, Künste und Wissenschaften, besonders über Gottesgelahrtheit und Heilkunde, kurz, über alles zu reden wissen, besonders aber auf jede Frage eine Antwort geben, weil Schweigen für Unwissenheit, oder gar für Verheimlichung gilt, und Verdacht erregt. Aus Morier's „Hadschi-Baba“ wissen wir, daß, نمیدانم nemidanem, d. h. ich weiß nicht, die unklugste und besonders in den Häusern der Großen niemals verziehene Antwort ist.

Der Lieblingspunct, den Hr. B. am häufigsten besuchte, und wo er seine vorzüglichsten Studien über Stadt und Königreich Bochara machte, war der große, unmittelbar vor dem königlichen Palast gelegene, und auf zwey andern Seiten von massiven Gebäuden, Collegien der Gelehrten u. s. w., von der vierten aber von Brunnen und dichtbeschatteten Bäumen umschlossene Basar oder Kaufplatz, wo sich besonders Abends alle Müssiggänger und Neuigkeitskrämer um die zum Verkauf ausgestellten Waaren Europa's und Asien's sammelten. Mit Eingebornen aus Persien, Türkey, Rußland, Tatarey, China, Indien und Kabul kann man hier täglich Unterhaltung finden, und neben diesen Fremdlingen noch deutlich den polirten Tadschik, d. i. den alten Sogdianer oder Urbewohner von Bochara,

neben dem als Eroberer von jenseits des Jaxartes eingewanderten Usbek, besonders aber die hier besonders schön geformten und 4000 Individuen zählenden Juden unterscheiden. Nicht ohne Lebhaftigkeit mahlt Hr. B. das Wogen und Treiben der unzähligen Menschen, ihren Wechselverkehr, die Mannichfaltigkeit ihres Erwerbes, ihrer Beschäftigung, Kleiderpracht und Gesichtszüge der eingebornen Mohammedaner Turkestans, das weithin gehörte Brausen und Tosen dieses ewig bewegten Menschenmeeres, welches auf einen zur bestimmten Stunde aus dem Innern des Palastes erklingenden Trompetenschall, wie ein ausgestorbener Bienenschwarm, plötzlich verstummt.

Dieser Polizeytrompetenschall, der zuerst von der Burg herab ertönt, geht nach und nach durch die ganze Stadt, worauf alles schweigt, betet, heimkehrt, und Niemand ohne Laterne sich auf der Strasse sehen läßt, Ordnung und Sicherheit aber in der ganzen Stadt regiert. Burnes sagt es nicht, aber aus Meyendorff, (pag. 164), der zwölf Jahre vor ihm in Bochara war, erfährt man, daß der Palast auf einem beynahe im Centrum der Stadt sich erhebenden, in der alten Landessprache Kumischkend genannten und ursprünglich von der Natur gebildeten, aber durch Menschenhand bis auf 240 Fuß erhöhten Hügel liegt. Er gleicht einem abgestumpften Kegel, ist großentheils mit sonnengebrannten Ziegeln bekleidet, ziemlich steil, und hat an der Basis etwa 500 Fuß im Durchmesser. Sonderbar genug geht diese Beschreibung des Kumischkand von Bochara in Natur- und Kunstbildung, in Form und Lage genau auf die Burghügel von Haleb und Hems in Syrien. Vielleicht hatte der berühmte Thurm von Babylon dieselbe Form und denselben Ursprung. Ueberdieß sieht man auf der Ostseite Syriens längs dem Wüstensaume von Palmyra zwischen Haleb und Damascus von Zeit zu Zeit in, jetzt zwar verlassenen, aber nicht unfruchtbaren und einst zweifelsohne auch bewohnten Gegenden abgestumpfte Erdkegel, von derselben Form und Höhe wie zu Hems, Haleb und Bochara, vermuthlich Burghügel ehemaliger, jetzt zum Theil vergessener Städte, wo für die Geographie Syriens vielleicht manche Entdeckung zu machen wäre. Denn ein bloßes Naturspiel hierin zu sehen, erlaubt weder die Regelmäßigkeit der Anlage, noch die Linie und der gegenseitige Abstand, in welchem sie aufeinander folgen.

Nach Meyendorff hat die Stadt Bochara 14 Werste (ungefähr 4 Stunden) Umfang, 8000 Häuser, worunter 800 jüdische, und 70,000 Einwohner. Burnes dagegen setzt den Umfang auf nur 8 engl. Meilen, aber die Einwohnerzahl auf 150,000 Seelen. Die Bauart der Privat-Häuser ist, wie in allen Städten des Orients, unansehnlich von Aussen, oft üppig und prachtvoll im Innern; die öffentlichen Gebäude aber, als da sind, Kollegium, Kirchen, Basare, Bäder, Brunnen, zahlreich, massiv und reich. Der Fluß rinnt 6 engl. Meilen entfernt, und sendet in einem künstlichen Kanale das Wasser in die mit Maulbeerbäumen bepflanzten Strassen, und in die Brunnen- und Gartenwälder ausserhalb den Ringmauern.

Von dem Volkscharakter im Allgemeinen entwirft Hr. B. ein nicht ungünstiges Bild. Die Bocharesen sind freundlich, mittheilsam, offen, einfach, der Form nach zwar streng religiöse und bigotte Mohammedaner, im Innern aber deswegen nicht besser als civilisirte Menschen im Allgemeinen auch bey etwas geringerer Andacht zu seyn pflegen. Man fastet in Bochara streng, flieht Spiel und Trunk, gibt das gesetzliche Almosen und betet fünfmal des Tages unter Aufsicht und Leitung der Polizey; aber Vergiftung ist häufig unter Groß und Klein; und wie Hama und Damascus ist diese heilige Stadt ein Hauptquartier gewisser Ausschweifungen im Sinne des Orients. — Thee wird in ungeheuerer Quantität verzehrt, in grossen Kesseln auf dem Markte zu jeder Stunde des Tages berei-

tet, und bald mit Zucker, bald mit Sahne, bald mit Salz oder Fett, bald in anderer Weise getrunken. Der ungläubige Fremdling wird zwar nicht mit dem mohammedanischen „Selam,“ sondern mit „dewlet Siade“ oder umr deraf“ *) begrüßt; aber er wird geschützt, wenn er die Landesgesetze achtet, und das Eigenthum ist sicher, der Handel blühend, das Volk zufrieden.

Bochara nnd Samarkand, von Dichtern aller Zeitalter gepriesen, bilden indessen nur ein kleines, aus wenigen paradiesisch reizenden Oasen mitten in einer ausgedehnten Sandwüste bestehendes Königreich, nach Burnes von nicht mehr als etwa 250 englischen Meilen Länge und Breite. Es liegt aber wie ein von der Natur selbst zum Ruheplatz bestimmter und mit allen irdischen Gütern ausgeschmückter Garten auf dem großen Handelswege zwischen Europa und den reichsten Ländern Asiens in der Mitte. Der große Fluß Oxus mit den Bächen von Samarkand, Kertschi und Balch sind seine rinnenden und alles in ihrem Bereiche befruchtenden Wasser, an deren Ufern das ganze bewohnte und bebaute Land des Königreiches liegt und nach Meyendorff etwa 1200 Quadratstunden betragen mag. Kohik und Serefschan, d. i. der Goldstreuende, heißt bey den Eingebornen der Steppenbach, an welchem die beyden nicht mehr als 40 Wegstunden von einander entfernten Städte Samarkand und Bochara liegen. Dieses Kohikthal ist das altberühmte Sogd der Morgenländer, das Σογδιανή der Geschichtschreiber Alexanders, und nach den Begriffen des Orients eines der vier irdischen Paradiese, unter welchen nach Abulfeda's Definition dem Walde von Damask der erste Rang gebührt.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Reichthum sich mehre,“ „Leben sey lang.“

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Eben so ist Aristobulias nach Gutdünken gesetzt; denn wir wissen nichts, als daß es in der Nähe von Kapharbaricha lag, nicht einmal ob nördlich, südlich, östlich oder westlich von demselben. — Neben Beit Ainun steht Bethane, Klöden hat Beth Ain nach Eusebius und Betane aus Judith 1, 18 wie Reland; ohne Zweifel nun ist Beit Ainun das Beth Anin, welches Eusebius kannte, 4 m. p. nordöstlich von Hebron, aber die Priesterstadt Ain Jos. 21, 16, welche Eusebius darin zu erkennen glaubte, kann es nicht seyn, weil diese zu den südlicheren Städten Simeons gehörte Jos. 15, 32; 19, 7 und nicht auf dem Gebirge Juda lag; eher dürfte man auf Beth Anoth Jos. 15, 59 rathen; aber dagegen erheben sich sprachliche Bedenken, — Beit Sann hat mit Bezek, welches damit verglichen ist, kaum eine Aehnlichkeit des Klanges gemein. Marinus Sanutus hat ein Bezek in der Gegend von St. Philipp. Ebenso ist Bethzur nach dem entferntesten Anklang zu Beit Summar gestellt, da wir doch wissen, daß es nur 2 m. p. nördlich von Hebron gelegen. Masada, das unzugängliche Bergschloß, ist ganz verkehrt mit dem Dörfchen Merrischah am todten Meere verbunden. D'Arvieux, II., 200 d. Uebers. hat Ruinen eine halbe Meile nördlich vom Frankenberg gesehen, die er für die Ueberbleibsel von Masada hält. Mit dem Josephus in der Hand, welcher Masada so trefflich beschrieben, muß es an Ort und Stelle leicht seyn, Grund oder Ungrund dieser Meynung zu erkennen. Auch Hrn. v. Raumer, welcher S. 144 den Frankenberg für Masada hält, kann ich nicht beystimmen, weil die Beschreibung des Josephus nicht auf diesen paßt. Den Frankenberg kennen wir genau durch Pococke II., 62, gegen dessen Vergleichung mit Bethhaccerem nichts einzuwenden ist, denn nach Hieronymus lag es auf einem Hügel zwischen Thekoa und Jerusalem und sein Name, Stadt des Weinbergs (Weinsberg),

drückt das aus, was ganz charakteristisch an diesem Berge ist, an welchem die ehemalige Weinkultur ihre Spuren in den vom Fuße bis zum Gipfel angelegten Terrassen zurückg lassen hat, s. die Abbildung bei Pococke. Die Karte hat hier Pocockes richtige Angabe aufgenommen, aber bei Ain Kerim ist sie der falschen Spur Büschings gefolgt, welcher Aenon dahin versetzte, einen Ort des Jordanthals in der Gegend von Betschean oder Scythopolis.

Von der philistäischen Niederung (Sephela) wissen wir gar nichts, wie die Karte lehrt. Ziklag ist willkürlich und jedenfalls zu nördlich angesetzt, es gehörte Jos. 15, 31 u. 19, 5 zu den südlichsten Städten Judas. Lachis und Agla stehen zwar in der vorgeschriebenen Entfernung von Eleutheropolis, aber dieses selbst ist gewiß zu weit nördlich. — Mareſa war schon zur Zeit des Hieronymus eine Ruine 2 m. p. von Eleutheropolis, also liegt es bei Berghaus fälschlich 8 m. p. gen Südwest. Beit Dschebrin wird passend mit Bethagabris verglichen, allein entweder ist es auf der Karte nicht richtig verzeichnet, oder das Bethagabris der Tab. Peut. ist davon verschieden; denn es lag auf der Straße von Askalon nach Eleutheropolis, 16 m. p. vom erstern, 8 m. p. vom letztern. Mir scheint das erstere der Fall zu seyn, denn Scholz hat S. 258 Beit Dschebrin einige Stunden westlich von Hebron. — Moreſcheth, der Geburtsort des Propheten Micha, steht nordwestlich von Eleutheropolis; es lag aber nach Eusebius und Hieronymus östlich von demselben. — In Tukrair südlich von Asdod ist nach Richardson's Konjektur Ekron zweifelnd anerkannt. Ekron aber ist nach Jos. 13, 3 die nördlichste der Philisterstädte, nördlich an ihr vorüber zog sich nach Jos. 15, 11 die Gränze von Dan und Juda, nach 19, 43 wurde es dem Stamme Dan abgetreten, es lag nahe bei Thimna, zwischen diesem und Jamnia. Eusebius kennt es als ein Städtchen zwischen Asdod und Jamnia, und noch Fulcherius Cartonensis ernährt es Gesta Dei per Francos p. 404: inter Azotum et Jamniam, quae super mare sita est, Accaron dimisimus. — Bethſemes steht südöstlich von Zora oder Zarea, da es doch nach Jos. 19, 41 westlicher als Zora und Eſthaol lag. Diese beiden Städte stehen ganz falsch, da sie nach derselben Stelle neben einander und nach Eusebius beide 10 m. p. von Eleutheropolis gegen Nicopolis zu lagen. Jarmuth lag ebenfalls nach Hieronymus 10 m p. nordöstlich von Eleutheropolis unweit Eſthaol. Also folgen sich von O. gen W.: Jarmuth, Zarea, Eſthaol, Bethſemes; Thimna aber weiter westlich vor Ekron. — Gedor, das neben Jarmuth gesetzt ist, gehört auf das Gebirg Juda neben Halhul und Bethzur Jos. 15, 58, wo es auch zur Zeit des Eusebius noch vorhanden war (Onom. v. Gedera), und wo jetzt noch eine Ruine Adschdireh ist, Scholz 164. Besser stünde statt Gedor Gedrus, welches nach dem Onom. 10 m. p. von Diospolis gegen Eleutheropolis zu lag und wahrscheinlich das Gedera oder Gederothaim Jos. 15, 36 ist.

Ich gehe gleich den Küstenstrich gegen Norden weiter, um erst vom Karmel nach der Umgegend Jerusalems zurückzukehren. Ein auffallender Verstoß findet sich bei Emmaus-Nicopolis, indem Cubeib als alter Name mit eingeschlossen ist, während doch das Dörfchen Cubeibi, in welchem Pococke das neutestamentliche Emmaus fand, nördlich von Jerusalem liegt, dort steht es auch wirklich auf der Karte als „Gebebi (Emmaus)“. Uebrigens ist es mir nicht bekannt, daß Nicopolis heute noch als besonderer Ort existirt; alles was von demselben übrig ist, sind die Ruinen einer Kirche in der Nähe des Dörfchens Latrun, drei Stunden östlich von Ramleh, Scholz 149. — Warum zu Genzaleh Adida eingeklammert ist, weiß ich nicht. Das Chadid, welches Esra 2, 33 u. Neh. 11, 34 neben Lod und Ono genannt wird, das Adida des Josephus und der Makkabäer, von Simon befestigt, Vespasians Hauptquartier gegen Jerusalem, 1 Macc. 12, 38; 13, 13; Jos. Arch. 13, 15, 2; B. Jud. 4, 9, 1; das Aditha, welches Eusebius und Hieronymus als ein Städtchen im Osten von Lydda kannten, ist heute noch vorhanden unter seinem alten Namen: el Chaditeh, nicht weit von Lydda und Nicopolis, Scholz S. 256. — Ein Nob war zwar zur Zeit des Hieronymus in der Nähe von Nicopolis, aber dadurch, daß das biblische Nob im Norden Jerusalems auf der Karte fehlt, gewinnt es den Anschein, als solle man es in der Nähe von Nicopolis suchen. — Caphar Dagon steht westlich von Ramleh, ohne festen Anhalt; es war zur Zeit des Eusebius ein großes Dorf zwischen Diospolis und Jamnia, das ist alles, was wir davon wissen. Erst wenn die Lage des heutigen Beit Dedschen, Scholz S. 255, genau bestimmt ist, läßt sich sicher urtheilen, ob Caphar Dagon eins ist mit diesem und dem Bethdagon des Josua. — Mitten zwischen Ramleh und Jaffa steht neben Beit Adschel mit großen Buchstaben: Gadh, soll wohl heißen Gath. Aber welches ist gemeint? wahrscheinlich die Hauptstadt der Philister. Nach Hieronymus praef. ad. Jonam gab es mehrere Geth ubes, quae juxta Eleutheropolim sive Diospolim hodie quoque monstrantur; 1) Getha oder Gethrimmon 5 m. p. von Eleutheropolis gegen Diospolis zu; 2) Gath, die Hauptstadt der Philister, zwischen Eleutheropolis und Gaza, nahe Asdod; 3) ein Gittha zwischen Antipatris und Jamnia. Nur dieses dritte könnte allenfalls Beit Adschel seyn, aber die Aehnlichkeit ist sehr gering. Arvieux erwähnt ein Gath auf dem Wege von Jaffa nach Ramleh, II., 83; dies scheint aber nichts weiter als eine Konjektur.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

(Fortsetzung.)

Es wird nicht nöthig seyn, hier zu bemerken, daß Ufbekistan und Turkestan, von welchen das Reich Bochara nach dem heutigen Stande der Erdebeschreibung einen Theil ausmacht, sich erst seit dem vom 13 — 15. Jahrh. erfolgten Einbruche der Tataren und Ufbeken aus dem alten nördlich am Jaxartes liegenden Turkestan bis an den Oxus ausdehne. Bey den arabischen Geographen heißt das Land am nördlichen Oxus-Ufer, was man jetzt die Klein-Bucharei oder Süd-Turkestan nennt, schlechtweg ماوراالنهر, Máwra ennèher, d. i. Jenseits-dem-Flusse, was im „Transoxiana“ treulich wiedergegeben ist und im Neuarabischen wera ennèher, wera el bâhar, gewöhnlich aber heſâk elſawb min ennèher lautet. Dieses Oasenland Süd-Turkestan bildet eine große, von Balch am Hindukusch nach dem Aral-See sich hinabneigende Ebene, 2000 Fuß über dem Meere. Der Boden ist überall fest und zu Strassen für die schwerste Artillerie geeignet; die Sandhügel nach Burnes offenbar nur vom Winde aufgehäuft; das Klima gesund, freundlich, trocken und im Winter kalt; die Luft beständig heiter, der Himmel rein, asurblau, der Sternenglanz von seltner Pracht und der nächtliche Himmel vom mannichfaltigsten Farbenspiele bedeckt, das Land uralter Sitz der Sternkunde, Astrologie und Zauberey: Postremum illi bellum cum Zoroastre, rege Bactrianorum fuit, qui primus dicitur artes magicas invenisse, et mundi principia siderumque motus diligentissime spectasse. Justin. I. 1. — Der Boden ist reich an Salz und der Oxus-Sand mit Gold geschwängert. Die Pappel wächst allenthalben, wo Wasser; eben so Baumwolle, Hanf und Färbekräuter, und aus dem Kameldorn schwitzt ein Harz, aus welchem die Eingebornen Zucker-Surrogat bereiten. In den Gegenden südlich am Oxus treibt der Waizenhalm drey Jahre nacheinander Frucht. Die Obst- und Gartenfrüchte von Bochara sind berühmt: Pfirsiche, Pflaumen, Aprikosen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Quitten, Wallnüsse, Feigen, Granaten, Maulbeeren Trauben, und Melonen in Ueberfluß; die Melonen Bochara's sind die besten in der Welt. Die Lammfelle mit gekraustem Vließe, die wir Astrachan nennen, kommen auch, wie es scheint, aus Bochara nach Europa. Auch Seide wird in Menge erzeugt. Ist es ein Wunder, wenn in ältern Zeiten Griechen, Parther, Araber und die Nomaden Hoch-Asiens mit ungewohnter Kraft und Ausdauer um den Besitz dieses glücklichen Landes ringen, heute aber die Herrscher von China, Rußland, Konstantinopel, Iran, Kabul und Indien den Fürsten der Gläubigen von Bochara ununterbrochen mit Gesandschaften heimsuchen und um seine Gunst werben? Hr. Burnes sowohl, als vor ihm schon Hr. v. Meyendorff, haben sich während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt um allerley statistische

alte und neue Notizen bekümmert, und nach der natürlichen und politischen Eintheilung sowohl, als der Seelenzahl der einzelnen Districte geforscht. Wie unsicher aber und wenig übereinstimmend ihre Angaben, besonders in letzterer Beziehung, sind, geht schon daraus hervor, daß das Reich Bochara nach Burnes kaum 1,000,000 Einwohner zählt, während Herr von Meyendorff versicherte, daß es deren $2\frac{1}{2}$ Million habe. Was Strabo über Indische Geschichten sagt, gilt vollkommen von unsern Bochara-Reisenden: οἱ δὲ ἰδόντες, μέρη τινὰ εἶδον· τὰ δὲ πλείω λέγουσιν ἐξ ἀκοῆς,... οὐδὲ τὰ αὐτὰ περὶ τῶν αὐτῶν ἐξαγγέλλουσιν. — Wir wollen Hrn. B. auch in diesem Theile seines Buches nicht in das Einzelne folgen, weil hier alle Kontrole und fruchtbare Kritik unmöglich ist. Eben so unerquicklich und ungenügend ist alles, was er in verschiedenen Stellen seines Berichtes, besonders aber II. 355 — 361, über die alte Geschichte Bocharas vor den Zeiten Harun al Raschids meldet. Die innere Geschichte solcher Länder ist eigentlich die Geschichte ihrer Flüsse, Kanäle und allgemeinen hydraulischen Anstalten, die jedesmal von Willen, Kraft und Intelligenz der öffentlichen Macht abhängen. Wann und wo hat aber der Orient Geister hervorgebracht, die solche Dinge aufschreiben und auf die Nachwelt bringen mochten? Was in Alexanders Zeitalter blühende Oase war, ist heute Sandwüste, und an manchen Stellen auch umgekehrt. Mit gleichem Rechte kann man also bejahen und verneinen, daß die jetzt öde Sandstadt Beikune (soll heißen Beikend) einst Bochara gewesen, oder daß ein Ort dieses Namens zu Alexanders Zeiten bestanden habe. Sicher aber ist es, daß Arrhian's *Μαρακάνδα* nicht eine und dieselbe Stadt mit dem heutigen Samerkand ist, wie man es sich in Europa immer noch denkt, weil noch Ibn Haukal im 10. Jahrh. n. C. in der Beschreibung von Transoxiana „Markand" und „Samerkand" als zwey verschiedene Städte bezeichnet und ihre Namen auch mit verschiedener Orthographie schreibt: مرقند und سمرقند (Onseley, Ibn Haukal. p. 232.)

Uralt muß übrigens der Name Bochara seyn und gleichsam den ersten Zeiten der Kultur angehören, als deren Haupt- und Ursitz nach der gemeinsamen Tradition Asiens das Land um Balch noch immer betrachtet wird. Bochara, sagt bey Hadschi Chalfa der arabische Verfasser des Buches „Habib el-seir" (Freund der Wanderungen), bedeutet in der Sprache der Ungläubigen „Vereinigungsort der Wissenschaften." Aus J. Grimm und andern weiß man aber auch, daß Bokareis in einem der altgotischen Dialecte einen Schreiber bezeichne; Schreiben und Wissenschaften treiben sind aber bey den meisten Völkern synonyme Begriffe. Will man auch noch die Unzahl von Ortsnamen auf kand und kend, die man nach Angabe morgenländischer Geographen in den Oxusländern, diesem alten Balch und Aria findet, mit den gleichlautenden der germanischen Länder vergleichen, so hat man noch einen Grund mehr, gewisse alte Wechselwirkungen dieser beyden Himmelsstriche für etwas mehr als wahrscheinlich anzunehmen. Markand im Gebiete von Bochara, und die Orte Farchand am bayerischen Gebirge und im Innern von Tyrol; Kent (Cantium) in England und Beikend, Sekilkend, Lewakend, Rukend, Berkend, Sekend und Arkand in den Gegenden am Oxus, sind doch kein zufälliges Spiel der Natur. Kand bedeutet im Afghanischen ein „Dorfviertel" und ist auch ein für sich selbst bestehendes und der Declination unterworfenes Wort, z. B. in Kandahar. Auch den Landschaftsnamen „Dschermania" will man in Central-Asien finden; sicher aber giebt es daselbst eine Landschaft „Germanien" (جرمان, german gesprochen). Der Gesammtname für alle germanischen Stämme ist heute in den östlichen Län-

dern bekanntlich „Nemtsche, Niemtsche, Niemetz:“ um die Quellen des Oxus und Indus aber, in den von Mohammedaniſchen und Tatariſchen Eroberern niemals bezwungenen Gebirgsthälern des Hindukuſch lebt ein Urvolk, welches ſeine Nachbaren Nimtſchu heiſſen. Nach Perſiſchem Sprachgebrauche liegt in dieſem Worte zwar der Begriff des Unvollendeten, der Halbheit, und die Nimtſchu im Hindukuſch haben nach dem von Elphinſtone und Burnes hierüber geſammelten offenbar unklaren Berichten ihren Namen, weil ſie nur Halb-Mohammedaner ſeyen. Dieſe moderne und wenig begründete Deutung hebt indeſſen den Gleichlaut der Namen doch nicht auf.

Wenden wir uns von dieſen geſchichtlichen und ſprachlichen Irrſalen einer dunkeln Vergangenheit lieber zu Hrn. Burnes Notizen über den neueſten Zuſtand Bochara's zurück. Die jetzt herrſchende Dynaſtie iſt revolutionären Urſprungs und ſitzt erſt im dritten Menſchenalter auf dem Throne. Der gegenwärtige Bochara-Fürſt, Behader-Chan, oder Naſir-Ullah, regiert ſeit 1825 und iſt, wie ſein Vorfahrer, von einem vollkommen aſcetiſchen Geiſte belebt und mehr Theolog als König. Zwar hat er nach ſeiner durch den oben genannten Kuſch-Beg bewirkten Erhebung, kaum 20 Jahr alt, die jüngern Brüder getödtet, aber ſeitdem ein durchaus gerechtes und unpartheiiſches Regiment geführt. Er erkennt den Koran als Reichsconſtitution und die Prieſter als beſchränkende Macht, vertheilte bey ſeiner Thronbeſteigung alle ſeine Privat-Reichthümer unter Geiſtliche, Arme und Soldaten und beſtreitet ſeinen Haushalt und Familienſtand nur mit der Perſonenſteuer, die ihm Hindu und andere Nicht-Mohammedaner entrichten, weil er es für Unrecht hält, das Geld der wahren Gläubigen privatim zu verzehren.

(Fortſetzung folgt.)

1) Paläſtina. Von Karl von Raumer, Profeſſor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortſetzung.)

Die Schriftſteller des Mittelalters finden Gath fälſchlich in Ibenin oder Ibelin, denn dies iſt ohne Zweifel Jabne, Jamnia, heute noch Ebneh. — Noch einmal ſteht bey Jazur öſtlich von Jaffa in Parentheſe: Gath, Gaſer, Gazara? Hier iſt erſtlich Gath ganz zu ſtreichen, denn es hat nichts mit Jazur gemein; aber auch Gaſer, Gazera des Euſebius, Gadaris des Strabo, gehört nicht hieher, weil es nach Euſebius 4 m. p. nördlich von Nicopolis lag. In jener Gegend, nur zu weit nördlich, am Fuße des Berges Gaas hat auch die Karte dieſes Gaſer, von welchem Joſ. Arch. 8, 6, 1 ſagt, daß es (Γαζαρά) nahe bey Bethchoron und Baalath liege; das alte Gaſer würde heute nicht Jazur, ſondern dem Lautwechſel gemäß Dſcheſir oder Dſchezireh heißen. — Ob Arſuf die Ruinen des alten Apollonia enthalte, iſt zweifelhaft, weil die Tab. Peut. 22 m. p. von Cäſarea nach Apollonias rechnet, alſo dieſe Stadt ſüdlicher als Arſuf ſetzt. Scholz verdient daher Beachtung, welcher bey Ali Ibn Harami ſehr bedeutende Ueberreſte, große unförmliche Mauern, Granit und Marmorſäulen im Meer, ſchöne Treppen am Strand u. ſ. w. geſehen hat, S. 149 und 129. Da Scholz der einzige iſt, welcher in neuerer Zeit dieſe Ruinen beſuchte, ſo wäre zu wünſchen geweſen, daß er ſich über ihre Lage beſtimmter ausgeſprochen hätte; denn er redet ſo allgemein, daß ſie leicht zwiſchen Haram und Arſuf liegen, und alſo mit den gewöhnlich ſo genannten Ruinen von Arſuf eins ſeyn könnten. — Die öſtlich von Arſuf befindlichen Ruinen ſind mit einem zweifelnden Fragzeichen Bether benannt. Wenn man die Angaben des Itinerar. Hierosol. und Antonini mit den übrigen Nachrichten vergleicht, ſo wird man kaum etwas Haltbares dagegen einwenden können; aber dann muß man ſich deſto mehr wundern, wie Antipatris und Galgulis nördlicher als Bether geſetzt werden konnte, da doch beyde zwiſchen Bether und Lydda lagen. Anti-

patris, durch welches der Apostel Paulus in Ketten geführt wurde, 10 m. p. nördlich von Lydda, schon zur Zeit des Hieronymus semirutum oppidulum, ist in der Gegend des Dörfchens Megdeh zu suchen, in dessen Nähe Scholz S. 129 noch eine halbzerstörte Basilika mit sechs Bogen und Pfeilern sah. Galgulis, die kanaanitische Königsstadt Gilgal Jos. 12, lag nach Eusebius (v. Γελγάλ) 6 m. p. nördlich von Antipatris, und genau in dieser Entfernung von Megdeh verzeichnet die Karte Gelgeli, welches wohl Dscheldscheli zu sprechen und mit dem von Scholz aufgeführten Dscheldschulieh eins ist. — Auffallend ist es, den längst widerlegten Irrthum d'Anville's, welcher das Gefilde und die Stadt Megiddo südlich vom Karmel in die Ebene Saron versetzte, wie bey Klöden wiederholt zu finden. Zum alten Fehler ist aber ein neuer gekommen, indem ein Dorf Mageddo als jetzt noch vorhanden gezeichnet und Megiddo als alter Name eingeklammert ist. Hiezu hat wahrscheinlich die griechische und lateinische Form des Wortes: Mageddo, welche der neue Name zu seyn schien, verleitet. Es ist kein Zweifel, daß Megiddo auf der Ebene Esdrelon lag, an einem Arme des Kison. Richter 5, 19 setzt Thaanach an die Wasser Megiddo, dadurch scheint meine oben geäusserte Vermuthung bestätigt zu werden; denn Tennak ist nicht weit von Legio, an einem Bach, der sich mit dem von Legio vereinigt und in den Kison fließt. Die Schriftsteller der Kreuzzüge fanden Megiddo in einem Ort Sububa derselben Gegend; mit welchem Grunde, ist mir nicht bekannt. — Das Krokodeilonpolis und Bukolonpolis an der Küste ist ein überflüßiger Schmuck der Karte, denn man weiß nichts davon als die durch Strabo aufbewahrten Namen. Daß Sykaminonpolis nicht Atlid, sondern Hepha sey, habe ich schon nachgewiesen; dann ist also auch Calamum und Porphyreon falsch gesetzt.

Am Karmel angelangt kehre ich nach Jerusalem zurück, um die Städte des Gebirgs und des Jordanthales bey Galiläa zu mustern. Gibeon steht nördlich von Jerusalem; es lag aber nach Josephus 40 — 50 Stadien gegen Lydda zu, also jedenfalls nordwestlich, und nicht im Thale, sondern wie schon sein Name besagt, auf einem Berge, nach Epiphanius auf dem höchsten Berge in der Umgegend der heiligen Stadt. In der Gegend, wo die Karte Gibeon hat, aber auch auf der Höhe, ist Gibea Sauls anzusetzen, welches zu südlich steht. Geba ist zu Dschib gesetzt; es kann wohl der Lage nach richtig seyn, nur die beyden Wörter sind, so ähnlich sie scheinen, ganz verschieden; Geba heißt Höhe und Dschib Cisterne oder Brunnen. Der Bedeutung nach würde Gebim Jes. 10, 31 besser passen. — Zum Gebiete von Gibeon gehörte Kirjathjearim, Beeroth und Kaphira Jos. 9, 17; ebenso stehen diese Städte Jos. 18, 25—26 im westlichen Bezirke des Stammes Benjamin mit Rama und Mizpa beysammen; aber wo finden wir sie auf der Karte? Kirjathjearim allein in der rechten Gegend, Beeroth als alten Namen neben dem heutigen Bir, Kaphira ganz weit nördlich bey Jebrud! Gibeon lag auf der Straße nach Bethchoron 6 m. p. von Jerusalem, Beeroth 7 m. p., Kirjathjearim 9 m. p. — Bir ist also nicht Beeroth, sondern wahrscheinlich das Beer Richter 9, 21. Es wurde im Mittelalter für Michmas gehalten, wo nach der Sage Maria ihren Sohn vermißte. Unsere Karte hat Michmas westlich von el Bir. Aus 1 Sam. 13 und 14 vergl. mit Jesaja 10, 28—29 geht deutlich hervor, daß der Hügelzug, worauf Gibea und Geba lagen, durch ein Thal von einem nördlichern Hügelzuge, auf welchem Michmas, der Lagerplatz der Philister an einem wichtigen Passe lag, getrennt war, und Eusebius kennt Michmas als ein großes Dorf 9 röm. Meilen von Jerusalem bey Rama. Michmas scheint daher östlicher zu liegen und müßte wegen seines Engpasses von einem strategisch geübten Auge leicht erkannt werden. Beth Aoen, welches weit östlich von Michmas steht, war nach 1 Sam. 13, 5 westlich von demselben, und Bethel-Luz so wie Ai lagen ganz in der Nähe des Beth Aven, das letztere östlich von Bethel Jos. 7, 2; Abraham errichtete sein Zelt zwischen Bethel und Ai, 1 Mos. 12, 5, also stehen Bethel und Ai auf der Karte falsch. Mit Bethel ist auch Ophra falsch gesetzt, denn da es 5 m. p. von demselben entfernt war, muß es eben so weit als Bethel gegen Osten fortrücken. — Gophna (der Schreibfehler der Grimmschen Karte Gosna, über welchem aber das richtige Gophna steht, hat sich fortgepflanzt) ist einige röm. Meilen zu weit nördlich, Thimnath Serach und Kypros (nicht Knpres) willkürlich gesetzt. Ephraim steht zwar 20 m. p. nördlich von Jerusalem, wie Eusebius angiebt, aber übersehen ist die anderweitige Nachricht, daß es nahe der judäischen Wüste, also im NO. von Bethel lag; vielleicht ist es von dem obigen Ophra nicht verschieden. Ennon, Zephet und Doch sind nach von Breitenbachs Angabe aufgenommen; die Vergleichung mit Brokard, aus welchem er fast wörtlich seine Beschreibung des heiligen Landes entnommen hat, lehrt uns sehr beträchtliche Fehler bey ihm kennen; s. das Neußbuch I. S. 128 u. 865. Nach Brokard ist Ennon 4 Meilen von Sichem gegen NO., abermals 4 Meilen von Ennon in derselben Richtung am Abhang des Gebirgs Ephraim ist das casale Phasellus; Zephet, das heutige Saphet, erwähnt er nur bey Gelegenheit einer Notiz über mehrere Rama; eine Meile nördlich von Phasellus liegt ihm endlich die Veste Doch. Das hat v. Breitenbach gänzlich mißverstanden. Zephet ist zu streichen, denn in dieser Gegend hat keines existirt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

(Fortsetzung.)

Sein Land hat keinen Sirdar, keinen Chan, keinen Häuptling, keinen Magnaten, keinen Adel wie Afghanistan und Indien; es giebt in Bochara nur Hof und Priester; Minister oder Mollah vergeben alle Aemter; es ist ein geistlicher Staat, ein zweytes Land des Priester-Johannes; kein Schatten von Volksregiment, aber jedermann zufrieden, weil alles nach der Magna-Charta, dem Koran, handgehabt und entschieden, alles Einkommen für Unterhaltung der Nationalkirche, der Schulen und Collegien verwendet wird. Die Geistlichkeit erkennt über Raub, Zank und Mord, und solch ein Regiment, sagte man Hrn. Burnes, habe seit Einführung des Islam in Bochara geherrscht. Besonders strenge und wirksam sind die Sicherheits-Anstalten; weder in der Hauptstadt noch auf dem Lande wird je eine Thüre geschlossen. Abgaben und Steuern werden gewissenhaft nach den Diktaten des Koran erhoben und von den Pflichtigen gerne bezahlt, weil jedermann den Verbrauch derselben kennt und sieht. Die Hälfte des Landes besitzt die Kirche, und allenthalben, besonders in der Hauptstadt werden zahlreiche Collegien mit Stiftungen für Studierende und Lehrer aus den öffentlichen Einkünften unterhalten. Dessen ungeachtet sey aber gegenwärtig Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu Bochara auf keinem hohen Standpuncte und von dem Glanze des Zeitalters der Samaniden, oder auch nur der Fürsten aus dem Hause Dschingis-Chan und Timur weit entfernt; die Regierung sey zu bigott und musenscheu; man treibe nur Theologie in den Collegien und gebe sechs Monate im Jahre Ferien, während welcher die Studenten Feldarbeit auf den geistlichen Aeckern verrichten müssen.

Bey dem Heere (gewöhnlich 20,000 zu Pferd und 4000 Mann zu Fuß mit 41 Kanonen und etwa 60000 Milizen) werden die Befehlshaber mit Land, die Gemeinen aber mit Getreide besoldet; Geld wird gar nicht gegeben; jeder Soldat erhält jährlich 2048 englische Pfund Korn, gleichviel ob er zu Fuß oder zu Pferd diene. Auch das Fußvolk zieht zu Pferde ins Feld und steigt im Gefechte ab.

Zwar meynt Hr. Burnes, das Leben des theologischen Bochara-Königs wäre unter solchen Umständen langweilig und nicht zu beneiden; aber aus seinen eigenen Berichten geht hervor, daß die Landschaft blühend und reich, das Volk wohl genährt, gut gekleidet, glücklich und zufrieden sey und Niemand ein Verlangen fühle, daß irgend etwas geändert, oder verbessert werden sollte.

Wer über Turkestan forscht, darf begreiflicher Weise den Fluß Oxus nicht unbemerkt lassen. Auch hat Hr. B. diesem Strome ein eigenes Kapitel (II. 186 — 199) gewidmet ohne die zufälligen Notizen hieher zu rechnen, welche er bey einer zweymaligen auf zwey verschiedenen Puncten ausgeführten Uebersetzung desselben jedesmal einstreute. Der Fluß ist classisch und spielt in den Geschichten Irans

und Turans, besonders aber in Alexanders Feldzügen durch das Baktrianische Reich eine große Rolle. Daß er, wie die meisten Ströme Asiens, mehrere Namen trage; bey den Morgenländern Dschihun oder Amu, bey den alten Griechen aber Oxus heisse, ist bekannt und von niemand bestritten; wohl aber muß man Hrn. Burnes widersprechen, wenn er „Oxus“ für ein den Asiaten unbekanntes und von den Griechen gleichsam neu erfundenes und ihnen eigenthümlich angehörendes Wort erklärt. Die Flußnamen Ofen und Usen sind in den Ländern um das Kaspische Meer heute noch bekannt und üblich. Unter andern nennen die Perser ein bedeutendes, aus den Gebirgen von Hamadan hervorbrechendes und dem Bochara-Oxus gerade gegenüber in die Westseite des Kaspischen Meeres fallendes Wasser Kisil-Ofen, d. i. den rothen Ofen oder Usen, قزل اوزن. Ein zweyter Ofen, Turkali-Ofen, rinnt durch den Kaukasischen District Kubdan (Potozki Reise in den Kaukasus, I. 118, Note). Daß aber اوزن, Ofen und Ὦξος in Laut und Bedeutung ein und dasselbe sey, ist klar, da man durch unzählige Beyspiele beweisen kann, daß die Morgenländischen Zisch- und Sauselaute ز, ص, س u. ج bey den altgriechischen Autoren durch κ, ξ und χ gegeben sind. Dscherdsch schreibt Herodot Ξίρξ-ης; Adschemi, اجمي Αχαιμέ-νης und seif Σίφος, wie die spätern Schriftsteller den Syrischen Flußnamen عصي Asyi, mit Ἀξεῖος schreiben.

Auf diese Gründe hat man schon anderswo bemerkt, daß in gewissen Stellen bey Homer und Strabo die Leseart Ἀξεῖος oder wenigstens Ἀξῖος weit vorzüglicher und sachrichtiger sey, als Ἀξεινός und Ἀξινός, welch letztere bekanntlich die Casaubonische Ausgabe des Strabo hat. Den Sinn von Dschihun erklärt Hr. B. richtig; es ist, wie in der Regel alle Flußnamen, ein gemeines Nennwort, welches Fluth, Fluß bedeutet. Mit Amu aber welches ihm keinen Sinn gibt, hat es vermuthlich dieselbe Bewandniß, da nach den neuesten Forschungen über den, nach uralten Traditionen aus Asien nach Nordafrika gekommenen Berber-Dialect آمان Am-an (plural) Wasser bedeutet. Wer aber das Unsichere einer so weit hergeholten Erklärung scheut, wird besser thun, den Namen Amu von einer Stadt dieses Namens am Oxus herzuleiten, Amu-deria See von Amu, nennt der gemeine unwissende Anwohner den Fluß Dschihun, oder Oxus. Amu, die Stadt, liegt aber im obern Stromgebiete, beym Austritt des Oxus aus den Gebirgen in die Ebene. Diese Art sich auszudrücken liegt ganz im Sinne uncultivirter Völker. Der Bach von Karitana, der Bach von Mistra sagt der Morait, wie uns der Türke sein Kara-ssu, Ak-ssu, das ist Schwarzenbach, Weissenbach; Wasser von Kustendil, Bach von Selefke u. s. w. zuruft. Eine andere Gewohnheit der Morgenländer ist es, bey großen Flüssen die Benennung Meer zu gebrauchen. So nennt die arabische Rasse den Nil niemals Néher, allzeit Báhar (Meer), wohl aber sagt sie Néher-Kelb, Néher-berd, d. i. Hundsfluß, Kaltenbach im libanischen Gebirge, wie die Türkische Rasse die beyden Ströme Oxus und Jaxartes, Amu-deria und Sir-deria, Meer von Sir und Meer von Amu nennt. Hr. B. versäumte während seines Aufenthaltes in Bochara keine Gelegenheit, von Gelehrten und Ungelehrten, besonders aber von reisenden Handelsleuten und Karbanenführern, mündliche Nachrichten über das Quellenland des Oxus und die auf der Ostseite Turkestans gelegenen Völker und Gebirge zu sammeln, um schwankende Begriffe festzusetzen und alte Irrthümer zu verbessern. Elphinstone that vor ihm dasselbe, mit eben so lobenswerthem Fleiße. Aber wie will man auf mündliche Aussagen hin Gebirgszüge, Einthalungen, Flußkrümmungen, Breiten- und Längengrade auf Minuten und Sekunden und mit allen

haarkleinen und genauen Schattirungen zeichnen, wie man es auf den täglich über jene, noch von keinem unterrichteten Europäer besuchten Himmelsstriche erscheinenden Landkarten sieht? Vergleicht man alles, was Elphinstone und Burnes hierüber gehört haben, so kann man Folgendes als Endergebniß und feststehendes Resultat betrachten.

1) Der Oxus kommt von einem, „Pamire“ genannten Tafellande, welches hinter einem hohen, breiten, vielfach durchhalten und zerrissenen Bergrevier östlich von Bochara liegt. Dieses Pamire hat einen See in der Mitte, und von diesem angerechnet, 6 Tagreisen nach allen vier Weltgegenden hin ebenes, kaltes, ungeackertes, Schneebedecktes Land mit türkisch redenden Kirgisen und einer in Europa zum Theil noch unbekannten Thierwelt. Man beschrieb Hrn. B. ein auf der Hochebene Pamire einheimisches Thier, welches die Kirgisen „Raff,“ die Bocharesen aber „Kuschgar“ nennen. Es ist größer als eine Kuh, kleiner als ein Pferd, hat weisse Farbe und hängendes Haar unter dem Kinn, trägt hohe Hörner, so schwer, daß ein Mann zwey derselben nicht heben kann, und von solcher Weite, daß Füchse ihre Brut im Innern derselben niederlegen, wenn sie welche auf der Erde finden. Die Kirgisen preisen das Fleisch dieses Thieres, und jagen es mit Pfeilen; es liebt die kältesten Gegenden und gehört in die Gattung der Ziege.“ (II. 208). Hr. B. meynt, es könnte das Bison der Alten seyn.

2) Neben dem Oxus rinnen zugleich der Jaxartes, dann ein Arm des Indus und letztlich ein ganzes Flußsystem Tibets aus der Nähe des obengenannten Pamire-Sees nach den vier Weltgegenden, ein Umstand, der manchen Gelehrten auf den Gedanken brachte, das kalte Tafelland Pamire sey das Paradies und der See in seiner Mitte offenbar der Urquell, aus welchem die bey Moses Pischon, Gichon, Chidekel und Frat genannten Flüße nach den vier Himmelsstrichen ausströmmen. Das reine Gold, das Bdellium, den Edelstein Schoham und die Länder Chavila und Kusch der Genesis will man ebenfalls im Goldsande Turkestans, im Lapis Lazuli und den Rubinen von Bedachschan u. s. w. finden. Wir haben nicht nöthig auf das Unerquickliche dieser erst in der neuesten Zeit von einem der größten Orientalisten nicht undeutlich verfochtenen Meynung aufmerksam zu machen, welches übrigens Hr. Burnes gar nicht berührt. Dessen ungeachtet verläßt die Phantasie nur ungerne dieses für historische und geographische Combinationen so fruchtbare und gleichsam unerschöpfliche Thema, auf welchem besonders Peter Fr. Kannegiesser vor mehr als 20 Jahren eben so überraschende als neue, und frühere Annahmen umstürzende Resultate fand, ohne deßwegen seine schwergläubigen und altherkömmliche Meynungen ungerne opfernden Zeitgenossen in die Bahn seiner historischen Reformen hineinzuziehen. Alle Versuche, das Mosaische Paradies und seine vier Weltströme geographisch zu bestimmen, sind, man darf es wohl sagen, eben so erfolglos als das Streben die Zeiten paradiesischer Sitteneinfalt und Glückseligkeit wieder auf unser Geschlecht herabzubringen. Diese Dinge sind, wie jener Garten selbst, der menschlichen Erkenntniß und Praxis auf ewig entrückt.

(Schluß folgt.)

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nicht einmal die Angaben Brokard's verdienen unbedingten Glauben; in archäologischer Hinsicht erlauben sich die Schriftsteller des Mittelalters allzukühne Schlüsse. Woher wußte Brokard, daß die beyden Orte, die er sah oder von welchen er hörte, das Phasälis und Dok des Josephus seyen? Auch seine Entfernungen lassen sich mit dem Abstande Sichems vom Jordan nicht vereinigen; eine Meile Brokards ist nämlich gleich 3 römischen Meilen. — Den Namen der alten Landschaft Akrabatene bewahrt das Dorf Akrabeh; warum ist auf der Karte gleich über Akrabi noch ein besonders Ortszeichen für Akrabbim gemacht? Arumah, welches nur einmal im A. T. als ein Ort bey Sichem vorkommt, sollte weggelassen seyn, da man ohnehin nichts Näheres weiß. Von Phasälis weiß man ebenfalls wenig, aber doch so

viel, daß es im Jordanthale lag; auffallend ähnlich klingt die Ruine Fassail gegenüber der Mündung des Hieromax. — Mit Grimm ist Aidjeneid, soll heißen el Dschenid (Scholz S. 266) für Michmethath ausgegeben, ohne weitern Grund, denn Jos. 17, 7 sagt nur, daß es im Angesichte Sichems gelegen. Zu Taibeh, noch weiter westlich, ist Thappuah geschrieben, allein Thapuah ist gewiß nordöstlich von Sichem zu suchen, wo heut zu Tage noch Belad Tafue (bey Berghaus unrichtig Tafne) = das Land Thapuah ist, wie im Mittelalter, Brokard S. 862 und 63, und in der ältesten Zeit, Jos. 17, 8. — Nordöstlich von Sichem ist gar Iskarioth angesetzt, eine Stadt, die nur in der Hypothese existirt. Thersa, das alte Thirza, ist nach Brokard drey Meilen östlich von Sebaste auf einem hohen Berge, also auf der Karte zu weit entfernt. — Ascher, bey Berghaus unrichtig Azer, liegt nach dem Itinerar. Hiersol. nur 6 m. p. von Scythopolis auf der Straße nach Sichem, da es nun nach demselben und nach dem Onomasticon 15 m. p. von Sichem liegt, so ist zu schließen, daß Sichem oder Bysan auf der Karte nicht ganz richtig liegen. Bezek ist nur 2 m. p. weiter gegen Scythopolis zu als Ascher, also auf der Karte, wo die Entfernung 7 m. p. beträgt, unrichtig. — Dothan ist dreymal angeschrieben, zweymal am südlichen Fuß des Gebirgs Gilboa und noch einmal am kleinen Hermon bey Om el Taibeh; es lag nach Eusebius 12 m. p. nördlich von Sebaste. — Im Jordanthale hat Grimm Cherbet el Somra, d. h. Ruine Somra glücklich mit Zemaraim verglichen; warum hat Berghaus beyde getrennt? — Zarthan ist nach Vorgang des Cellarius viel zu weit südlich angesetzt; nach 1 Kön. 4, 12 war es neben Bethsean, nach Jos. 3, 16 bey Adama. Eusebius kennt ein Eduma 12 m. p. östlich von Neapolis, dies entspricht jenem Adama. — Zephet ist nach dem Obigen gar nicht vorhanden, Archelais halb so weit nördlich von Jericho als auf der Karte, nämlich nur 12 m. p., wie die Tab. Peut. lehrt. — Abel Mechola lag nur 10 m. p. südlich von Bethsean. Bethsean selbst scheint mir 7 — 8 m. p. zu nördlich zu liegen; rückt man es so weit gegen Süden, so hebt sich der oben bemerkte Widerspruch, die 21 m. p. bis Neapolis, welche das Itin. Hieros. rechnet, und die 23 m. p. von Tiberias, kommen genau heraus. Die Distanz von Jericho, 36 m. p., ist auf der Tab. Peut. wahrscheinlich durch einen Schreibfehler zu gering. — Sukkot ist fälschlich auf die Westseite des Jordans verlegt, da es nach Hieronymus und Burckhardt auf der Ostseite liegt.

Gleich beym Eintritte in Galiläa von Samaria aus findet man Maximianopolis viel zu nahe bey Zarabein = Jesreel, es ist 10 m. p. weit gegen Cäsarea Palästina zu rücken; nach der oben entwickelten Ansicht zu Cusr Eudt. — Das 1 Sam. 29, 1 genannte Aphek ist nicht bey Legio (Ledjun sollte auf der Karte konsequent geschrieben seyn, nicht Legun) zu suchen, sondern

nahe Jesreel; dies ist deutlich aus der Erwähnung des Brunnens Jesreel, der auch in den Kreuzzügen als Lagerplatz von Heeren berühmt wurde. Eben so ist Sunem nicht nördlich von Legio, sondern an den westlichen Fuß des kleinen Hermon zu setzen, 1 Sam. 28, 4 mit 29, 1 verglichen. Eusebius erkennt es in dem Dorfe Sulem 6 m. p. südlich vom Thabor; dies paßt genau auf Salin, an welchem der Wechsel mit l und n nicht befremden darf. Bey Thaanach ist Berghaus mit Unrecht von Grimm abgegangen, welcher es ganz richtig zu dem heutigen Tennak stellt, denn nach Eusebius lag es 3 m. p. von Legio. Zu Iksal am Thabor (unrichtig hat Berghaus Ikfad wie Grimm) hätte zuversichtlich das Chasalus des Eusebius, und zu Dabury das Dabrath der Grimmschen Karte gesetzt werden dürfen. Dagegen hätte Jokneam, wovon wir nichts wissen als daß es am Karmel lag, wegbleiben können. Das Montfort des Mittelalters war nicht auf der Ebene von Akre, sondern ist nördlicher als Kalaat Dschedin im NO. von Akre zu suchen, denn in Kalaat Dschedin ist das castellum Judyn oder Gedyn (Marin. San. 249) zu erkennen und der mons fortis lag noch eine leuca nördlicher. — Arbela findet sich auf der Karte nahe bey Sepphoris; es lag aber dicht an der Spelunke (Joseph.: ἐγγύτατα δ' ἦν ταῦτα κώμης Ἀρβηλῶν λεγομένης), die ich oben als identisch mit dem Kalaat Hamam oder Taubenschloß nachgewiesen habe. Sebulon ist auch nicht nordöstlich von Sepphoris, wie die Karte hat, sondern nordwestlich bey Ain Sebulon, vielleicht in dem Dorfe Bedani zu suchen, worauf schon Pococke aufmerksam gemacht hat. Gabara, Achsaph, Rechob und Thisbe sind auf Gerathewohl gesetzt; mehr Wahrscheinlichkeit hätte es gehabt, Sogan als Sogane, Giskalaat als Gischala, nach der Tradition Stammort der Eltern des Apostels Paulus, Jarun (unrichtig hat die Karte Janun) als Jireon zu bezeichnen. Am galiläischen Meere nördlich von Tiberias findet sich ein grober Irrthum der d'Anville'schen Karte, welcher auch in Buckingham's Reisen, I., 404 d. Uebers., übergegangen ist, wiederholt, es ist nämlich dort eine Stadt Genezareth, die gar nie existirt hat, zu sehen und sogar am Rand der Karte eine Abbildung ihrer Ruinen mitgetheilt. Buckingham sagt selbst, daß gar keine Ruine an der Stelle, wo Genezareth gestanden, zu erblicken sey*). — Safed kann nicht das Bethulia der Judith seyn, denn dieses war nahe bey Dothaim, und Dothaim am Südrande der Ebene Esdrelon. Haroseth Goim ist nach kühner Konjektur Pocockes aufgezeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist recht störend und dem wissenschaftlichen Charakter der Karte nicht angemessen, daß wirklich aufgefundene und bloß vermuthete Ruinen mit demselben Zeichen angegeben sind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Travels into Bokhara etc. in the years 1831 — 1833. By Lieut. Alex. Burnes. In three volumes. London 1834. Vol. 1. XXII, 356. Vol. 2. XV, 473. Vol. 3. XIX, 332

(Schluß.)

3) In den wohlbewässerten und zum Theil äußerst fruchtbaren und reizenden Gebirgslandschaften am obern Oxus, als da sind Kunduſ mit Kulum, Heibek, Gori, Inderab, Talighan und Hefrat-Imam, dann Badachschan, Wachan, Scheghan, Derwaſ und Kulab besteht die Bevölkerung heute noch aus denselben Elementen, wie sie uns Herodot und dann Arrhian aus Alexanders Zeiten schildern. Die großen Umwälzungen, welche die Untern-Oxusländer erst durch arabische und nachher durch scythische oder tatarisch-türkische Völkerzüge erlitten, haben das obere Gebirge, mit einiger Ausnahme von Kunduſ und seinen Dependenzen nicht erreicht, und ausser dem Islam, welchen nicht bewaffnete Horden, sondern fromme Glaubensboten in diese Theile brachten, ist hier seit 2000 Jahren alles in seinem alten Zustande geblieben. Die alte Sprache der Tadschik und sie selbst mit ihren Stamm-Häuptlingen, welche Alexander nicht ohne Mühe bändigen konnte, sind in ununterbrochener Reihenfolge auf unsere Zeiten herabgekommen. Und man darf sich deswegen nicht verwundern, wenn Herr Burnes unter diesen Völkerschaften das Andenken an die Macedonier und ihren Führer heute noch ungeschwächt gefunden hat und besonders die Tadschik-Häuptlinge von Badachschan, Derwaſ, Kulab, Scheghan, und Wachan, in gerader Linie von Alexander selbst, ihre Unterthanen aber von Macedonischen Kolonisten und Kriegern abstammen wollen. Während in der Ebene die Schöpfungen Alexanders frühzeitig untergingen, kann man das Daseyn der von ihm in diesem Bergrevier erbauten Stadt Alexandria mehr als 1300 Jahre nach seinem Tode noch nachweisen. Denn Ibn-Haukal kennt mitten in diesen Gebirgen noch die Stadt اسكندره, Iskendere, bekanntlich der asiatische Ausdruck für Ἀλεξάνδρεια. Hätte Hr. Burnes an diese Stelle des arabischen Geographen gedacht, würde er nicht unterlassen haben, seine Tadschik-Bekanntschaften in Bochara zu fragen, ob der Ort heute noch unter diesem Namen bestehe.

Ueber Arrhian's Buch IV. Kap. 1 — 22, so wie über die bis zur Unkenntlichkeit entstellte Nomenklatur der Sogdianischen Städte bey Ptolemäus und Plinius könnte nur auf diesem Wege einiges Licht verbreitet werden. Jeder kleine Schritt vorwärts, jeder noch so geringe Beytrag muß hier mit Dank angerühmt werden. So erklärt Hr. Bs. nach unserer Meynung das heutige Karatagin nicht mit Unrecht für die Landschaft Παρατακήν-η (Paratakin-e) der Griechen am Ober-Oxus; dagegen scheint uns Ibn Haukal's هزار اسپ, Hezarasp, zwischen Samarkand und Balch, dem Ζαρίασπα der Macedonier eher zu entsprechen, als Burnes, Schehr-Sebs. Eben so erkennen wir in dem nahe an Samarkand liegenden امارکث Amarkel Haukals das Sogdianische Maruka

des Ptolemäus. Und wenn der vorgenannte Geograph in der Landschaft Jlak gegen den Jaxartes hin noch zu seiner Zeit eine Stadt خاص, Chaſ, beſchreibt, ſo kann es nur das Γάζα Arrhian's ſeyn, eine der fünf Städte, die bey der Sogdianiſchen Inſurrektion am Jaxartes eine ſo traurige Berühmtheit erlangten, und an deren Ausmittelung die moderne Geographie verzagen will. Wenn einzelne Reiſebemerkungen und Lucubrationen dieſer Art die Erdkunde auch nicht bedeutend fördern, ſo haben ſie doch das negative Verdienſt, das Poetiſche und Phantaſtiſche unſerer alten und neuen transoxianiſchen Landkarten, ſelbſt die Klaproths nicht ausgenommen — ans Licht zu bringen und beſſeres vorzubereiten. Entferntere Ausflüge und gleichſam Entdeckungsreiſen gegen den Jaxartes, gegen das Oberland, gegen Kaſchgar, Jarkand und Tibet ſchienen Hrn. Burnes noch nicht an der Zeit; ja nicht einmal das wenig entlegene Samarkand oder das organiſirte Räuber-Chanat von Chiwa im Oxus-Delta konnte er beſuchen. Was er aber nach Hörenſagen hievon ſowohl, als über die Quellen des Indus gibt, vergleicht und entſcheidet, iſt unterhaltend; wir finden aber nicht, daß er die Kunde, ſo wie man ſie ſeit Elphiſtone und den letzten Himalaja-Reiſenden über jene Länder hat, in der Hauptſache vermehrt und weiter bringt. In gleicher Weiſe ſcheint es überflüßig, Hrn. Burnes auf der letzten Hälfte ſeines dritten Reiſe-Stadiums mit umſtändlicher Kritik zu begleiten, da er nach ſeiner Abreiſe von Bochara, welche nach dreywochentlichem Aufenthalte gegen Ende July 1832 erfolgte, und einer allerdings beſchwerlichen und gefahrvollen Durchwanderung der Turkmanen-Wüſte im Süden des Oxus endlich das wohlbekannte und von Fraſer ſo gut beſchriebene perſiſche Choraſan erreichte, wo er unter zum Theil perſönlich bekannten, jedenfalls mit Britannien eng verbündeten Menſchen von Bigoterie und Raubſinn ſeelenverhandelnder Uſbeken und Turkmanen nichts mehr zu beſorgen hatte.

Der Glanzpunct ſeines Unternehmens, ſo wie der Kern ſeiner über dasſelbe verfaßten Schrift ruht offenbar auf der Landſtrecke einſchließlich von Kabul bis Bochara. Die Abſchieds-Scene des Hrn. Burnes und ſeiner Gefährten von dem würdigen alten Kuſch-Beg rathen wir im Buche (I. 325 ff.) ſelbſt nachzuleſen. Man wird am erſten Staatsbeamten des Königs von Bochara einen menſchenfreundlichen und edlen Mann kennen lernen, voll des herzlichſten Wohlwollens und einer wahrhaft väterlichen Vorſorge für die ihm durch längeren Verkehr theuer gewordenen Fremdlinge. Er that alles, um ihren Zug durch die gefährliche Steppe der Nomaden zu ſichern. „Reiſet ohne Gepränge, macht keine Bekanntſchaften und zeigt den Ferman nur in der äuſſerſten Noth, und wenn ihr das Ziel eurer Wanderung glücklich erreichet, betet für mich, denn ich bin ein alter Mann und euer herzlicher Gönner.“ Er beſchenkte und ſegnete ſie wie ein alter Patriarch der Bibel, und fragte noch letzlich, ob ſie irgend jemand während ihres Aufenthalts in Bochara beläſtiget, oder in ſeinem Namen Geld von ihnen genommen habe, und ob ſie zufrieden aus dieſem Lande ſchieden? Hr. Burnes rühmte ihm das uneigennützige und gaſtliche Betragen der Einwohner und der Behörden und gelobte, die in der heiligen Stadt Bochara empfangenen Wohlthaten auf ewige Zeiten in dankbarem Andenken zu behalten. Solche Züge darf man nicht überſehen; ſie zeigen, welchen Zauber, welchen Segen ein wohlwollender Mann in die Ausübung der öffentlichen Macht legen kann.

Ueber Zahl und Beſtand der einzelnen Turkmanenſtämme, über ihre Sitten, Denkweiſe und Sprache, ihre Pferdekultur und Raubzüge, ſo wie über die ſtark gezeichnete Verſchiedenheit der Phyſiognomie an Land und Bewohnern Turkmaniens und Perſiens findet man auch in dieſem Theile des Buches, wenn auch nicht geradehin neue, doch immer in überraſchenden Combinationen und in einer Hrn.

Burnes eigenthümlichen Farbenmischung zusammengestellte Berichte. Unter andern lernt man hier, daß die Kamele das Trinken nicht so lange entbehren können, wie man in Europa noch immer glauben will; das Kamel stirbt am vierten Tage, und bey großer Hitze noch eher vor Durst. Es legt in einer Zeitstunde 3740 Ellen (yard) oder 2 1/8 englische Meilen zurück und geht sohin langsamer, als der Mensch, aber doch etwas schneller, als das Kamel in Syrien und Aegypten, dessen Geschwindigkeit schon Volney auf 3000 Ellen für die Zeitstunde berechnet und dem neuere Beobachtungen nicht widersprechen. Was man aus jedem nicht ganz ohne Beobachtungsgeist geschriebenen Reisebericht durch Iran lernen kann, fehlt begreiflich auch nicht im Buche des Hrn. Burnes, nämlich, wie naturgemäß und wohlthätig das Zoroastrische, von dem alten Balch ausgegangene Religionssystem auf die physische und moralische Glückseligkeit Irans wirken mußte, indem es Bäume pflanzen, Kanäle graben und Wasserleitungen bauen und unterhalten für besonders tugendhafte und Gott wohlgefällige Handlungen erklärte. Namentlich liefert die Boden- und Kulturgeschichte von Seistan, Herat und Merv zu dieser Doctrin den besten Commentar.

Merv, wohin Hr. B. nach einem 50stündigen Zuge durch wasserlose Sandwüste kam, war vor kurzer Zeit noch eine ausgedehnte, mit einer großen Stadt, vielen Dörfern, Kastellen und unzähligen Gärten geschmückte prachtvolle Oase am Steppenflusse Murgh, das alte Margiane, ein Musterbild des Bodenreichthums und der irdischen Glückseligkeit bey den griechischen Erdebeschreibern. Strabo redet von Weinstöcken von solcher Dicke, daß sie zwey Menschen nicht umfassen konnten, und von Trauben zwey Ellen lang, als gewöhnliche Erscheinungen im reichbewässerten Margiane. Das alles ist heute bis auf einen schmalen Streif am Flusse dem Sande überlassen, und voll Ruinen, weil man vor 50 Jahren in feindlicher Absicht die Wasserleitungen zerstört und die kunstfleißigen Einwohner weggeführt hatte.

Aus den kleinen durch Burnes und Meyendorff gesammelten Phrasen- und Wörter-Verzeichnissen verschiedener Gegenden der Ost- und Südseite des Kaspischen Meeres geht auch hervor, daß man mit hinlänglicher Kenntniß des konstantinopolitanischen Türken-Dialektes nicht nur durch die europäische und asiatische Türkey, durch Armenien, die Kaukasischen Länder und Nord-Persien, sondern beynahe ohne Anstand durch ganz Turkmanien und Turkestan im weitesten Sinne, ja durch die Kirgisenländer bis nach Tomsk und Tobalsk in Sibirien hinein ohne Dollmetscher reisen kann. Daß aber Hr. Burnes das Türkische nur mit dem Ohre und nicht zugleich mit dem Auge gelernt hat, erkennt man an vielen Stellen leicht aus seiner Orthographie. Die Bocharesen hatten ihm von einer verzauberten Stadt am Aral-See erzählt, aus welcher keiner, der sie besucht, je wieder zurückgekommen sey. Ihren Namen schreibt Hr. B. Barsa-gil-mis und und übersetzt ihn mit „go and never return," gehen und nimmerzurückkehren. Grammatisch geschult würde er Varsa-gelmes geschrieben und „Geht er, kommt er nicht wieder" übersetzt haben, wie es im Türkischen correkt وارسه كلمز lautet.

In Chorasan trennte sich die Reisegesellschaft. Dr. Gerard mit dem jungen Hindu aus Delhi und den Afghanen von Pischawer kehrte über Kandahar nach Indien zurück; Hr. Burnes dagegen machte mit einem Turkmanentrupp einen Abstecher an das Kaspische Meer bey Asterabad, bog südlich um dasselbe durch Masanderan und die Gebirgsschluchten des Demawend nach Teheran hervor, wo er dem letztverstorbenen Schah in einer Audienz seine Reiseabenteuer erzählte und den Beweis ablegte, daß er ein eben so gewandter Höfling als unterrichteter Mann sey. Die Aufgabe war gelöst und der glückliche Wagehals eilte über Schiraf und Buschir zur See nach Bombay zurück, um die Frucht seiner Beobachtungen- und seiner Gefahren vorzulegen und denjenigen, die ihn ausgesandt hatten, als Augenzeuge zu berichten, daß die Russen nicht nur in Waffen und diplomatischen Künsten, sondern eben so gut in commercieller Thätigkeit, in Kunstfleiß und Kühnheit der Handelsspekulation zu beyden Seiten des Hindukusch würdige Nebenbuhler der Britten sind.

Fallmerayer.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Fortsetzung.)

Vom obern Galiläa gehe ich über zum ostjordanischen Lande, zunächst zu Gaulanitis und den östlich daran stoßenden Gegenden. Der Name der Landschaft Gaulanitis steht zu weit gegen SO. Er gehört gleich unter Dj. Djowalan — so hat Berghaus nach Buckingham geschrieben, das heißt aber aus der grünen englischen Schale gelöst nichts anderes, als Dsch. Dschaulan, das uralte Golan des A. Testaments, das spätere Gaulanitis. Hier will ich gleich mitnehmen, daß Tseil östlich von Khastein nur nach oberflächlichem Anklange mit der alten Levitenstadt Golan zusammengestellt werden konnte. Wie diese bey Josephus Gaulane, bey Eusebius Gaulon und noch bey Abulfeda Dschaulan heißt (Tab. Syr. ed. Koehler p. 171 n. 15: el Djaulan vicus est ac mons), so wird sie sicher mit dem Berge zugleich ihren alten Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Sie wartet nur auf einen wissenschaftlichen Kreuz- und Querfahrer. Die Lage von Tseil dagegen paßt genau auf Capitolias, und dort treffen noch heute, wie in der ältesten Zeit, die Straßen von Damask und Bostra nach Scythopolis zusammen. — Auf der Ostseite des galiläischen Meeres sind alle alten Orte: Hippos, Gamala, Chorazin, Dalmanutha, ohne sicher leitende Gründe gesetzt. Die Karte sollte so lange davon schweigen, bis die Gegend genau untersucht ist. — Zu Kanneytra Canatha zu schreiben, hat die Karte d'Anville's verleitet. Das Canatha, welches d'Anville meinte, ist Kanuath am Dsch. Hauran und Kanneytra hat gar nichts damit zu thun. — Nowa ist mit dem Neve des Itinerar. Anton. verglichen; die Entfernung von Szanamein paßt recht gut, aber wie ist es mit der Entfernung von Gadara? Nowa liegt 22 m. p. von Om Keis oder Gadara. Zweymal aber giebt das Itin. Anton. 52 m. p. von Neve bis Gadara an. Hier ist ein offenbarer Fehler; denn die Summe der Distanzen von Gadara bis Damask ergiebt einen Ueberschuß von 30 m. p. über die wahre Entfernung, und dieser Ueberschuß fällt auf die Strecke zwischen Nowa und Omkeis. Ich glaube, man darf beydemal zuversichtlich die 36 m. p. in 6 m. p. verbessern, indem das 30 aus der vorhergehenden Reihe herunter gefallen oder dem Abschreiber die ungewöhnlich kleine Meilenzahl unrichtig vorgekommen und von ihm verschlimmbessert worden ist. Dann ist Tseil, welches 6 m. p. von Nowa und 16 m. p. von Om Keis liegt, ohne Zweifel Capitolias und die ganze Straße von Gadara nach Damask ist richtig hergestellt. Denn Szanamein ist durch eine Inschrift als Aere erwiesen. Warum Berghaus Grimm verläßt und als alten Namen Salamen einklammert, wie Otto von Richter den heutigen Namen hörte, das begreift man nicht. — Neben Ezra südlich von Szanamein steht Edrata; ein starker Verstoß, denn Ezra, eigentlich el Zra, ist durch eine Inschrift als Zarava hergestellt, wie Grimm richtig hat. Bey den Schriftstellern der Kreuzzüge heißt es Zora, Will. Tyr. p. 1051, bey Abulfeda Zara (Tab. Syr. ed. Koehler p. 99: Szarchad ab urbe Zara, quae primariis Haurani urbibus accensetur, abest fere diem). Das Edrata dagegen oder Adratum des Mittelalters, Adsraat des Abulfeda, Adraha der Tab. Peut. und Edrei des A. Test. liegt viel südlicher auf der Straße zwischen Bostra und Kapitolias; 16 m. p. von letzterem gegen SO. — Den alten Namen von Rima el Loehf, welchen Grimm aus einer Inschrift bey Burckhardt aufgenommen, Berghaus weggelassen hat: Rimäa, erwähne ich nur, weil sich an diesem Beyspiel recht augenscheinlich die feste Dauer der orientalischen Namen selbst an den unbedeutendsten Ortschaften wahrnehmen läßt. In derselben Inschrift ist ein Flecken Mardochä genannt, worin ohne Zweifel das nahe dabey liegende Murduk zu erkennen ist. — Ueber die Vermischung von Astharoth Karnaim mit Bostra, die auch Berghaus angenommen hat, habe ich mich schon oben ausgesprochen.

Pella, der Zufluchtsort der Christen bey der Zerstörung von Jerusalem, kann unmöglich Scythopolis gegen SO. auf dem Gebirge Gilead gelegen haben. Denn da Gadara die Hauptstadt von Peräa und Pella die nördlichste Gränzstadt Peräas war, so war letzteres offenbar nördlicher als Omkeis, vielleicht nahe dem höchsten Punkte des Bogens, welchen der Hieromax zwischen Gadara und Abil (Abila Batanaeae) bildet; mit diesem und Gephrus, wahrscheinlich das Hebros östlich von Omkeis, wird es zusammen genannt von Polybius. Die Entfernung von Gerasa, welche Ptolemäus darbietet, 35 m. p., trifft genau auf den bezeichneten Punkt WNW. von Abil. — Da Jabes Gilead nach Pella bestimmt ist, so kann es erst dann richtig gesetzt werden, wenn Pella wiedergefunden ist. — In der Landschaft Eszueit östlich von Dscherasch findet der Verf. das Sueta der Kreuzzüge, allein dies ist sicher bey Paneas unter dem großen Hermon gelegen. — Für Ramoth hat sich der Verf. Buckingham zum Führer gewählt, der in archäologischen Dingen nicht gehört werden darf und die größte Verwirrung angerichtet hat. Deir el Ramschah klang ihm ähnlich mit Ramoth, flugs hielt er es für dasselbe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung von Nr. 82. und 224)

Geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preußischen Staate von Wilhelm Dieterici, Kön. Geh. Ober-Regierungsrathe, ordentl. Prof. der Staats-Wissenschaften zu Berlin. Berlin, 1836. 188 S. 8.

In einer Zeit, wo die sogenannten materiellen Interessen ein solches Uebergewicht bekommen haben und die Förderung derselben von vielen, ja von hoch gestellten Männern als ein Hauptzweck der jetzigen Regierungssysteme betrachtet wird, kann eine Schrift, wie die vorliegende, zu den ernsthaftesten Betrachtungen Veranlassung geben.

Wir erfahren hier, was ein Staat von nahe an 14 Millionen Einwohner und von solcher politischen Bedeutung wie der preußische, für die Universitäten und höheren akademischen Lehr-Anstalten, also für die höchsten und allgemeinsten Bildungs-Institute, von seinen Einkünften verwendet, wie sich die Dotationen im gegenwärtigen Zustande gegen die früheren von 1797 und 1806 bey dem mehrfach veränderten Ländersitz verhalten, wie sich das Verhältniß der Studirenden zur Gesammtbevölkerung, wie zum Bedürfniß des Staats je nach den einzelnen Fächern stellt, wie sich die Zahl der Lehrer zu derjenigen der Studirenden verhält, wie die Lehrer in Bezug auf Besoldung und Honorare gestellt sind, — kurz es sind hier eine Menge Vergleichungspuncte gegeben, die, wenn es auch bloße numerische Durchschnitte wären, eine viel klarere Einsicht in den staatswirthschaftlichen Standpunct darbieten, welchen die preußische Regierung in Hinsicht auf Beförderung der höchsten wissenschaftlichen Ausbildung der Staatsbürger einnimmt, als viele weitläufige Berichte. Alle diese Angaben haben um so mehr Gewicht, als wir erfahren, daß sie authentisch sind, daß sie vom Verfasser aus den ihm zugänglichen Akten des Ministeriums und des statistischen Büreaus geschöpft und dann durch unmittelbare Korrespondenz mit den Beamten der betreffenden Universitäten vervollständigt wurden. *)

Es ist unmöglich, hier alles das reiche Detail zu berühren, welches die Schrift giebt; wir müssen uns hier mit Angabe der allgemeinsten Durchschnitte begnügen und stellen zu dem Zweck auch manches in einer andern, dem Leser dieser Anzeige vielleicht erwünschteren Ordnung, zusammen.

Ein Jahrhundert vor dem Antritte der Regierung Friedrich Wilhelms III., im Jahre 1697, besaß der preußische Staat vier Universitäten:

*) Es wäre wünschenswerth, ähnliche aktenmäßige Darstellungen von den übrigen deutschen Staaten zu haben; dann würde eine Vergleichung möglich, deren Resultat das Interesse sehr erhöhte. Dem Verfasser stehen mancherley Data zu Gebot, von denen er aber hier keinen Gebrauch machen will, weil sie weder authentisch, noch vollständig sind, ihnen also gerade das fehlt, was der Dieterici'schen Schrift einen eigenthümlichen Werth gibt. Vielleicht findet Herrn Dieterici's Buch bald eine Nachahmung.

Duisburg dotirt mit . . .	3,300 Thlr.
Halle dotirt mit	7,000 „
Königsberg dotirt mit . .	4,900 „
Frankfurt an der Oder dotirt mit	11,000 „
Summe:	26,200 Thlr.

Der große Churfürst hatte Duisburg, König Friedrich I. Halle errichtet. Unter den berühmten Nachfolgern Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. wurden die Etats der Universitäten nicht erhöht; unter Friedrich Wilhelm II. kam Königsberg, Frankfurt und Erlangen hinzu; Halle und Duisburg bekamen Zuschüsse. Bey der Uebernahme der Regierung des jetzt regierenden Königs Majestät, Friedrich Wilhelm III. standen die 5 Landes-Universitäten im Jahre 1797:

Halle mit . . .	18,116 Thlr.
Frankfurt mit . .	12,648 „
Königsberg mit .	6,920 „
Duisburg mit .	5,527 „
Erlangen mit .	17,134 „
	60,354 Thlr.

Nachdem die nicht erhebliche Erwerbung von Erfurt erfolgt war, und mehrere der genannten Universitäten sich großer Etats-Erhöhungen erfreuten, war der Stand 1805:

Erlangen mit . .	33,010 Thlr. *)
Duisburg mit . .	6,131 „
Erfurt mit . .	4,176 „
Frankfurt mit .	15,315 „
Königsberg mit .	6,921 „
Halle mit . . .	36,113 „
	101,666 Thlr.

Nun kam die traurige Zeit von 1806 bis 1813 über Preußen; trotz des verminderten Länder-Besitzes, der Kriege, des geistigen Drucks, brachte

*) Anm. der Red. Diese ansehnliche Vermehrung der Mittel der Universität Erlangen floß ganz aus saculariſirtem Vermögen geistlicher Stifter, welche dem Fürstenthume Ansbach in Folge des Reichsschlusses von 1803 zugefallen waren.

der Staat den Universitäten große Opfer, und Friedrich Wilhelm dotirte nach einem Verluste mehrerer Hochschulen die übrigen um so reichlicher und errichtete mitten in der größten Drangsal eine neue, Berlin. So war im Jahre 1812 dotirt: *)

Berlin mit . .	54,208 Thlr.
Breslau mit .	61,642 „
Königsberg mit .	35,585 „
	151,435 Thlr.

Nach den Freyheitskriegen wurde Greifswalde von Schweden mit 57,000 Thlr. abgetreten, Halle wieder erworben, Bonn neu errichtet. Im Jahre 1820 war der Stand:

Bonn mit . . .	87,687 Thlr.
Berlin mit . . .	80,440 „
Breslau mit . .	67,056 „
Halle mit . . .	60,566 „
Königsberg mit . .	53,335 „
Greifswalde mit .	46,932 „
	396,016 Thlr.

Die sich immer steigernden Bedürfnisse für die wissenschaftlichen Fortschritte wurden seit 1820 bis 1835 durch fortwährende neue Zuschüsse zu befriedigen gesucht, so daß im letztgenannten Jahre die Dotationen folgende waren:

Berlin mit . . .	99,846 Thlr.
Bonn mit . . .	89,685 „
Breslau mit . .	72,299 „
Halle mit . . .	70,738 „
Königsberg mit . .	60,912 „
Greifswalde mit .	57,696 „
	451,176 Thlr.

Die Mittel der preußischen Universitäten haben sich also in der Zeit von 29 Jahren (1806 bis 1835) um 355,221 Thlr. jährlich vermehrt, wovon 297,525 Thlr. neue Dotationen sind!

*) Die Groschen und Pfennige hat Ref. hier in der Berechnung weggelassen.

Nach S. 180 — 181. „beträgt dieß auf den Kopf:“ *)

1812 bey 4,681,191 Einw. 11,646 Pfennige.
1820 bey 11,272,482 Einw. 12,647 „
1834 bey 13,510,030 Einw. 12,022 „

Die Zahl der Lehrenden war im Jahre 1797:

	Prof.	Docent., Sprach- u. Exercitienmeist.	Summe
Erlangen .	30	12	42
Duisburg .	10	3	13
Erfurt . .	31	13	44
Frankfurt .	18	4	22
Königsberg .	20	4	24
Halle . .	34	16	50
Ueberhaupt:	143	52	195

Dagegen betrug die Zahl der Lehrenden auf den jetzigen 6 Universitäten im Jahre 1834:

	Prof.	Priv. Doc., Sprach- u. Exercitienmeist.	Summe.
Berlin .	94	55	149
Breslau .	47	25	72
Halle . .	53	21	74
Bonn . .	57	14	71
Königsberg	37	23	60
Greifswald	28	13	41
Ueberhaupt:	316	151	467

(Fortsetzung folgt.)

*) Anm. der Red. Diese Durchschnitts-Berechnung mag etwas anziehendes haben, weil sie eine auffallend geringe Summe als Antheil jedes Einzelnen an dem Aufwande für einen großen Zweck nachweist. Sie ist aber dennoch eine der müßigsten und inhaltleersten Berechnungen, die man anstellen kann. In Staaten, die nicht revolutionirt sind, wird der größte Theil des Aufwandes auf den öffentlichen Unterricht, mittelbar oder unmittelbar, aus dem dazu gestifteten oder zurückgelegten Vermögen, aus dem Staats-Eigenthume, (nicht aus Staats-Auflagen,) oder auch aus dem Privat-Eigenthume der Unterrichts-Anstalten bestritten. So ist es auch in mehreren der nordamerikanischen Freystaaten, wo man ein Zehntel des verkäuflichen Landes zur Ausstattung der Schulen vorbehalten hat. Eine Rechnung wie obige ist so nichtssagend, als die wäre, in welcher man die Unterstützungen der Armen eines Ortes, dessen Spital-Stiftung dazu ausreichte, auf die übrigen Einwohner nach der Kopfzahl aufschläge und mithin Beyträge, die nicht erforderlich waren und nicht geleistet würden, erdichtete.

1) Palästina. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen ꝛc.

2) Karte von Syrien. Den Manen Jacotin's und Burckhardts gewidmet von Heinrich Berghaus ꝛc.

(Schluß.)

Eben so wenig gilt seine Vergleichung von Burza mit Bosor, welche gleichfalls aufgenommen ist. Mahanaim und Pniel sind nach bloßer Vermuthung angesetzt, und Aroër entschieden falsch am Jabok. Das nördliche Aroer lag im Angesicht von Philadelphia. — Sjor, Maein und el Tenm sind von den Reisenden mit Jaëzer, Baal Meon und Kirjathaim zu rasch verglichen worden; denn Jäser war nach Eusebius und Hieronymus 10 m. p. westlich von Philadelphia und 15 m. p. von Hesbon; Baal Meon 9 m. p. südlich von Hesbon am Thale Baaras, welches seinen Namen von den vielen dort sprudelnden heißen Quellen hatte, und Kirjathaim 10 m. p. südwestlich von Medaba an demselben Thale. Dort wenigstens kannte Eusebius eine ganz von Christen bewohnte Stadt Kariatha, die ohne Zweifel in der Ruine Kereyat am Wady Zerka Main, dem alten Baaras, erhalten ist. Etwas weiter westlich von Kereyat gegen das todte Meer zu sind zwey Ruinen gezeichnet, die eine mit dem Namen Machärus, die andere mit Mkaur, und zwischen beyden Wörtern steht Herodium mit einem Fragzeichen. Mkaur ist die orientalische Form von Machärus, der südlichen Gränzstadt Peräas, aber sie lag nach Josephus nur 60 Stadien vom todten Meere; und von dem ostjordanischen Herodium weiß man nur, daß es gegen die Gränze Arabiens geschaut habe. Jedenfalls sind es zwey verschiedene Städte. — Noch näher am todten Meere findet sich Bethharan oder Livias, auch Julias. Durch die Auffindung von Nymrein oder Bethnimra ist ein fester Punkt gegeben, wonach sich Bethharan richtig ansetzen läßt, denn Bethnimra lag 5 m. p. nördlich von Bethharan; also liegt es bey Berghaus falsch, richtig bey Grimm. Aus Jos. B. J. 4, 7, 4—6 kann man die gegenseitige Lage von vier Städten klar ersehen. Placidus wird von Vespasian zur Verfolgung flüchtiger Gadarener mit Reiterey gesandt. Er nimmt erst Bethennabris (Bethnimra) ein;

dann auch Abila (Abel Schittim), Julias (Bethharan), Beſimoth (Bethjeſimoth) und alle Orte bis an den Aſphaltſee. Auch Beth Peor liegt nicht richtig, denn es war Jericho gegenüber, 6 m. p: ἀνωτέρω Λιβιάδος, oberhalb Bethharan, d. h. (vergl. Onom. v. Abarim und Fogor) öſtlich von Bethharan. Zeredhaſchahar iſt ganz ungehörig mit der Ruine Sara, bey welcher ein heißer Bach ſeyn ſoll, verbunden; nicht einmal das iſt ſicher, daß dort Kallirrhoe, wo Herodes gegen ſeine furchtbare Krankheit Hülfe ſuchte, geweſen ſey. Man muß auf örtliche Unterſuchungen warten, denn auch ſüdlicher noch können bis jetzt unbekannt gebliebene Thermen ſeyn. Kallirrhoe iſt nach den Alten eben ſo heilſam als angenehm von Geſchmack, und daran wird es erkannt werden. — Jahza, Bamoth, Kedemoth, Mathana wären beſſer weggeblieben, bis irgend ein ſicherer Haltpunkt gegeben iſt. Om el Reſſas kann nicht Sibma ſeyn, weil dies nach Hieronymus kaum 500 Schritt von Hesbon entfernt war. Mehalet el Hadſch nimmt Berghaus für Ar Moab (Rabbath Moab, Areopolis) als wenn es, nachdem Rabba aufgefunden iſt, welches Grimm ſchon richtig als Areopolis bezeichnet, noch weiterer Hypotheſen bedürfte.

Die genaue Muſterung, die ich angeſtellt habe, wird es, ohne daß ich etwas hinzuſetzen darf, erwieſen haben, daß die archäologiſchen Angaben der Karte allermeiſt unrichtig, zum Theile grundfalſch ſind. Aber ich habe mich bemüht, bemerklich zu machen, daß die Fehler größtentheils eine Erbſchaft früherer Karten und nicht auf Rechnung des Verf. zu ſchreiben ſind. Es wäre nur zu wünſchen geweſen, daß er ſich mit einem beſonnenen Alterthumsforſcher in Gemeinſchaft geſetzt und dieſem die Reviſion des antiquariſchen Theiles übergeben hätte. Dann würde uns volle Befriedigung gewährt, das Blatt in jeder Hinſicht muſterhaft und die Wiſſenſchaft weſentlich gefördert worden ſeyn. Uebrigens bleibt das Verdienſt dieſer ſchönen Karte ungeſchmälert; ja man muß es bekennen, ihre treue Darſtellung des Landes hat es erſt möglich gemacht, traditionelle Fehler aufzudecken und einen ſichern Schritt vorwärts zu thun. Ihr hoher geographiſcher Werth allein konnte den Rec. bewegen, ſich dem mühſamen Werke der eingehendſten Beurtheilung zu unterziehen. Daß dies bisher an keiner Karte von Paläſtina geſchehen iſt, das hat allein die Fortpflanzung ſo vieler Fehler veranlaßt, und ungerecht wäre es, ſie für eine allgemeine Schuld allein verantwortlich zu machen.

Citius ex errore quam ex confusione emergit veritas — dieſes Wort Bacv's, welches Ritter zum Motto ſeines Werkes gewählt hat, wird man nicht leicht tiefer empfinden, als beym Studium der Quellenſchriften über Paläſtina. Herkuliſche Anſtrengung bedarf es, um den Schutt vieler Jahrhunderte aufzuräumen und die arg durch einander geworfenen Trümmer richtig und ſauber wieder zuſammen zu ſetzen. Und doch iſt in der Menge der verunglückten Beſtrebungen, die heiligen Orte zu beſtimmen, etwas Ehrwürdiges. Sie zeugen von dem tiefen allgemeinen Intereſſe, welches dies Land mit ſeiner Geſchichte den Geiſtern eingeflößt hat, und welches zu Vermuthungen reizte, wo ſichere Kenntniß fehlte. Wäre nur jetzt dies Intereſſe wieder lebendig und allgemein, dann würden wir bald mehr von einem Lande wiſſen, das uns ſo nahe angeht. Es iſt in der That eine eigene Erſcheinung, daß ſo Viele ihre Kraft, ja ihr Leben an die Erforſchung von Ländern ſetzen, die in geſchichtlicher Beziehung nicht die geringſte Bedeutung haben, während Paläſtina vergebens auf ſeinen Entdecker wartet. Die tüchtigſten neueren Reiſenden, welche Syrien beſuchten, Seetzen und Burckhardt, haben durch eine eigenthümliche Abziehung nur den Rand des Landes erforſcht, ihm ſelbſt faſt gar keine Aufmerkſamkeit gewidmet, als wären ſie auf das Lob begierig geweſen, welches Auguſtus ſeinem Neffen Cajus ertheilte, quod Judaeam praetervehens apud Hierosolymam non supplicasset. Ein neuer Kreuzzug, wie er für unſere Zeit ſich ſchickt, von Männern, die in der Bibel leben und in denen die Bibel lebt, die aber zugleich die nöthige ſprachliche und archäologiſche Durchbildung haben, iſt nöthig, um die Geographie von Paläſtina aus dem Staub zu erheben. Die Reiſe, die G. H. v. Schubert in dieſen Tagen angetreten hat, erfüllt uns daher mit freudigen Erwartungen. Möge er unter dem Schutze Gottes mit Schätzen für die Kunde Paläſtina's beladen heimkehren.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

Die Anzahl der Studirenden war im Jahre 1805:

	Inländer	Ausländer	Summe.
Erlangen	139	77	216
Duisburg	10	11	21
Erfurt	20	1	21
Frankfurt	298	9	307
Königsberg	325	8	333
Halle	836	108	944

Im Jahre 1834 (im zweyten Semester) studirten:

	Inländer	Ausländer	Summe.
Berlin	1294	506	1800
Breslau	812	17	829
Halle	618	134	752
Bonn	710	106	816
Königsberg	414	23	437
Greifswald	172	15	187

Jeder Studirende kostete dem Staat 1805: 65 Thlr., im Jahre 1834: 89 Thlr.

Die etatsmäßige Lehrer-Besoldungssumme beträgt gegenwärtig für alle 6 Universitäten 250,337 Thlr.; das Uebrige kosten die Institute; der durchschnittliche Gehalt eines Lehrers ist 966 Thlr., im Jahre 1805 war derselbe 521 Thlr.

Wir ziehen noch Folgendes, Interesse bietendes aus:

Gegenwärtige Gehalte der ordentlichen Professoren:

	Durchschnitts Gehalt.	Höchster Gehalt.
Berlin	1203 Thlr.	2500 Thlr.
Breslau	846 „	1600 „
Halle	985 „	2000 „
Bonn	1040 „	2000 „
Königsberg	934 „	1500 „
Greifswald	897 „	1300 „

Die baargezahlten Honorare betragen jährlich:

Berlin: 45,450 Thlr. genau nach dreyjährigem Durchschnitt (1832 — 1834).

Breslau: 10,705 Thlr. ebenso.

Halle: 11,500 Thlr. approximativ.

Bonn: 19,080 Thlr. nach dreyjährigem Durchschnitt.

Königsberg: 1820 Thlr. ebenso.

Greifswald: 470 Thlr. ebenso.

Diese Honorare für Vorlesungen vertheilen sich sehr ungleich; wir stellen hier nur das höchste und niedrigste Honorar zusammen, was ein Lehrer jährlich einnimmt.

	Höchstes Honorar.	Niedrigstes.
Berlin	3640 Thlr.	10 Thlr.
Breslau	1120 „	fehlt.
Halle	2500 „	10 „
Bonn	1751 „	fehlt.
Königsberg	288 „	4 Thlr.
Greifswald	80 „	4 Thlr.

Was die Institute im Einzelnen kosten, konnte nur ungleich angegeben werden, weil für manche derselben, z. B. Spitäler, Kliniken nicht alles aus dem Universitätsfond fließt. In Berlin scheint die Bibliothek, der botanische Garten u. s. w. aus an-

deren Staatsmitteln erhalten zu werden, da Ref. hierüber keine Angaben gefunden hat. Wir stellen hier die jährliche Etatsposition für 3 Institute zusammen, die so ziemlich als Maaßstab gelten können, was der Staat hiefür thut. Die Bibliothek ist als das allgemeinste, für alle Lehrer gleich wichtige Institut aufgenommen; der botanische Garten kann als Beyspiel eines naturhistorischen Instituts, das anatomische Museum und Theater als Beyspiel eines medicinischen Instituts gelten.

	Bibliothek.	botan. Garten.	Anatomie.
	Thlr.	Thlr.	Thlr.
Berlin *)	—	—	3117
Breslau	5130	2610	860
Halle	2820	1090	1470
Bonn	4572	2500	1500
Königsberg	3390	2100	1180
Greifswald	1680	772	524

Wir begnügen uns mit dieser Auswahl aus den vielfältigen Angaben des Verfassers und übergehen eine Menge interessanter Durchschnitte völlig, die für manchen Leser von Wichtigkeit seyn könnten. Namentlich gilt dieß von dem ungünstigen Verhältniß der Studentenzahl zum Anstellungs-Bedürfniß; es finden sich hier die Belege für die in öffentlichen Blättern erfolgten Bekanntmachungen, in welchen die preußische Regierung bey dem außerordentlichen Zudrange zum Staatsdienste vor den ungünstigen Aussichten warnt. Glücklicher Weise hat die Zahl der Studirenden auf allen Universitäten in jüngster Zeit sehr abgenommen, welches im Allgemeinen nur vortheilhaft seyn kann, **) wenn auch die kleineren Universitäten momentan darunter leiden.

Knüpfen wir nun zunächst an diese Auswahl von statistischen Angaben einige allgemeine Betrachtungen über Universitäts-Verhältnisse, welche in den beyden früheren Artikeln nur gelegentlich berührt wurden.

Außerordentlich, in gar keinem Verhältnisse zur vermehrten Bevölkerung und zur stärkeren Studentenzahl, ist die Erhöhung der Etats der preußischen Universitäten successiren in den einzelnen Jahrzehenden dieses Jahrhunderts. Sehen wir auf die andern Staaten, so ist auch in Bayern, in Würtemberg, Sachsen, Hannover, in Baden, in den beyden Hessen das Bedürfniß an Zuschüssen für die Landes-Universitäten nicht nur lebhaft gefühlt und ausgesprochen, sondern auch durch Entgegenkommen der Regierungen und unter Mitwirkung der Landstände theilweise befriedigt worden. München, Würzburg, Erlangen, Tübingen, Göttingen, Leipzig, Freyburg, Gießen, Marburg haben in der letzten Zeit mehr oder minder bedeutende Zuschüsse aus den Landeskassen erhalten; so bedeutend aber, wie in Preußen, scheinen sie nirgends gewesen zu seyn, denn eine Summe von fast 300,000 Thalern in 30 Jahren für 6 Universitäten, als neue Dotationen, ist beyspiellos in der Geschichte.

Worin liegt vorzüglich der Grund der so sehr vermehrten Zuschüsse? Herr Dieterici giebt uns selbst als Haupt-Ursache die Ausgaben für Samm-

*) Für die Universitäts-Bibliothek finden sich im Etat nur 500 Thlr.; wahrscheinlich ist dieß ein Zuschuß zu der großen, den Professoren zur freyesten Benützung offen stehenden königlichen Bibliothek.

**) Anm. der Red. Einen Gesichtspunct giebt es doch, unter welchem diese Erscheinung nicht unbedenklich seyn mochte. Der K. Napoleon fragte einst den berühmten David, wie viele Maler es wohl in Frankreich gäbe? Etwa 5000, war die Antwort. Fünftausend! und wie viele vorzügliche? — Vielleicht fünf. — Wäre es da nicht besser, jene Tausende zum Kriegsdienste zu verwenden? — Nein, Sire, wollen Sie die fünf, so müssen Sie die Tausende auch haben; jene sind nur, wo diese." Damit übereinstimmend ist folgende Bemerkung, die das jüngste Stück des Edinburgh Review aus einer Abhandlung des Professors Pillans ausbebt: „Zum Vortrefflichen führt nur großer Wetteifer, und dieser entsteht nicht, wofern nicht die Anzahl der Mitwerber sehr beträchtlich ist. Es müssen hundert Barnes da seyn, wenn ein einziger Bentley möglich werden soll."

Noch in einer andern Rücksicht läßt sich die Zweckmäßigkeit der neuerdings hie und da wider den Andrang zu Universitäts-Studien in der besten Meynung getroffenen Maaßregeln wenigstens bezweifeln. Das Wachsen der Anzahl derjenigen, welche man zum Unterschiede von Zoglingen der hohen Schulen Selbstgelehrte nennen kann, läßt sich auf keine Weise verhindern, und es ist natürlich, daß diese, wie an Zahl, so an Einfluß zunehmen, wie der ersteren weniger werden. Eine Veränderung, die zu tief eingreift, als daß sie für gleichgültig zu halten wäre.

lungen und Attribute an, in deren reicheren dem so sehr gesteigerten Bedürfnisse gemäßen, Ausrüstungen er mit Recht eine große Wohlthat erkennt. *) Es ist dieß um so erfreulicher, als wir hier den Ausspruch eines angesehenen Regierungsbeamten und Lehrers der Staatswirthschaft hören, der nicht zu den zahlreichen Feinden der vielfach angefochtenen Sammlungen und Institute gehört und der nach seiner ganzen Stellung, auch als Nicht-Betheiligter, ein kompetenter Richter ist.

Wer der medicinischen, oder der naturwissenschaftlichen Sektion in der philosophischen Fakultät angehört und die gemachten Beobachtungen auf seiner Universität mit denjenigen auswärtiger Kollegen vergleicht, der wird reichliche Gelegenheit gehabt haben, zu erfahren, welchen Kampf es öfters kostet, den schlecht verhehlten Unwillen von manchen Kollegen aus andern Fakultäten über die Anforderungen der Institute zu beschwichtigen, und wie schwer es oft ist, für die unabweisbaren, durch die Fortschritte der Wissenschaften hervorgerufenen, sich immer steigernden Bedürfnisse der Sammlungen und Institute nur einzelne Unterstützungen von Seite derselben zu erhalten. Diese betrübenden Erfahrungen machen sich vorzüglich auf kleineren Universitäten, und beengen die freye Wirksamkeit um so mehr, als die ganze Existenz eines Lehrfachs durch Verkümmerung eines ihm nothwendigen Attributs bedroht ist. Ein wenn auch nicht glänzender, wie in Hauptstädten, aber zum eignen Forschen und zum Lehren hinlänglicher Apparat und eine alle Hauptwerke enthaltende Bibliothek sind jetzt Anforderungen, die jeder Lehrer machen muß, dem ein solches Fach übertragen ist, und deren Erfüllung viel beyträgt, ihm den Aufenthalt an einer Universität lieb zu machen; ohne solche gleicht er einem waffenlosen Soldaten.

(Schluß folgt.)

*) S. 178 heißt es: „Die anscheinend hohe Summe der jetzigen Universitäts-Dotation verliert das Ueberraschende, wenn man die 1805 höchst unbedeutenden, jetzt sehr erheblichen Kosten für die Sammlungen und wissenschaftlichen Institute in Anschlag bringt, und außerdem erwägt, welchen Vortheil auch in Bezug auf Geld und Erwerb Universitäten und die mit ihnen verbundenen Institute dem Lande und dessen Bewohnern gewähren. Mit Unrecht werden die Institute und Sammlungen lediglich den Universitäten mit ihrem Kostenbetrag zur Last gelegt, da sie eigentlich für die Wissenschaft im Allgemeinen und die Verbesserung des Zustandes des Landes, wie namentlich clinisch-medicinische Anstalten und dergleichen, wirksam sind. Clinica sind überall wohlthätige Krankenanstalten, vortheilhaft für Stadt und Land; ein zoologisches Kabinet ist nicht bloß für Studirende, es ist belehrend für alle Bewohner einer Gegend, für Forstbeamte, Landwirthe, für viele Gewerbtreibende lehrreich und wichtig.

Die Theologie und die Revolution. Oder, die theologischen Richtungen unserer Zeit in ihrem Einflusse auf den politischen und sittlichen Zustand der Völker. Von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider. Leipzig 1835. gr. 8. S. 178.

Eine politische, nicht theologische Schrift, nämlich eine Schutzschrift für diejenige Theologie, welche der Vers. ausschließlich die wissenschaftliche nennt, (gleich als wäre die frühere mit Recht unwissenschaftlich zu nennen) und in Deutschland einmal 1780, ein andermal schon 1770 aufgekommen seyn läßt, gegen die Beschuldigung, daß sie der bestehenden öffentlichen Ordnung Gefahr bringe und gebracht habe. Da in der katholischen Kirche Deutschlands eine wissenschaftliche Theologie dieser Art nicht aufgekommen ist, so hätte der Vers. diese Kirche um so mehr aus dem Spiele lassen sollen, als er von ihrem Zustande in der neuesten Zeit nichts zu sagen weiß. Seine, großentheils unbilligen, Angriffe auf die katholische Geistlichkeit in Frankreich dienen ihm jedoch als Mittel, diejenigen protestantischen Geistlichen und Obrigkeiten in Deutschland zu befehden, denen er ein ähnliches Bestreben, zu dem Alten zurückzukehren und zurückzuführen, beymißt. Hiebey und in der Vertheidigung der Theo-

logen nach seinem Sinne, nimmt er sich alle Freyheiten eines dreisten Sachwalters, wozu besonders gehört, daß er seine Gegner nicht nur als Thoren vorstellt, sondern auch die Beschuldigung, mit welcher er es zu thun hat, auf diese selbst zurückschiebt. Dahin ist auch das Herbeyziehen gar nicht hieher gehöriger Dinge zu rechnen, z. B. S. 77 der lächerlich unnütze Beweis, daß die Revolution in Frankreich, Spanien ꝛc. nicht aus der protestantischen Theologie entsprungen sey; die weitschweifige Ausführung, daß es mit der Moralität im Allgemeinen nicht schlechter stehe, als ehemals, (da doch hier nur davon zu handeln war, ob nicht besonders staatsgefährliche Arten von Ruchlosigkeit, z. B. Geringschätzung des Eides, jetzt häufiger seyen;) und eine Abhandlung über die Natur der jetzigen politischen Bewegungen, die der Verf. mit großer Zuversicht in „das Verlangen des dritten Standes nach einer gesetzlichen Theilnahme am Staatswesen" setzt, (wobey man sich an das Qu' est-ce que le tiers-état? von Sieyes und an die Antwort erinnern mag). Ferner die oft vorkommende Verwechslung der Revolution, welche nach dem Sprachgebrauche (nicht des alten Vertot, sondern der Zeitungen seit 1789) eine Umkehrung der bestehenden Verfassung ist, mit vorübergehenden Antastungen und Kränkungen einzelner Regenten, namentlich durch die geistliche Macht, oder mit einer republicanischen Gesinnung, die keineswegs nothwendig revolutionär, oft sogar, z. B. in den Urkantonen der Schweiz, das Gegentheil, und in der Republik so rechtmäßig und löblich ist, als in der Monarchie die monarchische. Ueberhaupt schweift der Verfasser weit und breit in die alte und neue Welt, anstatt sich auf die neueste Zeit und auf das protestantische Deutschland einzuschränken, über welches hinaus die Wirkung der von ihm als wissenschaftlich gerühmten Theologie wenigstens nicht weit geht. Die Beschuldigung, die er bestreitet, ist S. 3 und 4 am besten gegeben, wo er von Leuten spricht, die ganz das Gegentheil von Demagogen seyen, und welche

»die Meynung festhalten, daß der Geist der Revolution und Demokratie seine Wurzel, wenn auch nicht allein, doch hauptsächlich, in der Irreligiosität und sittlichen Zügellosigkeit des Volkes habe, und daß diese wieder dadurch entstanden sey, daß die Theologen den alten Kirchenglauben verlassen, das absolute Ansehen der Bibel und des Kirchenglaubens im Volke zerstört, und damit muthwillig den Damm niedergerissen hätten, welcher die Leidenschaften des Volkes bisher zurückgehalten habe. Denn indem das Volk den Glauben an die Autorität der Bibel verloren habe, sey auch die Autorität des Thrones erschüttert, die Verbindlichkeit der biblischen Gebote, die Obrigkeit als göttliche Ordnung anzusehen und zu verehren, aufgelöst und das Volk gewöhnt worden, alle Autorität zu verachten und mit seiner Vernunft zu bekritteln.«

Diesen Sätzen, welche für einen unbefangenen Beobachter Evidenz, jedoch mit der Einschränkung haben, daß er den Bemühungen der Neuerer bis jetzt keinen so großen Erfolg beylegt, stellt der Verf., anstatt das Gegentheil darzuthun, andere Behauptungen vielmehr an die Seite als entgegen, z. B. auch die wissenschaftliche Theologie nehme in der Bibel eine göttliche Offenbarung an; das Dogma von der Inspiration der Bibel könne nicht als Stütze der bürgerlichen Ordnung dienen, weil Dogmen veränderlich seyen, (womit sich der Verf. im Kreise dreht, denn eben davon ist die Rede, daß ein Dogma von den Predigern nicht angetastet werden soll); die Bibel sey dem monarchischen Princip gar nicht besonders günstig; der Thron ruhe nicht auf dem Altare, sondern — auf seiner Unentbehrlichkeit und auf der Verfassung, (wie an dem ersten constitutionellen Throne das Jahr 1792 gezeigt hat); die Rationalisten lehren auch Gehorsam gegen die Obrigkeit u. dgl. Der Verf. muß auf sehr schwache Leser gerechnet haben, wenn er gemeynt hat, mit solchen Handgriffen etwas ausrichten zu können. Auch hält er sich dabey nicht lange auf, ist aber mit Rathschlägen, wie dem protestantischen Kirchenwesen zu helfen wäre, denn Hülfe findet er nöthig, desto freygebiger. Als Probe kann genügen, daß er ein „Concordat des Glaubens mit dem Wissen" vorschlägt (in welchem das erstere dieser contrahirenden Abstracten, wie zu erwarten, sehr zu kurz kommt), und daß er anstatt verschiedener kirchlicher Feste, z. B. Trinitatis, deren Feyer von den Gemeinden längst „begleichgültiget" (doch nicht bewidersenstiget oder bewidersetzlichet?) sey, die Einführung neuer, z. B. eines Festes der Tugenden und Verdienste der Vorfahren, (vielleicht zur Vorbereitung auf eine Union mit den Chinesen), räthlich findet. Man sieht, der Verf. gehört zu den Vielen, die jetzt unter dem bescheidenen und beruhigenden Namen Reform auf Aenderungen, welche dem Bestehenden fremd sind und daher Umschaffungen, nicht Reformen seyn würden, in aller Sicherheit und Bequemlichkeit ausgehen möchten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: with an examination of Records, Charters and other Documents, illustrative of their constitution and powers. By Henry Alworth Merewether and Archibald John Stephens. In three Volumes. 8. London, 1835.

2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

Zweyter Artikel.

(Vergl. Gel. Anz. Bd. 2. Nr. 6 — 10.)

Das Erscheinen dieses zweyten Artikels ist aus Gründen verspätet worden, deren Beseitigung außerhalb des Bereiches der Redaction, so wie des Referenten lagen. Seither hat Hr. Dr. Mittermaier, Sohn des berühmten Germanisten dieses Namens, in dem achten Bande der „kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes“ unter den Ueberschriften „Englands Gemeindewesen“ (S. 35 — 86. S. 215 — 250) und „Geschichte des englischen Municipalwesens“ (S. 163 — 170) sowohl den obigen Report zu einer ausführlichen und schätzbaren Abhandlung benützt, als auch eine Kritik des hier in Rede stehenden Werkes der beyden englischen Juristen Merewether und Stephens geliefert. Hinsichtlich des Reports halten wir daher eine detaillirte Anzeige gegenwärtig für überflüßig, um so mehr, da in der gedachten Zeitschrift beträchtliche Auszüge aus demselben geliefert worden sind; wir werden daher nur auf den Hauptinhalt jenes Aktenstückes Rücksicht zu nehmen haben. Dagegen erlauben wir uns für das gelehrte Werk über die englische Städteverfassung nochmals die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch zu nehmen, da die Anzeige desselben in der „kritischen Zeitschrift“ nur kurz auf die Tendenz des Buches eingeht, im Allgemeinen den Fleiß des Verfassers anerkennt, und — wie wir es auch nicht anders konnten (s. oben Bd. 2. S. 43), über die Schwierigkeit des Studiums desselben klagt.

Wir haben in unserm ersten, der Erörterung der städtischen Verhältnisse Englands gewidmeten Artikel, das Hauptresultat festgestellt, zu welchem die Verfasser durch ihre Forschungen auf dem Gebiete der früheren Geschichte ihres Vaterlandes gelangt sind, nämlich: daß von den ältesten Zeiten her alle wirklich ansäßigen Bewohner einer Stadt, welche gewisse Prästationen (Scot und Lot) leisteten, und bey ihrem Gerichte (Court Leet) eingeschworen waren, für Burgesses galten. Gerade dieß bezeichnen wir als das Hauptresultat, weil wir diesen Umstand für viel bedeutender halten, als den, worauf die Verfasser alles Gewicht legen, daß nämlich seit dem fünfzehnten Jahrhunderte der Name Corporation auch auf die städtischen Commonalties angewendet worden ist. Sie sehen darin eine totale Umwandlung der bisherigen Verhältnisse, eine Meynung, von deren Richtigkeit wir uns nicht haben überzeugen können; es ist oben (Bd. 2. S. 69 u. f.) der Versuch gemacht worden, jener Erscheinung eine den germanischen Rechtsverhältnissen entsprechendere Deu-

tung zu geben. In einem gewissen Grade mag die neue Benennung wohl allerdings dahin mitgewirkt haben, daß jener erste und wichtigste Grundsatz allmählig untergraben worden ist, allein dazu sind noch ganz andere Ursachen hinzugekommen. Hiervon soll sogleich weiter unten die Rede seyn, zuvörderst möge nur noch bemerkt werden, daß die Verfasser bey ihren Erörterungen Wales, Schottland und Irland eben so wenig außer Acht gelassen, sondern auch für diese Bestandtheile des Königreichs nachgewiesen haben, daß für die städtischen Verhältnisse die nämlichen Grundsätze, wie in England, gegolten haben.

Die Veränderungen, welche sich in den städtischen Verfassungen aller dieser Länder im Laufe der Zeit ausbildeten, bestanden im Wesentlichen: theils in einer Beschränkung jenes einfachen Grundprincips, daß alle Personen von den oben angegebenen Eigenschaften Burgesses seyen, theils im Gegensatze dazu, in einer Erweiterung desselben, indem auch außerhalb der Stadt wohnende in die Klasse der Burgesses aufgenommen wurden. Für Beydes gab es schon im fünfzehnten Jahrhunderte Vorbildungen. Unstreitig hatten bis zu jener Zeit alle in den Grafschaften ansäßigen freyen Leute, welche sich den Obliegenheiten ihres Standes unterzogen, ebenfalls an den Rechten desselben, insonderheit auch an den Parlamentswahlen der Knights of the Shires Theil genommen. Zwey Gesetze König Heinrichs VI. (8. Henr. VI. c. 7. — 10. Henr. VI. c. 2.) führten die bekannte Beschränkung ein, daß nur diejenigen Freysassen das Recht der Parlamentswahl haben sollten, welche ein freyes Grundstück von einem jährlichen Ertrage von mindestens vierzig Schillingen besäßen, (vrgl. Blackstone, Commentaries on the Laws of England. Vol. I. p. 172). Als Grund dieser gesetzlichen Bestimmung wird angegeben, daß es unbillig sey, wenn eine große Anzahl ganz armer Leute, die zwar frey und in der Grafschaft ansässig seyen, doch gleiche Rechte mit den ehrenwerthesten Rittern und Esquires haben sollten (Vrgl. Vol. I. Introd. p. XXXII. u. f.). Es lag nahe genug, daß dieß Beyspiel auch bey den Boroughs früh oder spät Nachahmung fand, um so mehr, da diesen als Körperschaft das Recht der Autonomie nach ächt germanischen Grundsätzen nie gefehlt hatte, und dieses Recht einer willkührlichen Ausübung leicht unterlag. Dieß zeigte sich insonderheit auch bey den Gilden in den Städten, denen jene Befugniß zur Autonomie ebenfalls zustand. Sie geben das Vorbild zu einer andern, in den städtischen Körperschaften häufig eingetretenen Modification. Schon oben (Bd. 2. S. 60) ist bemerkt worden, daß die Gilden allerdings ihren Sitz in den Städten hatten, daß sie aber sehr wohl Personen, die außerhalb wohnten, als Non-Residents zu ihren Mitgliedern zählen konnten. Schon damals (zur Zeit Heinrichs VI.) wurden über die Willkühr, deren sich die Gilden in der Aufnahme auswärtiger Mitglieder schuldig machten, laute Klagen geführt: sie thäten dieß mit Verletzung königlicher Privilegien und zum großen allgemeinen Nachtheile des Volkes (Vol. I. pag. XXXVI. Vol. II. p. 897.). Ahmten die Boroughs dieß nach — wie es auch geschah — so war auf dem entgegengesetzten Wege, als dem vorhin bezeichneten, das Grundprincip der bisherigen Verfassung zerstört.

Den wesentlichsten Einfluß auf diese Verhältnisse mußte aber nothwendig die immer höher steigende Wichtigkeit des Parlaments äußern. Je bedeutender das Unterhaus wurde, um so mehr fingen die angesehenern Familien in den Grafschaften an, sich um Parlamentsstellen zu bemühen, während andrerseits die Könige ein immer lebhafteres Interesse an den Wahlen nehmen mußten. So kann es nicht unbemerkt bleiben, daß bereits zur Zeit König Edwards IV. ein Beyspiel der Art vorkommt, daß ein Parlaments-Candidat zu einer ganz herabgekommenen Stadt (decayed borough) seine Zuflucht nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Schriften über Universitäten.

(Schluß.)

Es gehört zu den in jedem Falle unüberlegten Aeußerungen, die man, weil einer dem andern nachspricht, jetzt leider öfter hört, daß man bey Bildung und Berufung von Professoren auf Universitäten durchaus nur auf ihre Eigenschaften als Lehrer sehen müße; Forscher, sagt man, gehören auf Akademien, und vom Forschen und Lehren schlöße eines das andere aus. Die letztere Behauptung, welche auch Diesterweg aufstellt, ist so aus der Luft gegriffen, und ließe sich jeden Augenblick durch die zahlreichsten Beyspiele von berühmten Historikern, Naturforschern, Aerzten aus allen Ländern und allen Zeiten, welche eben so durch ausgezeichnete Entdeckungen, als weitverzweigte Schulen ihren Ruf begründeten, widerlegen; denn es bedarf nur einer augenblicklichen Besinnung, um sich an solche Männer in Menge zu erinnern. Es ist wahr, es kann Forscher geben, welche ein geringes Lehrtalent, wie man solches gewöhnlich sich zu denken pflegt, haben; aber selbst unter diesen finden sich gewiß noch viele, in welchen, um mit Savigny zu reden, „das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleibt.“ Vielmehr ist zu fürchten, daß derjenige, der in seiner Wissenschaft nicht selbstforschend auftritt, auch kein guter Universitätslehrer ist. In Elementarschulen und auf Gymnasien kann es zwar sogar besser seyn, wenigstens für den zunächst obliegenden Lehrberuf, wenn in den Lehrern keine allzugroße Neigung zu eigner Forschung liegt; aber auf Universitäten, wo der Zuhörer ein Bild von der organischen Entwickelung der Wissenschaft durch den Lehrer bekommen soll und dieser die Aufgabe hat, in die Bildung und Reinigung des unter der Masse zuströmender Thatsachen schwellenden Stoffs selbst einzugreifen, muß eine schaffende Kraft vorhanden seyn, welche Wesen und Form durchdringt. Ohne prüfendes Urtheil über den Werth und die Wahrhaftigkeit des Einzelnen, kann Niemand eine klare und verläßige Einsicht in das Ganze selbst haben, noch Anderen geben; daher jene plane Verständlichkeit, ohne alle Tiefe und eigne Erfahrung, zwar vielen Zuhörern bequem, aber für diese nie vom rechten Vortheil seyn kann. Wo Forschung und Lehrkraft sich vermitteln, und sich fruchtbringend durchdringen, da ist es das Rechte; eine stets lebendige Forschung giebt dem Stoff Kraft und Frische; die Nöthigung zum Vortrag muß ihm Gestalt und Form geben. Wessen Beruf sollte sich mehr nach der schaffenden Weise der organischen Natur bilden, als der eines akademischen Lehrers? Er muß den Künstlersinn zur Wissenschaft mitbringen.

Wie es schon früher bemerkt wurde, sind die strengsten Anforderungen an den künftigen Professor zu machen. Die edelste Anlage braucht in der Regel eine Schule; hier ist diese die Schule der Docenten. Was hierüber Dieterici sagt, mag, als Zugabe zu den Worten von Dahlmann und Savigny, hier unten eine Stelle finden. *)

*) S. 176. »Wie wichtig es sey, daß in Bezug auf die Privatdocenten eine gewisse Grenze gehalten werde, damit es nicht komme, wie in Leipzig, wo auf 34 Ordinarien 50 Privatdocenten kommen, so daß voraussichtlich viele Privatdocenten ihre Collegia nicht zu Stande bringen können, und am Ende weder der Ordinarius, noch der Extraordinarius, noch der Privatdocent volle Collegia haben; wie gewiß es sey, daß, je höher die Wissenschaft auf einer Universität steht, um so schärfer die Prüfungen zur Zulassung von Privatdocenten seyn müssen, damit die jungen Männer nicht selbst unglücklich werden; da in Bezug auf Universitätslehrer mehr oder weniger gilt, was vom Künstlerleben und jedem Berufe zu sagen ist, bey dem Alles auf die Persönlichkeit ankömmt, daß nämlich die Mittelmäßigkeit, wenn nicht untergeht, so doch darbt und verkümmert, — wie gewiß denn auch kein Privatdocent, weil er Privatdocent geworden, glauben möge, daß dieses einen

Man würde im reichen Stoff, den die vortrefflichen, wie die mangelhaften Seiten unserer Hochschulen bieten, kein Ende finden, so viel gäbe es zu erwägen und zu besprechen, und so möge hier nur noch von den viel angefochtenen Honoraren die Rede seyn.

Das geizige und schmutzige Wesen einzelner, man darf wohl sagen sehr weniger Universitätslehrer hat wohl allein oder doch hauptsächlich zur Klage über die Collegiengelder Veranlassung gegeben. Aber jeder bessere Lehrer wird in dem Ernste und Fleiß und in dem innigen Anschließen der Zuhörer eine größere Belohnung finden als in dem Honorar. Indeß fast jeder akademische Lehrer wird auch die Erfahrung gemacht haben, daß im Durchschnitte gerade diejenigen die fleißigsten sind, welche ihr Honorar bezahlen; von Gratisten hat man schon öfter die Aeusserung gehört, wenn sie zu größerem Fleiße ermahnt wurden: „sie könnten das Collegium ja ein andresmal wieder hören.“ *) — Bey den außerordentlichen literärischen Bedürfnissen, zu welchen bey manchen Fächern noch theure Apparate und Instrumente kommen, ist der eigentliche Gehalt der Professoren nur in sehr seltenen Fällen zur Deckung hinreichend und es ist schlimm, wenn der Lehrer auf schriftstellerischen Erwerb gewiesen ist. Die Honorare bieten hier eine Erhöhung des Einkommens dar, welche dem Staate sogar zu Gute kommt; in vielen Fällen erscheinen sie auch als eine gerechte Belohnung für Anstrengung und Tüchtigkeit; denn derjenige Lehrer, welcher eifriger und thätiger ist, wird in der Regel bessere und stärker besuchte Kollegien lesen.

So haben viele alte Einrichtungen, in welchen der geschäftige Tadel nur Schatten sieht, eine wohlbegründete Lichtseite. Leicht ist es, Mängel aufzufinden, und oft reicht ein Federstrich hin, mühsam erworbene Rechte und lange bestehende Anordnungen aufzuheben; aber das vermeintlich Bessere, was man vorzuschlagen oder einzurichten pflegt, trägt nur zu oft den Charakter moderner Unhaltbarkeit an sich. In manches Alte und Aechte haben sich Fehler und Irrthümer eingeschlichen; diese fallen in die Augen, und um sie auszurotten zerstört man oft das Ganze; zu spät kommt dann die Reue.

„Der Irrthum“ sagt Göthe, „ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden: diese ruht in der Tiefe, darnach zu forschen, ist nicht jedermanns Sache.“ **)

Rudolph Wagner.

---

zuversichtlichen Anspruch auf Beförderung zur Professur gäbe, da eben erst praktisch sich zeigen muß, ob ein solcher mit Glück lehre oder nicht; — so ganz gewiß ist es andrerseits, daß das Institut der Privatdocenten für die Universitäten und die Entwickelung der Wissenschaft äusserst wohlthätig sey, und nur mit Hülfe dieses Instituts es möglich gewesen ist, mit verhältnißmäßig doch noch zu wenig Mitteln Viel zu erreichen. Das Institut der Privatdocenten öffnet die höhere Bahn des wissenschaftlichen Lebens jedem aufkommenden Talent, und die dadurch herbeygeführte Concurrenz steigert die Thätigkeit aller Lehrenden. Gerade hierin unterscheiden sich die deutschen und preußischen Universitäten von denen des Auslandes, namentlich Englands und Frankreichs, wo die Concurrenz abgeschnitten ist, auf der Universität nicht lehren kann, wer nicht förmlich daselbst angestellt ist, wie auch V. Cousin lebhaft anerkennt. Nur das Institut der Privatdocenten, das Heranziehen des Talents zum Lehrfach unter den jungen Männern auf den Universitäten, konnte es möglich machen, mit den gegebenen Mitteln das zu erreichen, was erreicht ist.«

*) Anm. der Red. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte des im vorigen Jahrhunderts in der Nähe Londons errichteten Gresham College kennen zu lernen. Honorar zu nehmen war verboten; es fanden sich keine Zuhörer.

**) Maximen und Reflexionen. Göthes nachgel. Werke. Bd. IX. S. 60.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1472 nämlich mißlang es dem John Paston die Wahl in der Grafschaft Norfolk auf sich zu lenken; er kam daher auf den Gedanken, sich an die Stadt Maldon zu wenden, um von ihr als Burgeß ins Parlament gewählt zu werden. Bey dieser Gelegenheit wird erwähnt, daß es damals wohl mehr als ein Dutzend Städte gegeben habe, welche nicht, wie sie sollten, Abgeordnete ins Parlament gesendet hätten (Vol. II. p. 1009). Unter den nächstfolgenden Regierungen wurde nun einer Mehrzahl von Städten das ihnen zustehende Recht, Deputirte für das Unterhaus zu wählen, ausdrücklich und wiederholentlich anerkannt, (vrgl. z. B. Vol. II. p. 1225); dahin gehörte unter andern auch Tamworth in Staffordshire, die Stadt, für welche Sir Robert Peel gegenwärtig als Repräsentant im Parlamente auftritt. Eben so wurde seit den Zeiten Heinrichs VIII. vielen Städten, die bis dahin keine Abgeordnete ins Parlament gesendet hatten, zur Vermehrung des Königlichen Interesse dieses Recht gegeben. So gelangten unter den Königen aus dem Hause Tudor mindestens etliche sechzig *) Städte zu dem angegebenen Rechte, darunter befand sich namentlich Chester. Die Bewohner dieser Stadt wendeten sich im Jahre 1542 an König Heinrich VIII. mit einer Bittschrift, in welcher sie vorstellten, daß weder das Palatinat (s. Blackstone a. a. O. Vol. I. p. 116) noch die Stadt Chester Knight's oder Burgesses zu ihrer Vertretung im Parlamente hätten, und daß dieß ihnen zum großen Schaden und Nachtheil gereiche; ihre Forderung sey um so billiger, da sie von jeher an die Bestimmungen, welche der König mit dem Parlamente getroffen habe, gebunden gewesen seyen und zwar nicht selten zum Präjudiz ihrer alten Freyheiten und Privilegien. Heinrich VIII. gab diesen Bitten Gehör (s. Vol. II. p. 1116. vrgl. Vol. III. p. 2278); seinem Nachfolger Edward VI. war es aufbehalten, gleiche Rechte den Städten Liverpool und Westminster zu ertheilen. In allen diesen Fällen wurden die Städte beauftragt, zwey Deputirte zu erwählen; seit den Zeiten Maria's I. kommt es aber auch vor, daß einzelne Boroughs nur mit dem Rechte, einen Abgeordneten ins Parlament zu senden, bekleidet werden; das erste Beyspiel der Art, welches bey der Stadt Banbury sich findet, gehört in das Jahr 1553 (s. Vol. II. p. 1201). Ganz besonders war es aber Königin Elisabeth, welche alle möglichen Mittel aufbot, um sich ihren Einfluß auf das Parlament zu sichern (Vol. II. p. 1467);

*) Drey und sechzig nach der Liste der parlamentarischen Boroughs Vol. III. p. 2278. 2279. Diese Liste ist aber nicht zuverläßig, indem eine Mehrzahl von Städten, die ebenfalls in diese Kategorie gehören, ausgelassen ist.

durch sie allein ist mehr als ein Drittheil der oben angeführten Zahl der von den Tudors zur Parlamentswahl berufenen Städte zu diesem Rechte gelangt. Allein bey der vermehrten Zahl der Mitglieder des Parlaments fand die Königin doch wiederum eine neue Schwierigkeit, dasselbe zu leiten. Es mußte ihr daher besonders darum zu thun seyn, auf die Wahlen in den Grafschaften und Städten zu wirken. Ihr Vater Heinrich VIII. hatte hin und wieder den Corporationen geradezu geschrieben, sie möchten Den oder Jenen ins Parlament wählen. Ein Beyspiel der Art kommt vor im Jahre 1522, wo der König der Stadt Colchester den Candidaten namhaft machte, den sie zu erwählen habe. Auf diese Zumuthung antwortete die Gemeinde mit großer Ehrerbietung gegen den König, wie sie in allen Stücken geneigt sey, den Wünschen desselben zu entsprechen, nur in diesem einen Puncte müßte sie bitten entschuldigt zu werden, da die Pflicht gegen das Wohl des Landes es ihr verböte, dem ausgesprochenen Wunsche zu willfahren. Unmittelbar darauf wählte aber die Gemeinde der Stadt Colchester den ihr vom Könige genannten Candidaten (Vol. II. p. 1093.). Ein ähnlicher Fall ereignete sich mit derselben Stadt auch unter Königin Elisabeth. Um ihrer Gebieterin zu gefallen und sich aller weitern Unbequemlichkeit zu entheben, verordnete die Corporation von Colchester: „Sir Francis Walsingham sollte die beyden Abgeordneten, welche die Stadt ins Parlament zu senden habe, ernennen“ (Vol. II. p, 1340). Im Uebrigen bemühte sich Elisabeth vorzüglich dahin, die Wahl in den Boroughs in die Hände der städtischen Behörden und der angeseheneren unter den Bürgern zu legen.

So sehr nun auch in der Verfassung der englischen Städte das Princip begründet war, daß alle ansäßigen Bewohner für Burgesses galten, so konnte nach der Natur der Dinge kaum ausgeschlossen bleiben, daß nicht die Reicheren einen größern Antheil an der Leitung der städtischen Angelegenheiten erlangt hätten, als die Aermeren. Es war daher natürlich, daß Elisabeth dahin strebte, die einflußreichere Klasse der Bewohner für sich zu gewinnen und ihr ganz besonders die Parlamentswahl zuzuwenden. So verordnete es die Königin z. B. für die Stadt East Love (Vol. II. p. 1255. 1266). Allein während man hier sich nicht an diese Bestimmung band, so hat doch der Grundsatz immer mehr Eingang gefunden, daß die Wahl von einer Minderzahl der Einwohner ausgehe. Und geht es so nicht fast mit allen Wahlen, und sollten nicht auch in den englischen Städten von jeher, so lange Parlamentswahlen vorgekommen sind, die Einflußreicheren zuletzt doch den Ausschlag gegeben haben? Es liegt dieß eigentlich in der Natur der menschlichen Verhältnisse. Wurde nicht auch der König der Deutschen anfänglich vom gesammten Adel gewählt, bis späterhin dieß Recht ausschließlich den Churfürsten zu Theil ward? Wurde nicht auch der Papst von dem gesammten römischen Clerus gewählt, bis nachmals sich das Cardinal-Collegium ausbildete? So scheint auch die Zeit der Königin Elisabeth diejenige gewesen zu seyn, wo es sich immer mehr feststellte, daß, wenigstens in vielen Städten, die Angeseheneren unter den Bürgern, sowohl die Beamtenwahl, als auch die der Abgeordneten ins Parlament erlangten, während in andern Städten sich die Sache viel bedenklicher gestaltete, indem eine Menge sogenannter Non-Residents als Bürger betrachtet zu werden begannen. Daß auch bey der allmähligen von Elisabeth ungemein geförderten (Vol. II. pag. 1468) Ausbildung der sogenannten Select bodies sich sehr viele Mißbräuche einschlichen, ja daß der Keim zu vielen kommenden Uebeln gelegt wurde, ist keinem Zweifel unterworfen; indessen glauben wir doch, daß die Verfasser darin etwas zu weit gehen, wenn sie diese Select bodies selbst als einen so entsetzlich großen Mißbrauch ansehen. In manchen Städten ging es allerdings

schon damals ziemlich arg und willkührlich zu, z. B. in Woodstock, wo einige wenige Victualienhändler mit einem Fleischer an der Spitze, den sie gern zum perpetuirlichen Mayor gemacht hätten, sich der ganzen städtischen Regierung bemächtigten. Die Verf. liefern bey Erörterung dieses Gegenstandes einen sehr interessanten Extract aus einer Petition der Bewohner von Woodstock an Lord Burghley (Vol. II. p. 1301). Nur dieser Umstand allein, daß bereits zur Zeit der Königin Elisabeth es sich in vielen Städten fast von selbst verstand, daß Einzelne, nicht Alle es waren, welche die Stadt regierten und die Abgeordneten zum Parlamente wählten, indem der Consens der Uebrigen stillschweigend vorausgesetzt wurde, nur dieser Umstand allein macht die Entscheidung erklärlich, welche im Jahre 1598 von den Richtern in dem berühmten Rechtsfalle, der den Namen Corporation Case führt (s. Vol. I. p. L. Vol. II. p. 1448. u. f.) abgegeben wurde. Hier entstand nämlich die Frage: ob die städtischen Corporationen bestünden aus dem Mayor nebst einigen andern Beamten und den angesehensten Bürgern oder aus allen in der Stadt Angesessenen Scot und Lot Zahlenden u. s. w.? Die Entscheidung fiel dahin aus: daß seit den ältesten Zeiten es der Gebrauch gewesen, die Corporation einer Stadt nur in jenem beschränkten Umfange zu verstehen, wobey dann noch besonders und wiederholentlich die Rücksicht hervorgehoben wird: for avoiding of popular disorder and confusion, worauf es dann weiter heißt: Mos retinendus est fidelissimae antiquitatis. Freylich stand dieß in geradem Widerspruche gegen dasjenige, was nach Gesetzen und Urkunden erweislich der frühere Rechtszustand in England war; kam nunmehr aber noch diese richterliche Entscheidung hinzu, selbst wenn sie auch nur die Autorität einer Meynung der Richter hatte, so mußte sie doch einen großen Einfluß auf die Beförderung und Begünstigung des auf diese Weise ausgesprochenen Principes haben. Während der Regierung der Stuarts haben nun aber theils mit theils ohne deren Schuld die Mißbräuche in den städtischen Verfassungen überhaupt, so wie insbesondere bey den Parlamentswahlen ausserordentlich um sich gegriffen. König Jakob I. glaubte anfänglich auf der von den Tudors betretenen Bahn fortschreiten zu müssen, um das städtische Element als ein zweckmäßiges Gegengewicht gegen das Oberhaus zu benützen. Er erklärte daher auch mehrere und zwar kleinere Städte für parlamentarische Boroughs (Vol. III. pag. 1580 u. f.) und gab auch den beyden Universitäten zu Oxford und Cambridge (letztere ist durch Versehen in dem Register Vol. III. p. 2279 nicht angegeben, s. jedoch p. 1579) das Recht, Abgeordnete ins Parlament zu senden. Allein späterhin fand er es für gerathener von solchen neuen Berufungen abzustehen, dagegen um so sorgfältiger über die Wahlen zum Parlamente zu wachen. Wurde ihm daher von seinen Ministern der Rath gegeben, er möchte die Zahl der parlamentarischen Boroughs vermehren, so war seine gewöhnliche peremtorische Antwort die: I have too many already (Vol. III. p. 1470); er beseitigte daher auch die anfänglich dem Kanzler eingeräumte Vollmacht, durch Ausschreiben für die Wiederbesetzung der vakant gewordenen Parlamentsstellen zu sorgen. Es entstand bey Jakob, wie früher bey Elisabeth ein großes Mißbehagen an dem Parlamente. So äußerte die Königin in einem Briefe (Kingsborough MSS. s. Vol. II. p. 1464) über diesen Gegenstand unter Anderm Folgendes: „for except the same might appear very necessary, we have small disposition to assent to any Parliament. In Betreff der Städte ist es bey Jakob I. besonders auffallend, wie es ihm bey den nicht parlamentarischen, denen er Privilegien verlieh, gar nicht darauf ankam, daß die städtische Corporation nur aus wenigen Mitgliedern bestand, sondern eben nur bey denjenigen, welche Mitglieder ins Parlement zu senden hatten. Dieß zeigt ein Vergleich der Urkunden, welche Ja-

kob I. im Jahre 1620 den beyden kleinen Städten Tregony und Aybridge (Vol. III. p. 1500. 1501) ausstellte. Für erstere, die unter Elisabeth zuerst parlamentarisch erklärt wurde (Vol. II. p. 1226; auch der Name dieser Städte fehlt in der Liste der parlamentarischen Boroughs *) Vol. III. p. 2279), bestimmte der König ein Select Body, bestehend aus einem Mayor und acht Burgesses, die er sämmtlich selbst ernannte; für letztere hingegen (Aybridge welche Stadt auch darin merkwürdig ist, daß sie durch eine besondere Petition zur Zeit Edwards VI. sich die Ehre verbat, ein parlamentarischer Borough zu seyn, Vol. II. p. 1209) verordnete Jakob, daß sämmliche Einwohner die Korporation bilden sollten. Gegen den Ausgang der Regierung dieses Königs wird noch besonders eine Commitee des Unterhauses wichtig, welche, indem sie die Wahlrechte prüfte, den Grundsatz aufstellte, in jedem dazu berechtigten Borough seyen auch alle ansäßigen Bewohner stimmfähig. Allein diese Vorstellung des Parlaments blieb unbeachtet und wurde vielleicht selbst nicht einmal dazu gemacht, um alte Verfassungsgrundsätze aufrecht zu halten, sondern war wohl — wir können uns des Gedankens kaum erwehren — nichts weiter, als eine Aeusserung des republikanischen Geistes, der sich unter den Tudors bereits im Unterhause entwickelt hatte und nunmehr mit Jakob I. in Opposition trat. Dieser Geist war es, der den auf der absolutistischen Bahn seines Vaters fortschreitenden unglücklichen König Karl I. im Jahre 1648 aufs Schaffot brachte. So konnte es leicht geschehen, daß, während die übrige Verfassung des Reiches umgestürzt wurde, doch das städtische Element unangetastet die Zeit der Rebellion überlebte, nach der Restauration aber in einen um so heftigeren Kampf mit dem in der Schule Ludwigs XIV. erzogenen Karl II. trat. Er sowohl, als sein Bruder Jakob II. verfuhren höchst willkührlich in Betreff der Anordnung der städtischen Verhältnisse, in welche sie sich mannichfache gewaltthätige Eingriffe erlaubten. Besonders wichtig wurde wegen seiner Folgen ein Streit zwischen König Karl II. und der Stadt London, der wegen der Wahl eines Sheriffs ausbrach. Bey dieser Gelegenheit mußte die Hauptstadt alle ihre Privilegien in die Hand des Königs zurückgeben und so mag es aus Besorgniß vor dem zu weit gehenden Freyheitssinn der Städte geschehen seyn, daß Karl und nachher Jakob II. fast sämmtliche Städte Englands nöthigten, sich durch Zurückgabe aller ihrer Privilegien ganz und gar der königlichen Gnade zu ergeben. Allein beyde Fürsten hatten nicht beachtet, daß sie durch ihre absolutistischen Doctrinen, die sie ins Werk setzen wollten, sich ihr Volk völlig entfremdet hatten und daß eine Revolution, die von unten herauf drohet, nicht durch eine Revolution von oben herab verbessert wird. Sie hatten nicht beachtet, daß auch das Oberhaus ihrer Willkühr gegenüber stand und nicht geneigt war, sich derselben zu fügen. Zu spät ward Jakob II. dessen inne und hoffte eine Rettung darin, daß er am 17. October des Jahres 1688 allen Städten ihre Privilegien zurückgab (vrgl. Vol. II. p. 1269. Vol. III. p. 1836 u. f.); es war zu spät! Jakob büßte seine Krone ein!

Hatten die Stuarts bis zum Jahre 1688, wie es sich nicht läugnen läßt, zur Aufrechterhaltung und Förderung ihres Interesse eine Menge Mißbräuche hinsichtlich der städtischen Verfassungen nicht nur geduldet, sondern unterstützt, so hätte man glauben sollen, daß dieß nunmehr anders geworden sey, daß jetzt jene Mißbräuche abgestellt worden seyen. Allein gerade das Gegentheil; die Regierung Wilhelms III. beweiset auf's deutlichste, daß man die Mißbräuche nicht nur um des Vortheiles willen, die sie gewährten, beybehielt (Vol. I. Introd. p. LIV. Vol. III. p. 1843. p. 1844. p. 1943.), sondern daß man sie um der Erhaltung der neubegründeten Verhältnisse willen beybehalten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

*) So auch: Newton in the Willows Vol. II. p. 1354) Newtown (Vol. II. pag. 1367) und Richmond (Vol. II. pag. 1685). Siehe die Note auf S. 1018.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

(Fortsetzung.)

Der Grund dieser Erscheinung liegt in Folgendem. Betrachtet man die germanische Verfassung in den verschiedenen Reichen des Abendlandes, so nimmt man wahr, daß auf der späteren Entwickelungsstufe derselben das städtische Element eine sehr große Bedeutung erhält. Nachdem in Deutschland z. B. die Städte durch den allmählig erweiterten Handelsverkehr zu immer höherer Blüthe emporgestiegen waren, kommen seit dem Ausgange des dreyzehnten Jahrhunderts Beyspiele vor, daß auch sie zu den Reichstagen, welche der König mit dem Adel hielt, Abgeordnete sendeten, bis ihre immer zunehmende Wichtigkeit es dahin führte, daß sie auf jener Versammlung ein eigenes Collegium bildeten. — Ganz ähnlich war der Verlauf in England gewesen, nur darin bestand zunächst eine Verschiedenheit, daß in Deutschland wegen der Königswahl die Churfürsten weit genug über die übrigen Landesherren empor ragten, um als ein abgesondertes höheres Collegium aufzutreten. Der deutsche Reichsfürstenrath ist dem englischen Oberhause zu vergleichen, während in dem Unterhause außer den Abgeordneten der Städte auch noch die Knights of the Shires Sitz und Stimme haben. Daß sich Aehnliches in Deutschland nicht vorfindet, liegt theils in der Entwickelung der Landeshoheit, theils darin, daß die reichsunmittelbare Ritterschaft die günstige Gelegenheit, die sich ihr hin und wieder bot, ebenfalls die Reichsstandschaft zu erlangen, unbenützt vorüber gehen ließ. Dagegen zeigt sich in dem Punkte wiederum eine Uebereinstimmung zwischen dem deutschen Reichstage und dem englischen Parlamente, daß die Zahl der Städte, welche Abgeordnete zu senden hatten, stereotyp wurde. In Deutschland lag auch davon der Grund hauptsächlich in der Ausbildung der Landeshoheit, da eine Territorialstadt nicht füglich Reichsstadt werden konnte, in England brachten die durch die Revolution vom Jahre 1688 neu begründenden Verhältnisse es also mit sich. Eine ganz andere Erscheinung bietet im Vergleiche zu Deutschland und England ein anderer germanischer Staat, Frankreich, dar, wo sich das städtische Element überhaupt nicht in dem Maaße, wie dort entwickelt hat. Frankreich selbst bestand aus einer Mehrzahl ganz verschiedener Provinzen, in welchen sich besonders in den Zeiten der letzten Karolinger ein sehr unabhängiger Adel entwickelt hatte. Frühzeitig trachteten nun zwar die Könige aus dem Hause Caper und Valois, diese Macht des Adels zu brechen und bedienten sich dazu auch der Städte; namentlich that dieß Philipp II. August, der hierin ein leitendes Prinzip seiner Regierung aufstellte, wie er sich in einer der Stadt Rheims verliehenen Urkunde (1182) ausdrückt: Ad regiam pertinere dignoscitur dignitatem, libertates et jura civitatum integra et illibata

propensius conservare et consuetudines ab antiquo statutas. Allein dieß Verfahren der Könige gelang nur selten, am meisten noch in Flandern (vrgl. Warnkönig, flandr. Staats- u. Rechtsgeschichte). Zu einer eigentlichen Blüthe konnten überhaupt nur die nordfranzösischen Städte emporkommen, einen Antheil an den Reichstagen, wie in England und Deutschland, haben sie aber nie erhalten. Allerdings hätte man glauben sollen, daß die Finanznoth einzelner Könige vielleicht dazu beygetragen haben würde, den politischen Einfluß der Städte zu heben; aber auch dieß geschah nicht, sondern im Gegentheil Ludwig XIV. erfand ein Mittel, sich auf Kosten der Städte zu helfen, indem er durch ein Edict vom Jahre 1692 alle städtischen Beamtenstellen für erkäuflich erklärte. Um aus diesem erniedrigenden Verhältnisse herauszutreten, verwendeten allein die provençalischen Städte bis zum Jahre 1771 die Summe von 12,500,000 Livres und verschafften auf diese Weise dem Könige ein neues Einkommen. (Vergl. Raynouard, Hist. des municipalités en France, ein mit französischer Lebendigkeit, Gründlichkeit und Ungründlichkeit geschriebenes, aber doch sehr interessantes Werk.)

In allen diesen Reichen ist nun aber die christlich-germanische Verfassung in Verfall gerathen; in Deutschland erstarb sie nach langem Siechthume, in Frankreich wurde sie durch eine blutige Revolution umgestürzt, in England steht zwar noch das baufällige Gebäude, aber es schwankt, da eine Mehrzahl von Grundpfeilern desselben zertrümmert sind. Der Entwicklungsgang dieser Verhältnisse, besonders da in England hierbey besonders die Bedeutung der Städte in Betracht zu ziehen ist, giebt den Stoff zu manchem Vergleich und Gegensatz. In Frankreich hat die Zertrümmerung der germanischen Verfassung von oben herab begonnen, indem der König, insonderheit Ludwig XIV. das wichtige Glied jener Verfassung, den Adel, in seiner eigentlichen Bedeutung vernichtete. Ludwig XIV. war ein Despot, er regierte mit einer Willkühr, welcher sonst nach den Prinzipien der christlich-germanischen Verfassung mancherley Schranken im Wege standen, die aber in Frankreich schon durch die Kämpfe der Fronde umgeworfen worden waren. Ganz ähnlich verfuhren in England die Könige aus dem Hause Tudor, welche in der Benützung des städtischen Elements das Mittel zu gleichem Zwecke, zur Minderung der Macht des Adels fanden. Ihnen folgten darin die Stuarts, bis diese fortschreitend auf der Bahn des Absolutismus auch vernichtend gegen die Städte auftraten. Eben dieß hat hauptsächlich ihren Sturz befördert, mit welchem zugleich aber auch eine solche Beschränkung der königlichen Macht eintrat, wie sie nach den Grundsätzen der germanischen Verfassung nicht zulässig war. Es war nicht bloß die Vorsicht und Klugheit Wilhelms III., die ihn in vielen Stücken nachgeben hieß, (Vol. III. p. 1843.), sondern es zeigte sich gleich beym Zusammentritte des sogenannten Conventions-Parlaments, wer der Sieger in der englischen Revolution vom Jahre 1688 war. Dieß war der Adel, der von nun an auch der eigentliche Regent des Landes wurde. In dieser wichtigen Stellung konnte sich aber der Adel nur behaupten durch einen unbedingten Einfluß auf die Besetzung der Stellen im Unterhause.

Es mußte daher nicht nur das bisherige System der Parlamentswahl in allen Stücken aufrecht erhalten werden, sondern jetzt erst begann das Erkaufen der Stimmen, das Bestechungswesen bey den Wahlen und die auffallendsten Mißbräuche wurden fast zur gesetzlichen Norm erhoben. Wenn daher auch eine Stadt ganz und gar verfiel, ganz und gar zu einem sogenannten rotten Borough herabsank, so mußte dieser rotten Borough dennoch zwey Mitglieder ins Parlament senden, während große Städte, wie Manchester und Birmingham nicht darin repräsentirt wurden, weil sie zur Zeit Karls II. und Jakobs II. noch keine parlamentari-

schen Boroughs gewesen waren. So wurde also die Zahl der Städte, die zum Parlamente Abgeordnete zu schicken hatte, in England stereotyp. Während seit der Zeit von Heinrich VIII. bis auf Karl II. nicht weniger als zweyhundert neue parlamentarische Boroughs creirt wurden (Vol. II. p. 1009), so ist von da ab, bis zur Reformbill keine einzige Stadt mit solchen Rechten bekleidet worden. Haben die Tudors, und (anfänglich) auch die Stuarts unstreitig zu viel in diesem Stücke gethan, so läßt sich auf der andern Seite doch nicht leugnen, daß die englische Verfassung eine sehr wichtige Bedingung ihrer weiteren historischen Fortbildung dadurch verloren hat, daß niemals mehr neue Städte berufen wurden, daß alle Vorstellungen der Art, wie einst Chester sie zur Zeit Heinrichs VIII. gemacht hatte (s. oben Seite 1018) unbeachtet blieben, kurz, daß Alles auf dem Puncte bleiben mußte, wie es sich ihm Jahre 1688 gestaltet hatte. Die Mißstände davon waren denn auch zu klar und zu fühlbar, als daß nicht jeder Unbefangene sie hätte eingestehen müßen. So sollte es nicht seyn, allein wo gab es ein Hülfsmittel? Die königliche Prärogative, neue parlamentarische Boroughs zu creiren, war verschwunden, und so glauben wir nicht zuviel zu behaupten, wenn wir sagen, es gab kein eigentlich legitimes Hülfsmittel. Scheinbar hat man geholfen, aber wodurch?! Dadurch, daß man zu dem ganz revolutionären Grundsatze der Omnipotenz des Parlaments, von dem Blackstone nach de Lolme sagt: es könne Alles, nur nicht einen Mann zu einem Weibe und ein Weib zu einem Manne machen, (Comment. Vol. I. p. 161) seine Zuflucht nahm und mit großer Willkühr den Besitzstand verletzte; aber nachdem dieß vor sich gegangen war und wichtige Grundsätze der englischen Verfassung allerhand modernen Theorien zu Liebe aufgeopfert worden waren, wurde man doch inne, daß der mit der sogenannten Reform beabsichtigte Zweck nur sehr unvollkommen erreicht sey, da in den meisten Städten die Select Bodies unter dem Einfluße der Aristokratie standen. Folglich mußte nun auch an die städtischen Verfassungen Hand angelegt werden. Dieß konnte aber nicht eilig genug geschehen; schnell wurde eine Commission niedergesetzt, und mit Vollmachten versehen, deren Rechtmäßigkeit sich noch sehr in Zweifel ziehen läßt (vrgl. Quarterly Review. Vol. 54. p. 232. und Blackwood, Edinbourgh Magazine N. 250. p. 226.), um den Zustand der Municipalverfassungen Englands bis ins Detail zu prüfen.

(Schluß folgt.)

1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. Von Dr. C. W. Ch. Schütz, Privatdocenten in Tübingen. Stuttgart und Tübingen 1836. 8. 130 Seiten.

2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal. Nro. VI. October 1836. Art. IV. p. 375 — 400. The State and Tendency of Property in France. (Ueber den gegenwärtigen und künftigen Zustand des Grundeigenthums in Frankreich.)

Wir nehmen hier die Betrachtung eines Gegenstandes wieder auf, den wir bereits in einem früheren Blatte (Nr. 47) dieses Jahrgangs, bey Gelegenheit der Anzeige von Bülau's Staatswirthschaft, besprochen haben: die Theilung des Grundeigenthums und die Zerstückelung des Bodens.

Der Verfasser der deutschen Schrift (deren kurze Beurtheilung uns als Einleitung zu den lehrreichen Thatsachen dienen mag, die wir aus dem englischen Aufsatz mitzutheilen gedenken) giebt uns eine etwas ins Breite gehende Zusammenstellung der bekannten Bemerkungen über große und kleine Güter, freye und beschränkte Verkäuflichkeit, Abrundung und Zerstückelung der Grundstücke und

fügt am Ende den Rath bey: freye Gütertheilbarkeit zu gestatten und nur dann Beschränkung eintreten zu lassen, wenn die Vertheilung allgemein zu weit geht. Die Beschränkung sey nothwendig, um „durch einen Kern der Bürgerschaft ein freyes und festes Gemeindeleben und dadurch ein freyes und festes Staatsleben zu erhalten;“ sie müsse aber auf möglichst gelinde, mit den Interessen der Einzelnen möglichst übereinstimmende und ihre Freyheit möglichst wenig beeinträchtigende Weise geschehen (S. 161). Dem zu Folge verlangt er dann (S. 162), daß, wenn es nöthig, sich „eine gewisse Anzahl von Gutsbesitzern für die Untheilbarkeit ihrer Güter zu erklären habe, während der Rest des Bodens dem ganz freyen Verkehr überlassen, doch so, daß wenn auch eine allzugroße den Ackerbau hindernde Zersplitterung der einzelnen Stücke einreißen würde, auch die weitere Vertheilung der einzelnen Stücke untersagt würde.“ Als Normalmaß der gebundenen Güter, das man aber auch nicht viel überschreiten lassen dürfe (S. 164), soll der Gutscomplex gelten, auf dem sich eine Familie mehr als nothdürftig zu ernähren vermag. Für solche Güter sollen übrigens (S. 163) die Vorzüge des Erstgeburtsrechts mit billiger Rücksicht auf die nachgebornen Kinder geregelt werden.

Aber wenn dieß der wünschenswerthe Zustand ist, mit welchem man im Interesse des Ganzen der rücksichtslosen Zersplitterung des Grundeigenthums auf gesetzlichem Wege Einhalt thun kann und muß, so haben wir einen ganz andern Rath. Wer sieht nämlich nicht auf den ersten Blick, daß der Verfasser gerade solche Einrichtungen zur Abhülfe des Uebels zu weit gehender Theilung des Grundbesitzes empfiehlt, wie sie gegenwärtig schon in der Gebundenheit der meisten Bauerngüter neben walzenden Grundstücken bey weitem im größern Theile von Deutschland bestehen? Statt daher diesen, das Fortkommen der Familie und „das Gemeindeleben“ sichernden Zustand, das Werk alter Vorsicht und Weisheit, zu stören und was im Interesse des Ganzen eingerichtet ist, dem rohen und unwissenden Eigennutz der Einzelnen in die Hand zu geben, möchte es um ein Gutes einfacher seyn, die freye Verkäuflichkeit des Bodens, wie bisher, so auch fernerhin nur in der Nähe von Städten zu gestatten, wo der Landbau mit dem Spaten allein lohnt, und dem Kleinbesitzer sich Nebenverdienst genug darbietet; da aber, wo der Landmann mit seinem Unterhalt ganz auf den Landbau angewiesen ist, den jetzigen Zustand der Gebundenheit im Ganzen zu erhalten und nur diejenigen Aenderungen in demselben zu begünstigen, welche das Interesse des Ganzen wie des Einzelnen zugleich fördern. Hierunter rechnen wir vor Allem die Arrondirung der Güter, die gerade nur da denkbar ist, wo die Gebundenheit des Besitzes die Zusammenlegung der zerstreuten Grundstücke wünschenswerth macht, während bey freyer Verkäuflichkeit Jeder hierin einen Nachtheil finden und wünschen wird, seinen Grundbesitz in vielen Parzellen in der ganzen Flur zerstreut zu haben, damit jedes einzelne Grundstück möglichst viele Käufer finde. Unter dieser Beschränkung lieber die bestehende Gebundenheit beyzubehalten, als später, wenn die empfohlene Freygebung des Güterhandels üble Wirkungen äußert, doch nur eben denselben Zustand, so gut es gehen mag, wieder herzustellen, rathen indeß noch einige Umstände, die, wie in andern Schriften über Gütertheilung, so auch von dem Verf. der vorliegenden deutschen Arbeit, übersehen worden. Jetzt hat man Güter von der verschiedensten Größe, wie sie das Bedürfniß und die Kaufkraft der Kauflustigen erheischt; giebt man die Verkäuflichkeit in Stücken bis zu einem Minimum zu, so hat man blos noch gebundene Güter von der Größe des Minimums. (Vollends dann, wenn man dem Rath des Hrn. Dr. Schütz folgt, dieses Minimum nicht viel überschreiten zu lassen!!) Jetzt sind die Wirthschaftsgebäude jedem Gutscomplex angemessen; erlaubt man den Wegverkauf von Grundstücken, so werden sie zu groß und bilden eine Last für den Besitzer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben ꝛc.

2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

(Fortsetzung.)

Der Hauptpunkt aber ist der, daß gegenwärtig Keiner sich beklagen kann, wenn er nur im Ganzen veräußern darf, was er als Ganzes erworben; denn wenn er es wohlfeiler abgeben muß, als er es in Stücken verkaufen könnte (was indeß seine Gränze hat, wie wir früher gezeigt haben, und wie sich unten aus französischen Erfahrungen bestätigen wird), so hatte er es ja auch wohlfeiler erworben, als es in einzelnen Parzellen möglich war. Nur derjenige erleidet eine Minderung seines Vermögenswerthes, der bey freyer Verkäuflichkeit des Bodens zusammengebrachte Güter nicht wieder in Stücken verkaufen darf; denn was er theuer erworben, findet forthin nur zu niedrigen Preisen Käufer. Führt daher die von den Meisten jetzt anempfohlene Freygebung des Handels mit Grundstücken einmal zu der fast eben so allgemein zugestandenen Nothwendigkeit der Wiederherstellung wenigstens einer Anzahl gebundener Güter von bestimmter Größe, so ist dann das neue Verbot des theilweisen Verkaufs der Grundstücke ein um so größerer Eingriff in das Vermögen der Betroffenen, als es gerade in jeder Gemeinde nur Einzelne sind, die man dem Zwang unterwirft, während die übrigen Besitzer von freyverkäuflichem Boden sich desto besser befinden, je mehr in Folge jener neuen Bindung das Ausgebot einzelner Grundstücke abnimmt.

Es ist übrigens den Vertheidigern der freyen Theilbarkeit des Bodens bey ihrem Rathe selbst nicht recht wohl zu Muth; sie zeigen durchweg wenig Vertrauen auf ihre Heilmittel, auf den Fall daß ihr neues Regime zum Siechthum führen sollte, und sind alle eher geneigt, andere Wirkungen von ihm zu erwarten, als die Zerstückelung der Grundstücke und die Verkleinerung des Grundbesitzes. Wirklich läßt sich auch denken, daß wenn einmal die Zersplitterung so weit gekommen, daß der Anbau der Bodenfleckchen gar nicht mehr lohnt, und die Besitzungen so klein geworden, daß keine Familie sich mehr auf ihnen nähren kann, das Zusammenkaufen der Parzellen und die Vereinigung der kleinen Gütchen in große wieder möglich würde; allein gerade bey dieser Folge verweilen sie nicht gerne, weil sie die übelste von allen wäre; denn nun schlüge ja die Maßregel, welche den allgemeinen Erwerb von Grundstücken erleichtern und die Zahl der Besitzer vermehren sollte, in ihr Gegentheil um und neben wenigen großen Grundeigenthümern bedeckte das Land eine Schaar vermögensloser Taglöhner; ein Zustand, den wohl kein umsichtiger Mann statt unserer jetzigen mittelgroßen und kleinen Bauerngüter neben einzelnen großen Besitzungen herbeywünschen wird. Im Ganzen tröstet man sich daher mit der Hoffnung, die Erwerblust aller Einzelnen und ihre Einsicht in den eigenen Vortheil werde schon von selbst das günstigste Maß der Güter erhalten und darauf hinwirken, daß zu große Be-

sitzungen zerschlagen, zu kleine in mäßige vereinigt, zerstückelte gehörig arrondirt würden.

Um nun über die Richtigkeit dieser Annahme zu entscheiden, müßte man Erfahrungen besitzen aus Ländern, wo der Verkauf des Bodens längere Zeit hindurch völlig frey gegeben war. Solche Erfahrungen bietet aber eben der obenangeführte englische Aufsatz aus Frankreich dar. Nach ihrer Erwägung werden wohl nur Wenige noch zweifeln, was auch bey uns von der Freygebung des Handels mit Grundstücken und von der Einsicht der Privaten in ihren eigenen Vortheil zu erwarten stände. Wir glauben daher den Lesern dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, wenn wir den Hauptinhalt des Artikels (hier und da besser geordnet), unter Einfügung eigener Bemerkungen, hier mittheilen. Die Erwartungen und Vorschläge, welche sein Verfasser am Schlusse macht, werden uns dann noch Gelegenheit geben, einen Blick auf das System der grundherrlichen Abgaben zu werfen, das in Deutschland so weit verbreitet und so wenig verstanden ist.

In ganz Europa, außer England, wurde der große Grundbesitz, der durch das Lehenwesen entstanden, während der Entwickelung des heutigen bürgerlichen Wesens mehr und mehr verkleinert, und kam großentheils in die Hand der Bürgerlichen. In England begünstigen ihn die Sitten und die Institutionen und so hat er sich unter den Fortschritten der Freyheit erhalten. Auch in Gewerben und Handel hat dort der Charakter des Volks und die Eigenthümlichkeit seiner wirthschaftlichen Verhältnisse zur Anhäufung von Reichthümern geführt, die nicht weniger kolossal sind, als die Landgüter. Ein Baumwoll-Manufakturist versendet jährlich mehr Waare als ganz Mühlhausen, ein englisches Eisenwerk erzeugt im Durchschnitt zehnmal so viel als ein französisches, Whitbreads Brauerey liefert jährlich 300,000 Barrels (etwa 750,000 bayerische Eimer). Ein Marchand de nouveautés in London setzt jährlich für eine Million Pfund Sterling Waare um.*) Und so sehr entsprechen große Unternehmungen dem Geiste der Nation, daß die Ostindische Compagnie ein Land von 100 Millionen Einwohnern unter ihre Botmäßigkeit bringen und beherrschen konnte, ohne die Eifersucht der Staatsregierung zu erregen. Alle politischen, religiösen und industriellen Revolutionen Englands haben die Anhäufung des Reichthums begünstigt. Er entstand durch die Eroberung im eilften Jahrhundert, vermehrte sich durch Kirchenraub im sechzehnten und wuchs durch die Theilung der Gemeinheiten im achtzehnten**). Indem die Revolution von 1688 dem Parlament die höchste Gewalt in die Hand gab, bekleidete sie eigentlich die Aristokratie mit derselben. So kam noch die Macht zum Reichthum, der überdieß mit der Industrie anschwoll. Selbst die Pachter erwuchsen zu einer Aristokratie, wie die Verpachtung im Kleinen seltener wurde. Die kleinern Grundbesitzer und Pachter wurden Taglöhner, denen man entweder Almosen reichen, oder eine neue Welt zu erobern geben mußte, die Welt der Gewerbe und des Handels.

In Frankreich dagegen herrschte auch zur Zeit der großen Güter der Anbau des Bodens im Kleinen vor und lange vor 1789 begann die Zersplitterung der großen Güter in Folge der Verschwendung des Adels. Dieß bedauert schon Arthur

*) Seit einigen Jahren beginnen indeß in Paris, zunächst in diesem Handelszweig, die Hotels eben so die Magazins zu verdrängen, wie von den letztern die Boutiques verschlungen worden. Der Marchand de nouveautés Delisle zahlt jährlich 25,000 Frcs. Miethe und setzt für 6 Mill. Frcs. Waare um.

**) Fürs erste darum, weil die Gemeinheiten nach dem Maßstab des Grundbesitzes vertheilt wurden und dann, weil die kleinen Besitzer und Häusler, die nur wenig erhielten, mit dem Weidetrieb die Möglichkeit verloren, Vieh zu halten und nun ihre Ackerstücke zu verkaufen gezwungen waren; wozu noch der Umstand beytrug, daß wer selbst Grundstücke besaß, nicht gerne als Pächter genommen wurde.

Young, da er nirgend weniger Armuth fand, als wo große Güter bestanden. Die Revolution wirkte wie eine Eroberung und neue Vertheilung des Bodens. Boden, an 2000 Millionen Frcs. werth, wurde in 420,000 Stücken verkauft, die jetzt gegen 4 — 5 Millionen Parcellen betragen. Im Allgemeinen darf man behaupten, daß sich jetzt die große Zahl der Landbewohner in Frankreich besser befindet, als vor 1789; aber die Folgen der fortschreitenden Verkleinerung der Besitzungen und der Zerstückelung der Grundstücke werden immer bedenklicher. Die Beschränkung des freydisponibeln Theils des Grundbesitzes auf ein Viertel hat mehr als Hinderniß der Zusammenhaltung, denn als Hemmniß der Theilung der Güter gewirkt. Auch hat die gleiche Erbtheilung weniger Nachtheil in einem Lande, wo die Familien so wenig Kinder haben wie in Frankreich. Die Hauptsache ist, daß der Geist der Nation dem großen Grundbesitz feind ist, weßhalb denn die Napoleonischen Majorate, sammt den Substitutionen Carls X. im Jahre 1830 rasch verschwanden. Große Güter hatten sich wohl während der Restauration in der Hand der entschädigten Emigrirten gebildet; allein neben ihnen nahm die Zerstückelung noch mehr zu. Ein Grund ist auch der Mangel an reichen Kapitalisten. In England macht der große Reichthum so Vieler Güter von 3 — 600 Acres leicht verkäuflich und bey einem Verkauf in Theilen giebt man die Stücke selten unter 50 Acres, was in Frankreich schon ein mittelmäßig großes Gut bildet. Hier findet man für große Güter zu wenig zahlungsfähige Liebhaber und muß sie daher in kleinen Stücken den kleinen Kapitalisten zugänglich machen. Auch verwendet der Bauer jedes kleine Ersparniß lieber auf Zukauf eines Fleckchens Boden als auf Verbesserung der Felder, die er schon besitzt. Diese Sucht, etwas Land zu besitzen, hat in der Revolution die Chaudronniers zur Güterdismembrirung und zum Verkauf der Materialien der demolirten Schlösser im Großen veranlaßt. Allmählich warfen sich Bankiers, Agenten, Notare, Advokaten, kleine Zinswucherer und reichere Bauern auch auf die Mittelgüter und erst seit ein paar Jahren läßt die Wuth der Zerstückelung etwas nach. Aber noch jetzt nennt das Volk solche Unternehmer von Gutsdismembrationen „die schwarze Bande“. Indem die immer weiter gehende Zerstückelung den Boden immer mehr Käufern zugänglich machte, stieg allmählich der Werth desselben bis auf's Hundertfache des Reinertrags, was denn freylich nur der geben kann, der seine eigene Arbeit nicht anschlägt. Im Departement de la Creuse wandern alljährlich gegen 25000 junge Leute als Bauarbeiter nach Paris und die 200 Frcs., die Einer im Durchschnitt zurückbringt, wender er gleich auf den Kauf eines kleinen Grundstücks. Auch die Bürger von Städten, wo Gewerb und Handel geht, legen ihr Ersparniß gerne in Land an. Werden kleine Güter in Erbschaften getheilt, so geschieht selten ein Abkauf einzelner Interessenten mit Geld, sondern in der Regel verlangt Jeder seinen Antheil von jedem Stück in Natur. So wirkt das Gesetz der Gleichheit, wenn Unwissenheit und Selbstsucht es auslegen. Heyrathen ergänzen wohl das Vermögen, nicht aber die Güter.

(Fortsetzung folgt.)

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: etc.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

(Schluß.)

Die Sache hatte indessen doch zu große Eile, als daß man hier das reichhaltige Material, welches man vorfand, zu einem wahrhaft würdigen Resul-

tate hätten verarbeiten können. Es mußte vor allen Dingen berichtet werden, damit die von der radicalen Partey, der die Minister als Werkzeuge dienen mußten, aufgestellten Principien schnell verwirklicht werden konnten. Dieß ist denn auch geschehen; man hat die bisherigen städtischen Verfassungen ganz und gar umgeändert, indem hauptsächlich das numerische Verhältniß der Einwohner zur Richtschnur für diese neuen Anordnungen gedient hat. Der Report selbst hat im gegenwärtigen Augenblicke, da die städtischen Verhältnisse bereits durch eine Parlamentsacte völlig umgewandelt worden, keine praktische Bedeutung mehr. Es umfaßt derselbe im Ganzen 3072 Folioseiten, wovon die 49 ersten für die eigentliche Berichterstattung bestimmt sind, woran sich dann zunächst einige statistische Tabellen über die verschiedene Verfassung der einzelnen Städte und ihre Population anschließen. Diese Tabellen sind angefertigt nach einer Eintheilung, welche die mit der Prüfung dieser Verhältnisse beauftragten Commissarien unter sich gemacht hatten. Zu diesem Zwecke war England in neun meistentheils nach den Weltgegenden benannte Bezirke (Circuits) getheilt worden; unter diesen bildete London einen eigenen District (London-Circuit), eben so auch die nächste Umgegend der Hauptstadt (Home-Circuit). Die Zahl der Commissarien belief sich auf zwanzig, unter ihnen befand sich auch Sir Francis Palgrave, als Schriftsteller bekannt, der in einer eignen Abhandlung unter dem Titel: Observations on the Principles to be adopted in the Establishment of New Municipalities, the Reform of Ancient Corporations and the Cheap Administration of of Justice — durch seine Abneigung gegen die städtischen Corporationen sich besonders zu jenem Geschäfte qualificirt zu haben schien. Allerdings traf dieß in so fern zu, als Sir Fr. Palgrave wegen seiner wissenschaftlichen Erudition vielleicht allein unter jenen Commissarien zu einem hinlänglichen Urtheil über diese Verhältnisse fähig war. Das Urtheil nun, welches er auf Grund seiner Prüfungen gefällt hat, ist aber dahin gegangen, daß die Commission bey ihrem ganzen Report im höchsten Grade willkührlich und oft sehr ungenau verfahren ist, so daß er sich veranlaßt fand, einen besondern Protest gegen den Report einzulegen, der (80 Folioseiten stark) ebenfalls auf Befehl des Parlaments gedruckt worden ist. Allein dieser Protest hat Nichts gefruchtet, und man hat auf eine revolutionäre Weise die ganze bisherige englische Städte-Verfassung umgeworfen, und eine andere an die Stelle gesetzt, über deren Wirkungen einige wohl zu beherzigende Worte in Blackwood's Edinbourgh Magazine Nr. 251. p. 307. nachgelesen zu werden verdienen. So läßt sich denn überhaupt nicht läugnen, daß man den Ausspruch Burleighs zu bewahrheiten angefangen hat: „England kann nicht anders als durch das Parlament zu Grunde gerichtet werden."

Zum Schluße aber möge noch ein Blick auf den Report oder vielmehr auf seine Anhänge geworfen werden, um sie zu beurtheilen, in wiefern sie einen wissenschaftlichen Werth darbieten. Wir können nicht läugnen, wäre eine solche Commission, die dießmal durch radikale Partheyzwecke veranlaßt wurde, niedergesetzt worden, um die städtischen Verfassungen Englands zu einem wissenschaftlichen Zwecke zu prüfen, so müßte man dieß für sehr erfreulich gehalten haben. In diesem Falle wäre man vielleicht auch etwas anders bey der Anordnung der einzelnen dabey in Betracht zu ziehenden Gegenstände verfahren, und hätte auch wohl Urkunden selbst mit aufgenommen. Dieß ist nun freylich nicht geschehen, und so haben wir uns denn auch in unsrer früher schon (Bd. 2. S. 68) ausgedrückten Erwartung, in diesen Anhängen zu dem First Report die wichtige Urkunde Heinrichs VI. für die Stadt Kingston upon Hull zu finden, getäuscht gesehen. Indessen enthalten doch die, fünf Bände bildenden Anhänge ein überaus schätzbares Material, welches, wenn man es an Ort und Stelle in Verbindung mit dem Buche von Merewether und Stephens benützen könnte, äußerst brauchbar für eine vollständige und gründliche Bearbeitung der Geschichte der englischen Städteverfassung seyn würde.

Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben ꝛc.

2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

(Fortsetzung.)

Der Vereinigung des zerstückelten Bodens steht der hohe Werth der einzelnen Stücke entgegen, der besonders daher rührt, daß Jeder seinen Nachbar hindern kann, sein Grundstück zu vergrößern. Einzelne Stücke kann Jeder kaufen, Keiner, mit aller Beharrlichkeit, mehr ein großes Gut arrondiren, weil ihm alsbald ungeheure Preise gemacht werden, sobald man seinen Wunsch wahrnimmt*).

Dazu kommt, daß wo auch große Güter bestehen, man sie doch häufiger im Kleinen verpachtet, als im Großen. Der Kleinpächter bietet höheren Pachtzins und dieser giebt dem Gut höhern Kaufwerth. Die Verschlechterung des Bodens und die Unsicherheit der Rente wird dabey zu wenig bedacht. Auch die Notare begünstigen mehr die Verpachtung im Kleinen, weil sie ihnen mehr Gebühren einträgt. Selbst die ehedem so wohl bebaute la Beauce in der Nähe der Hauptstadt ist jetzt mit ärmlichen Kleinpächtern bedeckt.

Bereits im Jahre 1826 bewies der Minister Villèle der Pärskammer, daß von 1815 — 1825 die Zahl der Steuerquoten über 1000 Fr. um $\frac{1}{3}$, die von 1000 — 500 um $\frac{1}{4}$, die Quoten zwischen 500 und 100 Fr. um $\frac{1}{5}$ abgenommen, dagegen die Zahl der Quoten unter 20 Frcs. um $\frac{1}{7}$ zugenommen habe. Im Jahre 1827 gab es nur mehr 40,000 Wähler in Frankreich, die 500 Fr. Steuer zahlten. Im Jahre 1815 gab es mit Inbegriff der Häuser 10 Millionen Steuerquoten (Cotes foncieres); 1833: 10,896,682. Nach den statistischen Documenten des Handelsministers*) beträgt das steuerbare Land 49,803,609 Hectares, die vertheilt sind in 123,360,338 Stücke und 10,896,683 Steuerposten bilden; jede Steuerquote hat also 12 Parcellen und eine Parcelle im Durchschnitt 40 Ares (etwa $1\frac{1}{3}$ bayerische Morgen). Allein bedenkt man, daß dieß die Mittelgröße eines Stückes ist, so läßt sich leicht bemessen, daß sehr viele weit kleinere vorhanden seyn müssen. Dieß lehren schon die Verkaufsanzeigen. Im Juny und Julyheft des Journal des Petites Affiches finden sich aus dem Departement de la Seine 15 Steuerposten verkauft, deren größter 17 Ares ($\frac{1}{2}$ Morgen), einer nur 1,02 Ares ($\frac{3}{100}$ Morgen). Im Departement de l'Aisne ist das Gut eines Minorennen von etwa 30 Morgen in 34 Stücken ausgeboten, von denen einige 25—6

*) Nichts beweist mehr die Gedankenlosigkeit, mit welcher manche Leute Modelehren nachbeten, als die gleichzeitige Anerkennung der Vortheilhaftigkeit der Arrondirung und der völlig freyen Zerstückelung der Grundstücke. Wir haben früher schon aus allgemeinen Gründen auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht und hier findet sich nun die thatsächliche Bestättigung unserer Behauptung.

*) Documens statistiques sur la France. Publiés par le ministre du commerce. 1835. Paris.

Frcs. Werth haben. Auf dem Weg von Paris nach St. Germain schneidet die projektirte Eisenbahn auf 13,948 Metres 1502 Parcellen, die 998 Besitzern gehören, so daß auf 1 Stück nicht 9 Metres kommen. Welche Hindernisse muß dieß jedem großen gemeinnützlichen Unternehmen in den Weg legen, besonders da diese Kleinbesitzer meist ohne Bildung und Einsicht in ihre wahren und dauernden Interessen sind. Diese excessive Zerstückelung ist übrigens nicht Folge des höhern Preises der kleineren Stücke. Denn auch in der Umgegend von Paris gilt der Boden am meisten, wo noch im Durchschnitt die größten Parcellen sind (so in den Gemeinden les Batignolles und Clichy), am wenigsten in Colombes, Nanterre und Chatou, wo 4, 7 und 8 Ares ($\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{4}$ Morgen) die mittlere Größe der Grundstücke sind*). Nicht weniger getheilt ist der Boden in andern Departements. So macht in den Gemeinden das Departement du Var schon eine Grundsteuer von 15 Centimes wahlfähig, was ein Eigenthum von 60 — 80 Fr. Werth voraussetzt. In der größern Zahl der Gemeinden unter 500 Einwohner ist der Durchschnitt des Municipal-Wahlcensus 2 Fr. 75 C.**); was mögen dann erst die kleineren Steuerposten betragen? Um indeß das Ideal der Zerstückelung des Bodens zu sehen, braucht man nicht über das Weichbild von Paris hinauszugehen; schon in Argenteuil, 3 Stunden von Paris findet es sich ausgeführt. Diese Gemeinde bildet eine kleine Stadt, ohne Wirthschaftsgebäude, ohne Pflug; alle Morgen ziehen die Einwohner mit dem Spaten auf's Feld, das von ferne wie ein Kleid aus tausend Fleckchen und Streifen erscheint. Wein, Kraut, Kartoffeln wird durcheinander gebaut und Jeder hindert den Andern an der Zusammenlegung seiner Grundstücke. Gemeinsame Fußwege würden zu viel Land kosten; lieber gestattet Jeder seinen Nachbarn das Recht, in jeder Richtung über sein bebautes Feld zu gehen! Die 1550 Hectares der Gemeinde sind in 38,835 Parcellen getheilt, wobey also der Durchschnitt $\frac{1}{3}$ Morgen ist. Darunter sind aber

492	Stücke	von 70	Centiares *)	mit 62	Cent.	Ertrag	
491	„	„ 40	„	„ 21	„	„	
1525	„	„ 25	„	„ 5	„	„	
1526	„	„ 45	„	„ 9	„	„	
1561	„	„ 70	„	„ 6	„	„	
2534	„	„ 62	„	„ 32	„	„	

Ein solches Stück von 5 Cts. Ertrag, also von wenig über 4 Frc. Werth, giebt wohl nicht über 1 Cts. Steuer; allein die Notiz, welche der Steuereinnehmer am Anfang des Finanzjahrs jedem Steuerpflichtigen zufertigt, kostet 5 Cts. Gebühr, also mehr als den ganzen Ertrag des Grundstücks nach Abzug der Steuer!

Bey solcher Zerstückelung wird es unmöglich, den Uebergang des Bodens von einem Besitzer an einen andern ordentlich zu verbriefen; die Gerichtstaxen würden seinen Werth verschlingen. Nur außergerichtliche Contracte sind über den Besitzwechsel möglich, die keine Sicherheit gewähren. Das Eigenthum fällt zurück in eine Art Naturzustand, wo der gute Glaube des Käufers und Verkäufers den einzigen Besitztitel bildet. Um dieß an einem Beyspiel einzusehen, nehme man an, 4 Ares (die durch-

*) Auch diese Thatsache läßt sich bereits aus der allgemeinen Betrachtung des Interesses der Grundbesitzer voraussehen und so haben wir schon in Nro. 47 und 48 gezeigt, daß die Zerstückelung zu einem Punkte führen muß, wo der Werth der durcheinandergeworfenen Fleckchen Land wieder sinkt gegen den Werth größerer Stücke und es muß die Differenz um so auffallender werden, je mehr die Zusammenlegung eines mäßigen Grundstücks erschwert ist, je besser sich also diejenigen befinden, denen die angemessenene Größe ihrer Felder den Landbau erleichtert und wohlfeiler macht.

**) Compte-rendu au Roi, sur les Elections Municipales par le Min. de l'Inter. 1834.

*) 1 Ar ist etwa gleich $\frac{3}{50}$ bayer. Morgen.

schnittliche Größe eines Grundstückes in Argenteuil) werden zu 200 Frcs verkauft, so hat der Käufer zu zahlen:

Droits d'enregistrement	12 Fr. 10 Cts.
Honoraires de notaires, Stempel ꝛc.	11 „ 50 „
Transcription du greffe des hypothèques	19 „ — „
Purge d'hypothèque	80 „ — „
Im Ganzen also	122 „ 60 „

Wird dann das Grundstück vielleicht von einer Wittwe verkauft, die mit einem Minorennen gemeinsam besitzt, so ist eine Ratification nöthig, die 12 Frcs. kostet; oder verkauft ein Ehemann ein Grundstück seiner Frau, so muß ihm diese procuration en minute ausstellen, die ebenfalls 12 Frc. kostet. Alle diese Verhandlungen und Documente sind gleich nothwendig, das Grundstück mag 25 Centiares groß, und 10 Fr. werth seyn, oder 500 Hectares betragen und 1 Mill. Fr. gelten, und alle kosten in allen Fällen gleich viel, mit alleiniger Ausnahme der Einregistrirung, deren Gebühr sich nach dem Kaufwerth richtet!

Kein Wunder, daß man in der Gemeinde Argenteuil lange Jahre hindurch alle Erbtheilungen und Verkäufe auf dem Privatwege (à l'aimable) vornahm, wobey vom neuen Besitzer öffentlich keine weitere Notiz genommen wurde, als daß sein Name statt des vorigen in die Steuerliste kam. In seiner Unwissenheit hielt er sich dadurch für gesichert; eigentlich war aber sein einziger Schutz gegen Betrug die allgemeine Kenntniß, welche die tausend Gemeindemitglieder von allen einzelnen Vorgängen in der Gemeinde hatten. Als unter der Restauration diese Umgehung der Gerichtstaxen bekannt wurde, erschien ein Beamter zur Eintreibung der seit 20 Jahren angefallenen Gebühren; er wurde aber mit Steinwürfen fortgetrieben. Die Verwaltung mußte nachgeben, und jetzt begnügt man sich, daß die Besitzänderung unter Beyziehung eines Notars, gegen Zahlung der Einregistrirungs-Gebühr geschehe; — die Hypotheken-Verhandlungen unterbleiben, wegen der hohen Gebühren. Aber eben dieß erhält jeden Käufer 30 Jahre lang in beständiger Unsicherheit!

Diese übertriebene Zerstückelung des Bodens hat in der Gemeinde Argenteuil wohl seit 20 Jahren die Bevölkerung stationär erhalten (4500 Seelen); allein die Nähe von Paris bietet manche Vortheile, welche die sonst nothwendig werdenden übeln Folgen des Kleinbesitzes aufheben. Der Stadtdünger dient zur Verbesserung der Felder; Obst und Wein findet in der Stadt rasch Absatz; an Gelegenheit zu Nebenarbeiten fehlt es nicht. So wird es möglich, daß eine Famile auf 1 — 2 Arpens (in 20 — 30 Stücken) eigenen und 1 Arpent gepachteten Feldes auskommt.

Wo Nebenarbeiten und Pachtstücke fehlen, verarmt eine Gemeinde bey solcher Theilung des Bodens. So findet es sich im Dorfe Crosville im Departement de l'Eure. Hier ist der Nebenerwerb blos der Bettel, den Anfangs nur die Aermsten, später Alle betrieben, so daß jetzt die Bewohner des Dorfes von Zigeunern sich nur durch den festen Wohnsitz unterscheiden. Sie verzichten auf die Ehe und leben in Gemeinschaft der Geschlechter; die Kinder werden gemeinsam ernährt und zur Mitversorgung der Colonie auf den Bettel getrieben. Wer heirathet, wird als Abtrünniger geprügelt: denn mit Recht erscheint ihnen das häusliche Band als Haupthinderniß des Vagabundenlebens. Solche oder ähnliche Verwilderung muß überall eintreten, wo es bey unbeschränkter Vertheilung des Bodens an Nebenerwerb fehlt. Auch Irland lehrt dieß. *)

*) Einige Thatsachen aus dem First. Report from H. M. Commissioners for inquiring into the condition of the poorer Classes in Ireland. 8. July 1835 würden darthun, daß es dort hie und da nicht viel besser steht; wir versparen aber deren Anführung auf eine andere Gelegenheit.

Uebrigens darf man nicht übersehen, daß in einem so demokratisch gesinnten Volke, wie die Franzosen, die Vermehrung der Grundbesitzer eine wichtige Garantie für die Wiederherstellung und Erhaltung der Ordnung bot; so wie, daß es dort an andern sichern Gelegenheiten fehlt, Ersparnisse anzulegen. England ist bedeckt mit Sparkassen, Banken und Fabriken, Eisenwerken, Handels-Unternehmungen, an denen man als Actionär Theil nehmen kann; reicht seine eigene Staatsschuld nicht aus, so ist London der Weltmarkt für den Papierhandel. All dieß fehlt in Frankreich; oder der Landmann mißtraut doch. Die französische Bank hat nur an zwey Orten Zweigbanken, die Sparkassen enthalten nicht über 80 Mill. Frcs., die bereits das Bedürfniß der Regierung übersteigen; das Kapital der Städte genügt überall dem beschränkten Gewerb und Handel; die Staatsschuld ist ganz in Pariser Händen: was sollten also die Landbewohner mit ihren Ersparnissen anfangen? Ueberdieß ist es nicht genug, daß Credit, Fabrikation, und Handel sich allmählig über das Land verbreiten: der Landwirth muß auch im Stande seyn, die Vortheile zu würdigen, die sie ihm darbieten; was erst dann eintritt, wenn eine bessere Erziehung mehr Schulbildung in den Dörfern verbreitet, und den selbstsüchtigen isolirten Landmann überzeugt, daß auch er nur durch Vereinigung mit Andern seinem Besitz den höchsten Werth zu geben vermöge.

Sieht man überhaupt ab von den üblen Folgen, die sich zu zeigen anfangen, so läßt sich nicht läugnen, daß der französische Landmann in Folge des leichten Erwerbs von Grunstücken, seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fleißiger, sparsamer, auch wohlhabender geworden ist; aber der Abweg steht offen, und ist wie gezeigt, an vielen Orten schon betreten. Dabey sieht man bald ein, daß es eigentlich nicht sowohl die Verkleinerung des Besitzes, als vielmehr die Bewirthschaftung des Bodens im Kleinen ist, was Nachtheil bringt; besonders weil die Zerstückelung der Felder eine so nutzlose Zersplitterung der Arbeit veranlaßt. Ohne auf die Frage näher einzugehen, ob der Anbau im Großen oder im Kleinen vortheilhafter, ist doch so viel gewiß, daß Einer nirgend weniger verdienen kann, als wenn er für eigene Rechnung ein Tagwerk Ackerland in 20 zerstreuten Parcellen mit dem Spaten anbaut; so wie, daß gartenmäßiger Anbau auch zusammenhängender Grundstücke nur in der Nähe großer Städte lohnt, wo man Dünger kaufen, und die Gartengewächse absetzen kann. Wo dieß fehlt, kann er nicht concurriren mit größern und mittlern Gütern, denen bey genügendem Kapitale die verschiedenen Bedingungen günstiger Production, Vieh, Dünger, Manchfaltigkeit der Erzeugnisse, Maschinen, Frachtmittel und rechtzeitiger Absatz, zugleich zu Gebot stehen.

Wenn sich nun aber in Frankreich die kleinen Güter nicht wohl mehr in mittlere und größere zusammenbringen lassen, wäre es nicht möglich, den Kleinbesitz fortzuerhalten und doch dabey das Land in größern Wirthschaften zu bebauen? Ist es nicht möglich, das Eigenthum zu theilen, ohne den Boden zu zerstückeln und im Kleinen zu bewirthschaften? In der That findet sich eine Einrichtung, deren Verbreitung zur Lösung dieser Aufgabe führen könnte.

In manchen Cantonen Frankreichs verpachten nämlich die Grundbesitzer ihre größeren oder kleineren Feldstücke an einzelne größere Besitzer oder Pächter, welche nun alle zusammen im Großen bewirthschaften und arbeiten bey diesen als Taglöhner. So beziehen sie regelmäßigen Lohn und ihr Grundstück giebt ihnen größern Reinertrag als in eigenem Anbau. Gewinnen einmal die kleinen Landwirthe die rechte Einsicht in ihre eigenen Interessen, so muß dieser Gebrauch allgemeiner werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben ꝛc.

2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

(Fortsetzung.)

Dabey kann die Theilung des Grundbesitzes sehr weit gehen, ohne daß darum die Agricultur durch Zerstückelung der Felder und Verkleinerung der Wirthschaften leidet. Es ist nämlich gar nicht nöthig, daß bey dem theilweisen Verkauf eines Grundstücks auch wirklich ein Stück von demselben abgeschnitten werde; demjenigen, der seinen Antheil nicht selbst bebauen will, genügt es vielmehr, wenn er einen idealen Theil des Grundstücks besitzt, den er nach Belieben veräußern kann. Auf solche Weise nähme der Grundbesitz die Form an, welche bey Banken, Bergwerken, Eisenbahnen, und andern ähnlichen Unternehmungen vorkommt, wo gemeinsame Verwaltung eines vielfach zerstückelten Eigenthums unumgänglich ist und die wirkliche Theilung des Gesammtvermögens das ganze Unternehmen vernichten würde. Große Güter müßten demnach in Actien getheilt und für Rechnung der Actionäre bewirthschaftet werden. Insbesondere scheint die in Frankreich häufiger vorkommende Société en commandite hier zweckmäßig zu seyn und manche Bedenklichkeiten zu beseitigen, welche bey der eigentlichen Actiengesellschaft, der anonymen, statt finden, da sie ausser den nur zum Belauf ihrer Actien verpflichteten Commanditaren, die bey der Verwaltung keine Stimme haben, noch eine Anzahl von Associés en nom, oder Garanten besitzen, welche für die ihnen allein anvertraute Geschäftsführung mit ihrem ganzen Vermögen verantwortlich sind. *)

Bekanntlich werden auch bereits Musterwirthschaften in Frankreich von solchen Gesellschaften betrieben, und im Laufe dieses Jahres bildete sich eine Société en commandite zum Ankauf und der Bewirthschaftung des Landguts St. Hippolyte, 24 Stunden von Paris, von 3550 Morgen. Das Kapital beträgt 2 Mill. Frcs. und eine Actie 5000 Fr. Der Prospect des Unternehmens verspricht $7\frac{1}{2}$ proc.; wenn sich aber auch nur 5% realisiren, so ist dieß doch schon mehr, als jetzt der Boden abwirft, wo er höchstens 3% giebt. Bey solchem Ertrag würde die Begierde, Grundbesitzer zu werden, sich wohl noch erhöhen; es wäre aber keine Zerstückelung der Felder mehr nöthig, um Jeden an dem Grundbesitz theilnehmen zu lassen, während zugleich die Ver-

*) In den englischen Actiengesellschaften ohne Charter ist jeder Actionär mit seinem ganzen Vermögen verantwortlich: daher, nicht von dem vermeintlichen übergroßen Speculationsgeist der Engländer, rührt das Vertrauen, das die Joint-stock-companies genießen. In den seltenen, mit Charter versehenen Gesellschaften ist, wie in den unsrigen, kein Theilhaber über den Belauf seiner Actie verbindlich. Bey diesen darf daher genaue Staatsaufsicht über die Führung der Geschäfte der Gesellschaft nicht fehlen, wenn nicht das Publikum bey ihnen große Gefahr laufen soll. Solche Aufsicht ist aber nicht überall möglich; weßhalb denn ein großer Theil unserer neueren Actien-Gesellschaften einem Engländer nicht viel besser denn als Schwindeleyen vorkommen müssen.

käuflichkeit des Bodens ohne Störung seiner Bewirthschaftung ungemein erleichtert wäre.

Jetzt ist fast kein Landwirth im Stande, seine Wirthschaft durch Aufnahme eines Anlehens zu erweitern, da der Leihzins 5 — 7% ist, der Ertrag des Bodens aber nur 3%; daher ein schlechtes Jahr den Borger leicht zu Grunde richtet. Und bey so hohem Zins ist doch der Darleiher noch immer ungünstig daran, da seiner Hypothek oft gesetzliche Hypotheken vorhergehen, und die gerichtliche Verfolgung eines Pfandrechts mit tausend Beschwerden und Förmlichkeiten verbunden ist. Keine Verbesserung des gegenwärtigen Hypothekenwesens in Frankreich vermöchte den Real-Credit so sehr zu heben, wie das erwähnte Actiensystem. Zwar liegt in beyden Fällen die Sicherheit in dem belasteten Boden; aber die Land-Actie (action foncière) bietet dem Besitzer den Vortheil, jeden Augenblick über sein Kapital verfügen zu können, während die Hypothek nur nach unbestimmter Zeit dasselbe wieder schafft.

Die Bewirthschaftung großer Güter in solcher Weise, würde eine ähnliche Wirkung äußern, wie die Theilnahme zahlreicher Kapitalisten an den Staats-Darlehen; je mehr es auch den kleinen Kapitalisten möglich würde, ihre Ersparnisse in Landactien anzulegen, desto weiter würde sich das Interesse verbreiten für den innern Frieden, unter welchem allein jene Verbindung von Arbeits- und Kapital-Kräften gedeihen kann. Ob freylich die Möglichkeit, welche sich auf solche Weise jedem darböte, Arbeiter und Besitzer zu seyn, wirklich dem demokratischen Wunsch der Gleichheit entspräche, welcher insonderheit nach 1830 wieder so laut geworden, lassen wir dahin gestellt; entschieden aber wird man es wohl für unmöglich halten, daß Landleute, die zugleich als Actionäre an dem Gute betheiligt wären, auf dem sie als Taglöhner arbeiten, darum fleißiger und aufmerksamer seyn würden, als andere. Der Verf. dachte sich hier vielleicht den Fall, wo alle Actionäre zugleich Arbeiter wären; allein auch hier würde immer jeder Einzelne das Interesse haben, lieber aus dem Fleiße der übrigen viel Rente zu beziehen, als durch eigene größere Anstrengung seinen eigenen Zustand kaum merklich zu verbessern.

Wie dem auch seyn mag, jedenfalls ist es von Interesse, wahrzunehmen, daß der Verkehr selbst Formen ausbildet, welche der Aufgabe entsprechen: die Theilung des Grundbesitzes bey der Integrität der Guts-Complexe und ihrer Bewirthschaftung möglich zu machen. Es erhellet daraus, daß wenn irgend ähnliche Einrichtungen sich bereits vorfinden, sie auf ein tief liegendes Bedürfniß hinweisen, das am Ende mitten unter der sinnlosesten Zerstückelung der Felder und Verkleinerung der Wirthschaften sich mit unwiderstehlicher Gewalt geltend macht. Solche Formen der Theilung des Ertrags und Werths des Bodens, unter Forterhaltung der Wirthschaften, die ihn bestellen, liegen nun in den grund- und zehentherrlichen Verhältnissen und in den alten Grundzinsen. Bey aller Manchfaltigkeit der Ansprüche, welche der grundherrliche Verband mit sich bringen kann, lassen sich doch alle, wie auch die Zehenten auf jährliche Reichnisse reduciren, so daß sie mit den Grundzinsen übereinstimmen; das Obereigenthum erscheint dann nur als Hülfsmittel der Zusammenhaltung der Güter und als Executions-Befugniß der Renten. *)

Es genügt daher, von der anscheinenden Manchfaltigkeit dieser Gefälle hier abzusehen, und blos die einfachen Grundrenten ins Auge zu fassen, welche auf einem Guts-Complexe im Ganzen haften mögen, der eben dieses Anspruchs wegen nicht ohne Genehmigung des Rentenbesitzers zerstückelt werden kann.

(Schluß folgt.)

*) Wir übergehen in dieser rein ökonomischen Betrachtung das patriarchalische Verhältniß zwischen Grundherr und Grundholden; da es bey den Staatsgrundholden in den Hintergrund tritt und bey denen des Adels im vollen Maaße nur da statt findet, wo der Adel auf seinen Gütern wohnt.

Histoire naturelle des animaux sans vertèbres, par A. de Lamarck. Deuxième édition, revue et augmentée de notes présentant les faits nouveaux dont la science s'est enrichie jusqu'à ce jour, par MM. Deshayes et Milne Edwards. Paris, 1835 — 1836. Vol. I. II. IV. VI. VII. in gr. 8.

Die Bearbeitung einer zweyten Auflage, sobald sie nicht von dem Verfasser selbst ausgeht, ist allemal ein schwieriges Unternehmen für einen Andern, wenn mittlerweile in der Wissenschaft bedeutende Veränderungen vorgegangen sind. Nimmt nämlich in einem solchen Falle der Verf. selbst eine gänzliche Umarbeitung des Buches vor, so ist es immerhin sein Werk; es bleibt aber nicht mehr das seinige, das als solches bereits Anerkennung gefunden und deshalb auch eine neue Auflage nothwendig gemacht hat, wenn ein Anderer diese Umarbeitung vornimmt und die Aenderungen, wie es Schinz bey der Uebersetzung von Cuvier's Règne animal gethan hat, gleich in den Text einflicht. Um nun das dem Verf. Eigenthümliche von dem des spätern Herausgebers zu scheiden, ist es immerhin am Gerathensten, den Text des Erstern unverändert abdrucken, und in Anmerkungen und Nachträgen die Verbesserungen und Zusätze folgen zu lassen. Auf diese Weise ist alsdann zwar das Eigenthum eines Jeden gesondert, dafür aber kann der Nachtheil nicht vermieden werden, daß häufig genug die Noten des spätern Herausgebers mit bloßer Widerlegung des Textes sich zu befassen haben.

Bis jetzt sind von dieser neuen Ausgabe Lamarcks 5 Bände erschienen. Der erste Band enthält die Einleitung und die Infusorien; der 2te die Polypen; der 4te die Apteren, Dipteren, Hemipteren, Lepidopteren, Hymenopteren, Neuropteren, Orthopteren und Coleopteren; der 6te und 7te die Muscheln (Conchifera Lam.) und den Anfang der Schnecken (Mollusca Lam.). Die Durchsicht der Einleitung der Echinodermen und der Mollusken hat Deshayes übernommen; die Durchsicht der von Lamarck sogenannten apathischen Thiere, abgerechnet die schon erwähnten, ferner der Arachniden, Krustaziten und Anneliden rührt von Milne Edwards her; wer die Revision der 6füßigen Insecten besorgt hat, ist nicht angegeben.

Unter allen Klassen von wirbellosen Thieren, welche Lamarck bearbeitet hat, ist sein erster, die Infusorien behandelnd, am weitesten hinter dem gegenwärtigen Standpunct zurückgeblieben. Dieß spricht sich gleich in seiner Definition dieser Klasse aus: „Os distinctum nullum; organa specialia interna determinabiliaque nulla." Welch zusammengesetzter Bau ist uns seitdem nicht von diesen mikrokosmischen Wesen durch Ehrenbergs Arbeiten bekannt geworden! Diese legt denn auch Milne Edwards durchgängig zu Grunde, und bemüht sich in Zusätzen, so weit es sich schicken will, sie an den Lamarckischen Text anzupassen und denselben darnach zu berichtigen. Indeß die Grundlagen sind zu verschieden, als daß ein Versuch zur Ausgleichung auf einen besondern Dank zählen könnte.

Anders ist es mit dem zweyten Bande. Obschon Lamarcks Klasse der Polypen keineswegs eine natürliche ist, so ist seine Arbeit über die Korallenthiere noch immer als die hauptsächlichste über die systematische Eintheilung derselben nach Gattungen und Arten anzusehen, daher auch in den meisten Sammlungen die Korallenthiere hiernach aufgestellt sind. Milne Edwards hat viele, zum Theil wichtige Zusätze gemacht.

Ueber den vierten Band, die 6füßigen oder eigentlichen Insecten behandelnd, äußern sich die Herausgeber, in der Vorrede zum ersten Theile, folgendermassen: „Die Entomologie konnte keine solchen Zusätze erlangen, wie wir sie uns bey den andern Klassen vorgesetzt haben; diese Wissenschaft, von Lamarck in den Jahren 1816 u. 1817 bearbeitet, war damals noch nicht zu einer so großen Menge von Arten, Gattungen und selbst Familien, wie heut zu Tage, angewachsen. Um diesen Theil der Naturgeschichte der wirbellosen Thiere aufs Niveau der gegenwärtigen Kenntnisse zu bringen, hätte man den Zusätzen mehrere Bände widmen müssen, und selbst nach einer undankbaren und hartnäckigen Arbeit wäre es uns, behindert durch die methodische Anordnung von Lamarck, unmöglich gewesen, etwas hinlänglich Genügendes darzubieten, das nach den schönen Arbeiten von Latreille und andern Gelehrten, welche alle Entomologen in ihren Händen und seit längerer Zeit denen unsers Autors vorgezogen haben, noch nützlich seyn könnte. Wir haben

deshalb beschlossen, die ganze Klasse der Insecten unberührt zu lassen, mit Ausnahme jedoch der allgemeinen Bemerkungen, bey welchen es uns möglich war, sehr nützliche Zusätze anzubringen.“ Diesen Entschluß kann Ref. nur billigen, da Lamarck's Arbeit über die Insecten gewiß es nicht ist, welche seinem Werke eine zweyte Auflage verschafft hat. Daß die Herausgeber übrigens mit nützlichen Zusätzen sich nicht angestrengt haben, ergiebt schon eine flüchtige Durchsicht dieses Bandes.

Bey weitem die wichtigste Abtheilung des Lamarckschen Werkes ist die, welche den Weichthieren gewidmet ist, und wovon im sechsten und siebenten Bande der neuen Auflage bereits die Conchifera und ein Theil der Mollusca uns vorliegen. Deshayes hat diese Klasse mit besonderer Sorgfalt behandelt. Ausser der Revision der Gattungen hat er sich insbesondere mit der der Arten befaßt, und bey den sichern Species die neueren Synonomen nachgetragen, die älteren, wo es nöthig war, berichtigt. Auch hielt er es nicht für undienlich, die ziemlich große Anzahl neuerer, sehr interessanter Arten, insofern ihre Beschreibung von guten Abbildungen begleitet wäre, den von Lamarck aufgeführten beyzufügen. Durch dieses letztere Vorhaben hat Deshayes die Anzahl der Arten, sowohl lebender als fossiler, sehr vermehrt, das Werk in der zweyten Auflage also noch viel brauchbarer gemacht als in der ersten, und er hat hiebey auf sehr viele ausländische, auch deutsche, Schriftsteller Rücksicht genommen, was noch immer bey den Franzosen nicht allgemein üblich ist. Am verdienstlichsten wäre es freylich gewesen, wenn Deshayes die ganze neuere Litteratur berücksichtigt hätte, wie dieß z. B. hinsichtlich der Testacea Brasiliensia, welche viele neue Arten mit vorzüglichen Abbildungen enthalten, nicht geschehen ist.

Um diejenigen Arten von Lamarck festzustellen, welche aus Mangel an Synonymie und wegen ihrer nur zu oft unbestimmt und schwankend angegebenen Merkmale nicht wieder sich erkennen ließen, war eine Vergleichung der Originalien, nach welchen jener Naturforscher seine Beschreibungen entworfen hatte, nothwendig. Diese Exemplare waren in zwey Sammlungen zu suchen, in der öffentlichen des Museums, und in der Privat-Sammlung von Lamarck, welche schon seit geraumer Zeit der Herzog von Rivoli an sich gekauft hat. Die erstere wurde Deshayes zur Disposition gestellt, und war von großem Nutzen, da fast alle Muscheln von Lamarck bestimmt und die Namen von seiner Hand geschrieben sind. Die ehemalige Privatsammlung Lamarck's dagegen, ungleich bedeutender als die des Museums, zu vergleichen, gelang seinen Bemühungen nicht, so daß hiedurch Deshayes gehindert wurde über viele dieser zweifelhaften Arten genügende Aufschlüsse zu geben. Wenn er übrigens der Meynung ist, daß er in dieser Beziehung in besonderem Nachtheile gewesen wäre gegen die vielen Fremden, welchen es gegenwärtig gestattet wäre, in der Lamarckschen Sammlung sich Noten zu entwerfen und die Gegenstände zu examiniren und zu vergleichen, so weiß doch Ref. auch einen Fall, wo einem solchen Fremden vor mehreren Jahren zwar recht gefällig die Sammlung zur flüchtigen Durchsicht gezeigt, zur Vergleichung und zum Entwerfen von Bemerkungen jedoch später keine Gelegenheit, obschon er darum sich bewarb, gegeben wurde.

Wiewohl nun Deshayes auf diese Weise verhindert war, alle Lamarckschen Arten zu verificiren, so hat er doch diesen Mangel reichlich durch die Aufführung so vieler anderer neuer Arten ersetzt, daß seine Arbeit den Naturforschern bey Bestimmung von Conchylien große Dienste leisten wird.

Berichtigungen.

In dem Aufsatz: Uebersicht der neuesten Leistungen in der Mineralogie von Hrn. Professor Dr. von Kobell Nr. 179. u. d. f. sind nachstehende Druckfehler zu verbessern:

S. 406 Z. 21 lies: Kibdelophan, statt: Kubdelophon.
S. 409 Z. 5 lies: wichtiger, statt: richtiger.
S. 418 Z. 6 von unten lies: Heinrich Rose.
S. 419 Z. 14 von unten lies: Kersten, statt: Karsten.
S. 420 Z. 10 und 11 ebenso Kersten.
S. 424 Z. 10 lies: Sukow, statt: Suckuw.
S. 426 Z 9 lies: Kupfenspath, statt: Kupferspath.
S. 428 Z. 2 lies: Mineralsystems, statt: Universalsystems.
S, 428 Z. 4 lies: Anhydrit, statt: Anchydrit.

S. 607 ist statt des Titels: „das Thierreich ꝛc.“ zu setzen: Die Farben der Blüthen. Eine chemisch-physiologische Abhandlung von Dr. L. Clamor Marquart.

(Schluß.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 262. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben ꝛc.
2) British and Foreign Review or European Quarterly Journal.

(Schluß.)

Wie nun hier diese Bindung wirkt, und wie sie demjenigen keine Last auflegt, der ein Gut bereits als unzerstückelbares kauft, haben wir im Eingang zu diesem Aufsatz kurz dargelegt. Daß aber bey der Zusammenhaltung der Güter und dem ungestörten Fortgang ihrer Bewirthschaftung die theilweise Veräusserung derselben statt finden konnte, bewirkte das System der Grundrenten. Durch dasselbe ist eine Theilung des Grundeigenthums möglich gemacht, ohne daß wirkliche Zerstückelung der Besitzungen nöthig ist und jeder Antheil kann seinen Besitzer wechseln, ohne daß die Bewirthschaftung des Bodens gestört wäre.

Die Rentenberechtigten, Zins-, Grund- oder Zehentherrn, stehen in einem ähnlichen Verhältniß zu dem Grundbesitzer, der den Boden bewirthschaftet, theils, wie die obenangeführten Besitzer von Grundstücken, welche sie zu gemeinsamer Bewirthschaftung an einen Pachter, oder Besitzer eigener Felder gegen Pachtzins überlassen, theils wie jene Actionäre zu den genannten Associés oder Geranten. Jenes erhellet leicht daraus, daß der Käufer eines mit Grundrenten belasteten Guts den Kapitalwerth der Rente am Werth desselben lastenfreyen Guts abzieht; er bezahlt den Theil des Guts gar nicht, dessen Ertrag die Grundrente decken muß, sondern überkömmt ihn unentgeltlich, wie ein Pachtstück, kann ihn aber auch so wenig wie dieses verkaufen.

Wie der kleine Eigenthümer, der Grundstücke Anderer pachtet, um eine größere oder einträglichere Wirthschaft zu führen, als er bey seinem beschränkten Vermögen auf eigenem Boden vermöchte, so ist es dem Besitzer eines kleinen Kapitals möglich, ein den Anforderungen vortheilhafter Bestellung eher entsprechendes größeres Gut zu erwerben, wenn es mit Grundlasten beschwert ist, und wie jener Pachter den Gesammtgewinn zu beziehen, den die größere Wirthschaft nach Abzug der Pacht- oder Grundzinsen übrig läßt. Aber er befindet sich besser, als der Pächter, da ihm das Grundstück nicht, wie diesem, entzogen werden kann, so lange er seinen Zins richtig bezahlt. Hiedurch nähert er sich den Geranten von Gutsverwaltungen, welche in der Hand von Actionären sich befinden; nur ist er auch besser daran, als diese, weil er bestimmte Zinsen und nicht eine mit dem Ertrag steigende Dividende abzugeben hat, während doch Herkommen oder Vertrag ihm bey Mißärnten Nachlässe zugestehen. Wie übrigens diese Actiengesellschaften der Landwirthschaft größere Stetigkeit gewähren, als die Zuhülfnahme fremder Kapitale im Wege aufkündbarer Anlehen, haben auch die Grundrenten vor den Leihzinsen Vortheile für den Grundbesitzer durch ihre Unaufkündbarkeit, für den Rentenbesitzer durch die leichte Verkäuflichkeit der Kapitale.

In letzterer Beziehung haben sie sogar vor Landactien den Vorzug, daß ihr Verkaufswerth, weil sie für sind, nicht, wie der Werth der Actien, mit dem Steigen und Fallen des Gutsertrags, sondern blos mit dem Fallen oder Steigen des Leihzinses zu- und abnimmt. Dieser Vorzug der Grundrenten für den Berechtigten ist aber ein Nachtheil für den Rentenpflichtigen, und in dieser Beziehung sind ihm Leihkapitale vielleicht erwünschter. Steigt nämlich der Leihzins, so ist dem Grundbesitzer in der Regel durch wachsende Preise der Erdfrüchte auch höhere Zinszahlung möglich, und so drückt es

ihn wenig, wenn ihm der Zins seiner Anlehen gesteigert wird; fällt dagegen der Zinsfuß, so ist dieß meist mit einem Sinken des Gutsvertrags im Ganzen verbunden, wo es ihm denn sehr willkommen seyn muß, den Zins seiner Leihkapitale mindern zu können. Freylich setzt dieß Einfachheit und Wohlfeilheit der Gerichtsverhandlungen voraus, die sich nirgend in dem Maaße finden, daß der kleine Grundbesitzer von jenen günstigen Umständen profitiren könnte; auf der andern Seite bewirkt der unvernünftige Schutz, den die Gerichte so gern dem säumigen Schuldner angedeihen lassen, daß der Grundbesitzer, wenigstens der kleinere, auf Hypotheken theurer borgt, als der Kaufmann auf blos persönliche Sicherheit. Damit behauptet denn das System der Grundrenten seine Vorzüge auch in dieser Beziehung. Unter seinen Arten ist übrigens für den Landwirth die vortheilhafteste diejenige, welche es seinem Belieben heimstellt, nur einen Theil des Grundeigenthums selbst zu erwerben und zum Theile unvertreibarer Pächter seines Gutes zu seyn, oder voller Eigenthümer des lastenfreyen Guts zu werden. Dieß ist der Fall, wenn wohl er die Ablösung der Renten anbieten, der Rentenberechtigte sie nicht verlangen kann oder will. Bey weitem der größte Theil der Besitzer von mit Grundrenten belasteten Gütern, alle Grund- und Zehentholden des Staats nämlich, befinden sich dermal in Bayern in dieser so vortheilhaften Lage, da die Staatskasse alle Gefälle ablösen läßt, auf ihrer Seite aber kein Aufkündigungsrecht anspricht.

Wie weit sich indeß in gegebenen Ländern die grundherrlichen und verwandten Verhältnisse diesem günstigsten Zustande nähern mögen, so viel geht aus unserer Betrachtung mit Bestimmtheit hervor, daß das System der Grundrenten und die Erhaltung der Guts-Complexe durch Hinderung ihrer Zersplitterung einem wesentlichen Bedürfniß des Landbaues entspricht, das selbst in dem Lande wieder sich geltend macht, wo im politischen Delirium alle jene ältern Bande und Gliederungen der verschiedenen Ansprüche an den Boden gelöst, und dem unwissenden Eigennutz der Einzelnen wieder überlassen worden, das Grundeigenthum fast von aller Staats-Garantie zu entkleiden und den Boden in einen Zustand zu versetzen, wo er aufhört, mit Nutzen angebaut zu werden. Die ersten Schritte zur Ausschließung willkührlicher Zerstückelung und zur Begründung geregelten Anbaus führen auch dort wieder zu Formen, ähnlich denen, welche der Mißverstand so oft als Hindernisse des Landbaues verruft. Nur daß jetzt die Vielen und Aermern die Grundherren seyn sollen, und der Wohlhabende der Landwirth. Wie viel zweckmäßiger unsere althergebrachte Einrichtung, wo der Minderbemittelte in der Aussicht auf eigene Wirthschaft und in der Führung derselben den gehörigen Sporn zum Fleiß und Erwerb fühlt, der dort dem taglöhnernden Landactionär fehlt; und wo die Vielen den Boden bewirthschaften, während es auf der einen Seite vergleichungsweise nur Wenige sind, die ausser dem Staate als Rentenberechtigte am Grundeigenthum theilnehmen, und auf der andern die große Zahl der selbstständigen mittlern und kleinen Landwirthe nur wenige eigentliche Taglöhner erfordert.

F. B. W. Hermann.

Grundriß der Pflanzengeographie mit ausführlichen Untersuchungen über das Vaterland, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Kulturpflanzen, welche den Wohlstand der Völker begründen. Von F. J. F. Meyen, Dr. Philos. et Medic. und außerordentl. Professor an der k. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Mit einer Tafel. Berlin 1836. Haude und Spenersche Buchhandlung. 8. X. u. 478 S.

Durch diesen Titel wird auch der genügsamste Leser wenigstens dazu berechtiget, ein wohlgeordnetes, dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft entsprechendes Handbuch der Pflanzengeographie zu erwarten. Der Hauptcharakter eines Grundrisses oder Handbuchs soll aber unsres Dafürhaltens doch wohl darin liegen, daß der Verfasser die historisch gegebenen Thatsachen in seiner Sparte klar und in zweckmäßiger Verbindung als Lehrsätze darstellt, und dieselben wo möglich durch eigene zu gleicher Evidenz erwiesene Erfahrungen bereichert. Herr Prof. Meyen scheint hierin von anderen Principien auszugehen. Er stellt seine Meinungen voraus und benutzt die Erfahrungen seiner Vorgänger nur da, wo sie diesen zur Seite stehen. Demnach dürfte dem Buche wohl richtiger der Titel „Ansichten über Pflan-

zengeographie“ zugetheilt worden seyn. Aber auch solche, von einem Manne gegeben, der durch vieljähriges Studium und große Reisen sich einen Schatz von Thatsachen eigen gemacht hat, würden wir mit größtem Danke annehmen, wären sie nur gehörig überlegt und verarbeitet. Leider ist aber das ganze Buch so flüchtig zusammengetragen, daß, hielten wir Herrn Meyen nicht aus andern Arbeiten höher, als er sich selbst in dem vorliegenden Werkchen, wir dieses als einen mißlungenen Versuch völlig mit Stillschweigen übergangen hätten. Man kann fast keine Seite aufmerksam durchlesen, ohne auf Uebereilungen oder Nachlässigkeiten zu stossen, die gerade bey einem Manne, der außerdem sich eine Stimme in der Wissenschaft erworben hat, schon als Geringschätzung des Publikums nicht ungerügt bleiben können. Zum Beweise des Gesagten nur wenige Beyspiele, wie sie das erste schnelle Durchblättern des Buches in großer Menge zur Hand giebt.

Betrachten wir zuerst den Theil, welchen der Vers. „Geschichte der Kulturpflanzen, enthaltend Untersuchungen über das Vaterland, die Verbreitung, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Kulturpflanzen, welche sowohl zur Nahrung, als zur Bequemlichkeit, zum Luxus und zum Handel der Völker dienen und deren Wohlstand begründen“, betitelt hat. Er gesteht selbst, daß dieses Thema reichhaltig genug zu einem eignen weitläufigen Werke sey, und entschuldigt sich damit, wenn er eine gewisse Auswahl trifft. Wir wären damit gerne zufrieden, wenn nur die Auswahl besser wäre. Er sagt z. B. in dieser Beziehung S. 405. in dem Abschnitte, der von der Kultur der vorzüglichsten Baumfrüchte handelt, welche zur allgemeinen Nahrung dienen, „er habe nur die Früchte aufführen wollen, welche für gewisse Zeiten mehr oder weniger die alleinige Nahrung der einzelnen Völker ausmachen,“ und läßt vermuthlich deßhalb alle unsre Obstbäume völlig aus, zählt aber dagegen die Pinien und Zirbelnußkiefern auf, weil die Früchte ersterer in Oberitalien zu Markte gebracht, die der letztern aber in der Schweiz, Tirol und Sibirien sehr gewöhnlich zum Essen angewendet werden. Wir können den Verfasser versichern, daß die Zirbelnüßchen in Tirol und der Schweiz nur die tägliche Nahrung der Kreuzschnäbel, nicht aber der Menschen sind und höchstens hie und da als Naschwerk dienen. Noch sonderbarer steht aber hier die guineische Oelpalme (Elaeis guineensis), weil „die Menge von Palmöl, die in unseren Fabriken verwendet wird, von dieser Palme kommen soll! — In demselben Abschnitte S. 391. ist zu berichtigen, daß die zu Dreharbeiten, wie Stockknöpfe, Pfeifenspitzen, u. s. w. verarbeiteten Kokosschalen keineswegs von Cocos nucifera sondern von Attalea compta kommen. Eben so S. 409, daß die Früchte von Bertholletia excelsa nicht in 2, sondern mindestens erst in 7 Monaten reifen, wie schon die kolossale Grösse der holzigen Frucht erwarten läßt.

Der erste Abschnitt der Geschichte der Kulturpflanzen, von S. 339 — 365, behandelt die Getreidearten. Hier ist die Quinoa aufgeführt, aber die afrikanischen Poa- und die Eleusine-Arten fehlen. Ferner heißt es vom Weizen, sein Ertrag sey in Deutschland im Durchschnitt nur 5- bis 6fach; dagegen muß sich wenigstens Süddeutschland sehr verwahren, denn hier ist dieses das Minimum der Weizenerndte. Eben so unrichtig ist die darauf folgende Behauptung, daß der Mais im Verhältniß zu den übrigen Getreidearten so ausserordentlich reiche Erndte gäbe, weil er in den günstigsten Fällen auf die 800fache Aussaat, der Weizen dagegen höchstens auf die 35fache komme. Hiebey ist nämlich das Areal nicht in Anschlag gebracht, welches beyde Pflanzen zu ihrer Entwicklung brauchen und somit vergessen, daß wenigstens 20 Weizenstöcke auf der Grundfläche stehen, die eine Maispflanze braucht. Daher gesteht der Verfasser auch wohl S. 355. selbst, daß der Mais trotz aller Vortheile nicht im Stande sey, die Kultur andrer schon früher angebauter Cerealien zu verdrängen. — S. 346 heißt es weiter: Die Gränze aller Getreide-Cultur ist in den Alpen von Tyrol bey 3800′, in den Tyrolergebirgen bey 4500′! *) Wir müssen dagegen bemerken, daß an vielen Orten Tyrols z. B. um die Seen, wo die Etsch entspringt, die Getreidekultur noch über 5000′ steigt.

S. 359 versucht der Verfasser die Frage, wie die Menschen zum Getreidbau gelangt seyen, dadurch zu lösen, daß er annimmt, sie hätten die Cerealien unbezweifelt an gewissen Orten in ihrer Heimath sehr gesellig und in Masse wild gefunden, und seyen von der Benutzung der wilden Pflanzen allmählig zu ihrer Kultur gekommen. Wir lassen die Hypothese dahin gestellt seyn, können aber die dafür angegebenen Beweise nicht gelten lassen. Hr. Meyen sagt nämlich, einen Beleg dafür habe man an dem häufigen wilden Vorkommen des Reises am Rio Madeira in Brasilien, wo die Wilden häufig die Körner sammelten. Allein, wenn dieses auch wirklich Oryza sativa wäre (die dann immerhin noch aus früherer Zeit verwildert seyn könnte), was Herr von Martius jetzt nicht mehr glaubt, so spräche es noch gar nicht für die obige Hypothese, denn die

*) Vermuthlich soll Letzteres heissen, in den Schweitzergebirgen. Solche Nachlässigkeiten sind gar häufig. So steht S. 248 „daß Island, obgleich es seiner subtropischen Lage nach zu der supropischen Zone gehöre,“ doch noch 2 Bäume besitze ꝛc. und S. 424 wird die Tabaksproduction der Insel Havanna! zu 350,000 Aroben, (die Arobe zu 25 Pfd.) also zu einer Masse von 895 Millionen Pfunden berechnet!

Indianer haben noch durchaus keinen Versuch gemacht, die Pflanze zu kultiviren. Noch übler ist das Beyspiel der Glyceria fluitans bey uns, einer perennirenden und wildwachsenden, nie kultivirten Grasart gewählt, während alle andern Cerealien einjährig und (mit Ausnahme des obigen sehr zweifelhaften Falles) noch nirgends wild gefunden sind.

Der zweyte Abschnitt umfaßt die Kultur der vorzüglichsten Knollenwurzeln. Warum ist hier neben der Oca und andern für uns unwichtigen Nahrungsmitteln nicht die Topinambur aufgeführt; und warum ist denn von den nährenden Wurzeln und Zwiebeln gar nirgends die Rede? Warum fehlen neben der Aracatcha die übrigen nährenden Dolden? Warum ist die ganze wichtige Familie der Cruciferen, die Kohl- und Oelgewächse, Crambe, Cochlearia ꝛc. übergangen?

Der vierte Abschnitt umfaßt die hauptsächlichsten Kulturpflanzen, welche mehr oder weniger zum Luxus dienen. Hieher wird der Weinstock gerechnet! Warum fehlt dann hier und überhaupt der Hopfen? Warum wird der Obstbäume nicht wenigstens in so weit gedacht, als sie den Cyder, dieses für das westliche Europa so wichtige Getränk liefern? Warum erfahren wir so viel über die uns ziemlich gleichgültige Coca und gar nichts über den uns gewiß interessanteren Paraguay-Thee? Und, fast möchten wir in einer neuen Frage die Antwort auf die vorige geben, warum sehen wir bey allen Artikeln über Süd-Amerika ausser Humboldt immer nur Meyen's Reise zitirt, nie aber des trefflichen Pöppig und Rengger's erwähnt? — Warum ist unter den Gewürzen nur der Pfeffer, nicht auch Zimmt, Nelken, Muskatnuß, Vanille, so bst nicht unser Safran abgehandelt? Man sieht aus allem, daß der Verfasser seinen eignen Maaßstab für die Wichtigkeit seiner abzuhandelnden Gegenstände hat.

Wir haben den Anhang über die Nutzpflanzen in unsrer Kritik vorangestellt, weil er am Leichtesten zu übersehen ist. Daß es aber auch den übrigen Theilen nicht an ähnlichen Menschlichkeiten fehle, davon zum Schluße nur noch ein paar Beyspiele: Unter den Pflanzenformen, die von S. 127 — 135 aufgestellt werden, ist die 12te die Form der Laubhölzer. Wie gestalt- und haltlos ihre Grenzen gezogen seyen, davon mag sich der Leser selbst überzeugen; wie läßt sich aber außerdem der Satz rechtfertigen, daß die Laubhölzer mit großen und besonders schön geformten Blättern alle der heissen Zone angehören! Sind die nordamerikanischen Magnolien, die Catalpa, die abendländische Platane, der Tulpenbaum, ja selbst unsere Ahorne in der heissen Zone zu Hause? Wie grundlos ist ferner, S. 159, die Behauptung, daß

die Gattungen der Ericeen (abgesehen von den Epacrideen) ihr Maximum in der südlichen Hemisphäre haben, und nur einzelne Repräsentanten zu uns herüberkommen. Die Gattung Erica prävalirt an Arten auf der Südspitze von Afrika, aber die Familie ist, was die Zahl der Gattungen und zuletzt auch der Individuen betrifft, unstreitig reicher in der nördlichen Hemisphäre. Wie bedeutend ist unter andern nur der Antheil der Ericeen an der nördlichen Polar-Flora! S. 73 wird Sedum acre als charakteristische Sandpflanze angegeben! Eher noch Sedum reflexum. Eben so die Tussilagines! S. 74 sollen Chara-Arten die ersten Gewächse seyn, welche bey uns Stoff zur Torfbildung geben! S. 179 soll Lonicera Xylosteum! (vermuthlich Periclymenum) bey uns der einzige Repräsentant der Lianen seyn. Warum denn nicht unsere Waldrebe (Clematis Vitalba)? S. 240 heißt es, daß auf den Falklands-Inseln Gesträuche in Menge sich finden, welche zu Gattungen gehören, die unserer nördlichen Zone hauptsächlich zukommen, nämlich Rubus-, Arbutus-, Andromeda- u. Empetrum-Arten, deren Beeren hier, wie bey uns, meistentheils zu den wohlschmeckendsten Früchten gehören. Daß dieses ernstlich gemeint sey, ergiebt sich aus einer Parallel-Stelle über Island S. 249, wo es heißt: „Und die köstliche Beere des Vaccinium Myrtillus, uliginosum, oxycoccos und Arbutus Uva ursi geben auf Island wie bey uns ein angenehmes Nahrungsmittel!“ Wir danken recht sehr für diese Kost!

Doch genug der Proben als Belege für unsere oben ausgesprochene Ansicht über die Flüchtigkeit vorliegender Arbeit, welche um so mehr zu bedauern ist, als zugleich auch eine Menge interessanter, theils aus der Reisebeschreibung des Verfassers rekapitulirter theils anderweitig aufgebrachter Thatsachen gegeben wird, die sehr schätzbare Materialien zu einer spätern gründlichern Arbeit darbieten. Möge der Herr Verfasser sich dazu verstehen, uns solche bald zu liefern!

Papier und Druck sind sehr schön, letzterer aber leider durch eine große Menge am Schluße nicht korrigirter Druckfehler sehr entstellt.

Die beygefügte Tafel giebt eine bildliche Darstellung des (jährlichen) Ganges der mittleren Temperatur für verschiedene Zonen.

Mit diesem Stücke wird das Inhalt-Verzeichniß der drey ersten Bände der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Vierter Band.

München,
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1837.

München.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Zweyter Theil. Erlangen, bey K. Heyder 1836.

Wenn die Theilnahme und der Beyfall des Publicums einen Beweis giebt für den Werth und die Vortrefflichkeit wissenschaftlicher oder künstlerischer Hervorbringungen irgend einer Art: so ist der Werth von Rückerts gesammelten Gedichten schon dadurch hinlänglich anerkannt, daß für den ersten Theil in 2 Jahren drey Auflagen nöthig wurden, und daß der hier anzuzeigende 2te Theil bereits in einem 2ten unveränderten Abdruck und zugleich der dritte Band angekündiget sind. Während so die Sammlung der älteren Gedichte rasch fortgeht und sich verbreitet, erfreuet der Dichter zugleich mit jüngeren frischen Gaben der höchsten Reife, wir meynen sein: Beschauliches und Erbauliches aus dem Morgenland; und sein Lehrgedicht, die Weisheit des Brachmanen. Es ist kaum zu zweifeln, daß zumal die letztgenannte Gabe nicht geringeren Beyfall und Eingang gewinne, als irgend ein früheres Erzeugniß des Dichters. Die anziehende Eigenthümlichkeit der Rückert'schen Gedichte muß um so größer und kräftiger seyn, je weniger sie — vielmehr, da sie nichts von demjenigen in sich tragen, wodurch manchmal ephemere Producte auf diesem Gebiete einen Augenblick überraschen und hinreissen; — sie kitzeln weder die Sinnlichkeit, noch fröhnen sie Meynungen der Gegenwart, noch Leidenschaften und Suchten, die entweder in der ganzen Zeitansicht liegen, oder die, obzwar von Einzelnen ausgehend und verbreitet, doch eine große Macht über die Menge erlangt haben und ausüben. Im Gegentheil steht die in den vorliegenden Gedichten durchhin herrschende Gesinnung, Gefühlsweise und gesammte Lebensansicht, ja zum Theil auch das darin vorwaltende Kunstbestreben in vielfachem Widerstreit mit den allgemeinstverbreiteten und gehegten Empfindungen, dunkleren oder klareren Vorstellungen, Begehrungen und inneren wie äußeren, praktischen, wie ästhetischen Tendenzen der Gegenwart. Zu dieser Bemerkung muß jedes Blatt führen, wenn man dabey an viele der gefeyertsten Namen der neueren poetischen Litteratur unseres Vaterlandes denken mag. Wie Rückert's Muse in Bezug auf die Gegenwart ihren eigenen Weg verfolgt, ohne Rücksicht auf herrschende Zu- oder Abneigungen: so hält sie sich auch fern von jeder Nachahmung der Art und Weise früherer lyrischer Dichter unseres deutschen Vaterlandes; sondern sie gehet durchhin ihren eigenen, selbständigen, kräftigen und gewissen, schönen und wohlbemessenen Gang. Dieß wird offenbar, wie schon an den Gedichten des ersten Theiles, so auch an denen dieses zweyten Bandes. —

Er wird eröffnet mit Sonetten und dem Stoff nach verwandten Zugaben bis S. 198, theils schon gedruckten, theils solchen, die wenn schon früher gedichtet, doch jetzo erst im Druck erschienen sind. Vorangehen die Geharnischten Sonette und die Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder, mit denen Rückert zuerst in den Chor der deutschen Dichter eintrat, und einen der ersten, wenn

nicht den ersten Platz einnahm. So sehr sich die Zeiten und die Stimmung geändert haben: so wird doch, sowohl, wer sie jetzo zum erstenmal, als wer sie damals bey ihrem Erscheinen gelesen, von ihnen mächtig ergriffen und fortgerissen werden. Wenn in jener Zeit des noch unentschiedenen Befreyungskrieges, des aufgereiztesten Patriotismus und Feindeshasses jedes Lied, mochte es klingen, wie es eben konnte, sich Beyfall versprechen durfte, so ferne es nur der allgemein herrschenden Stimmung im deutschen Vaterlande entsprach: so mußten vollends die beste und begeistertste Aufnahme und die Gunst des Publikums diese nach Gehalt und Gestalt vollendeten Sonette finden, da sie dem innersten Gefühl und Drang jedes deutschen Mannes und Jünglinges Wort und Ausdruck gaben, da sie den Haß und Ingrimm, den krampfhaften Abscheu und die Wuth wider den allgemeinen Feind, den Schänder des Vaterlandes stürmisch zwar ausströmten, aber immer doch auf eine menschliche, würdige — deutsche — Weise ausströmten, und zugleich erhoben und stärkten, indem sie an alles, was das Vaterland Theures bewahrte, was es Würdiges und Kräftiges in alter und neuerer Zeit gethan und bewundert hatte, erinnerten, und durch alle Mächte der Erde und des Himmels zu Muth, Kampf und Ausdauer stählten. Wie sehr auch die Geharnischten Sonette demnach das Gepräge jener denkwürdigen Zeit an sich tragen; so gewaltig und furchtbar bis nahe zum Kampfhaften hinan in ihnen der Zorn und Ingrimm wider den Zwingherrn gestiegen ist: so schweift doch keines über das Maß, so tragen doch sie alle die edle großartige sittliche Haltung, die allein, selbst bey Spott und Hohn auch dem bittersten Feinde gegenüber, dem Manne ansteht, und desto besser und höher ansteht, je gerechter und größer der Abscheu und Grimm ist. Wenn die Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder an ähnlichen Spott und Schimpf, Hohn und Uebermuth der homerischen Helden in der Iliade, wenn

sie einen Feind verwunden oder erlegen, oder seinen Geschossen entgangen sind und seinen Angriff abgewehrt haben, nicht mit Unrecht gemahnen: so dürfen die Geharnischten Sonette an die Perser des Aeschylus erinnern.

In dieser Tragödie strahlt als in dem schönsten Abbild die höchste griechische Menschlichkeit; — nachdem Aeschylus mit Arm und Faust den furchtbaren Feind glorreich bekämpft und zurückgeschlagen hatte, stellt er seinen Mitbürgern den erhabensten, den rührendsten und ergreifendsten Triumph mit eingeborner Würde, Hoheit und Kühnheit dar; er singt Triumph über den besiegten Feind auf eine wundervoll demüthige Weise im menschlichsten Charakter! Mit nicht minderer Menschlichkeit, Manneswürde und Hoheit singt Rückert, aber nur Vorgefühl und Ahnung des gewissen Triumphes über den erst noch zu besiegenden Feind, über den Gewalthaber, dessen gleichen noch keiner dagewesen war.

Da die alten geharnischten Sonette, so wie die kriegerischen Spott- und Ehrenlieder bekannt genug sind, wenigstens den älteren Freunden der Rückert'schen Muse, so sey aus den „Vorklängen zu den Geh. Sonetten," die S. 167 beginnen, nur eines, das 45te ausgehoben:

Gleichwie die Juden, die ins Joch gebeugten,
Ausziehend aus Aegypti Knechtschaftslande,
Nicht selbst anlangten im verheißnen Lande,
Sondern nur erst von ihnen die Erzeugten;

So lasse sich auch dies Geschlecht nicht deuchten,
Freiheit zu finden, weil es bricht die Bande;
Es muß verbrennen in dem Läutrungsbrande,
Das reine Licht wird erst den Enkeln leuchten.

O dürft' ich nur, wie Du Mann Gottes, Mose,
Dort, da du von Sinai's Wolkenspitze
Das Land, das du auch durftest nicht betreten,

Von ferne sahest, so im dunkeln Schooße
Der Zukunft ich, hell von prophetischem Blitze,
Sehn deutscher Freiheit Land, und stumm anbeten!

Und auch von den jetzo zum erstenmal gedruckten Geh. Sonetten, so schwer auch die Wahl fällt, stehe wenigstens eines hier, S. 177.

Trit auf, Gigant, mein Lied, und schlage Saiten,
Daß Deutschlands Busen jauchzend widerklinge,
Denn es sind ausgeführet worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.

Europas Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, daß ihr Blutstrom springe
In Deutschlands großes Herz, und es durchdringe
Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.

Spiel auf, o Herz, in hellen Melodieen,
Der Rettung Dank, daß du bist neugeboren
Durch tausend, tausend, die ihr Blut dir liehen.

Ruf, daß du lebst, laut in des Himmels Ohren,
Und bleich vor deinem Antlitz müsse fliehen
Der Fürst des Tods, in Corsika geboren.

Bemerkenswerth ist auch noch dieses, wie, im Widerspiel mit Prosa und Vers aus der damaligen Kampfzeit, hier in den Geh. Sonetten der Zorn und Grimm immer nur, oder doch vorzugsweise nur den ruhelosen Dränger und Wütherich schlägt, und kaum oder selten (wie S. 179 im 56. [11.]) das französische Volk angreift, ungeachtet dieses damals von seinem Kaiser gar nicht geschieden werden zu können schien. Und während zu eben derselben Zeit die meisten immer nur Krieg und Krieg schnaubten, oder sich, wer erinnert sich nicht, was für einen tollen Friedensstand ausheckten, wenn sie ja an Frieden denken mußten: so singt Rückert in seinem Festlied S. 33 fgg. am Schluß:

Alle die Völker der Erde zusammen
Haben wacker gerungen;
Aber wer dich bezwungen,
Das sind Gottes geistige Flammen.

Und Gott der Herr sprach:
Daß Friede dem Erdkreis werde,
Ihr Völker der Erde
Hört und thuet danach:

In ehrnes Band
Schlagt mir die Unruhstifterin,
Daß fürderhin
Sie heben nicht könne die frevelnde Hand.

Dann gehet heim, und jeder auf seinem
Sitze, wie es euch ist beschieden,
Sitzt in Frieden,
Und über euch will ich sitzen auf meinem.

Hiemit hat der Dichter Abschied genommen von der politischen patriotischen Poesie im engeren

Sinne, in der er zuerst als einer der edelsten Kämpen und Ritter, mit Gottesmuth und Fülle der Kraft beydes des Geistes und des Herzens geharnischt aufgetreten ist. Während dazumal manche in Wahn und Haß sich versteckten und erstarrten; andere auch wohl von dem neuerwachten Deutschthum und der Vorliebe für die einheimischen Alterthümer fortgerissen bis ins Mittelalter und weiter zurückgiengen und von daher sich Stoff und Sangweisen holten, und sie nachleyerten: so wandte sich Rückert der engsten und weitesten Gegenwart zu; er fand reichen Stoff in dem Leben und seinen Begegnissen, sey's in der Heimat, sey's in der Fremde; vor allem aber fand er den köstlichsten edelsten Stoff in den unerschöpflichen Schachten seines Geistes und Gemüthes, in der Fülle seiner Anschauung und Phantasie und in dem unermüdlichen Fleiß und Ringen, dem Geist der Menschheit und der Völker alter und neuer Zeit in ihren Sprachen und Schriftenthum zu ergründen und in seiner unvergänglichen Menschenthümlichkeit und Wahrheit in sich aufleuchten zu lassen. Er kiesete alle Formen, alte und neue, einheimische wie fremde, durch, um in allen die Wohlgestalt seiner dichterischen Anschauungen und den Reichthum und Wohllaut, die Kraft und Geschmeidigkeit unserer Sprache darzulegen.

So folgen denn hier gleich auf die Geh. Sonette erst 46 Sonette: Agnes Todtenfeyer, nebst mehreren Zugaben in verschiedenen Weisen; sodann 11 Sonette: Rosen auf das Grab einer edlen Frau (vom Jahre 1816 in Stuttgardt) und: Amaryllis, ein Sommer auf dem Land, in 70 Sonetten und einer Zugabe mehrerer anderer Lieder. Beyde, Agnes Todtenfeyer und Amaryllis sind durch Nachdruck und Aufnahme in Sammlungen poetischer Art ziemlich bekannt, daß es keiner Proben aus denselben bedarf; bemerkt mag jedoch werden, durch welche einfache Mittel und Fassung dort ein einfaches gleiches Gefühl der Trauer um eine früher hinüberge-

schiedene Geliebte, hier ein eben so einfaches Verhältniß — unerwiderter Liebe eines jungen Städters zu einem schönen Landmädchen, dort zu einem elegischen Melodram hier zu einem bukolischen Drama oder größeren ländlichen Idyll gestaltet, und die jedermann bekanntesten Anschauungen und Erfahrungen unseres täglichen Lebens in der Fülle der höchsten Verklärung und Schönheit an der Seele des Lesers vorübergeführt werden. So eintönig und uninteressant dort das Gefühl und die Klage über den frühen Tod und Verlust der Geliebten, für sich zu seyn zum Voraus vermuthet werden möchte, so mannichfaltig wird es hier, und immer neu und frisch empfunden, ausgeprägt und ausgestrahlt, dadurch, daß es durch die poetische Fassung in der ganzen Natur wiedergespiegelt wird. Die ganze Natur insgesammt und insbesondere wird zum Träger und Mitgenossen des Gefühles gemacht, das im Dichter herrschet; die ganze Natur wird zur Theilnahme herangezogen, und in diesen Augpunct gefaßt, daß sie, gleich dem Dichter, den Verlust der geliebten Erscheinung empfinde, sie aller Orten vermisse, nach ihrer Wiedergewinnung trachte; — die ganze Natur erscheint nur in diesem Mitgefühl des Schmerzes und der Trauer aufgefaßt. Aus diesem einzigen Puncte wird gewissermassen aller Wechsel und Wandel derselben abgeleitet, gleichsam daraus erklärt, wenigstens irgendwie darauf zurückgeführt. Auf diese Weise wird dieses Gefühl des erlittenen Verlustes bey jedem Gang und Schritt stets erneuert, genährt, erhöht und verklärt; auf diese Weise werden die äußeren Erscheinungen jeder Art mit dem inwendigsten tiefsten Gefühle des Dichters ausgesöhnt, mit diesem in wohlthuenden Einklang gebracht. Jedes Naturding, jedes Vorkommniß, Kraut und Blume, Gras und Baum, Himmel und Erde bekommen, mindestens momentan, eine besondere individuelle Stellung und Aussehen, und athmen ein eigenthümliches, dem Sinne des Betrachters entsprechendes bedeutsames Leben, gleich als ob es ihr eigenes wäre, da es ihnen doch nur zu zeitigem Lehen gegebem ist, wie der Sonnenstrahl am Wasserspiegel sich bricht, und an andern Gegenständen seine Farbenpracht spielen und schillern läßt. Was im Bereich der Natur liegt, braucht die Poesie, und nicht allein, um sich durch von daher entnommene Bilder und Gleichnisse, durch Metaphern, Tropen und Figuren über die Prosa zu erheben; die Natur steht zu der Poesie in einem viel wesentlicheren Verhältniß und Dienst; als Freundin, als mitfühlende Genossin, hier, des Schmerzens, tritt sie der Seele vor die Augen, und schmiegt sich ihr an lindernd, heilend und tröstend. Wenn sie sich in diesem Dienste anbequemt als leben- und gefühlselig zu weben und zu wirken: so mag wohl durch ihre Anempfindung ein ganzes Rosenbeet von Liedern auch aus nur Einem Gefühl aufsprießen, wie hier das der Klage um Agnes Tod ist; was in einem oder etlichen Sonetten und Elegien, sollte man denken, erschöpft seyn muß, das ist hier in 46 Sonetten noch kaum ausgesungen, deren jedes mit immer neuer Kraft und in höherer Frische und Schönheit nachtreibt. Nur ein großes und tiefes Gemüth vermag die Natur so in die Färbung und Leuchtung seines Gefühles aufzunehmen, nur ein sinniger Geist, der festhält an dem Gegenstand seiner Betrachtung, sich nicht zerstreuen lässet, und, stets gesammelt in sich, alle leiseren und offenbareren Regungen des inneren und äußeren Lebens in Einen Brennpunct schöpferisch gestaltender Anschauung zusammenfasset, vermag die verborgensten verschlungenen Bewegungen und Schwingungen des menschlichen Herzens hell und klar mit Reiz und Anmuth, vielfarbig und vielgestaltig in voller Harmonie und Melodie der Sprache zu äußern und gleichsam im Namen seines Volkes und der Menschheit lebendig und anschaulich herauszustellen, und in die Natur und durch sie auch in die einfachste Empfindung und Anschauung, Leben, Bewegung und Handlung zu bringen, und hiedurch wahrhaft dramatisch zu wirken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Zweyter Theil. Erlangen, bey K. Heyder 1836.

(Schluß.)

In dieser Weise ist Agnes Todtenfeyer in hohem Grade dramatisch; — ohne daß für den äußeren Sinn irgend etwas geschieht oder sich verändert, stellt sich ein reiner, menschlicher Charakter in allen feinsten Abschattungen eines Gefühles uns vor die Augen. Ueberhaupt ist eine gewisse dramatische Lebendigkeit und Regsamkeit ein charakteristischer Zug der Rückert'schen Lyrik, und dieß ist wohl darin begründet, daß R. in jedem Moment des Lebens und Daseyns Dichter in vollstem Sinne ist, und alles, was ihn umgiebt, was ihm begegnet, als solcher auffaßt und dabey stets vorwärts schreitet und höher steigt in die Tiefen der Natur und des Geistes, ein geheimes göttliches Leben und Weben allerwärts ahnend und erkennend. In dem Beyziehen der Natur zu Mitgefühl und zur Sympathie gibt sich zumeist kund der orientalische Geist, der ihm von vielen Seiten her beygelegt wird. Auch in der Amaryllis gibt die ländliche Natur, wiewohl sie nur als Beywerk erscheint und mehr zurücktritt, manche Motive zu zierlichen poetischen Bildern. Desto kräftiger und gleichsam in leibhafter Anschauung tritt hier das dichterische Anregniß hervor; jede Stellung, Lage und Haltung der Geliebten, jeder ihrer Schritte und Tritte und Wendungen erzeugt wechselnde Gefühle der innigsten Zuneigung, des Unmuths über die unüberwindliche Gleichgültigkeit, und neue Wendungen der Liebe; jeder Wechsel aber wird sofort in Maaß und Besonnenheit und reiner Sitte gefaßt, daß keinerley Empfindung ausschweife, oder auch nur rhetorisch werde. Das Verhältniß, das da besungen wird, bringt es schon mit sich, daß dieß ländliche Gedicht noch dramatischer wirkt als Agnes Todtenfeyer. —

Ganz von der äusseren sinnlichen Natur abgelöst, und nur im Gefühl und der Verklärung der reinsten edelsten Weiblichkeit gestaltet, aber mit nicht minderer dramatischer und drastischer Wirksamkeit und Erhebung duften und ergreifen die „Rosen auf das Grab einer edlen Frau." Da sie bisher wenig bekannt gewesen, so mögen ein Paar zur Probe hier stehen.

4. Gehöret hab' ich, und ich kann es schauen
An dieser Thränenstürme lautem Tosen,
Daß wol die Vater- und die Mutterlosen,
Und die Gebrechlichen und Altergrauen

Sonst hatten eine Mutter an der Frauen,
Der sie zu Grab jetzt folgen, — für Almosen,
Die sie von ihr empfangen, jetzund Rosen
Aufs Grab ihr streun und Thränen drüber thauen.

Ihr sollt Euch trösten! Auf dem Sterbebette
Hat sie noch ihrer Armen nicht vergessen. —
Wir alle, die wir ihren Heimgang ehren,

Sind Arme, die empfahn an dieser Stätte
Almosen, deren Werth nicht zu ermessen,
Davon die Herzen lang noch können zehren.

5. Der Anblick einer Seele, die in Frieden
Mit Gott, der Welt und sich, des Amtes pflegte
Mit treuer Hand, das Gott in ihre legte,
Und als der Herr sie abrief von hienieden,

Ihm willig folgte, ruhig ernſt entſchieden;
Selbſt noch als ſich um ſie der Jammer regte
Der Ihren, mit dem Troſte, den ſie hegte
In ihrer Bruſt, ſie alle ſprach zufrieden;
Der Anblick, der uns herrlicher und reiner
Erkennen läßt, daß über ſeiner Hülle
Der freye Geiſt beſteht, der wandelloſe;
Das iſt die große, hier wie ſonſt an keiner
Grabſtätte je in alſo reicher Fülle,
An dieſer uns geſpendete Almoſe.

In dieſen und in den übrigen Sonetten dieſes Roſenkranzes iſt das Lebensbild einer lauteren frommen Hausfrau und Mutter mit der eindringlichſten Schönheit gezeichnet; die eindringlichſte Schönheit aber iſt diejenige, wo die ſittliche Schönheit der Seele mit der äſthetiſchen Schönheit der Geſtaltung gepaart iſt. —

Der fünfte Kranz iſt Aprilblätter überſchrieben vom Jahre 1811 und enthält 95 Sonette. Kraft der Empfindung und des Ausdruckes, Schärfe und Richtigkeit der Wahrnehmung und Reflexion im Vereine mit wohlbemeſſener Geſtaltung und Glätte charakteriſiren auch ſchon dieſe Klinggedichte einer Aprilreife, die wahrſcheinlich zu den früheſten dieſes Dichters gehören. Wenn nach einigen Jahrzehenden Eiſenbahnen, Dampfwagen nach allen Richtungen laufen, und ſich kreuzen, was möchte da der Dichter ſagen, der ſchon im Jahr 1811 im Gebirg klagt — hier im erſten Sonett S. 151:

Wohin, ach! ſollen aus des Markts Gewühle
Sich eure Götter retten, wenn die Dichten
Des ew'gen Hains auch unterm Beil ſich lichten,
Qualm des Gewerks auch dämpft die heil'ge Kühle?
Es ſeufzt der Fels, daß ihr ſein Steingefühle
Zerbrecht, um eure Wände draus zu ſchichten;
Der freye Waldbach zürnt, daß er verpflichten
Sich muß, nutzbar zu treiben Rad und Mühle.
Die Echo klagt, daß ſtatt der Heldenlieder
In's orgelnde Gebraus des Sturms gefangen,
Sie jetzt nur hört Geächz des tauben Hammers.
Und ſelbſt die Berge ſchütteln ihre Glieder
In Unmuth, daß ſie dazu ſind gedungen,
Euch auszuſpei'n die Goldſplitter eures Jammers.

In dieſen Reiſeblättern kommen auch die ſchon früher erwähnten Vorklänge zu den Geharniſchten Sonetten und mehrere von dieſen, die damals ungedruckt geblieben ſind, z. B. Theodor Körner S. 171, Papſt Pius S. 172, Siegsbogen und Joch S. 182 u. m. a. Außerdem ſind mehrere andere, theils ältere, theils ſpätere eingeſchaltet z. B. auf Göthes Tod S. 162, das mit dem vorhergehenden 21ten die Würdigung und Anerkennung dieſes Dichterfürſten ausſpricht. Das 71ſte mit einem Exemplar der Amaryllis verräth den Urſprung und Anlaß dieſes Idylls und zeichnet vortrefflich den poetiſchen Kunſttrieb. Im Ganzen ſind hier 255 Sonette gegeben; wohl die größeſte Zahl, die ein deutſcher Dichter in dieſer Sangweiſe geliefert, die für eine der ſchwierigſten gilt, und daher von den meiſten nur als Studium und Kunſtübung verſucht werden; Rückert aber handhabt ſie von Anfang bis zum Ende in der größten Meiſterſchaft, und hat in dieſer Form einen unvergänglichen Schatz mannichfaltiger Art niedergelegt, wie er ſelbſt andeutet in dem 95ſten, worin er das Sonett verabſchiedet:

Sonett, mein Knabe, komm heran! wir wollen
Abrechnen, deine Dienzeit iſt verſtrichen;
Treu ſpieltreſt du mit unveränderlichen
Bemühungen veränderliche Rollen:
Des Feindes Grollen und der Freundin Schmollen,
Den ritterlichen Kampf und minniglichen,
Die Liebe, die erblüht, und die erblichen,
Und was du ſonſt noch haſt vollführen ſollen.
Gern geb ich, willſt du andern Herrn nun dienen,
Das Zeugniß dir: daß du biſt wohl zu brauchen,
Und mit Verſtand zu jedem Zweck zu lenken.
Wohl geh es Dir, als wie bey mir, bey ihnen!
Und daß ſie nie dir einen Fuß verſtauchen,
Und nie die zarten Glieder dir verrenken!

Die nächſte Abtheilung iſt überſchrieben: Italiäniſche Gedichte. Daran reihen ſich: Oktaven und Verwandtes; dann Diſtichen, ferner Sicilianen, und endlich Ritornellen. Alle dieſe Gedichte ſcheinen in die Zeit des Aufenthaltes des Dichters in Italien zu fallen. Hier in

dem heitern von der Natur gesegneten Lande der Künste, der Architektur, der Mahlerey, der Musik u. s. w., dem Wallfahrtsorte der Künstler, hier macht auch der Dichter seine Studien, durch die sich sein Gesichtskreis erweitert, sein Blick schärft, der Sinn verfeint, das Urtheil berichtigt und das plastische Talent erhöht und glättet. Die meisten Gedichte der erwähnten Abtheilungen beziehen sich daher der Form wie dem Stoff nach auf das schöne Südland, ohne daß jedoch der Heimat vergessen wird; man sehe z. B. S. 205: Unter den deutschen Künstlern in Rom, bey der Feyer des 18. October 1817; und S. 211 An Blandusia's Quell u. m. a. Unter allen wenn auch wie schönen Anschauungen und Formen jenes üppigen Landes mahnen im Herzen erwachende Anklänge ans deutsche Vaterland; so z. B. S. 213 in dem Lied: Aus der Jugendzeit, welches den Freunden des Gesangs vermuthlich schon durch Schneiders Composition, so wie andere durch Fröhlichs Persische Gaselen in Musik gesetzt, bekannt sind. Merkwürdig ist das „Griechenlied" S. 222, welches mehrere Jahre vor dem Aufstand des griechischen Volks gedichtet, mit der prophetischen Aufforderung schließt:

So wahr das Kreuz die Welt besiegt,
So wahr der Mond der Sonn' erliegt;
So wahr mit Gott und unserm Heiland
Macht frey dis Land und jedes Eiland!

Unter den mannichfaltigen Formen und Nachbildungen, die da mit Glück versucht werden, Oktaven, Sestinen, Assonanzen ꝛc. wird auch eine künstliche Minneweise S. 229 und eine Provenzalische S. 227 angestimmt; letztere beginnt:

Schöne Frau, an euren holden Augen,
Augen, die der Seele Feuer sind,
Laßt mich süße Todesschauer saugen,
Saugen, wie des Lebens Milch ein Kind;
Saugen,
Wie des Lebens Milch ein Kind,
Schöne Frau, an euren holden Augen!
Schöne Frau, aus euren frischen Lippen,
Lippen, deren Anblick macht gesund,
Laßt der Liebe süßes Gift mich nippen,
Nippen, wie die Bien' aus Blumenmund;
Nippen
Wie die Bien' aus Blumenmund;
Schöne Frau, aus euern frischen Lippen u. s. w.

In der alten Roma und auf dem klassischen Boden Italiens war zu vermuthen, daß der Geist den Dichter auch ins Alterthum zurückführen, daß er ihm mancherley Erinnerungen wecken, ihn auch antike Weisen zu versuchen treiben würde. Doch sind von den antiken Rhythmen nur der Herameter und das elegische Versmaß gebraucht, welche auch allein von allen in unsrem Sprachboden zu bekleiben und Wurzel getrieben zu haben scheinen. Unter der Aufschrift Distichen sind daher enthalten, theils Hymnen wie an die Nacht, theils erotische und elegische Sinngedichte; aus der griechischen Anthologie und aus Martial einige theils nachgebildete, theils übersetzte Epigramme und höchst anmuthige Idyllen, wie z. B. der wiederhergestellte Haushalt, Galatea, Rodach ein Denkmal der Gastfreundschaft u. a. In wie reicher Fülle aber auch Italien die Ueppigkeit seiner Natur zur Schau stellen, wie es durch seine Kunstschätze aller Orten anziehen mag, alle das reicht nicht hin, des Dichters Gemüth und Phantasie ganz auszufüllen und allein zu beschäftigen; wie jenes an der Heimat hängt, so schafft diese in der sonnenhellen Gegenwart noch ihr eigenes Reich des Zaubers und der Schönheit in den 100 Oktaven, Sicilianen überschrieben. Diesen sind einige Uebersetzungen aus dem Sicilianischen beygegeben, unter denen das 9te Stück durch sinnreichen Witz der Andacht überrascht, und an manche andere Lieder der Art zumeist bey den älteren spanischen Dichtern erinnert. Wer in Italien recht einheimisch ist, wer namentlich den Charakter, die Sitten und Sangweisen des Volkes auf dem Lande dort kennt, der wird sich besonders an den Ritornellen erfreuen, die ihm vergegenwärtigen können, was er dort ähnliches witzige und spitzige, erotische, bald muthwilliges und schelmisches, bald

schmollendes und herbes, behagliches, heiteres und sinniges singen gehört haben mag.

In den zwey noch übrigen Abtheilungen: den Vierzeilen in persischer Form und den Gaselen finden wir den Dichter schon in den Orient eingedrungen. Die ersten Gaselen scheinen größtentheils dem Dschelaleddin Rumi nachgebildet; weiterhin aber je mehr die Form gewältiget und geschmeidiget ist, desto mehr leuchtet auch der freye große selbständige Geist des deutschen Dichters heraus. Unter den vielen vortrefflichen werden wohl die meisten Leser von der 13. und 14. Gasele ergriffen werden, einem Andachtglühenden Abend- und Morgengebete S. 499. Eine schöngehaltene ethische und religöse Stimmung erfreut wie in allen Gedichten Rückerts, so insbesondere in diesen Gaselen und Vierzeilen. Unter diesen kann man viele als Vorläufer der Weisheit des Brahmanen ansehen und sie verdienen, wie diese, nicht allein in den Händen von Alt und Jung zu seyn, sondern in Herz und Kopf des deutschen Volkes zu leben zu seiner Veredlung, Erbauung und Erhebung. Denn die sittliche Bildung ist das Höhere, das jede ästhetische Production rechter Art und ihr Genuß zur nothwendigen Folge hat.

Druck und Papier sind dem inneren Werthe angemessen und elegant.

Phylarchi historiarum fragmenta. Collegit Joannes Friedericus Lucht. Lipsiae sumptibus Guilielmi Laufferi. MDCCCXXXVI. XII. 152.

Eine Sammlung der sämmtlichen Fragmente von verloren gegangenen historischen Schriften ist ein längst gefühltes Bedürfniß; handelt es sich um einen einst bedeutsamen, jetzt aber wenig beachteten oder ganz vergessenen Namen, so wird es doppelt Pflicht, zu einer gerechten Würdigung das Mögliche beyzutragen. Phylarchus, Zeitgenosse des Aratos, hatte außer anderem unbekannten Inhalts (es werden ἄχραφα und παραβάσεων βιβλία S. angeführt) ein großes Geschichtswerk in acht und zwanzig Büchern von dem Zuge des Pyrrhus in den Peloponnes (Ol. CXXVII., 1 — 272 a. C. n.) bis zum Tode des Ptolemaeus Euergetes und des spartanischen Königs Cleomenes (Ol. CXXXIX. 4 — 221) verfaßt. Näher bezeichnet ist der Werth dieser Geschichte in einer Digression des Polybius II. 56, worin der Verfasser als partheyischer Begünstiger der Sache des Cleomenes geschildert wird. Die besonnene und genaue Untersuchung des Herausgebers (S. 14 — 46), zunächst veranlaßt durch Niebuhrs Ausspruch über Phylarchus (Hist. und phil. Schriften p. 269) hat das unbegründete und übertriebene jenes Urtheils des Polybius, und damit die Bedeutung dieses wenig beachteten Historikers entschieden dargethan. Schon Manso (Sparta III, 2, 133) hatte die Nachrichten des Phylarchus, wie sie bey Plutarchus stehen, denen des Polybius vorgezogen; dieser als achäischer Arkadier folgt den schriftlich hinterlassenen Notizen des Aratus und tritt dadurch in einen Gegensatz von Phylarchus; beyde haben sich ihrer Sache mit zu großem Eifer angenommen, das Gute mehr als billig hervorgehoben, das Schlimme, das gesagt werden konnte, verschwiegen; das Recht der Entscheidung wird weniger von einzelnen Handlungen oder von dem Erfolge, als von dem Gesammtstreben abhängig und hier ist bereits anerkannt, daß die großherzigen, ächt hellenischen Gesinnungen des edlen, aber unglücklichen spartanischen Königs weit über die kleinlichen Eitelkeiten des Aratus und seiner Parthey hervorragen. Plutarchus ist nach den von ihm gebrauchten Quellen zu beurtheilen; bey dem Streben, seinen Helden möglichst zu verherrlichen, finden sich in den Biographien gleichzeitiger Männer oft widersprechende Nachrichten; so ist sein Aratus nach dessen schriftlich hinterlassenen Papieren, Agis und Cleomenes nach Phylarchus; dadurch wird allerdings jeder Held verherrlicht, aber unvereinbare Widersprüche sind nicht zu vermeiden. Die vier Bücher des Justinus XXV — XXVIII., sind, wie Heeren schon geahnt, unser Herausgeber aber im Einzelnen gezeigt und nachgewiesen hat p. 35. sqq., ganz aus Phylarchus geschöpft. Das Streben nach Effect zu haschen und wunderbare und auffallende Ereignisse in die Geschichte zu weben, was Polybius getadelt hat, zeigen auch die wenigen erhaltenen Fragmente vergl. Nr. 16. 26. 31. 38. 45.; übrigens verdankt man gerade solchen Anekdoten die häufige Anführung des Namens, das eigentliche Historische wurde gewöhnlich ohne Bezeichnung der Quelle aus ihm entnommen; die Erzählung, welche Athenäus aus dem fünfzehnten Buche des Phylarchus anführt (Fragm. 33.), ist fast mit denselben Worten vollständig bey Plutarchus ohne Angabe der Autorität zu finden, und so lesen wir gewiß, ohne es zu wissen, noch Vieles aus den Büchern des Phylarchus. Wo solche Aehnlichkeit statt findet, mußte der Herausgeber zur Ueberzeugung und Belehrung beyde Stellen vollständig geben; dieß ist nur einmal (fragm. 37.) geschehen, dagegen konnten manche Bemerkungen anderer Art füglich unterbleiben. Die Vorrede enthält Verbesserungen zu den von A. Maio aufgefundenen Fragmenten des Polybius, welche H. Lucht zuerst in Deutschland (1830) bekannt gemacht hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil. Von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolph des Ersten. Mit vier Kupfertafeln. Wien, 1836.

Wir begrüßen dieß gediegene Werk als eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur. Soweit dasselbe bis jetzt dem Publikum übergeben worden ist, enthält es eine aus gründlicher Quellenforschung hervorgegangene Geschichte des Ahnherrn des habsburgischen Kaisergeschlechts. Entsprossen aus den Gauen der Schweiz, einst in einem kleinen Ländchen gebietend, ist dieses Geschlecht mit vielen Kronen geziert, zur Herrschaft über einen großen Theil des Erdballs emporgestiegen. Mehr aber noch, als durch den Schimmer der äußern Macht, hat dieser Stamm geglänzt durch seine Tugenden.

Längst schon hatte der Stamm der Habsburger einen Geschichtsschreiber verdient, wie er ihm jetzt zu Theil geworden ist, einen Geschichtschreiber, der mit Gründlichkeit einen der Aufgabe würdigen Styl, mit Liebe Gerechtigkeit, historische Treue und überhaupt eine Gesinnung verbindet, wie sie in der Vorrede ausgesprochen ist, durch das Buch hindurch aber von dem Leser gefühlt wird. Mit sehr gerechtem Tadel äußert sich die Vorrede über die sogenannte rein objective Darstellung der Geschichte. Schon bey einer andern Gelegenheit haben wir in diesen Blättern (Bd. 2. S. 988) auf die Nachtheile aufmerksam gemacht, welche sich als Consequenz an das eine, so wie an das andere Extrem der zu objectiven und zu subjectiven Behandlung der Geschichte anschliessen. So heißt es denn auch hier S. XIV: „Wer eine nackte Darstellung der bekannt gewordenen Thatsachen haben will, verlangt eine Zeitung, kaum eine Chronik. Die Thatsachen liegen nicht mathematisch da; der Vergleich, welche Quelle Recht haben kann, erzeugt schon die Nothwendigkeit, von dem stets imaginären, objectiven Standpunct abzuweichen. Soll durch eine Thatsache das Leben eines Einzelnen oder eines Volkes dargestellt werden, so muß es in seiner reellen Bedeutung durch die Gesinnung d. h. durch den Geist geschehen; eine Geschichte ohne Gesinnung zu schreiben, ist also eine reine Unmöglichkeit, nur muß es die rechte und wahre seyn, das heißt, ein rein gestimmter Geist, der die Wahrheit rein und ungetheilt auffaßt und sie so wieder gibt.“

In sieben Büchern ist nun in dem vorliegenden ersten Bande die Urgeschichte des Hauses Habsburg bis zum Tode König Rudolphs I. dargestellt worden. Hier ist es der Untergang der Hohenstauffen und die große Bedeutung dieses Geschlechtes, welche zuerst dem Leser vor Augen tritt, woran sich dann eine kurze Schilderung der Zeitverhältnisse anschließt, welche der Thronbesteigung Rudolphs unmittelbar vorangiengen. Wenig Worte, aber tiefen Sinnes! und es sind unsers Erachtens die Hohenstauffen hier richtiger auf wenigen Seiten erfaßt, als sonst in vielen Bänden. Nur ein Punct, eine Ansicht ist es, mit welcher der Unterzeichnete — es möge dem Juristen zu Gute

gehalten werden — sich nicht ganz einverstanden erklären kann. — Wo ist das menschliche Herz, welches bey dem Untergange des hohenstauffenschen Geschlechtes, bey dem schmähligen Tode des unschuldigen Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel nicht zu einem innigen Mitgefühl hingerissen würde, und ein Wehe! über den kalten Mörder Karl von Anjou ausrufen möchte?! Allein, wenn dieser Karl von Anjou auch ein himmelschreyendes Unrecht begieng, indem er Konradin hinrichten ließ, so ist es doch wiederum eine ganz andere Frage: wer war der rechtmäßige König von Neapel und Sicilien? Nach der hierauf in dem Anhange zu dem vorliegenden Werke (S. 501) gegebenen Antwort wird Karl für den König de facto, Konradin hingegen für den König de jure erklärt. Allein abstrahirt man hier von Allem, was viel besser hätte seyn können und sollen, und fragt eben blos nach dem baaren, nackten, ja höchst lieblosen Recht, so scheint die obige Antwort nicht darauf zu passen. Die Rechtssätze, auf die es hiebey ankommt, sind folgende: 1) Wenn der Vasall die Lehnstreue bricht, so verliert er sein Lehen. 2) Mit dem Vasallen zugleich büßt auch seine gesammte Descendenz das Lehen ein; 3) über das auf diese Weise erledigte Lehen kann der Lehnsherr anderweitig disponiren. Kaiser Friedrich II. war in Beziehung auf das Königreich Neapel Vasall des Papstes und da er gegen diesen die Waffen führte, wodurch also wesentlich die Lehenstreue verletzt wird, so wurde ihm jenes Reich auf dem Wege Rechtens abgesprochen, aber nicht nur ihm, sondern auch seiner gesammten Descendenz, folglich seinem Sohne Konrad IV. und auch seinem Enkel Konradin. Somit war also das Königreich Neapel dem Papste anheimgefallen und konnte von diesem, als dem Lehnsherrn, wiederum weiter verliehen werden. Wir glauben auch, der Papst hätte zur Versöhnung sich den liebenswürdigen Jüngling, der so rührend von seiner schönen Mutter schied, um jenes Reich sich zu erobern, zum Vasallen ausersehen sollen; leider traf er aber statt dessen eine höchst unglückliche Wahl in der Person jenes Scheusals, welches derselbe Schooß getragen hatte, aus welchem der heilige Ludwig geboren ward. Wenn also auch Karl von Anjou de jure König von Neapel war, so ist er darum doch nicht freyzusprechen von dem bübischen Morde, den er an Konradin und dessen Freund Friedrich von Oestreich beging. Aber wie so oft in der Geschichte, so scheint auch hier die strafende Nemesis den unschuldigen Enkel für die Thaten der Vorfahren zu erreichen; ganz ähnlich, ja noch grausamer hatte einst Heinrich VI, Konradins Urgroßvater in Neapel und Sicilien gewüthet. —

Doch kehren wir zu unserm Werke zurück. Dieß behandelt in dem ersten Buche die Geschichte der Vorfahren Rudolfs von Habsburg, so weit sich eine solche aus den spärlichen Nachrichten jener Zeit zusammenstellen läßt (S. 19—33), beschreibt die Heimath, welcher dieses und andere Geschlechter des Adels im Bunde mit ihm und in Fehde, angehören. In dem zweyten Buche tritt nun Rudolf selbst auf, wir sehen ihn hier in seinen Fehden, ergeben der ghibellinischen Parthey bis zu dem Zeitpuncte, wo ihn die Fürsten des Reiches zu ihrem Könige erwählten. Wir erlauben uns noch einige Puncte dieses Abschnittes besonders hervorzuheben. Zuvörderst möchten wir auf die sehr richtige Auffassung der beyden Partheyen der Guelfen und Ghibellinen, (S. 46 u. f. S. 58. f. S. 76. f.) aufmerksam machen. Zu diesem Gegenstande bot sich hier um so mehr Gelegenheit, als das Haus Habsburg, welches sich in zwey Linien getheilt hatte, selbst damals nach diesen Partheyen gespalten war. Diese beyden Linien waren die eigentliche Habsburgische und Habsburg-Laufenburgische. Von letzterer behaupten (s. S. 396) die Earls von Denbigh und Desmond abzustammen. Bisher ist diese Abstammung noch nicht erwiesen; der gegenwärtige Earl hat dem Herrn Fürsten Lichnowsky vidimirte Copien seiner Be-

weise versprochen (Note S. 162), welche dann als Beylage zum zweyten Bande erscheinen sollen. Eine ähnliche Nachricht hat Pfister, welcher in seiner „Geschichte der Teutschen“ Bd. 3. S. 9 sagt: später ging sein gleichnamiger Sohn (Gottfried, Enkel des Stifters der Laufenburgischen Linie) nach England, wo sein ritterliches Geschlecht unter dem Namen Fielding, den Habsburgischen Mannsstamm überlebend, im Parlamente sitzt.“ Es ist uns unbekannt, in wie weit sich diese beyden Nachrichten mit einander vereinigen lassen. Die ältere Linie wurde ganz besonders dadurch in ihrer Heimath mächtig, daß Rudolf die Herrschaft Kyburg erwarb. Diese Vergrößerung seiner Macht gab nunmehr Rudolf Gelegenheit, um so kräftiger in den Fehden, in die er verwickelt wurde, aufzutreten, zugleich aber sehen wir ihn auch schon damals als einen besondern Beschützer der seiner Hülfe Bedürftigen. Habsburgs sicheres Geleite (S. 67) führte die Pilger, Reisenden und Kaufleute durch die Thäler der Alpen, und über die Hügel des Thurgau bis an den Rhein. Durch die Ordnung seines Geleites erwarb sich Rudolf Dankbarkeit und Ruhm, ja man kann seine Erwählung zum deutschen Könige zum Theil wohl auch dem Umstande zuschreiben, daß Erzbischof Werner von Mainz auf einer Reise nach Italien den ihn sicher führenden Grafen von Habsburg genau kennen und schätzen lernte. Ihm, wie überall, gab dieser Beweise seiner offenen und treuherzigen Biederkeit, wie Rudolf dieß auch insonderheit in seinem Benehmen gegen den Abt Berthold von St. Gallen (S. 73), den er durch Aufschub der Muthung wegen einiger kyburgischer Lehen verletzt hatte, an den Tag legte. Während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in dem schweizerischen Vaterlande nahmen ihn vorzüglich die Fehden mit Basel in Anspruch. Er selbst gehörte zu der Gesellschaft vom Stern, welcher die andere vom Pfittich gegenüberstand. Sehr lebendig wird diese Fehde in dem vorliegenden Werke (S. 89 u. f.) beschrieben; eben sollte der abgeschlossene Waffenstillstand in einen Frieden verwandelt werden, da „kam Herr Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, den Grafen Rudolf aufzusuchen, aber nicht um dem Stuhl von Basel und der Stadt, sondern um dem ganzen Reiche den Frieden zu verkünden; nicht um ein Paar Schlösser oder Marken Silbers Herren wechseln zu lassen, sondern um eine Botschaft zu bringen, die Ruhe gab nach langem Sturme, Ruhe der Kirche und dem Reiche wie dem Einzelnen. Durch diese Nachricht verschwand die Unsicherheit und das Ungewisse der kaiserlosen Zeit; neu erstand Deutschland, denn es hatte sich ein deutsches Oberhaupt gegeben, ohne Geld, ohne Versplitterung der Gerechtsame der Krone, redlich und aufrichtig, und dieser deutsche Herr des deutschen Reiches war Herr Rudolf Graf von Habsburg und Kyburg, Landgraf im Elsaß. Am St. Michaelstage 1273 war er zu Frankfurt von den versammelten Wahlfürsten, von Allen bis auf Einen, erwählt worden zu einem römischen König, Semper Augustus.“

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of a Residence in Koordistan, and on the site of ancient Nineveh; with Journal of a voyage down the Tigris to Bagdad and an account of a visit to Shirauz and Persepolis. By the late Claudius James Rich, Esq. the hon. East India company's Resident in Bagdad. Edited by his widow. London 1836. Vol. I. XXXIII. und 398 S. Vol. II. VIII. und 410 S. 8. Mit zwey Reisekarten und eilf Steindrücken.

In der Geschichte des Rückzuges der zehntausend Griechen aus der Nähe von Babylon zum schwarzen Meere erscheint der Durchgang, welchen sie durch das karduchische Gebirg erkämpfen mußten, als das

schwierigste und gefahrvollste der Wagnisse, die sie zu bestehen hatten. Sie brauchten nicht weniger als sieben Tage, um von dem Zabatos (jetzt großer Zab, kurdisch Zerb, und schon bey Plinius Zerbis) an den Kentrites (jetzt Khabur) zu gelangen, und erlitten auf diesem Wege mehr Ungemach und Abbruch, als auf dem ganzen übrigen Zuge. Nur ihrer Kriegskunst hatten sie es zu danken, daß sie nicht das Schicksal mehrerer Heere traf, welche früher der Perserkönig in dieses Land, um die unabhängigen Einwohner zu bezwingen, gesandt hatte; nicht nur waren diese Einfälle fehlgeschlagen, sondern die Karduchen hatten jene Heere ganz aufgerieben. (Xenoph. Anab. III. 5 und IV. 1. 2.)

Kundbare Nachkommen dieses streitbaren Volkes sind die Kurden, die nicht nur das Gebirgland ihrer Vorfahren, sondern auch die Ebene des alten Assyriens großentheils inne haben, zum Theil auch weit darüber hinaus mit ihren Heerden wandern, oder als Räuber streifen. Der üble Ruf, der von diesen Streifern auf das ganze Volk übergetragen worden ist, hat die Reisenden, bis auf sehr wenige, von dem Lande abgehalten; daher es bis jetzt der am wenigsten bekannte Theil Vorder-Asiens war. Vorliegendes Werk ist das erste, welches eine ausführliche Kunde, zwar nur von zwey Hauptbezirken, giebt, jedoch mit Einflechtung mancher schätzbaren Nachricht von den andern, noch weniger zugänglichen.

Der Verf. (geb. 1787, gest. 1821 zu Shiras,) unternahm die Reise nach Kurdistan im April 1820 von Bagdad aus, wo er seit 1808 als Resident der ostindischen Compagnie wohnte, in Gesellschaft seiner Frau und mit einer ansehnlichen, wehrhaften Begleitung, die aus Christen, Juden, Türken, Persern und Indiern bestand. War gleich der nächste Anlaß nur das Verlangen, den Sommer in einem minder heißen Lande zuzubringen, — denn zu Bagdad ist in dieser Jahreszeit die Hitze selbst den Eingebornen fast unerträglich, — so wurde doch die Gelegenheit zu Nachforschungen und Beobachtungen, wozu der Reisende trefflich ausgerüstet war, so gut genutzt, als wenn er darauf allein ausgegangen wäre. Zu bedauern ist nur, daß er zu eigener Ausarbeitung keine Zeit mehr gehabt hat. Was er hinterlassen und seine Wittwe (Sir James Mackintosh's älteste Tochter) jetzt erst herausgegeben hat, ist nur ein Tagebuch; zwar reichhaltig an sich, und an vielen Orten aus andern Stücken seines handschriftlichen Nachlasses ergänzt, doch nicht ein so umfassender Bericht, als er selbst zu liefern gesonnen und im Stande war.

Die Reise durch das Paschalik Bagdad, die ein Eilbote zuweilen in dreo Tagen macht, erstreckte sich, meist unter schweren Gewittern und Regengüssen, vom 17. April bis zum 4. May, wo endlich das türkische Kurdistan betreten wurde. (Es ist nämlich die eine Hälfte des Landes unter türkischer, die andere östliche aber unter persischer Hoheit, zum Theil wirklich, zum Theil nur dem Namen nach.) Schon auf der vorhergehenden Tagreise, da der Weg sich zu heben anfing, hatten frischere Lüfte die ermatteten Wanderer gestärkt, so daß Mehrerer Unwohlseyn plötzlich aufhörte; jetzt labte sie das schönste Grün der Thäler und der quellreichen Hügel, worüber sie hinzogen, hohe Berge, auf den Spitzen beschneyt, im Angesicht; und Morgenthau, seit Jahren zum erstenmale, und Eichen bekamen sie zu sehen. In der, vor wenigen Jahrzehenten erst erbauten Hauptstadt Sulimania war der Empfang sehr gastfreundlich. Der Pascha, dessen Vater schon den Vf. gekannt und hochgeschätzt hatte, begab sich zuerst im feyerlichen Aufzuge nach dessen in der Nähe der Stadt aufgeschlagenen Zelten.

I. 70. „Wie er mich vor meinem Zelte stehen sah, stieg er vom Pferde, schüttelte mir die Hände und ließ sich von mir in das Zelt führen. Er hieß mich willkommen in Kurdistan, das ich als mein eigenes Land ansehen möchte. Nach viel andern Höflichkeiten, wie sie im Morgenlande üblich sind, sprach er aus Anlaß der Botschaft des Pascha von Bagdad, die er durch mich empfangen hatte, von der Lage des Landes; wie schwierig seine Stellung zwischen zwey großen Mächten sey, deren eine, Persien, beständig Geld von ihm verlange, während die Türken, seine Oberherren, ihm verböten, die Forderungen der Perser zu erfüllen, und ihn doch gegen Zwang von dort nicht schützen könnten oder wollten. Er ließ sich über die verderbliche Wirkung dieser Umstände auf das Wohl des Landes mit Verstand und Gemessenheit vernehmen, erklärte aber dabey seinen Wunsch, das Verhältniß zu dem Pascha von Bagdad unverrückt zu erhalten. Ich glaube, er ist den Türken wirklich zugethan; aber die meisten seiner Landsleute sind es nicht, und das mit Recht. Indessen ging mich das nichts an; meine Amtspflicht war, die Türken nicht sinken zu lassen, und so lautete denn meine Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise führt uns der Herr Verfasser den Helden seiner Darstellung auf einmal aus dem Getümmel der Fehde auf den deutschen Königsthron und schließt mit diesen Worten sein zweytes Buch.

In dem dritten Buche wird die Geschichte fortgeführt bis zu dem Wiener-Frieden, welchen Rudolf mit König Ottokar von Böhmen im Jahre 1276 abschloß, in Folge dessen letzterer die Investitur mit den ihm zustehenden Reichslehen empfing. Die Erzählung selbst beginnt mit einigen Bemerkungen über die deutsche Königswahl überhaupt (S. 96 u. f.). Wir können uns hier jedoch nicht damit einverstanden erklären, wenn es heißt: für Konrad I. hätten sieben Herzoge gestimmt. Hiergegen ist nämlich zu bemerken, daß König Konrad I. eigentlich unverrichteter Sache gestorben und daß es ihm eben nicht gelungen ist den bisherigen arnulfinischen Reichsverband zusammenzubringen. Denn in Bayern und Kärnthen trat sogleich Herzog Arnulf wider ihn auf, in Schwaben gelangte Konrad erst viel später zu einer Anerkennung, nachdem die Kammerboten Erchanger und Berthold erlegen waren und ein Herzog in der Person Burckhards eingesetzt worden war. In Lothringen war von einer Herrschaft Konrads so gut als gar nicht die Rede, in Franken war er selbst der Herzog, und somit bleibt nur noch Sachsen übrig. Was sodann die Stellung Böhmens zum deutschen Reiche, und namentlich die Ausübung der Kurstimme betrifft, so glauben wir, daß die Königliche Würde der bisherigen Herzoge von Böhmen sich aus den Zeiten Heinrichs IV. herschreibe, und zwar zur Belohnung der gegen die Sachsen geleisteten Dienste ertheilt wurde, weßhalb wir dieß Verhältniß wohl nicht aus einer Annäherung der Böhmen zu den Sachsen erklären möchten (S. 97). Daß aber der König Ottokar nicht zu der Wahl nach Frankfurt kam, hat eigentlich wohl darin seinen Grund, daß die böhmische Kurstimme überhaupt mehr theoretisch als praktisch war. Denn schon der Sachsenspiegel (Landr. B. 3. Art. 57. §. 2. der Hommeyerschen Ausgabe S. 232) sagt:

„Die schenke des rikes die koning von behemen, die ne hevet nenen kore, umme dat he nicht düdesch n'is."

Diese Stelle steht schon in der alten Quedlinburger Handschrift und kann daher sehr wohl noch in das zwölfte Jahrhundert gehören, da die gewöhnliche Annahme, der Sachsenspiegel sey nach 1215 (und vor 1218) verfaßt worden, auf einer später eingeschalteten Stelle beruhet. —

Sehr schön beschreibt uns der Herr Verfasser die Thätigkeit, mit welcher Rudolf gleich seine Regierung begann, um überall das Recht zu handhaben, und dem Bedrückten und Bedürftigen Hülfe zu schaffen. Insonderheit gehörte dazu auch die Wiederherstellung der richterlichen Würde, welche der Pfalzgraf am Rhein bis zur Zeit des Interregnums bekleidet hatte. „Am Glänzendsten geschah es, heißt es S. 121, indem er ihr (der Jurisdiction des

Pfalzgrafen) gewissermaßen sich selbst unterwarf.“ Auch dieß beruht indessen schon auf den Grundsätzen des Sachsenspiegels (Landr. B. 3. Art. 52. §. 3. Homeyer S. 227):

> wenne klaget man over den richtere, he sal antwerden vor deme scultheiten, wen de scultheite is richter siner scult; als is die palenz greve over den keiser unde die burch-greve over den marcgreven. (Vrgl. Pfeffinger Vitr. illustr. Vol. III p. 880 sq.).

So scheint uns auch in der Verordnung, welche König Rudolf im Jahre 1274 für die Stadt Boppard erließ (S. 116), nur ein altgermanischer Rechtsgrundsatz ausgesprochen zu seyn, weshalb wir die Ansicht vollkommen theilen, daß sich diese Bestimmung eben nicht blos auf Boppard beziehe. Es scheint durch diese Verordnung nur das den Bewohnern derselben städtischen Mark zustehende Retract- oder Näherrecht aufrecht erhalten worden zu seyn.

Das vierte Buch ist als eine Einschaltung zu betrachten, worin die frühere Geschichte Oesterreichs vom Aussterben der Babenberger (1246) bis zum Wiener-Frieden vom Jahre 1276 dargestellt ist. Es kam hier besonders darauf an, die Umstände auseinander zu setzen, welche Ottokar zum Besitze Oesterreichs so wie Steyermarks und Krains verhalfen, und dann die Verhältnisse zu schildern, wie sie sich hier unter der Herrschaft des böhmischen Königs gestalteten. Dieß ist denn auch vorbereitend für die spätere Geschichte (Seite 177 und f.) geschehen; gleichzeitig wird die erforderliche Rücksicht auf das wichtige Verhältniß Oestreichs zu Ungarn genommen. In der Darstellung dieser Gegenstände liegt der Schlüssel zur Deutung vieler Puncte in der Geschichte Oestreichs für die Zeit, wo dieses Land unter der unmittelbaren Herrschaft Rudolfs stand. Der König hatte dasselbe als erledigtes Reichslehen eingezogen, fand aber nicht unerhebliche Schwierigkeiten, diese neue Erwerbung zu behaupten, besonders da Ottokar eine große Anzahl von Anhängern im Lande hatte, und Rudolfs Herrschaft auch schon aus dem Grunde nicht beliebt seyn konnte, da er eine Menge Ausländer mit sich gebracht hatte, und viel Geld bedurfte. Ein Theil des Adels blieb in fortwährender Verbindung mit dem Könige von Böhmen, und insonderheit war es die von diesem in reichem Maaße begünstigte Stadt Wien, welche in vielen Stücken, mit ihrem Bürgermeister Rüdiger Paltram an der Spitze (S. 241), Rudolf entgegen war. Durch eine Reihe von Gnadenerweisungen, indem Rudolf Wien zur Reichsstadt erhob, ihr neue Jahrmärkte bewilligte, ließen sich die Bürger doch nicht behindern, eine Verschwörung gegen ihn, zu Gunsten Ottokars, anzuzetteln. Um eben jene Zeit war die Spannung zwischen beyden Fürsten bereits auf einen hohen Grad gekommen, und Ottokar auf seine Macht bauend, zeigte deutlich, daß es ihm mit der Erhaltung des Friedens keineswegs Ernst sey; er war es auch, der zuerst den Fehdebrief sendete. Rudolfs Macht war gering, es war nur ein kleines Heer, welches er dem Böhmenkönige entgegenstellen konnte, so daß mit Recht behauptet werden darf, die Gefahr, in welcher sich Rudolf bey dem Ausbruche dieses zweyten Krieges gegen Ottokar befand, war viel größer, als bey dem ersten. König Rudolf verdankte bey dem glänzenden Siege, den er an der March über Ottokar erfocht, außerordentlich viel der kräftigen Unterstützung, welche die Ungarn ihm leisteten. Aeußerst lebendig ist die Schilderung der Schlacht (S. 245. u. f.), welche von den Deutschen mit dem Gesange:

> „Sand Maren, Mutter und Mayd,
> All unsre Not sey Dir gechlaid“

eröffnet wurde, so auch die Erzählung von dem Tode König Ottokars (S. 252). Dieser Kampf und die Vorbereitungen zu demselben bilden den Inhalt des fünften Buches. Belege für Rudolfs erhabenes Gemüth sind die Briefe, welche er nach

diesem Siege an mehrere Personen, insonderheit an den Papst schrieb. So war denn nun Oestreich von Neuem behauptet und Rudolfs gefährlichster Gegner Ottokar nicht mehr unter den Lebenden. Es konnte daher der König wagen, sich wiederum nach andern Theilen seines Reiches zu begeben, so wie auch jetzt erst die Frage in Anregung kommen konnte, an wen das erledigte Reichslehen gegeben werden sollte. Rudolph erwählte dazu seine beyden Söhne Albrecht und Rudolf, willigte aber bald darein, daß ersterer allein das Land haben, letzterer unter dem Titel eines Herzogs von Oestreichs die alten Erblande des Hauses erhalten sollte. Einen andern Sohn, Hartmann, wie es scheint des Vaters Liebling, hatte er für den deutschen Königsthron bestimmt und ihm Edwards I. des Königs von Englands Tochter verlobt, allein der hoffnungsvolle Jüngling kam in den Fluthen des Rheins ums Leben. In Folge der Belehnung Albrechts mit Oestreich wurde Wien wiederum zur Landstadt und mußte späterhin alle seine Privilegien an einen strengen Herrn ausliefern. Will man nicht annehmen, daß die von Rudolf so reich begnadigte Stadt schon durch ihre Verschwörung gegen den König jene Gunstbezeugungen verscherzt habe, so würde man allerdings das Benehmen Albrechts als sehr unbillig und ungerecht bezeichnen müssen. —

Sehr auffallend ist es, daß König Rudolf, allgemein in den deutschen Landen beliebt, mehrere seiner wichtigsten Pläne nicht erreicht hat. Daß dieß nicht geschehen, ist aber auch für das Reich von sehr nachtheiligen Folgen gewesen. Von dem Augenblicke seiner Thronbesteigung ging Rudolf damit um, in Rom sich die kaiserliche Krone auf das Haupt setzen zu lassen; allein statt dessen sehen wir, daß der Zug nach der Kaiserstadt von Jahr zu Jahr verschoben wird, ja daß manches Recht, welches bis dahin die Könige in Oberitalien ausgeübt hatten, aufgegeben wurde. Eben dieser Punct erregte in Deutschland vielen Anstoß, worüber S. 317 sehr treffend bemerkt wird:

„Und in der That, für die Begeisterten und Ritterlichen der Nation hatte dieses Opfern der Rechte und des Einflusses in Italien viel Verletzendes, vorzüglich, wenn es zur Befriedigung des Geldmangels des Augenblicks geschah. Von ihnen ward dieses Land, als ein ererbtes, mit stolzem Selbstgefühl angesehen, als eine schöne, große Provinz, wo die Vorfahren in mächtigen Römerzügen geprangt, in welchem bis zu Salerno's und Messina's Strande sie herrschend gesessen hatten! Dann meynten auch Viele eine Herabsetzung königlicher Würde in der veränderten Stellung gegen den Papst zu erblicken, wohleingedenk des kräftigen Widerspruches der früheren Kaiser gegen jedes Eingreifen Roms in weltliche Dinge, oder in die Rechte der Herrscher im Geistlichen. Und dazu kommt noch, daß die Behauptung nicht irrig war, wie trotz dieser Opfer und dieser Nichteinmischung in die Dinge jenseits der Alpen, die Lande diesseits doch nicht zur Ruhe gebracht würden; denn solches zeigt die Geschichte Rudolfs selbst und aller seiner Nachfolger."

(Schluß folgt.)

Narrative of a Residence in Koordistan, etc.

(Fortsetzung.)

Bald darauf wurde der Vers. nach Sulimania eingeholt. In folgendem beschreibt er seinen ersten Besuch bey dem Pascha.

I. 70 — 82. „Er empfing mich am Eingange des Saales und führte mich zu einem Sitze an dem andern Ende. Gegenüber setzten sich die Mitglieder seines Rathes, voran sein Bruder Osman Bey, auf einen breiten Teppich von dichtem Filze. Zwey meiner Begleiter saßen nächst mir auf Stühlen; die übrigen stellten sich unter dem Gefolge des Pascha auf, welches in zwey Reihen an den Wänden des Saales stand, der Ceremonien-Meister, seinen Stab haltend, in der Mitte desselben. Eine Menge wohl gekleideter Kurden füllte die Zugänge und den Vorplatz. Nach den ersten Begrüßungen, da ich den Saal mit Wohlgefallen betrachtete, sagte der Pascha, sein Vater habe ihn erbaut; jetzt bedürfte er der Ausbesserung; aber, fügte er bey, wer mag ausbessern, was er befürchten muß, in wenig Tagen, sey es von den Türken oder von den Persern, zerstört zu sehen? Ich suchte das Gespräch von den äußeren Verhältnissen

ab und auf die Geschichte und Verfassung Kurdistans zu lenken, und es gelang mir mit dem ersten Ansatze gut genug. Ich hätte gehört, sagte ich, der Fürst von Sinna, (dem Hauptorte des persischen Kurdistans,) sey von einem Geschlechte der Guran (Bauern), welche nicht so geachtet seyen als die Stamm-Kurden. Alsbald ließ sich von allen Seiten ein beyfälliges Murmeln hören; mein Glück war nun bey den Stamm-Kurden gemacht. Der Pascha sagte, von altem Geschlecht sey der Fürst von Sinna wohl, aber die Guran, wozu jener gehöre, seyen kein Stamm; er dagegen habe sich nicht nur eines alten Geschlechts, auch eines ehrenwerthen Stammes zu rühmen. *) Der Name seines Stammes, fügte er hinzu, sey Kermani; seines Geschlechts, Bebbeh; der ursprüngliche Sitz in dem Gebirge an der Grenze Persiens. Einer von seinen Vorfahren habe von einem Sultan der Osmanen, welchem er in einem Kriege mit den Persern wohl gedient, die Belehnung mit allem Lande, das er erobern könnte, erhalten. Dieser und seine nächsten Nachfolger haben die Bezirke, die ihm jetzt untergeben seyen, nach und nach in Besitz genommen; einige andere aber an die Perser wieder verloren. Wir hatten noch mehr Gespräch der Art und schieden endlich als ausnehmend gute Freunde, und alle Sippen des Pascha, d. h. seine Stammgenossen, schienen mit großem Vergnügen auf mich zu blicken.

An der Thür fand ich ein mir zugedachtes, schönes Pferd; ich konnte das Geschenk nicht ablehnen. Nun wurde ich in das Haus geführt, das, hart an dem Palaste für uns eingerichtet war; eine übel aussehende Wohnstätte, zwar geräumig aber bußwürdig und unsauber. Gleichwohl war es die Wohnung eines der vornehmsten Beamten, der es für uns hatte räumen müssen. Mein Widerwille, da einzuziehen, war, glaube ich, sichtbar. Nach einer leisen Verhandlung zwischen den Kurden und meinen Leuten sandte der Pascha seinen ersten Rath, um mich zu ersuchen, daß ich durch meinen Schatzmeister, begleitet von einem seiner Beamten, mir nach Gefallen ein Haus wählen möchte, dessen Besitzer augenblicklich würde angehalten werden, mir es abzutreten. Dazu konnte ich mich aber nicht entschließen, sondern nahm die angebotene Wohnung an, von der ich mit Grund vermuthete, sie sey wenigstens so gut als irgend eine andere. Dieser Entschluß wurde von den Umstehenden mit großer Zufriedenheit vernommen."

Nachdem der Verf. sich hier leidlich eingerichtet hatte, bekam er viel Besuch und benutzte die Gelegenheit zu Erkundigungen, die ihm von den vornehmen Kurden mit vieler Offenheit beantwortet wurden.

I. 86 — 110. „Der Fürst von Sinna fragte einst den Vater des jetzigen Pascha von Sulimania, wie es doch käme, daß dem letzteren, wie allen seinen Vorfahren, von ihrem Gefolge eine Anhänglichkeit und Hingebung, auch unter den schwersten Prüfungen und Entbehrungen erzeigt worden sey, die er von seinen Dienern, so freygebig er sie behandle, sich niemals versprechen dürfte? Der Grund ist, sagte der alte Bebbehfürst, du bist kein Stamm-Oberhaupt und deine Leute sind keine Stammleute. Du magst sie kleiden, nähren und reich machen; aber sie sind nicht deine Sippen, nur deine Diener.

Die Anhänglichkeit der Stamm-Kurden an ihre Oberhäupter ist in der That sehr stark. Zu Bagdad leben sie mit diesen, wenn sie dahin verbannt werden, ohne Murren in der größten Dürftigkeit. Man kann dort Leute, die in ihrer Heimath ein Pferd und einen Diener haben, mit Lumpen bedeckt die niedrigsten Dienste für einen Lohn verrichten sehen, den sie zur Unterstützung ihres Herrn verwenden. Gleichwohl ist Verbannung nach Bagdad das, was die Kurden am meisten fürchten, und gegen diese Furcht hält selbst ihre Anhänglichkeit nicht immer Stand. Zu einem Pascha, der sich hatte nach Bagdad locken lassen, kamen die Ersten seines Gefolges und erboten sich ihm zu allen Diensten und Aufopferungen, nur einen langen Aufenthalt in der Hauptstadt der heißen Wüste ausgenommen. So lange die Oberhäupter Landesherren sind, vertheilen sie an diese ihre Getreuen die besten Ländereyen, zudem machen sie ihnen beständig Geschenke an Pferden und Waffen; ihrerseits bringen jene dem Herrn, wenn er ins Unglück kommt, ihre Habe dar. Khaled Pascha erzählte mir, da ihm die Statthalterschaft abgenommen worden, seyen seine Mannen mit ihren silbernen Pferdegeschirren vor ihm erschienen, haben diese vor ihm niedergelegt und ihm erklärt, in Bagdad, wohin sie ihm in die Verbannung folgen wollten, bedürften sie dieses Schmuckes nicht mehr; er möchte ihn also nehmen und zu Geld machen.

Ich hatte längst vermuthet, was mir nun durch die sichersten Gewährsmänner bestätiget wurde, daß die Bauerschaft in Kurdistan von einer andern Nation als die Stämme sey, welche nie oder höchst selten Landbau treiben, wogegen die Bauern niemals Kriegsdienst thun. Die Stamm-Kurden nennen sich selbst Sipay, d. i. Kriegsleute; die Bauern werden mit einem Worte bezeichnet, welches Dorfleute oder Unterthanen bedeutet. Der Bauer ist an seiner Haltung und Sprache augenblicklich zu erkennen. Die Türken, sagte Mahommed Aga, nennen uns insgesammt Kurden, weil sie von dem Unterschiede zwischen Stammleuten und Bauern keine Vorstellung haben. Ein anderer gestand, er und seines Gleichen sehen auf die Bauern als auf Leute, die nur ihretwegen da seyen. Und hiernach richtet sich die Behandlung der Landleute, die so hart ist, daß ihre Lage kaum besser, als eines Sklaven in Westindien, genannt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. bey Herodot I. 125. γένος und φρήτρη, (wie bey Homer Il. 2, 362. φῦλον und φρήτρη, bey Tacitus, Germ. 7. familiae et propinquitates,) dort auch die Eintheilung der Stämme in ἀροτῆρες und νομάδες. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky ꝛc.

(Schluß.)

Schon an einer andern Stelle (S. 273) sind die Hindernisse, welche dem Römerzuge entgegentraten, angegeben worden: Rudolfs Gegenwart war in Deutschland zu nothwendig, seine Mittel zum großen Theile in den Kämpfen mit Ottokar erschöpft worden. Wir können daher nicht anders als beystimmen, wenn auf jene Erwiederungen geantwortet wird (S. 320):

„Aber die so dachten, verstanden den König nicht; es ist gewiß, daß er zu großen Sinnes war, um nicht gleich diesen Ritterlichen unter den Deutschen die Größe des alten Kaiserthums zu erkennen; jedoch auch zu klug war er, um nicht die Nothwendigkeit einzusehen, diese Größe auf eine andere Art zu wollen und zu befestigen, als die ersten Hohenstauffen es versucht, die letzten es geträumt hatten. Geträumt! denn seit Barbarossa's Tode war der alte Glanz verschwunden, der das Reich einst umgeben; gegen der Ottonen Macht war auch die seine ein erbleichender Schatten. Durch Befestigung und Sicherheit mußte die verlorne Größe ersetzt werden und diese war nur durch Ruhe zu erreichen, Ruhe im Innern war das Erste; nur Ruhe konnte Gehorsam, Gehorsam Einigkeit und Einigkeit die größte Kraft erzeugen. Dann würde es an der Zeit seyn, alte Theile des Reichs demselben wieder zuzuwenden und gewiß mit geringerem Kraftaufwand, als nöthig seyn müßte, sie jetzt zu erhalten; bis dahin war jeder Eingriff in Italien die muthwilligste Vergeudung der Kräfte. Ein Römerzug war ein Andres; Niemand konnte so sehr von der Nothwendigkeit desselben durchdrungen seyn, als Rudolf selbst. Die Hindernisse, die seinem eifrigen Verlangen in den Weg traten, sind berichtet worden. Mehr aber als die Kaiserkrönung war Einigkeit mit Rom die Hauptsache; erst wenn diese erlangt war, konnte Kreuz und Schwert vereint, das geistliche und weltliche Oberhaupt Europens in Uebereinstimmung die Ruhe und das Heil der christlichen Welt begründen und sichern. Welcher Plan! welcher Horizont dem edelsten menschlichen Willen gezeigt! Was war gegen diesen herrlichen Zweck die Gerichtsbarkeit in einigen Städten Italiens, was des Reiches vereinzelnte Landstriche daselbst, was römische Titulatur!“

Wir haben hier das Buch selbst reden lassen, weil wir an keinem andern Orte bisher eine so klare Auffassung dieses für die Regierungsgeschichte Rudolfs, so wie für die Geschichte des ganzen deutschen Reichs so höchst wichtigen Punctes gefunden haben. Wie ganz anders müßten sich die Verhältnisse gestaltet haben, wenn zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts das Haus Habsburg in den Besitz der kaiserlichen Würde gelangt wäre. Mit Rudolf war es derselben ganz nahe, und wurde jetzt auf lange Zeit davon zurückgeworfen, da erst Friedrich III. im Jahre 1452 zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Nicht minder mißlang es Rudolf, durch Begründung eines Königreiches Burgund eine Mauer

Deutschlands gegen Frankreich aufzuführen, nicht minder die Wiedererrichtung des Herzogthums Schwaben, nicht minder seinem Sohne Albrecht die Thronfolge zu sichern. Dort waren die Einflüße Frankreichs, die Fehden des nach Unabhängigkeit strebenden Adels, hier hauptsächlich der früher einmal von Rudolf zurückgesetzte Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, an dem Mißlingen Schuld. Glücklicher war Rudolf in der Ausführung eines andern Planes, den er unabläßig während seiner ganzen Regierung verfolgte, dieß war die Vermehrung des Reichsgutes. Zur Verminderung des königlichen Ansehens in Deutschland hatte kein Umstand mehr beygetragen, als der, daß der Regent selbst keine hinlängliche Hausmacht besaß. Den ersten Schritt dazu hat jener große Fürst gethan, den man mit Recht als den eigentlichen Wiederbegründer des deutschen Reiches bezeichnen kann, nämlich der Erste der Ottonen. Er war es; der, als er zur Kaiserwürde gelangte, sein angestammtes Erbherzogthum aufgab; diesem Beyspiele folgte Heinrich II., der Heilige, der ebenfalls das von ihm ererbte Herzogthum Bayern verlieh. Somit blieben den Königen nur noch einzelne Reichsgüter, die aber auch häufig beym Regierungsantritte eines neuen Königs schon im Voraus den Wahlfürsten versprochen worden waren. Dieß war insonderheit in der letzten Zeit in einem Grade geschehen, daß für Rudolf, als er den Thron bestieg, kaum etwas mehr da war, als die Krone, denn selbst das Scepter fehlte, weßhalb der König die Belehnungen mit dem Crucifixe vornahm. In der letzten Zeit der Verwirrung waren beynahe alle Reichsgüter abhanden gekommen und Rudolf hatte große Mühe, auch nur einige Fürsten dahin zu bewegen, das mit Unrecht erworbene Gut wiederum an die Krone herauszugeben. Allein allmählig gelang es ihm doch, in dieser Hinsicht ein Fundament für die Königliche Macht zu begründen, aber ihm succedirte nicht sein Sohn, sondern Adolf von Nassau, der sich bereits zuvor durch Versprechung großer Vergabungen gebunden hatte. Erst nachmals gelangte Albrecht auf den Thron; er war ein kräftiger Fürst, jedoch nicht an Weisheit dem Vater gleich. Daß Rudolfs Plane nicht in Erfüllung gingen, lag in den Verhältnissen, an Albrechts Mißgeschick war vielfältig seine Persönlichkeit Schuld. In dem Sohne war in der That eine gewisse Habgier vorherrschend, wie sich dieß bey vielen seiner Einmischungen in Successionsstreitigkeiten zeigt. Bey einer derselben, welche noch in Rudolfs Regierungszeit fällt, wollen wir zwar keineswegs als Vertheidiger etwaiger Ansprüche Albrechts auftreten, können jedoch darin mit dem Herrn Verfasser nicht übereinstimmen, wenn S. 369 bemerkt wird, daß die ungarische Seitenlinie bey dem Tode des Königs Ladislaus „auch nach der deutschen Lehenverfassung die Krone geerbt hätte.“ Dieß Princip stimmt durchaus nicht mit der deutschen Lehenverfassung überein, wie unter Anderm auch das Beyspiel der Mark Brandenburg im Jahre 1320 zeigt, als die älteste Linie der Askanier ausstarb, die jüngere sächsische aber nicht succedirte, sondern vielmehr Ludwig der Bayer mit vollem Rechte (im Jahre 1324) seinem Sohne Ludwig dem Aelteren die Mark gab. Deutlich sprechen auch die Rechtsbücher diesen Grundsatz aus, daß bey Lehen nur eine Succession in gerader absteigender Linie Statt findet, wie es z. B. im Lehenrechte des Sachsenspiegels Artikel 6 heißt:

Der vater erbet uffen ſon die gewere des gutes mit sament dem gute, dar ummbbe en darf der ſun nicht daz man ime des vaters gut bewiſe. Wilch man aber des sunes darbet, der erbet den herren die gewere des gutes.

Succession der Seitenverwandten kannte das deutsche Lehnrecht nur auf dem Wege der Fiction durch Gesammtbelehnung und erst durch die Recep-

tion des longobardischen Lehnrechts sind die Collateralen bis zum siebenten Grade berufen worden.

Doch wenden wir uns nochmals zu dem guten König Rudolf zurück, der am 15. July 1291 zu Speyer starb, wie er gelebt hatte „ein Muster der Kraft und Ergebung, der Frömmigkeit und Tugend.“ Wir können es uns nicht versagen, die schöne Charakteristik mitzutheilen, die wir Seite 379 finden:

„Rudolf lebte in einer rauhen Zeit und war nicht rauh; er war kriegslustig und doch ein Stifter des Friedens, der gleichwie Strahlen wohlthätigen Feuers überall, wo er hinkam, wärmend und lichtverbreitend von ihm ausgieng. Er war ein Vater des Volkes; er war gerecht; ein freundlicher Herr, ein steter Vertheidiger des Adels, sich mit Recht als Ersten dieses Standes betrachtend, und doch der Freund des Bürgers und des Landmannes, wenn jeder derselben innerhalb seines Rechts und dessen wohlthätigen Grenzen blieb; er war ein Schirmer der Stifter und Klöster, und fromm aus wahrer Gottesfurcht und unwandelbarem Vertrauen auf Gottes Gnade, denn er war zu frey, zu offen, zu arglos, um heucheln zu können; er war bescheiden, und mit großem Scharfsinn begabt, vorzüglich in der Wahl seiner Vertrauten, und gewiß so geliebt, als je ein König, deshalb wurde er und sein Wirken so Vielen werth und deshalb sind so viele Züge aus seinem Leben eifrig und sorgsam aufgezeichnet und zu unserer Freude uns erhalten worden.“ —

Dem Werke, welches auch durch seine äußere Ausstattung sich sehr vortheilhaft auszeichnet, sind zwey Verzeichnisse beygegeben worden; das eine giebt die Werke an, welche auf diesen ersten Theil der Geschichte des Hauses Habsburg Bezug haben, das andere sind Regesten der Urkunden zur Geschichte dieser Familie von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1291. Einige dieser Urkunden, sechszehn an der Zahl, die bisher noch nicht gedruckt waren, sind aus den in dem k. k. Haus- Hof- und Staats-Archive befindlichen Originalien am Schlusse dieses Bandes mitgetheilt worden. Zur Verschönerung des Ganzen tragen auch vier Kupfertafeln bey, von denen das Titelblatt die Standsäule Rudolf's zu Pferd (am Münster zu Straßburg) vorstellt; die zweyte ist die Abbildung des Sargdeckels König Rudolfs zu Speyer, die dritte stellt das Siegel der Grafen von Habsburg, die vierte das Majestätssiegel des Königs dar.

Phillips.

Narrative of a Residence in Koordistan, etc.

(Fortsetzung.)

Es gelang mir nicht, die Vornehmen, die sich hierüber gegen mich heraus ließen, von ihrem Unrechte zu überzeugen. Die Unsicherheit unseres Besitzes, sagte der schon erwähnte Mohammed Aga, ist des Landes Verderben. So lange wir Stammleute nicht gewiß sind, daß uns unsere Güter bleiben, werden wir uns nie auf den Ackerbau legen, und bis wir das thun, kann das Land nicht gedeihen. Was sollte ich z. B. einen Schäffel Korn aussäen, wenn ich nicht sicher bin, mein Gut bis zur nächsten Erndte zu behalten, weil es ungewiß ist, ob mein Oberer alsdann noch Landesherr seyn wird? Anstatt selbst Landwirthschaft zu treiben, überlasse ich mein Gut den Bauern, die es nach Gefallen bewirthschaften mögen, nehme ihnen aber nicht nur den Zehent ab, sondern außerdem noch so viel als ich ihnen abdringen kann.

Es war ein Lieblings-Gedanke Abdurrahman's (Vaters des jetzigen Pascha,) sein Land der Pforte nur zinsbar, und von ihren benachbarten Statthaltern unabhängig zu machen. Er erbot sich, die von der Pforte festzusetzende Summe regelmäßig zu entrichten, wenn man ihm nur freye Hand in seiner Heimath gönnte und versprache, ihn nicht abzusetzen, so lange er in Botmäßigkeit bliebe. Allein das konnte er nicht erlangen. Dagegen bot ihm einst der Reis Effendi die Statthalterschaft Bagdad an, die durch Absetzung des Pascha eben erledigt war. Dieser Ehrenplatz wurde aber von dem alten Bebbeh-Fürsten klüglich abgelehnt. Ich würde zwar, sagte er, ein Vezier ersten Ranges werden; aber ein Trunk von dem kühlen Wasser meiner Berge ist mir lieber als alle Ehren des Reiches. Setzte ich mich nach Bagdad, so würde ich selbst zwar mächtiger und reicher; aber dem Geschlechte Bebbeh bereitete ich damit den Untergang.

»Ist es nicht eine Schande, daß unsere Fürsten sich bewegen lassen, nach Bagdad zu gehen, wo sie sich vor einem Türken beugen müssen, der vielleicht einst wie ein

Stück Vieh, um einige hundert Piaster gekauft worden ist, und jetzt im Zorne jeden von uns einen kurdischen Esel schelten mag?« So sprach in meiner Gegenwart ein vornehmer Kurde, worauf ein anderer bemerkte: die Eifersucht unserer Fürsten ist ihr Verderben. Weder Türken noch Perser könnten etwas gegen uns ausrichten, wenn sie nicht unsere Zwistigkeiten und die Ausbrüche der Eifersucht unter unseren Fürsten zu benützen wüßten. Wir sehen dieses ein, und gleichwohl lassen wir die Türken ihr Spiel mit uns haben. Wir sind eben dickköpfige Kurden. — Eben dieser Mann gab mir ganz Recht, da ich auf den üblen Zustand meiner Wohnung aufmerksam machte; aber, fügte er hinzu, warum sollten wir gute Häuser bauen, oder sie in gutem Stande erhalten, da wir nicht sicher sind, Eigenthümer zu bleiben? Die Fürstenmacht ist zwar in dem regierenden Geschlecht erblich. Aber ein Glied desselben verdrängt das andere; der neu ernannte Pascha bringt seinen Anhang empor, der uns dann von Haus und Hof treibt. Das große Uebel ist die Veränderlichkeit in der Person des Oberhauptes. Wäre dieses sicher, lebenslang auf seiner Stelle zu bleiben, es wäre ein Glück für das Land.

Ref. hat diese Stellen nicht bloß ihrer Schätzbarkeit für die Völkerkunde wegen ausgehoben. Sie müssen den deutschen Leser, der mit der Geschichte seiner Nation bekannt ist, durch genaue Aehnlichkeiten ansprechen, die man nicht aufzuzeigen braucht; und sie können ihm zu bedenken geben, was einst das Loos der Deutschen möchte gewesen seyn, wenn sie, zwischen Römern und Sarmaten in der Mitte, gleich mächtige Nachbaren und Feinde an der Weichsel und am Rhein gehabt hätten.

In Sulimania lernte der Vers. mehrere Oberhäupter von Stämmen des Gebirges kennen, und fand auch sonst manche Gelegenheit, Kunde von diesen einzuziehen. Da er einem wißbegierigen Bruder des Pascha die Verfassung der vereinigten Staaten Nordamerica's deutlich zu machen suchte, bemerkte dieser: das sey wie bey den Stämmen in Khosnar, wo jedes Dorf sein Oberhaupt habe und alle zusammenkommen, das gemeine Wohl zu berathen. Ueber eines der mächtigsten jener Gebirgsvölker, die Bulbassi, erfuhr er folgendes:

»Bey ihnen hat jeder, auch der Geringste, in den öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme. Ist mit ihren Oberhäuptern eine Uebereinkunft getroffen, so reicht der Einspruch, den irgend einer aus dem Haufen thut, hin, das Geschäft rückgängig zu machen. In einem Friedensschlusse zwischen Abdurrahman und den Bulbassi war bedungen worden, dessen Bruder Selim sollte als Geisel bey ihnen bleiben, und dagegen eines ihrer Oberhäupter, Kako Hassan, nach Sulimania gehen. Als dieser sich zur Reise anschickte, griff ein gemeiner Mann plötzlich nach seinem Dolche und sagte ganz kalt: Wenn die Bebbey den Kako Hassan in ihre Gewalt bekommen, so tödten sie ihn gewiß, und rühmen sich dann, das Blut eines Hauptes der Bulbassi vergossen zu haben; besser, ich tödte ihn selbst hier auf der Stelle. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, und Selim bestieg sein Pferd, um nach Hause zurückzukehren. Er war aber noch nicht weit geritten, als der wilde Mensch ihm rief, er möchte wiederkommen. Nimm den Kako Hassan, sagte er zu ihm, und gehe selbst mit; wir bedürfen keines Geisels; seyd ihr Männer, so werdet ihr euch ordentlich gegen ihn halten. Alle Bulbassi stimmten bey und Kako Hassan reiste mit Selim ab. — Die Bulbassi sind in fünf Stämme getheilt. Jeder Häuptling hat eine Zahl Freybeuter, die für ihn rauben; von seinem Stamme bekommt er nur freywillige Geschenke an Lebensmitteln. Dieß ist sein ganzes Einkommen. Stirbt er, so wird sein Sohn, nur wenn er tüchtig ist, sonst aber der tapferste unter seinen Brüdern oder ein anderer aus seinem Geschlechte, durch den ganzen Stamm als sein Nachfolger anerkannt. Ist aber dieß einmal geschehen, so bleibt es dabey, und findet keine Absetzung Statt. Die Gewalt der Oberhäupter ist so genau bestimmt, daß Versuche, darüber hinaus zu gehen, gar nicht vorkommen. Indessen giebt es kein anderes Gesetz, als die Rechtsgewohnheiten des Stammes, nach welchen das Oberhaupt, dem ein Rath der Aeltesten zur Seite steht, verfährt. Die Buße des Todschlags ist 22 Ochsen; durch Vergleich wird sie aber oft anders und auch höher bestimmt. Todesstrafe steht nur auf Ehebruch und ähnlichen Vergehungen. Die Bulbassi geben ihre Töchter Leuten aus andern Stämmen nicht zur Ehe. In ihrem Lande erkennen sie weder Türken noch Perser als Oberherrn an; nur wenn sie mit ihren Heerden in die Ebene kommen, entrichten sie dem Besitzer eine Abgabe an Schafen. (I. 150 — 52).

Eben so merkwürdig ist folgende Nachricht von dem Geschlechte Bahdinan, welches zu Amadia die fürstliche Würde inne hat.

I. 133 — 35. »Dieses Geschlecht wird unter allen regierenden in Kurdistan für das edelste und gewißermaßen für ein geheiligtes gehalten. Es leitet seinen Ursprung von den Kalifhen her; der Name scheint aber auf ein viel höheres Alter zu deuten. Die Ehrfurcht gegen die Person des Fürsten ist so groß, daß niemand wagt, sich eines von ihm gebrauchten Geräthes zu bedienen, und daß in dem wildesten Schlachtgetümmel kein Feind gegen ihn die Waffen erhebt. Dennoch hat er wenig oder keine Gewalt über die kriegerischen Stämme, aus denen sein Volk besteht. Wenn er Geld braucht, so besteigt er sein Maulthier und besucht eines der Stamm-Oberhäupter nach dem andern, wird eines jeden Gast auf eine Nacht und empfängt am folgenden Morgen eine mäßige Summe als freywilliges Geschenk. Will er auf die Jagd gehen, so legt er das fürstliche Gewand ab, steigt in der Tracht eines gemeinen Bergbewohners, auf die Gebirgsgipfel und geht den Gemsen auf die Fährte. In dieser hohen Gegend, wo man das ganze Jahr Schnee in der Nähe hat, bringt er den Sommer zu, muß aber starke Wachen aufstellen, wegen der Nähe eines unabhängigen Stammes von chaldäischen Christen, den alle Mahomedaner sehr fürchten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem. Ad Codicum Mscc. et veterum Editionum fidem recensuit, Commentariis illustravit, in usum scholarum suarum edidit Car. Lud. Michelet. Vol. I. Textum, Vol. II. Commentarium continens. Berolini 1835. 8.

Der erste Theil dieser Ausgabe ist schon im Jahre 1829 ausgegeben worden, und enthält außer der Praefatio auf XIV S. den nackten Text des Aristoteles auf 225 S. ohne alle Lesarten und Anmerkungen. Der zweyte Theil ist im Jahre 1835 erst erschienen, war aber schon in der Vorrede des I. Th. S. XIII. versprochen: Postero tamen tempore Commentarium meum, altero addendo volumine, divulgabo. Auf die Fürbitte des Buchhändlers führen jetzo beyde Theile eine gemeinsame Jahreszahl und Aufschrift; Praef. Vol. II. p. IX.: Cum prius volumen textum continens jam ante hos quinque annos prodierit, et quae ejus exemplaria per hoc tempus nondum divendita fuerint, ad aequalitatem quandam cum hoc altero volumine bibliopola voluerit reducere, novum titulum priori volumini ut praefigerem, rogavit. Der Text erschien demnach vor Jm. Bekkers Gesammtausgabe des Ar., von H. Michelet nach früheren Ausgaben und Handschriften berichtigt; in der Herstellung desselben mit Bekker aber verglichen zu werden, verbittet sich Hr. Mich. zum voraus höchlich; er sagt Vorrede Bd. I. S. VII. Omnem igitur comparationem (cum Bekkero sc.) recuso, abhorreo ab omni aemulatione. Illud dicam, a philosopho demum philosophum jure edi optimo. In der Philosophie aber hapert es bey Bekker, wie H. Michelet versichert, indem er fortfährt: quam quidem in partem cum virum ceteris laudibus vigentem fere omnibus peccasse videam nonnunquam in editione Platonis, moneo, ne etiam in Aristotele edendo Codicum fide neglecta, perturbet unquam philosophi sententiam. Respicio plures in Platonis Parmenide locos, e quibus unus silentio praetereundus non videtur, quia philologorum mediocrem conjiciendi cupidinem longe excedit! Dieß sucht nun Hr. Michelet sofort nachzuweisen an Einer Stelle des Platonischen Parmenides S. 142 fin., wo Hr. Bekker des sel. Schleiermacher Conjektur aufgenommen hat; Schleiermacher war aber wohl eben auch kein Philosoph im Sinne des H. Michelet. Seine Behauptung, daß nur der Philosoph par excellence, wie ihn nachher H. Mich. noch für die Leser schildern wird, einen Philosophen herausgeben und erklären dürfe, muß die Philologen stutzig machen; denn mit dem gleichen Rechte darf den Dichter wieder nur ein Dichter, und zwar den Tragiker wieder nur ein Tragiker, den Komiker ein Komiker, den Redner und Advocaten wieder nur ein Redner und Advocat oder Staatsmann u. s. f. u. s. f. herausgeben. Dieser Behauptung gemäß, wenn sie früher anerkannt und befolgt worden wäre, hätten wir weder den Horaz von Bentley, höchstens von Minellius oder Gottschling, noch den Plato von Schleiermacher und Heindorf u. a., überhaupt würde es schlecht um die Philologie stehen, wenn sie ja doch da wäre.

Vielleicht will aber Hr. Mich. seine Behauptung nur auf die Philosophie eingeschränkt wissen, vielleicht gar nur auf die ächten Philosophen, die speculativen im vornehmsten Sinne, also auf Plato, Aristoteles, allenfalls noch auf Plotin, Proklus u. a. Das heißt gegen die Philologen gnädig genug seyn, wenn ihnen gelassen wird, was für ihre Fassungskraft paßt, also Xenophon, Arrians Epiktet, Cebes, Stobäus, wohl auch Cicero, Seneca, Lucretius u. a. dergl. Philosophaster und Moralisten. Passez, passez, bons hommes, on vous a donné. Indessen, so stark auch Hr. Michelet mit seinem verfänglichen Satz die Philologen (und wie wir noch sehen werden, auch die meisten Philosophen) abtrumpft, so scheinen sie doch selber schon etwas von demselben und zwar etwas sehr wahres eingesehen und gesagt zu haben; sie verlangen, daß, gleichwie die Philologie in Polymathie bestehe, so der Philolog entweder ein Polyhistor und φίλος τοῦ λόγου in jeder Bedeutung sey; oder daß er sich eben selbst kenne, und nach diesem Maß seiner Selbsterkenntniß sich auf diesen oder jenen Zweig einschränke. Allenfalls kann man ihnen auch rathen, daß sie sich bey den Alten, je bey den Meistern eines Faches, in die Schule begeben, und von ihnen Lehre, Rath und Beyspiel annehmen. So haben es bisher in der einen oder andern Weise die Schulmänner wirklich gehalten und sind erträglich gut dabey gefahren; während die einen, wie die Scaligeri, wie Casaubonus, Muretus, Salmasius, Vossius u. a. die Masse des alterthümlichen Wissens zu bewältigen sich angelegen seyn liessen, haben andere sich beschränkt und sind bey den Alten Schüler geworden, wie Lipsius, Ficinus u. m. a., jener bey den Stoikern, dieser bey den Platonikern. Auch die ältern Physiker, Aerzte, Pharmaceuten, Astronomen und Astrologen, Mathematiker und Mechaniker lernten nur aus den Alten selbst (wie die Künstler noch thun), bis diese Künste und Wissenschaften, denen mehr an Gehalt als an der Form gelegen ist, in Folge des Zuwachses der Erfahrungen auf andere Wege geleitet, in andere Richtungen getrieben, sich von dem Alterthum losrissen, für die Mathematik wenigstens nicht ohne einigen Nachtheil für ihre synthetische Seite. Wahr ist übrigens, daß diejenigen alten Schriftsteller, die ein vielseitiges Wissen, und namentlich Kenntniß specieller Wissenschaften erheischen, seyen sie auch wie sachlich, so sprachlich gleich ausgezeichnet, von den Philologen (und ihrem Publikum) mit Ungebühr vernachläßigt werden, z. B. Hippokrates, Galenus, Euklides, Archimedes, die Redner, und Platon in einigen abstruseren Dialogen, und namentlich Aristoteles mit dem größten Theil seiner Schriften. Indessen für den letzteren hat schon eine bessere Periode begonnen, seitdem er von Zoologen und Physiologen wieder anerkannt und fleißig zu Rathe gezogen worden; seitdem auch Philosophen wie H. Michelet ihm ihren Fleiß widmen. Auf den philosophisch-exegetischen Theil legt der Herausgeber, wie zu erwarten und billig ist, das Hauptgewicht bey seiner Arbeit; Vol. II. praef. p. 10.: Commentarii modum et rationem significaturus illud hoc loco addo, me interpretum et vetustorum et recentium auctoritatem summa cum diligentia respexisse et exemplum edere voluisse, quomodo a philosopho philosophi sententiae debeant illustrari, cum a solo philosopho philosophus possit penitus intelligi! — Die meisten neueren Ausleger — fährt Herr Mich. fort — waren philologi magis quam philosophi, ex aliis quasi castris ad Aristotelem explicandum accesserunt; sie haben demzufolge die bedeutendsten philosophischen Stellen des Arist. entweder gänzlich übergangen, oder nur leichthin berührt. Diejenigen aber, die zur Erklärung des Ar. Philologie und Philosophie zu verbinden versprachen, — „ii ipsi sectae cuidam, Kantianae verbi causa, addicti, ejusmodi opiniones (ut alicubi ex Commentario

meo apparebit) in gravissimas Aristotelis sententias intruserunt, cum tamen iis, qui vere philosophi sunt, ipsi exprobrent, sua eos recentiora veterem in philosophum intulisse. Sed non potest Aristoteles neque ullus alius aut veterum aut recentiorum philosophorum ex singulae alicujus philosophiae principiis, nedum criticae, perspici, quae quidem quid in obscurando Aristotele possit, Tennemannii ejusque omnigenorum satellitum exemplo vidimus.“ — Herr Michelet scheint als strenger Philosoph auf die Gassenweisheit der Sprüchwörter z. B. Heute mir, morgen Dir! wenig zu halten und nicht zu besorgen, daß er über seine und seiner Secte Bearbeitungen des Arist. ähnliche Aeusserungen erleben könne. Er fährt in demselben Styl unmittelbar fort p. XI: „Aristotelem, Platonem et unumquemque philosophum is demum percipit, qui omnes inde a Thalete veros germanosque philosophos ad communem finem tetendisse et idem sensisse, (!!!) *) historiae philosophiae expositione demonstraverit; (?) ita ut tota philosophorum historica series unam conficiat veritatis doctrinam, quam quidem ultimus proposuerit philosophus omnium philosophorum principia in suam doctrinam conjungens, ideoque omnium princeps. Eum autem Hegelium esse, nemo est, qui jure negaverit. Nihil intulit ex sua philosophia in Aristotelem, quippe quae ex ipsa Aristotelea et optimi cujusque philosophi (Heracliti, Platonis, Procli, Boehmii, Spinozae, Leibnitii, Schellingii) conflata sit et adunata. Itaque cum in Aristotelem quaedam intulisse dicatur, restituit tantum magistro suo, quae ex ipso mutuatus est, quaeque in libris ejus viris eruditis ἐκδεδομένα, vulgo, ut scripsit ipse Alexandro, etiam *μὴ* ἐκδεδομένα censenda sunt. Nam ut ex nostra tantum aetate praeteritorum temporum series potest intelligi, cum quae olim separata et manca extiterint, jam in unum totum sint conjuncta: sic et annulus quilibet in aurea illa philosophorum, quam Proclus **) esse voluit, catena alios non potest intelli-

*) Zur Erklärung und weiteren Ausführung mag folgende Stelle aus Hippokrates *π. φύσιος ἀνθρώπου* C. 1. dienen. Die tieferen Speculationen über den Menschen, sagt er, *τοῖσι βουλομένοισι ταῦτα λέγειν παρίημι. δοκέουσι δέ μοι οὐκ ὀρθῶς γιγνώσκειν οἱ τὰ τοιαῦτα λέγοντες. γνώμῃ μὲν γὰρ τῇ αὐτῇ πάντες χρέονται, λέγουσι δὲ ἃ ταὐτὰ, ἀλλὰ τῆς μὲν γνώμης τὸν ἐπίλογον τὸν αὐτὸν ποιέονται. φασὶ γὰρ ἓν τι εἶναι ὅτι ἐστὶ, καὶ τοῦτ' εἶναι τὸ ἓν τε καὶ τὸ πᾶν· κατὰ δὲ τὰ ὀνόματα οὐχ ὁμολογέουσι. λέγει δὲ αὐτέων ὁ μὲν τις ἀέρα τοῦτο εἶναι τὸ ἓν τε καὶ τὸ πᾶν, ὁ δὲ πῦρ, ὁ δὲ ὕδωρ, ὁ δὲ γῆν· καὶ ἐπιλέγει ἕκαστος τῷ ἑαυτοῦ λόγῳ μαρτύριά τε καὶ τεκμήρια, ἃ γε ἐστὶν οὐδέν. Ὅτι γὰρ τῇ μὲν αὐτῇ γνώμῃ πάντες προσχρέονται, λέγουσι δὲ ἃ τὰ αὐτὰ, δῆλον ὅτι οὐδὲ γιγνώσκουσιν αὐτά. γνοίη δ' ἄν τις τάδε μάλιστα παραγενόμενος αὐτοῖσι ἀντιλέγουσι· πρὸς γὰρ ἀλλήλους ἀντιλέγοντες οἱ αὐτοὶ ἄνδρες, τῶν αὐτέων ἐναντίον ἀκροατέων, οὐδέποτε τρὶς ὁ αὐτὸς ἀνθρωπος περιγίνεται ἐν τῷ αὐτῷ λόγῳ, ἀλλὰ ὅτε μὲν ὅτοι ἐπικρατέει, ὅτε δὲ οὗτος, ὅτε δὲ ᾧ ἂν τύχῃ μάλιστα ἡ γλῶσσα, ῥυεῖται πρὸς τὸν ὄχλον. καί τοι δίκαιόν ἐστι τὸν φήσαντα ὀρθῶς γιγνώσκειν ἀμφὶ τῶν πραγμάτων, παρέχειν αὐτὸ ἐπικρατέοντα τὸν λόγον τὸν ἑαυτοῦ, εἰπερ ἐόντα γιγνώσκει καὶ ὀρθῶς ἀπογραίνεται. ἀλλ' ἐμοί γε δοκέουσιν οἱ τοιοῦτοι ἄνθρωποι σφᾶς αὐτοὺς καταβάλλειν ἐν τοῖσιν ἐνόμασι τῶν λόγων αὐτέων ὑπὸ ἀσυνεσίης, τὸν δὲ Μελίσσου λόγον ὀρθῶς. περὶ μὲν ὧν τουτέων ἀρκεῖ μοι τὰ εἰρημένα.* Vol. 1. p. 265 — 294 ed. Van der Leiden. Auch die folgenden Kapitel verdienen dem Leser empfohlen zu werden.

**) Der geneigte Leser erinnere sich, daß die sogen. Neuplatoniker eine philosophische Gebeimlehre und höhere Weisheit zu haben sich einbildeten oder sie voraussetzten, (mit welcher sie jedoch am

gere, ne criticus quidem philosophus, sed nostri demum temporis philosophia eruditus.“ — d. h. ein Hegelianer, da Hegel nicht selber dieser Arbeit sich unterzogen hat, die goldene Kette von Philosophen herauszugeben und zu erhellen, außer so weit dieses Letztere in seiner Philosophie und in den Vorlesungen über Geschichte d. Phil. nöthig war.

Daß Leibnitz nicht den Plato, daß Spinoza nicht den Parmenides edirt haben, ist unter den Umständen, wie sie jetzt sind, eben auch nicht zu bedauern, nachdem die Philologie, zumal aber die Philosophie solch einen Höhepunct erreicht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of a Residence in Koordistan, etc.

(Fortsetzung.)

Ueber die christlichen Stämme, (deren sechs sind, vier unvermischt, und zwey vermischt mit Mahomedanern, denen das Land Hakkari, südlich von dem großen See Wan gehört,) bekam der Verf. einige Auskunft durch einen Tartaren, welcher als Eilbote von Bagdad nach Constantinopel einige Jahre zuvor den Weg durch dieses verschlossene Land genommen hatte.

Zu Amadia, erzählte dieser, suchte ihn der Fürst von seinem Vorhaben, das höchst gefährlich, wo nicht unausführbar sey, abzubringen. Da er aber darauf beharrte, so versah ihn jener mit Briefen, und mit einigen des Landes kundigen Begleitern, auch mit gutem Rathe; namentlich daß er alles, was er bekommen würde, bezahlen und kein Gericht, wie schlecht es auch seyn möge, verschmähen, vielmehr ein jedes loben sollte, weil die Leute, durch deren Land er zu gehen hätte, insbesondere die Christen, ein höchst reizbares, launenhaftes, jähzorniges Volk seyen, so, daß der geringste Anstoß, den er gäbe, sein Verderben seyn würde. Die Reise von Amadia bis Wan, wozu er, einen Tag Rast in dem Hauptorte Julamerk eingerechnet, dreyzehn Tage brauchte, war äußerst mühselig. Geld und Waffen wurden ihm genommen; daß ihm nicht Schlimmeres widerfahre, sagte man ihm, verdanke er den Briefen des Fürsten von Amadia. Hakkari ist ein Gebirgsland voll Schluchten und an vielen Stellen dicht bewaldet. Die Einwohner sind wilder als irgend ein dem Reisenden bekannter Stamm Kurden oder Araber. Alle Tagreisen waren sehr lang, von Sonnen Aufgang bis zum Untergange, im Monat October. Die Berge sind so hoch, daß zuweilen ein Dorf, das er verlassen hatte, nach einem stets in Windungen zurückgelegten Wege von vier bis fünf Stunden, ihm so nahe lag, als wäre es zu seinen Füssen. Eines dieser Dörfer, bewohnt von Leuten eines besonders wilden christlichen Stammes, von ungewöhnlich hohem und starkem Körperbau, ist beynahe eine Stunde lang. Die Einwohner tragen Hüte nach europäischer Form, aber von Reißstroh. Waizen und Gerste ist ihnen unbekannt, sie bauen nur Reiß und backen davon Brod. Solches bekam auch der Tartar zu essen, und dazu nichts als Honig und Nüsse; und obgleich das Brod sehr übel schmeckte, und sehr theuer bezahlt werden mußte, lobte er es doch, im Andenken an den zu Amadia empfangenen Rath, angelegentlich. Nur zwey oder drey dieser Leute sprachen kurdisch, und ihr Chaldäisch selbst war dem Dolmetscher welchen der Tartar aus einem Dorfe dieser Zunge bey Arbil (Arbela) mitgenommen hatte, fast unverständlich. Sie wunderten sich über das Aussehen des Eilboten sehr; dieser ließ klüglich seine Verwunderung über das ihrige nicht merken. Auf ihre Frage, was für eine Art Mensch er wäre, antwortete er: ein Osmane. Sie verstanden aber nicht was er damit meynte; und zu seinem großen Verdruße, den er aber zu äußern nicht wagte, war ihnen der Großherr ganz unbekannt und gleichgültig. Indessen begriffen sie, der Reisende sey ein Muselmann, und sagten ihm, ihr Volk sey lange vor seinem Mahommed da gewesen. Doch plünderten sie ihn nicht, sondern entließen ihn als gute Freunde. Er war der erste Reiter, den sie über ihre Berge kommen gesehen. In Wan, wo dem Tartaren endlich wohl wurde, ob es gleich eine Stadt der Kurden ist, sagte ihm der Pascha, nie habe er noch einen Fremden gesehen, der aus diesem Gebirge herabgekommen sey. I. 276.

(Fortsetzung folgt.)

Ende der Zeiten laut genug wurden, und die auch jetzo noch nicht in besonderem Rufe stehet), die von der ersten Offenbarung der Philosophie, namentlich aber von Plato an, von Lehrer zu Lehrer fortgepflanzt und den geweihteren Schülern überliefert werden sollte, und daß diese Lehrer des esoterischen Platonismus und einer uralten Theurgie und zumal vom 2ten Jhrdt. n. Chr. von Plutarch des Nestorius Sohn bis Damascius zu den Zeiten des Justinian herab, eine goldene Kette bilden (σειρὴ χρυσείη bey Homer Il. 8, 19) in der jeder Lehrer, wie sie einander folgten, einen Ring — annulus — vorstellt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem etc.

(Fortsetzung.)

Das Studium beyder will Herr Michelet miteinander verbunden wissen, jedoch so, daß die Philosophie immer die Hauptrolle — primas partes — zumal bey Erklärung eines Philosophen habe; denn „philologos, sensu philosophi grammaticis rationibus posthabito, ne grammaticum quidem sensum multis locis intellexisse apparet; alter enim ab altero sejungi non potest. Nec vero philologis sufficere debet ad Aristotelem interpretandum philosophiam primoribus labris degustasse, sed philosopho opus est, qui philologiae quoque per totam vitam incubuerit, sive privato quodam studio, sive publico adeo officio, seu, quod mihi evenit, utroque adactus. Hujus conjunctionis, qua demum verus Aristotelis sensus explanari poterit, exemplum prodere volui. Illud utinam sequantur alii!“ Herr Michelet ist karg; außer dem vorliegenden Musterstück verspricht er in dieser musterhaften, exemplarischen Weise nur noch zu geben: Commentarios in Platonis Parmenidem et translationem germanicam nostrorum Ethicorum (eo consilio conscribendam, ut probem, librum esse, qui non transactae solum memoriae vestigia contineat, sed ex quo nostrates etiam homines bene agendi praeclarissima praecepta possint haurire!!). Vor allem aber (quam celerrime potero sagt er) wird er den 3ten Band von Hegels Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, und diesem zunächst seine eigenen Vorlesungen über Geschichte der neuesten Philosophie bey den Deutschen bekannt machen! — Auf die Vorrede folgt ein Conspectus Ethicorum Nicomacheorum von S. XV. bis LII., dergleichen verschiedene in mehreren älteren Ausgaben sich befinden.

Der philosophische Commentar von S. 1 bis 409. überrascht gleich S. 2—3 mit einem genialen Einfall, der am besten mit den Worten des Herausgebers wiedergegeben wird: „Anonymus de vita Aristotelis a Menagio (ad Diog. Laert. V. §. 35. p. 201) primum editus viginti libros Ethicorum in Elencho operum Aristotelis citat: qui numerus expletur, si decem Ethicorum Nicomacheorum libris addas septem Eudemiorum, ambos Magnorum Moralium et librum singularem de vitiis et virtutibus.“ — Die Summe trifft ein; die Zählung ist richtig. — Indessen kann ich schwer glauben, daß H. Mich. mit diesem eigenthümlichen Fund mehr gewollt habe, als die Untersuchung von der Hand weisen, oder seine Leser zum Besten haben. Denn er weiß so gut, als Jemand, daß *Πλατων Κ* eben sowohl 10 nach der alphabetischen Folge der Buchstaben, wonach Homers Rhapsodien und Herodots ꝛc. Bücher gezählt werden, als 20 in der Reihe der griechischen Zahlzeichen bezeichne; und soll ja doch das aristotelische

Schriftenverzeichniß des Ungenannten einer Beachtung in diesem Fall werth seyn, so ist's gewiß natürlicher, anzunehmen, daß er eben k als 10 Bücher der Nikomachischen Ethik verstanden haben wolle; führt er doch selbst weiterhin an περὶ ἡδῶν Νικομαχείων ὑποθήκας, demnach statt 20 gar 21 herauskämen. Es ist aber jenes Verzeichniß des Anonymus so widersprechend demjenigen, was uns von Arist. übrig ist, und so kraus und verworren, daß auf dasselbe für sich allein noch weniger als auf des Diogenes seines zu achten ist. Gelegentliche Angaben Späterer, wie des Strabo und Plutarch und der besseren Grammatiker und Scholiasten dünken mir zuverläßiger, als diese Verzeichnisse. Es ist schwer zu glauben, daß Hr. Mich. seine Rechnung ernstlich gemeynt habe; denn er weiß gewiß besser, als die weitaus größeste Zahl seiner Leser, daß, wiewohl keine der drey Ethiken, die sich in des Aristoteles Werken befinden, ein ausdrückliches und sicheres Zeugniß aus den nächsten Zeiten für ihre Aechtheit aufweisen kann, doch die Eudemische Ethik deren am wenigsten für sich hat; er weiß, daß, wenn sie auch eine Schrift des Arist. wären, von den 7 Büchern derselben das 4te, 5te und 6te Buch mit dem 5ten, 6ten und 7ten Buch der Nikomachischen Ethik von Kapitel zu Kapitel, von Satz zu Satz, von Wort zu Wort übereinstimmen, und daß wenigstens diese gleichlautenden Bücher nicht besonder gezählt werden können, wenn man nicht mit demselbigen Rechte und in derselbigen Weise auch 30 und 40 und jede beliebige Zahl, die sich irgendwo angegeben finden möchte, herausstummiren will. Eben so weiß Hr. Michelet, daß die Ἠθικὰ μεγάλα sehr wenig für sich haben, das wahrscheinlich und glaublich mache, sie seyen ein Werk des Arist. selbst, wiewohl sie ganz gewiß seiner Schule, und zwar in dem nächsten Jahrhundert nach ihm, wie auch die Eudemia angehören. Endlich weiß Hr. Mich. so gut als irgend jemand, daß die ὁροι περὶ ἀρετῶν καὶ κακιῶν, im ersten Kapitel des Florilegium von Stobäus erhalten, so wenig von Aristoteles selbst in dieser Gestalt abgefaßt sind, als die Uebersicht der peripatetischen Sittenlehre, die eben derselbe Stobäus in den Eclogis phys. et eth. l. II. c. 7. p. 242 fgg. liefert, von Arist. oder einem Peripatetiker in der dortigen Form herrührt, sondern wohl von Stobäus selbst zu seinem Zwecke in Auszügen zusammengestellt ist.

Der Commentar, von der philologischen Seite betrachtet, giebt zwar die verschiedenen Lesarten aus älteren Ausgaben und Handschriften, die Zell, Cardwell, Bekker und der Herausgeber selbst, verglichen haben, mit genügender Vollständigkeit und Genauigkeit; aber was darüber hinausgeht, sprachliche Erörterungen, sey's über den Styl und Satzbau des Aristoteles, über den Gebrauch der Partikeln, über die Bedeutungen dieser und jener Wörter in der griechischen Philosophie überhaupt, und in der des Stagiriten insbesondere ꝛc. finden sich nicht, durch dergleichen z. B. Menage zum Diogenes, Wyttenbach zu Plato und Plutarch, Creuzer zu Plotin, Ast, Heindorf u. a. zu andern Schriftstellern sich Verdienste erworben haben, und wozu für Aristoteles Trendelenburg in seiner Ausgabe der Bücher περὶ ψυχῆς das erste und beste Muster gegeben. Eben so vergeblich wird man Untersuchungen über den Zusammenhang dieser Ethik mit anderen Büchern und Lehren des Aristoteles suchen, dergleichen Schleiermacher in seinen Einleitungen zu Plato's Dialogen geliefert; noch viel weniger darf man Erläuterungen und Ausführungen eines gegebenen Gedankens erwarten, dergleichen Lessing zur Poetik, Garve zu Cicero und zu Aristoteles gemacht haben; des letzteren Uebersetzung wird öfters gebilliget, mehrmals auch zurechtgewiesen. Eustratius und der Periphrastes, den einige für Andronikus von Rhodus gehalten, sind fleißig zu Rathe gezogen worden. Kurz, wohl Niemand würde hier einen philosophischen Commentar von einem Philosophen über einen Phi-

Iosophen gesehen haben, wenn nicht H. Mich. selber diesen Punct so stark accentuirt hätte, wie vorhin gezeigt worden; denn auch da, wo die Meynungen der Secte, zu der er sich bekennt, Einfluß haben können, oder durchbrechen, wozu jedoch nicht oft Gelegenheit gegeben ist, aber selbst da auch würde der ungewarnte Leser eben nur eine Farbe des Erklärers gesehen haben, wie er etwa an dem wackern Wenzel Voigt eines mit Aristoteles sich abmühenden Kantianers sich erinnert. Man stößt auf nichts, das der Philosoph einer anderen Secte und der Philolog nicht eben so gut, ja sogar viel besser hätte machen können und dem Herausgeber schon vorgethan hätten. So gleich zu Anfang; Aristoteles hebt sein Werk mit den Worten an: πᾶσα τέχνη καὶ πᾶσα μέθοδος ὁμοίως δὲ πρᾶξίς τε καὶ προαίρεσις ἀγαθοῦ τινος ἐφίεσθαι δοκεῖ. Hiezu bemerkt Hr. Mich. nach Eustratius (fol. 2. R. m.) und vielen anderen, daß Aristoteles seine Schriften gerne mit einem allgemeinen Satz eröffne; daß dieser vorliegende uns seine Art zu philosophiren klar zeige, welcher gemäß er „ipsa experientia non neglecta progrediatur in scientiam, quae causas et principia rerum contemplatur; quod enim omnibus singulis ejusdem generis commune est, id generi ipsi suapte natura contingit.“ Muretus: „Hic annotant interpretes prope solemne esse Aristoteli, ut libros suos a pronuntiatis universe affirmantibus exordiatur, z. B. die Metaphysik, die BB. von der Seele, von der Physik und die zweyte Analytik; et sane — fährt Muret fort — maxima dignitas est in hoc genere enuntiationum; nam et affirmatio negationi praestat, et ea quae de toto genere est, ei quae de aliqua generis parte.“ Demnächst sagt der Herausgeber zu μέθοδος, daß das Wort von Eustratius erklärt werde a) als ἕξις ὑδοποιητικὴ μετὰ λόγου, b) als ipsa scientia, „cum methodus scientiae effectrix prorsus sit;“ §. 3. stehe dafür ἐπιστήμη

„In philosophia methodus et res ipsa, forma et argumentum, unum et idem sunt.“ Nichts weiter! Muretus bestimmt nach dem Vorgang der griechischen Erklärer die Wörter τέχνη und μέθοδος nett und gut; und Zell weiset zu demselben mehrere Stellen aus Aristoteles nach, der es allerdings in der von Eustratius bemerkten doppelten Bedeutung gebraucht; — ob aus dem von dem philosophischen Exegeten eingeschobenen Grund? das mag dahin gestellt seyn; jedenfalls erhellt aus c. 3. (wo er sagt: λέγοιτο δ'ἂν ἱκανῶς, εἰ κατὰ τὴν ὑποκειμένην ὕλην διασαφηθείη) *), daß nicht die Methode den Gegenstand erzeuge, sondern daß sie sich nach diesem zu bequemen habe; dieselbige Genauigkeit und wissenschaftliche Strenge und Schärfe, wie sie in den mathematischen und den verwandten physikalischen Wissenschaften herrsche, dürfe man nicht in den politischen und ethischen Disciplinen erwarten noch fordern; hier sey es genug, παχυλῶς καὶ τύπῳ τἀληθὲς ἐνδείκνυσθαι, weil τὰ καλὰ καὶ τὰ δίκαια, περὶ ὧν ἡ πολιτικὴ σκοπεῖται, τοσαύτην ἔχει διαφορὰν καὶ πλάνην, ὥστε δοκεῖν νόμῳ μόνον εἶναι, φύσει δὲ μή. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie sehr ihm diese Bemerkung von Herzen gieng, ersieht man auch daraus, daß er sie öfters wiederholt, gleich c. 7. p. 10.: μιμητέον δὲ καὶ τῶν προειρημένων χρή, καὶ τὴν ἀκριβειαν μὴ ὁμοίως ἐν ἅπασιν ἐπιζητεῖν, ἀλλ' ἐν ἑκάστοις κατὰ τὴν ὑποκειμένην ὕλην, καὶ ἐπὶ τοσοῦτοι, ἐφ' ὅσον οἰκεῖον τῇ μεθόδῳ· καὶ γὰρ τέκτων καὶ γεωμέτρης διαφερόντως ἐπιζητοῦσι τὴν ὀρθὴν· ὁ μὲν γὰρ ἐφ' ὅσον χρήσιμον πρὸς τὸ ἔργον· ὁ δέ, τί ἐστιν, ἢ ποῖόν τι; θεατὴς γὰρ ἀληθοῦς. Und abermals II. c. 2. p. 22. auf 23. ἑκάστου δὲ προδιωμολογήσθω, ὅτι πᾶς ὁ περὶ τῶν πρακτῶν λόγος τύπῳ καὶ οὐκ ἀκριβῶς ὀφείλει λέγεσθαι, ωσπερ καὶ καθ' ἀρχὰς

εἴπομεν, ὅτι κατὰ τὴν ὕλην οἱ λόγοι ἀπαιτητέοι· τὰ δὲν ταῖς πράξεσι καὶ τὰ συμφέροντα οὐδὲν ἑστηκὸς ἔχει, ὥσπερ οὐδὲ τὰ ὑγιεινά· τοιούτου δ'ὄντος τοῦ καθόλου λόγου, ἔτι μᾶλλον ὁ περὶ τῶν καθ' ἕκαστα λόγος οὐκ ἔχει τἀκριβές. Einem Philosophen könnte diese wiederholte Bemerkung des Aristoteles füglich Gelegenheit zu einer schönen ausführlichen und lehrreichen Abhandlung geben; freylich nur einem cidevant Philosophen, nicht einem Philosophen von heute, der auf der Höhe der Zeit und der Wissenschaft steht!

Narrative of a Residence in Koordistan, etc.

(Fortsetzung.)

Weil in Amadia und in dem Lande Hakkari kein besonderer Bauernstand ist, so vermuthet der Verf. wohl mit Recht, daß diese Bezirke die ursprünglichen Wohnplätze des Volkes, die übrigen erst von ihm erobert seyen. *)

*) Asiatische Christen, in völliger Unabhängigkeit von den sie umgebenden Mahommedanern, sind eine so merkwürdige Erscheinung, daß Ref. sich nicht versagen kann, hier eine andere Nachricht von ihnen beyzufügen. Der englische Oberst Monteith kam auf einer Geschäftsreise, die er in Aufträgen des persischen Thronfolgers, im Jahre 1828, zu machen hatte, an die Grenze des Landes. Hier ist, was er darüber in seinem, der geographischen Gesellschaft zu London vorgelegten, Reiseberichte (Journal of the R. geogr. society Vol. III. P. 1. Lond 1833. p 32.) sagt. »Ich habe mehrmals mit Oberhäuptern und Bischöfen der chaldäischen Christen gesprochen, auch einige von ihnen bewohnte Striche selbst gesehen. Mar Simeon, ihr Oberhaupt, (Khalifa; sollte vielleicht Katolecka heißen,) kam bald darauf nach Persien, wo er auch starb. Dieses sonderbare Volk, das sich unter allen großen Umkehrungen Asiens erhalten hat, besteht aus vierzigtausend Familien, in vier Stämmen. Sie sind die Nachkommen der Christen, welche vor der Verfolgung K. Justinians flohen, und hatten einst das ganze Land von dem See Urmia an bis Bitlis inne; jetzt wohnt der größte Theil in dem unbezwinglichen Gebirglande Dschidda Dag, und wird von einem geistlichen Erbfürsten aus dem Geschlechte Mar Simeons, Bischofs von Amadia, der ihre Auswanderung leitete, regiert. Damit die, bisher nie unterbrochene, Nachfolge erhalten werde, zieht man immer einige von diesem Geschlechte als Mönche auf. In ihren Kirchen findet man keine Bilder; die Fasten sind weniger streng und häufig als bey den Griechen und den Armeniern; und, so weit meine Beobachtung geht, sind die Leute einfach, wacker und tapfer, den übrigen asiatischen Christen an Charakter weit überlegen. Man sagt ihnen nach, sie hätten wenig Fassungskraft (want of intelligence); auch mir kamen sie dumm vor. Timur versuchte von Wan, später von Amadia aus, in ihr Land einzudringen, stand aber, nachdem er großen Verlust erlitten hatte, davon ab. Den Türken gelang es nicht besser. Die Chaldäer lassen keine Mahommedaner in ihr Land zu. Ihren Handel mit den Nachbarn betreiben sie auf Märkten, welche sie besuchen. Nie sah ich ein von so schroffen und tiefen Schluchten durchschnittenes Land. Die Verbindung wird durch Brücken unterhalten, die nur aus zwey aneinander gefügten Bäumen bestehend, leicht abzuwerfen sind. Wachen sind bey jedem Uebergange aufgestellt, und Posten, die durch Zeichen im Falle der Gefahr das Volk zusammenrufen. Sie besitzen Bergwerke auf Bley, Kupfer und Eisen, das sie mit vieler Geschicklichkeit bearbeiten. Arsenik wird in Menge angetroffen. Die Wände der Felsen sind durch Terrassen fruchtbar gemacht, die mit großer Mühe aufgemauert sind. An manchen Orten sind die Berge von Bäumen bedeckt; die Ceder wird sehr groß und die Eichen geben Galläpfel. Die Chaldäer sehen die syrischen Christen auf der Küste Malabar als einen Zweig ihrer Nation an und pflegen von Zeit zu Zeit Verbindung mit ihnen. Eine ansehnliche Menge von diesem Stamme ist auch in Persien und Kurdistan zerstreut; alle bezahlen aber dem Mar Simeon eine kleine Steuer; anderthalb Schilling (48 kr.) die Familie. — Nicht so ausführlich, im Wesentlichen aber mit Vorstehendem übereinstimmend ist eine Stelle in den Missionary Researches in Armenia, London 1834. p. 374. 75. Hier werden die unabhängigen christlichen Stämme Ashiret, d. h. die Steuer freyen, genannt.

Nach einem zweymonatlichen vergnügten Aufenthalte, theils in Sulimania selbst, theils in der Nähe, machte der Verf. eine weitere Reise nach Sinna, einem der Hauptorte des persischen Kurdistans. Hier fand er alles weniger befriedigend als dort; das Oberhaupt tyrannisch, die Vornehmen knechtisch und das Landvolk noch weit gedrückter.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem etc.

(Fortsetzung.)

Vom Redner dürfe man nicht geometrisch strenge Beweise verlangen, sondern nur πιθανά; dagegen dürfe man sich auch nicht einen μαθηματικὸς πιθανολογῶν gefallen lassen; für das Studium der ethischen und politischen Wissenschaften müße Kenntniß der Menschen und des Weltlaufes, gute Erziehung und eigene Zucht gefordert werden; für andere Wissenschaften andere Erfahrungen (ὑποκειμένη ὕλη), z. B. für die zoologischen; vrgl. ε. μ. I. 1. et 5. Kurz, man sieht schon gleich hier, was alle Schriften des Aristoteles bestätigen, daß ihm zufolge die Natur des Gegenstandes die Methode desselben, ihren Gang und ihre Gewißheit bestimme. Dieß scheint der Hr. Herausgeber zu c. 3. p. 15 dort selbst zu fühlen und anzuerkennen: „Sane summa rerum principia ad moralem philosophiae partem adhibita exactisssimam quidem perficient scientiam; sed hujus disputationis finis Aristoteli in actione, non in cognitione consistit“ sq. Allein zu einer Deduction der Moralphilosophie aus den höchsten metaphysischen Principien findet sich bey Aristoteles nicht einmal eine Andeutung, geschweige denn ein Versuch; nach seiner Ansicht ist sie eine so empirische Wissenschaft als die übrige Naturwissenschaft, und als die Staatslehre. Auf diesem Punct Plato und Aristoteles verglichen, so stellt sich ihre Verschiedenheit, ihr Gegensatz recht streng und klar heraus. Plato stellt die Politik und die von ihr nach griechischer Ansicht abhängige Ethik als eine kategorische und apodiktische Wissenschaft von dem, was und wie es seyn soll, auf; Aristoteles dagegen behandelt sie als eine hypothetische, vom Zweck und den gegebenen Mitteln abhängige Kunde: willst du diesen, jenen Zweck, so wirst du diesen, jenen mit diesen, jenen Mitteln unter diesen oder andern Umständen am sichersten erreichen. Plato daher stellt ein sogenanntes Ideal auf; ob auch Aristoteles ein solches aufgestellt habe, etwa in den verlornen Schriften, das läßt sich nicht entscheiden; — da auch bey spätern nirgend eine Andeutung hierauf vorkommt, so möchte ich es bezweifeln; seine politischen Betrachtungen ähneln zumeist denen Montesquieu's, während Plato vielmehr an Rousseau, oder wen man sonst will, erinnern mag. Daraus fließt auch die Verschiedenheit ihrer ethischen Ansichten; deren Verknüpfung und Darstellung; Plato, gleichsam Moraltheolog, durchdringt das gesammte Leben und Wirken des Staates und des Einzelnen bis über dieses Erdenleben in die andere Welt hinüber, mit der Idee Gottes, des Guten, dem der Mensch ähnlich werden, das er an sich selbst in seinem Thun und Denken darstellen soll, mit der Idee der göttlichen Weltregierung und Vorsehung, mit der Idee der Belohnung des Guten, der Bestrafung des Bösen nach dem Tode in einem fortdauernden Leben. Man lese das 6te und 7te und 10te Buch des Staates, das 10te der Gesetze und den Anhang, die Epinomis, und sonst hin und wieder, ferner den Staats-

mann u. a. und sage, ob in alter oder neuer Zeit jemals Wissenschaft und Leben, Staat und Kunst auf eine mehr religiöse Grundlage von einem Philosophen gegründet worden, als von Plato; ihm ist der waltende schaltende Gott Mittelpunct und Umfang von Allem. Von alle dem findet man bey Aristoteles nichts; nichts von selbständiger Fortdauer der Seele, nichts von Belohnung und Bestrafung, nichts von unmittelbarer Weltregierung und Vorsehung, nichts, wo die Idee Gottes einen Einfluß hätte auf die sittliche Bildung des Einzelnen, oder die moralische Gestaltung des Staates; er zeigt sich auch auf diesen Gebieten überall als Physiolog, im besten Fall als Physikotheolog im 10ten Buche der ακρ. φυσ. und im 12ten der Metaphysik, er kennt Gott nur als denkend, in sich beharrend und, weil er höchstes Gut ist, als bewegend, selbst unbewegt. Alle das schmälert nicht das Verdienst und die theilweise Wahrheit seiner Ansicht des Sittlichen im Menschen und den hohen Werth seiner Ethik als einer Naturlehre des handelnden, in und an sich selbst und nach außen wirkenden Mannes; aber es beweiset, daß er auch hier Empiriker blieb, das Gesetzbuch des natürlichen ächten reinen Menschen, aber des erdegebornen, schrieb; demnach er zur Vollendung, zur ἐνεργεία, zur Humanität gelangen und einen schönen (καλὸν κἀγαθὸν) Charakter gewinnen mag, so weit dieser ohne Erhebung in ein höheres Reich der überirdischen Weltordnung, und ohne Unsterblichkeit und bewußte Dauer zu gewinnen ist. Er zeigt sich gerade darin als der tiefsinnigste Empiriker, daß er nicht gleich so vielen anderen vor und nach ihm die amphibische Natur des Menschen verkannte, der gemäß derselbe Bürger zweyer Welten, der physischen und der moralischen ist, und daß er der letzteren Gesetze für den erscheinenden Menschen nicht minder klar und wahr verzeichnete, als er die Gesetze der physischen Weltordnung zu ergründen und darzuthun bemüht war. Daß er nirgend über die Erscheinung und Gegenwart, über das Gegebene aus Erfahrung, sich erheben und weiter speculiren wollte, darf ihm nicht zum Vorwurf gereichen; es ist nur ein Zeugniß seiner Originalität, die sich nichts aufschwatzen ließ, und seiner Selbsterkenntniß, der zufolge er jene Ahnungen nicht in sich fand, welche Platos Brust schwellten und erhoben. Die Benennung Empiriker, weit entfernt ein Tadel zu seyn, ist im Gegentheil das höchste Lob, indem ohne den reichsten Fond von Empirie in keinem Fache, weder in Physik noch Grammatik ein irgend haltbarer und ergiebiger Gedanke, geschweige eine Wissenschaft aufgebaut werden kann. Von dieser Empirie hängt aller Orten seine Speculation und deren Methode ab. Das griechische Wort μέθοδος, statt dessen andere z. B. Hippokrates und Plato auch das einfache ὁδός setzen, hat selten die Bedeutung, in der es in den neueren Sprachen gebraucht wird, für die bloße logische Form und rein analytische Entwickelung; vielmehr schließt es meistentheils mehr oder minder Rücksicht auf den Inhalt ein, der seinen ihm angemessenen Untersuchungsgang fordert; weßhalb es auch nie eigentlich Wissenschaft als objectives System bezeichnet. An dieser Stelle jedoch, wo es, nach τέχνη gesetzt, den Begriff steigert, mag man beyde mit Kunst und Wissenschaft übersetzen. Wie τέχνη von μέθοδος verschieden ist, indem τέχνη, wie Eustratius und die meisten späteren Grammatiker ꝛc. mit zum Theil stoischen Worten, doch aber im Sinn auch des Aristoteles definiren, ἐστὶ σύστημα ἐκ καταλήψεων ἐγγεγυμνασμένων πρός τι τέλος εὔχρηστον τῶν ἐν τῷ βίῳ, vergl. Metaph. A. 1. und demnach, wiewohl nicht ohne alle Reflexion, jedoch vornämlich Erfahrung und Uebung fordert und auf ein äußeres Product ausgeht, so ist μέθοδος auch wieder von ἐπιστήμη darin unterschieden, daß diese das objective, allgemein gültige nothwendige System von Erkenntnissen, die aus Vernunftprincipien abgeleitet und strenge bewiesen wer-

den, bezeichnet, demnach sie mit dem Bewußtseyn der Wahrheit und Gewißheit begleitet ist, weil sie ätiologisch verfährt; die αἰτιολογία ist ihr Werk; sie gibt zu dem Wissen, daß etwas ist (ὅτι ἐστι), das höhere Wissen, wie und warum dasselbe ist (διότι ἐστί). Das erstere Wissen hängt ab von der ἱστορία d. i. von eigener und fremder Forschung, von Autopsie und Erkundigung; m. s. über ἱστορία Wyttenbach zu den Eclogis hist. p. 339 und Creuzers historische Kunst der Griechen S. 173 flg. Zur Erkenntniß der ἀρχαὶ, αἴτια καὶ στοιχεῖα, von denen die ἐπιστήμη ausgehen muß, verhelfen die θεωρία und μέθοδος, die daher öfters z. B. 2. μορ. I. r. pr. verbunden werden; von jener sagt Simplicius zur Seelenlehre I. c. 1. pr. δηλοῖ δὲ ἡ μὲν θεωρία τὴν ἐκ τῆς ἐναργείας καὶ ἐκ τῶν τῇ αἰσθήσει φαινομένων ἀναφορὰν εἰς τὴν — ἀλήθειαν; — von der zweyten aber sagt er zu ακρ. φυσ. I. c. 1. §. 1. ὅτι μέθοδός ἐστιν (ὡς Ἀλέξανδρός φησι) πᾶσα ἕξις θεωρητικὴ τῶν ὑφ' ἑαυτὴν μετὰ λόγου, τουτέστιν, μετὰ αἰτίας, ταὐτὸν δ'εἰπεῖν, ἡ μετὰ ὁδοῦ τινος εὐτάκτου πρόοδος ἐπὶ τὸ γνωστόν u. s. w. In dieser Erklärung kommt μέθοδος mit unserem Begriff von Wissenschaft beynahe ganz überein, während die früher aus Eustratius beygebrachte Erklärung dasselbe mehr in dem Begriff der Methode, wie wir jetzt dieses Wort verstehen, bestimmt. Durch die apodiktische Wahrheit und Gewißheit wird die ἐπιστήμη lehrbar, διδασκαλική und διδασκαλία, und als Gegenstand des Lernens, μάθησις διανοητική; Analyt. post. I. 1. pr. Metaph. A. c. 1. et 2.; wird sie schriftlich abgefaßt, so gibt dieß eine πραγματεία, Top. I. 1 pr. et soph. El. c. ult. p. 466. et 20 Sylb. Durch eben denselben Character strenger Apodeiktik und Wahrheit unterscheidet sie sich von der δύναμις, dergleichen die Dialektik und Rhetorik und andere ausgebildete Vermögen sind, einen Gegenstand von entgegengesetzten Seiten nach subjectivem Belieben mit möglichst gleichmäßiger Wahrscheinlichkeit und Kraft zu behandeln und darzustellen; Rhet. I., 1. 2. Top. I. 1. Durch das erwähnte subjective Belieben unterscheidet sich eine solche δύναμις von der ἕξις, indem diese das Subject nach der einen Richtung allein hin befähiget und bethätiget, z. B. jede ἀρετὴ ist eine ἕξις, Fertigkeit; jede ἀρετὴ oder Tugend, sey sie ἠθικὴ, oder διανοητικὴ, bestimmt das Subject nicht zu beliebigem Thun und Denken, sondern nur nach der einen Seite hin, (nicht aber auch zum Gegentheil) und zwar so, wie es der ὀρθὸς λόγος, das Gewissen, die praktische Vernunft, die nach der μεσότης strebt, jedesmal vorschreibt.

(Schluß folgt.)

Narrative of a Residence in Koordistan, etc.

(Fortsetzung.)

So schnell, als es auf großentheils gefährlichen Gebirgswegen möglich war, kehrte er in sein Kurdistan, wie er es nennt, zurück. Nur eine angenehme Erinnerung brachte er mit; er hatte wandernde Kurdenstämme unterwegs theils besucht, theils auf dem Zuge gesehen. Einen solchen beschreibt er:

I. 192. Ihre Sachen waren auf Last-Ochsen geladen, die Kinder wurden theils in Wiegen von Weibern auf dem Rücken getragen, theils, wenn es größere waren, zwey oder drey miteinander, von Pferden oder Ochsen. Etliche gewaltige Männinnen schritten mit den andern Weibern einher; ihnen schien die Aufsicht anvertraut zu seyn. Die Männer schlenderten hin mit einer schweren Keule im Gürtel, einem Schwert und einer Tartsche. Ein Theil trieb die Heerden Schafe, Ziegen und Pferde; ein kleiner Theil ritt; für das Gepäck und für die Kinder sorgten die Weiber allein.

Noch fünf Wochen verweilte der Verf. in Sulimania und es kostete ihn Ueberwindung, sich endlich loszureißen; besonders von dem Pascha, den er sehr hochschätzen gelernt hatte.

I. 324. »Mahmud ist in der That ein vorzüglicher Mensch; ich werde immer mit Zuneigung an ihn denken. Seine ganze Haltung kündigt Sittenreinheit, Einfach-

heit, Aufrichtigkeit an. Nie hatte ich erwartet, solch einen Mann im Morgenlande anzutreffen. Seines Gleichen dürften in glücklicheren Ländern wohl nicht viele zu finden seyn. Er ist ganz Gefühl. Wie er, hat vielleicht nie ein Morgenländer sein Weib und seine Kinder geliebt. Gestern kam er zum erstenmale, seit dem Tode seines kleinen Sohnes, in das Frauengemach. Ein Kind seines Bruders ging ihm entgegen und nannte ihn Vater. Dieser Name und die Kindes-Stimme war zu viel für ihn; er sank unmächtig nieder. Man muß sich erinnern, daß den Mahommedanern ihre Religion alles Trauern untersagt. Wer für ein Weib oder ein Kind warm fühlt, wird von den Anhängern des Islam verachtet; denn dieser lehrt nur Unempfindlichkeit und Härte. Mahmud ist sehr religiös; aber seine edlere Natur hat ihn über die menschenfeindlichen Lehren seines Glaubensbekenntnisses emporgehoben. Indessen würde ein minder guter Mann wohl besser zum Fürsten taugen. Mahmud ist das Haupt nicht, dessen Kurdistan bedarf. Er ist zu mild und hat zu viel Vertrauen zu Anderen, und zu wenig zu sich selbst. Tapfer ist er zwar im Felde, aber in den Regierungsgeschäften unentschlossen; gutmüthig, wie ein Kind, verläßt er sich auf jeden, der sich ihm zum Gehülfen anbietet; ganz Ehrlichkeit und Treue, wird er leicht getäuscht, weil er von Ränkesucht keine Vorstellung hat.

Nach dieser Schilderung wird man folgende Erzählung Mahmuds, die der Vers. sich bemüht hat, so viel als möglich in dessen eigenen Worten wieder zu geben, mit desto mehr Theilnahme lesen.

I. 144. Ich war als Geisel zu Kermanschah in Persien, als mein Vater durch Umstände genöthigt wurde, sich wieder zu den Türken zu halten. Mein Leben war demnach verwirkt, und der Vicekönig ließ mich holen, um mich zu tödten. Es war Nacht. Ich wurde vor ihn geführt, die Arme auf den Rücken gebunden. Der Prinz saß in seiner Halle; Kerzen brannten in der Mitte; der Scharfrichter stand da, gerüstet, sein Amt an mir zu vollstrecken. Manchen, der auf dem Felde der Ehre den Tod nicht scheut, mag wohl ein Schauer fassen, wenn er mit gebundenen Armen dem Scharfrichter gegenübergestellt wird. Es war ein schrecklicher Anblick, (möge dich Gott davor bewahren,) und ich gestehe, mein Muth war dahin. Doch blieb mir in der Todesangst so viel Besinnung, daß ich den Namen des Herrn anrufen konnte; und, gepriesen sey sein Name, alsbald wurde er mir offenbart. Ich fühlte eine Gewalt an meinem Herzen, als würden ihm folgende Worte eingeprägt: Bin ich nicht der, welcher dich aus dem Leibe deiner Mutter gebracht, und in allen Gefahren bis auf diese Stunde behütet hat? Konnte ich dich nicht jeden Augenblick hinwegnehmen? Warum fürchtest du dich also jetzt? Vermag dieser Mann dir ein Leid zu thun, wenn Ich nicht will? In diesem Augenblick fühlte ich mich getröstet, mein Herz gewann Stärke, und ich stand vor dem Prinzen furchtlos und unerschrocken. Gelobt sey Gott, anstatt mich tödten zu lassen, wie er fest entschlossen gewesen war, sandte mich der Prinz in das Gefängniß zurück und mir widerfuhr kein Leid.«

Ueber Boden und Erzeugnisse, Wirthschaft und Handel Kurdistans ist der Vers. minder ausführlich. Die Anlagen des Volkes, körperliche und geistige, waren sein vorzüglicheres Augenmerk. Was er von dem Lande sagt, das faßt ein Landsmann des Vfs., der dieselben Wege zehen Jahre später von Indien aus über Persien (Journal of the Asiatic society. Calcutta. T. IV. p. 602) betrat, in die Worte zusammen: „Kurdistan ist die Schweiz des Morgenlandes; eine unermeßliche Folge von Berg und Thal; Niederungen von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, und Gebirgspitzen, dem Montblanc gleich; es ist unter allen Gegenden der Welt, die ich gesehen habe, die lieblichste.“ Die größte Plage des Landes, in welchem gleichwohl Viele ein sehr hohes Alter bey guter Kraft erreichen, ist der „dürre Ostwind“ (Jonas IV. 8.), der zuweilen fast den ganzen Sommer hindurch einen Theil des Tages beherrscht und eine große Abspannung hervorbringt. Der Vers. hörte oft von der eigenen Art dieses Windes sagen, daß er gewöhnlich nur einen schmalen Raum fülle. Gegen Ende des Septembers machte er selbst diese Beobachtung. I. 271. „Der Wind fuhr wie ein Orkan über Sulimania, während wir in unsern Zelten, nur ein Paar hundert Ruthen von der Stadt, bloß eine mäßige Bewegung der Luft spürten; ja ich sah einmal um mein Zelt her Alles von dem Winde ergriffen, während das Zelt ganz ruhig stand.“

In dem zweyten Bande dieses Werkes ist die Reise des Vers. von Sulimania nach Mosul, über Arbela, der Rückweg nach Bagdad, und dann seine letzte Reise, von Bagdad über Bushire nach Schiras, beschrieben. Die erstere unternahm der Vers. hauptsächlich in der Absicht, die Stätte, wo einst Ninive war, (Mosul gegenüber, am linken Ufer des Tigris; Fuit et Ninus imposita Tigri – quondam clarissima, sagt Plinius) zu untersuchen. Dieß that er mit großem Fleiße; die Ausbeute war aber nicht erheblich. Was mehrere Wälle und die Ueberreste einer großen Ringmauer noch unterscheiden lassen, ist vermuthlich nur der Platz, auf welchem einst die Königsburg stand; weiterhin ist beynahe alles seit vielen Jahrhunderten schon unter dem Pfluge. Nachgrabungen in den Wällen sind nicht leicht vorzunehmen, weil jetzt nicht unbeträchtliche Dörfer darauf stehen. Zuweilen kommen jedoch große Steine, mit Keilschrift bedeckt, an den Tag. Mosul und die ganze Nachbarschaft holt aus jenem Platze die nöthigen Bau-Steine.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem etc.

(Schluß.)

In Bezug zu anderen und anders woher verwandten Wörtern erhalten jedes der bisher kurz angedeuteten eine andere Bestimmung und Bedeutung; hier mag dieses genügen, und nur über μέθοδος seyen noch mehrere Stellen in der Note nachgewiesen. *)

Kehren wir zu unserem Philosophen zurück, so bemerkt Arist. §. 2., daß das Gut, wonach jede Kunst und Wissenschaft, jeder Entschluß und jede Handlung strebt, entweder eben im Handeln, in der

*) „Das Wort (μέθοδος) Methode — sagt Garve S. 408 auf 409 — welches in der neueren philosophischen Sprache (— bis zu Hegel —) blos das Formale der Wissenschaft, den Zusammenhang und die Ordnung ihrer Sätze anzeigt, bezeichnet in der alten auch zugleich das Materiale der Wissenschaft, oder den Inhalt dieser genau verbundenen Sätze.“ Aus den obigen Andeutungen erhellet, wie weit diese Bemerkung richtig ist. Im ersteren Sinne steht es An. pr. I. 30 pr.: ἡ διὰ τῶν γενῶν διαίρεσις μικρόν τι μόριόν ἐστι τῆς εἰρημένης μεθόδου (vrgl. c. 29. pr. wo ὁδὸς steht): die divisive Methode ist ein geringer Theil der syllogistischen Methode. Ebd. II. 1 pr. und c. 23. Ὅτι οὐ μόνον οἱ διαλεκτικοὶ καὶ ἀποδεικτικοὶ συλλογισμοὶ διὰ τῶν προειρημένων γίγνονται σχημάτων, ἀλλὰ καὶ οἱ ῥητορικοὶ καὶ ἁπλῶς ἠτισοῦν πίστεις καὶ ἡ καθ' ὁποιασοῦν μέθοδον (wo die Rücksicht auf den Inhalt und den Gang der Untersuchung und Beweisführung bestimmt schon hereinspielt.) Soph. El. I. 11. fin. p. 440. Sylb. ἡ γὰρ περὶ τὰς προτάσεις μέθοδος ἅπασαν ἔχει ταύτην τὴν θεωρίαν. Top. I. 1 pr. ἡ μὲν προτάσις τῆς πραγματείας, μέθοδον ὑφαί, ἀφ' ἧς δυνησόμεθα συλλογίζεσθαι περὶ παντὸς τοῦ προτεθέντος προβλήματος ἐξ ἐνδόξων, καὶ αὐτοὶ ὑπέχοντες λόγον μηδὲν ἑαυτοῖς ὑπεναντίον. Ebend. am Schluß des Kap. „κατὰ τὴν προκειμένην μέθοδον“ bezeichnet es eben diesen logischen Inhalt der Topik. Vergl. π. ψυχ. I. 1, 2. und das. Themistius, Philoponus Simplicius u. a. Daher in einem (angeblich Aristotelischen) Epigramm bei Menage zu Diog. 130. S. 198 Platon gerühmt wird.

Πλάτων ἡ πρώτος ἐντῶν κατέδειξεν ἐπιγρώς
Οὐδέν τε βίῳ καὶ μεθόδοισι λόγων
ὡς ἀγαθός τε καὶ εὐδαίμων ἅμα γίγνεται
ἀνήρ sq.

Aber auch μέθοδοι τῶν πολιτικῶν λόγων Rhet. ad Alex. p. 15 Buhle und Soph. El. II. fin. p. 469: ὅτι τῆς αὐτῆς μεθόδου τῶν λόγων ἐστι. Man sieht, μέθοδος bezeichnet Materie und Form, aber nicht die Form, in der die Materie zuletzt in wissenschaftlicher unveränderlicher (und ἀμετάπτωτος) Gestalt hingestellt wird, sondern die Form oder Behandlungsart, wodurch die Materie für die letzte endliche apodiktische Gestaltung zugerichtet wird. cf. Z. γα. II. 9. pr. p. 257 u. V c. 3. p. 310 π. γεν. κ. φθ. I. 10. pr. u. a. OO. Dabey kann bald mehr die Form oder Zubereitung und letzte Gestaltung, bald mehr die Materie ins Auge gefaßt werden. Vrgl. Rhet. I. c. 1 et 2 öfter und §. 11. ἔντεχνος μέθοδος περὶ τὰς πίστεις. Sextus Empiricus S.

Thätigkeit — ἐνέργεια — selber bestehe, oder in einem Werke — ἔργον — das durch sie hervorgebracht und hingestellt werde. Hiezu sagt die philosophische Note des philosophischen Exegeten: „Eodem modo πρακτὸν et ποιητόν, πρᾶξις et ποίησις distinguuntur infra l. VI. c. 2. §. 5. et c. 5. §. 4. Operatio ipsa finis est ex. gr. in actione philosophi veritatem contemplantis. Tales sunt quoque omnes virtutum actiones. Opus autem finis est textoris, actione sua pannum efficientis, sutoris calceum, statuarii statuam etc. Sed etiam in artibus operatio, non opus, finis esse potest, ut notavit Paraphrastes et Eustratius; artis equitandi enim finis est bene equitare, non opus aliquod.“ Dieß klingt wie eine Berichtigung des Aristotelischen Begriffes, ists aber nicht, da er hier eben nur die Güter oder Zwecke — τέλη — in die zwey Arten, ἐνέργειαι u. ἔργα unterscheidet. Vielmehr war hier anzumerken, daß der Zweck der Kunst ꝛc. als solcher zu unterscheiden sey von dem Zweck, den der Inhaber der Kunst oder Wissenschaft mit ihr verfolgt, was von seiner προαίρεσις abhängt; Rhet. I. 1, §. 14. et Metaph. III. c. 2. p. 64. Brandes. Darauf zielen jene Sinnsprüche Schillers:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun; edle mit dem, was sie sind.

Und wiederum sagt er von der Wissenschaft:

„Einem ist sie die hohe, himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“

Weiter ist über τὰ τέλη nichts bemerkt, sondern demnächst zu §. 4. wird die Lesart ὑπὸ μίαν τινὰ δύναμιν der anderen ὑπὸ μίαν τ. ἀρετὴν mit Recht vorgezogen, da die meisten und besten Handschriften und der Sprachgebrauch des Arist. sie empfehlen; s. Zells Anmerkung.

Hierauf wird Bekker, der aus einer Handschrift (Laurentian. K b) welche χαλινοποιϊκή statt χαλινοποιητική liefet, das erstere aufgenommen hat, mit male abgefertiget. „Cardwellus ne

192 nennt die Kunstlehre der Beredsamkeit μέθοδον τεχνικήν; vergl. Plat. Phaedr. cc. 53. 54. p. 269. 270. Die Rücksicht auf den Stoff und dessen vorläufige Bearbeitung zum Behuf der wissenschaftlichen Darstellung wiegt meistentheils vor; vrgl. ακρ. φυσ. I. 1. pr. III. 1. 1. ἡ μέθοδος ἡμῖν περὶ φύσεώς ἐστιν. Ebend. c. 3. §. 39. wo ζήτησις und μέθ. wechseln. Und VIII. c. 1. §. 3. πρὸ ἔργου γὰρ οὐ μόνον πρὸς τὴν περὶ φύσεως θεωρίαν ἰδεῖν τὴν ἀλήθειαν (über Ursprung, Anfang oder Nichtanfang und Dauer der Bewegung) ἀλλὰ καὶ πρὸς τὴν μέθοδον τὴν περὶ τῆς ἀρχῆς τῆς πρώτης. (Dieß weist auf das 12te Buch der Metaphysik). Z. ἱστ. I. 6. p. 11. Erst muß man die gemeinsamen Merkmale und Unterschiede der Thierklassen kennen lernen; dann erst kann man an die Untersuchung der Ursachen derselben gehen: οὕτω γὰρ κατὰ φύσιν ἂν ἐστι ποιεῖσθαι τὴν μέθοδον, ὑπαρχούσης τῆς ἱστορίας περὶ ἕκαστον. π. Ζ. τορ. c. 2. περὶ δὴ πάντων τούτων — τὰς αἰτίας θεωρητέον· ὅτι μὲν γὰρ οὕτω συμβαίνει, δῆλον ἐκ τῆς ἱστορίας τῆς φυσικῆς· διότι δέ, νῦν σκεπτέον. ἀρχὴ δὲ τῆς σκέψεως — — πρὸς τὴν μέθοδον τὴν φυσικήν, λαβεῖν sq. vrgl. π. μακροβ. und βραχυβιοτ. in fine p. 92. (ἡ περὶ τῶν ζώων μέθοδος Meteor. I. 1. wo Alexander sagt: μέθοδον δὲ εἶπεν τὴν φυσικὴν πραγματείαν) Metaph. M. c. 1. pr. et c. 9. p. 254. Physiognom. c. 4. fin. p. 144. Sylb.

Eth. Nic. V. 1. (oder Eud. IV. c. 1.) pr. ἡ δὲ σκέψις ἡμῖν ἔστω κατὰ τὴν αὐτὴν μέθοδον τοῖς προειρημένοις. cf. Pol. VII. 1 p. 185. und c. 2, wo gleichfalls σκέψις wie ζήτησις mehr die subjective Betrachtung und zwar eines einzelnen Punctes bezeichnet, während μέθοδος mehr das Object und dessen Forderungen anzeigt. Ebd. III. 5. p. 172. περὶ ἑκάστην μέθοδον φιλοσοφεῖν. Man sieht hieraus zur Genüge, daß es viele τρόποι τῆς μεθόδου gebe; und daß es nach seiner Stellung allerley Nüancen annimmt, z. B. bey Plutarch im Leben der 10. Redner V. Isocr. p. 1541. Steph. p. 144. Tauchn. οἱ δέ φασιν οὐ μεθόδῳ ἀλλ' ἀσκήσει χρήσασθαι sc. Isocratem. — Plato Theaet. §. 100. p. 183. Steph. Leg. I. c. 10. p. 638. extr. Rep. VI. 19. p. 510. Polit. p. 260. und 261. und 286 extr.

affert quidem istam lectionem e suo codice.“ Es stammt aber das Wort in der von Bekker aufgenommenen Lesart von χαλινοποιός, nicht von χαλινοποιήτης, und ist wahrscheinlich von dem großen Philologen wegen dieser sprachrichtigeren Bildung vorgezogen worden; die Sache verdiente authentischer untersucht und bestimmt zu werden, da wir an vielen Orten die Form ποιητική lesen, wo ποιϊκή zu erwarten stand. Die nächste Anmerkung betrifft die Interpunction und Satzabtheilung, die schon in der Sylburgischen Ausgabe richtig hergestellt ist, der auch Hr. Mich. mit Grunde folgt. Die unmittelbar folgende Anmerkung lautet: „τὰ τῶν ἀρχιτεκτονικῶν τέλη) Zellius Giphanium secutus: „Architectonicae facultates et artes eae sunt, quae principatum tenent et reliquarum ministerio utuntur; quemadmodum architectis in exstruendo aedificio deserviunt lignarii, ferrarii, fabri, ceteri.“ Paraphrastes addit, formam (εἶδος) et regulam (κανόνα) agendi ceteris ab ipsa porrigi arte principali.“ Es ist dieses fast zu wenig, zumal da sich an diesen Gedanken, den Aristoteles öfter berührt, mehrere anziehende und belehrende Betrachtungen über den Zusammenhang und die Abhängigkeit der Künste und Wissenschaften untereinander anknüpfen ließen. Nach der Unterordnung der Zwecke unter einen höheren und höchsten ordnen sich auch die Künste und Wissenschaften einer obeleitenden, architektonischen unter; der Zweck aber ist entweder ein Werk, ἔργον, dergleichen das vollendete Gebäude, dergleichen für die Strategik der Sieg und der Friedensstand ist; oder eine reine Thätigkeit — ἐνέργεια — dergleichen der Tanz, das musikalische Spiel u. a. m. ist. Daran knüpft Ar. mehrere Bemerkungen, wie man aus den Stellen sehen kann, die schon Zell angeführt hat: Eth. Nic. I. 2, 4. VI. 7. fin. VII. 11, 1. Poet. c. 19. §. 7. p. 50 Herm. Eth. Eudem. I. 6. Pol. I. 5, 7. Metaph. I. 1. Zu diesen will ich noch einige hinzufügen, vorerst aber bemerken, daß diese Ansicht von dem Verhältnisse der Künste und Wissenschaften untereinander schon Plato vorgetragen hat im Gorgias c. 73. S. 517 u. 518.; er nennt die einen τέχναι δέσποιναι u. s. w., die andern διακονικαί. Was er dort als Beyspiel mitgebraucht, das Verhältniß aller Künste, die sich auf Wartung und Pflege des Körpers beziehen, darüber darf als ein ausführlicher Commentar gelten des Galenus Schrift an Thrasybulus: πότερον ἰατρικῆς ἢ γυμναστικῆς ἐστι τὸ ὑγιεινόν; daraus will ich nur eine Stelle c. 44. herſetzen. Allen auf die Wart und Pflege des Körpers bezüglichen Künsten ἐφέστηκεν οἷον ἀρχιτεκτονική τις ἡ θεραπευτικὴ τοῦ σώματος καὶ κελεύει τῇ μὲν οἰκοδομικῇ — τῇ δὲ σκυτοτομικῇ — τῇ σιτοποιητικῇ — τῇ μαγειρικῇ etc. Eben derselbe Plato hat auch ein anderes Verhältniß der Wissenschaften untereinander bemerkt, wonach die eine höher steht, als die ihr untergeordnete, zugleich aber so in sie Einfluß hat und eingeht, daß diese ohne jene gar nicht seyn würden; Aristoteles nennt sie deßhalb ἀκριβέστεραι, An. post. I. 23. p. 238. z. B. die Arithmetik geht vor und geht ein in die Geometrie, Harmonik, Astronomie u. a. vrgl. π. οὐρ. III. 7. §. 65. p. 84. und Top. VIII. c. 2. p. 403. Plato nennt sie ἡγεμονικαὶ im Phileb. p. 55. Aristoteles auch ἀρχικαὶ Metaph. I. 2; und ακρ. φησ. II. §. 24. sagt er: διχῶς γὰρ τὸ οὗ ἕνεκα (hier meynt er nicht ἐνέργεια und ἔργον, sondern was er π. φ. II. 2. §. 5. kurz durch οὗ und ᾧ unterscheidet; der Zweck der Kunst ist B. w. das Kunstwerk; für den Künstler aber der Erwerb und mittelst desselben der Genuß u. s. w.) δύο δὴ αἱ ἄρχουσαι τῆς ὕλης καὶ γνωρίουσαι τέχναι, ἥ τε χρωμίνη καὶ τῆς ποιητικῆς ἡ ἀρχιτεκτονική· διὸ καὶ ἡ χρωμένη ἀρχιτεκτονικὴ πῶς· διαφέρει δέ, ἡ μὲν τοῦ εἴδους γνωριστικὴ ἡ ἀρχιτεκτονική, ἡ δὲ ὡς ποιητικὴ τῆς ὕλης. Vergl. Magn. Mor. I. Cap. ult. p. 40. und Polit I. c. 3. sq. Eth. Nic. VI. 8. pr. Ἔστι δὲ καὶ ἡ πολιτικὴ καὶ ἡ φρόνησις ἡ αὐτὴ μὲν ἕξις· τὸ μέντοι εἶναι οὐ τὸ αὐτὸ αὐταῖς· τῆς δὲ περὶ πόλιν ἡ μὲν ὡς ἀρχιτεκτονική, φρόνησις νομοθετική, ἡ δὲ ὡς τὰ καθ' ἕκαστα, τὸ κοινὸν ἔχει ὄνομα πολιτική. — Metaph. Δ c. 1. ἀρχαὶ λέγονται καὶ αἱ τέχναι, καὶ τούτων αἱ ἀρχιτεκτονικαὶ μάλιστα. Polit. VII. 3. p. 198 μάλιστα δὲ καὶ πράττειν λέγομεν καὶ κυρίους τῶν ἐξωτερικῶν πράξεων τοὺς ταῖς διανοίαις ἀρχιτέκτονας. Pol. I. 8. p. 21. τὸν μὲν ἄρχοντα τελέαν ἔχειν δεῖ τὴν ἠθικὴν ἀρετήν· τὸ γὰρ ἔργον ἐστὶν ἁπλῶς τοῦ ἀρχιτέκτονος. ὁ δὲ λόγος ἀρχιτέκτων. Die von Zell zu seiner Ausgabe und die hier beyge-

brachten Stellen können kaum verfehlen, jeden bedachtsamen Leser zu weiterem erhellenden Nachdenken zu reizen, zumal, wenn man noch hinzunimmt gar viele andere verwandte Aussprüche, wo Arist. andere Ausdrücke z. B. ἡγεμονική, ἀρχικὴ τέχνη, ἀκριβεστέρα καὶ προτέρα ἐπιστήμη u. s. w. gebraucht. Man sollte erwarten, wenn ein Philosoph einen Philosophen erklärt, wie Hr. Mich. uns dieß so oft wiederholt und eingeschärft hat, wenn er hierin ein Muster zur Nachfolge für andere hat geben wollen: so müßte er, wenn nicht philologische Erläuterungen, so doch desto mehrere und bessere philosophische Erörterungen seinen Lesern gönnen. Garve z. B. wie reich würde er hier an Reflexionen gewesen seyn, die er umständlich und zutraulich auseinandergesetzt und ausgebreitet haben würde! Und Schleiermacher hätte den Gegenstand gewiß in so viele Stellungen und Gegenstellungen, Wendungen und Gegenwendungen gedreht und beleuchtet, daß d" Leser, wenn auch sonst nichts, doch mindestens d ,ialektischen Kunstfertigkeit dieses Meisters sich erfreut hätte.

Herr Michelet ist von alle dem weit entfernt; im Gegentheil, so Philosoph er ist, d. i. Hegelianer, oder vielmehr eben weil er dieser Secte angehört, so glaubt er alle das, was ihm sein Meister von der Ideenlehre des Plato und von dem Geiste, in dem sie Aristoteles bestreitet, eingeredet hat, und er sagt es ihm unbedenklich nach zum 6ten Kap. dieses I. Buches. Rec. ist aber schon bisher weitläufiger gewesen, als sich gebührt; doch hofft er, nicht zu weitläufig, um auch nur an dem einen ersten Kap. zu zeigen, daß die Arbeit zu nichts weniger, als der Anmaßung und Einbildung, die in den früher angeführten Worten sich ausspricht, berechtiget, und daß sie nichts weniger, als ein Muster sey, was sie seyn will, wie ein Philosoph von einem Philosophen herausgegeben werden solle.

Narrative of a Residence in Koordistan, etc.

(Schluß.)

Von da ging der Vers. noch eine starke Tagereise nordwärts bis zu der ganz von chaldäischen Christen bewohnten Stadt Alkosch, (Elkos, Heimat des Propheten Nahum) und dem seitwärts liegenden uralten Kloster Rabban Hormuzd, mit dessen Beschreibung Ref. diese Anzeige beschließen will.

»Aus der Ferne sahen wir nichts deutlich, als ein starkes viereckiges Gebäude von dunkelrother Farbe, schroff am Rande eines Abgrundes. Schwarze Wolken zogen sich über das Gebirge fast bis auf das Kloster herab, und machten den Anblick desselben düsterer, und seine Höhe scheinbar größer. Uns war, als nähmen wir Abschied von der Welt, da wir den Felsweg antraten. Vorbey an ungeheuren Bruchstücken des Gebirges, in dem jetzt trockenen Bette des Bergstromes, der sie herabgeführt haite, gelangten wir an einen Engpaß, der sich bald in eine Art Amphitheater öffnete, wo, nicht ganz auf halber Höhe des Berges, das Kloster steht. Nur der letzte Theil des Weges dahin war sehr steil. Das rothe Gebäude, das wir aus der Ferne gesehen hatten, war ein Theil der drey Kirchen, die hier an einander gebaut sind. Kleine Höhlen und Gewölbe, theils nächst den Kirchen, theils hoch darüber, dienen den Mönchen zu Wohnungen. Jeder von den 50 Mönchen, (worunter nur vier oder fünf Priester) hat seine besondere Celle; über schmale Terrassen kommt man von einer zu der andern. Uns wurde zur Wohnung eine Kapelle angewiesen; unsere Leute fanden in leeren Höhlen, deren es eine Menge an dem ganzen Halbkreise des Berges giebt, ihr Unterkommen. Nachmittags besuchte ich die Vesper. Das Dunkel der engen, einfach gewölbten Kirche und das finstere Aussehen der Mönche in grober Bauerntracht, jedoch von dunkler Farbe, — nur die Priester waren besser, und ganz schwarz gekleidet — erinnerte an die Thebais. Es sind unter den Mönchen Weber, Schneider, Schmiede, Steinmetzen und Zimmerleute; so daß den Bedürfnissen des Klosters durch seine eigenen Einwohner genügt wird. Es hat aber gar wenig Bedürfnisse, weil es der Regel des St. Antonius, und zwar auf das Strengste, gehorcht. Erst am andern Tage lernte ich den Abt kennen, der bey meiner Ankunft abwesend war; sein Umgang war mir angenehm. Nach seiner Angabe war der Erbauer des Klosters der Patriarch Tomarsa von Seleucia in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts. Dagegen behauptet der chaldäische Erzbischof zu Mosul, schon im dritten Jahrhundert sey das Kloster durch einen Perser, Hormuzd, von dem es seinen Namen habe, gestiftet worden. Dieser Hormuzd, nach der Sage ein Königssohn aus Persien, ist der große Heilige aller chaldäischen Christen. Ich brachte in dieser Einsamkeit zwey Tage mit Vergnügen zu, und wäre gern länger geblieben; solche Stille werde ich wohl nie mehr genießen. II. 90—99.

Das sonderbare Vergnügen, welches unserem Vers. dieser Aufenthalt gewährte, mag ihn bewogen haben, eine Zeichnung des Klosters zu entwerfen. Die beyliegende genaue Nachbildung derselben wird wohl auch denjenigen von unseren Lesern, die sich in die Stimmung des Reisenden nicht versetzen können, durch Vergegenwärtigung einer der ältesten Stätten des morgenländischen Klosterlebens willkommen seyn.

Nebst einer lithographirten Beylage.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, inprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam — auctore Rudolpho Wagner, medic. anat. compar. et zoolog. in univers. reg. Bavar. Erlangensi prof. publ. ordinar. acad. reg. scientiar. bavar. aliarumque societatt. literar. soc. Accedunt tabulae duae aeri incisae. Lipsiae, sumptibus Leopoldi Vossii, bibliopolae academiae scient. imp. petropolitanae. 1836. fol.

Der Titel, unter welchem unser hochgeschätzter Herr Collega der k. Akademie der Wissenschaften, denn ihr ist das genannte Werk gewidmet, seine Forschungen über die Eyer der Thiere mittheilt, ist nicht weniger beachtungswerth als der Inhalt der Mittheilung selbst. Der Hr. Verf. will nämlich nicht bloß einen Haufen isolirter Beobachtungen über die Eyer der Thiere von ihrer frühesten Entstehung an auf eine rhapsodische Weise, wobey es dem denkenden Forscher überlassen bliebe, nach Gutdünken daraus zu machen, was er will, vorlegen, sondern er weist uns ausdrücklich auf die Idee hin, welche ihn bey seinen Untersuchungen leitete, nämlich den Antheil des weiblichen Geschlechtes an dem Fortpflanzungsgeschäfte in seinen Uranfängen aufzusuchen. Auf solche Weise treffen wir denn hier auf ein wohlgeordnetes Ganzes, wo sich die Ergebnisse unzählbarer einzelner Beobachtungen auf leichte und faßliche Weise kurz darstellen und das Wesentliche, worauf es eigentlich ankömmt, wie von selbst sich aufdringt. Hat daher die Lehre von der Fortpflanzung der Thiere, welche sich es von jeher mußte gefallen lassen, auf die verschiedensten, mitunter gar abentheuerlichen Weisen besprochen zu werden, und in welcher die wenigen guten Erfahrungen, welche schon länger vorliegen, ob ihrer Isolirtheit nie recht zu Ansehen und der wohlverdienten Bedeutung gelangen konnten, durch das genannte Werk, so weit es sich hiebey von dem weiblichen Antheile handelt, wirklich ungemein viel gewonnen, so muß auch noch insbesondere die gesammte Physiologie, welcher es immer deutlicher wird, daß das Leben der Individuen als ein zeitlicher, durch Stufen sich selbst begründender Vorgang lediglich eine historische Betrachtung zulasse, sich freuen, über die allerersten Anfänge des individuellen thierischen Daseyns eine so umfassende, ins Einzelne gehende, und in ihrem Grundergebnisse doch so einfache Belehrung zu erhalten; denn es stellt sich klar dar, daß alle Thiere und der Mensch selbst ihren Anfang nehmen durch die in den weiblichen Genitalien gebildeten Eyer, deren Struktur, wie schon der Anblick der auf beyden Tafeln gegebenen schönen Abbildungen von Repräsentanten aller Thierklassen zeigt, kleine, und wie sich vermuthen läßt, nicht wesentliche Abänderungen abgerechnet, sich überall gleich ist. Es besteht nämlich das Thierey 1) aus einer äußeren Eyhaut von ganz einfacher Textur, welche Hr. Verf. Chorion nennt; 2) aus dem in dieser Blase enthaltenen Dotter, welcher,

so weit größere Thiere eine Untersuchung zulassen, aus einer eyweißstoffigen, homogenen Flüßigkeit, kleinen Dotterkörnchen und Oeltröpfchen besteht. Die so zusammengesetzte, in der frühesten Zeit der Eybildung mehr homogene und durchsichtige, späterhin meist trübe Flüßigkeit findet sich noch in einer besonderen Haut, der Dotterhaut, eingeschlossen und zwischen den beyden Eyhäuten, dem Chorion nämlich und der Dotterhaut, scheint sich öfters Eyweiß anzusammeln. Doch ist der Hr. Verf. nicht sicher, ob auch bey den Eyern der Säugethiere der Dotter in eine eigene, vom Chorion verschiedene Dotterblase eingeschlossen sey. Ueberhaupt soll der Dotter bey dem ersten Hervortreten des Eyes unmittelbar an der inneren Fläche des Chorions anliegen, unmittelbar die Eyblase erfüllend, und sich erst später durch eine eigene Membran, deren Entstehung jedoch bis jetzt dunkel ist, abschließen. 3) Aus dem Keimbläschen, einem kleinen, sphärischen, mit homogener, eyweißartiger Flüßigkeit gefüllten, und aus einer durchsichtigen strukturlosen Haut gebildeten Bläschen. Dieser Theil, welcher wahrscheinlich das erste Gebilde des werdenden Eyes ist und sicher am Frühesten seine vollkommene Ausbildung erlangt, ist relativ zum Ey am größten, je jünger oder weniger reif das Ey ist, so daß er die Chorionsblase oft ganz ausfüllt und der Dotter nur eine dünne Schicht zwischen ihm und jener bildet. Durch den sich allmälig vermehrenden Dotter wird das im Centrum der Blase eine Zeit lang verbleibende Keimbläschen verdeckt und ist um diese Zeit weniger sichtbar. Allmälig tritt es aber aus dem Centrum gegen die Peripherie, und liegt bey fortgehender Entwickelung der Eyer unmittelbar unter der Dotterhaut, wo dann der Dotter um es die sogenannte Keimscheibe bildet. 4) Aus dem Keimfleck oder der primitiven Keimschicht, macula germinativa, s. stratum germinativum primitivum, der auch in der neuesten Zeit selbst von den genauesten Beobachtern der thierischen Eyer übersehen und von unserm Hrn. Verf. zuerst wahrgenommen, beschrieben und bey fortgesetzten Beobachtungen in allen Thieren entdeckt wurde. Man sieht nämlich an bestimmten Stellen des Keimbläschens bald einen, bald mehrere kleine runde Flecken; nur ein einfacher dunkler Fleck wird bey Säugthieren, Vögeln, den beschuppten Reptilien und den meisten wirbellosen Thieren, namentlich den Insekten, Schnecken, Seesternen, Medusen und Polypen gefunden. Bey diesen Thieren ist die primitive Keimschicht eine kleine Masse feinkörnigen Bildungsstoffes, der sich zu einem mehr oder weniger sphärischen Körperchen angesammelt hat, und so viel Consistenz besitzt, daß er nach geplatztem und entleertem Keimbläschen sich in verschiedene Formen durch Glasplättchen drücken läßt. Bey anderen Thieren, den Knochen-Fischen, den nackten Reptilien, den Krebsen sieht man gleich anfänglich mehrere solche Keimflecke, und auch bey denjenigen Arten, wo der Fleck zuerst einfach ist, zeigt er sich bey größeren und reiferen Eyern vervielfacht. Am Schlusse des Werkes werden die mikrometrischen Maße des ganzen Eyes, des Keimbläschens und des Keimfleckes, wenn er einfach ist, übersichtlich mitgetheilt. Es ergiebt sich aus dieser Tabelle, daß, da der Hr. Verf. in mehreren Thieren die Eyer in verschiedenen Zeiträumen, in anderen aber nur nach einzelnen Beobachtungen gemessen hat, sich über das Verhältniß der Größe des Thiereyes zur Größe des Thieres oder zur Thierklasse kein Gesetz ausmitteln lasse. Aber auch über die Größenverhältnisse des Keimbläschens und des Keimfleckes zu dem Eye selbst ergeben sich für die verschiedenen Thierklassen keine sie charakterisirenden Gesetze; nur ganz im Allgemeinen kann man sagen, daß je größer das Eychen sey, desto größer auch das Keimbläschen gefunden werde und umgekehrt.

Nachdem Ref. das Wesentlichste, wie er glaubt, von der Eylehre des Hrn. Verf. mitgetheilt hat, muß er noch einmal auf den Titel zurückkommen. Der Ausdruck Prodromus historiae generationis hominis atque animalium wird nämlich von un-

ſerm Hrn. Vf. nicht gebraucht, um ſeiner Darſtellung der Lehre vom weiblichen Eye einen formellen Anhaltungspunct zu geben, ſondern darum, weil es ſich hier nur von dem einen Momente des Fortpflanzungsgeſchäftes handelt, und er geſonnen iſt, auf ähnliche inſtruktive Weiſe von der Erzeugung des männlichen Samens und der Entſtehung der Spermatozoen, worüber er ſchon höchſt intereſſante Beobachtungen mitgetheilt hat, und in unſeren Denkſchriften noch mehreres mittheilen wird, zu handeln, ſo, daß wir alſo wohl einem Prodromus alter in Beziehung auf die Beſchaffenheit und Geneſe des männlichen Zeugungsſtoffes entgegen ſehen können, und nun bliebe nur das Dritte noch übrig, wodurch die Fortpflanzungslehre der Thiere vervollſtändiget und die beyden Prodromi erſt wirklich zu ſolchen geſtempelt würden, nämlich die Lehre von den Ergebniſſen aus dem Begegnen der beyden Zeugungsſtoffe. Da jedoch die Unterſuchungen über die Vorgänge im weiblichen Organismus bey der Befruchtung Hinderniſſe darbieten, welche ſich nicht allein durch raſtloſen Fleiß überwinden laſſen, ſondern einen nicht unbedeutenden Koſtenaufwand neben unſäglicher Mühe mit ſich führen, ſo kann Ref. den Wunſch nicht unterdrücken, daß dem Hrn. Vf. oder vielmehr in ihm der Naturlehre der thieriſchen Körper überhaupt eine Unterſtützung werden möge, welche, wenn ſie auch an Umfang jener, womit Harvey von ſeinem Könige beglückt wurde, nachſtünde, bey den ſchon gemachten großen Fortſchritten der Wiſſenſchaft doch gewiß nicht geringere Früchte hoffen ließe. Gelingt es nun auf irgend eine Weiſe dem Hrn. Verf., von ſeinen Prodromis an die Löſung des Hauptproblems ſelbſt zu gehen, und die Geſchichte der Befruchtung und des befruchteten Eyes zu verfolgen, ſo muß ſich dann auch aufklären, in wie ferne die im Thierey vor der Befruchtung befindlichen Theile richtig gedeutet und daher die ihnen einſtweilen gegebenen Benennungen beyzubehalten ſeyen. Bedenkt man nun, in welch' ungemein kurzer Zeit v. Bär's Wiederauffindung des Säugthiereyes und nähere Beſtimmung ſeiner Beſchaffenheit ihre unbedingte Anerkennung, Beſtättigung, Erweiterung und Berichtigung erlangt hat, und daß in nicht ganz neun Jahren nicht allein alle Bedenken über die Sache gehoben worden ſind, ſondern nun auch unſere Kenntniß des thieriſchen Eyes vor der Befruchtung durch R. Wagner eine abgerundete Vollendung erhalten hat, welche Nichts mehr zu wünſchen übrig läßt als die Geſchichte der Eyer nach der Befruchtung, und vergleicht man damit die Gleichgültigkeit, mit welcher die De Graaf'ſchen Entdeckungen des Säugthiereyes ihrer Zeit aufgenommen und faſt anderthalbhundert Jahre lang vornehm ſchnöde ignorirt wurden, ſo kann man aus dieſer Vergleichung wohl den Schluß ziehen, daß dermalen die Naturlehre der Thiere ſo glücklich und raſch voranſchreite, wie man vor nicht zu langer Zeit zu hoffen kaum hätte wagen mögen.

Die Geſchichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeſchichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Profeſſor in München. Zweyter Band. Erlangen bey J. J. Palm und E. Enke. 1836. (598 S. mit 18 Kupfertafeln).

Dieſer zweyte Band des Buches, deſſen erſten Band wir in dem vorigen Jahrgange unſeres Blattes anzeigten, iſt in 2 Abtheilungen erſchienen, davon die erſte die Geſchichte des Mineralreiches, die zweyte die des Pflanzenreichs enthält. Namentlich iſt die erſte Abtheilung ſo gänzlich umgearbeitet und ſo durch Zuſätze vermehrt worden, daß ſie ſich als ganz neu anſehen läßt, und auch von einem Theil der zweyten Abtheilung gilt dasſelbe.

Der erſte §. betrachtet den Grund der Mannichfaltigkeit der Dinge. Wir laſſen ihn, zum Theil wenigſtens, mit ſeinen eigenen Worten reden.

„An jedem endlichen Dinge, wie vollkommen es auch erscheine, haftet ein Mangel, welcher der Ergänzung von außen her bedarf. Die eine Art von Wesen hat das in Fülle, was der andern fehlt; diese wiederum ist stark in dem, worinnen jene schwach ist. So schließt sich denn, wie an das Wachen der Schlaf und an den Schlaf wieder ein neues Wachen, an die Schwäche die Stärke, an das Bedürfniß die Sättigung an. Und nur auf diese Weise erhält sich in unserer Sichtbarkeit ein Bewegen und Leben. Wäre nicht eine Entgegensetzung, wäre nicht eine Mannichfaltigkeit der Dinge, so wäre auch kein Zug des Einen gegen das Andere, starr und todt würde der Staub der Erde bey anderem Staube ruhen. So ist das Entstehen der Mannichfaltigkeit ein Ausgang des sichtbaren Wesens zum Leben, zum Bewegen, zur Gestaltung. Es beginnt dieser Ausgang in dem einen, allgemeinen Grund des Seyns und Lebens, aus seiner Kraft wird das besondere Seyn erzeugt. Aber eben in wiefern dieses ein besonderes, ein Seyn außer dem Grunde des Seyns ist, ist es zugleich ein Mangelhaftes, ein Begränztes. Mit der Kraft des Seyns pflanzte jedoch der Quell des Lebens allen werdenden Dingen zugleich einen Funken seines eigenen Wesens ein; den Zug eines Bewegens des Einen zum Andern, welcher von der Natur der Liebe ist. So wird die sichtbare Natur ein Vielfaches und Mannichfaltiges, weil sie ein Endliches und Sterbliches ist; an die Mannichfaltigkeit aber knüpft sich ein Band der Erhaltung an, welches das Sterbende und Vergehende zu einem Lebenden und Fortbestehenden für andere Lebende und Seyende macht. Dieses Band gehet von dem Wesen eines ewigen Anfanges alles Seyns selber aus; und die Mannichfaltigkeit der erschaffenen Dinge ist für unser Erkennen eine unermeßbare und unendliche, weil seine Liebe, welche alle Dinge trägt mit ihrer Kraft, eine unermeßliche und unendliche ist.“ —

Auf demselben Grunde, auf welchem die Mannichfaltigkeit der Dinge überhaupt, beruht nach §. 2. auch die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Theile, die wir an den organischen Körpern bemerken. In dem Wesen der Gewächse, wie der Thiere muß eine Macht inwohnen und walten, verwandt mit jener allwaltenden Schöpferkraft, von welcher alle Vielartigkeit des Geschaffenen ausgehet. Diese inwohnende Kraft ist die Seele: die organischen Wesen sind zugleich beseelt; während die unorganischen zugleich unbeseelte sind. Die Seele, als ein Funke der Schöpferkraft selber, giebt allein den lebenden Wesen die Kraft, ihres Gleichen zu erzeugen; nur den organischen Wesen kommt es zu, fruchtbare Samen in sich zu tragen. Wie die Welt der organischen, mit Zeugungskraft begabten Wesen in zwey Reiche, jenes der Thiere und Pflanzen zerfällt, so umfasset eigentlich auch die Welt der unorganischen zwey verschiedene Reiche. Das eine ist das der Steine, deren Wesen vorherrschend auf ihrer Beziehung zu dem Erdganzen beruhet, dessen sie alle durchdringende Kraft ihnen den Zug der Schwere, den wechselseitigen Zusammenhalt der Theile und die regelmäßige Gestalt gab. Dieses Reich der unorganischen Dinge ist nur der Zerstörung, nicht einem beständigen Kreislaufe der Veränderungen unterworfen. Dagegen unterliegen die Körper des andern Reiches der Unbeseelten, zu denen das Wasser und die Atmosphärilien im engern Sinne gehören, ohne Aufhören dem Einfluß des Wechselverkehres ihres Planeten, zunächst mit der Sonne. Licht, Wärme und Elektrizität haften nicht nur ruhend an ihnen, wie an den ersteren, sondern bewegen sich durch sie und in ihnen und ziehen jene selber in ein Bewegen hinein, welches, ohne Ruhe und Rast, von einer Wandlung zur andern eilet. Vielleicht könnte man das erstere Reich der unorganischen Körperwelt als das tellurische, das andere als das siderische bezeichnen. Von dem letzteren, dem siderischen oder dem Reiche der Atmosphärilien hatte schon der vorhergehende Band gehandelt; der gegenwärtige wendet sich zu dem näheren und sicherer bey der Hand liegenden: zu dem Reiche der Steine.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Zweyter Band. Erlangen bey J. J. Palm und E. Enke. 1836. (598 S. mit 18 Kupfertafeln).

(Fortsetzung.)

Dieses, das Steinreich, hat in der Mitte der andern Naturreiche und in Beziehung auf dieselben vorherrschend die Bestimmung: ein zurückstrahlender Spiegel und Condensator der lebenfördernden Kräfte zu seyn, welche mittelbar, namentlich von dem höheren Centralkörper nach der Erde ausgehen. Denn wie das Metall am Kräftigsten und Besten die Elektrizität leitet, weil ihm selber keine Elektrizität inwohnt; wie dasselbe am Hellsten das Licht der Sonne zurückstrahlt, weil es selber von vollkommen undurchsichtiger, lichtloser Natur ist, so wird das Reich des Unorganischen, an sich selber seelenlos, zu einem Behältniß und Träger jener Naturkräfte, welche dem Leben der vegetabilischen und animalischen Seele befreundet und förderlich sind. Die Wärme, welche die Strahlen der Sonne an der Erde wecken, würde, dieß lehrt uns schon der Aufenthalt auf hohen Berggipfeln, nicht seyn, wäre nicht die Masse der Körper da, aus denen die Oberfläche des Planeten besteht. Eben so wenig würden die Elektrizität, der Galvanismus nnd Magnetismus wirksam zu werden vermögen, ohne die festen Körper der Erdfläche.

Die chemischen Bestandtheile der Mineralkörper werden (§. 4.) mit solcher Ausführlichkeit betrachtet, daß dieser Abschnitt zugleich die Grundlage für die Geschichte der chemischen Zusammensetzung und Wirksamkeit auch der andern irdischen Naturreiche zu bilden vermag. Hierauf vergleicht der §. 5. die Gründe der eigenthümlichen Schwere der Mineralkörper, der §. 6. die Dehnbarkeit, Sprödigkeit Härte, und Zerspringbarkeit der Steine; §. 7. die Brennbarkeit und salzige Auflösbarkeit derselben; §. 8. die Eigenschaften der Schmelzbarkeit, Elastizität und des Magnetismus. Einer der ausgeführteren Paragraphen dieser Abtheilung ist der §. 9., welcher die Krystallisation der Fossilien zunächst nach G. Rose beschreibt. Er beschäftigt sich mit der Beständigkeit der Krystallisationsformen der einzelnen Mineralkörper, mit ihrer Zurückführbarkeit auf bestimmte Grundformen und den Modificationen dieser Grundformen, so wie mit den vermuthlichen Ursachen dieser Modificationen. Hierauf handelt er von dem Isomorphismus und Dimorphismus, so wie von dem gestaltenden Einfluße, der in dem Vorgang der Krystallisation waltet; beleuchtet dann das Verhältniß der Krystallisation zu den übrigen Eigenschaften der Fossilien und beschreibt zuletzt die verschiedenen Krystallisationssysteme. Diese sind:

1) Das System der regulären oder tessularischen Krystallgestalten, welches das Octaëder, den Würfel, das Dodecaëder, und Terraëder sammt ihren Modificationen umfaßt.

2) Die Ordnung der heragonalen oder der rhombischen Grundformen, unter welcher das Geschlecht des Rhomboëders und des Triangulardodecaëders stehen.

3) Das Tetragonal- oder das Pyramidalsystem, wohin das Quadratoctaëder und das quadratische Prisma gehören.

4) Das orthotypische oder anisometrische System, welches das Rhombenoctaëder und das orthotypische Prisma in sich begreift.

5) Das System der hemiorthotypen oder klinorhombischen Krystallgestalten, namentlich mit dem Loxogen-Octaëder.

6) Das System der anorthotypischen oder 1 u. 1 gliedrigen Krystallgestalten, mit dem unsymmetrischen Prisma. —

Von der Krystallisation wendet sich die weitere Betrachtung des Mineralreiches zu der unkrystallinischen Gestaltung und Gestaltlosigkeit, dann zu der inneren Structur und Absonderung der Fossilien, von deren Verhältniß zum Lichte, Durchsichtigkeit, Strahlenbrechung, Irision und Farbenwandlung, Glanz, bleibender Färbung und Phosphorescenz der §. 12. handelt.

Was die systematische Anordnung der Fossilien betrifft, welche weiterhin zu Grunde gelegt wird, so beachtet diese zunächst den chemischen Stoff, welcher die Wechselbeziehung begründet, in der sich der unbeseelte Körper zu dem Erdganzen und zu seiner Atmosphäre befindet. Hiernach entstehen die Klassen der metallischen und brennbaren, der erdigen und salzigen Mineralkörper.

Eine genauere Beachtung läßt uns dann in der Klasse der metallischen Fossilien jene an die Spitze stellen, welche, weil sie fast immer nur in reinem einfachem Zustande und ohne den Zug nach der Vereinigung mit der Lebensluft gefunden werden, am weitesten von den zusammengesetzten, luftathmenden Wesen der organisirten Natur abstehen. In den weiteren Gliedern der Reihe der metallischen Körper steigert sich allmählig der Zug nach der Verbindung mit dem Oxygengas, bis wir, an der Grenze der Metalle, neben dem Arsenik und Selen die Klasse der brennbaren Fossilien, auftreten sehen. Da, wo die Empfänglichkeit der brennbaren Grundlage für die Vereinigung mit der Lebensluft den höchsten Gipfel erreicht, kommt eine Spannkraft, gleichsam von elektrischer Art, zu ihr hinzu, welche den Gesteinen nicht blos einen Grad der Festigkeit verleihet, der unter den metallischen nirgends gefunden wird, sondern ein vorherrschendes Verhältniß zu dem Lichte und zu der Elektrizität selber, wodurch die Fossilien sehr oft, ohne daß es hiebey der chemischen oder galvanischen Auflösung bedarf, zu selbstpolaren (durchscheinenden und idioelektrischen) werden. Das Sauerstoffgas der Atmosphäre stehet zu den metallischen Grundlagen der Erden und Kalien in einem so nothwendig ergänzenden Verhältniß, daß wir dieselben nirgends auf der uns bekannten Erdveste in einem unverbrannten Zustande antreffen. Jene Abhängigkeit jedoch von dem erydirenden Princip wächst in dieser Klasse von Glied zu Glied, so daß die alkalischen Erden, ausser dem Sauerstoff, der die metallähnliche Basis erst zur Erde macht, auch noch Säuren in immer bedeutenderer Menge aufnehmen, bis zuletzt in der Abtheilung der Salze die Säure zum vorwaltenden Bestandtheile wird, und hierdurch die leicht auflöslichen Fossilien dieser Klasse, vor allen das Steinsalz, in welchem das Chlor die Stelle des Oxygens vertritt, in ein Verhältniß zu der nächst höhern Ordnung der Körperwelt, zu der des Organischen kommen, wobey sie selber in der Weise der Lebensluft wirksam sind. Hiernach ist die Eintheilung des Mineralreiches in vier Klassen eine natürliche, denn sie ist vor allem auf das Verhalten der chemischen Grundlage gegründet. Zuletzt entspringt auch hier, wie überall in der Welt der Dinge, die Theilung in zwey Paare von Polaritäten aus der doppelten selbstthätigen, oder passiv empfangenden Richtung alles Seyns und Werdens entweder auf den einen Grund alles Seyns, oder auf die Mannichfaltigkeit aller gewordenen und werdenden Dinge hin. Die nach der höheren Einheit (hier das Oxy-

gengas) hingekehrte Richtung findet sich bey den metallischen und brennbaren; die der Welt des Mannichfaltigen zugewendete bey den erdigen und salzigen Fossilien.

Was die weiteren Eintheilungen der vier natürlichen Hauptordnungen des Mineralreichs und die Benennung dieser Eintheilungen betrifft, so stellt der Vf. unter dem Namen der Erzmetalle (Archimetalla) jene vorherrschend elektropositiven zusammen, welche nur sehr schwer Verbindungen mit dem Sauerstoffgas eingehen, von welchem sie sich durch bloße Erhitzung wieder trennen lassen. Dahin gehören mithin die sogenannten edlen Metalle: Gold, Silber, Platina. Unter dem Namen Grund- oder Werkmetalle wird jene natürliche Familie beschrieben, welche häufig in geognostischer Zusammengesellung sich findend, einen großen Antheil sowohl an dem inneren Bestande des Grundwerkes der Erdveste hat, als auch durch Dehnbarkeit und Streckbarkeit zu Werken der Menschenhand am häufigsten benutzt wird. Die hieher gehörigen Metalle: Kupfer, Eisen, Bley, Zinn, Zink halten das einmal aufgenommene Oxygen so fest, daß sie sich dasselbe durch bloße Erhitzung nicht entziehen lassen. Als Glasmetalle werden jene sehr schwer reduzirbaren, spröden Metalle der elektropositiven Reihe aufgeführt, deren Oxyde sich in vorzüglichem Maaße geneigt zeigen, mit den Erden buntfarbige Schmelze zu geben, wie Kobalt, Mangan, Uran u. s. w. Die leichtflüßigen, spröden Metalle der elektropositiven Reihe sind Wismuth und Tellur. Die electronegativen Metalle werden in Hartmetalle, wie Wolfram, Titan, Tantalum, und in brennbare, flüchtige Säuren bildende getheilt. Zu den letzteren gehören das Spießglanzmetall, Arsenik und Selen.

Die Eintheilungen der brennbaren Fossilien sind ganz die alten geblieben, dagegen werden die sogenannt erdigen Fossilien unter dem Namen der selbstpolaren zusammengefaßt, weil schon die große Härte und Festigkeit der meisten unter ihnen auf eine Stärke der wechselseitigen Anziehung der Stoffe hindeutet, welche, ihrerseits, nur eine Folge des höheren Maaßes der Spannung und der inneren polarischen Entgegensetzung seyn konnte. Aber die erdigen Fossilien verdienen den Namen der selbstpolaren noch in einem andern Sinne. Die herrschende Erde dieser ganzen Klasse, die Kieselerde, gleichet in allen ihren Eigenschaften einer Säure und vertritt daher selber gegen andere Stoffe ihrer Region die Stelle des Sauerstoffgases in einem Maaße, welches das zwischen verschiedenen Oxyden der eigentlichen Metalle stattfindende bey weitem übertrifft. Uebrigens sollte auch die hohe, krystallinische Haltung, so wie die Fähigkeit vieler erdigen Fossilien, durch Reiben oder Erwärmen selbst elektrisch zu werden, durch die Benennung: „Selbstpolare“ angedeutet werden. Was nun die weitere Anordnung dieser vollkommensten Klasse der Fossilien betrifft, so wählt der Verf. den alten Namen Anthracien (Carbunculi) für die an der Spitze stehenden Fossilien von den höchsten Graden der Härte, des Glanzes u. s. w. mithin für den Demant, Rubin, Chrysoberyll, Topas, Smaragd, Granat, Hyacinth u. s. w. Auf diese folgen dann die Ordnungen der kieselsauren, talkartigen und andern Fossilien. Die Eintheilung der Klasse der Salze ist die gewöhnliche.

Noch erwähnen wir, daß bey den einzelnen Arten die Namen der Alten, so viel als zweckdienlich schien, beygefügt sind. —

Was die zweyte Abtheilung des zweyten Bandes betrifft, welche die Geschichte des Pflanzenreiches enthält, so können wir uns über den Inhalt derselben kürzer fassen, da nur die ersten 10 Bogen großentheils neu sind, die andern aber, welche die Beschreibung der natürlichen Familien geben, nur dadurch von der früheren Ausgabe sich unterscheiden, daß sie Lindley's und Bartlings neuere Leistungen benützen und die Namen der Al-

ten bey den von diesen gekannten Pflanzenarten hinzufügen.

Wenn wir, so erörtert dieß der §. 32., die Pflanze mit dem Thiere und mit dem Menschen vergleichen, so hat sie mit beyden gemein, daß sie organisch ist, daß sie erzeugt wird und ihres Gleichen erzeuget und eben darum auch durch innere Kräfte wächst, abnimmt, stirbt und verwest. Organisch kann die Pflanze nur seyn, ihres Gleichen kann sie nur erzeugen, weil sie beseelt ist; sie hat mithin, wie das Thier und der Mensch, eine lebende Seele. Aber neben dieser Uebereinstimmung hat die Pflanze etwas und zwar ein Hauptsächliches, worinnen sie von dem Thier sich unterscheidet: das Wirken der Seele, welche in der Pflanze lebt, ist nur für den Leib da, nicht aber das Weben und Wirken des Leibes für die Seele. Die Fäden der Verleiblichung, welche von der Pflanzenseele ausgehen, drängen sich dem Lichte und der Wärme, der elektrisch bewegten Luft und der Nahrung entgegen, damit sie an die Fülle des äußeren Lebens sich anknüpfen und in der Kraft von diesem Wachsthum, Reife und Gedeihen erlangen. Dasselbe thun auch jene Fäden der Verleiblichung, welche von der Seele des Thieres ausgehen; denn auch dieses nimmt zum Gedeihen des Leibes an seiner Oberfläche das Licht, in seinem Inneren die Luft auf. Aber außer dieser Bestimmung: das aufzunehmen, was zu seinem eigenen Gedeihen dient; außer der Bestimmung, welche nur die eigene Erhaltung angeht, hat der Leib des Thieres noch eine andere: er ist nicht nur für sich selber und hiemit für den bloßen Genuß der ernährenden Elemente der Außenwelt, sondern für ein Inneres, für die Seele da. Darum zeigen sich an dem vollkommneren Thiere außer jenen Organen, die der Ernährung und dem Wachsthum des Leibes dienen, ein Auge, ein Ohr und andere Sinne, mittelst deren das Licht, die bewegte Luft und andere Agentien der äußeren Natur nicht blos ein Etwas für den Leib, sondern, als Gegenstand des Empfindens, ein Etwas für die Seele werden, und auch am unvollkommenen Thiere ist eine vereinigende Mitte da, auf welche die Wechselwirkungen des Leibes mit der Außenwelt nach innen sich beziehen. Während demnach die Seele, die in der Pflanze lebt, den Leib nur in der Wechselwirkung mit der äußeren Natur dahingiebt, ohne das Gegebene wieder zurück zu empfangen, wird dagegen der Seele, die im Thiere wirkt, der Leib, mit seinem Wechselverkehre, als Gegenstand der Empfindung wieder zurückgegeben.

(Schluß folgt.)

Synopsis novorum generum, specierum et varietatum testaceorum viventium anno 1834 promulgatorum, adjectis iis quae in diariis societatis zoologicae Londinensis ab anno 1830 editis relata sunt. Supplementi loco ad ill. Wiegmann historiae naturalis promtuariam collegit, digessit, adornavit Th. Müller, phys. stud. Berolini 1836. 256 S. 8.

Absicht und Umfang dieses Buches ist bereits hinlänglich auf dem Titel ausgesprochen, und die Conchyliologen werden es mit Dank anerkennen, daß Professor Wiegmann die Veranlassung zu einer solchen Zusammenstellung gegeben hat, welche von Th. Müller mit eben so viel Fleiß als Geschick ausgeführt worden ist. Es sind hier weit mehr neue Arten aufgenommen, als in der zweyten Auflage von Lamarck. Die Definitionen sind ausführlich, auch die Maaße, so weit sie von den Autoren bestimmt sind, angegeben; außerdem sind noch hie und da Bemerkungen beygefügt. Für die systematische Anordnung ist Menke's Synopsis Molluscorum zu Grunde gelegt, und die ganze Zusammenstellung sehr übersichtlich eingerichtet. Vom Jahre 1835 ist bereits ein ähnlicher Band, wie der vorliegende, zugesagt, und Ref. hofft, daß ein so zeitgemäßes und zugleich so tüchtig durchgeführtes Unternehmen die verdiente Anerkennung finden werde.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz Professor Tubingensis. Stuttgartiae et Tubingae sumtibus J. G. Cottae. Londini apud Black, Young et Young. Tavistock Street. Lutetiae apud Firmin Didot. Vol. II. 1835. XX. 684. Vol. VIII. 1835 IV. 820. Vol. IX. Affixa est E. Finckhii epistola critica. 1836. XXVII. 782.

Mit diesen drey Bänden ist die Sammlung, welche die Theorie der Beredtsamkeit bey den Griechen enthält, vollendet und wir können, da die Anzeige des früher Erschienenen in diesen Blättern (1835. Nr. 31 — 36.) den Standpunct, von welchem aus diese verschiedenen Schriften betrachtet seyn wollen, nachgewiesen hat, das Wichtige und Bedeutende, was hier zu finden ist, in größerer Kürze darstellen.

Der zweyte Band liefert die Scholien zu den im ersten enthaltenen Progymnasmata des Aphthonius; wie Hermogenes in der Rhetorik die Grundlage bildete und vielfach commentirt wurde, so Aphthonius in den Progymnasmata; in diesen schien er vollständiger, und durch seine Beyspiele belehrender als Hermog.; als erste Anleitung nicht ganz unnütz, war er auch nicht werth, einen Exegeten zu finden, und sollte eine Erklärung fruchtbar werden, so mußte sie weit über die Kenntnisse des Autors hinausreichen, wie wir dieses bey einigen Commentatoren des Hermogenes gesehen haben, hier aber nirgends hervortritt; mit welchem Erfolge auch dieser Gegenstand behandelt werden könne, zeigen die Progymnasmata des Theon. — Es sind mehrere und verschiedene Commentare, von welchen nur der erste p. 1. — 68. von Aldus gedruckt war, alles übrige verdanken wir der Thätigkeit des Herausgebers. Die Prolegomena p. 1—4. stehen außer Beziehung auf die Progymnasmata und geben nur aus den übrigen Bänden Bekanntes. *)

Von einem andern Verfasser ist ὁρισμὸς τοῦ καθόλου προγυμνάσματος p. 5 — 9, worin das Wichtigste die Definition der Rhetorik von Diodorus, vielleicht dem Schüler des Critolaus: ῥητορικὴ τοίνυν ἐστίν, ὡς Διόδωρός φησι, δύναμις εὑρετικὴ καὶ ἑρμηνευτικὴ μετὰ κόσμου τῶν ἐνδεχομένων πιθανῶν ἐν παντὶ λόγῳ· wir lesen nämlich dieselbe Definition lateinisch nur mit entstellten Namen bey Quintilianus II. 15, 16. Quod vitium fugiens Theodorus (al. Eudorus) vim putat inveniendi et eloquendi cum ornatu credibilia in omni oratione. Die Exegese selbst p. 9 — 68 ist ein Excerpt aus den weitläufigen folgenden Commentarien, ganz in der Art, wie Maximus Planudes die reichhaltigen Schriften zu Her-

*) Vgl. V. 699 sq. VI. 34. woraus manche Verbesserung von selbst erfolgt, z. B. p. 5, 2. παριέχων für παρίχων aus p. 7. 124. ebendaselbst ἀνειλημένου für ἀπολογουμένου u. a. m.

mogenes compilirt hat. Der Vers des Menander p. 16:

βέλτιστε, μὴ τὸ κέρδος ἐν πᾶσι σκόπει·

der auch p. 251. 295 wiederkehrt und wovon der Herausgeber sagt: Fragmentum hoc non invenio apud Meinekium, steht in den Monostichis pag. 314 M.

II. *Προλεγόμενα εἰς τὴν ῥητορικὴν τοῦ Δοξοπατρί.* p. 69 — 80 nichts als eine Einleitung, und diese selbst wieder nur Auszug des nachfolgenden vollständigern Werkes zu Aphthonius.

III. *Τοῦ Δοξοπατρῆ ῥητορικαὶ ὁμιλίαι εἰς τὰ τοῦ Ἀφθονίου προγυμνάσματα* p. 81 — 564. Nach der eigenen Erklärung der Vorrede haben wir nur eine genaue Zusammenstellung dessen, was Frühere beachtungswerthes geschrieben haben, mit besondern Zusätzen des Doxopatri oder Johannes Siceliota. Die lange Vorrede p. 81 — 144, — in einer Madriter Handschrift von p. 83 — 118 dem Trophonius zugeschrieben —, ähnlich der zu Hermogenes im vierten Bande, mit welcher sie so vieles in Stoff und Ausführung gemein hat, gibt die verschiedenen Ansichten über Rhetorik nach Gorgias, Aristoteles, Dionysius Thrax, Hermogenes, Geometres, u. a.; Aristoteles Definition, welche die Rhetorik als etwas rein Formelles ohne bestimmten Gegenstand betrachtete, während die späteren ihr die civiles quaestiones, *πρᾶγμα πολιτικόν*, als Substrat unterlegten, und dadurch ihre Allgemeinheit beschränkten, wurde gegen den Einwurf, daß dasselbe dann auch von der Dialektik gelte, noch von Geometres p. 103 in Schutz genommen; auch was Definition selbst ist, wird nach Plato und Aristoteles vorgetragen; aber des erstern Worte: *ὁρισμός ἐστι λόγος σύντομος, δηλωτικὸς τῆς φύσεως τοῦ ὑποκειμένου πράγματος* wird man wohl vergebens in den Dialogen suchen und die in den *ὅροι* enthaltene (p. 571. Bkk.): *ὅρος λόγος ἐκ διαφορᾶς καὶ γένους συγκείμενος* lautet dem Worte, wie dem Inhalte nach, ziemlich verschieden. Weitläufig wird die alte Streitfrage, ob die Rhetorik *ἐπιστήμη* oder *τέχνη* sey, erörtert und die treffende Stelle aus dem Gorgias in voller Ausdehnung mitgetheilt p. 112 — 115. Dann folgen die bey den Alten in solchen Einleitungen gangbaren Untersuchungen (*ἡ τῶν πολυδρυλήτων κεφαλαίων ζήτησις, ὁκτὼ τὸν ἀριθμὸν ὡς φασι τυγχανόντων*) über Tendenz und Zweck der Schrift (*σκοπός*), über den Nutzen (*τὸ χρήσιμον*), über die Aechtheit (*τὸ γνήσιον*), welcher Rang ihr, mit ähnlichen verglichen, gebühre, z. B. die Progymnasmata stehen als Einleitung von der Rhetorik (*τάξεις τῆς ἀναγνώσεως*) über den Titel (*ἡ αἰτία τῆς ἐπιγραφῆς*), die Eintheilung (*ἡ εἰς τὰ μέρη διαίρεσις*), die methodische Behandlung (*ὁ διδασκαλικὸς τρόπος*), über den Vorzug dieser Schrift vor andern (*διὰ τί προτετίμηται τῶν ἄλλων ὁ Ἀφθόνιος τῶν περὶ ῥητορικῶν προγυμνασμάτων διαλαβόντων*). Vergl. III. 728. VII. 99. Diese Vorrede endet mit p. 143. 6; das Folgende bis 145 ist nur Widerholung des Vorgetragenen. Doxopatri ist Johannes Siceliota, dessen Commentar zu Hermogenes bereits näher bezeichnet worden ist; offenbar sind diese Homilien zu Aphthonius, wenn sie anders mit Recht seinen Namen tragen, weit früher und aus einer Zeit, wo er selbst noch wenig in der alten Rhetorik erfahren, und von der Ueberzeugung und Tendenz, die sich zu Hermogenes ausspricht, noch weit entfernt war; so fast ganz verschwindet hier die dort so schroff auftretende Individualität des Mannes; höchst selten geschieht der Kirchenväter Erwähnung, nur einmal, p. 425 — 8. wird aus Gregorius Leichenrede auf Basilius eine längere Stelle ausgezogen; alles andere ist Zusammenstellung, gleichsam notae variorum, aus Nicolaus, Theon, Sardeon, Geometra, Sopater u. a. auch Eustathius, wird p. 545. erwähnt, Varianten und Scholien alter Handschriften sind p. 556.; 564. angemerkt, doch alles wenig von Belehrung;

die wichtigste Notiz für Geschichte der Rhetorik findet sich p. 513. Gleich unbedeutend im Ganzen und nur durch einzelne wenige Bemerkungen (p. 610. 622. 630. 676. 683.) anziehend ist der dritte und letzte Commentar dieses Bandes:

IV. *Σχόλια εἰς τὰ τοῦ Ἀφθονίου προγυμνάσματα* p. 565 — 684.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Natur, als zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der allgemeinen Naturgeschichte, von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München. Zweyter Band. Erlangen bey J. J. Palm und E. Enke. 1836. (598 S. mit 18 Kupfertafeln).

(Schluß.)

Hiermit wird derselbe ein Eigenthum der Seele, mit welchem diese selbstthätig bewegend waltet. Darum hat das Thier mit der Empfindung zugleich die Kraft der selbstthätigen Bewegung, weil es eine allvereinende Mitte, ein Seelenorgan besitzt; die Pflanze ist der Empfindung, wie der selbstthätigen Bewegung beraubt, weil in ihrer Leiblichkeit keine allvereinende, Alles auf sich zurückführende Mitte: kein Seelenorgan gefunden wird. Wie durch das magnetische Eisen, wirkt durch die lebende Pflanze ein allgemeines Bewegen, dem dieselbe, nach ihrem ganzen Wesen, passiv, wie ein Schlafendes, dahingegeben ist, weil das Ende desselben nicht in ihr selber (wie im Thiere), sondern außer ihr liegt. Aber eben durch diese scheinbare, innere Beschränkung seiner Natur empfängt das Pflanzenreich die Fähigkeit, das zu seyn und zu werden, was es seiner eigenthümlichen Bestimmung nach im Gebiet der irdischen Sichtbarkeit seyn soll: ein großes System der Gefäße, darinnen für das Reich der lebenden Wesen das nährende und heilkräftige Flüssige zubereitet wird und enthalten ist.

Diese eigenthümliche Bestimmung des Gewächsreiches, aus den unorganischen Elementen den organischen Stoff zu bereiten, der dem organischen Leben der höheren Ordnung zur äußeren Grundlage zu werden vermag, wird hierauf deutlicher aus dem Inhalt des §. 34. erkannt, welcher von den chemischen Bestandtheilen der Pflanzen handelt. Derselbe betrachtet zuerst im Allgemeinen die vorherrschenden Elemente und chemischen Verbindungen der organischen Körperwelt, hierauf die sogenannt näheren Bestandtheile den Vegetabilien: Schleim, Zucker, Mannasüß, Stärkmehl, Farbestoff u. s. f.; zuletzt ist eine tabellarische Uebersicht über die chemischen Pflanzenstoffe gegeben.

Die Lehre von den Elementarorganen des Pflanzenleibes umfaßt zuerst eine Betrachtung der Wechselwirkung des Flüssigen und Festen im Innern der Gewächse, dann die Beschreibung des Zellensystems, der Intercellularräume und Saftgänge, die der Oberhaut, der Spaltöffnungen oder Poren, sowie der Lufthölungen und Luftgänge, und handelt hierauf von dem (flüßigen) Inhalt des Zellensystemes. Eben so werden die Gefäße im engeren Sinne (netzförmige, Treppen-, punktirte, Ring- und Spiralgefäße) beschrieben, und ihr (luftartiger) Inhalt betrachtet. Zu diesem §. giebt die erste, so wie ein Theil der 2ten dieser Abtheilung des Buches beygefügten Tafeln erläuternde Abbildungen.

Der §. 36. behandelt die Hauptumrisse der Pflanzenform. Er bezieht sich vielfach auf Bischoffs und Zuccarini's gründliche Arbeiten über die einzelnen Theile und allgemeinen Formen der Gewächse und beschäftiget sich ziemlich ausführlich mit Schimpers sinnreichen Untersuchungen über die Gesetze und Verhältnisse der Blattstellung am Stengel und an den Blüthentheilen. Hierauf geht der Verf. im §. 37. zu den Grundzügen der Entwicklungsgeschichte der Gewächse, dann §. 38. auf die Beachtung der Einzelheiten, Arten und Geschlechter der organischen Wesen über, ohne im letzteren §. von der ersten Auflage des Buches bedeutend abzuweichen. Auch

der §. 39., welcher von der systematischen Anordnung des Gewächsreiches handelt, ist fast unverändert aus der älteren Auflage abgedruckt, während dagegen der §. 40. die vier Hauptordnungen des Gewächsreiches auf eigenthümliche Weise mit den vier Hauptordnungen des Mineralreiches vergleicht und jene an diese anreihet. Die polarische Entgegensetzung, welche bey den Dikotyledonen von den Keimblättern an bis zur Blüthe, von den innersten Gefäßbündeln bis zu den äußersten Zweigenden die ganze Gestaltung durchdringt, verräth sich dem Auge schon durch den äußeren Umriß. Der Monokotyledonenstamm ist fast immer einfach; bey seinen vollkommensten Formen entfaltet sich erst am Gipfel oder an den Enden der Zweige die Blätterkrone; dagegen zeigt der Stamm der Dikotyledonen eine vorwaltende Neigung zur seitlich polarischen Entgegensetzung oder zur Verästelung; selbst in den Theilen der Blüthe fällt die vollkommene, polarische Entgegensetzung der Theile ins Auge. Diese bewirkt hier, wie an den Blatthälften oder Fiederlappen des gefiederten Blattes die Erscheinungen der Reizbarkeit, so wie im Inneren des Stammes die bey vielen Gattungen kräftigere Cohäsion der einzelnen Theile. Fassen wir diese und andere Züge des Unterschiedes zwischen den Mono- und Dikotyledonen zusammen, so erkennen wir bald, daß jene in ihrem Reiche den metallischen, diese den selbstpolaren Fossilien entsprechen. Was in der unorganischen Natur als ein Zug nach dem planetarischen Ganzen oder als Schwere auftritt, das hat sich im Gewächsreiche in den Zug nach dem Lichte, zu einem nach oben gehenden umgewandelt; an den Monokotyledonen will Alles zum stammartigen Gebilde werden; die Entwickelung der zur Tiefe strebenden Wurzel geschieht meist in unvollkommenerem Maaße, oder es zeigt sich selbst an ihr eine stammartige Natur. Dagegen wird bey den Dikotyledonen aus allen Haupteigenschaften derselben eine übermächtig gewordene des geschlechtlichen oder elektrischen Gegensatzes bemerkt, dessen Aktionsrichtung mehr von dem einen auf das andere Gleichartige, mehr seitlich oder gleichsam horizontal ist. Wie ferner in den Salzen die Säure so vorwaltet, daß diese leicht auflöslichen Körper selber die Natur der Säuren annehmen, so waltet auch bey den Zellenpflanzen eine Richtung des Bildungstriebes vor, welche in ihrem Gebiete an die eben erwähnte Eigenthümlichkeit der Salze erinnert. In der unorganischen Natur entspricht nämlich der Sauerstoff dem männlichen, die Basis dem weiblichen Gegensatz; was mithin am Salz als Säurenatur erscheint, das stellt sich bey der Zellenpflanze in der Natur jener Sporen (eyweislosen Samen) dar, in welche sich öfters ihre ganze Körpermasse auflöst; denn diese Sporen gleichen ihrem ganzen Wesen nach mehr dem männlichen Blüthenstaub (Pollen), als dem eigentlichen Samen der vollkommneren Gewächse. Endlich so lassen die kryptogamischen Gefäßpflanzen schon durch ihre Blätterbildung die Stellung errathen, welche sie im Gewächsreiche einnehmen. Die Blätter sind das Organ eines beständigen Wechselverkehrs der Pflanze mit der atmosphärischen Luft; eines Wechselverkehres, der dem Vorgang des Verbrennens in der unorganischen Natur entspricht. Namentlich bey den Farnkräutern treffen wir die zierlichsten, zusammengesetztesten, feinst ausgearbeiteten Umrisse der Blätter an; das ganze Wachsthum löst sich bey ihnen in die Blattbildung auf. Dieses läßt uns in den kryptogamischen Gefäßpflanzen die Repräsentanten der brennbaren Fossilien erkennen.

Hierauf folgt die Beschreibung der natürlichen Familien, deren Anordnung großentheils Bartlings ordines plantarum zu Grunde liegen.

Der dritte Band des Buches, der unter der Presse ist, soll in der Folge angezeigt werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Der achte Band enthält zunächst p. 1. — 335. Σωπάτρου διαίρεσις ζητημάτων. Es sind Themata der gerichtlichen Rede, theils fingirt, theils der Geschichte nachgebildet, die nach der Lehre der Invention, wie diese in den Stasen des Hermogenes für uns am vollständigsten niedergelegt ist, zergliedert und in ihren Gegensätzen ausführlich bearbeitet werden; praktische Uebungen der Art waren bey den Progymnasmata gewöhnlich und die größere Hälfte des ersten Bandes (p. 266 — 648) besteht aus solch' unergetzlichen Proben mythologischen, poetischen und historischen Inhalts; aber auch berühmte Redner der bessern Zeit verschmäheten diese Versuche nicht; bekannt sind die Tetralogien des Antiphon, mehrere Reden des Isokrates, selbst der Archidamus wurde von vielen nur als eine γυμνασία betrachtet. Es wäre demnach Irrthum, alles hier gegebene für eigene Erfindung des Sopater, der im sechsten Jahrhunderte den rhetorischen Lehrstuhl zu Athen eingenommen hatte, auszugeben; das Verdienst lag überhaupt weniger in Erfindung neuer Thesen, als vielmehr in schärferer Auffassung und Beweisführung längst überlieferter; hierin die Vorgänger zu übertreffen, und die Praxis der Theorie mehr anzunähern, galt als Auszeichnung; dieß sieht man aus den controversen Reden des M. Annaeus Seneca, wo die Namen der Rhetoren beygeschrieben sind und die verschiedene Behandlung eines und desselben Thema erhalten ist. Nicht anders ist es mit diesen griechischen Reden; da wir jedoch nur eine vollständige Darstellung jedes gegebenen Falles gleichsam aus einer Hand lesen, — das Beste des vorhandenen und von andern aufgefundenen wurde in der neuen Bearbeitung zusammengestellt — so erkennt man selten die Gedanken der Vorgänger und mag sich billig wundern, daß zur Vollendung solcher Declamationen Jahrhunderte sich abgemüdet haben sollen. Gleichwohl sind nicht alle Spuren, die auf frühere Behandlung hinweisen, verschwunden. Einmal finden wir eine zweyfache Behandlung derselben Controverse; das Thema, welches p. 362, 20 — 365, 19 angeführt und zergliedert wird: Κόρην τις πατέρα χειραγωγοῦσαν τυφλὸν ἐβιάσατο· ἠνέχθη κατὰ κρημνῶν ὁ πατήρ· καὶ βούλεται μὲν διδόναι χιλίας ὁ βιασάμενος· ἡ δὲ κόρη ὑπάγει αὐτὸν τῷ τῆς αἰτίας θανάτου νόμῳ — und zwar hier nur zu Gunsten der Klägerin, kehrt in ganz andrer und weit besserer Ausführung von Seite des Beklagten, wie der Klägerin p. 370 — 74 wieder. Durch die Worte p. 55. ὑποδείγματος δὲ ἕνεκα Σώπατρος ἐγὼ τῶν Ἀθηναίων διδάσκαλος μαθὼν ἐξέμηνα τὸ θεώρημα erklärt er den p. 54 gegebenen Fall als sein eigenes Product, zugleich aber auch die übrigen als ihm fremd und dem Wesen nach ihm nicht ange-

hörig. P. 184 erwähnt er die Bearbeitung seines Lehrers: ὁ μὲν διδάσκαλος ἡμῶν: παῦσαι αὐτὸν τοῦ ἔρωτος βουλομένη ἐπεκώμασα· ἐγὼ δὲ Σώπατρός φημι μὴ οἰκεῖον εἶναι ἑταίρᾳ τὸ τοιοῦτον χρῶμα. p. 18. die Behandlung des Minucianus. Ueberhaupt sind die meisten Fälle nur Ausführung der bereits von Hermogenes gegebenen Beyspiele, der sie selbst großentheils überliefert erhalten hatte; anderes findet sich in den lateinischen Bearbeitungen; das Verständniß aber wird bey dem vielen Technischem, da Eintheilung und Behandlung ganz nach der Theorie gegeben sind, auch nur durch diese möglich; darum ist nicht zu erwarten, daß diese seit Aldus nicht wieder gedruckten rhetorischen Analysen und Declamationen je viele Leser finden werden, zumal auch der Nebengewinn, den man erwartet, z. B. in Beziehung des attischen Rechtes, der Alterthümer u. s. w. ganz unerheblich ist und die Ausführung, wie wohl oft nicht ohne Geist und Scharfsinn, doch in Stellen pathetischer Art, wie im Epiloge, durch unnatürliche Ueberladung höchst schwerfällig und ungenießbar wird. Hätte diese spätere Rhetorik ihr Vorbild und ihre Quelle, die alten Redner, nicht außer Acht gelassen, (öfter findet sich eine Berufung auf spätere Sophisten, wie Polemo, Metrophanes, als auf Demosthenes und Isocrates) und statt mancher lächerlichen These, wie z. B. p. 166: ὤρκωσε Σωκράτης Ἀλκιβιάδην, μὴ πολιτεύεσθαι καὶ κρίνεται Σωκράτης, sich mehr an wirkliche Begebenheiten und an die Ausführung der Reden der Alten selbst gehalten, so würde Belehrung dem Reize der Lectüre gleich kommen, während jetzt in dem umfangreichen Buche kaum die eine oder andere Stelle wahrhaft erquicklich ist oder eine nähere Beziehung auf die Muster der Vorzeit zu erkennen giebt.

Der Text ist keineswegs rein, doch im Ganzen weniger als es scheint, verderbt; Abtheilung aber und Zergliederung der Probleme, wie bemerkt, vorzüglich aus dem Buche des Hermogenes (στάσεις) zu holen; ihm folgt Sopater im ganzen Commentare vom Anfange bis zu Ende; hierin nun ist die Confusion sehr arg, und durch falsche Trennung besonders von vorne vieles ganz unverständlich. Das erste Thema: μετὰ τὰ κατὰ Κύζικον Ἀλκιβιάδης αἰτήσας φρουρὰν τοῦ σώματος κρίνεται τυραννίδος ἐπιθέσεως, besteht nur aus einer einfachen constitutio coniecturalis, στοχασμὸς ἁπλοῦς, deren Topik bey Hermogenes (tom. III. p. 17—32,) nachgewiesen ist. Ein solcher Fall wird ausführlich behandelt 1) durch ἐλέγχων ἀπαιτήσει p. 7, 15 *) — 10, 5. dann 2 u. 3. εἶτα βουλήσει καὶ δυνάμει p. 10, 5 — 13, 5. Von dem ersteren, dem Wollen, werden Gründe aufgezählt; ἀλλὰ μὴν τὴν βούλησιν τοῖς ἐγκωμιαστικοῖς τόποις κατασκευάσομεν, συνάγοντες καὶ τὰς αἰτίας, δι' ἃς ἂν ἦν εἰκὸς ἑλέσθαι τυραννῆσαι τὸν Ἀλκιβιάδην, εἰσὶ δὲ αἱ αἰτίαι αἵδε, πρώτη, τὸ ἐπιθυμεῖν τῆς δυναστείας, δευτέρα, τὸ μείζονος τιμῆς ὀρέγεσθαι· τρίτη, τὸ βούλεσθαι τοὺς ἐχθροὺς τιμωρήσασθαι, τετάρτη, τὸ τοὺς φίλους ἐθέλειν εὐεργετεῖν, und diese besonders erörtert; **) hierauf folgt der Uebergang vom Wollen zum Können p. 13, 3. εἶτα ἐρεῖ τὴν δύναμιν λέγων,

*) Mit Unrecht steht dort: ἐλέγχων ἀπαίτησις; der Nominativ ist dem Sprachgebrauche, so wie den nachfolgenden Beyspielen entgegen; woher der Dativ, erklärt sich aus Hermog. p. 17. ὁ στοχασμὸς τοίνυν διαιρεῖται . . ἐλέγχων ἀπαιτήσει, βουλήσει, δυνάμει. τοῖς ἀπ' ἀρχῆς ἄχρι τέλους, ἀντιλήψει, μεταλήψει, μεταθέσει αἰτίας, πιθανῇ ἀπολογίᾳ, ποιότητι κοινῇ. Auch im folgenden p. 13. 20. und sonst öfter lesen wir πιθανὴ ἀπολογία für πιθανῇ ἀπολογίᾳ.

**) Die Einführung des dritten Grundes ist durch einen Schreibfehler unverständlich, aber sicher herzustellen; p. 12, 21. μηδὲ λοιπὴν αἰτίαν τὸ εἰκὸς βούλεσθαί σε ζητοῦντα τοὺς ἐχθροὺς ἀμύνεσθαι τυραννήσειν. λύσεις τῷ μηδένα πρὸς σφαγὴν ἠτηκέναι κατὰ τὴν δωρεάν, welches nichts anders ist als τὴν δὲ τρίτην αἰτίαν.

ὡς οὐδὲν ὄφελος δυνάμεθα, ἐὰν μή τις βούληται ἀρχὴν καὶ τοῦτο κατασκευάσεις ὡς προεῖπον τὰ ἀπ' ἀρχῆς ἄχρι τέλους· λύσεις τῷ ἀντιληπτικῷ καὶ τῷ χρώματι, ἀντιληπτικῷ ὅτι ἐξὴν κτλ. d. h. nach der βούλησις folgt die δύναμις, wo keine Absicht, kein Wunsch nach Herrschaft vorhanden sey, sey auch die Macht unschädlich. Mit den Worten τὰ ἀπ' ἀρχῆς ἄχρι τέλους beginnt ein neuer und zwar der vierte τόπος, der durch die ἀντίληψις und das χρῶμα seine Lösung findet: εἶτα ἐρεῖς τὴν δύναμιν λέγων ὡς οὐδὲν ὄφελος δυνάμεως, ἐὰν . . προεῖπον. Τὰ ἀπ' ἀρχῆς ἄχρι τέλους λύσεις τῷ κ.τ.λ. 5) Durch die πιθανὴ ἀπολογία p. 13, 20. 6, ἐπιλόγῳ ἀπὸ ποιότητος p. 13, 29. Dieselbe Eintheilung enthält das zweyte Problem, folgenden Inhalts: Δημοσθένει φεύγοντι ἐγράφη, καθόδου ψήφισμα· Δημάδης ἀντείρηκεν, οὐδὲν ἧττον ὁ δῆμος ἐψηφίσατο κατιὼν Δημοσθένης εὕρηται νεκρὸς ἀσκύλευτος καὶ κρίνεται Δημάδης φόνου. Wir geben die Folge der Zergliederung, da diese in der Ausgabe ganz unkenntlich erscheint:

Ἡ κατάστασις Δημοσθένους ἔχει πολιτείαν . . . δεῖ λαβεῖν ὡς ἐν λήμματι·

a) ἐλέγχων ἀπαιτήσει, ἀπὸ φεύγοντος· εἰ παρά τινός (Cod. Med. περὶ τίνες) μοῦ μαρτυροῦσι τὸν φόνον· (leg. εἴπερ τινές μοῦ καταμαρτυροῦσι τὸν φόνον.)

b) βουλήσει, οὐκ ἂν ἐβουλήθην ἀποκτεῖναι, ἵνα μὴ ἐναγὴς γένωμαι . . . κακοδοξίᾳ.

c) δυνάμει, οὐκ ἂν ἠδυνήθην αὐτὸν ἀποκτεῖναι, ὄντα μετὰ φίλων, μετ' οἰκετῶν.

d) ἀπ' ἀρχῆς ἄχρι τοῦ τέλους, τοῦ διώκοντος· ἀλλ' ἀντεῖπε τῷ ψηφίσματι καὶ κατιὼν εὑρέθη νεκρός, καὶ ἱκανὰ ταῦτα τυγχάνει τεκμήρια τοῦ γε πεφονευκέναι·

e) ἀντιληπτικῷ, τοῦ φεύγοντος· ἔξεστιν ἀντιλέγειν . . ὑπώπτευται.

f) χρώματι τοῦ ἀντειπεῖν, ὅτι ἐχθρὸς ὑπῆρχον . . . ἀσπάζεσθαι.
χρώματι ἄλλῳ τοῦ εὑρηκέναι (εὑρῆσθαι?) νεκρὸν, εἰκὸς ἀπὸ τῶν λησταῖν τινων ἢ (ἢ τινων?) ἄλλων ἐχθρῶν αὐτοῦ ταῦτα παθεῖν·

g) πιθανὴ ἀπολογία (scrib. πιθανῇ ἀπολογίᾳ), ὅτι οὐκ ἂν κατιόντα ἀπέκτεινα, ἵνα μὴ ὑποπτευθῶ·

h) ἐπιλόγῳ κοινῷ καταδρομὴν ἔχοντι τοῦ προσώπου Δημάδου· ἔπαινος Δημοσθένους, ὅτι πολλὰ . . . καὶ τὰ τοιαῦτα.

Das Folgende was mit diesem in eine Reihe als zusammenhängend gestellt ist, enthält ein ganz neues Problem; doch es genüge, solche Unebenheiten mit einem Worte anzudeuten. Noch bemerken wir, daß p. 188 die ἀντιθετικὰ mit der ἀντιστασις ohne nähere Bezeichnung beginnen; es scheint einiges zu fehlen, da auch die p. 220 angeführten Puncte (καθόλου τὰ κεφάλαια τῶν ἀντιθετικῶν ὡς καὶ πρό τούτου εἴπομεν τάδε etc.) nicht zu finden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Pater Hell's Reise nach Wardoe bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769. Aus den aufgefundenen Tagebüchern geschöpft und mit Erläuterungen begleitet von Carl Ludwig Littrow, Assistenten der k. k. Wiener Sternwarte. Wien, bey C. Gerold. 1835. 8. 166 S.

Wenn zwey Beobachter unserer Stadt, der eine, außen vor ihrer Westseite, gegen Nymphenburg hin, der andere an der Sternwarte bey Bogenhausen, beyde mithin etwa eine Meile weit von einander stehend, zu gleicher Zeit eine Feuerkugel aus der Tiefe des Himmels hervortreten sehen, und wenn dieselbe dem einen der beyden Beobachter unmittelbar neben Regulus, dem andern aber eine ganze Vollmondsbreite von diesem Stern zu stehen scheint, dann läßt sich nach den allge-

mein bekannten Regeln der Feldmeßkunst berechnen, daß die wirkliche Entfernung des Meteors von der Erdoberfläche gegen 8 geographische Meilen betragen habe. Daraus, daß der Mond bey einer Sonnenfinsterniß, die etwa am Hellespont total, auf Rhodus und noch mehr in Alexandria nur partiell erschien, an dem ersteren Orte unmittelbar vor der Sonne, an den beyden andern schon etwas aus dieser Stellung hinweggerückt gesehen wurde, berechneten schon die Alten mit ziemlicher Genauigkeit den eigentlichen Abstand des Mondes von der Erde im Verhältniß zu den Abständen der andern Himmelskörper. Denn dieser ist so gering, daß, wenn zwey von Beobachtern, die auf den entgegengesetzten Halbkugeln der Erde stehen, der eine etwa den aufgehenden, der andere den niedergehenden Mond betrachtet, der Eine, abgerechnet den Einfluß der Horizontalparallaxe, denselben fast um 4 Vollmondsbreiten von einem Stern entfernt findet, dessen scheinbare Stellung auf dem Standpuncte des Andern unmittelbar neben dem Mondrande ist.

Die Berechnung des Abstandes der Sonne von der Erde war so leicht nicht. Welches Adlerauge vermag neben dieser blendend hellen Feuerkugel einen Stern zu bemerken, wenn derselbe auch hundertfältig heller strahlte als Sirius. Und wäre dieses auch wirklich möglich, so würde der scheinbare Abstand, in welchem zwey, an den entgegengesetzten Enden der Erde stehende Beobachter zu gleicher Zeit den Sonnenrand von einem Sterne erblickten, für beyde Puncte so wenig verschieden seyn, daß der Unterschied schwer ins Auge fiele. Denn derselbe würde nur etwa den hundertsten Theil einer Vollmondsbreite oder 17 Sekunden betragen. Daher begnügte sich das Alterthum mit bloßen Vermuthungen über die Entfernung der Sonne von der Erde; selbst noch Tycho de Brahe beruhigte sich mit der Annahme des Aristarchischen Zeitalters, daß die Sonne etwa 20mal so weit von der Erde abgelegen sey, als der Mond.

Schon bis hinan zum Monde ist der Weg 60mal weiter, als er von der Stätte, da mein Fuß steht, bis hinab zum Mittelpunkt der Erde seyn würde, und bis zur Sonne sollte es noch 20mal weiter seyn! Wie kühn war der Flug der Gedanken eines Aristarch! Und dennoch, wie weit blieb dieser Flug hinter der Wirklichkeit zurück; denn die Sonne ist nicht nur 20, sie ist 20mal 20 weiter von uns als der Mond. Der Mensch sollte auch an diesem Beyspiel erfahren, wie klein das Maaß, das seine Vernunft sich erfindet, gegen die Meßschnur der schaffenden, Alles erhaltenden Weisheit selbst sey.

Keppler's tief gründender Verstand bemerkte die Unzulänglichkeit der Aristarchischen Angabe gar wohl; er stellte den Abstand der Sonne von der Erde um das Dreyfache höher und hatte hiemit dennoch nur wenig mehr, als den siebenten Theil ihrer wirklichen Entfernung gefunden. Endlich war dem 18ten Jahrhundert die Gelegenheit geworden, gleichzeitige, mit trefflichen Hülfsmitteln angestellte Beobachtungen von den abgelegensten Puncten der Erdoberfläche zu vergleichen. La Caille that dieß im Jahre 1751 mit seinen am Vorgebirge der guten Hoffnung beobachteten Stellungen der Venus und des Mars, und berechnete hiernach mit Hülfe des dritten Kepplerischen Gesetzes den Abstand der Sonne zu etwa 330 Abständen des Mondes; ein gewaltiger Weiterschritt und doch war noch immer das gesuchte Ziel viel weiter hinaus abgelegen.

Der nämliche reichbegabte Geist, welcher durch die Entdeckung der Gesetze, unter denen die Umlaufszeiten und Abstände der Weltkörper stehen, Berechnungen, wie sie La Caille anstellte, erst möglich gemacht hatte, Keppler gab das Hauptelement, Halley 50 Jahre später die einfache Weise an, wie der wahre Abstand der Sonne mit großer Sicherheit bestimmt werden könne. Die beyden unteren Planeten, Merkur und Venus treten zuweilen so zwischen die Sonne und Erde, daß sie von der letzteren aus als dunkle Scheibchen auf der großen, glänzenden Scheibe der Sonne wahrgenommen werden können. Wenn nun von mehreren, möglichst weit von einander gelegenen Puncten der Erdoberfläche die Linien beobachtet werden, welche namentlich der Vorübergang der Venus über die Sonnenscheibe beschreibt, so läßt sich aus dem Abstand dieser Linien von einander fürs Erste, nach den gemeinbekannten Regeln der Feldmeßkunst, der Abstand der Venus von der Erde, und aus diesem, nach dem dritten Kepplerischen Gesetz die Entfernung der Sonne berechnen. Der Abstand aber der Linien, welche der Vorübergang der Venus, von verschiedenen Puncten der Erde aus gesehen, über die Sonnenscheibe beschreibt, läßt sich am Leichtesten aus der verschiedenen Länge dieser Linien finden. Geht nämlich, von dem einen Punct gesehen, die Venus näher am Rande, mithin auf kürzerem Wege vorüber, von dem andern Puncte gesehen, näher an der Mitte, demnach auf längerem Wege, so wird mit Berücksichtigung dessen, was die Rotationsbewegung der Erde hiebey mitwirkt, zur Abmessung der Länge und hiemit auch des gegenseitigen Abstandes zweyer solcher Linien nur eine genaue Beachtung der Zeit erfordert, welche von dem Augenblicke des Eintretens des dunklen Venusscheibchens in den Sonnenrand bis zu seinem Wiederaustritt am Rande der entgegengesetzten Seite vergeht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Von geringem Werthe sind die zwey folgenden kleinen Schriften: *Ιώνου περὶ διαφορᾶς στάσεως* p. 386 — 399 und *Ἀνωνύμου προβλήματα ῥητορικὰ εἰς στάσεις* p. 400 — 413. In ersterer werden einzelne gewöhnliche Erscheinungen des ethischen Lebens aufgeführt und es ist gezeigt, welche Behandlung der Rhetorik auf sie anwendbar ist; dieß endet schon p. 396. wo ganz ungehörig eine trockene Beschreibung der Stasen selbst eintritt; letztere enthält nur eine Reihe großentheils schon bekannter Probleme ohne weitere Andeutung und Ausführung.

Die zweyte Hälfte dieses Bandes p. 414 — 820 umfaßt nicht die Behandlung des Stoffes, sondern liefert Beyträge zu einem andern integrirenden Theile der alten Rhetorik, zur elocutio, der Lehre des Styls und Ausdrucks; nicht der rhetorische Styl im ganzen Umfange, sondern nur Einzelnes daraus, die sogenannte Figurenlehre, wird hier vorgetragen. Es zeigt von großem Sinne und feinem Gefühle für die Sprache, daß die Verschiedenheit des Eindruckes, welchen die veränderte Form eines und desselben Gedankens im menschlichen Gemüthe hervorbringt, schon in den frühesten Zeiten beachtet worden und ins Bewußtseyn getreten ist; so wurde das Streben rege, die möglichen Fälle zu bezeichnen, welche bald durch die Stellung einzelner Wörter — *σχήματα λέξεως* — bald durch veränderte Form des Gedankens selbst — *σχήματα διανοίας* — ohne daß man immer beyde strenge zu scheiden vermochte, besondere Wirkung üben. Wie hoch die Alten diese Kenntniß gestellt haben, beweisen die Reden des Isokrates und noch mehr die rhetorischen Schriften des Cicero, der diese lumina orationis stets als höchst wichtig erwähnt; was aber die ausgezeichnetsten Redner des Alterthums selbst einer solchen Bedeutung gewürdigt haben, darf uns nicht geringfügig gelten. Sammlungen dieser Figurenlehre gab es mehrere, die vorzüglichste vielleicht war die des Gorgias, eines Rhetors zur Zeit des Cicero, in vier Büchern, aus welchen Rutilius Lupus einen lateinischen Auszug gemacht und uns damit eine große Anzahl der schönsten Gedanken attischer Redner erhalten hat; die trefflichen Beyspiele, die wir hier lesen, machen uns den grossen Verlust der vielen untergegangenen Redner Athens erst recht fühlbar. Von den vorhandenen griechischen Schriften der Art ist die älteste und beste:

Ἀλεξάνδρου περὶ σχημάτων p. 414 — 492.

Alexander, unter der Regierung Hadrians, war der Verfasser mehrerer rhetorischen Werke; unsere Schrift ist das Vorbild der lateinischen Bearbeitung von Aquila Romanus, welcher jedoch die Beyspiele aus griechischen Rednern mit denen des Cicero vertauscht hat. Hier ist alles alte Ueberlieferung, Alexanders

Verdienſt, wenn je eines, ſehr geringe; er hatte nur wiederholt, und mit wenigen Abänderungen gegeben, was Jahrhunderte früher in derſelben Geſtalt, ja noch vollſtändiger vorhanden war. Das Alter des Verfaſſers läßt erwarten, daß außer den bekannten Autoren, wie Aeſchines, Xenophon, Thucydides — die übrigen Rhetoren erwähnen dieſe nur ſelten — auch einiges neue von andern ſich finden werde, dahin rechnen wir den ſchönen Gedanken eines Unbekannten über die Unthätigkeit des Feldherrn als Beyſpiel einer λεπτολογία, p. 442: καὶ ὑμεῖς μέν, ὦ Ἀθηναῖοι, τὰς ἐλπίδας τῆς σωτηρίας εἴχετε ἐν τῷ τὸν στρατηγὸν ὑμῶν ἐκπλεύσαντα ταχέως τῶν ἐπικαίρων κρατῆσαι τόπων. ὁ δὲ ὡς (i. e. δ' ἕως) ἐνετέλλετό τινα τοῖς οἰκείοις, ἐπιτρόπους καθίστα (καὶ) τῶν οἴκοι πραγμάτων, ᾠκάζετο τὴν γυναῖκα καὶ τοὺς παῖδας, ἐδιέιουτο τοὺς φίλους, ἐξέει (scrib. ἐξήει) τῆς πόλεως, κατέβαινεν εἰς τὸν λιμένα, ἐνεβάλλετο τὰ ἐπιτήδεια εἰς τὴν ναῦν, ἔλυε τὰ πρυμνήσια, ἦρε τὰς ἀγκύρας, — ἔλαθον οἱ πολέμιοι κρατήσαντες τῶν ἐπικαίρων χωρίων. Ferner aus einer Rede gegen Demades, wahrſcheinlich Worte des Demoſthenes, p. 478. σὺ μὲν γὰρ ἔλαβες, ὦ Δημάδη, δῶρα παρὰ Φιλίππου, ἐγὼ δὲ οὐκ ἔλαβον, καὶ προέπινες αὐτῷ κατὰ τῆς πόλεως εὐωχούμενος, ἐγὼ δ' οὐ συνέπινον; bey Herodian περὶ σχημάτων p. 602. noch mit dem Zuſatze des dritten Gliedes: καὶ σὺ μὲν συνηνέχθης τοῖς ἐκείνου πρέσβεσι συνομνύμενος, ἐγὼ δὲ οὐ συνηνέχθην. Aus einer Rede des Hyperides gegen Demoſthenes p. 457: Διασυρμὸς δ'ἐστὶν, ἐπειδὰν λέγωμεν ἀξιοπίστως διασύροντες, ὡς Ὑπερίδης ἐπὶ (?) Δημοσθένους· καὶ συκοφαντεῖς τὴν βουλὴν προκλήσεις προτιθεὶς καὶ ἐρωτῶν ἐν ταῖς προκλήσεσιν· πόθεν ἔλαβες τὸ χρυσίον καὶ τίς ἦν σοι ὁ δοὺς καὶ πῶς, τελευταῖον δ'ἴσως ἐρωτήσεις καὶ εἰ ἐχρήσω τῷ χρυσίῳ, ὥσπερ τραπεζιτικὸν λόγον παρὰ τῆς βουλῆς ἀπαιτῶν. Hiſtoriſchen Inhalts ſind folgende zwey corrumpirte Stellen eines Philippus, wenn anders der Name richtig und nicht vielmehr Philiſtus gemeynt iſt, wie die Erwähnung der Libyer wahrſcheinlich macht; erſtere als Beyſpiel von ἐπάνοδος (pag. 466): καὶ ὡς ὁ Φίλιππος· ἐναργία (ἐν ἀργίᾳ?) καὶ δυσθυμίᾳ μὲν ἐπὶ τῶν στρατηγῶν ὁ δῆμος οἷς ἐνέτυχεν, καὶ θελῆσαι προδιδόναι φάσκων δυσθυμίαν νικωμένων κατὰ τὸν πόλεμον τοῖς πόνοις, οὐ ταῖς μάχαις· die zweyte (p. 472): καὶ Φίλιππος· καὶ τὸ πλῆθος τῶν ἐλαττον (?) ἰδόντες τὴν τροπὴν τῶν Λιβύων ἐφείποντο. Gleichfalls einem Geſchichtswerke, nicht einer Rede entnommen (der Name des Autor iſt nicht beygefügt), ſcheinen die Worte p. 475: Ἀλέξανδρος ἐνίκησε μαχόμενος ἐπὶ μὲν Γρανικῷ τοὺς ἑπτὰ σατράπας, ἐν Ἰσσῷ δὲ Δαρεῖον, ἐν Ἀρβήλοις δὲ συναχθέντας ὁμοῦ πάντας. So findet ſich noch manches eigene, was nur aus dieſen Beyſpielen bekannt iſt; einiges jedoch iſt in der Erklärung aus der Reihe zu ſtreichen und nur durch Mißverſtändniß aufgeführt, wie von Demoſthenes p. 470: worin Alexander oder vielleicht ſchon ein Vorgänger (vergl. Tiberius p. 570) eine ἔλλειψις fand: εἴ τις ἐπακολουθῶν ἐπὶ τὸ μνῆμα διεξίοι, εἰ τὸ καὶ τὸ ἐποίησεν, οὐκ ἂν ἀπέθανεν· ἐμβρόντητε, εἶτα νῦν λέγεις; νοεῖται γὰρ· φαίη ἄν τις πρὸς αὐτὸν ἢ ἔιποι· während die Stelle im Zuſammenhange betrachtet (über die Krone §. 243. p. 308) vollſtändig iſt und keine Ergänzung geduldet; die Worte ἐμβρόντητε, εἶτα νῦν λέγεις ſind gegen den Aeſchines gerichtet.

Der Text dieſer zwey Bücher iſt durch Lücken und ſonſt ſehr entſtellt und nur wenn man die angeführten Stellen in den vorhandenen Autoren nachzuweiſen im Stande iſt, mit Sicherheit zu verbeſſern. Eine Pariſer Handſchrift gibt eine chriſtliche Umarbeitung dieſer Schrift, indem ſie das alte abkürzt, neue Beyſpiele aber aus dem Gregorius hinzufügt; dieſe Recenſion, nicht ganz ohne Werth, vergl. p. 474. 480., hat der Herausgeber in den

Noten vollständig mitgetheilt. Die Corruptelen und Lücken sind leicht aufzufinden, aber schwer zu heilen, und auszufüllen; gleich der Anfang mag als Exempel dienen, p. 426. *Σχῆμα δέ ἐστιν ἐξάλλαξις λόγου ἐπὶ τὸ κρεῖττον κατὰ λέξιν ἢ κατὰ διάνοιαν ἄνευ τρόπου· ὅτι μὲν οὖν ἐξάλλαξις, δῆλον . . . οὗτος μὲν οὖν ὁ ὅρος κοινὸς ἀμφοτέρων τῶν σχημάτων, τῶν τε τῆς λέξεως καὶ τῶν τῆς διανοίας· ὁρίζονται δέ τινες καὶ ἰδίᾳ ἑκάτερον τῶν σχημάτων, τὸ μὲν τῆς διανοίας οὕτω· σχῆμα διανοίας μετάπλασις διανοήματος ἐκ τοῦ κατὰ φύσιν πλάττουσα πρὸς τὸ χρησιμώτερον τὴν ἀναγκαίαν διάνοιαν· τὸ δὲ τῆς λέξεως χρείας χάριν· τοιαύτη μέν τις ἔννοια τοῦ τε κοινοῦ σχήματος καὶ τοῦ τῆς διανοίας καὶ τῆς λέξεως.* Von der Definition des *σχῆμα λέξεων* haben sich nur die Worte erhalten, die, da man das vorhergehende nicht sämmtlich ergänzen darf, keinen vollständigen Gedanken geben: *τὸ δὲ τῆς λέξεως, χρείας χάριν* und auch diese fehlen in der Pariser Handschrift. Vielleicht daß man die Ergänzung nach der Bestimmung des Tiberius (VIII. 528. VI. 568.) *σχῆμά ἐστι τὸ μὴ κατὰ φύσιν τὸν νοῦν ἐκφέρον μηδ' ἐπ' εὐθείας, ἀλλ' ἑκτρέπον ἢ ἐξαλλάττον τὴν διάνοιαν κόσμου τινὸς τῇ πλάσει ἢ χρείας ἕνεκα· λέξεως δὲ σχῆμά ἐστιν ἐξάλλαξις τοῦ ἐν ἕξει κατά τινα πλάσιν κόσμον ἢ χρείαν παρέχουσα τοῖς λόγοις·* — wagen darf *τὸ δὲ τῆς λέξεως (ἐξάλλαξις τοῦ ἐν ἕξει κατά τινα πλάσιν κόσμου ἢ) χρείας χάριν.* Ebendaselbst p. 427, 18. ist *εἰ μὴ ἦν* statt *εἰ μὴν ἦν* zu schreiben.

Φοιβάμμωνος σχόλια περὶ σχημάτων ῥητορικῶν. p. 487 — 519. Die Einleitung bilden einige historische, sonst unbekannte Notizen für Theorie der Beredtsamkeit; die *σχήματα* sind ganz leer und nackt bezeichnet, gewöhnlich mit eigenen, wenig passenden Beyspielen belegt, die durch die sonderbare Formel, *ὡς ἵνα εἴπωμεν, ὡς ἵνα τις εἴπῃ, ὡς ἵνα εἴπω* eingeführt werden; auffallend ist, daß erst gegen den Schluß p. 515 mehrere Stellen aus den Alten vorgetragen werden.

Τιβερίου ῥήτορος περὶ τῶν παρὰ Δημοσθένει σχημάτων p. 520 — 577. Nicht allein aus Demosthenes sind die Beyspiele, manche werden auch aus Homer, Plato, Thucydides, Isocrates angeführt; eben so wenig sind sie von ihm selbst gesammelt, denn es finden sich gewöhnlich nur solche, welche schon frühere ausgesucht hatten. Aufzufinden sind die Worte, welche einen Pleonasmus enthalten sollen p. 564 *καὶ ὁ Δημοσθένης: ἐφοβήθης ἂν (ἐφοβήθησαν?) . . . . ἂν οὐδεὶς ἤψατο.* Er erwähnt öfter den Cäcilius, Apsines und deutet einmal p. 550 auf Aristides; übrigens ist bey ihm nicht mehr das naturgemäße und einfache der Figuren wie bey Alexander, sondern vieles unnütz und falsch. Da die letztere Hälfte von p. 550 an, die *σχήματα λέξεως*, nur aus einem einzigen Codex zuerst von Boissonade im Jahre 1815 bekannt gemacht worden, so ist hier vieles unvollständig, wovon einiges aus den Rednern ergänzt werden kann, z. B. p. 553 *ἐν δὲ τῷ προσγράψαι μηδὲ τὸ λοιπὸν ἐξεῖναι* aus Demosthenes Leptin. §. 2. *ἐν δὲ τῷ προσγράψαι μηδὲ τὸ λοιπὸν ἐξεῖναι δοῦναι ὑμᾶς, τὸ δοῦναι ὑμῖν ἐξεῖναι.*

Αἰλίου Ἡρωδιανοῦ περὶ σχημάτων p. 578 — 610. Zuerst von Villoison in den Anecdotis 1781, dann von Dindorf herausgegeben. Eigenthümlich sind außer der grammatischen Einleitung die vielen homerischen Beyspiele, daran erkennt man den Grammatiker, nicht den Rhetor. Zwey oder drey Artikel fließen aus ganz alter Quelle und bieten vortreffliches, p. 598 — 602. 606; alles andere ist unbedeutend; p. 598 aus einer Rede des Cleochares, eines Neffen von Demosthenes (vergleiche Ruhnken zu Rutilius Lupus p. 5.): *Δημοσθένης ὑπέστη Φιλίππῳ, Δημοσθένους πάντα μὲν ὁ βίος, μεγάλη δ' ἡ παρρησία, Δημοσθένει πολλῶν διδομένων οὐδὲν οὔτε πλῆθος, οὔτε κάλλος ἄξιον ἐφάνη προδοσίας, Δημοσθένη Ἀλί-*

Ξανδρος ἔξηται· διὰ τί παρ' αὐτοῖς λογίζεσθε· ἀδίκως γ'ἀπέθανες, ὦ Δημόσθενες.

(Fortsetzung folgt.)

Pater Hells Reise nach Wardoë bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Die scheinbare Vorüberbewegung der Venus vor der Sonnenscheibe ist so langsam, daß dieselbe in Zeit von einer Stunde nur etwa den sechsten Theil der Sonnenscheibe durchläuft; der Unterschied der Zeit des Vorüberganges im Jahre 1769 betrug zwischen den im nördlichsten Europa und den in Otaheite gemachten Beobachtungen über 25 Minuten. Ein Betrag, welcher für die Sicherheit der Berechnungen eine ziemlich breite Basis darbietet.

Keppler, wie schon erwähnt, hatte zuerst auf die Benutzbarkeit der Beobachtungen der Venusdurchgänge für die Berechnung des Sonnenabstandes hingewiesen. Er kündigte seinen Zeitgenossen schon im Jahre 1627 einen Vorübergang des Merkur auf den 7. December 1631, einen der Venus auf den 6. December desselben 1631ten Jahres an, und ein zweyter der Venus traf 8 Jahre später auf den 4. December des Jahres 1639. Der letztere wurde von Horrockes und Crabtree zu Hoole und Manchester zwar gesehen, nicht aber auf eine für die erwähnten Berechnungen benutzbare Weise beobachtet. Desto allgemeiner war die Erwartung aller Astronomen und Freunde der Sternkunde auf die Beobachtung des nächstfolgenden, ebenfalls schon von Keppler, dann von Halley vorausberechneten Vorüberganges der Venus vor der Sonnenscheibe am 5. Juny des Jahres 1761 gespannt. An diesem Naturereignisse, welches auf einmal über die Raumverhältnisse des heimathlichen Planetensystems die längst ersehnten Aufschlüsse geben sollte, nahm ganz Europa den erfreulichsten Antheil. Frankreich sendete seinen Le Gentil schon im Jahre 1759 nach Ostindien, wo der achtungswerthe Mann seinen längeren Aufenthalt zu den sinnvollsten, damals für Europa noch neuen Forschungen über die Astronomie der Inder anwendete. Außer ihm gieng Pingre nach der Insel Rodriguez, der vielgeschäftige Abbé Chappe, von Rußland gerufen, nach Tobolsk. England hatte zu dem wissenschaftlich so wichtigen Unternehmen seine indischen Besitzungen zu Madras, Tranquebar und Calcutta mit trefflichen Instrumenten, und was noch mehr galt, mit guten Beobachtern ausgerüstet; der damals noch jugendliche Maskelyne erwartete den Vorübergang auf St. Helena, Mason am Kap. Zu Cajaneburg in Finnland war Planmann von der schwedischen Regierung aufgestellt; zu Hernösand bereiteten sich Giser und Ström zu der wichtigen Beobachtung vor. Außer den eben genannten, fernen Vorposten hatte Europa auf allen Sternwarten die Heere seiner Astronomen aufgestellt, um die günstige Gelegenheit mit tausend Händen und Augen zu erfassen.

Vielleicht war es gerade die zu große Menge der Beobachter, welche ihre Stimme geltend machen wollten, was, in Verbindung mit manchen andern ungünstigen Umständen, den Resultaten der Beobachtungen von 1761 eine so unzureichende Uebereinstimmung gab. Der nächste Vorübergang denn, im Jahre 1769 am 3. Juny, sollte die noch zurückgebliebene Ungewißheit vollends heben. Auch dießmal zeigte sich bey allen Regierungen des gebildeten Europas ein höchst erfreulicher Wetteifer. Da für Europa selber der Vorübergang zum großen Theil in die Zeit der Nacht fiel und hier zunächst nur der Eintritt der Venus in die Sonnenscheibe, und zwar unter allen Orten am frühesten in Mannheim gesehen werden konnte, mußte man die zur Beobachtung günstigsten Orte entweder im hohen Norden, wo die Sonne um diese Jahreszeit nicht untergeht, oder auf der andern Halbkugel suchen. Daher sendete England die Astronomen Dymond und Vales nach Northamerica; Green wurde von dem berühmtesten Seefahrer der damaligen Zeit, von Capit. Cook, in Begleitung der beyden Forster und Solanders nach Otaheite geführt; dem Call war sein Posten in Madras angewiesen. Der französische Minister Choiseul hatte bey der spanischen Regierung um Erlaubniß gebeten, einige der tüchtigsten Astronomen seines Vaterlandes auf die spanischen Inseln des Südmeeres senden zu dürfen, aber das argwöhnische Nachbarland verbat sich einen solchen Besuch in seinen Besitzungen. Frankreich mußte sich deshalb begnügen, für La Chappe Californien, für Pingre St. Domingo, für Veron einen bequemen Punct in Ostindien zu wählen. Ganz vorzüglich zeichnete die rußische Regierung durch ihren edlen Eifer für die Sache sich aus. Eine Fülle der besten, vollkommensten Instrumente war auf ihre Kosten in Paris und London angekauft und herbeygeschafft worden; mehrere berühmte, aus dem In- und Auslande zusammenberufene Beobachter hatten in Sibirien ihre Posten empfangen: Rumowski in Kola, Pictet in Umba, Vallet zu Ponoi; Islenief in Jakutzk; Bowitz zu Gurief, Kraft in Orenburg, Christ. Euler zu Orsk.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Von Anacreon die Verse:

Κλευβούλου μὲν ἔγωγ' ἐρῶ,
Κλευβούλῳ δ' ἐπιμαίνομαι,
Κλεύβουλον δ' ἰδέειν ποθέω.

Πολυβίου Σαρδιανοῦ περὶ σχηματισμοῦ p. 610 — 615.

Ἀνωνύμου περὶ τῶν τοῦ λόγου σχημάτων p. 617 — 670.

Ζωναίου περὶ σχημάτων τῶν κατὰ λόγον p. 671 — 690.

Das erste aus Iriartes Catalog enthält nur homerische Beyspiele und fällt mehr in das Gebiet der Poesie als der Rhetorik. Anderer Art als die bisher genannten ist die zweyte von H. W. zuerst herausgegebene Schrift, sie hält sich in der Lehre genau an Hermogenes (nur einmal p. 622 ist eine Abweichung zu finden) und ist nur eine Compilation von einem seiner Commentatoren (p. 618 sq.) zu nennen; neu sind die Anführungen aus Sopater p. 620. 622. 627, und einzelne Beyspiele, besonders aus Gregorius und Basilius, oft nicht mit bester Kenntniß und Einsicht gewählt, wie p. 623. Die vielen Gebrechen der Handschrift können theils durch Beachtung des Gegenstandes, theils und dieß vorzüglich durch Vergleichung des Hermogenes ohne große Mühe gehoben werden, z. B. p. 619, 12. *τοῦ κατὰ φύσιν ζητουμένου* nach Hermogenes p. 147; p. 620, 1, *καινότερον* für *κοινότερον*. p. 621, 16 *ἐν νόημα* statt *ἐννόημα*. p. 626, 21 *μὴ πίμπεσθαι* für *μεταπέμπεσθαι*. v. 26 *βιαζόμενος*. p. 627, 13 *ὑπὲρ*. p. 657, 8 *παραλειπτικοῦ*. Aus unserer Schrift dagegen p. 626 ist bey Hermogenes p. 183 für *περὶ Ποτιδείας καὶ περὶ Αἰγινητῶν καὶ περὶ Μεγαρέων* zu lesen: *περὶ Ποτιδειατῶν*. Einem Commentare zu Homer entnommen ist p. 657 sqq. wo die Erklärung von Il. 1, 567 *ἄσσον ἰόντ'* als Dual auf die Autorität *κατὰ τὴν Πυθαγορικὴν δόξαν* zurückgeführt wird. Noch bemerken wir, daß ein Auszug unserer Schrift mit denselben einleitenden Worten, die wir hier lesen, p. 628 *ἰστέον ὡς μέλλοντες περὶ Ἑρμογένους* (leg. *τῶν παρ' Ἑρμογένει*) *ἰδεῶν τὰ σχήματα τοῦ λόγου διεξιέναι κτλ*, was der Herausgeber selbst nicht beachtete, bereits III. p. 706 — 711 gedruckt ist; er enthält die *σχήματα λέξεως* in derselben Folge vollständig, nur eines, das *τμητικὸν σχῆμα* ist p. 711, 10 ausgefallen vrgl. VIII. 647; die *σχήματα διανοίας* fehlen dort sämmtlich und sind wahrscheinlich in unserm Buche (p. 650 — 670) von einem andern Verfasser. Nur Wiederholung des Bekannten mit Beyspielen aus Gregorius bildet den Inhalt der Schrift des Zonäus; gleich unbedeutend sind die folgenden Abhandlungen: *ἀνωνύμου περὶ συνεκδοχῆς* p. 691 — 93; *περὶ*

σχημάτων p. 694 — 713; περὶ ποιητικῶν τρόπων, p. 714 — 725, dessen Benennung allein zeigt, daß sie nicht in die Sammlung der Rhetoren gehörte; gleichfalls nur das poetische enthält Τρύφωνος περὶ τρόπων p. 726 — 60, wo sich p. 749, 10 — 750, 8 ganz unpassend und ausser allem Zusammenhange ein rhetorischer Zusatz aus einer andern Schrift VII. p. 26 übertragen findet. Γρηγορίου τοῦ Κορινθίου περὶ τρόπων p. 761 — 78, Κοκονδρίου περὶ τρόπων p. 779 — 798. Neu ist ein Vers des Eupolis κατεικάζουσιν ἡμᾶς ἰσχάδι, Βολβῷ und ein Räthsel des Chäremon auf den Weinstock, dessen Schärfe wir jedoch nicht begreifen p. 789

ἔαρος ἡ νύμφη, τέκνον τι μετὰ Σείρους ἐς
ὕστερον,
ἐν χειμῶνι δ' οἴχεται σὺν τῷ ἀνέμῳ κε-
καρμένη.

Γεωργίου τοῦ χοιροβόσκου περὶ τρόπων ποιητικῶν p. 794 — 820.

Wichtiger sind die umfassenden Schriften des neunten und letzten Bandes, Demetrius, Menander, Aristides, Apsines, die eine besondere Betrachtung verdienen.

Δημητρίου περὶ ἑρμηνείας p. 1 — 126. Eigentlich kein rhetorisches Werk, es behandelt die Darstellung durch die Sprache im allgemeinen, ohne besondere Rücksicht auf die Rhetorik, daher wenige Beyspiele aus Rednern, viele aus Dichtern und Historikern; doch ist diese Bearbeitung ursprünglich von der Rhetorik ausgegangen und auch hier vielfach auf diese bezogen; dadurch wird die Stellung dieses Buches in unserer Sammlung hinreichend gerechtfertigt. Der Lehre vom Satze, von der Periode und deren manigfaltigen Abwechslung, welche als Einleitung zu betrachten ist, §. 1 — 35, folgt die Nachweisung von den vier verschiedenen Characteren, welche nach unserm Verfasser die Rede annehmen kann und deren Bedeutung wird sowohl aus sich, als aus deren Abarten ausführlich erläutert, 1) von dem erhabenen Style, μεγαλοπρεπὲς, dessen Abart das frostige, ψυχρὸν, bildet §. 38 — 127. 2) von dem zierlichen, γλαφυρὸν, mit der Ausartung in das κακόζηλον, §. 128 — 189. 3) von dem einfachen Style, ἰσχνὸν, im Gegensatze des magern, ξηρὸν §. 190 — 239. 4) von dem ausdrucksvollen, kernhaften, δεινὸν, was in das ἄχαρι ausartet §. 240 — 304. In dieser Durchführung findet sich eine Menge vortrefflicher Lehren, einfach und verständlich, wie sonst selten geschieht, vorgetragen; die Schrift ist eine Zierde des Alterthums; diesen Vorzug verdankt das Buch vornehmlich dem festen Anschließen an Aristoteles Vorträge, von dem die späteren sich immer mehr entfernt haben, und für manche Stelle dessen Rhetorik ist der beste Commentar, was man nicht erwarten sollte, in dieser Abhandlung niedergelegt; auch Theophrastus Autorität wird oft in Anspruch genommen. Als Verfasser ist in sämmtlichen Handschriften der Peripatetiker Demetrius Phalereus (Δημητρίου φαληρέως περὶ ἑρμηνείας) genannt; es ist auffallend, daß so viele rhetorische Schriften theils falsch, theils verdächtige Namen tragen; fast scheint es, daß auch diese, wie viele Reden der Alten (Dionysios weist nach, daß frühere Kritiker dem Dinarchus Reden zugeschrieben haben, die vor dessen Geburt gehalten worden waren), anonym ausgegeben und später durch Vermuthung diesem oder jenem berühmten Manne zuerkannt worden waren, so die Rhetorik des Anaximenes dem Aristoteles, die an den Herennius dem Cicero; das Buch περὶ ὕψους hat in seiner Aufschrift Διονυσίου ἢ Λογγίνου den alten Zweifel recht anschaulich erhalten. Nur die sklavische Anhänglichkeit an Aristoteles Lehre konnte einen so kundigen Mann, wie Petrus Victorius war, verleiten, die überlieferte Ansicht, der bekannte Demetrius Phalereus sey der Verfasser, zu vertheidigen; jetzt ist diese Unmöglichkeit allgemein zugestanden und der Herausgeber hat einige der bedeutendsten Gründe in der Vorrede aufgezählt. Daß selbst der Name De-

metrius nicht ganz ſicher iſt, ſieht man aus den Scholien zu Ariſtophanes Wolken V. 400, die dieſes Buch geradezu dem Dionyſius von Halicarnaß zuſchreiben; das Unhaltbare dieſes Urtheils erhellt zunächſt aus der ganz verſchiedenen Behandlung desſelben Gegenſtandes. Die Bemerkung in unſerer Schrift §. 179. γίνεται δὲ καὶ ἐκ συνθέσεως τὸ γλαφυρόν. ἔστι μὲν οὖν οὐ ῥᾴδιον περὶ τοῦ τρόπου τοῦ τοιοῦδε εἰπεῖν· οὐδὲ γὰρ τῶν πρὶν εἴρηταί τινι περὶ γλαφυρᾶς συνθέσεως, κατὰ τὸ δυνατὸν δὲ ὅμως πειρατέον λέγειν· könnte die Meynung herbeyführen, den Verfaſſer älter, als Dionyſius zu halten, der περὶ τῆς τῶν ὀνομάτων συνθέσεως (p. 336 — 370 ed. Schaef.) über die γλαφυρὰ σύνθεσις ſpricht; dieß aber wird, ſo auffallend jener Ausſpruch auch immer bleibt, außer andern ſchon dadurch unglaublich, weil Dionyſios offenbar, wenn nicht zuerſt, doch ohne viele Vorgänger die verſchiedenen Style der Rede ausgeſchieden und näher bezeichnet hat, daher auch in der Wahl der Worte noch ſehr abweichend und ſchwankend iſt, während hier die techniſchen Ausdrücke als bekannt und gebräuchlich vorausgeſetzt werden. Dionyſios nimmt in jenem Buche drey Charaktere an: p. 290 ἐγὼ μέντοι κυρίοις ὀνόμασιν οὐκ ἔχων αὐτὰς προσαγορεῦσαι ὡς ἀκατονομάστους, μεταφορικοῖς ὀνόμασι καλῶ, τὴν μὲν αὐστηράν, τὴν δὲ γλαφυρὰν ἢ ἀνθηράν, τὴν δὲ τρίτην κοινήν. Auch in der Expoſition heißt es: p. 336. ἡ δὲ γλαφυρὰ καὶ ἀνθηρὰ σύνθεσις ἦν δευτέραν ἐλέμην τῇ τάξει, χαρακτῆρα τοιόνδε ἔχει und p. 370. ἡ δὲ τρίτη τε καὶ μέση τῶν εἰρημένων δυοῖν ἁρμονιῶν ἦν κοινὴν καλῶ σπάνει τε κυρίου καὶ κρείττονος ὀνόματος, σχῆμα μὲν ἴδιον οὐδὲν ἔχει. Dieſe im allgemeinen gegründete und natürliche Annahme eines erhabenen mittleren, und gewöhnlichen Styls, welche auch die römiſchen Bearbeitungen, am deutlichſten und ſchönſten die Rhetorik an den Herennius IV, 7 — 11, beybehalten haben, wird in unſerer Sammlung öfter erwähnt: die figura gravis heißt αὐστηρὸν VII. 26. VIII, 750. ἁδρὸν II, 132. III, 729. βαρὺ bey Julius Victor p. 257; die figura mediocris iſt durchgängig mit μέσον gegeben; die figura attenuata mit ἰσχνὸν, nur zweymal II. 132. III. 729 mit ταπεινόν. Da nun Dionyſius das γλαφυρὸν und ἀνθηρὸν gleichſtellt und mit beyden die figura attenuata, das ἰσχνὸν der Spätern, bezeichnet, während Demetrius damit das κοινὸν des Dionyſius ausdrückt, ſo ſieht man das unſichere der Ueberlieferung in der ſonſt beachtungswerthen Stelle des Syrianus VII, 93. εἰ δὲ καὶ διηνοήθησάν τινες ἐπιγράψαι τοῦς χαρακτῆρας καὶ τὸ ποσὸν αὐτῶν συστῆσαι, τηνάλλως ἐποίησαν, ὧν εἷς ἐστιν ὁ Διονύσιος, οὗτος γὰρ τρεῖς εἶναι χαρακτῆράς φησι, τὸν ἰσχνὸν, τὸν μέσον, τὸν ἁδρὸν· ὁ δὲ Ἵππαρχος προστίθησι τόν τε γραφικὸν καὶ τοῦ ἀνθηρὸν, ὁ δὲ Δημήτριος ἐκβάλλει τὸν γραφικὸν, τοῖς τέτρασιν ἀρεσκόμενος. Unſer Demetrius iſt, wie Gale aus Diogenes und Ammonius gezeigt hat, ein alexandriniſcher Rhetor aus den Zeiten des M. Antoninus.

Μενάνδρου ῥήτορος πρὸς Γενέθλιον διαίρεσις τῶν ἐπιδεικτικῶν p. 127 — 30. Der Verf., ein berühmter Rhetor zu Ende dritten Jahrhunderts, erklärt, daß er nicht die geſammte Rhetorik, ſondern nur einen Theil derſelben, dieſen aber in ſeiner Vollſtändigkeit, durchführen wolle, und gibt mit einer Spaltung, die an den Anfang des platoniſchen Sophiſten erinnert, die Eintheilung der Lobrede; wir ſetzen ſie möglichſt kurz in der Sprache des Autor her: ἔπαινος δέ τις γίνεται, ὅτι μὲν εἰς τὰ θεῖα, ὅτε δὲ εἰς τὰ θνητά . . . τῶν δ' αὖ περὶ θνητῶν οἱ μὲν περὶ πόλεις (καὶ χώρας *) γίνονται ἔπαινοι, οἱ δὲ περὶ ζώων

*) Dieſe Worte fehlen im Texte, ſind aber unentbehrlich, da die ausführliche Behandlung p. 137. sq. von beyden beſonders ſpricht, und die nächſte

... οἱ δὲ περὶ ζώων οἱ μὲν περὶ λογικῶν, οἱ δὲ περὶ ἀλόγων ... τῶν δ' αὖ περὶ τὰ ἄλογα οἱ μὲν περὶ χερσαῖα, οἱ δὲ περὶ ἔνυδρα ... τῶν δ' αὖ ἐγγείων μέρος διττὸν ἢ πτηνὸν ἢ πεζόν. Nur die Hymnen, die Θεία p. 132. 157. und die χῶραι und πόλεις p. 158 — 212 haben ihre vollständige Auseinandersetzung.

(Fortsetzung folgt.)

Pater Hell's Reise nach Wardoe bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Zu gleicher Zeit waren aber auch die andern nordischen Mächte nicht theilnamlos geblieben; der wohlgeübte Planmann war für Cajaneburg in Finnland bestimmt worden; die dänische Regierung hatte sich von der Kaiserin Maria Theresia den berühmten Pater Hell ausgebeten, um sich seiner zur Beobachtung des Durchgangs auf der überaus günstig gelegenen Insel Wardoe bey Lappland zu bedienen. Und hier war es denn, wo Hell die Gelegenheit fand, durch seine Bestimmungen der Zeit des Durchganges der berechnenden Astronomie ein Räthsel aufzugeben, das erst jetzt durch die eben hiedurch höchst interessante und bedeutende Arbeit von C. L. Littrow aufgelöst worden ist. Vergleicht man nämlich, wie dieß La Lande gethan, die Beobachtungen des Vorüberganges von 1769 an mehreren der verschiedenen Orte paarweise, so erhält man folgende Resultate:

Aus einem Vergleich der Beobachtungen:

Zu Wardhus und St. Joseph in Californien folgt eine Parallaxe von 8″, 80.

Zu Wardhus und Fort de Galles in der Hudsons-Bay folgt eine Parallaxe von 9,08.

Zu Wardhus und Otaheite in der Südsee folgt eine Parallaxe von 8, 72.

Läßt man hingegen Wardhus weg und vergleicht statt seiner mit dem jedesmaligen zweyten Gliede der Paare ein anderes, so findet sich die Parallaxe aus den Beobachtungen

zu Cajaneburg u. St. Joseph 8″,48.

— Cajaneburg und Fort de Galles 8,49.

— Cajaneburg und Otaheite 8,52.

und mit den so gefundenen Resultaten stimmen auch die von anderen Seiten erhaltenen Ergebnisse gut überein.

Aber woher nun diese auffallenden Abweichungen in den Angaben eines Mannes, der als ein so viel geübter Beobachter bekannt war? — Littrow hat diese Frage aus der genaueren Betrachtung des von ihm wieder aufgefundenen Tagebuches und aus der gründlichen Würdigung der Persönlichkeit des berühmten Hell beantwortet.

Das Tagebuch, ursprünglich mit blasserer Tinte geschrieben, hat offenbar an den Zahlen der Zeitbestimmung der Eintrittsmomente Correcturen mit schwärzerer Tinte erlitten; die ursprünglich hier gestandenen Zahlen sind, um die Aenderung des Tagebuchs zu verbergen, zum Theil auf eine sehr vorsichtige und doch noch bemerkbare Weise herausradirt; einzelne Worte, welche sich auf die Angaben des jungen, schwedischen Mitbeobachters Dr. Borgroving und von Hells Begleiter, des Pater Sainovicz bezogen zu haben scheinen, sind sehr sorgfältig durchstrichen; manche anfänglich leer gelassene Zeilenräume, wie namentlich jene der Erscheinung des Lichtfadens in dem Augenblick, wo der Rand der Sonnenscheibe neben und außerhalb dem äußeren Rande der nun ganz eingetretenen Venusscheibe zuerst sichtbar wird, sind, wie man vermuthen muß, nach einer späteren Schätzung, nicht durch das Ergebniß einer eigentlichen Beobachtung, ausgefüllt. Zu diesem Allem kommt aber noch ein aus dem Tagebuch selber sich ergebender Umstand. Gerade an den Angaben des von Pater Hell weniger beachteten Neulinges im Beobachten, des Dr. Borgroving, ist im Tagebuch nirgend etwas geändert oder corrigirt; er allein scheint das Erscheinen des Lichtfadens (ein Moment, auf welches Hell aus vorgefaßter Meynung während der Beobachtung selber keinen Werth legte) wirklich beobachtet, nicht erst später berechnet zu haben, und diese seine Beobachtungen stimmen, wie dieß Littrow gründlich berechnet hat, mit den Resultaten der beyden von Enke genauest befundenen: jener nämlich von Chappe in Californien und von Dymond in Hudsonsbay bis auf 1″,6 überein, während Hells und des ihm zustimmenden Gehülfen, des Pater Sainovicz Angaben davon um 23″,9 abweichen. Uebrigens ist die große Differenz zwischen Borgroving und seinen beyden älteren Mitbeobachtern nur bey dem Eintritt, nicht bey der Beobachtung des Austrittes bemerkbar, wo beyde Partheien bis auf einen sehr unbedeutenden Unterschied übereinstimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Erwähnung p. 130. 3. τὸ μὲν δὴ περὶ τὰς πόλεις καὶ χώρας ἄτμητον· die enge Verbindung beyder zeigt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Was dann als zweyte Abtheilung folgt, *Μενάνδρου ῥήτορος περὶ ἐπιδεικτικῶν* p. 213 — 230, und manche Handschriften auch allein enthalten, entbehrt aller Anknüpfung mit dem Vorausgehenden, sey es, daß der Verfasser von der Unfruchtbarkeit seiner Eintheilung im Verlaufe der Ausführung sich selbst überzeugt und sie aufgegeben hatte, oder was wahrscheinlicher ist, daß dieß nur ein einzelnes, und zwar das bedeutendste Bruchstück, *περὶ λογικῶν*, das Uebrige aber verloren gegangen sey; denn einen andern Verfasser anzunehmen, ist bey der sonstigen Uebereinstimmung in Sprache, Anordnung und bey den vielen deutlichen Beziehungen auf die erstere Schrift wenig rathsam. In siebzehn Abschnitten (der siebente und zehnte, so wie manches einzelne, ist vom Hrn. Prof. Walz aus einem Codex Mediceus zum erstenmale mitgetheilt) werden einzelne Veranlassungen und Gelegenheiten zu Reden, wie Lobrede auf einen König, Antritts- und Abschiedsreden u. dgl. nachgewiesen, und das Verfahren, das dabey zu beachten, bezeichnet; hier ist die Theorie ausführlich und vorzüglich; in dieser Beziehung enthält diese Schrift das Bedeutendste und Wichtigste, was wir über die dritte Gattung der Beredtsamkeit, die Prunkrede, aus dem Alterthume besitzen; dagegen ist die praktische Anwendung schwülstig, nicht selten kindisch, alles nach bestimmten Formeln gemodelt, auf sclavische Erniedrigung und Schmeichelei (cap. 12. 15.) berechnet und durchaus herzlos. Das Buch ist sehr unleserlich und durch Lücken entstellt; zum Verständniß der ersten Hälfte hat Heeren und Jacobs manches beygetragen, das Bedeutendste aber hat Herr Finckh, durch besondere Aufmerksamkeit auf den Gegenstand und die Sprache des Verfassers in seiner Epistola critica an den Herausgeber geleistet; von mehr als hundert Verbesserungen ist kaum die eine oder andere, gegen welche eine gewichtige Einwendung gemacht werden könnte und manche davon so scharf und treffend, daß sie einem Bentlei und Hemsterhuis zur Ehre gereichte. Eine sorgfältige Beachtung des Zusammenhanges und der Durchführung wird noch viele Gebrechen aufdecken; so ist p. 238, 6. eine größere, und p. 296, 16 eine kleinere Lücke. Mit den letzten Worten der ersten Hälfte p. 212, 6 eng verbunden und ohne Zeichen von Unterscheidung liest man in der Aldina (ob auch in den Handschriften, ist von dem Herausgeber nicht bemerkt) einige Blätter, welche denselben Gegenstand, *τὸ ἐπιδεικτικὸν* neu aufnehmen und in dieser Sammlung dem Menander unter der Aufschrift folgen: *Ἐκ τῶν Ἀλεξάνδρου περὶ ῥητορικῶν ἀφορμῶν* p. 331 — 39. Zu dieser Annahme glaubte sich Hr. Prof. Walz durch die Eingangsworte berechtigt: *Ὁ Ἀλέξανδρός φησιν, ὡς δύο ὄντων τῶν ἀνωτάτω προβλημάτων, θέσεως τε καὶ ὑποθέσεως,*

καὶ τῆς μὲν θέσεως οὔσης καθολικῆς ἄνευ προσώπου ὡρισμένου, ὑποθέσεως δὲ ζητήσεως ἐπὶ μέρους ἐν ὡρισμένοις προσώποις, τρεῖς αἱ διαφοραὶ κατὰ τὴν φύσιν· ζητοῦσι γὰρ ἅπαντες περὶ τῶν ἤδη γεγονότων ἢ περὶ τῶν μελλόντων ἔσεσθαι ἢ περὶ τῶν ὄντων· οὐκοῦν τῶν πολιτικῶν τρεῖς εἰσιν ὑποθέσεις, ἐγκώμιον, συμβουλή, δίκη. Das ganze glaubt er aus dem Buche Alexanders Numenius περὶ ῥητορικῶν ἀφορμῶν abgeschrieben. Dieß wird wenig wahrscheinlich, weil unser Verfasser, sowohl in dem erhaltenen als in dem fehlenden nur das ἐπιδεικτικὸν erkläre; ῥητορικαὶ ἀφορμαὶ aber am wenigsten das δικανικὸν ausschließen können; daher mag jener Gedanke aus den Schriften des Alexander vielleicht im Gegensatze zu dem Urtheile anderer entnommen seyn, keineswegs aber ist alles vorhandene als ein Fragment jenes berühmten Rhetors zu betrachten. Selbst der Inhalt jener Worte ist nicht von Alexander ausgegangen, sondern nach dem Vorgange anderer von ihm angenommen. Der den alten Technikern so wichtige Unterschied von θέσις und ὑπόθεσις wird weniger aus den griechischen Schriften unserer Sammlung, als aus den lateinischen Bearbeitungen deutlich; nach Cicero de orat. III., 108 geht er von der peripatetischen und akademischen Schule aus und bildet den Inhalt von Philosophie und Rhetorik; nach den principia rhetorices Aurel. Augustini p. 320. Capp. war Hermagoras der erste, der diesen Unterschied in die Theorie aufgenommen; Theodorus hatte ihn bekämpft: die Spaltung aber der Rhetorik in drey Theile und ihre Begründung aus der Verschiedenheit der Zeit, in der ihr Wesen enthalten, hat bekanntlich zuerst Aristoteles Rhet. I. 3. nachgewiesen. Was nach diesem folgt, die verschiedenen Urtheile der Alten über ἔπαινος und ἐγκώμιον p. 333 — 6 ist sehr belehrend und gut zusammengestellt; die zuletzt gegebene Definition: ἔνιοι δὲ οὕτως ὁρίζονται, ἔπαινος μέν ἐστι λόγος ἐμφανίζων μέγεθος ἀρετῆς, ἐγκώμιον δὲ λόγος ἐμφανίζων πράξεις καλὰς ist die des Aristoteles Rhet. I. 9. Von der Lehre des ἐπιδεικτικὸν γένος hat sich nur der Anfang des ersten, der Hymnus, erhalten: ἀπὸ πόσων δεῖ θεὸν ἐπαινεῖν.

Ἀριστείδου τεχνῶν ῥητορικῶν α. β. p. 340 — 466. Wie in jener lebendigen und thätigen Periode Isocrates als Redner und Lehrer der Redekunst gleich ausgezeichnet hervorragt, so ist für die ganze spätere Zeit nur Aristides zu nennen (ὁ θεῖος Ἀριστείδης) der beydes vereinigte und durch einzelne wohl gelungene Versuche, wie den Panathenaikos, den Alten gleich gestellt zu werden verdient. Doch nicht eine vollständige Lehre der Rhetorik besitzen wir von ihm, und die zwey oben bezeichneten Bücher tragen nur uneigentlich ihren Namen; sie enthalten nichts als die Darstellung durch die Sprache, elocutio, das erste in Gegenständen der Rhetorik, περὶ πολιτικοῦ λόγου, das zweyte in der außer der Rhetorik fallenden Prosa, περὶ ἀφελοῦς λόγου, zunächst der einfachen und ungekünstelten Rede, wie sie besonders im Xenophon, aus dem die Beyspiele entnommen sind, vorliegt; da nun das zweyte Buch den Kreis der Rhetorik ganz verläßt, so ist die Bezeichnung ῥητορικῶν τεχνῶν unpassend und weit richtiger wäre die Benennung, welche Hermogenes, der so vieles aus Aristides Schriften geholt hat, seinem Werke gegeben, περὶ ἰδεῶν. Hier werden nicht einige wenige, allgemeine Charactere der Sprache, wie bey Demetrius und noch mehr bey Dionysius, hervorgehoben und erklärt, sondern alle für nöthig erachteten Formen, zwölf an der Zahl zusammengestellt und einzeln erläutert; es sind folgende: σεμνότης, βαρύτης, περιβολή, ἀξιοπιστία, σφοδρότης, ἔμφασις, δεινότης, ἐπιμέλεια, γλυκύτης, σαφήνεια καὶ καθαρότης, κόλασις, βραχύτης καὶ συντομία, (σύνθεσις, παράφρασις); die letzten zwey, die wir eingeschlossen haben, sind von den Herausgebern nach Norrmanns Vorgang ohne Autorität der Handschriften und, wie wir sehen werden, keineswegs richtig aus der unten

folgenden Ausführung hinzugesetzt. Eine jede dieser Redeformen wird nach drey Seiten κατὰ γνώμην, κατὰ σχῆμα, κατ' ἀπαγγελίαν betrachtet; darin steht, was nicht zu übersehen ist, Aristides dem Demetrius gleich, der dieselbe Untersuchung an die vier von ihm bezeichneten Charactere nur mit andern technischen Ausdrücken (διάνοια, λέξις, σύνθεσις) anwendet. §. 38. 105. 186. Merkwürdig ist, daß die fünf letzten Formen, ἐπιμέλεια, γλυκύτης, σαφήνεια καὶ καθαρότης, βραχύτης καὶ συντομία und κόλασις aller Beyspiele entbehren, womit die andern so reichlich ausgestattet sind. Mit der κόλασις (d. h. wenn der Redner freyer gegen seine Zuhörer auftritt, sie tadelt und mit Vorwürfen überhäuft, wie so häufig Demosthenes; die früheren Rhetoren halten dieß mit weit mehr Geschick für eine exornatio sententiae, σχῆμα διανοίας und nennen sie ἐπιτίμησις, licentia) ist p. 395, 9. die Ausführung der im Eingange bezeichneten Redeformen *) geschlossen und nach einer kurzen Bemerkung über ihre Mischung und Verbindung wird das vorgetragen, womit jede andere Rhetorik beginnt, die nöthigen Eigenschaften eines Redners und die Theilung in die bekannten drey Gattungen, von denen jedoch nur das συμβουλευτικὸν und ἐγκωμιαστικὸν näher bezeichnet und nachgewiesen wird, das δικανικὸν aber gänzlich übergangen ist; dadurch fällt die Unvollständigkeit in die Augen, aber auch die ganze Darstellung dieser Blätter (p. 395, 9 — 403, 6) ist durch lebendige Schilderung von der technischen Einförmigkeit des Aristides so abweichend, daß der Gedanke sich unwillkührlich aufdringt, hier eine andere und weit vorzüglichere Quelle zu erkennen; nur die äußere Anknüpfung an den ersten Theil bringt einen scheinbaren und erzwungenen Zusammenhang herbey; hier ist alles belehrend und lesenswerth, manches wie die Topik des συμβουλευτικὸν p. 399 ganz antik, wie wir sie in der Rhetorik des Anaximenes oder beym Autor ad Herennium lesen: auch die Erwähnung von Dichtern p. 399, 10. 12. 403, 4. unterscheidet diesen Theil von dem des Aristides.

*) Die Ordnung fordert p. 341, 5. βραχύτης καὶ συντομία, κόλασις.

Dieser unvollendeten Einleitung in die Rhetorik sind noch zwey neue Artikel περὶ συνθέσεως καὶ φράσεως und παράφρασις p. 403 — 9 beygefügt, wodurch Nortmann und die ihm folgenden Herausgeber Dindorf und Walz sich veranlaßt fanden, beyde oben in der Inhaltsanzeige p. 341 unter dem unvollständigen Namen: σύνθεσις, παράφρασις einzuschieben; doch zeigt der vorausgehende die Unmöglichkeit einer solchen neuen Anreihung; denn dadurch wird das dazwischen liegende 395 — 403 ganz unerklärlich; noch mehr lehrt der Inhalt an sich, wie diese Zusätze ausser allem Verhältnisse zu diesem Buche des Aristides liegen. Der erste Artikel σύνθεσις καὶ φράσις ist schon in jeder obiger Redeformen durch das σχῆμα und λέξεις, wie auch Demetrius dafür die Worte σύνθεσις und λέξις gebraucht, besonders behandelt; gleichwohl könnte dieß, in so fern es doch Lehre enthält, erträglich seyn, plötzlich aber erscheint p. 404, 23 aus der Rede des Aristides selbst κατὰ τῶν ἐξορχουμένων, man weiß nicht wozu, eine lange Periode und dann eine Entwickelung von dessen Rede ὑπὲρ τοῦ πέμπειν βοήθειαν τοῖς ἐν Σικελίᾳ, nicht der Form, sondern dem materiellen Gehalte nach, womit dieser Artikel geschlossen ist; die παράφρασις aber bietet gar keine Lehren und Regeln und enthält nur eine prosaische Uebertragung der ersten drey und vierzig Verse der Ilias in der Art, wie wir denselben Versuch im dritten Buche der platonischen Republik lesen, dann von eilf Versen aus Odyssee IX. 425 — 36, womit das erste Buch über die politische Rede schließt und das zweyte über den einfachen Styl beginnt, das wir im Vergleiche mit dem ersten viel schwächer und unbedeutender halten.

(Fortsetzung folgt.)

Pater Hells Reise nach Wardoë bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Auf dieselbe Weise denn, wie Hell auch die Berichte über die von ihm an demselben Tage zu Wardhus beobachtete Sonnenfinsterniß nach einer späteren Rechnung (dieß beweist Littrow aus dem öfter erwähnten Tagebuch) abgeändert und eingerichtet hatte, scheint derselbe auch, da er nun einmal eine vollständige Beobachtung des Vorüberganges gemacht haben wollte, einzelne Momente des Eintrittes nach späterer Schätzung in seine Angaben verwebt und diese Angaben selber hiernach modificirt zu haben. Die Borgreving'sche, früher ganz in Schatten gestellte, eigentliche Beobachtung erscheint mithin unter den damals in Wardhus gemachten als die einzig wahre.

So leid es einem späteren Berichterstatter immer thun muß, an dem Benehmen eines sonst achtbaren Mannes, wie Hell es war, einen noch unbekannten Mackel der Unzuverläßigkeit aufzudecken, so bekommt dennoch Littrows Vermuthung auch noch von anderen Seiten her manche Bestättigung. Hell war, wenn es blos Geld betraf, der uneigennützigste, wo es aber die Ehre galt, der eigensüchtigste Gelehrte. Die ihm von der dänischen Regierung als Lohn für seine Reise nach Wardhus angebotene jährliche Pension von 1000 fl. schlug er aus, „weil er als k. k. Hof-Astronom es der Ehre des k. k. Hofes nachtheilig erachtete, von einem fremden, auswärtigen Hofe eine Pension seines Amtes wegen zu beziehen.“ Diesem Hinwegweisen einer wohlverdienten Belohnung gebührt um so mehr Beachtung, da sein jährlicher Gehalt in Wien nur 500 fl. betrug, wozu später, als er ein kostspieliges Werk über seine Wardhuser Expedition herausgeben wollte, eine Personalzulage von jährlich 400 fl. kam. Dagegen war Hell auf die ihm, wie er dafür hielt, gebührende Ehre so höchst eifersüchtig, war so sehr geneigt, sich und seinen Beobachtungen und Berechnungen Alles, Andern wenig oder nichts zuzutrauen, daß er, wo er einmal auf Irrthümer gerieth, hierin, für keine Einrede empfänglich, incorrigibel war. Sein harter Ausspruch über des Mannheimer Christian Mayer, später durch Herrschels Beobachtungen der Doppelsterne so gut bestätigte Ansicht von den Fixstern-Trabantensystemen, *) die geringschätzende Art, mit welcher er dem E. Niebuhr seine Anwendung der Jupitermonden Ein- und Austritte zu geographischen Ortsbestimmungen verdächtig zu machen suchte, und so manche ähnliche Züge lehren uns ihn auch in andern Verhältnissen als denselben kennen, der er auf der Sternwarte zu Wardhus gegen Borgreving war. Doch wir wenden uns von dem minder erfreulichen Theile der Geschichte der Hell'schen Expedition nach Lappland zu einem angenehmeren und anziehenderen: zu der Erwähnung des kleinen Tagebuches der Reise nach Wardoe und zurück, welches Hell's Begleiter, Pater Sainovicz aufgesetzt und Littrow mitgetheilt hat. Wir geben aus diesem Reisetagebuche einige Proben.

Die Abreise des Pater Hell und seines von ihm selbst gewählten Reisegefährten Sainovicz von Wien fiel auf den 28. April des Jahres 1768. Der Pater Magister im Jesuiten-Collegium zu Znaim hielt unsere beyde Reisende für Entflohene aus Wien; erst der Anblick ihrer Papiere gab ihm den Muth zur freundlichen Aufnahme der Fremden. Zu Prag, welches am 2. May erreicht wurde, fanden sich beym Oeffnen der Koffer die zur Reise mitgenommenen Barometer und Thermometer zerbrochen, das Quecksilber zwischen der Wäsche und den Kleidungen zerstreut. Die Tafel des österreichischen Gesandten am sächsischen Hofe, des Grafen Wurmbrandt zu Dresden, erschien unsern aus Wien kommenden Reisenden sehr mager, und sie merkten überhaupt von den Sachsen an, daß diese ihr Geld lieber auf Kleider, Bücher und Gärten, als auf Essen und Trinken wendeten. In Leipzig, das am 13. May erreicht wurde, erregte die Unbekanntschaft des Professors der Dichtkunst, Dr. Boll, eines gebornen Ungarn, mit den Schriften des Pater Pray ein mißfälliges Staunen. Der berühmte Heinsius, der früher 9 Jahre Professor in Petersburg gewesen, besaß nur einige unbedeutende Instrumente, die auf dem Dachboden des Hauses standen; Gellert, dessen Aehnlichkeit mit dem großen Laudon unsern Reisenden auffiel, äußerte sich beyfällig über das Bemühen der Wiener, ein reineres Deutsch zu schreiben und zu sprechen. Von Halberstadt (17. May) war nichts zu bemerken, als daß sich der Wirth für ein zusammengemengtes, aus 3 Tauben, etwas Reis, Klösen, Erbsen und Spargel bestehendes Gericht 3 Thlr. 8 Gr. zahlen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

*) Er spricht da von unverschämten Unwahrheiten, nichtsbedeutenden Nachrichten gelehrter Abentheurer u. s. w.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Fortsetzung.)

Wir treffen also auch hier die in rhetorischen Schriften so gewöhnliche Verwirrung; das Ende des ersten Buches, wenn anders jener sonderbare Uebergang von den Redeformen zur Rhetorik selbst von Aristides ist p. 395 — 403, fehlt, und wurde durch anderes nicht hieher gehöriges ergänzt p. 403 — 409. In der Theorie — wie viel davon dem Aristides gehört und was er Vorgängern verdankt, läßt sich nicht bestimmen — ist, wie bey den spätern überhaupt, manches zu gesucht, einiges falsch erklärt, das ganze aber immer wichtig, weil wir daraus lernen, was wir jetzt so wenig wissen, wie die Alten ihre Redner in der Composition weit richtiger und schärfer als wir, erkannt und so vieles als bedeutend und wichtig hervorgehoben haben, was wir ohne ihre Belehrung nie beachten würden; das eigene Studium der Redner und die besondere Betrachtung des Zusammenhanges wird dann leicht das unnöthige oder unrichtige absondern; so ist es Klügeley, wenn Aristides p. 356 glaubt, Demosthenes habe Philipp. III. p. 121 durch den Ausdruck: ὅτι τὸν χρυσὸν τὸν ἐκ Μήδων εἰς Πελοπόννησον ἤγαγεν. statt χρήματα absichtlich der Rede höhern Schwung (σεμνότητα) gegeben; Demosthenes gibt nur die Worte des Psephisma, wie der Zusammenhang der Rede deutlich zeigt und sämmtliche Stellen derselben Erzählung bey andern (suche Palmerius zu Aristides II. p. 392 Dind.) beweisen; es ist jener Ausdruck nicht vom Redner gebildet und erfunden, sondern aus dem öffentlichen, nicht rhetorischen Aktenstücke abgeschrieben.

Auch für die Kritik der alten Redner sind diese Schriften vom Werthe; um nur ein Beyspiel anzuführen: das auffallendste, was wir aus Bekkers Apparate zu Demosthenes kennen lernen, ist der Zustand der dritten philippischen Rede in der ältesten Pariser Handschrift; in dieser erscheint die Rede vielfach verkürzt, fast in einem Auszuge, es fehlen Namen und historische Bemerkungen; aber die Rede in einer Handschrift bildet eben so ein vollständiges ganzes und zusammenhängendes, wie im erweiterten gangbaren Texte, dessen Zusätze weder an Sprache, noch an Gedanken und Inhalt etwas bedeutendes gegen ihre Aechtheit vorbringen lassen. Jetzt können wir nachweisen, daß auch Aristides, der die dritte philippische Rede öfter, als alle andern Rhetoren erwähnt, nur den Text der Pariser Handschrift, nicht den der Vulgata vor sich hatte und kannte; ohne diese würden wir die Nachlässigkeit des Schriftstellers oder den Mangel des Gedächtnisses anklagen, nun werden wir aufmerksam gemacht, den Ursachen dieser Verschiedenheit nachzugehen. Wenn Aristides p. 359 als ein Beyspiel der βαρύτης aus Phil. III. §. 65. anführt; καίτοι μὴ γένοιτο, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τὰ πράγματα ἐν τούτῳ·

τεθνάναι δὲ μυριάκις κρεῖττον ἢ κολακείᾳ τι ποιῆσαι Φιλίππῳ, so kannte er offenbar den Zusatz der Vulgata nicht, der auch in Σ fehlt καὶ προέσθαι τῶν ὑπὲρ ὑμῶν λεγόντων τινάς: ebenso hat nur er mit Σ τεθνάναι δὲ, alle übrigen geben τεθνάναι γὰρ. Pag. 354 aus Phil. §. 41. οὐ λόγους ἐμαυτοῦ λέγων, ἀλλὰ γράμματα τῶν ὑμετέρων προγόνων. Die Vulgata liest τῶν προγόνων τῶν ὑμετέρων δεικνύων, aber das Verbum fehlt ursprünglich im Σ. Ebendaselbst §. 37. heißt es: τί οὖν ἦν τοῦτο; (οὐδὲν ποικίλον οὐδὲ σοφόν, ἀλλ' ὅτι) τοὺς παρὰ τῶν ἄρχειν (ἀεὶ) βουλομένων ἢ διαφθείρειν τὴν Ἑλλάδα χρήματα λαμβάνοντας ἅπαντες ἐμίσουν· die eingeschlossenen Worte fehlen im Σ und Aristides p. 347, vergl. p. 353; auch in den vorhergehenden Worten hat Σ und Aristides p. 353 nicht mit der Vulgata τὰ τῶν Ἑλλήνων πράγματα, sondern πάντα τὰ πράγματα. §. 66. hat die Vulgata: δουλεύουσί γε μαστιγούμενοι καὶ στρεβλούμενοι, für letztes steht in Σ σφαττόμενοι; Aristides fand in seinem Exemplare keines von beyden; er gibt p. 359 die Worte: καὶ δὴ δουλεύουσί γε μαστιγούμενοι.

Dindorfs Erwartung (Aristid. tom. II, 712) der futurus collectionis Aldinae instaurator werde eine durchgreifende Bearbeitung dieser Bücher liefern, ist in so fern erfüllt, als der Herausgeber aus einer Wiener und Pariser Handschrift manches ergänzt und verbessert hat; sonst aber sind die deutlichsten Fehler stehen geblieben, wie p. 357, 12. ὑπὲρ οὗ für ὑπέρευ, p. 379, 8 πάντας für πέντε u. a. m. was aus Demosthenes hergestellt werden mußte; eine umfassende Behandlung, ähnlich der des Norrmann, ist nirgends versucht.

Ἀψίνου τέχνη ῥητορικὴ περὶ προοιμίου p. 467 — 542.

Ἐκ τῶν Λογγίνου περὶ εὑρέσεως p. 543 — 596.

Beyde sind hier zu verbinden, da sie in Handschriften nur als ein Werk unter dem Namen des Apsines stehen und in diesem keine Erwähnung des Longinus geschieht. Apsines aus Gadara, Schüler des Basilicus, den er auch im Eingange rühmt, ὁ θεῖος Βασιλικός, (nach VII. 878 schrieb dieser vor Hermogenes περὶ ἰδεῶν, nach Suidas aber lebte sein Schüler Apsines unter Maximianus) genoß bey den späteren anerkanntes Ansehen; es werden VII, 950 ζητήματα, VIII, 571 ein Buch über die σχήματα angeführt; die Schrift, von der wir hier sprechen, ist eine Abhandlung über die Theile der Rede und wird richtig von Syrianus IV, 302, Sopater IV, 712 und andern VII, 721 τέχνη περὶ τῶν μερῶν τοῦ πολιτικοῦ λόγου genannt: das Exordium περὶ προοιμίου p. 467 — 494 die Narratio περὶ διηγήσεως p. 494 — 502, die Confirmatio und Confutatio, περὶ ἀντιθέσεως, περὶ λύσεων, περὶ παραδείγματος, περὶ λύσεως παραδείγματος, περὶ ἐνθυμημάτων, περὶ τῆς τῶν τελικῶν κεφαλαίων κατασκευῆς p. 502 — 531 die Conclusio, περὶ ἐπιλόγου. Deswegen ist die allgemeine Benennung des Buches τέχνη ῥητορικὴ περὶ προοιμίου unrichtig und nichts als eine falsche Abtheilung für Τέχνη ῥητορική. Περὶ προοιμίου, welchem dann der zweyte Theil περὶ διηγήσεως u. s. w. folgen; auch die Bemerkung IV, 35 καὶ Θεοφράστῳ δὲ γέγραπται τέχνη ῥητορικὴ περὶ ἐνθυμημάτων, καὶ Ἀλεξάνδρῳ τῷ τοῦ Νουμηνίου καὶ Ἀολλιανῷ περὶ ἀφορμῶν ῥητορικῶν, καὶ Ἀψίνῃ περὶ προοιμίων καὶ πίστεων καὶ ἄλλος πολλοῖς περὶ ἄλλων spricht nicht für die gangbare Benennung des Buches περὶ προοιμίου und bedeutet, daß Apsines die einzelnen Redetheile, von welchen ungenau nur zwey genannt werden, nicht aber eine vollständige Rhetorik, wie wir es von Longinus sehen werden, geschrieben habe. Diese Schrift aber ist nicht nur durch Abschreiber sehr entstellt, sondern wird durch fremdartige Zusätze, in welchen Apsines selbst erwähnt, gelobt oder getadelt ist, ein Räthsel der Erklärung. Der Her-

ausgeber — seit Aldus hat sich niemand mehr des wichtigen Buches angenommen — setzte solche Stellen aus dem Zusammenhange unter den Text, vrgl. p. 498. 500. 501. 507. 512; dieß Verfahren müssen wir mißbilligen, weil diese Erwähnungen weit inniger, als H. Walz glaubte, mit dem ganzen verzweigt sind und der Zusammenhang jetzt durch das Ausschließen einiger Zeilen unterbrochen, ja ganz unverständlich wird; am deutlichsten erkennt man dieß aus p. 507. Dort wird gelehrt, daß man auch zwey Gegenstände auf einmal anführen, und dann jeden für sich lösen könne; ἐνίοτε δὲ καὶ δύο ἀντιθέσεις ἅμα συνάψαντες εἰσάγομεν, εἶτα χωρὶς ἑκατέραν λύομεν, ὡς ἔστι MEN καὶ παρὰ τοῖς ἀρχαίοις παραδείγματα, nach dieser Einleitung wird, wie billig, auch ein Beyspiel aus neueren gegeben: εὕρηται ΔΕ καὶ παρὰ Ἀψίνῃ ἐν ἐκείνῳ τῷ ζητήματι· τὸν προδότην ἔδει κτλ dieß aber und die sämmtliche Nachweisung der Beyspiele, vierzehn Zeilen, theilt der Herausgeber nur in den Noten mit, und trennt damit zwey eng verbundene Sätze, fährt jedoch im Texte mit folgenden Worten fort, die nur durch die ausgeschlossenen Zeilen ihre Erklärung erhalten: γνοίης δ' ἂν ὅτι ἀληθῆ λέγω καὶ ὄντως δύο εἰσὶν ἀντιθέσεις, καὶ ἀπ' αὐτῶν τῶν λύσεων· διαφόρους γὰρ πρὸς ἑκατέραν ἤνεγκε λύσεις καὶ τῷ σχήματι ἐπεσημήνατο εἰπὼν πρῶτον μὲν, ἵνα πρὸς τὸ δεύτερον αὐτοῦ πρότερον ἀποκρίνωμαι· τοῦτο οὐκ ἂν εἶπεν εἰ μὴ ἦν μία καὶ εἰ (scrib. εἰ ἦν μίαν καὶ μὴ) αὐτὸς δύο ἀντιθέσεις τεθεικώς· d. h. den Beweis, daß in dem aus Apsines angeführten Beyspiele zwey ἀντιθέσεις sind, sieht man aus der Bearbeitung jener Thema — sie waren also wie Sopaters διαίρεσις ζητημάτων — denn dort behandelte Apsines jede besonders und deutete es auch durch äußere Form an, was er gewiß nicht gethan hätte, wenn nur eine ἀντίθεσις und nicht zwey gegeben wären; dieß alles aber ist jetzt, da im Texte keine Erwähnung des Apsines und seines Thema geschieht, unerklärlich. Solche nebenbey eingestreute Bemerkungen weisen auf eine bedeutende Umarbeitung durch fremde Hand; auch größere Lücken sind vorhanden; denn die eigene Angabe des Verfassers p. 522 εἶπον ὅτι εἰς δύο τέμνεται τὸ ἐπιχείρημα ἢ εἰς παράδειγμα ἢ εἰς ἐνθύμημα· λείπεται οὖν εἰπεῖν περὶ ἐνθυμημάτων — nach Aristoteles Rhet. II, 20 bilden παράδειγμα und ἐνθύμημα die κοιναὶ πίστεις — findet sich nicht p. 517 wohin sie gehört; es wird dort sogleich mit dem Unterschied des παράδειγμα und παραβολή, ohne Erwähnung des ἐπιχείρημα begonnen; vrgl. Minucianus IX, 602. 604. Eine eigene Stellung wie in keiner Rhetorik haben die τελικὰ κεφάλαια p. 527, und auffallend wird p. 531, 11. von den ἄτεχνοι πίστεις gesprochen, ohne daß die ἔντεχνοι πίστεις vorgekommen: αἱ δὲ ἄτεχνοι πίστεις ἔγγραφα, βάσανοι, περὶ ὧν ἐν τῷ νόμῳ (i. e. νομίμῳ P. 527 — 9, wo aber nichts davon zu lesen ist) μαρτυρίαι; wohl aber hat unser Verfasser oben p. 502. die ἀντιθέσεις, die zu den πίστεις gehören, in ἄτεχνοι und ἔντεχνοι getheilt.

(Schluß folgt.)

Pater Hells Reise nach Wardoë bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Braunschweig erschien als eine Stadt der vielen Fenster; an den Bewohnern der Lüneburger Haide rühmt Sainovicz die mit scheinbarer äußerer Armuth zusammengesellte Reinlichkeit. Die Schiffer in Harburg, mit welchen unsere Reisenden eine 5 Stunden weite Wasserfahrt machten, nahmen, aus Unbekanntschaft mit der Verschiedenheit des Werthes der Goldstücke, den Souveränd'or auch nicht höher, als um einen Ducaten, den sie für die Ueberfahrt begehrt hatten. — Der alte Graf Raab, k. k. Geschäftsträger in Hamburg, empfieng die beyden Landsleute aus Wien, deren Orden er liebte, sehr freundlich.

Ein neuer Abschnitt der Reise, mit welchem auch Sainovicz Tagebuch beredter wird, beginnt da, wo unsere beyden Astronomen an dem Lustsitz des Königs von Dänemark, Draventhal bey Lübek, ankommen. Hier finden sie Briefe aus Wien und auch aus Rom. Die letzteren enthalten die nachgesuchte Erlaubniß zum Messelesen, aber die gleichzeitig erbetene Dispensation von den kanonischen Stunden (dem Brevierbeten) und vom Fasten war ausgeblieben, wahrscheinlich, so fügt P. Sainovicz hinzu „weil der heilige Vater nicht hinlänglich unterrichtet worden war, und der Berichterstatter geglaubt hatte, daß wir diese beschwerliche und gefahrvolle Reise um unseres eigenen Vergnügens wegen zwischen italienischen Gärten und Weinbergen machen.“

Der Minister, der geistvolle Graf Bernsdorf empfieng die Fremden sogleich nach ihrer Ankunft im Schlosse. Ein Mann von ohngefähr 56 Jahren, klein von Statur, mit jenem Angesicht, aus welchem Wohlwollen und tiefeindringender Verstand in gleichem Maaße hervorleuchteten. Er sprach lange und mit der größten Sachkenntniß von dem Gegenstand der Reise und von der Bedeutung desselben zur Förderung der Wissenschaft. Auch der jugendliche König, dem die Fremden am 1. July vorgestellt wurden, zeigte eine vollkommene Bekanntschaft mit dem wissenschaftlichen Zwecke des Unternehmens. „Ich freue mich, sagte er zu Hell, daß ein so berühmter Astronom sich entschlossen hat, diese wichtige Beobachtung an der nördlichsten Spitze meiner Länder zu übernehmen. Ich habe bereits Befehl gegeben, daß nichts versäumt werden solle, was Ihre Reise und Ihren Aufenthalt in Wardhus bequem und so viel möglich, auch angenehm machen kann.“ — Wie aber, so fragte er im Verlaufe des Gespräches, „wenn Wolken oder trüber Himmel, der dort nicht selten ist, Sie an der Beobachtung hindern? Dann hätten Sie die ganze große Reise umsonst gemacht.“ — Mit Hell's Antwort, daß er auch in solchem Falle seinen Aufenthalt in Wardhus zum Nutzen der Wissenschaft und zur Vermehrung des Ruhmes Sr. Majestät anzuwenden hoffe, zeigte sich der huldvolle Monarch sehr zufrieden, sprach dann noch freundlich mit Sainovicz und entließ die beyden Reisenden, die von jener dankbaren Freude erfüllt waren, welche ein wohlwollender Fürst so leicht, schon durch seine Worte und Mienen erregen kann.

Die Reise von Kopenhagen nach Drontheim wurde am 2ten July in drey Wagen begonnen, deren einer das Gepäck und die Apparate unserer Reisenden enthielt. Im Gasthause zu Helsingör schien der Begriff der Fastenspeise einen großen Umfang zu haben; man brachte, wie man zu meynen schien der Bestellung gemäß, die verschiedensten Fleischspeisen. Seelands lieblich fruchtbare Landschaft hält in dieser Zeit des Grünens den Vergleich mit allen fruchtbaren Ebenen und Hügelländern von Deutschland aus. Das gesanglustige Volk läßt in diesem Lande der Nachtigallen bey jeder Feld- und Hausarbeit seine Lieder vernehmen. — Auf dem Wege durch einen Theil von Schweden wechselte der Anblick einer ernsten, großartigen Natur mit dem einer freundlich milden. In den nördlicheren Districten zeigten sich die Gebirge überall schon mit Schnee bedeckt, während das Thal und die Ebene noch in ihrem vollen Sommerschmucke stunden. Andere Länder des südlichen Europas haben auch Gebirge, und, wenn auch nicht schöner geformte, doch höhere, als Schweden; in keinem aber gesellt sich zu den Felsengebirgen und Thälern eine solche Fülle der frischen, klaren Wasser, wie in Schweden. Hier zeigt sich weit über das ebene Land hin ein fischreicher See, dort erfüllt ein anderer das Kesselthal; Wasserfälle mächtigster Art stürzen sich hier über die Granitgewände herab und erfüllen mit ihrem lauten Rauschen das Ohr, dort vernimmt man neben dem ruhig durch das Waldthal fließenden Wasser von jedem Baum den Gesang der Muskdrosseln. Die Natur hat in dieser Jahreszeit allenthalben den Tisch der grünenden Hügel mit aromatischen Erdbeeren bedeckt; die köstlichsten Arten der Fische, vom Geschlechte des Lachses oder der Forelle, bewohnen die meisten Seen und fließenden Wasser. Doch neben all diesen Schönheiten und Erquickungen hatte Schweden für unsere Reisenden auch seine großen Beschwerlichkeiten und Mühen. Unter diesen Beschwerden waren immerhin noch jene am Leichtesten zu ertragen, welche das auferlegte und zuweilen vom Lande selber aufgenöthigte Fasten mit sich brachte. Denn auch in den verlassensten Gebirgsgegenden konnten sich die Reisenden doch am Abend ihren Thee und ihre mitgebrachten Maccaroni bereiten; Fische, wenigstens gesalzen oder geräuchert, — Milch und Erdbeeren waren fast überall zu haben und an den Höhen des Tofrefil, zur Linken die schneebedeckten Gipfel, auf denen ein Gewitter sich entlud, zur Rechten ein doppelter Regenbogen, in der Mitte längs der Straße hin das sonnige Thal, machte den Mangel selbst des Brodes der Anblick der erhabenen Gebirgsgegend etwas minder fühlbar. Aber außer diesem gab es auf dieser Reise noch härtere Proben zu überstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis Mediolanensibus Monacensibus Neapolitanis Parisiensibus Romanis Venetis Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz etc.

(Schluß.)

Der letzte Theil περὶ ἐπιλόγου und das folgende hatte schon früher die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen; Ruhnken bemerkte zuerst im Jahre 1765 bey der Lectüre des Buches eine Confusion und Verschiedenheit der Verfasser, (suche Fr. A. Wolf in den litterarischen Analekten II. 315 — 26); dazu hatte ihn nicht die Abweichung des Styls, wie Wyttenbach in der vita Ruhnkenii p. 127. die Sache darstellt, geführt, nicht die der Lehre, denn er hatte das Technische der alten Rhetorik sich nicht angeeignet, sondern wie Weiske zum Longinus p. XXIV. mit vollem Rechte ausgesprochen, ein dem Ruhnken schon früher bekanntes Fragment von einigen Zeilen welches von dem Commentator des Hermogenes unter dem Namen des Longinus vorgebracht ist und hier im größeren Zusammenhange sich wieder findet; dadurch folgte von selbst, daß zwey Verfasser, Apsines und Longinus, wie wir in rhetorischen Schriften schon öfter gesehen haben, zusammengeworfen waren, aber weder der Umfang des letzten, noch der Inhalt ist von Ruhnken oder von andern zuverläßig nachgewiesen worden. Die vielen Lücken und Fehler der Aldiner Ausgabe waren dem Verständnisse und der Ausscheidung beyder ein großes Hinderniß; jetzt nachdem die Vergleichung von Handschriften wenn nicht im großen, doch im einzelnen Abhilfe gewährt und die Bekanntmachung der Rhetores unsere Kenntniß der Theorie vielfach erweitert hat, können wir aus dem Gange der Darstellung und der Behandlung der Gegenstände das bisher ungewisse und schwankende leicht zur völligen Entscheidung bringen; dieß wird hier um so nothwendiger erfordert, als wir unsern eigenen frühern Irrthum zu berichtigen haben und Hr. Prof. Walz, den in der συναγωγὴ τεχνῶν aufgestellten Gründen beystimmend, darnach die Vertheilung gewagt und vieles dem Longinus zugeschrieben hat, was dem Apsines gehört. — Die Lehre des ἐπίλογος besteht auch bey Apsines, wie bey den ältern Technikern überhaupt aus drey Theilen, enumeratio ἀνάμνησις, commiseratio ἔλεος, amplificatio δείνωσις, vergl. Autor ad Herenn. II. 30. In der Auseinandersetzung der Topik von ἀνάμνησις sind zehn Arten aufgezählt, mit gewöhnlicher Wiederholung des Wortes ἀναμνήσομεν oder ἔτι ἀναμνήσομεν, wofür öfter unrichtig ἐπαναμνησόμεν steht; am Schluße werden sämtliche zehn Arten in umgekehrter Folge p. 549, 17 — 24 wiederholt, nur daß v. 22. die Worte ἐξ ὑποτυπώσεως ausgefallen sind. Dieß Kapitel haben wir einst, getäuscht durch die falsche Schreibung p. 543. ἀναμνήσομεν δὲ καὶ περὶ προσωποποιΐας für das richtige διὰ πρ. (welches die Pariser Handschrift und die Scholien VII. 1225 haben,) unglücklich zerrissen und einen Theil davon dem Longinus gegeben, während doch der Fortgang der Topik, die vollständige Wiederholung des obigen und die Schlußworte: καὶ περὶ μὲν τῆς ἀνακεφαλαίωσεως (i. e. ἀναμνήσεως)

ταῦτα λέγειν ὑπάρχει den unzertrennbaren, innigsten Zusammenhang lehren mußten. Der zweyte Theil περὶ ἐλέου beginnt p. 550. und nachdem einige loci communes vorgebracht sind, wird auch der παρὰ τὴν ἀξίαν, (daß man unverschuldet ein Unglück erlitten habe), angeführt: μετὰ μέντοι τοὺς κοινοὺς τοὺς τὴν παρασκευὴν ἔχοντας πρὸς τὸν ἔλεον ἀπὸ τοῦ παρὰ τὴν ἀξίαν καλουμένου τὸν ἔλεον κινήσομεν, dessen vollständige Erklärung nicht vorhanden; denn nach den Worten p. 552, 10 ἔτι τοίνυν καὶ τὸ haben die Handschriften eine Lücke und alles folgende ist ganz verschiedenen Inhalts; erst p. 579, 18 wird wieder von ἔλεος und zwar von demselben letzten τόπος παρὰ τὴν ἀξίαν gesprochen: συνελόντες δ'εἰπεῖν ἡ ἀπὸ τῶν βελτιόνων ἐπὶ τὰ χείρω μεταβολὴ κατὰ τὸν τρόπον (i. e. τόπον) θεωρεῖται τὸν παρὰ τὴν ἀξίαν καλούμενον, so daß das Ausgefallene und Fehlende nicht von großem Umfange seyn wird, alles andere gibt p. 504. die weitere Topik der commiseratio. Den Schluß bildet δείνωσις, sonst gewöhnlich αὔξησις genannt, hier περὶ πάθους p. 594 — 6; dieses ist außer allem Verhältniße kurz behandelt, und kaum wahrscheinlich, daß, nachdem die zwey ersten Theile, ἀνάμνησις und ἔλεος, so weitläufig und vollständig wie in keiner Rhetorik durchgeführt worden, der letzte nicht minder wichtige Theil vom Verf. mit so wenigen abgeschlossen worden seyn.

Alles was in die Mitte des Artikels von ἔλεος eingelegt ist, (p. 552, 9 — 579, 18) hat, wie bemerkt worden, andern Inhalt und andern Verfasser; letzterer ist wie Ruhnken richtig aus V. 431. VI. 119 erkannt hat, Longinus, der Inhalt keineswegs aber, wie Hr. Walz die Aufschrift gibt: περὶ εὑρέσεως, sondern vielmehr eine vollständige Rhetorik in kurzem Compendium und unterscheidet sich dadurch gänzlich von der ausführlichen Behandlung der Redetheile bey Apsines. Den Zweck seines Buches hat Longinus selbst am deutlichsten ausgesprochen p. 565. ἀλλ' ἐμοὶ προκείμενόν ἐστι καὶ σκοπός τις οὗτος καὶ κανών, ὑπόμνημα ποιῆσαι τῆς τέχνης ὡς ἔνι μάλιστα ἐν βραχυτάτοις, τοῖς συγγενέσι καὶ πολλάκεις καὶ συνεχῶς περὶ αὐτῶν ἀκηκοόσι καὶ τοῖς βιβλίος οὐκ ἀνασκήτως, οὐδ' ἀμελετήτως τηρεῖν ἔχουσιν ὧν τὴν μέθοδον ἐν τύποις κατετάξαμεν· εἰ δέ τις καὶ μὴ πλησιάσας μηδὲ τῶν πλειόνων ἀκούσας ὑπ' εὐφυΐας τε καὶ συνέσεως, δεξιότητος τε τῆς γνώμης εἰς ἐκίσκεψιν ἥξει κατὰ τὰ προειρημένα τῆς τέχνης, δύναιτ' ἂν ἀφ' αὐτοῦ τὸ ἀκόλουθον περαίνειν, καθάπερ ἐμβὰς ἴχνεσί τίσι καί πως ὁδοῦ λαμβανόμενος. Daher mußte er sie τέχνη ῥητορικὴ nennen, und alle Theile der Rhetorik durchführen; dieß ist auch geschehen, nur fehlt das meiste und bedeutendste des ersten Theils:

inventio p. 552, 10.
dispositio p. 556, 4.
elocutio p. 557, 28.
pronuntiatio p. 567, 12.
memoria p. 570, 1 — 578, 9.

Damit endet das Werk der Longinus, und die Schrift ist, den verstümmelten Anfang abgerechnet, eine compendiöse, aber vollständige Rhetorik mit manchen eigenthümlichen Bemerkungen. Was man noch als Anhang beygegeben liest p. 578, 10 — 579, 18. περὶ τῶν τελικῶν, hat, wie der Inhalt lehrt, nicht die geringste Beziehung zu Longinus; es ist ein Fragment eines andern unbekannten Autors und enthält mit den Gründen dafür und dagegen, die Zergliederung eines Problems, welches in den Rednerschulen der Alten oft behandelt worden ist, Demosthenes habe, um den Chersones vor den Einfällen des Philippus zu sichern, den Athenienſern den Rath ertheilt, diesen zu durchschneiden. III. 371. II, 102 Φιλίππου συνεχῶς χαιρώνειαν (i. e. χερρόνησον) κατατρίχοντις γράφει Δημοσθένης διορύξαι τὸν Ἰσθμόν.

Aus den Schriften der Rhetoren wurde manches ausgehoben und anderswohin an einen passen-

den Ort eingetragen, aber selten sind wir vermögend, die eigentliche Quelle nachzuweisen; in der Einleitung zu Isokrates Rede über den Frieden treffen wir nach Angabe des historischen Theils folgende rhetorische Bemerkung: ἐὰν δέ ποτε ἀναγκασθῇς κοινὸν προοίμιον εἰπεῖν, τὴν κατασκευὴν αὐτῷ ἰδίαν πρόσαγε, ὡς ἐν τῷδε τῷ περὶ εἰρήνης Ἰσοκράτους ἡ κατασκευὴ ἰδία προετέθη, ὅπου φησί, περὶ μεγάλων ἥκομεν· περὶ γὰρ πολέμου καὶ εἰρήνης· κάλλιστον δὲ ἐν τούτοις καὶ τὸ τῆς μεθόδου, εἰ μεθοδεύοιμεν αὐτὰ ἐπισημαινόμενοι, εἰ καὶ πᾶσιν εἰωθὼς ὁ λόγος εἴη. Sie ist wörtlich aus unserm Apsines p. 483 — nur dort etwas entstellt — abgeschrieben.

Zur Herstellung des entstellten Buches hat Hr. Prof. Walz eine Pariser, Wiener und Venediger Handschrift verglichen, und darnach den gangbaren Text der ersten Ausgabe in vielen umgestaltet, sonst aber die deutlichsten Gebrechen, wie z. B. p. 468. προσέχετε .. ὑπερίδετε statt προσέσχετε .. ὑπερείδετε unberührt gelassen; dennoch läßt sich das meiste mit großer Sicherheit verbessern, so ebendaselbst: ὁ Περικλῆς πείσας εἴσω τειχῶν μένειν μετὰ ταῦτα πείθει αὐτοὺς δηῶσαι καὶ τὴν Ἀττικήν· ἀλλ' ὁ Θεμιστοκλῆς πείσας ἐκλείπειν τὴν πόλιν γράφει αὐτοὺς καὶ ἐμπρῆσαι τὸ ἄστυ. Es sind zwey Probleme, ohne Verbindung unter sich; den Uebergang zu einem andern bildet bey Apsines ἄλλο, was auch hier zu schreiben ist. p. 501, 24. ὅταν οὖν τὸ μὲν πρᾶγμα ἄδοξον ᾖ τοῦ β' πάλιν ἀτελὲς τὸ ἦθος, ὅταν δὲ ἀμφότερα δοκοῦντα εἶναι ἔνδοξα πλεῖον τὸ ἦθος καὶ ἡ ἐπαγγελία ἐνταῦθα ἐπιμελεστέρα — i. e. ἢ τοὔμπαλιν ἀτελὲς τὸ ἦθος, oder umgekehrt, nemlich πρᾶγμα ἔνδοξον, πρόσωπον ἄδοξον, dann ist ἦθος ἀτελὲς, wenn aber beydes gleich ἔνδοξα ἢ ἄδοξα, dann ist Vollständigkeit.

Μινουκιανοῦ περὶ ἐπιχειρημάτων, ἐν ἄλλῳ Νικαγόρου p. 597 — 613. Minucianus, Sohn des Nicagoras, lebte unter Gallienus; die Aufschrift ist unrichtig; nicht eine besondere Abhandlung περὶ ἐπιχειρημάτων haben wir, denn sonst durfte nicht von dem höhern, den πίστεις, begonnen werden; weit bezeichnender wäre der Name περὶ πίστεων; es ist indessen nur ein abgerissenes Bruchstück einer vollständigen Rhetorik, das an Ausdruck, Darstellung und Sprache sehr viel Aehnlichkeit mit Apsines hat, an Genauigkeit der Lehre aber diesen weit übertrifft; besonders ist die Topik des Enthymema ausführlich erörtert. — Ein Index rerum et auctorum, dann ein besonderer Index verborum, welcher vorzüglich die technischen Ausdrücke enthält, beschließen das Ganze.

Pater Hell's Reise nach Wardoë bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Fortsetzung.)

Die Wege über das Gebirge waren damals noch in dem übelsten Zustande und für so schwer bepackte Wagen, wie die unserer Reisenden, fast nicht zu passiren; ein Student, David, den man ihnen als Dollmetscher schon von Laholm aus mitgegeben, war ein gutmüthiger Poltron, der die Fuhrleute und Bauern beym anfänglichen Aushandeln laut anschrie und hart anließ, dann aber Alles und fast mehr noch, als sie verlangten, ihnen zugestund, freylich nicht auf seine, sondern zuletzt doch auf königliche Kosten. Dabey machte bald das Brechen eines Rades oder der Axen, wie der Deichsel, bald der zufällige Mangel an Pferden einen unvermutheten Aufenthalt; erst am 30. Juln des Mittags wurde Drontheim erreicht.

Hier in Drontheim fanden unsere Reisenden eine solche glänzende Aufnahme, wie ihnen wohl bis dahin noch nie widerfahren war. Der Adel und die hohe Geistlichkeit wetteiferten mit dem wohlhabenden Bürgerstand in der Bewirthung und Bedienung der Fremden; bey den täglichen, überreichlichen Gastmahlen konnte man nicht gewahr werden, daß Norwegen kein Weinland sey; die kräftigen, nordischen Männer schie-

nen sich durch alle die ausgebrachten Gesundheiten, durch die Ströme der ausländischen Weine, auf welchen jene Gesundheiten hinabschifften zum Magen, und durch die Ueberfracht der Speisen, welche neben den Gesundheiten transportirt wurde, nicht im Mindesten beschwert zu fühlen; unsere aus dem Süden kommenden Reisenden aber, nachdem sie die Stürme der nordischen Gastfreundschaft bis zum 18ten August ausgehalten, wurden endlich krank davon.

Schon in Kopenhagen hatte ein königlicher Beamteter dem P. Hell und seinen Gefährten den Rath gegeben, zu ihrer Weiterfahrt von Drontheim nach Wardhus einer solchen Art von Hausbot oder kleinen Jacht sich zu bedienen, wie der Bischof von Drontheim zu seinen Hausvisitationen zu nehmen pflege. Man fährt mit einem solchen kleinen Schiff immer in der Nähe des Landes und kann jede Stunde das Ufer betreten, um da zu übernachten, oder den herannahenden Stürmen auszuweichen. An den sogenannten Eiden oder Landzungen, welche oft sehr weit ins Meer sich erstrecken, kann man aussteigen, und hier einen in günstiger Jahreszeit angenehmen, mehrere Meilen weiten Landweg machen, während das Schiff auf dem längeren Seewege die Landzunge umfährt. Eine solche kleine Jacht denn von 26 Lasten, mit nur einem Segel, einer geräumigen zur Bequemlichkeit eingerichteten Cajüte, und Proviant auf ein ganzes Jahr, bestiegen unsere Reisenden am 22. August zur Weiterfahrt von Drontheim nach Wardhus. In ihrer Gesellschaft befand sich der Präsident von Finnmarken Hagerup, und der schon oben erwähnte Student Borgreving, den ihnen der Bischof zum Begleiter und als einen sehr lehrbegierigen, dienstwilligen Gehülfen mitgegeben hatte. Diese Seefahrt hatte für das Auge viel Neues und Unterhaltendes. Schon am andern Tage, jenseits den Ruinen der Klöster Rengs und Eisenoth zeigte sich ein Wallfisch in der Nähe des Landes; hinter ihm spielende Delphine. Alle Buchten wimmelten von Häringen; am Ufer wohlgebaute Dörfer und Ortschaften; hinter und neben diesen Waldungen, reich an Wildpret, oder grüne Auen voll weidender Viehheerden. Bey ihren zuweilen täglichen Landungen fanden die Reisenden immer die wohlschmeckendsten Fische, oder auch Austern und andere Gaben des Meeres wie des Landes zu ihrer Bewirthung bereit.

An den Küsten zwischen Duroen und Lerwig, an denen die Fahrt in der letzten Hälfte des Septembers vorbeygieng, zeigten sich schon vorherrschend die Birkenwälder des höheren Nordens; hinter ihnen das beschneite Gebirge; die Bewohner der Gegend, ein schöner Menschenschlag, schienen sehr wohlhabend, da sie dem Chirurgen, welcher in Begleitung des Präsidenten Hagerup war, 50, ja hundert Thaler für die Heilung ihrer Krankheiten boten. Jenseits Tromsoë zeigen sich schon vorherrschend Bewohner von finnischer Abkunft, deren Kleidung Sainovicz der Kleidung der ungarischen Bauern nicht unähnlich fand. Am 29. September begann in dieser Gegend der Winter mit seiner ganzen Heftigkeit; das Verdeck ward einen Schuh hoch mit Schnee bedeckt. Unter fast unaufhörlichem Schneegestöber und Stürmen ging von hier an die Reise, durch öfters nothgedrungenes Anhalten unterbrochen, nur langsam vorwärts; am 11. Oktober des Mittags ankerte die Jacht am Zielpunkte, in Wardoë.

Von hier an beschäftigt sich das Tagebuch mit dem Bericht über die erste Einrichtung zum Ueberwintern auf einer so hoch nordischen Insel; über den Anfang des Baues des Observatoriums, mit Erzählungen von den Jagden der hier sehr häufigen Rebhühner, von den wöchentlichen Bällen und öfteren Gastmählern, womit die Vornehmern der Insel sich und ihren von hoher Hand empfohlenen Gästen die nächtlichlange Weile des Winters vertrieben. Wir übergehen diese Geschichte des Winters, der unsern Reisenden bey guter Gesundheit und vergnügt verging, und wenden uns sogleich zu der des Frühlinges und Sommers. —

Am 7ten April zeigten sich zwar auf Wardoe schon der erste Finke und einige Seemäuse als Vorboten des Frühlings, doch dauerte, mit wenigen Unterbrechungen, das Schneegestöber bis in den Mai fort; am 19. war die Kälte sehr groß, hierauf stellten sich Stürme und Wirbelwinde von außerordentlicher Heftigkeit ein; am 27. zeigte sich, selbst noch am hellen Tage sichtbar, ein schönes Nordlicht. Der größte Theil der Insel ward nun frey von Schnee, der das Festland in S.W. noch sehr häufig bedeckte.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Theile des ganzen Tagebuchs: zu dem Bericht desselben über die Beobachtungen des Vorüberganges der Venus, am 3ten Juni. Noch am Abend des 2ten war der ganze Himmel mit Wolken bedeckt gewesen; heute gegen Morgen um 3 Uhr zertheilten sich dieselben so weit, daß man die Sonne sehen konnte. Um 4 Uhr wurden Sonnenhöhen genommen. Bald nachher zeigten sich weißliche Wolkenzüge, welche, einem Nordlichte nicht unähnlich, sich hin und her bewegten. Um 5 Uhr des Nachmittags war fast der ganze Himmel von ihnen bedeckt, nur der Horizont im Norden und Süden war frey geblieben. Hierauf trieb ein scharfer Wind auch aus S.W. so häufige Wolken herauf, daß „der Student Borgreving sich nicht weiter in seinen Sonnenbeobachtungen üben konnte.“ Gegen 6 Uhr des Abends blickte die Sonne zuweilen durch die Wolken, und der Student wurde zum Beobachten angeleitet. Nach 9 Uhr wurden 3 Fernröhre auf die abwechselnd hervorblickende, dann wieder mit Wolken bedeckte Sonne gerichtet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

Referent hat von der zweyten, im Jahre 1827 erschienenen Auflage dieses Büchleins bereits vor mehreren Jahren anderwärts *) eine kritische Anzeige geliefert, und damals die Hoffnung gehegt, daß, nachdem er es in seiner völligen Nullität dargestellt, dasselbe zur Ehre der Wissenschaft recht bald außer Kurs kommen möchte. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen; im Gegentheil, es ist so eben eine neue Auflage uns vorgelegt worden. Sollte Ref. daher etwa gar dem Bory'schen Buche damals Unrecht gethan haben? Sollte die Erneuerung der Auflage nicht ein vollgiltiges Zeugniß für dessen Tüchtigkeit seyn? Keineswegs, diese Anerkennung könnte höchstens dafür sprechen, daß es sich Eingang bey dem großen Haufen, dem die Flachheit und Frivolität dieses Buches behagt, zu verschaffen gewußt hat; an die Menge haben sich dann auch einzelne Köpfe unter uns angeschlossen, denen eine französische Celebrität immer noch als eine untrügliche Autorität erscheint.

Vielleicht hat aber diese dritte Auflage alle Fehler der frühern abgelegt, und verdient jetzt mit Recht die Anerkennung, die ihr sonst nicht zukam? Auch dieß ist nicht der Fall. Im Gegentheil, der Verf. ist von der Vortrefflichkeit seines Kindes so vollkommen überzeugt, daß er an demselben fast gar nichts zu bessern gefunden hat, und es uns daher in derselben Form wieder vorstellt, in welcher wir diesen Wechselbalg vor mehreren Jahren bereits kennen gelernt haben. Es ist diese neue Auflage eine unveränderte Vorlage der vorigen. *)

Wenn Ref. sich nochmals an eine kritische Beurtheilung des Bory'schen Werks über den Menschen macht, so geschieht dieß nur deßhalb, weil man diesem Werke gegenwärtig unter uns einen so vielseitigen Eingang zu verschaffen sucht, daß es nicht wenig, wenn man ihm ungestört gewähren liesse, zur Verwirrung wissenschaftlicher und religiöser Be-

*) Isis Jahrg. 1832. S. 409.

*) Bey einer nähern Vergleichung der 3ten Ausgabe mit der 2ten kommt man überhaupt zu dem überraschenden Resultate, daß nicht blos Inhalt, sondern auch Form des Textes in beyden unverändert sind, so daß sie Seite vor Seite, Zeile vor Zeile, und selbst in den Druckfehlern, vollkommen mit einander übereinstimmen. Abweichend ist in dieser dritten Ausgabe weiter nichts, als Titel, Vorwort, (9 Seiten), Einleitung (4 Seiten) und einzelne Blätter, wie im 1ten Bandchen Blatt S. 23, 51, 73, 129, 285; im 2ten S. 79, 85, 175, 213. Diese Blätter sind alle einzeln, und statt ausgeschnittener eingeklebt, fallen auch gleich durch anderes Papier und selbst durch etwas andere Lettern auf. In diesen Blättern allein ist hie und da der Inhalt etwas geändert, und sie machen daher auch ausschließlich das Neue an dieser sogenannten dritten Auflage aus, welche demnach weiter nichts ist, als die alte Ausgabe, der man durch einen neuen Titel und einzelne neue Blätter wieder auf die Beine zu helfen sucht, und, wie man es wenigstens in Deutschland merkt, nicht ohne Erfolg, da bey uns bereits eine Uebersetzung unter der Presse ist.

griffe benützt werden würde. Schon früher hat Berghaus (die ersten Elemente der Erdebeschreibung S. 359 ff.) die neue Lehre von den 15 Menschenarten, wie sie Bory geschaffen hat, in einem Schulbuche der deutschen Jugend vorgelegt, und zwar in wörtlicher Uebertragung, mit bloßer Beschneidung einzelner Sätze, welche, seinem eigenen Ausdruck zu Folge, der lieben Schuljugend mitzutheilen bedenklich schien. Dann hat Schinz die Bory'sche Lehre, wenn auch nur theilweise und modificirt, in seiner Naturgeschichte der Säugethiere sich angeeignet. Voith hat kein Bedenken getragen, Cuvier die Schmach anzuthun, in die Uebersetzung von dessen Règne animal die neuen Menschenarten aufzunehmen; nicht bedenkend, daß der ernstgesinnte, große Naturforscher, dem Bory die zweyte Auflage seines Buches dedizirt hatte, dieß selbst gethan haben würde, wäre er von der Stümperhaftigkeit, wie von der Frivolität einer solchen Arbeit nicht gleich widerlich berührt worden. Auch Kaup hat zur Darstellung der Menschenrassen nichts Besseres zu thun gewußt, als diese neue Lehre seiner Schilderung des Thierreichs einzuverleiben, und ganz neuerdings hat Froriep eine Uebersetzung aus seiner Werkstätte angekündigt, die das französische Product zu einem Gemeingute des gesammten deutschen Volkes machen soll. Sucht man also von so vielen Seiten her die Bory'sche Darstellung des Menschen in Aufnahme zu bringen, so ist es um so dringlicher, ihr von Neuem diese zu verwehren, damit wenigstens fernerhin in Deutschland Keiner, der nur einigen Anspruch auf wissenschaftliche Bildung und ernstere Gesinnung machen will, auf ein solches Machwerk provociren kann.

Das Werk zerfällt in sechs Paragraphen, denen Ref. der Ordnung nach folgen wird. Die Dedication an Cuvier ist weggeblieben, wovon der Grund wohl nicht allein in dessen Tode zu suchen seyn wird; der Verf. hat sich dafür an Brousſais gewendet, der ihn auf seinen Fittigen zur Unsterblichkeit tragen soll. *)

§. 1. Ueber die Stelle, welche das Menschengeschlecht in der Natur einnimmt.

In der, diesem ersten Paragraphen vorangehenden Einleitung von 4 Seiten, äußert sich der Verf. über die Stelle, welche er dem Menschen in der Reihe der irdischen Kreaturen anweist, folgendermassen:

„Der Mensch (homo) macht eine einzige Gattung in der Familie der Bimanen aus, welche Dumeril errichtete, Cuvier als Ordnungsabtheilung unter den Säugethieren annahm, welcher man, um sie vollkommen natürlich zu machen, die Gattung Orang zufügen muß, — und deren Merkmale in vier Gliedmassen mit Nägeln, in Daumen, allein an den Händen entgegensetzbar und in drey Zahnarten bestehen. Abstrahirt man von der Entwickelung der Intelligenz, so ist gewiß zwischen Orangs und Meerkatzen ein größerer Unterschied, als zwischen dem Menschen und den Orangs."

Bekanntlich war Linné der erste Naturforscher, der dem Menschen einen Platz unter den Säugethieren anwies, und ihn mit Affen und Fledermäusen in eine Ordnung stellte. Er nahm natürlich hiebey einseitig nur auf den leiblichen Bau Rücksicht und theils aus Lust an Paradoxieen, theils aus wirklicher Unklarheit über diesen Punct, kam er sogar zur Aeußerung: nullum characterem hactenus eruere potui, unde homo a simia internoscatur. Indeß schon Schreber wußte solche Charactere anzugeben, Blumenbach desgleichen, der daher den Menschen als besondere Ordnung der Bi-

*) In der Dedication heißt es unter andern: »Ich denke sicherlich, daß dieser Name (Brousſais), den ich ganz allein anzurufen brauche, auf die fernste Nachwelt kommen soll, wohin ich wohl wünschte, daß mein »Mensch,« ihm folge, und daß er dort, von einer Glorie umgeben, ankommen möchte, obschon wir im Zeitalter dieses Napoleons gelebt haben, durch den, wie es scheint, jeder andere Ruhm verdunkelt bleiben soll."

manen von den Affen oder Quadrumanen sonderte; dieß ist sein Verdienst und nicht das von Dumeril, wie Bory, dem überhaupt die ausländische Litteratur eine terra incognita ist, unrichtig behauptet.

Indeß genügt es noch lange nicht, den Menschen als eine besondere Ordnung von den Mammalien, oder selbst als eigne Klasse von allen andern Thierklassen zu trennen. So lange man hiemit sich befriedigt findet, hat man einseitig und inconsequent blos auf die untergeordneten Merkmale Rücksicht genommen, während man andere Abtheilungen auf die höchsten und wesentlichsten Merkmale begründet, selbst wenn diese nicht leiblicher Art sind. So z. B. lassen sich die Begriffe Thier und Pflanze nur dadurch scharf voneinander sondern, daß man diese als empfindungs- und selbstbewegungslos, d. h. als unbeseelt, jene dagegen als empfindend und selbstbeweglich, d. h. als beseelt charakterisirt. Bey Aufstellung solcher scharfer, und vollkommen in der ganzen Wesenheit der Thiere und Pflanzen begründeter, obgleich immaterieller Merkmale fallen dann die sogenannten Zwischenreiche, wie z. B. die Psychodiaires von Bory, von selbst zusammen, indem diese lediglich auf einer Unklarheit der Begriffe beruhen.

Scheidet man nun aber bereits Thier und Pflanze nicht nach leiblichen Merkmalen voneinander, warum soll denn der körperliche Bau allein berücksichtigt werden, wenn vom Unterschiede des Menschen und der Thiere die Rede ist? Wie kann man eine solche inconsequente Einseitigkeit als eine wissenschaftliche Betrachtungsweise rechtfertigen? Will man den wahren Unterschied des Menschen vom Thiere auffinden, so muß man beyde in der Totalität ihrer Erscheinung miteinander vergleichen. Alsdann ergiebt sichs, daß der Mensch nicht blos Leib und Seele, wie das Thier, sondern als das Ebenbild Gottes auch Geist ist. „Das ist der hohe spezifische Charakter des Menschen; wer darf das gesegnete, kraft des Geistes des Herrn freye Ebenbild Gottes, dessen Furcht und Schrecken über alle Thiere ist, wer darf es diesen geist- und willenlosen, in ihrer Leiblichkeit gebundenen und geängsteten Kreaturen beygesellen?“ *)

Hieraus folgt also, daß das Menschengeschlecht ein besonderes Naturreich ausmacht, zu dem es von dem Reiche der Thierwelt aus gar keine Annäherung, gar keinen Uebergang giebt. In seiner geistigen Qualität steht es unter den irdischen Geschöpfen völlig isolirt da, jedoch wäre es eben so sehr gefehlt, wenn man das Menschengeschlecht lediglich nach dieser klassifiziren wollte, wie so viele Naturforscher es bisher ausschließlich nach seiner leiblichen Qualität gethan haben.

Indeß sind auch im Leiblichen die Unterschiede zwischen Mensch und Orang-Outang nicht so gering, und die Aehnlichkeiten dagegen nicht so groß, wie es Bory behauptet. Unkenntniß und Entstellung der Thatsachen allein haben ihn hiebey geleitet.

Um die Aehnlichkeit zwischen beyden recht auffallend zu machen, behauptet der Verfasser mit unerhörter Dreistigkeit, daß die Orang-Outangs gleich den Menschen Bimanen seyen. Das gegentheilige Zeugniß aller Naturforscher vor ihm will er durch folgende Argumentation als unbegründet erweisen:

„Wenn beym Orang die große Zehe nicht von völliger Gleichheit mit der des Menschen ist, und wenn gleich diese Zehe etwas freyer und den übrigen einigermassen entgegensetzbar ist, so ist dieß ein Vorzug, den er besitzt, und keineswegs eine Bedingung, durch welche er zu den vierhändigen Affen verwiesen wird. Es ist dieß nur ein einfacher generischer Charakter, ohne welchen der Orang nicht allein zur Familie, sondern auch zur Gattung des Menschen gehören würde, um neue Arten denen, die wir errichten werden, zuzufügen. (S. 44.) — — In der That, würden vier Hände, als Elemente der Perfectibilität, nicht mehr gelten, als zwey?“ (S. 44.)

Man sieht, daß der Verf. selbst nicht weiß, was er will. Um den Beweis zu liefern, daß die

*) K. v. Raumer's Lehrb. der allgemein. Geographie. 2te Aufl. S. 457.

Orangs zu den Zweyhändern gehören, gesteht er selbst zu, daß sie mit vier Händen versehen seyen! Was aber vier Hände hat, hat natürlich auch zwey, auch drey, auch nur eine, und man kann es also eben so gut unter die Zwey-, Drey- und Einhänder reihen, wie man eben Lust und Belieben hat.

Während aber Herr Bory noch im Begriff ist, die Stellung der Orangs zu den zweyhändigen Menschen zu rechtfertigen, vergißt er auf einmal sein Vorhaben, und macht sich an die Beweisführung, daß der Mensch eigentlich auch nicht zweyhändig, sondern in der That vierhändig sey. Die Gewohnheit auf Bäume zu klettern, bemerkt er nämlich S. 45, mache die große Zehe bis auf einen gewissen Grad, und in einer vielleicht deutlicheren Weise, als es bey dem Orang oder Gibbon ist, den übrigen entgegensetzbar. Dieß könne man bey den Bewohnern der Landes aquitaniques sehen, welche von früher Jugend an Bäume erklettern, um Harz zu sammeln, und dadurch ihre große Zehe entgegensetzbar und beweglich machen. Hätten die Pariser Naturforscher (auf andere nimmt Hr. Bory keine Rücksicht) diesen Umstand erkannt, so würden sie den Menschen nicht für blos zweyhändig erklärt haben. Soll man nun jene Harzscharrer, fährt der Verf. fort, nicht von der Ordnung der Bimanen trennen, um Affen zu werden?

(Fortsetzung folgt.)

Pater Hell's Reise nach Wardoë bey Lappland und seine Beobachtungen des Venus-Durchganges im Jahre 1769.

(Schluß.)

Gerade in dem Moment der innern und äussern Berührung des Venus- und Sonnenrandes war die Sonne unbedeckt. Voll Freude über das Gelingen dieses Anfanges der Beobachtung ließ der Schiffer seine 9 Feldstücke lösen und zum Zeichen der Freude seine Flagge aufziehen; auch der Commandant der Insel folgte dem Beyspiele und ließ seine Flagge wehen. Erst jetzt wurden Gäste in das Observatorium eingelassen, um ihnen die Venusscheibe vor der Sonne zu zeigen. Aber dieser Anblick konnte nur kurze Zeit genossen werden; schon nach 5 Minuten war die Sonne von schwarzen Wolken bedeckt und blieb dieses während ihrer ganzen tiefen Stellung am nördlichen Horizonte fast 6 Stunden lang. Doch zu dem guten Anfang kam auch noch ein gutes Ende, denn gegen 3 Uhr des Morgens verscheuchte ein starker Südostwind das Gewölk und auch der Austritt konnte ungestört beobachtet werden. Ein Kaufmann von Wardhus, Freund unserer Astronomen, verkündete die glückliche Vollendung des Werkes durch sechsmaliges Abfeuern seiner 3 Kanonen und alle Bewohner der Insel nahmen an dem Glück und der Freude ihrer Gaste Theil. Auch die Sonnenfinsterniß am folgenden Tage wurde bey noch ziemlich günstigem Wetter beobachtet, dann aber trat sehr ungünstige Witterung ein, die sich am 15. Juny noch einmal zu nordischem Winter verkehrte. Noch während ihres Aufenthaltes in Wardoë, der nun durch eine Reihe von Festlichkeiten und Gastmählern beschlossen ward, erfuhren unsere Reisenden, daß der russische Astronom, der in ihrer Nähe, zu Kola, den Durchgang hatte beobachten wollen, durch dichte Bewölkung des Himmels hieran verhindert worden sey.

Die Rückreise ging, mit Ausnahme eines mehrmaligen Aufenthalts durch ungünstigen Wind, glücklich von statten. Die Vorspannbauern zu Seckims jenseits Drontheim, die unsere Reisenden wieder erkannten, fragten diese sogleich, ob sie den verloren gegangenen Stern gefunden hätten, und da diese mit Ja antworteten, wünschten sie treuherzig ihnen Glück. Es hatte sich nun auch gegen Ende des Septembers der Halley'sche Komet eingestellt, den Hell in Kopenhagen, wohin er am 17. September kam, beobachtete.

Unsere Reisenden verweilten bis zum May des nächsten Jahres in Kopenhagen, wo ihnen der Hof und die Akademie, so wie alle andern Stände der Stadt eine ehrende Aufmerksamkeit erwiesen. Ueber Göttingen, Kassel, Koblenz, Mainz, Nürnberg, Ingolstadt, Passau, Linz gelangten sie am 12. August wohlbehalten in ihrer Kaiserstadt wieder an.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

L'Homme (Homo). Essai zoologique sür le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

(Fortsetzung.)

Wir wollen mit dem Verf. nicht weiter rechten, welche Stelle er seinen Landsleuten anweisen will. Referent macht allein darauf aufmerksam, daß bis jetzt die Bory'sche Argumentation nur bey einem einzigen Naturforscher, nämlich bey Geoffroy St. Hilaire, Eingang gefunden hat. Wo wäre aber auch eine Paradoxie in der Zoologie, die dieser sich nicht angeeignet und mit einem unbezwinglichen Starrsinne vertheidigt hätte? Um das Maaß seiner sonderbaren Behauptungen voll zu machen, mußte es Geoffroy's Unstern so lenken, daß er einen von den Charruas, die vor einiger Zeit in Paris gezeigt wurden, zu Pferde steigen sah, und dabey bemerkte, daß, weil diese die große Zehe allein in den Steigbügel setzen, um sich aufs Pferd zu schwingen, dieselbe dadurch von den übrigen Zehen abstehend wird. Er erklärt daher die Ordnung der Zweyhänder für eine unnatürliche.

Indeß ein Fuß wird nicht allein dadurch zu einer Hand, daß die große Zehe sich den übrigen entgegenstellen kann, sondern die Zehen müssen auch ihre kurze, steife Gestalt verlieren, und zu langen beweglichen Gliedern, d. h. zu Fingern werden. Dieß ist bey dem Orang, aber nicht bey dem Menschen der Fall, daher ist jener vierhändig, und dieser blos zweyhändig. Dem Menschen also vier, dem Affen dagegen zwey Hände zuzuschreiben, wie der Verfasser in seiner Confusion bald das Eine, bald das Andere thut, ist eine schale Sophisterey, die nur von einer Entstellung des Thatbestandes herrührt.

Auch gegen die Unterscheidung, wie sie Bory zwischen Mensch und Orang aufstellt, ist Manches zu erinnern. Er sagt S. 57:

„Der Hauptcharakter, welcher uns Menschen und Orangs generisch zu trennen scheint, ist die Stimmbildung, welche diesen den Gebrauch der artikulirten Rede untersagt. Die wesentliche Differenz besteht in den Säcken (poches thyroidiennes), die bey den Letzteren vor dem Kehlkopfe befindlich sind."

Diese Stelle, welche unverändert dieselbe ist, wie sie der Verfasser im Jahre 1827 drucken ließ, war damals zur generischen Unterscheidung des Menschen und Orangs durchaus ungeeignet, indem solche Säcke nur vom asiatischen, keineswegs vom afrikanischen bekannt waren. Tyson, der einen solchen zergliederte, sagt ausdrücklich, daß die ganze Struktur des Kehlkopfes und des Zungenbeines genau dieselbe, wie beym Menschen wäre. Bory's Unterscheidung galt also damals lediglich von der einen, nicht von der andern Art, und war demnach in ihrer Allgemeinheit fehlerhaft. Seit der Zeit jedoch hat ein glücklicher Zufall seinen Fehler beynahe zur Wahrheit gestempelt, indem Owen bey einer neulichen Zergliederung des Chimpanse's fand, daß bey ihm ein Luftsack in einer Höhle des Zungenbeinkörpers hervorgebracht wird, was die erste Anzeige von der Aushöhlung ist, welche in einem so großen Umfang bey den Brüllaffen sich einstellt. Daß Herr

Bory indeß von dieser Auffindung eines Luftbehälters bey dem Chimpanse durch Owen eben so wenig etwas weiß, wie von der Läugnung desselben durch Tyson, zeigt die unveränderte Fassung, in welcher er obige Stelle gelassen hat, indem man den Luftsack des Chimpanse keineswegs als eine poche thyroïdienne bezeichnen kann.

Was den großen Unterschied des Menschen vom Affen hinsichtlich ihrer leiblichen Beziehungen betrifft, so hat denselben Cuvier so vortrefflich dargestellt, daß wir uns hier begnügen können, auf ihn zu verweisen. Nur auf Eines sey es Referenten erlaubt, hier aufmerksam zu machen, und dieß ist gerade der Hauptpunkt, um den sich Bory herumdreht. Der Mensch — dieß lehrt eine genaue anatomische Betrachtung seines Baues — ist zum aufrechten Gange bestimmt, daher hat er zwey Füße mit breiter Sohle und kurzen, wenig beweglichen Zehen, um eine feste Grundlage für die aufrechte Stellung zu gewinnen, und so gesichert die mannigfaltigsten Bewegungen mit seinen Händen vorzunehmen. Der Hinterfüße zum Klettern sich zu bedienen, kann er allerdings durch frühzeitige Uebung erlernen, indeß ist es keine ihm angeborne Fertigkeit. Anders dagegen beym Affen: dieser als Baumbewohner ist zum Klettern bestimmt und geboren, daher haben die hintern Extremitäten eben so gut als die vordern wahre Hände, um mit jenen gleichfalls fassen und greifen zu können. Zum aufrechten Gange ist nicht einmal der Orang bestimmt, er kann ihn seiner Sohlen wegen für einige Zeit und mit Anstrengung aushalten, wobei er in den Knieen zusammengesunken ist; aber Leichtigkeit und Sicherheit in seinen Bewegungen kommen ihm nur dann zu, wenn er auf allen Vieren läuft, oder vielmehr von Ast zu Aste eilt.

Mag also Herr Bory immerhin in den Orang-Outangs seine nächsten Gefreunde und Verwandte anerkennen — warum sollten wir ihm auch diese Freude nicht gönnen — wir Andere dagegen wollen uns auch fernerhin vor dieser Ehre bedanken, und den Orang-Outang bey den vierhändigen Thieren belassen, und für den Menschen ein eigenes Naturreich fordern.

§. 2. Ob das Menschengeschlecht aus einer oder aus mehreren Arten besteht?

Der Verfasser kommt hier allerdings auf eine Capitalfrage, die mit Gründlichkeit und Umsicht beantwortet seyn will. Gleich im Eingange derselben sagt er:

„Da man bisher an die Geschichte des Menschen nur mit einer gewissen Vorsicht, die durch der Wissenschaft fremdartige Rücksichten geboten war, gehen konnte, so haben auch die Schriftsteller, die am meisten von der Wahrheit der im Nachfolgenden entwickelten Ansichten überzeugt waren, auf eine positive Weise nicht zugestanden, daß es da Arten gäbe, was man als die Art vorzugsweise, und als aus einer Quelle hervorgegangen, zu betrachten übereingekommen war. Die meisten glaubten dieser Schwierigkeit dadurch zu entgehen, daß sie sich an Rassen hielten."

Woher diese der Wissenschaft fremdartige Rücksichten gekommen seyen, erfahren wir nun auch bald von dem Verf.; es ist dieß nämlich die Scheu vor der Bibel, welche die Naturforscher gezwungen hätte, heuchlerisch ihre abweichende Ansicht zu verbergen. Um ihnen indeß aus dieser Klemme zu helfen, argumentirt er folgendermassen:

„Die jüdischen Bücher gehen nicht darauf aus, zu behaupten, daß ihr erster Mensch der Vater des Menschengeschlechts gewesen sey, sondern allein der ihrer privilegirten Art. Sich lediglich mit dem auserwählten Volke befassend, scheinen diese unverwüstlichen Bücher die Sorge, den Rest der übrigen Genealogien zu entziffern, den Profan-Historikern zu überlassen. Man kann daher keine Ruchlosigkeit darin finden, mehrere Arten unter uns, jede mit ihrem besondern Adam und Ausgangspunkte, anzuerkennen. Diese Arten werden ihnen untergeordnet Rassen, und diese Rassen Varietäten haben."

Auf diese kecke Weise, welche sich die Beweise*) erläßt, sind freylich für den Verfasser die

*) Hätte Bory die Broschüre von Rask (die älteste hebräische Zeitrechnung bis auf Moses, übersetzt von

Schwierigkeiten, welche die Bibel der Annahme mehrerer Menschenarten entgegen stellt, schnell beseitigt, nicht aber für Solche, denen das Wort der göttlichen Offenbarung eine größere Autorität als die von Bory ist, von der sie ein bloßer Machtspruch desselben noch nicht losreißen kann.

Sind nun aber wohl die Gründe, welche der Verfasser auf naturhistorischem Wege gefunden hat, von einer solchen unwiderstehlichen Gewalt, daß man die alte Ansicht von der Einheit der Menschenspezies fahren lassen muß? Wir wollen sehen, was wir hiefür bey dem Verfasser zusammenfinden können, denn an einen logisch geordneten Vortrag ist bey ihm nicht zu denken.

Mohnike, 1836) gekannt, so hätte er leicht in seinem Sinne historische, philosophische und mythologische Gründe genug aufbringen können, um zu beweisen, daß der Adam der Bibel nicht der gemeinsame Stammvater des Menschengeschlechts seyn kann. Vielleicht ist es manchen Lesern nicht uninteressant, wenn wir diese Lücke ergänzen, und dadurch die Tendenz dieser Schrift näher bezeichnen. Rask geht nämlich bey seinen Untersuchungen hauptsächlich von 2 Axiomen aus: 1) Die ersten Menschen sind wilde Bestien gewesen, die sich allmählig kultivirt haben, bis sie auf die schwindelnde Höhe ihrer jetzigen Bildung gelangt sind. 2) Nichts Neues unter der Sonne, wie es jetzt ist, so war es auch im Anfang der Zeiten. Geht man mit solchen Prämissen an die Genesis, so kann man natürlich Unglaubliches präsiren. Darnach gehört die Frage über die Abstammung des Menschengeschlechts »ganz der Mythologie an, oder wird durch sich selbst mythologisch, sobald man sie historisch behandeln will. Denn da kein Volk Zeuge der Erschaffung seines Stammvaters und noch weniger des Ursprungs anderer Menschenstämme war, und da keine historische Sage entstehen konnte, ehe viele Geschlechter hingestorben waren, ein Stamm sich gebildet hatte und eine Sprache entwickelt war, so kann man nichts Historisches hievon wissen, sondern Alles, was davon erzählt wird, muß leere mythologische Spekulation seyn.« — Ferner sagt Rask S. 45: »daß Adam, der in seinem 28. Jahre (so reduzirt nämlich Rask die Jahre der Bibel) seinen dritten Sohn Seth erzeugte und in seinem 78. starb,

„Daraus, daß der Weiße und Neger miteinander fruchtbare Bastarde zeugen, und daß man durch verschiedene Verbindungen die aus ihrer Kreuzung entsprungenen Nachkömmlinge zu einem der beyden Stämme zurückführen kann, hat man auf die Identität des Ursprunges geschlossen. Es ist jedoch die Fähigkeit, fruchtbare Bastarde hervorzubringen, noch kein Beweis, daß Vater und Mutter identische Arten sind. Während man in derselben Gattung häufig ähnliche Arten findet, die sich nicht gegenseitig befruchten, oder höchstens sterile Produkte hervorbringen, trifft man dagegen bey ziemlich unähnlichen Arten, daß ihre Bastarde sich fortpflanzen und bisweilen beständig wieder erzeugte Rassen veranlassen, die endlich eine Physiognomie erlangen, die ihnen früher oder später das Recht zur Zulassung in die Reihe der Arten geben muß.“ (S. 68)

Welche Merkmale bestimmen nun also den Artsbegriff, wenn es nicht die Fortpflanzungsfähigkeit

der erste Mensch gewesen seyn sollte, ist ohne Frage eine Vorstellung, die sowohl durch historische als durch philosophische Untersuchungen widerlegt wird. Eben weil wir dieses von ihm und seinen Kindern wissen, kann er nicht der erste seyn; denn viele Geschlechter mußten hingehen, und der Name des ersten Menschen, wenn er einen hatte, mußte in ewiger Vergessenheit begraben seyn, lange bevor das Menschengeschlecht so weit kam, daß seine Sprache Worte erhielt, um die Theile der Zeit zu bezeichnen.« Auch deßhalb konnte Adam nicht der erste Mensch gewesen seyn, weil der eine Sohn ein Schäfer, der andere ein Ackersmann genannt wird. »Wie läßt sich dieses von den Kindern des ersten Menschen denken? Welche Vorbereitungen und Entdeckungen mußten nicht vorangehen, bevor das Hirtenleben und besonders der Ackerbau entstehen konnte.« Nun zeigt der tiefsinnige Forscher weiter, wie man vor der Benutzung der Wolle eine Spindel, vor der Milch ein Gefäß, zur Zähmung Stricke gehabt haben müsse. Ihm zu Folge ist Adam wahrscheinlich ein großer Familienhäuptling gewesen, der älteste, den man zu nennen wußte, als die Sage aufgeschrieben ward. Er soll Religion und Bildung aus dem Süden mitgebracht haben, zu einer wilden Menge, deren Sprache er wohl nicht recht sprechen konnte. Der Uebersetzer findet in Rask's Schrift einen Schatz gründlicher Untersuchungen und scharfsinniger Combinationen; Referent dagegen die bodenloseste Willkühr und die trivialsten, absurdesten Combinationen.

ist? Vergebens sehen wir uns nach einer Angabe derselben bey dem Verf. um. In einer Anmerkung (S. 86) verweist er zwar auf A. Richard, ohne daß uns derselbe befriedigen könnte. So wissen wir denn also gar nicht, welche Criterien Bory zur Fixirung einer Art erfordert. Hier, wie im vorigen Paragraph, ist dieselbe Verwirrung und Unklarheit der Begriffe, wodurch es uns freylich erklärlich wird, wie die verkehrtesten Behauptungen hervorgehen können. Da uns der Verf. keine Definition von der Art giebt, müssen wir sie demnach selbst entwerfen. Indem Ref. auf die weitläufigere Auseinandersetzung in seiner Fortsetzung von Schrebers Säugthieren, so wie auch auf seine Recension von Kaup's Thierreich verweist, erlaubt er sich in dieser Beziehung kürzlich Folgendes zu bemerken.

Um der Willkührlichkeit in der Festsetzung von Arten vorzubeugen, giebt es kein anderes Mittel, als daß man diese nicht von der beliebigen Schätzung äußerlicher Merkmale, sondern von einem constanten Naturgesetze abhängig macht. Als solches giebt es aber kein anderes, als die Fortpflanzungsfähigkeit. Alle Individuen nämlich, die eine unbedingt fruchtbare Nachkommenschaft miteinander erzeugen können, gehören einer und derselben Art an, mögen sie im Aeußerlichen auch noch so verschieden seyn. Durch dieses Merkmal geleitet, rechnet man Pudel, Spitz, Windhund, Bullenbeißer, Dachshund Bologneser u. s. w. alle zu einer und derselben Art; dasselbe ist mit dem Merino, Zackel, guineischen und isländischen Schafe der Fall u. s. w. Wir zählen dagegen Pferd und Esel, Zesig und Stieglitz nicht zu einer Art, weil sie zwar Junge miteinander zeugen, diese aber ihren Typus nicht forterhalten, sondern wieder aussterben. Bory's Behauptung, daß wirkliche Arten permanent fruchtbare Bastarde erzeugen, und mithin im Laufe der Zeit neue Arten, die sich durch Begattung forthalten, veranlassen können, ist in Bezug auf das Thierreich durchaus aus der Luft gegriffen. Kein Beyspiel der Art ist bekannt; wo zwey angebliche Arten eine fruchtbare Nachkommenschaft ins Leben rufen können, sind es auch keine Arten, sondern constante Varietäten, Rassen. Ueber diese Grundsätze ist man jetzt in der Zoologie einig, und es ist daher sehr gleichgültig, ob der Verf. zustimmt oder nicht.

Wenden wir das Gesagte auf den Menschen an, so kann es für den denkenden Beobachter keinen Augenblick zweifelhaft seyn, daß er bey demselben nicht Arten, sondern Rassen vor sich habe, da sie alle miteinander eine unbedingt fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen im Stande sind. Auch der Umstand spricht nicht wenig hiefür, daß alle diese differenten Formen des Menschengeschlechts durch gegenseitige unmittelbare Uebergänge so ineinander verkettet sind, daß man daraus recht wohl erkennt, daß ihr Complex nur ein einziges Ganzes ausmachen kann, von welchem die Rassen blos die hervorstechendsten Glieder sind.

Um das Gesagte zu rechtfertigen, soll nur an einige Beyspiele erinnert werden. Es fallen unter der großen Mannigfaltigkeit menschlicher Formen hauptsächlich drey auf, die man die kaukasische, mongolische, und äthiopische nennt. Diese, wenn sie recht deutlich ausgeprägt sind, zeigen sich allerdings auf den ersten Anblick so verschieden, daß man sie füglich für drey getrennte Arten nehmen könnte. Allein nun gibt es eine Menge Mittelglieder, die zwischen diesen Typen schwanken, daß man in keine geringe Verlegenheit geräth, wenn man ihnen eine bestimmte Stelle in diesem Cyclus anweisen soll. So z. B. werden die Eskimos von Einigen zu den Kaukasiern, von Andern zu den Mongolen gerechnet; dasselbe ist bey den Finnen der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften am 13. August 1836.

1. Herr Obermedicinalrath, Akademiker und Konservator Dr. J. Döllinger berichtet über Herrn Professor Rudolph Wagner's in Erlangen Prodromus historiae generationis.

Indem ich mir die Ehre gebe, der Klasse das Werk unsers hochgeschätzten Herrn Kollegen, Titl Professor Rudolph Wagner in Erlangen „Prodromus historiae generationis," welches er der k. Akademie der Wissenschaften gewidmet hat, vorzulegen, erlaube ich mir, Einiges über das Verhältniß dieses Werkes zu dem dermaligen Stand der Wissenschaft vorzutragen.

Vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die Meynung der Aerzte und Naturforscher, daß bey der Zeugung des Menschen und der Säugthiere sich im Leibe des Weibes zwey Zeugungssäfte, ein männlicher und ein weiblicher miteinander verbinden und daraus eine Mischung entstehe, aus welcher sich das neugezeugte Individuum bilde; und man nannte daher die Organe, in welchen der weibliche Zeugungsstoff abgesondert werde, die weiblichen Hoden. Regnier de Graaf zeigte aber zuerst in seinem Werke „de mulierum generationi organis inservientibus — Leiden, 1672," — daß die Zeugung der Säugthiere, und mithin auch höchst wahrscheinlich des Menschen, auf keine andere Weise geschehe, als bey den anderen bekannten Thieren, wo im Mutterleibe offenbar Gebilde eigener Art als meist gerundete Blasen sich vorfinden, noch ehe die Befruchtung geschehen ist, und welche als Eyer die männliche befruchtende Kraft aufnehmen, deren Saft, welchen die Blase einschließt, hierauf in die Entwickelung des Embryo übergeht. Was man vor ihm weibliche Hoden genannt habe, seyen Organe, welche wirklich Eyer enthielten, und welche man daher, wie bey den andern Thierklassen auch, Eyerstöcke nennen müsse. Der Name Eyerstock blieb zwar von nun an den weiblichen Hoden, aber de Graaf's Entdeckung selbst wurde theils wenig geachtet, theils auf bestimmte Weise verworfen, insbesondere war es die große Autorität Hallers, welche die Lehre von den Eyern der Säugthiere und des Menschen, an welchen und durch welche die männliche Befruchtung sich wirksam bewiese, fast gänzlich außer Kurs brachte; dazu trug auch noch Vieles bey, daß Kulemann, ein Schüler Hallers, welcher mit ungemeinem Fleiße den Vorgang der Befruchtung in den Schafen beobachtete, nichts finden konnte, was das Vorhandenseyn von Eyern in den Säugthieren bestätigte. Erst über 40 Jahre nach Kulemann nahmen zwey englische Naturforscher die Untersuchungen an Säugthieren von Neuem vor, und da ergab sich denn, daß der eine William Cruikshank die Eyer des de Graaf bestätigte, der andere John Haighton für Hallers Ansicht sprach; daher dann auch die Sache theils zweifelhaft blieb, theils im Allgemeinen Hallers Ansicht vorwaltete, wie denn auch Oken in seinem Werke über die Zeugung den Namen weibliche Hoden als einen viel passenderen wieder in Vorschlag bringt. Auch eine vor nicht gar langer Zeit aufgegebene Preisfrage der k. Akademie in Göttingen wurde im Haller'schen Sinne beantwortet. Erst im Jahre 1827 machte von Bär seine Beobachtungen über das Ey der Säugthiere und des Menschen bekannt und brach damit die Bahn für alle folgenden Untersuchungen, welche jetzt rasch auf einander folgend die de Graaf'sche Lehre unbedingt bestätigen und keinen Zweifel mehr übrig lassen, daß auch bey den Säugthieren und Menschen in den Eyerstöcken gebildete Eyer vorhanden sind, welche, durch die männliche Zeugungskraft befruchtet, die leibliche Grundlage aller Entwicklung des Embryo werden. Zu denjenigen, welche an den Untersuchungen der Säugthier-Eyer einen lebhaften Antheil genommen haben, gehört nun unser Hr. Verfasser. Sein Verdienst jedoch beschränkt sich nicht

darauf, daß er die gemachten Entdeckungen bestätigte, sondern ist von einem weit größeren Umfange, denn erstens erhalten wir durch ihn die Resultate seiner fleißigen und zahlreichen Untersuchungen der Eyer aller Thierklassen, die er uns dann auch auf die belehrendste Weise auf zwey Tafeln durch ausgezeichnet schöne Abbildungen sinnlich vorstellig gemacht; zweytens ergibt sich aus eben diesen Untersuchungen und Abbildungen ein allgemeiner charakteristischer Typus für die Eybildung, welcher durch das gesammte Thierreich bis herauf zum Menschen sich, kleine Varietäten, welche selbst aber wieder einem bestimmten Gesetze zu folgen scheinen, abgerechnet, verfolgen läßt; drittens hat auch der Herr Verfasser den Bau der thierischen Eyer genauer, als seine Vorgänger untersucht, und wir verdanken ihm insbesondere die Entdeckung des Keimfleckes, womit er schon früher die Naturforscher bekannt machte und welchen er im vorliegenden Werke die primitive Keimschicht nennt; so daß also die Bildung aller Thiereyer aus vier Theilen besteht, aus einer äusseren Haut, die ein Bläschen bildet, aus dem in diesem Bläschen enthaltenen Safte, an welchem man wieder die helle Flüßigkeit, Oeltröpfchen und sehr kleine Körnchen, welche den Brown'schen Molecülen ähnlich sind, unterscheiden kann; drittens aus dem Keimbläschen und viertens aus der in den Keimbläschen enthaltenen primitiven Keimschicht, welche bey einer 40 — 50 maligen Vergrößerung in den Eyern des Menschen und der Säugthiere leicht zu erkennen ist.

2. Herr Professor Dr. A. Buchner hält nachstehende Vorträge:

a) Ueber das Cetrarin.

Es war im Jahre 1825, als der Apotheker Bartolomäo Rigatelli in Verona der dortigen Akademie für Agrikultur, Handel und Künste anzeigte, er habe ein Surrogat für Chinin entdeckt, welches er Salino amarissimo antifebrile nannte, und von einer Commission der Akademie prüfen lassen möchte, doch so, daß seine Entdeckung ein Geheimniß bliebe, bis er eine hinreichende Entschädigung für seine Bemühung bekäme.

Die Akademie willfuhr dem Wunsche Rigatelli's und ernannte eine Commission, welche der Bereitung des Salino amarissimo beywohnte, und hierauf der Akademie berichtete, daß die Pflanze, woraus das neue Fiebermittel gezogen wird, in ganz Europa einheimisch sey, daß das Salino amarissimo, dessen Bereitung einfach und nicht kostspielig, eine vegetabilische Salzhaftigkeit enthalte und keineswegs giftig sey, daß es an Wirksamkeit das Chinin-Sulfat ersetzen könne und sogar wegen größerer Wohlfeilheit, noch den Vorzug verdiene u. s. w.

Dieses Urthell der Commission wurde von der Akademie gebilliget und in ihren Akten vom Jahre 1826 bekannt gemacht.

Erst im Jahre 1827 erhielt ich Nachricht von der Existenz des Rigatellischen Arcanums, wovon der Protomedicus in Verona, Dr. Pollini in der Bibliotheca Italiana bekannt gemacht hat, daß es nach allen von den ausgezeichnetsten Aerzten vieler Städte Italiens gemachten Erfahrungen dem schwefelsauren Chinin an Wirksamkeit völlig gleich komme. Nachdem ich etwas von dem Salino amarissimo antifebrile erhalten hatte, stellte ich sogleich eine Reihe von Versuchen mit mehreren einheimischen, bittern und adstringirend bittern Vegetabilien an; bey dieser Gelegenheit entdeckte ich das Salicin, konnte aber der Pflanze, woraus Rigatelli sein Fiebermittel darstellt, nicht auf die Spur kommen.

Ich überzeugte mich übrigens, daß das Rigatellische Präparat, welches als ein feines, gelblichgraues, sehr bitter schmeckendes Pulver verkauft wird, kein Alkaloid enthält, daß der Bitterstoff desselben leichter in Alkohol als in Wasser auflöslich und mit einer großen Menge Gyps verunreiniget sey. Meine Versuche hierüber, so wie über die Entdeckung des Salicins machte ich im 29. Bande meines Repertoriums für die Pharmacie S. 405 bekannt.

Schon im Jahre 1808 hatte Berzelius eine Untersuchung der Isländischen Flechte Cetraria islandica Achar. bekannt gemacht; er erhielt den Bitterstoff derselben als hellgelbes Pulver, welches in Alkohol leichter als in Wasser auflöslich war, und sich durch eine gewisse Verwandtschaft zu Alkalien auszeichnete, denn in alkalischen Flüssigkeiten zeigte sich dieses Flechtenbitter ungemein leicht löslich, und durch Sättigung des Alkali mit einer Säure wurde es wieder in Gestalt eines weißen Pulvers gefällt.

Lange Zeit nachher scheint sich kein anderer Chemiker mehr mit dem Studium des Flechten-Bitterstoffes beschäftiget zu haben; bis endlich im Jahre 1830 Dr. Herberger eine neue Reihe von Versuchen über die Darstellung und Eigenschaften desselben im Repertorium für die Pharmacie (Band XXXVI. S. 226) bekannt machte. Er nannte diesen Flechtenbitterstoff „Cetrarin," weil die Isländische Flechte, welche bey Linné Lichen islandicus geheissen hatte, von Acharius in seiner Lichenographia zur Gattung Cetraria gestellt und Cetraria islandica genannt wurde. Herberger zeigte unter Anderm, daß das Flechtenbitter weder zu den Alkaloiden, noch zu den Säuren gehöre, doch glaubte er anfangs dasselbe wegen seiner Auflöslichkeit in verdünnten Säuren den Subalkaloiden anreihen zu dürfen, eine Meynung, die er später als irrig wieder zurücknahm.

Vor einigen Monaten wurde nun in der Gazetta eclettica di chimica, welche zu Verona herauskömmt, bekannt gemacht, daß Rigatelli sein Salino amarissimo antifebrile aus der Isländischen Flechte bereite, woraus sich also ergiebt, daß es der Hauptsache nach mit dem Flechtenbitter oder Cetrarin übereinstimmen müsse. Er zieht die Flechte mit Weingeist aus und präcipitirt aus diesem Auszuge den Bitterstoff mittelst Schwefelsäure.

Diese Bekanntmachung veranlaßte Hrn. Dr. Herberger zu einer neuen Reihe von Versuchen über das Cetrarin, worüber er mir eine weitläufige Abhandlung für das Repertorium der Pharmacie überschickte.

Da die Isländische Flechte allgemein bekannt und als Arzneymittel gegen hectische Fieber sehr geschätzt ist, so verdient der reine Bitterstoff derselben vorzügliche Aufmerksamkeit; daher erlaube ich mir der verehrlichen Klasse die Hauptpuncte der Herberger'schen Abhandlung, bevor sie öffentlich bekannt gemacht wird, in gedrängter Kürze vorzutragen.

Was die Darstellung des Cetrarins betrifft, so gründet sich dieselbe auf den Umstand, daß dieser Bitterstoff in kaltem Wasser, Aether und Alkohol nur sehr wenig auflöslich ist, von kochendem Alkohol aber in weit größerer Menge aufgenommen wird, daß er in alkalischen Flüßigkeiten, besonders auch in kohlensaurem Kali sehr leicht löslich ist, und daß die gesättigte weingeistige oder alkalische Solution durch Säuren so zersetzt wird, daß sich das Cetrarin pulverig präcipitirt. Aus 10 Unzen Isländischer Flechte erhielt Herberger 134 bis 140 Gran unreines und 110 Gran völlig gereinigtes Flechtenbitter, man wird demnach kaum anderthalb Procent oder von 1000 Theilen Flechte nicht viel mehr als 14 Theile reines Cetrarin erhalten können.

Von den ausgemittelten Eigenschaften desselben will ich nur die wesentlichern ausheben, welche die Charakteristik dieses Bitterstoffes auszumachen scheinen.

Das reine Cetrarin erhielt Herberger stets nur als ein weißes lockeres Pulver, woran durch das Vergrößerungsglas nur Kügelchen ohne krystallinisches Gefüge wahrgenommen werden konnten. Es ist luftbeständig, schwerer als Wasser, völlig neutral, geruchlos und von einem rein bittern Geschmack.

Beym Erhitzen bis zu + 120° C. fängt es an sich zu bräunen und zu zersetzen, und bey + 180° C. erfolgt unter Aufblähung vollkommene Verkohlung, wobey sich nur wenig brenzliches Oel und wäßerige Eßigsäure entwickeln. Stickstoff ist nicht vorhanden.

Daß sich das Cetrarin in kochendem Wasser, Alkohol und Aether leichter löst als im kalten, ist bereits erwähnt worden. Läßt man die wäßerige Lösung einige Zeit lang kochen, so zersetzt sich das Cetrarin, indem

sich braune Flocken bilden. Von ätherischen Oelen und von Schwefelalkohol wird es nur sehr wenig, von fetten Oelen gar nicht aufgelöst.

Zu Säuren und Salzbildnern besitzt das Cetrarin keine oder nur eine sehr geringe Verwandtschaft, daher wird es aus seiner concentrirten alkoholischen oder wäßerigen Solution durch Säuren präcipitirt, indem diese letzteren sich mit dem Auflösungsmittel verbinden. Wenn verdünnte Säuren etwas Cetrarin auflösen, so geschieht es wahrscheinlich nur durch das Wasser, womit sie verdünnt sind. Von concentrirten Säuren wird das Flechtenbitter zersetzt und in Farbstoffe umgewandelt, nämlich von der concentrirten Schwefelsäure in einen rothbraunen, von der Salpetersäure in einen gelben harzartigen und von der erwärmten Salzsäure in einen blauen Farbstoff.

Zu Salzbasen besitzt das Cetrarin die größte Verwandtschaft, und in dieser Beziehung reiht es sich zunächst an die Pflanzensäuren an; es ist aber keine Säure im engern Sinne, denn obgleich es sich in den wäßerigen Solutionen von ätzendem und kohlensaurem Kali oder Natron in bedeutender Menge auflöst, so vermag es doch nicht die Alkalien zu neutralisiren; auch erleidet das Flechtenbitter dabey selbst eine Zersetzung, indem sich die Solution gelb und beym Abdampfen braun färbt. In der alkoholischen und wäßerigen Solution des Cetrarins erzeugen Kupfersalze einen grünlichen, Quecksilbervorndul und Silberoxyd-Nitrat einen weißen Niederschlag; mit Eisenoxydsalzen entsteht eine dunkelblutrothe Färbung und später ein rother Niederschlag; selbst metallisches Eisen in die Cetrarin-Auflösung gebracht, bewirkt nach einigen Stunden eine röthliche Färbung der Flüßigkeit.

Vergleichen wir die übrigen Pflanzenstoffe mit dem Cetrarin, so können hier bloß das von Alms in der Variolaria amara Ach. entdeckte, von ihm sogenannte Pikrolichenin, welches später auch von Gregory untersucht und von Einigen auch Variolarin genannt wurde, dann allenfalls auch das Erythrin aus der Roccella tinctoria, und die Flechtensäure, welche von Pfaff und Ch. Trommsdorff in der Isländischen Flechte als eigenthümlich vorkommend erkannt wurde, in Betracht kommen. Allein das Variolarin unterscheidet sich sehr leicht, indem es krystallisirbar, schmelzbar, in kaltem Wasser unlöslich und in seiner weingeistigen Solution von saurer Reaction ist, von concentrirten Mineralsäuren nicht so gefärbt wird, wie das Cetrarin, und daß es vom Ammoniakgas in einen rothen harzartigen Farbstoff verwandelt wird. Das von Heeren sogenannte Erythrin aus andern Flechtenarten, namentlich aus Roccella tinctoria ist gleichfalls harzartig, und wird auch durch Einfluß von Ammoniak und Luft roth. Die Flechtensäure endlich ist von bestimmter saurer Re-

action und gibt mit Alkalien krystallisirbare Salze; bloß das Verhalten zu Eisenoxydsalzen, womit die flechtensauren Alkalien ebenfalls rothe Niederschläge erzeugen, wie die bernsteinsauren Salze, hat einige Aehnlichkeit mit der Reaction des Cetrarins.

Eine Elementar-Analyse hat Herberger mit dem Cetraria noch nicht vorgenommen; indessen berechnete er vorläufig aus drey sehr nahe übereinstimmenden Analysen der Verbindung mit Silberoxyd, und in der Voraussetzung, daß dieselbe aus gleichen Aequivalenten Cetrarin und Metalloxyd bestehe, das Atomengewicht dieses Bitterstoffes auf 12521,073, was jedoch gegen alle Wahrscheinlichkeit ist, und in der Folge noch berichtiget werden muß, denn vergleichen wir damit die Atomengewichte anderer Pflanzenstoffe, so finden wir durchaus keine Analogie, denn z. B. das Berberin, dessen Atomengewicht auch sehr hoch angenommen wurde, hat doch nur 4124,10, die Oelsäure 6580,647, die Stearinsäure 6692,965, und selbst das Stearin, was meines Wissens unter allen organischen Substanzen das größte Atomengewicht hat, geht nicht über 6930,790.

Schließlich erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß mein Sohn aus dem Rigatellischen Salino amarissimo das Cetrarin dargestellt und mit der von Dr. Herberger erhaltenen Probe des aus der Isländischen Flechte selbst dargestellten Bitterstoffs verglichen und ganz übereinstimmend gefunden hat.

b) Notiz über Dr. Clamor Marquarts Versuche mit den Farben der Blüthen und über das Vorkommen des Indigo in der Familie der Orchideen.

Ein sehr hoffnungsvoller junger Naturforscher, welcher in der Botanik und Chemie gleich gut unterrichtet ist, und von dessen Fleiß und Talent die Wissenschaften noch manche Bereicherungen zu hoffen haben, nämlich Dr. L. Clamor Marquart in Bonn, beschäftiget sich seit geraumer Zeit mit chemisch-physiologischen Studien über die Farben der Blüthen, und hat bereits im vorigen Jahre die Resultate seiner Forschungen in einer kleinen (92 Octavseiten starken) Druckschrift, welche bey Habicht in Bonn herauskam, bekannt gemacht.

Da der Inhalt seiner Abhandlung bereits als bekannt angenommen werden darf, so will ich davon nur so viel in Erinnerung bringen, daß er bey der Untersuchung einer großen Menge von Blumen aus verschiedenen Pflanzen-Familien, Gattungen und Arten hauptsächlich nur drey bis vier farbegebende Stoffe fand, welche überall dieselben zu seyn scheinen, nämlich 1) ein harzartiges Gelb (Anthoxanthin), 2) ein extractives Blau (Anthokyan), welches durch verschiedene Agentien in Violet, Roth, Braun und Grün umgewandelt werden kann, 3) ein extractives Weiß (Antholeucin), welches durch Alkalien in Gelb übergeht, und 4) daß diese Farbestoffe alle aus dem Blattgrün (Chlorophyll) zu entspringen scheinen.

Die Versuche sind indessen noch nicht geschlossen; erst kürzlich erhielt ich von Hrn. Dr. Clamor Marquart eine neue Abhandlung über das Vorkommen des Indigo in der Familie der Orchideen, und über die Indigopflanzen im Allgemeinen als Manuskript, welches für mein Repertorium der Pharmacie bestimmt ist. Ich erlaube mir, die Haupt-Resultate dieser Reihe von Versuchen vorläufig in möglichster Kürze mitzutheilen.

Der Verf. beobachtete zuerst an der Tankervillia cantonensis Link (Limodorum Tankervilliae Act., Bletia Tankervilliae R. Br.,) einer bekannten Zierde unserer warmen Gewächshäuser, daß die milchweiße Braktee dieser in China einheimischen Pflanze bey der den Orchideen eigenthümlichen Drehung des Fruchtknotens eine auffallend blaue Farbe annimmt, und daß auch die sepala (Kelchblätter) an ihrer äußern Seite stellenweise eine ähnliche Farben-Veränderung bisweilen zeigen.

Bey näherer Untersuchung zeigte es sich, daß kein blauer Zellensaft vorhanden, und daß die Zellensubstanz selbst stellenweise dunkel indigoblau gefärbt war, daß sich dieser Färbestoff nicht wie Anthokyan, sondern wie Indigo verhielt, was durch chemische Versuche außer allen Zweifel gesetzt wurde, und daß dieser Färbestoff in den genannten Theilen der Pflanze, so lange sie weiß sind, als Indigotin, d. h. Indigoradikal, vorhanden ist. Auch das in Wasser und Aether lösliche, aber in Wasser unlösliche Indigoroth, wodurch sich die Indigotragenden Leguimosen auszeichnen, war vorhanden.

Später untersuchte Clamor Marquart eine andere ausgezeichnet schöne Pflanze, ebenfalls aus der Familie der Orchideen, Calanthe veratrifolia R. Br. (Limod. veratrifolium Willd., Amblyglottis veratrifolia Blume), welche in den Wäldern von Java am Berge Salak, auch auf Amboina wild wächst, nunmehr aber auch zu den Zierden unserer warmen Gewächshäuser gehört; er fand, daß die milchweiße Blumenkrone dieses Gewächses einen Saft enthält, welcher an der Luft bald grün und dann dunkelblau wird, daß auch hier die Erscheinung vom Indigoradical herrührt, und daß sich daraus wahrer Indigo darstellen läßt, endlich, daß außerdem auch Indigoroth nebst dem in Alkohol löslichen Antholeucin und farbenlosen Blumenharze in der Blumenkrone von Calanthe veratrifolia enthalten sind.

Diese Entdeckungen gewinnen in pflanzen physiologischer Hinsicht ein bedeutendes Interesse, wenn wir betrachten, daß die Orchideen in die Klasse der Monocotyledonen gehören, worin wir — wenigstens meines Wissens — bisher noch keine Indigo-Pflanze gekannt

haben, denn die Gewächse, welche wegen ihres Indigogehaltes benützt werden, sind aus den Familien der Leguminosen (Indigofera), Cruciferen (Isatis) und Polygonen (Polygonum), welche sämmtlich zu den Dicotyledoneen gehören. Die chemischen Lehrbücher nennen zwar noch einige andere Pflanzen-Gattungen, worin man Indigo vermuthet oder aufgefunden zu haben geglaubt hat, aber meistens fehlt es hierfür an hinreichenden Beweisen. Endlich ist die Entdeckung des Indigo-Radicals in weißen Blumentheilen, so wie das stette Zugleichauftreten des Indigoroth gewiß nicht ohne Interesse.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften am 14. Januar 1837.

Herr Obermedicinalrath, Akademiker und Conservator der anatomischen Anstalt, Dr. J. Döllinger, trägt vor:

Bericht über die auf der königl. anatomischen Anstalt dahier angestellten Beobachtungen an den Leichen der an der Brechruhr-Epidemie Verstorbenen.

Es war nur bey dem ersten Ausbrechen der Brechruhr-Epidemie dem Ref. gestattet, einige Brechruhr-Leichen zu sehen und zu untersuchen, denn er wurde bald von einer Krankheit befallen, welche ihn einige Wochen im Bette und im Zimmer zurückhielt.

Bey seiner Wiedergenesung bot sich inzwischen noch Gelegenheit genug dar, Cholera-Leichen zu untersuchen, und zwar sowohl von Kranken, die an heftiger und exquisiter Cholera schnell verstorben waren, als auch von solchen, welche einige Zeit an dem typhus cholericus erkrankt darnieder lagen.

Indem nun Ref. sich beehrt, der Klasse die Resultate seiner Beobachtungen vorzulegen, hält er es für nothwendig, sich der möglichsten Kürze zu befleißen und daher nur das anzuführen, was den Cholera-Leichen eigenthümlich scheint, ohne auch krankhafte Erscheinungen, die in den verschiedensten Leichnamen bald angetroffen werden, bald fehlen, in Aufzählung zu bringen, weßwegen er auch auf schon vorhandene Sektions-Berichte der choleraischen Leichen Rücksicht nehmen zu müssen glaubt und daher hier vorzüglich zu Grunde legt, was von Joseph Wagner in seiner Abhandlung über die asiatische Cholera, Prag 1836, p. 13 — 26 gesagt wurde.

Die Ordnung des Vorzutragenden, welche zur leichteren Uebersicht und Beurtheilung gewählt wird, ist die, daß zuerst das Merkwürdigste über die allgemein durch den Leib verbreiteten Systeme und dann von den Eingeweiden der Höhlen des Körpers gehandelt werde.

I.

Nach mehreren zerstreut vorgekommenen Krankheitsfällen, von denen es zweifelhaft war, ob die Krankheit wirklich die asiatische Cholera gewesen sey, zeigten sich bald exquisite Fälle, wo die Hautfarbe graublau erschien und die Leichen genau so aussahen, wie sie J. Wagner beschreibt. In späterer Zeit, nachdem die Krankheit die Höhe erreicht und des Tages über 20 Personen verstorben waren, zeigten die Leichen, wenn sie auch in der kürzesten Zeit nach der Angabe der Aerzte an der Cholera verstorben waren, diese graublaue Färbung nicht mehr, doch waren an den Leichnamen auch junger kräftiger Menschen die Wangen stark eingefallen, die Augen tief eingesunken und von bleyfarbenen Ringen umgeben.

1) Die Muskeln sind immer, angemessen der Constitution des Kranken, vollkommen fleischroth, fest, und ich sehe nicht ein, wie sie J. Wagner dunkel geröthet und mürbe nennen kann. Das Fettgewebe unter der Haut und zwischen den Muskeln läßt ebenfalls nicht das mindeste Krankhafte erkennen. Ueberhaupt hat der Leichnam der an der Cholera Verstorbenen eine ganz eigenthümliche Milde und ist von der besten Beschaffenheit; denn nicht allein faulen diese Leichname sehr langsam, sondern sie machen auch dem Anatomen nicht die geringsten Beschwernisse; denn von ungefähr 40 Präparanten, welche zu ihren Secirübungen fortwährend Cholera-Leichen erhielten, und wo also alle Theile des menschlichen Körpers einzeln wiederholt aufs Genaueste zerlegt wurden, ist Niemanden, auch bey leichten Ritzen und Einschneiden in die Hand, der geringste Zufall aufgestossen; eben so wenig hatte das Personal, welchem die Leichenöffnungen und die Leitung der Secirübungen obliegen, irgend etwas zu leiden, ein Umstand, welcher um so bemerkenswerther erscheint, als die Gefahr, von der Leiche angesteckt zu werden, bey typhösen und wassersüchtigen Cadavern so groß, daß alle auf der Anatomie Beschäftigten und Ref. selbst genug davon zu erzählen haben.

2. Die Nerven finden sich im ganzen Leichname gesund aussehend. Daß in einigen Nerven das Neurilem stellenweise wie injicirt erscheint, ist, wie auch J.

Wagner angibt, nicht allein zufällig, kann da seyn oder fehlen, sondern findet sich auch in manchen andern Leichen, welche an den verschiedenartigsten Krankheiten gestorben sind.

3. In den meisten Leichen der nicht an der Cholera Verstorbenen findet man die Arterien, so weit als man sie noch einzeln füglich präpariren kann, von Blut ziemlich leer, insbesondere die größeren Stämme; die Venen dagegen theils mit Blut, theils mit Luft, welche freylich auch in den blutleeren Arterien, in so ferne sie durch Elastizität ihr Lumen offen erhalten, sich befindet, angefüllt. Das in den Venen enthaltene Blut ist in den größeren Stämmen meistens in gelblich weißen Pseudo-Polypen, welche hie und dort roth gefleckt sind, oder rothe Coagula neben sich liegen haben, zusammen geronnen; in den kleineren Venen, unter 1‴ im Durchmesser, findet sich nicht selten ein weniger fest geronnenes Blut. Nun kommen aber auch nicht selten Leichname an den verschiedenartigsten Krankheiten Verstorbener vor, bey welchen auch die größeren Venenstämme theils mit breyartigem, theils mit flüßigem und wenig geronnenem, schwarzem Blute, welches überall, wo man am Leichname secirt und dabey die Venen durchschneidet, mit Gewalt hervordringt, angefüllt sind. —

Bey den Cholera-Leichen finden sich die Arterien im Ganzen ebenfalls blutleer, mit Ausnahme des Bogens der Aorta und des Stammes derselben bis zur Theilung in die beyden iliacas, als worin ebenfalls dickflüßiges, bräunlich-schwarzes Blut, seltener polypenartig geronnenes Blut, enthalten ist. Daß die Wände einiger Adern häufig injicirt angetroffen werden, ist wohl etwas Zufälliges, da in vielen andern Leichen bald da, bald dort Aehnliches sich findet.

Die größeren Venenstämme, als die Jugularvenen, die beiden Hohlvenen und die Lungenvenen, die Pfortader und die Azygos strotzen bey den an der Cholera Verstorbenen von schwarzem, schmierigem, theerartigem Blute, in welchem sich mehr oder weniger kleine Luftbläschen befinden.

4. Ein Hauptmoment in den Cholera-Leichen und was ihnen eigenthümlich zu seyn scheint, indem es nur sehr selten und auf kleine Stellen beschränkt bey anderen Leichen angetroffen wird, ist die Beschaffenheit der serösen Häute. Das Bauchfell ist an seiner inneren Fläche schmierig, klebrig, bisweilen trocken anzufühlen, ebenso die Pleurasäcke; der Herzbeutel ist äußerlich immer trocken oder wenigstens klebrig anzufühlen; die serösen Ueberzüge der Gedärme und der Lungen manchmal trocken, fast immer aber klebrig und schmierig.

II.

1. Das Innere der Schädelhöhle und die Beschaffenheit des Hirns, so wie die Rückenmarkshöhle und das Rückenmark zeugen von einem starken Andrange des Blutes, wie er auch von vielerley anderen Ursachen, so von Verletzungen am Schädel, in einigen Arten des Typhus, bey Hirnentzündungen, beym Heimwehe u. d. gl. gefunden wird, was J. Wagner genau beschreibt und worin ich ihm in allen Punkten beystimmen muß.

2. Die Brusthöhle ist von den Lungen vollkommen ausgefüllt, nur sinken sie, wie bey allen Leichen ohne Ausnahme, wo sie nicht krankhaft mit der Pleura verwachsen sind, bey Oeffnung der Brusthöhle mehr oder weniger zusammen. Die Lungen zeigen nichts constantes, auffallend Krankhaftes; was man an ihnen mitunter bemerkt, gibt J. Wagner an. Das vom normalen Zustande, wie man es gewöhnlich bey Leichen findet, fast gar nicht abweichende Herz enthält in seinen beyden Kammern ähnliches Blut, wie in den größeren Arterien und Venen sich findet, nur zuweilen kommen gelblich-weiße Pseudopolypen vor.

3. Die Leber weicht wenig oder gar nicht vom normalen Zustande ab. Die Gallenblase ist stark von dunkelgrüner Galle, welche auch in die Ausführungsgänge eingedrungen ist, ausgedehnt. Die Bauchspeicheldrüse normal, die Milz wie in vielen anderen Leichen, so auch bey den Cholera-Leichen, zuweilen von bleygrauer Farbe und auf der Oberfläche gerunzelt. Der Magen im Ganzen genommen normal, und was man allenfalls Krankliches an ihm finden wollte, nichts weniger als constant. Die sämmtlichen dünnen Gedärme zeichnen sich, wie ich es nie bey einer andern Leiche je gesehen habe, durch ihre hohe Fleischröthe, welche gleichförmig über sie verbreitet ist, ganz constant und charakteristisch aus; bey näherer Betrachtung zeigt sich, daß diese hohe Röthe von der Injektion der unter dem serösen Ueberzuge sich ausbreitenden und in die Fleischhaut eindringenden und sich theils in ihr, theils in der darüber liegenden Zellschichte verbreitenden kleinen Arterien, welche bis in ihre feinsten Verzweigungen mit scharlachrothem Blute erfüllt sind, herrühre, daher man mit der Loupe theils die schönsten rothen Bäumchen, theils zarte, mit den Fleischfasern parallel laufende rothe Streifchen entdeckt. Zuweilen sind neben diesen hochrothen feinen Arterien auch noch vielfältig die ihnen correspondirenden kleinen Venenstämmchen mit schwarzem Blute injicirt, was, wenn es vorkömmt, den Gedärmen ein mehr zart marmorirtes Ansehen von Roth und Blau verleiht. Im Innern des dünnen Darmes zeigen sich ebenfalls zwey constante, krankhafte Symptome, die besonders am Ileum hervortreten, spu-

renweise aber auch bis in das Duodenum hinaufreichen, immer aber am meisten ausgeprägt in der Nähe, wo das Ileum in den Dickdarm einmündet, angetroffen werden. Denn erstens finden sich die einzeln stehenden Schleimbälge des dünnen Darms in der unteren Gegend des Ileums mächtig emporgehoben, die ihre zarten Oeffnungen umgebenden Ränder wulstig angeschwollen und bis zu ½‴ Höhe in die Höhle des Darms hereingetrieben, wo sie dann als stumpfe Kegelchen in der Mitte der Spitze meist mit einem schwarzen Pünktchen versehen hervorragen.

Ein zweites, diesem ähnliches Phänomen ist die Verdickung der Peyer'schen Drüsen. Der rundliche, meist oval-längliche Fleck erhebt sich nach innen, hat einen wulstigen Rand und die Oberfläche ist voll kleiner, hervorstehender Runzeln, zwischen welchen man einzelne Oeffnungen, die zu kleinen spährischen Bläschen führen, um welche jedoch kein besonders aufgeworfener Rand ist, wahrnimmt. Untersucht man die Darmhäute genauer, so ergibt sich, daß diese Veränderungen der einfachen Schleimsäcke, so wie der Peyer'schen Drüsen, welche beyde im gesunden Zustande in derselben Ebene, wie die ganze innere Flockenhaut liegen und daher oft nur bey genauester Aufmerksamkeit gefunden werden, von einer eigenthümlichen Auflockerung der zwischen der Flockenhaut und Muskelschichte liegenden Zellschichte, welche bey mehreren Anatomen tunica propria genannt wird, so wie von einer Auflockerung der Flockenhaut selbst herrühren, und daß dabey in der Art der feinsten Adervertheilung gar keine Veränderung statt finde. Wenn J. Wagner bey den Leichenöffnungen angibt, daß sich einige Mal um den Rand der Peyer'schen Drüsen ein Gefäß-Kranz mit ausstrahlenden Gefäßzweigen gezeigt habe, so muß ich dagegen gestehen, daß mir nie Etwas der Art und namentlich auch nicht bey sehr wohl gelungenen künstlichen Injektionen der feinsten Adernetze in den dünnen Därmen der Cholera-Leichen vorgekommen ist. In den Leichen der am Typhus Verstorbenen, so wie in den Leichen der Lungensüchtigen, kommen allerdings auch bedeutende Veränderungen vorzüglich der Peyer'schen Drüsen vor, sie sind aber von ganz anderer Art, als die in der Cholera beobachteten. In beyden Fällen zeigt die Untersuchung der Peyer'schen Drüsen, daß in der Zellschichte (tunica propria i.) ein eigener Entzündungszustand Platz gegriffen habe, an welchem zunächst die Flockenhaut selbst gar keinen Antheil nimmt. Während die Zellschichte entzündet ist, stirbt die Flockenhaut ab, wird losgestossen und geht gänzlich verloren; die Zellschichte vereitert oder geht in größeren Flecken selbst an Stellen, wo keine Peyer'sche Drüse ist, in Brand über, womit die innere Fläche des Darms eine Bley- oder selbst eine schwärzliche Farbe gewinnt. Da, wo sich die Flockenhaut abgestoßen hat, entstehen entweder Geschwüre mit aufgeworfenen bleifarbenen Rändern, oder an Adernetzen reiche, sich einige Linien hoch erhebende Excrescenzen der Schleimschicht, welche mehr oder weniger zuletzt mit einer braunen Borke bedeckt werden. Diese Excrescenzen werden durch feine Injektionen mit gefärbter Leimmasse vollständig erfüllt. Bey Lungensüchtigen finden sich überwiegend Geschwüre und weit weniger Excrescenzen an den Peyer'schen Drüsen. Die einfachen Schleimsäcke habe ich bey typhösen Leichen nie so aufgetrieben gesehen, als es bey den choleraischen gewöhnlich der Fall ist. Sterben die Cholerakranken einige Wochen nach dem Anfalle der Krankheit an dem Typhus, so erhalten die Gedärme in jeder Hinsicht das Ansehen der typhösen; vielleicht beruht es darauf, daß J. Wagner zuweilen Geschwüre bey Choleraischen fand, was mir bey den schnell Verstorbenen nie vorgekommen ist.

Ein Hauptunterschied zwischen der krankhaften Veränderung der Peyer'schen Drüsen beym Typhus und bey der Cholera scheint demnach in dem Verhalten der beyden Lamellen der Darmwand der Flocken und der Zellschichte zu liegen; in dem wirklichen Cholera-Anfalle geht die Flockenhaut an der innern Fläche der Peyer'schen Drüsen nicht verloren; sie schwillt zu gleicher Zeit mit der tunica propria an, lockert sich auf und verfließt weit deutlicher mit ihr, als es im gesunden Zustande der Fall ist, wo man sie gewöhnlich, wenn man senkrechte Schnitte der Darmwand betrachtet, leicht als eine gesonderte Lage von der Zellschichte um so mehr unterscheiden kann, da ihr ein eigenthümliches Adernetz zukömmt. Wenn daher J. Wagner angibt, daß sich die Flockenhaut sehr leicht von der Schleimschichte trennen lasse, so beruht dieses nur allein auf dem sehr aufgelockerten Zustand, in welchem sich die Schleimschichte befindet, vermöge welchem nicht sowohl die Flockenhaut von ihr getrennt, als vielmehr die Schleimschichte selbst leichter zerreißen wird, wobey ein Theil von ihr an der Flockenhaut hängen bleibt.

In der aufgelockerten Schleimhaut befinden sich kleine, helle Bläschen, die sich bey typhösen Leichen gar nicht finden. Das Vorkommen dieser Bläschen in den Cholera-Leichen kann ich dermalen mit dem gesunden Zustande nicht vergleichen, denn wenn schon die Anatomen anrathen, nur solche Leichen zur Untersuchung des gesunden Zustandes der Peyer'schen Drüsen zu wählen, welche durch eine schnell mechanisch tödtende Ursache ums Leben gekommen sind, und ich eine Leiche der Art seit dem Bestehen der Cholera-Epidemie nicht erhielt, so ist es auch noch weniger rathsam, während einer solchen Epidemie selbst die Gedärme irgend eines Verstorbenen für vollkommen gesund zu erklären. Uebrigens kommen diese Bläschen auch in gesunden Peyer'schen Drüsen vor; nur ist es nothwendig, da erst seit einigen Jahren wieder über die ana-

tomiſche Beſchaffenheit der Peyer'ſchen Drüſen im geſunden Zuſtande neuere Unterſuchungen angeſtellt worden und zum Theil die abentheuerlichſten Behauptungen aufgeſtellt ſind, an deren vollſtändig umſichtige Prüfung ich bis jetzt noch nicht kam, eine ſchickliche Gelegenheit und den Ablauf der Cholera-Epidemie zu dieſer Unterſuchung abzuwarten.

In der Zellſchichte des Darms liegen bey den Cholera-Leichen wie bey den Geſunden viele kleine Bläschen in einer Fläche ohne bemerkbare Ordnung beyſammen; nach einwärts gegen das Lumen des Darms zu hat jedes dieſer Bläschen einen kurzen Ausführungsgang, welcher durch die Flockenhaut hindurch ſich nach innen öffnet. Einige dieſer Oeffnungen ſieht man immer an der Oberfläche der Peyer'ſchen Drüſe, wenn die Gedärme aus einer friſchen Leiche genommen werden; aber bey weitem nicht von allen Bläschen gewahrt man dieſe Oeffnungen; legt man aber eine Peyer'ſche Drüſe ein Paar Tage in Waſſer, ſo erweitern ſich die Oeffnungen der Bläschen ungemein ſtark, ſo, daß man durch die erweiterten Oeffnungen bis auf den Boden des Bläschens leicht hineinſchauen kann. Vor nicht langer Zeit iſt die Behauptung aufgeſtellt worden, daß die Bläschen der Peyer'ſchen Drüſen im geſunden Zuſtande gar nicht durch Oeffnungen in das Innere des Darms mündeten, und obgleich Krauſe neuerlichſt, wie mir ſcheint mit vollem Rechte, das Gegentheil hievon behauptet, ſo möchte ich doch, um vollſtändig zu entſcheiden, noch eine ſchicklichere Gelegenheit abwarten, wo ich vollkommen geſunde Peyer'ſche Drüſen erhalten kann, um ſie auf dieſelbe Weiſe, wie ich die Drüſen der Cholera-Leichen unterſucht habe, unterſuchen zu können,

An dem äußeren Boden der Bläschen, womit ſie der Fleiſchhaut der Gedärme zugekehrt ſind, befindet ſich an vielen, ſicher nicht an allen, ein weißes, zuweilen warzenartig, zuweilen wie ein Schwämmchen, an dem man Strunk und Hut unterſcheiden kann, in ſie hereinragendes Körperchen, von dem man die Spuren auch in den Gedärmen unreifer geſunder Früchte leicht wahrnehmen kann. Uebrigens befinden ſich die dünnen Gedärme bey den Cholera-Leichen in verſchiedenem Zuſtande der Ausdehnung; gewöhnlich aber ihrer ganzen Länge nach mehr zuſammengezogen und verengt, als es gewöhnlich bey anderen Leichen der Fall iſt. Auch die innere Färbung der Gedärme iſt ſich nicht gleich; zuweilen ſind ſie blaßroth, zuweilen dunkler, und in der Leiche einer erſt kürzlich an der Cholera plötzlich verſtorbenen alten Frau fand man ſie ganz dunkel purpurroth.

An den dicken Gedärmen, welche ſich äußerlich faſt nie durch eine beſondere Farbe auszeichnen, findet ſich als ein conſtantes und charakteriſtiſches Phänomen der auf der linken Seite herabſteigende Theil des Colons immer bedeutend zuſammengezogen und ſein Durchmeſſer über die Hälfte bis zu einem Drittheile verringert; dieſe Contraktion pflegt an der linken flexura coli, zuweilen auch ſchon in der Mitte des colon transversum mitunter ſehr plötzlich anzufangen, während die übrigen Theile des dicken Darms, das coecum und colon asscendens und großentheils auch das transversum ſich in keinem beſonders auffallendem widernatürlichem Zuſtande befinden, und eher etwas erweitert als verengt ſcheinen. Nur bey einer an dem typhus cholericus verſtorbenen Leiche fand ſich ein mehrere Zoll langer, ½ Zoll breiter Streifen von grauſchwarzen Excrescenzen, wie man ſie gewöhnlich in typhöſen Leichen nur in den dünnen Gedärmen anzutreffen pflegt. —

Die Harnblaſe findet ſich immer ſehr zuſammengezogen, zuweilen bis zur Größe eines Taubeneies.

In den Nieren iſt keine krankhafte Veränderung anatomiſch wahrnehmbar.

Es iſt übrigens gedenkbar, daß bei verſchiedenen ſtehenden Conſtitutionen die Brechruhr auch einen verſchiedenen Charakter annimmt, und ſo wie ſie dann darnach eine Verſchiedenheit der Behandlung zu fordern ſcheint, ſo mag es ſich auch ergeben, daß daraus mitunter nicht unerhebliche Verſchiedenheiten in dem Ausſehen vorzüglich des krankhaft afficirten Darmes entſtehen, ein Umſtand, welcher ſich aber erſt in der Folge ganz aufklären kann.

Die
Redaction der Gelehrten
Anzeigen
verbittet ſich wiederholt alle unbegehrte Zuſendungen. Die kürzlich eingekommenen ſind in der Druckerey des königl. Central-Schulbücher-Verlags abzuverlangen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

(Fortsetzung.)

Die Fulahs, ein Negerstamm, nähern sich durch helle Färbung, seidenartige Haare, hervorstehende Nase, so sehr den Berbern und den Ababdes, die von arabischer Abkunft, aber so schwarz sind, daß sie den weißen Europäer, wie einen Aussätzigen, mit Eckel und Entsetzen betrachten, daß auf solche Weise die europäische Form unmittelbar in die des Negers verläuft. Die Hottentotten stehen mitten inne zwischen Negern und Mongolen; die Kaffern haben die charakteristischen Züge von allen drey Hauptformen, so daß man sie auch jeder derselben zugetheilt hat. Und so wie ganze Völker in ihrer körperlichen Organisation Mittelglieder zwischen den drey Hauptformen darstellen, so findet man wieder unter jedem einzelnen Volke Individuen, die auffallend an andere Formen erinnern. Man kann z. B. in unsern anatomischen Sammlungen Schädel von mongolischem und äthiopischem Typus sehen, obgleich sie von Europäern herrühren. Umgekehrt trifft man unter Mongolen und Negern nicht selten europäische Physiognomien, ohne daß sie Folge einer heterogenen Vermischung wären.

Solche gegenseitige und allseitige Uebergänge verschiedener Formen ineinander sind nebst der fruchtbaren Vermischung unwiderlegliche Beweise, daß sie nur Rassen einer und derselben Art sind. Wie die Rassenbildung freylich bey dem Menschen und seinen Hausthieren erfolgt ist, wissen wir nicht; weder die Naturforschung, noch die Geschichte geben uns hierüber Aufschluß. Indessen das Factum liegt uns nun einmal vor, und wir können es nicht läugnen. Bory's Behauptung, daß das Menschengeschlecht in mehrere Arten zerfalle, beruht also theils auf Unkenntniß der naturhistorischen Thatsachen, theils auf Entstellung und Verdrehung derselben. Die Tendenz seines Buches ist demnach eine verfehlte, und sie kann nur bey Dem Anerkennung finden, der die Wahrheit nicht kennt, oder vor ihr muthwillig die Augen verschließen will.

Die spezifische Einheit des Menschengeschlechts kann die Naturforschung mit völliger Sicherheit nachweisen. Die Beantwortung der Frage aber, ob dasselbe von einem oder mehreren Stammvätern ausgegangen sey, liegt ausser ihrer Competenz. Hierüber kann uns nur die Geschichte Aufschluß geben, und einen solchen finden wir in der göttlichen Offenbarung, die uns belehrt, daß von Einem Menschenpaar, von Einem Blute (Apostelgesch. 17, 26) das ganze Menschengeschlecht abstammt, so weit es immer über den Erdboden sich ausgebreitet hat. Dadurch wird dasselbe zu einer großen Familie vereinigt, und die Blutsverwandtschaft, die uns mit den entferntesten Völkern verbindet, legt uns dringlicher und ernstlicher, als es ohne diesen Nexus wäre, die Verpflichtung an das Herz, nach Kräften zum Wohle aller unserer Mitbrüder mitzuwirken. Um diese Interessen recht fest zu knüpfen, sind alle Menschen nicht blos durch das Band geistiger, sondern

auch leiblicher Einheit zu einem großen Ganzen verbunden.

Indem sich nun der Verf. zur Schilderung seiner Arten, für die wir also in Zukunft den Namen Rassen zu gebrauchen haben, fertig macht, führt er die Schriftsteller an, welche diesen Gegenstand bearbeitet haben. — Sehen wir zu, wie der litterärische Apparat beschaffen ist, dessen sich der Verf. zu seiner Arbeit bediente.

Er beginnt mit Linné, nennt dann Buffon, Dumeril, Cuvier, Virey, Dumoulin, und fügt in einer Note noch Malte-Brun, Pinkerton und Lesson an. Von diesen Schriftstellern haben Linné, Buffon, Dumeril, Cuvier und Malte-Brun nur gelegentlich und meist in der Kürze sich mit der Auseinandersetzung der menschlichen Rassen befaßt, Pinkerton gibt in seinem Werke über den Ursprung der Scythen blos einige mit seinem Thema in Verbindung stehende Notizen, Lesson beschränkt sich auf die Bewohner der Südseeinseln und Neuhollands; Dumoulin und Virey behandeln den Gegenstand zwar allgemein, aber keineswegs befriedigend, und der Letztere namentlich in einer Weise, daß er, wie selbst Bory zugesteht, gar keine Berücksichtigung verdient. Mit Erstaunen sieht man aus dieser Aufzählung, daß Bory bey dieser dritten Auflage eben so wenig, als bey der zweyten, die beyden Hauptwerke von Blumenbach und Prichard über die Rassenlehre nicht einmal den Namen nach gekannt hat. Blumenbach ist es, der zuerst Licht in diese chaotische Finsterniß brachte und ein wissenschaftliches Princip zur Scheidung der Rassen festsetzte. Die Wichtigkeit seiner Arbeit haben die wiederholten Auflagen seines berühmten Werkes: De generis humani varietate nativa erwiesen, und seine Decades craniorum sind von einem unvergänglichen Werthe. Ihm an Tüchtigkeit gleich, an Reichhaltigkeit des Stoffes aber ihn überbietend, ist Prichard, von dessen neuester Auflage der Researches into the physical history of mankind Ref. demnächst das Vergnügen haben

wird, eine Anzeige vorlegen zu können. Der Verf. hat übrigens die Anführung dieser beyden Autoritäten, auf welchen die wissenschaftliche Auseinandersetzung der Menschenrassen zunächst beruht, nicht etwa blos zufällig unterlassen, sondern er hat sie, wie aus der Qualität seines Buches unwidersprechlich hervorgeht, auch nicht benützt. Woher mag es nun wohl rühren, daß dem Verf. die beyden Hauptwerke seines Faches unbekannt und unbenützt bleiben konnten? Sicherlich daher, daß beyde nicht von Franzosen verfaßt sind; denn, wie man bey einer genaueren Durchsicht des ganzen Buches ersieht, sind es fast nur französische Schriftsteller, und von den Ausländern nur einige französische Uebersetzungen, die ihm bekannt geworden sind. Die ganze Litteratur der Reisen, wie sie von Deutschen und Engländern ausgeführt worden sind, ist mit geringen Ausnahmen von dem Verf. nicht benützt; nach den Berichten der Missionäre, durch welche die genaueste Kenntniß der fremden Völker erlangt wird, sieht man sich hier vergebens um. Bory kennt blos, was seine Landsleute geschrieben haben; Werke, die nicht französisch sind, existiren für ihn nicht. Wenn wir nun zwar schon daran gewöhnt sind, daß unsere Nachbarn jenseits des Rheins nicht immer zum Besten mit der ausländischen Litteratur vertraut sind, so ist Ref. doch kein französisches Werk aus der neueren Zeit bekannt, welches eine solche fast ins Unglaubliche gehende Unbekanntschaft mit der Litteratur zu Tag legte. Was die Frucht derselben ist, läßt sich leicht denken, und soll im Folgenden an einigen Beyspielen gezeigt werden.

Der Verf. gesteht jedoch, (II. S. 218) selbst ehrlich ein, was ihn zu einer solchen Beschränkung seiner Kenntnisse bewogen habe. Er sagt selbst:

„Der Mensch, der sich kennen lernen will, soll insbesondere nicht das Bischen Zeit, das ihm zu seiner Disposition auf dieser Welt gegeben wurde, dazu verwenden, um unzählige Bücher durchzublättern, bey welchen man übereinkommen ist, sie als ausgezeichnet zu betrachten, obschon man nicht eine Seite ohne Fehler citiren kann. Von Allem, was über den

Menschen vor Cabanis und Bichat bekannt gemacht worden ist, würde man, Locke und Leibnitz etwa ausgenommen, vielleicht kaum ein mäßiges Octavbändchen zusammen bringen, das der Aufbewahrung würdig wäre."

Freund und Feind wird Herrn Bory das Zeugniß ertheilen müssen, daß er auf das Pünctlichste seinen eigenen Rath befolgt, und mit weitläufiger Gelehrsamkeit sich nicht gequält hat.

§. 3. Arten des Menschengeschlechts.

Das Schema, welches der Verfasser von seinen sogenannten Menschenarten entwirft, ist folgendes:

a) Schlichthaarige.

1. Homo japeticus.
2. — arabicus.
3. — indicus.
4. — scythicus.
5. — sinicus.
6. — hyperboreus.
7. — neptunianus.
8. — australasicus.
9. — columbicus.
10. — americanus.
11. — patagonicus.

b) Kraushaarige.

12. — aethiopicus.
13. — Cafer.
14. — melaninus.
15. — Hottentotus.

Was an dieser Aufstellung zuerst und im Allgemeinen zu tadeln ist, ist der durchgängige Mangel von Diagnosen, aus welchen man ihre wesentlichen Merkmale entnehmen könnte. Sind es wirkliche Arten, so müssen auch scharfe Kennzeichen für sie aufgestellt werden können, und der Verfasser hätte vor Allem also diese Aufgabe lösen sollen. Im Einzelnen begnügen wir uns an mehreren Beyspielen den Werth der ganzen Arbeit zu würdigen.

Wie man aus vorstehendem Schema ersieht, hat der Verf. die kaukasische Rasse in 3 Arten zerfällt. Hier besonders wären scharfe Diognosen nöthig gewesen, da Ref. gerne gesteht, daß er hievon keine liefern, und auch aus den confusen Beschreibungen des Verf. keine herausfinden könnte.

Zu der japetischen Art rechnet Bory die Europäer, einige Asiaten, und die „gloriösen Republiken der neuen Welt." (S. 109.) Er theilt sie wieder folgendermassen ab:

a) Gens togata,
   α. Kaukasische Rasse (Mingrelier, Circassen, Georgier).
   β. Pelagische Rasse (Alte Griechen u. Römer.)
b) Gens braccata.
   γ. Celtische Rasse.
   δ. Germanische Rasse.
      * Teutonische Varietät.
      ** Slavische Varietät.

Die Definitionen seiner beyden Abtheilungen sind spaßhaft:

a) Gens togata. „Rassen, wo man zu allen Zeiten weite Kleidungen trug; wo die Sitte im Allgemeinen die Weiber den Männern, selbst bis zur Sclaverey untergeordnet hat; wo der Kopf im Alter gewöhnlich gegen die Stirne kahl wird."

b) Gens braccata. „Rassen, wo gegenwärtig gewisse enge Kleidungen durchgängig von allen Varietäten angenommen sind, wo die Sitte die Männer den Frauen, oft bis zur Schwäche, untergeordnet hat, wo der Kopf im Alter gewöhnlich auf dem Scheitel kahl wird."

Die Charakteristik der germanischen Völker ist unverändert, wie in der vorigen Auflage geblieben, obgleich diese Stelle auf einem der neu gedruckten und eingeklebten Blätter enthalten ist. Von ihnen heißt es S. 130:

„Als dummtapfer (brutalement braves), stark, schweigsam, die größten Mühseligkeiten, Schmerz und selbst schlechte Behandlung mit Geduld ertragend, gegohrne Getränke leidenschaftlich liebend, macht man aus ihnen vermittelst des Stocks und Rhums oder Branntweins ziemlich gute Soldaten-Maschinen. Die Weiber verbreiten meist einen Geruch, der schwer zu

bezeichnen ist, der aber an den des Fleisches von frisch geschlachteten Thieren erinnert."

Was noch weiter von den Frauen gesagt wird, ist in einer so obscönen Weise dargestellt, daß Ref. die Priorität der Uebertragung ins Deutsche dem Weimarischen Uebersetzer lassen will. Mit solchen gemeinen Schmähungen erfrecht sich der Verf. von unserm Volke zu reden, und um sich zu rechtfertigen, fügt er (S. 152) die neue Insulte hinzu, daß Napoleon die Oestreicher, die gleichfalls von germanischer Rasse seyen, una nazione a colpo di bastone genannt habe. Der Grund von dieser gallbittern Stimmung gegen die germanischen Nationen ist freylich leicht aufzufinden; die unvergeßlichen Siege von Leipzig und Waterloo, welche die französische Weltherrschaft zertrümmert und den Thron seines angebeteten Heros umgestürzt haben, sie sind es, die uns in ein so übles Licht bey dem Herrn Bory gesetzt haben.

Mit welcher Inconsequenz und Unkenntniß übrigens der Verf. den Complex der germanischen Völker bestimmt, dieß können wir hier nicht übergehen, und es soll dieser Nachweis die einzige Satisfaction seyn, die wir uns für seine rohen Schmähungen nehmen wollen. Während er nämlich den Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen so groß findet, daß er aus ihnen zwey besondere Rassen macht, wirft er dagegen die Slaven mit den Deutschen, welche letztere von jenen nicht minder weit als von den Celten verschieden sind, in eine einzige Rasse zusammen. Nach Gründen hiefür sieht man sich natürlich bey dem Verf. vergeblich um. Um die Confusion zu vergrößern, rechnet er zu den Slaven auch noch die Ungarn, welche weder zu diesen, noch den Germanen gehören, sondern an einen ganz andern Stamm, an den finnischen, sich anschließen, von dem indeß Bory, da er ihn nicht anführt, keine Kenntniß zu haben scheint. Um aber das Maaß der Verwirrung voll zu machen, zieht er gar noch die Zigeuner zu der germanischen Rasse. Man kann nämlich bey ihm S. 136 lesen:

„Die Böhmen (Bohêmes) oder Zigeuner (Bohémiens) behielten lange Zeit das Vagabundenleben ihrer Vorfahren bey; sie sind es vorzüglich, welche man noch vor einigen Zeitaltern in Europa herumirren sah, indem sie daselbst alle Arten von Spitzbübereyen begiengen, deren man sich selbst in einigen der westlichsten Gegenden der celtischen Länder noch erinnert."

So hält in der That — man sollte es nicht glauben, wenn es nicht mit dürren Worten gesagt wäre — der Verf. die Böhmen und Zigeuner für identisch, weil der große Haufe seiner Landsleute, der den Ausgangspunct dieser wahrscheinlich malaischen Horden nicht kannte, und Böhmen für ein am Ende der Welt liegendes Land ansah, diese durch Sprache und Habitus gänzlich verschiedenen Nationen miteinander confundirte. Indeß die Verwirrung, in der sich der gelehrte Verf. befindet, wird noch größer. Auf S. 297 nämlich führt er an, daß eine malaische Horde bis nach Spanien vorgedrungen sey und dort den Namen Gitanos und Gitanas erhalten habe; diese für identisch mit den Bohêmes zu halten, sey völlig unrichtig. Allein diese Gitanos (Egypter) sind wirklich nichts weiter, als die Borysche Abart der Böhmen, d. h. unsere Zigeuner, wie sie denn auch von den Engländern gleichfalls den Namen der Egypter, (Gypsies) erhalten haben, weil sich die Zigeuner in früheren Zeiten gerne für Eingeborne dieses Landes ausgaben. Was soll man nun von einem Anthropologen sagen, der Schlag auf Schlag die gröbsten Irrthümer auftischt?

Wie der Verf. an diesem Orte confus die heterogensten Völker auf gut Glück zusammenwirft, so reißt er dagegen von dem germanischen Stamme die Hindus, und noch dazu als eigene Art ab, während doch leibliche und Sprachverwandtschaft entschieden auf Vereinigung dringen. Wie ist es möglich, von der Einheit des großen indogermanischen Sprach- und Völkerstammes nichts gehört zu haben?

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

(Fortsetzung.)

Die arabische Art wird dem Verfasser zu einer erwünschten Veranlassung, um in der frechsten und abgeschmacktesten Weise über die Geschichte des jüdischen Volkes und seiner heiligen Urkunden herzufallen. Seiner Behauptung zu Folge ist das Stammland der Israeliten Abyssinien, von wo aus sie sich unter den Pharaonen im Lande Gosen in Egypten niederließen. Durch ihren Geiz brachten sie in der Folge die Einwohner gegen sich auf, wurden vertrieben, und wollten sich nun wieder nach Abyssinien flüchten, wo noch eine ihrer Horden, die Falascha's*), welche zu Jakobs Zeiten nicht mit nach Egypten zog, übrig geblieben war. Allein von den Verfolgern gedrängt, mußten sie über das rothe Meer, fanden sich nun in einem unbekannten Lande, in welchem sie lange Zeit umherirrten, immer in der Meynung, wieder nach Abyssinien zu gelangen.

„Wenn die Horde, welche ihren Ausgangspunct wieder zu gewinnen versuchte, ursprünglich aus dem Lande Kanaan gewesen wäre, wie sie es zur Rechtfertigung ihrer Usurpationen später behauptete, so hätte sie nicht viersig Jahre in einem Winkel des steinigen Arabiens herumirren können. — Der Anführer der landlosen Hebräer starb, ohne auf seine Pläne verzichtet, wohl aber ohne sie ausgeführt zu haben. Die, welche ihm nachfolgten, machten sich in der Verzweiflung, jemals eine Gegend zu gewinnen, zu der Niemand mehr den Weg wußte, ihr gelobtes Land aus dem ersten Lande, das sich ihrer Gier darbot. (S. 135.) — Mehrere Personen haben uns versichert, daß diese Ideen eben so sinnreich als wahrscheinlich seyen; andere im Gegentheil haben sie als absurd und gottlos behandelt. Da wir keine stärkere Beschuldigung als die der Gottlosigkeit, d. h. der Undankbarkeit gegen den obersten Herren kennen, so weisen wir eine solche Anschuldigung mit der Sanftmuth zurück, welche die heilige Schrift anempfiehlt, aus der wir überdieß mehr als eine Stelle zur Vervollständigung unserer Rechtfertigung entlehnen könnten. Die Lobsprüche aber müssen einem der ausgezeichnetsten Befehlshaber jener französischen Revolutionsarmee, (armée française de la révolution) die so viele außerordentliche Männer zählte, beygelegt werden. Der General Regnier, einer der Heroen der unsterblichen Expedition nach Egypten ist es, der in einem excellenten Aufsatze über das Land von Sennaar es zuerst unternommen hat, zu beweisen, daß das Sennaar der hebräischen Bücher die Gegend ist, welche noch denselben Namen am Zusammenfluß des blauen und weißen Nils trägt." (S. 212).

Mit solcher Willkühr entstellt und verdreht der Verf. die historischen Thatsachen eben so leichtfertig, als er es mit den naturhistorischen thut. Unter solchen Umständen läßt es sich natürlich nicht anders erwarten, als daß ihm auch die Religionslehre der hebräischen Urkunden ein Gegenstand des frechsten Hohnes und Spottes werden muß. Mit der größten Dreistigkeit behauptet er (S. 199), daß im alten Testamente auch nicht ein Wort vorkäme, aus

*) Eine französische Uebersetzung von Bruce, dessen Kredit durch allerhand Aufschneidereyen ohnedieß sehr erschüttert ist, ist für den Verf. das ganze Quellenstudium für Abyssinien. Von Salt und Gobat, welcher letztere ihm ganz andere Aufschlüsse über die Falaschas hätte geben können, ist keine Rede. Warum haben sie aber auch englisch geschrieben?

dem sich schließen ließe, daß in ihm die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele enthalten sey; ja der Prediger Salomo scheine dieselbe sogar ins Lächerliche zu ziehen. Nun führt er mehrere Stellen aus Letzterem an; diese aber handeln blos von der Vergänglichkeit alles Irdischen, so glänzend und werthvoll es auch seyn möge, und die Stellen (11, 9; 12, 7, 14), welche vom ewigen Leben zeugen, läßt er ganz weg.

Trotz der vielen Bibelstellen, welche der Verfasser in der Absicht, sie zu verspotten, anführt, ist er doch in ihren Hauptlehren eben so fremde, als in denen der Anthropologie. Ein Beyspiel statt vieler. Indem er sich (S. 203) darüber lustig macht, daß die Egypter, welche an eine leibliche Auferstehung glaubten, einst Mühe haben würden, ihre zerstreuten Gliedmassen wieder zusammen zu bringen, „könnte man dagegen den Körper eines Christen nach seinem Ableben ohne allen Nachtheil zerstückeln, und sein Herz oder seine Eingeweide sechzig Stunden von seinen andern Ueberresten entfernen, weil es nur die immaterielle Seele sey, welche nach dem letzten Gerichte Theil haben soll an den Freuden oder Leiden ohne Ende eines andern Lebens.“ So hat denn der Verf. aus der von ihm so frech verspotteten Bibel nicht einmal so viel gelernt, daß die Lehre von der Auferstehung des Fleisches einer ihrer Hauptartikel ist, der deshalb auch in das Glaubensbekenntniß aller christlichen Kirchen aufgenommen ist.

Die scythische Art, wie Bory die mongolische Rasse zu nennen beliebt, giebt ihm abermals eine fatale Veranlassung, seine schwache Seite zur Schau zu stellen. Er geht hier nämlich in der Confusion zu Grunde, welche die Schriftsteller des spätern Mittelalters durch Uebertragung des Namens Tataren an sehr verschiedenartige Völker angerichtet haben. Indeß seit längerer Zeit (vgl. Ritters Asien 2te Aufl. I. S. 274) ist diese Confusion hinlänglich entwirrt, indem jetzt sattsam nachgewiesen ist, daß der Name Tatar, der früher nur einem, zu Dschingis-Khans Zeiten aber allen Mongolen-Stämmen von den christlichen Schriftstellern beygelegt ward, später als die am kaspischen, und schwarzen Meere wohnenden türkischen Völker von den Tataren unterjocht wurden, auf dieselben ebenfalls übergieng. Die neuen Beherrscher dieser türkischen Völker waren jetzt allerdings Tataren, also von der mongolischen Rasse, ihre Unterthanen aber größtentheils Türken, die zu der kaukasischen Rasse gehören.

Indem der Verf. keine Ahnung von diesen Resultaten neuerer historischen Forschungen hat, werden nun bey ihm mit den ächten Mongolen auch die Kirgisen, Turkomanen und Türken bunt durcheinander geworfen. Wie diese zu den schönsten der Menschen, (S. 241) aus den häßlichsten unter allen, (S. 238), den ächten Mongolen, bey denen die Augen mehr als handbreit (!!) auseinanderstehen, werden konnten, will der Verf. aus ihrer Vermischung mit zirkassischen Sklavinnen erklären. Dadurch hätten allerdings bessere Formen, aber niemals eine gänzliche Umwandlung derselben entstehen können. Indeß solche läppische Hypothesen sind nicht nöthig, da die Türken zu keiner Zeit mongolischer Rasse gewesen sind. Eben so unrichtig ist es, daß den Mongolen keine eigenthümliche Religion zukäme, ausgenommen, daß sie ein geistliches Oberhaupt, Namens Lama, anerkennten, und daß sie immer die Religion der überwundenen Völker adoptirt hätten. Dieß ist so grundfalsch, daß es im Gegentheil eine höchst auffallende Erscheinung ist, wie mit der mongolischen Rasse (die freylich in größerer Ausdehnung, als es bey Bory der Fall ist, genommen werden muß), eine ganz eigene Art des Heidenthums, nämlich der Budhismus verbunden sich zeigt. Derselbe fand bey den Mongolen schon unter den ersten Nachfolgern Dschingis-Khans im Jahre 1247 Eingang, und seitdem die budhistischen Mantschus die Herrschaft über China an sich gebracht haben, haben sie die Ausbreitung ihrer

früheren Religion in diesem Lande sehr begünstigt, so daß der Budhismus jetzt auch hier die zahlreichsten Anhänger hat.

Aus den Chinesen und den indochinesischen Nationen macht der Verf. eine eigene Art, die chinesische. Indeß ist dieß keineswegs eine eigenthümliche Rasse, sondern gehört mit den Mongolen zu einer und derselben Rasse, von der sie nur eine besondere Unterrasse ausmacht. Die Differenz zwischen Chinesen und Mongolen ist bey weitem nicht so groß, als sie Bory angiebt; namentlich sind letztere nicht in solchem Maaße häßlich, als sie dieser schildert, und von handbreit aus einander gerückten Augen erzählt kein Beobachter. Wohl aber sagt Barrow von den Mantschu's, daß sie den Chinesen gleichen und daß man unter ihnen öfters Männer und Frauen von ausgezeichneter Schönheit und blühender Gesichtsfarbe sähe. Völlig unrichtig ist, was der Verfasser über ihre Religion (S. 261) äußert:

> „Die chinesischen Religionen sind frey von allem Aberglauben. Der reine Deismus ist ihre sublime Grundlage; aber es ist falsch, daß hier das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele je eine größere Geltung als bey den Juden gehabt hätte; dieß beweist ohne Widerspruch, daß sich Materialismus und Deismus sehr gut vertragen können, und daß der gesellschaftliche Zustand eines Volkes keineswegs gefährdet ist, weil es nicht an die ewige Verdammniß glaubt."

Die Tendenz dieser Schlußfolge ist klar; indeß sie trifft nicht, weil ihr Vordersatz falsch ist. Wir berufen uns deshalb auf Gützlaff, der mit der chinesischen Sprache vertraut ist, wie kein Europäer vor ihm, und den seine wiederholten Reisen nach China die vollste Competenz gegeben haben, hierüber zu urtheilen. Von den drey Religionssystemen, die in China herrschen, fehlt allerdings dem des Confucius die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele völlig; nicht minder aber auch der sogenannte reine Deismus. Ueber das Daseyn und die Eigenschaften Gottes, über unsere Verpflichtung gegen Ihn und seine Verehrung, ist ein absichtliches Stillschweigen beobachtet; dagegen empfiehlt er ausdrücklich die Verehrung der Landesgötter. Will man den Confucius auch gerade keinen Atheisten nennen, wie es viele seiner Schüler wirklich sind, weil man in seinen Schriften bisweilen Anspielungen auf ein höchstes Wesen finden kann, so sind hierüber seine Begriffe doch ganz dunkel, und er weiß auf keinerley Art das körperliche Seyn vom unkörperlichen zu unterscheiden. Die zweyte Secte, die Ta-u Secte, kennt zwar ein zukünftiges Leben und hat Ahnungen eines höchsten Wesens, aber anstatt daß diese bessere Religionsweise die Abgötterei verbieten sollte, befördert sie vielmehr dieselbe. Der Budhismus endlich hat gar keinen Gott zur Grundlage, duldet jede Art von Vielgötterei und recipirt sie, und lehrt die endliche Auflösung alles Geschaffenen und dessen Rückkehr ins Meer des Nichts; die Seelen der Menschen und Thiere sind auf einer beständigen Wanderung begriffen.

Wo ist denn unter diesen drey Religionssystemen, die in China vorkommen, wo ist der gerühmte reine Deismus mit seiner sublimen Grundlage und seinem Freyhalten von allem Aberglauben zu finden? Wir mögen den Verfasser anfassen, wo wir wollen, allenthalben stoßen wir auf dieselbe Unzuverläßigkeit.

Wenn aber der Verf. einerseits auf die unzulänglichste Weise und auf die leichtesten Merkmale hin eine Rasse in mehrere Arten zertheilt, so liefert er dagegen an seinem neptunischen Menschen ein anderes Beyspiel, wie er auch, wenn ihm gerade der Einfall kommt, die heterogensten Formen miteinander verbinden kann. Zu diesem Homo neptunianus rechnet er nämlich: 1) die Mexikaner, Peruaner, Chilesen und überhaupt alle Küstenbewohner von Kalifornien bis nach Chili, 2) die Malaien, 3) die Südsee-Insulaner und 4) die Papus. Hier bey dieser Art vermißt man vorzüglich eine Diagnose, da sich aus dem ganzen Texte nicht errathen läßt, in welchen physischen Merkmalen die Aehnlichkeit liege, durch welche sich der Verf. für

berechtigt hält, sie alle miteinander zu verbinden. Wie verkehrt eine solche Zusammenstellung ist, läßt sich leicht nachweisen.

Wenn man die kraushaarigen schwarzen Papu's mit den schlichthaarigen kupferfarbnen Mexikanern verbinden kann, so sieht Ref. überhaupt nicht ein, wie man an Aufstellung von Arten oder Rassen unter den Menschenformen noch ferner denken will. Darf man einen solchen Mischmasch annehmen, dann mag das leitende Princip für Errichtung von Abtheilungen das Alphabet seyn. Werden aber auch die genannten Amerikaner ausgeschieden, so gehören gleichwohl weder die Malaien, noch die Oceanier, noch die Papus zusammen.

Mag man die Malaien als eigene Rasse mit Blumenbach betrachten oder nicht, immerhin sind sie von den Oceaniern, wie man jetzt weiß, durch physische Merkmale und Sprache so geschieden, daß Bory, wenn er nur einige Consequenz hätte, sie nothwendig spezifisch auseinander halten mußte. Wie man gegenwärtig die Oceanier kennt, kann man sie nicht mehr von der kaukasischen Rasse trennen. Wenn Blumenbach durch Vergleichung der Maaße, welche Tilesius von einem Nukahiver entnommen hatte, auf das Resultat kommt, daß derselbe in seinen Verhältnissen mit dem Ideal aller männlichen Schönheit, dem Apollo von Belvedere übereinstimme, wie kann man eine solche vollendete Form mit Malaien und Papus zusammenwerfen?

Am ärgsten ist es aber, daß zu dem schlichthaarigen Homo neptunianus auch die Papus gehören sollen. Lesson *) hat es zuerst versucht, zwischen Papus und Papuas einen Unterschied zu machen, indeß erklären schon Quoy und Gaimard **) das Wort Papou für eine französische Verstümmelung von Papua. Diese ächten Papuas, wie sie

*) Voy. de la Coquille. Part. Zoolog. I. p. 84.

**) Freycinet, voy. autour du monde. Zool. I. pag. 6.

Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Caledonien u. s. w. bewohnen, werden von dem Verfasser später als eigenthümliche Art, Homo melaninus aufgeführt; sie gehören allen Merkmalen nach zur großen äthiopischen Rasse. Mit diesen Papuas haben sich aber auf den kleinen Inseln Waigin, Sallawaty, u. s. w., zum Theil auch auf Neuguinea, Malaien, welche die Herren jener kleinen Eilande sind, vermischt, und daraus sind eine Art von Mestizen hervorgegangen, bey welchen das Haar minder wollig, bey einigen sogar schlicht ist. *) Dieß sind nun die sogenannten Papus von Lesson, welche demnach keine besondere Rasse, sondern nur Bastarde sind, wie sie allenthalben entspringen, wo verschiedene Rassen zusammenwohnen. Da Bory bey seinen Arten die Bastarde nicht aufgeführt hat, so können auch diese nicht aufgenommen werden, um so weniger, da die ächte Negerbildung unter ihnen vorherrschend ist.

Wie nun aber unter dem Homo neptunianus die heterogensten Formen verbunden sind, so reißt dagegen der Verf., wahrscheinlich um eine Abwechselung zu geben, die homogenen Formen der amerikanischen Völker auf die willkührlichste Weise auseinander. Wir haben schon gesehen, daß es ihm beliebt hatte, die Mexikaner, Peruaner und Chilesen zu dem neptunischen Menschen zu stellen. Nicht minder ist es unrichtig (II. S. 105), daß er die schlichthaarigen Feuerländer, die nach Forster und Steckes weiter nichts als ein entarteter Schlag der amerikanischen Rasse sind, mit den wollhaarigen Bewohnern von Vandiemensland, welche der äthiopischen Rasse angehören, zusammenstellt.

(Schluß folgt.)

*) Unter den Mischlingen, welche den zahlreichsten Theil der Bewohner jener Eilande ausmachen, haben Quoy und Gaimard auch die ächten Neger-Papuas wahrgenommen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

L'Homme (Homo). Essai zoologique sur le genre humain. 3e. édition, par M. Bory de Saint-Vincent. Paris 1836. 2 Vol. in 12. mit einer Karte.

(Schluß.)

Was von der amerikaniſchen Raſſe noch übrig bleibt, zerfällt er abermals in drey Arten, in den Homo columbicus, americanus und patagonicus. Zum kolumbiſchen Menſchen gehören die Indianer von Kanada und dem ſonſtigen Nordamerika, die Karaiben und die Bewohner von Guiana. Der amerikaniſche Menſch begreift in ſich die Ureinwohner von Braſilien und Paraguay. Hinſichtlich der Patagonen vertröſtet uns die neue Auflage auf d'Orbigny's Reiſe; es wäre aber zur einfachen Charakteriſtik des Homo patagonicus völlig hinreichend geweſen, wenn der Verf. mit King's Beſchreibung ſich bekannt gemacht hätte. So hat alſo Bory ohne weitere Motivirung die amerikaniſche Raſſe in 5 Arten mit gleicher Willkühr als Unrichtigkeit auseinander geriſſen; denn das Zeugniß von Humboldt allein genügt, um dieſe Zertheilung als unſtatthaft nachzuweiſen.

Dieſer berühmte Reiſende ſagt: „Die Indianer von Neuſpanien gleichen im Ganzen denen von Kanada, Florida, Peru und Braſilien.“ Daſſelbe iſt mit den Patagonen der Fall. Ein tiefer eingehendes Studium dieſer amerikaniſchen Völker, eine ſorgfältige Charakteriſtik ihrer Stämme, wie wir es bey Prichard finden, darf bey einem Autor, wie der unſrige, natürlich gar nicht verlangt werden.

Auf daſſelbe müſſen wir bey der aethiopiſchen Raſſe gleich von vorne herein Verzicht leiſten. Bory zertheilt ſie in 5 Arten: 1) Homo australasicus, 2) Homo aethiopicus, 3) Homo Cafer, 4) Homo melaninus (die Papuas) und 5) Homo Hottentotus. Nur einige Bemerkungen, um bald zu Ende zu kommen.

Die Neuholländer, wie überhaupt alle Alfuren, obſchon ſie nicht krauſes Haar haben, gehören doch den übrigen Merkmalen nach zu der aethiopiſchen Raſſe, bey der, wie bey jeder andern Raſſe, es durchaus kein Merkmal giebt, das conſtant durch alle Abänderungen hindurch gienge. Die affenartige Schlankheit der Extremitäten, welche der Verf. noch als ein weſentliches Merkmal ſeiner auſtraliſchen Art angiebt, iſt, wie dieß jetzt hinlänglich bekannt iſt, keineswegs allgemein, ſondern von dem armſeligen Zuſtand einiger Stämme herrührend, indem alle Neuholländer, welche hinlänglich Nahrung haben, als wohlgebaute, ſtämmige Leute beſchrieben werden. Eben ſo unrichtig iſt es, daß alle ohne Hütten, und ohne geſelliges Zuſammenhalten lebten. Dieß gilt blos von den um Port Jackſon wohnenden, während ſie im Innern in größeren Schaaren vorkommen, und hier, ſo wie an andern Puncten der Küſte, künſtliche Hütten ſich erbauen. Seine ganze Schilderung der Neuholländer hat überhaupt keine allgemeine Gültigkeit, weil alle die vielen neueren engliſchen Werke hierüber nicht benützt ſind.

Eben ſo oberflächlich und unrichtig iſt ſeine Schilderung der Neger und Kaffern; am auffallendſten aber tritt dieß bey den Hottentotten hervor,

weil ihm außer Levaillant durchaus keine neuere Autorität scheint zu Gebot gestanden zu haben. Zwar nennt er Lichtenstein seinen savant ami, daß er aber seine Reise gelesen hat, davon findet sich wenigstens in seiner Darstellung der Hottentotten keine Spur; auch ist es auffallend, daß selbst noch in der sogenannten dritten Auflage Lichtenstein abermals Lichtienstein geschrieben ist. Von den Hottentotten können wir folgende erbauliche Schilderung bey Bory (II. S. 124) lesen:

„Unter allen Menschenarten stehen sie am nächsten der zweyten Gattung der Bimanen durch ihre Formen, zugleich sind sie auch dem Orange am meisten durch den geringen Grad ihrer intellektuellen Fähigkeiten genähert; zu ihrem Glück sind die Hottentotten dermassen viehisch, faul und dumm, daß man darauf verzichtet hat, sie zu Sclaven zu machen. Kaum können sie ein Raisonnement anstellen. Mit unbearbeiteten Thierfellen bekleidet, von wilden Wurzeln und Thiereingeweiden sich ernährend, in Höhlen oder Gehölze sich zurückziehend, machen sie kaum Gebrauch vom Feuer, ausser um ihre Pfeiffen anzuzünden. Der häusliche Heerd ist ihnen fast unbekannt, und sie erbauen keine Dörfer, wie die Kaffern, welche diese Miserabeln als eine Art Wildpret betrachten, auf sie Jagden anstellen und sie allenthalben ausrotten."

Von einem solchen Zustand der Dinge, wie ihn hier der Verf. schildert, weiß aber kein Beobachter, der an Ort und Stelle war, etwas, selbst Levaillant nicht, der vielmehr zuerst die Hottentotten gegen die gewöhnlichen Verunglimpfungen in Schutz nahm. Diese Schilderung, wie sie Bory entwirft, findet nur zum Theil auf die Buschmänner eine Anwendung, obschon auch viele von diesen in kleinen Dörfchen beysammen leben, während alle mit dem Gebrauche des Feuers bekannt sind. Die eigentlichen Hottentotten aber, sowohl in der Kapkolonie, als ausserhalb derselben die Namaquen und Koranen, wohnten zu allen Zeiten in kleinen Dörfern, Kraals genannt, die unter eignen Kapitänen stehen. Daß die Kolonie-Hottentotten, so lange sie unter dem Drucke der Kolonisten und in gänzlicher Entfremdung aller Erkenntniß und Verehrung Gottes lebten, schmutzig, faul und träge an Leib und Geist waren, ist hinlänglich bekannt; aber eben so bekannt ist es auch, daß durch die Einführung des Christenthums und neuerdings auch durch eine bessere Behandlung von Seite der Regierung, die Hottentotten aus ihrem Dumpfsinne erwacht sind, in wohlgeordneten Dörfern leben, nach europäischer Art sich kleiden, Ackerbau und Gewerbe treiben. Vortrefflich haben sie sich auch in den europäischen Kriegsdienst schicken gelernt, und noch im neulichen Kaffernkrieg haben sie wesentlich zur Rettung der Kolonie und zur Bezwingung der Feinde beygetragen. Von der Bekanntschaft mit solchen offenkundigen Thatsachen sich frey gehalten zu haben, wie es Hr. Bory gethan hat, scheint in der That keine leichte Aufgabe gewesen zu seyn.

§. 4. Ob jede Art des Menschengeschlechts ihre eigene Wiege hatte.

Der Verfasser beantwortet diese Frage mit Ja, und weist für seine 15 Arten 15 solcher Wiegenplätze an, wozu er die Gebirge auswählt. Da er sich hier in dem weitläufigen Irrgarten der Fantasterei ohne Plan und Ziel ergeht, mag es uns der geneigte Leser erlassen, dem Verfasser hierin nachzufolgen.

§. 5. Von der Wichtigkeit der Ergebnisse, welche die Naturgeschichte des Menschen aus philologischen und statistischen Untersuchungen ziehen kann.

Welch eine beklagenswerthe Gestalt eine Anthropologie bekommt, die dieser und anderer Hülfsmittel entbehrt, hat uns der Verf. in seinem Buche so klar und deutlich vor Augen gestellt, daß wir von der Wichtigkeit solcher Studien vollkommen überzeugt sind.

§. 6. Vom Menschen im Naturstande, und wie er daraus hervorgeht, um sich zur Civilisation zu erheben.

Um den Leser, der uns bisher in dieser uner-

freulichen Darstellung gefolgt ist, eine kleine Erheiterung zu gewähren, wählt Referent aus diesem Paragraph die Borysche Lehre von den Weltaltern aus. Besondere Bemerkungen sind hiebey nicht nöthig.

„Der Mensch ist unter allen Kreaturen diejenige, welche mit den meisten Bedürfnissen und den geringsten Mitteln sie zu befriedigen, auf die Erde geworfen wurde, und er hätte sich nicht lange so gehalten, wenn er nicht in seiner Schwäche selbst mächtige Antriebe, aus seiner thierischen Lage hervorzugehen, gefunden hätte. Er war mit keinem Pelze bedeckt, er mußte sich Kleidungen suchen, er hatte weder Krallen noch Fangzähne, noch Stacheln, noch Schuppen, daher mußte er auf Vertheidigungsmittel denken, die Füße waren ohne harte Nägel, daher mußte er für lange Wanderungen Fußbedeckungen erfinden. Als die Menschen nach vielen Jahrhunderten dahin gekommen waren, sich Kleider, Schuhe und Waffen zu verfertigen, waren sie gleichwohl höchstens den Bären und Einhufern gleich; doch hätte der Mensch nicht dem geringsten seiner Bedürfnisse abhelfen können, wenn er nicht unter dem Schutze Derjenigen, die ihn gebar, groß geworden wäre, und dadurch eine Art Erziehung bekommen hätte. Gleichwohl konnten aus dieser gegenseitigen Anhänglichkeit nur wenig eingewurzelte Gewohnheiten, wie bey den Feldmäusen, Beutelthieren und Seehunden hervorgehen, welche in einer Art geselligem Zustande leben sollen, weil sie sich, um zu reisen, in Truppen vereinigen. Die Menschen waren bey ihren rohen Begierden getrieben, um Alles zu streiten, von der Beute an bis zum Besitz einer Frau. Da der Mensch keiner bestimmten Brunstzeit unterworfen ist, hielten es die beyden Geschlechter für rathsamer beständig zusammen zu bleiben, als jedesmal neue Bewerbungen zu machen, welche wie bey den Spinnen nicht ohne Gefahr seyn konnten, weil bey dem damaligen grossen Appetit nach Menschenfleisch Mann und Frau nach der Paarung sich hätten auffressen können. — — Die Form der Hände wurde ein mächtiges Regulirungsmittel für das Urtheil, doch konnten diese Hände den Menschen nur auf die Linie der Orang Outang bringen. Der Mechanismus des Sprachvermögens allein war es, der seine Erhebung in der Natur bestimmte, und seitdem jedes Paar oder jede Familie sich eine Art von Vocabularium machte, konnte das menschliche Geschlecht an die Herrschaft im Universum denken. Doch marschirten Mann und Frau paarweise, von ihren sie nachahmenden Kindern begleitet, zur Vertheidigung, wie zum Angriff bewaffnet, mit Fellen bekleidet und eine Art Sprache redend, so daß sie doch nichts weiter als wilde Thiere (brutes farouches) waren. Sie waren selbst nicht einmal bis auf den Standpunkt der Hottentotten gelangt. Die Thatsachen fehlen, um festzusetzen, wie lange unsere ersten Eltern in diesem wilden Zustande waren, wo die Menschenfresserey an der Tagesordnung war; diese Periode ist es, welche die Dichter das goldene Zeitalter genannt haben."

In diesem Zustande wäre nach dem Verfasser der Mensch ewig geblieben, wenn nicht ein ausser ihm liegendes Ereigniß eine Vervollkommnung seines Zustandes herbeygeführt hätte.

„Hier beginnt das silberne Zeitalter, wo der wahre gesellige Zustand an die Stelle der bloßen Familienverbindung tritt, einer Verbindung, analog der von Banden, wo wie bey den Waldeseln und Kranichen der älteste vorausmarschirt. Diese zweyte Epoche datirt sich von der Entdeckung des Feuers her."

Mit der Kunst, die Metalle aus der Erde zu graben und das Kupfer zu gewinnen, tritt der Mensch in ein noch höheres, in das eherne Zeitalter ein. Ihm folgt das eiserne Zeitalter, und gegen die gewöhnliche Meinung ist es das beste. Allein es kommt noch ein allerletztes, ein fünftes Zeitalter, das der Verfasser ausfindig gemacht hat, und das von der Buchdruckerey sich herschreibt.

„Seit dieser merkwürdigen und heiligen Erfindung sind handgreifliche Irrthümer, die als ewige Wahrheiten angenommen waren, weil ihre Wurzeln sich bis in die Wiege des Menschengeschlechts verloren, allenthalben, wo mobile Charaktere die Hülfstruppen des gesunden Menschenverstandes werden konnten, wankend gemacht worden. Jene Art von Betrügereyen, welche seit dem Frevel an Prometheus die Leichtgläubigkeit der Menschen gemißbraucht hatte, wird vergeblich das Reich des Aberglaubens zu verlängern sich bemühen; doch die Zeiten gehen in Erfüllung, das Zeitalter der Vernunft naht, und bereitet den künftigen Geschlechtern eine Glückseligkeit, höher als Alles, was wir in der Mitte der Dämmerung, in der wir noch leben, gewahr werden können."

Referent hatte anfangs gehofft, daß der Verfasser, nachdem zwischen der zweyten und dritten Ausgabe „die große Woche" eingetreten ist, diese ihm eine hinlängliche Veranlassung seyn werde, um uns vermittelst eines neuen Blattes mitten in die neue Herrlichkeit des Zeitalters der Vernunft einzuführen. Doch Referent hat sich geirrt; wie im Jahre 1827

spricht der Verfasser auch noch 1836: „Greifen wir nicht in diese Zukunft ein, die uns nicht gehört.“

Hiemit beschließt Referent die kritische Anzeige eines Buches, das er wegen seiner Unkenntniß der Literatur und des Gegenstandes, wegen seines Mangels an einer wissenschaftlichen Haltung, wegen der Trivialität der darin niedergelegten Ansichten, und der Frivolität, womit die ernstesten Dinge behandelt werden, als eine der unerfreulichsten Erscheinungen auf dem literärischen Gebiete bezeichnen muß. Wenn der weimarsche Uebersetzer es bey diesem Buche nicht wie bey dem berühmten Lichtenberg'schen Messer macht, daß er ihm eine neue Klinge und einen neuen Griff ansetzt, so kann er mit seiner Arbeit weder auf Ehre, noch Dank rechnen.

Andr. Wagner.

Geschichte, Systematik und Literatur der Insectenkunde, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Als Handbuch für den Jünger, und als Repertorium für den Meister der Entomologie, bearbeitet von M. Dr. J. N. Eiselt, Physikus der k. böhm. Leibgedingstadt Policzka ꝛc. Leipzig 1836. 255 S. 8.

Der Verf. versichert in der Vorrede, daß „bey Bearbeitung dieses Werkes Alle naturhistorischen Zeitschriften benützt wurden,“ was allerdings die möglichste Vollständigkeit erwarten läßt. Zugleich ersieht man aber auch aus dem Datum der Vorrede, das auf den 20 März 1824 gestellt ist, daß man eine solche nur bis zum Schluße des Jahres 1833 verlangen könne. Die Schrift selbst besteht aus zwey Abschnitten, welche sich blos auf die eigentlichen oder sechsfüßigen Insecten beziehen.

1. Abschnitt: Literärgeschichte und Systematik der Entomologie. Der Verfasser zerfällt sie in 6 Perioden oder Zeitalter, und zwar 1) in das genetische, 2) das progressive, von Aristoteles bis Gödart, 3) das anatomisch-physiologische von Gödart bis Linné, 4) das Zeitalter des Flügelsystems von Linné, bis Fabricius, 5) das des Kiefernsystems bis Latreille, und 6) das Zeitalter des eclectischen Systemes von Latreille bis auf die gegenwärtige Zeit. — Diese Eintheilung wäre so übel nicht, nur müßten die erste und zweyte Periode zusammen fallen, indem es eben so sonderbar als ungeeignet erscheint, wenn Adam, Zoroaster, Hermes Trismegistus, Orpheus u. s. w. unter den Entomologen aufgeführt werden. Von den hauptsächlichsten entomologischen Schriftstellern giebt der Verf. ihre schematsche Eintheilung der Insekten an, ohne sich eine weitere Kritik zu erlauben. Lamarcks letzte Eintheilung ist ihm übrigens blos aus der Isis bekannt. Latreille's neueste Eintheilung in der zweyten Ausgabe von Cuvier's Règne animal, und dessen Cours d'Entomologie, 1832, ist hier nicht angeführt, eben so wenig die von Burmeister, welche im nämlichen Jahre erschienen ist.

II. Abschnitt: Literatur der Entomologie. In diesem Abschnitte ist allerdings eine ausserordentlich zahlreiche Literatur zusammengestellt; wenn jedoch der Verf. der Meynung ist, alle naturhistorischen Zeitschriften benützt zu haben, so ist er im Irrthum befangen, und selbst eine flüchtige Durchsicht läßt manches neuere Werk vermissen, das hier nicht fehlen sollte, wenn man auch mit dem Ende des J. 1833 abschliessen wollte. Um nur einige dieser Lücken bemerklich zu machen, so sind z. B. die englischen Journale fast nur nach dem Bülletin von Ferussac oder der Isis citirt; bey der Angabe der Zeitschriften vermißt man die Transactions of the entomological society of London, Guerin *) magasin d'Entomologie, Annales de la Société entomologique de France, Revue entomologique par Silbermann, the entomological Magazin; ferner fehlt: Perty, icones et descriptiones animalium articul. Brasil., Griffith's animal Kingdom (Vol. 14 — 15) u. s. w. Auch sind fehlerhaft gedruckte oder vielmehr, da sie immer wiederkehren, fehlerhaft geschriebene Namen, wie Ferrussac st. Ferussac, Lamark st. Lamarck, Eschholz st. Eschscholtz, ein Uebelstand, und am meisten zu rügen ist es, daß ein im Jahre 1836 ausgegebenes Literaturverzeichniß um mehrere Jahre vorher bereits abschließt. Trotz diesen mancherley Ausstellungen wird vorliegendes Werkchen bey seiner großen Reichhaltigkeit ein bequemes Hülfsmittel seyn, um schnell eine Uebersicht über die entomologische Literatur im Ganzen, wie für die einzelnen Ordnungen zu erlangen, und Jeder kann sich das Fehlende, was doch im Ganzen nicht viel zu dem wirklich Gegebenen ist, leicht nachtragen. Auf solche Weise wird dieses, auf jeden Fall mit großem Fleiße ausgearbeite Repertorium dem Meister, wie dem Jünger, gute Dienste leisten.

*) Dieß Magazin ist jedoch im 6ten Abschnitt: Entomographi singulares angegeben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Simonidis Amorgini Jambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker. Bonnae. MDCCCXXXV. 8. Aus des Rheinischen Museum dritten Jahrgangs drittem Heft besonders abgedruckt. 88 Seiten.
2. Simonidis Cei Carminum reliquiae. Edidit Dr. F. G. Schneidewin. Brunsvigae. MDCCCXXXV. 8. LIV. und 262 Seiten.
3. Simonides d. ä. von Keos nach seinem Leben beschrieben und in seinen poetischen Ueberresten übersetzt und erklärt vom Prof. Franz Wilh. Richter, Rector des gemeinschaftlichen hennebergischen Gymnasiums zu Schleusingen. Schleusingen, 1836. 4. und 20 Seiten.

Die griechische Literaturgeschichte nennt bekanntlich zwey ziemlich gleich berühmte Dichter, Namens Simonides, unter denen der ältere aus Amorgos, Zeitgenosse des Zaleukus und der Cycliker, als ein Repräsentant der jambischen, oder satyrischen Poesie, der jüngere aus Ceos, Zeitgenosse des Leonidas, als ein Repräsentant der lyrischen Poesie, Aufnahme in dem alexandrinischen Kanon fand. Beyder Dichtungen sind lediglich in einer, allerdings verhältnißmäßig bedeutenden, Zahl von Fragmenten übrig, welche sich unter andern in den Poetis minoribus Graecis von Th. Gaisford gesammelt finden. Aber hier sind sie nicht gesondert, weil es bisweilen ungewiß bleibt, welcher von beyden Dichtern unter dem gemeinsamen Namen gemeynt sey, obgleich ihn der Lyriker gewöhnlich κατ' ἐξοχήν führt, der ältere aber durch den Zusatz ὁ ἰαμβογράφος unterschieden wird. Die beyden vorliegenden Sammlungen von zwey, in diesem Felde der griechischen Literatur, schon bewährten Gelehrten sind besonders darauf bedacht, die Fragmente zu sondern und jedem der Dichter das Seine zu geben.

Nro. 1. Herr Welcker, welcher schon früher die Fragmente der jüngeren Jambographen Hipponax und Ananias herausgegeben, schickt der Sammlung selbst eine kritische Untersuchung über das Leben und die Schriften des Amorginers voraus, woraus wir einige der wichtigeren Resultate entheben, um etwaige Bemerkungen anzufügen.

Da außer den Jamben Suidas auch ἐλεγείαν ἐν βιβλίοις und ἀρχαιολογίαν τῶν Σαμίων des Simonides anführt, so vermuthet Hr. W. beyde Angaben combinirend, Simonides habe eine Geschichte von Samos in Distichen geschrieben. Das ist schwer zu glauben. Das elegische Versmaß hat einen so entschieden lyrischen Charakter, daß in jenen alten Zeiten ein Mißbrauch desselben für epische Darstellungen höchst unwahrscheinlich ist. Die Analogien, welche Hr. W. beybringt, sind theils problematische, wie das elegische Epos des Xenophanes (der Ausdruck ἓπη δισχίλια weist auf Hexameter und dann δείξω δὲ κέλευθον auf ein didaktisches Gedicht hin), theils unähnliche, wie die Elegien des Mimnermus und des Theognis, die nach ihrem Thema gewiß lyrischen Inhalts waren.

Desto treffender wird über die Jamben des Simonides selbst bemerkt, daß sie nicht bloß satyrischer, sondern auch gnomischer Natur waren, was den gewöhnlichen Begriff eines Jambographen bedeutend rectificirt; ob aber gerade so, daß das eine der zwey Bücher rein gnomisch, das andere rein satyrisch war, wie H. W. behauptet, lassen wir dahin gestellt seyn. Beyde Gattungen sind sehr verwandt, und wie sie in einander übergehen und in einem und demselben Gedicht vereinigt seyn können, ist aus Horazens didaktischen Gedichten ersichtlich.

Daß er seine Gnomen nicht, wie Hesiod und Theognis, an ein Individuum, sondern an die Jugend überhaupt richtete, abstrahirt H. W. aus der einen Stelle

ὦ παῖ, τέλος μὲν Ζεὺς ἔχει βαρύκτυπος

mit nicht genügender Evidenz. Ohne wirkliche Nöthigung durch unwidersprechliche Beweise wird es Ref. nicht glauben. Eine solche Anrede eines Collectivums oder Abstractums ist nicht bloß der Gewohnheit, sondern auch dem Geiste des Alterthums entgegen; man müßte sich denn den Dichter als Schulmeister von Fach und Beruf denken.

Gaisford hatte 231 Fragmente des doppelten Simonides gesammelt, welche durch seine, Barkers und W. Dindorfs Nachträge auf die Zahl von 243 sich vermehrte. Von diesen scheidet H. W. 27 für den Jambographen aus (vielleicht zu viel, denn Fr. III. und IV. sind erst durch die Conjecturalkritik zu Jamben umgestempelt; besonders hat Fr. III. einen lyrischen Character), und vermehrt sie mit 4 bisher übersehenen, so daß seine Sammlung aus 31 Fragmenten besteht.

Die meisten derselben bestehen in einzelnen, von Grammatikern citirten Wörtern oder Versen; der Geist des Dichters läßt sich nur in zweyen erkennen, die uns Stobäus erhalten hat. Das eine n. I. handelt in 24 Senarien von der Nichtigkeit des irdischen Lebens und der menschlichen Bestrebungen, das andere berühmtere, in 118 Versen, n. VIII., von den verschiedenen Characteren der Weiber. Beyde sind von H. W. mit besonderem Fleiße emendirt und erläutert, wozu die Vorarbeiten von Gesner, Grotius und Gaisford immer noch Stoff übrig gelassen haben. Vielleicht hat auch Hr. W. noch nicht alles erschöpft; z. B. I. 10 giebt er nach Gesner

νέωτα δ' οὐδεὶς ὅστις οὐ δοκεῖ βροτῶν
πλούτῳ τε καὶ γαθοῖσιν ἵεσθαι φίλον

für die Lesart der MSS. φίλος. Warum nicht lieber φίλως, nach φίλως εἰπεῖν, willkommen heissen. Dagegen ist νέωτα richtig als Accusativ und als Subject von ἵεσθαι gefaßt, wie sich aus der Polemik gegen Schneider und Passow errathen läßt. In Fr. VIII. 5. de mulieribus war αὕτη in αὐτὴ Gegensatz von πάντ' ἀν οἶκον zu ändern. Warum v. 8 das Comma nach γυναῖκα getilgt worden, hätten wir gerne begründet gesehen. Eben so wenig kann es v. 12 nach τὴν δ'ἐκ κυνός fehlen. Die Worte v. 10

τὸ μὲν γὰρ αὐτῶν εἶπε πολλάκις κακόν,
τὸ δ'ἐσθλόν· ὀργὴν δ' ἄλλοτ' ἀλλοίην ἔχει

werden durch H. W's. Erklärung: Cum omnia sciat, eorum nunc quod bonum nunc quod malum est, loquitur, prout lubet mente variabili, nicht sonderlich klar. Der Gedanke ist einfach: zu τὸ μὲν αὐτῶν ist aus dem vorigen τὸ ἄμεινον, und zu τὸ δέ eben so τὸ κακόν als Apposition zu suppliren. „Sie ist eine sophistische Füchsin, sie weiß recht wohl, was gut und schlecht ist, aber nach Belieben und Umständen nennt sie das Gute schlecht, und das Schlechte gut.“ Der sinnlose V. 27 ist neuerlich durch Th. Bergk in den Actis Societ. Graec. Vol. I. Fasc. 1. p. 201 trefflich hergestellt

τὴν δ'ἐκ θαλάσσης, ἣ δύ' (MSS. ἠδύ) ἐν
φρεσὶν νοεῖ.

V. 25 muß nothwendig κοὐδ' ἄν statt κοὔτ' ἄν

geleſen werden. Vergl. Soph. El. 373. 1304. Aristoph. Avv. 618.

V. 14 ſchreibt Hr. W.

τὴν δ' ἐκ κυνὸς λιτοργὸν αὐτομήτορα

und erklärt λιτοργός durch λιτὸς ὀργήν, was ſchlecht bedeuten ſoll. Das iſt bedenklich; denn λιτός, mit leiſe identiſch, konnte zwar allenfalls in die Bedeutung von charakterlos übergehen, aber dieß Beywort würde dem Weſen der hier geſchilderten hyperenergiſchen Frau ganz entgegen ſeyn. Soll das vom Referenten vorgeſchlagene λειτουργός nicht gelten, ſo müßte λιτοργός wenigſtens doch wie ἀλιτήμων mit ἀλιτεῖν in Verbindung bleiben. Auch H. W's. Erklärung von αὐτομήτορα, ganz die Mutter, iſt zwar ſprachlich zuläſſig, aber da keine Mutter von gleichem Charakter weit und breit genannt iſt, völlig unpaſſend. Es muß durchaus eine Eigenſchaft bezeichnen, durch die das Weib einem Hunde ähnelt. Der Hund aber iſt bekanntlich bey den Griechen nicht ein Symbol der Niederträchtigkeit, wie bey uns, ſondern der Unverſchämtheit. Dieſe Eigenſchaft kommt aber nach griechiſchen Begriffen einer Frau zu, die ſelbſtändig wie der Mann ſich berathen will, und, wie das folgende ausführt, gegen das Bekannte

γύναι, γυναιξὶ κόσμον ἡ σιγὴ φέρει

ſich verfehlt. Daher hält Ref. ſeinen Vorſchlag αὐτομήστορα, die nur ihrem eigenem Kopfe folgt, auch für richtig; Hr. W. Einwendung gegen die epica gravitas, die darin liege, iſt eher eine Beſtätigung. V. 42 erwähnt H. W. eine Conjectur Schäfers:

φυὴν δ' ὡς ἄλοτ' ἄλλοίην ἔχει

ſtatt ὡς πόντος ἀλλοίην, und hat wohl gethan, ſie nicht aufzunehmen; aber ſie hätte zu der motivirenden Gegenbemerkung veranlaſſen ſollen, daß ἀλλοίην brachylogiſch durch ἄλλοτ' ἀλλοίην, wie v. 11, zu erklären ſey; wie Ref. erinnert hat de brachylog. p. 9. Der Vers ſcheint aber in anderer Hinſicht doch verderbt; denn wie er jetzt lautet, bildet φυὴν δὲ einen Gegenſatz von ὀργήν, ganz im Widerſpruch gegen den Geiſt der Stelle. Es muß heißen:

ταύτῃ μάλιστ' ἔοικε τοιαύτῃ γυνή·
ὀργὴν φυὴν δ' ὡς πόντος ἀλλοίην ἔχει.

d. h. innerlich und äußerlich. In dem dunkeln V. 58

ἢ δούλι' ἔργα καὶ δύην περιτρέπει

läßt Hr. W. nur die früheren Ausleger ſprechen und emendiren, ohne ſich ſelbſt zu entſcheiden. Ref. hält περιτρέπει für ächt; es hat die neutrale Bedeutung, wie in Hom. Il. XI. 469, und iſt κατὰ τὸ νοούμενον mit dem Accuſativ verbunden, wie im gleichen Sinne ἀποτρέπεσθαι und aversari, und von dieſen Synonymis nur durch ſeine komiſche Farbe unterſchieden, etwa vergleichbar unſerem: vor einer Gefahr oder Arbeit umkehren oder rechtsummachen.

Der V. 79 iſt nicht ſattſam erklärt; denn der Affe iſt nicht ein Bild der Verſchmitztheit, was der vorangehende Vers andeuten würde, ſondern der Häßlichkeit und Poſſirlichkeit, daher ſcheint der Vers von ſeinem urſprünglichen Platz verrückt und nach V. 74 zu gehören:

αἴσχιστα μὲν πρόσωπα· τοιαύτῃ γυνὴ
εἶσιν δ' ἄστεος πᾶσιν ἀνθρώποις γέλως,
ὥσπερ πίθηκος· οὐδὲ οἱ γέλως μέλει.

Warum ſchreibt V. 82 H. W. χ'ὡς d. h. κἰν ὡς ſtatt χὡς oder χὡς wie p. 85 d. h. καὶ ὡς? Die Erklärung von V. 110 κεχηνότος γὰρ ἀνδρός durch: abrupta oratio sive aposiopesis iſt ſehr glücklich und evident, und durfte mit mehr Entſchiedenheit hervortreten; nur ſollte das verſchwiegene Verbum: λωβᾶται oder οὐ λέγω τί ποιεῖ durch einen Gedankenſtrich repräſentirt ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; by Captain Back R. N. Commander of the expedition. London, 1836. 8. Mit Stahlstichen und 1 Landkarte.

Die Auffindung einer Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean in das große Weltmeer an irgend einem Punct der amerikanischen Küsten nordwärts von der Magellansstraße galt schon seit Jahrhunderten für eines der wichtigsten nautischen Probleme. Spanier, Franzosen und Engländer bemühten sich in rühmlichem Wetteifer um dessen Lösung, wohl erkennend, von welcher unermeßlichen Bedeutsamkeit für die gesammte Schiffahrt ein Wasserweg quer durch den amerikanischen Continent unter näher gelegenen wirthlicheren Breiten, als zwischen Patagonien und dem winterlichen Feuerlande, oder um das stürmische Cap Horn seyn müsse. Daß indessen an den Küsten des südlichen Continentes bis zur Landenge von Panama herauf ein solcher Weg nicht gesucht werden dürfe, zeigten die in ununterbrochenem Mauerähnlichem Zuge fortsetzenden Cordilleren von Chili und Peru schon bey Zeiten. Eben so überzeugte man sich bald, daß auch in Nordamerika wenigstens bis gegen 50° n. Breite keine Passage zu finden sey. Von hier aus blieben aber noch mindestens 10° nordwärts, wo die See einen großen Theil des Jahres schiffbar und eine Durchfahrt schon wegen der Nähe von Europa von der größten Wichtigkeit erschien. Allein die Untersuchung eben dieses Striches war mit den meisten Schwierigkeiten verbunden. Die zahlreichen Inselgruppen südlich von den Fuchsinseln und die Buchten von da bis zur Beeringsstraße an der in diesen Breiten fast völlig unbekannten Westküste, so wie die großen Meerbusen und Bayen an der Ostküste nordwärts von der Lorenz-Bay mit ihren mannigfachen Windungen und Verschlingungen im Innern boten lange Zeit reichen Stoff zu Entdeckungsreisen und Conjecturen aller Art. Indem aber auch diese Küsten allmählich bekannter wurden und damit die Durchfahrt, sollte sie je existiren, immer weiter nach Norden in der Schiffahrt wenig zugängliche Breiten verlegt werden mußte, verringerte sich auch ihre Brauchbarkeit und Bedeutung für die merkantilische Welt und die Frage wurde damit fast rein wissenschaftlicher Art. Es handelte sich nicht mehr darum, die beyden größten Meere durch einen nahen und bequemen Wasserweg zu verbinden, sondern nur mehr auszumitteln, ob das wüste, wohl für alle Zeiten keines Anbaues und keiner stationären Bevölkerung fähige Polarland Amerikas ein zusammenhängender Continent, oder durch eine, oder vielleicht mehrere Meerengen in große Inseln getheilt sey. Rußland und England, durch den Besitz weitläufiger Küstenstriche und die wichtigen Erträgnisse des Pelzhandels und der Fischereyen noch am meisten bey der Sache betheiligt, boten fortwährend Alles auf, zur Gewißheit über diese Frage zu gelangen. In diesem Sinne wurden die Expeditionen unter Kotzebue u. s. w. nach dem kamtschatkischen Meere von russischer und die zahlreichen Untersuchungsreisen zu Wasser und zu Lande, theils durch die Regierung, theils durch die Hudsonsbaykompagnie, ja selbst durch einzelne Privaten, von englischer Seite unternommen, wobey Hearne, Parry, Franklin, Richardson, die beyden Ross und neuerlich unser oben genannter Reisender, sich so ausgezeichnete Verdienste erwarben. Die letzte Expedition dieser Art hatten der englische Marine-Capitain John Ross und sein Neffe James Ross im Jahre 1829 nach den Polarländern geführt, aber bis zum Winter 1832 waren weder Nachrichten von ihnen eingegangen, noch sie selbst zurückgekehrt. Man mußte deshalb den quälendsten Besorgnissen um ihr Schicksal Raum geben, und der Bruder des älteren und Vater des Jüngeren der beyden Reisenden, Sir George Ross in London, bot demzufolge Alles auf, damit durch Absendung einer neuen Expedition zur Aufsuchung der muthmaßlich Verunglückten diesen Hilfe, oder ihren Freunden wenigstens sichere Kunde von ihrem Loose zu Theil werde. In der allgemeinen enthusiastischen Theilnahme, die seine Bemühungen krönte, zeigte sich ein neuer erfreulicher Beweis, welchen Werth jeder Engländer auf das Schicksal der unerschrockenen Seeleute legt, denen er die Macht und den Glanz seiner Nation verdankt. In kürzester Zeit war, um die Kosten des Unternehmens zu decken, eine Subscription von mehr als 7000 Pfund Sterling zusammengebracht, zu welcher der König selbst 2000 und viele Privaten bis über 100 Pfund beytrugen. Der durch seine Theilnahme an den früheren Polar-Expeditionen rühmlichst bekannte Naturforscher Dr. Richardson machte den Plan, wie die Reise einzurichten sey, und es handelte sich nur noch um einen tüchtigen Mann, dem die Leitung der Expedition anvertraut werden konnte. Zu dieser Zeit, im Winter 1832, befand sich Kapitain Back von der kön. Marine auf einer Reise in Italien, erfuhr aber kaum durch Briefe seiner Freunde von dem projectirten Unternehmen, als er schleunigst nach England zurückkehrte, um seine Dienste dabey anzubieten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Simonidis Amorgini Jambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker ect.
2. Simonidis Cei Carminum reliquiae Edidit Dr. F. G. Schneidewin etc.
3. Simonides d. ä. von Keos nach seinem Leben beschrieben ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zu V. 112 wäre ein Wort über *αἰνέσει μεμνημένος* nicht am unrechten Ort gewesen, ob es memor bedeute, oder postquam ambiit et duxit. Am Schlusse theilt H. W. eine sinnreiche Conjectur mit:

ἐξ οὗ θετοὺς (MSS. τε τοὺς) μὲν Ἀΐδης
ἐδέξατο

aber sie bedarf nur allzu dringend der beygefügten Erläuterung: *Θετοὶ* opponuntur iis, qui *φύσει* cives sunt, quippe recepti in civitatem ... Ingeniose igitur poeta significat, heroes cum *φύσει* aetatis flore et corporis robore terrae cives essent, propter Helenam praematura morte adventicios arvi habitatores factos esse, und bleibt auch so noch problematisch. Diese Bedeutung von *θετός* zugegeben, könnte Ref. darin, wenn Simonides wirklich so schrieb, nur einen höchst geschraubten, gegen seine übrige Einfachheit stark contrastirenden Tropus sehen; und endlich ist auch durch die Entfernung des beziehungslosen *τούς* nichts geholfen, wenn nicht das gleichfalls beziehungslose *μέν* gleicherweise beseitigt wird. So lange dieß nicht geschieht, ist man immer genöthigt, das ganze Gedicht als ein hinten verstümmeltes Stück anzusehen.

* * *

Nro. 2. Herr Schneidewin hat vor mehreren Jahren bereits die Fragmente des Ibycus gesammelt und erläutert, und beschenkt uns hier mit einer reichen, ziemlich vollständigen Sammlung, Bearbeitung und Verarbeitung der weit zahlreicheren und wichtigeren Fragmente des jüngern Simonides. Vielleicht dürfen wir mit der Zeit auch eine vollständige Zusammenstellung der Fragmente sämmtlicher verlorenen griechischen Lyriker von ihm erwarten; ein höchst wünschenswerthes Werk, schon aus dem einen Grunde, um vor dem Irrthum zu behüten, als wäre die griechische Lyrik überhaupt dem, was die moderne Welt darunter zu verstehen gewohnt ist, so durchaus unähnlich, wie wir nach dem Geiste des einzigen uns erhaltenen Lyrikers Pindar zu schließen versucht seyn möchten. Es könnte dann anschaulich werden, wie Pindar den Lyrikern seines Volks verhältnißmäßig eben so eigenthümlich und bisweilen sogar schroff gegenüber stand, als unserer heutigen Lyrik. Zugleich wäre es eine erwünschte Vorarbeit zur einstigen Lösung der großartigen Frage über eine Geschichte und das Wesen der griechischen Lyrik, welche die Akademie der Wissenschaften in München vor kurzem als Preisaufgabe aufgestellt hat.

Ausführliche Prolegomena de vita et carminibus Simonidis Cei auf LIV Seiten eröffnen das Werk. Hier einige der Hauptresultate. Ol. 63,

2, finden wir ihn in Athen am Hofe der Pisistratiden, als Nebenbuhler des Lasos von Hermione. Nach dem Sturz derselben lebte er ebenso bey den Aleuaden und Scopaden in Thessalien. In diese Periode fällt nicht nur die Abfassung vieler Θρῆνοι und ἐπινίκια, sondern auch seine Erfindung der Mnemonik. Hieran knüpft sich eine kritische Untersuchung über das Factische in dem Mythus von Simonides Rettung durch die Dioskuren, deren Resultat p. XV. ist:

> Thessali, supplicium sumpturi de tyranno, cujus impotentem dominationem perosi videntur, aedes forsitan ad convivium illud agendum exstructas subruisse, Scopae ejusque familiae, quae nec aliis temporibus invidia vacabat Thessalorum, attulisse necem, poetam autem dulcissimum evocasse et a turpi exitio segregavisse videntur unum.

Jene berühmte Erfindung wird hier ganz flüchtig berührt, in der später folgenden Characteristik ganz übergangen, und in einer Note zu Fr. CCIV. das Nöthige beygebracht; warum das? Auf die gleichzeitig erschienene Abhandlung von C. Morgenstern de veterum mnemonica. Dorpati 1835, worin dem Dichter diese Erfindung abgesprochen wird, konnte Hr. Schn. noch keine Rücksicht nehmen. Des Simonides Verdienste um die Vervollkommnung des griechischen Alphabetes haben wir gar nicht erwähnt gefunden.

Zwischen dem ersten und zweyten Perserkrieg ist Simonides ohne Zweifel wieder in Athen, wenigstens besonders thätig für athenische Ereignisse, und in steter Freundschaft mit Themistokles.

Nach seinem 80ten Lebensjahr folgte er einer Einladung des Hiero nach Syrakus, wo er im 89ten Jahre Ol. LXXVIII. 1. in noch ungeschwächter Geisteskraft starb.

Nach diesen chronologischen Notizen, die wenn auch nicht überall neue, doch wenigstens neugeprüfte Resultate enthalten, folgt eine moralische Characteristik des Dichters. Er war bekanntlich als gewinnsüchtig in ganz Griechenland verschrieen.

Hr. Schn. macht löblicher Weise keinen Versuch, seinem Helden zu Liebe etwas von dem Thatsächlichen abzumarkten. Das Gefühl sträubt sich freylich gewaltig gegen jene Sage, denn unter allen Lastern ist der Geiz am meisten mit einer poetischen Natur unverträglich. Ja, wenn die vorhandenen Nachrichten nicht übertrieben sind, (und die bekannte Stelle bey Aristoph. Pac. 687 hat einen sehr glaubwürdigen Character), so kann man den Vorwurf der αἰσχροκέρδεια nicht einmal durch die Deutung mildern, daß er auf der andern Seite zugleich auch genialer Verschwender gewesen; er scheint wirklich eines der seltenen Beyspiele, daß ein Dichter ein wirklicher Geizhals ist.

Die Untersuchung über des Simonides Verhältniß oder Mißverhältniß zu Pindar hat uns nicht ganz befriedigt. Hr. Schn. findet die Nachricht, daß Pindar Ol. II. 96 mit μαθόντες λάβροι παγγλωσσίᾳ κόρακες ὡς auf Simonides und Bacchylides anspiele, allerdings glaublich, scheint aber den Hauptgrund davon in politischen Verhältnissen zu suchen:

> „quod quo tempore Simonides ab Hierone subornatus pacis inter tyrannos conciliator exstitit, ipse Theroni suspectus fuisse videtur, Pindarus autem eo ipso tempore Thrasydaeo et Theroni magis quam Hieroni addictus fuisse.

Sollten nicht vielmehr der stets erhabene, oft steife und kalte Pindar und Simonides, zwey so durchaus verschiedene Naturen, wie die Grandezza und die Gratie, gewesen seyn, daß sie immer Gegensätze bilden mußten, und doppelt fühlbare, wenn sie in einerley Mauern und an einem Hofe zusammenzuleben genöthigt waren? Hier wäre, dünkt uns, der Ort gewesen, über den Unterschied der pindarischen und der simonideischen Lyrik ein Wort einzuflechten, welcher erst p. XL. berührt wird. Schade überhaupt, daß Hr. Schn. keine zusammenhängende und durchgreifende Vergleichung beyder Lyriker, welche kein opus supererogationis in dieser Untersuchung gewesen wäre, hat einweben wollen.

Hie und da werden sehr treffende Andeutungen der Art gegeben, aber nur gelegentlich und zerstreut z. B. p. XXXIV:

„Unde factum est, ut ipse paucissima in veteribus fabulis immutaverit ex ingenio suo, hoc quoque in genere dispar cycno Dircaeo."

Was p. XLIV auf den Grund von Schol. ad Pind. Nem. IV, 35 *Σιμωνίδης παραβάσει* (Hr Schn. schreibt *παραβάσει*) *χρῆσθαι εἴωθεν* über Simonides in Vergleich mit Pindaro, summa rerum et quae scopum extemplo ferirent, delibare sueto sagt, hätte eine weitere Ausführung verdient, denn wenigstens scheinbar und äußerlich bestehen auch die pindarischen Gedichte meistens und großentheils aus Episoden.

Hierauf p. XLV eine Uebersicht der Dichtungsarten, in denen Simonides sich versucht, (von H. Schn. nach Analogie der pindarischen Fragmente getroffen, da die Anordnung der alten Kritiker verloren gegangen ist), Notizen über seinen Dialekt und die Metra des Simonides und die Schicksale seiner Poesie.

Der Dialect in den lyrischen Stücken ist der epische mit dorischen Elementen vermischt, wie bey Pindar. Nach dem Princip der pindarischen Kritik hat nun auch H. Schn. den Simonides in dialectischer Hinsicht emendirt. Wir wollen ihm dieses Recht nicht ganz streitig machen, aber wenn er auch *ὄρνιθες* und *βλέφαρον* in *ὄρνιχες* und *γλέφαρον* umändert, so geht er zu weit und scheint zu vergessen, daß aller Dorismus für den ceischen Simonides etwas erst erlerntes war, und daß in seinem Munde *γλέφαρον* nicht so natürlich lauten konnte, als *τυτθομένα*. Eine gründliche Untersuchung über das Princip, wie viel von der Inconsequenz der griechischen Schriftsteller im Gebrauch eines fremden Dialects der Freyheit des Autors oder der Willkühr des Abschreibers angehöre, ist noch zu erwarten; einstweilen mögen die Kritiker immer in miriorem partem entscheiden. Diesen Grundsatz adoptirt Hr. Schn. gleichfalls, aber erst später p. 139, wo er sich de dialecto Epigrammatum auszusprechen hat.

Nun folgen die Fragmente selbst in zwey Hauptabtheilungen:

A. Carminum lyricorum fragmenta und
B. Epigrammata.

Unter dem Titel der ersten Klasse stehen voran die Fragmente aus drey Gedichten mit besonderem Namen *ἡ Καμβύσου καὶ Δαρείου βασιλεία, ἡ ἐν Ἀρτεμισίῳ ναυμαχία* und *ἡ ἐν Σαλαμῖνι ναυμαχία*, oder vielmehr nur Notizen und Vermuthungen über diese Gedichte; wie wenn z. B. der Vers bey Plutarch:

Ἴσχει δέ με πορφυρέας ἁλὸς ἀμφιταρασσομένας ὁρμαγδός

sehr sinnreich den nach Salamis geflüchteten Athenerinnen in den Mund gelegt wird. Dann die Bruchstücke aus

IV. den *ἐγκώμια*, Loblieder auf Personen,
V. *ἐπινίκια* nach Pindars Weise, die zahlreichsten Fragmente enthaltend.
VI. *ὕμνοι* und *κατευχαί*, welche sich nach p. 50 wie genus und species zu einander verhalten.
VII. *παιᾶνες*,
VIII. *διθύραμβοι, τραγῳδίαι*
IX. *σκόλια*,
X. *παρθένια*,
XI. *ὑπορχήματα*,
XII. *θρῆνοι*
XIII. *ἐλεγεῖαι* theils heroisch-epischen, theils paränetischen, theils (als *ἔλεγοι*) eigentlich elegischen Inhalts.

Daß Hr. Schn. die Elegien lieber mit den melischen Fragmenten als mit den Epigrammen in Eine Klasse ordnet, hat uns überrascht. Wenn die Elegie zur lyrischen Poesie gehört, so muß das Epigramm auch dazu gezählt werden. Natürlicher hätte uns die Scheidung in *μέλεα* und in *ἔπεα* gedünkt: die *μέλεα* hätten dann als dorische Lyrik die Gattungen I — XII, dagegen die *ἔπεα* als jonische Lyrik die Elegien und Epigramme umfaßt. Denn daß die Griechen das elegische Versmaaß mit zu den *ἔπεσι* rechneten, ist sattsam bekannt. Freylich sind einige Epigramme in nicht rein elegischer Form, und gehen in andern Rhythmus über, wie CLXXII. CCV. CCVIII. CCXIII., meist aus Veranlassung eines dem dactylischen Rhythmus widerstrebenden

Eigennamens, wie Hr. Schn. p. 138 bemerkt; allein sie bekamen dadurch keineswegs den Character melischer Gedichte, sondern nur den archilochischer Epoden.

(Schluß folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Seinem Antrag ward mit größter Freude entsprochen, denn als früherer Theilnehmer an Franklins Polarreisen mit den unsäglichen Beschwerden eines solchen Zuges vertraut und außerdem als kenntnißvoller, tüchtiger Offizier hochgeachtet, schien er der Geeignetste und Würdigste, den schwierigen Posten zu übernehmen. Mit größtem Eifer wurden nun die Vorbereitungen zur Reise getroffen. Die Regierung stellte zu größerer Aufmunterung der Theilnehmer die Expedition, wenn gleich ein Privatunternehmen, unter ihren Schutz und erklärte die dabey geleisteten Dienste als gültig für im Auftrag des Staates vollführt. Die Hudsonsbaycompagnie bot von der andern Seite alles auf, durch unentgeltliche Herbeyschaffung von Vorräthen und jede mögliche Unterstützung durch ihre Beamten in den unwirthsamen Gegenden ihres Gebietes Capitän Backs und seiner Gefährten Anstrengungen zu erleichtern. Eine eigene Comitee, anfangs unter Sir George Cockburns, dann nach dessen Ernennung als Commandeur der westindischen Station, unter des Herzogs von Sussex Vorsitz sollte während der Dauer der Reise die Interessen des Unternehmens wahren. Mit Anfang des Jahres 1832 war alles vorbereitet. Die Mannschaft, bestehend aus zwey Officieren, Capt. Back und Mr. Richard King als Arzt und Naturforscher nebst 18 Mann sollte nur dem kleinern Theil nach in England (vorzüglich ein Paar gute Schiffszimmerleute), meistens aber erst in Canada angeworben werden, da es nicht blos galt, gute Matrosen, sondern zugleich Leute zu gewinnen, die körperlich und geistig den furchtbaren Beschwerden des Weges gewachsen, und damit vertraut waren. Solche durfte man aber am ersten unter der Mannschaft der Hudsonsbay-Compagnie zu finden erwarten, die auf ihren abentheuerlichen Jagd- und Handels-Reisen Ungemach aller Art, wie weder der härteste Seedienst, noch die beschwerlichsten Landzüge in milderen Breiten jemals mit sich bringen, zu erdulden gewohnt sind.

Am 17. Februar 1833 schiffte sich Kapitän Back mit Mr. King und drey Mann, davon zwey schon unter Franklin eine Polarreise mitgemacht, nach Newyork ein, wo er, wie überall, die größte werkthätige Theilnahme fand und kam den 9. April in Montreal an. Seine Instructionen lauteten, von da den gewöhnlichen Weg der Pelzhändler auf dem Ottawa, French River und den großen Seen bis zum großen Sclaven-See zu verfolgen. Hier war sodann zunächst der Lauf des Thlewee-choh-dessethy oder Großen-Fisch-Flusses, welcher indianischen Berichten gemäß ostwärts in der Nähe fließen und über eine Reihe von kleinen Seen und Tragplätzen leicht erreichbar seyn sollte, auszukundschaften. Während die Mannschaft an einem passenden Ort in der Nähe die Winterquartiere einrichtete, sollte Back selbst mit einigen Leuten den Rest des Herbstes zu einer Recognoscirung auf dem Flusse, wo möglich bis zu seiner Mündung verwenden, mit den Esquimaux Verbindungen anzuknüpfen suchen und nach Möglichkeit Erkundigungen über das Schicksal der vermißten Landsleute einziehen. Der Winter sollte zur Erbauung von Booten, geeignet sowohl die durch Stromschnellen gefährlichen Flüsse zu befahren, als auch offene See zu halten, benützt werden, der nächste Sommer aber mit dem Aufbruch des Eises die Equipage zur Flußfahrt nach der Polarsee bereit finden. Man vermuthete die Mündung des Fischflusses zwischen 68—69° n. Br. und 90 — 100° w. L. Die Entfernung von da nach Regenteiland, wo Kapt. Ross sich mit Kohlen und andern Vorräthen versehen und später vielleicht überwintern wollte, konnte also kaum dreyhundert englische Meilen betragen. Hier war am ersten eine Spur von den Verlornen zu erwarten, und demnach dieser Punct das erste Ziel der Expedition. Sollten sich gegen alle Hoffnung dort keine Nachweisungen finden, so hatte Back nach den Winterquartieren zurückzukehren, (eine Reise von ohngefähr 6 Breitegraden in directer Richtung) und unterwegs allenthalben an passenden Orten Signale und Nachrichten für die etwa später der Strasse kommenden gesuchten Freunde zurückzulassen. Nach abermaligem Ueberwintern sollte nochmals nach der Polarsee aufgebrochen, die Nachforschung an andern Puncten der Küste fortgesetzt und vor Allem auch in den Hütten der Esquimaux genaue Nachsicht gehalten werden, ob nicht irgend ein Gerähe u. dgl. auf die Spur der Vermißten führe. Neben diesem Hauptzwecke waren Aufnahme des Landes, Beobachtung der Magnetnadel und wo möglich der Besuch des in der Nähe angegebenen magnetischen Poles den Reisenden zur Pflicht gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Simonidis Amorgini Jambi qui supersunt. Collegit et recensuit Fr. Th. Welcker ect.
2. Simonidis Cei Carminum reliquiae Edidit Dr. F. G. Schneidewin etc.
3. Simonides d. ä. von Keos nach seinem Leben beschrieben ꝛc.

(Schluß.)

Die ἐπιγράμματα sind theils ἐπικήδεια, theils ἀναθηματικά, theils ἀποσχεδιάσματα, insgesammt eingeleitet durch eine Untersuchung über Geist und Form des simonideischen Epigramms.

Die Zahl der sämmtlichen Fragmente beträgt bey H. Schn. 231, oder mit den besonders gezählten incertis 238, bey Gaisford mit Einschluß der Dindorfischen Nachträge 243, scheinbar noch mehr, aber nur deshalb, weil, wie schon bemerkt, in der Gaisfordischen Sammlung, die beyden Simonides ungesondert enthalten sind. Auch hat Hr. Schn. oft mehrere Fragmente in Ein größeres vereinigt.

Diese letztere Operation, bisher vereinzelte Bruchstücke in Zusammenhang miteinander zu bringen, gehört, wenn sie gelingt, zu den Triumphen eines Fragmenten Sammlers, und ist mehr werth als eine ausgezeichnete Emendation des Textes. Dieß ist Hr. Schn. nicht selten gelungen, z. B. p. 14.

πῖνε, πῖν' ἐπὶ συμφοραῖς
οἶνον, ἀμύντορα δυσφροσυνάων,

wovon der erstere Vers vom Schol. Aristoph. Eqq. 404, der zweyte vom Athenäus aufbewahrt ist.

Ebenso werden p. 27 drey in ihrer Abgerissenheit unverständliche und poetisch werthlose Bruchstücke, bey Tzetzes, bey Plutarch, und bey Aristoteles, zu einem sinnigen Gedichtchen zusammengefügt, und auf diese Weise eine gar liebliche, durch 10 Verse hindurchgehende Schilderung gewonnen, wie Vögel und Fische dem Gesang des Orpheus bey der Argonautenfahrt horchen, und alle Winde schweigen, um den Genuß nicht zu stören.

Dieß ist um so dankenswerther, je kleiner die Zahl solcher Fragmente ist, die groß genug wären, um von dem Geiste des Dichters ein Zeugniß zu geben. Die relativ bedeutendsten dieser Art sind n. IX. das ἐγκώμιον auf die Helden von Thermopylä, dann n. XII, aus einem ἐπινίκιον auf Scopas, aufbewahrt in Platos Protagoras, besonders aber das unter dem Titel der Klage der Danae bekannte Stück aus Dionysius von Halikarnaß. Leider ist es an vielen Stellen unheilbar verderbt, und man muß zufrieden seyn, mit Verzichtleistung auf eine evidente Herstellung, einen leidlichen Sinn in die Worte hineinzuemendiren. Hr. Schn. hat p. 67. unter den vorhandenen Versuchen die sinnvollsten ausgewählt. Den Anfang giebt er hier auf die gewöhnliche Weise:

ὅτε λάρνακι δ'ἐν δαιδαλέᾳ ἄνεμος πέσεν

nach dem Wolfenb. Cod., und bezieht dann δείματι ἤρεπεν auf die Danae. Aber p. 130 folgt eine Palinodie, indem er auf den Grund der Varianten

τε μήν oder τ' ἐμῇ, statt ἄνεμος πίσεν lieber ἄνεμος τέ μιν zu lesen vorschlägt, und ἤριπε zu dem Verbum des Vordersatzes macht, dasselbe mit Verweisung auf Herodot IX. 70 transitiv fassend; sehr ansprechend, besonders dadurch, daß nun, da die Danae mittelst μιν schon in der Protasis erwähnt wird, die Aenderung des Subjects in der Apodosis weniger hart erscheint. Auch V. 9. wird nach den Spuren des Wolfenb. Codex τὰν δ' εἰς vielleicht richtig auf ταθείς gerathen und dieses zum vorigen gezogen; die bisher in den Text aufgenommene Lesart τὺ δ' αὐαλέαν ist grammatisch unzulässig, weil Perseus schon im vorhergehenden Satz das angeredete Subject war. Den Varianten μεταβουλία und ματαιοβουλία hat Th. Bergk das Wahre entlockt, μεταιβολία.

Sehr gut ist p. 64. das Fragm. XLVI. aus dem Σῆνος hergestellt durch Aufnahme der Begriffe αὔριον und ὄλβιον; daß p. 65 nach ὠκεῖα ein Komma gesetzt erscheint, als solle οὐδέ nicht ne quidem, sondern neque bedeuten, ist wohl Zufall.

Soll Ref. nun, nachdem er seine große Achtung vor dem Fleiß, der Gründlichkeit, dem Scharfsinn und dem richtigen Gefühl des Bearbeiters bisher theils direct bekannt, theils indirect an den Tag gelegt hat, noch einige Kleinigkeiten berichtigend oder hinzusetzend beyfügen, so mögen dazu folgende zerstreute Bemerkungen dienen.

S. 204 in der Grabschrift:

εἶπον τίς τίνος ἐσσὶ τίνος πατρίδος τί δὲ
νικᾷς

hätten wir in τί δ' ἐνίκας verbessert gewünscht.

S. 153. Fr. CLVII. nimmt Hr. Schn. Anstoß an εὔυδρον Κόρινθον, als an einem inane ornamentum; mit Recht, wenn es den Wasserreichthum der Gegend bezeichnen soll. Aber könnte nicht Horazens bimaris Corinthus gemeynt sein? Sonst wäre H. Schn. Conjectur sehr ansprechend.

S. 115. ist für die Gnome τὸ γὰρ γεγενημένον ἄρεκτον ἔσται der gleiche Gedanke bey Horaz und Pindar verglichen: warum nicht auch Soph. Trach. 742. τὸ γὰρ φανθὲν τίς ἂν δύναιτ' ἀγένητον ποιεῖν;

S. 125. zu μηρίων δεδαυμένων führt Hr. Schn. das alemanische πῦρ δάϜιον an, „cui compares πῦρ κήλεον" warum nicht lieber gleich das ganz identische πῦρ δήιον? Scheute er sich, von der gewöhnlichen Uebersetzung durch hostilis abzugehen?

S. 109 ist die unrichtige Interpunction der früheren Ausgaben

ἄνθρωπ', οὐ Κροίσου λεύσσεις τάφον, ἀλλὰ γὰρ ἀνδρὸς
χερνήτεω μικρὸς τύμβος, ἐμοὶ δ'ἱκανός.

wiederholt. Sinn und Sprache verlangen

ἄνθρωπ' οὐ Κροίσου λεύσσεις τάφον· ἀλλὰ γὰρ ἀνδρὸς
χερνήτεω· μικρὸς τύμβος, ἐμοὶ δ'ἱκανός.

Ungenügend erscheint uns die kritische Behandlung von Fr. XXXII. p. 43. bey Clem. Alex. Strom. IV.

Ἔστι δέ τις λόγος,
τὰν Ἀριτὰν ναίειν δυσαμβάτοις ἐπὶ πέτραις,
ἀγνὰν δέ μιν θεὰν χῶρον ἀγνὸν ἀμφέπειν.
Οὐδὲ γὰρ πάντων γλεφάροις θνατῶν ἔσοπτος,
ᾧ μὴ δακέθυμος ἰδρὼς ἔνδοθεν
μόλῃ, ἵκῃ τ'ὲς ἄκρον ἀνδρείας.

Wir wollen H. Schn. die kühne Emendation des 3ten Verses ἀγνὰν δέ μιν θεὰν statt νῦν δέ μιν θοὰν zugeben, weil wir nichts besseres vorzuschlagen wissen, aber am Schluß genügt die Trennung von ἵκητ' in ἵκητ' nicht. Auch hat H. Sch. gegen seine Gewohnheit nicht die Worte übersetzt, sondern nur den Sinn umschrieben. Uns wenigstens bleibt es dunkel, worauf sich das Relativ ᾧ μὴ beziehe, und was das Subject zu ἵκῃ seyn soll. Wir vermuthen einen Sinn folgender Art:

οὐδὲ γὰρ πάντων γλεφάροις θνατῶν
ἔσοπτος·
ᾧ μὴ δακέθυμος ἱδρὼς ἔνδοθεν
μόλῃ, οὐκ ἂν ἵκοιτ' ἐς ἄκρον ἀνδρείας.

Darauf führt das heſiodiſche ἐπὴν δ'εἰς ἄκρον ἵκηται. —

Die proſodiſche Anomalie p. 153. Fr. 157.

Ρεῖα δὲ Φοινίσσας νῆας καὶ Πέρσας
ἐλόντες

hätte wohl eine Bemerkung verdient, entweder hier, oder p. 139. wo vom Dialect dieſer Epigramme die Rede iſt. Dem rein joniſchen Dialect iſt dieſe Verkürzung fremd, aber iſt ſie nach der Autorität des Heſiodus? (Vrgl. Göttling praef. p. XVI.) Oder nach der des Tyrtäus? (Vergl. Fr. VI. u. VIII. δεσπότας οἰμώζοντες und δημότας ἄνδρας) Oder iſt es ein Siciliſmus wie bey Theokrit?

S. 187. vermuthet Hr. Schn.

τόνδε ποθ' Ἕλληνες νίκης κρατεῖ ἔργῳ
Ἄρηος
εὐτόλμῳ ψυχῆς λήματι πειθόμενοι.

ſtatt der Vulgata bey Plutarch νίκης κράτει oder νίκῃ κράτει. Offenbar will er κρατεῖ als Ablativ von κρατύς angeſehen wiſſen, während doch ſchon Paſſow richtig bemerkt, daß dieſes Adjectiv nur im Nominativ und nur als Beywort des Ares vorkömmt. Die richtige Lesart bleibt νίκης κράτει, eine übliche Periphraſis von νίκη wie Soph. Trach. 497 σθένος νίκης; vergl. 186. Oed. Col. 1088. Drey Mächten wird die Vertreibung des Feindes zugeſchrieben, der Nike, dem Ares und der griechiſchen Tapferkeit.

Die Latinität iſt bey Werken dieſer Art Nebenſache; die wahre Kunſt findet nicht einmal Gelegenheit ſich zu zeigen. Man iſt zufrieden, wenn man keinen Störungen begegnet. Zu den ſehr wenigen, die ihm aufgeſtoſſen, zählt Ref. die Phraſis naufragio usus fuerit p. IX., und die wiederkehrende kakophoniſche Form Danaa. Im Uebrigen iſt auch die Correctheit des Druckes dankbar anzuerkennen. Druck und Papier empfehlen ſich ſchon auf den erſten Blick als ausgezeichnet.

* * *

Wir würden im guten Vertrauen zu H. Sch. außerordentlichem Fleiße und umfaſſender Beleſenheit, welche auch aus den neueſten und unfruchtbarſten Anecdotis Gewinn zu ziehen gewußt hat, dieſe Fragmentenſammlung unbedenklich als eine vollſtändige bezeichnen, wenn nicht der Verf. ſelbſt einen Nachtrag dazu geliefert hätte, in einem Schulprogramme, welches den Titel führt:

Exercitationum criticarum in poëtas Graecos minores capita quinque. Scripsit D. Fried. Guil. Schneidewin. Brunsvigae MDCCCXXXVI. 4. 30 S.

Dasſelbe behandelt cap. 1. mehrere Stellen aus Simon. Carm. de mull. hauptſächlich mit freundſchaftlicher Polemik gegen Welcker, welche wir oben der Kürze wegen nicht berückſichtigen wollten. cap. II. aus Sappho und Alcäus, cap. III. aus Alcman, cap. IV. aus Steſichorus, Ibycus, Anacreon, Simonides, Pindar, Bacchylides, cap. V. aus Heſiod und Antimachus. In Bezug auf Simonides wird die früher vorgetragene Anſicht über Fragment CXLVII. berichtigt, die über Epigr. CCXXIV. neu unterſtützt und drey ausgelaſſene Fragmente nachgetragen, das eine aus Theoph. ad Autolyc. II. 54 (bey Gaiſf. n. 223), welches er früher dem Amorginer zugeſprochen hatte, das andere aus dem Schol. Venet. ad Aristoph. Pac. 736 und das dritte aus einer angeblichen Schrift des Grammatikers Herodian.

* * *

Die kleine Schrift n. 3. will auf dem Titel den Lyriker Simonides als „den älteren" von ſeinem Enkel, dem Epigrammatiker, gleichfalls aus Ceos, nicht von dem Jambographen aus Amorgos unter-

schieden wissen. Herr R. schickt wie Herr Schneidewin eine Lebensbeschreibung des Simonides voraus. Ueberraschende Resultate über das äußere oder innere Leben des Dichters sind nicht darin zu suchen, obgleich der Verf. sie als „nach eigner Forschung möglichst genau und vollständig zusammengestellt“ ankündigt. Noch weniger ist das bekannte zu einer schönen Form verarbeitet, so sehr der Verfasser sich auch bemüht, die Trockenheit einer bloßen Notizensammlung mit Bildern auszuschmücken und mit Humor zu würzen; in welchem Geschmack, zeigt folgende Probe:

„Obwohl wir den Dichter bereits zu Grabe geleitet haben, können wir ihn doch noch nicht ruhen lassen, sondern müssen, ehe wir von ihm Abschied nehmen, erst noch eine Charakteristik von ihm entwerfen.“

Diese Charakteristik bleibt gleichfalls bey dem allgemeinsten und gewöhnlichsten stehen, rühmt „die Zartheit des Gefühls, den Aufschwung erhabener Kraft, das tiefe religiöse Gefühl, Weisheit, Witz“ an ihm; ohne eine dieser Tugenden zu individualisiren; nur etwa die erstgenannte durch die gute und richtige Bemerkung, daß „die Geschlechtsliebe, niedere, wie höhere, wovon sonst Dichter überströmen, bey ihm ganz in den Hintergrund getreten sey.“

Wäre Hr. R. die Arbeit des Hrn. Schneidewin vor vollendetem Druck zu Gesicht gekommen, er würde ohne Zweifel die seinige auf einige nothwendige Notizen als Einleitung für die folgende Uebersetzung beschränkt haben.

Unter den übersetzten „poetischen Ueberresten,“ die der Titel verspricht, ist nur eine willkührliche Auswahl aus den Bruchstücken der beyden Simonides, 103 an der Zahl, zu verstehn, besonders aus den Epigrammen; die wichtigsten μελικά, wie die Klage der Danae, fehlen. Dafür das Gedicht über die Weiber mit der Note: „Vielleicht von Simonides von Amorgos. Unseres Dichters ist der Inhalt großentheils unwürdig.“ Wir hätten lieber gesagt „unähnlich,“ um dem Werth des Gedichts nicht zu nahe zu treten, welches nicht durch sich selbst, sondern nur durch einige launige Bemerkungen des H. R. ins Gemeine herabgezogen wird. Die Uebersetzung der derben Jamben ist vorzüglicher, als die der Reste des zarten Simonides. Jedoch auch diese letztere liest sich meistens gut, obgleich mehr correct, als daß man den weltberühmten Zauber der simonideischen χάρις darin wiedergegeben fände. Als Probe gelungener Nachbildung diene n. 21.

Wer mich erschlagen, empfang' ein Gleiches; doch wer mich begraben,
Mög', o gastlicher Zeus, glücklicher Tage sich freun.

Dagegen ist n. 2. ganz dunkel, um nicht zu sagen sinnlos:

Muthvoll hinderten diese, daß Qualm aufstieg in die Lüfte
Wann Tegea dereinst würde, die weite, verbrannt.

Das Original (Fr. XXII. Gaisf. CLXV. Schn. Anthol. Pal. VII. 512) lautet:

τῶν δε δι' ἀνθρώπων ἀρετὰν οὐχ ἵκετο καπνὸς
αἰθέρα δαιομένης εὐρυχόρου Τεγέας.

Herr R. gebraucht zwar öfters dereinst von der Vergangenheit (in n. 4. bekämpfte dereinst) aber selbst diese (für unser Gefühl undeutsche) Bedeutung zugegeben, ist der klare und unverkennbare Gedanke des Dichters aus der Uebersetzung nicht zu errathen.

L. Döderlein.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften von M. Frhr. v. Freyberg, Vorstand des K. Archivs. Vierter Band *). Stuttgart und Tübingen 1836. 718 Seiten 8°.

Es scheint auf diesem Titel für Leser, denen nicht schon des Herausgebers Name hinlängliche Erklärung bietet, eine wesentliche Andeutung zu fehlen, nämlich die des Landes, auf welches sich diese Schriften und Urkunden hauptsächlich beziehen, und aus dessen Archiv sie genommen sind. Aus den Verlagsorten möchte Mancher auf ein Nachbarland Bayerns eher als gerade auf letzteres rathen.

Das erste Stück S. 1 — 72 bilden Briefe des Kurfürsten Max Emanuels, im Jahre 1714 aus Paris, St. Cloud, Compiegne und Fotainebleau an seine Gemahlin, seinen Bruder den Churfürsten von Cölln, an die Königin von Polen, Mutter seiner Gemahlinn, und an seinen Beauftragten in Wien, Heidenfeld, gerichtet, alle, mit Ausnahme der an den Churfürsten von Cölln, in französischer Sprache. Sie beziehen sich, wie auch der Herausgeber in einem Vorbericht bemerkt, auf den Abschluß des für Bayern wichtigen Rastadter und Badener Friedens. Außerdem gewähren sie manchen Blick auf die damaligen Zustände und in die Familienverhältnisse des bayerischen Regentenhauses.

Im Postscript zu einem dieser Briefe, dem eilften, worin Max. Em. sich gegen die Churfürstin über die Hoffnungen ausspricht, die er sich auf die Erwerbung der Niederlande — „mais toujours sur le fondement, que je veus rester Electeur et Duc de Bavière, que je regarde pour le principal pour moy, ma maison et toute ma postérité“ — mache, sagt er jedoch: je Vous conjure, mon très-cher coeur, de brûler cette lettre aussitôt que vous l'avez leue, à cause de l'idée en l'air que je Vous mande et de n'en parler à personne.

Die zweyte Stelle p. 73 — 122 nehmen ein: Briefe des Herzogs Maximilian (I.) welche er von 1582 bis 1590 theils als Knabe, theils während seines Aufenthalts auf der hohen Schule zu Ingolstadt, in deutscher, lateinischer und französischer Sprache an seine Eltern geschrieben, nebst einigen Briefen seiner Präceptoren Petersitzki und J. B. Fickler, und einem ital. Sonette an ihn von Torquato Tasso, das sich bey der Sammlung dieser Originalbriefe gefunden und die vom Dichter mit eigener Hand geschrieben scheint.

Auf S. 123 — 178 sind 57 zwischen Kaiser Maximilian II. und Herzog Albrecht V. von Bayern in den Jahren 1564 — 1567 gewechselte freundschaftliche Briefe. Bey weitem die meisten sind von K. Maximilian. Abgesehen von ihrer geschichtlichen Bedeutung sind

*) Der dritte und der Inhalt der frühern Bände dieser wichtigen Sammlung ist angezeigt in Nr. 73. 76. der bayerischen Annalen v. 1833.

die vom Kaiser geschriebenen durch eine eigene, ganz seinem Dialecte angepaßte consequente Orthographie bemerkenswerth.

Nun folgt S. 179 — 220: Jacobi Balde e. S. J. poema Somnium inscriptum quod sylvarum libro VII. habetur explicatum, sive Interpretatio ejusdem Somnii quale auctor viderat anno XLII de cursu Historiae Bavaricae hunc in justum Commentarium curis primis relata a Didaco Valarado ipsius amico anno XLIX.

Balde hatte im Jahre 1640 vom Churfürsten Maximilian durch den Jesuiten-Provinzial P. Wolfg. Gravenegg den Auftrag erhalten, eine bayerische Geschichte zu schreiben, oder vielmehr fortzusetzen, was Welser, Rader, Brunner, Burgundus, Besselius vorgearbeitet. Er fühlte sich indessen mehr zum Dichter, als zum Historiker berufen und erkannte bald alle Klippen des delicaten Unternehmens, auf einer Seite die römische Curie, auf der andern die in manchem Dinge eigenen Ansichten des Churfürsten.

Die letztern zu erforschen, beschrieb er, als vorläufige Probe, im J. 1642 die eben beendigte Expeditio Donawerdana und überreichte sie dem Fürsten. Aus den, hier p. 204 — 205 angeführten Censuren, die dieser an dem MS. vornahm, und die zum Theil dessen edeln Sinn beurkunden, ersah der Dichter, daß er, um seine Aufgabe durchzuführen, entweder bey den geistlichen oder bey den weltlichen Mächtigen anstoßen müßte. Er erleichterte sich den Unmuth dieser allerdings bittern Verlegenheit, indem er ihn unter allerley Allegorien in das Gedicht ergoß, das sich in Sylvarum libro VII. Nr. 15. unter dem Titel Somnium aufgeführt findet. Auch in Nr. 16. beziehen sich die Verse 38 — 45, die dort trunkiert, hier p. 184. ergänzt sind, auf diese peinliche Aufgabe.

Als im J. 1648 der Churfürst dem vermeinten Historiographen die neuesten Documente wollte zustellen lassen, mußte er vernehmen, daß dieser sein Werk noch kaum recht angefangen habe, und suchte sich einen andern Mann, scriptorem petivit famulaturum viventis arbitrio (p. 206).

Im Jahre 1649 wurde die vorliegende Erklärung oder Deutung und zwar unter dem Namen eines Didacus Valaradus, der sich einen Vertrauten des Dichters nennt, geschrieben.

Obschon unter dem Titelblatte der auf der Münchner K. Bibliothek (Cim. IV. 7. I.) bewahrten Urschrift von anderer Hand bemerkt ist, dieß sey die des Dichters selbst, so könnte doch erst die Vergleichung mit andern unbestritten von Balde herrührenden Zeilen allen Zweifel entfernen. Im Original folgt von derselben Hand, die das ganze geschrieben, ein auf die Blattseiten des MS. verweisender Index, und hierauf noch eine Clavis pro Ode reseranda quae inscribitur: De Vaticiniis Poetarum in libro sylvarum nono, Nr. XXIV. mit Auflösung der in dieser Ode anagrammatisirt vorkommenden Namen von Ländern, Orten und Personen.

Vor jenem Index steht, immer von derselben Hand: Haec interpretatio fuit R. P. Bernardo Habbel Rectori Coloniensi ex Congregatione generali Romà redeunti Monachii communicata ao. 1651. Recepi Landshutae 6. Julii 1652. postquam integro anno in provincia superiori Rheni fuit. All dieses müßte unter obiger Voraussetzung ebenfalls von Balde herrühren.

Der Herausgeber hat zur Bequemlichkeit der Leser den fortlaufenden Text der fraglichen Ode: Somnium, und Seite für Seite unter ihr die Interpretatio abdrucken lassen, auch die Seiten 377 — 380 zu einem historischen Nachworte über diesen Traum benützt. Die mit einem Sternchen bezeichnete Note auf S. 219 steht nicht im Originale, wohl aber die folgende.

Auf S. 221 — 239 sind enthalten: Capitula de Synodo apud Altheim acta anno 916.

Sie werden von vorne herein in Form eines Registers von Nr. I. (de canonum institutis) bis XXXV. (de datis induciis et concilio Radesponensi) aufgezählt, im Texte selbst aber stehen drey Capitula mehr: XXXVI. (de monacho episcopo effecto), XXXVII. (de episcopi haereditate), XXXVIII. (de clericis qui a dominis suis liberi facti sunt), worauf noch eine Notiz über die im Jahre 922 bey Coblenz abgehaltene Synode folgt und die zehn auf derselben gefaßten Beschlüsse angeführt werden.

In einer diesem Abdruck beygesetzten Note, die der Herausgeber „den Bemühungen des Hrn. H. R. v. Hocheneicher verdankt", wird kürzlich angegeben, in wie weit diese Data über das früher bekanntlich manchem historischen Zweifel unterworfene Concilium zu Altheim, was deren Zahl, Folge und Vollständigkeit betrifft, mit den bisher publicirten, gleichlautend, oder von denselben verschieden seyen. Ueber den Codex selbst aber, dem sie entnommen, Alter, Beschaffenheit und Authenticität desselben, und wo er aufbewahrt werde, ist eine Auskunft nicht gegeben.

S. 241—276. Herzog Philippsen, Pfalzgraf Ruprechts Sohns, Leben und Sterben (1503 — 1548) kurz verzaichnet durch Sr. fürstl. Gnaden Bruder Pfalzgrafen Ott-Heinrichen — ergänzt und vermehrt durch die Noten des pfalz-neuburgischen Archivars Oefelin.

Welcher Farbe dieses Fürsten Leben gewesen, und in welcher Manier es beschrieben, ergiebt sich aus des fürstlichen Bruders Schlußworten: „Ist also mein lieber bruder selig, zeitlich davon zu reden, vor ein fürsten elendlich gestorben, das ich glaub, das in vil Jaren kein Fürst nit also elend

ist gestorben, ohnangesehen was ihm für widerwertiges begegnet ist, sonder ietzt im elend und armuth gestorben. Er hat weder land noch leut, weder regierung verlaßen noch gehabt, ich will geschweigen weder ein dörffel oder ein haus, darinnen er hat wohnen mögen, das sein aigen gewest wäre, will geschweigen in was hoch bekhümernussen, anfechtungen etlicher schulden, auch ander verhindernussen, die ihm begegnet ist, zusambt solches großes schmerzens seiner krankheit erlitten hat und gedult."

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Diese Instruction giebt den besten Begriff von der Großartigkeit des projectirten Unternehmens. Sie erlitt indessen im Verlauf der Reise bedeutende Aenderungen, denn schon während des ersten Ueberwinterns erhielt Kap. Back die Nachricht von der glücklichen Heimkehr der beyden Ross und ihrer Gefährten. Der biedere Seeman spricht seine Freude darüber auf so herzliche Weise aus, daß der Leser ihn schon deshalb liebgewinnen muß, und verfolgt von da an lediglich die ihm vorgeschriebenen wissenschaftlichen Aufgaben.

Das Tagebuch der Reise ist vortrefflich gehalten. Es erzählt in kurzer schlichter Weise die erlebten Thatsachen ohne Rühmen des Geleisteten, wie ohne Klage über das Erlittene, nur hie und da in gutmüthigem Scherz die komischen Seiten der Strapazen hervorhebend. Man merkt in der ganzen Darstellung, daß diesen Leuten gewöhnliche Mühseligkeiten zu unbedeutend sind, um darüber nur zu sprechen, und daß sie selbst über außerordentliche eher zu lachen als zu jammern pflegen. Wir folgen der Erzählung nun in flüchtigen Umrissen.

Den eigentlichen Anfang der Expedition datirt Back vom 28. Juny, wo er, nachdem die nöthigen Vorräthe

herbeygeschafft, die Mannschaft zusammengebracht und ein Theil derselben bereits vorausgeschickt war, von der Compagnie-Faktorey Norway House am Winnipegsee aufbrach. Auf den verschiedenen durch Strohmengen verbundenen Seen fortschiffend, wurde am 17. July der Büffelsee erreicht, der nach herkömmlicher Weise die Reisenden inmitten einer heitern Fahrt mit einem Gewitterſturm überraschte. Ueber den Tragplatz La Loche (21. July), wo die Wasser sich scheiden, die östlich nach der Hudsonsbay und nördlich nach der Polarsee rinnen, gelangte man am 29. July nach Fort Chippewyan und am 8. August nach Fort Resolution am Großen-Sklaven-See. Die hier bey den Indianern eingezogenen Erkundigungen über den Lauf des großen Fischflusses führten nicht zu dem gewünschten Resultat, denn ihre Kenntniß desselben beruhte auf bloßen Traditionen. Back brach daher mit vier Mann zu dessen Aufsuchung auf, gelangte über kleine Seen und Tragplätze zu dem von ihm so genannten Aylmer-See und erreichte abermals über einen Tragplatz den 29. August die Quelle des Fischflusses im Sussex-See ungefähr unter 64° 30′ nördlicher Breite. Von hier aus wurde der Fluß noch eine Strecke weit abwärts verfolgt, den 31. August unter 64° 40′ aber nach dem Sklavensee umgekehrt. Der Rückweg gieng über die sämmtlich vermittelst Stromrinnen mit einander zusammenhängenden und in den Sklavensee mündenden Aylmer-Clinton-Colden- und Artillerie-Seen, alle bisher gar nicht oder nur aus Hearne's Reise unter unrichtigen Breiten und andern Namen bekannt. Auf den Rapiden kurz vor dem Sklavensee gieng das Kanot zu Grunde und die Mannschaft mußte Gepäck und Vorräthe, für jeden Mann eine Last von 120 Pfund, zu Fuß bis zum Winterquartier tragen. Das hier unterdessen begonnene Haus war noch nicht fertig und man war deßhalb trotz des rauhen Wetters genöthiget, bis zum 5. November unter Zelten zu wohnen. Das Gebäude, ein gefugtes mit Fachwerk durchzogenes Blockhaus dicht mit Mörtel von Lehm und Sand beworfen, war 50′ lang und 30′ breit und enthielt 4 gesonderte Räume, mit einer größern Halle in der Mitte zur Aufnahme der Indianer. Jeder Raum hatte seine Feuerstelle sammt Kamin, der freylich nicht allen Rauch aufnahm. Der Sitte gemäß, daß jede Station in diesen Gegenden einen bestimmten Namen führt, nannte Back seine Winterung Fort Reliance (Haus des Vertrauens) im demüthigen Aufblick zur Vorsicht um Schutz bey seinem Unternehmen.

Betrachten wir während der spärlichen Winterruhe der Reisenden die Art des Lebens und Fortkommens in diesen Gegenden. Mit dem Verlassen der Kompagnieposten, der Grenzen stationärer Bewohnung, ist der Reisende auf das beschränkt, was er an Vorräthen mit sich führt, oder was sein gutes Glück durch Jagd und Fischerey ihm bescheert; denn der karge Boden versagt ausser wenigen Beeren jeden Beytrag an vegetabilischer Nahrung. Daher ist eine hinreichende Quantität nicht leicht dem Verderben ausgesetzter Lebensmittel der wichtigste Theil des Reisegepäckes. Backs Ausrüstung bildete in dieser Beziehung eine sonderbare Mischung der Produkte des Südens und Nordens, indem sie aus Kokosnußkernen, Makkaroni, Mehl und endlich aus dem berühmten Pemmikan der Pelzhändler bestand. Letzterer bildet stets den Hauptproviant. Er wird vorzüglich aus dem Fleische des Bison's (Bos americanus) bereitet, indem man die Hintertheile in dünne Scheiben zerschneidet, diese an der Sonne trocknet, und dann pulvert. Zwey Theile des gepulverten Fleisches werden mit einem Theile geschmolzenen Fettes gemengt und in aus der Haut des Thieres gemachte Säcke gefüllt. Jedes Thier giebt ungefähr einen solchen Sack zu 90 Pf. den die kanadischen „voyageurs“ taureau nennen, und 2 Pfund dieser Speise sind hinreichend des Tages für einen Mann. Will man dieß Gericht noch wohlschmeckender machen, so wird statt Fett Mark genommen und trockene Johannis- und andere Beeren zugesetzt. Man ißt es roh oder gekocht, im Frühjahre gewöhnlich mit einem Gemüse von den jungen Sprossen des Weiderichs (Epilobium angustifolium). Vor der Luft geschützt erhält sich der Pemmikan mehrere Jahre lang unverdorben und wäre als sehr substantiös ein trefflicher Proviant für Truppen auf Eilmärschen. Die mitgenommenen Vorräthe dienen jedoch nicht für den gewöhnlichen Reisegebrauch, so lange Jagd und Fischerey unterwegs Hülfsmittel bieten, sondern werden nur die unerläßliche Ressource für den so häufigen Fall, daß diese Quellen versiegen. Das ganze Gepäck wird in möglichst gleiche Lasten von 90, ja manchmal 120 Pfund vertheilt, und, so wie es sich fügt, im Kanot oder auf dem Rücken fortgebracht. Die Reisen können nämlich nie ganz zu Wasser oder zu Lande gemacht werden. Man wählt in der Regel zwar den bequemeren Wasserweg, aber die Flüsse sind voll Strohmschnellen und Fälle, die sehr häufig zu landen nöthigen, wo dann Schiff und Ladung bis zur nächsten ruhigen Strecke getragen oder auf Schlitten gezogen werden müssen. Gleiches ist bey den nicht seltenen Tragplätzen oder Wasserscheiden nothwendig. Ist nun überdieß eine Expedition auf lange Zeit oder so stark verproviantirt, wie die von Back, welche auch den Ueberbliebenen der Roß'schen Mannschaft Lebensmittel mitbringen sollte, also die Zahl der Bagage-Päcke viel größer als die der Leute, so muß natürlich jeder Tragplatz mehrmals zurückgelegt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften von M. Frhr. v. Freyberg, Vorstand des K. Archivs. Vierter Band *). Stuttgart und Tübingen 1836. 718 Seiten 8°.

(Fortsetzung.)

S. 277 — 362. Herzogs Ferdinands, dritten Sohnes Herzog Albrechts V. von Bayern (geboren 21. Jän. 1550) im Jahre 1565 unternommene Reise nach Italien.

Es rühren diese Aufzeichnungen ohne Zweifel von Einem aus des jungen Fürsten Hofgesinde her, der die Dinge, die eben ihm selbst am meisten auffielen und die wichtigsten schienen, nämlich Anzüge der hohen Herrschaften, besonders an den Höfen zu Mantua und Florenz, Ausstattung der Säle und Zimmer, Mahlzeiten, Spiele und Unterhaltungen, Begrüßungs- und Abschieds-Ceremonien u. s. f. auf selbstzufriedene ergötzliche Weise in Worte faßt.

Ernsterer Art ist was

S. 363 — 376 folgt, nämlich ein Tagebuch über den Feldzug gegen die aufrührischen Bauern im Jahre 1525, eigenhändig geschrieben von Pfalzgraf Ott-Heinrich zu Neuburg, nebst einer Kriegsordnung der aufrührischen Bauern am Rhein 1525.

Was nun auf S. 381 — 718, welche das dritte Heft dieses Bandes bilden, folgt, möchte vielleicht besser in der vom Herausgeber früher durch das alte Stadtrecht von Augsburg begonnenen Sammlung deutscher Rechtsalterthümer, *) untergebracht worden seyn. Wenigstens würde gar mancher wünschen, sich die ältern Rechtsquellen ohne jene ziemlich auf ein anderes Feld gehörigen Anhängsel zulegen zu können. Es wird zwar dieses dritte Heft des vierten Bandes auch für sich käuflich seyn, allein wegen der fortlaufenden Seitenzählung immerdar als etwas Abgerissenes erscheinen.

Voran geht bis S. 500:

Kaiser Ludwigs Rechtbuch von 1346.

In einem Vorworte sagt der Herausgeber, daß er geschwankt habe, ob er den Abdruck des hier folgenden Textes nicht auf einen Zeitpunct verschieben solle, wo derselbe zugleich mit einem Commentare könnte ausgestattet werden. Er sey aber zuletzt doch zur Ueberzeugung gekommen, daß das was über dieses Rechtsbuch gesagt werden soll, füglicher erst dann mitzutheilen sey, wenn auch noch der Text einiger anderer Rechtsbücher abgedruckt seyn werde, welche hieher in Beziehung stehen.

Denn die Gesetzgebung Kaiser Luwigs sey compilatorisch und ausscheidend und das hier folgende Rechtsbuch könne nur in seinem Zusammenhalte mit andern bayerischen Rechtsquellen gewürdigt und beurtheilt werden. Die zu einer solchen Beurtheilung und Commentirung dienlichen Vergleichungen und Beziehungen würden aber erst wenn der Quellentext vor uns liege, auf das bequemste geschehen können.

Zu der gegenwärtigen Ausgabe, schließt das Vorwort, wurden die Lesearten der besten

*) Mainz 1828.

Handschriften verglichen und einzelne Varianten in den Noten bezeichnet.

Gerne findet man in diesen Worten das Zugeständniß des Herausgebers, daß in unsern Tagen die Publicirung eines ältern Denkmales, auch in deutscher Sprache, höhern Forderungen unterworfen sey und nicht mehr im einfachen Abdruck der nächsten besten eben vorliegenden Handschrift, namentlich wenn es deren mehrere gibt, bestehen dürfe. Ist zudem irgend ein solches Denkmal schon in frühern Ausgaben vorhanden, so scheint für jede spätere ein umfassenderes Maaß kritischer Behandlung Grund und Bedingung seyn zu müssen.

Der Herausgeber hat zweckmäßig gefunden, am Schlusse des Textes (p. 498 — 500) eine bibliographische Beschreibung der bisherigen Ausgaben des bayerischen Landrechtsbuches vom Jahre 1336, einer vom Jahre 1484, einer andern von 1495, einer dritten von 1516, beyzufügen, so wie auf die von 1747 in Heumann's Opuscula p. 25 — 144 hinzuweisen.

Gewiß nicht minderer Dank wäre zu verdienen gewesen, wenn sich diese Beschreibung auch auf die Handschriften, denen der vorliegende Text und seine Varianten entnommen sind, erstreckt hätte. In unsern Tagen wie nie vordem, und besonders auch in Deutschland, ist was je auf dem weiten Felde von Rechtsbestimmungen geleistet worden, das Geschichtliche, als der bewährteste, sich selbst getreueste Führer zu dem, was noch geschehen soll, erkannt und lieb gewonnen worden. Bedeutende Kräfte in Nord und Süden haben sich der kritischen Bearbeitung älterer deutscher Denkmäler zugewendet. Daß sie sich nicht begnügen, bloß aus dem Becher, den dieser oder jener Herausgeber darreicht, zu trinken, sondern daß sie überall aus der Quelle selbst, desfalls den Handschriften, schöpfen wollen, ist den Forderungen deutscher Gründlichkeit gemäß.

So verlangt einer dieser Rechtshistorikee, Homeyer, dem wir die musterhafte Ausgabe des Sachsenspiegels verdanken, als eine wesentliche Vorarbeit zu den Ausgaben der deutschen Rechtsbücher insgemein, vor allem ein genügendes Verzeichniß der Handschriften derselben. Eine solche Arbeit, glaubt er, werde nicht nur denen, welche Rechtsmonumente dieser Art ans Licht stellen wollen, die Ausführung vielfach erleichtern, sondern es möchte selbst, bey den Rechtsbüchern ausgedehnterer Geltung, erst nach so erlangter Einsicht in Natur und Umfang des vorhandenen vielgestalteten Stoffes, ein sicherer Plan zu genügenden kritischen Bearbeitungen gefaßt werden können.

Und sich nicht auf einen bloßen Wunsch beschränkend, giebt er gleich einen Theil der Ausführung selbst in einem (Berlin 1836) gedruckten Hefte worin ein Verzeichniß aller ihm aus verschiedenen Notizen bisher bekannt gewordenen Handschriften der Art, im Ganzen 527 Nummern, nebst Anweisung zu zweckmäßiger Ergänzung dieses Verzeichnisses enthalten ist.

Ref., welchem ein solches Heft vorliegt, glaubt zur Förderung dieser Sache beyzutragen, wenn er nach dem Beyspiele Nietzsche's, welcher bey Gelegenheit seiner Anzeige der Homeyerischen Ausgabe des Sachsenspiegels in der Allgem. Literaturzeitung 1827. Nr. 295. 296., ein Verzeichniß der zu seiner Kenntniß gekommenen Handschriften dieses Rechtsdenkmales gegeben, auch hier, als bey ähnlichem Anlaß, einige Notizen über die auf der K. Bibliothek zu München aufbewahrten Handschriften des bayerischen Rechtbuches v. 1346. einschaltet.

Es enthalten dasselbe unter den deutschen Handschriften dieser Bibliothek (Cgm) folgende 36 Nummern, wovon die ältesten oder sonst empfehlungswerthesten mit einem Sternchen bezeichnet sind.

*15 in fol. Perg. sec. XIV.
*30 in 4°. Perg. v. 1427.
35 in 4°. Perg. v. 1453.
*151 in fol. Perg. v. 1430 circa.
216 in fol. Pap. v. 1477.

223 in fol. Pap. v. 1465.
240 in fol. Pap. v. 1448.
245 in fol. Pap. sec. XV.
*284 in fol. Pap. sec. XIV.
302 in fol. Pap. sec. XV.
304 in fol. Pap. sec. XV.
*314 in fol. Pap. v. 1412.
325 in fol. Pap. v. 1435.
333 in fol. Pap. sec. XV.
360 in 4°. Pap. sec. XV.
*431 in 4°. Pap. v. 1390.
543 in fol. Pap. v. 1469.
544 in fol. Pap. v. 1464.
545 in fol. Pap. sec. XV.
546 in fol. Pap. v. 1450.
547 in fol. Pap. sec. XV.
548 in fol. Pap. sec. XV.
549 in fol. Pap. v. 1454.
550 in fol. Pap. sec. XV.
557 in fol. Pap. sec. XV.
619 in fol. Pap. v. 1462.
700 in fol. Pap. v. 1442.
701 in 4°. Pap. v. 1496.
812 in 8°. Pap. sec. XV.
1135 in fol. Pap. v. 1467.
*1506 in fol. Perg. sec. XIV.
2147 in fol. Pap. v. 1569.
2148 in fol. Pap. sec. XV.
*2150 in fol. Pap. sec. XIV — XV..
2151 in fol. Pap. sec. XVIII.
2156 in fol. Pap. sec. XV.

Es zeigt sich, daß sich der Text des vorliegenden Abdruckes zunächst an den Cod. 15 hält, und daß in Absicht auf Varianten die Codd. 284. 314 u. 431 benutzt worden sind. Zwischen den Artikeln 11 u. 12. wird in der Note einer „umb vorsprechen“ eingeschaltet, der aus dem „Gerichtsbuche von Wolfratshausen“ genommen sey, welches vermuthlich im K. Archiv aufbewahrt wird, *)

*) Derselbe Artikel kommt auch vor in Cgm. 240 fol. 71. u. Cgm. 333 fol. 74.

wie denn Handschriften des bayerischen Rechtsbuches auch im Münchner Stadtarchive, auf der Münchner Universitäts-Bibliothek, und in Privat-Sammlungen*) vorkommen werden, über welche Handschriften im Interesse der Wissenschaft auf irgend einem Wege öffentliche Kunde zu wünschen ist.

Von den in Homeyers erwähntem Verzeichnisse S. 62. aufgezählten 28 Nummern unsers Rechtsbuches ist so weit aus dem zum Theil unbestimmten Angaben auf die Identität geschlossen werden kann, 305 = 30, 307 = 314, 312 = 240, 319 = 35, 321 = 1506, 322 = 245, 323 = 290, 324 = 302, 325 = 557 unter den oben bemerkten Münchner deutschen Handschriften.

Wenn nun der Herausgeber für diesen neuen, im Ganzen mit Sorgfalt beaufsichteten Abdruck eines so wichtigen Denkmales, welches, da auch Heumanni Opuscula allmählig anfangen, unter die seltnern Bücher zu gehören, bis jetzt weit minder zugänglich gewesen, den aufrichtigen Dank des Publikums verdient, so kann solches nicht in ganz gleichem Maße mit Hinsicht auf das folgende Stück gesagt werden, nemlich auf das was

S. 501 — 718 unter dem Titel: Das deutsche Kaiserrecht abgedruckt ist.

Dieser Titel war bisher meistens auf eine Rechtssammlung angewendet worden, die von der, welche hier gegeben wird, wesentlich verschieden ist. Was hier gegeben wird, ist nämlich nichts anders, als was sonst unter den Namen: schwäbisches Landrecht, schwäbisches Lehnrecht, od. zusammen: Schwabenspiegel bekannt ist. Was aber bisher gewöhnlich den Namen Kaiserrecht geführt hat, und unter demselben in Senkenberg's Corp. jus. germ. T. I. edirt ist, würde man hier vergebens suchen.

(Schluß folgt.)

*) So soll sich ein schönes altes Exemplar auf Perg. in Fol. in der des Freyherrn von Reizersberg, weiland Polizeydirectors zu Neuburg a. D. befunden haben.

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Schlitten und Zughunde erleichtern zwar den Transport, aber letztere kann man häufig wegen der Spärlichkeit der Lebensmittel nicht mitnehmen, und beym Ziehen der ersteren erleidet die Mannschaft vorzüglich zur Zeit des Aufthauens wieder andere große Beschwerden, indem durch das ungleiche Schmelzen dicht gedrängte scharfe Spitzen wie Messer und Nägel aus dem Eise in die Höhe stehen, die den Füssen äußerst schmerzhaft werden, so daß man sogar den Hunden Lederschuhe anziehen muß. Dabey ist noch die Gefahr des rettungslosen Einbrechens und Versinkens nicht geringe. Um diesen beschwerlichen Transport zu erleichtern, pflegen größere Reisegesellschaften den für den Rückweg bestimmten Theil ihres Proviants in sicheren Verstecken (cages) unterzubringen, und schicken auch immer Jäger voraus, die auf gleiche Weise die und da ihr Jagdglück ihnen hinterlassen; aber solches muß mit großer Vorsicht geschehen, denn Indianer, Bären und vor Allem die gefräßige Wolverene (Gula luscus Sab.) verstehen sich ebenfalls vortrefflich auf die cages.

Zu diesen Beschwerden des Weges gesellen sich nun noch die Unbilden der Witterung. Nebel, die keinen Schritt weit zu sehen gestatten, Schneeschauer, Hagelwetter und Orkane, wie sie in milderen Breiten nur der Alpenwanderer dann und wann erduldet, sind dort fast tägliche Gäste. Und doch noch glücklich, so lange innerhalb der 63. oder höchstens 64. Parallele krüppelige Föhren- und Pappelwälder die Möglichkeit verheissen, die Nacht im Biwauk auf Schnee oder Sumpf, aber doch am wärmenden Feuer zuzubringen und warme Speise zu genießen. *) Weiter nördlich, in den Gegenden, wo kaum mehr Zwergbirken, niedrige Weiden und Laubmoose den Boden bedecken bis zum Seestrande, wo das Treibholz wieder Feuerungsmittel liefert, wird selten dem Reisenden mehr dieser Genuß zu Theil; er muß auf jede Wohlthat des Feuers, auf die Möglichkeit, sich zu wärmen, die Kleider zu trocknen, zu kochen ꝛc. verzichten. Dann fällt ihm zur Sommerszeit auch die Plage doppelt schwer, die allein von allen Zuständen wärmerer Länder ihm geblieben, die furchtbare Menge der Muskito's und Stechfliegen, die er nur durch Rauch etwas abhalten könnte. Myriaden von Schnacken, Bremsen und Sandfliegen steigen wie dichte Nebel aus den sumpfigen Niederungen empor und fallen mit solcher Gier über die seltenen Gäste her, daß alsbald das Blut ihnen von Gesicht und Händen strömt und die darauf folgende Geschwulst jedes Antlitz bis zur Unnatur entstellt. Noch am 7. September fand Back die Sandfliegen in den Sümpfen des Sklavensees so häufig, daß sie Sehen und Sprechen fast unmöglich machten, und die bey dem Hausbau beschäftigte Mannschaft konnte nur durch ringsum angezündete Schmauchfeuer sich die Möglichkeit zu arbeiten sichern. Und doch sind alle diese Mühseligkeiten nur die unausweichbaren, denen auch eine wohlausgerüstete und bemittelte Expedition der tüchtigsten Leute und unter dem erfahrensten Führer nicht entgehen konnte; wer ermißt erst die Schreckniße des einzelnen Wanderers, des kranken Nachzüglers oder auch der von Tag zu Tag lebenden Indierstämme, welche Verzweiflung dann zu den äußersten Gräueln treibt.

Diese Letzteren, Chipewyan's und Yellow-Knive (gelb Messer) Indianer, leider vorzüglich dann, wenn der Winter mit seiner ganzen eisernen Schwere auf das öde Land sich herabsenkt und zugleich, aus verschiedenen Gründen, die Jagdthiere sich verlieren. So war der Mangel an Wild in der Gegend um den Sklavensee und den M'Kenzie Fluß schon seit zwey Jahren von furchtbaren Folgen gewesen. Westwärts mehr in der Nähe der Rivière au Liard waren vierzig der trefflichsten Jäger unter den Chipewyan's buchstäblich Hunger gestorben. Viele andere wurden noch vermißt, und die zerstreuten Ueberreste des Stammes litten durch Hunger und Strenge der Jahreszeit einen Grad von Ungemach, den nur diese steinernen Naturen erdulden können, von welchen ihr eigenes Sprichwort sagt: „ein Indier könne da leben, wo ein Wolf Hungers stirbt.“ Entsetzlich ist dabey die Gleichgültigkeit, mit welcher in solchen Zeiten der Noth oder selbst nur bey eiligen Jagdzügen die Indianerstämme ihre Angehörigen dem Hungertode überlassen. Bey der Schnelligkeit, mit welcher die Jagdthiere ihre Weidestellen ändern, sind die Jäger genöthiget, eben so schnell zu folgen. Alte oder Schwache und Kranke werden dann rücksichtslos zurückgelassen, denn man betrachtet sie nur als Hindernisse für die raschen Bewegungen des Zuges und sie verschmachten ohne Rettung, wenn ihnen nicht das Glück zu Theil wird, eine mit hinreichenden Vorräthen versehene europäische Station zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Westwärts reichen übrigens die Wälder viel weiter gegen Norden als an der Ostküste. In der Hudsonsbay hören sie ungefähr unter 60, am großen Bärensee erst unter 65°, am M'Kenzie zum Theil erst unter 68° auf. Der am Nördlichsten reichende Baum ist die weiße Fichte (Abies alba).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften von M. Frhr. v. Freyberg, Vorstand des K. Archivs. Vierter Band. Stuttgart und Tübingen 1836. 718 Seiten 8°.

(Schluß.)

Allerdings wird auch der Schwabenspiegel in einigen Handschriften (z. B. Cgm. 52, 207, 510, 557) das „Kaiserrecht" „Kaiser Land und Lehnrecht," „kaiserliche Rechte, Leges imperiales" betitelt; allein dem einmal vorherrschenden Sprachgebrauche zu lieb, und um mögliches Mißverständniß zu vermeiden, hätte er wenigstens als großes vom gewöhnlichen oder kleinen Kaiserrechte unterschieden werden können.

Von diesem letztern oder eigentlichen Kaiserrechte kennt das Homeyerische Verzeichniß S. 62. nur 22 Handschriften. Unter den HS. der Münchner Bibliothek kommt es blos in Nr. 26 (in fol. Perg. sec. XV. und zwar in hochd. Mundart) vor.

Von jenem, oder dem Schwabenspiegel, dagegen citirt Homeyer a. a. O. p. 62 nicht weniger als 135 Handschriften.

Die Münchner Bibliothek besitzt ihn in folgenden (23) Nummern ihrer deutschen Manuskripte.

* 21 in fol. Perg. sec. XIV. Landrecht und Lehenrecht.

* 23 in fol. Perg. sec. XIV — XV. Land- und Lehenrecht.

* 52 in 4° Perg. sec. XIV. Land- u. Lehenrecht in niedersächsischer Mundart.

* 53 in 4° Perg. sec. XIV. Land- und Lehenrecht.

207 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

216 in fol. Papier von 1476. Land- und Lehenrecht.

223 in fol. Papier von 1465. Land- und Lehenrecht.

228 in fol. Papier von 1465. Land- und Lehenrecht.

264 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

287 in fol. Papier von 1419. Land- und Lehenrecht.

335 in fol. Papier von 1435. Land- und Lehenrecht.

510 in fol. Papier von 1461. Land- und Lehenrecht.

513 in fol. Papier sec. XV. blos Landrecht.

* 552 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

* 553 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

554 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

555 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

* 556 in fol. Papier von 1429. Land- und Lehenrecht.

557 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

* 558 in fol. Papier von 1462. Land- und Lehenrecht im St. Gallischen Schweizer-Dialekt.

916 in fol. Papier, Abschrift des Cgm. 557, im Jahre 1784 vom Bibliothek-Sekretär Jos. Kramer gemacht.

916 a in fol. Papier, eine andere in neuerer Zeit gemachte Abschrift des Cgm. 557.

2148 in fol. Papier sec. XV. Land- und Lehenrecht.

Von den im Homeyerischen Verzeichnisse vorkommenden Nummern ist
3 = 916, 308 = 264, 309 — 23, 313 = 52, 315 = 228, 316 = 287, 318 = 207, 325 = 557, 327 = 916, 271 = 555 der Münchner deutschen Handschriften.

Man darf vielleicht bedauern, daß, wenn doch nach dem was Berger, Scherz in Schilters thes. Antiq. II. von der Lahr in Senkenbergs Corp. jur. germ. T. II. geliefert, eine neuere, bequemere, noch bessere Ausgabe dieses vielbesprochenen Rechtsdenkmales nöthig war, für die vorliegende Sammlung der einfache, wörtliche Abdruck einer einzigen Handschrift beliebt worden, dann daß die Wahl nicht etwa auf die ältere Aipacher Handschrift (Cgm. 557), die keineswegs als eine der besten des XV. Jahrhunderts erscheint, selbst, sondern auf eine in diesen letzten achtziger Jahren von derselben genommene Abschrift, entweder Cgm. 916 a, oder eine weitere dieser ganz gleichlautende außer der M. Bibliothek vorhandene gefallen ist.

Die so zur Ehre eines, und zwar ebenfalls gewissenhaft beaufsichteten, buchstäblich genauen Abdruckes gelangte Copie rührt von einem Abschreiber her, der seinerseits mit weit weniger Achtung vor seinem Originale an die Arbeit gegangen seyn muß.

All der widerliche Prunk mit großen Buchstaben, da wo sie weder der modernen, noch viel weniger der ältern Orthographie gemäß sind, dieses sinnstörende Interpungieren, Trennen oder Verbinden der Wörter, diese häufigen û für i, eu für ei, ai für eu, n für m ꝛc., doppelte Consonanten statt einfacher und umgekehrt, kommen größtentheils auf seine, nicht auf seines Originales Rechnung, das im Ganzen eine zeitgemäße consequente Rechtschreibung befolgt. Doch über diese bloß grammatische Barbarey kann man noch leichter hinwegsehen, als über das, was sich jener Abschreiber, der hie und da seinen Text nicht einmal richtig lesen konnte, gegen den Sinn oder die Verständlichkeit desselben zu schulden kommen ließ. Die Ueberschrift: in usum FF. Aspacensium rührt im Originale, wie in andern Büchern dieses Klosters, von einer spätern Hand des 17ten oder 18ten Jahrhunderts her und hat mit dem Titel selbst nichts zu thun.

Lese- oder Schreibfehler, wie z. B. p. 505 Verbuehen (statt verbürchen d. h. verwürchen), p. 513 So (zweymal statt Von) gar nicht zu beachten, da sie immer noch allenfalls den Sinn herausbringen lassen, mögen hier bloß ein Paar der nächsten Stellen ausgehoben werden, aus welchen auch dieser, der Sinn, schwerlich ganz klar hervorleuchtet.

p. 523. „do sazte aber dye Pabst Chunigen Jr Gericht nach denselben gepoten, und auch also stet an disen Buech. Chainer Schlacht Landrecht, noch Lechenrecht, noch Chainer Schlacht Urtail, Wann Er mit Recht von Römischer Pfalnz, und von Chaiser recht gesezt ist, unn herkomen ist, und als es dye Pabst und dye Chaiser ze Concilien und ze hof habent gesezt, und gepoten, aus Decret und aus Decretalis, wann aus den zwain Püchern nimpt man alle dye recht der geistleich und weltleich gericht Bedarf, aber diz Puech sagt von weltleichen gericht, und davon haißt diz Puech daz Landrecht Puech, Wann alle dew Recht, dye hie angeschriben sindt, dew sind nun alle landrecht und gewar nachgeschriben recht an etwo nach gewohnhait Wan dye fürsten und dye Statt Manigerlay gewohnhait Besunders von den Chaisern und von den Chunigen habent erworben, und hernach sait diz Puech mer von Gueter gewohnheit.

Cap. IV.

Von den Siben herſchilten.

Orienes Weiſſag get hier vor in allen Zeiten wie ſey welt ſolten weſen, und yeden welt pey Tauſent Jaren ſolt abnemen, und in der Sibenden Welt ſo ſolt die welt gar zerrgen, ſo ſoll der Jüngſt Tag chomen" ꝛc.

Im Cgm. 557 fol. 8 a lauten dieſe Stellen: „do saczten aber dye päbſt und dye Chaiſer vnd dye Chunigen ir gericht nach denſelben gepoten. Vnd auch alſo ſtet an diſem puech chainer ſlacht lantrecht noch lehenrecht vnd chainer ſlacht urtail, wann er mit recht von römiſcher phalnz vnd von Chaiſer recht geſeczt iſt vnd herchomen iſt, vnd als es dye pabſt und dye chaiſer ze Concilien und ze hof habent geſeczt vnd gepoten aus decret vnd aus decretalis. Wann aus den zwain püechern nimpt man alle dye recht der geiſtleich und werltleich gericht bedarf. Aber diez puech ſagt von werltleichen gerichte vnd davon haiſſt diez puech der landtrecht puech. Wann alle dew recht dye hye an geſchriben ſindt, dew ſind vmb alle land recht und geware nach geſchriben recht an ettſwo nach gewonhait. Wann dye fürſten vnd dye Stet manigerlay gewonhait beſunder von den Chaiſern vnd den Chünigen habent erworben ꝛc. Hernach ſait diez puech mer von gueter gewonhait.

Rubr. Von den ſiben herſchilten. cap. IIII. Oriens weiſſag get hie vor in allen, zeiten wie ſey werlt ſolten weſen vnd yede werlt pey tauſent jaren ſolt abnemen. Vnd in der ſibenden werlt ſo ſolt dye werlt gar zeergen ſo ſol der iungſt tag kömen. ..."

Daß aber auch ſchon jenes Original (Cgm. 557) einen viel weniger klaren und guten Text als ſo manche der beſſern ältern Handſchriften, liefere, zeigen die in geſperrter Schrift geſetzten Worte, welche z. B. in Cgm. 21. fol. 4. alſo lauten; „da ſaczten aber di paebſte und di chaiſer und di chunige..... die ſint uber alle lant recht und bewaret nach geſchriben rechte — (Cgm. 53. fol. 4 b. daz deu uber elliu land gereht vnd gewere ſint nah geſchriben reht) — Origines weiſſaget hie vor in alten zeiten, wie ſechs werlt ſolten weſen vnd ie di werlte ſolte bei tauſent iaren abnemen vnd in der ſibenden werlte ſo ſolt di werlt gar zergen."

Ref. hält es für überflüſſig, dieſe Vergleichung weiter fortzuſetzen. Schon dieſer Anfang genügt wohl, ſein oben geäußertes Bedauern, daß ſoviel Mühe und Sorgfalt nicht auf den Abdruck wenigſtens irgend einer beſſern Handſchrift verwendet worden, ziemlich zu rechtfertigen. Leicht dürfte der Herausgeber ſelbſt, bey der auf S. 385 in Ausſicht geſtellten Beurtheilung und Commentirung bayeriſcher (deutſcher) Rechtsquellen überhaupt, da wo es auf die Anführung beſtimmter Stellen ankommen wird, ähnlichen Dafürhaltens werden.

Nicht ganz außer ſeinem Orte möchte es ſeyn, wenn bey dieſer Gelegenheit mit Rückſicht auf das mehrgenannte Homeyeriſche Verzeichniß zum Schluſſe kürzlich berührt wird, was außer dem bayeriſchen ältern Landrecht und dem Schwabenſpiegel die Münchner Bibliothek an andern handſchriftlichen Quellen dieſer Gattung aufbewahrt.

Es finden ſich in derſelben von dem im Jahre 1802 durch Weſtenrieder im 7ten Bande ſeiner Beyträge herausgegebenen Rechtsbuch Ruprechts von Freyſing vier Handſchriften, nämlich: Cgm. 236 in fol. Pap. sec. XV., 266 in fol. Pap. von 1408, 320 in fol. Pap. von 1441, 513 in fol. Pap. sec. XV.

Bey Homeyer p. 62 ſind 3 Nummern angegeben, unter welchen 320 unſerm 236 entſpricht.

Verſchieden von dieſem Rechtsbuch iſt das Freyſinger Stadtrecht, welches gleichfalls in den Cgm. 266 und 320 vorkommt, und welchem in einem der nächſten Bände der vorliegenden Sammlung ein Platz beſtimmt ſeyn ſoll.

Von andern ältern Stadtrechten findet ſich das von Augsburg in Cgm. 253, 277, 322. 326, 336, 344, 559, 560;

das von Cölln Cgm. 562;

das von Iglau Cgm. 561;

das von München, mitunter auf andere alt-

bayerische Städte, wie Ingolstadt, Neustadt, Wasserburg bezogen, in Cgm. 22, 27, 30, 216, 223, 240, 284, 290, 302, 304, 314, 325, 333, 543, 544, 546, 548, 549, 550, 557, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155 *),

das von Passau Cgm. 308;

das von Wien Cgm. 335, 1113.

Was endlich den Sachsenspiegel betrifft, so gibt Homeyers Verzeichniß über 200 Nummern an, die sich auf denselben beziehen. Die Münchner Bibliothek besitzt von diesem Rechtsdenkmal nur 2 Handschriften, nämlich Cgm. 296 (sächsisches Land- und Lehenrecht auf 66 im Jahre 1432 und zwar in hochdeutscher Mundart geschriebenen Papierblättern), der Nummer 310 in jenem Verzeichnisse entsprechend, und Cgm. 517 in folio Pap. sec. XV. (sächsisches Landrecht mit der Glosse, sächsisches Lehenrecht mit der Glosse, des sächsischen Lehenrechts Richtsteig, des sächsischen Landrechts Richtsteig und der Dienstleute Recht zu Magdeburg). Eine dritte umfangreiche Handschrift, die etwa hieher gerechnet werden könnte, Cgm. 507, in fol. Pap., geschrieben im Jahre 1453 von Friedrich Grünbeck zu Beilngries, ist eigentlich ein Repertorium (Homeyers Verzeichniß p. 26), in welches Materien nicht blos aus dem Sachsenspiegel mit der Glosse, sondern auch aus dem Schwabenspiegel, wie auch aus dem römischen und canonischen Rechte in roh-alphabetischer Ordnung — von Aechte bis Zawberey — zusammengetragen sind.

Nähere Andeutungen über diese Handschriften im Sinne des Homeyerischen Heftes (p. 1 — 2) müssen freylich einer schicklichern Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Mächtige Quellen fließen jenem im Süden wie im Norden rege gewordenen historischen Bestreben auch aus der eben besprochenen Sammlung zu. Daß sie noch lange und daß sie fortwährend rein und lauter strömen werden, ist von des hochverdienten Herausgebers Stellung und Gesinnung zuversichtlich zu erwarten.

Schmeller.

*) Von diesen altbayerischen Stadtrechten wird eine besondere critische Bearbeitung vorbereitet.

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Von den vielen Beyspielen, die Back anführt, hier nur ein Einziges:

Am 29. Sept. sahen wir jenseits der Bay (am Sclavensee) ein Feuer, nach welchem ein Knaut ausgesendet wurde. Es brachte, nicht, wie wir hofften, Lebensmittel von den Indianern, sondern ein armes, altes Weib, durch Hunger und Noth ein grauenhafter Anblick, zurück. In Thierhäute gehüllt, die erloschenen Augen halb geschlossen, den Kopf voll Geschwüre, die Haut verschrumpft, konnte sie den horizontal übergebeugten Oberleib kaum noch durch einen mit beyden Händen geführten Stock stützen und gab den unnatürlichen, demüthigenden Anblick einer zum Thiere herabgesunkenen menschlichen Creatur (human brute). Armes Wesen! Ihre Geschichte war bald erzählt. Alt und schwach wurde sie von allen ihren Angehörigen nur als eine Last betrachtet. Ihre frühern Dienste und Mühen waren vergessen, so daß, wie sie in ihrem bildlichen Style mit großer Ruhe sich ausdrückte, „sie schon todt war, obgleich sie noch zu leben schien, und ihrem Schicksale überlassen wurde.“ „Dort ist ein neues Fort,“ sagten die Ihrigen, „die Weißen sind große Aerzte und haben vielleicht Macht, dir zu helfen!“ Dieß war einen Monat früher, seitdem war sie zwischen den Felsen umhergekrochen, mit wenigen Beeren, die sie fand, ihr Leben fristend! Wenige Tage noch in diesem Zustande hätten ihre Leiden geendet. Später während des Winters unterlag indessen dennoch ihr ganz zerstörter Körper, nachdem die menschenfreundlichen Engländer ihr alle mögliche Hülfe geleistet.

Steigt der Mangel an Wildpret so hoch, daß selbst die Jäger in Noth gerathen, so stürmt Alles auf die europäischen Ansiedlungen ein, um Rettung vor dem Hungertod zu suchen und nicht selten sind dann die Fälle blutiger Rache, wenn Geiz und Rohheit den Verzweifelnden die wohlgefüllten Vorräthe vorenthalten. Auf einem der Compagnie-Posten im nördlichen Departement erschossen die Indianer den Dolmetscher und eine seinen Begleiter, stürmten dann das Haus, tödteten den Faktor unter lauten Vorwürfen über die Gräuel, die sein Geiz herbeygeführt und kehrten, zufrieden mit der Rache, ohne die mindeste Plünderung in ihre Wälder zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

An Account of the Revd. John Flamsteed the first Astronomer Royal; compiled from his own Manuscripts and other authentic Documents, never before published. To which is added his British Catalogue of Stars, corrected and enlarged. By Francis Baily Esq. Printed by order of the Lords Commissioners of the Admiralty. London 1835. 4. LXIII. und 672 Seiten.

Den thätigen Nachforschungen des Hrn. Baily war es im Jahre 1832 gelungen, eine große Anzahl bisher unbekannt gebliebener Documente, theils im Besitze von Privatpersonen, theils in der Bibliothek der Greenwicher Sternwarte zu entdecken, woraus neue Aufschlüsse über manche wichtige Thatsachen bezüglich auf das Leben und die astronomischen Arbeiten Flamsteeds hervorgiengen. Diese Documente, mit den nöthigen Erläuterungen und den Ergebnissen einer langwierigen Untersuchung begleitet, bilden den Inhalt des vorliegenden großen Werkes. Wir werden zuerst aus den hier gegebenen ausführlichen Materialien eine kurze biographische Skizze des Gründers der Greenwicher Sternwarte entnehmen.

Flamsteed wurde zu Denby unweit Derby im Jahre 1646 geboren. In Folge einer Unvorsichtigkeit im Baden zog er sich in früher Jugend eine schwere Krankheit zu, von der eine lebenslängliche Schwäche übrig blieb.

Während ihn seine Eltern ohne bestimmte Beschäftigung seinem eigenen Willen überließen, unschlüssig, welche Lebensbahn etwa seiner geschwächten Konstitution am Meisten zusagen möchte, nahm seine Thätigkeit von selbst eine entschiedene Richtung an. Schon mit dem vierzehnten Jahre zeigte sich seine große Neigung und Geschicklichkeit zu den Fächern der Mathematik und Mechanik, in welchen er zwar frey von äußern Hindernissen, aber auch ohne Anleitung oder Unterstützung schnell eine höhere Ausbildung erlangte. Wenn in einigen neuern Biographien die sonderbare Beschuldigung angeführt wird, daß Flamsteed in seiner Jugend eines Strassenraubes wäre überwiesen, und nur durch einen königlichen Gnadenbrief der Vollstreckung des Todesurtheiles entzogen worden, so ist dieß mit den angeführten Lebensverhältnissen auf keine Weise vereinbar und wird noch ferner durch andere Beweisgründe, die Hr. Bayly umständlich entwickelt hat, zur Genüge widerlegt.

Der ausgezeichnete Erfolg seiner mathematischen Studien und die astronomischen Beobachtungen, die er mit eigenthümlichen Hülfsmitteln in Derby anstellte, zogen ihm bald die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Gönner der Wissenschaft zu. Unter den letztern ist insbesondere Sir Jonas Moore zu erwähnen, durch welchen König Karl II. von Flamsteeds Talenten und Fortschritten Kenntniß erhielt. Nachdem Flamsteed im Jahre 1674 in Cambridge promovirt hatte, begab er sich, der erhaltenen Einladung zufolge nach London, um bey Sir Jonas Moore zu wohnen, und in seinem Hause Beobachtungen anzustellen, wozu er mehrere vorzügliche In-

strumente erhielt. Es war die Absicht dieses eifrigen Beförderers der Astronomie, für Flamsteed in Chelsea eine Privatsternwarte erbauen zu lassen: die Ausführung unterblieb jedoch, indem der König im Jahre 1675 durch die Bedürfnisse der Schifffahrt *) veranlasst, eine Sternwarte in Greenwich auf Staatskosten zu erbauen beschloß. Flamsteed wurde mit einer jährlichen Besoldung von 100 Pfd. zum Astronomen ernannt, und mit der Einrichtung der neuen Anstalt beauftragt. In demselben Jahre trat er in den geistlichen Stand.

Durch Einführung einer neuen Beobachtungsmethode und insbesondere durch die Anwendung der Fernröhre bey Meßinstrumenten, sowie durch den Gebrauch astronomischer Uhren, hat Flamsteed eine gänzliche Umgestaltung der praktischen Astronomie begründet, und jene großen Resultate vorbereitet, welche die von ihm eingerichtete Anstalt in der folgenden Zeit geliefert hat. Da die neue Beobachtungsmethode eine Schärfe gewährte, welche die früheren Leistungen der Astronomen weit übertraf, so konnte es nicht genügen, auf den Grund früherer Bestimmungen fortzubauen, — zu verbessern und auszubilden, was schon von Anderen hergestellt war; es mußte vielmehr eine neue Grundlage der praktischen Astronomie gelegt, neue Sternverzeichnisse angefertiget, neue Sonnen-, Mond- und Planetentafeln ausgearbeitet werden. Flamsteed fühlte diese Nothwendigkeit und begann, sowie das Sternwartgebäude vollendet war, die Lösung einer Aufgabe, welcher er fünf und vierzig Jahre hindurch mit seltener Ausdauer und unter vielen Opfern seine Zeit und seine Kräfte einzig gewidmet hat.

Diese lange Periode wissenschaftlicher Thätigkeit gieng vorüber, ohne daß irgend ein merkwürdiges Ereigniß die Lebensverhältnisse Flamsteeds verändert oder seine Einsamkeit gestört hätte. Nur Kränklichkeit scheint bisweilen seine Arbeiten unterbrochen zu haben. Gegen das Jahr 1684 wurde seine geringe Besoldung als Astronom durch die Einkünfte der Pfründe Burstow vermehrt, wozu er durch die Präsentation des Lord North gelangte: bald darauf hatte er, nach dem Tode seiner Eltern, auch das nicht unbedeutende väterliche Vermögen zu übernehmen.

Flamsteed hatte den Vorsatz gefaßt, seine Arbeiten nicht theilweise an das Publikum gelangen zu lassen, sondern, nach Tycho's Beyspiel, die Resultate zugleich mit den Beobachtungen, die ihnen zu Grunde lagen, in einem großen Werke unter dem Titel: Historia Coelestis Britannica der Oeffentlichkeit zu übergeben. Nach dreyßigjähriger Arbeit war denn auch das Werk, an Inhalt und Umfang dem ursprünglichen Vorsatze des Verfassers entsprechend, schon so weit gediehen, daß wegen des Druckes die nöthige Einleitung getroffen werden sollte. Um aber Flamsteeds Verdienst zu beurtheilen, müssen auch die besonderen Verhältnisse in Erwägung gezogen werden, unter welche er gestellt war. Was die Regierung für ihn gethan hat, erstreckte sich nur auf die

*) Das Problem der Längenbestimmung zur See war für die Schifffahrt zu wichtig, um nicht von der britischen Regierung mit besonderer Aufmerksamkeit berücksichtiget zu werden. Es wurden große Belohnungen für die Lösung desselben festgesetzt. Allgemein betrachtete man die Methode der Monddistanzen, welche im Jahre 1514 ein Nürnberger, Johann Werner, zuerst vorgeschlagen hat, als das ausführbarste Mittel zur Längenbestimmung; allein alle Versuche mußten an der Unvollkommenheit der damaligen Mondtafeln und Sternverzeichnisse scheitern. Die Beseitigung dieser Hindernisse war der einzige Grund, der die Erbauung der Sternwarte veranlaßt hat. Die königl. Gründungs-Urkunde lautet: Charles Rex. Whereas in order to the finding out of the longitude of places for perfecting navigation and astronomy we have resolved to build a *small* Observatory within our park at Greenwich etc. Selten hat eine Anstalt dieser Art die Erwartungen, womit sie gegründet wurde, so weit übertroffen. Flamsteed hat unter seinen Papieren einen Plan und eine Beschreibung der Sternwarte hinterlassen. Das Gebäude ist in neueren Zeiten vergrößert worden.

Anweisung einer kärglichen, für seine Stellung ganz unzureichenden Besoldung: alle weitere Unterstützung wurde ihm versagt. Die Instrumente, womit er beobachtete, waren sein Eigenthum, fast alle auf eigene Kosten und zum Theile mit eigenen Händen hergestellt: die Gehülfen und Schreiber, deren er bedurfte, hatte er aus eigenen Mitteln zu besolden. Nach diesen Angaben wird begreiflich, wie Flamsteed zur Vollendung der Historia coelestis außer seiner Besoldung noch über 2000 Pf. Sterl. von seinem eigenen Vermögen ausgegeben hat.

Und die Früchte seiner Mühe und seines Kostenaufwandes, die Ehre, wie die pecuniären Vortheile, *) welche aus der Herausgabe seines Werkes mit Recht sich erwarten liessen, sollten ihm zuletzt entrissen werden, und zwar durch die Ungerechtigkeit zweyer gefeyerter Gelehrten, Newton und Halley!

Die Erklärung dieses auffallenden und für Flamsteed mit so vielen Unannehmlichkeiten verbundenen Umstandes erfordert, daß seine früheren Verhältnisse zu den erwähnten Gelehrten kurz berührt werden. Als Flamsteed seine astronomische Laufbahn begonnen hatte, führten bald verwandte Studien eine freundschaftliche Berührung mit Newton und Halley herbey.

Die Denk- und Handlungsweise des letzteren zeigte sich jedoch bald unverträglich mit Flamsteeds strengen moralischen Grundsätzen; auch scheinen andere Ursachen, über welche keine hinlängliche Erklärung vorhanden ist, zur Aufhebung des gegenseitigen Vertrauens gleich Anfangs mitgewirkt zu haben.

Viel länger dauerte das freundschaftliche Verhältniß mit Newton, für den Flamsteed viele Achtung hegte. *) Der vorhandene Briefwechsel zeugt von der offenherzigen Mittheilung ihrer Ansichten und Untersuchungen, und selbst Halley, so sehr er auch Newtons Vertrauen — nach Flamsteeds Ansicht durch unwürdige Schmeicheley — erworben hatte, war nicht vermögend, Uneinigkeit zu stiften, bis ein an sich unerheblicher Entzweyungsgrund im Jahre 1689 seinen Absichten zu Hülfe kam. Flamsteed hatte nämlich in einem eben unter der Presse befindlichen Aufsatze über die Parallaxe der Fixsterne den Umstand erwähnt, daß er eine Anzahl berechneter Mond-Beobachtungen an Newton zum Behufe seiner Mondtheorie abgegeben habe. Die öffentliche Bekanntmachung dieser, übrigens als richtig anerkannten Thatsache regte Newtons Eifersucht in unerklärbarer Weise auf, und er schrieb unter andern an Flamsteed: „Höchst verdrießlich ist es, wenn mein Name bey jeder Gelegenheit gedruckt erscheint, noch mehr aber, wenn mich Fremde durch Anfragen über mathematische Untersuchungen belästigen, oder wenn meine Landsleute auf den Wahn geführt werden, als *vertändle ich meine Zeit* mit solchen Dingen, während ich das mir anvertraute öffentliche Amt versehen sollte. **) Sie können nach Belieben

*) Genaue Sternkarten und ein zuverläßiger Katalog existirten vor Flamsteed nicht: beyde waren aber für die Seefahrer von so großer Wichtigkeit und so unentbehrlich, daß die Herausgabe der hieher bezüglichen Arbeiten Flamsteeds einen sichern Gewinnn versprach. Er war deßhalb auch gesonnen, ein Privilegium gegen den Nachdruck seines Katalogs und seiner Sternkarten zu nehmen.

*) Selbst nachdem Newtons Benehmen gerechte Klagen von Seite Flamsteeds veranlaßt hatte, schreibt dieser noch an Lowthorp: I believe him (Newton) to be a good man at the bottom: but through his natural temper suspicious.

**) Newton war Münzwardein, eine Stelle, wozu er durch Charles Montague (später Earl of Halifax) gelangt war. Dieser mächtige Günstling der Königin Anna unterstützte Newtons Plane und Absichten stets mit seinem ganzen Einfluße. Es verdient in dieser Beziehung erwähnt zu werden, daß Montague mit M. Barton, Newtons Nichte, eine vieljährige enge Verbindung unterhielt, und ihr in seinem Testamente „for her excellent conversation" Häuser, Landgüter, Juwelen ꝛc. im Werthe zu 25000 Pf. vermacht hat. Newton selbst erhielt ein Legat von 100 Pf..

der Welt bekannt machen, wie reichlich Sie mit Beobachtungen aller Art versehen sind, und welche Berechnungen Sie zur Berichtigung der Theorie der himmlischen Bewegungen angestellt haben, aber es gibt viele Fälle, wo Sie die Namen ihrer Freunde nicht ohne ihr Wissen und ihren Willen öffentlich erwähnen sollten: und ich hoffe deßhalb, Sie werden die Sache so einrichten, daß ich dießmal nicht auf die Bühne gebracht werde."

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Selbst gegen befreundete, ihnen hülfreiche Europäer erhebt sich in den finstern, abergläubischen Gemüthern in solchen Zeiten der Noth mancher sonderbare Verdacht, zumal, wenn sie Jene Verrichtungen vornehmen, oder Geräthschaften handhaben sehen, deren Zweck ihnen unbekannt ist und deßhalb sogleich feindselig erscheint. Als Back sein Observatorium vollendet hatte und nach Aufstellung der Instrumente Jedermann, außer Mr. King, der Eintritt in dasselbe verwehrt wurde, glaubten die Indianer, wenn sie das regelmäßige laute Zählen bey den Beobachtungen hörten, hier würden böse Geister citirt und die Instrumente seyen überhaupt die Ursache des Mangels an Wildpret, welches sie verspürten. Backs Versicherung, daß selbe im Gegentheil solches herbeylockten, fand zum Glück dadurch Bestättigung, daß am Tage dieser Verheißung ein alter Bär geschossen wurde, der, so mager und zäh er war, doch auf einige Zeit die aufgeregten Geister beschwichtigte.

Später kamen andere Meynungen über das allgemeine Jagdunglück in Umlauf. Ein Chipewyan-Indianer sollte es veranlaßt haben, indem er ein Rennthier lebendig einfieng und unbarmherzig schlug, bevor er es tödtete, und dadurch das Ausbleiben aller Heerden, welche, einem alten Aberglauben gemäß, sogleich Kunde von dieser Grausamkeit hatten, herbeyführte. Ueberhaupt fehlt es auch hier, wie bey den übrigen Nord-Indianern, nicht an sonderbaren rohen Jagdaberglauben. So flüchtete eines Tages ein Indianer-Weib mittleren Alters mit einem Mädchen von etwa 6 Jahren nach Fort Reliance, Schutz suchend gegen einen Jäger, über dessen Flinte sie Nachts zuvor zufälliger Weise geschritten war. Die strengste Ahndung fürchtend, denn nach Indianerglauben war dadurch für alle Zeiten das Gewehr zu jedem tödtlichen Schusse verdorben, rettete sie sich zu den weissen Männern, bis der Zorn ihres Geliebten verraucht wäre. Glücklicher Weise hatte dieser, ohne von der ganzen Sache zu wissen, inzwischen mit derselben Flinte ein Stück Wild erlegt, und so kam sie bey ihrer Heimkehr mit einer erklecklichen Tracht Schläge samt gehöriger Ermahnung davon, während sonst die arme Delinquentin ein solches Verbrechen gewöhnlich mit aufgeschlitzter Nase oder abgeschnittenen Ohren büßen muß.

Der höchste Grad von Verruchtheit, zu welchem ungemessener Trieb zur Selbsterhaltung, der bey dem Verlassen der Schwachen und Alten noch immer in der Rettung der übrigen Horde seine Entschuldigung finden könnte, zuletzt den Indianer zu führen vermag, spricht sich aber im nachstehenden Factum aus. Ein Cree-Indianer Namens Pepper, welcher sich mehrere Jahre in der Nähe von Fort Chipewyan aufgehalten, kam im November 1832 nach längerer Abwesenheit dahin zurück und erzählte, nachdem er seine Pfeife geraucht, auf ganz glaubliche Weise die schweren Unfälle, die ihn im vergangenen Winter betroffen hatten. Sein Weib, die Mutter seiner Kinder, war, aufgerieben von Hunger und Kälte, im öden Walde gestorben; ihr folgten bald die Tochter und zwey Söhne, eben in die Mannbarkeit tretend, die künftigen Stützen seines Alters! Endlich erlagen auch die kleineren Kinder, die er mit unsäglicher Sorgfalt bisher noch gepflegt und mit Stücken ihrer Lederkleidung (dem gewöhnlichen Nothbehelf der Indianer bey momentaner Hungersnoth) bey Leben erhalten hatte. „Was konnte ich thun," rief er mit irrem Blicke, der jeden Anwesenden ergriff, „konnte ich aufsehen zum großem Geiste — konnte ich bleiben bey den Leichen der Meinigen? Nein! Nein! Ein Kind war noch übrig — ich floh nach Hülfe. Aber, die Wälder waren schweigsam, wie schweigsam! — Hier bin ich!" — Der erwähnte Knabe von ungefähr 11 Jahren war bey ihm und hatte während der Erzählung gedankenlos in das Feuer gestarrt. Jetzt, nachdem der Vater geendet, schien sein gespannter Blick noch Fürchterlicheres erst zu Erzählendes zu erwarten. Eben, als der Mann zu sprechen begann, waren aber Einige seines Stammes eingetreten, denen nicht ein Wort, nicht eine Miene entgieng. In tiefstem Schweigen hatten sie ihn angehört, selbst die langen Pausen, zu welchen der Gram ihn scheinbar zwang, waren nicht unterbrochen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

An Account of the Revd. John Flamsteed the first Astronomer Royal; compiled from his own Manuscripts and other authentic Documents, never before published etc.

(Fortsetzung.)

Man wird sich den Inhalt dieses Briefes um so weniger erklären können, wenn man bedenkt, daß vier Wochen früher Newton noch spät in der Nacht einen Besuch bey Flamsteed in Greenwich abgestattet hatte, bloß in der Absicht, neue Mondbeobachtungen zum Behufe seiner Untersuchungen sich zu erbitten. Flamsteed ließ die Worte, welche Newtons Unwillen so sehr erregt hatten, im Drucke aus: aber an die Stelle der früher bestandenen Freundschaft trat von nun an Kälte und Mißtrauen. Uebrigens hörte der Verkehr zwischen beyden Gelehrten noch nicht auf. Indessen bemerkt man aus dem vorhandenen Briefwechsel deutlich die von Jahr zu Jahr sich mehr entwickelnde Abneigung, wozu nebst dem erwähnten Ereignisse noch mehrere Gründe mitwirkten. Newton hatte sich einen bedeutenden Anhang gebildet aus Personen, die theils seine Talente und Verdienste achteten, theils aus seinem Einfluße am königlichen Hofe Vortheil oder Beförderung erwarten mochten. Flamsteed zählte sich nicht nur nicht zu diesem Anhange, sondern benützte auch jede Gelegenheit, zu zeigen, daß er nicht dazu gehörte. Wie weit Newton seinerseits entfernt war, dieses Benehmen mit Gleichgültigkeit anzusehen, davon zeugt der Umstand, daß er einerseits den Gewinn, den er für seine Theorie aus Flamsteeds Mittheilungen gezogen hatte, öffentlich anzuerkennen unterließ, und überhaupt die Sternwarte und ihren Vorstand ignoriren zu wollen schien; andererseits aber durch seine Aeußerungen beytrug, Flamsteed in der öffentlichen Meynung herabzusetzen.

In wissenschaftlichen Fächern verlangt das große Publikum nur immer Resultate zu sehen; von welcher Art sie seyen, ist gleichgültig, denn in wie ferne ein Resultat die Wissenschaft fördere, beurtheilt das Publikum nicht. Wie durch Beobachtung isolirter Phänomene, welche auf das Fortschreiten der Wissenschaft keinen Einfluß äußern, die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftiget werde und ein großer astronomischer Ruf ohne gründliches Verdienst sich erwerben laße, davon hatte Flamsteed an einem seiner Zeitgenossen *) ein Beyspiel vor Augen: auch

*) J. D. Cassini. Von ihm sagt Delambre (Astr. Mod. 2. 805): Pourquoi, dira-t-on, Cassini a-t-il joui d'une réputation si universelle? pourquoi a-t-il été loué à lui seul plus que tous les astronomes ensemble au moins pendant leur vie? C'est d'abord qu'il y avoit en lui beaucoup à louer, que il étoit laborieux, qu'il tenoit sans cesse l'attention du public éveillée, qu'il n'employoit le plus souvent que des moyens extraordinaires .... Tout le monde comprenoit sans aucune explication les découvertes de Cassini . . . au fond toutes ces nouveautés n'étaient que des phénomènes absolument isolés; ce sont des choses infiniment curieuses, que tous les astronomes sont très-aises de savoir, mais dont ils se passeraient sans qu'il en résultât rien qui nuisit le moins du monde aux progrès de la véritable astronomie — si nous nous pensions autorisé à faire quelques reproches, ce ne serait pas à D. Cassini, mais

er hätte durch dieselben Mittel so leicht denselben Zweck erreichen können; er wählte aber ein würdigeres Ziel und wurde in der öffentlichen Meynung als unthätig und unfähig bezeichnet. Daß das größere Publikum die Beziehung nicht einsah, in welcher Flamsteeds Unternehmung zur Wissenschaft stand, und den Zeit- und Kraft-Aufwand, der zur Herstellung eines großen Sternkatalogs und zur Berichtigung der Sonnen- und Planeten-Tafeln erforderlich war, nicht beurtheilen konnte, ist keineswegs auffallend; daß aber Männer, wie Newton und Halley, denen Flamsteeds Arbeiten vollkommen bekannt waren, aus bloßer Mißgunst der Volksmeynung beystimmten, war in hohem Grade kränkend und ungerecht. In mehreren Briefen drückt sich Flamsteed mit Entrüstung über dieses Benehmen aus.

So standen die Verhältnisse, als im Jahre 1704 der Prinz Georg von Dänemark, welcher von dem bereits nahe vollendeten Werke Flamsteeds Kenntniß erhalten hatte, die Druckkosten zu bestreiten aus eigenem Antriebe sich bereitwillig erklärte. Auf seine Veranlassung trat eine Kommission der königl. Societät, aus Newton, Halley und einigen andern Mitgliedern bestehend, zusammen, um über das Flamsteedische Werk zu berichten. In Folge des erstatteten Berichtes erhielt die Kommission von dem Prinzen, unter Anweisung der nöthigen Gelder, den Auftrag, für den Druck zu sorgen. Ganz natürlich widersetzte sich Flamsteed einem Verfahren, wodurch die Herausgabe seines Werkes in die Hände seiner Gegner übergeben, er selbst aber von jeder weitern Verfügung darüber ausgeschlossen wurde; und zwar widersetzte er sich nicht bloß, weil das Werk sein Eigenthum war, sondern auch, weil er bey Newton und Halley die böswillige Absicht vermuthete, durch seine Beseitigung den Eindruck im Publikum hervorbringen zu wollen, als wäre er ein bloßer Beobachter und unfähig, aus seinen Beobachtungen Resultate zu ziehen, oder sie so einzurichten, wie sie zur öffentlichen Bekanntmachung geeignet wären.

Wenn vielleicht Newtons und Halleys Absichten nicht gerade so weit giengen, als Flamsteed vermuthete, so war sein Argwohn doch in der Hauptsache begründet, wie aus dem Benehmen jener Männer sowohl am Anfange, als auch im Verfolge des Geschäftes hervorgeht. Indessen konnte die Ausführung ihrer Absichten nicht verhindert werden, und nach langweiligen Unterhandlungen und Streitigkeiten wurde der Druck endlich begonnen, aber so langsam fortgesetzt, daß in einem Zeitraume von drey Jahren nicht mehr, als der erste Band die Presse verlassen hat. *)

à ses contemporains que nous les adresserions Dem letzten Satze, wodurch Cassini entschuldigt werden soll, fehlt wohl gänzlich jene Gründlichkeit, welche den Urtheilen des berühmten Verfassers sonst so eigenthümlich zukommt. Uebrigens hat Delambre in der angeführten Stelle sehr richtig das auffallende Mißverhältniß zwischen Cassinis Leistungen und seinem populären Ruhme dargestellt: und wir müssen hinzufügen, daß die von Cassini verfolgte Tendenz, wenn sie nicht gerade zur Charakteristik des Zeitalters gehörte, doch vielen damaligen Astronomen nicht fremd war. Flamsteed erhob sich über dieses wenig ersprießliche Treiben: er faßte eine große und nützliche Idee auf, die er auch mit Beharrlichkeit ausgeführt hat. In solchem Gegensatze muß Flamsteed beurtheilt werden, wenn man seine Verdienste gehörig würdigen will.

*) Man würde bey minder aufmerksamer Durchlesung der Flamsteed'schen Papiere sich wundern, wie er in seiner anscheinend unabhängigen Stellung vermocht werden konnte, ungeachtet alles Sträubens, sich immer zuletzt unbedingt in Newtons Willen zu fügen. Der Grund hievon findet sich indessen, wenn nicht geradezu ausgesprochen, doch hinlänglich in seiner Correspondenz angedeutet: er fürchtete nämlich durch Newtons Einfluß seiner Stelle entsetzt zu werden. Sir J. Newton, sagt er (S. 317), when he played these tricks with me, had Lord Halifax, his friend, alive; else he durst not have been so bold. I was forced to be silent and bear all that I might continue the Observations and effect through God's assistance what I had begun. Nach dem Tode des

Mit dem Fortgange des Geschäftes hatte die Erbitterung der Partheyen immerwährend zugenommen, bis endlich der Tod des Prinzen Georg von Dänemark den Streitigkeiten ein Ziel setzte, weil hiemit die Kommission aufgelöst war. In der That blieb auch Flamsteed unbelästiget bis zum Jahre 1711, wo er in Erfahrung brachte, daß ein, nach ausdrücklicher Uebereinkunft nur zur Aufbewahrung in Newtons Hände niedergelegter Sternkatalog sich unter der Presse befinde. Wenn schon die Auslieferung des Manuskripts von Seite Newtons in hohem Grade kränkend war, so wurde Flamsteed in der Folge noch mehr empört, als er seinen Katalog von Halley verstümmelt und mit einer Vorrede versehen fand, worin sich dieser einen nicht geringen Antheil an dem Verdienste des Werkes zuschrieb.

Daß Flamsteed seine Entrüstung gegen Newton mit Bitterkeit offenbarte, wird ihm wohl Niemand verargen: weniger ist bey dem Letztern die Leidenschaftlichkeit zu entschuldigen, welche er in Folge der gerechten Klagen Flamsteeds gezeigt hat. Insbesondere muß hier erwähnt werden, daß Newton im Jahre 1711 das ihm als Präsidenten der königl. Societät zukommende Visitationsrecht der Sternwarte benützt hat, um Flamsteed, dessen körperliche Schwäche so groß war, daß er nicht mehr ohne Hülfe gehen konnte, nach London kommen zu lassen und ihm auf eine höchst unwürdige Weise zu begegnen.

Niedergebeugt durch den ungünstigen Erfolg aller seiner Vorstellungen und Einreden, verhielt sich Flamsteed von nun an ruhig: bald aber führte die Zeit Ereignisse herbey, welche fernerer Kränkung ein Ziel setzten. Mit dem Tode der Königin Anna war der Einfluß, den Newton und seine Freunde früher bey Hofe ausgeübt hatten, vernichtet, und die verstümmelte Auflage der Historia Coelestis, so weit sie gedruckt war, wurde, mit Ausnahme der verschenkten Exemplare, an Flamsteed ausgeliefert, der sie bis auf 97 Bogen den Flammen übergab. Von nun an war seine vorzüglichste Sorge dahin gerichtet, eine correcte Ausgabe des ganzen Werkes auf eigene Kosten zu veranstalten: aber seine früher nur schwächliche Gesundheit wurde mit der Zeit immer mehr angegriffen und der Tod ereilte ihn am letzten Tage des Jahres 1719, als der zweyte Band der Historia Coelestis die Presse noch nicht verlassen hatte. Die Vollendung des ganzen Werkes haben wir dem rühmlichen Eifer seiner Wittwe, welche die Druckkosten bestritten hat, so wie der Ausdauer und den uneigennützigen Bemühungen seiner Freunde und früheren Gehülfen Sharp und Crosthwart zu verdanken.

Nach dieser kurzen Uebersicht der vorzüglichsten Ereignisse aus Flamsteeds Leben, gehen wir zur Analyse des inhaltreichen Werkes über, aus dessen ausführlichen Materialien jene entnommen sind. Die Vorrede ist der Aufmerksamkeit des Lesers zu empfehlen, weil sie wesentliche Erläuterungen enthält und zum Verständnisse des Zusammenhanges, der sich weniger leicht aus den Documenten selbst ergiebt, nothwendig ist. Der Vorrede folgt ein Katalog der in der Greenwicher Sternwart-Bibliothek vorhandenen Flamsteed'schen Manuskripte, wie sie nun von Hrn. Baily nach Inhalt und Format geordnet und zusammengestellt worden. Es sind im Ganzen 71 Bände oder Hefte. Darunter befinden sich Beobachtungshefte, Abschriften derselben, verschiedene Sternkataloge, Briefe und andere Documente bezüglich auf Flamsteeds Leben, einzelne Denkschriften,

Lord Halifax trat Flamsteed viel fester gegen Newton auf, und zwang ihn sogar durch Androhung gerichtlicher Einschreitung, einen Theil des Manuskripts der Historia Coel. zurückzugeben.

Daß der Plan gesetzt wurde, Flamsteed von der Sternwarte zu entfernen, und Halley an seine Stelle zu setzen, geht aus mehreren Umständen hervor; warum er unausgeführt geblieben ist, darüber finden wir keine Auskunft.

Hülfstafeln, Berechnungen, Papiere verschiedenen Inhalts, auch einzelne, nicht von Flamsteeds Hand herrührende Schriften.

(Schluß folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Jetzt erst gieng ein hohles Murmeln durch die Gruppe der Indianer und ein Sprecher erhob sich, erst mit leiserem Tone redend, allmählig aber sich steigernd bis zur Emphase der höchsten Leidenschaft und klagte ihn als Mörder seiner Familie, als Kanibalen an. Der Beschuldigte zauderte nur wenige Sekunden, mechanisch an seiner kalten Pfeife saugend, und läugnete dann mit größtem Gleichmuth die Giltigkeit der Anklage. Aber die Ruhe seines Betragens war gewichen, und sein ängstlicher Blick, wenn der Knabe sich nur einen Augenblick entfernte, schien das „schuldig" über ihn auszusprechen. Er verließ nach einiger Zeit murrend das Fort mit seinem Jungen. Doch die Nemesis ereilte ihn bald! Statt im tiefsten Walde seine Gräuel zu verbergen, wendete er sich zu den Hütten seiner Ankläger und verlangte Gastfreyheit. Er erhielt sie, aber nicht auf lange. Instinktmäßiges Grauen zwang die Leute, ihn seinen Weg fortsetzen zu heissen. Nach kurzem Besinnen weigerte er sich dessen nicht nur, sondern stieß auch solche Drohungen aus, daß die Geduld der Indianer erschöpft war und sie ihn auf dem Platze todt schossen. Mehr als ein Schuß war aber gefallen, und auch der Knabe am Arme verwundet worden. Er floh hinter einen Baum und versprach, Alles, was er wisse, zu gestehen, wenn man sein Leben schone. Dieses bewilligt, gab er den grauenhaften Bericht über den Kanibalismus seines Vaters. Das Ungeheuer hatte in der That Weib und Kinder gemordet und verzehrt. Nicht Mitleid, nicht Zuneigung hatten dem lezten Jungen das Leben erhalten, sondern der Zufall, daß sie das Fort erreichten. Einen Tag später hätte er das Schicksal der Uebrigen getheilt! —

Auch für Back und seine Gefährten hatte der Mangel an Wild und Fischen, denen sie vergebens rings um die Boy her nachstellten, sehr üble Folgen. Sie mußten ihre Pemmikan-Vorräthe angreifen, und daben die Portionen verkleinern, so daß die Arbeiter täglich 1½ Pfd, erhielten, Back und King aber sich mit ½ Pfd. begnügten. Die Kälte nahm daben im Januar und Februar furchtbar überhand, so daß der Thermometer bis 46° R. unter Null stand und im geheizten Zimmer die Temperatur nicht über 8° R. gebracht werden konnte. Neben dem Feuer gefror die Tinte und die Farben erstarrten im Pinsel zu Eis. Die Futterale der Instrumente, obgleich vom besten Holze, bekamen Risse, das Waschwasser gefror an den Haaren, bevor man sich abtrocknen konnte, und die Haut an Gesicht und Händen klaffte in blutigen Sprüngen.

Den 25. April, gerade am Jahrestag der Abreise von La Chine in Kanada, erhielt Back die Nachricht von der Rückkehr der Roß'schen Expedition. Der Brief war den 22. Oct. 1833 von London abgegangen und vom 7. Februar an durch Boten die verschiedenen Stationen durchlaufen. Mit Anfang des Mai's wurde die Witterung gelinder, am 13. zogen Schneegänse als Vorboten des Frühlings nach Norden zurück und an den folgenden Tagen fanden sich Möven, Dickschnäbel und selbst einige Schmetterlinge ein. Auch blickte hie und da ein grüner Fleck aus dem Schnee hervor. Den 7. July endlich verließ Back die Winterung mit seiner Mannschaft, deren jeder 90 Pfd. Gepäcke trug. Der Weg ging jetzt noch, wiewohl mit großer Beschwerde und Gefahr des Einbrechens auf dem morschen, in spitzige Zacken ausgewaschenen Eise der Seen. Am Artillerie-See traf man die Zimmerleute mit dem indessen fertig gewordenen Boote. Es hatte hier gebaut werden müssen, weil nirgends sonst Bäume von nur einiger Maassen hinreichender Stärke anzutreffen waren. Von da bis zum Tragplatz zu jenem See Aylmer und dem grossen Fischflusse wurde es auf Schlitten gezogen, hier aber erklärten die Zimmerleute, daß sie nicht dafür gut stünden, ob das weiche Holz einen ähnlichen Transport über das rauhe Terrain der Wasserscheide aushalte, und die Mannschaft mußte das Boot mit äusserster Anstrengung hinüber tragen, zu nicht geringer Sorge Backs, ob ihre Kräfte hiezu ausreichen würden.

Am dritten July gelangte man glücklich nach Musk-Ox-Rapid, wo Back im vorigen Herbste umkehrte. Hier wurden die bisher gesparten Vorräthe nochmals gemustert. An geistigen Getränken hatte man nur zwey Gallonen Rum mitgenommen. Ein Sack Pemmikan war durch die Genäschigkeit eines indischen Weibes großentheils ausgeleert und statt der Speise mit Gras und Steinen gefüllt worden. Ihr Mann hat nur, daß man ihn den Streich nicht entgelten lassen möge, „denn, fügte er bey, ich habe sie tüchtig dafür gerrügelt. Fragt sie nur selbst, wie sie da vor euch steht! O sie hat einen bösen Kopf, — Saß! (Bär, das gewöhnlichste unter den wenigen Scheltworten der Indier).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

An Account of the Revd. John Flamsteed the first Astronomer Royal; compiled from his own Manuscripts and other authentic Documents, never before published etc.

(Schluß.)

Indem Hr. Baily sich zur Aufgabe genommen hatte, diese Schriften, so wie die übrigen von ihm aufgefundenen Documente dem wesentlichen Inhalte nach zu veröffentlichen, hat er zwey Abtheilungen eingeführt, wovon die eine die geschichtliche Darstellung von Flamsteeds Leben und Thätigkeit, die andere den Britischen Kataleg mit neuen Verbesserungen und Vermehrungen umfaßt. In Beziehung auf die erstere hat unser Hr. Verf. eine Form gewählt, die Interesse mit Vollständigkeit vereinigt. Anstatt nämlich aus den weitläufigen autobiographischen Fragmenten, und der ausgedehnten Korrespondenz Flamsteeds eine Lebensbeschreibung zu bearbeiten, theilt uns Hr. Baily diese Documente selbst, so weit sie von Wichtigkeit sind, in ihrer ursprünglichen Gestalt mit, stellt aber durch zahlreiche Anmerkungen Deutlichkeit und Zusammenhang her in einer Weise, die ein gründliches Studium erkennen läßt. Obwohl durch Mittheilung der Documente einerseits die Kürze der Darstellung beeinträchtiget wird, so ist dabey andererseits ein überaus wichtiger Vortheil erreicht, indem diese Urkunden eine Charakteristik in sich tragen, die keine Beschreibung mit gleich lebhaftem Eindrucke wieder geben kann. Flamsteed fieng frühzeitig an, die Ereignisse seines Lebens abtheilungsweise aufzuzeichnen und seine Papiere lassen bis zu seinem 70sten Jahre in seiner Geschichte keine Lücke: indessen schließen sich die verschiedenen Abtheilungen nicht aneinander an, vielmehr kommen nicht selten Wiederholungen vor. Wäre es nicht aus sonstigen Angaben bekannt, daß die verschiedenen Abtheilungen in entfernten Zeiträumen sind verfaßt worden, so würde sich dieß dem Leser von selbst aufdringen: die gezwungene Schreibart eines jugendlichen Alters und die so natürliche Ueberschätzung einer erst anfangenden Thätigkeit, das gründliche Urtheil und die besonnenen Entwürfe reiferer Jahre, die Irritabilität eines kränkelnden Greisenalters bezeichnen die Zeiten, in welche die Abfassung der einzelnen Fragmente fällt.

Hiernach läßt sich aber auch beurtheilen, daß die mitgetheilten Documente insbesondere für den astronomischen Leser von sehr ungleichem Interesse sind. Die Correspondenz besteht größtentheils aus Briefen an vertraute Freunde: offenbar schwebte dem Verfasser nie der Gedanke vor, daß sie der Publicität jemals würden übergeben werden. Mit dieser Bemerkung soll aber nicht angedeutet werden, daß die Briefe etwa weniger zur öffentlichen Bekanntmachung sich eignen, als sich von einer vertraulichen Correspondenz erwarten ließe; vielmehr wollen wir damit nur einen Grund angeben, der jedenfalls hinreichend seyn wird, die vorkommende Nachläßigkeit oder Derbheit der Schreibart zu entschuldigen. Wir müssen hier noch beyfügen, daß die Flamsteed'schen Papiere, obwohl sie sich größtentheils nur auf Flamsteeds Leben und Verhältnisse beziehen, dennoch auch unabhängig von biographi-

scher Merkwürdigkeit dem Astronomen Interesse gewähren werden, indem darin nicht nur eine Geschichte der Greenwicher Sternwarte in ihrer ersten Periode, sondern auch manche Ansichten und Thatsachen enthalten sind, welche zum Verständnisse der Unternehmungen und Schriften der damaligen Zeit gehören. Wenn übrigens unter den biographischen Fragmenten Manches aufgenommen ist, was nicht wohl allgemeines Interesse erregen dürfte, so möchte dieß bey den Briefen noch mehr der Fall seyn: und es läßt sich nicht verkennen, daß der Herausgeber mehr auf Vollständigkeit der Sammlung, als auf Wichtigkeit der einzelnen Theile gesehen hat.

Es ist oben bemerkt worden, daß der zweyte Theil von Hrn. Baily's Werk sich mit dem Britischen Katalog als dem Haupterzeugnisse von Flamsteeds Thätigkeit befaßt.

Nachdem Flamsteed durch Anwendung der Fernröhre bey astronomischen Meßinstrumenten, so wie durch die Konstruktion und Festigkeit, die er den verschiedenen Theilen der Instrumente gegeben, sich im Stande sah, den von früheren Beobachtern erreichten Grad von Genauigkeit im Messen weit zu übertreffen, ward auch das Bedürfniß offenbar, die Berechnungsweise in demselben Verhältnisse zu verbessern. Wenn aber gleich hierin seine Verdienste eine ehrenvolle Erwähnung erfordern, so blieb er doch noch ferne von jenem Grade der Schärfe, welcher mit den weitern Fortschritten der Beobachtungskunst entstanden ist, Aberration und Nutation waren von Flamsteed noch nicht erkannt worden; die Abweichungen des Instrumentes von der richtigen Lage wurden nur unvollständig berücksichtiget; die Refraction galt als unabhängig von den Veränderungen der Atmosphäre; endlich hat Flamsteed, wenn er mehrfache Bestimmungen derselben Größe gemacht hatte, nicht das authentische Mittel, sondern die ihm als die zuverläßigste vorkommende Beobachtung zum Resultate angenommen. Berücksichtiget man die hieraus entstandene Unvollständigkeit der Flamsteed'schen Reduction und die Unmöglichkeit, auf die so berechneten Sternpositionen durch Vergleichung mit neuern Beobachtungen irgend ein Resultat zu begründen, so gelangt man natürlich zu dem Schluße, daß das Geschäft eines Bearbeiters des Britischen Katalogs darin bestehen müsse, mit Hülfe der neuen Constanten und mit Anwendung der heutigen Berechnungsweise sämmtliche Sternörter aufs Neue aus den Beobachtungen abzuleiten. Auch Hr. Baily spricht diese Nothwendigkeit aus, setzt aber weiter hinzu: In making the present revision and correction of the British Catalogue, I wish it to be fully understood that I have not attempted the re-computation of the original Observations according to the present precise and accurate modes of reduction nor the investigation of any of the instrumental errors; for, however desirable such an object may be (and I do not despair of its being accomplished at some future time, since those observations have such intrinsic merit) yet I have neither leisure nor inclination for so laborious a task. Dieß ist um so mehr zu bedauern, als von der bekannten Thätigkeit des Herrn Baily, und dem Einfluße, wodurch er sich fremde Unterstützung und Mitwirkung verschaffen konnte, die Ausführung eines so umfassenden und nützlichen Unternehmens sich hätte erwarten lassen. Wenn wir aber den neuen Abdruck des Britischen Catalogs in der ursprünglichen unbrauchbaren Gestalt nicht als Verdienst anrechnen wollen, auch nicht die Nothwendigkeit desselben einsehen, so erkennen wir dagegen gerne die von Hrn. Baily vorgenommene Berichtigung und Vermehrung als eine nützliche Vorarbeit an, die für einen künftigen Bearbeiter der Flamsteed'schen Beobachtungen nicht ohne Nutzen seyn wird. Die Vermehrung des gegenwärtigen Catalogs in Vergleich mit der Flamsteed'schen Edition ist sehr beträchtlich, indem die Gesammtzahl der Sterne, die früher 2935 (mit Einschluß der unter

zweyerley Benennungen oder nur in Folge eines Rechnungsfehlers eingetragenen Sterne) betrug, jetzt auf 3310 vermehrt worden. Uebrigens war zur Vermehrung des Britischen Catalogs nur nothwendig, die von Flamsteed ausgelassenen Sterne mit Beyfügung ihrer Position in den Catalog einzutragen: das mühsame Zusammensuchen dieser Sterne aus den ursprünglichen Beobachtungen ist bekanntlich ein Verdienst der Miß Caroline Herschel.

Die Entscheidung über die Frage: ob manche von Flamsteed aufgezeichnete, aber nicht mehr an der selben Stelle vorhandene Sterne wirklich vom Himmel verschwunden seyen, oder ob die ursprüngliche Ortsbestimmung nur auf einem Versehen beruhete, hat schon mehrere Astronomen beschäftiget.

Die erfolgreichen Bemühungen von Zach, Bessel, Herschel, Baily, und die gründliche und umfassende Arbeit Argelanders *) verdienen besonders erwähnt zu werden. In dem gegenwärtigen Falle hatte Hr. Baily Mittel zur Hand, welche bey allen früheren Versuchen gefehlt hatten: er besaß nämlich die Original-Hefte, in welchen die Betrachtungen eingetragen, und die Berechnungen vorgenommen wurden, und konnte, in so ferne ein Schreib- oder Rechnungsfehler zu Grunde lag, mit Zuversicht die nöthigen Verbesserungen anbringen, die früher nur auf Muthmassung beruheten. Die dem neuen Cataloge beygegebenen Anmerkungen, worin alle Aenderungen des Flamsteed'schen Catalogs angezeigt, und die Identität zweifelhafter Sterne nachgewiesen wird, sind sehr zahlreich und ausführlich: sie nehmen in kleinem Drucke über 17 Bogen ein. Aller Bemühungen ungeachtet sind jedoch 18 Stern-

*) Argelanders Untersuchung bezieht sich auf das von Hrn. Baily nach Miss Herschel (Memoirs of the Astr. Soc. Vol. IV. p. 129) gegebene Verzeichniß der 554 von Flamsteed in seinem Katalog ausgelassenen Sterne. Als Resultat ergiebt sich, daß von diesen Sternen seit Flamsteeds Zeiten keiner vom Himmel verschwunden ist.

Positionen noch übrig geblieben, die zwar mit den Originalbeobachtungen übereinstimmen, die aber weder so, wie sie sind, noch durch Annahme eines wahrscheinlichen Versehens beym Beobachten, mit dem jetzigen Stande des Himmels vereiniget werden können. Am Ende hat der Hr. Verfasser mehrere tabellarische Zusammenstellungen und einige Hülfstafeln beygefügt.

Wir haben geglaubt, über das Werk des Hrn. Baily hier eine ausführlichere Notiz mittheilen zu müssen, einerseits, weil es, wenigstens auf dem Kontinente, immerhin zu den seltenen Büchern gehören wird, andererseits, weil der Inhalt so manches Neue und Wichtige darbietet. Die vorliegende Arbeit kann als ein würdiges Gegenstück zu dem trefflichen Werke des Herrn Rigaud: Miscellaneous Works and Correspondence of the Revd. James Bradley, betrachtet werden: in so vielfacher Beziehung findet zwischen beyden eine Aehnlichkeit statt, daß es wohl erlaubt seyn wird, das letztere als Vorbild, vielleicht als Veranlassung des ersteren anzusehen. Indem wir aber das Verdienst des Hrn. Baily gern anerkennen, ist es auch billig, die durch so viele ähnliche Unternehmungen beurkundete Liberalität der Britischen Regierung nicht unerwähnt zu lassen, welche auf ihre Kosten den Druck mit der größten Eleganz und Correctheit veranstalten ließ, und für die Vertheilung des Werkes an die Institute des In- und Auslandes gesorgt hat.

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

„Erst neulich gieng sie Nachts vom Lager, Niemand wußte wohin. Zwey Nächte schwieg ich, aber als sie auch die dritte nicht kam, suchten wir ringsum Meilenweit nach ihr,

aus Furcht, sie möchte verirrt seyn. Nach langer Mühe fanden wir sie, wo meynt ihr? — ganz nahe am Lager, zwischen den Felsen versteckt. O sie hat einen bösen Kopf! Aber, ich hab sie tüchtig geprügelt, Saß!“ — Kurz vorher waren auch zwey weggelaufene indianische Wegweiser wieder zu der Truppe gestossen. Sie entschuldigten sich damit, daß sie ihre Gegenwart für unnöthig gehalten hätten, weil der weisse Mann stets seine kleine Sonne, (den Kompaß) bey sich führe, die er jeden Augenblick um den Weg fragen könne.

Fast beständig übles Wetter, Schnee, Regen und Sturm geleiteten die Reisenden während der überdieß durch Strohmschnellen häufig unterbrochenen Fahrt bis zum Beechey-See (65°, 30′ n. Br.) Mehrmals war das Boot in Gefahr gewesen zu zerschellen, und nur die gewandte Kühnheit des Steuermannes hatte Unheil abgewendet. Bisher war indessen doch die Richtung des Stromes nach Wunsch fast gerade nördlich gewesen, nun wendete derselbe aber zu Backs nicht geringem Schrecken in spitzigem Winkel plötzlich nach Südosten in der Richtung auf Chesterfield-Eiland zu, kehrte indessen nach ungefähr 3 Längengraden zu seinem frühern Laufe gegen Nordosten zurück. Am 16. July wurden die ersten Spuren der Esquimaux gesehen. Auf drey weithin sichtbaren Hügeln am Ufer waren nämlich Steinhaufen, genau in der Richtung von Nordost nach Südost, wahrscheinlich Wegzeichen, errichtet. Von Beechey-See bis hieher war das Strohmbett enge, so daß die Breite zwischen $\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ englische Meile wechselte. Ansehnliche Tributäre, zum Theil von der Größe der Themse bey Westminster mündeten von beyden Seiten ein. Nun breitete sich aber die Wassermasse wieder in weite, mannigfach in Buchten ausgeschnittene und mit Eilanden besetzte, durch Strohmengen unter sich geschiedene Seen aus, welche die Namen Pelly-, Garry- und Macdougall-See erhielten. Sie waren größtentheils noch jetzt mit ganz festem Eise bedeckt, und nur mit größter Mühe konnte die Durchfahrt erzwungen werden. Am 25. July kam man an das Ende der Seen und nun floß der Strom wieder in geschlossenem, an beyden Seiten mit Felshöhen begränztem Bette, bis zum Franklin-See, der am 27. July erreicht wurde. Oberhalb eines Falles (28. July) traf man die erste Horde von Esquimaux. Sie waren Anfangs über das Erscheinen der Fremden sehr alarmirt, weil, in beständigen Kriege mit den Indianerstämmen des Binnenlandes, sie aus dieser Gegend kaum Freunde erwarten konnten, beruhigten sich aber bald durch Backs Friedensversicherungen und kleine Geschenke. Ihre Zelte waren wie gewöhnlich aus Häuten gefertigt und mit Stangen zusammengehalten. Eine Art von Verschanzung oder Wall, roh aus Rollsteinen aufgeführt, schien zur Schutzwehr gegen Geschosse (sie führen ausser Speeren und Pfeilen die Schleuder sehr geschickt) bestimmt.

Das Boot konnte den Fall nicht passiren und mußte ausgeladen werden. Da nun Back fürchtete, daß die Esquimaux beym Anblicke seiner Vorräthe der Versuchung zu stehlen kaum widerstehen und damit Veranlassung zur Störung des guten Vernehmens geben dürften, so suchte er ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu leiten, indem er unter andern Mehrere zeichnete. Die Männer waren mittlerer Größe, gut gebaut und starkmuskelig. Sie waren weder tatowirt, noch hatten sie Zierrathen in Lippen und Nase wie die westlichen Horden, trugen aber starke Bärte. Die Weiber waren im Gesichte und am mittleren und 4ten Finger tatowirt. Die einzige, welche Back zeichnete, war durch diesen Vorzug so geschmeichelt, daß sie aus Besorgniß, er könne etwas von den Reizen ihres Antlitzes übersehen, ihm sorgsam die Augen auswusch, und dann jeden Theil ihres Gesichtes, den sie eben zeichnen sah, noch besonders hervorhob. Sie neigte den Kopf, trieb die Augen vor, blies die Backen auf, wie Jedes an die Reihe kam, endlich öffnete sie den Mund so weit sie konnte und streckte die Zunge der ganzen Länge nach heraus. Merkwürdig war bey ihr die schräge Stellung der Augen, deren Innenwinkel viel niedriger stand, als der Aeussere. Die Nasenlöcher waren aufgetrieben, der Mund groß. Ein Theil ihres schwarzen Haares war an jeder Seite in eine dicke Locke gewunden und durch ein weißes Stirnband von Leder festgehalten, während der Rest nicht unzierlich über Nacken und Schultern hinabhieng. Ueberhaupt zeichneten sich die Weiber durch Reinlichkeit aus. Ihre Nahrungsmittel waren Fische, die theils in großer Menge zum Trocknen umherlagen, theils, die aus unbekannten Gründen hoher geschätzten Rogner, in Behältern unterhalb des Falles lebend aufbewahrt wurden. Ihre Waffen, Bogen, Pfeile und Speere, waren sehr einfach, die Spitzen an den letzteren meistens von Horn, selten roh aus Eisen gefertigt, und diese vermuthlich von ihren östlichen Nachbarn eingetauscht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Jo. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Sallusti orationes et epistolae ex deperditis historiarum libris expressae ex codice Vaticano MMM. DCCC. LXIV. — Lipsiae apud Weidmannos A. 1835.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc. Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum conjecturas denuo recognovit atque epistolam ad Jo. Casp. Orellium praemisit Jo. Theoph. Kreyssig. Misenae, sumptibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. MDCCCXXXVI.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. — Inest censura editionis Orellianae. Altonae. Typis et impensis J. F. Hammerich. 1836.
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi IX. Calend. Septembres MDCCCXXXVI rite celebranda collegii professorum nomine indicit Carolus Felix Halm, gymnasii professor. Insunt emendationnes Velleianae. — Monachii typis librariae scholarum regiae.

Erster Artikel.

Diese vier Schriften stehen nicht nur dadurch in Zusammenhang mit einander, daß sie alle vier das Werk eines und desselben alten Schriftstellers, die Römische Geschichte des Vellejus Paterculus, im Ganzen oder theilweise behandeln, sondern besonders noch dadurch, daß zwey von den drey letztern durch die erste veranlaßt und in so fern von ihr abhängig sind, alle drey aber, in ihrem Verhältnisse zur ersten als Kritiken, die Grundsätze und Leistungen derselben theils zu bestätigen, theils zu berichtigen, oder zu widerlegen die Absicht haben. Schon dieses ihres engen und innern Zusammenhangs wegen glaubten wir die bezeichneten vier Schriften in eine Anzeige zusammen fassen zu müssen; dann aber auch noch aus dem Grunde, weil wir bey Beurtheilung derselben im Zusammenhange uns um vieles kürzer werden fassen können, als wenn wir jede einzeln in einer besondern Anzeige behandelten. Denn erstens werden wir die Grundansicht, auf welche sich unsere Beurtheilung stützen wird, bey der einen einmal dargelegt, bey den andern ohne weitere Besprechung voraussetzen dürfen; und zweytens werden wir manches Einzelne, in dessen Behandlung zwey oder drey derselben, oder gar alle vier freundlich oder feindlich zusammentreffen, am füglichsten bey Beurtheilung der einen mit einem Male für alle zugleich abthun.

Die zwey Bücher Römischer Geschichte, welche Vellejus Paterculus unter Tiberius Regierung geschrieben hatte, wurden der gelehrten Welt neuerer Zeit durch die, von Beatus Rhenanus nach einer einzigen Handschrift aus dem Kloster Murbach (cod. Murbacensis) besorgte Ausgabe aus der Buchdruckerey des Joann. Frobenius zu Basel im Jahre

1520 zuerst bekannt gemacht. Diese Urausgabe nebst den zu ihr gehörigen und in gleichem Formate mit ihr zugleich ausgegebenen Emendationes Vellejanae von Joann. Alb. Burer waren, da der Murbacher Codex selbst seit Rhenanus und Burer verschwunden, oder wenigstens von keinem Gelehrten mehr verglichen oder auch nur gesehen worden ist, bis auf unsere Tage herab die einzige Quelle, auf welche, außer ihrer eigenen Erfindungskraft, alle spätern Herausgeber des Vellejus überall, wo es auf Feststellung des Textes ankam, angewiesen waren. Nun fand vor ein Paar Jahren Herr Johann Kaspar Orelli bey Gelegenheit eines Geschäftes, welches er in der Baseler Bibliothek zu besorgen hatte, daselbst eine von einem jungen Freunde oder Schüler Rhenan's, dem Baseler Bonif. Amerbach, bereits im Jahre 1516, also ungefähr vier Jahre vor dem Erscheinen der Editio princeps, eigenhändig gemachte Abschrift des Murbacher Codex, verglich dieselbe genau mit der Urausgabe und sah sich durch die daher gewonnene Ausbeute veranlaßt, die uns vorliegende, nun näher zu besprechende neue Ausgabe des Vellejus zu veranstalten.

Herr Orelli wollte, wie es scheint, durch diese seine Ausgabe zunächst künftigen Bearbeitern des Vellejus durch bequeme Zusammenstellung aller jetzt vorhandenen diplomatischen Hülfsmittel ihr Geschäft erleichtern, dann aber auch seinerseits ihnen vorarbeitend theils durch Auswahl des Besten aus der Menge der von ältern und neuern Bearbeitern schon dargebotenen Erklärungs- oder Emendationsversuche, theils durch eigene Versuche von beyderley Art zur Berichtigung des Vellejanischen Textes nach Möglichkeit beytragen. Wenigstens gab er seiner Edition folgende, nach unserer Meynung auf diese Zwecke berechnete Einrichtung.

1. Obenan steht der an hundert und wieder hundert Stellen noch unberichtigte Text, und zwar
   a) in den ersten acht Kapiteln oder im ersten Bruchstücke des ersten Buches nach der Urausgabe mit Einschaltung der von Burer verbürgten abweichenden Lesarten des Murbacher Codex (Exemplar Rhenani correctum ex Burerii lectionibus);
   b) im andern Bruchstücke oder in den letzten zehn Kapiteln des ersten Buchs, und dann im zweyten Buche, im Ganzen nach Amerbachs Handschrift, jedoch mit Einschaltung von Angaben Burers (Exemplar Amerbachii correctum ex Burerii lectionibus).

2) Unmittelbar unter diesen Text sind stellenweise, unter Voransetzung der Firma: „Exemplar correctum," diejenigen Worte gesetzt, welche nach Orelli's Urtheile entweder der Aufnahme in den Text völlig würdig, oder doch wenigstens den verdunkelten Sinn des Schriftstellers zu erhellen geeignet sind.

3. Unter diesem Exemplar correctum endlich sind in je zwey Spalten auf jeder Seite
   a) die Lesarten der Amerbach'schen Handschrift, der Editio princeps und Burer's so angegeben, daß man durch Vergleichung des obenanstehenden Textes und dieser Angaben den Inhalt der genannten drey Urkunden vollständig zusammenfinden kann;
   b) außerdem sind in diesen Spalten die zu jeder Stelle gehörigen Lesarten der Ausgaben von Gelenius und Ruhnken vollständig, dann mit Auswahl die nach Herrn Orelli's Urtheile bemerkenswerthen Conjecturen verschiedener Gelehrten, aus älterer und neuerer Zeit, von Rhenanus und Burer angefangen, die eigenen Verbesserungs-Vorschläge des Verfassers und endlich zu einzelnen Stellen kurze Erklärung des vulgaten Textes oder Rechtfertigung der unter den Text gestellten Vorschläge zusammengedrängt.

Versuchen wir es nun, nach dieser Darstellung der Einrichtung, welche Hr. Orelli seiner Edition des Vellejus gegeben hat, zunächst über den eigentlich diplomatischen Theil seiner Arbeit, unser Urtheil abzugeben, so wollen wir zwar vor allem mit gebührendem Danke für den höchst ruhmwürdigen Fleiß des Herausgebers, das große Verdienst, welches er sich durch Veröffentlichung der Handschrift Amerbachs erworben hat, vollkommen anerkannt haben; doch können wir, wenn wir je der Wahrheit nach unserem besten Wissen Zeugniß geben sollen, nicht umhin, uns im Allgemeinen (denn von einzelnen Mängeln und Unrichtigkeiten zu sprechen, werden wir weiter unten Veranlassung finden) in zwey Punkten gegen Hrn. Orelli's Verfahren und Ansicht zu erklären.

Erstens nämlich hat Hr. Orelli in Ansehung des Textes (sieh oben Nr. 1.) dahin gestrebt, die Worte des Murbacher Codex nach Möglichkeit wieder herzustellen, worüber er selbst (praefat. pag. XIV.) folgendermaßen sich ausdrückt: „ . . . hoc secutus sum consilium, ut ipsum Codicem Murbacensem, quoad ejus fieri posset, restituerem: ita quidem, ut fundamenti loco posito exemplo Amerbachiano id ex Burerii annotationibus corrigerem, ubicunque veri simile erat rectius accuratiusque ab hoc lectum esse ἀρχέτυπον." Diese Absicht war aber schon an sich nicht zu erreichen, weil, in Abgang der Murbacher Handschrift selbst, die Wahl zwischen den abweichenden Angaben der drey Gewährsmänner, Rhenanus, Burer und Amerbach, nie mit völliger Gewißheit und Sicherheit, sondern nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit getroffen werden konnte; und von Hrn. Orelli mußte jene Absicht um so mehr verfehlt werden, da er die Amerbachische Handschrift zur Grundlage des Textes wählte und nur in einzelnen Fällen die von Burer ausdrücklich angeführten Lesarten aufnahm, ohne die von demselben stillschweigend gebilligten Lesarten der Editio princeps gehörig zu beachten, und da er hiebey nicht nach einem erweislich richtigen Princip, sondern lediglich nach seinem Gefühle verfuhr, einem Gefühle, das ihn nicht nur täuschen konnte, sondern ihn, wie wir im Folgenden darzulegen gedenken, fast durchgehends auch wirklich getäuscht hat. Zudem gerieth Herr Orelli bey seinem Verfahren in die bey der Mangelhaftigkeit der Amerbachischen Abschrift freylich unvermeidliche Inconsequenz, daß er dem Texte in den ersten acht Kapiteln des ersten Buches die Editio princeps, im Uebrigen die Amerbachische Handschrift zu Grunde legte. Füglicher Weise hätte, nach unserer Meynung, Hr. Orelli den, im Vergleiche mit Amerbachs Handschrift nicht bloß von vornherein, sondern auch sonst noch stellenweise vollständigeren Text der Urausgabe des Rhenanus rein für sich als Text aufstellen, dazu die Berichtigungen Burers, sey es seitwärts am Rande, oder durch Schriftart ausgezeichnet im Texte selbst etwa in Klammern, und endlich zunächst unter dem Texte alle von der Urausgabe abweichenden Lesarten der Amerbachischen Handschrift mittheilen sollen. Auf diese Weise würden wir — zwar den nun einmal für uns verlorenen Murbacher Codex nicht wieder hergestellt, aber doch einen, uns auf den ersten Anblick im Ganzen wie in allen Einzelheiten seiner Entstehung nach bekannten Text und dazu alle andern, zur Berichtigung desselben jetzt vorhandenen diplomatischen Hülfsmittel, diese selbst aber in bequemer Uebersicht und, was noch mehr ist, in einer für die Beurtheilung höchst wichtigen Scheidung des einen von dem andern, dargestellt erhalten haben. Doch genug davon!

Wir eilen zum zweyten Punkte unseres allgemeinen Widerspruches gegen Hrn. Orelli überzugehen, weil von der Berichtigung dieses Punktes Gelingen oder Mißlingen aller fernern Bearbeitung des Velleianischen Textes, wenn nicht ganz, doch großen Theiles abhängt.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Fortsetzung.)

Aufklärungen über die Umrisse der Seeküste waren leider von ihnen aus Mangel eines Dolmetschers wenig zu erhalten, nur die Richtung des Striches zwischen Cap Hay und Repulse- und Wager-Bay konnte Back den Geberden, und der rohen Zeichnung eines der Verständigsten entnehmen. Man schied endlich im besten Vernehmen, wobei die Esquimaux selbst noch zum Transport des Bootes mithalfen. Im Verfolge der Flußfahrt zeigte sich den 29. July im Norden ein majestätisches Vorgebirg, das Back der Prinzessin Victoria zu Ehren benannte. Alle Umstände bewiesen, daß man hier an der Mündung des Thlew-ee-choh angekommen sey, der nach ungestümmem, mannigfach gekrümmtem Laufe von 550 geographischen (?) Meilen durch eisern starres (iron ribbed) Land ohne einen einzigen Baum an der ganzen Länge der Ufer unter 67° 11′ 09″ n. Br. und 94° 30′ 0″ w. L., also südlicher um etwa 37 Meilen, als der Kupferminen- und um 19 als Backs-River in die Polarsee fällt. *) Strohmschnellen und Wasserfälle, im Ganzen nicht weniger als 85 an der Zahl, und die häufigen Erweiterungen in große Seen mit ebenem Horizonte, welche in der Wahl des Weges irre leiten, machen die Beschiffung desselben eben so gefahrvoll als beschwerlich. Mit um so größerem Danke muß daher die Länder- und Völkerkunde es anerkennen, daß durch Backs Expedition der ganze Flußlauf bekannt, und die bisherige terra incognita zwischen Kap Tournagain und Melville-Halbinsel einem so wichtigen Theile nach aufgeklärt worden ist.

*) Dr. Richardson bemerkt in dem zoologischen Anhange der Reise, man mache sich in der Regel keine genaue Vorstellung von der Ausdehnung des nördlichsten, oberhalb der großen kanadischen Seen gelegenen Theiles von Amerika. Er sey ungefähr der Parthie des alten Kontinentes gleichzustellen, welche man durch eine imaginäre von der Bay von Biskaja aus durch das adriatische und schwarze Meer, zu dem Kaspischen und Aral-See und von da nordwestlich nach dem Meere von Ochozk gezogene Linie abschneiden würde. Back's Reise von Neu-York zur Polarsee dagegen sey der Entfernung von Neapel nach Archangel und zum weissen Meere zu vergleichen, wenn Jemand diesen Weg auf Flüssen und über Tragplätze machen könnte.

Die See bildet an der Mündung des Fischflußes viele sonderbar gewundene und mit Eilanden besetzte Buchten und Engen, deren durch Eis und andere Hindernisse mannigfach gehemmte Beschiffung wir übergehen. Im Westen wurde eine längs der Küste in der Richtung von Südost nach Norden fortlaufende Bergreihe entdeckt und deren südlicherer Theil Chantrey Mountains, der nördlichere Queen Adelaide's Range genannt. Eine sehr wichtige Thatsache ergab sich aber durch die Auffindung einiges Treibholzes bey Point Ogle *). Back schließt daraus, indem er zugleich die Qualität des Holzes (Tannenholz) und dessen frische Beschaffenheit und Identität mit den am untern Laufe des M'kenzie-Flusses wachsenden Tannen, sowie mit dem auf früheren Reisen an der Mündung desselben Flusses gefundenen Treibholze berücksichtiget, daß er hier wirklich an die Hauptküste der offenen Polarsee gelangt sey, längs welcher eine Strömung das Holz in der Richtung von Westen nach Osten fortführe. Dieses erscheint um so wahrscheinlicher, weil östlich vom M'kenzie kein Fluß mehr in die See mündet, der noch aus der Zone des Baumwuchses kömmt. Der gänzliche Mangel an Treibholz war bey Franklin's beyden Expeditionen von den Officieren als Beweis angesehen worden, daß man sich von der Hauptküste ab zwischen Inseln und Buchten, wie bey Bathurst-Eiland, verirrt habe, wo die Richtung der Strömung kein Antreiben gestatte.

Die vorgerückte Jahreszeit und das nach allen Richtungen sich häufende Eis nöthigte endlich zur Rückkehr. Vorher wurde am 16. August unter 68° 13′ 57″ n. B. und 94° 58 w. L. die britische Flagge aufgepflanzt, das Land für England in Besitz genommen, und dem Könige zu Ehren William the Fourth's-Land genannt. Auf dem Rückweg traf man in der Nähe des Garry-See's nochmals auf Esquimaux, die aber nicht Rede stehen wollten, und deren weisser Mann oder Zauberer zur grossen Belustigung der Engländer auf Händen und Füssen als Bär am Gestade umherbrummte, um die Fremden wegzuzaubern. Am 17. September ward der Tragplatz zwischen dem Fischfluß und Ahlmer-See wieder erreicht. Bey Anderson's Fall mußte das Boot zurückgelassen, und der Weg zu Fuß fortgesetzt werden. Parry's Fall, den man bald darauf erreichte, schildert Back als an Großartigkeit in der Wirkung jeden Katarakt in der Welt übertreffend.

(Schluß folgt.)

*) Einige von der Mannschaft fanden einen Stamm von 9′ Länge und 9″ Durchmesser. — Auf die Frage, was sie brächten, war die Antwort drollig genug: »Ein Stück vom Nordpol!«

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Hr. Orelli schätzt nämlich die Abschrift des Murbacher Codex von Amerbachs Hand dermaßen, daß er (praef. pag. IX.) die Aeußerung ausspricht: „Jam vero Amerbachiani exemplaris ope id lucrati sumus, ut in posterum aliquanto solidiore fundamento nitatur tota κρίσις Velleiana, quae adhuc prorsus dubia erat atque incerta.“ Diesem Urtheile und dieser Ansicht des Hrn. Orelli, welche leider in seiner und in Hrn. Kreyßig's Ausgabe des Velleius bereits viele faule Früchte getrieben hat, müssen wir geradezu widersprechen, und dagegen die Behauptung aufstellen: „die Editio princeps von Rhenanus mit den dazu gehörigen Berichtigungen Burer's ist seit 1520 die einzige zuverlässige Grundlage aller Bearbeitung des allerdings noch sehr verdorbenen Textes des Velleius gewesen, und ist dieß auch jetzt noch, und wird und muß es fortan bleiben, bis entweder der Murbacher Codex wieder zum Vorschein kommt, oder eine andere, aber ältere und bessere Handschrift als die des Bonif. Amerbach irgendwo aufgefunden wird.“ Den Beweis für diese unsere Behauptung wollen wir theils auf positivem Wege, theils negativ dadurch zu führen suchen, daß wir Alles, was Hr. Orelli für seine Ansicht beygebracht hat, von Punkt zu Punkt mit aller nur möglichen Evidenz widerlegen. Müssen wir auch dabey etwas weit ausholen und mit Umständlichkeit auf viele Einzelheiten eingehen, so rechnen wir dennoch, da es sich um Entscheidung einer Haupt- und Lebensfrage handelt, auf Nachsicht und Geduld unserer Leser.

Rhenanus schreibt in der Dedication seiner Edition an Friedrich, den Churfürsten von Sachsen unter dem 13. December 1520:

„Equidem abhinc annos ut puto quinque, cum primum hunc (Velleium) in Murbacensi bibliotheca reperissem, et viderem tam prodigiose corruptum, ut omnia restituere non foret humani ingenii, properanter ac infeliciter ab amico quodam descriptum, premendum plane censebam, donec melioris nobis codicis fieret copia, quem acceperam haberi Mediolani inventum olim a Georgio Merula. Verum dum frustra jam treis annos expectamus, interim doctissimus quisque mecum expostulat, cur tam insignem autorem studiosis communicare tamdiu differam. Addunt convicia quidam, dictitantes illum in hoc a me premi, ut olim alienum opus tanquam ingenii mei foeturam gloriabundus in publicum emittam. Proinde nunc aedidimus (sic!) omnium eruditorum votis expetitum et ante promissum, ne studiosos diutius hujus desiderio maceremus. Quod nullam sane ob causam serius factum est, quam ut sincerior exiret.“ Wieder am Ende des Werkes, in der Nachschrift an den Leser vom 15. Nov. 1520 sagt er: „... noluimus tam insignem scriptorem situ diutius emarcescere. Protulimus nunc in medium ....., ut ab aliis illi quoque subve-

niatur .... Curavimus nos multa vulnera perfecte: nonnulla sic, ut cicatrix etiamnum appareat: quaedam splenio tantum obduximus. Nec propterea nullam mihi gratiam habebis, amice lector, quod non omnia restituerim. Id enim absque emendatiori codice non erat possibile. at meus et unicus erat et mendosissimus. Ausim jurare, eum, qui illum descripserat, ne verbum quidem intellexisse: adeo omnia erant confusa absque ullis punctis aut distinctionibus. Quod si tu scires, quam ego laborarim in hijs (sic) fragmentis, utcunque restituendis, credo fateberis, te mihi nonnihil debere. Neque enim, quia tu multa absque offensione legis, idcirco codex planus erat: imo nihil erat non depravatum: in singulis paene verbis haerebatur. Fatebuntur, me vera dicere, quicunque vetustum codicem inspexerint, qui in Murbacensi bibliotheca adhuc asservatur. Proinde cogita quantis mihi vigiliis constiterit haec qualis qualis castigatio.“

Aus diesen Aeußerungen Rhenanus geht hervor, daß der Murbacher Codex nicht bloß dem Umfange nach verstümmelt, sondern auch sehr fehlerhaft und schlecht geschrieben war, keine Unterscheidungszeichen hatte, Buchstaben, Sylben und Wörter bald unrichtig verbunden, bald unrichtig getrennt darbot u. dgl., so daß es höchst schwierig war, ihn zu lesen, und daß somit Rhenanus, dem es nicht darum zu thun war, etwa bloß für Philologen eine, einem lautern Facsimile ähnliche buchstäblich getreue Copie des Codex, sondern einen für die lateinisch gebildete Lesewelt seiner und kommender Zeit so weit es nur möglich war ohne Anstand lesbaren Text seines neu aufgefundenen Schriftstellers zu liefern, sich fast durchgehends in dem Falle befand, vermittelst Conjectur die verstellten Buchstaben und Sylben zu Wörtern und diese zu Sätzen zusammenstellen und sie durch Interpunction nach bestem Gutdünken trennen und verbinden zu müssen.

Bey diesem gewiß höchst mühsamen Geschäfte nun erlaubte sich Rhenanus, wir geben es zu, manchmal — aber auch nur manchmal — ein Wörtchen ausfallen zu lassen, ein anderes einzuschieben, ein drittes etwas anders zu gestalten, als es der Codex darbot u. dgl.; im Ganzen jedoch verwaltete er sein Geschäft mit der größten Gewissenhaftigkeit und Treue. Dafür bürget uns erstens der sittliche Charakter des Mannes; dann sein literarischer Ruf, den er gewiß nicht gefährden wollte, aber in der That auf eine höchst unverständige Weise gefährdet haben würde, wenn er sich bedeutende Fälschung erlaubt und dennoch Ort und Stelle, wo die ihn überführende Urkunde zu finden sey, selbst angezeigt hätte, wie er wirklich gethan hat; dafür bürgt uns die Menge von ganz verdorbenen Stellen, die er unverrückt stehen ließ, indeß er sie, wenn es ihm bloß um eine flüchtige gloriola zu thun gewesen wäre, hätte weglassen können; dafür eine Menge von Stellen, an denen er nichts änderte, obgleich er durch Conjectur leicht etwas Besseres, Passenderes in seinen Text hätte bringen können; dafür eine Menge von Conjecturen, die er nicht in den Text, sondern ganz ehrlich und bescheiden nur seitwärts an den Rand stellte, obgleich manche derselben der Aufnahme in den Text würdig waren, jetzt wirklich in allen guten Ausgaben im Texte stehen und mit vollem Rechte in aller Zukunft darin stehen werden; dafür der Umstand, daß Rhenanus z. B. p. 5. s. seiner Ausgabe (zwischen Kap. 8 und 9. unserer Ausgaben) in seinem Zwischenworte an den Leser zwar ein Paar Sätze anführt, mit welchen man den mangelhaften Satz am Anfange des zweyten Bruchstückes allenfalls ergänzen könnte, aber dann beyfügt: „At ridiculum est, ibi tam anxie diligentem esse, ubi diligentia locum non habet, verum sola divinatio,“ und somit, seinem Codex getreu, nach der großen Lücke die Fortsetzung mit dem kopflosen Satze beginnt: „quam timuerat hostis expetit;“ eben so wieder pag. 69 das zweyte Buch ganz ehrlich mit dem unvollendeten Satze: „consiliaque omnium civium aut pia,“ beschließt, und nur in der darauffolgenden Nachrede an den Leser sich so über diesen Schluß erklärt: „Videntur autem extrema verba in talem scri-

pta sensum, Consiliaque omnium civium aut pia, aut salutaria, in felicem exitum provehite: aut sensum similem; —“ mit einem Worte: die ganze Editio princeps bürgt uns dafür, daß Rhenanus, (von einigen Kleinigkeiten abgesehen) den Inhalt der Murbacher Handschrift mit möglichster Treue, nur lesbar, durch Druckschrift wiedergegeben hat. Endlich — und damit glauben wir dem positiven Theil unsers Beweises die Krone aufzusetzen — Rhenanus hat mit seiner Urausgabe des Velleius nicht etwa geheimes Spiel getrieben, wobey auch arger Betrug unbemerkt hätte gespielt werden können; sondern wir haben für alles, was er dabey recht und was er unrecht machte, was er traf und was er verfehlte, kurz für sein ganzes Verfahren bis ins kleinste Detail einen vollgiltigen Zeugen an einem Zeitgenossen desselben, dem wackern Joh. Alb. Burer. Der Druck nämlich der Editio princeps war vollendet; die Handschrift von Murbach aber war noch nicht in die Bibliothek des Klosters zurückgestellt, sondern lag noch bey Frobenius in Basel; Burer fand bey zufälligem Blättern in dem neugedruckten Buche ein Fehlerchen, das, an sich ganz unbedeutend, ihm doch wichtig genug schien, um als Fehler angezeigt zu werden; und sogleich, von einem Fehler auf die Möglichkeit mehrerer schließend, verlangte er von J. Frobenius die Murbach. Handschrift zurück, um sie mit dem gedruckten Exemplare zu vergleichen. „Contuli itaque (sagt er in der kleinen Vorrede zu seinen Berichtigungen) Velleium a capite, (quod aiunt) ad calcem, atque hoc solo studiosorum nomine, cum nihil aliud spectarem, quam ut studiosos obsequio demererer, iisque pro mea virili gratificarer. Praeterea, cum hunc recentem vetusto Vellei codici (die Druck- mit der Handschrift) conferrem, non modo versum versui, sed etiam syllabam syllabae, et (quod alicui plus quam curiosum ac pene stultum videri queat) etiam literam literae contuli ne quid non ageretur in rem studiosorum.“ So genau verglich Burer das gedruckte Exemplar noch einmal mit der Handschrift; und das Resultat dieser Vergleichung — ein Verzeichniß von Druckfehlern, von allen auch noch so geringen, oft nur einzelne Buchstaben, andere Stellung eines Wörtchens u. dgl. betreffenden Abweichungen des Druckes von der Handschrift, von Bemerkungen über die bey der schlechten Beschaffenheit der Handschrift öfter obwaltenden Zweifel über die Richtigkeit dieser oder jener Lesart, von Urtheilen Burers über manche Conjecturen Rhenanus und endlich von eigenen Vermuthungen Burers — ward, auf mehr als 9 Folioseiten abgedruckt und allen nicht etwa schon früher ausgegebenen Exemplaren der Editio princeps als nothwendiges, ergänzendes Zugehör beygelegt, ganz so wie ein auf seine Ehre und auf das Beste seiner Leser oder Abnehmer zugleich Bedacht nehmender Schriftsteller oder Verleger heutiger Zeit jedem Werke von höherer Bedeutung ein möglichst sorgfältig gearbeitetes Druckfehler-Verzeichniß anzuhängen pflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of the Arctic Land Expedition to the mouth of the Great Fish River and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835; etc.

(Schluß.)

Den 27. September wurde endlich die Winterstation zu Fort Reliance wieder glücklich bezogen. So wenig war übrigens Backs Muth durch die erduldeten Beschwerden geschwächt, daß er von dem Plane, das folgende Frühjahr nochmals von Beechey-See aus eine Reise nach dem Back-River und von da längs der Küste nach der Mündung des Fischflußes zu unternehmen, nur durch den gänzlichen Mangel an Nachrichten über den Weg abgehalten werden konnte. Der Winter war im

Ganzen milder als der vorige und durch mannigfache Nachrichten aus Europa und die nahe Hoffnung der Rückkehr verkürzt. Auch wurde schon im März Fort Reliance verlassen, und den 8. September gelangte Back nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und fast 7 Monaten nach England zurück, wo ihm die Aufnahme zu Theil ward, welche seinen ausgezeichneten Leistungen gebührte.

Dem Reiseberichte sind mehrere wissenschaftliche Exkurse beigefügt, aus welchen wir nur wenige für die Eigenthümlichkeit des Landes charakteristische Züge anführen.

Die zoologischen Notizen über Wirbelthiere von Dr. Richardson sind größtentheils bereits in dessen Fauna Boreali-Americana enthalten, doch ist manches über die Verbreitung der Thiere Gesagte neu. Die Verbreitung der Quadrupeden insbesondere richtet sich hauptsächlich nach der Vegetation. Die schräge Linie, welche unter 60° an der Hudsonsbay, unter 63°, 30′ am Artillerie-, 65° am Bärensee und erst unter 68° am M'Kenzie das Aufhören des Baumwuchses gegen Norden bezeichnet, bildet auch die Nordgränze für das Vorkommen vieler Thiere. Der schwarze Bär, der amerikanische Fuchs und Marder, das kanadische Wiesel, der Luchs, Bieber, mehrere Murmelthiere, das Elenn, die Spechte kommen nicht weiter nördlich vor. Dafür hat das offene dürre Land (barren grounds) von hier bis zur See als eigene Bewohner den braunen Bären, Polarfuchs, Polarhasen und den Moschusochsen. Die kleinere Abart des Rennthieres wintert am Saume der Wälder, wandert aber von da ins offene Land bis an die See. Der Wolf und die Wolfsrenne bewohnen gleichmäßig Wald und Wüste, der Eisbär verläßt selten die Küste. Anders ist wieder die Thierwelt auf den großen waldlosen Ebenen oder prairies vom Saume der Rocky Mountains unter 55° bis nieder zum Mississippi. Hier weidet vor Allen der Bison in zahllosen Heerden, während er in den Waldungen viel seltener etwa bis zu 62° nördlicher Breite und nie über den 105. Meridian hinaus vorkommt. Der graue Fuchs und mehrere Murmelthiere sind der Steppe eigen. Das wildeste und mächtigste der nordischen Raubthiere, vorzugsweise der furchtbare Bär (grisly bear, Ursus ferox) genannt, der den gewaltigen Bison zur täglichen Speise macht, steigt von den Alpenabhängen der Felsenberge, wo er häufig ist, in die östlichen Niederungen herab.

Auf dem Kamm der Felsenberge lebt die wolltragende Ziege (Capra americana) und an den Abhängen das Bergschaf (Ovis montana). Der Wapiti und mehrere andere Hirscharten, so wie die gablig-gehörnte Antilope finden sich samt Elenn- und Rennthier in Neu-Kaledonien und an den Ufern des Columbia-Flusses.

Letztere, obwohl den Indianerstämmen zur Speise und Kleidung unentbehrlich, ist dennoch in Amerika niemals, so wie in Lappland, gezähmt worden.

Unter den Vögeln sind vorzüglich die Gänsearten, die zum Theil in ungeheuren Schaaren erscheinen, als Proviantmittel wichtig. Wenn aber auch die Zahl der eßbaren Säugthiere und Vögel auf solche Weise ziemlich ansehnlich erscheint, so sind sie doch an vielen Orten nicht häufig genug, um für größere Stationen nachhaltigen Unterhalt zu geben. Hier müssen dann die Fischereien aushelfen, als deren Haupterträgniß außer Forellenarten, Hechten, Karpfenarten u. s. w., der sogenannte Weißfisch (Coregonus albus) zu betrachten ist. Indessen findet er, so wie die andern genannten sich nicht mehr in den nördlichsten Seen und Flüssen, z. B. in dem Bären- und Sklavensee, wo dafür der sog. Inconnu (Salmo Mackenzii), der Hering-Salm (Coreg. lucidus) u. a. gefangen werden.

Wirbellose Thiere (von J. G. Children bearbeitet) konnten natürlich nur wenige beobachtet und mitgebracht werden, darunter 5 Spinnen und 12 Philopterus-Arten auf Vögeln. Von Käfern einzig der Borkenkäfer (B. typographus), der bey uns sonst nicht so weit nach Norden reicht. Von Hymenopteren, die Formica herculeana L. — Schmetterlinge werden im Texte erwähnt, aber die Arten nicht aufgeführt. An Säugethieren betrugen die von King gemachten Sammlungen 12, an Vögeln 88 Species.

An Pflanzen (von Hooker bestimmt) wurden 166 Phanerogamen aus 44 Familien und 4 Farn mitgebracht. Unter diesen sind 76 Amerika eigen, 94 aber zugleich in der Polar- und gemäßigten Zone der alten Welt verbreitet. Die artenreichsten Familien sind Ranunculaceae 15, Compositae 15, Ericeae 12, Caryophyllaceae 11, Rosaceae 10, Cruciferae und Saxifrageae überall 8, aber nur ein Gras und ein Halbgras (vermuthlich durch Schuld des Sammlers).

Der Bericht über das geognostische Verhalten der Gegenden zwischen dem Sclavensee und dem Polarmeer von Henry Fitton weist nach, daß mit wenigen Ausnahmen, wo Kalk mit Muscheln oder Trappgebirge auftreten, allenthalben Urgebirge, insbesondere Granit und Gneis vorherrschend sind.

Die übrigen Exkurse, als über die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen, über die Erdwärme und die Eigenwärme von Thieren und Pflanzen (zum Theil räthselhafte Resultate bietend), über Nordlichter u. s. w. müssen im Werke nachgesehen werden. Den Schluß bildet die Liste der Subscribenten, aus deren Beyträgen die Expedition bestritten worden. Druck und Stahlstiche sind vortrefflich. Z.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Also, um zusammenzufassen: da die Editio princeps in sich selbst den Beweis trägt, daß sie im Ganzen ihre Urschrift treu wiedergebe, und da sie zudem ein von einem Ehrenmanne verfaßtes offenes Sündenregister alles dessen, was Rhenanus, Setzer und Korrektor gefehlt haben, mit sich führt, so haben wir an ihr ganz offenbar eine diplomatisch so feste und sichere Grundlage für die Kritik des Velleius, wie fest und sicher man sie für einen, auf der Autorität einer einzigen, jetzt nicht mehr vorhandenen Handschrift beruhenden Schriftsteller der alten Welt nur immer haben kann.

Aber Herr Orelli behaupter doch geradezu, daß die Kritik des Velleius erst jetzt durch die Amerbachische Copie der Murbach. Handschrift einen um ein bedeutendes festern Grund gewonnen habe; und für diese Behauptung muß er doch selbst tüchtige Gründe gehabt und angegeben haben? Dieß gerade wollen wir jetzt, um auch die andere Hälfte unseres obigen Versprechens zu erfüllen, mit möglicher Genauigkeit untersuchen.

Nachdem Hr. Orelli den Amerbach. Codex beschrieben hat, sagt er (praef. pag. VIII. s.): „Fuerunt, qui crederent hoc ipsum exemplar traditum esse operis Frobenianis, ex quo Editio princeps anni M. D. XX. exprimeretur, adeoque (?) hoc illud esse, quod Rhenanus „properanter atque infeliciter ab amico quodam descriptum“ conqueritur in dedicatione;“ führt dann als Gründe gegen diesen Argwohn die Umstände an, daß im Amerb. Codex die ersten acht Capitel des ersten Buches fehlen; daß darin keine Spur von Correctionen oder Anmerkungen Rhenanus, keine Merkzeichen, dergleichen sich die Setzer in den Handschriften zu machen pflegten u. s. w. sich finden; daß in demselben ganze Zeilen fehlen, welche die Editio princeps habe; und, was noch wichtiger sey, daß derselbe unter vielen von Rhenanus glücklich verbesserten Fehlern so viele und so vortreffliche Lesarten enthalte, daß man gar nicht begreifen könnte, wie diese Rhenanus, wenn er dieses Exemplar Amerbachs vor Augen gehabt hätte, mit schlechtern Lesaeten hätte vertauschen können; u. s. w. und zieht endlich den Schluß: „Ex his omnibus, ut opinor, satis liquet, exemplar illud „properanter atque infeliciter descriptum prorsus aliud fuisse atque hoc nostrum Amerbachianum.“ Eine ganz und gar verunglückte Argumentation! Sie beruht nämlich auf den Sätzen: 1. Rhenanus klagt in seiner Dedication über eine eilfertig und unglücklich gemachte Abschrift des Murbach. Codex. 2. Nach eben dieser verunglückten Abschrift ist die Editio

princeps gedruckt worden; 3. die von Orelli gefundene Handschrift Amerbachs ist nie in Setzers Händen gewesen und hätte schon ihrer Mangelhaftigkeit wegen nicht dienen können, um darnach die Ausgabe drucken zu lassen ꝛc. 4. Also: die Amerbachische Handschrift ist nicht jene verunglückte Abschrift, über welche Rhenanus klagt. — Von diesen Sätzen ist der zweyte — reine Fiction; denn weder Rhenanus, noch Burer, noch Frobenius hat unsers Wissens irgendwo geäußert, daß die Editio princeps nach jener verunglückten Abschrift gedruckt worden sey. Lassen wir nun diesen falschen Satz aus obiger Reihe, so können wir die übrigen, mit Einschaltung einiger andern etwa so stellen: Rhenanus klagt über eine, 3 — 4 Jahre vor der Editio princeps gemachte, aber verunglückte Abschrift des Murbacher Codex; diese Abschrift kann seyn und ist sehr wahrscheinlich der jetzt gefundene Codex Amerbachs (denn er fällt, anno 1516 geschrieben, seiner Entstehung nach genau in jene Zeit; der Abschreiber, Bonif. Amerbach, war damals ein junger Freund oder Schüler des alten Rhenanus (Orell. praef. p. VIII.); der Codex ist so lückenhaft und so voll Fehler, *) daß er aus dem Munde eines ältern Freundes, welcher schont, indem er zürnt, als bloß „in lauter Eilfertigkeit unglücklich geschrieben“ bezeichnet werden konnte ꝛc.); darum machte Rhenanus im Jahre 1520 beym Drucke der Ausgabe des Velleius von dieser verunglückten Abschrift keinen Gebrauch; somit blieb dem guten Amerbach seine Handschrift fein sauber, weder durch Merkzeichen, noch durch Schmutzflecken entstellt zur Vererbung auf seine Nachkommen im Pulte liegen; die bey ihm fehlenden Kapitel und Stellen kamen nach der Murbacher Handschrift in den gedruckten Text: Rhenanus und Burer blieben frey von der Versuchung, sich durch die vortrefflichen (!) Lesarten des Amerb. Codex zur Abweichung von ihrer Murbacher Handschrift verleiten zu lassen u. s. w. So erklärt sich das Räthsel vollkommen gut, viel leichter als nach Herrn Orelli; aber freylich auf Amerbachs Handschrift bleibt gleich von vornherein der arge Vorwurf haften, daß sie Rhenanus für mißglückt und darum zu seinem Zwecke unbrauchbar erkannt habe. Doch wir wollen von dieser Aeußerlichkeit abgehen und Hrn. Orelli aller Wahrscheinlichkeit zum Trotze sogar einräumen, daß sein Amerbach nicht jene von Rhenanus verworfene Abschrift des Velleius sey, um uns jetzt zur Betrachtung der innern Vorzüge zu wenden, welche sein Amerbachischer Codex besitzen soll.

Nach der oben bereits angeführten allgemeinen Lobpreisung des Amerbachischen Codex, als einer endlich gewonnenen festern Grundlage für die Kritik des Velleius, zählt Hr. Orelli (praef. p. IX. seq.) im Einzelnen die Vortheile auf, welche sich von daher auf den Schriftsteller reichlich ergossen haben, und führt sie auf folgende 5 Hauptpunkte zurück:

I. Loci praeclare emendati et suppleti, vel etiam ejusmodi corruptelis deturpati, ex quibus tamen vera lectio ultro prodeat. Lib. I. 9, 6. 14, 2. II. 16, 4. 26, 1. 33, 1. 105, 2.

II. Firmatae W. DD. conjecturae egregiae: Lib. II. 15, 2. 26, 3. 27, 5. 38, 6. 47, 3. 57, 1. 120, 2.

III. Tacitae Rhenani interpolationes detectae: Lib. I. 9, 3 et 6. II. 49, 5. 78, 1. 85, 5. 112, 2. 128, 1.

IV. Rursus monstrat complura ab Rhenano tacite, et recte quidem, mutata esse, in quibus Burerius Cod. Murb. lectiones non enotavit; et cum interdum confirmetur Burerii auctoritas, interdum etiam emendantur errores, vel ab ipso, vel ab operis in Appendice Edit. princ. commissi, id quod tamen ex probabilitate sola dijudicari potest.

V. Scripturae ratione antiquioris Velleium usum esse clarius significat quam editio Rhe-

*) Davon wird weiter unten umständlich gehandelt werden.

naniana, quamvis in ea re minime sibi constet. Nam habet omnis et omnes accus. plur.; semel vireis u. s. w.

Auf den IV. und V. dieser Punkte werden wir nicht näher eingehen, weil der erstere nur allgemeine Anklagen ohne bestimmte Angaben von Einzelnheiten, auf deren Beleuchtung man sich einlassen könnte, enthält, der letztere aber an sich zu unbedeutend ist; dagegen wollen wir, was auch für unsern Zweck vollkommen hinreichen wird, die ersten drey Punkte desto ernstlicher besprechen.

I. 1. Lib. I. 9, 6. hat Herr Orelli nach Amerbach (A) in den Text gesetzt: cujus tantum prioris excessit vel magnitudine regis Persei, vel specie simulacrorum vel modo pecuniae, ut bis miliens centiens sestertium aerario contulerit, his et ante actorum comparationem amplitudine vicerit.

Die Ed. princ. (P.) gibt folgende Abweichungen: prioreis; bis milies centies S-H; his, et omnium ante actorum etc. Burer schweigt und bestätigt somit stillschweigend die Angabe der Editio princeps. —

Diese Stelle nun ist, wie sie nach A vorliegt, nicht ein locus praeclare emendatus (denn sie ist unverständlich); auch nicht ein locus ... suppletus (denn sie giebt nicht mehr, sondern weniger als P.); sie ist also nach Orelli's Ausdruck und Meynung durch eine Corruptel von solcher Art entstellt, daß daraus doch die richtige Lesart von selbst hervorgeht. Wie so? Darauf antwortet Hr. Orelli: „Ex Rhenani interpolatione omnium bis idem dicitur. Contra ex nostra conjectura priores omnis (pro A. prioris) et lectione A. prodit sententia Vellejo digna: „priores omnis aliorum et ante a se actos vicit his omnibus rebus supra memoratis.“ Vor der Hand angenommen, daß durch Herrn Orelli's Conjectur unsere Stelle vollkommen gut hergestellt sey, was will er doch hieraus für die Vorzüglichkeit seines Amerb. Codex schließen? P. hat (nach Orelli) ein omnium zu viel, A. dagegen ein omnis zu wenig; der Vorzug des letzteren müßte also nur darin bestehen, daß er bloß 2 Sylben wegließ, indeß P. drey Sylben, respective um einen Buchstaben mehr einschaltete als er, und das so verlängerte Wort an eine andere Stelle versetzte. Auf jeden Fall hat keiner von beyden recht abgeschrieben! Zudem, was hätte den Rhenanus darauf führen können, oben ein omnis zu streichen und weiter unten ein der Stelle nicht aufhelfendes omnium einzuschwärzen? Was soll den wackern, sonst so genauen Censor Burer bestimmt haben, ein solches willkührliches Umstellen und Umändern der Worte des Murbacher Codex ungeahndet hingehen zu lassen? Lauter unbegreifliche Dinge! über welche Herr Orelli weder Aufschluß gegeben hat, noch jemals geben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Eckermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweyter Theil. 360 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

Der Herausgeber dieser zwey Bände, der uns in der Einleitung zum ersten S. 1 bis 34 mit dem Gange seiner Schicksale und seiner Bildung auf eine ebenso bescheidene als anziehende Art bekannt macht, erweist sich durchweg als den Mann, der ganz berufen war, die hier gegebenen Apophthegmen aufzufassen, sie zu sammeln und zu sichten. Neben der Begeisterung für den bewunderten Mann so viele Wahrheitsliebe, neben der Anerkennung des überlegenen Geistes so viel Trieb, selbst zu forschen, dazu eine gewissenhafte Pietät und das überall durchscheinende Bestreben, mit den vertraulichen Aeusserungen, die aus einem solchen Munde immer mit einer Art apodiktischer Macht in die Welt gehen, nur

zu nützen, nicht zu necken oder zu kränken — das sind Vorzüge des Herausgebers, die den Beruf zu vorliegendem Werke vollkommen beglaubigen. Denn um nur von dem einen dieser Vorzüge etwas weiteres zu bemerken, es sind Stellen genug in diesen Gesprächen, denen man es ansieht, daß ein Herausgeber, der weniger zart fühlte, das nur vollständig geben durfte, was Göthe über Personen und Bücher gesagt hatte, um mit dem Buche noch mehr Aufsehen zu machen, als wirklich geschehen ist. Es ist ungeachtet mancher scharfer Urtheile durchgängig in dem Buche eine wohlthätige Milde, die zwar allerdings großentheils auf Rechnung von Göthe's Gemessenheit und Feinheit, doch aber auch, nach der Natur vertraulicher Mittheilungen, vielfältig auf die des Herausgebers kommt: was man nicht nur da und dort in diesen Gesprächen durchfühlt, sondern auch durch Vergleichung mit Göthe's andern Aussprüchen, besonders in dem Nachlaß, deutlich erkennt.

Die Gegenstände, welche in diesen Gesprächen erscheinen, sind von der mannichfaltigsten Art, so daß das Buch schon darum sich zu belehrender Unterhaltung vorzüglich eignet. Um zu zeigen, wie groß diese Mannichfaltigkeit ist, will Ref. nur die meisten der Stellen anführen, in denen G. von deutschen und ausländischen Dichtern spricht. Von Schiller, der unter den ersteren verdientermaßen am öftesten genannt wird, spricht er, und zwar oft in längerer Rede, I. 88. 195. 295. 505. 545. 580. II. 11. 42. 75. 88. 90. 129. 158. 186. 196. 315. 540. Von Lessing I. 226. 540. 552. II. 528. Von Klopstock I. 165. Von Wieland I. 195. 544. 584. II. 195. Von dem Grafen Platen I. 95. 141. II. 261. Von Rückert I. 85. Von Tieck I. 145.; wobey auch merkwürdig ist, daß G. nach II. 50. wegblieb, als T. in G's. eigenem Hause vorlas. Von Bürger I. 220. Von Kotzebue I. 67. 140. 241. Von Immermann I. 98. Von Tiedge I. 120. Von Uhland I. 140. 241. Von Houwald I. 200. Von Ed. Schütze I. 240. Von Vossens Luise II. 209. Von Matthisson I. 525. Von Fouqué II. 15. — Von Lord Byron I. 65. 115. 175. 191. 199. 202. 235. 247. 254. 505. 562. II. 51. 262. 505. Von Walter Scott I. 102. 330. II. 15. 27. 502. 504. 508. Von Shakspeare I. 205. 251. 252. 527. 555. II. 150. Von Milton II. 180. — Von Dante I. 174. Von Manzoni I. 278. 526. 571. 574. — Von Calderon I. 219. 251. — Von Molière I. 219. 241. 251. Von Voltaire I. 227. II. 49. 66. 158. 169. 524. Von Viktor Hugo I. 278. Von Béranger I. 280. 510. 515. 524. II. 92. 501. 541.

Wo G's. ungemeine Beobachtungsgabe, verbunden mit reger Theilnahme an den Sachen, schon früher ein Urtheil gebildet hat, das jetzt als volles und gesichertes Eigenthum in diesen Gesprächen erscheint, da sind diese voll Kraft und Leben. Im ersten Bande, wo er nöthig findet, das Verlangen des Herausgebers nach vielseitiger Bildung noch zu regeln, sind seine Ermahnungen zur Einheit in der Thätigkeit besonders häufig und eindringlich. „Ueberall," sagt er S. 112, „treibt man auf Akademieen viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bey weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneykunde gehörig, vorgetragen, und der Mediciner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene unübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zerstreuende Anforderungen ab, und beschränkt sich auf ein Fach und wird tüchtig in Einem." Ebenso S. 119: „das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist, und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere, das Seinige zu thun." Als der Herausgeber erzählte, wie ihm der Antrag gemacht worden sey, unter sehr vortheilhaften Bedingungen für ein englisches Journal monatliche Berichte über die neuesten Erzeugnisse deutscher schöner Prosa einzureichen und daß er sehr geneigt sey, das Anerbieten anzunehmen, wurde G. verdrießlich, und sagte I. 171: „ich wollte, Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelassen. Was wollen Sie sich mit Dingen befassen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider sind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat seinen Werth und seinen Cours, aber um jedes zu würdigen, muß man den Cours kennen. Mit der Literatur ist es nicht anders. Sie wissen wohl die Metalle zu schätzen, aber nicht das Papiergeld. Sie sind darum nicht hergekommen, und da wird Ihre Critik ungerecht seyn, und Sie werden die Sachen vernichten." Dagegen, wenn er gerecht seyn wollte, müßte er nicht bloß das Neue ganz lesen, sondern auch das Frühere, Besseres und Geringes, ja auch alle Zeitschriften, und würde dann erst noch nicht freye Hand haben, das Schlechte schlecht zu nennen. „Ueberhaupt hüten Sie sich vor Zersplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen." Noch Ausführlicheres hierüber Seite 211 bis 217.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

II. Von den sieben unter der Rubrik „Firmatae VV. DD. conjecturae egregiae" oben angeführten Stellen ist

1. lib. II. 26, 3. „se ipsa transfixit," was A. darbietet, selbst nichts anders als eine Conjectur, aber eine treffende Conjectur Amerbachs; denn der Murb. Cod. enthielt sicherlich seipsam (oder wenigstens seipsā, mit einem Querstrich über a) wie dieß Editio princeps und Burers Stillschweigen bezeugen.

2. In lib. II. 36, 6. wo A. „Creta .... libertatis finem multata est. Syria etc." schreibt, Editio princeps dagegen „— fine multata. Et Syria" darbietet, ohne daß Burer Einsprache einlegt, hat A. etwa aus finemultata des Murb. Cod. fälschlich finem mult. gemacht, dagegen das et durch glückliche Conjectur in est verwandelt und darnach dann interpungirt.

3. In lib. II. 47, 3. hat A. wie P. fälschlich coërtionem geschrieben, statt des dem Murb. Cod. von Burer ausdrücklich vindicirten coërcitionem; dagegen hat er (A.) statt des von Bur. stillschweigend anerkannten exercuit der Editio princ. wieder durch Conjectur das richtige exeruit getroffen.

4. Eben so ist wiederum in lib. II. 120, 2. ultro, statt des in der Ed. princ. gegebenen ultra, so richtig von A. vermuthet, daß es der Aufnahme in den Text ebenfalls durchaus würdig ist. — Anders verhält es sich mit den 3 noch übrigen Stellen. Nämlich

5. lib. II. 15, 2. lesen wir in der Ed. princ. „quippe L. Caesare et Pompeio Rutilio conss. abhinc annos CXX. cum id malum in universa Italia ab Asculanis ortum esset, ... ac deinde a Marsis exceptum, in omneis penetrasset regiones, arma adversus Rhomanos cepit etc.", ohne daß Burer zu den angeführten Worten irgend eine Berichtigung angeführt hat. A. gibt unrichtig abhinc annis, und hat (dieß der Punkt, um den es sich hier handelt) die Worte in universa Italia, ohne in, anders gestellt, als Rhenanus, nämlich: „abhinc ann. CXX. universa Italia, cum id malum ab Asculanis ortum esset, etc." Nun kann zwar allerdings die Lesart der Ed. princ. nicht als von Velleius stammend angenommen werden, und dagegen die Lesart des Cod. A. gewährt guten Sinn; doch ist diese weiter nichts als — ein Conjecturalversuch, wodurch Amerbach der im Murb. Cod. verdorbenen Stelle eben so aufhelfen wollte, wie später Putcanus gethan hat. Denn eine solche Abweichung von seinem

Codex hätte sich Rhenanus in keinem Falle erlaubt und in dem vorliegenden um so weniger, da er durch dieselbe nicht etwa Unverständliches in Verständliches, sondern umgekehrt Verständliches in Unverständliches würde umgewandelt haben; und wäre auch Rhenanus so unbesonnen gewesen, einen solchen Fehler zu begehen, so würde Burer ihn und uns darauf aufmerksam gemacht haben. Da indeß unsere Stelle unstreitig einer Nachhilfe durch Conjectur bedürftig ist, so wollen auch wir es versuchen, der Amerbach-Puteanischen eine andere Vermuthung gegenüber zu stellen, welche, etwas tiefer eingehend, jene als oberflächlich gemacht darstellen dürfte. Nach unserer Meynung fehlt der Stelle der nöthige Gegengensatz zu universa Italia; denn Velleius wollte sichtbarlich nach seiner Art sich ungefähr so ausdrücken: „das Uebel begann in einem entlegenen Winkel Italiens bey den Askulanern, griff dann von Landschaft zu Landschaft so um sich, daß zuletzt das gesammte Italien gegen Rom in den Waffen stand.“ Demnach schlagen wir vor: „— quippe L. Caes. et P. Rutilio coss. abhinc annos CXX., cum id malum in ultima Italia ab Asculanis ortum esset .... ac deinde a Marsis exceptum in omnes penetrasset regiones, universa Italia arma adversus Romanos cepit.“ So begreift man, wie, wenn einmal (nicht ohne Veranlassung) ultima It. in universa It. übergegangen war, eben dieses universa It., als scheinbar fehlerhafte Wiederholung, weiter unten weggelassen und somit die ganze Stelle in die jetzige Vulgata verdorben wurde. Zur Rechtfertigung unsers Ausdruckes nur noch dieß: Asculum lag im Picenum; dieses selbst am Ende, im nordöstlichen Winkel des eigentlich sogenannten Italiens an der Gränze gegen Gallia cisalpina; daher richtig gesagt werden konnte: cum id malum in ultima Italia etc.

6. Lib. II. 27, 5. gibt A. „— (Marium) concurrentem mutuis ictibus cum minore frater Telesino .... occubuisse prodiderunt;“ indeß P. cum minore fratre Telesino schreibt, und Burer nichts dagegen einwendet. Halten wir den Grundsatz fest, daß das Zeugniß zwey tüchtiger Gewährsmänner höher geachtet werden müsse, als das eines einzigen minder tüchtigen, so müssen wir annehmen, daß Amerbachs frater als ein Schreibfehler von ihm (er hat deren gar viele gemacht) in den Text gekommen sey. Hr. Orelli ganz anders; er schließt so: (aus dem, was mein Amerbach geschrieben hat) „statim apparet, verissimam esse Lipsii emendationem cum minore Telesino.“ Und um dieß begreiflich zu machen, fügt er bey: „Superscripserat aliquis glossator frater, quod alius in seriem verborum recepit.“ Dieß heißt nach uns, eine schlechte Sache schlecht vertheidigen. Welcher Glossator hätte je über ein Wort im Ablativ in einfaches Erklärungswort im Nom. geschrieben? Welcher auch noch so beschränkte Glossator hätte nicht bemerken müssen, daß seine Glosse frater über den Worten cum minore Telesino, ohne Bestimmung, wer der Bruder sey, und wessen Bruder, gar nichts erklären, sondern nur allenfalls die Leser zu dem Zweifel veranlassen könnte, ob vielleicht Marius einen jüngern Bruder, Namens Telesinus gehabt habe? Viel einfacher und wohl auch richtiger hätte Hr. Orelli die Vulgata selbst, anstatt sie noch mehr zu verderben, etwa so verbessern können: „cum minore fratre Telesini;“ denn dieß war der Jüngling, von welchem unsere Stelle erzählt, ein jüngere Bruder des Telesinus, dessen unmittelbar vorher beschriebener Untergang die beyden Jünglinge Marius und den Bruder des Telesinus zur Verzweiflung getrieben hatte.

7. Lib. II. 57, 1. lautet in P.: „(Caesar) dictitans mori se, quam timeri malle, ... incautus ab ingratis occupatus est;“ Bur. macht dagegen keine Einwendung; A. schrieb zuerst timere, wie Oudendorp wollte, dann aber „a se-

cunda manu“ (nach Orellis Berichte) timeri. Da wir nun dießmal nicht bloß zwey Autoritäten gegen den einzigen Amerbach, sondern dazu diesen selbst noch wenigstens als halbe Autorität gegen sich selbst haben, so sollten wir timeri für hinreichend geschützt halten. Aber nein! Hr. Orelli nimmt das von seinem Gewährsmanne selbst verdächtigte timere in den Text und zählt die so verdorbene Stelle unter diejenigen, durch welche Amerbach treffliche Conjecturen verschiedener Gelehrten bestätigt haben soll! An die Natur der Sache dürfen wir kaum erinnern, daß nämlich der milde Cäsar den Rath der Vertrauten, „ut principatum armis quaesitum, armis teneret,“ mit den Worten zurückweisen mußte: „mori quam timeri malo,“ wenn Aufforderung und Erwiderung auf einander passen sollten. Solche Dinge verstanden Cäsar und Velleius so gut, ja vielleicht besser, als wir.

So sehen wir denn, daß auch diese zweyte Partie von Beweisstellen für die vorzügliche Güte der Amerbachischen Handschrift nicht nur das nicht beweisen, was sie sollen, sondern vielmehr deutlich zeigen, daß Amerbach in seine Abschrift des Murb. Codex nicht selten statt des ächten Textes (theils treffende, theils entstellende) Conjecturen eingeführt und uns somit an seiner diplomatischen Treue zu zweifeln selbst berechtigt hat.

Wir kommen endlich zu dem 3ten der Punkte, welche wir vorläufig umständlicher zu besprechen oben uns anheischig gemacht haben, nämlich zu den

III. tacitae Rhenani interpolationes detectae; wobey wir selbst entdeckt zu haben glauben, daß Herr Orelli die zwey Ehrenmänner Rhenanus und Burer ohne allen Grund schwer verunglimpft, seinem Liebling Amerbach durch Aufdeckung arger Nachlässigkeitssünden eher geschadet als genützt, sich selbst aber wenig Ehre bereitet habe. Nämlich

1. Lib. I. 9, 3. lesen wir in P.: „Tum senatus populusque Romanus L. Aemilium Paullum, ... virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest, consulem creavit, filium ejus Pauli, qui ad Cannas .... mortem obierat.“ B. bemerkt zu der Stelle, daß im Murb. Cod. nicht mortem, sondern morte stehe, sonst kein Wörtchen; A. dagegen hat die Worte: consul. creavitgar nicht. Und eben diese Worte erklärt daher Hr. Orelli ungescheut für eine aperta Rhenani interpolatio, die noch obendrein grundfalsch sey; „Senatus enim nullae partes sunt in creando consule. Potius vv. ei bello praefecit, vel destinavit ei bello gerendo (cap. 12.) vel similia exciderunt post v. Romanus aut in fine clausulae.“ Wie doch soll man sich ein solches Verfahren Hr. Orelli's erklären? — Die vorliegende Satzreihe nach P. ist an sich so beschaffen, daß man darin weder durch ein Zuviel, noch durch ein Zuwenig, auf irgend eine Weise gestört wird; B. bemerkt ein m zu viel, und müßte demnach zwey ganze Worte zuviel in der vorhergehenden Zeile doch wohl auch bemerkt haben; da er dieß nicht gethan hat, müssen wir annehmen, daß diese 2 Worte im Murb. Cod. wie in der Druckausgabe eben so gewiß vorhanden gewesen sind, als jenes m der Ausgabe in der Handschrift nicht gewesen ist. Oder wo ist der Grund zu einer gegentheiligen Annahme? „Weil Amerbach diese Worte nicht hat.“ Amerbach, entgegnen wir, hat auch sonst gar viele Worte, ja ganze Sätze und ganze Zeilen, welche (selbst nach Hrn. Orelli's Zugeständnisse) der Murb. Cod. enthielt, in jugendlicher Eilfertigkeit und Nachlässigkeit in seine Abschrift aufzunehmen vergessen; warum könnte ihm eine solche Kleinigkeit von Versehen nicht auch an unserer Stelle begegnet seyn? Ferner, Hr. Orelli selbst findet sich genöthigt, in den mangelhaften Amerbachischen Text 3 — 4 Worte einzuschalten, um ihn genießbar zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Eckermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweyter Theil. 360 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

(Fortsetzung).

„Viele sind geistreich genug und voller Kenntnisse; allein sie sind zugleich voller Eitelkeit, und, um sich von der kurzsichtigen Masse als witzige Köpfe bewundern zu lassen, haben sie keine Scham und Scheu, und ist ihnen nichts heilig.“ I. 240: „ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv, dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende; denn sie ist eine subjective.“ Hiezu II. 325: „Niebuhr hat Recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinnen; denn worin besteht die Barbarey anders, als darin, daß man das Vortreffliche (es war von den Urtheilen junger Künstler in Rom über Raphael und Tizian die Rede) nicht anerkennt?“ Als davon gesprochen wurde, daß sogar auch in Berlin schlechte Stücke auf die Bühne kommen, sagte er I. 268: „Wie soll dieß auch anders seyn? Es ist freylich keine Frage, daß man nicht mit Hülfe der guten englischen, französischen und spanischen Stücke ein so gutes Repertoir zusammenbringen sollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein, wo ist das Bedürfniß in der Nation, immer ein gutes Stück zu sehen? Die Zeit, in welcher Aeschylus, Sophokles und Euripides schrieben, war freylich eine ganz andere: sie hatte den Geist hinter sich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beste. Aber in unsrer schlechten Zeit, wo ist denn da das Bedürfniß für das Beste? Wo sind die Organe, es aufzunehmen? Und dann, man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publikum ist überall dasselbe. Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geschrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis sechs durchaus schlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entschädigt wird.“ „Man muß“ sagt er II. 44., „das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrthum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist.“ II. 64: „Das Schwache ist ein Charakterzug unsers Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, daß es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen los zu werden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist mir wenigen Ausnahmen alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser.“ II. 261: „es ist immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn sie so ins kleinliche des Technischen geht, und eben so ist es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es sich mit dergleichen befaßt.“ II. 268: „Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen läßt, ob es so ist durch die Zeugung, oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung.“ Noch stärker als manche dieser Aeusserungen ist, was er Farbenl. II. zweyte Abth. am Ende des Artikels über Roger Bacon sagt.

Es ist oben eine Stelle angeführt worden, woraus man sieht, wie sehr G. die Leistungen andrer Dichter anerkennt, und wie wenig er meint, was wohl Andre schon gefürchtet haben, daß mit ihm die klassische Zeit deutscher Dichtkunst abgeschlossen worden. In den Stellen, wo er von einzelnen Dichtern auch neuester Zeit spricht, sieht man diese Anerkennung noch schöner und stärker ausgesprochen. Dennoch findet er die meisten Poesien, die ihm in seinen alten Tagen vor Augen kommen, durch denselben Geist verkümmert, der ihm an der ganzen Zeit nicht gefallen will. „Ich will nicht untersuchen“, sagt er I. 208, „woher unsrer jetzigen Jugend die Einbildung gekommen, daß sie dasjenige als etwas Angebornes bereits mit sich bringe, was man bisher nur auf dem Wege vieljähriger Studien und Erfahrungen erlangen konnte, aber so viel glaube ich sagen zu können, daß die in Deutschland jetzt so häufig vorkommenden Aeusserungen eines alle Stufen allmähliger Entwickelung keck überschreitenden Sinnes zu künftigen Meisterwerken wenig Hoffnung machen. — Niemand denkt daran, sich von einem Werk der Poesie auf seinem eigenen Wege fördern zu lassen, sondern jeder will sogleich wieder dasselbige machen. — Es ist ferner kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, sondern man trachtet nur, wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichster Evidenz bringe. Dieses falsche Bestreben zeigt sich überall, und man thut es den neuesten Virtuosen nach, die nicht sowohl solche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen musikalischen Genuß haben, als vielmehr solche, worin der Spielende seine erlangte Fertigkeit könne bewundern lassen. Ueberall ist es das Individuum, das sich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe sein eigenes Selbst zurücksetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Woher aber das Recht zweyfach Beglaubigtes auszustoßen, um für völlig Unbeglaubigtes, das man einschwärzen will, Raum zu gewinnen? „Aber das, was Du zweyfach beglaubigt nennst, ist unrömisch, kann also nicht bestehen, sondern muß durch Anderes, ächt Römisches ersetzt werden.“ Angenommen, daß der beanstandete Ausdruck an unserer Stelle unrömisch klinge, so folgt daraus — nicht, daß Rhenanus seinen Codex interpolirt habe, sondern höchstens nur dies, daß der Cod. Murb. selbst, wie anderwärts, so auch an dieser Stelle, verdorben gewesen sey und einer Besserung bedürfe. Und dieß könnten wir, nach gelungener Ehrenrettung Rhenan's und Burer's, Hrn. Orelli allenfalls einräumen; doch wollen wir uns auch in diesem Sinne gegen seinen Vorschlag und für den vulgaten Ausdruck noch einige Bemerkungen erlauben. Da Hrn. Orelli laut seiner Anmerkung, in dem fraglichem Ausdrucke die Erwähnung des Römischen Senates, „cujus nullae sunt partes in creando consule,“ belästigte, so hätte er ja von den 4 Buchstaben S. P. Q. R. nur den ersten und dritten über Bord werfen dürfen, um zu behalten, was er brauchte und foderte, nämlich P. R. i. e. populus Romanus! Warum denn die ganze Phrasis wegwerfen, und dieß ohne sie durch Gleiches oder Besseres zu ersetzen? Die von Hrn. Orelli empfohlenen Phrasen sagen nämlich wohl, daß Paulus zur Führung des macedonischen Krieges bestimmt, aber nicht, daß er zum Consul erwählt worden sey; Vellejus aber wollte vielleicht gerade die Erwählung des Paulus zum Consulate hervorheben, weil daraus, als aus dem antecedens, die Bestimmung zur Führung jenes Krieges, als das consequens, jedem Leser von selbst in den Sinn kommen mußte, indeß umgekehrt nicht folgt, daß derjenige, dem die Führung eines Krieges übertragen worden, vorher auch zum Consulate erhoben worden sey. Aber selbst der Ausdruck „S. P. Q. R. L. Aemilium Paul. consulem creavit“ scheint uns aus Vellejus Munde nicht befremden zu dürfen, da derselbe auch weiter unten in seiner Geschichte (Lib. II. 30, 3.) sich in ähnlicher oder vielmehr gleicher Sache eines ähnlichen oder gleichen Ausdruckes bedient: „quem virum (Pompejum) quis non miretur .... iniquo tulisse animo C. Caesaris in altero consulatu petendo senatum populumque Romanum rationem habere?“ Und endlich, wenn Tacitus (Annal. I. 15. init.) berichtet: Tum (unmittelbar nach Tiberius Regierungs-Antritt) primum e campo comitia ad patres translata sunt etc.“ d. h., wenn seit Tiberius Regierungs-Antritte das

früher vom Volke ausgeübte Wahlrecht auf den Senat übertragen worden war: so konnte ja Vellejus gar wohl in der Ausdrucksweise seiner Zeit, oder Neues und Altes vereinigend, von der Ernennung eines Mannes zum Consul ganz buchstäblich wahr so sprechen, wie er in unserer Stelle von der Ernennung des Aemilius Paulus zum Consul nach der Ed. princ. gesprochen hat. Sollte Hr. Orelli uns auch dies als richtig einräumen müssen, so hätten wir nicht nur Rhenanus und Burerius Ehre gegen seinen Angriff gerettet, sondern auch zur Ehre des Murb. Cod. für diesen Fall dargethan, daß er wort-wörtlich ganz richtigen Text darbiete, wenn er sagt: „Tum senatus populusque Romanus L. Aemilium Paulum . . . . consulem creavit."

2. Lib. I. 9, 6. Diese Stelle haben wir oben (I. 1). schon behandelt, und daselbst dargethan, daß omnium als Interpolation von Rhenan. zu verwerfen, durchaus kein Grund gegeben sey, sondern, daß man vielmehr mit Beybehaltung desselben die verdorbene Stelle auf andere Weise berichtigen könne und müsse, so wie, daß bey gehöriger Deutung und Behandlung der Stelle durch omnium keineswegs blos zum zweytenmale gesagt werde, was vorher durch priores schon einmal gesagt worden sey.

3. Lib. II. 49, 5. lautet nach der Ed princ. „Ut deinde spretis omnibus, quae Caesar postulaverat, tantummodo contentus cum una legione titulum retinere provinciae privatusque in urbem venire, et se in petitione consulatus suffragiis P. R. comittere decrevere: ratus bellandum Caesar c. ex. Rubiconem transiit." A. gibt „legione ne retinere," alles Uebrige wie P.; Burer bemerkt blos zu c. decrevere: „ex. vet. sic habet, ut legend. existimem, committere decreverat" — d. h. er giebt eine Conjecturalvermuthung ähnlich der von Rhenanus am Rande beygefügten „decreverit." Nach Hrn. Orelli ist das durch Burers Stillschweigen bestätigte „cum una legione titulum retinere provinciae" der Ed. princ., (weil sein Amerbach titulum nicht hat) ex interpolatione Rhenani Germanismum redolente in die Ed. pr. gekommen. „Non enim titulum sive nomen Proconsulis Galliae Cisalpinae retinere sed ipsam provinciam obtinere cum imperio voluit, ut tradit Suetonius. Caes. 29. Cum adversariis autem pepigit, ut dimissis octo legionibus Transalpinaque Gallia duae sibi legiones et Cisalpina provincia vel etiam una legio cum Illyrico concederetur, quoad consul fieret." Somit setzt er, um die Interpolation Rhenanus wegzuschaffen, in die Reihe der textwürdigen Worte: „Ut deinde spretis omnibus, quae Caesar postulaverat, tantumm. cont. cum una leg. retinere provinciam, privatus in urbem veniret, et se in pet. cons. suffrag. P. R. committeret, decrevere, etc." — Nach des Ref. Meynung muß auch hier wieder angenommen werden, daß Amerbach bloß aus Uebereilung ne eingeschoben und titulum weggelassen, Rhenanus dagegen den Text des Murb. Cod. getreu gegeben und Burer deswegen nichts dagegen eingewendet habe. Diese für einen gründlich und nach festem Princip verfahrenden Kritiker unvermeidliche Annahme führt dann, da der Text Amerbachs so wenig und noch weniger als der des Rhenanus für Vellejus Hand erkannt werden kann, zunächst zu der ebenfalls zuverlässigen Annahme, daß der Murb. Cod. selbst auch hier wieder verdorbenen Text überliefert habe. Und damit sind wir dann zu der Aufgabe getrieben, dem corrupten Texte durch Conjectur zu Hilfe zu kommen. Diese Aufgabe hat Hr. Orelli dadurch zu lösen gesucht, daß er a.) das nach ihm von Rhenanus eingeschmuggelte titulum nebst dem ne seines Amerbachs ausstieß, dann b.) provinciae (gegen A. und P.) in provin-

ciam änderte; endlich c.) mit Gelenius und Ruhnken (wieder gegen A. u. P.) das que nach privatus wegließ, und ebenso d.) die Infinitive venire und committere in die Conjunctive veniret und committeret umwandelte.

Dieses Verfahren ist an sich offenbar gewaltsamer, als daß es gebilligt werden könnte; und zudem hat Hr. Orelli den von ihm selbst mit gutem Rechte zu Hilfe gerufenen Suetonius schlecht benützt; denn nach Sueton war die allerletzte Forderung Cäsars nur noch die: eine Legion und Illyricum zu behalten, nach Vellejus dagegen, wie ihn Orellis Conjectur sagen läßt, hätte Cäsar auch ganz zuletzt nur so weit nachgegeben, daß er als Ultimatum noch eine Legion und provinciam ohne nähere Begränzung, also nach Orelli selbst, wenigstens noch die ganze Gallia Cisalpina gefordert hätte. Und dies ist falsch und beweiset, daß Orelli's Conjectur, aller angewandten Gewaltstreiche ungeachtet, doch nicht zum Ziele hat durchdringen können. Wenn Ref. zur Lösung der vorliegenden Aufgabe auch seines Theils versuchsweise beyzutragen sich hier noch erlauben darf, so ändert er das, im Murb. Cod. wahrscheinlich undeutlich geschriebene, darum von Amerb. weggelassene, von Rhenanus und Burer unrichtig gelesene titulum in das (nach Suet.) hieher gehörige Illyricum ab (wie leicht iliricum in titulum übergehen konnte, leuchtet von selbst ein); dann nimmt er an, daß der Murb. Cod. zwischen retinere und provinciae einige Worte, etwa eine Zeile seines Originales weggelassen habe, und sucht diese Lücke passend, d. h. so auszufüllen, daß alle andern Worte des Codex unangetastet so bleiben, wie derselbe sie überliefert hat; etwa so: „Ut deinde spretis omnibus, quae Caes. postulaverat tantummodo contentus cum una legione Illyricum retinere, (ut juberetur omnino imperium deponere) provinciae privatusque in urbem venire et se in petitione consulatus suffragiis populi Romani committere, decrevere: ratus bellandum Caesar ... Rubiconem transiit.“ Daß die angenommene Lücke sich auch mit andern Worten gleichen Sinnes ausfüllen ließe, weiß Ref. gar wohl; doch glaubt er bemerken zu dürfen, daß jeder Versuch solcher Ausfüllung wie unsere Stelle sie fordert, nur dann Wahrscheinlichkeit haben könne, wenn er zugleich die Möglichkeit der Entstehung der Lücke begreiflich mache. Ref. seines Theiles glaubt dieß dadurch geleistet zu haben, daß er die vor der Lücke unmittelbar vorhergehenden Sylben nere am Ende der Ausfüllung wieder eintreten läßt; denn gar leicht geschah es, daß der Abschreiber, welchem etwa die 3 Zeilen vorlagen

cum una legione Illyricum retinere
ut juberetur omnino imperium deponere
provinciae privatusque etc.

von der ersten derselben wegen der gleichen Endung nere auf die dritte abirrte und somit durch Uebersehen der mittleren Zeile, die Worte retinere provinciae in unmittelbaren Zusammenhang brachte, wie sie im Cod. Murb. stehen. Auf jeden Fall scheint der Vorschlag des Ref. zu zeigen, daß man der vorliegenden Stelle, ohne Rhenanus und Burers Ehre zu nahe zu treten, leichter und zugleich gründlicher helfen könne, als Hr. Orelli gethan hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Eckermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweyter Theil. 360 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

(Fortsetzung).

Hiezu kommt sodann, daß die Menschen in ein pfuscherhaftes Producciren hineinkommen, ohne es selbst zu wissen. Die Kinder machen schon Verse und gehen so fort, und meynen als Jünglinge, sie könnten was, bis

sie zuletzt als Männer zur Einsicht des Vortrefflichen gelangen, was da ist, und über die Jahre erschrecken, die sie in einer falschen, höchst unzulänglichen Bestrebung verloren haben. Ja viele kommen zur Erkenntniß des Vollendeten und ihrer eigenen Unzulänglichkeit nie und produciren Halbheiten bis an ihr Ende." I. 67: „Geist und irgend Poesie kann man den neueren tragischen Dichtern nicht absprechen; allein den meisten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darstellung; sie streben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte sie in dieser Hinsicht forcirte Talente nennen." I. 169: „Der Mehrzahl unserer jungen Poeten fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjectivität nicht bedeutend ist und daß sie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wissen." I. 186: „Unsere Dichterinnen möchten immer dichten und schreiben, so viel sie wollten, wenn nur unsere Männer nicht wie Weiber schrieben! Aber das ist es, was mir nicht gefällt. Man sehe doch nur unsere Zeitschriften und Taschenbücher, wie das alles so schwach ist, und immer schwächer wird!" I. 239: „Wenn einer singen lernen will, sind ihm alle diejenigen Töne, die in seiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in seiner Kehle liegen, sind ihm anfänglich äußerst schwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er sie überwinden, denn sie müssen ihm alle zu Gebote stehen. Ebenso ist es mit einem Dichter. So lange er bloß seine wenigen subjectiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu seyn, wogegen aber eine subjective Natur ihr Bischen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht." I. 243: „Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht." Bey einem Gespräche über die Bedeutung der Ausdrücke klassisch und romantisch sagte G. I. 92: „mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen, der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beyde sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es

alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist." Er spricht noch einmal über diese Unterscheidung II. 203, wo er eine historische Erläuterung darüber giebt. Auch das ist, wenn gleich in besonderer Form, ein allgemeines Urtheil, was G. II. 128 von einem übrigens wohlgemeinten Gedichte sagt: es sey bloß mental; denn es drückt das Wesen einer großen Anzahl von Erscheinungen in der schönen Litteratur treffend aus. Ebenso giebt ihm Vossens Luise Anlaß, ein anderes Uebel zu bezeichnen, II. 260: „die früheren Ausgaben jenes Gedichtes sind in solcher Hinsicht (auf Perioden und Metrum) weit besser, so daß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgelesen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünstelt, und aus technischen Grillen das Leichte, Natürliche der Verse verdorben. Ueberhaupt geht Alles jetzt aufs Technische aus, und die Herren Kritiker fangen an zu quängeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme, und nicht etwa ein ß auf ein s. Wäre ich noch jung und verwegen genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technische Grillen verstossen, ich würde Allitterationen, Assonanzen und falsche Reime, Alles gebrauchen wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptsache losgehen, und so gute Dinge zu sagen suchen, daß jeder gereizt werden sollte, es zu lesen und auswendig zu lernen."

Was G. in diesen Gesprächen über seine eigenen Werke sagt, z. B. I. 70. 91. über die Elegie aus Marienbad, I. 117. über die Elegien aus Rom, I. 126 über Götz von Berlichingen, I. 142. 311. II. 60. über die Wahlverwandtschaften, I. 154. 266. 334. II. 44. 85. 310. 342 über die Farbenlehre, I. 159. II. 334. über sein autobiographisches Werk, I. 183. 207. 247. 316. 365. II. 62. 151. 170. über Faust, I. 183. 327. II. 75. über Egmont, I. 194. II. 89. über Hermann und Dorothea, I. 194. 230. II. 9. über W. Meister, I. 195. über die Xenien, I. 229. über Alexis und Dora, I. 247. II. 100. 115. über Werther, I. 284. über den w. o. Divan, I. 285. 299. 213. 318. 329. über die Novelle (wobey ein ihm eigenthümlicher Sprachfehler S. 319 vorkommt: eine sich ereignete Begebenheit; der Herausgeber macht denselben Fehler II. 300.) II. 58. über Iphigenie und Tasso, II. 46. 63. über kleinere Gedichte u. a. m., das dient alles dazu, die Intentionen des großen Dichters auf verschiedene Art ins Licht zu stellen. Ebenso sind seine Urtheile über deutsche und ausländische Litteratur im Allgemeinen, über politische Charaktere und Zustände, über bedeutende Personen, über Kunst und Künstler, über das Theater, letzteres besonders I. 242., höchst anziehend und belehrend.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

4. Lib. II. 78, 1. Text nach P.: „Hoc tractu temporum Octaviam ..... M. Antonius duxit uxorem. Redierat Pompeius in Siciliam: Antonius in transmarinas provincias: quas magnis momentis Labienus etc.“ Burers Stillschweigen bestätigt Alles ohne Ausnahme. In A. fehlt redierat. Herr Orelli sagt darüber: „Redierat videtur inculcatum ab Rhenano; siquidem non intelligo, cur Vellejus ipse haec memorasset de Pompeji in Siciliam reditu, qui tamen, ut est supra, Murcum in Sicilia interfecerat etc.“ Dann vermuthet er die Worte „Pompejus in Sicilia“ könnten weiter oben, „Antonius“ aber eben hier bey unserer Stelle am Rande beygesetzt worden seyn, und schließt endlich so: „Quibus omnibus pensitatis Suspicor sic fere fuisse: duxit uxorem mox reversus in transmarinas provincias.“ Welches gewaltthätige Verfahren! Welche gänzliche Verachtung aller Grundsätze einer gesunden Kritik! Um eine ganz offenbare Nachlässigkeitssünde seines Amerbach zu beschönigen, beschuldigt Hr. Orelli wiederum den ehrlichen Rhenanus einer Interpolation, den treufleißigen Burer aber eines sträflichen Uebersehens, verbannt obendrein fünf Worte aus dem Texte und schaltet zwey andre ein, und gewinnt damit weiter nichts, als — eine rein muthwillige Verstümmelung und Entstellung eines völlig gesunden Textes. Denn ganz kerngesund ist der oben angeführte Text der Murb. Handschrift nach P. Ueberlieferung. Laut der vorhergegangenen Kapitel nämlich war M. Antonius aus den Provinzen jenseits des Meeres feindlich gegen Octavianus nach Italien gekommen; doch war der Ausbruch eines Krieges durch die Brundisina pax verhütet worden; jetzt kam auch der junge Pompejus von Sicilien herüber an das Vorgebirg Misenum, um mit Cäsar Oct. und M. Antonius Friedensunterhandlungen zu pflegen. Dabey räumte man dem Pompejus Sicilien und Achaia ein. Und nun fährt unser Kapitel so weiter zu erzählen fort; „Zurückgekehrt war Pompejus (von Misenum nach geendigtem Friedensschlusse) in sein Sicilien, Antonius in seine überseeischen Provinzen, wo Labienus u. s. w.; Cäsar inzwischen suchte seine Legionen durch wiederholte Feldzüge in Illyricum und Dalmatien zu beschäftigen, u. s. w.“ Alles in so vollkommener Ordnung, daß man gar nicht einsieht, wie Velleius besser und natürlicher hätte erzählen können. Wie H. Orelli dazu kam, an der wiederholten Nennung Siciliens Anstoß zu nehmen, mag er selbst wissen, wir können es nicht be-

greifen. Denn die Erzählung: „Pompejus kam (von Sicilien herüber) nach Italien, um mit Cäsar und Antonius Frieden zu schließen. Durch diese seine Ankunft (in Italien) brachte er dem Vaterlande nur allein den Vortheil, daß er mehreren Proscribirten, die zu ihm sich geflüchtet hatten, z. B. einem Nero Claudius, einem M. Silanus u. aa. Rückkehr und Leben ausbedung und sie dem Staate wieder herstellte; indeß er den Statius Murcus (schon vor diesem Friedensschlusse) in Sicilien getödtet hatte. Als hernach Pompejus wieder nach Sicilien, Antonius in die überseeischen Provinzen zurückgekehrt war, unternahm Cäsar u. s. w.“ Diese Erzählung sagen wir, klingt uns so vernünftig an, daß wir uns jede Aenderung daran aus Furcht verbitten müssen, sie möchte uns dadurch unvernünftig gemacht werden.

5. Lib. II. 35, 5. Text nach P.: „Fuit .... in confesso, milites optimi imperatoris, imperatorem fugacissimi militis functum officio. videbit e suo an Cleopatrae arbitrio victoriam temperaturus fuerat, qui ad ejus arbitrium direxit fugam.“ Burer zeigt keine Abweichung vom Murbach. Cod. an. A. gibt: „ — functum videbites ne an Cleopatrae etc.“ und am Ende „qui ad ejus fugam arbitrium direxit fugam.“ Hr. Orelli annotirt: „Hic quoque deprehendimus Rhenani interpolationem. Ineptissimum autem est fugacissimi militis officium; supervacaneum et sententiae vim infringens v. suo.“ Und zum letzten Satze: „ad ejus arbitrium direxit fugam P. neglecta ἀντιθέσει prorsus Velleiana.“ Unter den corrupten Text stellt er als Exemplar correctum (!): „ — imperatorem fugacissimi militis functum vice. Dubitesne, an Cleop. arbitrio victoriam temperaturus fuerit, qui ad ejus fugae arbitrium direxit suam.“ Fuerit ist von Ruhnken entlehnt, alles Andere eigene Conjectur Hrn. Orelli's. — Wir unsers Theils müssen auch hier wieder Hrn. Orelli die alte Klage entgegen singen, daß er Rhenanus und Burer ohne allen Grund angeklagt, die Nachlässigkeit seines Amerbach (welcher officio ausgelassen und fugam (hinter ejus) voreilig geschrieben hat, ohne es wieder zu tilgen) unverdienter Weise in Schutz genommen, und endlich durch seine vermeintlichen Correctionen den nur wenig verdorbenen Text des Murb. Cod. bis zur Unkenntlichkeit entstellt habe. Wir behaupten gegen ihn, daß bloß die Worte oder vielmehr die Buchstaben „videbitesnean“ oder nach P. „videbitesuoan“ entweder schon im Cod. Murb. unrichtig gegeben gewesen oder von unsern 3 Gewährsmännern unrichtig gelesen worden sind. Wir stellen diese Buchstaben so zusammen: videbites uo (oder ne = no) an, verwandeln diese monstra durch Aenderung dreyer Buchstaben in gut lateinische Wörter, und berichtigen, indem wir nur noch statt arbitrio *) schreiben arbitrium, obigen Text auf folgende Weise: „Fuit in confesso, milites opt. imperatoris, imperatorem fugac. militis functum officio. Videlicet non ad Cleopatrae arbitrium victoriam temperaturus fuerat, qui ad ejus arbitrium direxit fugam!“ Herrn Orellis Einwendung gegen „fugacissimi militis officium“ ist ganz kraftlos. Denn erstlich läßt sich von einem Feldherrn, mit Ironie wenigstens, ganz gewiß sagen: fugacissimi militis officio functus est; dann haben wir an unserer Stelle zwey Glieder neben einander gestellt, zu deren ersterem funct. officio wörtlich passend und nothwendig ist, und wir werden also per zeugma es auch für das letztere gelten zu lassen nicht umhin können. Die andere Einwendung Hrn. Orellis, daß bey der Lesart P. „ad ejus arbitrium direxit fugam“ eine ἀντίθεσις prorsus Velleiana übersehen sey, ist

*) arbitrio mit einem Querstrichlein über o ist = arbitriom = arbitrium.

so grundfalsch, daß, gerade umgekehrt, in der Vulgata eine des Velleius würdige Antithese liegt („Antonius richtete seine Flucht nach Kleopatras Belieben; er würde also nach eben demselben gewiß auch seinen Sieg gebraucht haben"), in Orellis fast unlateinischem Surrogate dagegen überhaupt keine, also noch weniger eine ächt Velleianische Antithese gegeben ist; denn, um eine Doppelantithese, wie sie ihm wahrscheinlich dunkel vorschwebte, herauszubringen, hätte Hr. Orelli allenfalls schreiben müssen: Dubitesne, an Cleopatrae victoriae arbitrio victoriam temperaturus fuerit, qui ad ejus fugae arbitrium direxit fugam! also um gar vieles anders, als er wirklich geschrieben hat.

(Schluß folgt.)

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Eckermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweyter Theil. 360 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

(Fortsetzung.)

Dagegen zeigen auch diese Gespräche, was das sey, worin G. am schwächsten war, und deswegen zu keinem rechten Urtheil gelangen konnte. Er ist zwar durchaus für das Bestehende auch in der Religion, und verwirft mit Entrüstung I. 359. die Kritik, welche durch Angriffe auf die Urkunden der Offenbarung den Glauben untergräbt: wozu man noch die Stelle Nachg. W. XIII. 79 flg. ziehen kann, in der er von dem innern Werthe der heil. Schriften spricht; er staunt vor der Größe Gottes II. 284: „mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen entwalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen. Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter giebt, und dem Menschen Speise und Trank so viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott." Dieses

Deum — ire per omnes
Terrasque tractusque maris coelumque profundum;
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum
Quemque sibi tenues nascentem arcessere vitas —

ist ein wirklicher Glaube bey ihm, wie man unter Anderm auch noch II. 348 ersehen mag. Und so kann der HG. in gewissem Sinne recht haben, wenn er II. 297 sagt: „Widersacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber blos den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstaunen, aber sie würden nicht fähig seyn, ihn zu fassen." Aber es fehlte in Göthe's religiösen Vorstellungen die von Gottes Heiligkeit, und demgemäß der Glaube an die Nothwendigkeit der Heiligung für den Menschen. Er war ohne Zweifel kein Gegner dieses Glaubens, wie er so überhaupt leicht jeden gewähren ließ. Aber für ihn selbst hatte die Vorstellung von Gottes Heiligkeit und von der Bestimmung des Menschen zur Heiligung kein Moment. Wie es ihm gehe, daß er in diesem Stücke dahinten bleibt, sieht man unter Andrem II. 305: „Was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch zu kurz kommen, und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nicht Alles gesagt haben." Gott ist ihm zu ferne, gewissermaßen zu erhaben: daher giebt ers gleich von vorne herein auf, sein Walten anderswo als in der realen Welt zu suchen; und da er voraus weiß, daß ers nicht bis zum Erkennen bringt, verzichtet er auch auf den Versuch des Erkennens.

Man kann nicht leicht einen deutlicheren Beweis davon finden, wie wenig wirkliche Befriedigung die Spinozistische Ansicht von Gott und Welt (s. II. 296) der Seele gewähre, und wie sehr die Ansichten über die wichtigsten Angelegenheiten da aller Begründung und alles Zusammenhangs entbehren, wo man nicht die moralischen Principien auf den Willen Gottes zurückführt, als den, welchen Göthe's Aeußerungen in vielen Stellen dieser Gespräche darbieten. Es ist ihm möglich, I. 349 fg. die mahomedanische Art der religiösen Bildung zu rühmen, und II. 265, als Hr. Eckermann in den „hohen Anforderungen (der hl. Schrift N. T.) an unsere moralische Willenskraft auch eine Art von kategorischem Imperativ" gefunden hatte, zu sagen: „besonders finden Sie den kategorischen Imperativ des Glaubens, welches sodann Mahomet noch weiter getrieben hat." Wenn, wie es in der ersten Stelle heißt, die Mahomedaner durch den Glauben an die Vorherbestimmung „für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt sind, und kaum eines Weitern bedürfen," wenn „dieser Lehre nichts fehlt, und wir mit allen unsern Systemen nicht weiter sind, und überhaupt Niemand

weiter gelangen kann;“ wenn einer, der a priori so urtheilt, ein Resultat auf diesem Wege erlangt, dessen Gegentheil a posteriori klar ist, und ihm selbst nach seiner gewöhnlichen Betrachtungsweise klar seyn muß: so kann man das nur als einen Beweis betrachten, daß es ihm an den Principien eines Urtheils a priori selbst gefehlt, und zwar hier im besondern Falle, daß er die Bestimmung des Menschen nur einseitig aufgefaßt habe. Diese Einseitigkeit entsteht aber dadurch, daß man die Bestimmung und die Pflichten des Menschen aus seiner Natur, nicht aus dem Willen Gottes ableitet. Man könnte nachweisen, daß derselbe Mangel Göthe's Urtheil über die Chinesen I. 322 fg. zu Grunde liege: „Die Menschen denken, handeln und empfinden fast eben so wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen, nur daß bey ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht.“ Ist hiemit gleich nur ausgedrückt, wie es dort im Roman zugehe, so erweist es doch wieder eine Einseitigkeit des Urtheils, die eines solchen Kopfes nicht würdig ist. „Man hat,“ sagt G. II. 131, „zu allen Zeiten gesagt und wiederholt, man solle trachten, sich selber zu kennen. Dieß ist eine seltsame Forderung, der bis jetzt niemand genügt hat, und eigentlich niemand genügen soll. Der Mensch ist mit allem seinen Sinnen und Trachten aufs Aeussere angewiesen, auf die Welt um ihn her, und er hat zu thun, diese in so weit zu kennen, und sich in so weit dienstbar zu machen, als er es zu seinen Zwecken bedarf. Von sich selber weiß er blos, wenn er genießt, oder leidet, und so wird er auch blos durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen oder zu meiden hat. Uebrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen; er weiß nicht woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt, und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten.“ Diese Betrachtung des Menschen als einer edeln Pflanze, welche mit dem Verzichten auch auf nur annähernde Erkenntniß Gottes, und mit dem Ignoriren der Heiligung als vorzüglicher Bestimmung des Menschen, eigentlich Eins ist, geht wie durch Göthe's Werke insgesammt, so auch durch diese Gespräche. Hiezu besonders II. 300. „Der Mensch hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in den Epochen, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten, und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein Anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir seyn werden.“ So sagt er denn wohl I. 358, in seines Enkels Stammbuch seinen Zelters zwey Worte: lerne gehorchen das einzige Vernünftige, und II. 204.: „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen;“ und was oben von seinen Ermahnungen zur Concentrirung der Thätigkeit angeführt worden ist, kann neben manchen andern Stellen ebendahin gezogen werden.

Aber das Alles beweist nur eben, wie G. mit seiner Vorstellung von der menschlichen Vervollkommnung ungefähr so weit gekommen sey, als die Griechen, aber weiter nicht. Sind wir auch mit unserm moralischen Wesen ein Theil der Natur, so hat jede Individualität das Recht, das, was sie ihrer Natur gemäß findet, herauszulassen. Und wie dieses Recht gebraucht werde, das haben die letzten Jahre vielfältig gezeigt. Es ist zwar nicht billig, den Mißbrauch abgeleiteter Sätze dem zur Last zu legen, welcher den Grundsatz aufgestellt, oder durch seine Befolgung desselben und durch seine große Auctorität ihn zu Ehren gebracht hat; zumal wenn der Mann gegen die Anwendung der abgeleiteten Sätze wenigstens mittelbar protestirt. Dieses Letztere hat G. verschiedentlich gethan, da er I. 115. zwey seiner Gedichte, die er dem Hg. zeigt, von der öffentlichen Mittheilung ausschließt, weil der Dichter sich in Acht zu nehmen habe, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Aergerniß gebe; und da er II. 92 über die Gefangenschaft Bérangers, dessen Gedichte theilweise früher wenigstens als Merkwürdigkeit gerühmt werden, sagt: „es geschieht ihm ganz Recht. Seine letzten Gedichte sind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König und Staat und friedlichen Bürgersinn seine Strafe vollkommen verdient.“ Aber beklagen muß man es, und zwar auch um des Dichters selbst willen, daß die, welche den Mißbrauch trieben, den Grundsatz gerade bey ihm vorgefunden, daß sein Ansehen theils sie selbst ermuthigt, theils ihnen bey Andern Eingang verschafft hat. Daß der Dichter vielmehr berufen sey, im positiven Sinne etwas zu wirken, und aufzubauen, hat G. selbst II. 357 anerkannt: „Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen, und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln, was soll er denn da Besseres thun, und wie soll er denn da patriotischer wirken?“ Hier ist es die polemische Richtung, welche ihm den Ausspruch entlockte. Auch meint er einmal, I. 352, positiv gewirkt zu haben: „mich selbst werden Sie dagegen ganz anders finden (als Lessing); ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Erster Artikel.

(Schluß des ersten Artikels.)

6. Lib. II. 112, 2. Text nach P.: „(Messalinus) praepositus Illyrico, subita rebellione, cum semiplena legione vicesima circumdatus hostili exercitu, amplius XX. *) hostium fudit fugavitque etc.“ Burer schweigt. A. gibt: „— circumdatus hostili exercitu a m XX. fudit etc.“ Hr. Orelli bemerkt: „hostium aperta est Rhenani interpolatio;“ und setzt aus eigener Conjectur in das Exemplar correctum: „subita rebellione . . . circumdatus, hostilis exercitus amplius milia XX. fudit etc.“ mit der Erklärung in den Annotationen: „Scilicet ad v. circumdatus pertinet v. subita rebellione nec opus est altero ablativo.“ O Rhenanus, o Burer! Warum doch habet ihr euch so viele Mühe gegeben, den Text eures Murb. Cod. mit möglichster Treue der Nachwelt zu überliefern? Hättet ihr doch euer Geschäft eben so fahrlässig betrieben, wie euer junger Freund Amerbach, dann würdet auch ihr nicht Interpolatoren und Interpolationsfehler heißen, sondern, wie jener in allen Ehren und wohl geachtet seyn. Doch, nicht Herzensergießungen, sondern ruhige Betrachtung nach Gründen verlangt die Sache. Also: Hrn. Orellis Annahme oder Behauptung einer aperta interpolatio Rhenani ist — an sich nicht wahrscheinlich und von Orelli nicht bewiesen; Orelli muß, um nur etwas zu Stande zu bringen, seinem Amerbachischen Texte in mehr als einem Stücke durch Aenderungen nachhelfen, und das Resultat dieser Bemühungen ist dennoch nur — ein schlechter, unlateinischer Text. Denn, um nur Einiges kurz anzudeuten: „Messalinus subita rebellione cum semiplena legione vicesima circumdatus“ gibt nach Or. Construction für jeden Lateiner nur den Sinn: „Messalinus, von (einem plötzlichen Aufruhr in Verbindung mit der 20. Legion) umringt;“ die Worte „hostilis exercitus ampl. mil. XX. fudit etc.“ sagen aus, Messalinus habe 20,000 Mann von dem feindlichen Heere erschlagen und in die Flucht gejagt, so daß man fragen müßte, wie stark denn das ganze Heer gewesen sey, dessen erschlagener und in die Flucht gejagter Theil schon 20,000 Mann betragen habe u. s. w. Wer außer Hrn. Orelli möchte wohl diesen, erst gestern gemachten Text dem ganz reinen und in aller Beziehung tadellosen, zweyfach beglaubigten, alten Texte des Murb. Cod. und der Editio princeps vorziehen?

7. Lib. II. 128, 1. Text nach P.: „nam et illi antiqui ante primum bellum Punicum

*) Id est: viginti milia.

etc.“ ohne Widerrede von Seite Burers. A.: nam et illi primi ante bellum Pun. etc.“ Hr. Orelli führt den Text der Editio princeps an und fügt bey: „in quo Rhenani interpolationem agnosco. Vix enim ita dormitabat Amerbachius, ut per errorem scriberet illi primi ante pro iis, quae Ed. princ. exhibet.“ In das Exempl. correctum aber seßt Or. wiederum eine eigene Conjectur: „Nam et illi prisci primum ante bellum Punicum etc.“ Referent, seinen Grundsätzen getreu, muß auch bey dieser siebenten und letzten Stelle noch einmal wiederholen, was er bey den frühern bereits sechs Male gesagt hat, daß der, von zwey Gewährsmännern beglaubigte Text der Ed. princ. als Text des Murb. Cod. angenommen werden müsse; und daß folglich Amerbach entweder fahrlässig abgeschrieben, oder eine verunglückte Conjectur in seine Abschrift aufgenommen habe. Zu helfen ist übrigens der allerdings auch in P. mangelhaft gegebenen Stelle — nicht durch Hrn. Orellis bloß auf das angeführte Bruchstück der Stelle sich beschränkende, sondern allenfalls durch folgende auf das ganze Kapitel Bedacht nehmende Conjectur. „Nam et illi Romani, qui ante primum bellum Punicum Ti. Coruncanium .... ad principale extulere fastigium; et, qui equestri loco natum Sp. Carvilium ... in consulatus .... provexere; et, qui C. Marium .... R. nominis habuere principem; et, qui M. Tullio tantum tribuere, ut .....; quique nihil Asinio Pollioni negaverunt, quod nobilissimis summo cum sudore consequendum foret: profecto hoc senserunt, in cujuscunque animo virtus inesset, ei plurimum esse tribuendum.“ Wenn im Cod. Murb. die ersten drey Buchstaben von Romani unleserlich geschrieben, oder bloß durch ein r (rani statt romani) angedeutet, oder gar ausgefallen waren, so begreift man, wie aus ani, qui (oder rani qui) — antiqui geworden und in den Text gekommen ist.

Hiemit glauben wir unser oben gegebenes Wort gelöset und gegen Hrn. Orelli den Beweis geführt zu haben, daß die Ed. princ. mit Burers Emendationen die einzig sichere Grundlage aller Bearbeitung des Velleius sey, und fortan als solche festgehalten werden müsse, wenn wir nicht, von den Grundsätzen diplomatischer Kritik einmal abgewichen, in hundertfache Irrthümer und in Gefahr gerathen sollen, den uns leider schon an sich in mangelhafter und vielfach verdorbener Gestalt überlieferten Text des Velleius immer noch mehr zu verderben. — Aber was soll dann aus der neu gefundenen Handschrift Amerbachs werden? Die Amerbachische Handschrift bestätigt uns im Allgemeinen die Aechtheit der Editio pr.; sie bestätigt die Richtigkeit des Rhenanischen Textes auch in allen Einzelnheiten, worin sie mit der Editio princeps und mit Burer zusammenstimmt (und dieß ist natürlich bey weitem am öftesten der Fall); sie bietet unter der Form von bloßer Abschrift schon manche gute Conjectur dar und kann uns durch diese, wie überhaupt durch alle ihre Abweichungen von dem Texte der P. den indirecten Vortheil gewähren, daß sie unsere Aufmerksamkeit schärft und uns zu einer um so genauern Betrachtung und Prüfung jedes Wortes im Rhenanischen Texte veranlaßt u. s. w. Aber als diplomatische Autorität sich in gleichem Range neben die Ed. princ. stellen zu wollen, kann und darf man ihr durchaus nicht gestatten, sondern immerhin muß man sie nur als Dienerin jener als der Herrin nachzutreten streng anhalten.

Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens 1823 — 1832. Von Johann Peter Eckermann. Erster Theil. XIV und 386 Seiten. Zweyter Theil. 360 S. 8. Leipzig bey Brockhaus 1836.

(Schluß.)

Hiemit kann er sein wissenschaftliches Hauptwerk nicht gemeynt haben, da er in diesem sich nicht nur auf Widersprüche einläßt, sondern sogar warm dagegen wird. Andrerseits aber spricht er sich selbst diese edle und würdige Stellung wieder ab, I. 107: „ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meynung Andrer schweige. Dieses würde nun in der That ein sehr schlechter Spaß seyn, wenn ich daben nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Andern denken, aber sie nicht, wie ich.“ Dazu II. 34: „ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen, und das Ihnen lebenslänglich zu Gute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.“ In diesen Worten kann nicht ein Aufschluß über einen sein Leben lang durchgeführten Plan, sondern nur darüber gegeben seyn, daß G. selbst ein Mißverhältniß dessen, was er gethan, zu dem, was er gesollt, vielleicht auch zu dem, was er gewollt hat, mehr gefühlt als erkannt, und daß er, indem er seine Werke für esoterische erklärt, jenem dunkeln Gefühle gefolgt habe. Denn wie wäre es denkbar, oder eines so edlen Geistes würdig, daß er alles, was er in Prosa oder in Versen gedichtet, mit weniger Ausnahme in einer so herzgewinnenden Form, mit so durch und durch heiterer Klarheit, und in der anmuthigsten Sprache, aus Licht gestellt habe, nicht für sein Volk, sondern nur für Wenige?

Mögen die Enthusiasten unter seinen Bewunderern immerhin nach gemein-menschlicher Weise alles ohne Ausnahme groß an ihm finden: das, was an ihm wirklich groß ist, wird bewundernswerther, indem man seine schwächeren Seiten zugiebt; und es wird herabgesetzt, wenn man demselben das Schwächere gleichstellt. Was er in diesen Gesprächen über positive Religion sagt z. B. I. 356. über Gnade und gute Werke, II. 99. von der Religion als einem Mittel, zur Popularität zu gelangen, II. 262. über das Wandeln Christi auf dem Meere, II. 350. über den Schluß von Faust, das ermangelt der Begründung und Ueberzeugung. Er hat wieder die Wahrheit dessen bewiesen, was Fichte sagt: unser gesammtes Denken ist durch unsern Trieb selbst begründet, und wie des Einzelnen Neigungen sind, so ist seine Erkenntniß. Göthe ist groß in der Erkenntniß der Dinge, zu welchen seine Neigung ihn hinführte; wo er zurückgeblieben ist, da hat es ihm an der Neigung zu den Sachen gefehlt. Indessen bleibt noch eine Klasse von Stellen in diesen Gesprächen zu berühren, welche beweisen, daß G. selbst wenigstens in späteren Jahren ein Bedürfniß gefühlt habe, den unendlichen Abstand, den er sich zwischen Gott und Mensch vorstellte, irgend wie zu vermitteln. Es sind da Stellen, wo er von Dämonen und Dämonischem spricht, II. 90. 93. 153. 242. 278. 287. 293. 298. 302. 317. 333. Sie stimmen mit seiner im vierten Theile von Wahrheit und Dichtung gegebenen Ansicht überein, nur daß er in den Gesprächen das Dämonische auch in menschlichen Superioritäten, wie Napoleon, findet. Dem Bedürfnisse der Seele nach, das sich in dieser Vorstellung zu erkennen giebt, möchte man dieselbe mit den erschaffenen Göttern vergleichen, die Franklin zwischen den Unendlichen und die Welt setzt, davon jeder seine Sonne und davon Planeten gemacht hat, dieses sein besonderes Reich mit Güte und Weisheit regiert, und unsern Dank unter Anbetung annimmt, womit wir bis zu dem Unendlichen nicht durchdringen. Wie den beyden Männern die geistlose Form, in der die bestehende Gewohnheit ihnen den Offenbarungsglauben aufdringen wollte, von der Jugend her einen Eindruck zurückgelassen zu haben scheint, von dem sie sich nicht mehr los zu machen wußten, um den Stoff, der unter jener Form lag, mit eindringender Liebe zu ergreifen: so zeigen beyde in dem Glauben, den sie sich selbst machten, das innerste Verlangen der menschlichen Natur, zwischen Gott und uns eine Macht zu denken, an der das Göttliche

menschlich und das Menschliche göttlich ist. Aber da Franklin sich vorzugsweise mit der Verbesserung seines sittlichen Wesens, und eben deßwegen mit der Selbsterkenntniß beschäftigte, Göthe dagegen seine Aufmerksamkeit nur auf die äussere Welt richtete, so fand jener einen guten und weisen Mittelgott, der nur unser Glück und als Mittel dazu uns tugendhaft sehen will, während Göthe, was bey dem Suchen Gottes in der Natur allein fast nothwendig ist, in seinen Dämonen einen Dualismus entdeckt, der den Zusammenhang zwischen Gott und ihnen und zwischen Gott und Welt aufhebt. Sind die Dämonen abhängig? sind sie unabhängig? Wenn sie abhängig sind, so sind sie es von Gott und dienen seinem Wesen und Willen, so daß von Schadenfreude, Necken und unheimlicher Gewalt bey ihnen nicht die Rede seyn kann; sind sie unabhängig, so kann man nicht mehr mit G. bey einem schmerzlichen Ereigniß II. 5. sagen: „Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“ Denn es kann ja das, was uns betrübt, auch von dem Dämonischen herkommen, „gegen welches (II. 317.) der Mensch Recht zu behalten suchen muß.“

Sowie anderwärts, so sind auch in diesen Gesprächen ausgezeichnete Gnomen von Göthe zu finden. Eine Reihe derselben soll diese Anzeige beschließen I. 111: wir behalten von unsern Studien am Ende doch nur das, was wir praktisch anwenden. I. 130: die Manier will immer fertig seyn und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung. I. 142: der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beym Publikum hervor, nicht die Künste seines Talentes. I. 189: die Dilettanten und besonders die Frauen haben von der Poesie sehr schwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technische losbätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leute; allein sie sind sehr in der Irre. I. 204: Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit eine Freude empfinde. I. 221: wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.

I. 227: wir sollen höhere Maximen nur aussprechen, in so ferne sie der Welt zu gute kommen. Andere sollen wir bey uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten. II. 41 aus dem Edinburgh Review: es giebt Leute unter den Poeten, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer sich gerne aus dem Sinne schlägt. II. 52: alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden. II. 65: alles Große und Gescheidte existiert in der Minorität. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher seyn. II. 72: das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen. II. 180: man hat behauptet, die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren, ob sie gut oder schlecht regiert werde. II. 272: der Haß schadet niemanden, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzet. II. 299: wer in Zelten leben kann, steht sich am besten. II. 326: man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu seyn. II. 340: man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie ersetzt und wo geringe Talente bedeutend erscheinen, indem sie als Organ einer Parten auftreten. II. 354: wenn man weiter nichts vom Leben hätte, als was unsere Biographen und Lexikonschreiber von uns sagen, so wäre es ein schlechtes Metier, und überall nicht der Mühe werth.

Gerade beym Schluß dieser Anzeige kommt ein Namen- und Sachregister zur ersten Ausgabe dieser Gespräche, welches den Gebrauch derselben wesentlich erleichtern wird.

C. L. R.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften am 14. Januar 1837. (Fortsetzung).

II. Herr Conservator und Professor Dr. Siber giebt die Resultate aus den Beobachtungen des Barometers und Thermometers im Jahre 1836.

Barometer.

a) Die höchsten, niedrigsten und berechneten mittleren Barometerhöhen nebst den monatlichen Variationen giebt die folgende Tafel:

Monat	Höchster am		Niedrigster am		Mittlerer	Variat.
Januar	2. Abend.	324,72	30. Mrg.	308,04	318,840	16,68
Februar	15. Mit.	323,67	3. Mit.	309,44	314,720	14,23
März	19. Mrg.	325,44	8. Mrg.	309,88	316,565	13,56
April	23. Mrg.	319,47	9. Abend.	312,03	316,090	7,43
Mai	16. Abend.	323,66	1. Mit.	309,76	317,602	13,90
Juny	27. Mrg	322,38	2. Abend.	315,64	318,729	6,74
July	31. Abend.	321,56	20. Abend.	314,67	319,226	6,89
August	1. Mrg.	321,69	21. Mit.	316,90	319,241	4,79
Sptbr.	22. Abend.	322,08	30. Mrg.	314,51	319,001	7,57
Octbr.	22. Abend.	323,06	29. Mit.	312,50	318,214	10,56
Novbr.	9. Mrg.	321,84	5. Mit.	311,71	316,811	10,13
Decbr.	2. Mit.	321,93	26. Mit.	309,27	316,926	12,66

aus welcher sich folgende Resultate ergeben:

b) Der höchste Barometerstand des ganzen Jahres fiel, wie im vorigen Jahre, auf den 2ten Januar mit 324,72 p. L., der niedrigste aber auf den

30ten desselben Monats mit 308,04, folglich mit einer Variation im ganzen Jahre von 16,68‴.

Der mittlere aus allen auf 10° R. reducirten Beobachtungen berechnete Stand ergiebt sich für das ganze Jahr = 317,6627‴.

c) Die höchsten Barometerstände des Jahres fielen mit 324,72 und 325,07 auf den Januar und Februar, die niedrigsten mit 308,04 und 309,44 auf Januar und December.

d) Analog diesem Ergebniß fielen die höchsten Barometerstände der Monate 5mal Morgens, 2mal Mittags und 5mal Abends, die niedrigsten aber 3mal Morgens, 6mal Mittags, 3mal Abends, also die höchsten und niedrigsten Stände 16mal auf die licht- und wärmeloseste Zeit des Tages und 8mal auf Mittag.

e) Das Barometer stieg am Tage des Apogäums: 8mal;
1 — 2 Tage nach demselben 3 „
3 — 4 Tage „ „ 2 „
am Tage des Perigäums 8 „
1 — 2 Tage nach demselben 5 „
3 — 4 Tage „ „ — also 16mal am Tage des Apogäums und Perigäums, 8mal 1 — 2 Tage nach denselben, und nur 2mal nach 3 — 4 Tagen, also 24mal in oder gleich nach diesen Mondspuncten, und nur 2mal später, ganz wie im vorigen Jahre.

f) Die Variation f. d. Wintermonate
December, Januar, Februar ist = 14‴,52
für die Frühlingsmonate = 11,65
„ „ Sommer Monate = 6,14
„ „ Herbst Monate = 9,24

Thermometer.

a) Den monatlichen Gang der Temperatur nach den höchsten, niedrigsten und berechneten mittleren Ständen nebst den Variationen in jedem Monate zeigt die folgende Tabelle:

Monat	Höchster am		Niedrigster am		Mittlerer	Variat.
Januar	24. Mit.	+ 7,0	2. Mrg.	— 15,2	— 1,385	22,2
Februar	1. Mit.	+ 4,6	21. Mrg.	— 9,9	+ 0,643	15,6
März	23. Mit.	+ 15,4	5. Abend.	— 6,8	+ 6,098	22,2
April	24. Mit.	+ 17,2	4. Mrg.	+ 0,4	+ 6,757	17,7
Mai	25. Mit.	+ 18,6	11. Mrg.	+ 1,0	+ 8,479	17,6
Juny	24. Mit.	+ 24,0	16. Abend.	+ 8,0	+ 15,221	18,0
July	3. Mit.	+ 24,2	4. Mrg.	+ 7,8	+ 15,118	16,4
August	15. Mit.	+ 20,8	1. Mrg.	+ 8,4	+ 14,264	12,4
Septbr.	4. Mit.	+ 20,9	12. Mrg.	+ 5,0	+ 11,221	15,9
Octbr.	7. Mit.	+ 17,8	29. Mrg.	— 0,8	+ 7,817	18,6
Novbr.	20. Abend.	+ 10,0	1. Mrg.	— 7,0	+ 3,508	17,0
Debr.	5. Abend.	+ 9,2	31. Mrg.	— 7,7	+ 1,857	16,9

b) Daher war der höchste Stand am 3. July mit + 24,2.
Der niedrigste am 2ten Januar mit — 15,2, der mittlere des ganzen Jahres berechnet aus allen Beobachtungen = 7°,511.

c) Das Mittel aller höchsten Stande = 15°,80.

der niedrigsten aber = — 1°,48.

d) Die Abwechslung der Temperatur (Variation des ganzen Jahres) gieng von — 15°,2 bis + 24°,2 also mit einer Differenz von 39°,4.

In einzelnen Monaten war sie nie kleiner als 13°,6, gewöhnlich zwischen 16°,4, und 18,6, im Monate Januar und März selbst = 22°,2.

e) Die Repräsentanten der mittleren Temperatur des Jahres, welche im vorigen Jahre auf 22. April und 20. October gefallen waren, fielen heuer auf den 19. April und 24 October.

Witterung.

a) Die hier folgende dritte Tabelle berichtet über den Gang der Witterung in diesem Jahre, indem sie die Anzahl der heitern, halbheitern, und die Tage, an welchen meteorisches Wasser als Regen- oder Schnee gefallen ist, nebst der Quantität des letztern für jeden einzelnen Monat angiebt.

Monat.	Heitere Tage.	Halbheit. Tage	Regen od. Schnee	Wasser-Menge.
Januar.	5	15	11	13 p.Lin.
Februar.	—	12	17	22,0
März	5	16	10	18,0
April	4	13	13	18,0
Mai	8	11	12	31,0
Juny	10	6	14	22,0
July	6	14	11	13,5
August	5	18	10	36,0
Septbr.	5	14	11	22,5
Octobr.	12	12	6	7,0
Novbr.	3	12	15	45,0
Decbr.	2	12	17	24,0

b) Daher waren unter den 366 Tagen des heurigen Schaltjahres 63 heitere, 156 halbheitere, 147 Regen- oder Schnee-Tage; es kommt also auf sechs Tage ungefähr nur Ein heiterer zu stehen.

c) Die Quantität des meteorischen Wassers im ganzen Jahre betrug die Höhe von 271,5 p. Lin. = 1,88 p. Fuß auf einen Quadratschuh.

d) Bemerkungswerth ist, daß das ganze Jahr hindurch nicht mehr als 4 Hochgewitter, nämlich am 22. und 23. May. und am 5. und 29. August entstanden sind, welches meiner Meynung nach zwar nicht auf eine niedere, elektrische Spannung im Allgemeinen, aber wohl auf Abwesenheit von Ursachen, wodurch sich locale Differenzen in einem höhern Grade erzeugen können, schließen läßt.

III. Sodann trägt der Herr Conservator Dr. Lamont eine Abhandlung über die Bahn des dritten Saturns-Satelliten vor, wovon Folgendes den Inhalt näher bezeichnet:

So enge auch die Theorie der Saturns-Satelliten mit dem Systeme der himmlischen Bewegungen verknüpft ist, und so sehr das Bedürfniß einer gründlichen Bestimmung ihres Laufes von den Astronomen anerkannt worden, so läßt sich dessen ungeachtet nicht läugnen, daß unsere Kenntniß in dieser Beziehung, hauptsächlich wegen der Schwierigkeit der Beobachtung, bisher in hohem Grade mangelhaft geblieben ist. Außer den Elementen des Hugenischen Satelliten, die Bessel aus seinen Heliometer-Beobachtungen mit der ihm eigenthümlichen, alle Hülfsmittel erschöpfenden Genauigkeit abgeleitet hat, ist bis auf die neueste Zeit wenig mehr geschehen, als gerade hinreichend war, eine ziemlich nahe Bestimmung der Epochen und Umlaufszeiten herbeyzuführen, und selbst die vorhandenen Ortsbestimmungen sind noch nicht durch eine entsprechende Berechnung vollständig benützt worden.

Nach Aufstellung des großen Refraktors auf der k. Sternwarte schien es zweckmäßig, auch die Saturns-Satelliten unter die besondern Beobachtungsgegenstände aufzunehmen, da die angestellten Versuche zu der Ueberzeugung geführt hatten, daß die treffliche Wirkung des Instrumentes vollkommen geeignet sey, wenigstens bey fortgesetzter Beobachtung die Bahnen auch der kleineren Satelliten zu bestimmen. Die Resultate der Beobachtungen des verflossenen Sommers bezüglich auf den dritten Satelliten *) darzustellen, bildet nun den Hauptzweck der gegenwärtigen Abhandlung: ein fernerer Zweck besteht darin, den oben angedeuteten Mangel einer ge-

*) Dieser Satellit wird von Herschel und den älteren Astronomen als der erste Saturns-Satellit bezeichnet.

hörigen Benützung der älteren, obwohl minder genauen Beobachtungen dieses Satelliten durch eine neue und vollständige Berechnung zu beseitigen.

Die ältesten Orts-Bestimmungen des dritten Saturns-Satelliten sind jene der beyden Cassini, welche der jüngere Cassini berechnet und bekannt gemacht hat. Ungeachtet die angewendete Beobachtungsmethode (es sind bloß geschätzte Entfernungen des Satelliten vom Planeten, woraus Conjunctionszeit und saturnicentrische Länge abgeleitet werden) nur einen sehr geringen Grad von Sicherheit gewähren konnte, so zeigt sich doch nach Cassini's Rechnung eine Zusammenstimmung der einzelnen Beobachtungen, die man kaum von Mikrometer-Messungen, geschweige von bloßen Schätzungen, zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Sehr befremdend muß diese Zusammenstimmung erscheinen, wenn bey genauerer Untersuchung sich ergiebt, daß Cassini nach unrichtigen Elementen gerechnet hat, wodurch er die saturnicentrische Länge des Satelliten, je nachdem seine Lage war, um einen bedeutenden Betrag bald zu groß, bald zu klein finden mußte. Führt man die richtigen Elemente in die Rechnung ein, so treten auch große Differenzen bey Vergleichung der Beobachtungen hervor.

Daß aber Cassini ungeachtet der unrichtigen Berechnung eine so große Uebereinstimmung hergestellt hat, nöthiget uns anzunehmen, entweder daß durch besondern Zufall jedesmal der Fehler der Beobachtung nahe so groß ausgefallen ist, wie der Fehler der Rechnung, oder daß die Beobachtungen nie in der Form gemacht worden sind, wie sie Cassini mitgetheilt hat. Das Letztere ist nicht bloß den Gesetzen der Wahrscheinlichkeits-Theorie angemessener, sondern scheint auch in anderen Umständen einigermassen Bestätigung zu finden. *) Jedenfalls berechtigen uns die angeführten Verhältnisse, den Cassinischen Beobachtungen in Beziehung auf die mittlere Bewegung, zu deren Bestimmung sie sonst mit Vortheil verwendet werden könnten, kein Gewicht beyzulegen.

Nicht lange nach Cassini sind von verschiedenen Astronomen, worunter Pound, Halley und Hadley gehören, Versuche angestellt worden, die kleinern damals bekannten Saturns-Satelliten zu beobachten: ihre Bemühungen blieben aber fruchtlos für die Theorie, weil sie keine messenden Bestimmungen erzielen konnten. Auch Bernards Beobachtungen liefern zur Bahnbestimmung des dritten Satelliten keine brauchbaren Angaben.

Die vorzüglichsten Verdienste um die Saturns-Satelliten hat sich im letztverflossenen Jahehundert ungezweifelt Herschel erworben, durch die sorgfältige und zahlreiche Beobachtungsreihe, die er mit seinen großen Teleskopen im Jahre 1789 angestellt hat. Zwar sind seine Beobachtungen, wie jene von Cassini nur geschätzte Distanzen der Satelliten vom Saturn: dagegen muß ihnen theils wegen der optischen Kraft des Instrumentes und vortheilhaften Lage des Planeten, theils wegen ihrer großen Anzahl ein bedeutendes Gewicht zugestanden werden. Dessen ungeachtet gehen aus der nähern Untersuchung mehrere Umstände hervor, welche die Unmöglichkeit voraussehen lassen, eine sichere Bahn-Bestimmung auf diese Beobachtungen allein zu begründen. Der Erfolg einer genauen Berechnung, worin sämmtliche Angaben nach der Methode der kleinsten Quadrate zum Behufe des Resultats vereinigt sind, erweist denn auch, daß außer der Epoche der mittlern Länge keines der gefundenen Elemente jetzt noch für die Theorie benützt werden könne.

Nach den Herschel'schen Beobachtungen ist kein weiterer Versuch bekannt gemacht worden, die Bahn des dritten Saturns-Satelliten, sey es durch neue Beobachtungen, sey es durch schärfere Berechnung der vorhandenen Bestimmungen näher zu untersuchen, bis im verflossenen Sommer der Gegenstand mit Hülfe des hiesigen Refraktors aufs Neue aufgenommen wurde. Die Ergebnisse des ersten Jahres umfassen 18 Positionswinkel und 9 Distanzen, sämmtlich durch wiederholte Mikrometermessungen bestimmt. Da die Positionswinkel, welche das Fraunhofer'sche Filar-Mikrometer angibt, nach allen Erfahrungen weit sicherer als die Distanzen bisher gefunden wurden, so ist für zweckmäßig gehalten worden, auf die ersteren allein die Lage und Gestalt der Bahn des dritten Satelliten zu begründen, die letzteren dagegen bloß zur Ermittelung der halben großen Axe zu benützen. Berücksichtiget man die Schwierigkeit der Messungen bey einem so lichtschwachen Gegenstande, und die Erfordernisse einer vollständigen Bahn-Bestimmung, so wird man von einem einzigen Jahrgange nicht mehr als eine Näherung erwarten dürfen. In der That wird auch nur die mittlere Bewegung, welche durch Vergleichung mit Herschels Epoche erhalten wurde, den für jeden Zweck nöthigen Grad von Sicherheit besitzen: die übrigen Elemente sind als in mehr oder minder engen Grenzen eingeschlossen zu betrachten.

Jedenfalls ist aber hier eine erste und, so weit die Data reichen, vollständige Begründung gegeben, auf welche künftige Verbesserungen gestützt werden können.

(Schluß folgt.)

*) Siehe „Astronomische Nachrichten, herausgegeben von H. C. Schumacher." Nr. 248 und 249.

Die Agilolfinger.

(Zweyter Artikel.)

Vortrag, gehalten in der Sitzung der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften den 28. Jänner 1837, von dem Klassen-Sekretär, Frhr. Max von Freyberg.

Ich habe schon in einer frühern Abhandlung die Behauptung nachzuweisen versucht, daß die Dynastie der Agilolfinger herulo-gothischen Ursprunges sey, und mittlerweile in dem ersten Hefte meiner neuen Beyträge zur bayerischen Geschichte die auf diesen Satz bezüglichen Beweisstellen zu sammeln begonnen. So wie schon ursprünglich die Veranlassung zu dieser Untersuchung für mich in der Aufgabe lag, die Genealogie des Wittelsbachischen Herscherhauses wo möglich mit jener der Agilolfinger in Verbindung zu bringen, so habe ich auch in der Zwischenzeit meine Studien in dieser Richtung fortgesetzt, — fürs erste noch immer bemüht, die ältesten Notizen über die Agilolfinger selbst zu vervollständigen und fester zu bestimmen.

Die Aufgabe, die bayerischen Fürsten dem gothischen Königshause einzureihen, stellt sich dabey auch als die würdigste für unsere Historiker dar. War ja doch dieses an Helden-Gestalten so reiche Königshaus das Rüstzeug einer großen Regeneration der Menschheit, und ist aus diesen gothischen Völkerstämmen, nachdem die Weihe des Christenthums hinzugetreten, Alles was das Mittelalter Großes zu Stande gebracht hat, hervorgekommen. Das Eintreten in die Reihe der Beherrscher dieser Völkerstämme ist also ein ruhmwürdiges, und schon dadurch der Muth gegeben, Alles was hiefür spricht, standhaft zu verfechten. Dieser Muth wird zudem durch den Umstand erhöht, daß den Gegnern unserer Ansicht nur die höchst mißliche Wahl bleibt, unsere Agilolfinger entweder für Abkömmlinge jenes Sigowes und Bellowes, oder für aufgedrungene fränkische Präfekten zu erklären.

Der Plan, den eine Untersuchung, die den angedeuteten Zweck verfolgt, zu nehmen hat, wird durch die Völkerschaften, welche in die Geschichte der Agilolfinger verflochten sind, von selbst an die Hand gegeben, und mein zweyter Versuch hat daher mit einem kurzen Rückblick auf diese Völkerschaften zu beginnen.

Schon in der gothischen Urgeschichte finden wir manche Namen, die in unserer ältesten Geschichte beständig wieder hervortreten, als z. B. Scanzia (wovon das Scarantia, Scyrantia), Theutes (Theod-os) Liothido (unsere Liutonen), Athelnil (unser Adela), Raugnarich (die Raynakare) u. s. f.

Als die Gothen in Scanzia gelandet, stießen sie zuerst auf die Ulmi-Rugier, die Nachbarn der Vandalen. Im Vorrücken fanden sie an der Weichsel die Ango-Scoren. Hier — bevor sie in die Gegenden der Skythen zogen — theilten sie sich unter die zwey Dynastien der Amaler und Balten; sie theilten sich in Greuthinger und Therwinger, auf welche sich die spätern Thüringer beziehen.

Ihre Fürsten nannten sie Anses und deren Genealogie war die folgende: Gapt, Halmal, Augis, Amala, Isarna, Ostrogotha, Unilt, Athal, Aginlf (Agilulf), Ansila, Ediulf (Edika-Wolf), Wuldulf, Hermenrich, Valeravan, Vinithar, Theodomir, Valamir, Vidimir, Theodorich, Amalsventa, Adalrich, Malaswenta u. s. f.

Als gothische Proceres werden noch hervorgehoben: Fridigern, Gautherieus, Veduco (Edika?), Thuro, Varo, Geberich (der Sohn Helderichs, der Enkel Ovidas, der Urenkel Eniwidas), Hermanrich ist ein Amaler; Alarich ein Balte, sein Nachfolger heißt Athaulf.

Ebenfalls schon ursprünglich treten die Agilolfinger bey den Longobarden hervor. Ihre Urſitze sind an der Elbe, Oder, Spree zu finden. Als sie aus Skandinavien gekommen waren, zog ein Theil derselben unter den Heerführern Ago (wovon Aglo-ulf) und Ibor vorwärts. Sie gelangten in die Gegend Scoringia (Wohnsitze der Scoren), deren Nachbaren die Ambrer und Assi und Vandalen gewesen. Von hier zogen die Longobarden nach Mauringien (die Merowinger?) und weiter nach Rigiland. Und jetzt — heißt es bey den Scriptoren: Regem statuunt Agil-mundum filium Agonis.

Uebrigens waren die Longobarden so wie die Gepiden eines Hauptstammes mit den Gothen. Auch die Gepiden kamen von der Weichsel an die Donau. Zu ihnen floh Hildiches, des longobardischen Tato's Sohn, um durch ihren Beystand über den Usurpator Wacho die Krone zu erstreiten.

Die Alemannen treten zuerst unter Caracalla auf (um das Jahr 213). Wir finden sie sogleich an dem Rheine, Maine und der Donau. Während der zweyten Hälfte des III. Jahrhundert dauern ihre Einfälle in Gallien fort. (Einer dieser Einfälle wird gemeinschaftlich mit Herulern unternommen An. 286). Mit den Burgundern sind sie theils im Kriege, theils verbündet, mit den Sueven meist in freundschaftlichen Verhältnissen. Unter ihrem Anführer Chrocus sind sie vorübergehend auch Verbündete der Römer (306), mit diesen aber wieder (im Jahre 354) im Gebirge in Streit begriffen. Ungeachtet ihrer Niederlagen bey Straßburg, Chalons, bey Colmar (371), dauern ihre Einfälle in Gallien auch im Anfange des V. Jahrhunderts fort. In

der zweyten Hälfte dieses Jahrhunderts schwärmen sie nach Bojoarien heraus. Die Burgunder und Sueven waren ihre Nachbaren; ja mit den Sueven werden sie zuletzt einerley Volk, und der gemeinschaftliche Gegenstand der Eroberungssucht Chlodwigs; auch macht dieser schon im Jahre 496 durch die Zülpicher Schlacht ihrem Reiche ein Ende.

Ist schon der Ausdruck Alemannen ein Collectivname, so ist das bey dem Ausdrucke Sueven noch mehr der Fall. Diese hatten schon im ersten Jahrhundert einen großen Theil Deutschlands in Besitz, und schon im Jahre 50 tritt eine Abtheilung von Sueven unter Drusus an der Donau in römischen Schutz. Von ihren Einfällen in Gallien ist wieder im V. Jahrhundert die Rede, und sie dringen unter Richiar, der des (westgothischen) Theodorichs Tochter zur Ehe nimmt, bis nach Spanien hinein. Ein anderer Theil kriegt um das Jahr 452 in Dalmatien gegen die Gothen. Wie Theodmir ihren König Hunimund besiegte, ist bereits früher erzählt worden (499), aber es ist merkwürdig, daß die Sueven ungehindert durch Bajoarien bis an das östliche Pannonien ziehen. Wir ersehen hieraus, wie Bayern in dem V. Jahrhunderte ein nur noch schwach von den Römern besetztes Gränzland ohne eigene Fürsten gewesen, bis nun Odoacer um das Jahr 475 diese Römer gänzlich vertrieb.

Plinius zählt die Burgundionen zu den Vindilen, (Paul. Diacon. nennt die Longobarden Vindili), so auch die Variner (Warner) und Guttonen (Gothen). Nach andern gehören sie zu den Vandalen. Ihre Wohnsitze sind ursprünglich an der Weichsel zu suchen. Unter Honorius und Theodos ziehen sie an den Rhein. Mit den Alemannen sind sie zum Theile verbündet, zum Theil in Krieg begriffen (290. 370.). Am Anfange des fünften Jahrhunderts gründen sie in Elsaß, der Schweiz, ein eigenes Reich. Ihr König heißt Gundichar 412. Sie schliessen sich an Attila an. Später sind sie mit den Franken vielfach im Kampfe begriffen, bis sie zuletzt unterliegen.

Die Franken streiten schon im Jahre 244 bey Mainz gegen die Römer. Zu ihnen werden gezählt die Brukterer, Chatten, Friesen, Salier, Sicambrier. Sie kommen von der Elbe und der Meeresküste. Ihre Einfälle in Gallien beginnen in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Ihr Anführer (als sie unter Kaiser Probus 275 geschlagen werden) wird Igil (erinnert an Agil) genannt; ihr Stammfürst Marcomir. Sie breiten sich zunächst in Batavien aus. Ihre Fürsten Atich (erinnert an Ettico) und Genobaud schliessen mit den Römern Friede (288) und ein Theil derselben begiebt sich unter ihren Schutz (in der Gegend von Trier). In einem weiteren Kriege (in Belgien) werden Ascar und Ragais (Gaiso) besiegt (310); doch dauern ihre Einfälle (zum Theil in Verbindung mit Sachsen) im vierten Jahrhundert fort. Erst mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts fangen sie an (in der germania secunda) ein Reich zu begründen, und wird 417 ihr König Faramund (nach Fredegar Theodemir) genannt, der Sohn Marcomirs, (dem die Sage den Priamus zum Vater gibt). Faramunds Sohn Clodio erobert das Königreich Camerich (Cambrai) 418. Die Residenz der Könige war Duisburg. Bey Attilas Zug fechten sie theils auf hunnischer, theils auf gallischer Seite. Nach dem Abzuge der Hunnen wird Chlodowich durch die Begünstigung des Actius Beherrscher der Franken. Diesem Chlodowich wird Childerich, der Sohn (oder Mündel) des Meroweus zum Vater gegeben (Meroweus erinnert an die Maningia). Chlodowig erobert einen großen Theil Galliens und nimmt die Tochter des Königs der Burgunder zur Ehe. Er besiegt die Thüringer und Alemannen. († 511.)

Die Thüringer treten mit dieser Benennung erst im fünften Jahrhunderte hervor, und mögen wohl jene Abtheilung von Gothen gewesen seyn, die früher als Therwinger vorkommen (Mammert. II. 16, 17). Der (im siebenten Jahrhundert lebende) Geograph von Ravenna legt die Nab und den Regen in ihr Gebiet. Von ihren (in die zweyte Hälfte des fünften Jahrhunderts fallenden) Raubzügen ins Noricum berichtet Eugippius. Basin heißt der erste ihrer uns bekannt gewordenen Könige.

Alle diese Völkerschaften — die gothischen Heruler, Scyren und Rugier mit einbegriffen, von welchen in der ersten Abtheilung dieses Vortrags bereits ausführlicher die Rede gewesen, sind von demselben Drange beseelt, aus ihren nordischen Gegenden nach Süden, und was die Franken, Burgunder und Thüringen betrifft, nach Westen vorzudringen. Die meisten derselben setzten sich an der Donau fest. Durch den Zug des Attila nach Gallien hat aber in der Mitte des fünften Jahrhunderts ein merkliches Vorrücken dieser Völkerschaften in westlicher Richtung stattgefunden. Attila zog über Böhmen an den Rhein. Da die römischen Kastelle noch lange nach dieser Hunnenfahrt in Bayern besetzt waren, so muß die Fahrt entlangs des linken Donauufers geschehen seyn; und da sich Scyren, Heruler, Thüringer und Rugier dem Zuge anschlossen, so müssen diese Völkerschaften nördlich der Donau gewohnt haben. Erst etwas später haben die Longobarden in den von den Rugiern verlassenen Gegenden Platz genommen. Die Vandalen, Westgothen, und ein Theil der Sueven waren schon früher nach Italien, Afrika, Gallien und Spanien vorausgezogen.

Jene Gestaltung der Wohnplätze aber, die sich in der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts ergeben hat, ist für unsere Untersuchung die entscheidende. Damals sind die Burgunder westlich vorgerückt, und haben ihr Reich begründet; die Suevalemannen sind ihnen nachgerückt und haben sich südlich ausgebreitet; die Thü-

ringer sind gleichfalls in der Richtung nach Westen vorgedrungen. Odoacers Völkerschaften endlich, Heruler, Scyren, Rugier, Turzelinger, haben sich nicht nur im Norikum, und dem südlichen Bajoarien und Tyrol festgesetzt, sondern selbst Italien bezwungen.

Schon in dem Vater Odoacers, dem berühmten Kriegshelden Eddico, müssen wir einen Fürsten der Scyren und Heruler erkennen, da seine Söhne ihm in der Herrschaft über diese Völker nachfolgen. Ettichо aber mußte sich, so wie alle jene gothischen Völkerstämme, vor der Allgewalt der Hunnen beugen. Daher finden wir ihn an Attilas Hof, und mit jener Botschaft nach Byzanz beauftragt, in welcher er seine Treue erprobt hat. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieser Ettichо es gewesen, der die jenem Welteroberer sich anschliessenden Heruler, Scyren, Turcelinger und Rugier nach Gallien geführt. Als nun nach Attila's Tod dessen Reich wieder in seine ungleichartigen Bestandtheile zerfiel, stellten sich die gothischen Fürsten wieder an die Spitze ihrer Völker, und so finden wir denn auch sogleich auch Ettichо's Söhne dort, wo sie hingehören, nämlich als Führer der Skyren. Als solche werden nämlich in dem, in das Jahr 465 fallenden Krieg der Sueven gegen die Ostgothen, Edico und Wulf ausdrücklich genannt, der dritte Bruder aber — der berühmte Odoacer, führt abwechslungsweise den Titel Rex Herulorum, Rex Rugiorum, Turcilingorum, Gothorum, Scyrorum. Wir entnehmen hieraus, daß die oben genannten Völker nach Attila's Rückzug unter der Herrschaft Ettichos und seiner Söhne, und daß sie im Besitze aller jener Landstriche geblieben sind, welche sich nördlich von Alemannien und der Donau, von Thüringen bis gegen Pannonien erstrecken; denn man kann sich wohl nicht mehr erwehren unter den Turcelingern (mittelst einer einfachen Abkürzung des Ausdruckes) die Thüringer zu verstehen. Hieben ist denn auch wohl das südliche Böhmen in den Besitz der genannten Völkerstämme gelangt; den von dem vor Attilas Zuge daselbst noch wohnenden Ueberreste von Quaden und Markomannen wird gemeldet, daß sie sich ebenfalls dem großen Zuge angeschlossen; von dieser Zeit aber verschwinden sie ganz aus dem Gebiete der Geschichte.

Zu Besitze der Herrschaft über eine so stattliche Völkermasse konnte Odoacer wohl keineswegs dem Versuche widerstehen, jener Einladung nach Italien zu folgen, welche von der Partey des entthronten Kaisers Nepos an ihn ergieng, gegen den römischen Augustulus in das Feld zu ziehen; zumal wenn man annehmen dürfte, daß unser Odoacer mit jenem Odocar eine und dieselbe Person gewesen, von welcher berichtet wird, daß er an der Spitze eines sächsischen Heeres bereits gegen die Franken seine Kriegslust erprobt hatte. Und es wurde dem auch wirklich jener Kriegszug im Jahre 475 unternommen, und (wie Engippius uns berichtet) mit der Vertreibung der römischen Besatzungen am rechten Ufer der Donau begonnen. Von dieser Zeit an gerieth nun das ganze von der Donau sich über das Alpengebirge erstreckende Gebiet unter die Herrschaft der herulo-scyrischen Fürsten, und war dieses der Anfang ihrer in Bojowarien d. h. dem Lande der einstigen Bojen (War- heißt Heimath) begründeten Dynastie.

Durch des großen Theodorichs Römerfahrt, und des fränkischen Chlodowigs herrschsüchtigen Geist, ist nun die Einleitung zu einer schlüßlichen Gestaltung dieser Verhältnisse gegeben worden. Denn als mit Odoacers Sturz auch sein in Italien begonnenes Reich wieder zu Ende gegangen, geriethen die nun zwischen die Ostgothen, Franken und die hinzukommenden Longobarden zusammengedrängten Burgunder, Thüringer und Suev-Alemannen, so wie die unter Aonulf (dem Bruder Odoacers) mit den Bojoariern vereinten Reste der Heruler und Skyren in die höchste Gefahr, der stets zunehmenden Uebermacht der Gothen und Franken, zu unterliegen. Am ersten haben auch die Alemannen ihre Selbstständigkeit verloren, und sind nach der Zülpicher Niederlage den Franken unterthan geworden. Die von Theodorich aus dem nördlichen Italien verdrängten Heruler, Skyren und Rugier, haben aber ihre eigenen Fürsten so wenig verloren, daß vielmehr Theodorich selbst noch späterhin einen derselben, den er zum Sohne adoptirt, als König begrüßt. Die Gründe, welche dafür sprechen, diesen König für denselben Aonulf zu halten, der um das Jahr 491 mit seinen Genossen, dem rugischen Friedrich, in den Gebirgen Südtyrols mit Theodorich gekämpft hatte, sind bereits dargelegt worden. *) Und da nun 60 Jahre später ein Rex Bajoariorum genannt wird, (und diese Fürsten der Bojoarier waren „semper de genere Agilulfingorum)", so wird es demnahe zur Gewißheit, daß die nach dem Sturze Odoacers von seinem Bruder Aonulf durch Tyrol nach den Donaugegenden geführten Heruler, Skyren und Rugier

*) Ich habe bereits in meinen Beyträgen (I. Heft) nachzuweisen versucht, daß Theodorichs Brief nicht an den bekannten Rudolf, König der Heruler gerichtet gewesen seyn kann. Bey Procopius kömmt nämlich folgende Stelle vor: Suscepisis ab Anastasio habenis, non habentes Heruli quos invaderent, armis depositis quievere ac triennio pax illa stetit." Nach Umfluß dieser drey Jahre kam jener Krieg der Heruler mit den Longobarden zum Ausbruch, in welchem König Rudolf sein Leben verlor. Da nun Anastasius im J. 491 zur Herrschaft gelangte, so fällt dieser Krieg und Rudolfs Tod in das Jahr 494. Und da nun Theodorichs Brief auf keinen Fall vor der Besiegung der Alemannen bey Tolbiak, d. i. vor dem Jahre 495 kann erlassen worden seyn, so ist es auch unmöglich, daß er an Rudolf gerichtet war.

mit den daselbst wohnenden Bojoariern in ein Volk zusammengeschmolzen sind, das seinen Namen von dem Lande trug, aber der, schon seit Odoacers ersten Zügen daselbst zur Herrschaft gelangten Dynastie der gothischen Agilulfinger gehorchte.

Und wo anders sollen denn auch sonst diese Heruler, an deren König Theodorich jenes Schreiben richtet zu finden seyn, als nur in dem Lande diesseits und jenseits der Donau? wohin anders hätte der von den Gothen durch das Etschthal verfolgte Aonulf sich haben zurückziehen können, als nur nach Bojoarien und zu den Seinigen? Denn vertilgt ist er nicht worden mit seinen Herulern, da er noch später als Rex Herulorum begrüßt wird. Nordwestlich kann er nicht weit gedrungen seyn, da hier die Alemannen wohnten, und der übermächtige Chlodowich gegenüber stand; in Thüringen kann er nicht eingezogen seyn, denn da herrschte Hermanrich, der Schwiegersohn Theodorichs; weiter nach Osten aber versperrten die siegreichen Longobarden den Weg. Also bleibt uns denn nach allen Seiten hin immer nur das mittlere Bojarien, und die Gegenden jenseits der Donau für ihn offen, wo er ja ohnehin von den Seinigen, nämlich von jenen Skyren mit offenen Armen empfangen werden mußte, welche schon seit mehr als einem halben Jahrhunderte jenen Landstrich bewohnten.

Allerdings ist es nun möglich, daß nach jenen Niederlagen der Herulер an der Etsch, dieselben durch die siegenden Gothen für den ersten Augenblick gezwungen wurden, den ganzen diesseits der Donau liegenden Landstrich zu räumen, und sich in den später sogenannten Nordgau zurückzuziehen. Allein nach allen darüber noch vorhandenen Notizen hat noch Theodorich selbst seinen militärischen Haupt-Limes, wenigstens späterhin in die Gebirge zurückgezogen, wenn er gleich vor der Hand auch das eigentliche Bojoarien noch durch einige Truppen besetzt haben mochte. Uebrigens deutet auch so Manches darauf hin, daß eine Abtheilung der besiegten Herulер sich zu den Alemannen geflüchtet, und bis in die Gegenden des Rhein hin Wohnplätze erhalten. Ganz vorzüglich deutet hierauf jene Sage von den Herlungen im Breisgau, auf welche wir später zurückkommen werden.

Angenommen nun daß es sich also verhalten habe, so liegt es in der Natur der Sache, daß die bis in die jenseits der Donau gelegenen Landstriche zurückgedrängten Heruler (und die vornehmsten und wehrhaftesten Bojoarier werden denn doch wohl ihrem Fürsten sich bey jenem Rückzuge angeschlossen haben), auf die erste Gelegenheit werden gelauert haben, von Bojoarien wieder Besitz zu nehmen. Und diese Gelegenheit zeigte sich schon 508, wo Theodorich in einen Krieg mit den Franken verwickelt wurde. An diesen Zeitpunkt schließt sich nun das an, was unsere Chronisten über den Heereszug der Bayern, unter Theodo, aus dem Nordgau in ihre Heimath berichten. Es ist bemerkenswerth daß diesem Theodo Adalger zum Vater gegeben wird; denn Adalger ist augenfällig übereinstimmend mit Odacer, dem Namen des Bruders Aonulfs des Agilolfingers.

Wenn man die so oft citirten Briefe Theodorichs an den König der Heruler aufmerksam betrachtet, so kömmt man auf die Vermuthung, daß Theodorich mit Aonulf bald nach dessen Besiegung Friede geschlossen, ihn zum Sohne adoptirt, und ein Bündniß mit ihm errichtet habe. Aus dem ganzen Tone in welchem der erste dieser Briefe geschrieben ist, geht hervor daß er an einen Besiegten gerichtet, dessen Tapferkeit sowohl als der löbliche Grund seines Widerstandes von dem Sieger durch Zurückgabe der erbeuteten Waffen, und Reichung der Hand zur Freundschaft geehrt wird. Auch die Anerkennung Aonulfs als souverainen Fürstens ist in diesem Briefe enthalten „(nostra sententia comprobaris)“ und auf die Stammesverwandtschaft hingewiesen „(Nos arma tibi dedimus: gentes autem olim virtutum pignora praestiterunt).“ Dieses Bündniß wurde nun auch noch im Jahre 497 geltend gemacht, als es Theodorich darum zu thun war Alles aufzubieten, um den fränkischen Chlodwig von seinem vorhabenden Kriege gegen Alarich König der Westgothen zurückzuschrecken. In dem zweyten jener Briefe wird zu diesem Zwecke den Herulern, Thüringern und Warnern besonders vor Augen gestellt, wie nützlich ihnen Alarichs — wie gefährlich ihnen Chlodwigs Siege werden würden. Erst nachdem Chlodwig den Alarich dennoch überwunden (506—7), gelang es ihm die Herulo-Bojoarier von dem Bündnisse mit Theodorich abzubringen, indem er ihnen die Aussicht eröffnete, — und wohl auch seine Hülfe versprach, ihre Heimath diesseits der Donau wieder in Besitz zu nehmen. Dieß geschah als nun zwischen Theodorich und Chlodwig selbst ein Krieg im Ausbrechen war.*)

Da es sehr bald wieder zwischen Theodorich und dem Frankenkönige zum Frieden kam, so war der oben angezeigte erste Auszug der Bayern auf Wiedereroberung der, ihnen von den Gothen streitig gemachten Heimath, noch von keinem zureichenden Erfolge, und es scheint, daß der Kampf um diese Heimath noch lange fortgedauert habe. Nach den Aufzeichnungen der Chronisten geschah der Hauptschlag erst im Jahre 520, wo von den Bayern an dem Innstrome ein entscheidender Sieg soll erfochten worden seyn. Der hieher bezüglichen Stelle des Anonymus Valesianus ist bereits Erwähnung geschehen.

(Schluß folgt.)

*) Es scheint, daß auch Kaiser Anastasius zu dieser Verbindung gegen Theodorich miteingewirkt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Die Agilolfinger.

(Zweyter Artikel.)

Vortrag, gehalten in der Sitzung der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften den 28. Jänner 1837, von dem Klassen-Sekretär, Frhr. Max von Freyberg.

(Schluß.)

Die gänzliche Vertreibung der Gothen, nicht blos aus Bayern, sondern auch aus Tyrol, hat aber höchst wahrscheinlich erst unter Theodorichs Nachfolger statt gefunden, von welchem ja überdieß berichtet wird, daß er die diesseits der Alpen gelegenen Provinzen zu Gunsten der Franken freywillig aufgegeben.

Späther gerieth die Herrschaft der Gothen, zu welcher der große Theodorich einen so herrlichen Grund gelegt, in Italien immer mehr in Verfall; und als nun im Jahre 568 Alboin dieser Herrschaft ein Ende machte, bekamen die Bojoarier wieder ein stammverwandtes Volk, nämlich die Longobarden zu Nachbarn. Dieses Ereigniß war für Bayern ein höchst bedeutendes, denn ihr König (so wird schon im Jahre 550 Garibald genannt) gewann hiedurch mächtige Freunde zur Stütze, und war nun nicht mehr dem Beherrscher der Franken preis gegeben, der sich bereits in einer Botschaft an Justinian rühmte, daß sich sein Reich entlangs der Donau bis Pannonien erstrecke *). Auch wurde das Verhältniß zu den Longobarden ein höchst inniges, und durch mehrere eheliche Verbindungen fester geknüpftes. Ja die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den Bojoariern und Longobarden dauerten durch mehr als zwey Jahrhunderte unerschütterlich fort; manche wechselseitige Verzweigungen der Dynasten-Geschlechter fanden Statt, und das Schicksal der beyderseitigen Fürstenhäuser erregte diesseits und jenseits der Alpen gleiche Theilnahme. Diese Verhältnisse, und die auf gemeinschaftlich gothischer Herkunft beruhende gemeinschaftliche Sage und Tradition, gaben nun auch die Grundlage zu der Ausstattung mehrerer aus jenen Gesängen von dem Heldenleben der Vorzeit, welche als die deutsche Heldensage bis auf unsere Zeiten gekommen sind, und bey welchen wir etwas verweilen müssen, weil sie so manche Andeutung enger Verbindung zwischen den agilulfingischen, herulischen, ostgothischen und longobardischen Fürstenhäusern in sich führen.

Hiebey ist vorhinein zu bemerken, daß sich fast alle diese Sagen anschliessen an die drey größten Namen der ersten Jahrhunderte, den Hermanrich, Attila, und Theodorich. Der Ruhm dieser großen Könige und Helden lebte so mächtig nachwirkend fort, daß sich ihre Namen den Volksdichtern von selbst aufdrangen. Aber gerade hierin liegt der Grund der verwirrenden Verwechslungen der Zeiten und Personen in diesen Gedichten. Alles was später Bedeutendes, zu einer dichterischen Ausstattung Einladendes geschehen, wird zu einem Gedichte umgebildet, welchem einer dieser großen Namen zum Kerne und Haltpuncte gegeben wird.

Es ist ferner zu bemerken, daß bey diesen Sagen das Fränkisch-Burgundische von dem Gothischen ausgeschieden werden muß. Für beydes steht die nordische — die mythische Ursage im Hintergrunde. Aber das Fränkische ist das Spätere, und erst durch die Pipine, und vorzüglich Karl den Großen, sind die Sänger begeistert worden, die Sage nach dieser Seite hin weiter auszubilden. Im Gegensatze sind es in den süddeutschen

*) „Per danubium et limitem Pannoniae usque in Oceani littoribus dominatio nostra porrigitur.“

Heldensagen vorzüglich die Schicksale der herulischen, rugischen, longobardischen Fürsten, welche in die Wulfingische — Welfische Ausstattung dieser Sage aufgenommen worden sind.

Wo eine Heldensage eigentlich heimisch sey, das ergiebt sich natürlich aus den Personen die als handelnd — und aus den Orten wo sie als handelnd hervortreten. Und so ist nun schon im König Laurin der Schauplatz Stevermark, Tyrol, die Lombarden; die Hauptpersonen Biterolf von Stevermark mit seinen Kindern Dietlieb und Sunilde, der alte Herzog Hiltebrand am Gardasee, Dietrich von Bern, mit Wittich (Ettichо) und seinen Amelungen. *)

Im grossen Rosengarten (zu Worms) werden Etzel und Dietrich zu den Festspielen am Rhein-Strome eingeladen. Dietrich zieht über Ilsenburg, wo sie Ilsan den Bruder Hildebrands holen; dann zu Etzel, (wo die Königin Heilika sie ausstattet), dann an den Rhein. Hier will der Fährmann Norprecht den linken Fuß und die rechte Hand zum Lohne (wie im Laurin); Hier erscheinen Wolfahrt von Garten (Garda), Hagen von Tronek, Wittich, Heinno (Enne?) Dietlieb, Rüdiger von Pechlarn (der die Botschaft Etzels an Chriemhilde macht), Walther von Kerlingen (Herilungen). Die Amelungen sind stets Sieger in den Turnieren.

In Dietrichs Flucht zu den Hunnen erscheint dessen Oheim Kaiser Ermenrich, und dessen Rathgeber Sibeth. Dieser verleitet den Kaiser zur Ermordung seines Sohnes und seiner Neffen der Harlungen, welche der getreue Ekhart (Ettikohardt) zu behüten hat. Dem Dieterich, der zu ihm gekommen, verweigert er sein Erbe, worauf dieser zu Rüdiger von Pechlarn zieht, der sich bey Etzel aufgehalten, und von diesem die Grafschaft Bechlarn zu Lehen bekommen.

Hier ist vielleicht der Theodorich der Vandalen mit dem ostgothischen Theodorich, Hermanrich mit Hunerich verwechselt. In Beziehung auf den Letztern hat die Sage historischen Grund. Hunerich, Genserich's Sohn, hatte wirklich gegen die Kinder seines Bruders Theodorich gewüthet, und diesen seinen Bruder in die Flucht getrieben. *) Es liegen aber der, in diesen Heldensagen immer wiederkehrenden Flucht Dietrichs zu den Hunnen, und seinem Aufenthalte an Etzels Hofe, so wie der Wiedergewinnung seines Reiches durch fremde Hülfe, grossentheils Begebenheiten zum Grunde, welche der herulisch rugischen, d. i. der Welfischen, so wie der longobardischen Geschichte eigenthümlich sind. Dahin gehören fürs Erste jene Flucht des rugischen Friedrichs zu den Gothen; die Flucht Aonulfs zu den Seinigen über die Alpen, und bis jenseits der Donau; die Flucht des Hildigis zu den Gepiden — der Harlungen nach Breisgau; die Flucht Bertarits zu dem Chane der Avaren, in Begleitung seines treuen Welfs; die Vertreibung Cuniberts des Sohnes Reginberts; die Flucht der thüringischen Amelberge mit ihren Kindern nach dem Sturze jenes Hermanfrieds der seinen Bruder verrathen; die Flucht Ansprands endlich mit seinem Sohne Luitprant zu Theodorich von Bayern.

In Alpharts Tod tretten Heumo und Wittich, Dietrichs Mannen, als seine zu Ermanrich übergegangenen Feinde auf. Alphart, der Sohn Amelolts von Garten (Wolfhardts Bruder und Hiltebrandts Neffe) erbietet sich gegen das feindliche Heer zu reiten. (Die Herzogin Uta hat ihn erzogen, Amalgart ist seine Braut). Er fällt durch Wittich und Heime. Es begegnet uns Hildebrand auf der Reise zu Eckart nach Breisach, der mit Ilsan, Walther von Kerlingen, u. a. dem Dietrich zu Hülfe zieht. Die Kaiserlichen werden geschlagen, Ermanricht zieht nach Ravenna.

In der Ravenna Schlacht finden wir Dietrich an Etzels Hof, sich rüstend gegen Ermanrich auszuziehen. Etzels Söhne, Scharf und Ort, und Dietrichs Bruder Diether ziehen mit; sie werden von Wittich erschlagen. Aber Dietrich schlägt den Ermanrich in einer eilftägigen Schlacht bey Ravenna, und verfolgt den Wittich bis in's Meer.

Auch aus dem Niebelungen Liede gehört so Manches hieher. Zuerst der Mord des Fährmanns an

*) Wie einheimisch die Sage von König Laurin in Bayern war, zeigt uns Meister Aventin in seiner Chronik: Nach König Adelgar ist in das Regiment getretten sein Sohn König Lareyn, von welchem wir noch viel singen und sagen. Die von Tyrol am Etschland zeigen noch den Harnisch König Lareyns.

*) Victor de persec. Vandal. L. II.

der Donau, das Gefecht mit den Bayern, (und hier werden die bayerischen Fürsten Gelferich und Else genannt), Gieselhers Verlobung mit Rüdigers Tochter Dietlinde, Iring, Irnfried der Thüringerfürst; Dietrich, Wolfhart, und Hildebrand, und überhaupt die Amelungen begegnen uns auch in diesem, wenn gleich fränkischen Dingen zugewendeten Liede.

Besonders wichtig ist für uns das Gedicht von König Rothar. Dieser — ein König der Lombarden, entführt Helena, des griechischen Kaiser Constantins Tochter. Sie wird wieder durch List nach Constantinopel zurückgeführt, und nun erkämpft sie Rothar mit seinen Mannen. Hier ist Berthar von Meran der Rathgeber, dem Rothar von seinen sterbenden Vater empfohlen ward. Hier treten auf: Wolfhart von Tengling (der Sohn König Amalgers) und Hademar von Diessen; vor allen aber der treue, tapfere Graf Luitpold, der Sohn Berthars, der Bruder Erwins und Gelfrichs. Rothar wird dem Pipin zum Anherrn gegeben. Bey der Ländervertheilung erhält Luitpold Maxland, Herilungien, Sicilien; Wolfhard Oestreich, Böhmen und Pohlen. Es wird genannt ein Graf Arnold, ein Herzog Fridrich, Frau Herilint. Mit 12000 Streitern erbiethet sich Berthar auszuziehen. Hier wird gedacht „der bayerischen Diet in pellinen Röcken“ von Wolfhart von Tengling geführt.

Auch im Hug-Dietrich tritt Berchtung von Meran als der Rathgeber auf. Sein (von Wölfen gesäugter) Sohn Wolf-Dietrich, wird von seinen Brüdern vertrieben, und Berchtung von Meran gefangen. In einer dieser Sagen schickt sich der alte Hilderprant an, aus dem Rosengarten nach Bern zu Frau Gutten zu reiten. Man warnt ihn vor dem jungen Hiltebrant; auch Dietrich macht ihn aufmerksam mit dem Beysatze; „er sey dem Jungen hold.“ Doch der Alte reitet aus, und wird nun wirklich von dem jungen angerannt. Sie fechten; der junge unterliegt. Da spricht der Alte: „Bist du vielleicht ein Wulfing, so möchst du deß wohl genesen,“ — „In Krichen der Statt Pertolfs bin ich ein Ritter stolz“ antwortete der Sohn.

Hier muß nun auch jenes ältesten deutschen Liedes von Hildebrand und Hadubrat gedacht werden, von dem sich ein Fragment in einer Kassler Handschrift erhalten hat. Hildebrand und Hadebrand — Vater und Sohn — begegnen sich ohne sich zu erkennen, und begrüßen sich zum Kampfe. Da frägt Hildebrand seinen Gegner: Wer sein Vater — und welchen Stammes er sey? Es antwortet Hadubrat: „Hildebrand hieß mein Vater der herrliche Degen, der zog dereinst ins Osterland mit Dietrich und seinen Helden, fliehend vor dem Zorne Ottoacars.“ Auf dieses nahm Hildebrand die goldenen Spangen, die ihm der Hunenkönig verehrt, und reichte sie dem Hadubrat. Aber dieser traute dem Alten nicht, wies das Geschenk zurück und bestand auf dem Kampfe. Da rief Hildebrand. Wehe, du waltender Gott! Sechzig Winter und Sommer bin ich durch die Fremde gezogen, und nun soll ich fechten mit meinem eigenen Kinde!“ — Mit dem Beginnen des Kampfes zwischen Vater und Sohn bricht nun die erwähnte Handschrift ab; aber wir wissen das Uebrige aus andern Liedern der Heldensage. Nachdem sie lange gekämpft, und der Sohn eine starke Wunde an der Hüfte empfangen, erkannte er den Vater und fiel ihm in die Arme. Sie ritten dann zusammen nach Bern.

Die romantische Begebenheit von der das hier erwähnte Lied berichtet, muß vorzüglich aus der Wilkina Sage erläutert werden. Nach dieser Sage lebt Dietrich von Bern, König der Amelungen, Anfangs mit Ermenrich, seinem Vatersbruder, (Kaiser von Rom) in Freundschaft. Aber in der Folge wird Ermanrich durch die treulosen Rathschläge des Sifica verstrickt. Schon hat er seine eigenen Söhne getödtet, und fordert nun auch von Dietrich Unterwerfung. Vergebens suchen Heime und Wittich ihn abzuhalten; er führt ein Heer gegen Bern. Dietrich — dessen Banner der alte Hiltebrand führt, zieht sich zurück über die Alpen nach dem (bayerischen) Pechlarn, wo Rüdinger (Rodingeir) gebietet, und von da zu Attila, der den Verdrängten freundlich bewirthet. Nach zwanzig Jahren zieht Dietrich, mit einem starken Heer welches ihm Attila (so wie auch seine beyden Söhne,) zu Gebote stellt, gegen Ermanrich zu Feld, um sein Reich wieder zu erobern. Hat nun gleich Dietrich den Hermanrich in der Ravennaschlacht besiegt, so kehrt er doch nochmal zu Attila zurück. Erst nach 32 Jahren verläßt er dessen Hof, wo er die Herrat zur Frau genommen, und zieht nun mit Hildibrand ins Amelungenland zurück, das jetzt von Alibrand, des Hildibrand Sohn verwaltet wird. Dann geht die Fahrt nach Rom, das Dietrich erobert, nachdem Alibrand des Sifica Banner in Stücken gehauen.

Auf jener Rückkehr von Attilas Hof nach dem amelungischen Bern hat nun jener Kampf zwischen Vater und Sohn stattgefunden, von dem das Lied berichtet. Wir überlassen aber das Gedicht seiner eigenen Schönheit, und suchen das was uns historisch wichtig — nämlich die in demselben angedeutete Verwandtschaft zwischen Hildebrand und Dietrich zu verfolgen. Hadubrand nennt Dietrich seinen Vetter (dasselbe kömmt in der Nibelungenklage vor. Im Wolfdietrich wird Alibrand's Vater Berchtung genannt (d. i. der Bertar von Meran im Rotharith). Nach andern Stellen der Heldensage ist Bechtung der Sohn Amalolts, der Großvater Hildebrands, dessen Schwester die Gemahlin Amalolts von Garda war, als dessen Söhne nun wieder Wohlshart und Alphart bezeichnet werden. Bechtungs Gattin aber war die Mutter Wolf-Dietrichs. Hildebrand und Alibrand führen die Stadt Bern als das Zeichen ihres Schildes. Auch wird geradezu ein Wolf von Bern genannt. Man sieht, das sind lauter Amelungen, und diese sind — wie sich zeigen wird, gleichbedeutend mit den Wulfinger und Agilulfingen. Diese Wulfingen stehen immer zur Seite dem Dietrich, ja Dietrich selbst ist ein Wulfingen. Er ist in vielen Stellen ein und derselbe mit Wolfdietrich; als solcher zieht es aus gegen Otnit den Kaiser der Lamparten, um ein Reich zu gewinnen. Es treten also immer Odoacer und der ostgothische Theodorich hervor. Die große Verwechslung liegt in der Person Theodorichs. Denn der ursprüngliche Dietrich von Bern ist nicht der ostgothische Theodorich, sondern jener an Attila's Hofe anwesende deutsche Fürst und Kriegesheld (der Held der Nibelungen Schlacht); er ist – wie ich dafür halte – jener Edico, auf welchen ich schon oben hingewiesen habe. (Edico ist das abgekürzte Diet-icho, Deot-icho, das spätere Jecho und Ejo). Der Heldenruhm dieses Dietiko ist aber in jenen seines Sohnes Odoacars aufgegangen, dessen Glanz nun wieder durch denjenigen der ihn zuletzt überwunden hat, nämlich den ostgothischen Theodorich überstrahlt worden ist. Denn man beachte, daß diese Sagen und Heldenlieder, so wie wir sie setzen, erst in späteren Jahrhunderten ihre Gestaltung bekommen. Und so leben in denselben die großen Erinnerungen an die Heldenthaten der Ahnherrn fort, aber in der Benennung der Personen ist häufig gewechselt, und spätere berühmte Namen sind eingereiht, und mit andern Namen, die nicht mehr zeitgemäß waren, vertauscht worden. Immer aber sind es die Helden von Bern, die Amelungen, die den Kern dieser Heldensagen bilden; und da die Lombarden der vornehmste Schauplatz dieser Helden war, so sieht man wie Ostgothisches, Herulisches und Longobardisches hier vielfach verwoben wird, und sich wechselweise durchdringt. Es ist diesen Sagen eigenthümlich, daß sie sich häufig, wenn ihre Zeitfolge umgekehrt wird, als historisch begründet nachweisen lassen.

Aus dem tragischen Schicksal des Königshauses der Heruler ist auch die Sage von den Herilungen hervorgegangen. Dieses Königshaus wurde früher durch des großen Hermanrichs Allgewalt unterdrückt, später von dem eben so großen Theodorich, der König Odoacer dieses Stammes getödtet, und sein Bruder über die Alpen nach Norden getrieben. Daher singt die Sage (Früheres und Späteres vermischend) Ermanrich habe den Herlungen — seines Bruders Söhnen, nachgestellt, aber der getreue Ekard habe sie in Breysach, wohin sie geflohen, behütet. Ekard — (Ekihard, Eddico-hart) ist der Ediko, Vater des Odoacers; das Breisgau die spätere Heimath der Eddiconen d. i. der Welfen. Wer denkt hier nicht der Flucht Aonulfs vor Theodorich über die Alpen; wer bemerkt hier nicht die Andeutung, daß Heruler sich über Rhätien gegen den Rhein hin (bis Elsaß, Breysach) niedergelassen. Treffen wir ja doch in Sigeberts von Austrasiens Zeit Agilolfinger am Rheine begütert an; und erzählt ja doch selbst ein Chronist des zwölften Jahrhunderts, Karl der Große habe die Harlunger aus dem Breisgau in die Mark verpflanzt. Noch ist merkwürdig, daß dieser Ekard (der treue Hüter der Herlungen die irgendwo Aki und Etgard *) genannt worden) als Geschwisterkind mit Dietrich von Bern bezeichnet werden. Auch wird Ekard in der Wilkina-Sage Fritilo — in einer andern Sage geradezu Odilo genannt — und wer wird hier nicht auf unsere bayerischen Fritilone und Odilone hingewiesen?

Und so ist, was uns zunächst betrifft, ferner auch das tragische Geschick des longobardischen Bertarits Gegenstand von Heldengedichten geworden, in welchen nun wieder Attila, Dietrich und Hermanrich mit hineingezogen werden.

Aribert, der Sohn Gundbalds, des Sohnes Garibalds von Bayern und Bruders der Theodolinde, gelangte im Jahre 653 auf den longobardischen Thron. Er hinterließ bey seinem im Jahre 661 erfolgtem Tode zwey Söhne, Bertarit und Godebert. Der letzte herrschte zu Pavia, der erste in Mailand. Godebert durch bösen Rath verhetzt, suchte seinen Bruder durch Beyhülfe Grimoalds (des Herzogs von Benevent) zu beseitigen. Der zu diesem Zwecke als Unterhändler gebrauchte Garibald von Turin beging aber einen doppelten Verrath, indem

*) An andern Stellen Imbriko und Fritilo. Auch wird statt Breysach irgendwo Fritilaburg gesetzt.

er den Grimoald dazu anleitete die beyden Söhne Aribert's zu verdrängen, um sich selbst die Krone auf das Haupt bringen. Godebert wurde ermordet, Bertarit aber entfloh zu dem Chan der Avaren. Grimoald forderte dessen Auslieferung. Bertarit übergab sich aber, auf die Großmuth seines Feindes vertrauend, freywillig in dessen Hände. Gleichwohl wurde der Befehl zu seiner Hinrichtung gegeben. Aber mit Hülfe eines getreuen Freundes Aribert's, des biedern Hunulfs nämlich, der ihn ins Exil begleitet, entkam Bertarit dem über ihn geworfenen Loose, und entfloh an den fränkischen Hof. Ja nach Grimoalds Tod gelang es ihm, sich auf den Thron seines Vaters zu erschwingen.

An diese Ereignisse reiht sich der Verlauf eines ähnlichen Schicksales späterer Personen des longobardischen Königreiches. Auch Cunibert, Bertarits Sohn, wurde von Alachis, dem Herzoge von Trident vertrieben; und eben so auch dem Sohne Cuniberts, Luitfeit, von Aribert II. (dem Enkel des oben genannten Godeberts) der Thron streitig gemacht. Hier tritt nun Ansbrand, Luitperts Vormünder, auf die historische Bühne, der von dem Aribert gezwungen wird, bey dem bayerischen Theodebert Schutz zu suchen. Neun Jahre hält er sich mit seinem Sohne Luitprand an dem Hofe dieses, das bayerische Tyrol beherrschenden Fürsten auf, dessen Tochter er zur Frau nimmt. Unter dem Beystande desselben zieht er nun wider Aribert ins Feld, und wird — nachdem er diesen erschlagen — selbst, und nach seinem sogleich erfolgten Tode, nun auch sein Sohn Luitprand von den Longobarden auf den Thron ihrer Könige erhoben.

Auf diesem geschichtlichen Boden ruhen also die Characters des Hildebrands, Alibrands, Berchtungs und der Wulfinger, welche in der Heldensage, und am deutlichsten im König Rothar hervortreten. Zu Hildebrand, dem treuen alten Rathgeber der Fürsten, hat hier jener Ansbrand erfrischte Farben gegeben; die enge Freundschaft zwischen den Welfen und longobardischen Fürsten hat in jenem Hunulf ihr Vorbild; und es treten im Rothar, Bertung von Meran, Arnold von Diessen und Graf Luitpold (dem Sohne Bertolds) die innigen Verhältnisse zwischen den Welfen und Longobarden hervor. Ja, es ist ausdrücklich erzählt, wie König Rothar dem Berchtold von seinem sterbenden Vater zur Pflege übergeben worden.

Was aber uns hiebey am meisten interessirt, das ist die Verwebung der Welfischen mit Lombardischer Sage, und ihr gothischer Kern und Hintergrund. So kündigt sie sich selbst an als beruhend auf gemeinschaftlichen historischen Begebenheiten, und vielfacher Verwandtschaft der Fürstenhäuser diesseits und jenseits der Alpen. Offenbar liegt dieser Verwebung das gemeinsame Hervorgehen jener Völker aus denselben Urstzen, und die gemeinsame Wurzel ihrer Fürstenstämme zu Grunde.

Und dringt sich hier die Bemerkung auf, wie in Beziehung auf das Land nördlich der Alpen, immer nur die Wulfinger — nicht die Agilulfinger genannt sind in der Heldensage; gerade nämlich weil diese beyden die einen und dieselben waren. Die Wulfinger, das heißt die welfischen Fürsten und ihre Krieger sind es, die dem entflohenen Dietrich wieder zu seinem Reiche verhelfen. In der Geschichte war es vorzüglich der Agilulfinger Theodebert, der seinen Tochtermann Ansbrand nach Mailand zurückgeführt.

Und so sind jene großen, in der Sage vorwaltenden Heldengestalten, in der in Bayern, Tyrol und Schwaben heimischen Ausstattung dieser Sage, grossentheils mit Namen Welfischen Ursprungs umgeben, wobey wie gesagt die Wulfinger gleichbedeutend mit den Agilulfingern genommen werden. Es hat sich auch in unzähligen Urkunden der Ausdruck Wulfing (abgesehen von den Zusammensetzungen desselben) als Vorname, Geschlechts- und Ortsname erhalten. Dahin gehört die in Bayern fortdauernde Benennung Ilsung, zurückführend zu dem Mönch Ilsang, Hildebrands Bruder in dem großen Rosengarten. Ils heißt aber Wolf, und ist Ilsung und Wulfing verwandt. Das tritt auch im Nibelungen Lied hervor, wo die Fürsten der Bayern Gelfrat und Else (Wolfhart und Ilsung) genannt werden. *) Auffallend ist, daß die Familien der Kolbache und Liuthartsdorfe den Benennamen Gelfrat und Else bis ins zwölfte Jahrhundert beybehalten; Kolbach und Liuthardsdorf sind aber Liutpoldisch. Jene Sage war in dieser Familie vorzüglich lebendig geblieben. Bey den Longobarden tritt die Benennung Welf in dem Namen Lupus hervor.

Die augenscheinlichste Verbindung der Welfen mit den Herulern tritt in der Sage von den Harlungen hervor, **) an welche sich jene vom Erlenkönig reiht, der am Vorarlgebirge hauset. Diese Harlungen aber sind gothisch, und ihr Vater wird Diether (der Bruder Ermanrichs und Dietmars), ihr Stammherr aber Amelung genannt (wieder ein in Bayern einheimischer Name). Die Amelungen aber kommen, wie wir gesehen haben, stets als die Kriegsgefährten Dietrichs von Bern vor. Als Erbtheil jenes Diethers (des Vaters der Harlungen) wird Breisgau und Freyburg bezeichnet, dort hütet auch der getreue Ekart diese Harlungen und ihre Schätze. ***)

*) Von Ilsung spricht Aventin: „Nach König Lareyn hat regiert sein Sohn Ilsing, von dem man alte Reimen der alten Teutschen hin und wieder findet.“

**) Herilung erhielt sich in Bayern noch lange als Vorname, wie in unsern Traditionsbüchern häufig zu finden.

***) Auch Bitterolf ist im Breisgau zu Hause.

Nach der gothischen Sage hat Alberich (Aelrich der Erlenkönig) das berühmte Schwert Eke-Sachs im Glockner-Berge geschmiedet, in der Drau gehärtet. In Colln (dem tyrolischen Colomann) wurde die Scheide gefertiget. Dieses Schwert hat Dietrich dem Riesen Eke (Ekke ist Ettiko) im Walde bey Amprian (Ambras) abgekämpft. *) Auch das noch berühmtere Schwert Mimming des Wittichs *) ist aus dem Eisen der Gebirge bey Imst genommen.

Da auch in Rhätien (Graubündten) ein Nibelgau, der Familien-Name Nibelung, der Rhein, ein Worms zu finden ist, da die Sage des Reich Ormits (am Garda-See), des Königs Laurin (im Breisgau) des Erl-Königs (am Aelberg) als in jener obern Rheingegend gelegen bezeichnet werden, so möchte überhaupt die Frage entstehen: Ob die ganze Sage der Nibelungen nicht ursprünglich von dort her stamme, und auf den untern Rhein übertragen worden ist. Paßt doch auch besonders der Garda-See besser zum Lokale des Rosengartens, als Worms am Rheine. *) Vom Garten (vom Garda) aus zieht auch Alphart (wieder ein Bayer-Name), der Sohn Amelolts, Wolfharts Bruder und Hiltenbrants Neffe, dem Dietrich von Bern gegen seine Feinde zu Hülfe. (Eine Amalgarde, die Tochter der Herzogin Uta, ist Alpharts Braut). Auch Hiltiprant selbst, nachdem er Ekart aus Brensach, den Ilsan, Walther von Kerlingen und andere abgeholt, zieht mit ihnen zu Dietrich hin. Burgund, wo die Welfen auch zu Ehren gekommen, liegt überall diesem Schauplatze nahe, und

*) Das weist uns wieder hin auf die Besiegung Eddikos und Aonulfs durch Theodorich im Gebirge von Tyrol.

*) Wittich ist bayerisch geblieben: Wittigevus de Egolfingen, Wittego de Horbach, Wittego de Steuenskirchen.

*) Auch des Wachsensteines (wer kennt nicht dieses unser majestätisches Felsgebirg?) geschieht in der Heldensage Erwähnung. In der Wilkina erscheint Walther von Waskenstein als der Schwester Sohn Hermanrichs. Dieser Walther kömmt auch als Walther von Herlingen (Herilungen) vor. Nach der Nibelungen Sage besitzt Iring das Schwert „Waske." Merkwürdig ist, daß das bayerische Iringsburg (bey Tegernsee) nahe am Warensteine gelegen ist.

näher den Scenen der Sage liegt auch Bechlarn; näher liegt ihm das Tengling Wolfharts im König Rothar. Und dieser Wolfart von Tengling ist es, der nach dem Berichte des Liedes dem Rothar die bayerische Diet (ein Heer von 90,000 Streitern) zugeführt, so wie Luitpold ein Heer von 20,000 Streitern. Dieser Luitpold, welchem die Sage Berthold von Meran zum Vater giebt, verdient sich in diesem Zuge seine Grafschaft Mayland und Karlingien (Herilungien).

Aus alle diesem möge denn erhellen, wie in unserer Sage fortwaltet das Schicksal der Fürsten gothischer Abkunft. Der merkwürdige Umstand, daß sich die Helden dieser Lieder meist an dem Hofe eines nicht gothischen Königs, des hunnischen Attila befinden, erklärt sich aus der Geschichte. Denn dieser Welteroberer hat seine meteorische Laufbahn mit der Bezwingung des großen — mit dem macedonischen Alexander verglichen Hermanrichs begonnen, und sämmtlichen gothische Fürsten gleichsam zu seinen Lehens Mannen gemacht. Hierauf war es der herulische Odoacer der mit seiner siegreichen Fahne bis Rom vorgedrungen. Aber sein Ruhm ist durch jenen des noch größern Theodorichs *) verschlungen worden. Dieser, der bis zu Karl von keinem spätern übertroffen worden, ist daher die Hauptfigur für die welfische Ausstattung der Heldensage geblieben. Die früheren und späteren Schicksale der herulischen, sevrischen rugischen und longobardischen, ja selbst thüringischen Fürsten, sind in diese Ausstattung verwoben, und so ist es die große Heldensippe der Amelungen d. i. der Welfen oder Wolfungen, welche alle die Männer dieser Sage in sich zusammen schließt.

Nach diesem Ausblicke auf das, was etwa aus unseren Heldensagen für die gothisch-herulische Genealogie der Agilulfingischen Dynastie zu gewinnen ist — hat nun meine Untersuchung das weitere Vorkommen der Agilulfinger in Franken, Thüringen, Schwaben, Burgund und der Lombardey zu verfolgen.

*) „Unser Leut singen und sagen noch viel von Dietrich von Bern, man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bey uns so bekannt sey, von dem sie so viel wissen zu sagen." (Aventin bayer. Chronik.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Specimens of the Table Talk of the late Samuel Taylor Coleridge. Vol. I. LXXI und 267 S. Vol. II. 364 S. kl. 8. London 1835.
2. Letters, Conversations and Recollections of S. T. Coleridge. Vol. I. XII. und 234 S. Vol. II. 240 S. 8. London 1836.

1.

Der große Beyfall, womit kürzlich in England zwey neue, sehr vermehrte Auflagen des Lebens Samuel Johnson's von Boswell — dessen Hauptinhalt Johnson's Tischreden sind — aufgenommen wurden, hat vermuthlich den Herausgeber gegenwärtiger Schrift veranlaßt, seine Aufzeichnungen aus Gesprächen des 1834 verstorbenen Samuel Coleridge, seines Oheims, bekannt zu machen. Wie Johnson, war Coleridge Privat-Gelehrter, Litterator, Poet, und was in England Moralist heißt; gleich jenem, sehr theilnehmend an dem gemeinen Wesen seines Vaterlandes; auch in religiöser und politischer Gesinnung jenem nicht unähnlich; nicht weniger entschieden, und nur in den Formen etwas milder. Von seinem fünfzigsten Jahre an war er kränklich. Daher war der Tisch, an welchem er sprach, in seinem Zimmer; Johnson hatte ihn lieber in der Wirthsstube. Coleridge's Bildung war vielseitiger. Er hatte nicht nur Italien, sondern zweymal auch einen Theil Deutschlands besucht und sich das erstemal längere Zeit in Göttingen aufgehalten. In seinen prosaischen Schriften ist vielleicht mehr Deutsches als bey irgend einem andern Ausländer zu unserer Zeit, und wahrscheinlich hat gerade dieses Fremdartige (wegen dessen ihn kürzlich ein Critiker den „wolkigen" nannte,) den Kreis seiner Leser nicht so groß werden lassen, als bey dem Ruhme, den ihm seine Dichtwerke bereits erworben hatten, zu erwarten war. Gute Bekanntschaft mit unserer Litteratur ist auch aus vorliegenden Tischreden zu entnehmen, ob ihrer gleich darin nicht oft gedacht wird; und obgleich Urtheile, wie folgendes: „ein allgemeiner Fehler der Deutschen ist, daß sie das Maß überschreiten, daß sie zu viel thun," *) eine flüchtige und auf die neueste Zeit eingeschränkte Ansicht verrathen. Weit mehr ist von der englischen Litteratur, vornehmlich der älteren, die Rede, und darunter kann gar manches nur für Engländer anziehend und ganz verständlich seyn. Im Allgemeinen ist eine seltene Unbefangenheit bemerklich; Gibbon wird hier strenger beurtheilt als von irgend einem fremden Kunstrichter geschehen ist; und so hoch Milton über Klopstock, so hoch wird Keppler über Newton gestellt.

Unmittelbar vor oder nach den „Gesprächen mit Göthe," die in diesen Blättern kürzlich angezeigt worden sind, gelesen, würden Coleridge's Gespräche jenen wohl bey weitem nicht gleich an Gehalt befunden werden. Sie haben jedoch vor jenen auch gewisse Vorzüge, die wenigsten an einigen der Stellen, welche Ref. nun aushebt, erhellen werden.

---

*) There is a nimiety — a too - muchness — in all Germans. II. 323.

I. 82. Die Wahrheit der Sprache nimmt im Griechischen ab nach Theokrit, im Lateinischen am Anfange des augustischen Zeitalters, im Italienischen bey Tasso, und im Englischen nach Taylor und Barrow.

Für die deutsche und die französische Sprache hat C. nicht gewagt, einen solchen Scheidepunct anzugeben; auch ist das ungleich schwerer.

II. 241. Claudianus verdient mehr Aufmerksamkeit als man ihm gewöhnlich widmet. Er ist das Mittelglied zwischen der Poesie der alten und der neueren Welt. Er schwankt zwischen der Objectivität der Alten und der Subjectivität der Neueren.

I. 104 und II. 350. Was die europäischen Sprachen jetzt sind, das sind sie durch die Scholastiker geworden. Wir lachen über ihre Quiddität; aber ihre Qualität und Quantität haben wir behalten, und wie viel Anderes dazu!

I. 213. Wenn der Wille, der das Gesetz unserer Natur ist, von unseren Seelenkräften hinweggenommen würde, so daß wir Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft behielten, aber ohne Willen, so wäre das ein Zustand der Qual, den keine Hölle übertreffen könnte; Tollheit mit Bewußtseyn, entsetzlicher Gedanke!

Vollendet kommt wohl dieser Zustand nicht vor; Ansätze dazu sind aber so selten nicht, besonders in Zeiten, wo in die Erziehung, den Unterricht u. s. w. vielerley Unnatürlichkeit eingedrungen ist.

I. 121. „Wollen meine Freunde bis B. gehen, sagte Horne Tooke, so mögen sie; ich gehe nur bis A.; warum ich aber bis dahin mich ihnen nicht anschließen sollte, wüßte ich nicht.“ Der Grund liegt doch nahe genug. Hat jemand Kunde oder auch nur Verdacht, es gehe ein Anderer nach B., um dort zu rauben, so thut er großes Unrecht, wenn er mit diesem Arm in Arm bis A. geht und ihm so weit das Geleite giebt.

II. 49. Horne Tooke's Rath an die Demagogen: „wollt ihr mächtig seyn, so gebet euch dafür aus,“ hat einen tiefen Sinn. Allein die englischen übertrieben es damit und zwar zu ihrem Schaden, weil Pitt sich daran hielt, um Maßregeln durchzusetzen, die ihm nur Furcht vor jener eingebildeten Macht zugestand.

I. 191. Thelwall erklärte es für eine Ungebühr, daß man Kindern gewisse Meynungen beybrächte, bevor sie selbst prüfen und wählen könnten. Ich bat ihn ein Stück Land zu besehen, das ich meinen Garten nannte. Da ist ja nichts als Unkraut, sagte er. Weil der Garten, erwiederte ich, noch nicht selbst prüfen und wählen kann. Das Unkraut, sehen Sie, ist so frey gewesen, von dem Boden Besitz zu nehmen, weil man es für eine Ungebühr hielt, diesem ein Vorurtheil für Rosen beyzubringen.

Denselben Gedanken hat ein englischer Bischof noch stärker ausgedrückt. Ich pflanze meinem Kinde nichts ein, sagte zu ihm eine Dame. Thun Sie es nicht, so thut's der Teufel, sagte der Bischof.

II. 17. Könnten die Menschen von der Geschichte lernen, welche Lehren wären daraus zu schöpfen! Aber Leidenschaft und Partensucht blendet uns; das Licht der Erfahrung ist gleich der Lampe auf dem Hintertheile des Schiffes; sie leuchtet nur auf die Wogen, die schon hinter uns sind.

I. 200. Der Staat im weitesten Sinne schließt die Kirche in sich, im engeren Sinne ist er das Gegenstück derselben. Die Kirche kennt kein Ansehen der Person, keine Stände noch Vorrechte; vor ihr ist alles gleich, in so fern ist sie die einzige reine Demokratie. Der Staat hat nicht die Einzelnen, sondern Stände vor sich, die er nicht in Rücksicht auf persönlichen Werth, sondern nach äusseren Umständen, Geburt, Besitz u. s. f. abtheilt und reiht. Ein Glied an der Staats-Verfassung kann die Demokratie nicht seyn. Sie ist gleichsam das Blut des Staatskörpers, das ihn durchströmt und erhält, das aber nicht hervortreten darf.

I. 225. Die drey großen Aufgaben, die ein Staatsmann bey der Regierung einer Nation sich vorhalten sollte, sind: 1. Sicherheit für die Eigenthümer, 2. Leichtigkeit für die Erwerber, 3. Hoffnung für Alle.

Gewiß armselig in den Augen von Leuten, welche Bücher über den Staatszweck schreiben, oder das Uebergewicht der sogenannten materiellen Interessen beklagen. Wer aber fragt, ob irgend eine Regierung jemals diese einfachen Aufgaben vollständig gelöst habe; und wer bedenkt, daß dem Staate, welcher diesen Nothbedarf erränge, auch das übrige alles zufallen dürfte, weil dieses übrige alles zu den Mitteln und Bedingungen jenes Erringens gehört, der möchte dem trockenen Engländer wohl Recht geben.

II. 58. Soll eine Nation groß werden, so muß sie in ihrem Wachsen Anfechtung erfahren. Der amerikanische Commodore Decatur sagte zu mir auf Malta, er beklage die Erwerbung Luisiana's durch die verei-

nigten Staaten; lieber sähe er die Engländer im Besitze des Landes. Käme noch Kanada durch Eroberung oder Abtretung an seine Landsleute, so wäre die Aussicht ganz dahin, daß aus ihnen einst noch ein großes, festes Ganze werden könnte.

II. 186. König Jakob I. meynte, weil alle Gewalt im Staate von der Krone auszugehen schien, es bleibe auch alle Gewalt in ihrer Hand; gleich als wäre darum, weil der Baum aus dem Samen entstanden ist, alles, Stamm und Aeste, Blätter und Früchte, in dem Samen enthalten. Das wahre Verhältniß des Königs zu den übrigen Gliedern des Staates ist in der englischen Verfassung dieses: Er ist der Repräsentant eines Ganzen, von dem er selbst ein Theil ist.

Wie viel Welt C. vor anderen Stuben-Gelehrten voraus hatte, beweist unter Anderem folgendes:

II. 54. Der Irrthum Milton's, Sidney's und Anderer in jener Zeit war, daß sie für möglich hielten, eine Regierung zu gründen, die ganz leidenschaftlos, ganz verständig, ganz uneigennützig wäre. Solch eine Regierung würde gar keine Kraft haben, weil es ihr an der Gemeinschaft von Fleisch und Blut mit dem Volke, das regiert werden soll, gebräche.

Damit läßt sich wohl noch vereinigen, was I. 161 bemerkt ist:

Es sitzt im Hause der Gemeinen manch einsichtsvoller und wohlgesinnter Mann. Aber es hat keiner den Muth oder den Verstand, (ich weiß nicht, welches von beyden fehlt,) sich auf das Gebiet der Pflicht zu stellen und sich auf Wahrheit und Recht zu berufen, die für Alle da sind, von denen Alle wenigstens eine Ahndung haben. Immer wenden sie sich an den Eigennutz; das wird, sagen sie, den Maureen, das den Leinwandhändlern Nachtheil bringen. Ihre Gegner, die Demagogen, verfahren ganz anders; die wenden sich an den Menschen mit allgemeinen Sätzen, und bringen eine ganz andere Wirkung hervor. Die schrecklichsten Erschütterungen der bürgerlichen Gesellschaft wurden durch Redensarten bewirkt, wie: Menschenrechte, Volks-Souveränität u. dgl., die niemand versteht, die keinen einzeln angehen, und die gleichwohl alle auf sich beziehen.

Er will offenbar nur sagen, allgemeinen Sätzen müssen auch allgemeine entgegengestellt, große Irrthümer durch große Wahrheiten bekämpft werden, was seit Burke leider selten mehr geschehen ist. Dagegen verfällt C. selbst dem politischen Idealismus, welchen er oben an Milton und Sidney getadelt hat, in folgender Stelle:

II. 146. Auf Regierungsgeschäfte, dachte ich sonst, müßten wohl Minister und andere Staatsbeamten sich weit besser als ein Privatmann verstehen. Als ich aber auf Malta selbst damit zu thun bekam, und einen Briefwechsel mit Staatsbehörden führen mußte, da lernte ich recht gründlich die Seichtigkeit und Unwissenheit kennen, mit welcher selbst angesehene Leute zum Theil wichtige Geschäfte an einer gewissen Schnur zu führen im Stande sind. Da stimmte ich ganz dem Oxenstiern bey: nescis, fili, quam parva sapientia regitur mundus.

An dieser Bemerkung ist die Billigkeit zu vermissen, welche C. bekennt von einem Trödler gelernt zu haben.

I. 187. Eines Tages ging ein Jude mehrmals an mir vorben, der in einem unerträglichen Nasentone Haderlumpen ausrief. Es verdroß mich endlich so, daß ich zu ihm sagte: Guter Freund, warum könnt ihr doch nicht Haderlumpen ordentlich aussprechen, wie ich? Der Jude stand still, sah mich ernsthaft an und sagte in guter, sogar feiner Aussprache: Herr, ich kann sagen Haderlumpen, so gut wie Sie; wenn aber Sie eine Stunde lang in jeder Minute zehnmal zu rufen hätten, so würden Sie auch sagen: Hab Lum! wie ich; damit ging er weiter. Ich war durch seine treffende Erwiederung beschämt, gieng ihm nach und schenkte ihm einen Schilling, den einzigen, den ich eben hatte.

II. 255. Daß dem Besteuerungsrechte als Bedingung die unmittelbare Vertretung der Steuerpflichtigen gegenüberstehe, ist ein Wahn, den Leute fälschlich und böslich ausbreiten, die seine Leerheit recht gut kennen. Thut doch sogar das allgemeine Stimmrecht, wie es die Jünger Bentham's wollen, jener Forderung kein Genüge. Denn es schließt die Weiber aus. Nun gilt aber von den Einwendungen, die gegen eine persönliche Theilnahme des andern Geschlechts an der Gesetzgebung zu machen sind, keine gegen die Theilnahme desselben an den Wahlen. Das Weib sagt man, ist mit dem Manne Eins. Aber, wenn es nun ein abgesondertes, den Mann nichts angehendes Vermögen hat? Vollends eine Unverheirathete, oder eine Wittwe mit steuerbarem Einkommen, warum sollte die das Recht nicht haben, an der Wahl derer, welchen die Steuerbewilligung übertragen wird, Antheil zu nehmen, wäre es wahr, daß niemand steuerpflichtig seyn könne, der nicht unmittelbar vertreten sey? Die Wahrheit ist aber, daß die unmittelbare Vertretung ein Unding ist.

II. 74. Alles, was in der Welt Großes, auf die

Dauer Großes, zu Stande gekommen iſt, haben Einzelne, getrieben von ihrem Geiſte oder Gemüthe, ſo zu Stande gebracht. Heutzutage wähnt man das gerade Gegentheil; dem Einzelnen wird nichts zugetraut; es muß organiſirt, claſſificirt, adminiſtrirt werden, gleich als könnte man das Kapital der ſittlichen Kräfte dadurch vermehren, daß man es zuſammenwirft. Daher ſehen wir z. B. die Klein-Kinder-Schulen ſo begünſtigt von Biſchöfen und Anderen, welche darin eine wichtige Verbeſſerung erblicken. Hat man etwa wahrgenommen, daß ein Kind, welches den Tag in einer ſolchen Schule zubringt, folgſamer, gehorſamer wird? Nimmt etwa liebevolle Häuslichkeit in den Familien zu, deren Kinder in jene Schulen geſchickt werden? In einer großen Stadt mögen, wie die Sachen jetzt ſtehen, ſolche Anſtalten, als wenigſtens geringere Uebel gerechtfertigt ſeyn; daß man ſie aber auf die kleineren Orte ausdehnt und dort die häusliche Erziehung dadurch erſetzen will, iſt einer der kläglichſten unter den Mißgriffen, die von den Leuten mit guter Abſicht gemacht worden ſind, und fortwährend gemacht werden.

II. 167. Durch Anwendung des Maſchinenweſens ſind in unſern Tagen viele Kunſterzeugniſſe weit wohlfeiler geworden, nicht aber, oder doch nicht im Verhältniß, die Naturerzeugniſſe. Nun werden aber die erſteren ohne Vergleichung mehr von den oberen Ständen als von den niederen geſucht. Darum iſt dem Armen ſein Unterhalt und Lebensgenuß, in Folge der Vervollkommnung des Maſchinenweſens, nicht ebenſo erleichtert wie dem Reichen. Ausnahmen giebt es, z. B. daß nun Dienſtmägde ſich in Baumwolle kleiden können, daß man Branntwein für einen Pfennig haben kann; aber welch eine Verbeſſerung iſt das!

I. 149. In meinem dreyzehnten Jahre lief ich aus der Schule hinweg zu einem Schuhmacher und bat ihn, er möchte mich in die Lehre nehmen. Der ehrliche Mann führte mich ſogleich in das Schulhaus zurück, wo er von dem Hauptlehrer faſt ſo unſanft empfangen wurde, als ich ſelbſt. Auf die Frage, wie ich zu einer ſolchen Thorheit gekommen ſey, gab ich zur Antwort, ich würde gerne ein Schuſter werden, könnte dagegen den Gedanken nicht ertragen, daß ich ein Geiſtlicher werden ſollte. — Warum das? — Weil ich, um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, ungläubig bin. — Der Hauptlehrer ſagte nichts weiter, ſondern griff mich und peitſchte mich durch. Das war verſtändig und war mir heilſam. Jammern und Einpredigen hätte nur meiner Eitelkeit geſchmeichelt, mich in meiner Albernheit beſtärkt; jetzt wurde ich ausgelacht und mußte mich ins Herz hinein ſchämen.

II. 223. Ich halte nicht für gut, daß auch nur die Elemente der Mathematik in den Lehrgang unſerer öffentlichen Schulen aufgenommen werden. Gelegenheit und Aufmunterung dazu wäre nicht nur hinreichend, ſondern würde mehr Früchte tragen, als allgemeine Nöthigung. Noch weniger möchte ich in jenen Lehrgang neuere Sprachen aufnehmen. Die Philanthropiſten und Pfennig-Magazin-Gelehrten ſehen, wenn ſie von unſern Schulen ſprechen, nur auf die Lehrvorträge, und überſehen ganz, was die Knaben von ſelbſt und von einander lernen, und dieß eben darum begieriger, weil es ihnen nicht zur Pflicht gemacht iſt. Ein Knabe zu Eton weiß von dem Miſſuri und dem Miſſiſſippi wenigſtens ebenſo viel als von dem Hebrus und dem Iliſſus, weil Reiſebeſchreibungen der neueren Zeit anziehender ſind als die Periegeſis. Man muß ja nicht die Verzeichniſſe der Schulſtunden in den alten und den neuen Anſtalten mit einander vergleichen, ſondern die Zöglinge aus beyden ſelbſt. Darnach muß geurtheilt werden.

2.

Die zweyte Sammlung ſteht an Gehalt den Tiſchreden weit nach; ſie bringt zwar 45 Briefe von Coleridge aus den Jahren 1818 — 25; aber großentheils beziehen ſich dieſe auf gewöhnliche und häusliche Verhältniſſe; und was der Herausgeber dazu noch aus Geſprächen mittheilt, iſt der grämlichen, faſt mit aller Welt unzufriedenen Stimmung, die er in vielen Zuſätzen verräth, meiſt zu verwandt, als daß nicht vermuthet werden müßte, die Auswahl ſelbſt ſey im Dienſte jener Stimmung gemacht. Ref. wählt nur eine Stelle aus, die zu den minder bitteren gehört. I. 130 erzählt Coleridge, wie er den berühmten Brougham kennen gelernt habe, und fährt dann fort:

> Nun verlor ich ihn eine Zeitlang aus dem Geſicht. Als wir uns wieder trafen, kam das Geſpräch auf einen Gegenſtand von großer Wichtigkeit, der damals im Parlamente verhandelt wurde; und Brougham's Aeuſſerungen darüber ſtimmten mit meiner Anſicht überein. Ich bemerkte, nach den Zeitungen hätte er im Parlamente ganz das Gegentheil geſagt; es wäre mir angenehm, durch ihn ſelbſt beſſer belehrt zu ſeyn, und ich würde künftig den Zeitungen nicht trauen. O, ſagte Brougham in einem halb vertraulichen, halb ſcherzenden Tone, ich ſprach allerdings im Parlamente, wo man Partey iſt, ſo wie die Zeitungen berichten; aber unter uns wiſſen wir das beſſer. Ich ſchwieg, aber ließ es mir geſagt ſeyn.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Jo. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Sallusti orationes et epistolae ex deperditis historiarum libris expressae ex codice Vaticano MMM. DCCC. LXIV. — Lipsiae apud Weidmannos A. 1835.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc. Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum conjecturas denuo recognovit atque epistolam ad Jo. Casp. Orellium praemisit Jo. Theoph. Kreyssig. Misenae, sumptibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. MDCCCXXXVI.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. — Inest censura editionis Orellianae. Altonae. Typis et impensis J. F. Hammerich. 1836.
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi IX. Calend. Septembres MDCCCXXXVI rite celebranda collegii professorum nomine indicit Carolus Felix Halm, gymnasii professor. Insunt emendationes Velleianae. — Monachii typis librariae scholarum regiae.

Zweyter Artikel.

Haben wir im Bisherigen das von Hrn. Orelli in der Einrichtung seiner Edition des Vellejus beobachtete Verfahren und seine kritischen Grundsätze im Allgemeinen prüfender Betrachtung unterworfen, so wollen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem Einzelnen zuwenden und sehen, in wie fern Hr. Orelli dem an so vielen Stellen noch schwer verwundeten Texte heilende Hilfe geleistet habe. Hr. Orelli hat nämlich, wie wir schon oben bemerkt haben, dem corrupten Texte die nach seinem Urtheile heilenden Verbesserungs-Vorschläge theils eigener, theils fremder Erfindung als Exemplar correctum stellenweise untergesetzt.

Diese Verbesserungsvorschläge, deren auf jeder Seite des ganzen Buchs 3 — 10 angebracht sind, belaufen sich leicht auf ein volles Tausend; und viele darunter sind ohne allen Anstand, als das Rechte treffend, würdig in den Text selbst aufgenommen zu werden. Dagegen hat Hr. Orelli auch nicht wenige Worte und Sätze, theils von andern Gelehrten entlehnt, theils aus eigenem Vorrathe in das Exempl. corr. aufgenommen, die nach unserm Urtheile den vulgaten Text eher verderben, als corrigiren; insbesondere können wir von den eigenen Vorschlägen Hr. Orelli's, deren Zahl sich auf beynahe anderthalb hundert beläuft, nur etwa 20 — 25 gut heißen, und müssen die übrigen alle als verwerflich bezeichnen.

Dieses Urtheil über Herrn Orelli's Leistungen in der Berichtigung des Textes können wir nun freylich hier Ortes nicht durch Aufzählung und Abhandlung aller einzelnen Fälle rechtfertigen, sondern müssen uns darauf beschränken, durch etwas ausführliche Besprechung einer mäßigen Anzahl von Stellen nur von unserer Fähigkeit oder Unfähig-

keit in der Sache zu urtheilen gleichsam eine Probe abzulegen, unter Beyfügung der Erklärung, daß wir bey anderer Gelegenheit, die sich ergeben könnte, unser Urtheil nach seinem ganzen Umfange in allen Theilen als begründet darzuthun suchen werden.

Lib. I. 3, 2. steht in P.: „(Tragici) omnia sub eorum (persona), qui illo tempore vixerunt, dixerunt.“ Um das Anstößige des mißlautenden vixerunt, dixerunt zu entfernen, setzt Hr. Orelli statt dixerunt in das Ex. corr. aus eigener Vermuthung disserunt, nach unserem Urtheile ein seiner Bedeutung nach nicht passendes und der Construction nach dem Sinne und Zusammenhange nicht gehörig entsprechendes Wort. Referent würde die Stelle so schreiben: „— quod — Tragici frequentissime faciunt, quibus minime id concedendum est: nihil enim ex persona poëtae, sed omnia sub eorum, qui illo tempore vixerunt, dixerint.“ Dicunt, dixerunt etc. (Indicative) widerstreiten dem Sinne; darin gerade fehlen die Tragiker, sagt Vellejus, daß sie thun, was sie nicht thun sollen: sie sollen alles nur den Zeitverhältnissen der von ihnen eingeführten Personen angemessen sprechen und gesprochen haben.

Lib. I. 14, 1. geben P. und A.: „et ipsarum praefulgent nomina.“ Orelli nimmt die auf den ersten Anblick allerdings nicht mißfällige Conjectur Burmanns „ex ipsarum praefulg. nomine“ in den verbesserten Text auf. Wir finden diese Conjectur bey näherer Betrachtung als nicht völlig genügend und würden dafür setzen: „nam militarium (coloniarum) et causa et auctores ex ipso earum praefulgent nomine; der Schriftsteller braucht darüber nichts zu sagen, weil der bloße Name derselben alles klar macht.

Lib. I. 18, 1. geben P. und A.: „— pluribus annis eloquentiae . . . operibusque floruit.“ Or. wählt aus zwey von ihm angeführten Vorschlägen, dem Hr. Halm's (pluribus artibus el.) und dem der Bipontiner (pluribus armis el.) den letztern und sucht ihn mit den Worten zu rechtfertigen: „arma eloquentiae, facundiae frequens apud Quintilianum et alios tropus h. l. refertur ad orationes singulis occasionibus habitas earumque vim et effectum: opera autem ad orationes litteris mandatas. Ceterum v. operibus cum praecedat v. floruit, pro Velleii stilo non magis ἄκυρον videri debet armis operibusque floruit quam C. 16. ingenia Socratico ore defluentia ..... floruere ac similia.“ Den tropischen Gebrauch von arma eloquentiae am rechten Orte wird kein Mensch in Zweifel ziehen wollen, wenn er nur flüchtig daran denkt, wie etwa Demosthenes und Cicero sich der Waffe der Beredtsamkeit zu Vertheidigung und Angriff bedient haben; aber arma eloqentiae in dem von dem Zusammenhang unserer Stelle gefoderten Sinne, und vollends für mündlich gehaltene Reden im Gegensatze schriftlich verfaßter, wird alle Welt billig bezweifeln, und Hrn. Orelli bitten, adäquate Beweisstellen aus Schriftstellern beyzubringen, die des Namens Schriftsteller nur einigermaßen noch werth zu achten sind. Ueber den letzten Theil seiner Anmerkung können wir hier Hrn. Orelli nur sagen, daß wir ihm die „ingenia Socratico ore defluentia“ streitig machen und läugnen müssen, daß diese und ähnliche Sprecharten gerade gut genug seyen um einem Vellejus zugetraut werden zu können. Wir müßten Vellejus erst besser kennen, als bis jetzt der Fall ist, ehe wir es wagen dürften, solche strengen Beweis fodernde Urtheile über seinen Styl auszusprechen. Doch zurück zu unserer Stelle! Wir meynen (um kurz zu seyn) alle andern Conjecturen niederschlagen zu können, wenn wir die angeführte Stelle und die folgenden Worte dazu etwa so schreiben: „Una urbs Attica pluribus omnis eloquentiae, quam universa Graecia operibus flo-

ruit, adeo ut corpora gentis illius (Graecorum) separata in multas civitates, ingenia vero solis Atheniensium muris clausa existimes.“ Eloquentia ist hier keineswegs die Beredtsamkeit im engern, sondern im weitern Sinne, von welcher eine Art in der „prosa eloquentia“ (man sehe I. 17, 3.), andere Arten in der Sprache der Dichter, der Historiker, der Philosophen gegeben sind. Man vergleiche Cic. orator. cap. 20. fin. (§. 68.) „Sejunctus igitur orator a philosophorum eloquentia ... ab historicorum, a poëtarum, explicandus est etc. Das war eben die Auszeichnung der Stadt Athene's, daß sie allein in allen Arten der Eloquentia mehr Meisterwerke hervorgebracht hatte, als das ganze übrige Griechenland. — Wem der letztere Theil unseres Vorschlags nicht gefällt, mag ihn bey Seite liegen lassen; wir wollen ihn hier nicht weiter vertheidigen.

Lib. II. 6, 4. Ed. princ. und Amerb. bieten dar: „L. Opimius ... Fulvium Flaccum, ... quem C. Gracchus in locum Tiberii fratris triumvirum nominaverat, eum socium regalis adsumpserat potentiae, morte adficit.“ Von vielen Conjecturen, welche diese Stelle veranlaßt hat, führt Hr. Orelli 3 an, die von Gelenius, die von Ruhnken und die von Halm. Dieser letzteren, welche so lautet: „triumvirum nomine, re autem socium etc.“ wird der Palmzweig zuerkannt und der Ehrenplatz im Exempl. correct. angewiesen. Und doch ist gerade sie, nicht bloß „etwas zu gewaltsam,“ wofür F. Haase (in oben erwähnter Recension) die übrigens „sehr schöne“ hält, sondern sogar kaum lateinisch und, was das Schlimmste ist, mit allen ihren Schwestern, als Entstellung des ganz rein überlieferten Textes schlechthin zu verwerfen. Wir sagten „des ganz rein überlieferten Textes,“ weil derselbe ohne Aenderung eines Wortes oder auch nur eines Buchstaben, bloß durch Setzung und Verrückung eines Comma, oder durch Setzung der Parenthesis-Zeichen, vollkommen in Ordnung gebracht wird. Man lese: „Hunc (C. Gracchum) L. Opimius Consul ...., persequutus armis unaque Fulvium Flaccum ...., quem C. Gracchus in locum Tiberii fratris (triumvirum nominaverat eum) socium regalis adsumpserat potentiae, morte adfecit.“

Lib. II. 11, 2. P. gibt: „ — et triumphus fuit clarissimus, et meritum: virtutique cognomen Numidici inditum.“ A.: „ — et meritum et virtutique.“ Dieses zweyte et (ein recht offenbarer Schreibfehler Amerbach's, der zuerst et meritum et virtuti (ohne que) hatte schreiben wollen, dann aber doch virtutique schrieb ohne et auszustreichen) veranlaßte Herrn Orelli zu der in das Exemplar correctum aufgenommenen Conjectur: „Et meritum ei virtute cognomen Num. inditum.“ Diese schon durch zu viele Aenderungen (ei eingeschoben, virtute statt virtuti, que weggeworfen) welche ohne auffallend dringende Noth gemacht sind, verdächtige Conjectur, wird vollends als verfehlt dadurch überwiesen, daß sie in zwey Sätze auseinander zieht, was Vellejus in einen Satz mit zwey Subjecten und einem gemeinschaftlichen Prädicate (clarissimus, — um) vereinigt hatte, wie schon die Voranstellung des, mit triumphus und mit cognomen (den beyden Satzsubjecten auf gleiche Weise zusammenzudenkenden Namens des gepriesenen Mannes sichtbarlich zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Suites à Buffon, formant avec les oeuvres de cet auteur un cours complet d'histoire naturelle. Collection accompagnée de planches. Paris. Roret.

De l'histoire naturelle des Cetacées ou recueil et examen des faits dont se compose l'histoire naturelle de ces animaux, par M. Frédéric Cuvier. Paris 1836. 8. 413. p. en deux cahiers avec 22 planches in 8.

Diese Fortsetzungen von Buffon sind vor einiger Zeit dem Publikum angekündigt worden. Unternehmun-

gen dieser Art giebt es in Frankreich viele und von sehr ungleichem Werthe; selbst die Namenliste der Mitarbeiter ist oft kein sicherer Bürge, daß nicht eine bloße Buchhändlerspeculation dergleichen zu Grunde liege. Um so mehr freut es uns, sagen zu können, daß man hier im Allgemeinen etwas Solides zu erwarten hat, wenigstens nach dem zu urtheilen, was uns bisher davon zu Gesicht gekommen ist. Von Milne Edwards ist der erste Band der Krustenthiere erschienen, eine ganz vortreffliche Arbeit. Ueber die Amphibien, bearbeitet von Bibron und Duméril, äußert sich ein competenter Richter, Herr Wiegmann in Berlin, günstig. Von Walkenaer sind die Arachniden übernommen worden und kürzlich erschienen, uns jedoch noch nicht zugekommen. Die Einleitung in die Entomologie von Th. Lacordaire ist ebenfalls erschienen, uns aber nur aus einer Anzeige in Guérin's Magasin bekannt. Unter der Liste der Mitarbeiter werden noch folgende aufgeführt: Audinet-Serville für Orthoptera, Neuroptera und Hemiptera; Audouin für Anneliden; Bois-Duval für Schmetterlinge; Blainville für Mollusken; Brebisson für kryptogamische Pflanzen; De Candolle für allgemeine Botanik; Dejean für Käfer; Desmarest für Fische; Sander-Rang und Lesson für Zoophyten und Würmer; Macquart für Dipteren; Le Peletier de Saint Fargeau für Hymenopteren; Spach für phanerogamische Pflanzen. Man sieht aus diesem Verzeichniß, daß mehrere Mitarbeiter Abtheilungen übernommen haben, mit denen sie durch ein vieljähriges Studium vertraut geworden sind; Andere gehören zu den Vielschreibern, welche man bei jedem ähnlichen Unternehmen mit immer wechselnden Gegenständen sich beschäftigen sieht. Es ist daher sehr gut, daß man einzelne Bände abgesondert, wenn auch um etwas erhöhten Preis, bekommen kann. Das Ganze ist auf 45 Bände berechnet.

So fern Ref. über das vorliegende Buch im Allgemeinen urtheilen kann, scheint Hr. Fr. Cuvier, so weit er es vermag, keine Mühe gescheut zu haben, etwas Brauchbares zu liefern. Ein Discours préliminaire beschäftigt sich mit allgemeinen Betrachtungen über die Naturgeschichte der Cetaceen, wo selbst auch die Anatomie, meist nach dem Bruder des Verf. Georges Cuvier, abgehandelt ist. Dann folgt die sehr ausführliche Beschreibung der Arten und zuletzt ein Verzeichniß der benützten Werke, Aufsätze u. s. w. 175 an der Zahl, wie zu erwarten war, mit hinreichender Verstümmelung der deutschen Wörter. Denn in der Kenntniß der deutschen Sprache scheint Herr F. Cuvier nichts von seinem berühmten Bruder geerbt zu haben. Unter der sonst reichhaltigen Litteratur vermissen wir die so wichtigen Arbeiten von Brandt und Ratzeburg in deren medicinischer Zoologie. Die französischen und englischen Werke scheinen sorgfältig benützt zu seyn. Ein Werk dieser Art und über eine der unmittelbaren Beobachtung sich so sehr entziehende Thierklasse, wird immer mehr oder weniger Compilation bleiben müssen; aber schon das verdient Dank, nur einfach zu sammeln, was seit Bonaterre und Lacepède in so vielen und theuern Werken, namentlich in Reisebeschreibungen, zerstreut ist. Was Dewhurst in seiner natural history of the order Cetacea London 1834 geleistet hat, können wir nicht angeben.

Die beigegebenen Abbildungen sind zweckmäßig gewählt, und geben auch osteologisches Detail. Sie sind in der bekannten Manier gestochen, welche in Frankreich bei naturhistorischen Abbildungen fabrikmäßig getrieben zu werden scheint, und die man auf der Stelle erkennt. Es ist jene nicht ungefällige, aber etwas geleckte Art, wie sie z. B. im Dictionnaire des sciences naturelles bei allen Tafeln zu Grunde liegt.

Ein vollgültiges Urtheil über den Werth des ganzen Werkes und die Zuverlässigkeit der Thatsachen, wird nur Der geben können, welcher die ungeheure Mühe nicht scheut, sich in das so sehr zerstreute, und schwer zugängliche Detail selbst einzuarbeiten. Ref. hatte früher den Gedanken, sich einer solchen Arbeit behufs der Fortsetzung des Schreberschen Säugthierwerks zu unterziehen, überzeugte sich jedoch bald von der Unmöglichkeit der Ausführung. Nur wo sich eine reich ausgestattete Bibliothek findet, läßt sich diese interessante Thiergruppe so bearbeiten, wie es der jetzige Stand der Wissenschaft verlangt, und wie es nothwendig ist, um ein Ganzes mit dem so ausführlich und gründlich bearbeiteten Text zu bilden, der den letzten, sich rasch folgenden Lieferungen von Schrebers Säugthieren beigegeben ist. Zum Glück hat sich Herr Prof. Wiegmann in Berlin entschlossen, den Text zu den Cetaceen für Schreber zu liefern und die Abbildungen zu vervollständigen. Man darf daher hoffen, daß die deutsche Litteratur bald ein so vollständiges Werk über die Naturgeschichte der Säugethiere wird aufzuweisen haben, wie man es vergebens im Ausland sucht. Von Hr. Prof. Andreas Wagner in München ist bereits der Text zu den Pachydermen und großentheils auch zu den Wiederkäuern geliefert; die von demselben angekündigte Synopsis mammalium als Supplementband wird einem großen Bedürfniß abhelfen.

R. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Zweyter Artikel.

(Fortsetzung).

Wir glauben unserm Schriftsteller sein Eigenthum wieder rein herzustellen, wenn wir schreiben: „Metelli tamen et triumphus fuit clarissimus et meritum virtute eique cognomen Numidici inditum.“ Die undeutsche Wortstellung: merit. virt. eique cogn. Num. ind. werden wir dem Römer Vellejus wohl nicht verargen wollen? Wie übrigens virtute eique schon in der Murbacher Hdschr. (oder noch früher) in virtutique übergehen konnte, ist wohl leicht zu begreifen: man lasse nur von den zwey e in der Mitte eines weg, so bleibt noch virtuteique; dieses schwindet nun von selbst noch in virtutique zusammen.

Lib. II. 22, 4. geben P. und A. „(Q. Catulus) mortem magis voto quam arbitrio inimicorum obiit.“ Hr. Orelli setzt mit Heinsius zwischen magis und voto das Pronom. suo ein, welches von den Buchstaben s und uo (vo) verschlungen worden sey. Und dieses Verschlingen des suo von seinen Nachbarn würden wir allerdings, als zur Erklärung eines Ausfalls genügend, uns gefallen lassen, wenn nur vorher auf irgend eine Weise dargethan wäre, daß hier wirklich irgend etwas und namentlich, daß suo ausgefallen sey. Der vulgate Text ist aber so rein und vollständig erhalten, daß jeder Zusatz ihn nur verderben kann. Catulus hatte überhaupt nicht, und nicht auf diese Art zu sterben gewünscht; sondern nur die Noth der Umstände hatte ihn dazu bewogen, sein Leben, aber in selbst gewählter Weise zu verkürzen, um, wenn auch nach dem Wunsche seiner Feinde, so doch nicht (wie andere edle Männer in jener Schreckenszeit) durch eine denselben beliebige Todesart sterben zu müssen; er starb magis voto, quam arbitrio inimicorum. Man lese bloß das ganze Kapitel, um sich von der Wahrheit des Gesagten und von der absoluten Ueberflüssigkeit jeder Aenderung des Textes zu überzeugen. — Hrn. Orelli scheint übrigens sein suo voto so wohl gefallen zu haben, daß er es unter Cap. 35. §. 5. wieder in den Text zu bringen gesucht hat durch den Vorschlag: „At Catilina non segnius suo voto *) obiit, quam sceleris conandi consilia inierat; quippe etc.“ Allein, daß auch dieser Vorschlag ganz verfehlt ist, zeigt schon die Stellung der Worte suo voto; denn so, wie sie stehen, müßten sie nothwendig mit dem Comparativ segnius zusammengedacht werden, was hier, bey dem zu jenem Comparativ gehörigen Satze „quam sceleris etc.“ durchaus nicht

*) A. P. geben segnius uota, B. segnius nota.

angeht. Einzig richtig ist, auch nach unserm Urtheile, was ein Berliner Recensent und Cludius vorgeschlagen haben: Catilina non segnius mortem obiit, quam scel. con. consilia inierat.“

Lib. II. 51, 3. Hier nimmt Hr. Orelli nicht ohne Grund Anstoß an dem Satze: „ — consularis. Variatum deinde praeliis, sed uno l. m. Pompejanis prospero, quo graviter etc.“ Aber durch die Art seiner Hilfleistung hat er unsers Erachtens mehr verdorben, als gut gemacht; denn sein consul (n. Ruhnk.) statt consularis ist falsch, da Velleius ganz gut und richtig gesagt hat: Balb. Cornelius (factus est) ex privato consularis, d. h. Balbus ward aus einem gemeinen, ranglosen Manne (nicht bloß auf ein Jahr Consul, sondern) durch das ihm verliehene Consulat für je und allezeit ein (vir) consularis. Dann sein Satz: „Variis certatum deinde praeliis etc.“ verräth sich wieder schon durch die unlateinische Wortstellung als nicht Velleianisch u. s. w. Wir würden Alles andere unverändert lassen, nur quo hinter prospero tilgen, und das Uebrige so schreiben: „Variatum deinde praeliis: sed uno longe magis Pompeianis prospero graviter impulsi sunt Caesaris milites.“

Lib. II. 60, 1. lautet nach P.: „(M. Caelius) cum in modica quidem servari posset, quippe pejor illi res familiaris quam mens erat, in praetura novarum tabularum autor extitit, etc.,“ ohne Widerrede von Seite Burers; A. bietet die Variante cum immodica quidem. Hr. Orelli schreibt in das Exemplar correctum aus eigener Conjectur „cum ne in otio quidem serv. posset;“ was wir nicht umhin können für widersinnig zu halten. Denn widersinnig wäre es ja doch gewiß, wenn Velleius den Cälius so zu sagen in einem Athem als einen „vir ingeniose nequam“ bezeichnete und von ihm erzählte, daß er, der nicht einmal bey ruhigem Zustande des Staates bestehen konnte, selbst Unruhen zu stiften einfältig genug gewesen sey! Andere Gelehrte älterer und neuerer Zeit dachten etwas von der Art in unsere Stelle bringen zu müssen, wie oben (cap. 49.) gesagt wird: cum Lentulus salva rep. salvus esse non posset; auch dieß von dem Zusammenhange wenigstens nicht geradezu gefodert. Wir glauben mit den möglich geringsten Abweichungen von P. dem Zusammenhange genau Entsprechendes zu geben, wenn wir schreiben: „M. Caelius .... cum ne modica quidem servare posset, quippe pejor illi res familiaris quam mens erat, ... novarum tabularum auctor extitit etc.“ d. h. M. Cälius, der nicht einmal (sein eigenes) ganz beschränktes Hauswesen in Ordnung zu halten wußte, (denn sein Vermögenszustand war ganz zerrüttet) unternahm es in seiner Prätur, den Staatshaushalt, den Vermögensstand des ganzen Volkes ordnen zu wollen.

Lib. II. 10. 7, 1. P.: „sub omnem motum nostrarum navium protinus etc.“ B. berichtigt dieß so: sub omn. motumque *) nostrarum navium etc.; A. giebt wahrscheinlich auch motumque, wiewohl Hr. Orelli weder dieß, noch die Abweichung in P. bemerkt hat. Wie Burer, so glaubten bisher alle diejenigen, welche mit ihm omnem motumque annahmen, daß zwischen omnem und motum ein Seitenstück zu diesem ausgefallen sey; auch Hr. Orelli ist derselben Meinung zugethan, doch wagt er nicht, ein bestimmtes Ergänzungswort anzugeben, sondern deutet im Ex. corr. den Mangel bloß so an: sub omnem .... motumque. Lurdorph, Glud., Walter und Bach schlagen Aenderungen der gegebenen Worte vor, als: sub agmen motumque; s. omen metumque; s. nomen

*) Sub omnem metumque etc. in Burers Anführung ist offenbar nur Druckfehler, da er gleich beyfügt: inter omnem motumque quiddam deesse videtur.

motumque. Beyde Theile nach uns im Irrthume. Das von Burer glücklich erhaltene que (ein kleines Beyspiel, wie wichtig die Burer'schen Emendationen der Ed. princ. sind!) führt uns — nicht auf einen Mangel zwischen omn. und motum (dergleichen keiner vorhanden ist) wohl aber auf die Verbesserung eines in den vorhergehenden Worten liegenden, von andern noch nicht corrigirten Fehlers, nämlich armatorum statt armata. Wir schreiben die ganze Stelle wie folgt: „Cum citeriorem ripam ..... castris occupassemus et ulterior armatorum hostium juventute fulgeret sub omnem motumque nostrarum navium protinus refugientium, unus e barbaris ... cavatum ex materia conscendit alveum etc.“ Die Conjunction que knüpft nach uns armatorum und refugientium an einander; ihre Stellung hinter dem dritten Worte ist vielleicht selten, doch hier nothwendig; denn weder sub noch omnem soll einzeln hervorgehoben werden (was durch subque o. m., oder durch sub omnèmque motum geschehen würde), sondern die drey Worte sub omnem motum bilden zusammen einen einzigen Begriff und nehmen daher die Anknupfungspartikel que hinter sich als ein Ganzes: hostium armatorum „sub omnem motum“que ... refugientium. Wir Deutsche würden durch dreyerley Betonungen dreyerley verschiedene Auffassungsweisen der gleichen Worte hörbar machen, als: (nicht vor, oder nach, sondern) bey jeder Bewegung unserer Schiffe; (nicht bloß bey heftiger, rascher ꝛc. sondern) bey jeder Bewegung unserer Schiffe; und endlich: bey jeder Bewegung unserer Sch. ꝛc. Der Römer erreicht den nämlichen Zweck durch verschiedene Stellung seines que, die Betonung natürlich nicht ausgeschlossen.

Lib. II. 112, 3. P. (stillschweigend auch B.) und A. geben folgenden Text: „Ita placebat barbaris numerus suus, ita fiducia virium, ut ubicunque Caesar esset, nihil in se reponerent. Pars exercitus eorum etc.“ Hr. Orelli setzt seine Conjecturen in das Ex. correct., wodurch der Text diese Gestalt gewinnt: „Ita pl. b. num. suus stulta fiducia virium, ut ubicunque Caesar non esset, in eo omnia, ubi esset, nihil in se reponerent etc.“ — „Ista quidem vis est,“ würde Vellejus, wenn er diesen Angriff auf seinen Text sehen könnte, Hrn. Orelli entgegen rufen; und mit Recht, da wir solche Aenderungen nur dann versuchs- und beyspielsweise wagen dürfen, wenn erweisliche Noth dazu treibt. Hr. Orelli aber hat zwar ein Paar Bemerkungen gegeben, welche zeigen mögen, daß uns Vellejus Worte nicht ganz unentstellt überliefert sind, den Nothfall solcher Gewaltstreiche jedoch hat er auf jeden Fall nicht nachgewiesen. Insbesondere ist die Aeußerung: „Haec sententia (ut, ubicunque etc.) mihi trunca eo membro videtur, quo *ἀντίθεσιν* ex perpetuo suo more contorserat Vellejus. Suppleo igitur: ut, ubicunque Caesar non esset etc. Sic justa prodit oppositio inter vv. in eo (numero) et in se“ ungegründete Schmähung gegen Vellejus und im Uebrigen ganz unwahr. Vellejus pflegt keineswegs Gedanken und Worte gewaltsam zu verdrehen, um Antithesen zu Stande zu bringen, (wir wünschten nur ein unbestreitbar ächtes Beyspiel angeführt zu sehen), und wenn die hier uns dargebotene Antithese eine antithesis contorta ist, so hat sie ja nicht Vellejus, sondern nur Hr. Orelli selbst gemacht. Die von Hrn. Orelli sogenannte justa oppositio zwischen in eo numero und in se würde Vellejus ganz gewiß nicht als von ihm stammend anerkennen, da sie gar keine Oppositio ist, sondern nur eine ganz eitler Weise zweymal variirte Bezeichnung einer und derselben Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Enumeratio diagnostica Cactearum hucusque cognitarum. Auctore Ludovico Pfeiffer. Med. Doct., Casselano. Berolini sumptibus L. Oehmigke. 1837. 8. VIII. und 192. S.

Für die zahlreichen Liebhaber der schönen Pflanzenfamilie der Cacteen gewiß eine sehr willkommene Erscheinung, deren Anzeige wir eben deßhalb nicht verabsäumen wollten. Jede Pflanzengruppe, deren Umfang so rasch zunimmt, daß, wie bey den Cacteen, die Artenzahl im Jahre 1807 sich noch auf 32 beschränkte und jetzt auf 424 angewachsen ist, wird während einer solchen Periode der Vervielfachung großen Schwierigkeiten rücksichtlich der Feststellung der Species unterworfen seyn; denn das schnell aufgebrachte Material ist in allen Sammlungen zerstreut, vollständige Mittheilung in so kurzer Zeit unmöglich, Vergleichung kostspielig und mühselig, da sie Reisen voraussetzt. Bey den Cacteen sind die Schwierigkeiten noch um so bedeutender, weil viele Arten so selten, oder erst so spät blühen, daher nicht sobald richtig in die großentheils künstlichen Gattungen untergebracht werden können und weil überdieß die wesentlichen Veränderungen, welche der ganze Habitus vieler Species mit dem zunehmenden Alter erleidet, dem Entwerfen guter Definitionen sehr im Wege stehen. Um so mehr Dank müssen wir dem Hrn. Verf. wissen, der wirklich für Fixirung der Species geleistet hat, was in diesem Zeitpuncte billiger Weise verlangt werden kann. Selbst im Besitze einer reichen Sammlung lebender Cacteen, verglich er damit auf eigens zu diesem Behufe angestellten Reisen die großen Collectionen in Berlin, Dyck, Dresden, Hamburg, Herrnhausen, München u. s. w. und überzeugte sich demnach durch Autopsie von der Haltbarkeit der bisher leider oft auf ein einziges aus dem Mutterlande übergesiedeltes Exemplar gegründeten Arten. Die Familie zerfällt nach dem Werkchen in 10 Gattungen, Mammillaria (92 Arten), Melocactus (14 A.), Echinocactus (55 A.), Cereus (144 A.), Epiphyllum 2 A.), Rhipsalis (16 A.), Lepismium (4 A.), Hariota (1 A.), Opuntia (85 A.), Pereskia 15 A.), zusammen 424, welche Hr. Dr. Pfeiffer größtentheils lebend gesehen hat. In nähere Details einzugehen, behält sich Referent für eine größere Abhandlung über denselben Gegenstand vor, welche demnächst in den Denkschriften der hiesigen k. Akademie der Wissenschaften erscheinen wird.

Z.

Mittheilungen der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer. 1 Heft mit 3 Kupfern 1837.

Es hat sich im letzten Jahre eine Gesellschaft zu Zürich gebildet, welche den Zweck hat, sämmtliche Alterthümer der Kantone, sowohl Celtischen als Römischen Ursprungs aufzusuchen. Man konnte sich schon längst wundern, daß in Zürich keine Gesellschaft zur Erforschung der Alterthümer je sich gebildet hatte, da gerade die Umgegend dieser Stadt eine Menge schöner Denkmale in ihrem Schoße aufbewahrt. Nahe bey der Stadt auf einem Hügel, der die schönste Aussicht in Thäler und Alpen darbietet, hat man eine Reihe Celtischer Grabhügel entdeckt. Diese bilden den Gegenstand der vorliegenden Hefte und enthalten die genaueste Beschreibung der Hügel selbst, sowohl als des ganzen Inhaltes. Nicht weit von da hat man neuerdings eine zweyte Reihe Celtischer Gräber aufgefunden. Die Umgegend von Zürich verdient aber, sowie Zürich selbst auch wegen der Römischen Alterthümer, besondere Aufmerksamkeit. In allen Theilen der Stadt hat man römische Münzen gefunden, ferner kleine bronzene Bilder. Aus der Umgegend werden ähnliche Gegenstände jedes Jahr ausgegraben. Ueberhaupt bietet der ganze Kanton für diese antiquarische Gesellschaft ein reiches Feld der Forschung dar. Denn erstens hat man auf der ehemaligen Römischen Heerstraße von Windisch durch den Kanton Zürich nach Pfyn, Arbon und Bregenz beynahe von Stunde zu Stunde Spuren Römischer Ansiedlung entdeckt. Auf der kurzen Strecke von 11 Stunden zwischen Windisch und Pfyn liegen zu Dällikon, Buchs, Kloten, Steinenbach, Ober Winterthur Castra mit geräumigen Bädern. Und nicht blos auf dieser Heerstraße reihen sich Römische Alterthümer beynahe ununterbrochen aneinander, sondern auch in den übrigen Thälern des Kantons sind bis in die entlegensten Puncte in neuerer Zeit Römische Münzen und Geräthschaften gefunden worden. Die antiquarische Gesellschaft hat daher die schöne Aufgabe, sämmtliche Celtische und Römische Alterthümer aufzusuchen, und über die Zustände der ältesten Bevölkerung Licht zu verbreiten. Wir hoffen, daß die deutschen Vereine für vaterländische Alterthumskunde, welche schon längst im guten Werk vorangegangen sind, die Mittheilungen der Schweizerischen Gesellschaft beachten werden, besonders, da nur durch Vergleichung der größtmöglichen Zahl ähnlicher Gegenstände namentlich das Wesen der Celtischen Alterthümer genauer erkannt und beurtheilt werden kann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Zweyter Artikel.

(Schluß des zweyten Artikels.)

Vellejus würde entweder gesagt haben: ut, ubicunque C. n. esset, in eo (Caes.) omnia, ubi ess., in se nihil rep. oder: ut, ubic. C. n. esset, omnia, ubi esset, nihil in se reponerent. — Den gewaltsamen Aenderungen Hn. Orelli's gegenüber halten die Herren Baiter und Halm obigen Text der Handschriften für völlig gesund, indem sie das Wörtchen ita in restringirendem Sinne fassen. Herr Halm sucht sich durch folgende Uebersetzung der Stelle ins Deutsche deutlich zu machen: „Nur in so weit trotzten die Barbaren auf ihre Anzahl, nur in so weit vertrauten sie auf ihre Stärke, daß, wo nur Cäsar stand, sie nichts sich vermaßen.“ Dazu fügt er die Bemerkung über den latein. Ausdruck: „Verbum substantivum erat ante fiducia aut negligentia quadam scriptoris nimioque brevitatis studio, aut librariorum culpa omissum est.“ Ersteres ist durchaus nicht anzunehmen; Letzteres würde die wirkliche Einschaltung des Verbum unabweisbar fodern. Die Worte „ita placebat barbaris numerus suus, ita fiducia virium“ können, wenn der Ausdruck lateinisch seyn soll, nur so gefaßt werden: ita placebat b. n. s., ita (placebat iis) fiducia virium, treu übersetzt: Nur in so weit gefiel den Barb. ihre Anzahl, nur in so weit das Vertrauen auf ihre Stärke, daß u. s. w. (wer Anderes behauptet, muß Beweis liefern, statt dessen eine ungetreue Uebersetzung nicht gelten kann); der Sinn, welchen Hr. Halm und Baiter fordern, müßte und könnte lateinisch nur etwa so ausgedrückt werden: ita placebat barbaris numerus suus, ita suppetebat iis fiducia virium, oder auch ita fidebant (barb.) viribus suis, doch dieses nur so, daß fidebant ausdrücklich gesetzt wäre, nicht bloß durch ein nacktes fiducia vertreten werden sollte. — Wir denken, in der Mitte zwischen den beyden Extremen liege die Wahrheit, daß der handschriftliche Text nicht ganz unverdorben, doch gelinder und besser, als von Hrn. Orelli geschehen ist, herzustellen sey. Da indeß das rechte Wort erst dann gefunden werden kann, wenn zuvor der rechte Gedanke gefunden ist, so bitten wir unsere Leser mit uns ein Paar Schritte über die Worte, auf welche sich unsere Vorgänger beschränkt haben, hinauszugehen, um zu sehen, ob sich vielleicht aus dem Vorhergehenden und dem Folgenden für unsern Zweck etwas gewinnen lasse. War nämlich schon im 110. Kap. gesagt, wie die Pannonier in unermeßlicher Menge sich erhoben und mit einem Theile ihrer Macht Italien überfallen wollten, indeß ein anderer sich

ſich nach Macedonien ergoſſen hatte u. ſ. w., ſo erzählt uns nun Vellejus im 112. Kap. (von §. 3 — 6. einſchließlich), wie jener Theil der Pannonier, welcher dem Oberfeldherrn ſelbſt, nämlich Cäſar Tiberius, gegenüber ſtand, nichts auszurichten vermochte, ſondern, beynahe ausgehungert, ſich auf bloße Vertheidigung hinter Verſchanzungen beſchränken mußte; wie dagegen jener andere Theil derſelben, der ſich auf Macedonien geworfen hatte, das unter Cäcina und Plautius Silvanus aus den überſeeiſchen Provinzen heranziehende Heer umſchloß und fünf römiſchen Legionen ꝛc. eine, beynahe Allen verderbliche Niederlage beybrachte. Zu dieſer Erzählung bildet der in Frage ſtehende Satze eine, die Feldherrn-Weisheit Cäſars der Unvorſichtigkeit anderer Befehlshaber gegenüber anpreiſende Einleitung, und zwar in folgendem, nach unſerm Bedünken vom ganzem Zuſammenhange gebotenen Sinne: „den Feinden nützte zwar allerdings ihre Menge und das trotzende Vertrauen auf ihre Streitkräfte, doch nur in ſo weit, daß ſie deſſen, wo immer Cäſar war, keinen Gewinn hatten.“ Um dieſen Sinn in unſere Stelle zu bringen, müſſen wir freylich ein Paar Worte des überlieferten Textes ändern, doch ohne etwas wegzuſchneiden oder einzuſchieben. Wir vermuthen nämlich, Vellejus habe geſchrieben: „Ita proderat barbaris numerus suus, ita fiducia virium ut, ubicunque Caesar esset, nihil inde reportarent. Pars ex. cor. etc.“

Lib. II. 120, 6. geben P. und A.: „— Caldus Caelius ad vetustatem familiae suae dignissimus.“ Hr. Orelli ſchreibt im Ex. correctum: „Caelius .... ac vetustate famil. etc. d. h. nach der Note, er vermuthet, es ſey ein Wort ausgefallen und allenfalls ſo zu erſetzen: Caelius nobilitate ac vetustate fam. etc.; Gelenius hat ad geſtrichen, Ruhnken daſſelbe in adolescens erweitert. Ref. glaubt am einfachſten und natürlichſten zu helfen, wenn er dignissimus (mit Zugehör), dem vorhergehenden praeclari an die Seite geſtellt, auf facinoris bezieht und die Stelle ſo ſchreibt: Cum in captivos saeviretur a Germanis, praeclari facinoris auctor fuit Cald. Caelius ac vetustate familiae suae dignissimi, qui complexus etc.“; Denn ſo lobte Vellejus, was hier Hauptſache war, die That des Mannes und doch damit zugleich die alte Abkunft deſſelben.

Lib. II. 125, 4. (Quo quidem tempore .... Drusus), qui a patre in id ipsum plurimo quidem igne emicans incendium militaris tumultus missus erat, prisca antiquaque severitate usus ancipitia sibi timere (B. A; tam re P*) quam exemplo perniciosa et his ipsis militum gladiis, quibus obsessus erat, obsidentis coërcuit.“ Hr. Orelli ſetzt in das Ex. correct. a) plur jam pridem igne; b) — severitate, ausus ancipitia sibi, rescidit tam re quam exemplo perniciosa et his etc. — Pridem angenommen von den Bipontinern; ausus von Acidalius; tam re von Rhenan. aus d. Ed. princ.; rescidit aus Eigenem dazugethan, weil (laut Anmerkung) nach sibi oder nach perniciosa ein Wort, ungefähr des Sinnes: rescidit, sustulit, resecuit ausgefallen ſey. Andere haben Anderes verſucht. Ref. will ſich einige vorläufige Bemerkungen erlauben, dann die, leider in verdorbenem Zuſtand auf uns gekommene Stelle — nicht gerade rein herſtellen, aber doch wenigſtens einen auf Gründen ruhenden Vorſchlag aus einem Guſſe verſuchen, welcher endlich zu ihrer Herſtellung führen könnte. — Ein Soldatenaufſtand brach aus in Germanien, wo Cäſar Germanicus ſelbſt als Befehlshaber war, und zugleich bey den in Illyricum (unter Jun. Bläſus) ſtehenden Legionen; die Soldaten forderten frech und drohten; der Ausbruch eines Bürgerkrieges ſchien nahe zu ſeyn. „Sed haec omnia, (ſagt Vellejus) veteris imperatoris (Tiberii) maturitas multa inhibentis, aliqua cum gravitate pollicentis .... brevi sopiit ac sustulit.“ Daran ſchließt ſich obige Stelle: quo quidem tempore etc., und gibt an, wie, und durch welcher Perſonen Dienſt Tiberius den Aufſtand gedämpft habe. Dieſe Perſonen waren Germanicus und Druſus. Von jenem iſt vorher ſchon geſagt, daß er damals Befehlshaber der Germaniſchen Legionen war; von dem andern muß uns Vellejus erſt an unſerer Stelle noch ſagen, daß er nach Illyricum geſandt worden ſey, um bey den dortigen Legionen in des Vaters Namen zu handeln, (dieſer Umſtand fehlt in dem überlieferten Texte). Von Germanicus räumt Vellejus ein: „pleraque gnave egit,“ deutet aber eben dadurch tadelnd an, daß derſelbe in manchen Puncten zu

*) Daß tam re bloß eine in den Text geſetzte Conjectur von Rhenanus iſt, erhellt aus Burers Berichtigung.

nachgiebig gewesen sey; (man vergleiche zum Ganzen wie zum Einzelnen die vortreffliche Beschreibung dieser Soldatenaufstände in Tac. Annal. I. 15. seq.); von Drusus dagegen rühmt er, daß derselbe, um nicht durch Nachgiebigkeit ein verderbliches Beyspiel zu geben, mit alterthümlicher Strenge gegen die Soldaten verfahren sey, und sie durch sie selbst gezüchtigt habe. (Tac. I. 29. f.) Diesen Sinn und Zusammenhang des Ganzen und seiner Theile vor Augen meinen wir, Vellejus habe ungefähr so geschrieben: „Quo quidem tempore ut pleraque gnave (egit) Germanicus, ita Drusus, qui a patre in id ipsum, plurimo quidem igne emicans in Illyrico, incendium militaris tumultus missus erat, prisca antiquaque severitate usus, ancipitia ascivit remedia quam exemplo perniciosa, et his ipsis militum gladiis, quibus obsessus erat, obsidentis coërcuit, singulari adjutore in eo negotio usus Junio Blaeso, etc.“ Was wir nun von unserm Gesichtspuncte aus gegen die Vorschläge Anderer einzuwenden hätten, findet jeder unserer Leser von selbst; wir geben darum nachträglich nur noch einige Bemerkungen zur Rechtfertigung unseres Vorschlags. Die zwey Worte in Illyrico konnten leicht ausfallen, dadurch, daß das Auge des Abschreibers von dem ersten in auf das zweyte durch einen kleinen Sprung abirrte. Wenn nach uns Vellejus von dem Aufstande in Illyricum aussagt, was nach Tacitus mehr von dem in Germanien gelten möchte „plurimo igne emicans,“ so thut er dieß, ohne die Wahrheit empfindlich zu verletzen (denn in der That war man in Rom über beyde Aufstände und über den Illyrischen besonders der Nähe wegen in nicht geringer Bestürzung, so daß Vellejus eben so richtig diesen, wie Tacitus jenen, für besonders bedenklich ansehen konnte) wohl aus dem Grunde, um dadurch Drusus Verdienste desto höher zu stellen. — Wenn wir den Vellejus sagen lassen: „ancipitia ascivit remedia, quam exemplo perniciosa,“ so glauben wir seinen Sinn zu treffen, da er, wie Tacitus, den Drusus mehr zur Strenge, als zur Nachgiebigkeit geneigt darstellen wollte, und ihn daher strenge, wenn auch bedenkliche Maßregeln den gelindern, aber als böses Beyspiel verderblichen vorziehen ließ. Was aber den Ausdruck anbelangt, so glauben wir ascivit mit Recht so zu construiren wie z. B. Tacitus probare gebraucht hat in dem Worte: „pacem quam bellum probabam“ (Ann. I. 58.); zu dem von uns für timere gesetzten remedia vrgl. man ebenfalls Tac. Ann. I. 29: (alii) fortioribus remediis agendum (censebant); ein Rath, welchen Drusus wirklich sogleich befolgte.

Lib. II. 129, 2. „(Jam quanta cum gravitate) ut senator et judex, non ut princeps, et causas pressius audit? Quam celeriter etc.“ So P. u. A.; Ruhnken läßt et (vor causas) weg; Hr. Orelli merkt an: Sed ea ipsa (copula) judicium praebet alterum membrum excidisse, ut acute perspexit Krause, postque eum Cludius, qui supplendum duxit vel et aequius dijudicat, vel et severius judicat. Vel sic tamen Comparativus pressius arguit excidisse ipsam quoque comparationem, quae latet in vv. quam celeriter. Fuerit igitur: et causas pressius audit quam ceteri et sanctius dijudicat? Quam celeriter etc. Dagegen bemerkt Ref.: Sollte die Wortstellung Lateinisch seyn, so müßte entweder im zweyten Gliede hinter et ein dem causas entsprechendes Substantiv folgen, z. B. et causas et lites vrgl. oder es müßte das erste et hinter causas versetzt werden, so daß et pressius — et sanctius sich entsprächen. Dann scheint pressius in diesem Zusammenhange wenig zu passen; endlich muß, wo ein Ausfall zu ersetzen ist, dieß, so weit es die Natur der Sache erlaubt, auf dem kürzesten Wege geschehen, was man der Interpolation des Hrn. Orelli kaum nachrühmen kann. Ref. glaubt, daß durch „et causas perorat et perorantes audit“ oder etwas ähnliches nachzuhelfen sey. Man vrgl. Tac. Annal. I. 74. s. Die Einwendung wegen Stellung der Copula et dürfte man übrigens uns nicht rückwärts zuschieben, da causas perorat ähnlich einem verb. compos. gleichsam nur ein Wort ist, daher auch causas vor dem folg. perorantes in Gedanken wiederholt werden muß: „et causas – perorat et (causas –) perorantes audit.“

Lib. II. 129, 3. „Qua vi consiliorum suorum ministro et adjutore usus Druso filio suo Maroboduum . . . salubribus consiliorum suorum medicamentis coëgit egredi?“ So P. A. Herr Orelli meynt; „Aeque ab omni veri

similitudine abhorret et bis in eadem clausula Vellejum posuisse vv. consiliorum suorum et inculcata esse posteriore loco, ubi Ruhnkenius ea uncis inclusit, Cludius delevit. Potius prius corruptum esse reor e vv. cogitationum suarum;“ und dieß wird denn wirklich in das Exempl. correct. gesetzt. Nach unserm Dafürhalten mit Unrecht. Die Wiederholung der Worte consiliorum suorum hat so wenig etwas Anstößiges, daß vielmehr ohne sie der Ausdruck der Sache gar nicht bestehen kann. Wir halten dagegen qua vi für verdorben, von dem man kaum weiß, ob man es für sich allein oder in Verbindung mit consiliorum suorum fassen soll, und welches den Worten Suetons (Tiberius 37.) „Quosdam (reges) per blanditias atque promissa extractos ad se, non remisit: ut Maroboduum Germanum etc.“ und noch mehr der Erzählung Tacitus widerspricht, nach welchem (Annal. II. 63.) Marbod, von allem Anhange in Germanien verlassen, selbst seine Zuflucht zu Tiberius nahm. Wir zweifeln kaum, daß wir Vellejus Hand herstellen, wenn wir schreiben: „Quali consiliorum suorum min. et adjutore usus Druso f. s., Maroboduum inhaerentem occupati regni finibus . . . velut serpentem abstrusam terra salubribus consiliorum suorum medicamentis coëgit egredi? — Unser quali . . . . ministro usus Druso filio suo“ entspricht dem vorausgehenden: „quibus praeceptis instructum Germanicum suum etc.“ §. 2. 3.

Lib. II. 130, 3. „Si aut natura patitur aut mediocritas recipit hominum auro deo cum de his queri, quid hic (Tiberius) meruit, primum ut scelerata Drusus Libo iniret consilia? deinde ut Silium Pisonemque tam alterius dignitatem constituit, auxit alterius.“ So P. und A. Hr. Or. setzt in das Ex. corr. für auro deo etc. — „aut ratio deorum cum dis queri;“ für Pisonemque tam alter. etc. „Sil. Pisonemque tam alienatos haberet, quorum alterius etc.“ Was ratio deorum seyn soll, hätte Ref. wenigstens nicht verstanden, wenn nicht Hr. Or. es in der Anmerkung durch „οὐσία, natura“ erklärt hätte; die gewaltige Interpolation andern Theils „alienatos haberet, quorum“ hat Hr. Orelli wenigstens wieder ohne Noth eingeschoben, da sich die Sache viel einfacher abthun läßt. Ref. wenigstens glaubt die ganze Stelle auf folgende Weise in Ordnung bringen zu können: „Si aut natura patitur aut mediocritas recipit hominum de futuro deo cum dis queri, quid hic meruit, primum ut scelerata Drusus Libo iniret consilia? deinde ut Silius cum Pisone, quorum alterius dignitatem constituit, auxit alterius?“ Daß Vellejus in dieser pathetischen Stelle seinen hochgefeyerten Cäsar Tiberius als futurum deum bezeichnet, wird wohl Niemand befremden? Was den letzteren Theil unseres Vorschlags betrifft, so denke man sich die Worte und Sylben in einer alten Handschrift so getrennt und verbunden: Siliuscum Pisoneque cum alterius etc., und man wird leicht begreifen, wie daraus der vulgate Text hervorgegangen: Silium Pisone(m)que (tum) tam alterius etc.

Lib. II. 131, 2. Zum Schlusse seines Werkes betet Vellejus zu den Göttern — Jupiter, Mars, Vesta u. a. — nach P. und A. so: „ — custodite, servate, protegite hunc statum, hanc pacem; eique functo longissima statione mortali destinate successores etc.“ Salmas. rieth: hunc stat., hunc principem; eique etc.; Lipsius: hunc st., hanc pacem, hunc principem, eique etc. Letzteres setzt Hr. Orelli in sein Ex. correctum. Referent ist der Meynung, daß das matte und selbst störende ei beseitigt und dafür principi in den Text gebracht werden müsse, so: „ — protegite hunc statum, hanc pacem; principique functo longissima statione mortali destinate successores quam serissimos, sed etc.“

Nachdem wir Hrn. Orelli an einer Reihe von Stellen aus Anfang, Mitte und Ende seines Buches zur Genüge bewiesen zu haben glauben, daß er auch — theils in der Aufnahme fremder, theils in der Erfindung eigener Conjecturen und namentlich in verschiedenen zur Herstellung eines Exemplar correctum gemachten Interpolationen nicht sonderlich glücklich gewesen sey, gehen wir zur Beurtheilung der andern uns vorliegenden Schriften über, die uns von selbst Veranlassung darbieten werden, auch noch über andere Puncte seines Werkes unser Urtheil abzugeben.

(Dritter Artikel folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

Bekanntlich hat der Graf Franz Heinrich von Bridgewater, der im Februar 1829 starb, in seinem Testamente die Verordnung gemacht, daß von seinem Vermögen die Summe von achttausend Pfund Sterling verwendet werden sollte zur Publication eines Werkes über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, geoffenbaret in der Schöpfung, und daß der Präsident der Königlichen Gesellschaft zu London die zur Abfassung eines solchen Werkes tüchtigen Gelehrten auszuwählen hätte. Es gelang demselben, acht ausgezeichnete Schriftsteller für diesen Plan zu gewinnen, so daß das ganze Werk, welches den Titel führt: The Bridgewater Treatises on the power, wisdom and goodness of God as manifested in the creation, nunmehr in acht Abtheilungen erscheint. Die eine von diesen hat der berühmte Geognost Buckland übernommen, und sie in einer Weise ausgeführt, daß des edlen Grafen Absicht aufs Vollständigste erreicht worden ist, und das Andenken Beyder mit rühmlicher Anerkennung auf die Nachwelt übergehen wird.

Der Verf. befaßt sich in vorliegender Schrift hauptsächlich mit der Betrachtung der urweltlichen organischen Ueberreste, so daß von der Geognosie gerade nur so viel abgehandelt wird, als ihm zum Verständniß der Lagerungsverhältnisse der Petrefakten nothwendig erscheint. Das ganze Werk besteht aus 2 Bänden, von denen der erste in 24 Kapitel abgetheilt ist.

Das erste Kapitel befaßt sich mit der Erörterung des Begriffs und des Umfangs der Geognosie.

Das zweyte Kapitel zeigt die Uebereinstimmung der geognostischen Entdeckungen mit der heiligen Schrift, und ist, der Absicht der ganzen Unternehmung gemäß, mit Ausführlichkeit behandelt. Es ist wohlthuend, einen ausgezeichneten Gelehrten über eine ernste Sache mit solcher Entschiedenheit und heiliger Scheue sich aussprechen zu hören, als es hier geschieht; zumal in einer Zeit, wo Schriftsteller aller Art mit einer, Leichtfertigkeit, zum Theil auch mit einer Frivolität und Ruchlosigkeit, über das geoffenbarte Wort Gottes herfallen, als ob dasselbe ein Werk thörichter Menschen, und nicht die Kundmachung der ewigen Liebe und Weisheit wäre. Nicht genug, daß wir eine Menge Theorien über den Ursprung der Welt, des Menschen, der Sprachen haben, ohne daß es den meisten Urhebern derselben eingefallen wäre, auch nur einmal die Frage sich zu stellen, ob sie denn hiebey in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift stehen oder nicht; wir haben es in unsern Tagen erlebt, daß Leute aus allerley Ständen und von sehr verschiedenen Geistesgaben sich daran gemacht haben, das alte Testament, namentlich aber die Genesis, als ein Buch voll Irrthümer, Widersprüche, Mythen, frommen Betruges und viel späterer Abfassung darzustellen, so daß unter solchen Umständen, wenn sie wahr wären, es allerdings ein sehr überflüßiges Be-

mühen für Buckland und jeden andern Naturforscher wäre, wollte er es für nothwendig erachten, seine Ansichten von der Weltschöpfung in Uebereinstimmung mit der mosaischen Erzählung zu bringen. Indeß ist es allen diesen Gegnern von den französischen Encyklopädisten an bis auf Ballenstädt und Bohlen herab, die alle mit kecker Frivolität zu Werke gegangen sind, nicht gelungen, irgend ein Argument aufzubringen, das vor einer gründlichen und unbefangenen Prüfung hätte bestehen können. Im Gegentheil, ihre Anfälle haben nur dazu gedient, den bedrohten Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung in seiner unerschütterlichen Festigkeit und Sicherheit aufs Neue zu bewähren, und es hat gerade keiner außerordentlichen Anstrengung bedurft, um diese Angriffe zurückzuweisen, und in ihrer ganzen Blöße und Jämmerlichkeit darzustellen. Für den Naturforscher, der gewohnt ist, seine Untersuchungen auf die breite Basis des objectiven Thatbestandes zu gründen, kann es nichts Ungründlicheres geben, als die sogenannte höhere Kritik, wie sie sich vornehm zu nennen beliebt, die mit Aufgebung gesicherter historischer Grundlagen auf rein subjectivem Wege aus innern Gründen heraus und frey von allen Voraussetzungen, wie sie sich rühmt, ausgeht und Consequenzen zieht. Archimed verlangte doch wenigstens, um die Welt zu bewegen, einen festen Standpunct außer ihr; die Hochkritiker dagegen brauchen einen solchen Punct nicht, um das Problem zu lösen.

Als Hardouin *) diese falsch berühmte Kunst der sogenannten höhern Kritik zum erstenmal in Ausübung brachte, und mit nicht geringer Gelehrsamkeit und Scharfsinne den Beweis zu liefern versuchte, daß die meisten ältern Schriftsteller unächt wären, hielten damals alle seine Zeitgenossen den gelehrten Philologen für einen närrischen Sonderling und Grillenfänger. Der revolutionär-rationalistische Standpunct im Leben, wie in der Wissenschaft galt damals noch als so etwas Unerhörtes und Unsolides, daß er es zu keiner Anerkennung bringen konnte. Einer ähnlichen Meynung ist noch jetzt ein großer Theil der ausgezeichnetsten englischen Gelehrten, namentlich auch unter den Naturforschern, und die historischen Grundlagen des Christenthums, wovon die mosaischen Bücher einen sehr wesentlichen Bestandtheil ausmachen, bezweifeln zu wollen, erscheint ihnen nicht minder ungereimt, als ob jemand die Axieme der Mathematik in Frage zu stellen versuchte.

Die Genesis gilt also dem Verf. als ein Theil des untrüglichen göttlichen Wortes, mit dem der Naturforscher nicht in Zwiespalt kommen, auch nicht einmal den Anschein eines Widerspruches auf sich beruhen lassen dürfe.

„Kein vernünftiger Mensch", sagt der gelehrte Verf. (S. 6), „kann es bezweifeln, daß alle Erscheinungen in der Natur ihren Ursprung von Gott herleiten, und Keiner, der glaubt, daß die Bibel Gottes Wort ist, hat Ursache, einen Widerspruch zwischen diesem seinem Worte, und den Ergebnissen von Entdeckungen hinsichtlich der Beschaffenheit seiner Werke zu befürchten."

Gleichwohl, bemerkt der Verf., betrachteten manche fromme und gelehrte Männer, die mit den Naturwissenschaften nicht hinlänglich vertraut seyen, dieselben mit Mißtrauen und Zweifel, wovon er die nähere Veranlassung folgendermassen bezeichnet:

„Diese Zweifel und Schwierigkeiten rührten von den durch die Geognosie gemachten Aufschlüssen über den Verlauf sehr langer Zeitperioden vor der Erschaffung der Menschen her. Männer, welche seit langer Zeit gewohnt sind, den Ursprung des Universums wie des Menschengeschlechts, nach einer Rechnung von ohngefähr sechstausend Jahren zu zählen, nehmen mit Widerstreben eine Behauptung auf, welche, wenn wahr, in ihren Ansichten von der Kosmogonie einige neue Modificationen verlangt."

*) Als unächt, nach dem Standpunct der höhern Kritik, erklärte Hardouin die Oden des Horaz, überhaupt die meisten Klassiker und selbst Kirchenväter; als ächt dagegen nahm er die Satyren und Episteln des Horaz, die Naturgeschichte des Plinius u. A. an. Die sogenannten unächten Schriften ließ er von Mönchen des 13. Jahrhunderts abfassen.

Der Verf. bemüht sich nun im Folgenden zu zeigen, daß die eben erwähnten Ansichten der Geognosten nicht nur in keinem Widerspruche mit der mosaischen Erzählung stehen, sondern im Gegentheile ein helles Licht auf sonst dunkle Parthieen der Schöpfungsgeschichte werfen. Zu diesem Ende geht er auf eine nähere Betrachtung des ersten Kapitels der Genesis ein.

„Verschiedene Hypothesen," sagt der Verf. S. 16, „sind aufgestellt worden, um die geognostischen Erscheinungen in Uebereinstimmung mit dem kurzen Berichte von der Schöpfung in der mosaischen Erzählung zu bringen. Einige versuchten es, die Bildung der geschichteten Gebirgsarten von der Sündfluth herzuleiten; eine Meynung, welche unverträglich ist mit der enormen Dicke und den fast unendlichen Abtheilungen dieser Lager, und mit der zahlreichen und regelmäßigen Folge von thierischen und vegetabilischen Ueberresten, die immer mehr von lebenden Arten abweichen, in je tieferen Schichten wir sie eingeschlossen finden. Die Thatsache, daß eine große Menge dieser Ueberreste zu ausgestorbenen Gattungen und fast alle zu ausgestorbenen Arten gehören, daß sie an oder nahe an diesen Orten, wo sie nun gefunden werden, lebten, sich vermehrten und starben, zeigt an, daß die Lagen, in welchen sie vorkommen, langsam und allmählig, während langer Zeitperioden und in sehr weit auseinander liegenden Zwischenräumen, abgesetzt wurden. Diese ausgestorbenen Thiere und Pflanzen können daher keinen Theil von der Schöpfung ausgemacht haben, mit welcher wir unmittelbar verbunden sind."

Diese Meynung, nach welcher die Thier- und Pflanzenwelt, die wir gegenwärtig in den Gebirgen antreffen, sämmtlich erst in der Sündfluth zu Grunde gegangen wäre, mithin auch sämmtliche geschichtete Gebirgsarten bis hinab zu den Uebergangsgebirgen, erst während dieses Zeitraumes sich gebildet hätten, ist allerdings von einer solchen Art, daß sich nicht leicht ein Geognost hiezu mehr verstehen kann. Ueberhaupt deuten viele Thatsachen an, daß die Sündfluth keine so gewaltigen und universellen Umänderungen in der geognostischen Beschaffenheit der Erd-Oberfläche veranlaßt hat, als man mitunter angenommen hat. Selbst die heilige Schrift scheint für eine solche Ansicht zu sprechen, da unter den Flüssen vor der Sündfluth bereits der Phrat (Euphrat) und Hidekel (Tigris) genannt werden.

„Andere stellten die Muthmassung auf, daß diese Lager auf dem Grunde der See während des Zwischenraumes zwischen der Schöpfung des Menschen und der Sündfluth gebildet worden wären, und daß zur Zeit der Letzteren Theile der Erdkugel, welche früher als antediluvianische Kontinente über dem Meeresspiegel lagen, allmählig untersanken, während der alte Meeresgrund sich an ihre Stelle erhob. Auch dieser Hypothese legen die Thatsachen, welche ich später anführen werde, unübersteigliche Hindernisse in den Weg."

Mit dem Verf. ist Ref. einverstanden, daß diese Ansicht aller sichern Begründung ermangle, und daher zu verwerfen sey.

„Eine dritte Meynung ist von gelehrten Theologen und Geognosten ausgesprochen worden, daß man sich nämlich die Tage der mosaischen Schöpfungsgeschichte nicht von derselben Länge als gegenwärtig zu denken habe, sondern als successive Perioden, jede von grosser Ausdehnung, und man hat behauptet, daß die Folgenreihe der organischen Ueberreste einer frühern Welt mit der Ordnung in der Schöpfungsgeschichte der Genesis übereinstimme. Diese Behauptung, obwohl in einem gewissen Grade offenbar richtig, ist doch nicht völlig durch geognostische Thatsachen unterstützt, seitdem es scheint, daß die ältesten Meerthiere in denselben Schichten der untersten Uebergangsformationen zugleich mit den ältesten Pflanzenüberresten auftreten, so daß man hiernach annehmen möchte, als ob der Ursprung der Pflanzen und Thiere gleichzeitig gewesen wäre. Sollte ja eine vegetabilische Schöpfung der thierischen vorangegangen seyn, so sind wenigstens hiefür noch keine Anzeigen durch geognostische Untersuchungen erlangt worden. Doch gibt es, wie ich glaube, kein kritisches oder theologisches Bedenken, das Wort „Tag" für eine lange Periode zu nehmen; allein es erscheint eine solche Ausdehnung, in so ferne sie den Text der Genesis mit physikalischen Erscheinungen in Uebereinstimmung bringen soll, nicht als nothwendig, wenn sich zeigen läßt, daß die durch die geognostischen Phänomene angedeutete Zeit in dem unbestimmten Intervallum gefunden werden kann, welches der Angabe des ersten Verses folgt."

(Fortsetzung folgt.)

A. Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

Wir werden vom Verfasser gleich Anfangs nach Aegypten versetzt; das Tagebuch seiner Reise beginnt in Cairo und zwar mit dem Monat März 1833. Wie unser reisender Engländer dorthin gekommen, erfahren wir nicht, es ergibt sich aber im Verfolge seiner Erzählung, daß er früher Griechenland und Italien besuchte, ausgerüstet mit archäologischen Kenntnissen und belesen in den Alten. Ebenso belesen ist er in italienischen und spanischen Schriftstellern; nicht zu gedenken, daß er seinen großen Shakespeare kennt. Die Bibel ist ihm gegenwärtig, er schenkt ihr vollen Glauben. Leiblich muß Hr. Monro eben so gut ausgerüstet seyn, wie geistig; er ist durch keine Strapazen zu ermüden, was er a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul nennt, war ein Ritt durch Syrien und fast in der Diagonale Kleinasiens vom issischen Meerbusen nach Constantinopel, ein Ritt auf Postpferden, welcher sich fast mit dem berühmten Karls des Zwölften von Bender nach Stralsund messen kann. Wir wollen unserm Reisenden auf seinen Kreuz- und Querzügen folgen.

Von Cairo geht er nach Lesbeh (El Esbeh) nahe Damiette, und fährt mit einem ungeschickten Schiffer über Kaipha am Carmel nach Akre. Die meisten Reisenden, welche Palästina besuchen, landen hier, noch öfter in Jaffa; etwas langweilig ist es für den, welcher viele palästinasche Reisebeschreibungen liest, daß fast Alle ganz dieselben Wege einschlagen. Von Jaffa geht es z. B. nach Jerusalem, von da nach Jericho und Bethlehem, vielleicht nach Hebron, dann zurück auf Jerusalem, über Sichem nach Nazareth, auf den Tabor, hinab nach Tiberias am See und dann weiter auf Damaskus — oder auch über Baalbek und die Cedern des Libanon zur Küste des alten Phöniciens am Mittelmeere. Dieselben Ruinen, Cisternen, Quellen u. s. w. werden von allen Reisenden besucht, von allen beschrieben; ja selbst dieselben Ueberraschungen wiederholen sich, — wie etwa an bestimmten Stellen professorischer Vorlesungen dieselben Witze wiederkehren. So wurden viele Jahre hindurch alle Reisenden regelmäßig zwischen Ramla und Jerusalem vom Wegelagerer Abu Gosch angefallen, bis Ibrahim Pascha diesen interessanten Ueberraschungen dadurch ein Ende machte, daß er den Araber nach Akre zur Schanzarbeit sandte. Nur wenige Reisende unterschieden sich von den übrigen dadurch, daß sie die betretenen Wege verließen, und auf ungebahnten Pfaden Untersuchungsreisen machten; unter diesen stehen Seetzen, Burkhardt und Laborde oben an.

Unser Reisender hat nun in Palästina ebenfalls, mit geringer Ausnahme, das so oft Besuchte und Beschriebene besucht und beschrieben. Dennoch langweilt er uns durchaus nicht, weil er Vielem eine neue Seite abgewinnt und durch einen unbesieglichen Humor anzieht. Vorzüglich kommt ihm aber die Zeit zu statten, in welche seine Reise fällt, die Zeit, da Ibrohim Pascha so eben Syrien erobert hat, und nicht nur die Herrschaft des türkischen Sultan Muhammed, sondern auch die des Propheten Muhammed und seines Korans erschüttert ist und gewaltsam die stabilen Sitten, der Glaube, die Ansichten der Muhammedaner des Orients verletzt, ja mit Füssen getreten werden. Wir wollen später Belege hievon geben, und kehren zu unserm Reisenden nach Akre zurück.

Durch die sechsmonatliche Belagerung Ibrahims war diese Stadt entsetzlich zerstört; alle Bewohner der Umgegend wurden aufgeboten, um zu ihrer Wiederherstellung auf Befehl des Pascha Hand anzulegen. So mußte Nazareth Bauholz und Kalk liefern, auch 30 Arbeiter stellen; in Harun, einem Dorfe unweit Saphet rief ein Ausrufer den Befehl Ibrahims aus, 600 Oliven- und Kirschbäume nach Akre zu Anpflanzungen zu schaffen. Da in diesem Dorfe alle Maulesel und Pferde für das Heer des Pascha in Beschlag genommen waren, so mußten jene Bäume 6 Stunden weit von Menschen getragen werden.

Von Akre ging der Verf. auf den Carmel, wo er das früher zerstörte Kloster neu aufgebaut und in demselben drey Franzosen und einen Italiener „employés of the Pacha“ fand; die französische Fahne wehte auf dem Hause. Vom Carmel verfolgte er den gewöhnlichen Küstenweg über die Ruinen von Cäsarea Palästina nach Ramla. Auf diesem Wege geschah es, daß Monro sich Abends nach seinem Esel umthat und ihn ohne Futter fand. Da er den Führer fragte, wie das komme, antwortete dieser, der Esel sey so stark und gut, daß er auch ohne zu fressen arbeite. Als der Esel nun Bohnen erhielt, mochte er doch nicht draußen im Dunkeln fressen, desto besser griff er zu, als er auf Monros Befehl in das Zelt gebracht wurde, und streckte sich dann zwischen die Reisenden. Der Führer, durch den Esel genirt, schimpfte ihn: Schwein! Ungläubiger! und drohte, er werde ihm in den Bart spucken.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Fortsetzung.)

Hiemit kommt nun der Verf. (S. 19) auf seine eigene, bereits in seiner Inaugural-Vorlesung vom Jahre 1820 ausgesprochene Hypothese,

„welche das Wort „„im Anfange,““ von Moses im ersten Vers der Genesis gebraucht, als den Ausdruck einer unbestimmten Zeitperiode ansieht, welche der letzten großen Veränderung, die die Oberfläche der Erde erlitt, und der Schöpfung ihrer gegenwärtigen thierischen und vegetabilischen Bewohner vorausging; einer Periode, während welcher eine lange Reihe von Operationen und Revolutionen erfolgt seyn mochte, die als in gar keinem Zusammenhange mit der Geschichte des Menschengeschlechts, von dem heiligen Schriftsteller mit Stillschweigen übergangen wurden.“

In diese Zeit hinein verlegt also der Verf. den Untergang der ältesten organischen Welt und die Bildung der Gebirge. Auch viele ältere Theologen, bis hinauf zu den Kirchenvätern, sind der Meynung, daß der erste und zweyte Vers der Genesis nicht den Anfang der folgenden sechs Schöpfungstage, sondern die Angabe eines selbstständigen früheren Schöpfungsaktes enthalte. Einige, wie Augustin und Theodoret meynen, daß in diesen beyden Versen von der Erschaffung der Materie, Andere der Elemente die Rede sey; Episcopius und Manche vermuthen, daß die Schöpfung und der Fall der bösen Engel in diesem Zeitraume erfolgt sey. Diese Meynungen, welche dem Verf. mit andern interessanten Bemerkungen von Pusey, dem Professor der hebräischen Sprache zu Oxford, mitgetheilt wurden, führt er zur Bestätigung an, daß er mit seiner Erklärung keine der Bibel widersprechende Neuerung beabsichtige.

„Der erste Vers der Genesis scheint daher ausdrücklich von der Schöpfung des Universums zu gelten. „„Der Himmel““ umfaßt die siderischen Systeme, und „„die Erde““ zeigt spezieller unseren eignen Planeten, als den nachfolgenden Schauplatz der Wirkungen der sechs Tage an. Keine Nachricht ist von dem gegeben, was auf dieser Erde, die mit der Geschichte des Menschen noch nicht in Verbindung war, zwischen der Erschaffung ihrer sie zusammensetzenden, im ersten Verse erwähnten Materie und der Zeit, zu welcher ihre Geschichte im zweyten Vers vorgerückt ist, sich zugetragen haben mochte; noch ist eine Zeitbegrenzung angemerkt, während welcher diese zwischenliegenden Ereignisse vor sich gegangen seyn können: Millionen von Millionen Jahren mögen den unbestimmten Zeitraum zwischen dem Anfange, in welchem Gott Himmel und Erde erschuf, und dem Abend, oder dem Anfang des ersten Tages der mosaischen Erzählung ausgefüllt haben.“

So scheidet also der Verf. die anfängliche Erschaffung von einer späteren, welche in den sechs Tagen vollendet wird.

„Der zweyte Vers mag den Zustand der Erde am Abend des ersten Tages bezeichnen (denn nach der jüdischen, von Moses gebrauchten Zählungsweise wird jeder Tag vom Anfang eines Abends bis zu dem des andern Abends gerechnet). Dieser erste Abend läßt sich als das Ende der unbestimmten Zeit betrachten, welche der anfänglichen, im ersten Verse angekündigten Erschaffung folgt, so wie als der Anfang des ersten der sechs aufeinander folgenden Tage, in welchen die Erde zugerichtet und bevölkert wurde, auf eine Weise, wie sie für die Aufnahme des Menschengeschlechts geeignet war. Wir haben in diesem zweyten Verse eine bestimmte Erwähnung von Erde und Wasser, als bereits vorhanden und in Finsterniß ge-

hüllt; ihre Beschaffenheit ist als ein Zustand von Wüste und Leere (tohu va bohu) angegeben; Worte, welche gewöhnlich durch den vagen und unbestimmten griechischen Ausdruck „Chaos“ übersetzt werden, und die man geognostisch als die Bezeichnung der Trümmer und Ruinen einer frühern Welt betrachten kann. Mit diesem zwischenliegenden Zeitpuncte sind die vorangehenden, unbestimmten geognostischen Perioden geendigt, eine neue Ordnung der Dinge beginnt, und das Werk des ersten Morgens dieser neuen Schöpfung war die Hervorrufung des Lichts aus einer temporären Finsterniß, welche über die Ruinen der alten Welt sich ausgebreitet hatte.“

Zur weitern Erläuterung und Bestätigung seiner Ansichten fügt der Verfasser noch Folgendes hinzu:

„Wir haben von dieser alten Erde und dem alten Meere eine weitere Erwähnung in dem neunten Verse, in welchem dem Wasser befohlen wird, sich an besondern Orten zu sammeln, und dem trocknen Lande zu erscheinen. Dieses trockne Land ist dieselbe Erde, deren materielle Erschaffung im ersten Verse angezeigt ist, und deren temporärer Untergang und Verfinsterung im zweyten Verse beschrieben sind. Die Erscheinung von Land und die Sammlung des Wassers sind die einzigen Thatsachen, die hinsichtlich ihrer im neunten Verse bestätigt werden; aber weder vom Land, noch vom Wasser, wird es gesagt, daß sie am dritten Tage erschaffen worden seyen.“

Es kann wohl dem Verf. nicht streitig gemacht werden, daß die so eben vorgetragenen Ansichten in mehreren Beziehungen das geognostische Verständniß der Schöpfungsgeschichte erleichtern. Namentlich wird durch dieselben eine Schwierigkeit gehoben, die nach der gewöhnlichen Erklärung nicht zu beseitigen wäre. Sollen nämlich die fossilen Thierüberreste, wie wir sie in der Uebergangs- und Flötzzeit finden, die ältesten Denkmale von der Thierwelt seyn, die am fünften Tage erschaffen wurde, so sieht man die Möglichkeit nicht ein, wie sie in jene Schichten gerathen konnten, da das feste Land bereits am dritten Tage seine Bildung vollendet hatte. Das Unmögliche fällt aber weg, sobald man mit dem Verf. jene Thierwelt der Gebirge einer Weltperiode zuschreibt, die vor den sechs Schöpfungstagen abgelaufen ist. Unter dieser Voraussetzung wird es auch nicht mehr befremden, daß man unter jenen Versteinerungen so viele seltsame, in die jetzige Ordnung der Dinge gar nicht mehr recht hineinpassende Geschöpfe, wie Ichthyosauren, Plesiosauren, Pterodactylen, Iguanodonten, Orthoceratiten, Trilobiten ꝛc. findet. Es wird alsdann begreiflicher, warum der größte Theil dieser Versteinerungen nicht blos specifisch, sondern gewöhnlich selbst generisch von der jetzt lebenden organischen Welt abweicht. Auch braucht man bey einer solchen Annahme den Tagen keine größere Länge einzuräumen, als sie gegenwärtig haben.

Aller dieser Vorzüge ungeachtet, welche die Bucklandische Ansicht zur Erklärung der mosaischen Schöpfungsgeschichte vor andern voraus hat, kann Ref. doch nicht zu ihrer Annahme sich verstehen. Es widerstreiten ihr zwey Gründe: ein sprachlicher und ein geognostischer. Versetzt man nämlich mit dem Verf. die Bildung der Gebirge in eine Zeit, welche den sechs Schöpfungstagen vorausgieng, so drückt der zweyte Vers der Genesis den Uebergang der früheren Weltperiode in die gegenwärtige aus, die mit dem dritten Verse beginnen würde. Alsdann müßte man dem hajetah des zweyten Verses, das unsere Uebersetzungen durch „war“ geben, die Bedeutung wurde unterlegen, wodurch nicht allein die beyden letzten von den drey Sätzen, aus welchen dieser Vers besteht, eine gezwängte Bedeutung erhalten, wie sie die hebräische Sprache leicht zu vermeiden gewußt hätte, sondern es wäre hier auch eine Zweydeutigkeit gelassen, die eben so gut eine Entwicklung als eine Umwandlung bedeuten könnte; eine Unentschiedenheit, welche man aus dem Texte heraus nicht zu lösen vermöchte, und daher nicht voraussetzen darf. *)

*) Wenn man ganz beziehungslos fragt, ob das Wort hajetah gleich gut war und wurde heissen kann, so ist zu antworten: ja. Wenn man aber fragt, ob dieses Wrt 1. Mos. 1, 2. durch war oder wurde übersetzt werden müsse, so kann an dieser Stelle keine

In geognostischer Beziehung ist gegen Buckslands Ansicht einzuwenden, daß er nicht blos die Bildung der Uebergangs- und Flötzformationen, sondern auch die der tertiären und Diluvial-Ablagerungen mit allen ihren organischen Einschlüssen einer Epoche zuschreibt, die vor der Geschichte des Menschengeschlechtes liegt. Daß hingegen erhebliche Gründe sich aufbringen lassen, daß namentlich die Tertiär- und Diluvialgebilde einer Zeit angehören, in welcher die am fünften Tage geschaffene Thierwelt bereits vorhanden war, wird Ref. bald nachher zu erweisen sich bemühen. Auch darf der Umstand nicht übersehen werden, daß wiewohl die ältern Formationen hinsichtlich ihrer organischen Ueberreste zunächst durch eine Menge ungewöhnlicher, ausgestorbener Formen charakterisirt werden, doch bereits in den Uebergangsgebirgen Gattungen von Zoophyten und Conchylien gefunden werden, wie sie noch gegenwärtig unseren Meeren inwohnen. Indem die Menge solcher Gattungen in den folgenden Formationen wächst, wird es um so unwahrscheinlicher, daß diese Organismen aus einer Weltperiode herrühren sollen, die der jetzigen gänzlich fremd ist und mit ihr in keinem Zusammenhange steht.

Um diesen Uebelständen der Buckland'schen Erklärung zu entgehen, und doch ihre Vorzüge sich anzueignen, glaubt Ref. folgenden Weg einschlagen zu müssen. Die Genesis erzählt, daß die organische Welt nach der Bildung des festen Landes geschaffen worden, und zwar die Thiere am 5. und 6ten Tag, die Pflanzen am 3ten Tage, unmittelbar nach der Scheidung des Trockenen vom Wasser. Dieses Trockene ist die Oberfläche der jetzigen Erde mit ihren Hochgebirgen, am 3ten Tage vollendet, und zwar noch vor dem Werden der organischen Welt, die bis in unsere Zeiten fortlebt. Woher rühren nun aber jene Organismen, die gleichwohl als Einschlüsse in den Gebirgen sich finden? Aus welcher Periode stammen diese letzteren selbst her?

Nach des Ref. Bedünken beginnt der Anfang ihrer Bildung mit dem 2ten, und ihr Ende mit dem 10ten Verse, und zwar gleichzeitig für die unorganische als organische Welt. Als der Geist Gottes über dem Wasser schwebete, wurde das Chaos zu einer lebendigen Bildungsthätigkeit erregt, und aus ihm gieng nun das feste Land mit den Organismen hervor, die wir gegenwärtig im versteinerten Zustande in demselben wahrnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

---

andere Uebersetzung, als die durch war für richtig erklärt werden. Wer den sehr geregelten Satzbau der hebräischen Sprache nicht außer Augen läßt, der erkennt mit Sicherheit, daß 1 Mos. 1, 2. durchaus nicht erzählt, (wie dieß dagegen z. B. 3, 4, 5. ꝛc. der Fall ist), sondern schildert, ein im Lauf der Rede berührtes Glied schildernd ausmalt. Ferner, der Vers besteht aus drey Sätzen: 1) die Erde war wüste und leer, 2) Finsterniß auf der Fluth, 3) der Geist Gottes schwebend (im Hebräischen das Participium!) über dem Gewässer. Diese 3 Sätze haben einerley logischen und grammatischen Bau. In dem zweyten und dritten Satze sind Subject und Prädicat ganz einfach und ohne ausdrückliche Bezeichnung der Copula (ist, war) nebeneinander gestellt. Aus dem ersten Satze setzt sich die Wirkung des hajetah als die Copula (war) fort in den zweyten und dritten Satz. Die Uebersetzung durch wurde würde auf diese beyden Sätze nicht passen, und alles Ebenmaaß stören. Endlich hat der Hebräer Mittel, den Begriff werden zu etwas deutlich und bestimmt auszudrücken, dadurch nämlich, daß er seyn, oder werden zu mit Hülfe einer Präposition (le) sagt, z. B 1 Mos. 2, 7 »und also ward der Mensch eine lebendige Seele« heißt es im Hebräischen »zu (le) einer lebendigen Seele«. So würde er gewiß hier diesen Wende- und Angelpunct nicht so versteckt, gleichsam absichtlich in Schatten gestellt haben, sondern um so mehr deutlich und bestimmt ausgedrückt, da der Lesende nicht durch die Natur der Sache darauf geführt werden konnte, hier anstatt einer Entwickelung des ersten Verses, eine Degeneration zu lesen. —

(Vorstehende Note ist mir gefälligst von einem mir befreundeten Philologen mitgetheilt worden).

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Zwischen Ramla und Jerusalem kam der Verf. durch ein, an den Abhang eines Berges angebautes Dorf, dessen flache Dächer sich zuweilen so in den Weg verliefen, daß sie von diesem kaum zu unterscheiden waren. Dasselbe fand Monro auch an andern Orten, z. B. in Nazareth und Saphet, und fast überall Stiegen an den Aussenseiten der Häuser angebracht, welche vom Dache unmittelbar auf die Straße führen. Das erkläre, sagt Monro, den Befehl Christi: wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder, etwas aus seinem Hause zu holen. Matth. 24, 17.) Ohne sich damit aufzuhalten, eine Treppe im Hause hinabzusteigen, um etwas von ihrer Habe zu retten, sollten sie auf jenen äußern Stiegen eilends unmittelbar vom Dache auf die Straße fliehen.

Den Anblick von Jerusalem beschreibt der Verf als unbeschreiblich melancholisch; über graue kahle Felsen sieht er die Mauer der Stadt, über welche einige türkische Moscheen hinwegragen. Nicht ein lebendiges Geschöpf ließ sich außerhalb der Stadt sehen; keine Spur von Vegetation, einige knorrige Oelbäume ausgenommen, es herrschte eine Todtenstille. Unter den vielen Merkwürdigkeiten Jerusalems beschreibt der Verf. den schon oft mit Indignation von Katholiken wie von Protestanten beschriebenen abscheulichen Skandal in der Kirche des heiligen Grabes, da Geistliche der Griechen und Armenier am Osterabend vorgeblich himmlisches Feuer aus dem heiligen Grabe herausbringen. Ein spanischer Mönch zeigte dem türkischen Musellim zur Erklärung der Sache ein chemisches Feuerzeug, was diesem ganz neu und unbegreiflich war.

Am Osterdienstag begleitete der Verf. die alljährliche gewöhnliche Pilgerkaravane zum Jordan. Er erwähnt in der Ebene von Jericho Wasserleitungen und andere Ruinen, welche zu den Bauwerken Herodes des Großen gehören mögen, wie Monro schon auf Cypris und Phasaelis hinweist. Ueber jene Ebene ritt er an das todte Meer, in welchem er sich mit 6 andern Engländern badete und alte Beobachtungen bestätigte. Beym Schwimmen war es kaum möglich, die Füsse unter das Wasser zu bringen; trat man in aufrechter Stellung ins Wasser, so ragten noch die Schultern aus demselben heraus; einer, der nicht schwimmen konnte, lag wie ein Kork auf der Wasserfläche; Untertauchen verlangte große Anstrengung. Nebel aber nicht Rauch erhob sich über den See. Gegen die unbiblische Hypothese Volney's, daß Sodom und Gomorra durch einen Vulkan untergegangen seyen, erklärt sich der Verf. eben so gründlich als kräftig. Den Strabo hätte er kaum zu berücksichtigen gehabt, da dieser ja das todte Meer mit dem ägyptischen Sirbonis verwechselte, überhaupt vielfach große Unkenntniß Judäas verräth.

Einen zweyten Ausflug machte der Verf. aus Jerusalem nach dem 7 Stunden entfernten, von Weinbergen umgebenen Hebron. Er besuchte dort das Felsengrab der 3 Erzväter, abgesondert von den übrigen zeigte man ihm Esau's Grabmal und Abners, welchen letzteren sein Führer den Admiral Davids nannte. (Vgl. 2 Sam. 3, 32.) Auf dem Rückwege besah Monro die 3 Teiche Salomos, aus welchen durch eine irdene Röhrenleitung Jerusalem mit Wasser versehen wird, er besuchte auch Bethlehem.

Dann verließ der Verf. Jerusalem und ging über Sichem nach Nazareth. Auf den Höhen der Nordwestseite Jerusalems waren Zelte der Aegypter aufgeschlagen, dort wo Titus bey der Belagerung der Stadt sein Lager hatte. Ueber meist ödes kahles Bergland führt die Straße in das schöne Thal, in welchem Sichem unter Fruchtbäumen und Rosen zwischen den Bergen Ebel und Garizim liegt. Von da läuft der Weg meist in Felsenthälern, bis man den Dschennin das Ende des alten Gebirges Ephraim erreicht und die weite vom Kison durchströmte Ebene Jesreel sich ausbreitet, jenseits welcher sich das Bergland Galiläas, vor allem der schöne Thabor erhebt; südlich von diesem steht isolirt der kleine Hermon in der Ebene selbst. Der Verf. hält einen Bach, welcher bey Dschennin aus dem Gebirg Ephraim in die Ebene Jesreel läuft, für die Hauptquelle des Kison, im Widerspruch mit Hieronymus und Wilhelm von Tyrus, die einen am Thabor entspringenden Bach für diese Hauptquelle halten. — Die Reise geht nordwärts über die Ebene Jesreel nach Nazareth. Der Verf., welcher früher Loreto sah, theilt aus einem, im Jahre 1828 gedruckten französischen Buche, die Geschichte des Hauses der Maria mit, jedoch ohne die nöthige Erwähnung der Nachrichten, welche Hieronymus, Arculf, Beda u. A. geben. Von Nazareth aus wird der Thabor besucht und eine genaue Beschreibung der dortigen Kloster-, Kirchen- und Festungsreste gegeben. Dann geht unser Reisender über Cana nach Tiberias, längs dem See Genezareth auf Migdol, (das alte Magdasa), Scheikh Said (Bethsaida), wo er nur wenige Ruinen findet; von Bethsaida führt ein Felsenweg nach Telhum.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Fortsetzung).

Diese organischen Formen der Gebirge aber von einer andern Zeit, wie von einem andern Bildungstypus als die gegenwärtigen, darf man sich nicht als Thiere oder Pflanzen der gewöhnlichen Zeugung denken; „es waren," wie Schubert *) sehr bezeichnend sich ausdrückt, „die unmittelbaren Ausgeburten einer Schöpferkraft, welche bey jedem Pulsschlage ihres Bewegens eine Fülle des mannigfaltigsten Lebens über die Sichtbarkeit ergoß." Diese Ansicht läßt sich nicht unschwer rechtfertigen. Bekanntlich charakterisirt die neueste Geognosie ihre Formationen vielmehr nach den eingeschlossenen Petrefakten, als nach dem mineralogischen Bestande; ja einzelne Schichten einer Formation erhalten von einer charakteristischen Petrefaktenart sogar den Namen. Was ist hiemit anders ausgesprochen, als daß die Beschaffenheit einer Felsart in genetischer Beziehung zu der Natur ihrer organischen Formen steht, so daß die eine vom Wechsel der andern abhängig ist. Man hat sich also die Einlagerung der organischen Geschöpfe in die Gebirgsarten nicht so zu denken, als ob jene in den Urgewässern ursprünglich vorhanden gewesen, und von den späteren Niederschlägen der Erdmassen erst zufällig umhüllt worden wären; eine solche Annahme muß es unerklärt lassen, warum gewisse Thierarten an gewisse Schichten gebunden sind, überall sich einstellen, wo diese vorhanden, überall fehlen, wo diese nicht auftreten. *)

*) Die Geschichte der Natur. I. S. 487. Vergl. überhaupt daselbst die §§. 26 und 27.

*) Wo man z. B. den Ammonites nodosus, Aviculites socialis, Encrinites liliformis etc. findet, darf man sicher seyn, den Muschelkalk vor sich zu haben. Eben so bezeichnet Ammonites costatus, serpentinus, Belemnites acuarius, Gryphites Gigas und Cymbium den Liaskalk, Ammonites planulatus, Belemnites semisulcatus etc. den Jurakalk. Besondere Aufmerksamkeit in dieser Beziehung verdient die isolirte Formation der lithographischen Schiefer, welche sich als ein schmaler Streifen von Pappenheim bis Kehlheim zieht. In dieser liegt ein außerordentlicher Reichthum von Versteinerungen, von denen die meisten dieser Bildung so eigenthümlich sind, daß sie weder in den unterliegenden, noch in den am östlichen Ende überliegenden Gebirgsarten vorkommen. Man sucht diese auffallende Erscheinung dadurch zu erklären, daß man die Schiefer in einem Becken sich präcipitiren läßt, welches mit den Organismen, die man jetzt fossil antrifft, erfüllt gewesen seyn soll; das Niederfallen der Schichten in diesem Teiche hätte die Ausrottung seiner Organismen zur Folge gehabt. Eine solche Ansicht ist jedoch ganz irrig, denn wer nur von Weissenburg nach Ingolstadt die Formation durchschneidet, sieht, daß die lithographischen Schiefer bloß die Kuppen der Berge bilden, also gerade das Gegentheil von jener beckenartigen Ablagerung zeigen. Warum hat nun bloß der schmale Streifen, den der lithographische Schiefer bildet, eine solche Fülle von eigenthümlichen Versteinerungen, und warum nicht seine breiten Unterlagen, der Juradolomit und Jurakalk; warum nicht die ihn überlagernden Felsarten, wie der Grünsandstein mit seinem Kreidemergel?

Wären die organischen Formen überhaupt bloß von den sich präcipitirenden Schichten später umhüllt worden, so ist nicht einzusehen, warum jene nicht durch eine große Reihe von Schichten hindurchgehen, da diese nicht wie die Schalen einer Zwiebel um die Erdkugel herum sich legen und also eine organische Entwicklungsreihe nach der andern vertilgen konnten, sondern im Gegentheil jede geognostische Formation durch große Zwischenräume, je nach den Gebirgsindividuen auseinander gerissen ist, in welchen Räumen wenigstens die beweglichen Thiere sich dem Untergange hätten entziehen können, bis sie von spätern Niederschlägen vielleicht auch ereilt worden wären.

Die Erzeugung und Einhüllung dieser organischen Formen mag anderer Art gewesen seyn, als die so eben besprochene Ansicht es meynt. Als die chaotische Masse durch die schöpferische Lebenskraft erregt, sich zu differenziren anfieng und eine Mannigfaltigkeit von Bildungen sich zu regen begann, gestalteten sich aus ihr in allmähliger Reihenfolge die Grundlagen der vielerley geognostischen Formationen, von welchen ein Theil den in ihm schlummernden Keim organischer Lebenselemente nicht zu entwickeln vermochte, während in einem andern Theile alle hiezu günstigen Bedingungen vorhanden waren, so daß, gleichzeitig mit der Entfaltung der unorganischen Gebilde, ein buntes Gewimmel organischer Formen entstand, eben so vielfach, als es die Grundlagen selbst waren, aus deren Schooße sie hervorgingen, und deren Natur auf ihre eigene determinirend eingewirkt hatte. Um einen Vergleich zu gebrauchen, mag man sich diesen Scheidungs- und Bildungs-Proceß ungefähr von der Art denken, wie er in einem Korallenev vor sich geht, von dem ein Theil zum erdigen Korallenstamm, ein anderer zum thierischen Polypen sich ausbildet. Daß diese ältesten organischen Erzeugnisse des Erdkörpers sich nicht bis in unsere Zeiten lebend erhalten haben, daß sie selbst in der Regel nicht einmal bis in die nächstfolgende Gebirgsformation hineinreichen, spricht dafür, daß sie an die eigenthümlichen Verhältnisse des Gewässers, aus denen sie hervorgingen, gebunden waren. Dadurch bestand eine Beschränkung ihrer geographischen Verbreitung nach Zonen, wie wir sie noch jetzt, freylich durch andere Einflüsse bedingt, in dem Bereiche des organischen Lebens vorfinden. Ob diesen zur Fortexhaltung nicht bestimmten problematischen Wesen eine längere Lebensfrist vergönnt war, wissen wir nicht; ihre Zeit war abgelaufen, als die unorganische Masse in der Formation, mit der sie verbunden waren, überwiegend wurde, und schichtenweise sich ablagerte. In solcher Weise denkt sich Ref. die hier nur in einigen Umrissen angedeuteten Verhältnisse, und mit Hülfe dieser Hypothese lassen sich die verschiedenen Wechselbeziehungen zwischen Petrefakten und Felsarten, und die Abhängigkeit des Charakters der ersteren von dem der letzteren zu einigem Verständniß bringen.

Eine solche Ordnung der Dinge bestand aber nur bis zum dritten Schöpfungstage, wo das Trockene vom Gewässer sich sonderte, wo also das feste Land mit seinen Hochgebirgen vollendet hervorging. Nun erst überkleidete sich die Erde mit einer Vegetation, die sich besamete (Vers 12.) und demnach in ihrer Wesenheit bis auf unsere Zeit sich fortgepflanzt hat. Am nächsten Tage, also am vierten, erfolgte die große Veränderung des leuchtenden Mediums: an die Stelle des Lichtäthers traten die Gestirne und ihr Einfluß war nöthig, um am fünften und sechsten Tage eine Thierwelt ins Leben rufen zu können, die zu ihrem Gedeihen den belebenden Einfluß der Sonne und der Gestirne bedurfte, eine Thierwelt, die ebenfalls in ihrer Wesenheit noch jetzt besteht. Daß die frühere animalische Schöpfung bereits zu dieser Zeit vernichtet war, lehrt uns der 20. Vers, wo Gott am fünften Tage spricht: „es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren;“ also eine neue Schöpfung, welche den Segen erhielt: Seyd fruchtbar und mehret euch.

Die ältesten Belege aus der Anfangszeit dieser organischen Welt, die noch jetzt fortbesteht, finden wir in den sogenannten Tertiärgebilden eingeschlossen. Daß diese letzteren also keineswegs einer Weltperiode angehören, die vor den sechs Schöpfungstagen, wie der Verf. meynt, abgelaufen ist, daß sie im Gegentheil erst nach diesen sich abgelagert haben, scheint Ref. durch wichtige Gründe außer Zweifel zu seyn: sie haben einen andern geognostischen, wie einen andern petrefaktologischen Charakter, als die ihnen vorangehenden Flötz- und Uebergangsgebirge.

Es sind nämlich die Tertiärgebilde sehr vereinzelte lokale Bildungen, von einem nach der Oertlichkeit sehr wechselnden Charakter, daher ohne die Allgemeinheit der regelmäßigen Gliederung, wie sie den Flötzgebirgen zukommt. Denselben lokalen Charakter tragen nicht minder ihre Petrefakten, so daß man die Aufstellung geognostischer Abtheilungen nicht nach den Arten ihrer Versteinerungen, sondern nur nach dem Verhältniß der lebenden zu den ausgestorbenen versucht hat. Was die Tertiärgebilde am Eigenthümlichsten auszeichnet, ist der moderne Charakter ihrer organischen Einschlüsse. Während nämlich die Uebergangs- und Flötzgebirge, die in Verbindung mit den Urgebirgen die eigentlichen Gebirgsketten ausmachen, keine Ueberreste von warmblütige Thiere enthalten *), stellen sich diese, namentlich die Landsäugthiere, hier zuerst und in Menge ein, zu ihnen gesellen sich Land- und Süßwasser-Bewohner aus andern Klassen, und alle diese fossilen Organismen, was wohl zu erwägen ist, passen in den gegenwärtigen Zustand der Dinge, selbst dann, wenn sie auch mitunter von ausgestorbenen Arten und Gattungen herrühren; die paradoxen Formen der Reptilien, eben so Trilobiten, Orthoceratiten, Belemeniten, Pentakriniten ꝛc. sind verschwunden.

*) Die einzigen Ausnahmen von dieser Regel sind die Schiefer von Stonesfield, die man jetzt zur Oolithformation rechnen will, und in denen einige Unterkiefer vorkommen, die zunächst auf die paradoxe Ordnung der Beutelthiere hindeuten. Ferner die Wealden Formation, die man ebenfalls der Juragruppe zuzählt, und in welcher man Vogelknochen erkannt haben will. Die sogenannten Säugthier-Fährten im Sandsteine kann Ref. nicht für das anerkennen, wofür man sie hält.

(Fortsetzung folgt.)

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Geringe Reste und ein Palmbaum zeigen hier den Ort, wo einst das blühende Kapernaum stand; kaum konnten die Esel durch die Disteln dringen. Das Wehe über Bethsaida und Kapernaum ist erfüllt, von Chorazin findet sich keine Spur mehr. Andere Reisende schildern, wie es so still geworden auf dem schönen See Genezareth, wie kein einziges Fischerboot mehr darauf schwimmt. Nur an einer Stelle erheitert sich der Blick, da Monro zwischen Bethsaida und Kapernaum eine Prachtfläche rothen Oleanders fand, der sich in dem klaren blauen Wasser des Sees spiegelte.

Bey einer Cisterne, der Josephs-Brunnen genannt, verläßt der Verf. die große Straße, welche von Konstantinopel und Bagdad nach Aegypten führt, und wendet sich westwärts nach Saphet, der am höchsten gelegenen Stadt Galiläas. Er hält sie mit mehreren andern Geographen für das Bethulia Judiths, da sich doch aus Judith 4, 6. 7. wohl mit Gewißheit ergiebt, daß dieser Ort auf dem Gebirge Ephraim zu suchen ist, durch welches der Weg von der Ebene Jesreel nach Jerusalem führet. Grimm dürfte ganz richtig Sanur für Bethulia halten, wie man aus seiner Karte ersieht. In Saphet kehrte der Verf. in eine Druckerey ein, in welcher 12 deutsche, russische, polnische und arabische Juden für eine brittische Gesellschaft, (wahrscheinlich für die Bibelgesellschaft?) die heilige Schrift ins Arabische

übersetzten. Einer dieser Juden bat den Reisenden, nach London einen Brief an Rothschild mitzunehmen. Monro wollte von hier nach Damaskus reisen; der Musellim rieth zwey Tage zu warten, wo eine Karavane dorthin abginge. Während dieser zwey Tage machte der Verf. einen Ausflug nach Sur (Tyrus), auf welchem er viele Ruinen von Tempeln und Kirchen, auch Grabmäler traf. Der Weg führte über hüglichtes Land und durch große schöne Wälder, die sich vom Kison bis zum Antilibanon zu erstrecken scheinen; vieles erinnerte hier den Verf. lebhaft an sein Vaterland. Ueber Sur und Ras el Ain sagt er nichts Neues.

Er kehrte nach Saphet zurück, und ging nun mit einer Damaskus Karavane wieder an den Jordan und zur Jakobsbrücke. Hier starben im Jahre vorher 500 Mann von Ibrahims Truppen an der Cholera; der Pascha ließ die Leichen in den Fluß werfen, daher dem Verf. gerathen wurde, das Wasser nicht zu trinken, ohne vorher eine Zwiebel hineingethan zu haben. An der Brücke stand ein Piquet Ibrahims, um zu verhindern, daß die Araber nicht, wie sonst, von den Reisenden hier einen Zoll forderten. Im Vertrauen auf die Furcht der Räuberhorden vor Ibrahims Zucht, wagte die Karavane einen neuen südlicher laufenden Weg nach Kanneitra einzuschlagen. Er führte zuerst durch Flächen voll 5 Fuß hohen wilden Weizen, dann über Hügel mit schöner Eichenwaldung und englischem Rasenteppich; die Wärme ward durch Lüfte vom beschneiten Antilibanon her erfrischend gekühlt. Weiter kamen sie über Ebenen, auf denen Schafe und Pferde weideten. Kanneitra hält Monro für Canatha des Plinius und Josephus, wohl gewiß mit Unrecht, da Canatha vielmehr das jetzige Kenath am Gebirge Hauran ist. — Von Kanneitra über Jassa nach Damaskus geht der Weg zuerst über Grasland, dann über Felder, die mit Blöcken und Steinen übersäet sind.

Die Herrlichkeit von Damaskus, der Gartenstadt, der Königin Syriens, preist der Verf.; doch blendet ihn diese Herrlichkeit nicht; er erzählt dortige unsittliche Gräuel lateinisch, weil er sie in seiner Muttersprache nicht aussprechen mag.

Von Damaskus übersteigt er den Antilibanon und besucht die mächtigen Ruinen von Baalbek (Heliopolis). Sie imponiren ihm anfangs, bey längerer genauer Betrachtung findet er aber, daß sie dem Tempel des Jupiter Olympius in Girgenti wie dem Parthenon weit nachstehen, und daß selbst der größte Tempel Baalbeks mehr das Gepräge eines Schauspielhauses trage. — Aus dem Thale von Heliopolis, dem alten Coelesyrien, welches der Leontes durchströmt, ersteigt er nun den östlichen Abfall des Libanon, besucht die altberühmten Cedern, und geht dann auf der Westseite des schönen Gebirges nach Tripoli hinab. Von hier führt seine Reise nach Latikia, dann über den mit Lärchen, Eichen, Myrthen, Cistus bedeckten Mons Casius, auf welchem man die herrlichste Aussicht auf das blaue mittelländische Meer hat. So kommt er nach Antiochia, der Königin des Osten, geht weiter nach dem pestilenzialischen Skanderun, dem alten Alexandrette, dann durch die Syrischen Thore, welche der an das Meer nahe heran-tretende Berg Amanus bildet, zum Meerbusen von Issus. Er passirt den Pyramus, Ruinen von Mopsvestia und kommt nach Adana, wo er ein Aegyptisches Lager von 14,000 Mann am Sarus findet. Der Friede zwischen Ibrahim und dem Sultan war geschlossen, Ibrahims Heer über den Taurus zurückgekehrt, bey welchem Uebergange viele Soldaten durch die Kälte sehr gelitten hatten; ebenso die Pferde, die jedoch, wiewohl sehr heruntergekommen, immer noch schön waren. Im Lager commandirte der sogenannte „kleine Ibrahim Pascha", ein Neffe Ibrahims, 25 Jahre alt, kurz, dick, von gemeinem Ansehen. Die Kriegsstrapatzen behagten diesem wenig, und er bat um Erlaubniß seinen Harem aus Aegypten zum Heere kommen zu lassen, was ihm aber ungnädig abgeschlagen ward. Ibrahim Pascha soll das volle Gegentheil seines Neffen seyn: eingelebt in die Strapatzen des Krieges, die Gefahren aufsuchend, mit seinen Truppen auf der Erde schlafend und schlechte Nahrung theilend; er würde in der Noth das ihm angebotene Wasser ausschlagen, bis der letzte Soldat seines Heeres getrunken hätte. Sein Beyspiel belebt die Truppen, den Officieren imponirt er; wenn auch nicht gleichgültig gegen das Aeußere seines Heeres, legt er doch keinen besondern Werth auf den Anzug, wie er denn selbst nichts weniger als geputzt einhergeht. Seine Araber bewiesen die größte Tapferkeit gegen die Türken und eine stoische Stärke bey den schmerzhaftesten chirurgischen Operationen, doch fehlt ihnen die Schule, daher sie beym Manöveriren unbeholfen langsam sind. —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Fortsetzung.)

Alles zeigt hier an, daß wir in den Tertiärgebilden eine Pflanzen- und Thierwelt vor uns haben, die einen integrirenden Bestandtheil unserer gegenwärtigen organischen Welt ausgemacht hat. *)

*) Nur einige Angaben über die Uebereinstimmung der organischen Welt der Tertiärgebilde mit dem gegenwärtigen Bestande. An Säugthieren finden sich Ursus, Felix, Canis, Hyaena, Gulo, Bos, Equus, Elephas, Rhinoceros, woran Mastodon, Palaeotherium, Dinotherium u. s. w. sich anreihen. Die Vögelknochen des pariser Gipses lassen sich auf bekannte Gattungen zurückführen; dasselbe ist mit den Reptilien der Fall. Auch die scheinbare Ausnahme, welche die Fische zu machen scheinen, indem nach Agassiz Untersuchungen keine lebende Art vorkommt, verliert ihr Auffallendes, wenn man erwägt, daß sie doch großentheils von noch existirenden Gattungen herrühren; daß noch jetzt eine plötzliche Vermischung von süssem und salzigem Wasser, wie es in der Sündfluth und vielleicht auch schon durch frühere lokale Ueberschwemmungen geschah, den Tod der meisten Fische bewirkt, und daß derselbe Fall eintritt, wenn eine rasche Temperatur-Umänderung vor sich geht, wie eine solche höchst wahrscheinlich durch die große Katastrophe herbeygeführt worden ist. Um Beispiele zu gebrauchen, bemerken wir, daß unter den 127 Arten und 77 Gattungen von Fischen des Monte Bolca 38 Gattungen ausgestorben, 39 noch vorhanden sind. Die 17 Fischarten von Oeningen gehören lauter existirenden Gattungen an, wovon nur eine einzige ausländisch ist. Auch die Fische des Crag von Norfolk, so wie der obern subapenninischen Bildungen scheinen alle von ausgestorbenen Arten, jedoch von größtentheils bekannten Gattungen aus den tropischen Meeren herzurühren. Vergleicht man hiemit die Fische der Flötzgebirge, so erhält man ein ganz anderes Resultat. So hat die Kreide nicht eine einzige Art und nur sehr wenige Gattungen mit dem Monte Bolca gemein; in der oolitischen Reihe existirt nicht eine einzige Gattung aus der gegenwärtigen Zeit.

Die zäherlebigen Mollusken haben leichter den Gehalt- und Temperaturwechsel der Gewässer überstanden als die Fische, daher wir in allen Gliedern der Tertiärgebilde noch jetzt existirende Arten auffinden, die in den ältesten 3½, in den neuesten 90—95 Prozent der ganzen Anzahl betragen. Häufig kommen, wie z. B. in den subapenninischen Schichten, die fossilen Conchylien noch in den benachbarten Meeren zugleich mit solchen vor, die der tropischen Zone angehören. Philippi hat auf Sicilien die fossilen Conchylien größtentheils übereinstimmend mit den noch daselbst lebenden gefunden; eben so lassen sich die Heliciten des Süßwasserkalks von Nördlingen nicht von den daselbst lebenden unterscheiden. Aehnliche Verhältnisse bieten die Insekten des tertiären Gipses von Aix in der Provence dar: eine Menge europäischer Formen, darunter solche, welche noch jetzt in der Umgegend leben. Auch die Vegetation der Tertiärgebilde zeigt sich in Uebereinstimmung mit der unserer gegenwärtigen Oberfläche der Erde, so daß man im Schiefer von Oeningen deutliche Blätterabdrücke von der Pappel, Esche und dem Ahorne erkennt.

Wir gehen nunmehr auf den vierten Schöpfungstag über, und Ref. muß hier gleichfalls ge-

stehen, daß er von des Verf. Erklärung desselben nicht befriediget ist. Dieser findet nämlich darin einen Widerspruch, daß am ersten Tage das Licht bereits geschaffen sey, und doch vom vierten Tage erzählt wird, daß Gott an demselben zwey große Lichter an die Veste des Himmels gesetzt habe, dazu auch Sterne, daß sie scheinen auf die Erde, und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Eine andere Bedenklichkeit kommt ihm noch hiezu, daß die Periode der Weltschöpfung, welche vor den 6 Schöpfungstagen bereits im ersten Verse erfolgt ist, ebenfalls des Lichts nicht entbehrt haben könnte, indem die fossilen Fische, Reptilien und Trilobiten mit deutlichen Sehorganen versehen seyen, was nothwendig auch die Existenz des Mediums, welches allein diese Organe zur Ausübung ihrer Function befähigen kann, voraussetzt. Es häufen sich hier allerdings Schwierigkeiten aufeinander, die beseitigt werden müssen. Die höhere Kritik der deutschen Rationalisten weiß sich freylich leicht zu helfen: der Text ist hier aus verschiedenen Fragmenten von ältern Urkunden und Mythen verschiedener Völker zusammen gestoppelt, der Compilator war so gedankenlos, diese Widersprüche nicht einmal zu bemerken, und die Israeliten und die Christenheit ist ihrer ebenfalls nicht gewahr worden, bis die tiefsinnigen Forschungen des modernen Unglaubens sie aufgefunden haben.

Von dieser Art der Kritik hat nun freylich der englische Verf. keinen Begriff, da er von der Meynung ausgeht, daß jeder aus der hl. Schrift hergeleitete Widerspruch nicht in dem Texte, sondern nur in der Auffassung und Erklärung desselben liegen müsse; er hat sich daher auf andere Weise zu helfen.

„Was (vom 14 — 19 Vers) von den himmlischen Lichtern berichtet ist, scheint lediglich in Beziehung auf unsern Planeten und insbesondere auf das Menschengeschlecht, gesprochen zu seyn. Es wird uns nicht erzählt, daß die Substanz der Sonne und des Mondes erst am vierten Tage ins Daseyn gerufen worden wäre; der Text kann ebenfalls bezeichnen, daß diese Körper damals zugerichtet und bestimmt wurden zu gewissen Dienstleistungen von hoher Wichtigkeit für das menschliche Geschlecht: zu scheinen auf die Erde, zu regieren den Tag und die Nacht, und zu geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre. Das Factum ihrer Erschaffung ist schon im ersten Verse bezeichnet (S. 27). — Wenn wir voraussetzen, daß alle himmlischen Körper und die Erde vor undenklichen, durch das Wort „im Anfang“ erwähnten Zeiten geschaffen worden seyen, und daß die am Abend des ersten Tages beschriebene Finsterniß eine temporäre, veranlaßt durch eine Anhäufung von Dünsten „über der Tiefe“ war, so mochte eine anfangende Zerstreuung dieser Dünste das Licht der Erde am ersten Tage wieder zugelassen haben, während die erregende Ursache des Lichts noch verborgen war; die weitere Aufklärung der Atmosphäre aber am vierten Tage mochte die Veranlassung seyn, daß Sonne, Mond und Sterne an der Veste des Himmels wieder erschienen, um in ihre neuen Beziehungen zu der neu modificirten Erde und dem Menschengeschlechte zu treten (S. 29). — Endlich ist in dem Anhange zum vierten Gebote 2 Mos. 20, 11, in Beziehung auf die sechs mosaischen Schöpfungstage, das Wort asah „machte“ das nämliche, welches Genesis 1, 7 und 1,16 gebraucht ist, und das minder streng und weniger auffallend ist als bara „schuf“. Da es nun keineswegs nothwendig eine Schöpfung aus Nichts bedeutet, so mag es hier zur Bezeichnung einer neuen Anordnung des vorher bereits existirenden Materials gebraucht seyn.“ (S. 32).

Diese Erklärung steht allerdings in keinem offenen Widerspruche mit dem Texte, thut ihm aber doch einen nicht geringen Zwang an. Wenn es in diesen Versen heißt: Gott sprach, es werden Lichter an der Veste des Himmels, er machte zwey große Lichter und die Sterne, er setzte sie an die Veste, so ist hier in einer so bestimmten Weise von ihnen gesagt, daß sie vorher nicht vorhanden, daß sie erst ins Daseyn gerufen und an ihre Orte gesetzt seyen, daß hiemit eine Erklärung, nach welcher die Gestirne bereits früher vorhanden, aber durch einen Nebel verdeckt gewesen wären, nicht bestehen kann. Wären Sonne, Mond und Sterne nur durch eine Purification der Atmosphäre für die Erdbewohner sichtbar geworden, so wären ja von Vers 14 — 18 lauter falsche Ausdrücke für diesen Vorgang gebraucht, was der geschätzte Verf. gewiß nicht wird behaupten wollen. Zudem wird im er-

sten und zweyten Kapitel der Genesis das Wort Schaffen mit Machen so oft vertauscht, daß eben deshalb auch in unserm 16ten Vers Machen mit Schaffen synonym zu nehmen ist. Soll nicht auf rationalistische Weise verfahren werden, so lassen die Worte des Textes durchaus keinen andern Sinn zu, als daß die Gestirne erst am vierten Tage erschaffen worden seyen.

Sicherlich hätte der Verf. dieser Stelle auch keine andere, als die eben gegebene Erklärung, abzugewinnen versucht, wenn er sich nicht gefürchtet hätte, in Widerspruch mit dem 3ten Vers: „es werde Licht," zu kommen. Der Anschein eines Widerspruchs liegt aber nicht im Texte, sondern nur in der irrigen Ansicht des Verf., indem es ihm undenkbar ist, daß ein Licht ohne Gestirne bestehen könne. Dies ist jedoch wirklich der Fall, ist sogar in dem jetzigen Bestand der Dinge noch der Fall. Wir finden in den Naturgebilden unserer Erde allenthalben ein gebundenes Licht, das nur eine äußere Ursache erwartet, um selbstthätig zu erscheinen. Ein heftiges Reiben oder Zerbrechen kann dieses gebundene Licht in harten Körpern seiner Bande entledigen; eine starke, schnelle Compression kann Luftarten zum Leuchten bringen, die Electricität ruft es mit Lebhaftigkeit hervor, und selbst Processe des organischen Lebens sind öfters von einem eigenthümlichen Leuchten begleitet. Ein von der Sternenwelt unabhängiges Leuchten ist also schon nach der Wahrnehmungen an unsern irdischen Naturgebilden als möglich und wirklich erwiesen; einen tiefer greifenden Aufschluß aber über den 3ten und 14 – 18ten Vers können uns Herschels Untersuchungen über den Sternenhimmel geben, wonach noch jetzt Sterne aus einem leuchtenden, ätherischen Nebel sich bilden. Was jetzt noch geschieht, konnte das ehemals nicht auch geschehen seyn? Im dritten Vers heißt es blos: Gott sprach, es werde Licht; nämlich nicht das Sternenlicht, sondern der Lichtäther. Und als er am 4ten Tage Sonne, Mond und Sterne schuf, was werden denn dieß anders gewesen seyn, als Anhäufungen jenes Lichtäthers, in concrete Centralpuncte, die allerdings zunächst der Erde und ihren Bewohnern zum Nutzen und Frommen geschaffen wurden. Stimmen nun auf solche Weise der 4te und 16te Vers nicht aufs vollkommenste überein? Und ist diese Uebereinstimmung etwa nur eine durch willkührliche Hypothesen erkünstelte, oder ist sie nicht vielmehr das nothwendige Ergebniß einer auf Thatsachen gestützten Naturbetrachtung.

Wie das Wasser vor den Meeren, so ist also auch der Lichtäther vor den Sternen erschaffen, ja er ist als solcher, als leuchtender Nebel noch jetzt vorhanden, und noch jetzt gehen glänzende, sternartige Kerne aus ihm hervor. Auf ähnliche Weise können auch einst die Augen der Ichthyosauren, Pterodactylen u. s. w. zum Sehen gefähigt worden seyn, wenn auch gleich nicht jene Weltperiode, der diese Geschöpfe angehörten, von unserer Sonne, unserem Monde und unseren Sternen ihr Licht empfangen haben kann. Von welcher besondern Beschaffenheit dieß aber gewesen seyn mag, ist eine Frage, deren Beantwortung Ref. jedem Andern überlassen will. Auch darüber mag er sich weder in eine nähere Untersuchung, noch gar in einen Streit einlassen, ob wie Buckland meynt, jene Weltperiode Millionen von Millionen Jahren, oder vielleicht auch nur wenige Stunden gedauert hat; nur so viel will er dabey bemerken, daß die Naturwissenschaft weder das Eine, noch das Andere beweisen oder läugnen kann, d. h. daß sie über den Umfang von Zeitperioden in der Geschichte der Weltschöpfung keinen Aufschluß zu geben vermag. Der Verf. beschließt dieses Kapitel mit der Erklärung:

> „Nach allem diesen soll nochmals daran erinnert werden, daß die Frage nicht die Richtigkeit des mosaischen Textes, sondern nur unsere Auslegung von demselben betrifft, und überdieß soll berücksichtigt werden, daß es die Absicht dieser Erzählung nicht ist, zu zeigen, auf welche Weise, sondern von Wem die Welt gemacht worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Verf. den „kleinen Ibrahim“ vergebens um Pferde gebeten, ging er nach Tarsus, wo er zugleich einen Wechsel durch den dortigen französischen Consul honorirt zu sehen hoffte. Er hatte nur noch 4 Pfund Sterling! Der Consul honorirte den Wechsel nicht, und unser Reisender war genöthigt, einzig um Geld zu erheben, nach Tripoli zurück zu schiffen und von da zu Lande nach Beirut zu gehen. Der Adonisfluß, welchen er bey Byblus passirt, heißt jetzt Ibrahim Pascha! — Auf die Bitte eines ihm ganz fremden Mannes begleitet er diesen nach Aleppo, dessen Lage in der Ebene er nicht als reizend beschreibt. Die Gärten der Stadt kommen denen von Damaskus nicht gleich, ihre Strassen sind aber besser, als die der meisten Küstenstädte des Mittelmeeres. Der Verf. sah noch starke Spuren der Zerstörung durch das Erdbeben vom Jahre 1828. Er machte hier eine Erfahrung, welche diejenigen belehren kann, welche sich an den 5ten und 6ten Vers des 121 Psalms stoßen, an die Worte: „Der Herr behüte dich, daß dich des Tags die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“ Er schlief nämlich auf dem flachen Dache des Hauses unter freiem Himmel, aber die Wirkung des Mondes auf seinen Kopf war so mächtig (the influence of the moon upon my head was so powerful), daß er sich mit seiner Matratze in eine dunkle Kammer zurückziehen mußte. Den bösen Einfluß des Mondes auf die Augen sollen verschiedene Reisende berichten. Der Verf. fuhr von Messina nach Kalabrien mit einem Schiffskapitän, dessen Augen unnatürlich hellblau waren; der Kapitän erzählte: er habe sich dieß durch Schlafen im Mondschein zugezogen. —

Unter den Merkwürdigkeiten Aleppos führt der Verf. ein seltsames, durch einen frommen Muhamedaner gestiftetes Katzeninstitut auf. Früher waren 500 Katzen in demselben, eine Seuche reducirte die Zahl auf 200. Man ist liberal genug, auch Christenkatzen aufzunehmen, und zwar nicht nur invalide, nein, es schicken Leute selbst Lieblingskatzen in dieß „Hotel“ oder übergeben sie hieher sterbend mit einem Legat. Diese Verehrung der Katzen gründet sich darauf, daß Muhamed ein sehr großer Katzenfreund gewesen. Einst habe, ist die Sage, eine Katze im Aermel des schlafenden Propheten gekitzt, da habe derselbe, um die Neugebornen nicht zu beunruhigen, den Aermel abgeschnitten, und sie im Besitz dieses Betts gelassen. Dagegen herrscht der größte Abscheu gegen Hunde, als gegen unreine Thiere, unter den Muhamedanern. Berührt ein Hund einen Muselmann, der sich eben gewaschen, so muß er sich noch einmal waschen, bevor er betet. Ja die Glieder einer Secte in Aegypten waschen sich, wenn nur der Schatten eines Hundes auf sie fällt, und berührt ein Hund ihr Kleid, so schneiden sie das berührte Stück heraus.

Der Verf. beschloß nun von Aleppo nicht nach Beirut zurückzukehren, sondern aufs schnellste mit einem Tartaren grad Weges nach Konstantinopel zu reiten. Ein solcher Tartar, Namens Ali, wird ihm empfohlen, der sey das non plus ultra seines Geschlechts, er könne ihn in 5 Tagen nach Konstantinopel bringen, wofern er (Monro,) das Reiten mit ihm aushielte, 7 Tage und 7 Nächte könne er auf dem Pferde seyn, ohne zu schlafen; er nähre sich nur von Luft u. s. w. Ein Franzose mahnt den Verf. von dem Ritte ab, weil er die Strapatzen nicht überleben werde, ein Stärkerer als Monro habe die Reise auf solche Weise gemacht, sey aber zwey Tage nach Beendigung derselben gestorben. Der Verf. läßt sich hiedurch nicht irre machen, contrahirt mit dem wunderbaren Ali auf 1000 Piaster und lernt, um sich mit ihm unterwegs verständigen zu können, in der Eil türkisch; nur dieß verstehen diese Tartaren, nicht arabisch. Um auf alle Fälle der Conversation mit Ali eingerichtet zu seyn, läßt sich Hr. Monro von seinem türkischen Sprachmeister belehren: wie Schwein, Hund und Ketzer auf türkisch heißen. Gegen die beyden ersten Schmeichelworte hat der Sprachmeister nichts einzuwenden, widerräth ihm aber sehr, es sich als Christ herauszunehmen, einen Muhamedaner „Ketzer“ zu heißen.

Der Tartar bewährte sich nicht, er mußte von Monro häufig zur Eile angetrieben werden. Immer gieng aber dennoch die Reise mit so unermüdlicher Eile vorwärts, zum Theil beym entsetzlichsten Wetter, daß der Verf. weder Muße noch Stimmung zum genauen Beobachten hatte. Er ritt von Aleppo nach Antiochia, von da, auf dem schon früher betretenen Wege, nach Adana. Zwischen Adana und Erekli gieng er über den prächtigen, alpenartigen Taurus; hier mächtige Porphyrfelsen, das stürzende Bergwasser des Sarus, herrliche Eichen, Eschen, Ahorne und Cedern. Auf der Nordseite des Gebirgs das alte Cappadocien, Eregli, am Halys des zweideutigen Orakels, weiter, nach Konieh zu, die unermeßlichen, traurigen, wüsten Ebenen Karamaniens, dann Marschland.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Fortsetzung).

Das 3te Kapitel enthält die Eintheilung der Geognosie. Der Verf. nimmt 2 Hauptabtheilungen an: die erste befaßt sich mit Betrachtung der unorganischen Welt, die zweyte mit der der organischen Welt, welche in jener eingeschlossen ist. Für die unorganische Welt nimmt er als die zwey Hauptagentien bey ihrer Bildung Feuer und Wasser an; von dem ersteren seyen die ungeschichteten krystallinischen, von dem letzteren die geschichteten Fossilien abhängig.

Das 4te Kapitel betrifft die Beziehung der geschichteten zu den ungeschichteten Felsarten, von denen er die ersteren wieder in primäre, transiterische, sekundäre und tertiäre theilt. Die ungeschichteten Felsarten sieht der Verf. für die ältesten an, und wendet sich der Hypothese zu, daß einst das ganze Material der Erde in einem flüssigen Zustande sich befand, der eine Folge gewaltiger Hitze war. Er setzt hinzu (S. 40):

„Es ist gegenwärtig überflüßig, auf die Streitigkeiten einzugehen, welche während des letzten halben Jahrhunderts über die ausgebreitete und wichtige Klasse der ungeschichteten krystallinischen Felsarten sich erhoben haben, indem die gemeinschaftliche Uebereinstimmung fast aller neueren Geologen und Chemiker sie der Wirkung des Feuers zuschreiben."

Wie leicht und auf welchem Wege eine solche „allgemeine Uebereinstimmung der Forscher" erlangt werden kann, und wie wenig sie daher als Beweismittel gilt, haben Göthe und K. von Raumer *) auf eine sehr bündige Weise gezeigt. Auch Ref. hat in diesen Blättern und in den Bayerischen Annalen gegen die Feuerhypothese mit Thatsachen gestritten, und sieht sie noch immer für so haltlos an, wie früher. Diejenigen Geognosten aber, welchen, wie Buckland, die Bibel als das geoffenbarte Wort Gottes gilt, möchte er doch fragen, wie sie ihre Feuerhypothese mit den Angaben der heil. Schrift in Uebereinstimmung bringen können. In der Genesis ist bey der Erschaffung der Erde durchaus keine Rede vom Feuer, sondern durchgängig von Wasser, und 2 Petri 3, 5. heißt es ausdrücklich: „Aber Muthwillens wollen sie nicht wissen, daß der Himmel vor Zeiten auch war, dazu die Erde aus Wasser, und im Wasser bestanden durch Gottes Wort." Wie passen diese Worte zu der Hypothese von einem ursprünglich feurig flüßigen Zustand der Erde? So wenig aber hievon die Bibel etwas weiß, eben so wenig berichten die Völkertraditionen von einem solchen Zustande; wohl aber erzählen sie von der Erschaffung der Erde aus Wasser. **)

Daß im 5ten Kapitel, dem Basalte und Trappgesteinen gewidmet, diese lediglich als Folge feuriger Kräfte betrachtet werden, läßt sich aus dem

*) Vergl. den vorigen Jahrgang dieser Anzeigen. S. 393 f. f.

**) Vergleiche Raumers Geographie zweyte Auflage, S. 427.

Vorhergehenden erwarten. Ref. *) hat in einem sehr ausführlichen Aufsatze gezeigt, wie man nothwendig zwischen primärem und sekundärem Basalte unterscheiden müsse; letzterer als Lava, hervorgegangen durch vulkanische Thätigkeiten, ersterer als ursprüngliche Bildung durch dieselben allgemeinen Agentien, welche bey der Formation der Gebirgswelt überhaupt thätig waren. Er hat ferner daselbst die nicht zu läugnende Thatsache, daß bey der Basaltbildung mitunter ein hoher Hitzgrad im Spiele war, durch die Mitwirkung gewaltiger elektrisch-galvanischer Processe zu erklären versucht, und wird in dieser Ansicht durch neuere Thatsachen immer mehr bestätigt.

Das 6te Kapitel giebt Erläuterungen über die geschichteten primären Felsarten. Wie erwähnt, geht der Verf. von der Meynung aus, daß das ganze Material der Erde in feurigem Fluß gewesen sey. Aus diesem habe sich eine granitische Kruste gebildet, welche später in Stücke zerbrochen und sich in ungleiche Höhen über und unter der Oberfläche der zuerst entstandenen Meere geordnet habe.

„Wo immer feste Masse über das Wasser hervorragt, unterliegt sie der Zerstörung durch atmosphärische Agentien, Regen, Ströme und Ueberschwemmungen; indem diese zu jener Zeit wahrscheinlich mit großer Heftigkeit agirten und losrissen, trieben sie auf dem Grunde der damals existirenden Meere in Form von Schlamm, Sand und Grus die Materialien der primären geschichteten Felsarten fort, welche durch nachfolgende Einwirkung verschiedener Grade von unterirdischer Hitze in Lager von Gneiß, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer und Thonschiefer umgewandelt wurden."

Der Verf. ist also bey den primären, wie auch bey allen übrigen geschichteten Formationen der Meynung, daß sie weiter nichts, als zusammen geschlemmte und mechanisch abgesetzte Fragmente früher vorhandener Gebirgsarten seyen. So allgemein eine solche Ansicht hinsichtlich der Uebergangs- und Flötzgebirge ist, so selten ist sie bisher über die sogenannten primären geschichteten Felsarten geäussert worden. Wenn schon bey jenen viele gewichtige Thatsachen gegen eine mechanische, wohl aber für eine ursprüngliche chemische Bildungsweise sprechen, so ist dieß noch viel mehr bey diesen der Fall. Namentlich ist der Gneiß mit dem Granite in so genauer Verwandtschaft — wir wollen nur an den Gneißgranit erinnern, der bald Granit, bald Gneiß, bald keines von beyden, oder beydes zugleich ist — daß eine Hypothese, die für Granit und Gneiß verschiedenartige Bildungsweisen annimmt, im völligsten Widerspruch mit sich selbst steht.

Die geschichteten krystallinischen Formationen, wie Gneiß und Glimmerschiefer, waren daher für die vulkanistische Schule immer ein Stein des Anstoßes, da sie sich in ihrem Bestande innigst an den Granit, durch ihre Gliederung an die geschichteten Flötzgebirgsarten anschlossen. Weil nun krystallinische Struktur für feurigen, Schichtung dagegen für wässerigen Ursprung sprechen soll, beydes zugleich aber am Gneiß und Glimmerschiefer sich findet, so war nicht geringe Verlegenheit, sich aus dieser fatalen Lage herauszuhelfen. Da wird plötzlich die unerwartete Entdeckung gemacht, daß ein unseliger optischer Betrug aller Geognosten Augen bis hieher verblendet habe, daß sie da Schichtung sahen, wo nur „schichtenähnliche Erscheinungen," „eine Schieferung, die mit dem, was man als Schichtung zu bezeichnen gewohnt ist, stets übereinstimmt," vorkommt. Nun war die Consequenz gerettet, die alte Gewohnheit, den Glimmerschiefer als Typus der regelmäßigsten Schichtung auszugeben, beseitigt, und Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer konnten jetzt mit gutem Rechte gleich dem Granite für feurige Bildungen erklärt werden.

Zu einer solchen Entstellung der offenkundigsten Thatsachen konnte sich nun freylich Buckland nicht verstehen, er muß die genannten Felsarten für geschichtet erklären; da er sich indeß von den pluto-

*) Bayerische Annalen 1833. S. 215 und fort. Vrgl. auch v. Raumers Geographie. S. 482.

nischen Theorien nicht losmachen kann, muß er Wasser wie Feuer zu Hülfe nehmen, um aus der Klemme zu kommen. Daß jedoch krystallinische Struktur auf neptunischem Wege hervorgegangen sey, glaubt Ref. am Dolomite in einer Weise dargethan zu haben, wie es die plutonische Ansicht für den feurigen Ursprung bey irgend einer andern Felsart nimmermehr zu thun vermocht hat.

Wenn im eben erwähnten Punkte Buckland bereits nicht mehr in völliger Uebereinstimmung mit den Vulkanisten ist, so ist er es noch weniger in einem andern: er hält nämlich Granit und seine primären geschichteten Felsarten für die ältesten Gebirgsarten, also für wirkliche Urgebirge, während umgekehrt die neuere Schule diese für jünger als alle Flötzformationen nehmen muß, indem die häufige schiefe Schichtenstellung letzterer durch das Hervorbrechen der feurig-flüssigen granitischen Bildungen veranlaßt seyn soll. Der Verf. kommt hiebey übrigens in Widerspruch mit sich selbst, wenn er die schiefe Schichtung von Hebung der Urgebirge ableitet, und doch diese für älter, als die geschichteten versteinerungsführenden Formationen ansieht, was beydes ja nicht zu gleicher Zeit der Fall seyn kann.

Das 7—9te Kapitel behandelt die transitorischen, sekundären und tertiären Formationen, also diejenigen, welche Versteinerungen aufzuweisen haben. Hinsichtlich der Diluvialgebilde und ihrer organischen Einschlüsse verweist der Verf. auf sein berühmtes Werk: Reliquiae diluvianae, und fügt bloß in einer Anmerkung (S. 94) hierüber eine kurze Notiz bey, die wir nicht unerwähnt lassen können. Er spricht nämlich daselbst die Meynung aus, daß die von ihm selbst so genannten Diluvialgebilde in keinem Zusammenhange mit einer historischen Fluth stünden:

„Entdeckungen, welche seit der Publikation dieses Werkes (der Reliquiae diluvianae) gemacht worden sind, beweisen, daß viele von den darin beschriebenen Thieren während mehr denn einer Periode, die der

Katastrophe, durch welche sie vernichtet wurden, vorausging, existirten. Daher erscheint es als wahrscheinlicher, daß das fragliche Ereigniß eher die letzte der vielen geologischen Revolutionen war, welche durch gewaltige Wasserfluthen hervorgebracht wurden, als die verhältnißmäßig ruhige, in der heiligen Schrift beschriebene Ueberschwemmung. Es ist mit Recht gegen den Versuch diese zwey großen Geschichts- und Natur-Phänomene identifiziren zu wollen, eingewendet worden, daß so wie das Hervorbrechen und Sinken der Wasser in der mosaischen Sündfluth als ein allmähliges und auf kurze Dauer beschränktes geschildert wird, sie im Vergleich eine nur geringe Veränderung an der Oberfläche des überschwemmten Landes hervorgebracht haben. Das beträchtliche Vorherrschen von ausgetilgten Arten unter den Thieren, die wir in Höhlen und in den oberflächlichen Lagern des Diluviums finden, so wie die Nichtauffindung menschlicher Knochen unter ihnen, gewährt einen andern triftigen Grund, um diese Arten einer Periode, älter als die Schöpfung des Menschen, zuzuweisen."

Der Verf. befindet sich also in dieser Beziehung im Widerspruch mit allen denjenigen Naturforschern, welche den Untergang der in den Diluvialgebilden eingeschlossenen Thiere von der mosaischen Sündfluth herleiten. Er ist in diesen Widerspruch gerathen, indem ihm einige Gründe der Gegner über Gebühr imponirt haben. Der eine Grund, daß keine Menschenknochen unter den Höhlenthieren gefunden wurden, hat gar keinen Werth, da, wie der Verf. selbst bemerkt, die Untersuchungen über diesen Punkt noch nicht geschlossen sind, und die bisherigen Nachforschungen, die man nur in Europa und Nordamerika in einigem Umfange vorgenommen hat, höchstens das Resultat liefern könnten, daß Europa und Amerika zur Zeit der Sündfluth noch nicht von Menschen bewohnt gewesen seyen, was mit keinem historischen Berichte im Widerspruche stehen würde. Mittelasien ist in dieser Beziehung zur Zeit noch gar nicht untersucht, und Ref. zweifelt nicht im Mindesten, daß man dort unter günstigen Verhältnissen mit den Ueberresten der Höhlenthiere zugleich die von Menschen finden könnte.

(Schluß folgt.)

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Konieh (Ikonium) war einst Sitz der türkischen Sultane, bevor sie Konstantinopel eroberten; hier predigte Paulus und ward von feindseligen Juden aus der Stadt getrieben (Apostel Gesch. 14, 1, 6.); von Konieh nach Konstantinopel sind es ungefähr 85 deutsche Meilen, auf dieser Strecke trifft der Reisende mit Sicherheit Postpferde — nämlich zum Reiten. Doch bemerkt der Verf., daß er hier zum erstenmale wieder, seit er Europa verließ, eine Art höchst ungeschlachter Wagen sahe, nur in Kairo fand er auch Fuhrwerke. — Von Konieh ging Monro auf Ak Schehr, welches er wohl unrichtig für das ehemalige Antiochia Pisidiae hält; er beschreibt es als eine ansehnliche Stadt. Von hier reitet er immer zu, über Eskischeher, (das alte Doryläum), dann über den Abfall des Olympus nach Nicaea (Isnic), wo noch im 16ten Jahrhundert die Versammlungshalle des berühmten Concilii gezeigt ward, weiter auf Nicomedien; er eilt und eilt der Grabstätte Hannibals bey Libyssa (Gebise) vorüber, erreicht erschöpft Nachts Scutori und fährt am andern Morgen über das dunkelblaue Wasser des Bosporus auf leichter Barke nach der prächtigen Stadt, dem Ziele seiner ritterlichen Anstrengung, nach Constantinopel. „Man erwartet, sagt der Vf. in die Hallen der Circe einzutreten, und geräth in ihren Stall. In den Strassen Peras ist alles widerwärtig. Aus seenhaften Träumen wird der Reisende aufgeweckt zur wahren Furcht vor der Pest, vor Allem fährt man zurück, als wenn jedes Berühren den Tod brächte, und trotz der größten Vorsicht wird man bey jedem Schritt von stolzirenden (swaggering) Türken, räudigen Hunden, schmuzigen Juden, lügenden Griechen, laufigen Arabern, betrügerischen Franken und Weibern in Trauer angerannt.“ —

So haben wir den Verf. auf seiner ganzen Reise von Kairo bis Konstantinopel begleitet, wir sind unsern Lesern aber noch einen kurzen Bericht über die, durch Ibrahims Eroberung Syriens herbeygeführte neue Gestaltung der Dinge schuldig, über welche uns Hr. Monro an mehreren Stellen seiner Reisebeschreibung Mittheilungen macht. Einmal lobt er sehr das unbescholtene Leben und den Bekehrungseifer der Missionäre, welche er in Syrien kennen lernte. Sie sollen, nach seiner Ansicht, den gegenwärtigen Moment ja nicht vorübergehen lassen, in welchem der Verkehr mit den Eingebornen so leicht ist, und die Christen in dem Reiche des Pascha größern Schutz und Sicherheit genießen, als in den Staaten des Sultans. Aber, fügt der Verf. hinzu, eine von einem Usurpator gegründete Dynastie ruht auf keinem festen Grunde; sonst dürfte sich wohl die verworfene Secte der Nazarener einst von Ibrahim Pascha eine noch größere Begünstigung versprechen, als sie gegenwärtig unter Muhamed Ali genießt. Auf welche Weise diese Begünstigung sich zeigt, womit eine entschiedene Hintansetzung muhamedanischer Lehre und Sitten Hand in Hand geht, das erfuhr Monro vorzüglich in Damaskus. Nirgends im Orient waren die Christen wohl mehr verachtet, als früher in Damaskus. Der Verf. langte dort, 10 Monate nach Eroberung der Stadt durch Ibrahim, an. Bis zu dieser Eroberung war es üblich, daß jeder Christ am Thore von Damaskus absteigen mußte, keinem war es erlaubt, durch die heilige Stadt zu reiten. Waffen wurden ihm abgenommen, trug er unglücklicher Weise europäische Kleidung, vornämlich einen Hut, so durfte er gar nicht in die Stadt hinein, und wurde überdies aufs Aergste verhöhnt und beworfen. Hatte er einen weißen Turban auf, so mußte er den abnehmen und baarköpfig weiter gehn. Aber, wie sind die Mächtigen gefallen! ruft der Verfasser, wie, sagt er, ward in so kurzer Zeit eine solche politische Umwandlung bewirkt. Jezt darf kein Mohammedaner Waffen tragen, wofern er nicht im Dienste der Regierung ist, während den Europäern das Privilegium Waffen zu tragen gewährt ist, ja allen Christen, wofern sie um eine Erlaubniß einkommen. Aegyptische Soldaten, welche auf der Wache waren, fragten gar nicht nach des Verf. Feuergewehr; als sie erfuhren, er sey ein Engländer, hieß es: Ein Engländer, 's ist schon gut. So ritt Monro in die Stadt hinein, einer seiner Maulthiertreiber ging voran, und machte ihm in den langen, engen, volkreichen Straßen Platz, indem er laut rief, Muhamed Ali Pascha! wodurch er den Verf. nicht für den Pascha ausgeben, ihn aber als einen Angestellten unter Muhameds Autorität reisenden, bezeichnen wollte. Der Pöbel nahm sich gegen Monro nichts heraus, doch hörte er öfters mit unterdrückter Stimme sagen: Ein Franke, schaut, schaut seinen Hut!

Einige Abende vor des Verfassers Ankunft in Damaskus feyerte man den zwischen dem Sultan und Ibrahim geschlossenen Frieden. Bey dieser Gelegenheit zogen die Christen haufenweise durch die Strassen, versammelten sich vor den von Türken besuchten öffentlichen Orten, sangen Loblieder auf Ibrahim und hielten ihm Lobreden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geology and Mineralogy considered with reference to natural Theology, by W. Buckland. London 1836. 2 Vol. 8. mit 69 Tafeln.

(Schluß.)

Eben so unbedeutend ist der andere Grund, daß die allgemeine Wasserbedeckung, von welcher Moses erzählt, so ruhig vorübergegangen sey, daß sie nicht einmal die Diluvialablagerungen habe hervorbringen können. Hier denkt sich der Verf. dieses Ereigniß doch gewiß gar zu kleinlich. Welche Verheerungen richtet nicht der bloße Durchbruch eines Sees, oder die Ueberfluthung des festen Landes durch Einbruch des Meeres an! Wie sollte nun eine Ueberschwemmung, die durch Aufbrechen aller Brunnen der großen Tiefe und der Fenster des Himmels, durch einen Regen von vierzig Tagen und vierzig Nächten veranlaßt wurde, und eine solche Höhe erreichte, daß sie alle Berggipfel überfluthete, wie sollte diese nicht gewaltige Spuren ihres Daseyns auf der Oberfläche der Erde zurückgelassen haben? Wenn auch diese Veränderungen nicht so eingreifend waren, daß die jetzigen Hochgebirge ihnen ihre gegenwärtige Bildung und Gestalt zu verdanken haben, immerhin muß eine solche Ueberschwemmung Spuren genug hinterlassen, die dem forschenden Geognosten sich nicht entziehen können.

Der dritte Grund, daß unter den Höhlenthieren so viele gefunden werden, die unter der jetzt lebenden Thierwelt nicht mehr vorkommen, daher sie auch älter als die Erschaffung des Menschen wären, ist ebenfalls ohne Gewicht.

Ein solches würde er nur alsdann haben, wenn in der Genesis die ausdrückliche Angabe stünde, daß Noahs Arche alle Arten von Thieren — wie sie sich auch über die Erde verbreitet haben mochten — enthalten hätte, so daß mithin keine Thierform, die zur Zeit des Menschen vorhanden war, hätte verloren gehen können. Diese Angabe kommt aber nicht vor, daher darf es uns nicht wundern, daß die europäische und amerikanische Thierwelt gänzlich untergegangen ist, und daß sich von ihr nur solche Arten der allgemeinen Vertilgung entzogen haben, die durch göttliche Anordnung dem Erzvater zugeführt wurden.

Auch der Umstand, daß die Diluvialthiere nicht bloß in den Diluvialgebilden, sondern ebenfalls in tiefer liegenden Formationen vorkommen, kann als kein Gegenbeweis zugelassen werden. Die Thatsache ist allerdings richtig und durch viele Beyspiele bestätigt. So z. B. finden sich im Süßwasserkalk bey Gmünd im Ansbachischen eben so die Knochen von Bären, Mastodon, Nashorn, Pferd, Dinotherium, wie sie den Diluvialgebilden zustehen; in ihrer Gesellschaft kommt noch Palaeotherium vor. Palaeotherium und Choeropotamus findet man selbst hin und wieder in den Knochenbreccien. *) In den Bohnerzgruben der schwäbischen Alb liegen Ueberreste von Bären, Ochsen, Pferden, Schweinen, Nashorn, Elephanten, Mastodon, Lophiodon, Anoplotherium, Palaeotherium u. s. w. gemeinschaftlich beysammen,

*) De la Beche Geognosie, übersetzt von Dechen, S. 209.

also Thiere der ältesten Tertiärgebilde zugleich mit denen der Diluvialablagerungen. *)

Was beweist nun diese merkwürdige Uebereinstimmung der Säugthiere aus den Tertiärgebilden mit denen des Diluviums? Daß beyde einer Zeitepoche angehören, von denen jene den Anfang, diese den Schluß ausmacht, d. h. welche einen Zeitraum umfaßt, der mit der Thierschöpfung beginnt und mit der Sündfluth sich endigt. Lokale Ueberfluthungen, die einen großen Theil der Tertiärgebilde mögen abgesetzt haben, so wie die allgemeine Katastrophe, die wohl auch noch an der Entstehung derselben hie und da Theil genommen hat, sie alle fanden dieselbe Thierwelt vor. Tertiär- und Diluvialgebilde machen daher, nach des Ref. Ansicht, nur eine geognostische Formation aus; jene auf chemische, diese auf mechanische Weise abgelagert.

Fassen wir nun die Allgemeinheit dieser Diluvialablagerungen in allen Welttheilen ins Auge, ihren gleichförmigen Charakter, das Verschwinden so vieler Thierformen nach dieser Periode, oder doch wenigstens eine andere geographische Verbreitung derselben (während z. B. die Diluvialgebilde erweisen, daß der Elephant früher in allen Welttheilen, selbst auf Neuholland, einheimisch war); nehmen wir noch das historische Zeugniß zu Hülfe, daß eine allgemeine Wasserbedeckung alles Trockene überfluthete und eine ähnliche nicht weiter erfolgte; — sollten wir bey Aufzählung so vieler allgemeiner Thatsachen nicht berechtigt seyn, diese Diluvialablagerungen als Folgen einer und derselben Ursache und zwar des historischen Diluviums, der Sündfluth der Bibel, zu betrachten? Ref. sieht nicht ein, warum man nicht veranlaßt seyn sollte, diese beyden großen Geschichts- und Naturphänomene zu identifiziren.

Auf welche Weise aber nach der Sündfluth die Wiederbesetzung der Welttheile durch Organismen erfolgt und deren gegenwärtige geographische Verbreitung festgesetzt worden ist, darüber fehlen uns die nöthigen Aufschlüsse. Wer indeß die Entstehung der Erde nicht von einer zufälligen Aneinanderreihung der Atome, sondern von einer Willensthätigkeit der ewigen Weisheit herleitet, wird auch die Erhaltung der gegenwärtigen Arten und ihre Vertheilung auf der Oberfläche nicht für ein Spiel des Zufalls, sondern für eine göttliche Anordnung des Schöpfers erkennen.

Im 10ten und 11ten Kapitel handelt der Verf. in der Kürze von den Beziehungen der Erde und ihrer Bewohner zum Menschen, und von den angeblichen Menschenknochen. Letztere hält er nicht für gleich alt mit denen der Diluvialthiere.

Vom 12ten — 18ten Kapitel folgt nun der Hauptinhalt des Buches, nämlich die Betrachtung der fossilen organischen Ueberreste, und zwar immer mit besonderer Beziehung auf den Hauptzweck dieser Bridgewaterschen Schriften. Der Verf. fängt mit den Säugthieren an, geht stufenweise zu den übrigen Klassen herab und schließt mit den Vegetabilien. Bey den ersteren läßt er sich nur hinsichtlicht des Dinotherium und Megatherium auf eine ausführliche Erörterung ein; sehr genau sind die fossilen Reptilien behandelt und viele eigenthümliche Bemerkungen hinzugefügt; zur Klasse der Fische sind ihm durch Agassiz zahlreiche Beyträge mitgetheilt worden. Unter den wirbellosen Thieren haben besonders die Cephalopoden eine vorzügliche Berücksichtigung gefunden, und namentlich hat es Ref. interessirt, hier zum erstenmale eine Abbildung von den beyden Exemplaren von Belemniten zu sehen, welche in der Sammlung der Miß Philpotts zu Lyme Regis befindlich, zuerst von Agassiz beschrieben wurden, und die allerdings vorzüglich geeignet sind, um einen Begriff von der eigenthümlichen Form dieser sonderbaren Thiergattung zu geben. Auch die Flora der Gebirgswelt ist in ihren

*) Jäger, über die fossilen Säugthiere, welche in Würtemberg aufgefunden worden sind. Stuttgart, 1835.

Hauptgruppen gut geschildert; eine schätzbare Zugabe ist das von Braun in Carlsruhe gefertigte Verzeichniß der fossilen Pflanzen von Oeningen. Auf detaillirteres Eingehen in den Inhalt dieser sämmtlichen Paragraphen kann Refer. sich nicht einlassen, sondern nur die Versicherung geben, daß ihn die klare Darstellung, so wie die geschickte Auswahl aus einem reichlich angehäuften Material sehr befriedigt hat.

Im 19. — 23ten Kapitel macht der Verf. auf einige Vorrichtungen im Innern der Gebirgsmassen aufmerksam, welche von großer Wichtigkeit für die Subsistenz des Menschen sind. Zuerst erinnert er an die Steinkohlenlager, und an ihre höchst mannigfaltige und bedeutungsvolle Verwendung. Ihre meist muldenartige Ablagerung erleichtere ihre Gewinnung, und der Schieferthon, der mit ihnen wechsele, enthalte öfters reiche Eisenlager, zu deren leichter Verschmelzung gewöhnlich noch ein drittes Material, nämlich Kalkstein hinzukäme, welcher als Fluß diene. Auch der Hebungstheorie, welcher er in vielen Stücken zugethan ist, sucht der Verf. eine gesetzmäßige Seite abzugewinnen, so daß er selbst in störenden Gewalten (disturbing forces), welchen er die Klüfte und Verwerfungen in den Gebirgslagern zuschreibt, Beweise eines höhern Planes und Endzweckes wahrnimmt. Würden nämlich, wie er bemerklich macht, die geneigten Schichten ohne Unterbrechung fortlaufen, so würden sie bald eine Tiefe erreichen, welche für die Ausbeutung durch Menschenhand unzugänglich wäre. Indem sich aber dazwischen Klüfte und Verwerfungen einstellen, werden die Theile einer und derselben Formation in eine Reihe von Platten oder Stockwerken über einander gestellt, welche von ihrem tiefsten Puncte bis gegen die Oberfläche hinaufreichen. Durch dieselben Klüfte, welche gewöhnlich mit Letten ausgefüllt sind, entsteht aber ein anderer Vortheil, daß nicht blos die zufließenden Wasser verhindert werden, in einem einzigen Becken sich zu vereinigen, wodurch sie sich so anhäufen würden, daß man sie nicht mehr gewältigen könnte, sondern indem sie durch diese vertikalen Klüfte in vielen Reservoirs sich ansammeln, veranlassen sie an der Oberfläche eine Reihe von Quellen, über deren Entstehen, so wie über die Theorie der artesischen Brunnen, der Verf. sich ausführlich äußert. Auch die Metallgänge werden öfters durch ähnliche Klüfte abgeschnitten und verworfen, wodurch die Gruben gegen Ueberschwemmungen gesichert werden. In Steinkohlengruben bewirken Klüfte und Verwerfungen, welche das Ende einer abgeschnittenen Steinkohlenstrecke in Verbindung mit unbrennbaren Schiefer- und Sandstein-Schichten bringen, noch einen andern großen Vortheil, daß die häufigen Grubenbrände minder verheerend werden, indem ihnen die Klüfte einen Damm entgegenstellen.

„Es ist unmöglich, dergleichen Anordnungen, welche so gut darauf berechnet sind, die wesentlichen Materialien zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse zu liefern und die Industrie der Bewohner unserer Erde zu beleben, zu betrachten, und solche Anordnungen gänzlich den blinden Wirkungen zufälliger Ursachen zuzuschreiben. Wir haben ein begründetes Recht, in den eben erwähnten geognostischen Anordnungen ein System weiser und wohlwollender Absichten zu sehen, die zum voraus die Bedürfnisse der künftigen Bewohner der Erde berücksichtigt und sich von ihrer ersten Bildung durch die folgenden Revolutionen und Convulsionen, welche die Oberfläche unsers Planeten ergriffen, erstreckt haben."

Das 24te Kapitel, die Schlußbetrachtung, wirft einen Rückblick auf die vorhergehenden Kapitel, faßt ihren Inhalt in gedrängter Kürze zusammen, und weist nochmals mit Nachdruck nach, daß die ganze Natur ein Spiegel der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte sey.

Der zweyte Band ist den bildlichen Darstellungen, deren Zahl 60 beträgt, gewidmet, nebst ihrer Erklärung, die 110 Seiten in sich faßt. Die erste Tafel gibt einen idealen Durchschnitt der Erdkruste, um die Reihenfolge ihrer mannigfaltigen geognostischen Formationen anschaulich zu machen; über ihnen sind zugleich die charakteristischen Thier- und

Pflanzen-Gattungen in kleinen, aber sehr gut gerathenen Figuren angebracht. Die Tab. 2 — 54 stellt thierische, die Tab. 55 — 64 vegetabilische Versteinerungen dar; die Tab. 65 — 69 dienen zur Erläuterung der muldenförmigen Ablagerung der Steinkohlenflötze, ihrer Verwerfungen, der Erzgänge, und zur Theorie der arteſiſchen Brunnen. Die Abbildungen ſind faſt durchgängig ſehr gut gearbeitet, und beſchränken ſich nicht bloß auf Kopien, ſondern ſind zum großen Theil Originalabbildungen.

Hiemit beſchließt Ref. die Anzeige eines Werkes, das in wiſſenſchaftlicher, wie in religiöſer Beziehung eine gleiche Tüchtigkeit bewährt, und deſſen fleißiges Studium er daher mit gutem Grunde empfehlen kann. Für diejenigen Leſer, welche der engliſchen Sprache nicht vollkommen mächtig ſeyn ſollten, will er nur noch die Bemerkung beyfügen, daß von Profeſſor Agaſſiz binnen kurzer Friſt eine Ueberſetzung erſcheinen wird.

A. Wagner.

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Fortſetzung.)

Zwey Tage duldeten die Türken dieß, am dritten fielen ſie über die Chriſten her, und verwundeten mehrere. Achmet Bey, der Vicegouverneur der Stadt griff die tumultuirenden Türken mit ſeinen Aegyptern an, nahm viele gefangen, von denen er 50 in die harte Schanzarbeit bey Akre ſchickte, andere erhielten die Baſtonade.

Der Generalgouverneur von Syrien, Sheriff Bey, iſt bey den Chriſten ſehr beliebt, wegen des Schutzes und der Freyheiten, die er ihnen gewährt. Man verſicherte: wäre er bey dem Tumult in Damaskus geweſen, ſo würde er jene 50 Türken haben köpfen laſſen, zum Frühſtück laſſe er köpfen, wie der Heißſpere des Nordens. *) Ein engliſcher Reſident ſagte über Sheriff zu Monro: Er iſt gerade der rechte Mann für die Chriſten, er ſchlägt Türkenköpfe ab, als wären's Artiſchocken. Eine Hauptbegünſtigung der Chriſten iſt es, daß ihr Gut nicht in der Mauth unterſucht wird und ſie keine Abgaben zahlen. Während des Ramaſan ſchmaucht der Bey ſeine Pfeife und trinkt Kaffee, zum großen Aergerniß aller guten Muſelmänner; beſuchen ihn Franken in türkiſcher Kleidung, ſo ſchilt er: Warum kommt ihr nicht mit euren Hüten zu mir: die Türken ſollens wiſſen, daß die Zeiten ſich verändert haben. — Aehnlichen Anſtoß giebt Abbas Paſcha, ein General Ibrahims, deſſen Freiheit von Vorurtheilen Monro bewunderte, als er ihn in Adana vor der Linie reiten ſah, gefolgt von einem Rudel karamaniſcher Hunde, welche, wie wir hörten, den Muhamedanern ein Gräuel ſind. —

Der Verf. ward von Hrn. Farren, Bruder des engliſchen Generalconſuls, dem Vicegouverneur Achmet Bey vorgeſtellt; beyde Engländer waren in ihrer Nationaltracht, Achmet ohne Schuhe und Strümpfe, ſonſt überaus artig. Farren vertrat einen Griechen, welcher im Türkenviertel gegen Geſetz und beſondere Warnung, Wein und Liqueure verkauft und dafür die Baſtonade erhalten hatte. Der Grieche behauptete nun: er habe dem Bey einen Ausweis, daß er brittiſcher Unterthan ſey, vor dem Empfang der Baſtonade vorgeleſen. Dieß läugnete der Bey, gab aber zu, daß der Angeklagte keine Strafe erhalten haben würde, wofern er ſich wirklich auf jenen Ausweis berufen hätte, wiewohl er den Geſetzen, welche für alle andern bindend ſind, ſchnurſtracks zuwider gehandelt. Dieſer ſonſt unbedeutende Fall, ſagt der Verf., könne dem Leſer eine Idee von der merkwürdigen, durch Ibrahim bewirkten Umwandlung geben, und erzählt Folgendes, um den Gegenſatz in ein noch helleres Licht zu ſtellen. Im Jahre 1832 gab Muhamed Selim, Paſcha von Damaskus, dem Volke ein Aergerniß, indem er befahl, die Straſſen zu reinigen. Das ward als eine europäiſche Neuerung angeſehen und es brach darüber eine Rebellion aus. Der Paſcha vertheidigte ſich mit wenigen Leuten drey Wochen lang tapfer im Kaſtell, als er aber an Entſatz verzweifelte, brachte er ſich ſelbſt um. Sein Kopf ward auf einer Lanze zum Franziskanerkloſter getragen und in den Kloſterhof hineingeworfen, mit einem angebundenen Zettel, worauf die Worte: Hier iſt euer Freund.

Daß eine gewaltſame, widernatürliche Spannung und Stimmung in Syrien herrſche, ſeitdem Ibrahim es erobert, davon würde jeder Leſer nach dem Mitgetheilten von ſelbſt überzeugt ſeyn: der Verf. charakteriſirt jene Stimmung aber auch hin und wieder, wenn auch nur in einzelnen Zügen, doch unzweydeutig klar.

(Schluß folgt.)

*) King Henry IV. First. part. Act. 2. Sc. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergeometer. München, 1832. In drey Theilen, unter den besondern Titeln:

I. Kritische Erläuterungen über mehrere im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland, Preußen und Oestreich begründete Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten.

II. Grundsätze und Verfahren bey der Berechnung der Beyträge für die in Bayern zu errichtenden Pensions-Vereine.

III. Statuten für den freywilligen Privatverein zur Pensionirung der Wittwen und Waisen bayerischer Hof-, Staats- und öffentlicher Diener.

Die Schrift, welche wir hier anzeigen, ist als eine neu erschienene zu betrachten. Denn wiewohl bereits vor vier Jahren gedruckt, so wird sie doch aus Ursachen, die den Leser nicht interessiren, erst jetzt in den Buchhandel gebracht; dazu kommt, daß unterdessen über den Gegenstand keine andere Arbeit erschienen ist, die ihrem Werthe Eintrag thäte, oder überhaupt mit ihr concurrirte. *) Der Verfasser ist bereits durch mehrere Druckschriften bekannt. Seine gekrönte Preisschrift über Güter-Arrondirung, München 1817, ist noch jetzt eine sehr brauchbare Arbeit; sein Grundsteuer-Kataster aus der Messung und dem Reinertrage der einzelnen Grundstücke entwickelt, München 1824, blieb in der Zeit, wo der Name des Steuer-Definitivums so Viele bestach, mit Unrecht unbeachtet; in der Abhandlung endlich über die Ausmittelung des Kapitalwerthes der Laudemien, Erlangen 1828, berichtigt er einige Ansichten, die er in einer frühern Schrift *) über den Gegenstand ausgesprochen, und führt zuerst den Grundsatz mathematisch durch, daß ein älterer Grundhold für die Ablösung des Obereigenthums in dem Maße mehr zahlen müsse, als ein jüngerer, in welchem es bey seinem Gute wahrscheinlich ist, daß alle spätern Handlöhne früher anfallen, als beym Gute des letzteren. Er legte seiner Berechnung eine von ihm angefertigte Mortalitäts-Tafel des Landvolks in Bayern zum Grunde und beurkundete schon durch diese kleinere Leistung seinen Beruf für die ausführlicheren und mühsamen Rechnungen, welche das oben angezeigte Werk enthält, auf das wir, als auf eine tüchtige Arbeit, die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten.

---

*) Littrows Schrift über Lebensversicherungen und andere Versorgungs-Anstalten, Wien 1832, behandelt nur die Theorie dieser Anstalten, ohne eine auf neue Mortalitäts-Tafeln gegründete Berechnung der Einlagen und Zahlungen einer Wittwenkasse zu enthalten.

*) Ueber die Ablösung des Obereigenthums, München 1828. 4., worin übrigens, ausser dem was die Rechnung betrifft, noch manche andere bedenkliche und anstößige Behauptungen vorkommen.

Sein Gegenstand gewinnt von Tag zu Tag an Theilnahme, ohne daß man in eben dem Maße die Einsicht in denselben wachsen sähe; es scheint uns daher angemessen, bevor wir auf den Inhalt der Schrift näher eingehen, eine allgemeine Betrachtung vorauszuschicken, die dem Leser, unter Andeutung der Abwege, den richtigen Standpunkt bezeichnen mag, von welchem aus wir wünschten, daß er mit uns die Anstalten beurtheilte, deren Einrichtung Gebhards Werk, in besonderer Anwendung auf die Sterblichkeits-Verhältnisse in Bayern, entwickelt.

Wiewohl bereits aus dem vorigen Jahrhundert in und ausser Deutschland und noch aus neuester Zeit reiche Erfahrungen sich darbieten über die Mißgriffe, die zum Schaden der Theilnehmer in der Einrichtung von Unterstützungsanstalten, vornehmlich von Wittwen- und Waisenkassen, vorkommen können, und wiewohl die Bedingungen, unter denen diese allein Bestand haben, längst auf mathematischem Wege unwiderleglich dargethan und durch Anstalten, die hiernach eingerichtet worden, vollkommen bestätigt sind: so muß man es doch bedauern, daß diese Einsichten und Erfahrungen dem größern Publikum, das sich jetzt wieder mehr und mehr für solche Anstalten interessirt, so viel als unbekannt blieben und daß in neuerrichteten oder projektirten Unterstützungsanstalten dieselben Irrthümer, Fehlschüsse und Mißgriffe sich wiederholen, welche in früherer Zeit schon so oft den Theilnehmern statt der gehofften Unterstützung Schaden gebracht haben. Daß jetzt, wie früher, nur selten Eigennutz der ersten Unternehmer, in der Regel bloß Mangel an Einsicht und Sachkenntniß, bey dem besten Willen, die Anstalten bedroht, ändert wohl das Urtheil über den persönlichen Werth jener Männer, nicht aber den Nachtheil, dem die Theilnehmer ungeschickt eingerichteter Unterstützungsanstalten entgegen gehen.

Als Grundirrthum in der Beurtheilung von Wittwen- und Waisenkassen ist vor allem eine Meynung zu bezeichnen, die um so fester haftet, je mehr sie den Unternehmern Dank, den Theilnehmern Gewinn verspricht und je mehr sie sich denen empfiehlt, welche die menschlichen Dinge lieber durch Aufopferung und Humanität, als durch strenge Gerechtigkeit zusammenhalten möchten: die Meynung nämlich, Lebens-Versicherungs-Anstalten, Wittwen- und Waisenkassen und ähnliche Institute zur Beseitigung späterer mehr oder weniger zufälliger Noth, seyen *Wohlthätigkeits-Anstalten*. Zwar haben wir nichts gegen diesen Namen, wenn er in dem weiteren und unbestimmten Sinne gebraucht wird, wo er überhaupt gemeinnützliche und den Privathaushalt fördernde Einrichtungen bezeichnet, etwa wie man gute Landstrassen eine Wohlthat für ein Land nennt; allein dieß will man nicht damit sagen, sondern man versteht darunter Kassen, aus denen man mehr empfängt, als man einlegt; die geben können, ohne von den Theilnehmern Ersatz zu verlangen; Anstalten, welche das Einkommen der Theilnehmer durch *äußere* Zuschüsse verbessern, ohne diesen Aufopferung zu kosten, — die nach Art der *Armenkassen Wohlthaten* erzeigen. Zwar kann nichts einleuchtender seyn, als der Satz, *daß keine Kasse mehr zahlen könne, als sie empfange*, und so bleibt es auch für jede Unterstützungs-Kasse unumstößlich wahr, daß sie eben so viel einnehmen müsse, als sie, nach Abzug der Verwaltungskosten, an Unterstützungen ausgeben will. Hat also eine Unterstützungsanstalt von keiner andern Seite her Einnahmen zu erwarten, für welche man keine Ansprüche an ihre Kasse macht, keine *Geschenke* oder wohlthätigen Beyträge im engern Sinne, so ist nicht einzusehen, wie ihre Mitglieder aus ihr mehr an Unterstützungen nehmen könnten, als sie selbst an Beyträgen und Zinsen einlegen. Nur in dem Maße, in welchem sie solche Geschenke empfängt, kann sie ihren Theilnehmern mehr auszahlen, als sie von ihnen erhält; hat sie aber auf keine wohlthätigen Beyträge zu rechnen und ist sie ganz auf

die Einzahlungen der Unterstützungsuchenden selbst beschränkt, so kann sie sich gegen diese auch nicht als Wohlthätigkeits-Anstalt erweisen. Sie ist in diesem Falle nichts als eine Sparkasse, welche die aus allen Beyträgen der Mitglieder sammt Zinsen angesammelten Ersparnisse in den Fällen und an die Personen auszahlt, welchen sie, der Bestimmung der Anstalt gemäß, zukommen sollen: Niemand empfängt hier Wohlthaten, sondern Jeder nur das, was ihm rechtlich, d. h. nach Verhältniß seiner Einlage, gebührt.

Daß gleichwohl so Viele, und unter ihnen selbst verständige und unterrichtete Männer, mit wahrem Köhlerglauben, auch aus solchen Kassen Unterstützungen erwarten, welche ausser allem Verhältnisse zu den Beyträgen stehen, und daß sie ohne alle Rücksicht auf die Haltbarkeit solcher Anstalten blindlings denen zulaufen, die das Oelkrüglein der Wittwe zu Cador besitzen müßten, sollten ihre Versprechungen möglich seyn, ist mehreren Ursachen zuzuschreiben.

Vor allem der Unkunde im Calcul und der daher rührenden Unfähigkeit, auch ohne wirkliche Berechnung, die Verhältnisse einigermaßen zu überschlagen, welche zwischen einer möglichen Unterstützung und ihrer Vergeltung statt finden müssen.

Die genaue Durchführung des einfachen Grundsatzes, daß die Ausgabe keiner Kasse grösser seyn könne als ihre Einnahme, und die gerechte Vertheilung der Unterstützungen nach Verhältniß der Einlagen eines Jeden erfordert allerdings, wenigstens bey Wittwen- und Waisenkassen, so zeitraubende Rechnungen, daß man es Niemand verargen kann, wenn er sich nicht näher mit der Sache bekannt gemacht hat; ein Solcher wird es aber nicht unbillig finden, wenn man ihm bemerkt, daß sein Urtheil und seine Einmischung bey der Errichtung neuer ähnlicher Anstalten nur Verwirrung hervorbringen kann. Der Mangel an arithmetischem Gewissen wirkt übrigens auf Seite wohlwollender, und für das Fortkommen ihrer unbemittelten Mitbürger ernstlich besorgter Unternehmer solcher Kassen noch besonders übel dadurch, daß sich mit ihm eine, meist ganz unbegründete, immer aber übergroße Hoffnung auf wohlthätige Beyträge verbindet, die am Ende ergänzen werden, was man den Mitgliedern zu wenig abfordert; die Unterstützungsuchenden aber verführt der übermäßige Glaube, den jeder Mensch an sein eigenes Glück hat und der ihn, ohne jene arithmetische Mäßigung, so gerne zu der Meynung verleitet, er werde ärnten, wo Andere gesät haben. Nicht ersparen will die Menge und rechnen, wie weit das Ersparniß kommende Bedürfnisse decken kann, sondern gewinnen, wo sie nichts gewagt hat. „Wie, ruft Einer aus, ich soll lebenslänglich jährlich 60 fl. zahlen, damit meine Erben von der Lebens-Versicherungskasse 2000 fl. Kapital empfangen? Von diesen 2000 fl. können sie ja doch nicht leben, und von meinen 600 fl. Gehalt, kann ich 60 fl. nicht entbehren: so eine Anstalt nützt mir nichts!“ Allein ob die 2000 fl. für seine Hinterbliebenen ausreichen, und ob er die 60 fl. leicht oder schwer entbehrt, ist völlig gleichgültig: die Hauptsache vielmehr, daß ihm die Kasse auf seinen Tod genau so viel zusagt, als er nach Verhältniß seiner mittels Lebensdauer einlegt. Ist dieß der Fall, so gewährt sie ihm freylich keinen Gewinn, wie er ihn gerne haben möchte; aber sie spart ihm seine kleinen Einlagen mit Zinses-Zinsen auf, was er selbst nicht thun könnte, und zahlt die zugesagte Summe, er mag sterben wann er will. Trotz der Ungewißheit, in der Jeder über seinen Tod steht, macht sie es ihm möglich, immer gerade die Summe zu hinterlassen, die er nur bey mittler Lebensdauer aufzusparen vermochte, und überhebt ihn der Furcht, seine besten Absichten zur Versorgung der Seinigen durch zu frühen Tod vereitelt zu sehen.

Ganz auf ähnliche Weise verhält es sich mit einer Wittwenkasse. Der Unterschied zwischen solchen Anstalten liegt nicht darin, daß man da oder

dort mehr erhielte; denn für gleiche Zusage, muß jede richtig rechnende Kasse gleichviel verlangen: sondern in der Art der Zahlung der Beyträge und Unterstützungen. Ein Beyspiel wird dieß deutlich machen. Für eine Wittwenpension von 100 fl., die ein 40jähriger Mann seiner 30jährigen Frau sichern will, zahlt er in jede wohlgegründete Anstalt auf Ehedauer jährlich nicht unter 40 fl. Denkt man sich, die Frau genieße diese Pension etwa 14 Jahre lang, so hätte sie zur Zeit des Todes ihres Mannes einen baaren Werth von etwa 1100 fl.; für dieses Kapital verlangte aber so ziemlich jede Lebens-Versicherungsanstalt jährlich 40 fl. Daß diese 40 fl. bis zum Tode des Versicherten entrichtet werden müssen, kommt dadurch herein, daß die versicherte Summe jedenfalls seinen Erben ausgezahlt wird.

Die zweyte Ursache, welche der richtigen Würdigung freyer, blos aus Beyträgen der Mitglieder dotirter Unterstützungskassen entgegen wirkt, die Frage nach der Haltbarkeit derselben ganz in den Hintergrund stellt, und die Mehrzahl den Kassen zuführt, welche bey absolut größten Versprechungen die absolut kleinsten Einlagen fordern, liegt in dem Mangel an wirthschaftlicher Voraussicht, welche man ziemlich allgemein gerade in dem Stande antrifft, dessen Mitglieder vornehmlich bey solchen Kassen Hilfe suchen: unter den niederen und gering besoldeten Beamten nämlich, die keine Staatspension für ihre Hinterbliebenen zu fordern haben.

(Fortsetzung folgt.)

A Summer Ramble in Syria with a Tartar Trip from Aleppo to Stamboul. By the Rev. Vere Monro. In two Volumes. London, 1835.

(Schluß.)

Als er, z. B. mit Farren in europäischer Tracht durch die Strassen von Damaskus ging, um den schon erwähnten Besuch bey Achmet abzustatten, hörten die begleitenden Bedienten dergleichen Aeußerungen: „Gott sey Dank, ich bin ein Muselmann und keiner von den Ungläubigen! Seht nur die Bestien! die Hunde!“ Obgleich die Muhamedaner keine Heftigkeit merken lassen, so verräth sich doch unterweilen ihre innerliche Bitterkeit gegen die Christen in Aeußerungen, und unbedenklich erklären sie, eine Zeitlang möge das gegenwärtige Wesen wohl dauern, es werde aber der Tag der Vergeltung kommen. Insbesondere ist in Aleppo eine mächtige Parten, deren Glieder einen grünen Turban tragen und Anspruch machen, mit Muhamed verwandt zu seyn. Diese sind dem Ibrahim besonders aufsäßig, weil er die Christen begünstigt, aber Sheriff Bey hält sie im Zaum. Ihr Ingrimm ist jedoch nur gedämpft, nicht erstickt und sie sollen nur auf eine Gelegenheit warten, denselben auszulassen. — Durch wen aber hoffen die Syrer von Ibrahims Herrschaft und Joch befreyt zu werden? Durch die Russen. So fragte der Gouverneur von Tiberias den Verf., wie es mit dem Kriege stehe? (der Friede zwischen dem Sultan und Ibrahim war noch nicht geschlossen); ob die Russen wohl nach Syrien kommen würden? Auf diesen Besuch war er ganz gefaßt, und schien ihn gar nicht ungern zu sehen. Dieselbe Stimmung, sagt Monro, herrscht durch ganz Syrien unter allen Klassen der Bewohner. — Aehnliche Aeusserungen wie des Gouverneurs von Tiberias mußte der reisende Engländer, zu seinem Leidwesen, öfters hören. Ein gewisser Mustuk Bey von Pajas — unweit des issischen Meerbusens — dem Ibrahim, wie so vielen das Räuberhandwerk gelegt hatte, hoffte auch, die Russen sollten ihn von der ihm durch den Pascha auferlegten Verpflichtung, ein ehrlicher Mann zu seyn, befreyen, da durch diese Verpflichtung seine Einnahmen sehr geschmälert waren. Er fragte den Verf., was er meine, wenn Rußland mit England und Frankreich Krieg bekäme, wer siegen werde? There could be but one answer to this, sagte der Verf., Mustuk stimmte ihm aber nicht bey. Das Volksmäßige der englischen Regierung, welches ihm Monro charakterisirt hatte, mache es eben, sagte der Bey, den Engländern unmöglich, es mit den Russen aufzunehmen, welche unter Einem Oberhaupte ständen. „Der Pascha, fuhr er fort, der Pascha zum Beyspiel ist ein guter Mann (man weiß jedoch, daß der Bey ihn von Herzen haßt), der Pascha denkt auf das Wohl seines Volks und wie er befiehlt, so geschichts; beföhle er aber dieß, ihr aber das und ich wieder was anders, so geschähe nichts; solche Regierungen, wie die Eure, bey denen viele Hände im Spiele sind, die müssen schlecht seyn.“ So urtheilen, fügt der Verf. hinzu, alle Orientalen über jede Regierungsform, welche nicht despotisch ist. —

Das Verhältniß Ibrahims zu den Engländern und Russen scheint sich jedoch, seit der Verf. reiste, bedeutend verändert zu haben, wie sich unter Anderm aus des Pascha Verfahren bey der englischen Expedition auf dem Euphrat ergab. — Möchten die Syrischen Christen nur nicht durch die Begünstigung des Pascha's übermüthig werden, eine etwaige Reaction der Türken gegen sie würde fürchterlich seyn. —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergeometer. München, 1832.&c.

(Fortsetzung).

Würden diese Männer sich klar machen und richtig überschlagen, was erfordert wird, um eine Wittwe lebenslang, Waisen bis zur Erwerbsfähigkeit auch nur nothdürftig zu versorgen, wie es doch Pflicht jedes Ehemannes ist, so wäre es unmöglich, daß so viele derselben heiratheten; was sie sich während der Ehedauer für diesen Zweck entziehen müßten, würde ihr disponibles Einkommen so beschränken, daß ihnen die Unterhaltung einer Familie nahezu unmöglich fiele. Wer es freylich versäumt hat, zur rechten Zeit den ganzen Umfang der Pflichten eines Hausvaters scharf und bestimmt zu überschauen, und wer für eine bereits vorhandene Familie seinen ganzen laufenden Gehalt dringend bedarf, dem ist es nicht zu verdenken, wenn er einer Unterstützungskasse in Bezug auf die Vermehrung seiner Einlagen einige Zauberey zutraut.

Dabey ist auch die unrichtige Schätzung der Staatspensionen von Einfluß, welche in Bayern in gewissen Aemterklassen den Hinterbliebenen der Beamten zugesichert sind, in andern wenigstens aus Gnaden gegeben werden, gegenüber von den Beyträgen, welche man aus den Beamtengehalten für die Wittwenkasse des Staats erhebt. Eine rechtlich zugesicherte Wittwen- und Waisenpension ist ein Theil des Gehaltes, den der Staat nur für ein Bedürfniß der Beamtenfamilie aufbewahrt, dessen Befriedigung ihm zu wichtig ist, als daß er sie der eigenen Vorsorge und Einsicht der Einzelnen überlassen könnte. Auch nur aus Gnaden, aber so regelmäßig ertheilt, daß eine Verweigerung kaum zu fürchten ist, wird sie wenigstens zu einer Gratifikation, die sich vom ordentlichen Gehalte wenig unterscheidet. In beyden Fällen erzeugen die Pensionen unter den Beamten eine gewisse Unbesorgtheit über das Fortkommen der Familien nach dem Tode des Vaters, bey der sich Keiner um die genaue Schätzung der Gehaltszulage viel kümmert, die er in dem Anspruch oder der Hoffnung auf Unterstützung bezieht; so daß die Meisten wohl gar glauben, die geringfügigen Gehaltsabzüge für die Wittwenkasse seyen ein Aequivalent für das, was der Staat in den Pensionen der Hinterbliebenen leistet. Dieß führt dann auch diejenigen irre, welche für ihre Hinterbliebenen keine Pension zu erwarten haben. Nach einer Berechnung des Referenten (unter Annahme des Zinsfußes von 4 %) beträgt aber der Bezug, welcher jedem bayerischen Staatsdiener in Form von Wittwen- und Waisenunterstützung zugesichert ist, jährlich 7 Procent seines Gesammtgeldgehalts, (nämlich $5\frac{1}{2}$ Proc. für die Wittwen- und gegen $1\frac{1}{2}$ Proc. für die Waisenpensionen); da nun die sämmtlichen Gehaltsabzüge für die Wittwencasse nur etwa $\frac{1}{7}$ hier von decken, so sind die Wittwen- und Waisenbezüge als eine reine Zulage von 6 Proc. aller fixen

Geldgehalte anzusehen. Mit andern Worten, eine Kasse, welche sämmtliche Wittwen- und Waisenpensionen der Staatsdienerfamilien, die von einer gegebenen Zeit an neu zu zahlen sind, für immer übernehmen sollte, müßte zu den bisherigen Wittwen-Beyträgen aus den Besoldungen noch 6 Proc. aller Gehalte vom Aerar hinzuempfangen. Bey dieser durchschnittlichen Schätzung wird ganz abgesehen von dem ledigen oder verheiratheten Stande eines Jeden und die Wittwen- und Waisen-Pensionen sind als eine Gehaltsvermehrung jeder Dienststelle berechnet, auf deren wirklichen Bezug aber die Unverheiratheten, die Wittwer und die, welche keine pensionsberechtigten Kinder haben, zu Gunsten derjenigen verzichten, welche Wittwen und Waisen hinterlassen. Angenommen also, Beamte, ohne Pensions-Berechtigung ihrer Familien, vermöchten durch freyen Zusammentritt einen ähnlichen Verein zu bilden, wo der Gesammtbedarf aller Unterstützung der Wittwen- und Waisen, die aus den Ehen der Inhaber gewisser Stellen hervorgehen, mittels proportionaler jährlicher und fortdauernd gleicher Abzüge am Gehalte dieser sämmtlichen Stellen nachhaltig gedeckt würde (was indeß nicht möglich ist), so betrüge doch der Abzug am Gehalt jedes Mitgliedes mit oder ohne Familie 7 Proc., oder z. B. bey 500 fl. Gehalt, 35 fl., eine Summe, die für die geringfügige Wittwenpension von 100 fl. und Waisenunterstützung von 20 fl. wahrscheinlich denjenigen sehr hoch erscheinen wird, welche nicht mehr Gehalt haben, und doch ihre Hinterbleibenden gern gesichert sähen. Gleichwohl reichen jene 35 fl. in einer Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalt mit isolirter persönlicher Versicherung noch lange nicht aus. Es liegt nämlich im Interesse eines Jeden, keine Ausgaben für ein künftiges Bedürfniß zu machen, das bey ihm nicht vorauszusehen ist, oder vielleicht gar nicht mehr eintreten kann; es wird daher keine solche Anstalt Beyträge von Hagestolzen oder kinderlosen Wittwern erhalten, wenn sie nicht auch diesen (etwa im Fall der Erkrankung oder der Dienstunfähigkeit) besondere Unterstützung bietet, die aber dann deren Beyträge wenigstens theilweise selbst in Anspruch nimmt. Der Vortheil, daß Mitglieder ohne Frauen und Kinder aus ihrem Gehalte mittragen, was die Wittwen und Waisen der Verehelichten beziehen, ist nur in einer Anstalt möglich, die der Staat für seine Diener errichtet. In diesem Falle ist die Dotirung der Wittwen- und Waisenkasse eine besondere Art der Regulirung und Auszahlung der Gehalte, der sich Jeder beym Amtsantritt frey unterwirft.

Ohne solche Anordnung kann eine Wittwen- und Waisenkasse nur auf den Beytritt von Verheiratheten und auch auf ihre Beyträge nur so lange sicher rechnen, als ihre Ehefrauen leben und sie pensionsberechtigte Kinder haben: alle Beyträge concentriren sich also hier auf die Ehedauer und die Zeit, während welcher ein Vater neben Kindern lebt, die inner dem Alter der Pensionsfähigkeit stehen. Sollen nun hier die Wittwen- und Waisenbezüge dieselben bleiben, so muß natürlicher weise der Beytrag desto höher seyn, von je weniger Mitgliedern und je kürzere Zeit er gezahlt wird.

Aber nicht bloß wird eine freye Wittwen- und Waisenkasse keine Beyträge von solchen erhalten, die bestimmt voraussehen, daß sie keine Wittwen oder Waisen hinterlassen, sondern jeder Einzelne muß noch überdieß verlangen, daß er mit jedem Andern in gleichem Verhältniß einzahle und empfange. Es genügt hier nicht mehr eine solche Durchschnittsrechnung, wie sie der Staat anstellen könnte, um die Wittwen und Waisen seiner untern Diener (die keine Pensions-Berechtigung genießen) durch Abzüge an ihren Gehalten oder überhaupt durch Beyträge proportional den Gehalten zu decken; sondern jedes Mitglied kann verlangen, daß seine wahrscheinliche Einzahlung sammt Zinsen, seinem wahrscheinlichen Empfang sammt Zinsen gleich sey. Die Anstalt darf nicht mehr die Beyträge alter und junger Mitglieder mit Frauen und Kindern von beliebigem Alter

oder gar mit beliebig vielen Kindern zusammenwerfen, sondern sie muß ihre Theilnehmer in eben so viele völlig geschiedene Klassen sondern, als verschiedene Fälle der Wahrscheinlichkeit, sowohl in den Beyträgen, als in den Bezügen, statt finden, und jeder derselben eine eigene Kasse eröffnen, die dann von allen Mitgliedern dieser Klasse gerade so viel zu empfangen hat, als sie ihnen nach Abzug der Verwaltungskosten auszahlt. Auch richtig rechnende Wittwenkassen bringen Empfang und Leistung nach Durchschnitten in Ansatz, aber nur nach Durchschnitten, die sich unter ganz gleichen Bedingungen ergeben: diese Bedingungen liegen dann nicht bloß in den Altersjahren des Mannes, sondern zugleich im Alter der Frauen; und eben so für Waisenkassen neben dem Alter des Vaters zugleich im Alter des zu versichernden Kindes. Denn wer sieht nicht, daß es eine bis zur Absurdität ungerechte Forderung wäre, wenn eine Wittwenkasse von einem 40jährigen Ehemann mit 50jähriger Frau für dieselbe Wittwenrente eben so viel Beytrag verlangte, wie vom 40jährigen Manne mit 20jähriger Frau; oder wenn ein 60jähriger Vater für eine Tochter von 15 Jahren nicht weniger zu zahlen hätte, als für ein Kind von 1 Jahre, wenn beyde nach seinem Tode bis zum 20ten Jahre dieselbe Pension beziehen; oder gar wenn Väter von gleichem Alter für 1 Kind so viel zahlen müßten, wie für zehn Kinder!

In einer freyen Wittwenkasse sind daher die Beyträge je nach den angeführten Umständen sehr verschieden, und daß dem so seyn müsse, werden ein paar Beyspiele am besten anschaulich machen.

Jeder von folgenden Ehemännern wolle seiner Frau eine Wittwenrente von 100 fl. versichern; so zahlt er in jeder richtig begründeten Anstalt so ziemlich die beygesetzte Summe, die wir aus Gebhards Werk ausheben:

Alter des Mannes	Alter der Frau	Beytrag jährl.
30	20	31 fl. 36 kr.
30	30	27 " 12 "
40	30	41 " 12 "
40	40	32 " 48 "
50	20	76 " 54 "
50	30	66 " 18 "
50	40	53 " 24 "
50	50	39 " 18 "
60	30	124 " 54 "
60	40	104 " 30 "
60	50	79 " 18 "
60	60	55 " — "

Wollen folgende Väter einem Kinde von beygesetztem Alter eine Waisen-Unterstützung von 20 fl. bis zum vollendeten 20ten Jahre verschaffen, so zahlen sie so ziemlich in jede richtig berechnete Waisenkasse den nebenstehenden Beytrag bis zu ihrem Tod, falls dieser eher erfolgt, als das Kind 20 Jahre alt wird, ausserdem bis zu diesem Alter des Kindes.

Alter des Vaters	Alter des Kindes	Beytrag.
30	1	2 fl. 39 kr.
30	3	2 " 25 "
30	5	2 " 11 "
30	10	1 " 37 "
40	1	3 " 49 "
40	3	3 " 30 "
40	5	3 " 6 "
40	10	2 " 8 "
50	1	6 " — "
50	3	5 " 12 "
50	5	4 " 36 "
50	10	3 " 8 "
60	1	12 " 42 "
60	3	11 " 12 "
60	5	9 " 40 "
60	10	5 " 56 "

Ein Mann, der mit 30jähriger Frau und vier Kindern von 1, 3, 5 und 10 Jahren in einer richtig berechneten Wittwen- und Waisen-Kasse seiner

Frau 100 fl. Wittwenrente, jedem Kinde 20 fl. Waisenpension bis zum 20 Jahre sichern wollte, zahlte jährlich:

beym Alter von	30	Jahren	36 fl.	4 kr.
„ „ „	40	„	53 =	45 =
„ „ „	50	„	85 =	14 =
„ „ „	60	„	164 =	24 =

(Fortsetzung folgt.)

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. Con Note. Vol. 1. Firenze. Tipografia all' insegna di Dante 1836. gr. 8. LXXIV. 537 S.

Herr Joseph Molini, ehemaliger Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, befand sich in den Jahren 1831 und 1832 in Paris, woselbst er bey Nachforschungen über den Arbeitsbericht Benvenuto Cellini's an König Franz I. sowie über Machiavelli's Gesandtschaften in Frankreich auf eine Reihe von nicht weniger als 1923 Bände Handschriften stieß, die Philipp Graf von Bethune, Bruder des berühmten Herzogs von Sully gesammelt, und seinem Sohne Hippolyt hinterlassen hatte, von welchem sie durch Erbschaft auf Ludwig XIV. übergegangen sind.

Ohne in der Beschreibung der ital. Manuscripte der königlichen Bibliothek von Paris, welche Herr Marsand verfaßte, enthalten zu seyn, machen sie einen Theil der obengenannten Bibliothek aus und enthalten zwar nicht gerade, was Hr. Molini ursprünglich suchte, wohl aber die schätzbarsten Briefe und Originaldocumente für die Geschichte Frankreichs und seiner Verbindungen mit Italien, Deutschland und andern Ländern von den Zeiten Karls VI. bis Heinrich IV. und Ludwig XIII. Mit höchst lobenswerthem Fleiße durchging Herr Molini 205 solche Bände, theils seinen anfänglichen Zweck im Auge behaltend, theils die schöne Gelegenheit benützend, wichtige Original-Documente für die Geschichte Italiens im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte zu copiren. Aus diesen Forschungen an der Bibliothek des Königs, welche Hr. Molini an dem k. französischen Reichsarchive im Hotel Soubise, an den Bibliotheken der hl. Genovefa und des Arsenals fortsetzte, ist die vorliegende Sammlung entstanden, welche der Marchese Gino Capponi in Florenz, bekannt durch seine schöne Bibliothek wie seine Vorliebe für die Geschichte der florentinischen Republik, Document für Document mit erklärenden Noten versah und dadurch, da sehr viele derselben ohne Datum, auch ihr Inhalt nur bey sehr genauer Kenntniß der Geschichte Italiens klar und deutlich ist, die Sammlung erst eigentlich brauchbar machte. Da es beyden Gelehrten, dem Sammler, wie dem Commentator weniger zu thun war, den Beyfall des großen Haufens, als den von Kennern zu verlangen, nicht ein schönes, sondern ein gutes Buch zu schreiben, so ließen sie auch die Documente in der Gestalt, wie sie dieselben gefunden, in lateinischer, französischer oder italienischer Sprache, und reihten sie nur chronologisch aneinander.

Ehe Hr. Molini zur Mittheilung der copirten Documente schreitet, giebt er eine Liste anderer, welche obwohl sie in denselben Bänden sich befinden, von ihm übergangen wurden. Wir bemerken darunter ein mémoire touchant le voyage du Pape (Paul III) à Nice pour pacifier le roi et l'empereur en Juin 1538., von welchem Rec. vermuthet, es sey nur die französische Uebersetzung eines italienischen Originals, das er selbst in der vaticanischen Bibliothek einzusehen Gelegenheit hatte. Hierauf folgen einige Notizen über Handschriften im Hotel Soubise (dem k. Archive); dann ähnliche Nachweisungen über italienische, oder zur Geschichte von Italien gehörige Manuscripte, in der Bibliothek des Arsenals. Unter den letzten befindet sich die Correspondenz des französischen Gesandten in Rom Franz Paul de Selve vom 19. October 1556 bis 18. Nov. 1557.; die Negotiationen von Mantua von May 1682 bis Juny 1684 durch den Baron von Breteuil; eine Menge von Relationen über Rom, von denen übrigens deutsche, italienische und französische Bibliotheken fast gleich voll sind; auch eine Chronik von Pisa, welche Hr. Molini copirte, um sie einst in einem besondern Werke erscheinen zu lassen. Sie reicht, wie aus den kurzen Daten Molini's abzunehmen ist, bis gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, stimmt aber in der Hauptsache mit dem von Muratori (Scr. R. J. VI.) publicirten Chronico Pisano überein. Ferner ein chronicon Veronense aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts; die Copie einer in sicilianischem Dialecte geschriebenen historia della conquista del regno di Cicila che fece il conte Ruggeri, scritta da fra Simone di Lentine. Zuletzt folgen noch einige wenige Notizen über die Bibliothek der hl. Genofeva.

Die Anzahl der Documente, die in diesem ersten Bande abgedruckt sind, beläuft sich, die Verordnungen Ludovico Moro's ausgenommen, auf 161; das älteste ist vom Jahre 1404 (22. April), das jüngste vom 31. December 1527. Jedoch sind nicht mehr als 14 aus dem 15. Jahrhundert; alle übrigen fallen in den Zeitraum von 1500 — 1527.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergeometer. München, 1832. 2c.

(Fortsetzung.)

Es wird wenige Menschen geben, deren gesundem Sinne nicht die Proportionalität und eben darum auch die Gerechtigkeit dieser Beyträge einleuchtete; so wie, daß die oben angeführte Schätzung des Werths der Wittwen- und Waisenpensionsrechte der bayerischen Staatsdiener, auf 7% des Geldgehalts jeder Dienststelle, damit ganz wohl übereinstimmt. Schwieriger, ja ohne genügende arithmetische Kenntniß und Uebung unmöglich ist es aber, zu bemessen, ob die Beyträge, welche eine Kasse verlangt, im Verhältniße zu den Zusagen, die sie macht, zu hoch oder zu niedrig sind. Hierin muß der Rechnungsunkundige immer demjenigen glauben, der richtig gerechnet zu haben versichert. Wo indeß Einsicht nicht mehr leitet, ist es natürlich, wenn andere Motive vorwalten, und die Mehrzahl den Kassen zuführen, welche für die kleinsten Einlagen am meisten versprechen. Gleichwohl setzt es in Verwunderung, wie weit dieses Vertrauen zu Andern führt, wenn es von der Hoffnung unterstützt wird, ohne Aufopferung zu gewinnen, ohne Mühe seine Lage zu verbessern. Denn so verspricht eine neuere Wittwen- und Waisenkasse gegen einen jährlichen Beytrag von etwa 38 fl. einem 40jährigen Manne für seine Frau von beliebigem Alter eine Pension von 200 fl., jedem seiner Kinder eine Waisenpension, die bey mehreren Kindern sich über 200 fl. beläuft; und ihm selbst auf den Fall der Erwerbsunfähigkeit eine Lebensrente von, wenn wir nicht irren, 240 fl.!

Alle diese Vortheile zusammen könnte eine wohlberechnete freye Unterstützungskasse (beym Alter der Frau von 30 Jahren) nicht wohl um weniger als 150 fl., jährlichen Beytrags gewähren!

Denken wir uns aber eine Staatsanstalt, welche öffentlichen Dienern, die keine Pensionsrechte genießen, und deren Durchschnittsgehalt etwa 500 fl. seyn mag, Quiescenzgehalte und Wittwen- und Waisenpensionen, wie die eben erwähnten, sichern wollte, so zweifeln wir, ob sie mit einem Abzug von 20% von allen Gehalten, d. h. mit 100 fl. Beytrag aus 500 fl. Gehalt, genügend dotirt wäre.

Daß solche Versprechungen Glauben finden, solche Anstalten gerade den stärksten Zulauf haben, ist ein augenscheinlicher Beweis der oben angeführten Thatsache, daß die Wenigsten recht erwägen, was die Versorgung von Wittwen und Waisen heißen will. Nicht unrichtig schätzen sie den Bedarf ihrer Hinterbleibenden; aber was sie aufsparen müßten, um ihn zu decken, scheuen sie sich zu überschlagen. Freylich muß dem, der etwa 500 fl. Einkommen hat, eine jährliche Ausgabe von 150 fl. zur Versorgung seiner selbst auf den Fall der Arbeitsunfähigkeit und der Seinigen nach seinem Tode, weil er sie nicht aufzubringen vermag, ganz enorm vorkommen; eigentlich sind aber blos seine Ansprüche

aus Leben extravagant, und er erfährt in jener Forderung nur, was er besser früher bedacht hätte, daß sich mit 400—500 fl. Einnahme auf Dienstdauer die Existenz einer Familie nicht sichern läßt.

Vielleicht wendet man uns aber hier ein: wenn auch gleich Kassen, wie die zuletzt erwähnte, ihre ausschweifenden Unterstützungen auf die Dauer nicht zu leisten vermögen, so bleibe den Unternehmern doch das Verdienst, durch Hoffnungen, die sie erregt, viele Sorgen beruhigt, durch Unterstützungen, die sie gegeben, manche Noth, wenn auch nur vorübergehend, beseitiget zu haben.

Dieß erfordert indeß um so mehr die ruhigste und unbefangenste Ueberlegung, als es den Schein für sich hat, aus wohlwollender und menschenfreundlicher Gesinnung zu kommen. Fassen wir zunächst die Hoffnungen ins Auge, welche die Anstalt bietet, aber nicht erfüllt, so können wir sie für den Ehemann, der seine Familie wirklich zu sichern sucht, nur wie ein betäubendes Mittel ansehen, das ihm auf einige Zeit den Schmerz stillt, ohne sein Uebel zu heilen. Denn kommt die Kasse durch anfängliche Zahlung zu großer Unterstützungen am Ende dahin, die Pensionen herabsetzen, oder die Beyträge erhöhen zu müssen, so erfährt er selbst oder seine Wittwe zu spät, daß sie getäuscht worden. Bedenklicher ist es noch, daß die Versprechungen, welche solche Kassen gegen unbedeutende Einzahlungen machen, die irrigen Meynungen unterstützen, welche man so allgemein über die Ersparnisse hegt, die nöthig sind, um Frau und Kind nach dem Tode des Mannes zu sichern; daß sie den wirthschaftlichen Leichtsinn nähren, und gewiß manchen Familienvater von wirksamen vorsorglichen Maßregeln abhalten, die er ohne die Zusage der Unterstützungskasse selbst getroffen hätte. Vornehmlich ist dieß vom nachtheiligsten Einfluß auf diejenigen, welche noch wählen können zwischen der Ehelosigkeit und der sichern Aussicht, Weib und Kind der Noth zu überliefern. Will ein Staat ein tüchtiges bürgerliches Wesen herstellen und erhalten, so muß er vor allem darauf dringen, daß auch unter den Minderbemittelten jeder junge Mann vor der Gründung einer Familie wohl erwäge, was zur Versorgung derselben nöthig ist. Alles, was die wahre Größe der Verpflichtungen herabsetzt, welche die Ehe dem Manne auflegt, jede Hoffnung, die man ihm vorhält, Andere würden einen Theil seiner Lasten übernehmen, muß den Leichtsinn vermehren, der ohnehin bey Schließung der Ehen vorwaltet. Aber gerade dieß ist die directe Wirkung von Wittwen- und Waisen-Kassen, die neu zu gründenden Familien überhohe Unterstützungen versprechen. Sie schwächen die natürliche Vorsorge der jüngeren Männer, setzen Prämien aus auf Heirathen, denen mit dem Mangel der Unfriede auf dem Fuße folgt, vermehren die Zahl der hilfsbedürftigen Familien und sind hierdurch wahrhaft gemeinschädliche Institute.

Hiernächst haben wir noch die vorübergehenden hohen Unterstützungen zu würdigen, welche wenigstens im Anfange die Wittwen- und Waisen aus solchen Kassen wirklich erhalten. Es ist wohl ausgemacht, daß eine als Erwerbsgeschäft unternommene Unterstützungsanstalt nicht leicht zu niedrige Prämien nehmen wird, da diese das Sicherungs-Kapital gefährdeten, welches die Unternehmer dem Geschäfte auswarfen. Nur bey gegenseitiger Versicherung kann es daher vorkommen, daß man auch ohne genügend scharfe arithmetische Voranschläge Beytrag und Ansprüche der Mitglieder aufs Gerathewohl regelt. Da hier aller Vortheil der Anstalt den Theilhabern ganz zu Gute kommt, so ist es eben so natürlich, daß sie gemeinsam auch allen Nachtheil einer Einrichtung tragen, die sie mit freyem Willen hergestellt haben. Ist ihre Rechnung irrig, und erhebt die Kasse mehr, als sie zu zahlen versprochen, so geht der Ueberschuß an die Beytragenden zurück; fehlt es, so werden Nachzahlungen erhoben: dem Anschein nach bedarf also eine auf Ge-

genseitigkeit gegründete Unterstützungsanstalt gar keiner genauen Voranschläge, und Niemand hat das Recht, darein zu reden, wenn ihre Theilnehmer die Zusagen der gemeinsamen Kasse lieber durch Nachzahlungen als durch Vorauseinlagen decken wollen. In der That ist dieß ganz in der Ordnung, wenn die wahren Erfordernisse einer wohlbegründeten Anstalt jedem Theilnehmer vollkommen bekannt sind und er trotz dieser gründlicheren Einsicht mit freyem Entschluß die ungleichere oder ungeschicktere Weise der Vertheilung von Verlust und Gewinn vorzieht. Wenn dagegen, statt mit offener Darlegung des Mißverhältnisses der Einlagen und zugesagten Unterstützungen für die Mitglieder verschiedenen Alters oder für die früher und später Eintretenden, eine neue Anstalt mit der Versicherung auftritt, jeder ihrer Theilhaber genieße gleiche Vortheile, bey gleichen Lasten; wenn sie dem Unkundigen Rechnungen vorhält, die auf unrichtigen, z. B. den Mortalitätstafeln widersprechenden Annahmen beruhen, und seinen Blick verwirrt durch nutzlose Vervielfältigung der Zahlungsarten der Beyträge und Pensionen; wenn sie das Urtheil durch vage Aussichten auf wohlthätige Zuschüsse besticht; scharfe Prüfung durch die Protestation lähmt, sie verschmähe allzukleinliche Rechnung und verlasse sich auf das humane und gemeinsinnige Zusammenwirken ihrer Mitglieder; wenn sie endlich eine blos polizeyliche ohne nähere Prüfung ertheilte Erlaubniß der Regierung zur Errichtung der Anstalt als einen Beweis der Sicherheit ihrer Einrichtung anführt: und ihr gleichwohl nachgewiesen werden kann, daß ihre Beyträge die versprochenen Pensionen nur bis zu einer gewissen Zeit decken, von welcher an entweder alle Wittwen weniger erhalten, oder alle dann noch lebenden Mitglieder mehr als bisher einzahlen müssen: so macht sie sich einer Täuschung schuldig, welche in allen andern Verhältnissen, die rechtskräftige Eingehung von Verträgen hindert.

Erklärt eine Anstalt offen, daß bey den festgesetzten Beyträgen nur die in den ersten 16 oder 20 Jahren vorkommenden Wittwen die ausgesetzten Pensionen erhalten können, daß von da an die doppelten oder dreyfachen Beyträge nöthig sind, um der in einer stehenden Gesellschaft bis gegen das 40te Jahr hin anwachsenden Wittwenzahl dieselben Pensionen bis zu ihrem Lebensende zu sichern; daß sie den zuerst sterbenden Mitgliedern einen Vortheil vor den länger lebenden einräumt; den Theil der Einlagen der letztern, der aufgespart werden mußte, um die späteren zahlreicheren Pensionen zu zahlen, zur richtigeren Unterstützung der ersten Wittwen verwende: so thut sie allerdings Niemanden Unrecht, allein welche Anstalt der Art kann sich einer solchen Erklärung rühmen?

(Fortsetzung folgt.)

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Fortsetzung.)

Das erste Document ist von Coluccio Salutati, Secretär der florent. Republik im Namen von ebenderselben an König Carl VI. verfaßt, um diesen zu bitten, dem Erben der Visconti in Pisa nicht länger seinen Schutz angedeihen zu lassen. Der florentinische Gelehrte Montani sagte von diesem Document, es sey ihm kein anderes in die Hände gekommen, welches den Guelfischen Geist der florentinischen Republik deutlicher bezeichnet hätte. Es ist dieß wahr, insofern es eine ordentliche Deduction des florentinischen Guelfismus enthält; jedoch hat die Geschichte von Florenz seit dem entscheidenden Siege der Guelfen über die Ghibellinen in Toscana unmittelbar nach Karl von Anjou's Sieg bey Tagliacozzo in dieser Beziehung mehrere ähnliche Documente aufzuweisen.

Hierauf folgen die Puncte des Waffenstillstandes auf 15 Tage zwischen dem Groß-Connetable von Sa-

ligni im Namen König Jakobs von der Mark und der Königin Johanna II. von Neapel, und dem Grafen von Carrara, Namens der Stadt Aquila 4. Sept. 1416. Weniger wichtig sind die Documente 3 — 10. Das eilfte enthält den Vertrag vom 15. Januar 1495 zwischen Papst Alexander VI. und König Karl VIII., welcher bisher (bey Lunig und Dumont) nur im Auszuge bekannt war, zum erstenmale vollständig. Da man über die Gesinnungen des Königs gegen den Papst häufig ganz sonderbare Meynungen und eben deßhalb auch ganz merkwürdige Anforderungen Neuerer an König Karl VIII. findet, so lohnt es der Mühe, den Anfang des Traktates in Kürze mitzutheilen:

Et primo pour ceque le dict sainct pere a cognu et veu le gran desir et devocion que le dict roy a envers ledit sainct pere et que les choses que ledit roy a faictes paravant ne les a point faictes pour porter prejudice ne nuyre au dit sainct pere mais qu'il la plus tost faict pour exaltacion de saincte mere eglise et pareillement considerant le roy que le pape na point faict aucune chose par si davant faicte pour nuyre aucunement a sa majeste ne pour luy porter prejudice mais les a faictes par toute bonne consideracion et avisement de paix comme sensuit etc.

Hierauf folgen (11 und 12.) zwey Credenzialen für den Herzog von Valentinois geschrieben von seinem Vater, Papst Alexander VI. selbst; dann die Instruction König Ludwigs XII. für den Cardinal Julian della Rovere, den Herzog von Valentinois u. a. als seine Procuratoren am römischen Hofe, 4. Februar 1499. Den Gesandten ist aufgetragen:

en plain consistoire, audience publicque ou autrement au bon plaisir de nostre dit saint pere mess. susdits les Députés pour et au nom du Roy — et par le pouvoir sur et à eux donné luy feront vraye pure et entiere obeyssance filliale tant pour le dit seigneur (Louis XII.) et tout son royaume, que pour tous ses autres pays, terres et seigneuries et pour tous ses subjects manans et habitans en iceux et tant delà que deçà les monts, tout ainsi qu'il a été fait par ses prédecesseurs. — Les ambassadeurs en faisant la dite obeysance recognoistront notre dit saint Pere le Pape Alexandre VI. vray. Recteur de l'Eglise universelle et vray vicaire de Dieu en terre et celui à qui toute, pleniere, sincere et entiere obeyssance filiale est deue.

Da die nächste Urkunde, den Vertrag der Florentiner mit K. Ludwig XII. enthaltend, (12. Oct. 1499) lückenhaft ist, so muß doppelt bedauert werden, daß es den Herausgebern nicht beliebte, diese Lücken durch die Erzählung des Jacob Pitti, der unter den florent. Historikern allein den Abschluß dieses Vertrages ausführlich und mit Aufzählung der hiebey stattgefundenen Schwierigkeiten erwähnt, aus dessen bis jetzt ungedruckten Geschichte von Florenz zu ergänzen. Er allein führt auch (im Gegensatze zu Nardi) die zwey florent. Gesandten Cosmo de Pazzi und Pietro Soderini an, deren Unterschrift die vorliegende Urkunde enthält.

Von 1500 — 8. Juny 1521 folgen nur 26 Documente. Gleich das erste (XV.), April oder May 1500, ist von großer Wichtigkeit, da es ein Memorial Ludovico Moro's aus seinem Gefängnisse an „Monsignore el Bayli" enthält, um dessen Verwendung bey dem Könige zu erlangen und diesem zugleich seine (Ludovicos) Ansichten von dem gegenwärtigen Zustande von Italien mitzutheilen. Zwischen diesem (XV.) Documente und dem nächsten, das ebenfalls von Ludovico aus dem Gefängnisse und zwar mit der Nebenabsicht geschrieben ist, des Königs Marschall in Mailand, Trivulzio, zu verdächtigen, feylt ein Brief, den Hr. Molini entweder nicht fand oder übersah, auf welchen sich aber Nr. XVI. bezieht.

Die 17. Urkunde ist ein Brief des Großmeisters von Rhodus an die Signorie über die Geburt des Antichristes zu Rabes in Babylonien. Rec. erinnert sich diesen Brief und zwar mit dem Datum von 1444 oder 1445 in einem Manuskripte der barberinischen Bibliothek zu Rom zwar mit Schreibzügen des fünfzehnten Jahrhunderts, aber ohne irgend ein inneres oder äußeres Wahrzeichen eines großmeisterlichen Briefes gesehen zu haben.

Nun folgt ein Brief des Pandolfo Petrucci an Mr. du Bouchage vom 9. Aug. 1504, er könne die versprochenen 10,000 Scudi nicht auftreiben; ein Schreiben des Rathes der Anzianer von Genua, 27. März 1506 an . . . ?, es möge doch ja als königlicher Gouverneur ein Ausländer und nicht etwa einer ihrer Großen (Cappellacci) nach Genua geschickt werden. Sept. 1506. Noch zwey andere Documente 20 und 21 betreffen Genua. Das erstere erzählt den Aufstand der Genueser vom 20. Juny desselben Jahres und die Begünstigung desselben durch den französischen Gouverneur, um den Adel zu verzweifelten Schritten zu bewegen; das zweyte 23. Oct. 1507 gibt schon Nachricht über die Bedrückungen, denen sich dann die Stadt von Seite der Franzosen ausgesetzt sah.

Auf Papst Julius II. beziehen sich Doc. 22 — 26. Im ersten, einem Schreiben an den Lord von Amboise spricht der Papst seine Freude über die Liga von Cambray aus, von welcher er sich Friede für die christlichen Staaten und einen wirksameren Zug gegen die Türken verspricht. Der Papst verlasse sich ganz auf den Cardinal ꝛc. 28. Dec. 1508.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergeometer. München, 1832. 2c.

(Fortsetzung.)

Wer würde beytreten, wenn man ihm sagte: für 30 fl. jährlichen Beytrags erhält deine Wittwe 200 fl. Pension, sofern du innerhalb 16 Jahren stirbst, bis zum 16ten Jahre der Vereinsdauer; stirbst du später, oder lebt sie als Wittwe über dieses 16te Jahr hinaus, so erhält sie nur mehr 50 fl. oder vielleicht gar nichts, wenn nicht die dann noch lebenden Mitglieder forthin statt 30 fl. jährlich 150 fl. zahlen wollen und können. Und doch verhält sich die Einrichtung vieler Wittwenkassen buchstäblich in dieser Weise.

Die meisten ähnlichen, aufs Gerathewohl errichteten, Anstalten werden übrigens in dem guten Glauben auf ihre Haltbarkeit noch bestärkt durch das anscheinende ganz auffallende Gedeihen ihrer Kasse in den ersten Jahren; große Kapitale sammeln sich an, nur wenige Pensionen sind zu zahlen, dieß schlägt alle Bedenklichkeiten nieder, lockt Unkundige in großer Zahl an, und macht zugleich, daß die Verwaltung bey den Aufnahmen vorgeschriebene heilsame Beschränkungen aufgiebt, oder doch hier und da aus humanen Rücksichten umgeht, was ihr aufs Neue Beyfall erwirbt. Aber gerade dieß ist die schlimmste Täuschung. Denn von Jahr zu Jahr wächst die Wittwenzahl, die Pensionen verschlingen erst die Beyträge, dann die Zinsen der angesammelten Kapitale, endlich greifen sie das Kapital selbst an; mit dem Kapital mindern sich die jährlichen Zinsen, und es kommt ein Punct, wo die Anstalt erklären muß, daß sie ohne Erhöhung der Beyträge oder Herabsetzung der Pensionen nicht mehr bestehen kann.

Von dem Augenblicke an tritt ihr Ruin um so rascher ein, als forthin neue Mitglieder nicht mehr zutreten und viele der erst kurz beygetretenen die Anstalt verlassen. Wer alsdann durch langjährige Beyträge seine Wittwe glaubt gegen Noth gesichert zu haben, erfährt zu spät, daß seine Ersparnisse von den Hinterbliebenen Anderer verzehrt sind und der Jubel der so reichlich unterstützten Wittwen der zuerst verstorbenen Mitglieder, verkehrt sich in Thränen der länger lebenden und ihrer Familien, die, wie Littrow *) mit Recht sagt, „um so bitterer sind, als sie über getäuschte Hoffnung und den Verlust des letzten Nothpfennigs geweint werden, mit dem rechtschaffene Familienväter das Wohl ihrer Wittwen und Waisen gründen wollten.“ Welchen Dank dann diejenigen erhalten, die zu gleicher Vertheilung empfangene Ersparnisse nur einem Theile der Unterstützungsberechtigten zugewendet haben, lassen wir dahingestellt.

Diese Betrachtungen werden den Leser überzeugen, wie wichtig es ist, daß richtige Begriffe

*) a. a. O. S. 2.

über freye Unterstützungs-Anstalten, insbesondere über Wittwen, und Waisen-Pensions-Kassen sich verbreiten und mit uns der Königlichen Staatsregierung danken, daß sie den Verfasser des vorliegenden Werkes durch Erleichterung in seinen Amtsgeschäften, und durch Mittheilung der erforderlichen statistischen Data, alle erwünschte Unterstützung in seiner mühsamen Arbeit zu Theil werden lassen, und daß sie die Druckkosten einer Schrift vorgeschossen hat, für welche sich, ohne Verlust für den Verfasser, schwer ein Verleger gefunden hätte. Möge nun die Angabe ihres Inhaltes dazu beytragen, ihr recht viele Leser zu verschaffen.

In dem ersten Theile sind so ziemlich alle bedeutenderen Wittwen- und Waisenpensions-Anstalten, die bis zum Jahr 1832 in Deutschland versucht worden, chronologisch aufgeführt und geprüft. Der Verfasser konnte hiebey manche Wiederholungen vermeiden, wenn er die Anstalten nach ihren Eigenthümlichkeiten in Klassen geordnet hätte; indeß ist bey der isolirten Beurtheilung jeder einzelnen, die er vorgezogen hat, das Buch für denjenigen lesbarer geworden, der mit dem Gegenstand noch nicht vertraut ist.

Auch ohne tieferes Eingehen in die arithmetischen Arbeiten, die zur richtigen Begründung einer Wittwenkasse nöthig sind, wird den meisten Lesern schon dieser Theil der Schrift mit der reichen Erfahrung, die er darlegt, genügen, um über den Werth oder Unwerth neuer Anstalten zur Unterstützung von Wittwen und Waisen mit Sicherheit zu entscheiden. In dem Ueberblick der Prüfung und des Fortgangs der wichtigeren Anstalten, den wir hier beyfügen, weichen wir hie und da von der Rechnungsmethode des Verfassers ab, ohne jedoch im Wesentlichen ein anderes Ergebniß zu erhalten.

1. Als älteste Wittwenkasse auf dem Festlande wird die Dänische Militär-Wittwenkasse genannt; errichtet im Jahre 1737, 1740 auf alle Unterthanen erweitert und unter Königliche Garantie gestellt. Bey im Durchschnitt nicht ganz 30% der Wittwenpension betragendem jährlichen Beytrag wurde sie 1771 zahlungsunfähig und der Staat hatte gegen 3 Millionen Thlr. Verlust.

2. Das Cassel'sche Wittwen-Institut, von 1750, das ohne Rücksicht auf das Alter, von jedem Mitgliede jährlich nur 10% der Wittwenpension verlangte, gieng nach 16 Jahren zu Grunde; keine Wittwe erhielt mehr Pension, alle noch lebenden Mitglieder hatten ihre Beyträge ganz verloren.

3. Die Wittwen-Versorgungs-Societät in Bremen, vom Jahre 1754, nahm im Durchschnitt 15% der Pension als jährlichen Beytrag. Die ersten Bemerkungen, welche 11 Jahre später Kritter über die bedenkliche Lage derselben machte, wurden noch verspottet; aber 1781 sah sich die Anstalt genöthigt, ihre Pensionen herabzusetzen.

4) Die Calenbergische Gesellschaft, 1767 unter Garantie der Landschaft im Hannoverischen Fürstenthum Calenberg errichtet. Sie folgte dem Grundsatz der Gegenseitigkeit auf so gedankenlose Weise, daß sie (wie Brandkassen) alljährlich den Betrag sämmtlicher Wittwenpensionen unter die Mitglieder ausschlug. Da aber in einer aus den verschiedenen Altersklassen proportional zusammen gesetzten Gesellschaft von Ehemännern, die sich durch neuen Beytritt immer in gleicher Zahl erhält (einer stehenden Gesellschaft), nach 40jähriger Dauer auf 2 Beytragende eine Wittwe kommt, so müßte von dort an jeder $\frac{1}{2}$ Wittwenpension zahlen, während die bis zum 40ten Jahre verstorbenen Mitglieder für gleichgroße Pensionen der Anfangs ganz wenigen und nur allmählich sich mehrenden Wittwen weit geringere (Anfangs ganz; unbedeutende) Einlagen machen. Immer gestützt auf die vermeintliche Erfahrung, daß die Beyträge noch nicht übermäßig gestiegen, widerstand die Anstalt doch der Belehrung unterrichteter Männer bis 1779, wo

sie endlich eine Prüfung anordnete, die 1782 zur Folge hatte, daß alle Pensionen auf 40% herabgesetzt wurden, die noch lebenden Mitglieder alle ihre Beyträge und Ansprüche verloren. Die Landschaft hätte ihre Verbindlichkeit, ohne Millionen aufzuwenden, nicht zu erfüllen vermocht, leistete daher nur einen Zuschuß bey der Auseinandersetzung.

Ganz denselben Erfolg hatten nach dem Vorbild der Calenberger Kasse in Dresden und Gotha errichtete. Von 300 anfänglichen Mitgliedern entstanden allmählig 98 Wittwen, während die Zahl der Mitglieder auf 150 sank. Einer hatte also $\frac{3}{2}$ Wittwen-Pension zu zahlen. Was die Auflösung nach sich zog. Die 98 Wittwen erhielten weiter keine Pension und die 150 Mitglieder verloren alle ihre Beyträge.

5. Die K. preußische allgemeine Wittwen-Verpflegungs-Anstalt von 1775. Nach ihrer anfänglichen Einrichtung hatte ein 45jähriger Mann für eine 35jährige Frau jährlich $21\frac{3}{4}$% der Wittwenrente beyzutragen. Bedenklichkeiten, welche einsichtige Männer gegen diesen Satz erhoben, blieben unbeachtet; doch wurde 1785 in Form mehrerer Beschränkungen der Beytrag auf etwa $24\frac{3}{4}$% erhöht. Die Erfahrung belehrte aber die Kasse, daß sie auch hiebey noch nicht gedeckt sey; sie erschwerte daher 1796 abermals ihre Bedingungen, wodurch sich der Beytrag ohngefähr auf $35\frac{3}{4}$% hob, ein Satz, der bey Fortdauer des damaligen hohen Zinsfußes von 5—6 Procent, wenn auch nicht den Ausfall der früheren Jahre, doch die künftigen Lasten der Kasse decken konnte. Der Krieg von 1806 brachte indeß die Anstalt vorübergehend zur Insolvenz. Als sie wieder zu Kraft gekommen, erhielt sie 1816 eine neue Einrichtung, welche indeß abermals einige Erhöhung der Beyträge anordnete. Im Jahre 1817 wurde jeder Staatsdiener zum Beytritt verpflichtet. Da die Anstalt nie öffentlich Rechnung abgelegt hat, so läßt sich nicht bemessen, wie weit eine 1825 in Berlin erschienene Schrift recht hat, die ihre Unhaltbarkeit darzulegen sucht. Jedenfalls scheint uns der Staat durch jenen Befehl, beyzutreten, wenigstens gegen seine Diener die Verpflichtung übernommen zu haben, ein etwaiges Defizit zu decken.

6) Von großem Interesse sind die Erfahrungen, welche die neue allgemeine dänische Wittwen-Pensions-Anstalt darbietet. Man hatte bey ihrer Errichtung, im Jahr 1775, einen Entwurf von Kritter zurückgewiesen, weil er zu hohe Einlagen fordere, und setzte die jährlichen Beyträge bey 45 Jahren Alter des Mannes und 35 Jahren Alter der Frau auf $44\frac{1}{2}$% der Pension. Es zeigte sich aber bereits nach 10 Jahren, daß dieß nicht ausreiche und so wurden denn die Beyträge erhöht. Statt der erwähnten $44\frac{1}{2}$% sind nun $57\frac{3}{4}$% zu zahlen. Bey diesen Sätzen, (denen übrigens nur 4% Zinsen zum Grunde liegen) hat sich die Anstalt bisher erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Fortsetzung).

Die beyden nächstfolgenden Documente, Brief der Republik Venedig an den König von Frankreich und dessen Antwort an jene, schienen dem Marchese Giovanni Cessoni in hohem Grade verdächtig. Auch wir möchten sie eher für eine Schulübung, als für eine wirkliche diplomatische Correspondenz halten. Auch Document 24 ist von untergeordnetem Werthe. Desto wichtiger ist Nr. 25. der Bericht eines anonymen Agenten Papst Julius II. in London an den französischen Schatzmeister Robertet, in welchem jener die Geheimnisse seines Herrn an dessen Feinde verrieth, dessen Plane über ein Bündniß mit den Königen von England und Spanien dem französischen Minister aufdeckte und

von 1793 bot noch günstigere Aussichten, indem sie für dieselben Beyträge den Wittwen 300 — 600 fl. und jeder Waise 75 fl. bis zum 24ten Lebensjahre — aber auch unter der Bedingung zusagte, die Pensionen herabzusetzen, wenn der Fond nicht ausreiche, dieses Versprechen zu halten.

c) Die Wittwen-Versorgungs-Anstalt für Ungarische Beamte.

Sie ist von 1796, hat dieselben Beyträge und verspricht Pensionen von 300 — 500 fl., Waisenunterstützungen, und Pensionen an alte Männer — unter derselben Beschränkung.

d) die allgemeine Versorgungs-Anstalt in Prag vom Jahre 1804.

Ganz ähnlich der Anstalt unter a)

e) Die neue allgemeine Wiener Versorgungsanstalt vom Jahre 1823.

Sie nimmt vom 30jährigen Manne, ohne Rücksicht aufs Alter der Frau, ohngefähr 6 Proc. der Wittwenpension, also etwa $\frac{1}{5}$ von dem, was erforderlich wäre, um ihre Zusagen zu halten; sie wird daher wohl bald in die Lage kommen, das Provisorium treffen zu müssen, das sie sich vorbehält, wie großen Zulauf sie auch Anfangs hatte.

Die Mängel dieser Anstalten beleuchtet mit aller Klarheit und Freymüthigkeit Littrow a. a. O. Seite 23 — 39. Insbesondere hebt er den Unfug hervor, der mit der Voranstellung bedeutender Männer als Protectoren der Anstalt getrieben wurde.

12. Pensionsanstalten in Bayern.

a) Die Advokaten-Wittwenkasse, gegründet im Jahre 1808.

Sie beruht auf demselben Princip, nach welchem die unter 10) erwähnte Mecklenburger Kasse errichtet ist. Jeder Advokat muß beytragen, so lange er im Amte ist; doch vor seiner Verheirathung nur die Hälfte. Die Anstalt bezieht Zuschüsse von der königlichen Kabinetskasse und vom Aerar. Die Mitglieder zahlen 100 fl. Antrittsgeld und 12 fl. Jahresbeytrag, zusammen ohngefähr jährlich 19 fl., die äussern Zuschüsse sind im Durchschnitte höchstens dem Jahresbeytrag sämmtlicher Mitglieder gleich; im Ganzen also die Einnahme auf das Mitglied 31 fl. Aber zur Deckung von 100 fl. Wittwenpension und 20 fl. Unterstützung jedem halb-, 30 fl. jedem ganzverwaisten Kinde bis zum 20ten Lebensjahre ist, nach unserer bereits früher erwähnten Berechnung, unter Berücksichtigung der niedrigeren Beyträge der unverehelichten Mitglieder der Advokaten-Wittwenkasse, jährlich auf jedes Mitglied 37 fl. Beytrag nöthig; zu 120 fl. Wittwen-, dann 24 und 36 fl. Waisenpension also, nicht unter 44 fl. Diese Kasse hatte daher nicht ganz $\frac{3}{4}$ der nothwendigen Einkünfte. Statt 12 und 6 fl. mußte jedes Mitglied mindestens 25 fl. und $12\frac{1}{2}$ fl. von der Gründung der Anstalt an entrichten (neben dem erwähnten Antrittsgeld und einem äußern Zuschuß von nicht unter 12 fl. aufs Mitglied), wenn man jetzt, nach 25 Jahren einen Fond besitzen wollte, dessen Zinsen zu diesen Beyträgen von 25 fl. und den übrigen Einnahmen hinzugenommen die erwähnten Pensionen nachhaltig sichern sollten.

Man würde sich indeß täuschen, glaubte man, von jetzt an gezahlt, seyen die höheren Beyträge von 25 fl., unter gleicher Fortdauer der übrigen Einnahmen, zur Fortzahlung der bisherigen Pensionen genügend. Es fehlen vielmehr der Kasse vom Anfang an alljährlich 13 fl. von jedem verehelichten und $6\frac{1}{2}$ fl. von jedem noch unverehelichten Mitgliede, also im Ganzen jährlich etwa 4667 fl., die mit 4% Zinseszinsen vermehrt, bis jetzt (nach 25 Jahren) ohngefähr 194,000 fl. ausmachen. Nur wenn diese plötzlich zugeschossen würden (wobey auf ein Mitglied eine Baarzahlung von 500 fl. käme), könnte die Anstalt mit forthin erhobenen 25 fl. Beytrag, 100 fl. Antrittsgeld und 10 fl. per Mitglied äußerem Zuschuß die bisherigen Pensionen von 120 fl. einer Wittwe, dann 24 oder 36 fl. einem Kinde

fortzahlen. Höhere Pensionen von 120 — 200 fl., wie sie in den Statuten zugesagt sind, wären übrigens auch nach solcher Erhöhung der Beyträge noch immer nicht gedeckt. Die nähere Einsicht der Rechnungen der Anstalt würde wohl ein schärferes, nicht leicht aber ein günstigeres Resultat geben.

Daß die Anstalt nicht genügend dotirt sey, wurde (auf einem andern Wege) bereits im Jahre 1823 in einer Druckschrift bewiesen; die Administration ließ sich aber durch die großen Kapitale täuschen, die sie besaß, und schenkte der Warnung keine Aufmerksamkeit. Sie bedachte nicht, wie rasch diese beym Anwuchs der Wittwenzahl bis gegen das Maximum hin verschwinden. Herr Gebhard hat ebenfalls nachgewiesen, daß die Anstalt bey den bisherigen Beyträgen in etwa 20 Jahren völlig zu Grunde gehen müsse. Der Irrthum, in den er bey seiner Prüfung verfallen, die höchste Waisenzahl, wie die Wittwenzahl, erst mit dem 40ten Jahre der Dauer der Anstalt eintreten zu lassen,*) hebt sich auf durch seine zu hohe Schätzung der äussern Zuschüsse der Anstalt.

b) Die Privatanstalt für Wittwen und Waisen-Pensionen in Nürnberg.

Sie besteht seit 1822. Ursprünglich versprach sie der Wittwe jedes nicht über 36 jährigen Ehemanns:

60 fl. Pension für 12 fl. Beytrag und 50 fl. Eintrittsgebühr;

120 fl. Pension für 24 fl. Beytrag und 100 fl. Eintrittsgebühr;

180 fl. Pension für 36 fl. Beytrag und 150 fl. Eintrittsgebühr.

*) Da nämlich alle Waisen, die im ersten Jahre des Vereins in Pensionsgenuß gekommen, mit dem 20ten Jahre ausser Bezug treten, so muß die höchste und forthin permanente Waisenzahl schon mit dem 21ten Jahre vorhanden seyn.

Als aber nach 3 jährigem Bestand sich zufälligerweise kein Todesfall unter den Mitgliedern ereignete, hielt sie sich für reich genug, diese Pensionen auf 75, 150 und 225 fl. zu erhöhen.

Allein ein 36 jähriger Mann mit 20 jähriger Frau erhielte für 50 fl. Antrittsgeld in einer richtig berechneten Kasse, wie etwa in der Oldenburger, 13 fl., und für 12 fl. jährlichen Beytrag 36 $\frac{1}{2}$ fl., im Ganzen nur 49 $\frac{1}{2}$ fl. Wittwenpension; es fehlt also bereits $\frac{1}{6}$ der Einnahme, die schon zur Deckung der 60 fl. nöthig ist; um 75 fl. nachhaltig zahlen zu können, müßte die Anstalt wenigstens um die Hälfte mehr erheben. Mit Recht warnt daher Gebhard vor dem Beytritt zu dieser Anstalt, die nach 20 — 25 jähriger Dauer ihren Mitgliedern eine traurige Lehre geben werde.

c) Wittwen-Pensions-Anstalt der Schullehrer im Isarkreise, vom Jahre 1822.

Ohne Rücksicht aufs Alter hat jeder Lehrer die Wahl zwischen drey Klassen von:

9 fl. Eintrittsgeld, 6 fl. jährlichem Beytrag und 72 fl. Wittwen-Pension.

6 fl. Eintrittsgeld, 4 fl. jährlichem Beytrag und 54 fl. Wittwen-Pension.

3 fl. Eintrittsgeld, 2 fl. jährlichem Beytrag und 36 fl. Wittwen-Pension.

Ausserdem erhält noch jeder halbverwaiste Knabe $\frac{1}{3}$ der Pension der Mutter bis zum 19ten Jahre, jedes Mädchen $\frac{1}{4}$ bis zum 16ten Lebensjahre; ganz verwaiste erhalten $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{2}$.

Die Vergleichung mit richtig rechnenden Kassen zeigt indeß sogleich, daß diese Einnahmen nicht den dritten Theil der versprochenen Pensionen decken; ohne äussere Zuschüsse muß daher die Anstalt lange ehe das Maximum der Wittwenzahl eintritt, zu Grunde gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Fortsetzung).

Sehr merkwürdig ist das folgende, bis jetzt ganz unbekanntes Memorial des gelehrten Griechen Johann Lascaris 14. August 1522. Monsignor (wohl von Montmorency)!

„Im J. 1520 befahl des Königs Majestät (Franz I.), es soll ein Studium der griechischen Sprache und Wissenschaft zur Wiederauflebung derselben und zum allgemeinen Besten in Mailand errichtet werden. Er bestimmte 10,000 Franken auf einmal für ein Haus (per una stantia) und 2000 Franken jedes Jahr für die Unterhaltungskosten von 12 griechischen Knaben und 2 Meister, eines lateinischen und eines griechischen, die jenen griechischen Knaben und anderen, die dort studieren wollten, zu lehren hätten. Lascaris, welcher Auftrag hatte, dieses Studium einzurichten, erhielt 1520 für das erste Jahr 2000 Franken für die Knaben und die Lehrer. Davon hinterließ er 200 Scudi in Mailand, um damit ein Haus zu miethen und einzurichten, bis er die 10,000 Franken anlegen könnte, die in den Jahren 1520 und 1521 ausgeworfen worden waren. Das Haus wurde für ein Jahr in Meiland gemiethet und eingerichtet, wofür die 200 Scudi verwendet wurden. Den Rest nahm Lascaris mit sich nach Venedig, von wo aus er nach Griechenland um Knaben und Lehrer sandte und diese nach Venedig kommen ließ. Unterdessen ereignete sich der Verlust Mailands für Frankreich und zwar wider alles Vermuthen. Lascaris glaubte, wie Jedermann, an die baldige Wiedereroberung und wollte die Unternehmung nicht aufgeben, da er sich schämte, die zurückzuschicken, welche er hatte kommen lassen. Er zahlte ihnen daher nicht blos die Reisekosten, sondern bestritt auch bis jetzt ihren Unterhalt mit mehr als 2000 Franken. Da er aber jetzt keine Mittel mehr für ihren Unterhalt besitzt und weder für sie, noch für sich von Frankreich etwas anders als seine Gage empfieng, bittet er des Königs Majestät, es möge für den Fall, daß die Studierenden den nächsten Winter in Italien blieben oder nach Frankreich gienaen, für ihren Unterhalt und die übrigen Bedürfnisse Sorge getragen werden. Lascaris kann sie nur für den August erhalten, indem er alles ausgegeben, von keiner Seite Einkünfte bezieht und so weder für sich noch für andere etwas hat." ꝛc. Vicenza 13. August. 1522.

Von Papst Adrian VI. selbst befindet sich unter den Documenten ein Brief an die „Helvetier der 13 Cantone der großen Liga von Oberdeutschland, den Vertheidigern der Kirchenfreyheit auf der Tagsatzung," 22. July 1523, über die Besetzung der Kirche von Sitten. Von den nächsten Documenten ist das 87te wieder von größerem Werthe. Es ist ein Schreiben des schweizerischen Gesandten vom 1. Februar 1524. an Doge und Senat von Venedig über den unvermutheten Abfall der Republik von Frankreich, dem sodann das Verlangen beygefügt ist, sie möchte wenigstens nicht gegen den König auftreten. Am 1. May aber verlangten die Schweizer ausdrücklich Zurückrufung des venetianischen Heeres aus dem Lager der Verbündeten. (Doc. 88.)

Das neunzigste Document ist der erste Brief P. Clemens VII. in dieser Sammlung, welche von nun an bis zum Schluße dieses Bandes auf dieses Pontificat bezügliche Urkunden enthält. Das erste derselben ist jedoch nur ein Credenziale für Hieronymus Alexander Erzbischof von Brindisi als päpstlichen Gesandten an Franz I. 14 Oct. 1524. Am 30. Oct. desselben Jahres schrieb dann der Papst an den Marschall Montmorency über die Mission des J. M. Giberti päpstlichen Gesandten an den König von Frankreich. Der 2. Brief (Doc. 96.) Papst Clemens VII. 4. May 1525 ist bereits in Sadolets epistolis pontificiis Roma. 1759. 8. abgedruckt. Das 99. Document ist der Freybrief für die 6 französischen Galeeren, auf welchen Kaiser Karls V. Statthalter Lanoy den gefangenen König Franz I. unter spanischer Bedeckung nach Catalonien brachte.

Eines der merkwürdigsten Documente der ganzen Sammlung ist der lange Bericht Johann Salviati's päbstl. Legaten zu Madrid während König Franz I. Gefangenschaft daselbst, 22. Sept. und 3. Oct. 1525. (Doc. 101). Er berichtet des Königs Krankheit, des Kaisers Besuch und die wohlthätige Wirkung desselben auf den Gefangenen; die ehrenvolle Aufnahme, die er selbst bey dem Kaiser in Toledo erhalten; endlich über seine Mission selbst, welche sich auf 3 Puncte bezog, allgemeinen Frieden unter den Christen, Krieg gegen die Ungläubigen und die Angelegenheiten mit Luther. In Betreff der Letztern, versichert der Kaiser, immer das höchste Mißfallen empfunden zu haben und daß er im Begriffe stehe, „Alles anzuwenden, diesen Dingen abzuhelfen, und diese verfluchte Häresie auszurotten, deren Daseyn unter den Christen, vor allen in seinen eigenen Ländern und denen des Reiches ihn höchst schmerzlich berühre; er hoffe aber mit Hülfe Gottes und Seiner Heiligkeit, diesem Allen noch tüchtig abzuhelfen (S. 195)." Der Kaiser wünsche nichts anders, als mit Seiner Heiligkeit vereint Ein und desselben Geistes zu seyn und von solcher Liebe und Vertrauen, wie zwischen Vater und Sohn obzuwalten pflege.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergeometer. München, 1832. 2c.

(Fortsetzung.)

Ganz ähnliche Verhältnisse finden sich in den Vereinen der Schullehrer des Unterdonau-, Regen-, Obermayn-, Untermayn- und Oberdonaukreises. In allen verzehren die jetzt vorhandenen Wittwen, was zur Deckung der Pensionen der späteren aufgespart werden müßte, und keiner wird ohne große äußere Zuschüsse das 40te Jahr erreichen.

Der Prüfung der hier erwähnten und einiger minder wichtiger Anstalten fügt Hr. Gebhard einen Ueberblick der Literatur des Gegenstandes bey, worin wir ausser einigen kleineren Schriften nur Lamberts Beyträge zum Gebrauche der Mathematik, 1772, vermissen. Unrichtig ist die Angabe, daß in Arthur Young's politischer Arithmetik, aus dem Englischen 1777, von Wittwenkassen gehandelt werde.

Der zweyte Band der Gebhardischen Schrift entwickelt die Grundsätze, nach welchen in haltbaren Unterstützungs-Anstalten für Wittwen und Waisen, dann in Aussteuerkassen mit völlig freyem Eintritt die Beyträge und Ansprüche der Mitglieder in gerechtes Verhältniß zu stellen sind und wendet sie auf die Berechnung der Beyträge und Unterstützungen an, welche in einer Wittwen- und Waisenkasse für Staats- und öffentliche Diener im Königreich Bayern statt finden müßten. Wir haben diese Grundsätze bereits oben angedeutet; so wie daß ihre Durchführung von der Lebensdauer der Personen abhängt, welche die Beyträge zahlen und die Unterstützungen empfangen. Demgemäß beginnt die Schrift mit der Berechnung einer Tafel der Sterblichkeit für Bayern im Ganzen. Sie legt die Sterbelisten aller acht Kreise aus 4 — 7 Jahren zum Grunde, und findet für jeden Kreis im Durchschnitt die Vertheilung von 10,000 Gestorbenen in die verschiedenen Altersklassen. Die allgemeine Mortalitätstafel wird aber nicht aus diesen Durchschnitten berechnet, sondern, da nicht von allen Kreisen gleich viele Sterbelisten vorlagen, so reducirt der Verfasser in jedem einzelnen Kreise das Resultat jedes Jahres auf 10,000 Gestorbene und dividirt die Summe dieser Durchschnitte durch 42, als der Zahl aller zu Gebot gestandenen Sterbelisten. Hiedurch gewannen allerdings die Beobachtungen aus den Kreisen, von welchen mehr Sterbelisten vorlagen, einen stärkern Einfluß aufs letzte Resultat, als wenn bloß aus der durchschnittlichen Sterblichkeit jedes Kreises die allgemeine Mortalität berechnet worden wäre; daß dieses aber darum richtiger geworden, läßt sich schwer nachweisen. Zuvörderst stellt er nur eine Sterblichkeitstafel unter der Voraussetzung auf, die Bevölkerung bleibe im Beharrungszustande, wo nämlich Geburten und Sterbfälle gleich zahlreich sind.

Hier ergiebt sich denn, daß auf 10,000 Geborne männlichen Geschlechts:

	sterben:	und am Ende dieser Alters-Periode noch leben:
Von 0 — 1 Jahr	4456	5544
„ 1 — 5 „	888	4656
„ 5 — 10 „	305	4351
„ 10 — 20 „	287	4064
„ 20 — 30 „	360	3704
„ 30 — 40 „	359	3345
„ 40 — 50 „	492	2853
„ 50 — 60 „	687	2166
„ 60 — 70 „	1001	1165
„ 70 — 80 „	858	307
„ 80 — 100 „	307	—

Die angegebene Tafel sagt eigentlich, daß unter 10,000 Gestorbenen männlichen Geschlechts in Bayern die angegebenen Zahlen aus den verschiedenen Altersklassen in den Jahren 1818 — 1824 vorkommen; würden also auf 10,000 Gestorbene immer auch nicht mehr als 10,000 geboren, und blieben die Mortalitäts-Verhältnisse auch in Zukunft unverändert, so müßten diese 10,000 Neugeborne in den angegebenen Altersklassen und Zahlen absterben. Werden nun in irgend einer Periode mehr Menschen geboren, als sterben, und ist kein Grund vorhanden, warum diese Mehrzahl nach andern Verhältnissen absterben sollte, so reducirt der Verfasser die angegebene Mortalitätstafel in folgender Weise auf 10,000 wirklich Geborne.

In der ganzen der Beobachtung unterlegenen Zeit sind in ganz Bayern Kinder männlichen Geschlechts geboren worden: 391,663, gestorben sind, mit Einschluß der Todtgebornen, bis zum Ende des ersten Jahres 135,848; also auf 10,000 wirklich Geborne von 0 — 1 Jahr wirklich gestorben 3464 *) und es leben noch am Anfange des zweyten Jahres 6536 Knaben.

Wenn nun in der angeführten Tafel von 5544 einjährigen Knaben während des zweyten Jahres 888 sterben, so sterben von den in Folge der zahlreicheren Geburten vorhandenen 6536 einjährigen Knaben im im Alter von 1 — 5 Jahren 1049 und es sind fünfjährige noch übrig 5487, statt der 4656, welche dann auf 10,000 Neugeborne kämen, wenn nur eben so viele Knaben geboren würden, als Personen männlichen Geschlechts sterben. Geht man so fort, so erhält man folgende Mortalitätstafel des männlichen Geschlechts:

Auf 10,000 wirklich geborne Knaben starben im Alter von

0 — 1	Jahr	3464	es leben daher noch		6536
1 — 5	„	1049	„ „	„	5487
5 — 10	„	359	„ „	„	5128
10 — 20	„	338	„ „	„	4790

*) Nach unsern beyden Hauptzahlen ergäbe sich 3468. Die Differenz rührt wohl daher, daß der Verf. Tafel I. die Todtgebornen nicht nach dem Geschlecht ausscheidet und wir daher diese Scheidung erst nach den in Tafel II. enthaltenen Durchschnittszahlen vornehmen mußten. Dabey begeht übrigens der Verf. einen arithmetischen Fehler. Die Gesammtzahl der gebornen Knaben von 391663 rührt nämlich aus Beobachtungen her, die in einigen Kreisen 4, in andern 5 und 6 Jahre fortgesetzt worden; auf ähnliche Weise die angeführte Summe der zu gleicher Zeit zwischen 0 und 1 Jahre des Alters gestorbenen Knaben. Hätten nun alle Kreise gleichviele Einwohner, so ließe sich die Summe 42 der Beobachtungs-Jahre aller Kreise auf einen Kreis beziehen und die Durchschnittzahl der jährlich in einem Kreise gebornen Knaben durch Division der Summe aller gebornen Knaben mit 42 finden. Allein dieß ist keineswegs der Fall, diese Division ist daher ganz irrig und ihr Resultat würde, isolirt gebraucht, zu ganz falschen Folgerungen führen. Da aber der Verf. in gleicher Weise die Zahl aller in den 42 Kreis-Beobachtungsjahren gestorbenen Knaben mit 42 dividirt, und bloß aus dem Verhältniß beyder Quotienten die auf 10,000 Geborne wirklich im Alter von 0 — 1 Jahren Gestorbenen sucht, so ist die Zahl, die er so erhält, doch richtig.

20 — 30	Jahr	424	es	leben	daher	noch	4366
30 — 40	„	423	„	„	„	„	3943
40 — 50	„	580	„	„	„	„	3363
50 — 60	„	810	„	„	„	„	2553
60 — 70	„	1179	„	„	„	„	1374
70 — 80	„	1012	„	„	„	„	362
80 — 100	„	362	„	„	„	„	—

Auf gleiche Weise berechnet und reducirt der Verfasser auch die Mortalitäts-Verhältnisse des weiblichen Geschlechts und stellt nun aus diesen Grundzahlen, nach gehöriger Interpolation, eine Mortalitätstafel für beyde Geschlechter her, welche ausser den von Jahr zu Jahr fortschreitenden Sterbfällen zugleich die mittlere und die wahrscheinliche Lebensdauer enthält.

Der Verfasser vergleicht hierauf diese Mortalitätstafel mit älteren Tafeln des Auslandes und mit der Sterblichkeitstafel von Frankreich aus dem Jahre 1825.

Da er sich indeß vorgenommen hat, eine Wittwenkasse für Staats- und öffentliche Diener zu entwerfen, von welchen ohngefähr $\frac{1}{4}$ in München, $\frac{1}{4}$ in andern Städten, $\frac{1}{2}$ auf dem Lande leben, so berechnet er aus den Sterbelisten von München und andern Städten (Tab. IV.) und von acht Aemtern, in denen sich keine Stadt befindet (Tab. V.), eine Sterblichkeitstafel (Tab. VI — VIII.), von welcher er annimmt, daß sie der Mortalität der öffentlichen Diener am ersten entspreche. In dem Nachtrag S. 140 — 160 ist diese Tafel mit den Resultaten einer amtlich angeordneten Zählung der Staatsdiener-Familien verglichen. Da indeß diese Zählung nur 346 Angestellte zwischen 20 und 30 Jahren, auf 1499 zwischen 30 u. 40 Jahren ꝛc., überhaupt zwischen 20 u. 30 Jahren weit weniger Staatsdiener zeigt, als das Land im Ganzen Männer dieses Alters hat im Verhältniß zu den andern Altersklassen so muß nothwendig die mittlere Lebensdauer der Staatsdiener durchaus kürzer erscheinen, als man sie erhielte, hätte man die Zählung derselben erst vom 30ten Jahre angefangen. Diese Differenz gegen das Resultat der aus den allgemeinen Sterbelisten berechneten Mortalitätstafel ist daher gleichgültig.

Wichtiger ist es dagegen, daß Herrn Gebhard nur Beobachtungen vom Jahre 1817 oder 1818 bis zum Jahre 1822, 1823 oder 1824, und nicht aus allen Kreisen von gleich vielen Jahren, zu Gebote standen. Unterdeß sind die Sterbelisten mit Regelmäßigkeit alljährlich angefertigt, und noch überdieß seit 1828 zwey genaue Volkszählungen vorgenommen worden; dazu kommt, daß das Theuerungs-Jahr 1817 — 18 zwar nicht mehr Sterbfälle, aber auffallend weniger Geburten hat, als die folgenden Jahre *): wie brauchbar daher auch des Verfassers Tafeln im Jahre 1825 waren, so würde es doch nöthig seyn, jetzt nach den länger fortgesetzten und den neuesten Beobachtungen, mit Weglassung des Jahres 1817 — 18, neue Mortalitätstafeln anzufertigen und sie durch das Resultat der Volkszählung zu controlliren, ehe man an die Aufstellung einer freyen Wittwen- und Waisenkasse ginge. Solche Berichtigungen hat der Verfasser S. 161 selbst als nothwendig angedeutet.

Nach Aufstellung dieser Mortalitätstafeln berechnet derselbe (S. 44 — 52) die Wahrscheinlichkeit, daß eine von zwey Personen gewissen Alters und Geschlechts die andere überlebe und lehrt daraus

*) Im Isarkreise männliche Geburten 1817 — 18: 8664, von 1818 — 23 im Durchschnitt 10359.

Im Oberdonaukreise männliche Geburten 1817 — 18: 7852, von 1818 — 24 im Durchschnitt 10069.

Im Obermaynkreise männliche Geburten 1817 — 18: 6248, von 1818 — 1821 im Durchschnitt 9682.

Im Untermaynkreise männliche Geburten 1817 — 1818: 7380, von 1818 — 1822 im Durchschnitt 9631.

Dieselben Differenzen zeigen die Mädchengeburten.

(S. 52 — 62) die Tafel des Aussterbens einer gegebenen Anzahl von Ehen berechnen, worin die Männer von gleichem Alter sind und lauter gleichalte Frauen haben. Diese Tafel enthält zugleich von Jahr zu Jahr die Zahl der noch übrigen Ehen und der vorhandenen Wittwen bis zum Absterben der letzten Wittwen (Tafeln IX — XV.).

(Schluß folgt).

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Fortsetzung.)

Ebenso wichtig, wie diese Urkunde in Betreff des Kaisers ist in Bezug auf den Papst und italienische Verhältnisse der Bericht des französischen Gesandten Alberto Pio di Carpi an seinen Herrn, 24. Juny 1526. (Doc. 105). Er sagt den Angriff der Colonnesen voraus, der drey Monate später erfolgte; beschreibt, wie der Papst dem kaiserlichen Gesandten widerstand, der ihm erklärte, „Seine Heiligkeit würde sich verderben und ganz Italien mit, sich in die größten Mühen und Kosten stürzen und einen so mächtigen Kaiser sich zum Feinde machen, lediglich andern zu Gefallen, und unter dem Vorwande, das Beste des allgemeinen Friedens zu befördern, während das Ergreifen dieser (der französischen) Partey doch der ganz entgegengesetzte Weg dazu sey. Dazu könne nur die Freundschaft mit dem Kaiser führen.

Von Frederigo Fregoso, Erzbischof von Salerno, welcher Genua zu Wasser blockirte, aber von den Franzosen und ihren Verbündeten nicht unterstützt wurde, sind aus dem kurzen Zeitraume vom 25. July bis 10. October 1526 sechs Briefe an den Großmeister Montmorency, 2 von Lyon, einer von Marseille und die 3 letzten von Saonne, fast alle voll Klagen über die schlechten Anstalten, den Mangel an Ordnung und seine dadurch unnütz gewordene Stellung. (Doc. 109 — 114) Spätere Berichte (Doc. 133 u. 147.) geben über die innere Lage der Stadt selbst Aufschluß. Von P. Clemens VII. folgt nun erst ein Schreiben an Montmorency über die guten Dienste, die ihm Wilhelm von Bellay, der als Unterhändler in der Geschichte der Reformation eine Rolle spielt, geleistet hatte. (Doc. 115); dann (Doc. 120) die Capitulation mit Hugo von Moncade im Namen Kaiser Karls, 21 September 1526. in 5 Artikeln, welcher als Gegenstück (Doc. 154) die Capitulation des Papstes mit den Capitänen des kaiserlichen Heeres 26. Nov. 1527 in correcterer Recension als bey Lünig (IV. col. 222.) weiter unten folgt. Ueber Karls Rüstungen in Spanien zur selben Zeit giebt ein dechiffrirter Brief aus Granada Aufschluß: „der Kaiser heißt es darin, läßt es nie an Worten fehlen, dem Gesandten des Papstes wie den übrigen beständig zu verstehen zu geben, er wolle nur Frieden. Aber wenige glauben es; es müßte denn nur seyn, er könnte nicht mehr Krieg führen. Er giebt sich alle Mühe und Fleiß, die Armee marschfertig zu machen und sie nach Italien überzuführen."

Aus Frankreich aber tönen die alten Klagen über Erpressungen vorzüglich von Seite der Kaufleute von Lyon, des Mittelpunctes aller Handelsspeculationen zwischen Spanien, Frankreich und Flandern mit Italien. Der König verbot ihnen für 2 Monate Briefe nach Italien, Spanien und Flandern zu schreiben. Teodoro Trivulzio schreibt für sie an Montmorency (Doc. 122). den er von ihrem Beschluße in Kenntniß setzt, presenti exhibitori an den König zu senden. Ein Gegenstück zu diesen Klagen sind die Jammerbriefe des Cardinal's Trivulzio, protettore della Francia, der ein über das andere Mal den König um Unterstützung ansteht. (Doc. 135. 136 u.m. a.) Der Ueberfall von Rom durch die Colonnesen hatte endlich der französischen Partey neue Hoffnungen gemacht. Galeazzo Visconti und der venetianische Secretaire, Andrea Tasso, schrieben Montmorency (Doc. 125, 126.), der König möge dem Papste Unterstützung an Geld und Truppen schicken.

Ein Document eigener Art ist n. 146, ein Brief an König Franz von einer seiner Geliebten in Mailand, der Franza pizinina, die seine dolzissima Maestà in gräßlicher Orthographie von der Liebe der Mailänder wie der ihrigen für ihn versichert, 11. Jänner 1527.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

S. 275. Z. 37: st. authentische Mittel, lies: arithmetische Mittel.
S. 277. Z. 22: st. Betrachtungen, lies: Beobachtungen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Ueber Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalten im Allgemeinen und eine in Bayern zu begründende insbesondere, nebst Bemerkungen über Lebensversicherungs-Anstalten. Von D. A. Gebhard, königl. b. Obergeometer. München, 1832. 2c.

(Schluß.)

Diese Tafel gibt nun allein die verläßige Grundlage zur Berechnung der Beyträge und Pensionen, die eine gerecht eingerichtete Privat-Wittwenkasse verlangen muß und geben kann. Erst mittels ihrer kann der früher aufgestellte so einleuchtende Grundsatz wirklich auf die Rechnung angewendet werden, daß nämlich jeder Mann bey seinem Eintritt eben so viel an wahrscheinlichen Beyträgen zusagen müsse, als seine Frau an wahrscheinlichen Bezügen zu erwarten habe; oder was dasselbe ist, daß alle zugleich eintretenden gleichalten Männer mit Frauen von gleichem Alter zusammen der Kasse so viel Einnahme verschaffen müssen, als sie bis zum Tode der letzten ihrer Wittwen auf Pensionen zu verwenden hat. Man ersieht nämlich aus jener Tafel, wie lange fort und von wie vielen Ehemännern Beyträge zu erwarten sind, und wie viele Wittwen bis zum Absterben der letzten von Jahr zu Jahr Pension fordern. Denkt man sich nun mit dem Tode der letzten Wittwe die Rechnung abgeschlossen, so müssen alle baaren Einlagen, sammt den Jahres-Beyträgen der Ehemänner mit Zinseszinsen bis zu diesem Tage vermehrt, gerade so viel betragen, als die Wittwenpensionen, welche jedes Jahr zu zahlen sind, in gleicher Weise mit Zinseszinsen bis auf jenen Tag. Nach diesem Grundsatze findet denn auch der Verfasser eine Gleichung zwischen dem jährlichen Beytrag eines Mitgliedes und der Pension einer Wittwe unter der Voraussetzung durchaus gleicher Beyträge aller Mitglieder dieser Gesellschaft. Zur Sicherung der Kasse und weil in Bayern die Pensionen monatlich zu zahlen wären, nimmt er an, die Pensionszahlungen geschehen am Anfange jedes Jahres; indeß konnte er den (S. 114) auf solche Weise erhaltenen Ausdruck im Zähler und Nenner durch 1,04 dividiren, was einige Erleichterung der Rechnung gegeben hätte.

Soll die ganze Ausgabe durch baare Antrittsgelder gedeckt werden, so kann in ähnlicher Weise der Todestag der letzten Wittwe als Termin des Rechnungsabschlusses genommen, oder auch mit dem Verfasser die Summe des baaren Werthes aller zu zahlenden Pensionen der Summe der gesuchten Antrittsgelder gleichgesetzt und daraus das Antrittsgeld für eine bestimmte Pension gesucht werden.

Es wäre zweckmäßig gewesen, wenn der Verfasser, wenigstens bey der allgemeinen Erläuterung dieser Berechnung, gleich auch die Fälle berücksichtiget hätte, wo neben den Jahresbeyträgen auch Antrittsgelder gezahlt und entweder ganz in der Kasse behalten, oder beym Tod des Mannes wieder zurückgegeben werden. Zwar giebt darüber Langsdorf in wenig Worten genügenden Aufschluß; er hätte aber auf solche Weise seinem Leser vollständigere Belehrung dargeboten und ihm das Nachsuchen in andern Büchern erspart.

Für jedes Altersjahr des Ehemannes und der Ehefrau muß nun eigentlich eine besondere solche Rechnung angestellt werden, was etwa 1800 Rechnungen gäbe, deren jede, auch nach Anfertigung aller Hülfstafeln und, wie sich von selbst versteht, unter Anwendung der Logarithmen, nicht leicht in einem Tage ausgeführt werden könnte. Indeß ist eine solche Genauigkeit nicht erforderlich und es genügt, die Beyträge und Pensionen für alle Alters-Differenzen der Männer und der Frauen von 5 zu 5 Jahren wirklich zu berechnen und für die dazwischenliegenden Alters-Verbindungen bloß durch Interpolirung zu finden.

Der Verfasser hat demnach zur Herstellung seiner Tafeln der Einlagen und Pensionen einer Wittwenkasse bayerischer öffentlicher Diener (III. Theil. I. und II.) nur 96 selbständige Rechnungen ausgeführt und für die dazwischenliegenden Altersverhältnisse die Beyträge interpolirt.

Nachdem er übrigens für eine gegebene Anzahl Ehen von bestimmtem Alter des Mannes und der Frau zu diesem Zwecke den Betrag sammt Zinseszinsen aller Pensionen der aus ihnen hervorgehenden Wittwen bis zum Tode der letzten gefunden hatte, konnte ihm derselbe nicht bloß dienen zur Auffindung des Jahresbeytrags, welchen ein Mann auf Ehedauer für 100 fl. Wittwenrente zu zahlen hat, sondern auch noch zur Auffindung der Einlage nach dem Kapitalfuße, oder der Baarzahlung, welche beym Eintritt ein für allemal für jene 100 fl. Pension zu entrichten wäre, wenn man statt jährlicher Beyträge diese Art der Zahlung vorzöge. Denn sämmtliche Antrittsgelder sammt Zinseszinsen müssen beym Tod der letzten Wittwe gerade so viel betragen, als sämmtliche Wittwenpensionen sammt Zinseszinsen bis zu demselben Tage; eine einzige ganz einfache Logarithmenrechnung genügte also, um aus letzterer Zahl das Antrittsgeld zu finden. Der Verfasser findet z. B. für 5369 zusammentretende Ehen, in denen der Mann 30, die Frau 20 Jahre alt ist, als Endwerth aller Wittwenpensionen (eine zu 100 fl.) 51278840 fl. Da nun vom Zusammentritt an bis zum Tod der letzten Wittwe 80 Jahre verlaufen, so ist der Endwerth des mit allen seinen Zinsen aufgesparten Antrittsgeldes $x. 1{,}04^{80}$. 5369. Daraus ergiebt sich aber als Antrittsgeld 414,28 fl. Er selbst findet allerdings (S. 96) unter denselben Vorbedingungen 398,3 fl.; allein die Differenz verschwindet, wenn man bedenkt, daß er (S. 114), wie bereits angeführt, die Wittwenpensionen als am Anfang jedes Jahres zahlbar ansetzte, während er sie in seiner früheren Rechnung (S. 97 und 98) am Ende des Jahres zahlen läßt. In der That erhält man 398,3, wenn man 414,28 mit 1,04, d. h. mit der Zahl dividirt, womit der Verfasser S. 114 den Endwerth aller am Ende jedes Jahres zahlbaren Wittwenpensionen, der Sicherheit wegen, multiplicirt hatte.

Der Verfasser hat indeß diese Differenz der Resultate seiner eigenen Rechnungsmethoden wahrscheinlich darum übersehen, weil er gar nicht daran dachte, daß er den Endwerth aller Wittwenpensionen sammt Zinseszinsen beym Tod der letzten Wittwe zur Berechnung nicht bloß jährlicher Beyträge, sondern auch einmaliger Antrittsgelder benützen konnte. Er scheint für die letztere durchaus die §. 18. angedeutete Methode der Vergleichung der *baaren* Antrittsgelder mit dem baaren Werthe alles künftigen Wittwenpensionen angewendet zu haben, wobey er die S. 114 nothwendig gefundene Annahme der Vorauszahlung der Pensionen nicht macht. Ist aber dem also, worüber die Tafel seiner Einlagen nach dem Contributionsfuße keinen Zweifel läßt, so hat er mindestens zwey Monate hindurch ganz unnöthige Rechnungen ausgeführt, die noch dazu durchaus Resultate gaben, welche niedriger waren, als sie nach Verhältniß der bereits gefundenen Jahresbeyträge seyn sollten.

Der Verfasser nahm bey Anfertigung seiner Tafel XVI. (Thl. II.) nicht wahr, daß für dasselbe

Alter von Mann und Frau viele seiner jährlichen Beyträge größer, die ihnen entsprechenden einmaligen Zahlungen beym Eintritt aber kleiner sind, als die beygefügten Sätze der Oldenburger Kasse. So zahlt z. B. der 30jährige Mann mit 20jähriger Frau für 100 fl. Wittwenpension:

	jährlich auf Ehedauer	oder baar beym Antritt
in Oldenburg	30,3 fl.	399 fl.
nach Gebhard	31,6 fl.	398,3 fl.

Wie könnte dieß statt finden, wenn nicht entweder die Oldenburger Kasse oder der Verfasser geirrt hätte?

In der That sieht man aber sogleich, daß des Verfassers Ansätze mit den Oldenburger Zahlen auf zwey Weisen in richtigeres Verhältniß gebracht werden können, entweder indem man das Antrittsgeld auf vorausgezahlte Pensionen berechnet, wodurch es 414,28 fl. wird, oder indem man die jährlichen Beyträge auf Pensionen reducirt, die man am Ende des Jahres zahlt, wodurch sie 30,095 fl. werden. Dort würde auch das Antrittsgeld des Verf. eben so über dem Oldenburger stehen, wie seine Jahresbeyträge; hier seine Jahresbeyträge eben so unter denen der Oldenburger Kasse, wie sein Antrittsgeld, nämlich:

	jährlich	beym Antritt
Oldenburg	30, 3 fl.	399 fl.
Der Verf. bey vorausgezahlten Pensionen	31, 6	413, 28
Derselbe bey am Ende des Jahres gezahlten	30, 095	398, 3

Dem Verfasser mag die Incongruenz der Sätze seiner Tafel XVI. darum entgangen seyn, weil sie nur da auffällt, wo sein Tarif mit dem der Oldenburger-Kasse nahe zusammentrifft. Da er meist um so viel höhere Sätze verlangt, daß auch seine Kapitaleinlage (obwohl an sich niedriger, als seinem Jahresbeytrag entspräche) doch über dem Oldenburger Antrittsgeld steht, so gewahrte auch der Referent jene Differenz in der Tafel erst dann, als er diese, aufgefordert durch die Verschiedenheit der Rechnungs-Annahmen des Verfassers, genauer durchgieng.

Wie dem auch seyn mag, findet man zur Sicherung der Anstalt die Annahme nothwendig, daß die Wittwenpensionen am Anfang jedes Jahres gezahlt werden, so müssen die Kapitaleinlagen des Verfassers durchaus mit 1,04 multiplicirt werden.*)

Zweckmäßig ist es, daß der Verf. für diejenigen, welche algebraische Rechnungen nicht verstehen, S. 90 — 110 in einer Staffelrechnung beweist, daß die verlangten baaren Einlagen wirklich nöthig sind, um die am Ende des Jahres fälligen Pensionen bis zum Tod der letzten Wittwe zu bestreiten. Hätte er ein ähnliches Beyspiel für die jährlichen Beyträge ausgeführt, so wäre er wahrscheinlich selbst auf die obenerwähnte Differenz seiner jährlichen Beyträge und Antrittsgelder gekommen.

Eben so angemessen ist es, daß der Verfasser (S. 63 — 87) die irrigen Regeln näher prüft, nach welchen man Wittwenkassen einrichtete, ehe die richtigen Grundsätze erforscht waren, und den Erfolg derselben immer in Staffelrechnungen anschaulich macht. Mit Umgehung der bereits aus dem 1ten Theile bekannten völlig willkührlichen Verfahrungsarten, beleuchtet er insonderheit zwey dem Anscheine nach plausible Anweisungen zur Regelung der Beyträge:

1) die Zahlung derselben nach Art der Beyträge in gegenseitigen Brandassecuranzen, deren wir bereits oben bey der Calenberger Kasse gedachten;

2) die Berechnung der Beyträge nach der mitteln oder auch nach der wahrscheinlichen Lebensdauer. Dabey wird angenommen, der Mann zahle seinen Beytrag so lange als seine mittle Lebensdauer besagt, die Frau erhalte auf so viele Jahre Pension, als ihre mittle Lebensdauer die des Mannes übertrifft. Zwar fällt es gleich auf, daß hiernach ein Mann mit gleichalter oder älterer Frau als er selbst, gar nicht eintreten könnte; man sah aber davon ab, und glaubte, um was einzelne Wittwen länger lebten, das würde bey andern früher sterbenden wieder hereinkommen. Der Verfasser zeigt nun allgemein und in einer ausgeführten Staffelrechnung, daß die Beyträge unter dieser Voraussetzung so klein wären, daß sie die Anstalt beym Zinsfuß von $4\frac{0}{0}$ nur etwa 20 Jahre deckten.

*) Vielleicht hat indeß der Verf. absichtlich die baaren Einlagen niedriger gestellt, weil bey ihnen die Kasse in so ferne sicherer fährt, als sie mit ihren Einnahmen von dem Absterben der Männer unabhängig ist.

Nach Erläuterung der Berechnung der baaren Einlagen und jährlichen Beyträge in Wittwenkassen geht der Verfasser zu den Waisenkassen über, wo er in gleicher Weise zuerst die Größe der baaren Einlage feststellt, mit welcher ein Vater von gegebenem Alter einem Kinde von gegebenem Alter eine bestimmte und bis zu einem gewissen Alter zahlbare Pension versichern kann.

Es wird eine Anzahl gleichalter Väter, jeder mit einem Kinde von gleichem Alter, als eine Gesellschaft betrachtet, deren sämmtliche baare Einlagen gleich seyn müssen dem baaren Werthe aller Pensionen, welche an die nach der Mortalitätstafel von ihnen herrührenden Waisen bis zu einem gewissen Alter der letztern zu zahlen sind. Oder auch: setzt man als Vergleichungspunct die Zeit, wo keine Waisenpension mehr gezahlt zu werden braucht, die z. B. bey einjährigen Kindern, welche bis zum 25 Jahre Pension erhalten sollen, das 24te Jahr ist, so müssen sämmtliche Jahresbeyträge jener Väter sammt Zinseszinsen am Ende des 24. Jahres soviel betragen als alle Pension sammt Zinseszinsen bis zu derselben Zeit und daraus findet man denn die Jahresbeyträge.

Auch hier gilt, was wir oben über die Erleichterung der Rechnung bemerkten; doch ist die ebendaselbst erwähnte Verschiedenheit in den Annahmen für beyde Rechnungen vermieden, da die Formel S. 122 sowohl die Beyträge, als die Pensionen voraus gezahlt ansetzt. Beygefügte Staffelrechnungen zeigen auch hier wieder auf populärem Wege die Richtigkeit der gefundenen baaren Einlagen oder jährlichen Beyträge.

Am Schlusse der ganzen Betrachtung handelt der Verfasser von den Maßregeln, welche zur Forterhaltung richtig begründeter Wittwen- und Waisenkassen nöthig sind, und von dem Verfahren, nach welchem nicht genügend feststehende solche Kassen verbessert oder aufgelöst werden können (S. 134 — 140) und fügt dann in einem Anhange (S. 162 — 168) noch die Berechnung der baaren Einlagen und der jährlichen Beyträge bey, welche eine Aussteuer-Anstalt in Bayern verlangen müßte, und zwar die Beyträge sowohl für den Fall, wenn sie bis zur Vertheilung der Aussteuern bezahlt werden, als auch für den Fall, wenn sie mit dem Tode des Versorgers aufhören.

Der dritte Theil der Schrift giebt die Statuten eines freyen Privatvereins zur Pensionirung der Wittwen- und Waisen Bayerischer Hof- Staats- und öffentlicher Diener. Da es sich hier nur um Durchführung der bereits besprochenen Grundsätze handelt, so gehen wir nicht näher auf dessen Inhalt ein. Im Ganzen sind die vorgeschlagenen Anordnungen zweckmäßig; im Einzelnen möchte Manches einfacher eingerichtet werden können. Drückend finden wir insbesondere die Bestimmung, daß Wittwen von Männern, die im ersten Jahre nach ihrem Beytritte sterben, keine Pension, sondern nur die Zahlungen zurückerhalten, welche ihre Männer bereits gemacht haben, so wie die andere, daß Jeder beym Eintritt, außer einer Diplomtaxe zur Deckung der Verwaltungskosten, noch einen ganzen Jahresbeytrag baar erlegen soll, der mit dem Tode der Frau dem Manne zur Hälfte, beym Tode des Mannes aber der Wittwe ganz hinaus bezahlt wird.

Was S. 49 u. flg. über die Direction der Anstalt bestimmt ist, würde bey der wirklichen Durchführung eines solches Vereines wohl am meisten der Revision bedürfen. Denn, wer sich einigermassen im Leben umgesehen hat, der weiß, wie es um Ausschüsse steht, die von einer großen Anzahl von Personen gewählt werden, welche an ganz verschiedenen Orten wohnen. Wie könnte aber einem alle 5 Jahre neuer Wahl unterworfenen Ausschuß die Verwaltung einer Anstalt anvertraut werden, die bey völliger Sachkenntniß so große Vorsicht erfordert? Nothwendig würde der einzige ständige Buchhalter bald die ganze Verwaltung in seiner Hand haben und die hinzu gewählten 5 Mitglieder würden in der Regel sich wohl weder die Mühe geben, noch auch immer Muße genug besitzen, den verwickelten Geschäften der Anstalt gehörig nachzugehen. Dazu kommt, daß von einer Vergütung ihrer Mühe nirgend die Rede ist: wo aber dieß fehlt, kann man es auch mit der Leistung so genau nicht nehmen.

Es ist hier der Ort nicht, andere Vorschläge zu machen; nur andeuten wollten wir, daß dieß vielleicht die schwächste und bedenklichste Stelle des ganzen Entwurfs ist.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Monumenta boica. Volumen XXX. Ed. Academia scient. boica. Pars II. monachii sumt. acad. MDCCCXXXV.

Auch unter dem zweyten Titel:

Monumentorum boicorum collectio nova. Ed. Academia scient. Boica. Vol. III. Pars II. Monachii typis G. Jacquet. MDCCCXXXV, in 4. S. 494.

Diese aus den Urschriften und im Zusammenhange unternommene Herausgabe der Passauer Urkunden ist rücksichtlich ihres für die bayerische und die österreichische Geschichte gleich mannigfaltigen und interessanten Materials ein wahrer Gewinn für die gesammte Historiographie, und wir freuen uns, vom dritten Bande an auch diese Sammlung wieder in der unmittelbaren Redaction der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften, vielmehr ihres thätigen Vorstandes, und seiner wohlunterrichteten, insbesondere auch im Fache der passauischen Geschichte erprobten, Gehülfen zu sehen.

Die passauischen authentica dieses wohlredigirten dritten Bandes der collectio nova, oder des Thl. II. des XXX. Bandes der Monumenta boica reichen auf 494 Quartseiten vom 1. May 1300 bis 3. Nov. 1399, in der Anzahl von 299 Urkunden; wobey, wie es sich schickt, alle früheren Einschiebsel und Noten weggeblieben sind. Noch ist auch die Stadt Wien bey diesem Bande viel betheiligt; man erwäge den ausserordentlich lebhaften Verkehr, der damals zwischen Passau als der ersten Cathedrale von Oesterreich und als Emporium der obern Donau, und zwischen der so mächtig aufblühenden Kaiserstadt, an dem aus Teutschland scheidenden Hauptstrom noch statt hatte. Der bayerische, oder, (von Passau aus) der Nordwald, Böhmen, Niederbayern, das Inn-, Hausruck- und Michel- (vulgo Mühl-) Viertel ꝛc. sind übrigens die Landschaften, aus welchen uns diese Urkunden in getreuen Zügen das Leben und Weben der Vorzeit bewahrtt haben. In Oberösterreich, rechts der Donau, sind es die von den Leonberg im bayerischen Rotachgau abstammenden Dynasten von Schauenburg; so, den Urkunden und der heutigen Kanzleysprache getreuer, und nicht Schaumberg, wie ein späteres fränkisches Geschlecht, möchten wir sie geschrieben sehen; welche häufig in diesem Bande, S. 109, 119, 153, 197 ꝛc. auch in den Regesten vorkommen. — Das Burggebiet von Ranarigel, nicht Ranariedel, S. 195, 226, 233 ꝛc. möchte wohl ein Ueberrest rügischer Ansiedlung aus dem V. Jahrhundert unserer Zeitrechnung seyn; wie S. 259 das stattliche Drossendorf, der Sitz eines Landeshauptmanns links der Donau, früher meist playnisches Gebiet, (von den plagis, Waldschlägen!) an die Dynastie Drozza in den LL. Bajuv. mahnt. Ganz besonders fühlen wir uns immer von den Urkunden angezogen, welche, wie S. 55, 307, 333 ꝛc. die Landschaft zwischen der Erlaf Bielach und Trasen rechts der Donau; und in der Wachau, Jauerling und Krems links der Donau betreffen. Man lege zu dem Ende die Section VI. der

Vischerischen Karte des Archiducatus Austriae inferioris vor sich, worauf die classischen Namen Artaker, Pechlarn, Petzenkirchen, Melk, Schalaburg, Beilstein, Osterburg, St. Pölten, Göttwich, Harlungeburg, Mautern u. s. w. und jenseits Stein, Krems, die Droßenburg, Wagrain, Direnstein, Rana, Spitz, Grafenschlag, die Kamp ꝛc. erscheinen; wie anschaulich sich da Fluren und Hügel, Schlösser, Dörfer und Abteyen hineinander aufstellen! Hier, an der Erlaf und Bielach, an der Krems und Kamp hatten sich endlich die hunnischen und slavischen Wogen gebrochen, und es waren aus der Vollmacht der teutschen Könige zum erblichen Lohn hochverdienter, aus Westen, aus Bayern, hiehergezogener Heermeister und Gränzhüther die Grafschaften Beilstein und Schala, Playn und Machland ꝛc. erstanden; und mit jenen westlichen Stammgebieten in die lebendigste Wechselseitigkeit von Blut und Gut getreten. (Die Hochstift Regensburgischen Urkunden von Ried enthalten ähnliche Belege.) Die Stadt Passau war eines der Hoflager dieser Dynasten; auf dem bischöflichen Stuhle und im Domcapitel führten sie da öfter das Regiment, und die reichsten Dotationen rührten von ihnen her.

Als zu Anfang des XIII. Jahrhunderts die Grafen von Beilstein und Schala abgegangen und ihre Gebiete den Landesherzogen in Oesterreich und Bayern heimgefallen waren; (s. Lazius und Enenkel;) wurden sie zeitweise Leibgedinge des niedern Adels. Im Jahre 1311 verkaufte Herzog Friedrich der Schöne seine Burg Beilstein an Bischof Bernhard von Passau und an Conrad von Capellen, auf ewige Wiederlösung; S. 55, auch Schalaburg (Chalach von den Chadalhohen? des Chiemgau?) war so passauisches Eigenthum geworden, S. 333. Man vergleiche damit aus dem vorhergehendem Bande S. 240 vom Jahre 1160 die Transaction der Grafen von Beilstein mit dem Bischofe Conrad von Passau über die jeweilige Bestellung der Hauspfarre St. Leonhard bey Beilstein. Wie doch dieser Kirchen- und Familienpatron so bedeutsam dasteht; auch so in der chiemgauischen Grafschaft Schneitsee in Bayern, (siehe die Herrschaft Kling und St. Leonhard im Buchet bayer. Annal. 1834 Nr. 105,) und St. Leonhard im playnischen Grafengaden bey Berchtesgaden ꝛc.: als ob er, gleich einem viel geprüften Hausfreunde, diese Dynasten auf allen Wanderungen begleitet hätte? Wer immer noch über die Stammverwandtschaft der Beilsteine und Playne zweyfelhaft seyn möchte, (s. bayer. Annalen 1835 Nr. 61.) den ersuchen wir, auch diese Urkunde von 1160 Nr. XXVII. einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Da hatte sich die gesammte Sippschaft von Beilstein, Schala, Playn ꝛc. zusammengefunden; denn es handelte sich um den zu St. Leonhard: uns, wie wir gezeigt haben, ein sehr respectabler Heiliger! eingepflanzten Hausgottesdienst. S. 216 übersehe man nicht die letztwillige Anordnung des Conrads von Tannberg, eines der mächtigsten passauischen Ministerialen vom Jahre 1354. S. 372 im Jahre 1386. Der passauische Richter und Mauthner Friedrich Kraft übernimmt auf die Dauer eines Jahres die Administration, den Pacht, der domcapitlischen Renten in Oesterreich. Ein interessanter Beytrag zur alten Territorial- und Finanz-Statistik; vielmehr zur Kammer- und Kastenwirthschaft. Getreide, Wein, Pfenning, klein und groß, nichts ausgenommen, übernahm Kraft zu Lichtmessen mit den Kästen und Kellern zu Stein, Neuenburg und anderwärts in Oesterreich. Indem alles gehörig bearbeitet und bestellt werden sollte, versprach Kraft, 26 Fuder Wein, zwölf vom obern und vierzehn vom niedern Gewächs; weiters 16 Dreiling (48 Eimer) Speiswein, auch nach guter Auswahl; dann 30 Schaf Korn, und eben so viel Weitzen im Passauer-Maaß, zum Fest Martini stromaufwärts an den Heftstecken gen Passau zu liefern. Im Fall eines Unglücks oder erlittener Gewalt sollte dem Pächter bezüglich auf das Getreid die Gnade

der Domherren zu Hülfe kommen; bezüglich auf den Wein aber nur bey erwiesener Gewalt. Der prompte Instanzenzug, und die Appellation wurde unter einem voraus geregelt. Es war doch wohl eine thatkräftige und lebensfrohe Zeit, da, unabhängig von Markt- und Geldspeculanten und Schlagbäumen und Courszetteln, Geschlechter und Körperschaften die verschiedenen Produkte ihres Bodens ohne viele Umtriebe sich einander zuführen konnten. Wir brechen ab, und bemerken nur noch, daß, dem Vernehmen nach, das mehrseitig vermißte dreyfache Register jedesmal mehrere Bände, nach Abschluß ihres Materials, umfassen und also hier mit dem IV. Bande folgen soll. Auch dieses ist eine ihren Mann fordernde Aufgabe.

v. KochSternfeld.

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici e per lo più autografi esistenti in Parigi da Giuseppe Molini già bibliotecario palatino. etc.

(Schluß.)

Von Papst Clemens VII. folgt unmittelbar nach der Capitulation mit dem Heere Bourbons ein langes Schreiben an König Franz I. vom 14. December 1527, welchem unter gleichem Datum fast gleichlautende an die Königin Louise von Savoyen und an Montmorency folgen. Aus seiner Gefangenschaft entkommen, entwirft der Papst ein kurzes, aber rührendes Bild des Jammers, der ihn betroffen:

»Acht Monate lang habe er den Verlust aller Habe und die unwürdigste Gefangenschaft ertragen, und gerne noch länger tägliche Gefahr und Unglück erduldet. Da aber außer der unglückseligsten Stadt auch der ganze Bereich der römischen Kirche, welche wir von unsern Vorfahren unversehrt erhalten haben, täglich unter beständigem Schaden an Leib und Seele zerrissen und geplündert, zugleich Ehre und Verehrung Gottes gemindert werde, so konnten wir, hart wie wir waren bey den Uebeln, die nur uns betrafen, die Aller nicht länger übergehen: dazu aber bewog uns nicht nur unsere Pflicht, sondern auch der Wille und die Uebereinstimmung aller Cardinäle der heiligen Römischen Kirche, so viele deren bey uns waren, so vielen unglücklichen Völkern zu Hülfe zu kommen. Diese unsere von uns fortgerissenen Brüder weigerten sich auch nicht für uns Geiseln zu werden und eine neue Gefangenschaft zu bestehen, damit wenigstens wir in Freyheit dem allgemeinen Elende abzuhelfen vermöchten. Wir glauben auch nicht, daß Deiner Serenität die Erlangung unserer Freyheit, wie dieß auch immer geschehen sey, mißfallen könne. Daß Sie uns selbst bekannte, Sie wünsche nichts anderes und habe auch aus keiner andern Ursache die Waffen ergriffen, denen wir nebst Deiner Verwendung bey der kaiserlichen Majestät größtentheils die Befreyung selbst zu verdanken bekennen.«

Papst Clemens schickte zugleich den Protonotarius Gambara zu dem Könige, einem Augenzeugen aller Uebel, die er ausgestanden, der sich mit dem Könige besprechen solle, die Uebel der Christenheit zu heilen.

Recensent bedauert, daß hiebey weder Herrn Molini noch dem gelehrten Marchese ein höchst wichtiges Document aus dieser Zeit, das Herr Ranke in einer fürstlichen Bibliothek zu Rom und Recensent in der vatikanischen daselbst benützten, bekannt gewesen ist. Es ist dieß die giustificatione di Papa Clemente VII. dell' animo verso Carlo V. Imperatore e instruzione al Cardinale Farnese, quando ando legato all' Imperatore Carlo V. dopo il sacco di Roma. Biblioth. Ottoboniana (Vaticana) n. 2510. Es befindet sich aber auch ebendasselbe in der magliabecchianischen Bibliothek zu Florenz, wo es Rec. mit einer großen Anzahl anderer wichtiger Briefe und Relationen aus dieser Zeit gesehen zu haben sich erinnert. Es würde nirgends besser seinen Platz finden als in dieser Sammlung.

Noch ein Schreiben des Papstes findet sich in der Sammlung; es ist das letzte, n. 161. und an König Franz gerichtet. Der Papst beklagt darin den Tod Federigo's de Bozolo de Gonzaga, eines der letzten Heerführer Italiens aus der berühmten Schule Alberichs von Barbiano. Er empfiehlt dem Könige Federigo's Neffen Cagnino di Bozola, den jener selbst sterbend (s. Doc. 160) dem Könige empfohlen hatte. 31. Dec. 1527.

Doch schließt der anliegende Band noch nicht mit diesem Documente. Es folgen noch Verordnungen Ludovico's (il Moro) über die Regierung des mailändischen Staates nach seinem Tode im Falle der Minderjährigkeit seines Sohnes. In den Geschäften der Verwaltung und Justiz stimmte nach dem Vers. Ludovico's Regierung nicht mit der Schändlichkeit seiner Politik überein. Ehrgeizig wie er war, suchte er durch große Werke Ruhm zu erlangen, seine Usurpation durch Wohlthaten zu legitimiren. Leichtes Lob und seinen Zeiten gewöhnliches spendeten ihm jene ausgezeichneten Männer, an deren Umgebung er Gefallen fand. Leonardo da Vinci, Fra Luca Pacioli, Bramante, und, Gelehrte von minderem Rufe nicht zu nennen, Demetrio Chalcondylas, Jacobo Antiquario, Bartolomeo Calco

zierten seinen Hof. Die beyden letzteren gehörten zu seinen Secretairen, die unter ihm die Geschäfte verhandelten. Bartolomeo hatte Theil an den geheimsten Rathschlägen, durch welche Ludovico auch nach seinem Tode noch den Staat zu regieren hoffte. Auf diesen Zweck hin gingen alle diese ausführlichen und sonderbaren Anordnungen, die mit solch mißtrauischer Vorsicht geschrieben, mit solcher Eifersucht bewahrt wurden. Sein Sohn und Nachfolger sollte bis zum Alter von 20 Jahren unter Vormundschaft bleiben; ein oder mehrere Gouverneure den Staat verwalten; die gegenwärtigen Secretäre und Räthe Ludovico's im Amte bleiben; ihre Stellen im Falle des Todes durch besonders bezeichnete Personen ersetzt werden. Besondere Vorsicht und Anordnungen betrafen die Verwahrung der festen Plätze. (S. 301.) Damit übereinstimmend ist das Verbot an den Sohn vor seinem 14ten Jahre sich nicht über den Ticino hinauszubegeben, nicht vor dem 20. Jahre in eine andere der größeren Festungen zu gehen als in die von Mailand. (S. 295 u. 300). Die strengste Gerechtigkeit sollte bey der Wahl von Beamten statt finden, wie bey der Verwaltung der Aemter; Juden und Marroni (Zigeuner) sollten im Herzogthume nicht geduldet werden; Genua, um es im Gehorsam zu erhalten col dolce behandelt, die Ghibellinen geschmeichelt werden. Eigene Vorschriften regelten die Ausgaben des Sohnes; seine Donationen während der Minderjährigkeit sollten nichtig seyn (S. 297 — 330) ꝛc. Es ist bekannt, daß die göttliche Vorsehung dieß Gewebe von Argliſt und Bosheit noch bey Ludovico's Leben über den Haufen geworfen.

Der Leser wird aus dieser kurzen Darstellung den Plan der ganzen Sammlung gesehen haben. Wie weit sie der Vers. fortführen will, ist uns und vielleicht auch ihm unbekannt. Es scheint aus einer Stelle der Vorrede hervorzugehen, daß ihm eine dunkle Idee, die public records von England nachzuahmen, vor Augen schwebte. Jedenfalls ist der Plan weit, ja zu weit angelegt. Er ist offenbar wie die ganze Sammlung durch Zufall entstanden. Hr. Molini hat in Paris gefunden, was er in seiner Heimath selbst viel leichter hätte gewinnen können. Es existiren in den öffentlichen und Privat-Bibliotheken von Florenz noch so viele vortreffliche Originalhistorien, die dem Drucke noch nicht übergeben sind, daß, ehe sich Italiener in die Einzelnheiten auswärtiger Documente einlassen, vor allem jene herausgegeben und ihr Werth kritisch bemessen werden sollten. Zu diesen gehören besonders die Geschichte des Francesco Cavalcanti von 1427 — 1450, wovon die Riccardiana, Magliabecchiana und die Privatbibliothek des Großherzogs von Toskana untereinander nicht wenig differirende Handschriften besitzen; die des Jacopo Pitti; des Goro Dati nach dem Codex in der Palatina; des Cerretani, welcher als Fortsetzer Machiavelli's zu betrachten ist und für die Geschichte seiner Zeitgenossen

Savonarola's, Pietro Soderini's ꝛc. Hauptquelle ist, bis jetzt aber, soviel Rec. bekannt ist, nur von ihm allein benützt ward; dann die bändereichen Geschichten Parenti's (Magliabecch. XXV. 519 — 521) von 1476 — 1512. Nicht minder die Copia lettere der Palatina v. 1389 — 1391, die von höchstem Interesse sind und von 1465 — 1474, von 1479 — 1480, v. 1496 — 1502 reichen; das Register der Ministerialbriefe von Acciajoli von 1507 — 1509; Die Auszüge aus den Büchern der Reformation; eine Menge handschriftlicher Chroniken und Historien, welche die Firenze illustrata (1. S. 177) aufzählt: lauter Werke, die einem neuen Muratori gewiß Stoff für 6 — 8 Foliobände zu verschaffen vermöchten. Dazu dann die große Menge gesandtschaftlicher Relationen, obwohl diese selbst nur von untergeordneten Werthe sind und die Verfasser derselben selbst, geschweige einen, wenn auch nur oberflächlichen Kenner italienischer Bibliotheken zu lächeln nöthigen müßten, würden sie gewahr werden, welch unmäßigen Werth man in Deutschland auf diese diplomatischen Klatschereyen legt — ein Ausspruch, welchen Rec. wenigstens über die venetianischen Gesandtschaftsberichte mit sehr geringen Ausnahmen nach eigener sorgfältiger Durchlesung der Relationen eines Navagero, Soriano, Tiepolo ꝛc. niederzuschreiben um so weniger Bedenken trägt, als gelehrte Italiener und Engländer den Gebrauch derselben als historische Quellen nur mit den größten Einschränkungen und sorgfältig vorher angewandter Kritik gestatten, und deshalb mit vollem Fuge und Recht die Gier deutscher Gelehrten nach solchen Berichten für Mangel an Kritik und Verirrung der Wissenschaft erklären.

Ob jedoch Italien nach den Stürmen die es bestanden und die gerade jene Anstalten am meisten betroffen, von welchen die Pflege der Wissenschaften durch Jahrhunderte ausgieng und in deren Schooße noch so viele gleich fromme wie gelehrte Männer von Einheimischen wie von Fremden zurückgezogen weilen, bey dem gänzlichen Mangel an Buchhandel und dem noch größern an Gemeingeist, vor allem bey dem verderblichen Ueberwiegen der schönen Literatur über die gediegene und historische noch die Mittel besitze, so unvergleichliche Schätze für neuere Geschichte aus dem Staube seiner Bibliotheken ans Tageslicht zu bringen, ist freylich eine andere Frage. Mag jedoch diese Sammlung der Vorbote neuer, kraftvoller literarischer Unternehmungen seyn, oder nur auf sich beruhen und ohne andere als ephemere Wirkung in Italien vorübergehen, jedenfalls begrüßen wir sie als dankenswerthe Bereicherung der neueren Geschichte.

C. Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Erster Theil unter dem besondern Titel: Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen von Dr. K. M. Rapp. Erster Band. Stuttgart, Cotta 1836. 401 und XII Seiten 8.

Ref., der ein Werk anzuzeigen hat, dem er bald ansehen konnte, daß es das Ergebniß eines langen und tiefen Studiums ist und ganz auf der Höhe der neuesten Sprachforschung steht, muß sich unter der wahrscheinlich ohnehin geringen Zahl von Lesern, die der Gegenstand überhaupt ansprechen wird, entweder solche denken, welche Muth und Zeit haben, das Buch, wenn es ihnen als dieser Mühe werth empfohlen worden, selbst durchzustudieren, oder solche, die ohne ähnliche eigene Mühe, nur einige der neuesten schlagendsten Resultate ausgehoben finden möchten. Auch könnte er nach weiland beliebter Manier darauf ausgehen, die Stellen auszuspähen, wo der sicher und kunstreich geführte Bau denn doch irgend eine Lücke oder Schwäche entdecken ließe, um entweder, das Publikum vergessend, mit dem Verfasser selbst über sie zu rechten, oder aber dasselbe, ehe es noch rechte Einsicht in das Ganze genommen haben kann, mit blos diesen unterhalten zu wollen.

Irgend ein Stück von des Verf. Lehre gleichsam zum Muster auszuheben, ist darum mißlich, weil derselbe, was auf einem in der Art noch wenig bebauten Felde wohl geschehen durfte, sich eine ganz eigene Terminologie geschaffen hat, welche nur aus dem Zusammenhange, in welchem er die Erscheinungen findet, oder wenn man will, aus dem Systeme, in das er sie, man wird gestehen auf eine höchst ungezwungene Weise, gebracht hat, deutlich werden kann. Daß dieses System und diese Terminologie etwas von der Farbe der neuern, naturphilosophischen Schule an sich trage, wird man mit der Richtung der Aufgabe in Uebereinstimmung finden. Bedenklich könnte auf diesem thatsächlichen Boden, was wie System aussieht nur dann scheinen, wenn nicht alles daran eben aus unbestrittenen Thatsachen gezimmert wäre und wenn man irgend eine dieser Thatsachen, die gerade nicht recht in den vorgezeichneten Kreis passen wollte, klüglich übergangen fände. Man überzeugt sich aber leicht, daß alles, was gesagt wird, an sich wahr ist, und überläßt sich um so lieber dem Vergnügen, es auf eine einfache Weise (denn ohne Zweifel sind mehrere möglich) zum organischen Ganzen, in welchem sich ein Glied aus dem andern erklärt, zusammengestellt zu sehen.

Ein solches Ausheben namentlich aus diesem ersten, die Physiologie der Laute behandelnden Theile ist ferner schon deßhalb unthunlich, weil in der Officin, worin diese Anzeigen gedruckt werden, natürlich die Zeichen fehlen, die der Verfasser auffer den gewöhnlichen Buchstaben, theils zur Vervollständigung der Reihe, theils zur schärfern Unterscheidung manches zweydeutigen, anzunehmen und zu gebrauchen veranlaßt war.

Der Mangel eines Alphabets, das, wenn auch vor der Hand nur für die abendländischen Sprachen allgemein gleiche Geltung hätte, ist schon lange genug bitter empfunden und beklagt worden. Es hat auch nicht an Vorschlägen zur Abhülfe gefehlt. Aber sie sind theils in ihrer Form zu willkürlich und auffallend gewesen, theils sind sie von Rathgebern ausgegangen, die zu wenig Ueberblick hatten oder zu sehr in besondern Angewöhnungen ihres Ohres und ihrer Zunge befangen waren. Man wird finden, daß, obgleich in die Anatomie dieses Gegenstandes Wenige tiefer und mit größerer Umsicht eingegangen sind, als unser Verf., seine Auskunftsmittel doch unter die bemessensten, am meisten praktischen, die bisher versucht worden, zu rechnen sind. Dieß geht so weit, daß er ein paar sich aus der Theorie ergebende bisher vielleicht nirgends gebrauchte, aber wie jedermann bekennen wird, ganz und gar mögliche Laute vor der Hand blos durch gleichsam mathematische Formeln andeutet.

Ueberhaupt spricht für die wissenschaftliche Besonnenheit des Verfassers schon die kluge Beschränkung seines Stoffes auf ein Gebiet, das er, obgleich (wie sich aus vielen gelegentlichen Uebersichten und Vergleichungen ergiebt) auch darüber hinaus kein Fremdling, in allen Einzelnheiten mit eigenen Augen und Ohren wohl durchforscht hat, und auf welchem ihm die Leser, seine Wahrnehmungen an den ihrigen prüfend, leicht folgen können. Hat er auf solche Weise seine Aufgabe fort und fort in ansprechender praktischer Beziehung auf das, was uns nahe liegt, erhalten, so hat er sich zu gleicher Zeit das Gelingen derselben bedeutend gesichert.

„Freylich," sagt er in der Vorrede, „tritt unsere vergleichende Grammatik jetzt in einem vornehmern Gewand auf. Wenn man es auch noch nicht wagt, alle wirklichen und möglichen Sprachen zu vergleichen, so geht man doch in der Darstellung bis auf das Sanskrit zurück und stellt auf diese Basis die europäischen Mundarten. Die gründlichen Arbeiten von Bopp mögen die Höhe dieses Standpunctes im jetzigen Moment bezeichnen. Der Verf. bescheidet sich gerne mit seiner Unwissenheit in dieser Breite, beruhigt sich aber mit zweyerley Betrachtungen. Die erste ist, er wünscht für ein größeres Publikum zu wirken, dem nothwendig das doch auch abgehen würde, was ihm hier gebricht; denn schlimm ist es für den Sprachvergleicher, wenn er die Sprachen erst lehren soll, statt sie vorauszusetzen. Er denkt sich unter seinem geneigten Leser einen solchen, der die gewöhnliche deutsche Schulbildung besitzt, folglich in seiner Jugend etwas Griechisch und Latein getrieben, und späterhin von einigen der lebenden Sprachen des romanischen und gothischen Kreises einige Kenntniß erlangt hat; alles Uebrige, was hier vorkommt, wird sich leicht an diese Basis anschließen. Seine zweyte Betrachtung aber ist die aus Erfahrung gewonnene Ueberzeugung, daß selbst in der engsten Begränzung des Sprachstudiums noch unendlich viel zu suchen und zu finden ist, und die eben so sichere, daß eine auf unserm heimischen Gebiet etwa noch räthselhafte Erscheinung dadurch für Begriff und Anschauung nicht gefördert wird, daß sie uns auf fremden Boden als ebenso räthselhaft entgegentritt." Der Verfasser führt hier als Beyspiel die versuchte Aufklärung räthselhafter europäischer Vocalverhältnisse durch Bopp's Zusammenstellung mit dem indischen Guna an. „Ich werde," sagt er an einem andern Orte, „meine Nachweisungen aus den griechischen Dialecten so sparsam als möglich geben, weil dieses Feld uns das fernste ist und zugleich eine ausgebreitete Kenntniß in Anspruch nimmt, die nicht die meinige ist, da ich kein Hellenist bin und hier blos auf fremde Hülfsmittel verweisen muß." (Der Verf. geht hier wohl in der Bescheidenheit zu weit.) „Die römische, romanische, oder besser die italienische Sprache steht uns näher, weil wir sie auf gedoppeltem Wege, nämlich in der ältern Form als lateinische, und in den lebenden Formen als ro-

manische Sprachen uns aneignen können; noch näher stehen uns dann natürlich die Sprachen germanischer Zunge, sey es, daß sie aus Einem Stamme mit uns erwachsen, und nur durch fremde Einflüsse uns entfremdet worden seyen, wie die englische, oder daß sie nicht von demselben, aber einem nahgelegenen Stamme kommend, sich in ihrer Entwicklung und Ausbildung an unsere eigene Sprache angeschlossen haben, wie die nordischen oder scandinavischen Sprachen, oder gar, daß sie mit uns im bloßen Dialect-Verhältniß verwandt sind, wie die niederländische Mundart. In einem noch nähern Kreise werden wir dann auf die süddeutschen Volksdialecte hinweisen können, womit wir denn in unsere unmittelbarste Gegenwart vorgerückt sind, und wo sich die Wahrheit ergeben wird, daß aus den nächstgelegenen unserer Umgebungen, die wir so leicht vor lauter Gelehrsamkeit aus den Augen verlieren, sich oft die feinsten und wichtigsten Grundzüge und Analogien entnehmen lassen, mit denen man dann, wenn man sie nur erst sicher erfaßt hat, oft im buchstäblichen Sinne den Erdkreis bewältigen kann."

Zu einem Mäkeln mit dem Verf. über dieses oder jenes hat Ref. so wenig Lust, als er gerade besondern Grund gefunden. Er gesteht vielmehr offenherzig, daß er zuviel Respekt vor dem Buche habe, also daß er darüber an Andere als Solche denken könnte, die es selbst ernstlich kennen lernen, d. h. studieren wollen. Kann er Diesen zu Danke noch etwas beyfügen, so möchte es lediglich in einer Uebersicht des Inhalts zu bestehen haben.

Nach einleitenden Betrachtungen über die Analogien auf den beyden Gebieten der Naturlehre, dann über den Werth der vergleichenden Grammatik wird unter der Rubrik: Materien der Sprachlehre, die Eintheilung des Werkes im Ganzen begründet.

Es zerfällt, da sich die Sprache als ein natürliches Organ des geistigen Menschen aus der beyderseitigen Regsamkeit der Sprachwerkzeuge und der Denkkraft, aus Verbindung der Sprachlaute mit Begriffen, gebildet, in

I. eine Physik der Grammatik, in eine Physiologie des Sprachlautes, welcher als äußerer, d. i. hörbarer Sprachstoff nach den Kategorien

a) der Quantität — in der Lehre vom Ton und von der Accentuation, Tonlehre (Rhythmik, Metrik) —,

b) der Qualität — in der Lehre von der individuellen Natur und von der Verwandtschaft der Laute, oder in der Lautlehre — betrachtet wird,

II. Logik der Sprache oder Theorie der Wortklassen (Teleologie der grammatischen Wissenschaften), welche Disciplin die Frage behandelt: wie bestimmt sich der Sprachgeist in Entwicklung der Begriffsformen aus dem ihm einmal gegebenen Naturstoff, und sich in

a) Wortlehre (sogenannte Etymologie oder Formenlehre) und

b) in Satzlehre oder Syntax scheidet.

Der gegenwärtige erste Band umfaßt vom physiologischen Theile 1) die theoretische Ansicht, und zwar zuerst die Lautlehre, sodann die Tonlehre, 2) die historische Ansicht, angewendet auf die beyden altclassischen Sprachen und auf das Gothische.

Der zweyte Band wird die mittelalterlichen Idiome nach demselben compilatorischen Systeme der vorhandenen Hülfsmittel, wie solches mit den alten Sprachen geschehen, und endlich die ausführliche physiologische Entwicklung der lebenden europäischen Idiome des vom Verf. ausgehobenen Kreises enthalten.

Dem zweyten oder teleologischen Theile wird ein 3ter und 4ter, vielleicht auch 5ter bis 6ter Band gewidmet seyn. Die beyden ersten indessen bilden ein Ganzes für sich und führen deshalb auch den oben angegebenen speciellen Titel.

Was nun den nähern Inhalt des bis jetzt fertigen Bandes betrifft, so erscheinen die Rubriken:

Lautlehre.

Vocal.

Vocal als Einheit: Urlaut, entwickelte Differenz, Entwicklung der Polarität, Zwischenlaute, Nasenlaute, nasaler Zwischenlaut.

Physiologie des Vocales. —

Diphthong. Physiologie des Diphthongs, Diphthonge aus Vocalen, ächter Diphthong, unächte Diphthonge, Nasaldiphthonge, Diphthonge durch Confluenz, räthselhafte Diphthonge, Diphthonge durch Consonanten.

Vocalische Assimilation.

Consonant. Consonant als Einheit: Spiritus lenis, Schlaglaute, — Duplicität, schwache Seite: Spiranten; starke Seite: Aspirate — Hemmlaute, Nasale, Liquide. Tabelle der Consonanten.

Consonantische Doppellaute.

Physiologische Betrachtungen über die Consonanten.

Natürliche Entwicklung der Schlaglaute.
Wechsel der Gebiete: gesetzloser, Lingualattraction. —

Beobachtungen an den Hemmlauten.

Consonantische Assimilation, natürliche Zwischenlaute, rückwirkende Assimilation. Uneigentliche Assimilation, oder Confluenz. Paragogische Buchstaben.

Vermittelung der theoretischen Ansicht der Laut-Physiologie mit der historischen.

Tonlehre. Quantitätslehre. Accentlehre. Rhythmenlehre. Reimlehre als Anhang. —

Historische Anwendung der vorausgehenden Doctrin auf das Griechische. —

Vocalsystem. Diphthonge. Physiologische Betrachtungen über die Vocale. Mitlautersystem. Physiologische Betrachtungen über die Consonanten. — Quantität und Accent. — Ueber den praktischen Werth dieser Untersuchungen. —

Probestücke griechischer Orthoepie: die jonische Heldenpoesie, die attische Theaterpoesie, die dorische Idyllpoesie. —

Anwendung auf das Lateinische. — Vocale. Consonanten. Quantität. —

Probestücke: der Ictusvers der alten Komiker. Der quantitirende Vers der gräcisirenden Periode. —

Anwendung auf das Gothische. — Vocale, Consonanten. —

Probestücke aus Ulphilas.

Indessen auch dieses trockene Skelett von Ueberschriften kann nur eine kümmerliche Idee gewähren von den mannichfaltigen, nicht selten überraschenden Zusammenstellungen und Aufschlüssen, die schon dieser erste Band enthält und die unter die jüngsten Fortschritte der Sprachwissenschaft überhaupt gezählt werden müssen. Der Styl, in welchem sich hier die körperlosesten grammatischen Gestalten wie spielend bewegen, ist von musterhafter Klarheit und zeigt einen Verf., der, unter anderm Namen zwar, auch im heitern, farbigen Reiche der Dichtkunst zu Hause ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

De Dionis Cassii fontibus et auctoritate, scripsit Dr. R. Wilmans. Berolini apud G. Eichler. 1836. S. 46.

Diese kleine Abhandlung hat zum Zwecke, die Autorität eines Geschichtschreibers, der von vielen hoch geschätzt ist, von andern wenig geachtet wird, durch Angabe der von ihm benutzten Quellen näher zu bestimmen; sie ist mehr eine gründliche Vorarbeit, als eine vollendete Darstellung, welche durch die sorgfältigste Vergleichung der Erzählungen im Einzelnen wie im Ganzen bedingt wird. In den bisher bekannten Büchern und Fragmenten findet sich bey Dio nicht, wie bey andern Historikern, eine wenn auch nur gelegentliche Nachweisung der Quellen; nur die Memoiren des Augustus würdiget er einer wiederholten Erwähnung (XLIV, 35. XLVII, 44.); darum ist die besondere Berufung auf Livius und Diodorus in den von A. Majo aufgefundenen Excerpten (Nova Coll. II. p. 548) nicht ohne Bedeutung, noch wichtiger aber ebendaselbst (II, p. 135) das ausdrückliche Geständniß am Eingange seines Geschichtswerkes, er habe fast Alles, was manche (?) über R. G. verzeichnet hätten (*πάντα ὡς εἰπεῖν τὰ περὶ αὐτῶν τισι γεγραμμένα*) gelesen und geprüft, jedoch nur das Wichtigste herausgehoben (*συνέγραψα δὲ οὐ πάντα ἀλλ' ὅσα ἐξέκρινα*). Niebuhr hat in seiner R. G. wiederholt (Band II. 13. 191. 597. Band I. 577) darauf aufmerksam gemacht, daß Dio die ältesten Zeiten nicht nach der gangbaren Tradition, wie uns solche im Livius und Dionysius vorliegt, dargestellt habe, sondern zu den ältern und richtigern Erzählungen, wie sie sich bey Fabius und Junius Gracchanus fanden, zurückgekehrt sey; aus einer solchen Quelle stammt das wichtige Fragment über das Schuldwesen der Plebejer, das derselbe in den von Majo 1827 bekannt gemachten Fragmenten zuerst entdeckt und im Rheinischen Museum näher ergänzt und erläutert hatte.

Wiewohl H. W. bey seiner Untersuchung nur die vollständigen und zusammenhängenden Bücher, nicht die Auszüge beachten wollte (S. 2), so konnte er Niebuhrs Urtheil doch nicht stillschweigend übergehen und das erste der in sieben Kapitel getheilten Schrift, führt den Titel: Confirmatur Niebuhrii sententia, Dionem in priore operis parte ex Q. Fabio Pictore hausisse. Die abgerissenen Erzählungen aus dem hannibalischen Kriege, die wir durch Majo kennen gelernt haben, tragen große, oft wörtliche Uebereinstimmung mit Livius, ohne daß man sie aus diesem entnommen glauben könnte. So erwähnt Dio (p. 190 seq.) den Namen des gallischen Volkes (*Ἀρβωνήσιοι*), welches bey der Rückkehr der römischen Gesandten aus Carthago, als sie die Gallier in ihr Bündniß zu ziehen suchten, entschieden sich gegen die Römer erklärt hatte; Livius XXI, 20, der die Sache erzählt, verschweigt den Namen. In der Angabe der Ringe der in der Cannensischen Schlacht getödteten Ritter folgt Dio einem vom Livius verworfenen Berichte. Was bey Dio p. 542. 544. aus einer Rede des Fabius Cunctator vorgetragen wird, davon steht, nach H. W. Meynung, bey Livius XXII, 25 der Inhalt, und hier ist dieser dem Geschichtschreiber Fabius gefolgt.

Wir halten das Resultat, daß nicht Livius die Quelle des Dio sey, für gewiß; daß ein früherer, und zwar zunächst Fabius Pictor, für sehr wahrscheinlich, bemerken aber, daß jene angebliche Rede des Fabius — der Hauptbeweis — mit Livius keine Aehnlichkeit verrathe, daß vielmehr im Fragmente des Dio der Name des Redners übergangen sey und die Worte nur nach einer Vermuthung des Majo (p. 544), die dieser selbst nicht ohne Bedenken äußert, dem Fabius Cunctator zugeschrieben werden. Sind aber auch alle Berichte nach Fabius, so war doch noch zu untersuchen, ob diese Benutzung unmittelbar statt gefunden habe, oder erst durch fremde Vermittlung eingetreten sey, wie etwa des Diodorus, von welchem Niebuhr (II. 61. 367.) gleichfalls bewiesen hatte, daß dessen R. G. aus Fabius Pictor gezogen sey.

Zuverlässiger und zugleich bey dem Umfange des Erhaltenen von weit größerer Bedeutung ist der Beweis des zweyten Capitels: Ostenditur in Dione historiarum Sallustii conspicua vestigia conservari. In der Geschichte des Mithridatischen Krieges unter der Führung des Lucullus und Pompejus, dann der innern Verhältnisse Roms bis Catilina, dem Inhalte des XXXV. und XXXVI. Buches, welche nur durch einzelne bedeutende Lücken unterbrochen werden, ist Dio bald abweichend von der Erzählung anderer, bald bey dem Mangel anderer Schriften einzige Quelle. Daß nun Dio in der Beschreibung jener Ereignisse die Geschichtsbücher des Sallustius, wenn auch nicht allein, doch vorzüglich vor Augen hatte, hat der Verfasser durch die Vergleichung einiger Fragmente des Römers, welche sonst nirgends erwähnte Thatsachen enthalten und die wir wörtlich ins Griechische übertragen lesen, dann aber auch durch die interessante Bemerkung bewiesen, daß viele historische Angaben bey Asconius eben so wörtlich und genau mit Dio übereinstimmen, Asconius aber — der nicht das Vorbild Dios gewesen, weil dieser Vieles bald übergeht, bald anders erzählt — zur Erklärung der Ciceronischen Reden besonders die Bücher des Sallustius benutzt und ausgeschrieben hat.

Die Frage des dritten Capitels: Quaeritur an Dio libros deperditos T. Livii secutus sit wird bejaht und durch die Bemerkung erwiesen, daß Dio mit abergläubischer Aengstlichkeit — ein Gebrechen seiner Zeit, man erinnere sich der Schriften des Aristides, Pausanias und anderer — alle Wunderzeichen aufzählt; diese aber finden sich in derselben Art, und mit denselben Worten in dem Buche des Julius Obsequens, der sie aus Livius zusammengetragen hatte; wo nun eine solche Uebereinstimmung herrscht (H. W. hat S. 16 — 17 sämmtliche Stellen gesammelt), hat Dio sicher aus Livius geschöpft; eben so wird man, wo Florus mit Dio gleich steht, auf Livius als die gemeinsame Quelle zurückgewiesen; aber auch wirkliche Fragmente des Livius bey Appian und Seneca finden wir in Dio wieder. Daß er diesen benutzt hatte, lesen wir jetzt in den Excerpten von ihm selbst angegeben, und wenn für die Jahre 675 — 690 Sallustius sein Vorbild gewesen, so ist für die folgenden Zeiten von Catilina bis zu Cäsars Ermordung in den Büchern XXXVII — XLIII Livius der vorzüglichste Führer, der ihn durch die Vollendung der Form um so mehr ansprechen mußte, als ein gleiches Streben auch bey ihm sichtbar hervortritt und am Eingange seines Werkes (Nova Coll. II. p. 135) deutlich ausgesprochen ist. Für die letzten Jahre der Republik konnte ihm, dem warmen Anhänger und Freunde der Monarchie, der Pompejaner Livius nicht genügen, und er mußte Quellen seiner Parthey aufsuchen, (viertes Kapitel: Indicantur alii fontes). Mag man auch die vom Verf. angeführten Gründe für Mäcenas und Agrippa nicht entscheidend halten, gewiß und von Dio selbst zugestanden ist der Gebrauch der Schriften des Octavianus — und wer konnte seinem Zwecke mehr entsprechen? — welche dessen Jugendgeschichte bis zum Cantabrischen Kriege

umfaßten; die bezeichnende Stelle aus jenem Werke bey Plinius Hist. nat. II. 25. ist völlig gleichlautend im griechischen XLV, 7. wiedergegeben; auch die übrigen Fragmente, die uns erhalten sind, kehren dort wieder. Eben so bekannt und gebraucht war ein zweytes Denkmal des Augustus, die Darstellung seines Staatslebens, das auch uns im Monumentum Ancyranum enthalten ist; jedes Lob das der Alleinherrscher sich dort zuschreibt, hat Dio in seine Geschichte aufgenommen. Nur eine Stelle findet H. W. unerklärlich; bey Dio lesen wir XLIV. 35 mit Berufung auf Octavianus selbst, über die Summe des Geldes, das er nach dem Testamente seines Vaters den römischen Bürgern austheilte, καὶ προσέτι . . . δραχμὰς ὡς μὲν αὐτὸς ὁ Ὀκταούιος γράφει, τριάκοντα, ὡς δὲ ἕτεροι, πέντε καὶ ἑβδομήκοντα ἑκάστῳ σφῶν δοθῆναι κελεύσας. Wundert man sich billig, wie überhaupt über eine solche öffentliche Schenkung verschiedenes berichtet werden konnte, so steigert sich diese Verwunderung noch mehr, wenn Augustus im Mon. Ancyr. (pag. 842 Tacit. ed. Oberl.) gerade das Gegentheil davon sagt: Plebei Romanae viritim H. S. trecenos numeravi ex testamento patris mei. Dieselbe Summe giebt Suetonius (Cäsar c. 83, nicht 23), und Plutarch im Brutus c. 20. δραχμῶν ἑβδομήκοντα πέντε. Natürlich steht diese Autorität unantastbar und wir würden den Irrthum dem Geschichtschreiber zurechnen, wenn nicht die Umstellung der Zahlen im Texte jede Veranlassung dazu aufheben würde. Eine andere wichtige Quelle, aus der er viele kleinliche und unbedeutende Erzählungen, woran er sehr reich ist, schöpfte, sind die von ihm oft genannten acta publica, ὑπομνήματα δημόσια, officielle Berichte und Zeitungen, vorzüglich für die Provinzen bestimmt, über das, was im Senate und in der Hauptstadt vorfiel.

Dieß sind die Quellen, die der Verfasser namentlich nachzuweisen vermochte; eine sorgfältige Vergleichung der erhaltenen Bruchstücke von Historikern hat keine weitere Uebereinstimmung mit Dio erwiesen.*) Daß er Asinius Pollio nicht verschmäht haben wird, macht seine gleiche Gesinnung gegen Cicero sehr wahrscheinlich, und daß er viele andere gekannt und benutzt hat, geht aus den vielfachen allgemeinen Berufungen hervor, wovon im fünften Capitel: De diligentia et fide Dionis gesprochen wird. Aus einer Vergleichung der Dionischen Erzählung mit Sallustius wird gezeigt, daß bey abweichender Erzählung — einzelne und unbedeutende Versehen abgerechnet — Dio anderen Angaben folgte, und H. W. findet die meisten historischen Fehler in der Art der Benutzung der Quellen, wornach spätere, wie Vellejus, Plutarchus einem Sallustius und Cicero gleich gestellt werden; doch ist das Beyspiel, welches dieses beweisen soll, (p. 30) nicht glücklich gewählt. Ueberraschender ist der Inhalt des sechsten Capitels: Quaeritur, unde Dio orationes operi suo interpositas hauserit; demonstratur, eum Ciceronis orationes secutum esse; demonstratur, Dionem Pseudo — Sallustianas declamationes secutum esse.

(Schluß folgt).

*) Pag. 25. Omnia enim, quae nobis ex deperditorum aequalium scriptorum historiis exstant fragmenta, diligenter collegi, neque vero unquam eam inveni similitudinem, ut ex iis hausisse Dionem credam. De latinis non constat ei innotuisse: Canusium, Geminum, Saturninum, Nasonem, Ampium, Cornelium, Balbum, Tironem, Bibulum, Messalam Corvinum, Verrium Flaccum, Masurium Sabinum, Cremutium Cordum; de Graecis vero Timagenem, Artavasdem, Posidonium, Socratem Rhodium.

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direktion desselben. I. Bandes 2. Abtheilung. Wien, 1836. 4. Mit 16 Tafeln.

(Vrgl. Gel. Anz. Bd. II. S. 239.)

Es macht uns viel Vergnügen, die zweyte Abtheilung des ersten Bandes dieser neuen Gesellschaftsschrift sobald nach der ersten anzeigen zu können. Die Aus-

ſtattung iſt von derſelben Schönheit. Die zweyte Abtheilung enthält mit fortlaufender Seitenzahl 6 zoologiſche und eine botaniſche Abhandlung.

I. Zoologiſche Abhandlungen.

VIII. Planaria Ehrenbergii von Dr. G. W. Focke (S. 193 — 206. Mit 1 Kupfertafel).

Eine gründliche und genaue Arbeit, welche die Anatomie und Phyſiologie der Planarien um ein Bedeutendes weiter fördert und da, wo ſie Lücken läßt, in neue Tiefen der Organiſations-Verhältniſſe niederer Thiere zeigt.

Die fragliche Art will nicht ganz in die Turbellarien-Eintheilung Ehrenbergs paſſen; ſie hat 2 Augen, aber keinen ramifizirten Darm. Der Verf. glaubt, daß ihre verſchiedenen Entwicklungs-Zuſtände Veranlaſſung gegeben haben, eine Menge Arten aus ihr zu machen. So weit Abbildungen und Beſchreibungen früherer Schriftſteller zureichen, glaubt er ſeiner Planaria Ehrenbergii folgende Synonyme vindiciren zu können: Planaria grossa, rostrata, Lingua, strigata, tetragona Müller, linearis Abilgaard, Fasciola quadrangularis Pallas, Derostoma grossum, rostratum, megalops, fusiforme Dugès. Der Verf. fand ſeine Exemplare bey Halle, Berlin, Wien; Ref. kann hinzufügen, daß er ſie auch öfters, aber nicht leicht mit anderen Planarien, bey Erlangen gefunden hat.

Folgendes iſt das Wichtigſte der Anatomie. Der Bauch-Saugnapf iſt groß, halbkugelig, muskulös und führt in einen ziemlich engen, braungefärbten, nicht ramifizirten, oben und unten blindgeendigten Darm. An jeder Seite des Verdauungskanals liegt ein anſehnliches, langes und ſchmales, etwas gewundenes, durchſichtiges Gefäß, deſſen peripheriſche Endigungen der Verf. eben ſo wenig, als ſein Verhältniß zum Darm ermitteln konnte; es ſoll ein farbloſes Fluidum enthalten und gar keine Thätigkeit der Wände zeigen; es wird proviſoriſch als Speichel-Organ betrachtet. Indeß ſcheint dieſe Deutung dem Ref. noch viel problematiſcher als die Annahme, beyde Gefäße wären die Hauptſtämme eines Blutgefäßſyſtems. Offenbar haben ſie in Lagerung und Form große Aehnlichkeit mit den Hauptſtämmen des von Dugès bey Planarien entdeckten Gefäßſyſtems und Speichelorgane kommen ſonſt in dieſer ganzen Gruppe ſo wenig als bey den Trematoden, die eine ſo nahe Verwandtſchaft haben, vor. Merkwürdig ſind 12 Büſchel von anſehnlichen blinden Bläschen, welche drüſenartig aggregirt oder und unterhalb des Saugnapfs zu beyden Seiten des Darms gelagert ſind; von ihnen ſind feine Fäden, vielleicht Ausführungsgänge, bis an den Saugnapf zu verfolgen. Ob leberartige Gebilde? — Was das Muskelſyſtem betrifft, ſo fand der Verf. am Saugnapf keine Zirkel-, bloß Längsfaſern, dann zwey Muskelſtreifen im vorderen Theil des Körpers, und einen in der Schwanzſpitze. — Vom Nervenſyſtem und von Sinnesorganen iſt nichts wahrzunehmen, bis auf die zwey ſchwarzen Pigmentflecke, die man als Augen deutet. — (Alle dieſe ſogenannten Augenſpuren verdienen eine recht ſcharfe mikroſkopiſche Unterſuchung. Ref. bemerkt hier, daß er nun bey Cercaria augenloſe und augenführende Arten beobachtet hat, wonach ſich die früheren Angaben von Nitzſch, Ehrenberg und dem Ref. übereinſtimmend deuten laſſen; bey einer Art ſind die Augen auſſerordentlich ſchön und groß und ſcheinen ſelbſt kleine Kryſtallkörper zu enthalten). — Merkwürdig ſind die Geſchlechtsorgane. Auf jeder Seite liegt ein länglicher, in kurze Blindſäcke ausgeſtülpter Hode und ein Eyerſtock; vasa deferentia und Eyergang münden zuſammen; erſtere erweitern ſich in eine Samenblaſe; die ſogenannte dritte, gemeinſchaftliche Samenblaſe möchte Ref. vielmehr für ein ſchnellmuskeliges Organ, wie bey den Räderthieren anſehen; anſehnlich und merkwürdig iſt die hinter dem Saugnapf gelagerte Ruthe, wo die Geſchlechtstheile münden.

Sehr merkwürdig iſt die Entwicklungsgeſchichte. Bey der Begattung berühren ſich zwey Individuen mit der ganzen Bauchfläche. Im Frühling und Anfang des Sommers findet man Individuen mit vielen bis zu 30 farbloſen runden Eyern; in den meiſten derſelben ſieht man lebendige Junge. Später, bis zu Ende des Herbſts findet man ſtatt der Eyer braune Eyerkapſeln, die wahrſcheinlich mehr als ein Junges enthalten (ſo hat es Ref. allerdings in den Kapſeln von Planaria nigra und lactea gefunden). Mit der Entſtehung dieſer Kapſeln beginnt auch eine merkwürdige Metamorphoſe des Mutterthieres; es ſpaltet ſich nämlich der ſeitliche Rand, das Thier wird dicker und vierkantig, während es ſonſt platt iſt. Vom Gefäß- und Reſpirationsſyſtem nichts Deutliches; hie und da bemerkt man an verſchiedenen Stellen im Innern Andeutungen von Flimmerbewegungen, verſchieden von dem Wimperüberzug des Körpers, der immer thätig iſt. Der Verf. erinnert dabey an die muthmaßlichen, Muſiknotenförmigen Organe bey Räderthieren. Was Nordmann bey Dipolozoon paradoxum für Kreislauf anſieht, iſt (womit Ref. übereinſtimmt) nach unſerm Verf. ebenfalls Flimmerbewegung.

Die Abbildungen in Kupferſtich erläutern dieſe anatomiſchen Verhältniſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

De Dionis Cassii fontibus et auctoritate, scripsit Dr. R. Wilmans. Berolini apud G. Eichler. 1836. S. 46.

(Schluß.)

Das XXXVI. Buch enthält die Geschichte des Krieges mit den Seeräubern und den Anfang des Mithridatischen; von letzterem wird die Wahl des Pompejus zum Feldherrn durch die lex Manilia, welche Cäsar und Cicero unterstützten, nur angedeutet, von ersterem aber sind die Verhandlungen der Lex Gabinia vollständig mitgetheilt (cap. 6—20.), und wir finden ausführliche Reden von Pompejus, Gabinius und Catulus (diese verstümmelt, auch der weitere Verlauf der Volksversammlung ist ausgefallen). Hr. W. macht auf die Aehnlichkeit der Rede des Gabinius und der des Cicero pro lege Man. aufmerksam und erkennt in dieser die unmittelbare Quelle des Griechen. Die ganze Erzählung, wie Dio sie erhalten hat, ist von solcher Belehrung und Wichtigkeit, daß zum historischen Verständnisse, so wie zur Würdigung jener Ciceronischen Rede, sie allein den genügenden Commentar bildet und keine der vielen Bearbeitungen des römischen Redners sie als Einleitung, so wenig als die des Asconius zur Miloniana, sollte übergangen haben. Aber so übereinstimmend auch im Leben des Pompejus Cicero und Dio sind, so scheinbar beym ersten Anblick eine Nachahmung sich aufdringt, so folgt diese doch keineswegs nothwendig; Pompejus hatte vor den übrigen Feldherren so entschiedene Vorzüge, daß jeder, der öffentlich für ihn sprach, dasselbe hervorheben mußte. Wie kommt es, daß Dio, was Cicero über den Pompejus bey der Vertheidigung der Lex Manilia vorträgt, den Gabinius für seinen Antrag sagen läßt? Dieser wesentliche Unterschied hätte besonders beachtet werden sollen; und wenn Dio diese Rede gelesen, sogar ausgeschrieben hat, wie steht es mit dem ihm S. 30 gemachten Vorwurfe, wo ihm falsche Ueberlieferung aufgebürdet und er aus ihr berichtigt wird? und endlich woher hatte Dio die Rede des Pompejus, des Catulus? denn daß auch letzte aus Cicero genommen, weil in ihr ein Gedanke erwähnt wird, den Catulus wirklich geäussert hatte, wird Niemand im Ernste glauben. Die sorgfältigen Geschichtschreiber, die jenen Ereignissen nicht ferne standen, wie ein Sallustius, hatten gewiß den Inhalt der bedeutendsten Sprecher im Allgemeinen überliefert, oder selbst in deren Sinn erdacht; aus solchen hat Dio geschöpft; und die Gleichheit der Person und Sache — Gabinius und Cicero empfahlen die Wahl des Pompejus zum Feldherrn — mußte auch ähnliche, selbst gleiche Gedanken und Ausdrücke hervorrufen. Nicht überzeugender ist uns der Schluß, jene merkwürdige Stand- und Schandrede des Q. Fufius Calenus (XLIII. 1—28) gegen Cicero sey nach der dem Sallustius zugeschriebenen Declamatio bearbeitet, wornach die Abfassung dieses Machwerkes in eine frühere Zeit als Dio lebte, fallen würde; dieses ist aber viel zu leer und gehaltlos, um als Ausfluß der Dionischen Stromrede gelten zu können; dieß konnte auch H. W. nicht entgehen, daher glaubt er, der erste Theil, die Vertheidigung des

Antonius, sey wie schon Fabricius urtheilte, aus dessen Gegenschrift, den ἀντιγραφαὶ πρὸς τοὺς Φιλιππικούς. Gewiß hat auch Antonius die Blöſſen, die Cicero's Privatleben darbot, hervorgehoben und die hier dargelegten Beschuldigungen wird in ihren Hauptzügen, wie etwa Mißbrauch der Anwendung der Redekunſt, keiner der Gegner übergangen haben.

Das letzte Capitel: Disputatur de natura et indole historiarum Dionis gibt die Ueberſicht und Folgerungen des bereits Geſagten. Die frühere Geſchichte Roms iſt mit Benützung der vorzüglichſten Quellen bearbeitet; die ſeiner Zeit von 180 — 229 aus eigener Beobachtung, nicht aus fremden Berichten gefloſſen, er wollte Roms Größe und Macht belehrend für alle darſtellen; darum werden äuſſere Verhältniſſe nur in ſo fern ſie im weſentlichen Zuſammenhange mit Rom ſtehen, berührt; die Form hat das Streben, den Thucydides nachzubilden, der pragmatiſche Zweck der Geſchichte iſt ihm mit Polybius gemein, daher das Forſchen nach Gründen und Urſachen; chronologiſche Beſtimmungen werden weniger als billig beachtet und hierin viele Mängel und Gebrechen. Seine ethiſchen Betrachtungen, die er mit der Erzählung verbindet (histoire raisonnée) drücken überall Liebe zur Tugend und den Haß gegen das Laſter aus. Die Ueberzeugung, daß nach der eingetretenen Verſchlechterung des römiſchen Staates, und der Unmöglichkeit einer Rückkehr in den frühern beſſern Zuſtand alles Heil der Erhaltung nur in der monarchiſchen, nicht in der demokratiſchen Verfaſſung zu ſuchen ſey, (ἀδύνατον μὲν ἐν δημοκρατίᾳ σωφρονῆσαι, ἀδυνατώτερον δὲ μὴ σωφρονοῦσαν ὁμονοῆσαι XLIV. 2.) hat ihm viele Gegner und unbillige Beurtheilungen zugezogen, man tadelte ihn als den gemeinſamen Feind aller freygeſinnten, edlen Römer; dieß iſt unrichtig, Dio unterſcheidet das Individuum von dem Princip, dem er huldigt, und obſchon der von Cäſar eingeführten Verwaltungsform völlig zugethan, entgeht der Machthaber doch nicht bitterm Tadel (XXXVIII. 11.), ſo wie Cato und Pompejus das ihnen gebührende Lob empfangen; aber Unbeſtändigkeit und Wankelmuth iſt ihm unverzeihlich, daher ſeine allzuheftigen Ausfälle gegen Cicero, in dem er nur einen eitlen, feilen Partheygänger, zugleich über die Urſache von der Ermordung Cäſars und den darauf erfolgten Unruhen des Reiches ſieht. Dieſer Vorzüge ungeachtet entfernen ihn abergläubiſche Geſinnung, Breite und Ausdehnung der Erzählung und Herbeyziehen fremdartigen Stoffes, — er überladet ſeine Geſchichte mit naturhiſtoriſchen, geographiſchen, mythologiſchen Bemerkungen — wenn auch nicht aus der Zahl der wichtigen, doch aus der Reihe der erſten Geſchichtſchreiber.

Annalen des Wiener Muſeums der Naturgeſchichte, herausgegeben von der Direktion desſelben. I. Bandes 2. Abtheilung. Wien, 1836. 4. Mit 16 Tafeln.

(Fortſetzung.)

IX. Decas orthopterorum novorum descripsit Aug. Freder. Comes Marschall. p. 209 — 218. Mit illuminirten Abbildungen auf Taf. XVIII.

Der eben ſo anſprachloſe als gründliche Beobachter gibt hier genaue Beſchreibung von 10 neuen Heuſchrecken. 1) Locusta viennensis, am Fuße des Kahlenberges bey Wien von Kollar geſammelt. 2) Scaphura chalybea, Brasil., der Sc. nitida von Spix und Martius ähnlich. 3) Gryllus cylindricus, Sicilien. 4) Gr. fusco-vittatus, wohl aus Oſt-Indien oder vom Kap. 5) Gr. frenatus, Braſilien. 6) Gr. squalidus, Braſilien. 7) Gr. vitreipennis, Nordamerika. 8) Gr. xanthochlorus, Braſilien. 9) Gr. cucullatus, Braſilien. 10) Gr. bucephalus, Braſilien.

Sämmtliche Arten befinden ſich im kaiſerlich-königlichen Muſeum und ſind bis auf Nro. 2. auf der Tafel abgebildet.

X. Ueber einige neue oder nicht gehörig unterschiedene Cyprinen nebst einer systematischen Darstellung der europäischen Gattungen dieser Gruppe von Jakob Heckel. Mit 2 Kupfer- und einer Steindrucktafel. (S. 221 — 233).

Diagnosen, dann genaue und ausführliche Beschreibung von folgenden angeblich neuen Arten: 1) Cyprinus hungaricus Heckel. Dem Cypr. carpio ähnlich, allein durch seine weniger hohe, breitere, bey allen Individuen fast walzenförmige Gestalt, durch seine größeren Augen und mehr abgerundete Schuppen auffallend verschieden; häufig im Neusiedlersee. 2) Cypr. Kollarii Heck., der Karausche Cypr. carassius ähnlich aber etwas weniges länger, zu beyden Seiten sehr flach gedrückt, mit spitzerem Kopf, runden kleineren Schuppen und schwarzen Flossen. Neusiedler See. 3) Abramis Schreibersii Heck. gleicht am meisten dem Cyprinus Ballerus mit Ausnahme des Kopfs, der durch seine vorstehende Nase und Mund dem Cypr. vimba sich nähert, von diesem aber wieder durch die sehr lange Analflosse unterschieden ist; häufig in der Donau unter Wien. 4) Abramis Leuckartii Heckel. Aehnelt in der Gestalt dem Cyprinus Blicca, ist aber weniger hoch, mehr gestreckt, mit längerem Kopf, kürzerer Analflosse und etwas kleineren Schuppen, die Schlundknochen haben nur eine Reihe Zähne. In schnellfließenden Stellen der Donau. 5) Abramis Vetula Heckel, am meisten dem Abr. Brama ähnlich, aber durch seinen schmäleren, hohen, gestreckten Körper, den dicken großen Kopf, die stark abwärts gebogene Nase leicht kenntlich. Häufig im Neusiedler See. 6) Phoxinus Marsilii Heckel, von Phox. laevis durch mehrere Merkmale unterschieden. In Bächen der Wiener Gegend. Außerdem werden noch 7) Phoxinus laevis Belon, Agassiz und 8) Aspius mento Agass. genauer beschrieben.

In wie weit dieß wahre neue Arten oder im Gloger'schen Sinne klimatische Varietäten sind, wird die Zeit lehren. Ohne Autopsie kann darüber kein Urtheil abgegeben werden. Die beygegebenen Tafeln sind unilluminiert, mehr in Umrissen, aber mit Abriß der Schlundkiefern und Ausführung einer einzelnen Schuppe.

XI. Monographie der Gattungen Amphistoma und Diplodiscus, von Dr. C. M. Diesing. Mit 2 Kupfer- und 1 Steintafel (S. 237 — 260).

Diese vortreffliche Arbeit reiht sich würdig an die in der ersten Abtheilung der Annalen gegebene über Pentastoma von demselben Verfasser an.

Diesing trennt mit Nitzsch die Amphistomen capite continuo (von Rudolphi) von der Gattung Amphistoma als Holostomum Nitzsch, er bildet jedoch noch eine neue Gattung Diplodiscus für zwey sonst hieher gerechnete Arten, wornach sich die systematische Gruppirung folgender Weise stellt.

Amphistoma. Rud. Nitzsch. Diesing.

Corpus molle compressum vel teretiusculum. Os terminale aut laterale. Acetabulum suctorium imperforatum, in postica corporis parte situm, terminale vel laterale. Genitale masculum simplex filiforme aut papilliforme.

Folgende Arten gehören hieher und sind, die neuen mit nov. species bezeichnet, alle von Natterer in Brasilien gefunden. Die zweifelhaften, nicht vom Verf. selbst untersuchten Arten sind ausgeschlossen.

1) A. conicum R. 2) A. giganteum nov. spec. 3) A. subtriquetrum R. 4) A. Hirudo nov. spec. 5) A. cylindricum nov. spec. 6) A. ferrum equinum nov. spec. 7) A. megacotyle nov. spec. 8) A. lunatum n. sp. 9) A. oxycephalum nov. spec. 10) A. attenuatum nov. spec. 11) A. truncatum R. 12) A. unciforme R.

Diplodiscus. Diesing.

Corpus molle teretiusculum vel compressum. Os terminale. Acetabulum suctorium terminale aut laterale, vaginans aperturam genitalem disciformem, protractilem.

1) Diplod. subclavatus (Amph. subclavatum Rud.) 2) D. unguiculatus (A. unguicul. Rud.).

Alle Arten sind vortrefflich, auf schwarzem Grunde, abgebildet. Die Notizen über das Vorkommen sind sehr interessant. Unter den Säugthieren finden sich die Arten vorzüglich bey Wiederkäuern, namentlich bey Hirschen, in der alten und neuen Welt; bey Vögeln nur bey 5 Arten der neuen Welt, ferner in 7 Arten brasilianischer Fische. Die Gattung Diplodiscus ist nach

den bisherigen Erfahrungen auf die Batrachier beschränkt.

Vortrefflich scheint die Anatomie, von sehr schönen Abbildungen begleitet, zu seyn; sie wurde an A. giganteum angestellt und bestättigt, wie zu erwarten war, bis auf kleine Abweichungen, die Angaben von Bojanus und Laurer über Amph. conicum.

Die äußeren Bedeckungen bestehen aus verschiedenen, gut abgebildeten Lagen. Darm, Geschlechts- und Nervensystem im Wesentlichen, wie Bojanus und Laurer es fanden. Wichtig sind die Angaben über das Gefäßsystem, welches wohl allgemein bey den Trematoden ist und bey Distoma von Mehlis, Baer, Creplin, Nordmann, Siebold an verschiedenen Arten nachgewiesen wurde. Auf der Oberfläche des Magens und Darms entspringen zahlreiche, unregelmäßig vertheilte Kanäle (vasa nutritia) und diese Kanäle bilden endlich Bündel, die, von Parenchym umgeben, durch die Lücken des letzteren hindurchziehen, sich vereinigen, und dann in einen Hauptstamm zusammenfließen, der fast vom Kopfende bis gegen den oberen Rand des Saugnapfs sich mehrfach schlängelnd verläuft und endlich am Rücken des Thieres etwas über dem Saugnapfe mit einer kleinen, warzenförmigen, oft aber verschwindenden Erhöhung endigt. Diesing bestreitet die Annahme von Mehlis, Baer und Siebold, als sey das foramen caudale ein Exkretions-Organ. Er stellt eine andere Hypothese auf und betrachtet es als ein Sicherheitsventil, um überflüßige Säfte zu entleeren; ihm ist auch, mit Laurer, das Gefäßnetz der Trematoden und Pentastomen (aus denen der Verf. bekanntlich eine eigene Ordnung bildet) dem Lymphsystem analog und eigentlich nichts anders, als ein in seine feinsten Verästelungen zerfallener Darmkanal. — Mit einem verzweigten und geschlossenen Darmkanal scheint die Vereinigung beyder Geschlechtsapparate in einem Individuum zum Normalzustande zu gehören; die ganze Ordnung der Trematoden bietet kein Beyspiel der Ausnahme von dieser Regel.

XII. Monographische Darstellung der Gattung Acipenser von L. J. Fitzinger und J. Heckel. Mit 6 lithographirten Tafeln. (S. 261 — 326).

Diese ausführliche, kompreßer als die übrigen gedruckte Abhandlung giebt genaue Beschreibung der bisher entdeckten Stör-Arten mit ausführlicher Angabe der Litteratur, der geographischen Verbreitung, der Dimensions-Verhältnisse, Alters-Verschiedenheiten, Monstrositäten und ist nicht wohl eines Auszugs fähig. Wir begnügen uns daher mit Aushebung des Schema's.

A. Rückenschilder nur nach vorne zu abgedacht, hinten am höchsten, in einen Haken endigend, und bis zum Haken hinauf offen.

a) die Haut nur mit kleinen, kammförmigen Knochenschüppchen bedeckt. Die Bartfäden gefranset.

1) die Unterlippe vollkommen zusammenhängend. Lionisor. (A. glaber).

2) die Unterlippe getrennt, nur rudimentär. Acipenseres (A. sinensis, Gmelini, Ruthenus, Aleutensis, maculosus, oxyrhynchus.)

b) die Haut mit größeren und kleineren kammförmigen Knochenschüppchen und größern sternförmigen Knochenschildern bedeckt. Die Bartfäden einfach. Die Unterlippe getrennt, rudimentär. Helopes. (A. stellatus).

B. Rückenschilder nach beyden Seiten zu abgedacht, in der Mitte am höchsten, in einen Haken endigend.

a) die Haut mit kleineren und größeren sternförmigen Knochenschildern bedeckt. Bartfäden einfach; Unterlippe getrennt, rudimentär. — Antacei (A. Schypa — A. Güldenstaedtii)

b) die Haut chagrinartig, mit stumpfeckigen Knochenschüppchen gekörnt; Bartfäden einfach; Unterlippe getrennt, rudimentär. Sturiones (A. Heckelii, Sturio).

c) Die Haut durch spitze Knochenschüppchen rauh punctirt; die Bartfäden plattgedrückt, bandförmig, mit einer Fahne versehen; Unterlippe getrennt, rudimentär. Husones. (A. brevirostris, rubicundus, macrostomus, dauricus, Huso).

Von den 17 bekannten Stör-Arten gehören 11 der alten, 6 der neuen Welt an. Die neue Art A. Heckelii Fitz. soll sich blos auf das adriatische Meer, von wo er den Po, die Etsch, die Brenta heraufsteigt, beschränken.

XIII. Species insectorum Coleopterorum novae. Descripsit Kollar. Mit einer kolorirten Tafel. (S. 329 — 336).

Eilf neue Cicindelen, aus Brasilien, Ostindien und Nord-Amerika. Eine neue Gattung, Damaster Kllr. aus der Familie der Carabiden, in der Nähe von Cychrus, die Art: Damaster blaptoides, wahrscheinlich aus Japan; drey neue Panagaeus, ein Oryctes aus Sizilien, ein Hexodon aus St. Mauritius, ein Pausus aus Ost-Indien.

R. W.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. Ex codice Amerbachiano addita varietate lectionis Rhenanianae, Burerianae, Gelenianae, Ruhnkenianae cum reliquae delectu expressit Jo. Casp. Orellius. Accedunt C. Crispi Salusti orationes et epistolae ex deperditis historiarum libris expressae ex codice Vaticano MMM. DCCC. LXIV. — Lipsiae apud Weidmannos A. 1835.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc. Ad codicis Amerbachiani fidem et virorum doctorum conjecturas denuo recognovit atque epistolam ad Jo. Casp. Orellium praemisit Jo. Theoph. Kreyssig. Misenae, sumptibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. MDCCCXXXVI.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. — Inest censura editionis Orellianae. Altonae. Typis et impensis J. F. Hammerich. 1836.
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi IX. Calend. Septembres MDCCCXXXVI rite celebranda collegii professorum nomine indicit Carolus Felix Halm, gymnasii professor. Insunt emendationes Velleianae. — Monachii typis librariae scholarum regiae.

Dritter Artikel.

Ist Hrn. Orelli's Ausgabe des Vellejus schon an sich sehr verdienstlich und dankenswerth, so muß ihr auch noch das mittelbare Verdienst zuerkannt werden, daß sie neuerdings die Aufmerksamkeit der Philologen auf den der Hilfe noch sehr bedürftigen Vellejus gelenkt, einige Versuche nachhelfender Schriften jetzt schon hervorgerufen hat, und deren ohne Zweifel noch mehrere hervorrufen wird; wodurch sich uns die erfreuliche Aussicht eröffnet, daß durch rüstiges Zusammenwirken Mehrerer vielleicht bald ein, so weit es die gegebenen Hilfsmittel gestatten, völlig gereinigter Text unseres Schriftstellers werde hergestellt werden.

Soll indeß die Sache wirklich gelingen, so müssen vor allem alle diejenigen, welche daran mitzuarbeiten sich berufen fühlen, über ein festes Princip der Bearbeitung einig werden, und selbst für die Conjecturalkritik gewisse, feste Haltpuncte zu gewinnen suchen; dann, ohne voreiliges Haschen nach nichtigem Lobe, zuerst gegen sich selbst und die eigenen Erfindungen strenge seyn, um eine der Sache förderliche Strenge (natürlich mit Beseitigung aller Persönlichkeiten) mit Fug und Recht auch gegen Andere üben zu können. Von diesem Gesichtspuncte aus, wünscht der Verf. gegenwärtiger Anzeige alles betrachtet zu sehen, was er bisher über Hrn. Orelli's Arbeit gesagt hat, sowie Alles, was er über dieselbe und über die andern oben angeführten Schriften im Verfolge dieser Anzeige noch sagen wird; und in der Voraussetzung, hiemit möglichem Mißverständnisse vorgebeugt zu haben, will er nun zunächst die Edition des Vellejus von Hrn. Kreyßig besprechen.

Herr Kreyßig giebt uns, (damit wir sogleich mit der Hauptsache beginnen) einen — ohne Unterbrechung durch Anmerkungen, Anführung von Va-

rianten dgl. — in einem Zusammenhange fortlaufenden, blos in Kapitel geschiedenen Text, der, so wie er liegt, ohne Anstand, gleichsam als ächter Text des Vellejus lesbar seyn soll. Zu Stande gebracht hat er diesen Text dadurch, daß er den Text Orelli's, jedoch so abdrucken ließ, daß an ungefähr 900 Stellen die bey Orelli im Ex. correctum gegebenen Worte und Sätze, an den übrigen ungefähr 100 Stellen aber, mit Abweichung von Orelli, theils aus den Urkunden, theils aus fremder, theils aus eigener Conjectur dasjenige in die Reihe des Textes eingerückt wurde, was denselben zu berichtigen und genießbar zu machen schien. Hr. Kreyßig theilt somit in Ansehung der ersten 900 Stellen mit Hrn. Orelli, nicht das Verdienst des Guten, wohl aber die Schuld des Verfehlten, insofern er dieß, ohne gehörige Prüfung jenem folgend, in den Text genommen hat; dagegen in Ansehung der letztern 100 Stellen, worin er von Or. abweicht, Verdienst und Schuld ihm allein zugeschrieben werden muß.

Gefehlt nun hat Hr. Kreyßig, nach unserm Urtheile, erstens im Allgemeinen schon darin, daß er in fast blindem Vertrauen auf Or. mit diesem den Amerbachischen Text seiner Ausgabe zu Grunde legte: er hält nämlich die Amerb. Handschrift für ein „integrius Codicis Murbacensis exemplum," glaubt, man müsse, um den durch Willkühr und Nachlässigkeit der frühern Ausleger und Herausgeber des Vellejus verdorbenen Text zu berichtigen, dahin streben, „ut singulorum scriptura locorum ad normam Codicis Amerbachiani . . . usque quaque exigatur; ita tamen, ut Velleji editio princeps, quam a Rhenano ex vitioso codicis Murbacensis exemplo derivatam, a Burerio autem, quem nonnulla praetermisisse nemini, qui codices versaverit, mirum videbitur, ex ipso codice unico diligenter emendatam esse constat, in auxilium vocetur, atque in locis nec codicis Amerbachiani, nec editionis Rhenanianae ope restituendis ad conjecturae probabilitatem decurratur," und äußert endlich: Quo magis autem laetor, permultos Velleji locos Codicis Amerbachiani ope rectius certiusque constitui et vana Rhenani aliorumque editorum commenta re multo manifestius quam verbis refutari potuisse, eo magis doleo, superesse complures etc." Alles, nach dem von uns oben geführten Beweise falsch und verkehrt; ganz irrig insbesondere die Annahme von zweyerley Abschriften des Murb. Cod., einer reinern, welche der Am. Cod. seyn soll, und einer fehlervollen, nach welcher Rhenan seine Edition habe drucken lassen. Rhenan klagt über eine „properanter ac infeliciter" gemachte Abschrift des Murb. Cod.; nach dieser also, sey sie die jetzt bekannt gewordene Amerbachische oder eine andere gewesen, hat er, dem schon der M. Cod. selbst zu sehr verstümmelt und sonst entstellt war, seine Ausgabe gewiß nicht drucken lassen, und folglich noch weniger nach einer noch schlechtern, sondern, wenn überhaupt nach einer Abschrift (worüber wir übrigens nichts wissen), ganz gewiß nach einer mit aller möglichen Sorgfalt gearbeiteten Abschrift und jedenfalls unter beständiger Zuziehung des Murb. Cod. selbst, welcher zur Zeit des Druckes und urkundlich selbst noch nach vollendetem Drucke bey Frobenius in Basel lag, wie denn auch Rhenanus selbst, wahrscheinlich während der ganzen Zeit des Druckes, urkundlich gewiß aber um die Zeit der Beendigung desselben in Basel anwesend war, da die Schlußrede (Epistola) von ihm an den Leser, womit die Ed. princeps Pag. 69. f. endigt, so datirt ist: Basileae. Decimo septimo Calend. Decembreis. Anno M.D.XX., dagegen die um drey Wochen später geschriebene Dedicatio so: Seletstadii, Sexto Id. Decembris Ann. M.D.XX. Verkehrtheit ist es ferner, nach Allem, was wir schon oben abgehandelt haben, wenn

Hr. Kreyßig verlangt, daß die Schreibung jeder Stelle im Vellejus zuerſt nach der Richtſchnur des Am. Cod. geprüft und die Ed. princ. nur hintendrein zu Hilfe genommen werden ſoll. Verkehrt und in ſich ſelbſt Widerſpruch tragend iſt dieſe Forderung Kreyßigs auch insbeſondere darum, weil er ſelbſt ſagt, daß die, aus einer fehlerhaften Abſchrift des Murb. Cod. abgeleitete, Ausgabe Rhenans durch Burer und zwar nach dem einzigen (Murb.) Codex ſelbſt, genau verbeſſert worden ſey. Oder wollte Herr Kreyſſig ſelbſt hiemit die Güte und diplomatiſche Zuverläſſigkeit der Ed. princ. (Burers Emendationen eingeſchloſſen) angedeutet haben? So hätte er dieß ohne zweydeutige Complimentenrederey, unumwunden herausſagen und ſeiner Ausgabe eben die Fürſtin aller Editionen unſers Schriftſtellers, nicht den Amerbachiſchen Text zum Grunde legen ſollen. Ungegründet endlich iſt, was Hr. Kreyßig behauptet, daß ſehr viele Stellen des Vellejus vermittelſt der Amerb. Abſchrift richtiger und zuverläſſiger conſtituirt und die vana commenta Rhenans und A. thatſächlich haben widerlegt werden können; denn Amerbachs Hdſchr. bietet außer einigen wenigen, treffenden Conjecturen, wie oben gezeigt, durchaus nichts beſſeres als die Ed. princ. dar, und einige vana commenta, welche Rhenan in den Text zu bringen ſich erlaubt hat, ſind weiter nichts, als ein Seitenſtück zu manchen mißlungenen Conjecturen Amerbach's, aber mit dem großen Unterſchiede, daß die Rhenaniſchen insgeſammt durch Burer berichtigt ſind, die Amerbach'ſchen dagegen, (einige Fälle abgerechnet, in denen Amerbach ſelbſt ohne Zweifel aus der Ed. princ. nachbeſſerte) unberichtigt ſtehen, und nun doch ſogar als handſchriftliche Autorität gegen Rhenan und Burer geltend gemacht werden wollen. So viel über den erſten, durch das Ganze hindurch waltenden Grundfehler der Kreyßigſchen Ausgabe des Vellejus.

Mit unſerm Urtheile über Hrn. Kreyßigs Leiſtungen im Einzelnen beſchränken wir uns natürlich auf jene Centuria von Stellen, in welchen er nicht bloßen Abdruck Orelli's, wie in den andern neun Zehntheilen, ſondern Eigenthümliches und Beſſeres als dieſer hat geben wollen. Und darüber ſelbſt ſagen wir im Allgemeinen frey heraus, daß wir von dieſen 100 Eigenthümlichkeiten Hrn. Kr. nur etwa ein Viertheil, und von den darunter begriffenen ſelbſteigenen Vorſchlägen desſelben, ungefähr 25 an der Zahl, wieder nur ein Viertheil als wahre Emendationen anzuerkennen uns veranlaßt finden. Zu den letztern, die Wahrheit ganz oder theilweiſe treffenden Vorſchlägen rechnen wir z. B. II, 20, 1. wo er gibt: seditione, sed quam dux conflaverat; II. 35, 1. clarissime illuminavit; II. 47, 1. agminibus ohne in u. ſ. w.

Zu den verfehlten dagegen zählen wir zuerſt diejenigen drey, welche Hr. Kreyßig ſelbſt (gleich im Anfange ſeiner Epistola an Hrn. Orelli) als wenigſtens wahrſcheinlich gelungen und als geeignet hervorhebt, die fraglichen Stellen gegen die eiteln Conjecturen Anderer in Schutz zu nehmen. Sie ſind:

1. Lib. II. 2, 2. wo er in den Text ſetzt: aliquid a se pactum (ſtatt factum); wogegen wir nur dieß zu ſagen uns begnügen, daß, wenn factum nicht von Vell. ſtammt, wie wir allerdings glauben, dieſer nach unſerer Meynung viel wahrſcheinlicher aliquid a se actum als a. a se pactum geſchrieben habe. Zur Vergleichung II. 43, 1. „qui omnia ab iis acta fecerat inrita;“ und II. 44, 2. „ut ... acta in transmar. provinciis ... per Caesarem confirmarentur consulem.“

(Fortſetzung folgt.)

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direktion desselben. I. Bandes 2. Abtheilung. Wien, 1836. 4. Mit 16 Tafeln.

(Schluß.)

II. Botanische Abhandlungen.

1. Monographie der Mollugineen und Steudelien, zweyer Unterabtheilungen der Familie der Portulaceen (nebst einem Zusatze zur Abhandlung über Acanthophyllum). Von Dr. Eduard Fenzel. (S. 337 — 384 mit 1 Kupfertafel).

Der rühmlichst bekannte Herr Verfasser, welcher schon seit mehreren Jahren mit einer Monographie der Alsineen beschäftigt ist, gibt uns in dieser Abhandlung die Resultate von Untersuchungen über verwandte Familien, zu welchen ihn ohne Zweifel jene Arbeit veranlaßt hat.

Nach einer kurzen historischen Einleitung über die natürliche Familie der Portulaceen und die ihr von früher bereits angehörigen Gattungen werden die Mollugineae Bartl. durchgegangen, und die genera Mollugo, Pharnaceum, Physa, Steudelia und Balardia ebenso wie unter den Alsineen Schiedea und unter den Ficoideen Glinus, Sesuvium und Orygia mit den Portulaceen vereinigt. Dagegen wird die Ordnung der Ficoideen lediglich auf die Gattungen Tetragonia, Aizoon und Kolleria beschränkt, indem Mesembryanthemum des völlig abweichenden Fruchtbaues wegen eine eigene Familie bilden muß.

Die unterscheidenden Characteren der Alsineae, Paronychieae, Portulaceae, Ficoideae und Mesembryanthemeae werden sodann in der Weise aufgestellt, daß die letzteren sich zunächst durch placentatio dorsalis von der erstern vieren unterscheiden, denen eine plac. centralis zukömmt. Die Ficoideen zeichnen sich sodann durch die eckige oben abgeplattete oder eingedrückte Kapsel aus, deren Karpellen zugleich an der freyen Bauch- und an der Rückennath oder auch (verknöchert) gar nicht aufspringen, während bey den Alsineen, Paronychieen und Portulaceen die Bauchnath der Karpellen mit der Centralaxe (ursprünglich oft nur ideell) verwachsen ist. Die Portulaceen sondern sich ferner von Alsineen und Paronychieen durch die Insertion der fruchtbaren Staubgefässe, indem bey ihnen der äussere Staubfadenkreis konstant verkümmert, oder manchmal auch in Gestalt kleiner Blumenblätter, z. B. Glinus, Schiedea etc. (die jedoch den Kelchblättern gegenüberstehen) auftritt, nie aber fruchtbar ist, wogegen der folgende mit den sepalis alternirende Kreis Antheren trägt. So ist es selbst bey den triandrischen Arten, wo die Staubgefässe immer mit den Rückennerven der Karpellarblätter abwechseln und vor den Rändern der letzteren stehen. Bey viermännigen Arten stehen immer 2 Staubgefässe zusammen (eines vom zweyten und eines vom vierten Kreise?) in der Furche zwischen je 2 Karpellarblättchen und mit der zunehmenden Zahl der stamina bilden sich auf diese Weise Büschel von 3 — 4 Staubgefässen vor jeder Fruchtknotenfurche. Ist hier immer der erste, dritte, fünfte Kreis unterdrückt, und nur der zweyte, vierte, sechste u. s. w. entwickelt? Der Herr Verfasser spricht sich darüber nicht genauer aus. Die Alsineen und Paronychieen endlich, deren (äussere) Staubgefässe den Kelchblättchen gegenüber stehen, weichen nur habituell darin von einander ab, daß ersteren die stipulae fehlen, welche bey letzteren, meistens in Gestalt durchsichtig häutiger Schüppchen, vorhanden sind.

Eine synoptische Uebersicht der Portulaceen theilt nun die Familie in drey Unterabtheilungen:

1. Steudelieae mit einsamiger nicht aufspringender Kapsel. Gattungen: Steudelia, Portulacaria.
2. Portulacellae mit ringsum aufspringender Kapsel (caps. circumscissa). Gattungen: Cypselea, Portulaca, Sesuvium, Trianthema.
3. Talineae mit in Klappen aufspringender Kapsel.
   A. Kelch 2 — 3 (sehr selten 8 — 9) blättrig oder theilig. Calandrinieae. Gattungen: Grahamia, Anacampseros, Lewisia, Calandrinia, Talinum mit unbestimmter und Montia, Claytonia, Leptrinia und Ullucus mit bestimmter Anzahl der Samen.
   B. Kelch regelmäßig 4 — 5 spaltig oder theilig. Mollugineae. Gattungen: Schiedea, Colobanthus, Balardia mit einfächriger und Glinus, Axonotechium, Orygia, Hypertelis, Pharnaceum, Mollugo, Mallogonum, Coelanthum mit 3 — 5 fächriger Kapsel.

Die mit großer Schärfe gegebenen Charaktere der einzelnen Gattungen müssen im Buche selbst nachgesehen werden.

Den Schluß bilden die ausführlichen Beschreibungen der Gattungen Axonotechium, Glinus und Mollugo mit ihren Arten.

Die beygefügte Tafel gibt ein anschauliches Bild der Verwandtschaft zwischen den Portulaceen und den oben erwähnten ihnen nahestehenden Familien.

Z.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc.—
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

2. Lib. II. 59, 6., wo Hr. Kr. statt in colorem arcus, wie P. A. geben, in den Text setzt: in coloreum arcum, und darüber in der Epist. (pag. XXXVIII.) sich so äußert: „Sic hunc locum, quum neque rotundari in colorem arcus, neque colorem arcus velut coronam imponere recte dicatur, correctione uti facillima, ita certissima restituisse mihi videor:“ dann Cicero und Virgilius aufruft, um zu beweisen, daß sie dem Regenbogen varios colores zugeschrieben oder ihn aus „nubibus quodam modo coloratis“ entstanden gedacht haben u. s. w. Dagegen bemerken wir nur, daß zwar der Regenbogen allenfalls ein arcus coloreus genannt werden könne, daß aber nicht jeder arcus coloreus ein Regenbogen und folglich jener Ausdruck für sich allein diesen zu bezeichnen nicht gemacht sey. Ref. würde allenfalls vorschlagen: „solis orbis, super caput ejus curvatus aequaliter rotundatusque in coelestis morem arcus, velut coronam tanti mox viri capiti imponens conspectus est;“ dazu würde er vergleichen, was Suet. (Octav. 95.) von derselben Erscheinung berichtet: „circulus ad speciem coelestis arcus orbem solis ambiit,“ übrigens dabey nicht an den Regenbogen selbst, sondern bloß an einen, dem Regenbogen ähnlichen, Ring um die Sonnenscheibe denken, welchen das Volk als eine Krone, von Sol selbst auf Octavius Haupt gesetzt, angesehen habe.

3. Lib. II. 83, 2. wo Hr. Kr. für multa des Cod. in den Text setzt inulta; und sich darüber erst pag. IV., denn wieder pag. XLV. der Epist. so äußert: „inulta pro multa reponendo C. Coponii dicacitatem magis perspicuam reddidi,“ und: „Ego leniore quidem, sed valentiore remedio eum (hunc locum) ita persanavi, ut multa, puncto superimposito, in inulta mutarem. Ter. Andr. III. 5, 4. sed inultum nunquam id auferet. Sic etiam Ovid. Met. VIII. 494. Ergo impune feret etc.“ Besser als alles dieses Reden wäre es gewesen, wenn Hr. Kr. kurz gezeigt hätte, daß der Gedanke: „ungestraft hat Antonius gehandelt“ in unsern Zusammenhang passe, und insbesondere, wie Coponius so nachdrücklich betheuernd habe sagen können: „Inulta me hercules fecit Antonius,“ da im Vorausgehenden von Strafe oder Ungestraftheit mit keiner Sylbe die Rede gewesen ist. Nach unserm Dafürhalten bestätigt Coponius die Erzählung des Plancus, daß Antonius Abscheuliches getrieben habe, dadurch, daß er dem

Sinne nach sagt: „Nefanda mehercules fecit Antonius," trifft aber zugleich den Plancus selbst mit dem Vorwurfe, daß derselbe alle jene Abscheulichkeiten mitgetrieben und angestiftet habe, indem er beyfügt: „— pridie quam tu illum relinqueres;" denn die ganze Aeußerung des Coponius lautet dann so; „Ja, wahrhaftig, Abscheuliches hat Antonius getrieben bis auf den Tag (vor dem Tage), an welchem Du ihn verließest."

An dieser Stelle hat Hr. Halm den rechten Sinn richtig erkannt; ob er auch den Ausdruck ganz getroffen habe durch sein „multa nefanda, inquit, mehercules, fecit Ant. etc." mag für jetzt dahingestellt bleiben. So viel über die drey Hauptstellen, welche uns Hr. Kr. selbst als vor andern beachtenswerth bezeichnet hat; von den übrigen Stellen, an welchen er nach unserm Urtheile mißlungene Conjecturen in den Text gebracht hat, zeigen wir ebenfalls noch 3 an, nämlich: Lib. I. 18, 1. „— pluribus annis eloquentiae fama quam etc." II. 107, 1. „— sub omnem agitationem motumque nostr. navium etc." II. 112, 3. „Ita placebat barbaris numerus suus, sumpta fiducia virium, ut etc.," verweisen aber unsere Leser der Kürze wegen, bloß auf dasjenige, was wir über eben diese Stellen schon in der ersten Abtheilung dieser Anzeige Herrn Orelli gegenüber vorgebracht haben, weil wir zuversichtlich annehmen, daß sie nach dem dort Gesagten hier keine besondere Widerlegung mehr von uns verlangen werden.

Dagegen wollen wir den dadurch gewonnenen Raum dazu verwenden, einen andern Hauptfehler Hrn. Kr., ja ein philologisches Kapitalverbrechen, möchten wir sagen, das er in seiner Ausgabe des Vellejus begangen hat, alles Ernstes und der Sache wegen mit angemessener Umständlichkeit zu rügen. Hr. Kr. hat nämlich, als ob nicht die Ungunst der Zeiten unsern Schriftsteller schon mehr als genug entstellt und im Großen und im Kleinen verstümmelt hätte, nicht etwa aus Uebersehen einige Worte des Textes ausfallen lassen, sondern wissentlich und absichtlich an wenigstens 17, sage siebzehn Stellen einzelne Worte, und nicht bloß Worte, sondern ganze Sätze, und nicht bloß Sätze, sondern ganze Paragraphen aus dem Texte geworfen, und dem armen Vellejus so zu sagen, nicht etwa anorganische Absätze, sondern frische und gesunde Stücke und Gliedmaßen grausam aus dem lebendigen Leibe geschnitten. So läßt Hr. Kr.

1. Lib. I. 4, 4. das Wort urbes weg, weil es Gruter und Ruhnken für verdächtig gehalten haben. Wie aber, wenn es nothwendig wäre, wenigstens um Mißverstand abzuwehren? Oder könnte man nicht die Worte: „Aeolii .... claras urbes condiderunt, Smyrnam, Cymen, Larissam, Myrinam, Mitylenenque et alias, quae sunt in Lesbo insula —" so verstehen, als ob alle diese genannte sowohl als ungenannte Städte auf der Insel Lesbos gewesen wären? indeß die Stelle, nach der handschriftlichen Ueberlieferung so lautend: Aeolii ... clar. urbes condiderunt, Smyrnam, Cymen....., Mitylenenque et alias urbes, quae sunt etc. den Sinn hat: „Die Aeolier gründeten berühmte Städte, als Smyrna, Cyme, L. M.; auch Mytilene und andere Städte, welche auf der Insel Lesbos sind."

2. I. 6, 6. wird eine Stelle von 9 Zeilen aus dem Texte gelassen; in der Epist. p. X. darüber nur mit zwey Worten gesagt: „Induxi — spurium additamentum: Aemilius Sura etc." nach Hrn. Orellis Vorgang, welcher, selbst nach Delbenius, im Exemplar correct. gesagt hat: Inducenda haec. Aem. Sura etc. Und doch, könnte nicht Vellejus uns unbekannte Gründe gehabt haben, diese Zeitrechnungsangabe aus Aemilius Sura gerade hier einzuschalten? Gründe, die uns, wen wir sie kennten, die Einschaltung als ganz passend würden erscheinen lassen? Und selbst angenommen, daß die Notiz an dieser Stelle unpassend angebracht sey, mit welchem Rechte schaffen wir bey Seite,

was die Urkunden gewähren? Alten Schriftstellern Fehler, die sie gemacht haben könnten, benehmen, ist eben so unrecht, als Fehler in sie hineincorrigiren. Ein solches Verfahren würde bald in lautere Willkühr ausarten und alle Zuverlässigkeit der Kritik aufheben.

3. I. 8, 6. Dazu bemerkt Kr. (Epist. pag. X. 5.) „— patriciorum habet.) Quae vulgo his subjiciuntur verba: Raptus virginum Sabinarum, e margine in contextum irrepsisse Vossius verissime suspicatus est. Propterea induxi. etc.“ Solches Gerede, in das auch andere in jüngster Zeit eingestimmt haben, ist uns, wir gestehen es, als völlig grundlos, fast zuwider. Die angeführten Worte: Raptus virginum Sabinarum bilden, so wie sie liegen, freylich keinen Satz; aber — sie sind auch die letzten Worte des uns erhaltenen ersten Bruchstückes von Vellejus; zwischen ihnen und den im Murb. Cod. zunächst nach ihnen folgenden Worten „quam timuerat hostis expetit“ liegt eine gewaltige Lücke, weil aus dem Codex einige Ternionen ausgefallen sind; wir müssen demnach jene, wegen Mangels dessen, was ursprünglich noch nachfolgend mit ihnen zusammenhieng, jetzt unbestimmt schwebenden Worte eben so für den Anfang eines Satzes ohne sein Ende, wie die andern für den Schluß eines Satzes ohne seinen Anfang nehmen, beyde aber auf jeden Fall dem Vellejus als ein urkundlich ihm angehöriges Eigenthum unverrückt stehen lassen. Wie? wenn wir in einem gedruckten Buche unserer Art am Ende der Rückseite eines Blattes lasen: Der Raub der Sabinischen Jungfrauen, dann oben auf der Vorderseite des folgenden Blattes: als der Feind gefürchtet hatte, genommen; was würden wir anders thun, als den Abgang — nach Umständen — eines Blattes, eines Bogens u. s. w. vermuthen? Diesen, wo möglich zu ergänzen, oder im Nothfalle zu verschmerzen suchen, ohne jedoch den Schriftsteller selbst etwas entgelten zu lassen? Warum wollen wir in unserm Falle bey Vellejus anders verfahren? Höchstens dürften wir in einer Anmerkung zum Texte eine Ausfüllung der mangelhaften Sätze versuchen, wie dieß bey dem letztern schon Rhenanus und nach ihm Andere wirklich versucht haben und H. Kr. selbst mit solcher Zuversichtlichkeit, daß er die obgleich verfehlte Ergänzung von Lipsius sogar in seinen Text eingesetzt hat. Für den ersteren unserer Sätze — wie natürlich ließe sich z. B. annehmen, daß Vell. den „Raub der Sabinerinnen, den daraus hervorgegangenen Krieg, die Folgen desselben u. s. w.“ nur kurz habe andeuten wollen, um sogleich zu Wichtigerm fortzugehen, und daß er dieß ungefähr in der Art gethan habe: „Raptus virginum Sabinarum (bellum Romanos inter et Sabinos gestum, etc. etc., quo notiora sunt minus egent stilo)?“ So machte er's wenigstens unten im zweyten Buche, Kap. 43. §. 3. f.

4. I. 9, 2. Kreyßig pag. XI.: „Verbum fuit, quod nonnisi ita tuearis, ut scribas: qui in eo bello medius fuit animo, auctore Heinsio delevi.“ Wie aber, wenn wir, ohne ein Wort einzuschalten oder eines wegzuschneiden, der Noth abhelfen könnten, und so, daß Hauptsatz bliebe, was nach dem Zusammenhange und somit ohne Zweifel auch aus des Schriftstellers Geist und Hand Hauptsatz war, und es auch nach den Urkunden noch ist? Wie? wenn Vell. geschrieben hätte: „Et rex Eumenes in eo bello medius fuit animo, neque fratris initiis neque suae respondens consuetudini.“

5. I. 16, 3. bemerkt Kr. (p. XIII.): „Vocabulum comicum Aldo suspectum et ab Acidalio ejectum delevi,“ und schreibt im Texte: Una . . . aetas . . per Aeschylum, Sophocl., Euripid., illustravit tragoediam, una priscam illam et veterem sub Cratino Aristophaneque (et) Eupolide comoediam; at novam Menandrus aequalesque ejus , . . Philemo ac Diphi-

lus, et invenere intra paucissimos annos, neque imitanda reliquere.“ Dabey ist des Schriftstellers von Hr. Kr. verkannte Absicht, wie unter Anderm auch der Gegensatz zwischen „una aetas“ und „intra paucissimos annos“ zeigt, offenbar gewesen una aetas ... illustravit tragoediam und una (aet. illustr.) priscam comoediam in ein Hauptglied neben einander zusammen, dann gegenüber als anderes Hauptglied das folgende at novam etc. zu stellen. Demnach muß man, um Vellejus Hand herzustellen, nicht comicam ausstreichen oder auswerfen, sondern es wie einen Schreibfehler corrigiren und die ganze Stelle so schreiben: „Una aetas .... illustravit tragoediam, una priscam illam et veterem ... comoediam. At novam comoediam Menandrus .... Philemo ac Diphilus et invenere intra paucissimos annos neque imitandam reliquere.“ Woher doch die Scheu vor der nachbarlichen Wiederholung eines und desselben Wortes? Die Alten scheinen sie nicht gehabt zu haben, weil sie besser als wir zu unterscheiden wußten, was nach Verhältniß der Sache im Ausdrucke jetzt schicklich sey, jetzt unschicklich. Man vergl. Nr. 1. über das weggeworfene urbes.

6. II. 1, 4. Hr. Kr. schreibt: (p. XV.) „— verba: hic primus e Pompeiis consul fuit, quum haud dubie ab interprete ex cap. 21. petita sint, nihil cunctatus induxi.“ Daß Hr. Kr. keinen Anstand nahm, diesen ganzen Satz dem Vell. zu rauben, wundert uns nicht (und warum nicht? das brauchen wir schon nach dem Bisherigen Niemanden mehr zu sagen); aber dieß wundert uns, daß er behauptet, diese Worte seyen ohne allen Zweifel von einem Ausleger aus dem 21. Kapitel unsers Buches geholt und hier eingesetzt worden. Woher weiß er dieß? Gewährsmann hat er dafür keinen; es schließen aus Vell. Art kann er nicht, da gerade umgekehrt dieß in Vell. Art liegt, ähnliche Parentheſen und solche Wiederholungen zu gebrauchen. Lassen wir daher unserm Vell. auch hier wieder sein Eigenthum, und zwar, (damit wir zugleich gegen andere Attentate sprechen) unverrückt an der Stelle stehen, wohin er (laut Urkunde) es gestellt hat!

7. II. 8, 1. Die Worte: Subinde, Porcio Marcioque consulibus, deducta colonia Narbo Martius,“ sagt Hr. Kr. (p. XVII.), habe er, da sie aus I. 15. hieher versetzt zu seyn schienen, weglassen zu müssen geglaubt. Wir hingegen glauben diese Worte als ächt und nothwendig beybehalten zu müssen. Hr. Kr. hat für seine Annahme keinen Grund, da Wiederholung desselben Wortes oder Gedankens, je am ersten Orte gemacht, kein Grund der Verwerfung ist; wir haben für unsere Beybehaltung der Worte gute Gründe, nur daß wir sie hier nicht ausführen können, weil wir drey Kapitel unsers Schriftstellers in Betrachtung nehmen müßten, um unsere Stelle als Einzelheit durch das Ganze in Ordnung zu bringen, oder sie vielmehr durch Herstellung der Ordnung im Ganzen als in diese Ordnung gehörig und passend darthun zu können.

8. II. 11, 1. Kr. (p. XVIII.): Vocabulum insatiabilis, quod vulgo additur, de Cortii, Wopkensii et Rhunkenii sententia induxi.“ Schlimm genug, daß Hr. Kr. die unbegründeten Urtheilssprüche unbefugter Richter so grausam vollstreckt. Nach Aussage der Murb. Hdschrft. als der allein competenten Richterin in solchen Dingen muß insatiabilis im Vell. Texte bleiben. Fehlt etwas in der Stelle, so wird sich, ohne solche gewaltsame, rein willkührliche Ausscheidung, abhelfen lassen. Ueberhaupt dürften sich die Bearbeiter des Vellejus dieß gesagt seyn lassen, daß, da die Murb. Hdschrft. überall eher zu wenig, als zu viel giebt, an die Ausstoßung eines von ihr gegebenen Wortes kaum irgend einmal zu denken sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc.—
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung).

9. II. 14, 3. Kr. (p. XX.): „ — Verba: neque quisquam in eam despicere posset, jam Cludius Boxhornio et Ruhnkenio recte obsecutus delevit.“ Und wir behaupten dagegen, daß durch diese Delirung die Herrn alle an Vellejus durch Rath oder That arges Unrecht verübt haben. Sie hätten einsehen sollen, daß der Architect, von dem unsere Stelle erzählt, dem Drusus unmöglich habe versprechen können, ihm seine Wohnung so zu bauen, „ut (domus) libera a conspectu immunisque ab omnibus arbitris esset;“ oder sollte jener Meister wirklich im Stande gewesen seyn, ein unsichtbares Haus und ein Haus, das bey seinem Seyn und Thun vor allen Zeugen sicher gewesen wäre, herzustellen? Gewiß nicht; wohl aber ein Haus, in welches Niemand von obenher hineinschauen konnte und darum ein Haus, in welchem der inwohnende Herr des Hauses nicht gesehen werden und bey allem Thun und Treiben darin sicher seyn konnte, von der Straße aus ohne Zeugen zu seyn. Diesen Sinn stellen wir her, wenn wir von den 2 a in „libera a conspectu“ das erste, durch Versehen eines Abschreibers in den Text gekommen, ausstreichen und alles Uebrige unangetastet stehen lassen: (Drusus) cum aedificaret domum in Palatio . . . promitteretque ei architectus, ita se eam aedificaturum, ut liber a conspectu immunisque ab omnibus arbitris esset, neque quisquam in eam despicere posset, Tu vero, inquit, si quid in te artis est, ita compone domum meam, ut, quicquid agam, ab omnibus perspici possit.“

10. II. 15, 1. Hr. Kr.: „Resecui primam hujus capitis particulam haud dubie spuriam et loco alienissimo inculcatam: In legibus Gracchi — Carthago condita est. Haec Cludius a Krausio admonitus praemisit verbis cap. 8. Subinde, Porcio — Narbo Martius, quae itidem delevi.“ Unbegreifliche Verblendung und Leichtfertigkeit eines Kritikers! Wo auch nur eine Spur von Beweis dafür, daß dieses erste Viertheil des Kapitels (bey Kr. sieben Druckzeilen) unzweifelbar unächt sey? Mit Krause und Cludius die Worte an den rechten Ort zu stellen hätte Hr. Kr. versuchen können und sollen, dieß wäre löblich, und wenn er alles recht ordnete, verdienstlich gewesen; er aber hat gewählt, was bequemer, dafür aber auch verdienstlos und unrühmlich ist, die Worte für unächte Brut zu erklären, und sie als solche eben so, wie er den Andern gethan hatte, aus dem Vaterhause schonungslos auszustoßen. (Man vrgl. oben Nr. 7.)

11. II. 15, 4. Kr. (p. XXI.): „Krausio auctore induxi . . . . verba: de quo praediximus.“ Die Formeln: ut praediximus, quem praediximus dgl. sind unsern Kritikern zwar anstößig, unserm Vellejus aber so geläufig, daß man ganz außerordentliche Gründe haben müßte, wenn man irgend einmal eine derselben zu streichen berechtigt seyn sollte. Für die Beybehaltung des: de quo praedixim us an unserer Stelle spricht, außer der Auctorität des Murb. Cod., welche billig allein schon entscheiden sollte, etwa Folgendes: Zuerst wird von Marius im 9. Kap. (B. II.) erwähnt, daß er und Jugurtha unter Publ. Africanus im Numantiner-Kriege gedient und neben einander in demselben Lager die Kriegskunst gelernt haben, um sie später von entgegengesetzten Lagern aus gegen einander ausüben zu können. Im 11. Kap. hernach wird gesagt: Hujus (Metelli) legatus fuit C. Marius, quem praediximus; natus equestri loco etc. d. h. da hier vom Kriege gegen Jugurtha die Rede ist, so wird bey Nennung eines Marius als Legaten des darin kommandirenden Feldherrn sehr natürlich beygesetzt: „derselbe Marius, von welchem wir oben schon (einiges) erwähnt haben.“

Und endlich, nachdem (in Kap. 11. u. 12.) die glänzendsten Thaten desselben bis zu seinem sechsten Consulate kurz dargestellt sind, wird im 15. Kap. wo von dem bell. Italicum die Rede ist, die Aufzählung der vornehmsten Feldherrn auf beyden Seiten von Vell. so gegeben: „Clarissimi autem imperatores fuerunt Romani eo bello Cn. Pompejus, Cn. Pompeji Magni pater, C. Marius, de quo praediximus, Luc. Sulla, ante praetura functus, Q. Metellus, Numidici filius, qui meritum cognomen Pii consecutus erat; etc.“ d. h. von jedem dieser Feldherrn wird nebst dem Namen noch etwas erwähnt, was ihm zur Ehre gereicht u. s. w.: Pompejus wird bezeichnet als: „der Vater Pomp. des Großen;“ Sulla, als „ein vir praetorius;“ Metellus, als „der Sohn des berühmten Metell. Numidicus u. s. w.;“ Marius — als wer? Offenbar mußte Vellejus nach der Anlage der ganzen Stelle auch von Marius etwas Ehrenvolles prädiciren, wie von allen andern, die er genannt hat, und er that dieß durch seine (hier auf jeden Fall nicht müßige) Formel „de quo praediximus, d. h. „Marius, der große Feldherr ꝛc., von dessen glänzenden Thaten, wir schon oben gesprochen haben.“ — Man lese nun die Stelle im Kreyßig'schen Texte, um recht auffallend nicht blos zu fühlen, sondern auch zu erkennen, wie sehr sie durch Ausschneidung des Gliedchens, de quo praediximus, gelähmt und geschändet worden sey.

12. II. 20, 5. Hier streicht Hr. Kr. nach Orelli's Vorgang das Wort gratia. Ohne uns auf weitläufige Erörterungen hier einlassen zu wollen, glauben wir behaupten zu dürfen, daß wir der etwas verdorbenen Stelle helfen und besser und gelinder helfen, als durch das Orelli – Kreyßig'sche Verfahren geschieht, wenn wir vorschlagen: Opus erat partibus auctoritas et gratia: cujus augendae Marium . . . de exilio revocavit.“

13. II. 30, 3. „Delevi. . . verba: praeterquam a Paullo, Vossio et Ruhnkenio recte suspecta. Ex margine haec in orationis contextum irrepsisse, perversa eorum, collocatio prodit.“ Kreyss. (p. XXXII.) Welcher kritische Leichtsinn, deswegen, weil ein Paar ehrenwerthe Männer in einem unglücklichen Augenblicke Unverdächtiges für Verdächtiges hielten, urkundlich beglaubigte Worte aus dem Texte zu werfen! und dieß unter dem rein erdichteten Vorwande, daß sie vom Rande her in den Text eingeschlichen seyen; und dazu Worte, die bloß durch ihre „perversa collocatio“ Anstoß gewähren (was wir nicht einmal zugeben, sondern nur hingehen lassen); Worte endlich, deren Daseyn oder Abwesenheit den Sinn der ganzen Stelle wesentlich ändert! Lassen wir näm-

lich die Worte im Texte, so hat Pompejus bey seinem Triumphe mehr Geld, als alle andern Feldherrn vor ihm, mit Ausnahme des Paulus, in den Staatsschatz geliefert (m. vrgl. I. 9, 6.); streicht man dagegen jene Worte, so hat Pompejus alle frühern Feldherren ohne Ausnahme in dieser Hinsicht übertroffen. Daß letzteres der Fall wirklich gewesen sey, hätte Hr. Kr. zur Rechtfertigung seines Verfahrens beweisen sollen.

14. II. 45, 4. Die Worte „in senatu“ mögen einer Aenderung bedürftig seyn, und sind es auch nach unserm Urtheile wirklich; sie wegzuschneiden, was Hr. Kr. gethan hat, ist weder Grund noch Befugniß gegeben.

15. II. 92, 2. Kreyßig (ep. pag. I.): (verba) vetere consulum more ac severitate. ... quum Aethiopem, ut ajunt, lavare nollem, de Krausii sententia delevi.“ Ein leichtes Mittel, sich die Mühe eines Zeit und Anstrengung forderndern Nachdenkens zu ersparen, wenn man, was vielleicht verunreinigt oder verstellt ist, anstatt es zu reinigen, und in Ordnung zu stellen, lieber ganz wegwirft. Wir könnten Hr. Kr., und zwar mit ziemlicher Zuverlässigkeit angeben, wie die Stelle in's Reine gebracht werden könne, wollen es aber vor der Hand absichtlich nicht thun, um ihm Gelegenheit zu lassen, sich durch nochmalige Bearbeitung, und, wie wir wünschen, gelungene Bearbeitung derselben Ehre zu gewinnen, und seine vielfache Versündigung an Vellejus einigermaßen gut zu machen.

16. II. 94, 1. Kr. (ep. pag. L. sq.): „Livia Verba huic nomini subiecta: Drusi Claudiani filia, despondente ei Nerone, cui ante nupta fuerat, quum ex iis, quae supra cap. 75. et 79. leguntur, consarcinata esse Ruhnkenius verissime censuisset, jam Cludius recte induxit.“ Daß doch Hr. Kr. so leichtgläubig annimmt und so unbesonnen billigt, was Andere Unwahres behaupten und Unrechtes thun! Woher wissen denn die genannten Männer, daß die angeführten Worte, blos aus andern Kapiteln unsers Schriftstellers ausgehoben und zusammengestoppelt, hier durch fremde Hand eingeschoben worden sind? Wer hätte sich auch die undankbare Mühe geben wollen, aus 2 entlegenen Kapiteln 3 und 7 Worte herbeyzuholen, um mit ihnen — eine müßige Wiederholung schon einmal gesagter Dinge — hier nochmal einzuschalten? Wer auf solche Fragen keine bestimmte Antwort zu geben hat, bekennt, daß seine Annahme nichts anders, als eine ihm beliebige Fiction sey. Was einer solchen Fiction für unsern Fall auch nur einigen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben könnte, fehlt gänzlich. Kurze Erinnerung dagegen an früher Gesagtes kann für den Schriftsteller in hundert Fällen Bedürfniß seyn, und an unserer Stelle war für Vellejus (ähnlicher Weise, wie oben Nr. 11.) ein solcher Fall wirklich vorhanden. Indem nämlich Vell., nachdem von Marcellus und Agrippa als Schwiegersöhnen des Augustus gesprochen ist, nun von Claud. Nero zu sprechen beginnt, bedient er sich der Worte: „Hoc tractu temporum Ti. Claud. Nero, quo trimo, ut praediximus, Livia Drusi Claudiani filia, despondente ei Nerone, cui ante nupta fuerat, Caesari nupserat, innutritus caelestium (Augusti) praeceptorum disciplinis, ... quaestor undevicesimum annum agens capessere coepit rempublicam etc.“ und zeigt durch Verweisung auf früher Gesagtes und durch andeutende Wiederholung, daß dieser Tib. Nero, der eheliche Sohn eines trefflichen, edlen Vaters und einer edlen und vortrefflichen Mutter (cap. 75.) auf eine rechtmäßige Weise durch Vermählung seiner Mutter mit Augustus (cap. 79.) schon als dreyjähriger Knabe in das Haus dieses Fürsten gekommen, darin erzogen und gebildet worden sey ꝛc. Alles ganz zweckmäßig. Man lese mit Hrn. Kreyß. die Stelle verstümmelt: Hoc tractu temp. Ti. Claud. Nero, quo trimo, ut praediximus, Livia Caesari nupserat, innutri-

tus etc.“ und man wird fühlen, wie viele Fragen der Neugier oder der Tadelsucht dadurch veranlaßt, und nicht beantwortet werden, indeß die Stelle in ihrer ursprünglichen Form aus Vellejus Hand solcherlei Fragen nach allen Seiten hin abwehrt.

Also auch hier wieder lassen wir uns, aus doppelt gutem Grunde von unserm diplomatisch sichern Texte auch nicht ein Jota rauben.

17. II. 129, 2. Kreyßig (epist. p. LXVII) „Cludium hic quoque secutus induxi verba: consiliorum suorum, Ruhnkenio recte suspecta. Primum enim ab interprete ex praecedentibus in margine adiecta, deinde orationis contextui inculcata esse, cur negem, non reperio.“ Wenn Hr. Kr. nicht weiß, warum er die angegebene Entstehungsart unseres Textes läugnen soll, so wissen wir nicht, warum wir sie annehmen sollen, da sie weder Beglaubigung von aussen durch Hdschrft. oder Zeugniß, noch innere Glaubwürdigkeit, mit einem Worte nichts für sich, sondern Alles nur gegen sich hat; denn die fraglichen Worte stehen in der Murb. Hdschrft. nach Aussage von drey Zeugen, Rhenanus, Burer, Amerbach, als Worte von Vellejus selbst im Texte, und sie können ohne Nachtheil für den Text nicht geändert, noch weniger ganz weggelassen werden. Wir berufen uns in Ansehung des Letztern auf das, was wir oben über Hrn. Orelli's Behandlung dieser Stelle gesagt haben, und erlauben uns nur noch zu fragen, ob die, nach Kr. verstümmelten Worte: „(Tiberius) Maroboduum inhaerentem occupati regni finibus; . . . velut serpentem abstrusam terra, salubribus medicamentis coëgit egredi“ nicht ganz so lauten, als ob Vellejus hätte sagen wollen: Tiberius habe den König Marbod (im buchstäblichen Sinne,) durch heilsame Arzneymittel aus seinem Reiche herausgetrieben? Wahrhaftig, wenn der Cod. darböte, was Hr. Kr. gibt, so hätten alle aufmerksamen Kritiker längst darauf denken müssen, durch Conjectur das in den Text zu bringen, was jetzt glücklicher Weise nach dem Codex selbst, schon seit mehr als 300 Jahren darin gedruckt steht und in sorgfältig nach Grundsätzen diplomatischer Kritik bearbeiteten Ausgaben für alle künftigen Zeiten darin stehen wird!

Hat sich unsere Kritik im Bisherigen mit Orelli's und Kreyßig's Ausgaben des vollständigen Textes unsers Schriftstellers beschäftigt, so wollen wir jetzt auch die beyden andern Schriften, welche sich Erklärung oder Emendation nur einzelner Stellen aus Vellejus zum Ziele gesetzt haben, in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, und unter diesen selbst zuerst die „Loci Velleiani“ von Hrn. Laurent.

Die Schrift Laurents zerfällt (außer einer Vorrede von Pag. V. – XXIV.) in zwey Theile, nämlich: Abhandlung von etwa hundert Stellen aus Vellejus von p. 1—130, und Animadversiones criticae in Orellianam Velleji Editionem“ von p. 131 — 148.

Unter den in 102. Kapiteln behandelten Stellen des Vellejus sind nach des Ref. Urtheil etwa 10 ganz oder doch zum Theile richtig durch treffende Conjecturen hergestellt oder nach der vulgaten Lesart gut vertheidigt. Dahin rechnen wir z. B.

1. I. 17, 4., wo Herr Laurent schreibt: — quisquis tempor. institerit notis, reperiet, eminentiam cujusque operis artissimis temporum claustris circumdatam, und alles ganz gut erklärt.

2. II. 37, 5., wo er nach der Vulg. regi beybehält;

3. II. 51, 2., wo er mit Vossius für „quo minus eo cum vellet.“ etc. stimmt;

4. II. 106, 1. wo er vorschlägt: fulgenti armatorum milit. nostrorum agmine;

5. II. 120, 1., wo er mit Rhenanus (im Texte der Ed. princ.) minabantur annimmt, obgleich der Cod. Murb. minabatur bietet. u. s. w. Dagegen müssen wir leider den übrigen Inhalt der Abhandlung (einzelne gute Bemerkungen natürlich ausgenommen) als einen in bester Absicht unternommenen und mit Eifer und Fleiß durchgeführten, aber im Ganzen mißlungenen Versuch betrachten, welcher zur Herstellung des Textes unseres Schriftstellers directer Weise nicht um vieles mehr beytragen, wird, als wir eben angedeutet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc.—
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Um zu zeigen, wie und in wie fern mit Grund oder Ungrund wir dieß meinen, wollen wir einige Puncte der Abhandlung nach unserer Weise etwas näher zu betrachten und zu beleuchten suchen.

1. Lib. II. 31, 1., wo statt des vulgaten: per omnia majore vi habebatur" Gelenius pene homine major hab., Ruhnken per omn. homine major existimabatur, Lurdorph p. o. major aevi hab., Jakobs p. o. major mortali hab. (was Orelli in sein Exempl. corr. gesetzt hat), Halm p. o. major evehebatur in Antrag gebracht haben, sagt Hr. Laurent, ausgehend vom Vorschlage Ruhnkens: „Optime quum totam hanc sententiam, tum locutionis illius adverbialis per omnia usum tanquam Vellejana vindicavit Vir. Cl., de verbis autem, quae sequuntur, vi habebatur ab ejus sententia discedimus; d. h. L. denkt gar nicht mehr an die Worte des Codex, sondern nur daran, den in der Hauptsache, wie er meint, ganz vortrefflichen Text Ruhnken's dem Ausdrucke nach noch zu verbessern. Wie er zu dieser Verbesserung gelangt, müssen wir uns umständlich aufzuzeigen erlauben, um sogleich am ersten Beyspiele darzuthun, wie sehr sich Hr. Laurent getäuscht hat, wenn er aus Schriftzügen, Abkürzungszeichen u. dgl. nach Walthers Angaben seine Vorschläge ableitet oder ihre Richtigkeit zu demonstriren glaubt (was in der That als fixe Idee sein ganzes Verfahren geleitet zu haben scheint), indeß er doch mit uns andern gar nichts darüber weiß, noch wissen kann, aus welcher Schriftart der Murb. Codex zunächst hervorgegangen, oder in welcher Schriftart er selbst geschrieben gewesen sey. Also, um zu unserer Stelle zurückzukehren, Hr. L. fährt, nach eben angeführter Aeußerung so fort: „Docent diplomatici, verbum habebatur sic scribi: „hebatur." Atqui hoc igitur loco quum scriptum esset videbatur, librarius perperam capiendo literam d, legere putavit vihebatur, quod esset re vera vi habebatur. Deinde, quod vocabulo majore annexum est, e illud, a Ruhnkenio paullo temerius abjectum, nobis nihil aliud est nisi signum verbi esse saepissime usitatum. Quibus de caussis scribendum esse judico: et per omnia homine major esse videbatur. Quae conjectura, nisi fallor, expeditior est Ruhnkeniana." Dieß heißt doch wohl nichts anders, als mit lauter Imaginationen ein eitles Spiel treiben? Zuerst setzt Hr. Laurent voraus, daß in einem Cod. gerade das

geschrieben gewesen sey, was er darin haben will: major esse videbatur; dann behauptet er, gerade als ob er dem ganzen Hergange der Sache persönlich beygewohnt hätte: der Abschreiber verwandelte major esse in majore dadurch, daß er die Abbreviatur für esse als einen bloßen Buchstab e ansah und denselben mit major in das Wort majore verband (Warum geschah solches nicht häufiger, warum nicht immer?); ferner: das Wort videbatur trennte der Abschreiber in zwey Worte vi und debatur; dann: debatur nahm er für hebatur; dann: der Abschreiber wußte, daß hebatur eine Abbreviatur wäre für habebatur; er schrieb also (wahrscheinlich um für künftige Leser Mißverständnissen vorzubeugen) statt der Abbreviatur das volle Wort habebatur an die Stelle, und so war ganz natürlich und nothwendig aus dem ursprünglichen „major esse videbatur" das leidige „majore vi habebatur" hervorgegangen, das jetzt als ein wahres Kreuz für die Kritiker in den Handschriften resp. in der Ed. princ. des Vellejus fest steht! — Nach unserer Meynung ist hier von Herrn L., wie von andern, alles verfehlt worden, Gedanke und Ausdruck. Pompejus hatte seine Laufbahn begonnen, durch glänzende Thaten Muth und Kraft bewährt, einmal das Consulat verwaltet, die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich gezogen; aber er stand bey weitem noch nicht auf der Höhe des Glückes und der Größe, so daß hier schon von ihm hätte gesagt werden können, was später (II. 40, 2.) von ihm gesagt wird: „Pompejus suo et civium voto major et per omnia fortunam hominis egressus etc." Sondern an unserer Stelle wollte Vellejus von Pompejus in Vergleichung mit Krassus nur dieß sagen: „Converterat Cn. Pompei persona totum in se terrarum orbem, et (Crasso) par animo, major vi habebatur."

2. Lib. II. 36, 2. wo für das vulg. „Neque ullo in suspecti operis sui carmine minorem Catullum" Herr Orelli (mit Verwerfung des Mackland'schen — operis sui forma, des Halm'schen operis sui genere, des Walch'schen op. sui certamine) seine Erfindung (nebst Lipf. suscepti) „neque ullo in suscepti operis sui termino min. Cat." in das Exempl. corr. eingereiht hat, gibt Hr. L. unter Berufung auf ein Urtheil des seligen Niebuhr über Catullus als „poetarum Rom. princeps" den Vorschlag: in suspecti operis sui cacumine, mit den Erklärungen: „cacumen est i. q. perfectio" und „neque negabis, quamvis nullum in promptu sit exemplum, ad particip. suspectus admirandi quoque notionem referri posse." Und den Gedanken wollen wir nicht verwerfen; aber der Ausdruck ist nicht lateinisch und schon darum gewiß nicht von Vellejus. Alles, was Laurent für den metaphorischen Gebrauch von cacumen angeführt hat, und etwa künftig noch anführen mag, wird nicht beweisen, daß ein Römer in dem postulirten Sinne habe sagen können: „non ullo in operis sui cacumine minor fuit Catullus;" und für suspectus in der „admirandi notio" hat Hr. L. selbst schon eingestanden, kein Beyspiel zur Hand zu haben. Wie, wenn man das verdächtige suspecti selbst sammt carmine und allen dafür vorgeschlagenen Surrogaten: forma, genere, certamine, termino und cacumine aus dem Text entfernte und etwa versuchte, den Vellejus in römischer Sprache die Vortrefflichkeit seines Katulls so loben zu lassen: neque ullo insuperati operis sui aemulo minorem Catullum.

3. Zu II. 46, 1., wo für das von P. und A. überlieferte „victus pars consulum" des Murb. Cod. schon Rhenanus invictum par consul., Ruhnk. unicum par cons., gerathen, Hr. aber junctum par cons. in das Exempl. corr. gesetzt hat, erklärt sich Hr. L. zwar mit Recht gegen die erwähnten Vorschläge Anderer,

welche über ihr Consulpaar nicht hinauskommen konnten, trifft aber mit seiner eigenen Emendation „virtute pariter et consilio," so genau ihm auch alles und jedes daran mit den rationibus diplomaticis (!) übereinzustimmen scheint, die Wahrheit nach unserm Urtheile bey weitem nicht; ja er läßt sogar den Römer Vellejus, wenigstens der Wortstellung nach, unrömisch schreiben. Dem Zusammenhange bey Vellejus und sonstiger Geschichte, auch den rationibus diplomaticis entsprechender ließe sich folgender, Manchem ohne Zweifel zu keck scheinende Vorschlag machen: „Cum deinde . . . C. Caesar . . . etiam in Britanniam trajecisset exercitum, ac, alterum pene imperio nostro ac suo quaerens orbem, vicisset ex parte insulam, Cn. Pompejus et M. Crassus alterum iniere consulatum etc."

4. II. 47, 2. gibt P.: cum mediam jam ex invidia Ponti ac Camiliae cohaerentis etc. B.: Ex. vet. sic habet, ut appareat legendum: Pontiae Camillae cohaerentis etc. A.: Ponti et Camiliae etc. Am Rande der Ed. princ. vermuthet Rhenanus: Ponti, male cohaerentis; Lipsius, dieses male benützend, emendirt potentiae male coh. etc.; Orelli, wie Ruhnk. und a., setzt die combinirte Rhenanus-Lipsius'sche Conjectur in den Text (in sein exempl. correct.) H. Laur. erklärt sehr richtig die Stellung des jam bey dieser Emendation für unrömisch und daher die Stelle für noch nicht geheilt. Aber indem nun er selbst zu heilen sucht, schneidet er wieder weg, was gut hergestellt war, und bringt neues Verderben in die Stelle, indem er vorschlägt: — cum medium jam ex invidia potentiae et aemulatione cohaerentis etc.; wobey er medium in dem Sinne von anceps sive mediocre gefaßt haben will (!), das Monstrum „Camiliae" aber, dessen Verkürzung in male ihm zu gewaltsam scheint, vermittelst seiner Gewandtheit in der Diplomatik (es ist ergötzlich zu sehen, wie er dieses Spiel treibt) auf die sanfteste Weise in die Worte et aemulatione verwandelt. Jedoch, als er mit der Arbeit fertig war, erregten ihm achtbare Männer, denen er davon Mittheilung gemacht hatte, neuerdings Scrupel; daher stellt er es dem Leser zu beliebiger Wahl, ob er obigen Vorschlag beybehalten, oder ob er lesen wolle: — ex invidia Pompeji et familiae; und fügt endlich noch bey: „Fortasse etiam „ex invidia Pompeji et aemulatione minus displicebit." Solche Studien oder Vorübungen zu künftigen Emendationen mochte H. Laurent bey sich zu Hause in beliebiger Menge anstellen; aber sie öffentlich auszustellen, hätte er, meynen wir, schon aus dem Grunde vermeiden sollen, um nicht sich selbst bloß zu stellen. Soll nun Ref. noch seine eigene Meynung vernehmen lassen, so geht sie dahin, daß unsere Stelle von Vellejus aus gelautet habe: „ — Caesar morabatur in Galliis, cum, medium ex invidia potentiae jam male cohaerentis inter Cn. Pompejum et C. Caesar. concordiae pignus, Julia uxor Magni decessit." Das jam hinter medium (in der Vulg.) war entstanden aus dem vorausgehenden ium (medium); pontiae (pontiae) war abbrevirt geschrieben für potentiae; camiliae (camillae) entstand nicht unwahrscheinlich aus dem verkürzten ia (für jam) und male, i. e. aus iamale, camale etc. Was wir übrigens zuletzt aus den Geheimnissen der Diplomatik beygegeben haben, mag alles ganz falsch seyn; auf der Richtigkeit der in Antrag gebrachten Emendation aber werden wir desungeachtet bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. I. Part. IV. London. 1836. 4.

(Vrgl. gel. Anz. Bd. II. S. 680.)

Mit diesem vierten Hefte ist der erste Theil dieser neu begonnenen Gesellschaftsschrift, der ersten, welche blos der Zoologie und Zootomie gewidmet ist, geschlossen. Drey und vierzig Abhandlungen und 59 Kupfertafeln sind in diesem Bande enthalten; die Gediegenheit der Arbeiten, die herrliche artistische Ausführung der Tafeln, das schöne Papier und der höchst saubere Druck, so wie das große Quartformat stellen diese Gesellschaftsschrift an die Seite der bestausgestatteten Denkschriften gelehrter Korporationen.

Dieses Heft ist wieder vorzüglich durch eine Reihe trefflicher zootomischer Arbeiten von Richard Owen ausgezeichnet, welcher den zoological Transactions und philosophical Transactions von Seite der vergleichenden Anatomie einen ähnlichen Werth geben wird, wie Cuvier den Mémoires du Muséum. Wir geben eine Analyse den Aufsätze nach ihrer Folge und verweisen dabey auf unsere Anzeige der früheren Hefte. Gel. Anzeigen 1836.

XXXII. On the Genus Chama, Brug, with Descriptions of some Species apparently not hitherto characterized. By W. J. Broderip. p. 301 — 306.

Der Verf. bemerkt nach einer kurzen Einleitung, daß die Unterscheidung der einzelnen Arten sehr schwierig sey, da sie außerordentlich variiren. Die nachfolgenden Arten sind von Cuming gesammelt worden und der Verf. giebt sie als solche neue und eigene Arten nicht ohne Mißtrauen. Es ist: Chama frondosa, pellucida, lobata, sinuosa, pacifica, imbricata, producta, corrugata, echinata, spinosa, sordida. Sämmtliche Arten sind auf Tab. 58. und 59 abgebildet.

XXXIII. Characters and Description of a new Genus of the Family Melolonthidae. By John Curtis. p. 307 — 310.

Diese neue Käfergattung wird Ancistrosoma genannt, die Art A. Klugii stammt aus Peru, wo sie von Mathews gesammelt wurde. Die Charakteristik ist genau und in lateinischer Sprache. Die Tafel 40 giebt eine vollständige Analyse nach einem Männchen.

XXXIV. On a Species of Moth found inhabiting the Galls of a Plant near to Monte Video. By John Curtis. p. 311 — 314.

Eine kurze, aber sehr interessante Abhandlung. Sie betrifft einen kleinen Nachtschmetterling in Südamerika, welcher, ähnlich manchen Gallwespen, seine Eyer in die Zweige eines Strauches deponirt, welche dann galläpfelartige Knollen treiben, in denen sich die Räupchen verpuppen und dann ausschlüpfen. Der Verf. nennt die Gattung Cecidoses, die Art C. Eremita und stellt sie vermuthungsweise zur Familie der Tortricidae. Abbildung auf Taf. 40. —

XXXV. Description of a microscopic Entozoon infesting the muscles of the human body, by R. Owen. p. 315 — 324.

Die höchst wichtige Entdeckung Owens eines neuen mikroskopischen Parasiten ist schon durch einige englische medicinische Journale, ferner durch die Mittheilungen von J. Müller und Wiegmann in deren Zeitschriften, bekannt. Hier erscheint die Abhandlung vollständig, mit Abbildung auf Tafel 41. Die Entdeckung geschah zuerst durch Herrn Paget, an der Leiche eines Italieners von 50 Jahren, wo die willkührlichen Muskeln durch ihr ungewöhnliches Aussehen auffielen; sie erschienen durch kleine weiße Flecken wie gesprenkelt. Ein ähnliches Aussehen erinnerte sich nun Herr Wormald, anatomischer Demonstrator am St. Bartholomäus Hospital, öfter gesehen zu haben; es kommt besonders bey sehr abgemagerten, lange kränkelnden Subjecten vor. In einem zuletzt (November 1835) von Owen beobachteten Fall in demselben Hospital waren die willkührlichen Muskeln ganz durchzogen von solchen weissen Flecken. Diese Flecken sind nichts anderes als kleine Kisten oder Bläschen von $\frac{1}{30}$ Zoll Länge und $\frac{1}{100}$ Zoll Breite, in welchen 1, 2, oder 3 spiralförmig zusammengedrehte Würmchen liegen. Letztere sind sehr klein, und bedürfen einer zweyhundertmaligen Vergrößerung, um genauer betrachtet werden zu können. Die Blase besteht aus Lamellen von Zellgewebe; der Wurm beschreibt 2 $2\frac{1}{2}$ Spiralwindungen und ist ausgestreckt $\frac{1}{25}$ bis $\frac{1}{30}$ Linie lang; er ist fadenförmig, läuft an beyden Enden stumpf zu und zeigt weiter keine deutliche Organisation. Am unteren Ende sieht man einen feinen Einschnitt, ob Mund? Bey dem zuletzt von Owen untersuchten Körper, wo die Würmer noch ziemlich starke Lebensäußerungen zeigten, sah man bey jedem Exemplare eine dunkle Stelle am Ende des ersten Fünftels des vorderen Theils — vielleicht der Eyerstock.

(Fortsetzung. folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

5. Lib. II. 53, 2. lesen wir nach einstimmigem Zeugnisse der Urkunden, die wir haben: „Sed quis in adversis beneficiorum servat memoriam? aut quis ullam calamitosis deberi putat gratiam? aut quando fortuna non mutat fidem?“ Nach Hrn. Laurent eine unerträgliche περιττολογία; weßwegen er ohne allen Zweifel richtig darin die Erfindung irgend eines Klostermannes zu wittern meynt. „Non temperavit sibi librarius, quin quae monachorum more memoriter tenebat proverbia, eorum unum depromtum margini appingeret. Tertium enim periodi membrum proverbii loco esse, nemo, opinor, qui neget, reperietur. Duae quidem ejusmodi interrogationes interdum leguntur, tertia, qualis hic est, redundat.“

Ueber diese undiplomatischen Aeußerungen unsers Diplomatikers waren wir in der ersten Anwandlung von Unwillen zu spotten versucht; bey ruhigerer Stimmung sagen wir ganz im Ernste Folgendes dagegen: Herr Laurent weiß nicht, sondern bildet sich bloß ein, daß ein Abschreiber hier ein nach Mönchsart ihm geläufiges Sprichwort an den Rand geschrieben, dann ein anderer selbes in die Reihe der Textworte eingesetzt habe; wenn wir ihm zugeben wollen, daß das dritte Glied obiger Periode wie ein Sprichwort laute, so müssen wir an ihn die Gegenforderung stellen, daß er uns ganz dasselbe für die zwey andern zugebe und uns damit erlaube, entweder das erste, oder das zweyte, oder alle drey mit demselben Rechte zu streichen, mit welchem er das dritte allein gestrichen wissen will; und wenn wir endlich, ihm zu Gefallen, annehmen wollen, daß zwar zwey Fragen solcher Art manchmal vorkommen, die dritte aber überflüssig sey, so müssen wir fodern, daß dem Vell. auch die dritte überflüssige Frage nach Ausweis des Codex als Eigenthum gelassen werde, und wäre es auch nur zu dem Ende, damit gewisse Kritiker daran ein Beleg mehr für die Behauptung haben, daß der als niederträchtiger Schmeichler schon weit von der edlen Einfalt der Alten abgefallene Vellejus ein schlechter Schriftsteller aus der Zeit der bereits sinkenden Latinität gewesen sey, und von unsern Stiltheorien so viel wie nichts gewußt oder auch nur geahnet habe.

6. II. 59, 1. Nach P. und A. steht im Murb. Cod.: „de cujus origine etiam si praevenit et pauca dicenda sunt.“ Dieß suchte schon Rhenanus durch etiamsi praeventis pauca etc. am Rande der Ed. princ., Heinsius durch etiamsi praenitet, pauc. etc., Vaiter durch etiamsi

ipse (Augustus) praevenit, pauc. etc., zu berichtigen. Orelli setzt aus eigener Conjectur „etiamsi praevertenti (i. e. ad alia narranda festinanti) pauca dic. sunt“ in das Exempl. corr. Herr Laurent verwirft namentlich, und zwar auch nach unserm Urtheile mit Recht, die zwey letzteren Vorschläge, und gibt selbst zuerst unter Erinnerung an ein Buch, das M. Valer. Messala über die „Progenies Augusti“ geschrieben habe, den Vorschlag: „— etiamsi praevenit alius (Messala Corvinus s. alius quispiam);“ dann in Reue darüber, dieß primo loco gestellt zu haben, macht er einen zweyten Versuch, indem er sagt: „— haud scio an non (?) magis etiam Vellejana sint haec: Cujus de origine, etiamsi praeteriit ipse, pauca dic. s.“ — und meynt dieß unter Beziehung auf eine Stelle in Suetonius (Octav. cap. II. extr.) rechtfertigend so zu erklären: Augustus hatte selbst propter generis obscuritatem über seine Abkunft nur weniges geäußert; Tiberius hätte also können beleidiget werden, wenn Jemand jene Geheimnisse hätte ans Licht ziehen wollen (!): Unde haud inepte Vellejus illis „etiamsi praeteriit ipse“ veniam quasi petiit Tiberii (!). Dahin kömmt es, wenn man ohne Noth und ohne Veranlassung bald dieß, bald jenes herbeyzieht und aus Fictionen wie aus geschichtlich gegebenen Wirklichkeiten Folgerungen zieht. Nach unserm Dafürhalten sind wir an unserer Stelle gar nichts anderes als dieß anzunehmen veranlaßt, daß Vell. auch über die Abkunft des C. Octavius doch ganz kurz nur weniges zu sagen für nöthig gehalten und dieß etwa mit folgenden Worten ausgesprochen habe: „De cujus (C. Oct.) origine etiam sed breviter pauc. dic. s.“

Wie sed breviter in si praevenit et habe verdorben werden können, wird Hr. L. nach seiner vertrauten Bekanntschaft mit den Lehren der Diplomatik leicht darthun, auf jeden Fall leichter, als wie sein alius oder gar praeteriit ipse in den Text gekommen sey.

7. II. 89, 5. Zu dieser Stelle sagt Hr. L. ganz kurz: „Scribendum: Consulatus tantummodo usque ad undecimum quem continuaret Caesar .... impetrari potuit. Quae ad verbum sic opinor explicarent Grammatici (cave putes me haec pro Latinis vendere): Consulatus (singulari numero) nonnisi usque ad XImum ut eum continuaret (i. e. deinceps ut gereret) impetrari potuit, undecies tantum ut sine ulla intermissione deinceps fasces acciperet, commoveri potuit.“ Dieß soll griechische Construktion seyn, wie z. B. οὗτοι ἐπιδειχθήσονται οἷοί εἰσιν ἄνθρωποι. Cic. or. 20. §. 68. fin., Vell. II. 94, 2. „qui protinus quantus est, sperari potuerat. Wir unsers Theils müssen widersprechen, daß zwischen unserer Stelle des Vell. und zwischen den dazu verglichenen irgend eine Analogie stattfinde, und behaupten geradezu, daß Vell. nach Laurent's Annahme unlateinisch geschrieben hätte. Zudem konnte Vell. das nicht sagen wollen, was ihn L. sagen läßt, da derselbe so gut und besser als wir, wußte, daß Augustus im Ganzen das Consulat dreyzehn Male, und zwar neun Male (nämlich vom dritten bis zum eilften) in unmittelbar nach einander folgenden Jahren, die andern Male aber je durch größere oder kleinere Zwischenräume von Jahren unterbrochen selbst oder durch Stellvertreter verwaltet habe. Diesen Sinn erreicht übrigens auch Orelli nicht, wenn er in das Exempl. corr. setzt: Consul. tantumm. usq. ad undecim., quem tertio continuaret Caesar, etc. Sollte alles ausgedrückt werden, was wir so eben angegeben haben, so müßte man in Vellejus Texte viel mehr als ein tertio einschalten. Ref. glaubt aber, daß Vellejus nur eines von beyden, entweder die dreyzehnmalige Führung des Consulats ohne andere

Nebenbestimmung, oder (dieß als bekannt vorausgesetzt) nur jenes als das Aeußerste, wozu sich Cäsar bestimmen ließ, habe hervorheben wollen, daß er neun von den 13 Consulaten in 9 Jahren unmittelbar nach einander, oft mit Widerstreben, angenommen und geführt, die Dictatur aber beharrlich abgelehnt habe. Letzteres halten wir für das Wahrscheinlichere; und Vellejus könnte es allenfalls so ausgedrückt haben: „Consulatus tantummodo novem a III. usque ad undecimum ut contimaret Caesar, ... impetrari potuit: nam dictaturam .... constanter repulit."

8. Zu der Stelle II. 119, 2. „eum ne pugnandi quidem egredič *) aut occasionis in quantum voluerant data esset immunis, castigatis etiam quibusdam gravi poena etc." legt Hr. Laurent seinen allenfallsigen Recensenten („censor., si qui erunt, humaniss.") nicht weniger als vier Conjecturen zur Prüfung vor; sie lauten wie folgt:

1. cum ne pugnandi quidem egregie tantum occasionis iis quantum voluerant data esset impunitis, castigatis etiam etc.
2. cum ne pugnando quidem egrediendi e vita occasio iis in quantum vol. d. esset immunis, castig. etc.
3. cum ne pugna quidem recedendi aut occasio iis in quantum etc. (wie Nr. 2.)
4. cum ne pugnando quidem egrediendi e vallo occasio iis, in q. vol., data esset impunitis, castig. etc.

Von diesen vier Conjecturen sucht er nur die vierte (denn die drey andern wollen ihm selbst nicht sonderlich gefallen) kurz zu rechtfertigen; und bey dieser Rechtfertigung erklärt er sich über den Sinn der Stelle so ungenügend, und macht, um aus egredie das volle egrediendi, aus immunis (mit Hilfe des Burer'schen inimicis) impunitis herauszubringen und sein „e vallo" als in aut versteckt liegend darzuthun, einen so lächerlichen Mißbrauch von seiner sogenannten Diplomatik, daß er es auch den humansten Recensenten nicht verargen kann, wenn sie auf solche Dinge ernstlich mit ihm einzugehen keine Lust zeigen. Ref. wenigstens kann sich nicht entschließen Hrn. Laurent etwas anders als den Rath zu ertheilen, daß er in Zukunft, um die Conjecturalkritik, deren Werth ohnehin zu wenig gekannt ist, nicht vor aller Welt in völligen Mißkredit zu bringen, solche Embryone von Conjecturen, wie die hier vorliegenden, so lang unter seinem Herzen tragen und pflegen möge, bis etwa einer davon doch in so weit zur Reife werde gediehen seyn, daß er mit einigem Anstande vor den Augen eines größeren Publikums erscheinen dürfe. Des Vellejus wegen (da selbst Hr. Orelli, mit allen Vorversuchen unzufrieden, freylich nicht ohne Inconsequenz, für occasionis in das Ex. correctum occasio iis, dagegen zwischen quidem und egredie nur ein großes Kreuz als Zeichen der Verzweiflung in den Text setzt), des Vell. wegen wollen wir eine, von unserer Seite wohl überdachte, und darum, wie wir meynen, auch des Nachdenkens Anderer nicht unwerthe Conjectur unsern Lesern mittheilen, und sie fragen, ob Vellejus nicht geschrieben haben könnte: „Exercitus omnium fortissimus (von dem Schicksale des Römerheeres unter Varus im Teutoburgerwalde ist die Rede) ... marcore ducis, perfidia hostis, iniquitate fortunae circumventus, cum ne pugnandi quidem egrediendive occasiones in quantum voluerant datae essent militibus, castigatis etiam quibusdam gravi poena, quia Romanis et armis et animis usi fuissent, inclusus silvis .....

*) So B.; dagegen P. egregie; A. egredie, und ein g über d gesetzt, wenn wir Orellis Angabe: „egredie sine lineola, superscr. d literae g" richtiger verstanden haben als L., welcher meynt, in A. sey geschrieben $\frac{d}{g}$redie. d. h. ein d über g. (!)

ad internecionem tracidatus est. etc.“ Zu egrediendi brauchen wir kein vallo u. dgl. wie Orelli meynt; denn es gehören nach uns zusammen: „in quantum voluerant egrediendi occasiones,“ wobey der adverbiale Zusatz „in quantum voluerant“ eben das wirkt, was in Ausdrücken folgender Art: altius egressus, latius evagari u. dgl. die einfachen Adverbia.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. I. Part. IV. London. 1836. 4.

(Fortsetzung).

In mehreren Exemplaren war, (was früher nicht wahrnehmbar) der fleckige Inhalt des Körpers von einer besonderen Hülle umgeben, über welche erst die äußere Haut lag. Sollte dieß ein Darm seyn, so würde die Trichina nach Owen's Angaben den höheren Eingeweidewürmern zuzurechnen seyn. Nirgends fand jedoch der Vers. eine Analöffnung. Bisher war Owen geneigt, den Wurm in die Nähe von Vibrio, Spirillum und Cercaria seminis zu setzen. Er charakterisirt die Gattung und Art folgender Massen:

Genus Trichina. Animal pellucidum, filiforme, teres, postice attenuatum: os lineare; anus nullus; tubus intestinalis genitaliaque inconspicui. (in vesica externa, cellulosa, elastica, plerumque solitarium).

Trichina spiralis. Tr. minutissima, spiraliter, raro flexuose incurva; capite obtuso, collo nullo, cauda attenuata obtusa. (Vesica externa, elliptica, extremitatibus plerumque attenuatis elongatis).

Ref. erinnert sich bey dieser Anzeige, daß ihm sehr kleine, spiralförmig gekrümmte, fadenförmige Entozoen bey Vögeln vorgekommen sind, welche in kleine Kapseln eingeschlossen, an verschiedenen Stellen des Peritoneums hiengen. Kürzlich fand er diese Bildung z. B. bey einer Krähe. Leider hat Ref. keine ausführliche Untersuchung angestellt. Es ist sehr leicht möglich, daß dieß eine zweyte Art von Trichina ist, deren große Verwandtschaft mit den Nematoideen doch wohl nicht abzuläugnen seyn wird.

XXXVI. Anatomy of Linguatula taenioides by R. Owen p. 325 — 330.

Während wir früher nur dürftige Notizen über den innern Bau dieser Gattung (Linguatula Cv. Pentastoma Rud.) durch Cuvier und Rudolphi hatten, erhielten wir in einem Jahre (1835) drey gründliche Anatomien, alle unabhängig von einander, so die vorstehende durch Owen, eine zweyte durch Miram in den Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie B. XVII. p. II. S. 625, und eine dritte von Diesing in den Annalen des Wiener-Museums Bd. I. S. 5. Alle diese Arbeiten sind mit Abbildungen begleitet, so daß eine Vergleichung der im Allgemeinen übereinstimmenden Resultate um so eher möglich ist. Cuviers Ansicht, daß diese Gattung zu den Nematoideen gezählt werden müsse, rechtfertigt sich durch die genauere Zergliederung völlig. Doch hat der Wurm einiges von den Trematoden, namentlich ist das Nervensystem ganz nach der Analogie von Amphistoma gebaut. Der Darm geht gerade vom vordern bis zum hinteren Ende; die Geschlechter sind getrennt und ihre anatomische Bildung ist jener der Nematoideen ähnlich. Hieher beziehen sich die Figuren 10—16 der 41. Tafel.

XXXVII. Additional Remarks on the Genus Lagotis, with some account of a second Species referrible to it. By E. T. Benett. p. 331—334.

Diese Bemerkungen beziehen sich auf des Verfassers Aufsatz über die Chinchillidae zool. transact. Part. I. p. 35. Sie sind zu vergleichen mit den trefflichen Bemerkungen von Wiegmann in dessen Archiv 1835 Heft V. Bennet und Wiegmann stimmen darinnen überein, daß Meyen's Abhandlung über diesen Gegenstand nicht auf sicherer Basis ruht. Die hier beschriebene und auf Tab. 42. abgebildete Art kam durch Gould in den Besitz der Gesellschaft; sie soll aus Chili stammen. Es bestättigt sich, daß diese Gattung Lagotis (Lagidium Meyen) nur vierzehig an Vorder- und Hinterfüssen ist, während Chinchilla (Eriomys Licht.) vorne 5zehig, hinten 4zehig ist; die Backzähne stimmen überein, sind aber von Lagostomus, der dritten Gattung südamerikanischer Hasenmäuse verschieden. Bennet distinguirt nun beyde Arten in folgender Weise.

Lagotis Cuvieri (Lagidium Peruvianum Meyen), auriculis caput longitudine aequantibus; vellere longiore; caudae setis albidis nigrisque, pedibus cinereis.

Lagotis pallipes (spec. nova) auriculis capite brevioribus; vellere brevi; caudae setis ferrugineis; ventre pedibusque fulvescentibus, his pallidioribus.

Die Dimensionsverhältnisse beyder Arten weichen nur unbedeutend ab.

(Fortsetzung. folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Doch die Grenzen einer bloßen Anzeige mahnen uns, diese Betrachtungen, dergleichen wir noch zu 80 von Laur. in ähnlichem Geiste behandelten Stellen des Vell. mittheilen könnten, abzubrechen, um jetzt über seine Animadversiones criticae unser Urtheil kurz abzugeben.

In diesem Theile seiner Schrift geht H. L. der Orellischen Ausgabe des Vellejus von Pagina zu Pagina nach, um ungefähr 80 Stellen darin mit seinen Bemerkungen zu begleiten. Und von diesen Bemerkungen und von den darin gegebenen Conjecturen müssen wir unsers Theils 10 — 12 als ganz gelungen und mit unsern eigenen Ansichten übereinstimmend erklären, namentlich folgende:

I. 9, 3. wo Hr. L. für Beybehaltung des vulgaten „consulem creavit“ stimmt; II. 5, 3. wo er das Amerbach'sche „mixtus pudori timor“ für nichtig erklärt; II. 22, 5. wo er sich gegen die Orellische Einschaltung eines suo sträubt; II. 26, 2. wo er für „malis publicis“ nach P. spricht; II. 27, 6. wo er das vulgate „sub ejus nomine“ beybehält; II. 44, 2. wozu er sagt: Malim „diverso cuique tempore;“ II. 47, 4. wo er vermuthet, daß zu lesen sey: „inutili verum s. sed; II. 78, 1. wo Redierat, II. 105, 6. wo eo abutentem beybehalten, und II. 112, 2. wo circumdatus hostili exercitu, amplius XX mil. hostium fudit gegen A. und Orelli in Schutz genommen wird. — Einige dieser Stellen hat Referent oben umständlich abgehandelt, ohne dabey an Laurents Zusammentreffen mit seinen Ansichten zu denken, und folglich ohne desselben Erwähnung zu thun. Dieses Versehen wünscht Referent hiemit gut zu machen, indem er die förmliche Erklärung abgibt, daß er weit davon entfernt sey, Hrn. Laurent die Priorität der öffentlichen Bekanntmachung jener Gedanken streitig machen zu wollen.

Wir gehen nun zur Beurtheilung der letzten Schrift über, die nach Obigem noch in den Kreis dieser Anzeigen gehört, zu den „Emendationes Vellejanae“ von K. Felix Halm. Was Hr. Halm in seiner Recension des Orellischen Vellejus (in den Berlin. Jahrb. vor. J.) als Beytrag zur Textberichtigung geschrieben hatte, das hat er, mit Rücksicht auf Kreyßig und Laurent überarbeitet und vermehrt, in einem Schulprogramme gegen Ende Augusts vor. J. in anderer Gestalt und Sprache zum zweyten Male abdrucken lassen. Je größer Hrn. Halms Eifer für eine bessere Bearbeitung unsers Schriftstellers ist, desto größer scheint für ihn auch die Gefahr zu seyn, bey seinen Arbeiten auf

Abwege zu gerathen, wofern er nicht zuvor durch ein genaues Studium der Editio princ. (mit Burer) für die Beurtheilung des Ganzen wie des Einzelnen festen Standpunct zu gewinnen und dann mit mehr Besonnenheit zu verfahren sich bestreben wird. Wir können es uns daher, bey dem Wunsche, sein schönes Talent für die Herstellung eines reinern Textes des Vell. wahrhaft gedeihlich mitwirken zu sehen, nicht versagen, sein Programm einer etwas ausführlichen und strengen Kritik zu unterwerfen. Beginnen wollen wir mit der Betrachtung einiger Erklärungsversuche, die Herr Halm gemacht hat.

Bey II. 4, 3. wo P. und A. nec quisquam . . . hominum ante eum clariori urbium excidio nomen suum etc. darbieten, nimmt Hr. H. die von Burer stammende, in den Ausgaben bereits einheimisch gewordene Conjectur clariore als ursprünglichen Text an, und glaubt alles gethan zu haben, wenn er, um clariorum, was Amerb. zuerst anstatt clariori geschrieben hatte, abzuwehren, aus Florus (II. 17.) die Stelle: „post illa duo clarissima urbium incendia“ zu Hülfe ruft. Allein, abgesehen davon, daß die Stelle aus Florus kein Zwilling zu der des Vell. ist, und folglich nichts beweiset, scheint uns die letztere von einer ganz andern Seite einer Erklärung bedürftig zu seyn. Wir begreifen nämlich nicht, wie man den Wechsel des Subjects in den 3 Sätzen „(Scipio) intra annum etc. bis — vindicavit contumeliis“ ertragen, und wie den Zusammenhang des dritten „quippe excisa“ etc. mit dem vorhergehenden erklären könne. Nach unserer Meynung muß Scipio für die ganze Satzreihe Subject bleiben, wie wenn Vell. etwa so geschrieben hätte: „(P. Scipio . . , qui Carthaginem deleverat) intra annum .... Numantiam aequavit solo, ac, quoquam ullius gentis hominum ante eum clarior, II. (duarum) urbium excidio nomen suum perpetuae commendavit memoriae: quippe excisa Carthagine ac Numantia etc.“

II. 28, 3. f. behält Hr. H. das vulg. tamen wofür Gelen. und Ursin. tantum vorgeschlagen, Orelli und Kreyß. aber selbes in den Text gesetzt haben. Wenn man an dieser Stelle, meynt H., tantum für durchaus nothwendig halte, müsse man es auch in „loco simillimo“ II. 22, 1. sq. einsetzen. Nach uns ein unrichtiger Schluß, durch welchen H. verräth, daß er keine von beyden Stellen recht aufgefaßt habe. An der ersten Stelle (II. 28. 3, sq.) kann tamen nicht bestehen; denn sonst würde Vell. sagen: „Sulla hat als Dictator den Anfang mit den leidigen Proscriptionen gemacht; doch (zum Glücke) hat er nicht (oder nach H. nicht bloß) gegen seine Gegner, sondern gegen viele Schuldlose gewüthet!“ Für tamen muß tantum gesetzt werden: „— nec tantum in eos, qui arma contra tulerant, sed in multos insontis saevitum.“ An der andern Stelle dagegen (II. 22. 1. sq.) wird von C. Marius grausamem Wüthen gegen seine Mitbürger (nach seiner Zurückberufung aus der Verbannung) gesagt: „neque licentia gladiorum in mediocris saevitum, sed excelsissimi quique *) atque eminentissimi civitatis viri variis suppliciorum generibus adfecti;“ d. h. es wird im ersten Glied simpliciter negirt, daß gegen die Bürger geringeren Standes gewüthet worden sey, behauptet dagegen im andern Theile nur dieß, daß gerade die ausgezeichnetsten Männer des höchsten Ranges seyen hingewürgt worden. Also hier darf tantum in den Text weder eingesetzt noch eingedacht werden, wenn der Sinn der Stelle nicht Noth leiden soll. So wenig Aehnlichkeit haben die zwey Stellen.

II. 37, 1. Ruhnken wollte für reparavérat setzen paraverat, fügte jedoch bey: „sed reparare pro simplici parare positum videtur.“ Hofman Peerlkamp meynt, der Stelle

*) Im Programme steht zwar quoque; doch zweifeln wir nicht, daß Hr. H. das Ganze nach Ruhnken eben so hat geben wollen, wie wir.

Sinn sey: „Iterum sibi paraverat (Mithridates) magnas vires in novo exercitu.“ Hr. H. dagegen: man könne, „bey vertrauterer Bekanntschaft mit Vellejus“ die Sache ohne solche Umschweife so erklären: „magnum novum exercitum reparaverat,“ und reparaverat sey als eine Tautologie zu nehmen, dergleichen sich bey den besten Schriftstellern finden z. B. Liv. 21, 11. ut novum murum reficerent; Vell. selbst II. 25, 2. und 46, 4. Wir sehen hier so wenig Tautologie, daß wir vielmehr behaupten: Vell. hätte reparaverat so wenig als Livius reficerent gebrauchen können, wenn von Aufbringung eines Heeres, oder von Aufführung einer Mauer da, wo vorher noch kein Heer und keine Mauer gewesen war, die Rede gewesen wäre; und Vell. sagt daher an unserer Stelle ohne Tautologie ganz recht und natürlich: Mithridates hatte (als Ersatz für seine frühere vernichtete Heeresmacht) wieder große Streitkräfte eines neuen Heeres aufgebracht.“ Die Besprechung der andern zwey Stellen aus Vellejus würde uns zu weit führen.

II. 72, 2. „Fuit autem dux Cassius melior, quanto vir Brutus.“ Dazu hatte Hr. H. in den Berl. Jahrb. vorgeschlagen: „Fuit aut. dux Cass. melior tanto, quanto vir Brutus; im Programme dagegen sagt er: „De omisso demonstrativo tanto, cujus exemplum apud Vellejum frustra quaesivi, v. Tacit. Histor. III. 58. Hortantibus libertis (nam amicorum ejus, quanto quis clarior, minus fidus) vocari tribus jubet;“ und will somit obige Worte in Vellejus, weil er eine sie schützende Parallelstelle gefunden habe, unverändert stehen lassen.

Dagegen bemerkt Ref.: Ein Beyspiel der Art, wie das von Hrn. H. aus Tacitus beygebrachte ist, konnte bey Vellejus selbst gefunden werden, welcher II. 43, 4. sagt: „(haec) quo notiora sunt, minus egent stilo;“ denn was von quanto und tanto (in Verbindung mit Comparativ), das gilt gewiß auch von quo und eo, und umgekehrt. Allein diese zwey (und viele andere z. B. bey Tacitus vorkommende ihnen gleichartige) Stellen und die in Frage stehende Stelle unsers Geschichtschreibers sind bey weitem nicht von so gleicher Beschaffenheit, daß von der Ausdrucksweise in den erstern mit Sicherheit auf die Richtigkeit des Ausdruckes in der letztern ohne weiters so geschlossen werden könnte, wie Hr. H. geschlossen hat. In den Hilfsstellen nämlich steht der Compar. mit dem Relat. (quanto, quo) voran, der Compar. mit dem ausgelassenen Demonstrativ. (tanto, eo) folgt nach; in den Hilfsstellen sind zwey verschiedene Prädicate, jedes vollständig gegeben (quanto clarior, (tanto) minus fidus; quo notiora, (eo) minus egent. stilo), was in der Hauptstelle nicht eben so der Fall ist; endlich, die Hilfsstellen haben nur ein Subject mit einem durch Comparation bestimmten Prädicate (amici — quanto clariores tanto minus fidi; haec — quo notiora tanto minus egentia stilo), indeß in der Hauptstelle zwey verschiedene Subjecte und zwey Prädicate gegeben sind (Cassius — Brutus und tanto melior dux — quanto melior vir). Also Ref. hält die fragliche Stelle in Vell. durch die von H. angeführte ungleichartige Stelle aus Tacitus nicht für gerechtfertigt, und fügt nur noch bey, daß, wenn die Auslassung des tanto für unsern Fall unzulässig oder eine Aenderung unserer Stelle aus anderm Grunde nöthig seyn sollte, er das Demonstrativum nicht ohne Bedacht hinter melior, sondern vor dux einschalten und schreiben würde: „Fuit tanto dux Cassius melior, quanto vir Brutus.“ — Die Stelle II. 112, 3 „ita placebat barbaris numerus suus etc.“ haben wir schon oben bey Beurtheilung von Vorschlägen Orelli's besprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. I. Part. IV. London. 1836. 4.

(Fortsetzung).

XXXVIII. Observations on the Genus Cancer of Dr. Leach (Platycarcinus, Latr.) with Description of three new Species. By Thomas Bell. p. 335 — 342.

Sehr genau sind die Beschreibungen mehrerer neuer Arten, C. longipes, Edwardsii, dentatus, welche Cuming von Valparaiso mitbrachte. Nach Wiegmann (Archiv 1836 Heft V.) scheint dentatus mit C. polyodon von Poeppig identisch. Alle darin sind vortrefflich abgebildet, außerdem noch verglichen mit Cancer irroratus und Pagurus. Hieher gehören die Tafeln 43 — 47. —

XXXIX. On the Osteology of the Chimpanzee and Orang Utan. By Richard Owen p. 343 — 379. Tab. 48 — 58.

Wohl die wichtigste Abhandlung des ganzen Bandes, ausgezeichnet durch eine große Kenntniß der Literatur, auch des Auslandes, durch sorgfältige Benützung und Vergleichung des reichen Materials verschiedener öffentlicher und Privatsammlungen in London, durch nüchterne Principien und Klarheit der Darstellung, so wie durch trefflich gewählte, zum Theil vom Verfasser selbst gezeichnete und technisch sehr vollendete Steintafeln. Irrt auch der Verf. gewiß in einem Hauptpunct, nämlich dem, daß Pongo der alte Orang Utang sey, eine Behauptung, die bekanntlich Cuvier und Rudolphi aufgestellt haben, so bleibt doch der ganze übrige Werth der Abhandlung, welche die erste sichere Grundlage zu einer Naturgeschichte dieser ganzen Gruppe von menschenähnlichen Affen ist. Ref. geht hier auf einige Puncte von allgemeinerem Interesse näher ein und muß es den Männern vom Fach überlassen, diese kaum eines Auszugs fähige Abhandlung, genauer zu studieren. Was sich daraus mittheilen läßt, hat J. Müller in seinem Archiv Jahrgang 1837 Heft III. u. IV. Jahresbericht p. XLI. gethan und dabey schätzenswerthe Bemerkungen hinzugefügt, nach den Materialien, die sich im Berliner anatomischen Museum finden. Man vergleiche auch Blainville's Observations sur quelques espèces de singes confondues sous le nom d'Orang-Utang, die derselbe in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 18. Januar 1836 mittheilte und wovon in den Ann. d'hist. nat. Janvier 1836. ein Auszug gegeben ist. Die paradoxen Ansichten des Hrn. Geoffroy St. Hilaire über denselben Gegenstand finden sich in derselben Zeitschr. 1836. Janvier, Mars, Juillet. Ich erlaube mir hier die Bemerkung, daß alle Angaben über die Osteologie des Pongo in meinem Lehrbuch der vergleichenden Anatomie aus einer sorgfältigen Untersuchung des bekannten Pariser Skelets herrühren, welche ich im Jahre 1827 angestellt habe.

Um vorher noch einiges über die von Müller nicht näher bezeichneten 10 Tafeln zu Owen's Aufsatz zu bemerken, will ich eine kurze Uebersicht der Figuren geben. Tab. 48. Seitliche Ansicht des ganzen Skelets von einem alten und jungen Schimpanse. Tafel 49 dieselbe von einem jungen und alten (Pongo Ref.) Orang-Utang. Taf. 50. Vordere Ansicht des Skelets vom alten Schimpanse und Orang-Utang. Taf. 51. seitliche Schädel-Ansicht vom erwachsenen Schimpanse. Taf. 52. derselbe Schädel von der Basis aus. Taf. 53 Seiten-Ansicht vom Schädel des alten Orang-Utang. Taf. 54. Basis desselben Schädels. Taf. 55. Seiten-Ansichten von jungen Schädeln beyder genannten Arten. Taf. 56. Alte und junge Schädel beyder Arten von vorne. Taf. 57. und 58 Ansichten vom Schädel eines blödsinnigen Menschen.

Wenn man das gesammte Material über diesen Gegenstand vergleicht, so ergiebt sich mit Sicherheit, daß der Schimpanse und Orang Utang zwey verschiedene Gattungen sind. Ersterer, vielleicht auch in mehreren Arten in Afrika einheimisch, ist in osteologischer Hinsicht, namentlich im Schädelbau, viel menschenähnlicher, als der Orang-Utang. Unter letzterem Namen hat man offenbar verschiedene Arten vermengt und es dürfte sich immer mehr herausstellen, daß die Orangs und Pongos eine eigene Gruppe von Affen bilden, die wahrscheinlich in ein Genus gehören, aber ziemlich zahlreich an Arten sind; Blainville unterscheidet deren bereits vier. Ref. vermuthet, daß der alte Pongo, dessen Skelet im Pflanzengarten steht, spezifisch verschieden ist von dem von Owen, aus der Sammlung des K. Kollegiums der Wundärzte beschriebenen; dieser hat 5, jener, wie Ref. bestätigen kann, nur 4 Lendenwirbel. Die Gruppe der Orangs ist rein ostindisch und die Arten sind auf dem ostindischen Kontinent, auf Sumatra und Borneo einheimisch.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Um jetzt auch von den Emendationen Hrn. Halm's einige zu prüfen, nehmen wir gleich die erste zur Hand, durch welche er zu II. 2, 3. statt „omnibus statum concupiscentibus“ in Antrag bringt: „novum omn. st. conc.“, weil er zweifle, ob statum concupiscere sic nude elatum richtig gesagt werde, indem die Stelle II. 72, 5., wo das Wort status durch ein beygefügtes Adjectivum seine Bedeutung erhalte, nichts beweise. „Quapropter equidem (schließt er) sic statuo, hoc quoque loco adjectivum desiderari, quo ratio illius status accuratius indicetur.“ Dazu meint er, novus werde vom Sinne der Stelle gefordert, und führt Stellen aus Vellejus an, worin novus dux, novus status, nova respublica und commutatio status publici vorkömmt. Der Sinn der emendirten Stelle soll nach ihm seyn: „Da man allgemein nach einem neuen Zustande (Neuerung) sich sehnte; dieses „allgemein“ aber, indeß nur die geringere Volksklasse gemeint sey, habe Vellejus nach seiner Art exaggeratione rhetorica gebraucht. Wir dürften dagegen beynahe sagen: „So viel Unwahrheiten als Worte“ und könnten dafür Beweis führen; da jedoch der Raum uns beschränkt, möge Folgendes genügen. Vell. bedient sich II. 72, 5. des Ausdrucks: „(Ad quem .... proscripti confluebant) quippe nullum habentibus statum quilibet dux erat idoneus.“ Da ist doch gewiß nullum statum hab. nicht mehr und nicht weniger als: hominibus statum non habentibus, und status steht ganz nackt da ohne ein die Beschaffenheit desselben genauer bestimmendes Adjectiv! So gewiß also Vellejus von diesen Proscribirten, die keine Heimat, kein Haus, kein Ackerland, kurz kein Eigenthum, und keinen Rang ꝛc. in einem Vaterlande hatten, sagen konnte: „statum non habebant“, eben so gewiß hätte er von ihnen auch sagen können: „Statum concupiscebant,“ d. h. sie wünschten, was sie nicht hatten, statum; und eben so gewiß konnte er die große Menge der Menschen in Rom, welche kein Eigenthum, kein Ackerland, keine Kapitalien u. s. w. besaßen, eben darum aber solche sehnlich begehrten, als „homines statum concupiscentes“ bezeichnen. Steht dieß fest, und nehmen wir an, daß hinter agrariis legibus, das Wörtlein gratis, (welches als graris gelesen, für Wiederholung des agrariis angesehen und weggelassen werden mochte) ausgefallen sey, so erhalten wir: „Tib. Gracchus ... promulgatis agrariis legibus, gratis omnibus statum concupiscentibus, summa imis miscuit,“

ganz dem gemäß, was Cicero in seiner Sestiana sagt: Agrariam Ti. Gracchus legem ferebat; grata erat populo; fortunae constitui tenuiorum (nach Vell. statum concupiscentium) videbantur;" und wir hätten nicht nöthig anzunehmen, daß Vellej. sich je eine exaggeratio rhetorica habe zu Schulden kommen lassen, durch welche er nicht eine Wahrheit stark ausgedrückt, sondern eine baare Unwahrheit ausgesprochen hätte.

Zu II. 13, 3. „Denique ea fortuna Drusi fuit, ut male facta collegarum quamvis optime ab ipso cogitata senatus probaret magis" sagt Hr. H.: Facillima ratio hujus loci emendandi ea videtur, ut quam ante quamvis inseratur. Zur Bestätigung, daß der Schreiber des Cod. Vell. oft solche Fehler gemacht habe, werden angeführt: I. 15, 3; II. 29, 2; II. 130, 2; II. 10, 2; An der ersten dieser Stellen hat ja der Schreiber des M. Cod. (laut P. mit B.) wirklich quanquam, und nur der unglückliche Abschreiber Amerbach mit Weglassung der einen Hälfte blos quam geschrieben. Vid. Orell. Die andern drey Stellen aber sind (nach unserm Urtheile) lauter unglücklich corrigirte, folglich nichtsbeweisende Stellen. *) Eben so irrig führt H. für „quamvis cum superlativo conjunctum" aus II. 27. 1. „penitus Rom. nomini infestissimus" als einen ähnlichen Pleonasmus an, welchen andere Herausgeber mit Unrecht angefochten, Orelli aber mit vollstem Rechte in Schutz genommen habe. Nach uns gerade umgekehrt; denn Orelli kann freylich leicht sagen: „penitus infestissimus formula (est) a cadente jam Latinitate haud abhorrens," es aber, und zwar als geltend auch für Vell. zu beweisen, wird schwer, ja unmöglich

*) Wir merken hier ein für alle Male an, daß. Hr. H. öfter zum Beweise für Conjecturen dgl. sich auf Stellen beruft, die selbst noch des Beweises der Richtigkeit bedürfen.

seyn. Uebrigens möchte an obiger Stelle eben so leicht und richtiger als nach H. zu setzen seyn: —" quam quaevis optime ab ipso cogitata etc."

II. 35, 1. „Ille senatus dies ... virtutem M. Catonis ... in altissimo luminavit," glaubt Hr. H, da Burmann's und Kreyßig's Vorschläge keine Wahrscheinlichkeit für sich haben, etwas neues versuchen zu müssen und giebt: — altissimo lumine illuminavit. Und in der That, altissimum lumen war uns (in solcher Verbindung) etwas so sehr neues, daß wir statt aller andern ganz unnöthigen Anführungen nur den Sinn des Wortes altiss. lum. erklärt und mit einer einzigen passenden Stelle belegt zu sehen gewünscht hätten. Vor der Hand bleiben wir bey unserm auch von Kr. vorgeschlagenen, „clarissime inluminavit." Die Entstehung der Corruption könnten wir, wenn es darauf ankäme, nach unserer Art eben so gut, oder noch besser als H. nach der seinigen begreiflich machen.

Auf ähnliche Weise, wie in die vorhergehende, ist nach Hr. H. unter andern auch in die Stelle II. 45, 5. das Verderbniß gekommen: „cujus integritatem laudari nefas est etc.," wo nach ihm Vellejus geschrieben hat: „cujus integritatem laude fraudari nefas est etc." Und Hr. H. hat wirklich durch Anführung von 4 Stellen aus Vell selbst und einer aus Quintilian den, freylich von Niemand bezweifelten, Satz bewiesen, daß man gut lateinisch sage: aliquem aliqua re (laude, memoria etc.) fraudare, dagegen die Hauptsache, den Beweis dafür, daß sein laude fraudari etc. in den Zusammenhang unserer Stelle passe, und daß dadurch alles in Ordnung gebracht sey, hat er ganz übergangen. Wir geben für unsere Stelle den Vorschlag: (Cato brachte eine über alle Erwartung große Menge Geldes von Cyprus nach Rom): „cujus integritas elaudari non satis, insolentia paene argui potest, quod,

una cum consulibus ac senatu effusa civitate obviam, . . . non ante (navibus) egressus est, quam ad eum locum pervenit, ubi erat exponenda pecunia.“ Seine Vertheidigung müssen wir übrigens der Kürze wegen dem Vorschlage selbst überlassen. Zur Vergleichung mag indeß II. 17, 1. dienen.

II. 39, 2. „ — quantum pater ejus Galli in aerarium reditus contulit.“ Dazu H.: „Falso pro corrupto Galli editores omnes Gallia scripserunt; debebat enim cum ex constanti Vell. usu, tum propter initium hujus capitis . . . Galli in Galliis emendari.“ Um den „constans Vell. usus“ darzuthun, citirt er 7 Stellen *) für den Plural Galliae, indeß nur drey Stellen für den Singular Gallia gegeben seyen. Nun hat zwar dadurch H. selbst schon bewiesen, daß Galliae nicht constanter Gebrauch des Vell. gewesen sey; wir müssen aber noch beyfügen, daß Vell. außer jenen drey von H. citirten Stellen auch noch I. 15, 5; II. 17, 3; II. 104, 3. also zusammen an sechs Stellen ganz zuverlässig den Singular Gallia gebraucht habe; und endlich glauben wir, daß gerade an der fraglichen Stelle II. 39, 2. (also an der siebenten) alle Editoren des Vell. ganz richtig das im Cod. mangelhaft gegebene Galli, nicht wie H. in Galliis, sondern in Gallia ergänzt haben, da sich aus „facta Aegypto stipendiaria“ doch wohl leichter zu Gallia in Gedanken supplirt „stipendiaria facta,“ als zu Galliis das nicht gegebene „stipendiariis factis.“

II. 47, 4. „ — P. Clodius a Milone .... exemplo inutiliter, facto salutari reip.... iugulatus est. H. emendirt: — exemplo in utiliter, facto salutariter reip., und führt zur Bestätigung der Emendation mehrere nicht adäquate Stellen an und darunter auch die II. 135, 4, welcher doch bloß durch eine mißlungene Conjectur Orelli's diese Gestalt ist aufgedrungen worden: „rescidit tam re quam exemplo perniciosa.“ Es hat aber schon Gelenius das Rechte in der Hauptsache getroffen, und ohne Zweifel wird Vell. Hand ganz hergestellt, wenn man schreibt: Clodius a Milone exemplo inutili, set (sed) facto salutari reip. iugulatus est.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir liefern Hrn. H. noch die 8te dazu, II. 47, 2. wo zwar A. Gallis, die zuverlässigere P. aber Galliis darbietet.

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. I. Part. IV. London. 1836. 4.

(Schluß.)

Die Schlußbemerkungen Owens sind sehr interessant, weil derselbe gegen die Faseleyen Bory St. Vincents und Geoffroy St. Hilaire's auftritt, wornach eine so entschiedene Annäherung der Orangs an den Menschen stattfinden soll, daß sie generisch nicht getrennt werden können. Owen zeigt am Schädel des Blödsinnigen, daß dieser, ohngeachtet seiner geringen Entwickelung der Hirnkapsel, doch alle Merkmale und Eigenthümlichkeiten des Menschenschädels zeige und die Abwesenheit aller, bey den genannten Affenschädeln charakteristischer Bildungen. Eben so zeigt er, daß ein menschlicher Fuß durch Uebung und Gewohnheit u. s. w. nie einen entgegensetzbaren Daumen bekäme, wie Bory von kletternden Menschen angiebt, was ein charakteristisches Kennzeichen aller Quadrumanen ist und bleibt. Er spricht von der Unmöglichkeit einer solchen Veränderung im Fuß, Becken u. s. w., durch allmählige Einflüsse bewirkt. Der Flexor longus pollicis ist beym Menschen ganz anders als beym Affen und die ganze myologische Verschiedenheit spricht für einen spezifischen und generischen Unterschied.

Möchten doch einmal die unsinnigen Begriffe von der Metamorphose, welche Lamarck in Frankreich ein-

geführt hat, wornach sich die Arten und Gattungen der Thiere aus einander entwickeln können und die unzweifelhafte Verschiedenheit der Grundabstammung in so vielen Fällen geläugnet wird, ihr Ende erreichen. Es ist merkwürdig, daß während man gerade in Frankreich so freygebig ist mit der Entstehung der Arten durch allmählige Metamorphose, man auf der entgegengesetzten Seite die Grundabstammung des Menschen von einem Paare und die Identität der Art läugnet. In beyden Fällen findet sich das unabänderliche, zur Sicherung der Art bestehende Gesetz der Zeugung, wornach nur Individuen einer und derselben Species eine fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen vermögen, bestätigt.

XL. On the anatomy of Distoma clavatum by Richard Owen. p. 381 — 384.

Der Verf. fand in der Hunterschen Sammlung ein Distoma auf, welches er später als Distoma clavatum erkannte. Die anatomische Beschreibung ist unvollständig und betrifft im Allgemeinen den Darm, die männlichen und weiblichen Genitalien. Ein distinktes Nervensystem soll fehlen, ist indeß wohl nur übersehen worden. Hieher beziehen sich die Figuren 17 — 20 der 41ten Tafel.

XLI. Decription of a new species of Tapeworm, Taenia lamelligera Owen. p. 385 — 386.

Die kurze Notiz über eine neue, im Dünndarm des Flamingo's vorkommende Taenia, abgebildet auf Tafel 41. Die Charakteristik lautet: Taenia incrassata, capite subgloboso; rostello cylindrico obtuso; collo nullo; articulis brevissimis, marginibus lateralibus dilatatis, rotundatis, utrinque parum extantibus; superficie utraque linea longitudinali leviter impressa; lemniscis lateralibus oppositis. Long. corpor. 7 unc.; lat. 5 lin.; crassities 1 lin.

XLII. Remarks on the Entozoa, and on the structural Differences existing among them: including Suggestions for their Distribution into other Classes by R. Owen. p. 387 — 394.

In dieser Abhandlung will Owen eine neue Eintheilung der Entozoen geben, gegründet auf ihre inneren Struktur-Verhältnisse. Man sieht übrigens der ganzen Abhandlung an, daß der Verf. sich von gewissen bisherigen Vorstellungs-Arten über sogenannte einfache Structur-Verhältnisse nicht losreißen kann. Er gibt zuletzt eine Skizze des Systems, in welches er die menschlichen Entozoen einreiht:

Entozoa hominis.

Subregnum, Acrita.

Classis (Infusoria Cv.)

1) Cercaria seminis; 2) Trichina spiralis.

Classis Sterelmintha (στερεὸς und ἕλμινς)

3) Echinococcus. 4) Cysticercus cellulosus. 5) C. visceralis. 6) Taenia solium. 7) Bothriocephalus latus. 8) Polystoma venarum. 9) P. pinguicola. 10) Distoma hepaticum.

Subregnum, Nematoneura (νῆμα, νεῦρον).

11) Ascaris vermicularis. 12) A. lumbricoides. 13) Strongylus Gigas. 14) Spiroptera hominis. 15) Trichocephalus dispar. 16) Filaria bronchialis. 17) F. Medinensis. 18) F. oculi.

Die Unzulänglichkeit dieser neuen Eintheilung leuchtet von selbst ein.

XLIII. Additional Observations on Alepisaurus ferox. By the Rev. R. T. Lowe. p. 395 — 400.

Ein Zusatz zu der frühern Abhandlung. Im April 1835 wurde ein drittes Exemplar dieses merkwürdigen Fisches an der Küste von Madera gefangen, das so wohl erhalten war, daß der Verf. eine neue vollständigere Abbildung auf Tafel 59 geben, und der Beschreibung mehreres hinzufügen konnte. Diese Gattung ist zunächst verwandt mit Thyrsites, Gempylus, Lepidopus und Trichiurus, wodurch eine eigene Untergruppe der Scomberoiden gebildet wird, welche diese Familie mit den Taenioiden verbindet.

Hiemit schließt der erste Band. Vom zweyten ist bereits der erste Theil erschienen, den wir demnächst anzuzeigen gedenken.

R. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

II. 82., 1. lautet nach P.: Qua aestate Caesar tam prospere Libium in Sicilia bene (A. Bñ) fortuna in Caesare et rep. militavit ad Orientem: quippe Antonius etc.“ Zu dieser unstreitig verdorbenen Stelle gab Ruhnken den Vorschlag: Qua aest. C. t. pr. sepelevit in Sicilia bellum, fortuna in C. et rep. mutavit ad Orientem. Orelli fand den ersten Theil davon dem Sinne nach richtig, doch dem Worte nach unwahrscheinlich; im letzten Theile aber fordert er eine ἀντίθεσις inter fortunam Caesaris atque reip. et fortunam Antonii, hujus fere generis: „fortuna inconcussa (vel firma) in Caesare et rep. nutavit*) ad Orientem;“ (in das Exempl. corr. setzt er indeß mit nicht zu entschuldigender Inconsequenz bloß sein nutavit; denn es gehört dahin entweder Alles oder Nichts!) Ueber diese Aeußerungen Orelli's urtheilt H.: „Sensum quidem suo acumine Orellius optime indagavit, sed quod ipse proposuit non magis probabile videtur;“ meint dann, in dem corrupten militavit liege mitis labavit versteckt, und schlägt vor, die ganze Stelle etwa so zu schreiben: „Qua aest. Caes. t. prospere dimicavit in Sicilia, belli fortuna, in Caes. et rep. mitis, labavit ad Orientem.“ Abgesehen davon, daß wir gerade hier, wo Hr. H. Scharfsinn sieht, solchen gänzlich vermissen, stellen wir die Fragen an ihn: Woher weiß er so entschieden, daß gerade militavit verdorbenes Wort sey? Wir getrauen uns die Stelle lesbar zu machen ohne militavit anzutasten. Was soll (nach ihm) dem Caesar gegenüber die „belli fortuna“? Wie will Hr. H. auch nur von ferne wahrscheinlich machen, daß Vell. mitis und labare (mild und wankend) gegen einander gestellt habe? u. s. w. Hier sieht man fast gar zu offenbar, daß H. seinen Vorschlag nicht aus Betrachtung der Sache, sondern blos aus Beschauung (nebst beliebiger Aenderung und Wiederholung) der Buchstaben geschöpft hat; denn ohne Zweifel hat er aus den Buchstaben milit sein mitis, dann wieder aus den Buchstaben litavit sein labavit herausgeschaut. — Ref. denkt sich die Sache so: Lepidus und Antonius waren längst für Feinde des Vaterlandes erklärt worden (m. s. II. 66. f.); sie waren Tyrannen, welche die Freyheit der Bürger und die Staatsverfassung oder

*) Nutavit (oder dem Sinne angemessen auch inclinavit von Sauppe) hält er für wahrscheinlicher als Ruhnkens mutavit.

den Staat bedrohten, indeß Cäsar (nach Vell.) die Rolle übernommen hatte, beydes gegen sie zu schützen und zu erhalten. Und nun, nachdem uns Vell. erzählt hat, wie Cäsar den einen dieser Staatsfeinde, den Lepidus glücklich entwaffnet hatte, was thut er, um uns auch darüber zu unterrichten, wie am Ende der andere derselben, Antonius, ebenfalls besiegt worden sey? Er sagt uns zunächst in einer Uebergangsperiode, daß, während Lepidus in Sicilien bereits ganz besiegt und in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgedrängt worden sey, Antonius im Oriente wenigstens schon bedeutende Verluste erlitten habe, und führt dann in den nächstfolgenden Kapiteln (82 ff.) die Erzählung bis zu dem Puncte fort, wo wir sehen, wie Cäsar auch diesen andern, letzten Feind des Staates bey Actium besiegt, damit den Bürgerkrieg gänzlich beendigt, und dafür von Rom und ganz Italien als Heiland gefeyert wird. Aus diesem Zusammenhange der Sache im Ganzen scheint uns zu erhellen, daß jene Uebergangsperiode dem Ausdrucke nach etwa so zu gestalten sey: Qua aestate Caesar tam prospere pro libertate civium in Sicilia, bona fortuna pro Caesare et republica militavit ad Orientem. Quippe Antonius etc.“ Dabey entsprechen sich in beyden Satzgliedern, a) Caesar und bona Fortuna (Fortuna P. R.); b) pro libertate civium und pro Caesare et republica; c) in Sicilia und ad Orientem, wie wir meinen, ganz anders als nach Ruhnken, Orelli oder Halm. Selbst unsere auf den ersten Anblick gewaltsamen Aenderungen in den Worten könnten wir leicht dadurch rechtfertigen, daß wir den Ursprung des Textverderbnisses so zu erklären suchten: die Endsylben pere (von prospere) gaben wegen ihrer nächsten Aehnlichkeit mit pero Anlaß zu Weglassung des darauf folgenden pro; beym Schreiben der Worte libertate civium irrte das Auge des Abschreibers von lib auf das fast ganz gleiche civ ab, und brachte so, mit Uebergehung der Zwischensylben, die Sylben lib und ium in ein Wort libium zusammen u. s. w. Doch damit mag es sich wie immer verhalten; wir sind zufrieden, wenn wir einen aus der Sache hervorgehenden Gedanken gefunden und ihn wenigstens auf eine unsers Schriftstellers nicht unwürdige Weise lateinisch ausgedrückt haben.

II. 89, 4. lautet urkundlich: „Principes viri ... adhortatu principis ad ornandam urbem inlecti sunt.“ Dazu H. Halm: „Si quid video scripsit Vell.: ad ordinandam urbem inlecti sunt (scil. in senatum)“; und daß ordinandam richtig gebraucht sey, wird durch Parallelstellen belegt. Ref. dagegen: Inlecti ist in dem Sinn, wie es H. gebraucht wissen will, ganz unlateinisch; wir wenigstens kennen zwar lecti, adlecti — aber nicht inlecti in jenem Sinne des Wählens ꝛc. Gesetzt aber, es stände adlecti: wie wäre zu denken: Principes viri adhortatu principis adlecti sunt? von wem wären die Männer auf Ermunterung des Princeps in den Senat gewählt worden? Oder hatte Hr. H. inlecti, von inlicere, im Sinne (wie es von Vell. aus allerdings gemeint ist)? Wie beweiset er, daß Vell. habe sagen können: „Ausgezeichnete Männer wurden durch (auf) Ermunterung des Augustus zu Herstellung der Ordnung in der Stadt in den Senat gelockt.“?(!) Lassen wir den ganz gesunden, urkundlichen Text unangetastet, und alles ist in der schönsten Ordnung: Ausgezeichnete Männer ... wurden durch Aufmunterung von Augustus Seite zu Verschönerung der Stadt angereizt (nachdem er selbst für Herstellung der Ordnung schon früher gesorgt hatte). Man vergleiche Sueton. Octav. cap. 29. „Publica opera plurima extruxit.... Quaedam opera sub nomine alieno nepotum scil. et uxoris sororisque fecit.... Sed et ceteros principes viros saepe hortatus est, ut... monumentis vel novis vel refectis et excultis urbem adornarent etc.“

II. 90, 1. „— coalescentibusque reip. membris et coram aliero, quae etc.“ Hr. H. führt, nach allgemeiner Erinnerung an eine Menge von Conjecturen, wodurch schon früherhin Viele dieser verzweifelten Stelle zu helfen sich vergeblich abgemüht hätten, aus der neuesten Zeit die Vorschläge an 1) von Th. Bergk: „— c. reip. membris et coaluere, quae etc.“ 2) von Kreyßig: „ — membris, habita est cura alienorum, quae etc.“ 3) von Laurent: „ — c. r. membris cura meliore, quae etc.“ oder nach Heinsius und Hercle; junctura meliore; 4) von Paldamus: „ — coal. reip. membris et „conglutinatis;“ weiset sie alle als verfehlt und ihm nicht genügend zurück und schließt endlich: „Quare equidem malim ulcerosa orationis membra resecare, atque ea proglossemate habere, quae nullo sensus detrimento ejiciuntur, quam inania captando dubiam laudem promereri.“ Und bequem ist es ja freylich, frisch wegzuschneiden, was man heilen zu können verzweifelt; aber Ehre ist dadurch keine zu gewinnen, noch weniger als durch einen wenn auch verfehlten Vorschlag zur Heilung des Uebels. Insbesondere müssen wir Hrn. H. fragen, wie er doch dazu gekommen sey, hier an ein glossema zu denken? Können denn unverständliche, ja unlateinische Worte von irgend Jemanden auch nur als Glosse zu dem Texte geschrieben worden seyn? und welches Wort des Textes hätte denn nach seiner Meinung durch die Glosse „et coram aliero“ erläutert werden sollen? Uns scheint ein Glossem durch nichts indicirt, folglich auch nicht annehmbar zu seyn. Wir meinen, die bisherigen Bearbeiter dieser Stelle suchten, was sie zu suchen nicht veranlaßt waren, und suchten nicht, was zu suchen Veranlassung gegeben war. Uns veranlaßte der Ausdruck coalescentibus reip. membris zu den Fragen: Womit wuchsen die reip. membra zusammen? und: Welche waren diese membra? Die Beantwortung dieser Fragen ergab sich uns aus dem Zusammenhange dahin: Volk und Optimaten, die zwey großen membra des Röm. Staates, durch eine lange Reihe von Bürgerkriegen auseinandergerissen (entzweyt), wuchsen endlich (sepultis bellis civilibus) wieder unter sich zusammen (vereinigten sich wieder zu einem Staatskörper); und damit fanden wir uns zu folgender, diesen ganz einfachen und nicht fernher geholten Nebengedanken, auch ganz einfach in den Text bringenden Emendation geführt: „Sepultis . . . bellis civilibus coalescentibusque reip. membris altero cum altero, quae tam longa armorum series laceraverat, Delmatia . . . . ad certam confessionem pacata est imperii etc.“

II. 94, 2. „(Hoc tractu temporum T. Claud. Nero) . . . qui protinus quantus est sperari potuerat, visusque praetulerit principem, etc.“ So P. und A. Für visusque praetulerit steht seit Ursinus in den Ausgaben visuque praetulerat; dies nimmt auch Hr. H. ohne Anstand als richtig an, entdeckt dagegen einen andern Fehler, worüber er sagt: „Scribendum: quantus esset. Eandem rem paulo post 94, 3. iisdem fere verbis scriptor tangit: ut per id, quod agebat, quantus evasurus esset, eluceret. Adde II. 112, 7. qui etiam ante biennium, qualis esset, apparere coeperat.“ Drey Stellen, die zwar das Wörtlein esset miteinander gemein haben, sonst aber gar sehr verschieden sind. Wir wollen der Kürze wegen in Beyspielen reden: Es ist möglich römisch zu sagen: Jam apparet, qualis sit; jam tum apparere coepit, qualis esset; i. t. apparebat, qualis futurus esset; eben so möglich auch zu sagen: qualis est, (talis) apparet; quantus (nunc) est, (tantus) jam tum sperari poterat; u. s. w., alles am rechten Orte richtig und nothwendig so, daß keiner der Ausdrücke mit dem andern vertauscht werden darf.

(Fortsetzung folgt.)

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

I. On the Satellites of Uranus. By Sir J. F. W. Herschel. Seite 1 — 24.

Wenn man berücksichtiget, daß die von Sir William Herschel entdeckten sieben Uranus-Trabanten zu den lichtschwächsten Gegenständen gehören, die uns die großen Teleskope dieses geseverten Astronomen kennen gelernt haben, so wird man sich nicht wundern, daß, so merkwürdig sie auch an und für sich sind, dennoch ihre Beobachtung so unvollständig, und die Kenntniß ihrer Bahnen so mangelhaft geblieben ist. Im Jahre 1828 hat Sir J. Herschel mit einem zwanzigfüßigen Teleskope versucht, die Ungewißheit, welche selbst über die Existenz dieser fast verschwindenden Himmelskörper noch obwaltete, durch neue Beobachtungen zu beseitigen: er war jedoch nur im Stande, die zwey äußersten Trabanten zu erkennen. In Folge des Zustandes seiner Teleskopenspiegel, die ihren Glanz zu verlieren anfiengen, unterließ er bald die Fortsetzung einer mit so wenig Erfolg unternommenen Arbeit, nahm sie aber im Jahre 1830, nachdem er zwey Spiegel von vorzüglicher Güte verfertiget hatte, wieder auf. Aber auch mit den neuen Hülfsmitteln fand er nicht mehr als die zwey äußersten Satelliten: und wie schwierig ihre Beobachtung gewesen ist, mag der Umstand bezeugen, daß Herschel den möglichen Fehler eines gemessenen Positionswinkels bey ungünstigen Umständen auf 5° festsetzt, und die Grenze der Sicherheit selbst nach oft wiederholten Messungen zu 3° angibt. Indessen beweisen die mitgetheilten Beobachtungen, daß die Unsicherheit der Messungen noch bedeutend größer ist, als man hiernach erwartet haben würde.

Wenn der Hr. Vers. in der gegenwärtigen Abhandlung die Bahnen der zwey äußersten Uranustrabanten aus seinen eigenen Beobachtungen, verbunden mit den älteren von Sir W. Herschel, abzuleiten unternommen hat, so wird nach dem Vorhergehenden einleuchtend seyn, daß es sich nicht um eine strenge und vollständige Bestimmung der Elemente, sondern nur um eine erste Approximation handeln könne. Aus 49 Beobachtungen des äußersten und 59 Beobachtungen des nächstfolgenden Trabanten ergeben sich die Umlaufszeiten:

beym erstern 13 d. 11 h. 7′. 12,″ 6;
beym letztern 8. 16. 56. 31, 3.

Wegen des langen Zeitraumes, welchen die Beobachtungen umfassen, werden sich diese Bestimmungen schon ziemlich der Wahrheit nähern; weniger Zutrauen verdient die Bestimmung der Epochen. In wie weit die Lage der Bahnen, für welche bey der vorgehenden Rechnung Sir W. Herschels Elemente angenommen sind, richtig von diesem ausgemittelt worden sey, hat der Hr. Vers. nicht versucht zu entscheiden; eben so wenig läßt er sich auf Untersuchung der elliptischen Elemente ein. Obwohl diesem zufolge die vorliegende Abhandlung im Grunde nur das Bedürfniß schärferer Beobachtungen beweiset, so wird sie dem praktischen Astronomen in so ferne willkommen seyn, als sie ihm, falls er mit einem Instrumente von entsprechender Lichtstärke ausgerüstet ist, das Auffinden und Erkennen dieser Satelliten, so wie einigermassen auch die Berechnung ihrer Bahnen erleichtern wird.

II. A List of Test Objects, principally Double Stars, arranged in Classes for the trial of telescopes in various respects, as to light, distinctness etc. By Sir J. F. W. Herschel Seite 25 — 32.

Dieses Verzeichniß umfaßt gegen zwey hundert bekannte Doppelsterne nebst einigen Sternhaufen und Nebelflecken, welche sämmtlich dazu dienen sollten, die Lichtstärke und Präcision der Fernröhre zu untersuchen. Von der bekannten Sorgfalt des Hrn. Verf. läßt sich erwarten, daß er die Auswahl mit möglichster Zweckmäßigkeit getroffen und die Gegenstände nach den verschiedenen Characteren — Größe, Entfernung, gegenseitiges Lichtverhältniß — richtig geordnet habe, um so mehr als nur Objecte aufgenommen sind, die er selbst mit seinem zwanzigfüßigen Teleskop oder mit seinem siebenfüßigen Aequatorial beobachtet hat. Gegenstände, die der Lichtstärke des ersteren Instrumentes unzugänglich waren, dergleichen wir jetzt mehrere kennen, sind in dem Verzeichnisse nicht enthalten.

Wäre die Lichtstärke eines Fernrohres in Beziehung auf astronomische Beobachtungen ein nothwendig zu untersuchendes Element, oder wären die Doppelsterne das einzige Mittel, die Bestimmung dieses Elementes zu erhalten, so würde wohl das gegenwärtige Verzeichniß beym Gebrauche zu beschränkt befunden werden. Indessen möchte Ref. die Erweiterung desselben keineswegs als eine verdienstliche Arbeit betrachten, sondern hält sich vielmehr überzeugt, daß durch Prüfungsmethoden mit terrestrischen Objecten oder durch Beobachtung der Jupiters- und Saturns-Satelliten, bey denen eine stetig vorgehende Veränderung die Schwierigkeit des deutlichen Sehens und Unterscheidens bis auf jede beliebige Grenze vermehrt, die Aufgabe weit vollständiger, als durch Doppelsterne, gelöst werden könne.

(Fortsetzung. folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Aber, was H. geben will „Claud. Nero protinus quantus esset sperari potuerat" ist unlateinisch, und müßte, um in dem von ihm geforderten Sinne den Gesetzen der Sprache zu entsprechen, wenigstens so lauten: — protinus quantus futurus (evasurus) esset, sperari potuerat. Nach uns sind in unserer Stelle est und praetulerit nach dem Murb. Cod. als ganz richtig beyzubehalten, dagegen potuerat auch in den Conjunctiv zu verwandeln; dann sagt Vell. gut lateinisch, wie von ihm zu erwarten steht: „Ti. Claud. Nero ... juvenis .... optimis studiis maximoque ingenio instructissimus, qui protinus quantus est sperari potuerit visuque praetulerit principem, quaestor ... capessere coepit rempublicam etc." d. h. „Tib. Nero, ein höchst talentvoller, wissenschaftlich gebildeter Jüngling, so daß man gleich anfangs den großen Mann in ihm hat ahnen können, der er (jetzt) ist (den wir nun vor Augen sehen) u. s. w. verwaltete schon in seinem 19ten Jahre als erstes Staatsamt die Quästur" ꝛc.

II. 105, 1. Von den Worten der Ed. princ.: „ — recepti Cherusci gentes, et inamminus (B.) mox nostra clade nobilis transitu Visurgis: penetrata ulteriora etc." läßt Hr. H., wie Orelli, das Wort gentes weg, und meynt dann, in Ansehung der zunächst folgenden Worte könne man zweifeln, ob mit Heinsius zu schreiben sey „et utinam minus mox etc." (was Orelli in das Exemplar correctum aufgenommen hat) oder ob zu emendiren: et inmani mox nostra clade nobilis transitus Visurgis (transitus Rhenanus Conjectur, wie längst von Andern, so auch von Or. aufgenommen).

So sieht Herr H. der Verstümmelung des ursprünglichen Textes durch Andere ruhig zu, und selbst gibt er für ein im Urtexte allerdings entstelltes Wort ein Wort, das äußerlich weniger Wahrscheinlichkeit für sich hat, als die Vorschläge Anderer, während es innerlich der kranken Stelle eben so wenig hilft als jene; von den Belegstellen aber, die er anführt, ist die eine schlechterdings überflüssig, da gewiß kein Mensch, um immanis clades als richtig anzunehmen, erst zu hören verlangt, daß Vell. sogar immanis victoria gebraucht habe: die andere ist entweder gleichfalls unnöthig, oder — nicht genau passend, da sie — einem Volke, die zu rechtfertigende Stelle hingegen — einem Flusse das Prädicat „clade nobilis" beylegt. Wir meynen, Vell. könnte geschrieben haben: „Intrata protinus Germania ...; recepti Cherusci, gens

utinam minus mox nostra clade nobilis; transitus Visurgis; penetrata ulteriora," etc. Bey der Niederlage der Römer, durch welche sich das Volk der Cherusker bald nachher berühmt machte, denken wir an die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde, von welcher Vell. weiter unten Cap. 117 — 119 erzählt. Hat Herr H. eine andere Schlacht im Sinne? oder auch die von uns angegebene? Konnte diese füglich als die Schlacht an der Weser bezeichnet werden? *) Wir würden durch den Namen der Weser vielmehr an die Schlacht erinnert werden, in welcher etwas später Hermann von Germanicus geschlagen ward. Tac. Ann. II. 9. ff.

II. 110, 2. Hier nimmt Hr. H. wieder einen aus allerley Bestandtheilen von alter und neuer Zeit gemischten Text beliebig an, nämlich: (um nur die letzte Hälfte davon mitzutheilen) diesen: „ — cum universa Pannonia insolens longae pacis bonis, adulta viribus Dalmatia omnibusque tractus ejus gentibus in societatem adductis, constituto arma corripuit" — und räsonnirt dann so darüber: „Plerique editores ante adulta copulam et inseruerunt: que ab editore Basileensi deletum, a Ruhnkenio, quem Or. et Kreyss. secuti sunt, in quoque mutatum est. At, si quid video, viri eruditissimi sana correxerunt. Nam adulta viribus Delmatia est ablativus quem vocant absolutum: quod si cogitaveris, omnia optime cohaerere facile est intellectu etc." Darüber wäre viel zu sagen; wir beschränken uns auf Folgendes. Erstens ist grundfalsch, was H. angibt, daß die meisten Herausgeber des Vell. vor adulta die Copula et eingeschoben haben; denn diese Copula et steht an dieser Stelle schon im Murb. Cod. laut P. ohne Erinnerung von B. und nur (der pünktliche) Amerbach hat, wie uns erst vor 2 Jahren Hr. Or. mitgetheilt hat, sie abzuschreiben versäumt. Zweytens: constituto ist bloße Conjectur von Vossius; im Murb. Cod. steht laut Zeugniß von P. (stillschweigend auch B.) und A. das Wörtlein constitit. Wie mochte doch Hr. H., der von dem Urtexte keine Notiz nahm, so über die Stelle und über das Thun und Treiben anderer Gelehrten urtheilen, wie er geurtheilt hat? wie sich anheischig machen, die Stelle durch bloße Erklärung zu rechtfertigen? Nach unserem Urtheile ist in der Editio princeps Alles in bester Ordnung, wenn man bloß sinngemäß interpungirt und das corrupte constitit besser, als bis jetzt geschehen ist, corrigirt. Ref. denkt der Wahrheit nahe zu kommen, wenn er die Stelle so schreibt: „(Tiberius Cäsar und Saturninus waren schon nahe daran, sich mit ihren Legionen am vorbenannten Orte zu vereinigen,) cum universa Pannonia, insolens longae pacis bonis et adulta viribus, Delmatiâ omnibusque tractus ejus gentibus in societatem adductis consilii, arma corripuit."

II. 111, 4. P. und A.: „ — quanto cum temperamento simul utilitatis res auctoritate imperatoris agi vidimus!" Dazu H.: „Orellius Eldikio obsecutus scripsit: temperamento simplicitatis; at recte videtur Kreyssigius monuisse, aliud ulcus in vv. simul utilitatis videri latere. Mihi corrigendum videtur: Quanto c. temperamento simul lenitatis res auctoritate imperatoris agi vidimus! quod ita explico: res auctoritate imp. simul cum magno temperamento lenitatis agebantur etc." Zum Sinne der Stelle nach seiner Correction vergleicht er II. 98, 3. „Deo quo viro hoc omnibus sentiendum ... est, esse mores ejus vigore ac lenitate mixtissimos, auch II. 86, 2. ex qua lenitate ducis colligi potest etc." u. s. w. d. h., er beweiset, daß lenitas von einem Manne,

*) Tac. Ann. I. 60 „quantum Amisiam et Luppiam amnes inter, vastatum: haud procul Teutoburgiensi saltu; in quo reliquiae Vari etc."

ja auch von einem Kriegsanführer prädicirt werden könne, aber mit keinem Wörtchen das, was zu beweisen war, daß lenitas an unserer Stelle passend oder gar nothwendig sey. (Gelegentlich müssen wir uns wundern, wie Hr. H. durch die BemerkungOrelli's zu mixtissimos in 98, 3: „— nihil est in causa cur dubitemus quin Vell. ad ἀναλογίαν v. temperatissimus, etsi minus usitate, illum superlativum formarit," sich so hat imponiren lassen, daß er das unlateinische Wort citiren und dadurch eine ganz grundlose, nach vermeintlicher Analogie falsch schließende Bemerkung sich aneignen mochte). Aber nicht bloß hat H. für den Sinn seiner Correction nichts tüchtiges beygebracht, sondern nicht einmal die Möglichkeit einer solchen Wortstellung, wie er sie dem Vell. zumuthet, noch die Richtigkeit des Ausdrucks „res auctoritate .. agebantur" hat er nachgewiesen, und doch werden bloß auf sein Wort hin nicht Viele geneigt seyn, sich diese Dinge gefallen zu lassen. H. hat gleich den Andern, wenn wir es sagen dürfen, darum nichts Rechtes gefunden, weil er, wie es scheint, nur darauf dachte, an die Stelle des verdorbenen utilitatis einen andern genitivus tertiae declinationis zu setzen, nur noch mit der Nebenrücksicht, daß sich die Entstehung desselben (auf diplomatische Weise nach Laurent) begreiflich machen ließe; was ihm für sein Wort darum gelungen zu seyn schien, weil die Sylben uti aus ul (des vorhergehenden simul), durch Dittographie entstanden gedacht und darum weggeworfen, das übrigbleibende litatis durch Einschaltung der Buchstaben en zwischen l. und i. genau seine Correction lenitatis zum Resultate gab! Uns scheint eine adjectivische Bestimmung zu res, und Anknüpfung des „cum temperamento" an auctoritate, sonst gar nichts zu fehlen; die Sachen aber, von welchen hier die Rede ist, waren Sachen, die ein Feldherr im Verhältniß zu seinen eigenen Soldaten und zu den Feinden zu besorgen hat; daraus ergibt sich nach uns der Correctionsversuch: „Quanto cum temperamento simul militaris res et auctoritate imperatoris agi vidimus!" Wäre damit Vell. Hand hergestellt (und wir halten es für wahrscheinlich), so würden wir es jedem überlassen, sich die Entstehung des Verderbnisses nach eigenem Belieben zu erklären.

In dieser Art könnten wir alle von Hrn. H. behandelte Stellen aus Vell. besprechen und ihm darthun, daß von denselben (etwas über vierzig an Zahl) nach unserer Meynung nur etwa vier als gut behandelt, die übrigen alle als mißhandelt zu betrachten seyn dürften. Zu den gut behandelten zählen wir a) II. 72, 2, so fern dabey H. die Conjunctive malles und timeres ganz richtig gefaßt und erklärt hat; b) II. 2, 1. wo er für Tempus Gracchus herstellt; Ti. Sempronius Gracchus; c) II. 45, 4. wo er für senatu vorschlägt tribunatu; und endlich d) II. 111, 4, wo er für missus oder missum (A.) missus sum in Antrag gebracht hat.

Nachdem wir nun alle vier uns vorliegender Schriften ihrem Wesen und Hauptinhalte nach hinlänglich charakterisirt zu haben glauben, wollen wir in einem Nachtrage noch einiges Nebenwerk kurz behandeln und damit zugleich ein Paar Punkte erledigen, zu deren späterer Erledigung wir uns oben anheischig gemacht haben.

Vor allem müssen wir erwähnen, daß die HH. Kreyßig und Laurent (was wir ihnen zu großem Lobe anrechnen) die Ed. princ. sehr fleißig verglichen und sich dadurch in den Stand gesetzt haben, Hrn. Orellis Angaben und Leistungen genau zu kontroliren.

(Schluß folgt).

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung.)

III. Continuation of Researches into the Mass of Jupiter, by observation of the Elongations of the Fourth Satellite. By G. B. Airy Esq. S. 33 — 35.

Bekanntlich hat Herr Prof. Airy im Jahre 1832 eine neue Bestimmung der Jupitersmasse aus beobachteten Elongatnen des vierten Satelliten abgeleitet, wodurch die früher vorhandene Unsicherheit in Beziehung auf dieses höchst wichtige Element vollständig beseitiget wurde. Was in der vorliegenden kurzen Abhandlung mitgetheilt wird, liefert eine Bestätigung des früher bekannt gemachten Resultats: denn aus den sechs neuen Beobachtungsreihen ergibt sich das Verhältniß der Masse der Sonne zur Jupitersmasse wie 1047,08 : 1, während aus den frühern Beobachtungen das Verhältniß 1043,70 : 1 hervorgegangen war. Merkwürdig ist, daß die früher gefundene constante Differenz zwischen den Resultaten der östlichen und westlichen Elongationen sich bey den neuen Beobachtungen nicht mehr zeigt.

IV. A second Series of Micrometrical Measures of Double stars chiefly performed with the 7 – feet Equatorial, at Slough, in the years 1831, 2 and 3. By Sir J. F. W. Herschel. S. 37 — 59.

Dieses neue Verzeichniß, von 376 Doppelsternen, deren Distanzen und Positionswinkel in den Jahren 1831 — 3 gemessen worden sind, reiht sich an die früheren verdienstvollen Arbeiten des Hrn. Vers. an.

In der Einleitung werden mehrere Doppelsterne aufgeführt, deren früher vermuthete relative Bewegung durch die neuen Beobachtungen bestättigt wird, oder bey denen eine Bewegung hier zum ersten Male erkannt worden ist. In Beziehung auf die Messungen selbst wird nur ein Umstand auffallend seyn, daß der Herr Verfasser den Bestimmungen nicht, wie gewöhnlich, die Zahl der Beobachtungen als Maß ihrer Sicherheit beygefügt, sondern an deren Stelle andere Zahlen gesetzt hat, welche den Grad der Genauigkeit ausdrücken sollen, so wie er ihn unmittelbar nach jeder Beobachtungsreihe mit Rücksicht auf alle die Güte der Beobachtungen bedingenden Umstände geschätzt hat. Wenn der Hr. Vers. die Zahl der Beobachtungen nicht als die einzige Bedingung anerkennt, von welcher die Genauigkeit eines Resultats abhängig ist so wird er hierin allseitige Bestimmung finden, und hätte er sichere Methoden angegeben, um die bedingenden Ursachen durch Zahlen auszudrücken und darnach die Genauigkeit des Resultats zu berechnen, so würde damit die praktische Astronomie wesentlich gewonnen haben: daß er aber die Genauigkeit nur überhaupt durch Schätzung zu bestimmen gesucht hat, ist ein Verfahren, welches wohl nicht allgemeine Aufnahme verdienen möchte, weil der Willkühr dabey zu großer Einfluß überlassen wird. — Außer den Beobachtungen des Hrn. Vers. enthält das vorliegende Verzeichniß am Ende auch einige von den Hrn. Smyth und Dawes gelieferte Bestimmungen.

V. Micrometrical Measurements of the Positions and Distances of 121 Double Stars, taken at Ormskirk, during the years 1830, 1831, 1832 and 1833. By Rev. W. R. Dawes. S. 61. — 94.

Ein Hauptzweck der Astronomischen Societät in London sollte, den bey ihrer Constituirung ausgesprochenen Grundsätzen gemäß, darin bestehen, Diejenigen, denen die nöthigen Mittel zu Gebote ständen, zur Beobachtung des Himmels zu veranlassen; ihren Leistungen Anerkennung und Aufmunterung zu gewähren. Dieser Anregung ist es in großem Maße zuzuschreiben, daß das Beyspiel der beyden Herschel, die früher fast allein als Privatmänner, Vermögen und Kräfte der Astronomie gewidmet hatten, bald mehrere Nachahmer fand, unter denen die Namen Brisbane, Baily, Dunlop, Smyth, Hussey, South, Cooper mit größerem oder geringerem Rechte Erwähnung verdienen. Wir werden durch die vorliegende Arbeit mit einem neuen Namen bekannt gemacht, der dem obigen Verzeichnisse anzureihen ist. Die Einleitung lehrt uns Hrn. Dawes kennen, als einen Mann der mit den Grundsätzen und Erfordernissen der Beobachtung eben so innig vertraut ist, als er andererseits Eifer und Ausdauer in der Ausführung einer lobenswerthen Unternehmung beweist. Uebrigens hat er das Herschel'sche Verzeichniß von Doppelsternmessungen, wovon wir in dem vorhergehenden Artikel gesprochen haben, in Beziehung auf Methode und Bezeichnung zum Muster genommen. In der Einleitung sind die älteren und neueren Messungen der meisten im Verzeichnisse selbst vorkommenden veränderlichen Doppelsterne zusammengestellt, ohne daß jedoch ein weiterer Zweck, als die Bestättigung einer vorhandenen Bewegung beabsichtiget wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. C. Vellei Paterculi quae supersunt ex historiae Romanae libris duobus. etc.
2. C. Velleji Paterculi quae supersunt etc.
3. Loci Velleiani. Tractavit J. C. M. Laurent Dr., Joannei Hamburgensis collaborator. etc. —
4. Solemnia anniversaria in novo gymnasio regio Monacensi etc.

Dritter Artikel.

(Schluß.)

Insbesondere hat Laurent (Vorwort an die Leser S. XV. f.) eine Menge von Stellen citirt, aus welchen, wenn auch nicht eben das, was er will, doch gewiß so viel ganz einleuchtend hervorgeht, daß Amerbach, als Abschreiber des Murb. Cod. sich große Nachlässigkeit (oder Willkühr) hat zu Schulden kommen lassen, dadurch, daß er Sylben, Worte und ganze Wort- und Satzreihen, die im M. Cod. ganz gewiß gestanden, in seiner Abschrift ausgelassen hat. Wir wollen wenigstens die meisten dieser Stellen, welche L. bloß nach Pag. und lin. der Orellischen Ausgabe (mitunter unrichtig) angezeigt hat, wörtlich so anführen, daß wir, was Amerbach ausgelassen hat, in Klammern eingefaßt, mitgeben, und dabey die von uns beygefügten Stellen durch ein beygefügtes F. bezeichnen. Es sind diese Stellen folgende:

I. 9, 6. his et (omnium) ante actorum. I. 16, 1. mihi (in) hac. II. 5, 2. Q. Macedonici (in his) gentibus. II. 18, 4. (Is) egressus urbe. II. 21, 3. vix (ver)bis exprimi. II. 24, 5. a nullo (ni)si fortissimo. II. 31, 2. quasdamque (etiam) Italiae urbes. II. 38, 5. possessam (regibus). II. 53, 2. quae (obviam) processerat. II. 53, 3. praestantissimi (viri) in id evecti. F. II. 56, 3. neque illi (tanto viro) et tam clementer omnibus (victoribus *) suis) uso. II. 66, 1. sed frustra (adversus duos) instauratum. II. 79, 6. spectaculo, (quod) praebebat, pelleretur. II. 80, 3. hom. pravissimi (tela) in eum. II. 85, 5. functum (officio) videb. F. II. 87, 2. dignitatis quoque (servandae) dedisset fidem. II. 92, 4. juncturum, (profiteri) vetuit. II. 95, 2. urbium (et) castellorum. II. 95, 3. usui foret (cum alteri vis censori, alteri vita deesset, Paulus vix posset implere censorem, Plancus timere deberet) nec quicquam. F. II. 103, 3. in senatu (recusante), et eum. II. 104, 1. (Adoptatus) eadem die. II. 104, 3. sibi quis(que) quam F. II. 104, 4. (At) vero milit. II. 104, 4. quin adjicerent, (Videmus te imperator? salvum recepimus? ac deinde, Ego) tecum etc. II. 110, 3. hosti (relinquere) Italiam. II. 128, 1. (tum) pontificat. u. s. w. — So behauptet und zeigt Laurent auch, daß Amerbach an verschiedenen Stellen

*) So Cod. Murb. nach B. indeß P. und A. victoribus suis weggelassen, Gelen. es durch Correction in victoriis suis richtig verwandelt hat.

Conjecturen statt der ächten Worte des Codex in seine Abschrift eingesetzt habe; eine Behauptung, die, so wahr sie ist, so sehr der Glaubwürdigkeit Amerbachs Abbruch thut. Und dennoch stimmt Laur. (ungefähr wie Kreyß.) wo er von dem Werthe der Amerb. Copie für die Kritik des Vell. handelt (p. XVI. sq.) der Behauptung Or. bey: κρίσιν Vellejanam novi exemplaris ope aliquanto solidiore fundamento niti: uns fast unbegreiflich; zumal da von den 40 Stellen, an welchen, nach seinem Urtheile, Amerb. die Worte des Murb. Cod. ganz gewiß richtig gegeben haben soll, sich leicht zeigen läßt, daß sie bloß aus Versehen oder aus Conjectur von Amerb. in seine Abschrift gekommen sind; wie man denn auch außerdem noch eine große Menge von Stellen nachweisen kann, an welchen Amerb. aus Eilfertigkeit oder Ablepsie oder Nachlässigkeit sein Original schlecht copirt hat. — Hr. Kreyßig andern Theils weiset (Epist. p. IV. sq.) frühern Editoren des Vell. namentlich Hrn. Krause nach, daß sie aus Vernachlässigung der Ed. princ. eine Menge von Unrichtigkeiten in den Text des Vell. gebracht haben; zeigt aber auch (Ep. p. VIII.) Hrn. Orelli, daß er in seiner Ausgabe sich mehre (mitunter bedeutende) Versehen und Ungenauigkeiten habe zu Schulden kommen lassen. Wir heben von diesen Versehen nur folgende aus: II. 16, 2. gibt Or. im Texte „Neque ego verecundia domesticae gloriae quicquam," ohne im Ex. corr. oder in den Anmerkungen irgend einer Abweichung Erwähnung zu thun; und doch lautet der Text nach P. Neq. ego verec. domestici sanguinis gloriae quicquam. Gleicher Weise gibt er II. 61, 4. fortiter, wo P. fortissime hat; eben so II. 69, 4. inclus. teneretur statt inclus. videretur; so II. 119, 4. f. fort. ulta est. Vari corpus, indeß P. zwey Sätze mehr enthält, nämlich: fort. ulta est. Non enim desertis superfuit, sed desertor occidit. Vari corpus etc. In II. 127, 1. gibt Or. im Texte: — consulatos et complurae num. etc. im Ex. corr. consulatus et complura ev. etc., mit der Anmerkung, daß A. consulatos, dagegen P. consulatus darbiete. Allein P. gibt noch mehr, nämlich: consulatus triumphosque et complura etc.: lauter Stellen, von denen wir aus Schuld der Orellischen Ausgabe im Ungewissen sind, was in Amerbachs Handschrift stehe und was nicht. Wahrscheinlich ist indeß, daß die hier angezeigten Mängel alle ihren Grund in der Mangelhaftigkeit der Amerb. Copie haben, folglich als Zuwachs zu obigem Sündenregister einen Hauptbeweis unserer Behauptung verstärken, daß Amerbach, als ein Abschreiber ohne Glück und Geschick, einem Rhenanus und einem Burer gegenüber keinen Glauben verdiene.

Gegen die aus der Wahrnehmung etlicher Abweichungen (ne defl. und nec defl; fuste und fusti), welche Ruhnken in 2 Exemplaren der P. gefunden hatte, hervorgegangene Meynung, daß die Ed. princ. vielleicht in einer wiederholten Auflage erschienen sey, hat Hr. Orelli (Vorr. pag. XII. sq.) durch Vergleichung von 4 Exemplaren dargethan, daß die Ed. princ. nur einmal aufgelegt worden, die vorkommenden Abweichungen aber dadurch in verschiedene Exemplare gekommen seyen, daß Rhenanus, während einzelne Bogen bereits abgedruckt wurden, einige Fehler noch bemerkt und durch angeordnete Verbesserung derselben bewirkt habe, daß wenigstens noch ein Theil der Abdrücke solcher Bogen fehlerfrey aus der Presse kamen u. s. w. Diese Erklärung der etwas besondern Erscheinung bestätigen Kreyßig und Laurent, jener durch Verzeichniß der Varianten aus einem (Dresdener), dieser durch Zusammenstellung der Varianten aus den vier Orellischen und aus zwey (einem Berliner, und einem Hamburger) von ihm selbst verglichenen Exemplaren. Ref. hat sechs Exemplare (fünf aus der hiesigen königl. Hof- und eines aus der k. Universitäts-Bibliothek) verglichen und dabey folgende Abweichungen derselben von einander gefunden.

Pag. 3. v. 11. (der Ed. princ.) In Euboëa Chalcide, Erethryam. I. IV.
In Euboea Chalcida Erethriam. II. III. V. VI.

Pag. 30. in marg. al's * destituerit, nisi paulo ante velis legere obtinebant. I. II. III. V. VI.
In IV. fehlt diese Randbemerkung.

Pag. 40. v. 7. ab ima pag. nec deflere in allen 6 Exemplaren, indeß 3 Exemplare, Orellis und 1 Laur. ne deflere darbieten.

Pag. 45. v. 8. statt fuste (was 3 Exemplare Orellis und 1 von Laur. haben) alle 6 Münchner Exemplare fusti.

Pag. 68. in marg. v. 9. sq. Tacitus Rhescuporim. I. II. III. IV. V.
Tacitus Rescuporim VI.

In Burers Append. crit. *) pag. 1. v. 4. erratululu. II. III.
erratulum. I.
erratulum. V. VI.

Anmerk. Im Münchner Exemplar II. steht pag. 48 v. 14. ganz rein und deutlich solium; dagegen in den übrigen 5 Exemplaren ist man veranlaßt folium zu lesen, wiewohl das f auch ein, bloß durch Unreinlichkeit der Form dem f ähnlich gewordenes s seyn könnte. Auf jeden Fall hat Gelen. in Edit. Basil. nicht ohne Ursache folium gegeben.

Außerdem gibt Kreyßig (pag. VIII.) noch ein Verzeichniß von 15 Druckfehlern in P., z. B. I. 14. Rusino statt Rufino; II. 14. merentium statt maerentium; II. 15. omnia bell: aduplici statt omnia bella dupl. u. s. w., Fehler, welche **) eben so in den sechs Münchner Exemplaren vorkommen, und nebst dem Umstande, daß jede Seite und jede Zeile in einem Exemplar mit denselben Worten oder Sylben beginnt und schließt, wie in jedem der andern, zum klaren Beweise dienen, daß die Ed. princ. nur einmal ist aufgelegt worden, was dadurch noch um so gewisser wird, weil man ohne Zweifel annehmen darf, daß bey einer eigentlichen zweyten Edition die Burer'schen Berichtigungen ꝛc. in den Text selbst würden gesetzt worden seyn.

Zum Schlusse endlich bemerken wir noch, daß die Edition Orellis sehr bequem eingerichtet, gut gedruckt und nur durch eine sehr mäßige Anzahl von Druckfehlern wenig entstellt ist. Dagegen ist die Ausgabe von Kreyßig — fast ganz frey von Druckfehlern, aber so unbequem eingerichtet, daß man nur mit viel Mühe und Zeitverlust aus Epistel, Text und einem doppelten Anhange, nämlich „Scripturae diversitas edit. Ruhnkenianae“ (pag. 114 — 123) und „Addenda“ (p. 123 sq.) zusammenfinden kann, was man zur Beurtheilung einer Stelle bedarf, wobey die Sache noch dadurch erschwert wird, daß in der Epistel die Kapitelzahlen, anstatt etwa am Rande angesetzt zu seyn, im Contexte versteckt, zudem im Texte selbst nur die Kapitel bezeichnet, aber die Unterabtheilungen derselben in Paragraphen nicht angegeben sind; wozu noch dieß gefügt werden muß, daß wer nicht damit zufrieden ist, den Vell. eben nur in der Gestalt wie ihn Kreyßig darbietet, zu lesen, sondern selbst über die Beschaffenheit des Textes urtheilen will,

*) Das Münchner Exemplar IV. enthält diese Append. von Burer nicht.

**) Wir könnten noch mehr andere ähnliche Kleinigkeiten von Druckfehlern anführen.

neben der Kreyßig'schen immerhin noch eine andere kritische Ausgabe zur Hand haben muß.

Laurent oder wer statt seiner die Correctur besorgte, hat sich theils in den Zahlangaben bey den Citationen, theils im Texte eine übergroße Menge von Fehlern zu Schulden kommen lassen, und zwar von Fehlern, welche das Verständniß mancher Stellen schlechterdings unmöglich machen; ja sogar das angehängte Verzeichniß von 35 Errata enthält selbst wieder wenigstens ein halbes Duzend Errata.

Mehrere, mitunter sinnstörende Druckfehler in Halms Programme finden ihre Entschuldigung in der Eile, mit welcher solche Gelegenheitsschriften und zwar zu einer Zeit, da der Verfasser zur Besorgung der Correctur am wenigsten Muße hat, gedruckt zu werden pflegen.

Anmerkung. Zu dem, was der Verf. dieser Anzeige in Nr. 69. Seite 576. f. über Vell. II. 89, 5. gesagt hat, möchte er seine Leser hiemit nachträglich gebeten haben a. die Consularfasten und b. in Sueton. Octav. das 26te Kapitel gefällig zu vergleichen.

F.

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung).

VI. Letter from Mr. Henderson to Prof. Airy on the Sun's Parallax as deduced from various observations made at Greenwich, Cambridge and the Cape of Good Hope.

Der erste erfolgreiche Versuch, die Parallaxe des Mars aus Beobachtungen, die an zwey der geographischen Breite nach sehr verschiedenen Orten der Erde angestellt waren, abzuleiten, und darnach die Sonnenparallaxe zu bestimmen, wurde von Lacaille im Jahre 1751 unternommen. Jedoch gelangte er durch Vergleichung der von ihm am Kap der guten Hoffnung gemachten Beobachtungen mit den in Europa angestellten zu einem Resultate, welches sich der Wahrheit weniger näherte als man zu erwarten berechtigt gewesen wäre; er bestimmte die Sonnenparallaxe zu $10\frac{1}{4}$ Secunden.

Merkwürdig ist es, daß die von Hrn. Prof. Airy neuerdings veranlaßte Wiederholung ähnlicher Beobachtungen, wie wir aus dem vorliegenden Schreiben des Hrn. Henderson ersehen, ebenfalls keine günstigen Resultate geliefert hat; denn die Kap-Beobachtungen verlichen mit denen von Cambridge, Greenwich, und Altona (die Beobachtungen des letztern Ortes sind in einem Anhange beygefügt) geben im Mittel die Sonnen-Parallaxe um $\frac{1}{2}$ Secunde zu groß. Freylich ist auch die Zahl der Bestimmungen in dem gegenwärtigen Falle zu gering um ein Resultat zu begründen: bedenkt man indessen, daß unter 24 Gleichungen, sechs, also der vierte Theil, die Sonnenparallaxe um mehr als eine Secunde fehlerhaft geben, so darf man kaum von der Fortsetzung der Beobachtungen nach demselben Plane eine Berichtigung des jetzt bekannten Werthes erwarten. — Die mit dem Micrometer des Kreisfernrohres in der Kap-Sternwarte gemessenen Declinations-Differenzen wurden unbrauchbar befunden, weil der Beobachter auf den todten Gang der Micrometerschraube (der 6″,4 betrug) in den ersten Zeiten keine Rücksicht genommen hatte.

VII. On the position of the Ecliptic as inferred from Transit and Circle Observations made at Cambridge Observatory in the year 1833. By G. B. Airy M. A. etc. S. 105 — 113.

Nachdem der Kreis der Cambridger Sternwarte vollendet war, stellte Hr. Prof. Airy mit demselben eine große Anzahl von Beobachtungen an, welche in dem VI. Bd. der Cambridger Beobachtungen (Jahrgang 1833) und den folgenden Bänden enthalten sind. Auch unterließ er nicht diejenigen Untersuchungen vorzunehmen, nach welchen der Genauigkeitsgrad der Beobachtungen beurtheilt, und constante Fehler erkannt werden konnten. Wenn ihm gleich der Grund einiger, durch Erfahrung als wirklich existirend nachgewiesener Differenzen unerklärbar geblieben ist, so können doch die Resultate als frey von constanten Fehlern betrachtet werden, weil diese durch eine geeignete Berechnungsmethode wenigstens bis auf einen Betrag ausgeschlossen sind, über den das Instrument nicht mehr zu entscheiden vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Der National-Oekonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizey ꝛc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8.

Diese Zeitschrift, von Prof. Morstadt in Heidelberg angefangen, hat unter der gegenwärtigen Redaction unstreitig gewonnen; denn während ihr erster Jahrgang vorherrschend Auszüge und Abschnitte aus älteren und neuern Schriften enthielt, sind in den beyden oben angezeigten Jahrgängen die selbstständigen Aufsätze von thätigen Mitarbeitern so zahlreich, daß der Fortgang des Journals gesichert scheint. Unter den Arbeiten des Jahres 1835 liest man vornehmlich mit Interesse einen Ueberblick des würtembergischen Finanzwesens in den ersten drey Vierteln des vorigen Jahrhunderts. Wiewohl er nichts Neues enthält, so ist es doch immer heilsam, solche Beyspiele den Verächtern der Gegenwart vorzuhalten und zu zeigen, daß die ärgste Mißverwaltung ein paar Menschenalter hindurch unter den Augen von Landständen fortgehen konnte, — damit man nie vergesse, wo eigentlich die Garantie für eine aufrichtige und gemeinsinnige Staatsverwaltung zu suchen ist. Denn wiewohl die Zahl derjenigen bedeutend abgenommen hat, welche in den ständischen Formen allein die Gewähre des Volkswohls sehen, so kann man es doch nicht oft genug wiederholen, daß es vor allem die Einsicht und Gewissenhaftigkeit des Regenten und der öffentlichen Diener ist, was mit oder ohne Stände einem Lande eine gerechte und wohlthätige Regierung verbürgt. Auch der Jahrgang 1836 enthält lesenswerthe Aufsätze: so von D. Baumstark, über Wochenmärkte und über die Anschliessung Badens an den Zollverein; von Bopp über die Verhandlungen der Stände des Großherzogthums Hessen über ein Wildschaden-Entschädigungsgesetz, u. a. Daneben finden sich aber auch schwächere Arbeiten: so z. B. einer von Prof. Neuter in Aschaffenburg. Er bespricht die bekannten Gründe für und gegen die Minderung der Waldungen, und sagt in einem Absatz, daß der vielen Waldungen wegen in den ältern Kreisen Bayerns weder Wein- noch Obstpflanzungen sich finden, während doch früher bey Landshut, Regensburg u. a. Wein gepflanzt worden. Ohne daran zu denken, daß jetzt im Isarkreise weniger Wald vorhanden ist, als zur Zeit dieses Weinbaues, vergleicht er sodann denselben mit weinbauenden Gegenden von Frankreich; als ob es, unter gleicher Breite, bloß die Waldungen wären, was einem Lande die gehörige Temperatur zum Weinbau gibt, und nicht die Höhe über dem Meere weit stärkeren Einfluß äußerte.

Wenig Befriedigendes finden wir auch in dem Aufsatze von Prof. Bülau (1836. II. 239 — 250) „die Eigenthumsstürmer“ überschrieben. Denn wer hält es wohl für unerwünscht, wenn der Arbeiter, etwa als Actionär, zugleich Theilhaber an einer Fabrik ist; wer sieht aber hierin eine Aenderung im Eigenthumsrechte? Dazu bedarf es keiner neuen Rechtsformen, sondern eines Weges, auf welchem der Arbeiter zu Kapital kommen kann, und einen solchen hat Hr. Bülau denn auch nicht an-

gegeben. Wer dagegen von der Nothwendigkeit der Theilnahme der Arbeiter an dem Fabrikgewinne spricht, ohne sie zuvor als Besitzer eines Theils des Fabrikkapitals zu setzen, was verlangt der anders, als daß die gegenwärtigen Vermögensbesitzer ihren Kapitalgewinn und, was dasselbe ist, ihr Vermögen mit den Arbeitern theilen? Wenn Hr. Bülau auch nur die Einleitung von Villeneuve-Bargemont's économie-politique chrètienne durchgeht, so wird er sich bald überzeugen, daß dieser Schriftsteller nicht etwa bloß von einer zukünftigen anderen Vertheilung neu erworbenen Vermögens, sondern von einem Einbruch der Vermögenslosen in das gegenwärtige Eigenthum der Vermöglichen spricht. Aehnliche Befürchtungen finden sich bey Morogues.

Einen großen Theil des Raumes der drey letzten Bände der vorliegenden Zeitschrift nehmen Aufsätze ein, welche die grundherrlichen Verhältnisse betreffen; die meisten derselben sind vom Redacteur selbst, der bereits früher eine eigene Schrift über den Gegenstand geschrieben hat; *) aber auch andere Mitarbeiter haben Beyträge geliefert. Dem Redacteur gehören an: die chronologische Zusammenstellung der Gesetzgebung Würtembergs zur Erleichterung der bäuerlichen Lasten (1835. Bd. II. 381 — 410); der würtembergische Gesetzentwurf über die Entschädigung der Gutsherrschaften für die aufgehobenen leibeigenschaftlichen Leistungen, mit Bemerkungen (ib. 411 — 429); Deutschlands Agraria, Uebersicht der zur Befreyung des Grundeigenthums gegebenen deutschen Gesetze (ib. 449 — 594), mit Nachträgen (1836. I. 418 — 427; II. 55 — 59 und 437 — 453); der würtembergische Gesetzentwurf in Betreff der Beeden und ähnlicher älterer Abgaben, mit Bemerkungen (1836, I. 67 — 76); der würtembergische Gesetzentwurf in Betreff der Umwandlung und Ablösung der Frohnen (I. 97 — 127); die Recension der Schriften von Zachariä, von Hufnagel, einem Ungenannten und von Prof. Reischer über die Souveränitätsrechte der Krone Würtemberg in ihrem Verhältnisse zu den standesherrlichen Eigenthumsrechten des fürstlichen Hauses Hohenlohe (1836. I. 237 — 264); endlich (1836. II. 182 — 192) der Bericht über den Erfolg der Verhandlungen der Würtembergischen Landstände in Betreff der neuesten Ablösungsgesetze. Ausser dem Herausgeber haben drey Mitarbeiter über diese Gegenstände Aufsätze geliefert: Dr. v. Günther, Advokat zu Würzburg (1836. II. 285), Bemerkungen über Zehentablösung (durchaus Bekanntes enthaltend); Oberfinanzrath Günther zu Darmstadt (1836. I. 441 — 455) über die Grundrenten und die dabey zur Sprache kommende steuerartige Natur einzelner Gattungen derselben; Advokat Bopp in Darmstadt (1836. II. 251 — 267) das Gesetz über Ablösung der Grundrenten für das Großherzogthum Hessen, nebst Anmerkungen.

Es liegt ausser dem Plane dieser Blätter, den ganzen Inhalt aller der aufgezählten Aufsätze durchzugehen; wir beschränken uns daher auf Bemerkungen über Einzelnes, was in denselben als charakteristisch hervortritt und geeignet ist, die Ansichten, welche in dieser Zeitschrift vorwalten, und die Art und Weise ihrer Redigirung einigermassen ins Licht zu setzen. Zur Erleichterung des Ueberblicks lassen sich die erwähnten Aufsätze in zwey Gruppen sondern: die eine, (begreifend des Redacteurs „Agraria" und Recension Zachariä's u. A., sodann den Aufsatz des Oberfinanzraths Günther über alte steuerartige Abgaben) hat mehr den allgemeinen Zweck

*) Die bäuerlichen Lasten der Würtemberger. 1832. Als Beyspiel, wie heut zu Tage Bücher gemacht werden, bemerken wir, daß der Verfasser im 11ten Heft des Jahrgangs 1836 nachweist, „daß aus dieser Schrift, ohne Anführung derselben, eine ganze Reihe von Seiten fast wörtlich abgeschrieben ist in Aler. Müllers, großh. weim. Regierungsraths, neuerschienenen „Staatswissenschaftlichen Studien." Der letztere ist übrigens Herausgeber des Archivs für deutsche Gesetzgebung!

der Belehrung: die übrigen betrachten neu vorgeschlagene oder gegebene Gesetze einzelner Staaten in Betreff der Grundabgaben, oder berichten über die deßhalb gepflogenen ständischen Berathungen.

Was nun zuvörderst die Agraria des Redacteurs anbelangt, so läßt es sich nicht läugnen, daß eine verläßige Darstellung der bäuerlichen Verhältnisse und der Grundlasten, die heut zu Tage in den deutschen Staaten bestehen, eine sehr dankenswerthe Arbeit wäre; doppelt schätzbar, wenn sie zugleich auf den Ursprung der einzelnen Verhältnisse zurückginge, so weit gründliche Forschung sichere Data fände, und mit Vorsicht und Unbefangenheit alle die Formen nachwiese, welche die Institute bis auf unsere Zeit durchlaufen haben. Dabey dürfte man aber nicht bloß die wirklich ergangenen Gesetze oder urkundlich getroffenen Anordnungen ins Auge fassen, sondern man müßte die Sache immer auch aus dem ökonomischen Gesichtspunkte betrachten, und mit Sorgfalt hervorheben, wie positive Aenderungen bestehender Zustände gewirkt, welche Hindernisse sich der Durchführung vermeyntlich hilfreicher und bessernder Gesetze in den Weg gestellt und zu abermaligen Aenderungen geführt haben. Denn selbst ursprünglich unbillige und drückende Anordnungen können allmählich befriedigende factische Verhältnisse herbeyführen, die eine gesetzliche Abschaffung des alten Unrechts nicht bloß unnöthig, sondern ohne neues Unrecht und neue Beschädigung sogar unmöglich machen. Auser vollkommener Einsicht in den Gegenstand selbst würde man auf solchem Wege zugleich einen neuen Beweis gewinnen für den allgemeingültigen und noch so wenig beachteten Satz der Wirthschaftslehre, daß kein Gesetz über Vermögens-Verhältnisse ewige Ungleichheiten in der Vertheilung der Vortheile zu begründen vermag, welche mit der Anwendung von Arbeit und Kapital in der Production verbunden sind; und daß der Verkehr unabläßig dahin strebt, willkührliche Störungen des Gleichgewichts zwischen Leistung und Gegengabe durch alle Erwerbsarten hindurch entweder auszugleichen oder doch zu beseitigen und auszuscheiden.

Eine solche Arbeit hat freylich in ihrem ganzen Umfange nicht wohl in einem Journale Raum; doch konnte ein Aufsatz von der Ausdehnung der Agraria des Herausgebers wenigstens ihre Resultate andeuten und zur Erläuterung des jetzigen Standes der Agrikulturgesetze einiger Staaten benützen. Der Verfasser erwägt aber die ökonomischen Verhältnisse nirgends näher, und geht auch in der Angabe der Gesetze selbst nur in seiner chronologischen Zusammenstellung der Gesetzgebung Würtembergs zur Erleichterung der bäuerlichen Lasten genauer zu Werk. In dem Aufsatze Agraria beschränkt er sich darauf, Gesetze und Verordnungen der einzelnen deutschen Staaten bald im Auszug, bald bloß dem Datum nach, wie sie ihm gerade bekannt geworden, anzuführen, ohne zu fragen, ob das Mitgetheilte vollständig ist, in welchem Zusammenhange die Verordnungen unter einander stehen, wie weit frühere durch spätere aufgehoben sind, und was nun heut zu Tage wirklich gilt. Ein paar Beyspiele werden dieß genügend beweisen.

Unter den Agrikulturgesetzen Oestreichs gibt der Verfasser einen Auszug aus der Urbarial-Regulirung vom 10. Februar 1789. Dabey unterläßt er erstlich zu bemerken, daß diese Verordnug sich an das frühere Hauptgesetz vom 20. April 1785 anschließt und eigentlich nur eine Anwendung des letztern ist. Sie verfügt, daß dem Unterthan von dem fatirten Bruttoertrage im Durchschnitte an grundherrlichen Abgaben und Zehent, so wie an landesfürstlicher Grundsteuer zusammen nicht mehr als 30 Proc. genommen werden solle, und daß hievon sämmtliche fixe und unständige Grundlasten mit Inbegriff des Zehents höchstens 17 fl. 46 $\frac{2}{3}$ kr. auf 100 fl. Rohertrag betragen dürften.

(Fortsetzung. folgt.)

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung).

Der Hr Verf. giebt in der vorliegenden Abhandlung eine Bestimmung des Aequinoctialpunctes und der Neigung der Ecliptik als Resultat von 140 Sonnenbeobachtungen die im Jahre 1833 in Cambridge gemacht worden sind. Bekanntlich hat sich Hr. Professor Airy mehr als die übrigen britischen Astronomen mit den Fortschritten der Wissenschaft in Deutschland beschäftiget, deshalb nähert sich auch seine Reductionsmethode derjenigen, welche in Deutschland gewöhnlich ist. Mit Anwendung der Bessel'schen Refractionstabelle und der von Enke bestimmten Sonnenparallaxe werden die beobachteten Sonnenörter auf die wahren zurückgeführt und diese alsdann mit der Sonnenephemeride des Berliner Jahrbuches verglichen. In den daraus hervorgehenden Bedingungsgleichungen bezüglich auf die im Berliner Jahrbuch angenommene Lage der Ecliptik wären eigentlich nur zwey unbekannte Größen, nämlich die Correction der Länge des Aquinoctialpunctes und der Obliquität, einzuführen gewesen: der Herr Verfasser fügt aber noch eine dritte unbekannte Größe hinzu, welche die (nur als fehlerhaftes Resultat anzunehmende) Abweichung der Sonnenbahn von einem größten Kreise oder die halbe Differenz des Sommer- und Winter-Solstitiums ausdrücken soll. Indem die Bestimmungen der einzelnen Monate vereiniget werden, erhält der Hr. Verf. zwölf Bedingungsgleichungen, die er, weil nur drey unbekannte Größen gefunden werden sollen, zuerst auf vier, dann auf drey durch einfache Addition und Subtraction zurückgeführt. Die Auflösung der zuletzt erhaltenen drey Gleichungen geben die gesuchte Verbesserung der Lage der Ecliptik.

Wenn der Hr. Verf. anfangs bemerkt, er habe die seinen Landsleuten wenig bekannte, aber unter teutschen Astronomen gewöhnliche „Methode der Normalörter" (the method of normal places to frequently alluded to by the German astronomers) befolgt, so kann dieß nur auf den Gebrauch und die Bildung von Bedingungsgleichungen überhaupt, nicht aber auf ihre Behandlung bezogen werden.

Daß er zur Auflösung der Bedingungsgleichungen die auf dem Continente eingeführte Methode der kleinsten Quadrate nicht angewendet, und auch nicht erwähnt hat, rührt (wie Ref. aus anderer Quelle weiß,) daher, weil er gegen diese Methode erhebliche Einwendungen zu haben glaubt. Ref. selbst von der Zulässigkeit solcher Einwendungen überzeugt, würde auf die Umgehung der eben erwähnten Methode keinen Vorwurf gestützt haben, hätte der Hr. Verf. einen bessern Weg angezeigt, der zu dem gesuchten Ziele führte: daß er aber unter den vielen möglichen und keineswegs gleich bedeutenden Auflösungsarten, ein dem Anscheine nach nicht bevorzugtes Verfahren gewählt hat, ohne seine Wahl durch irgend einen Grund zu unterstützen, scheint wenigstens nicht geeignet, seinen Resultaten, anderwärtigen Bestimmungen gegenüber, das Gewicht zu verschaffen, welches ihnen sonstige Vorzüge gesichert haben würden.

Die Rechnungen des Herrn Professor Airy führen auf das Ergebniß, daß die Cambridger Beobachtungen des Jahres 1833 die Lage des Aequinoctialpunctes und des Sommersolstitiums genau so wiedergeben, wie sie im Berliner Jahrbuche nach Bessels Bestimmungen berechnet sind; daß sie aber das Wintersolstitium fast um eine Secunde nördlicher stellen, mithin die Schiefe der Ecliptik im Sommer größer, als im Winter angeben. Aehnliches hatten früher andere Kreise angezeigt, sicher liegt aber ein Fehler zu Grunde, der vielleicht in dem Instrumente, oder der Beobachtungsmethode vielleicht auch, wie der Herr Verf. für wahrscheinlich hält, in der gebrauchten Refraction zu suchen ist.

VIII. Observations of the Solar Eclipse of July 16, 1833, made at Cambridge Observatory and Calculation of the Observations. By G. B. Airy, M. A. etc. S. 115—135.

Die Sonnenfinsterniß vom 16. July 1833 wurde während ihrer ganzen Dauer in Cambridge gesehen und am Aequatorial beobachtet. Anstatt die Momente des Anfanges und Endes der Finsterniß aufzuzeichnen, wie dieß noch an manchen Orten ausschließlich geschieht, hat Hr. Prof. Airy wiederholte Beobachtungen des Rectascensions- und Declinations-Unterschiedes der beyden Hörnerspitzen angestellt. Wenn das Princip keineswegs neu ist, so giebt es wenigstens nicht viele Beyspiele, wo dasselbe so vollständig durchgeführt worden. Zu wünschen wäre jedoch gewesen, daß der Hr. Verf. erwähnt hätte, ob und wie er das Instrument gegen die Einwirkung der Sonnenwärme geschützt hat.

Die Beobachtungen sind sehr zahlreich und nach einer Weise reducirt, die der Hr. Verf. umständlich entwickelt. Um die zuletzt erscheinenden Bedingungsgleichungen zu Finalgleichungen Behufs der Auflösung zu vereinigen, wird nicht die Methode der kleinsten Quadrate sondern ein ähnliches Verfahren angewendet, wie in der vorhergehenden Abhandlung. Mit Ausnahme des letztern Umstandes wird die Denkschrift der Form, wie dem Inhalte nach allseitige Anerkennung finden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Der National-Oekonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizey ꝛc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Zu dem Ende sollten alle bisherigen Lasten in jährliche Geldreichnisse verwandelt (und nach Umständen gehörig reducirt) werden; doch stände es den Betheiligten frey, die so regulirte Geldabgabe je auf drey Jahre in eine Natural-Prästation umzusetzen. Offenbar war es also nöthig, das Gesetz wenigstens anzuführen, nach welchem der Bruttoertrag, auf den hier alles ankam, seit 1785 ermittelt worden war. Ein zweyter Mangel ist indeß weit wichtiger. Der Verfasser fragt nämlich weder nach der Wirkung des Patents vom 10. Februar 1789, noch nach seiner heutigen Gültigkeit; sondern, ohne es weiter zu erwähnen, zählt er andere seither erschienene östreichische Verordnungen bunt durcheinander auf und gibt dazu im Jahrgang 1836 (II. 457 — 453) noch einen Nachtrag aus Anton Engelmanns, „Unterthans-Verfassung des Erzherzogthums Oestreich ob und unter der Enns. Wien, 1826.“ Indeß zeigten ihm die meisten der späteren Entschließungen, z. B. gleich die Decrete vom 26. July 1794 und vom 5. Januar 1797, die er nur drey Seiten nach dem Patent von 1789 citirt, daß letzteres nicht ausgeführt seyn konnte; noch mehr aber war aus Engelmann zu ersehen, daß es keine Gültigkeit habe. Fiel also dem Verfasser die innere Willkühr des Urbarial-Patents nicht auf, so mußten ihn doch jene äußern Widersprüche desselben mit spätern Anordnungen aufmerksam machen, daß es nicht genüge, dasselbe so nackt hinzustellen. Weitere Nachforschung hätte ihm dann gelehrt, daß Kaiser Leopold II. gleich bey seinem Eintritt in Oestreich, von Deputationen aus allen Ländern der östreichischen Monarchie mit Klagen über das Urbarial-Patent bestürmt, dasselbe aufhob und die alten Grundsteuersysteme zum größten Theile wieder herstellte; wie denn auch erst 1817 eine durchgreifende Steuerregulirung neu angeordnet wurde. *) Zwar muß es jedem Sachkundigen einleuchten, daß 17 $\frac{3}{4}$ Proc. des Rohertrags ein höchst unzureichendes Aequivalent sind für den Zehent und die Grundlasten (Scharwerk inbegriffen), da der Zehent allein 10 Proc. beträgt und ein ganzer Hof, ausser fixen Geld- und Naturalabgaben, in der Regel 104 Robothtage zu prästiren hatte; so wie daß die Bestimmung jener Gränze den einen Grundherrn gar nicht berührte, während sie dem andern einen großen Theil seines Vermögens abstrich: indeß finden sich jene Klagen auch in gleichzeitigen Schriften **) sattsam gerechtfertigt und der Verfasser brauchte sich bloß in ihnen umzusehen, um seinen Lesern die erforderliche

*) v. Kremer, Darstellung des Steuerwesens. Wien, 1821. II. Th. Ueber die vorzüglichsten östreichischen direkten Steuern S. 5, 129 u. 130.

**) Vergl. z. B. J. B. Heßl, freymüthige Gedanken über das neue Grundsteuer-Rectifications-Gesetz Wien, 1790; und von demselben: die Gebrechen der neuen Grundsteuer-Rectification aus Originaldaten bewiesen. Wien, 1790.

Belehrung zu bieten. Da die Mehrzahl der Gutsherren über die Hälfte ihres Vermögens verloren hätte, so mußte es ein einsichtsvoller Fürst, wie Leopold II., obwohl selbst zu durchgreifenden Reformen geneigt, *) unmöglich finden, das Gesetz seines Vorgängers auszuführen.

Ueber Preußen sind mehrere gründliche Vorarbeiten vorhanden; um so mehr muß man sich wundern, daß der Verfasser nach der ausführlichen Angabe des Edicts vom 14. Sept. 1811 nicht gleich die wichtige Declaration dieses Edikts vom 29. May 1816 in gleicher Weise mittheilt, sondern sie erst später (1836 II. 56.) in einem Nachtrage bloß dem Datum nach erwähnt.

Die bayerischen Gesetze und Verordnungen sind mangelhaft angeführt; die vor 1803 ergangenen fehlen so ziemlich alle und doch genügte es für den Zweck des Verfassers Frhrn. v. Closens kritische Zusammenstellung der bayerischen Landescultur-Gesetze, München 1818 in Verbindung mit dem XI. Beylagenband der Ständeverhandlungen von 1828 und der Beylage XXIX. der Ständeverhandlungen von 1831 zu benützen.

In der Recension der angeführten Schutzschrift Zachariä's für das fürstliche Haus Hohenlohe (welch letztere, beyläufig gesagt, den Referenten auch nicht befriedigt) und der dagegen erschienenen Arbeiten führt Herr Moser aus einer der Gegenschriften eine Stelle beyfällig an, bey der wir etwas verweilen wollen, da sie uns Gelegenheit gibt, einer späteren Betrachtung einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken. Es handelt sich um die Frage, ob die würtembergische Gesetzgebung die Ablösbarkeit der grundherrlichen Rechte erklären könne? Der Gegner Zachariä's tadelt bey diesem den Ausdruck: „Heiligkeit des Eigenthums." Diese finde man in keiner Verfassungs-Urkunde, in keinem Compendium der Rechtslehre. Das Eigenthum bestehe nur nach Maßgabe der Gesetze. Wäre dieß nicht, so könnte man keine Steuern auflegen, es nicht zu Zwecken des allgemeinen Besten verwenden; keine Erbfolgeordnungen machen. Das Wohl des Staates stehe höher, als das Interesse Einzelner; finden sich in irgend einem Theile des Staats Einrichtungen, welche es nur einzelnen Familien möglich, hunderttausenden aber daneben unmöglich machen, zu Vermögen und Wohlstand sich aufzuschwingen, so sey der Staat berechtiget und verpflichtet, sie hinwegzuräumen.

Referent nimmt keinen Anstand, den letztern Satz zuzugeben, auch wenn das Eigenthumsrecht das erwähnte Hinderniß ist. Daß sich, mit Ausnahme der Leibeigenschaft und derjenigen Grundlasten, deren wahren Betrag der Käufer eines Grundstückes beym Gutskauf nicht scharf vorausbemessen kann, in den bäuerlichen Verhältnissen schwer ein Fall wird anführen lassen, wo das Eigenthum des Einen wirklich dem Andern Schaden bringen oder in Erlangung von Vortheilen hinderlich seyn könnte, darauf kommen wir weiter unten zurück.

Hier ist vor allem ein Irrthum hervorzuheben, in den die Meisten, und auch der Verfasser der angeführten Stelle verfallen, wenn sie von Abtretung des vollen oder Theileigenthums sprechen. Allerdings besteht das Eigenthum, als formelles Verhältniß, wie andere Rechtsformen nur so lange, als der Staat es gesetzlich anerkennt und schützt; und unbestreitbar hat dieser die Befugniß, gewisse Vertragsformen abzuschaffen und andere an ihrer Stelle zu erlauben. Allein nicht diese Formen sind die Hauptsache, um die es sich handelt, sondern das Vermögen, der Inbegriff all der Güter von Tauschwerth, deren Bestand und Gebrauch sie dem Bürger sichern sollen. Das Vermögen verdankt der Bürger der wirthschaftlichen Bemühung seiner selbst oder seiner Vorfahren, oder auch dem Glücke; dem Staate

*) Zeugniß gibt die von ihm selbst italienisch verfaßte und auf seinen Befehl von Grome übersetzte Schrift, Die Staatsverwaltung von Toscana unter Leopold II. 4. Leipzig, 1795.

nur die Zusicherung des öffentlichen Schutzes für bestimmte Formen des Erwerbs und Besitzes. Nicht willkührlich kann daher der Staat die Rechtsformen ändern, in welchen das Vermögen besteht und erworben wird; sondern die Aenderung muß aus dem Bedürfniß besserer Sicherung und freyeren Gebrauchs des Vermögens hervorgehen. Sodann kann auch alle Aenderung des Rechts in Bezug auf die bestehenden Vermögens-Verhältnisse immer nur eine formelle seyn; in das Vermögen an sich, oder die Summe der äußern Güter von Tauschwerth, die Einem zu ausschließlichem Gebrauche zustehen, so wie es nicht vom Staate herrührt, darf auch der Staat nicht eingreifen. Erscheint es daher nothwendig, die Anwendung gewisser Rechtsformen des Erwerbs und Bestands von Vermögen nicht blos in Zukunft zu verbieten, sondern auch, so weit sie bereits bestehen, aufzuheben, so muß doch das Vermögen selbst ungeändert bleiben, das in ihnen bisher vorhanden war und gebraucht wurde. Dieß ist nur dann der Fall, wenn der Berechtigte eine Entschädigung dafür empfängt, die ihn ökonomisch, d. h. in Bezug auf die Vortheile, welche das Vermögen gewährt, oder auf den Werth der Güter die ihm durch dasselbe zu Gebot stehen, ganz in derselben Lage erhält, in der er sich bisher befand. Wenn daher der Staat gut findet, in Zukunft den Spielraum gewisser Glücksfälle zu beschränken, gewisse Wege des Verkehrs und der Abhängigkeit der Erwerbtreibenden voneinander zu verbieten, so darf er doch um solch allgemeiner Vortheile Willen nicht Einzelnen Schaden in ihrer materiellen Wohlfahrt zufügen, die sie dem Staate nicht verdanken. Es ist gleichgültig, ob in einer Verfassungs-Urkunde das Wort „Heiligkeit des Eigenthums“ vorkommt oder nicht; die Gewährleistung der Sicherheit des Eigenthums wird wohl in keiner fehlen, was dem Wesen nach dasselbe ist. Und wenn daher auch für gewisse Zwecke eine Expropriation gestattet ist, so beweist doch die gleichzeitige Zusage voller Entschädigung, daß der Staat nur eine formelle, nicht eine materielle Aenderung des Vermögens sich vorbehalte.

Dem widerspricht keineswegs das Besteuerungsrecht des Staats. Denn auch die Steuer ist keine unvergoltene Aufopferung von Vermögen, keine Contribution, wie sie der Feind erhebt; sondern in jedem geordneten Staate, mit oder ohne geschriebene Constitution, bezieht sie sich immer auf einen, die selbstständigen Einkünfte des Staates übersteigenden öffentlichen Bedarf, der vor der Steuererhebung gesetzlich festgestellt seyn muß. Die gesetzliche Anerkennung des Staatsbedarfs enthält zugleich das Zugeständniß, daß die öffentlichen Einrichtungen, für welche die Steuern gefordert werden, dem Bürger nicht blos Entschädigung für die Steuer, sondern sogar größere Vortheile gewähren, als die Verwendung desselben Vermögens auf dem Privatwege. Auch hier wird also zwar die Form des Vermögens aufgelöst, aber der Inbegriff der Werthe, den es enthält, seine Substanz, für den Besitzer nur um so nutzbarer gemacht. Auch die Besteuerung ist eine Expropriation mit voller Entschädigung. Indem wir daher als allgemeinen Grundsatz zugeben, daß der Gesetzgeber eines Staates das Recht haben müsse, um seiner Sicherheit und des öffentlichen Nutzens willen, wie anderes Eigenthum, so auch grundherrliche Rechte aufzuheben, so geschieht dieß doch nur unter der Voraussetzung, daß wirklich die Unvereinbarkeit solcher Rechte mit guter Bewirthschaftung des Bodens und mit geregeltem Haushalt der Landwirthe erwiesen sey, und volle Entschädigung in dem angedeuteten Sinne dafür zugesichert werde.

Erwägen wir aber, was so ziemlich als herrschende Meynung anzusehen ist und sich denn auch in der vorliegenden Zeitschrift ausspricht, so finden wir in dieser wichtigen Sache drey Puncte, theils ungenügend erörtert, theils irrig aufgefaßt:

1) Zu allgemein verwirft man jede Art von Grundabgaben, als dem Interesse des Landbaues und der Landwirthschaft hinderlich;

2) Bey Festsetzung der Entschädigung verfährt man zu oft mit Willkühr und Unbilligkeit;

3) In Beantwortung der Frage, wer die Entschädigung leisten soll, nimmt man zu wenig Rücksicht auf allgemeine wirthschaftliche und finanzielle Principien.

(Fortsetzung folgt.)

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung.)

IX. Supplement to a Paper, entitled „On the Latitude and Longitude of the Observatory of the Cape of Good Hope." By T. Henderson Esq. Astronomer at the Cape. S. 137 — 139.

Der Hr. Verf. hatte im VI. Bande der Memoirs of the Royal Astronomical Society aus den von dem verstorbenen Astronomen Fallows auf der Kap-Sternwarte angestellten Mondsternbeobachtungen die geogr. Länge dieses Punctes abgeleitet = 1^h 15′ 55″,8 östl. von Greenwich. In dem gegenwärtigen Nachtrage giebt er die Reduction aller von ihm in den Jahren 1832 und 1833 beobachteten Mondsterne, wozu sich correspondirende Beobachtungen in den Tagebüchern der Cambridger und Greenwicher Sternwarte vorfinden, Berücksichtigt man die letzteren Bestimmungen allein, so wäre die obige Länge um 1,″4 zu vermindern: das Mittel aller bisher erhaltenen Resultate ist 1^h 15′ 55,″ 1.

X. On the Mural Circle of the Observatory at the Cape of Good Hope. By T. Henderson Esq. Astronomer at the Cape. S. 141 — 168.

Hr. Henderson, welcher in den Jahren 1832 und 1833 der Sternwarte am Kap der guten Hoffnung vorgestanden hat, wurde schon bey den ersten Beobachtungen am Mauerkreise die großen Differenzen gewahr, die je nach der Stellung des Kreises sich in den Ablesungen der Mikroskope zeigten. Der Mauerkreis hat sechs Fuß im Durchmesser, und bewegt sich mit dem darzu befestigten Fernrohre an einer Axe, die beiderseits auf Lagern ruht: die Microskope aber sind an dem steinernen Pfeiler festgemacht. Die unregelmäßige Gestalt der Zapfen und des Kreises nicht minder als die Theilungsfehler werden bey Ablesung der Mikroskope ihren Einfluß offenbaren: unmöglich ist es aber, durch Ablesungen am Kreise allein die wirkenden Ursachen zu trennen, jede einzelne ihrem Betrage nach zu bestimmen. Glücklicher Weise bildet dieß keine nothwendige Bedingung der Untersuchung, da der Hauptzweck darin besteht, zu entscheiden, in welchem Maße die Beobachtungen durch die eben genannten Fehlerquellen afficirt werden.

Bestehen die Unregelmäßigkeiten eines Mauerkreises nicht in schroffen, sondern in allmählig zu- und wieder abnehmenden Ungleichheiten, wie dieß bey der sorgfältigen technischen Ausführung solcher Instrumente immer der Fall ist, so läßt sich die an der Ablesung eines Microskops anzubringende Correction durch eine convergirende Reihe von Gliedern ausdrücken, welche nach den Sinussen und Cosinussen des vielfachen Winkels fortschreiten. Ein Theil der Coefficienten dieser Glieder läßt sich bestimmen, wenn man den Unterschied zwischen den Mitteln aus zwey gegenüberstehenden und aus sechs Mikroskopen kennt: weitere Bestimmung ergiebt sich durch Vergleichung des Mittels aus drey gleich weit entfernten Mikroskopen mit dem Mittel aus sechs Mikroskopen. Indem der Hr. Verf. die Theilungspuncte 0°, 5°, 10°, 15°, ... 355°, nacheinander unter das erste Mikroskop brachte, und jedesmal den Kreis an sämmtlichen Mikroskopen ablas, gewann er eine Anzahl von Data, woraus sich bezüglich auf die obigen Coefficienten folgendes ergab:

Coeff. des	1.	Gliedes	unbestimmt
„ „	2.	„	5,″52.
„ „	3.	„	1,47.
„ „	4.	„	0,57.

Der Zweck der Untersuchung ist hiemit noch nicht erreicht, weil es sich zuletzt um die Correction der astronomischen Beobachtungen, d. h. um die Verbesserung des Mittels aus den sechs Microskopen handelt, welche Verbesserung von dem Coefficienten des sechsten Gliedes der obigen Reihe abhängt. Zur Bestimmung dieses Coefficienten wären aber noch zwey Hülismikroskope nothwendig gewesen. Da Hr. Henderson sich solche am Kap nicht verschaffen konnte, so begnügt er sich mit dem Schlusse, daß in Erwägung der schnell abnehmenden Progression der ersten Glieder, welche sich aus der vorhergehenden Darstellung ergiebt, der Coefficient des sechsten Gliedes jedenfalls zu gering ausfallen müsse, um eine merkliche Correction des Mittels aus sechs Mikroskopen nöthig zu machen.

(Fortsetzung folgt)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Der National-Oekonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizey ꝛc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Zu 1. In Bezug auf den ersten Punkt glauben wir, vor allem die Forderung als unabweisbar ansehen zu dürfen, daß persönliche Leibeigenschafts-Verhältnisse und Abgaben, wo dergleichen noch bestehen, abgeschafft werden.

Die Leibeigenschaft mochte in einer Zeit, wo man Person und Erwerb blos durch Privatverträge sichern konnte, als Versuch, die Vortheile und die Dauer der Staatsverbindung auf dem Privatwege zu erlangen, eine ganz angemessene Einrichtung seyn. Daß neben der Pflicht und dem Recht des Schutzes auch der Anspruch an Versorgung und die Gebundenheit an die Scholle forterbten, ist allerdings eben so natürlich, als daß man im heutigen Staate durch Geburt Unterthan wird und bey der Auswanderung noch jetzt hier und da wenigstens durch Abgaben beschränkt ist *); und in der Erlangung des Bürgerrechts durch längeren Aufenthalt in einem Staate kann man eine Erweiterung des alten Grundsatzes nicht verkennen, daß die Luft hörig mache. Allein daß Einrichtungen bey ihrer Entstehung dem Bedürfniß entsprechen, entscheidet keineswegs über ihre spätere Angemessenheit. In den jetzigen Staaten ist die Existenz des Menschen und die Entfaltung seiner Kräfte durch einen Organismus geschützt, der den Einzelnen nur unbedeutenden Aufwand verursacht, und sie ihre Gebundenheit nur wenig fühlen läßt; ihm gegenüber erscheint die Leibeigenschaft wie der erste Schritt in der Verbindung der Kräfte und der Anwendung eines Werkzeuges für einen Zweck, welchem die isolirte Handarbeit durchaus nicht genügte. Wie die materiellen Dinge, die zum Leben nothwendig sind, so stellt man jetzt auch Schutz und Sicherheit mit weniger Aufwand an Lebenskraft her, als in älterer Zeit und mitten in dem freyen Spielraum der bürgerlichen Thätigkeit, den gegenwärtig der Staat gewährt, Einzelne in den alten Schranken der Leibeigenschaft zu erhalten, wäre eben so grausam, als wenn man einen Theil der Bürger verurtheilte, ihr Getreid ohne Vieh und Pflug, ihre Manufacte ohne Maschinen zu erzeugen.

Minder schlagend, ja zum Theil geradezu irrig, sind die Gründe, welche gegen den Fortbestand der Grundlasten angeführt werden. Ist man im Stande, beym Kauf eines Grundstücks genau zu berechnen, wieviel dem Berechtigten alljährlich aus dem Ertrage abzugeben ist, wie viel dem Käufer selbst verbleibt, so läßt sich nicht einsehen, wie die Abgabe oder Leistung, bestehe sie in Geld oder Naturalien und in letzterm Falle in Früchten oder in

*) Aus England durfte bis auf unsere Tage Niemand ins Ausland reisen, der nicht beschwören konnte, daß er keine Art nützlicher Kunst verstehe: conform mit dem dortigen Verbot der Vieh- und Maschinen-Ausfuhr; aber auch mit dem alten Princip der Leibeigenschaft.

Dienstleistungen den Erwerber des Grundstücks in Nachtheil setzen könne. Er braucht blos den Kapitalwerth der Grundlast vom Kaufwerth des lastenfreyen Guts abzuziehen, ganz eben so, wie er es bey einer Hypothekarschuld machen müßte, die er mit dem Grundstück übernähme, und nichts weiter zu bezahlen, als was ihm verbleibt, so berührt die Entrichtung der Grundabgabe sein Vermögen nach dem Kaufe so wenig als vor demselben; was er giebt, ist blos der Ertrag aus dem Theile des Gutswerths, den er, ohne Kaufschilling dafür zu zahlen, überkommen hat.

Nur in den Fällen kann ein Gutskäufer durch Uebernahme einer Grundlast beschwert werden, wo er den jährlichen Durchschnittswerth der übernommenen Leistungen oder Beschränkungen nicht scharf voraus zu berechnen vermag, wie es bey ungemessenen Frohnen, beym Zehent und vornehmlich bey den Besitzänderungs-Abgaben der Fall ist.

Mit Recht verfügt daher die bayerische Verfassung die Umwandlung aller ungemessenen Frohnen in gemessene. Weiß der Landwirth, wie viel Dienste er alljährlich zu leisten hat, so kann er die Last beym Gutskauf gehörig in Anschlag bringen und seine Leistung ist nur eine Art in Natur entrichteten Pachtzinses aus einem blos zur Bewirthschaftung erhaltenen Gutsantheil, die ihm nach Umständen bequemer seyn mag, als die Zahlung einer baaren Rente. Unstreitig ist letzteres der Fall, wo der Landwirth keine Gelegenheit hat, mit seinem Gesind und Gespann auf anderen Wegen wenigstens eben so viel Geld zu verdienen, als er nach Verwandlung der Dienste in eine Geldrente alljährlich baar zu zahlen hätte. Abgesehen hievon, spricht indeß für die Umwandlung auch gemessener Frohndienste in eine Geldrente, daß Frohnen wie alle fortdauernde Dienste, deren Vergeltung auf einmal vorausempfangen ist, (sie liegt in dem ihretwegen ohne Kaufschilling, als eine Art Pachtstück überkommenen Gutsantheil), weit läßiger verrichtet werden, als Arbeiten, denen die Vergeltung auf dem Fuße folgt und insbesondere als solche Arbeiten, die man nach dem Stücke lohnt. Bey der Frohnarbeit wird ein Theil der Zeit und Kraft nutzlos vergeudet, der in unmittelbar vergoltenen Diensten nutzbar angewendet würde; es scheint also überall im Interesse der Volkswirthschaft zu liegen, die Umwandlung derselben in eine Geldrente wenigstens den Pflichtigen freyzustellen.

Bey Uebernahme der Zehentlast kann ein Gutskäufer nicht verlieren, der sie nach ihrem ganzen Betrage an dem reinen Ertrage des Grundstücks abgezogen hat; vorausgesetzt, daß er das Grundstück fortwährend in der Weise anbaut, auf welche sich jener Reinertrag bezieht. Verbessert er die Bewirthschaftung derselben durch Auslage von mehr Kapital auf Arbeit und Dünger, um mit dem höheren Rohertrage auch größeren Reinertrag zu erhalten, so wächst der Zehent mit dem Rohertrag, schmälert also den Zuwachs zum Reinertrage übermäßig, — oft so sehr, das die neue Kapitalauslage dem Landwirth geradezu Schaden bringt. Ist aber auch die Vergrößerung der Aernte ohne Mehr-Auslage möglich, so wird sie doch oft unterbleiben, weil der Zehent mit der Aernte steigt; abgesehen davon, daß es immer unbillig ist, wenn der größte Theil des Mehrertrags, den die Industrie des Landwirths schafft, dem Zehentherrn zufällt, der nichts dazuthut. Nach Umständen wird daher das Zehentrecht den Landwirth hindern, nicht blos solche Verbesserungen des Landbaues vorzunehmen, welche größeres Wirthschafts-Kapital erfordern, sondern es ihm überhaupt verleiden, neue gewinnversprechende Betriebsarten zu versuchen. Daß gleichwohl so viele Bodenverbesserungen sich verbreitet haben, rührt daher, daß sie, wenigstens Anfangs, trotz dem Zehentrechte noch immer auch dem Grundbesitzer genug Vortheil übrig ließen. Dahin gehört insbesondere der Hopfenbau. Indeß sieht man leicht, daß, wenn in Folge des Sinkens der Preise des Hopfens oder ähnlicher Producte der Reinertrag sinkt, der

Zehent dem Grundbesitzer immer weniger übrig läßt, und so nothwendig zur Folge hat, daß die weitere Verbreitung einer solchen Cultur früher aufhört, als es ohne Zehent der Fall wäre. Wir übergehen dabey den allerdings erheblichen Tadel, der gegen den Zehent daraus hervorgeht, daß er dem Landwirth weit mehr nimmt, als er dem Zehentherrn einbringt, und daß im Zehentstroh dem zehentbaren Boden ein Theil des Düngers entzogen wird, der bey Entrichtung eines Sackzehents demselben zu gut käme. Wichtiger scheint uns der Nachtheil zu seyn, daß der Zehentherr nicht blos an dem laufendem Mehrertrag verbesserter Grundstücke seinen Antheil erhält, sondern daß auch von der Wertherhöhung derselben, die in Folge der Verbesserung eintritt, ein Theil ihm zufällt, indem der neue Käufer den höheren Kapitalwerth des nach der Verbesserung mehr ertragenden Zehents vom Werth des zehentfreyen Guts abzieht. Zwar macht dieß jedem Käufer die Instandhaltung verbesserter Grundstücke trotz der Zehentlast möglich, es beschränkt aber um so mehr die Vortheile, welche der Landwirth aus neuen Bodenverbesserungen ziehen könnte.

In Ländern, wo die Zunahme der Bevölkerung zwingt, zu künstlicheren Methoden des Landbaues überzugehen, um in gleichem Maße die Gesammtärnte zu vergrößern, und wo man zu der Einsicht gekommen ist, daß in keinem Zweige der Technik Ersparniß an den Productionskosten so wichtig ist als in der Landwirthschaft, weil keiner so große Massen unentbehrlicher Güter liefert, kommt dann noch zu den Gründen, welche die Privatwirthschaft darbietet, die Rücksicht auf den Nutzen des ganzen Volkes hinzu, um den Wunsch zu unterstützen, der Zehent möchte durchgängig in eine fixe Jahresabgabe verwandelt werden. In Bayern ist hierin ein großer Schritt geschehen, indem die Fixirung der Aerarialzehenten, zum Vortheil der Pflichtigen wie der Staats-Casse, bereits sehr weit gediehen ist. Die Fixirung der Pfarrzehnten würde noch den besondern Vortheil bringen, daß die Geistlichen in eine würdigere und minder gehässige Stellung gegen ihre Pfarrkinder kämen, als es bey dem Gegensatze der Interessen zwischen Zehentherrn und Zehentpflichtigen so oft der Fall ist.

Besitzänderungs-Abgaben, die in aliquoten Theilen des Gutswerths bestehen, sind minder lästig als der Zehent, weil sie blos mit dem Reinertrage steigen, und könnten, als Vorschuß oder Nachzahlung eines Pachtgeldes, das der Jahresertrag des Grundstückes ersetzen muß, beym Gutskauf genau in Anschlag gebracht werden, wüßte Jeder, wie lange er im Besitz des Gutes bleibt. Ohne Beschwerde wird in solcher Weise von Kirchengütern in England und Irland ein großer Theil des Pachtgeldes beym Antritt der Pacht voraus erlegt, weil der Pächter weiß, daß auch nach seinem Tode seine Erben die bestimmte Zeit hindurch das Gut zu bewirthschaften haben, somit alle jene Pachtgeldauslage aus dem jährlichen Ertrag des Guts hereinzubringen im Stande sind. Das Handlohn ist dagegen ein Pachtgeld, das in gleichem Betrage erhoben wird, der Grundhold mag lang oder kurz im Besitz seyn, und bringt dadurch nothwendig demjenigen Verlust, welcher das Unglück hat, früher zu sterben oder verkaufen zu müssen, als die durchschnittliche Besitzdauer besagt. Dieser Verlust läßt sich durch keine Berechnung abwenden und ist nach Umständen so groß, daß Familien darüber verarmen. Angemessen, ja nothwendig ist es daher, daß neue Verträge zu Entrichtung von Handlöhnen untersagt, und die bestehende Handlohnspflichtigkeit in einen jährlichen fixen Bodenzins verwandelt werde. Auch in Bezug auf die Fixirung und Ablösung der Handlöhne hat die bayerische Staatsregierung wenigstens bey Gütern, die dem Staate handlohnpflichtig sind, viel gethan.

(Fortsetzung folgt.)

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung).

So viele Wahrscheinlichkeit dieser Schluß auch haben mag, so bleibt die directe Bestätigung doch immer wünschenswerth: und es verdient als eine sehr zweckmäßige Verfügung des Gouvernements erwähnt zu werden, daß es den Nachfolger des Hrn. Henderson in den Stand gesetzt hat, diese Bestätigung zu liefern.

An den bisher verhandelten Hauptgegenstand der vorliegenden Abhandlung knüpft der Hr. Verf. die Lösung einer minder wichtigen Aufgabe, deren Object darin besteht, für jede gegebene Lage des Kreises die Coordinaten des Mittelpunktes desselben zu Bestimmung. Wir wollen hier dem Gange der Untersuchung weiter nicht folgen, weil sie in Hinsicht auf astronomische Bestimmungen ohne Bedeutung ist. Das Resultat beweiset übrigens, daß in den ersten Werkstätten Londons (der Kreis ist von Jones verfertiget) jene Annäherung an die mathematische Idee noch bey Weitem nicht erreicht wird, welche man in Deutschland seit Reichenbachs denkwürdiger Epoche als Erforderniß guter astronomischer Instrumente betrachtet.

XI. Some Account of the Astronomical Observations made by Dr. Edmund Halley at the Royal Observatory at Greenwich. By F. Baily Esq. etc. Seite 169 — 190.

Nachdem Hr. Baily in einem höchst interessanten Werke *) die Ergebnisse einer weitläufigen Untersuchung über Flamsteeds Leben und wissenschaftliche Thätigkeit dem Publikum vorgelegt hatte, unternahm er auch in Beziehung auf Flamsteeds Nachfolger die Ausführung einer ähnlichen aber minder umfassenden Aufgabe. Was hier mitgetheilt wird, bezieht sich ausschließlich auf den Zeitraum, in welchem Halley der Greenwicher Sternwarte vorstand, — zwar keineswegs die fruchtbarste, aber gerade diejenige Periode seines Lebens, über welche bisher genauere Nachrichten gefehlt haben. Von dem früher bewiesenen Fleiße des Hrn. Verf. läßt sich eine erschöpfende Untersuchung der geschichtlichen Quellen, welche ihm die Manuskripte der Greenwicher Sternwarte-Bibliothek und das Archiv der königlichen Societät dargeboten haben, mit Recht erwarten.

Nachdem Flamsteed am letzten Tage des Jahres 1719 seine thätige Laufbahn vollendet hatte, trat Halley als Vorstand der Greenwicher Sternwarte an seine Stelle. Wenn dieser das schwierige Amt eines Astronomen in einer wieder neu einzurichtenden Sternwarte nach Vollendung seines drey und sechzigsten Jahres übernahm, so gehorchte er mehr dem Antriebe eines lobenswerthen Eifers, als der Stimme der Klugheit, welche ihm widerrathen haben würde, sich im hohen Alter einer Aufgabe zu unterziehen, die, sollte sie mit Ruhm durchgeführt werden, die Kraft und Thätigkeit der besten Jahre erforderte. *) Als er die Sternwarte bezog, fand sich kein Instrument mehr daselbst vor, weil die Erben Flamsteeds sich der sämmtlichen Einrichtung als Eigenthum des Verstorbenen bemächtiget hatten, und auch gegen die Einsprüche der Regierung ihr Recht vor dem Gesetze geltend machten. Zwar wurde sogleich dem Astronomen eine Summe von 500 Pf. zur Wiedereinrichtung der Sternwarte angewiesen; aber nur langsam ging die Anschaffung neuer Instrumente von Statten. Fast zwey Jahre vergingen, ehe das erste Instrument, ein Mittagsrohr, aufgestellt werden konnte, und nach fünf Jahren konnten noch keine Deklinationen gemessen werden.

Im Jahre 1726 zeigte Halley der königl. Societät an, daß die von der Regierung angewiesenen Geldmittel bereits erschöpft wären, und bat, man möchte zur Prüfung der von ihm vorzulegenden Rechnungen eine Kommission ernennen. Der in Folge der Erfüllung seines Wunsches erstattete Kommissionsbericht bildet für uns ein höchst interessantes Dokument, weil wir daraus die damaligen Verhältnisse der Sternwarte vollständig kennen lernen. Ein Beobachtungszimmer am westlichen Ende des Hauses enthielt das Passage-Instrument mit einer Uhr: das große Beobachtungszimmer war mit einer Monatuhr und drey Fernröhren von 9, 16 und 24 Fuß Länge, wozu zwey Mikrometer gehörten, ausgestattet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Nr. 31. des gegenwärtigen Jahrgangs dieser Anzeigen.

*) Als Flamsteed ungeachtet seines hohen Alters sein Amt nicht niederlegen wollte, machte ihm Halley dieses zum Vorwurfe, und stellte den Grundsatz auf, daß Niemand zum Astronomen mehr geeignet wäre, sobald er das sechzigste Jahr erreicht hätte (Baily, An Account of the Rev. J. Flamsteed etc. pag. 335). Halley ahmte dem Beyspiele seines Vorgängers nach, und behielt seine Stelle bis an sein Ende.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Der National-Oekonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizey ꝛc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Sind auf solche Weise alle Hindernisse beseitigt, welche der scharfen Berechnung des jährlichen Entgangs am reinen Ertrage eines Gutes im Wege stehen, so sind auch alle Beschwerden gehoben, welche Grundabgaben dem neuen Käufer eines Grundstücks bringen könnten. Die Klagen, welche auch gegen fixe jährliche oder solche Abgaben erhoben werden, die sich genau auf ständige Jahresabgaben zurückführen lassen, beruhen auf einem Irrthum, dessen Bekämpfung um so wichtiger ist, als seine praktischen Folgen dem Grundbesitzer offenbar Schaden drohen. Er läßt sich in wenigen Sätzen aussprechen, deren Anwendbarkeit auf alle grundherrlichen Abgaben, also auch auf fixe Grundrenten man so wenig in Zweifel zieht, daß sie Zachariä selbst in der obenerwähnten Schutzschrift (S. 150.) folgendermassen zugestehet:

„Freyheit des Eigenthums ist das Lebensprincip des Arbeitsfleißes. Nur wenn ein Jeder im Volke über das Seinige nach Gefallen schalten und walten kann, nur wenn ein Jeder hoffen darf, zu ärnten, wo er gesäet hat, kann und wird der Wohlstand des Volks im Ganzen rasch und stetig fortschreiten. Der Landmann nährt alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft; er nährt sie im Schweiße seines Angesichts; es ist daher eben so billig als räthlich, ihn zum Arbeiten aufzumuntern, seine Lage möglichst zu verbessern. Jedoch die grundherrlichen Lasten sind nicht blos in so fern unheimlich, als sie den Landmann in der Freyheit, über seine Besitzungen zu verfügen, und in dem Genusse der Früchte seiner Arbeit beschränken und so dem Arbeitsfleiße seine Reizmittel entziehen; sie wirken, wenigstens zum Theil, dem Streben, den Werth der Grundstücke durch Besserung derselben zu erhöhen, sogar direct entgegen."

Ganz in ähnlicher Weise sagt das K. Würtembergische Edict vom 18. November 1817, die Umwandlung und Ablösung der sogenannten „Feudalabgaben" betreffend:

„Die Landeskultur könne nur in dem Grade blühen, als das Grundeigenthum frey ist, und als der Landbauer, in seiner Thätigkeit nicht gehemmt, die Früchte seiner mühevollen Arbeit voll ärnten kann. — Zwar senen die Feudalabgaben weniger beachtet, sie untergrüben aber dennoch den Wohlstand der Landbauer — man vertraue daher auf die Berechtigten, daß sie die kleinen Opfer, welche die Vollziehung dieser Maßregel denselben kosten könne, dem Wohl des Ganzen willig darbringen." *)

In gleicher Art sagt O. F. R. Günther (Nationalökonom 1836. I. 441), man huldige jetzt in Süddeutschland dem Grundsatz: „das Grundeigenthum soll frey seyn von Grundrenten als wahre(n) Reallasten" und versichert:

„bey praktisch richtiger und ungestörter Ausführung dieses Grundsatzes werden sowohl für den Pflichtigen, als für den Berechtigten die Vortheile groß seyn;"

worin aber diese Vortheile bestehen, giebt er nirgend an. In der That zeigt die nähere Betrachtung, daß der Satz, Grundrenten hemmen den Landbauer

*) Sie bestanden unter andern in der Annahme des 20fachen Betrags als Ablösungskapitals fixer Renten und in der Herabsetzung der ständigen Gülten auf ein Fünftel des Reinertrags des belasteten Grundstücks. Die Standesherrn widersetzten sich bekanntlich, und das Edict konnte nicht ausgeführt werden.

in seiner Thätigkeit, und entziehen ihm einen Theil der Früchte seiner mühevollen Arbeit, wenn man ihn auch auf fire Abgaben bezieht, nur eine von den vielen Behauptungen ist, welche über wirthschaftliche Verhältnisse wie unbestreitbare Erfahrungssätze von Mund zu Mund gehen, während sie doch kaum den Werth von Wetterregeln haben, die man ohne physikalische Bildung aus der täglichen Anschauung von Sonnenschein, Wind und Regen ableiter.

Wenn der Landwirth beym Gutskauf die Jahresabgabe in ihrem vollen Kapitalwerthe in Anschlag gebracht, und nur den Theil des Gutsertrags gezahlt hat, der ihm selbst verbleibt, so befindet er sich in ähnlicher Lage, einmal mit dem, der um gleichen Kaufschilling ein unbelastetes Gut kauft und dazu noch ein anderes pachtet, dessen Pachtgeld jener Grundrente gleich ist; sodann aber auch mit dem, der ein lastenfreyes Gut von gleichem Gesammtertrage kauft, zur Abtragung eines Theils des Kaufschillings aber ein Kapital borgt. In allen drey Fällen hat der Gutskäufer nicht genug eigenes Vermögen, um einen Grundbesitz von bestimmter Größe sich zur Bewirthschaftung zu verschaffen; in allen dreyen wendet er neben seinem eigenen noch fremdes Kapital an. Was dann die vereinten Kapitale an Ertrag gewähren, ist nicht allein die Frucht der Arbeit und der eigenen Kapitale des Landbauers, sondern zugleich der angewendeten fremden Kapitale, und was deren Eigenthümer aus diesem Ertrage an Grund-, Pacht- oder Leihzinsen beziehen, beeinträchtigt keineswegs das, was dem Landwirth angehört, sondern ist blos ein Aequivalent für die von jenen zur Production hinzugegebenen Kapitalnutzungen. Aber nicht blos keinen Schaden kann dem Landbauer diese Zinszahlung bringen, sondern das fremde Kapital setzt ihn in Stand, eine Wirthschaft von solcher Ausdehnung zu führen, daß sein Fleiß und seine Kenntniß einen Spielraum erhalten, in welchem sie ihm auf seinen Antheil mehr einbringen, als er, beschränkt auf sein eigenes Kapital, zu erwerben vermochte. Erst durch die Zuziehung von fremdem Kapital vermag der Landbauer seine Thätigkeit frey zu entwickeln und die Früchte seiner Arbeit „voll" zu ärnten; ohne dasselbe müßte er entweder ganz auf selbstständigen Betrieb der Landwirthschaft verzichten oder er könnte seinen Erwerbfleiß nur in einer Beschränkung anwenden, die es ihm gerade unmöglich machte, aus seiner „mühevollen" Arbeit möglichst viel Frucht zu ziehen.

Vergleicht man aber die drey angeführten Formen der Zuziehung von fremdem Kapital zur landwirthschaftlichen Production, so überzeugt man sich leicht, daß die erste, das System der fixen Grundrenten dem Wesen und Bedürfniß der Landwirthschaft am besten entspricht. Das Pachtsystem kommt in Süddeutschland wenig vor; jedenfalls ist aber der Pächter übler daran, als wer einen Theil seines Gutswerths, oder vielleicht das ganze Gut gegen Entrichtung einer fixen Rente eigenthümlich erwirbt. Der Pächter ist immer in Gefahr, das Gut, wenn er es verbessert, trotz der pünctlichsten Zinszahlung zu verlieren, oder wenigstens nach Ablauf der Pachtzeit gesteigert zu werden; sein Interesse ist also, dasselbe gegen Ende der Pachtzeit möglichst auszusaugen, was zugleich ein Nachtheil für die Nation im Ganzen ist. Der Rentenpflichtige weiß, wie der Pachter, genau was er jährlich zu geben hat; so lange er aber die Rente entrichtet, bleibt er ungestört im Genuß des fremden Gutsantheils. Hierbey kann die Wirthschaft diejenige Stetigkeit gewinnen, welche der Landbau erfordert; die Verbesserungen sind zum alleinigen Vortheil des Besitzers und was durch sie das Gut an Werth zunimmt, bleibt beym Verkauf ihm allein.

Das Letztere findet zwar auch statt beym Darlehenssystem, das den alten Rentencontract mehr und mehr verdrängt hat: aber dem Schuldner kann man das Kapital aufkünden, was zur Folge hat, daß er beym Steigen des Leihzinses ebenfalls einen höhern Zins geben muß, beym Sinken nur dann im Stande ist, auch seinen Zins herabzusetzen, wenn

er die Kosten nicht scheut, welche die Aufnahme eines neuen Anlehens verursacht. Ueberdieß kann er auch ohne Aenderung im Zinsfuße genöthigt seyn, das Kapital zurückzugeben, was in Zeiten, wo der Ertrag und Werth der Güter niedrig steht, ihn leicht zu einem Verkauf des Guts zwingen mag, bey dem sein eigener Antheil am Gutswerth verloren geht; wogegen er beym Rentensystem ruhig fortwirthschaften könnte bis auf Zeiten, wo mit dem Preise der Erdfrüchte der Gutswerth wieder stiege und sein in demselben anliegendes Kapitalvermögen sich wiederherstellte. Dazu kommt noch, daß in Mißjahren von fixen grundherrlichen Abgaben (wie von Pachtzinsen) Nachlaß bewilligt wird, Leihzinsen *) jedes Jahr gleich viel betragen.

Absolute Freyheit des Grundeigenthums, d. h. das Verlangen, daß kein Boden angebaut werde, als von dem, der ihn allein und ohne Anspruch Anderer im Vermögen hat, ist ein Unding, und würde nicht blos dadurch dem Interesse des Landbaues widersprechen, daß sie zur äußersten Zerstückelung und Mobilisirung des Bodens führte, sondern vornehmlich darum alle landwirthschaftliche Betriebsamkeit lähmen, weil Keiner, dem bey Fleiß und Geschicklichkeit eigenes Kapital fehlte, sein Talent auf diesen Hauptzweig der Production anwenden könnte. Daß jedes Kapital und so auch Grund und Boden von dem angewendet werden, der es am nutzbarsten zu machen und beym größten Gesammtertrag den größten reinen Gewinn daraus zu ziehen vermag, ist nur dadurch möglich, daß der Unternehmer im Stande sey, fremdes Kapital mitzubenützen. Unter den Arten aber, in denen fremdes Kapital zu Hülfe genommen werden kann, ist, wie gezeigt worden, gerade das System fixer Grundrenten dem Landbau am angemessensten: er läßt dem Landwirth alles, was er seiner Industrie verdankt, macht ihn vom Schwanken des Zinsfußes und Pachtzinses wie vom Geldbedürfniß oder den Grillen der Darleiher und Verpachter unabhängig, und erlaubt allein diejenige Stetigkeit der Bewirthschaftung, ohne welche der Landbau nie recht gedeihen kann.

Sind daher alle grundherrlichen Reichnisse in fixe Jahresrenten verwandelt, so ist alles geschehen, was man im Interesse des Landbauers wie der Agricultur wünschen kann. Nun auch die Ablösung der fixen Renten gebieten, „um das Grundeigenthum frey zu machen," heißt, einem völlig leeren und unpractischen Begriffe zu lieb, den Landwirth zwingen, eine günstigere Lage mit einer ungünstigeren zu vertauschen. Denn um plötzlich abzulösen, muß er entweder Land abtreten, oder ein Kapital borgen. Im ersten Falle wird seine Wirthschaft verkleinert, die Gebäude sind für den Rest der Felder zu groß, er muß seinen Viehstand verringern, der Gesammtgewinn, der ihm bisher verblieb, nimmt bedeutend ab, — es ist, als wenn ein Theil seiner Industrie werthlos gemacht wäre: nur wenn er die abgetretenen Grundstücke selbst wieder pachtet, kann er den Landbau in voriger Ausdehnung führen; allein um wie viel weniger ist hier seine Lage gesichert, um wie viel schlechter wird er die gepachteten Felder behandeln, als die eigenen, wie unwahrscheinlich ist es daher, daß man ihm die als Aequivalent des Rentenwerthes abgetretenen Grundstücke selbst wieder in Pacht geben werde! Geschieht dieß aber nicht, und legt man aus den abgetretenen Grundstücken neue Höfe zusammen, so braucht man neue Gebäude, die eine ganz unnöthige Kapitalausgabe verursachen, da die alten Wirthschaftsgebäude ausreichten, und die ganze Frucht der Maßregel ist eine Vermehrung und daher eine durchschnittliche Verkleinerung der Wirthschaften, wobey Kapital und Industrie im Ertrage abnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aehnlich wie das System fixer Grundrenten wirkt ökonomisch das System der Vererbpachtung, wie dieß gegen die neuere Ablösungssucht klar nachgewiesen ist von Stelzner in den Mögelinischen Annalen 30r. Bd.

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Fortsetzung.)

Im Garten hatte Halley ein Gebäude errichten lassen, in dessen Mitte ein massiver viereckiger Pfeiler mit senkrechten Seitenflächen sich erhob. Die östliche Seitenfläche trug einen achtfüßigen Quadranten von Graham *) zur Beobachtung südlicher Zenithdistanzen; an der westlichen Seitenfläche sollte ein ähnliches aber noch nicht vollendetes Instrument zur Beobachtung nördlicher Zenithdistanzen befestiget werden. Indem die Kommission die Verwendung der angewiesenen Gelder billigte, gab sie ihr Gutachten dahin ab, daß zur Vollendung des zweyten Quadranten, und zur Anschaffung eines Instrumentes, womit auch ausser dem Meridian beobachtet werden könnte, über die früher bewilligten 500 Pf. noch eine weitere Summe von 200 Pf. erfordert werde. Auch diese Summe ist von der Regierung bewilliget worden.

Die Beobachtungen, welche Halley hinterlassen hat, sind in vier kleinen Quartbänden aufgeschrieben. Vom Herbste des Jahres 1721, wo die Beobachtungen anfangen, bis gegen Ende des Jahres 1725 kommen nur Meridian-Durchgänge oder Rectascensionsunterschiede, nahe am Meridian genommen, vor. Die Beobachtungszeiten sind durchgängig nur in ganzen Sekunden angegeben: der Gang der Uhren war unregelmäßig und wurde häufig geändert. Eine besondere Schwierigkeit bietet sich bey der Reduction des Halley'schen Tagebuches dar; sie besteht darin, daß alle Beobachtungen auf gleiche Weise aufgeschrieben sind, und nirgends bemerkt ist, welches Instrument gebraucht oder nach welcher Uhr die Zeit gezählt worden sey. Auch wird es schwer seyn, aus den Beobachtungen die nöthige Kenntniß der gebrauchten Fadennetze abzunehmen. Mit dem Ende des Jahres 1725, wo der achtfüßige Quadrant aufgestellt worden, fängt eine regelmäßige Aufzeichnung von Meridian-Durchgängen und Zenithdistanzen an, und zwar beyde nahe mit demselben Grade von Genauigkeit; denn so wie bey den ersteren eine Zeitsekunde die kleinste Einheit ist, so sind auch bey den letzteren die Winkel nur von 15″ zu 15″ abgelesen worden, mit Ausnahme weniger Fälle, wo Halley die Hälfte dieses Betrages geschätzt hat.

Was den Gegenstand der Beobachtungen betrifft, so beziehen sie sich fast alle auf den Mond und die Planeten, vorzugsweise aber auf den erstern Himmelskörper, dessen Lauf Halley zum Behufe der Längenbestimmung zur See besonders eifrig untersucht hat. Wie weit er hierin gekommen ist, lernen wir aus einem Vortrage kennen, den er vor der königl. Societät gehalten hat, und worin er sich Glück wünschen zu dürfen glaubt, „daß er nunmehr im Stande sey, den Ort des Mondes bis auf zwey Minuten richtig voraus zu berechnen.“ In den Tagebüchern kommen auch einige Sonnen- und Mondesfinsternisse und Sternbedeckungen vor.

Vergleicht man Hallens Instrumente und Beobachtungsmethode mit denen späterer Astronomen, so ergibt sich in Bezug auf die ersteren ein sehr ungünstiges Verhältniß: und selbst wenn man berücksichtiget, daß die stete Wahl der Vergleichungssterne in derselben Parallele mit dem zu bestimmenden Himmelskörper allerdings einen vortheilhaften Umstand bildet, daß ferner die Zahl der Bestimmungen den wahrscheinlichen Fehler bedeutend vermindert, so lassen sich doch noch wenig erhebliche Resultate erwarten. Auch sind Hallens Beobachtungen der Zeit nach den Bradley'schen zu nahe, um durch die Länge der dazwischen liegenden Periode einigermassen zu ersetzen, was an Genauigkeit fehlt. Demnach drückt auch Hr. Baily seine Ansicht aus, daß die Ergebnisse der Beobachtungen kaum der Mühe lohnen würde, welche erforderlich wäre, um ihre Reduction zu bewerkstelligen: aus eben demselben Grunde hält er es auch für zwecklos, sie in ihrer ursprünglichen Form durch den Druck bekannt zu machen. Damit sie aber theils als ein historisches Document überhaupt, theils auch als eine Quelle möglicher Aufschlüsse für künftige astronomische Forschung, sicher der Nachwelt aufbewahrt werden, hat die Admiralität, auf Veranlassung des Hrn. Baily, eine genaue Abschrift davon nehmen lassen, welche nach sorgfältiger Vergleichung mit dem Original, nunmehr in dem Archive der Astronomischen Societät niedergelegt ist.

(Schluß folgt.)

*) Dieser Quadrant war von Eisen; er wurde im Jahre 1753 mit einer neuen Theilung von Bird versehen und nach Norden gewendet. Bradley, Maskelyne und Pond bedienten sich dieses Instrumentes und erst durch die im Jahre 1812 errichteten Mauerkreise wurde dasselbe nach fast neunzigjährigem Gebrauche verdrängt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Der National-Oekonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizey ꝛc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Dabey setzen wir voraus, der Grundherr bewirthschafte die erhaltenen Grundstücke selbst; kann er dieß nicht, so muß er sie verpachten, abermals gegen Grundabgaben verleihen, oder vererbpachten; in den letzten beyden Fällen hat man wieder mit Grundrenten belastete Güter, im ersten noch abhängigere Landwirthe, als die früheren Rentenpflichtigen.

Im andern Falle, wenn der Landmann zur Ablösung Kapital borgt, ist die Störung in der Wirthschaft minder groß; aber die Nachtheile, welche Hypothekarschulden, im Vergleiche mit Grundrenten, mit sich führen, sind doch zu bedeutend, als daß man nicht auch eine solche Umwandlung dringend widerrathen sollte.

Ist die Ablösung fixer Grundrenten frey gegeben, so zeigen die Grundbesitzer selbst denn nur wenig Interesse dafür, wenn die Bedingungen bis zur Unbilligkeit gegen den Rentenberechtigten günstig sind. Dieß lehrt die Erfahrung im Großherzogthum Baden, wo nach dem Gesetz von 1820, wenn der Rentenpflichtige die Rente aufkündet, der 18fache, wenn der Berechtigte, der 15fache Betrag derselben baar zu entrichten ist. Wer also jetzt 100 fl. Rente schuldig ist, entrichtet baar 1800 fl., für die er zu 4 Proc. nur 72 fl. Zins zu zahlen hat; es bietet sich also jedem Ablösenden ein Ersparniß von 28 Proc. der Jahresrente an, oder, wenn man die 100 fl. Rente zu 4 Proc. zu Kapital erhebt, wo sie dann 2500 fl. werth sind, eine Verminderung seiner Kapitalschuld um 700 fl. Gleichwohl geht auch dort die Ablösung der Renten nur sehr langsam von statten; offenbar weil man sich selbst unter diesen günstigen Umständen scheut, eine Rentenschuld in einen Leihzins zu verwandeln, baare Ersparnisse aber der Landwirth meist mit mehr Vortheil zum Erwerb neuer Grundstücke oder zur Verbesserung seiner Wirthschaft anwendet, als auf die Ablösung der Rente, selbst wenn sie ihm, wie hier, einen Zins von 5 ⅔ Proc. des Ablösungskapitals verspricht. Wie unlieb es dem Landmann ist, Behufs der Rentenablösung ein Anlehen aufzunehmen, ersieht man am besten aus dem in der vorliegenden Zeitschrift (1836. I. 503), wie es scheint beyfällig, angeführten Vorgang. Da nämlich nach dem 18fachen Betrag nur wenig abgelöst wird, so hat man in dem Badischen Theile der Standesherrschaft Löwenstein den Grundholden statt der baaren Zahlung der 18fachen Rente angeboten, sechs und dreyßig Jahre lang 6 Procent dieses Ablösungskapitals, nämlich 4 Proc. Zins und 2 Proc. zur Tilgung zu entrichten; dieß „erfreue sich einer solchen Popularität, daß keine Woche verstreiche, ohne daß neue Anmeldungen zur Ablösung erfolgen.“ Und doch entrichtet in diesen 2 Proc. der Grundhold statt des 18fachen Betrages der Grundrente beynahe den 28fachen, nämlich statt 100 fl. Kapital besitzt der Grundherr am Ende des 36ten Jahres

etwas über 155 fl. Bey 4 Proc. Zinseszinsen wären 36 Jahre lang nicht 2 Proc., sondern nur 1,29 Proc. erforderlich, um 100 fl. zu tilgen. Um also nicht ein Baarkapital borgen zu müssen, will man lieber in Form einer Rente 55 Proc. mehr zahlen, als dieses Anlehen betrüge!

Ist dem also, so wird man sich nicht wundern, wenn in andern Staaten, wo man gegen den Rentenberechtigten billiger verfahren und die Ablösungssumme dem wahren Werthe einer so sichern Rente näherzu gleichgesetzt hat, z. B. auf den 25 fachen Betrag der Rente wie in Preußen und bey den Staatsgrundrenten in Bayern, so viel wie nichts abgelöst wird. Auf ähnliche Weise werden in England fixe Grundrenten als die vortheilhafteste Art der Vergeltung von fremdem Kapital betrachtet, das man bey der Landwirthschaft nöthig hat, und man hütet sich wohl, sie in andere minder günstige Formen umzuwandeln. Ist doch dort seit vierzig Jahren die Grundsteuer selbst ablösbar und nur wenig wirklich abgekauft, und ungestört besteht der Rentenverkauf als übliche Vertragsart auf der Insel Jersey. *)

Aus alle dem geht nun wohl mit überzeugender Klarheit hervor, daß, wenn einmal alle grundherrlichen Leistungen in fixe Renten verwandelt sind, eine gesetzliche Verfügung ihrer Ablösung in Land oder durch ein Baarkapital für den Landwirth selbst höchst nachtheilig wäre; so wie, daß nicht bloß kein Grund vorhanden ist, die neue Creirung auch fixer Grundrenten zu verbieten, wie es in dem k. Würtembergischen Edikt von 1817 geschieht, sondern daß es vielmehr für den Landwirth höchst erwünscht wäre, wenn statt des Systems der Hypotheken-Anlehen der alte Rentencontract wieder mehr in Uebung käme.

Zu 2) Zu aller Zeit mußte die Erfahrung, daß fast kein Grundhold ablösen will, wenn er den vollen Werth der Grundabgabe baar zu entrichten hat, auf den Irrthum aufmerksam machen, in welchem man sich in Bezug auf die vermeintliche Schädlichkeit wenigstens fixer solcher Abgaben befand und die Versicherung des oben angeführten k. Würtembergischen Edikts, die Grundabgaben untergrüben dennoch den Wohlstand des Landmannes, obgleich sie weniger beachtet würden, bekennt es genau genommen mit klaren Worten, daß man über die Sache nicht im Reinen sey: denn wie könnte eine Einrichtung Jahrhunderte hindurch den Wohlstand der Landleute untergraben und doch keine Aufmerksamkeit erregen? Um daher den Landwirthen die Wohlthat der Ablösbarkeit fixer Renten einleuchtender zu machen, hat man sie hier und da niedriger in Anschlag gebracht, als sie, verglichen mit gleich sicheren Leihzinsen, zu stellen sind, das heißt, man hat den Berechtigten einen Theil ihres bisherigen Vermögens genommen, um ihn den Pflichtigen zuzuwenden. Wie confus die Vorstellungen sind, die man sich von einer vollen Entschädigung der Berechtigten macht, lehrt schon der verschiedene Maßstab, nach welchem fixe Grundrenten in den verschiedenen deutschen Staaten abgelöst werden können. Auch die vorliegende Zeitschrift drückt sich hierüber durchaus unbestimmt aus. So findet z. B. der Redacteur (1836 I. 263), daß die neuen würtembergischen Ablösungsgesetz-Entwürfe volle Entschädigung gewähren. Bey Leibeigenschaftsabgaben sollte (nach Art. 13. des Gesetz-Entwurfes von 1833) der 20fache Betrag des reinen Ertrags der Bezüge gegeben werden, und um diesen zu finden, waren ausser den Gegenleistungen und Nachlässen noch 25 Proc. des Rohertrags als Verwaltungs-Aufwand und wegen des höheren Werths der Entschädigungsrente in Abzug zu bringen.

*) Es ist unter den Landleuten der Insel gebräuchlich, für ein Darlehen auf immer eine Grundrente in Korn zu verschreiben, die dann der Darleiher im Ganzen oder theilweise veräußern mag, so daß die einzelnen Quarters derselben von Jedem leicht gekauft werden können, der einiges Geld erspart hat. Monthly Rev. 1834, May, p. 130.

Worin dieser Mehrwerth liegen soll, ist nirgend gesagt, daß die Verwaltungskosten nur 14 — 15 Proc. betragen, gesteht der Redacteur (1835. II. S. 425) selbst zu, den 20fachen Betrag aber vertheidiget er mit den gesetzlichen Zinsfuß von 5 Proc. in einer Zeit, wo der Staat zu 3 ½ Proc. borgt! — Die Ständische Berathung setzte jenen Abzug von 25 auf 8 Proc. herab, wodurch also die abzulösende Rente sich um ⅕ erhöhte und der Maßstab des 20fachen Betrags minder unbillig erschien. Auf ähnliche Weise hatte der Gesetzentwurf als Entschädigung für den reinen jährlichen Werth der Frohnen nur den 16 und 15fachen Betrag dieses Werthes vorgeschlagen; das Gesetz erhöhte diese Sätze bey einem Werthe unter 3 fl., auf den 20fachen, bey höherem auf den 22 ½fachen Betrag des reinen jährlichen Werthes den Frohnen, also fast um 50 Proc. der von der Regierung vorgeschlagenen Summe, die sonach nicht wohl volle Entschädigung kann enthalten haben. Ganz dasselbe fand statt bey Beeden und andern alten Abgaben. Denn statt des 20fachen Betrages, den der Entwurf hatte, bewilliget das Gesetz bey allen über 5 fl. betragenden Summen den 22 ½fachen.

Das großherz. hessische Gesetz über die Ablösung von Grundrenten (1836, II. 255) gewährt den 18fachen Brutto-Betrag der Grundrente als Ablösungskapital; wie sich diese Summe zu der Würtembergischen verhält, ist nicht genau zu ermitteln; sie möchte indeß leicht mehr betragen als letztere.

Diese Verschiedenheit der Veranschlagungen des Werthes fixer Grundrenten veranlaßt uns, auf den oben entwickelten Begriff einer vollen Entschädigung zurückzugehen. Nach ihm muß sich dem Berechtigten in der Entschädigung eben die Summe von Tauschgütern mit gleicher Sicherheit darbieten, die er in der Rente genossen, und sein Vermögen muß in der neuen Form dieselbe Beständigkeit des Tauschwerths haben, wie als Grundrente.

(Fortsetzung. folgt.)

Memoirs of the Royal Astronomical Society. Vol. VIII. London, 1835. 4. 330 Seiten.

(Schluß.)

XII. Observations of the Comet of 1830, made at Ascension Island by the late Captain Henry Foster R. N. F. R. S. Reduced by M. Henderson. S. 191 — 196.

Der Komet, welchen Gambart am 21. April 1830 in Europa zuerst entdeckt hat, war früher an verschiedenen Puncten der südlichen Hemisphäre mit unbewaffnetem Auge bemerkt worden. Auf der Insel Ascension hat ihn Kapitän Foster an vier Nächten beobachtet, wobey er theils den Sextanten, theils das Kreismikrometer gebrauchte. Die Beobachtungen hat Hr. Henderson reducirt und mit den Bessel'schen Elementen verglichen.

XIII. Some Remarks on the Greenwich Mural Circles. By M. Pond. Seite 197 — 198.

Dieser kurze Artikel ist in jeder Beziehung sehr unvollständig. Der Hr. Verf. sagt, daß er durch eine neulich bekannt gemachte Denkschrift *) des Hrn. Prof. Airy veranlaßt worden sey, zu untersuchen, ob die Greenwicher Mauerkreise ähnlichen Anomolien unterworfen wären, wie der eben genannte Astronom an dem Cambridger Mauerkreise wahrgenommen habe. Er äußert ferner, daß anfangs mehrere Wochen lang der Kreis von Jones mit dem von Troughton verglichen eine regelmäßig von Norden nach Süden zunehmende Differenz gezeigt habe, welche auf einmal verschwunden sey: auch meint er, daß die Kreise jetzt nicht mehr in dem vollkommenen Zustande sich befänden, in welchem sie waren, als der Hauptkatalog verfaßt wurde. Am Ende ist eine Tabelle beygefügt ohne Erklärung, ohne Angabe der Zeit und Zahl der Beobachtungen, ohne darauf be-

*) Wahrscheinlich ist Hrn. Prof. Airy's Abhandlung, On the latitude of Cambridge Observatory in den Transactions of the Cambridge Philosophical Society Vol. V. Pt. II. hier gemeynt.

gründete Folgerung. Zwar ist es nicht schwer, die Bedeutung der Tabelle zu entziffern, indessen scheint sie nicht geeignet, über den Gegenstand der Untersuchung zu entscheiden. Auch wird wohl ein Mißverständniß zu Grunde liegen, wenn der Herr Verf. die veränderlichen Fehler der Greenwicher Kreise denselben Ursachen zuschreiben zu müssen glaubt, welche an dem Cambridger Kreise eine so constante und regelmäßige Wirkung geäußert haben.

XIV. Astronomical Observations. S. 199— — 270.

Es gehört zu den Zwecken der Societät, die theils von ordentlichen Mitgliedern, theils von auswärtigen Astronomen eingesendeten Beobachtungen in den Denkschriften bekannt zu machen. Der vorliegende Band bietet eine ziemlich reichhaltige Sammlung dar. Indessen glauben wir eine nähere Anzeige des Inhaltes unterlassen zu müssen, weil einerseits die Mannigfaltigkeit der Beobachtungen (sie sind in vierzehn Klassen eingetheilt) zu große Weitläufigkeit erfordern würde, andrerseits aber Beobachtungen ohne Resultate wenig Interesse gewähren können.

Report of the Council of the Society to the fourteenth annual General Meeting, Febr. 14, 1834.

Report of the Council to the fifteenth annual General Meeting, Febr. 13. 1835.

Obwohl die Jahresberichte der Societät, als nicht zu dem wissenschaftlichen Inhalte des vorliegenden Bandes gehörend, hier ohne Erwähnung übergangen werden dürften, so glauben wir doch in dem mächtigen Einfluße dieses wissenschaftlichen Vereines eine hinlängliche Veranlassung zu finden, bezüglich auf den Bestand und die Wirksamkeit desselben die vorzüglichsten Momente hervorzuheben.

Die astronomische Societät, im Jahre 1820 unter Leitung des ehrwürdigen Sir W. Herschel gebildet, und zum Theile aus sachgelehrten, zum Theile aus Freunden der Wissenschaft bestehend, erfreute sich schon vom Anfange einer unerwarteten Theilnahme. Bedenkt man einerseits die nicht unbedeutenden pecuniären Verpflichtungen der ordentlichen Mitglieder, andererseits die geringe Verbreitung derjenigen Kenntnisse, welche zur Würdigung des Zweckes der Societät erforderlich waren, so muß es als ein höchst günstiges Resultat angesehen werden, daß schon bei der ersten Versammlung 119 Mitglieder zusammengetreten sind. Mit jedem folgenden Jahre nahm auch die Zahl derselben zu, so zwar, daß sie zur Zeit, als der letzte oben angezeigte Bericht erstattet wurde (1835) schon 292 betrug. Im Jahr 1832 wurde die Societät durch eine königliche Urkunde als Korporation mit mancherlei Rechten und Privilegien constituirt, und erhielt kurze Zeit darnach durch die Liberalität der Regierung ein geräumiges Local in Somerset-House.

Mit der Fortdauer und Vermehrung der Societät wurde auch ihr Einfluß unter der umsichtigen Leitung eines Herschel, Baily, Airy, Brisbane, Babbage u. a. erweitert und befestiget. Nicht blos eine Reihe schätzbarer Denkschriften, größtentheils sehr gediegenen Inhaltes, haben wir derselben zu verdanken; auch durch Anregung und Unterstützung astronomischer Thätigkeit überhaupt, wie durch Gewinnung der öffentlichen Aufmerksamkeit für ihre Wissenschaft trug sie wesentlich zur Verbreitung und Förderung derselben bei. Man bedenke, was Großbritannien an astronomischen Hülfsmitteln und Anstalten seit 1820 gewonnen hat! Die Errichtung einer trefflichen Sternwarte in Cambridge, die wohlthätige Reorganisation der Greenwicher Sternwarte, die Wiederbelebung einer vielversprechenden Anstalt in Edinburg, die neu begonnene Thätigkeit der Anstalt in Armagh, die in mehrfacher Hinsicht so wichtige Gründung von Sternwaten in fernen Welttheilen, in Paramatta, am Kap der guten Hoffnung, in Bombay, Madras, St. Helena; endlich die von Privatmännern zum Theil mit großem Aufwande eingerichteten Sternwarten in Slough (Sir J. Herschel), in Kensington (Sir J. South), in Bedford (Capt. Smyth), in Blackheath (Mr. Dawes) — alle diese Unternehmungen haben, wenn nicht ihre unmittelbare Veranlassung, doch wenigstens einen entfernten Grund in dem Einflusse der astronomischen Societät.

Indem die zwey vorliegenden Jahresberichte des Ausschusses durch eine umständliche und eines gedrängten Auszuges nicht wohl fähige Darstellung eine Bestätigung des fortdauernden blühenden Zustandes der Societät und ihrer ununterbrochenen Thätigkeit gewähren, finden wir darin zugleich das Andenken der verstorbenen ordentlichen und auswärtigen Mitglieder (die letzteren sind Legendre, Brioschi, Caturegli, Bauza, Soldner und Harding) durch eine kurze Uebersicht ihrer wissenschaftlichen Verdienste geehrt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Der National-Oekonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizey ꝛc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Fortsetzung).

Gewöhnlich vergleicht man nun die Rente mit sichern Leihzinsen, und erhebt dieselbe nach einem niederen Zinsfuße zu Kapital. So geschah es z. B. bey den Staatsgrundrenten in Bayern, als sie während des laufenden Zinsfußes von 5 Proc. im 25fachen Betrage für ablösbar erklärt wurden. *) Folgerichtig sollte hier der Ablösungszinsfuß mit dem laufenden steigen und fallen und z. B. auf 3 Proc. oder doch $3\frac{1}{2}$ Proc. herabgehen, wenn der laufende 4 Proc. ist, und umgekehrt.

Es läßt sich indeß dagegen einwenden, daß auf solche Weise für die Sicherung der Rente nicht genug gesorgt sey. Dieser Maßstab setzt nämlich voraus, daß der Leihzins aus keiner andern Ursache steige oder falle, als weil das Kapital dem Borger mehr oder weniger Gewinn verschafft. Ist dieß richtig, so ist allerdings mit dem Sinken des Zinsfußes ein Steigen des Werthes von Grund und Boden und Grundrenten verbunden; und umgekehrt wird der Boden weniger werth, wenn umlaufendes Kapital (das man gewöhnlich nur in seiner allgemeinsten Form, dem Gelde, auffaßt) bey gleicher Sicherheit mehr Zins giebt. Es kann aber auch der Leihzins steigen, weil die öffentlichen Verhältnisse den Darleiher bedrohen, oder weil für gewagtere Unternehmungen viel Kapital begehrt wird, wie es unter bürgerlichen Unruhen und während eines Krieges der Fall ist; umgekehrt wird der Zinsfuß sinken, wenn sich der Friede und mit ihm die Sicherheit der Unternehmungen wieder herstellt, denen der Kapitalist sein Vermögen anvertraut. Dieses Steigen und Fallen des Zinsfußes hat nun keineswegs immer ein proportionales Fallen und Steigen des Boden- und Rentenwerthes zur Folge; sondern wenn in solcher Weise der Leihzins steigt, nimmt oft die Nachfrage nach Grund und Boden und Grundrenten, als nach den allein sicheren Arten des Kapitals, so zu, daß man sie sogar theuerer oder wenigstens nicht wohlfeiler kauft, als bey niedrigerem Zinsfuße; sinkt dieser im Frieden, so ist man wieder eher geneigt, sein Kapital in Handels- und Gewerbs-Unternehmungen oder auch in Staats-Anlehen anzulegen und der Boden steigt nicht in dem Maße im Werthe, als man es nach Verhältniß des gesunkenen Zinsfußes erwarten mußte, ja er sinkt vielleicht sogar. *)

*) Seitdem diese Anordnung getroffen, hat sich der Zinsfuß, zu welchem der Staat borgt, auf $3\frac{1}{2}$ Proc. gestellt. Höher kann weder die Schuldentilgungskasse die bey ihr angelegten Ablösungssummen verzinsen, noch ist es denkbar, daß sie höheren Ertrag gewähren, wenn man sie auf Ankauf von Grundstücken oder anderer Renten anwendet. Bey jeder Ablösung fixer Grundrenten wird daher jetzt das Staatseinkommen um $\frac{1}{8}$ oder $12\frac{1}{2}$ Proc. geschmälert, was im §. 7. Tit. III. der Verfassungs-Urkunde ausdrücklich verboten ist. Es fragt sich also, ob diese Norm bey der Ablösung von Staatsgrundrenten fortbestehen könne.

*) Die Erfahrung der Kriegs- und Friedenszeiten des

Soll nun dem Rentenbesitzer volle Entschädigung werden, so muß er im Stande seyn, mit dem Ablösungskapitale sich zu jeder Zeit einen seiner Rente gleichkommenden und gleichsichern Kapitalertrag zu verschaffen: ein solcher ist nur der Ertrag des Bodens: er muß sich also immer so viel Boden kaufen können, als ihm ohngefähr gleichviel Reinertrag, wie die Rente gewährt. Dieß vermag er aber nicht, wenn der Ablösungs-Zinsfuß mit dem laufenden Zinsfuß steigt und fällt. Billiger scheint es daher, der Ablösung für immer einen Zinsfuß zum Grund zu legen, der etwas über dem niedrigsten steht, zu welchem man mit völliger Sicherheit und ohne Beschränkung in der Wiedererlangung des Kapitals in ruhigen Zeiten darleiht. Dieß ist gegenwärtig in Deutschland, wie die Sparkassen lehren, *) nicht über $3\frac{1}{3}$ Proc. Das Aequivalent für eine fixe Grundrente scheint daher, ohne Verlust für den Berechtigten, nicht unter den 30fachen Betrag derselben gesetzt werden zu dürfen. Unständige Renten, deren Fixirung dem Berechtigten offenbar Vortheil bringt, könnten dann vielleicht im 25fachen Betrage ihres jährlichen Durchschnittswerthes angemessen vergolten seyn. Wie nachtheilig für den Pflichtigen die baare Erlegung eines solchen Ablösungskapitals auch seyn möchte, so könnte es doch leicht in Annuitäten aufgebracht werden, wenn eine Kasse zur verzinslichen Ansammlung der letztern vorhanden ist. Denn so zahlt der Grundhold jenen 30fachen Betrag seiner Rente schon ab, wenn er 33 — 34 Jahre lang statt bisheriger $3\frac{1}{3}$ fl. Grundrente, 5 fl. giebt, wovon der Grundherr, wie bisher $3\frac{1}{3}$ fl. erhielte, $1\frac{2}{3}$ fl. aufgespart würden. Dabey sind $3\frac{1}{2}$ Proc. Zinsen an der Tilgungskasse gerechnet. Wollte er aber statt 5 fl. nur 4 fl. jährlich entrichten, also nur $\frac{2}{3}$ Proc. zur Tilgung, so wäre doch in etwa 54 Jahren die Grundlast abgelöst.

Wie der reine Ertrag fixer Bezüge und der Durchschnittsbetrag unständiger Renten zu finden sey, erforderte eine specielle Betrachtung der verschiedenen Rentengattungen, die hier zu weit führen würde. Nur eine hierbey vorkommende Frage erlaubt eine allgemeine Erörterung, die nämlich: ob von dem jährlichen Rentenertrag die Verwaltungskosten abzuziehen und nur der Rest als reines Einkommen des Berechtigten zu vergelten, oder ob die Entschädigung nach dem Rohertrage der fixen oder durchschnittlich berechneten Jahresrente zu bestimmen sey?

Die k. würtembergischen Ablösungsgesetze verlangen die Abrechnung der Verwaltungskosten; das angeführte großherzoglich hessische Gesetz bestimmt das Ablösungskapital nach dem Rohertrag der fixen Gefälle. Wie unsicher man in der Schätzung dieser Kosten ist, haben wir bereits oben gezeigt. Denn wenn ein Gesetzentwurf 25 Proc., das Gesetz selbst nur 8 Proc. des Rohertrags als Verwaltungskosten anerkennt, so fehlt es doch wohl an einem Maßstab für dieselben. Auf der andern Seite bedarf es keiner Ausführung, daß wenn alle Gefälle nach dem durchschnittlichen Rohertrag gleichgeschätzt werden, die Entschädigung, je nach den Verwaltungskosten, bey einigen mehr, bey andern weniger beträgt. Es scheint daher wichtig, einen Unterschied zu beachten, der zwischen den Verwaltungskosten sich findet. Kosten nämlich, die der Berechtigte aus dem Betrag der Rente darum aufwenden muß, um der Prästation des Pflichtigen erst die Form zu geben, in der er sie zur Befriedigung seiner Bedürfnisse oder zum Ankauf des eigenen Bedarfs verwenden kann, sind eine Schmälerung der Rente, für die er keinen Ersatz verlangen kann, wenn er ein Kapital empfängt, dessen Leih- oder Pachtzinsen ihm denselben Reinertrag ohne ähnlichen Vorabzug gewähren.

---

gegenwärtigen Jahrhunderts bestätigt diese allgemeine Erörterung.

*) Die bayerischen Sparkassen können ohne Zuschüsse nicht mehr als 3 Proc. geben, wenn einmal die Staatskasse ihre Kapitale nur mehr zu $3\frac{1}{2}$ Proc. verzinset.

Anders scheint es sich bey solchen Kosten zu verhalten, welche für die bloße Erhebung und Verrechnung fixer Geldrenten auflaufen, die nicht erst noch eine technische oder merkantile Behandlung erfordern. Diese hat jeder Hauswirth bey dem Bezug seines Einkommens und wie auch die Entschädigung beschaffen sey, sie sind immer wieder aufzuwenden; ein Abzug auch dieser Kosten an der Rente, für welche Entschädigung zu geben, wäre daher ungerecht.

Zu 3) Auf die Frage, wer die Entschädigung zu leisten habe, scheint ganz einfach die Antwort zu seyn: derjenige, welchem ihre Aufhebung zu Gute kommt. Indeß hat dieser Grundsatz einige Ausnahmen und dann ist es nicht immer gerade der Abgabepflichtige, dem die Abschaffung Vortheil bringt. Ausnahmen sind in den meisten Staaten mit Recht bey allen persönlichen Leibeigenschafts-Abgaben gemacht worden, indem solche bald unentgeltlich, bald gegen Entschädigung aus der Staatskasse abgeschafft wurden.

Wichtiger ist der andere Fall, wo das Aufhören der Abgabe nicht dem bisherigen Pflichtigen selbst zu gute kommt. Dieß findet statt, wenn sie der Staat als Steuer behandelt und entweder forterhebt, oder, was eigentlich daßselbe ist, zur Ausgleichung neuer Steuern erläßt. War hier der Staat selbst der Rentenberechtigte, so findet bloß eine Aenderung des Namens der Abgabe statt; war die Abgabe Privat-Eigenthum, so hat nicht der Pflichtige, sondern der Staat, der sie als Steuer forterhebt, Ersatz zu leisten. Dabey kann sich der Pflichtige in verschiedener Lage befinden. Kann er beweisen, bisher die Abgabe von seinem Grund und Boden bloß als Steuer und mit dem Rechte gegeben zu haben, sie bey neuer Besteuerung in Abzug zu bringen, so darf wohl kein anderer Weg der Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Berechtigten eingeschlagen werden, als der oben angegebene. Dieß fand, unseres Wissens, in Bayern in all den einzelnen Fällen statt, wo der Grundbesitzer urkundlich erwies, daß er um seiner Abgabe willen von der Grundsteuer frey sey: das Gefäll wurde um den Betrag der neuen Grundsteuer herabgesetzt. Man ist indeß in neuerer Zeit in einigen Staaten noch weiter gegangen und hat die Aufhebung auch solcher Gefälle auf Kosten des Aerars verlangt und angeordnet, bey denen ein specieller Beweis, daß sie als Steuer gezahlt werden, nicht möglich ist, sondern in deren Ursprung man nur im Allgemeinen die Steuerqualität zu erkennen glaubte. Am übereinstimmendsten werden Beeden und Vogteybezüge hierunter gerechnet und die vorliegende Zeitschrift enthält (1836. I. 67 — 76 und 441 — 455) einen Aufsatz vom Redacteur über die Ablösung der Beeden und ähnlicher älterer Abgaben in Würtemberg und vom Oberfinanzrath Günther über die steuerartige Natur einzelner Gattungen der Grundrenten.

Mit Recht bemerkt Hr. Moser (1836. I. 65) „daß bey der Armuth der Sprache und den schwankenden Begriffen von den Abgaben im Alterthume und im Beginne des Mittelalters überhaupt, es gewagt scheinen möchte, alle Leistungen, welche unter dem Namen Beeden vorkommen, den öffentlichen Abgaben zuzuzählen.“ Eben so verhält es sich mit den vogteylichen Gefällen.

(Schluß folgt).

Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie von James Forbes Esq., Professor an der Universität zu Edinburgh ꝛc., übersetzt und ergänzt von W. Mahlmann. Mit 3 Tafeln. Berlin bey Luderitz 1836.

Diese Schrift anzukünden hält der Referent um so mehr für geeignet, als sie unter den Schriften, die über den gegenwärtigen Zustand der Meteorologie erschienen sind, einen wichtigen Platz behauptet. Herr Mahlmann hat den von James Forbes bearbeiteten Gegenstand auf

eine solche Weise behandelt, daß ihm nicht etwa nur die Ehre eines sachkundigen Uebersetzers zukömmt, sondern vielmehr das Lob einer vollständigen Ergänzung gebührt.

Herr Mahlmann hat nämlich die Arbeit des Hrn. Forbes zwar als Grundlage vorausgesetzt, aber sie so umgestaltet, und durch Einreihung der von Kämtz, Dove, Ideler, Schübler u. a. seit 1833 gefundenen und aufgestellten Thatsachen so vervollständiget, daß die Uebersetzung eine weit umfassendere Arbeit bildet, als das Original. Referent ist überzeugt, daß Hr. Forbes sich freuen muß, daß seine Arbeit in die Hände eines solchen Uebersetzers gefallen ist. Hr. Mahlmann hat übrigens seine eigenen Zusätze aus deutschen Meteorologen, die dem Engländer ganz unbekannt waren, nicht etwa als oft lästige Anmerkungen und Nachträge gegeben, sondern sie in den Text des Originales so verwebt, daß sie zusammen ein ununterbrochenes Ganzes bilden.

Eine kurze Uebersicht wird den Sachkundigen von dem interessanten Inhalte dieser Schrift überzeugen.

Die Einleitung (1 — 18) beklagt mit Recht das weite Zurückgebliebenseyn der Meteorologie hinter den übrigen Naturwissenschaften. Die Ursachen sind a) daß die Meteorologie nur immer vereinzelt, und von Einzelnen getrieben wurde, b) daß das Chaos von angestellten Beobachtungen meistentheils mehr Sache der Liebhaberei, als einer wissenschaftlichen Tendenz war und ist, c) daß man als ausschließlichen Gegenstand der Meteorologie die Vorauskenntniß der Witterung ansah, daß man d) vor lauter oberflächlicher Beobachtung die Theorie vergessen hat, e) daß es an großen Gesellschaften und an Unterstützung von Seite der Regierungen fehlt.

Nur dann, wenn Astronomie, Geologie, Chemie, Pneumatik, Electricitätslehre und Wärmelehre auf Meteorologie im ganzen Umfange einwirken, und das „höchst wichtige, doch äusserst schwierige Problem ihrer Beziehung zu einer Luft-hülle genügend gelöst ist, wird die Meteorologie aufhören, auf einer unsichern Basis zu stehen und von empirischen Gesetzen und inconsequenten Schlüssen zu wimmeln."

Nach dieser Einleitung geht (S. 19 — 24) der Verfasser zur I. Untersuchung über die Beschaffenheit der Atmosphäre über, und erklärt die Dalton'sche Ansicht, daß die Bestandtheile derselben nicht chemisch miteinander verbunden, sondern „blos in mechanischer Verbindung darin enthalten sind, und daß jeder derselben sich genau in demselben Zustande befindet, als wenn er allein eine einfache Atmosphäre ohne fremde Beyhülfe bildete."

Daniell's merkwürdige Untersuchungen über diesen Gegenstand werden, als seit beträchtlicher Zeit bekannt, nur beyläufig erwähnt.

Ebenso

Th. v. Seaussure's Arbeiten über den veränderlichen Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäure, welcher dieser gemäß in der Höhe zunehmen soll. Man weiß aber, daß v. Humboldt und Gay-Lussac diese Veränderlichkeit in einer Höhe von 3900 und 20450 Fuß und in Paris nicht finden konnten.

II. Der zweyte Gegenstand, den diese Schrift (25 — 77) behandelt, ist die Temperatur.

Nach einer allgemeinen Beschreibung der Thermometer, (bey welcher wir nur das Maximum- und Minimum-Thermometer von Bellani neben dem Rutherford'schen vermissen) Angabe der Correction und Vergleichung des Queckfilber Thermometers mit dem Luftthermometer, Festsetzung der nothwendigen Rücksichten, bey der Beobachtung und Bestimmung der mittleren Temperatur, Andeutung der Wichtigkeit der zu wählenden Beobachtungsstunden, und der von Stunde zu Stunde fortgesetzten Beobachtungen, wie sie von Chiminello in Padua, von Reuber in Apenrade und im Fort Leith bey Edinburgh von der dortigen Besatzung angestellt worden sind, werden allgemeine Schlüsse über den Gang der höchsten, niedrigsten und mittleren Temperatur, den Einfluß der Hydrometeore, welchen Kämtz am vollständigsten untersucht hat, und der Winde mitgetheilt.

Hierauf werden Versuche, Gleichungen für die mittlere Temperatur aus der geographischen Breite zu finden, welche Tobias Mayer, Brewster, Atkinson, Kämtz und Schmidt angestellt haben, die Lage und die Inflexion der Isothermen, das Gesetz über die Abnahme der Wärme in den höhern Gegenden der Atmosphäre, die Lage der Schneegränze, die Zunahme der Wärme im Innern der Erde, die vorzüglich unter dem Namen der Isogeothermen von Kupfer in ihrer größten Allgemeinheit behandelt worden ist, mit umfassender Belesenheit und Sachkenntniß aufgeführt und von da

III. zu dem dritten Hauptgegenstande, dem Drucke der Atmosphäre (77—129) übergegangen.

Hier klagt der Vers. im Eingange über die Schwierigkeit, gute besonders tragbare Barometer zu erhalten, zieht aber allen bis jetzt angegebenen Einrichtungen die Gay-Lussac'sche vor. Der mittlere Luftdruck am atlantischen Meere nimmt von dem Aequator (nach Schouw's Angabe) bis zu 30° Br. langsam von 336 bis 338,"'5 zu, von da bis zum Polarkreis auf 333,6"' ab, und von da wieder zu. Indessen läßt sich über die Größe dieses Druckes in verschiedenen Breiten nichts Bestimmtes sagen, so lange wir die Höhe der Atmosphäre nicht kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Der National-Oekonom. Monatschrift über Völkerreichthum, Finanzwesen und Oekonomie-Polizey ꝛc. Herausgegeben von Dr. Rudolph Moser in Stuttgart. Zweyter und dritter Jahrgang. Mannheim, 1835. 1836. 8

(Schluß.)

Eigenbrod's bekannte Schrift *), obgleich der entgegengesetzten Ansicht huldigend, beweist dieß selbst durch ihre Urkundenauszüge. Denn wenn in Nr. 3. nur auf bestimmte Klosterhöfe das servitium gelegt wurde, das doch eigentlich Gesammtlast aller Klosterunterthanen war, so konnte es nicht Steuer seyn, sondern es wurden zu seiner Deckung nur grundherrliche Bezüge des Klosters aus jenen Höfen angewiesen. Und wie konnten (Nr. 13.) nur gewisse Höfe von Alters her Service-pflichtig seyn, wenn diese Abgabe Steuer der Klosterunterthanen war? Wie endlich die anfänglichen veränderlichen Beeden neben neuen Steuern selbst in ganzen Ländern zu unveränderlichen Abgaben wurden, lehrt dort Nr. 16, und noch mehr Nr. 18, wo die Beede nach der Fixirung selbst den Namen (Census) einer Grundabgabe erhielt.

Günther (1836 I. 453) kommt zu dem Resultate, „daß sich eine allgemeine und für jeden Fall passende Bestimmung über die Natur der vogteylichen Abgaben nicht geben lasse, sondern für jeden speciellen Fall eine eigene Untersuchung über die Natur der Abgabe nach den Orts- und Sachverhältnissen statt finden müsse.“ Und in gleicher Weise findet es der Commissionsbericht in der Würtembergischen Ständeversammlung von 1836 unmöglich, eine Ausscheidung der verschiedenen Cameralabgaben und Vogteygefälle nach ihrer ursprünglichen Natur durchzuführen. Er hebt indeß ein Merkmal hervor, das schon früher in Frankreich, darauf in Baden und später in Hessen als entscheidend für die Steuer-Qualität angesehen wurde, ob nämlich die Abgaben von ganzen Bezirken oder Gemeinden entrichtet werden, oder urkundlich auf der Markung einer Gemeinde, auf geschlossenen Gütern, einzelnen Grundstücken oder Gebäuden ruhen, und verlangt im ersten Falle die unentgeltliche Aufhebung derselben (also, wenn sie sich in Privathänden befinden, die Entschädigung der Berechtigten aus dem Aerar), im andern Falle ihre Ablösung durch die Pflichtigen, wie bey andern Grundabgaben. Indeß zeigt Eigenbrod, *) daß auch dieser Unterschied nicht genügend ist, um die privatrechtliche oder steuerartige Natur aller Abgaben, zu bestimmen. Ist dem also, so wird es ungerecht, auf solche Merkmale hin gesetzlich auszusprechen, daß in dem einem Falle der Staat, in dem andern der Pflichtige die Entschädigung leisten solle. Dazu kommt indeß noch ein besonderer selbst von Eigenbrod übersehener Umstand, welcher es völlig unmöglich macht, alte ursprünglich steuerartige Abgaben jetzt mit gleicher Behandlung der Belasteten zu erlassen, oder, was daraus hervorgeht, die zum Bezug der Abgabe be-

*) Ueber die Natur der Beede-Abgaben. Gießen 1826.

*) l. c. S. 153.

rechtigen Privaten aus dem Aerar in völlig gleicher Weise zu entschädigen. Sehr viele ähnliche Grundabgaben, so auch Beeden*), wurden nämlich von Klöstern und besonders von Gemeinden, die sie zu zahlen hatten, selbst abgelöst. Diesen gebührt eben dieselbe Entschädigung, welche jetzt andere Privatpersonen erhalten, die fremde Abgaben derselben Art zu beziehen berechtigt sind. Wo ist indeß darauf wohl Rücksicht genommen worden? Eine Schwierigkeit besonderer Art tritt endlich in Bezug auf solche Gemeinden oder Stände hervor, welche von steuerartigen Abgaben befreyt waren, um deren Abschaffung oder vielmehr Verschmelzung mit neuen allgemeinen Steuern es sich handelt. Sie befinden sich in ähnlicher Lage, wie diejenigen, welche ihre Abgabe ablösten. Erläßt man daher den noch jetzt Zahlungspflichtigen die alte Abgabe, damit sie nicht durch die neue Steuer doppelt getroffen werden, so können auch die Exemten Entschädigung für die neue Steuer im Belauf ihrer Immunität verlangen. Bekanntlich ist dieser Grundsatz in Hannover und Weimar bey der neuen Regulirung der Grundsteuer, freylich nur in Bezug auf die Freyheit von den ältern Grundsteuern, in Anwendung gekommen; bey den so verschiedenen einzelnen Abgaben, die man jetzt als alte Steuern anspricht, wäre eine solche Entschädigung zwar gerecht, aber unausführbar.

Endlich entsteht noch die Frage, ob denn, was ursprünglich Steuer gewesen, es noch sey; ob es nicht durch den Uebergang in Privathände Reallast geworden? Man sagt, **) ihr Verkauf an Private oder andere Herrschaften habe das Wesen derselben nicht geändert; die Abgaben seyen immer nur als Steuern verkauft; „hätte sie auch der Berechtigte in der Folge für privatrechtliche Leistungen gehalten, so wäre durch diese einseitige Ansicht rechtlich nichts in der ursprünglichen Eigenschaft der Abgabe abgeändert worden.“ Ist dem also, so unterliegen die veräußerten Steuern fortwährend den allgemeinen Anordnungen, welche der Staat in Bezug auf solche Abgaben treffen mag und für eine Minderung oder Aufhebung ihrer Bezüge in Folge eines allgemeinen Gesetzes über gleichartige Abgaben können die Berechtigten gar keine Entschädigung verlangen. Einzelne Arten älterer Abgaben, in wessen Hand sie sich befinden mochten, sind wirklich in solcher Weise in manchen Staaten ganz consequent unentgeltlich aufgehoben worden. Allein die Bedingung, welche wir hier für die Fortdauer der Steuer-Qualität aufstellen, findet sich wohl nur höchst selten wirklich erfüllt: denn wer würde etwas kaufen, das ihm jeden Augenblick durch einen Federstrich genommen werden könnte? In der Regel wurde jede Abgabe, wie sie auch ursprünglich beschaffen war, als unveränderliche oder solche verkauft, auf welche weitere Aenderungen der noch übrigen ähnlichen Abgaben keinen Einfluß hatten. Der Besitzer eines Grundstückes, dessen Abgabe verkauft war, konnte beym Verkauf desselben seinem Käufer keine Hoffnung, mehr geben, daß nach Maßgabe des öffentlichen Bedarfs die Abgabe von seinem Grundstück eben so abnehmen werde, wie von andern, die noch dem ursprünglichen Steuerherrn pflichtig waren, sondern mit dem Verkauf der Abgabe, als eines der Gesetzgebung des Steuerherrn nicht weiter unterworfenen Reichnisses, war der Ertrag und Werth des belasteten Grundstückes zum Vortheil des Steuerherrn für immer gemindert; die Besteuerung wurde in eine Confiscation verwandelt und der eingezogene Gutsantheil durch Verkauf der Abgabe zu Geld gemacht. Diese Einziehung des Kapitalwerths der Abgabe aus dem Vermögen der Pflichtigen ist besonders dann augenfällig, wenn der Pflichtige selbst ablöste.

Eine ursprüngliche Steuer, sobald sie veräußert und damit aus ihrer Beziehung zum öffentlichen Be-

*) S. bey Eigenbrod, Urkundenauszüge Nr. 2.

**) Eigenbrod, l. c. S. 144 u. a.

darf gerissen, sich in eine Ewigrente verwandelte, konnte ausser demjenigen, während dessen Besitz die Veräusserung erfolgte, Niemand mehr belästigen. Jeder zog ihren Kapitalwerth am Kaufswerth des lastenfreyen Guts ab. Solchen spätern Besitzern dann ersetzen zu wollen, was frühere durch die erste Auflegung und die Fixirung des Gefälls beym Verkauf verloren haben, wäre durchaus nicht zu billigen.

Setzen wir aber auch, alte Abgaben seyen ganz in Staatshänden geblieben, und als Steuer betrachtet werden; konnte nicht ein Akt eben der Gesetzgebung, welche die Steuer auflegte, sie in ein Domanialgefäll verwandeln? Ausdrücklich ist dieß im Canton Bern mit der Grundsteuer geschehen, welche in dem Bisthum Basel nach dem französischen Cataster erhoben wurde. Und wenn in den süddeutschen Staaten nach Einführung der Landstände förmliche Finanzgesetze ältere unbestimmte Gefälle, ihrer factischen Natur gemäß, unter die Dominicalrenten stellten, so wird kaum ein Zweifel darüber obwalten, was in solchen Staaten dergleichen Abgaben sind. Wo in dieser Weise die jetzige Natur ähnlicher Gefälle feststeht, kann nur von einer Absetzung derselben am steuerpflichtigen Ertrage der Grundstücke, nicht von ihrem Abzug an der Steuer selbst die Rede seyn, und der Grundbesitzer, welcher nur für den Theil des Gutsertrags steuert, der ihm verbleibt, und den er beym Gutskauf allein gezahlt hat, hat keine Ursache, sich zu beschweren. Damit scheint dann auch die Frage beantwortet zu seyn, wer im Falle der Ablösung solcher Renten die Entschädigung zu leisten hat. Offenbar der, welchem forthin das Gefäll als neues Einkommen zuwächst, der in ihm einen Theil des reinen Bodenertrags abgetreten erhält, den er bisher nicht bezogen, wie er ihn denn auch beym Gutskauf nicht bezahlt hatte: der Grundbesitzer nämlich. Daß übrigens die Gesetzgebung, welche die Gewalt hat, factische und Niemand drückende Zustände anzuerkennen und zu Recht zu erheben, auch im Stande sey, ihre eigenen Bestimmungen wieder aufzuheben und in der Uebernahme der Ablösungssummen alter Grundlasten aufs Aerar den gegenwärtigen Besitzern der belasteten Grundstücke ein Geschenk aus der Staatskasse zu machen, bezweifeln wir nicht. Der Unterschied ist nur der: hier wird ein Theil des Privatvermögens neu eingezogen, bey der gesetzlichen Anerkennung der factischen Natur alter steuerartiger Grundgefälle ein seit Jahrhunderten aus dem Privat-Einkommen und Vermögen völlig ausgeschiedenes Erträgniß bloß formell zu dem erklärt, was es dem Wesen nach ist.

Im letzteren Falle verliert und gewinnt Niemand; dort verliert die Gesammtheit der Steuerpflichtigen das Ablösungskapital, das die Besitzer der belasteten Güter als ein reines Geschenk gewinnen.

F. B. W. Hermann.

Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie von James Forbes Esq., ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Vers. theilt hierauf die Veränderungen des Luftdruckes in periodische und zufällige. Jene geben die tägliche Fluth und Ebbe die Atmosphäre, wodurch der Luftdruck zweymal des Tages sein Maximum und zweymal sein Minimum erreicht, die Forbes selbst mit vieler Genauigkeit untersucht hat, aber am Ende gestehen muß, daß wir über dieses merkwürdige, und vom Aequator bis zu den Polen allgemein verbreitete Phänomen der täglichen periodischen Schwankungen des Luftdruckes noch nicht im Klaren sind, obschon Snow Harris's Beobachtungen in Plymouth auf sehr schlagende Weise die Correspondenz der Windstärke mit den barometrischen Schwankungen darzuthun scheinen.

In Rücksicht der atmosphärischen Mondfluthen widersprechen sich immer noch die Resultate, aber es kann wahrscheinlich keinen Meteorologen mehr geben, welcher

die Wirkung des Mondes auf die Atmosphäre läugnen wollte.

Bekannt war seit langem, daß Winde einen mächtigen Einfluß auf die Entstehung der Meteore haben, aber die neuere Zeit hat erst angefangen, die Einwirkung derselben auf den Luftdruck zu bestimmen, und dadurch entstand, was man barometrische Windrose nennt. Alle Erfahrungen zeigen nämlich, daß das Maximum des Luftdruckes bey NO., das Minimum bey S.W. und das Mittel bey SO. und NW. eintrette.

Die Einwirkung der Dünste auf den Stand des Barometers ermitteln sich (aber freylich mit weniger Zuverläßigkeit) aus Beobachtungen vor und während der Hydrometeore. Vorzüglich wirken darauf die Veränderungen der Temperatur, wie die vom Aequator gegen die Pole hin wachsende monatliche, und die allenthalben beobachtete von den Winter- zu den Sommermonaten abnehmende und von da wieder zunehmende jährliche Veränderung des Luftdruckes zeigt. Daß die monatliche Differenz auch von der Polhöhe eines Ortes abhängig sey, dieß läßt sich mit Zuverläßigkeit vermuthen. Dieselben nehmen auch ziemlich regelmäßig mit der Breite zu, aber die von Kämtz eingeführten isobarometrischen Linien laufen nicht mit den Breite-Kreisen parallel, sondern haben, wie die isothermen, verschiedene Beugungen.

Auffallend ist die Fortsetzung an einem Orte begonnener Schwankungen auf große Länderräume. Aber um das Gesetz derselben zu finden, bedürfte man correspondirende Beobachtungen, wie sie von der Mannheimergesellschaft 1780 eingeleitet wurden, aber nach 10 Jahren wieder aufhörten, ohne bis jetzt Nachahmung zu finden, obwohl wie der Verf. sagt, „die Gelehrten des XIX. Jahrhunderts sehr wohl thäten, dieses Beyspiel nachzuahmen.“

Die Extreme des Barometerstandes sind gewöhnlich mit außerordentlichen Witterungs-Erscheinungen in Verbindung. Allein der Mangel an gleichzeitigen Beobachtungen in entfernten Gegenden der Erde läßt darüber keine Behauptung zu. Doch ist man darüber besonders aus Caccitore's 40jährigen Beobachtungen in entfernten Gegenden der Erde in Palermo nun einig, daß ein Erdbeben keine außerordentliche Schwankung des Barometers verursache, wie man sonst allgemein glaubte.

Am Ende dieser Abhandlung verbreitet sich der Verfasser noch (119 — 128) über die barometrischen Höhenmessungen, ihren Werth und ihre Schwierigkeiten Da aber dieser Gegenstand, wie auch Mahlmann in der Vorrede bemerkt, nicht eigentlich hieher gehört, und außerdem häufig genug besprochen worden ist, so glaubt Referent ihn übergehen zu dürfen.

IV. Von da geht der Verf. zu der Lehre von der Feuchtigkeit über, und bemerkt mit Recht, daß sie erst seit Dalton den Namen einer Wissenschaft verdiene. Nachdem, ohne die allgemeinen Grundsätze der Hygrometrie zu berühren, ausschließlich mit Umgehung von Fischbein, Haarhygrometer u. a. a. nur die Thaupunct-Hygrometer nach den Einrichtungen Daltons und aller übrigen bis auf August und Brunner aufgeführt worden, sagt der Verfasser „wir können den Meteorologen kein schöneres Problem zur Lösung vorschlagen, als das des befeuchteten Kugelhygrometers, wozu eine genaue Analyse von Allem, was bisher darin geschehen, erforderlich ist.“

Noch kennen wir aber die mittlere Tension des Dampfes an äußerst wenigen Puncten der Erdoberfläche. Beziehen wir den Druck derselben auf das Barometer, so nimmt er vom Aequator, wo er = 10‴, gegen die Pole ab, so, daß er in unsern Breiten nur mehr = 3‴ ist. Vergleichen wir aber den über den Meeren wie Kämtz mit dem auf dem Continente, so nimmt die Feuchtigkeit mit der Entfernung vom Meere ab. In Rücksicht des Gesetzes der Abnahme der Feuchtigkeit in den höhern Schichten ist man noch sehr in Ungewißheit, obschon „soviel ausgemacht ist, daß eine Luftschichte in der Höhe von ½ bis 1 Meile existirt, welche öfter mit Dünsten gesättiget ist, als irgend eine andere, und die Region der Wolken bildet.“

Neben den Breiten wirkt die tägliche Veränderung der Temperatur auf die Vertheilung der Feuchtigkeit, und der Gang der relativen Feuchtigkeits-Veränderung ist der umgekehrte der thermischen, so daß ihr tägliches Maximum in der Regel 1 Stunde nach Sonnen-Aufgang, ihr Minimum 3 — 4 Uhr Nachmittags, das jährliche Maximum aber in den July, das Minimum in den Januar fällt.

Die Winde haben großen Einfluß auf die Elasticität der Dünste. Nach Dove und Kämtz fällt das Maximum zu Paris und London zwischen S.und S.W. das Minimum auf NO.

Die Größe der Verdünstung richtet sich vorzüglich nach der Wärme, ist am geringsten in der kältesten Jahreszeit, nimmt im Frühlinge sehr schnell zu, erreicht im July und August ihr Maximum (oft 8 — 9mal so groß, als im Winter) und nimmt dann wieder ab, wird 2 — 3mal größer im Sonnenlichte als im Schatten und bey windiger Witterung oder N.O. doppelt so groß, als bey Windstillen, und S. SW.W. Winden.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

S. 474, Z. 12 lies reichlicheren statt richtigeren.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Mémoire sur l'organisation des Cirripèdes et sur leurs rapports naturels avec les animaux articulés avec deux planches par G. J. Martin-Saint-Ange. Paris, 1835. 43 S. 4.

Zootomische Monographien sind immer von Werth und dieser wird noch beträchtlich erhöht, wenn Thiere zum Gegenstand gewählt werden, die keinen rein ausgesprochenen Klassen-Typus haben, sondern zu den sogenannten Uebergangsbildungen gehören.

Als der Verf. seine Untersuchungen vornahm, gab es bloß die bekannten Arbeiten von Poli und Cuvier. Die Anatomie des letztgenannten Naturforschers war zu Anfang dieses Jahrhunderts angestellt und seit dieser Zeit hat man, wie es bis auf die letzten Jahre gewöhnlich geschah, sich begnügt, Cuvier's Arbeiten zu excerpiren, ohne etwas Neues hinzuzufügen. Nur Home hat einige wenige Details nach eigener Anschauung in seinen Lectures on comparative anatomy gegeben. Erst in den letzten 5 Jahren haben sich mehrere Naturforscher ziemlich gleichzeitig mit dem Bau der merkwürdigen Gruppe der Cirripeden beschäftigt und es sind in Deutschland und England einige Arbeiten vor der Monographie des Hrn. Martin-St. Ange erschienen, die demselben nicht alle bekannt worden sind.

Die wichtigste Abhandlung war unstreitig die im Jahre 1830 von Thompson in seinen zoological researches gelieferte. Hierin wird die merkwürdige Thatsache berichtet, daß die Cirripeden, ehe sie sich mit ihren fleischigen Stielen festsetzen, mehrere Metamorphosen, ganz nach Art einiger Krustenthiere, durchlaufen, auch Augen besitzen, die sie später verlieren. Ref. hatte sich bey einem früheren Aufenthalt in Marseille 1827 auch mit der Anatomie von Lepas beschäftigt, konnte aber nur im Allgemeinen die Cuvier'schen Angaben bestätigen. Im Jahre 1832 wurde der Gegenstand bey einem Aufenthalte in Triest wieder vorgenommen; namentlich war es um die Verfolgung des Gefäßsystems zu thun, dessen Natur auszumitteln schon an und für sich interessant erschien, wofür aber das Interesse noch erhöht werden mußte, wenn man die zweifelhafte Stellung der ganzen Gruppe im System betrachtete. Poli wollte an einer genau bezeichneten Stelle das Herz haben schlagen sehen, Cuvier und Meckel suchten sich vergebens hierüber sicher zu machen; sie fanden nur undeutliche Spuren von Gefässen. Ref. war nicht glücklicher, doch konnte er in einigen Puncten Thompsons Angaben bestätigen; er fand, daß die Embryonen eine eigene Form haben und des fleischigen Stiels gänzlich entbehren; s. R. Wagner zur vergleichenden Physiologie des Blutes. 1833. Nun erschien die schöne Arbeit von Burmeister — Beyträge zur Naturgeschichte der Rankenfüßer. Berlin, 1834. Thompson's nur für Balanus angegebene cyklische Entwicklung wird durch Burmeister auch für die Lepaden nachgewiesen und sehr sorgfältig beschrieben. Ganz vortrefflich ist die Beschreibung der Mundtheile, deren Analogie mit

dem Baue bey den Kruſtenthieren auf das Ueberzeugendſte nachgewieſen wird. Die Anatomie der Eingeweide iſt minder vollſtändig, als bey Cuvier und der Bau der Geſchlechtstheile iſt unrichtig angegeben. Hier hatte Cuvier den Hoden als Eyerſtock betrachtet, das erweiterte vas deferens als Hoden; der wahre, im Fuß verborgene Eyerſtock war ihm unbekannt geblieben. Burmeiſter nahm den Hoden für die Leber; die ausgeſtoßenen Eyerſäcke für den Eyerſtock. Ref. ſuchte dieſe irrigen Anſichten zu berichtigen (ſiehe Müllers Archiv. 1834. S. 467); er zeigte das richtige Verhältniß der Geſchlechtstheile, womit die gleichzeitigen, unabhängigen Beobachtungen von Martin – St. Ange übereinſtimmen. Auch Mertens hatte bereits 1827 die richtige Lage des Eyerſtockes erkannt, den Hoden aber ebenfalls für die Leber genommen. Die Arbeiten von Mertens theilte Brandt in St. Petersburg mit (ſiehe Müllers Archiv 1835. S. 560.) Da die Anatomie der Geſchlechtstheile in vielen Fällen nur durch Beobachtung friſcher Thiere völlig ſicher herzuſtellen iſt, ſo mußte es Ref. erwünſcht ſeyn, bey ſeinem letzten Aufenthalte am Meere die Contenten zu unterſuchen. Er fand bey Balanus eine Menge lebhafter Samenthierchen (vergl. Wiegmanns Archiv 1835. Heft V.), deren Form jedoch nach Siebold etwas anders und wohl richtiger angegeben wird, als es nach der, Zeit und Umſtände halber nur flüchtig gemachten, Unterſuchung des Ref. ſcheint. Sieboldts Berichtigung ſteht in Müllers Archiv. 1836. S. 29.

Ref. hat ſich ſpäter überzeugt, daß ſchon einige ältere Beobachter manches richtiger geſehen hatten. Everard Home hat offenbar den Eyerſtock im Stiel ſchon geſehen und richtig abgebildet, aber nicht genauer beſchrieben. Siehe deſſen Lectures Vol. IV. Tab. 152. Neuerlich ſind die ſchon im vorigen Jahrhundert angeſtellten Beobachtungen des berühmten Hunter bekannt worden. Vergl. Descriptive and illustrated catalogue of the physiological series of comparative anatomy in the Museum of the royal College of surgeons in London. Vol. I. 1833. p. 251 u. Tab. IV. Es ergibt ſich aus den an Lepas vitrea angeſtellten Unterſuchungen, daß Hunter die granulöſe Maſſe im Stiel erkannt hat; die vasa deferentia (Cuviers Hoden) ſind ſehr gut (auch von Balanus) beſchrieben und abgebildet. Vortrefflich ſind die Abbildungen der Kiemen vom Balanus.

Martin – St. Ange hatte einige Reſultate ſeiner Beobachtungen ſchon vorläufig bekannt gemacht. L'Institut. 1834. Nr. 62. Frorieps Notizen 1834. Nr. 41. Vollſtändig erhalten wir nun die ſehr ſchätzbare, mit guten Abbildungen begleitete Arbeit hier. Voran ſteht der Rapport darüber bey der Akademie von Serres.

1. Kapitel. p. 1 — 6. Enthält eine ſehr kurze hiſtoriſche Ueberſicht und die Analyſe des bekannten Memoirs von Cuvier.

2. Kapitel. p. 7 — 22. Anatomiſcher Bau. Voraus einige Beobachtungen an lebenden Anatifen, die eigenthümliche Bewegung ihrer Cirren und Schalen, über ihre Eyertrauben, welche größtentheils mit den Angaben des Ref. übereinſtimmen. Recht gut iſt die Beſchreibung der Integumente und Muskeln, welche die Bemerkungen von Cuvier, dem Ref. und Mertens vervollſtändigen.

Was den Bau der Verdauungswerkzeuge betrifft, ſo ſind die Beſchreibungen mit denen von Cuvier übereinſtimmend. Die einzelnen Kieferſtücke ſind gut abgebildet, doch ſcheint uns Burmeiſters Arbeit noch beſſer. Der Verf. zeigt übrigens ebenfalls die Analogie der einzelnen Stücke mit den Mundtheilen der Kruſtenthiere und namentlich der Phyllosomen. Was die zweyte hintere, blindgeſchloſſene (?), loſe im Darmkanal liegende Röhre ſeyn ſoll, weiß Ref. nicht zu ſagen; wahrſcheinlich iſt es jedoch blos das

innere, sich leicht ablösende, pergamentartige Epithelium. Am wichtigsten wären neue Aufschlüsse über das Gefäßsystem; aber leider ist hier der Verf. auch nicht viel weiter gekommen. Trotz der größten Aufmerksamkeit, sagt derselbe, sey es ihm nicht gelungen, das von Poli erwähnte Herz, oder überhaupt ein Central-Organ des Kreislaufs aufzufinden. Doch soll auf dem Rücken des Thieres eine Art Rücken-Gefäß liegen, das unregelmäßig an mehreren Punkten angeschwollen, mit den Gefäß-Kanälen in jedem Fuß in Verbindung stehen soll. Diese Kanäle sind jedoch, nach dem Verf., keine wahren Gefäße, sondern in die Substanz der Organe ausgehöhlt und gleichen den Tracheen der Insekten. Die Branchien scheinen auch Gefäß-Verzweigungen zu enthalten; aber den eigentlichen Namen eines Gefäßes verdiene bloß das schon von Cuvier als solches betrachtete Längsgefäß im Stiel. Ref. gesteht, zu diesen Angaben des Verfs. kein Zutrauen zu haben; er kennt die Schwierigkeiten zu gut, um nicht solche unsichere Beschreibungen von einer Art gegliederten Rückengefäßes für völlig hypothetisch zu halten. Alles dieß ist ihm auch bey seinen Untersuchungen öfters so erschienen; bald aber verschwand jede sichere Spur. Ob das Gefäß im Stiel ein wahres Blutgefäß ist, ist noch sehr zweifelhaft.

Abbildung und Beschreibung des Nervensystems sind recht gut und genauer als bey Cuvier: die Verästelungen sind bis in die Cirren und den schwanzförmigen, als Ruthe fungirenden Anhang verfolgt. Die wichtigste Entdeckung ist unstreitig die von ein Paar Ganglien zu beyden Seiten des Magens, unter den Speicheldrüsen; offenbar, obwohl es der Verf. nicht bemerkt, dem Eingeweide-Nervensystem angehörig, was nun auch, wie zu erwarten war, bey den Cirripeden nachgewiesen ist.

Die Beschreibung der Zeugungs-Organe stimmt, wie schon oben bemerkt, mit des Ref. Untersuchungen; recht schön ist die Abbildung des Hodens; die Körnchen hängen als kleine, blinde Beutelchen wie Blätter an dem baumförmig verästelten vas deferens.

3. Kapitel. Physiologische Untersuchungen. Sind mehr theoretische Betrachtungen, wie sie sich, oft unsicher genug, aus den anatomischen Verhältnissen abstrahiren lassen. Die Beschreibung des Blutlaufs p. 26 ist offenbar reine Hypothese.*) Der Verfasser giebt keinen sichern Beleg für seine doktrinäre Darstellung.

Auch über die Athmungsorgane erhalten wir keine Aufschlüsse und Ref. muß hier seine Zweifel, ob denn die bisher als Kiemen betrachteten hornförmigen Anhänge dieß wirklich sind, wiederholen. Vrgl. die ausführlichen eigenen Untersuchungen über diese Gebilde in dessen Lehrbuch der vergleichenden Anatomie. S. 200.

4. Kapitel. Von der natürlichen Verwandtschaft der Cirripeden und von dem Rang, den sie in der Thierreihe einnehmen.

Der Verf. berührt also hier denselben Streitpunct, der kürzlich in Deutschland von Burmeister, dem Ref. und Brandt besprochen wurde; vergl. die angegebenen Abhandlungen und Wiegmanns Bemerkungen in dessen Archiv. 1835. Jahresbericht S. 344.

*) „La circulation des Anatifes," heißt es „présente de l'analogie avec celle des Crustacés en général. Le sang passe d'abord dans le vaisseau dorsal; de là il pénètre dans les conduits des pieds, revient aux organes, par le double canal qui existe dans chaque cirre, les traverse et s'accumule dans une espèce de sinus longitudinal, placé au devant du canal digestif. C'est de ce lieu que le cercle circulatoire recommence; dans son trajet, le sang trouve les branchies situées à la base des pieds, comme chez le plus grand nombre des Crustacés, ce qui sert à le modifier continuellement par l'oxigène qu'elles retirent de l'eau."

Ueberblickt man die verschiedenen Ansichten der Naturforscher über die Stelle, welche die Cirripeden in der Thierreiche einzunehmen haben, so finden sich drey Hauptmeynungen. Cuvier stellt sie als Klasse zu den Mollusken, und ihm folgten eine große Menge Zoologen, offenbar weniger gestützt auf eigene Untersuchung, als aus Achtung vor der großen Autorität. In beyden Auflagen des règne animal scheint Cuvier weit weniger die unnatürliche Stellung gefühlt zu haben, als gerade in seinem älteren anatomischen Memoire, wo er offen ausspricht, diese Thiergruppe habe eine solche Verwandtschaft zu den Gliederthieren, daß er diejenigen nicht tadeln könne, welche sie dazu rechnen. Blainville, Goldfuß, Oken, Wiegmann folgten dem Beyspiele Cuviers; doch haben Oken und Blainville, so wie Lamark, die Ansicht in verschiedenen Schriftstellen gewechselt. Nach der zweyten Hauptmeynung haben die Cirripeden als intermediäre Klasse zwischen Weich- und Gliederthieren zu stehen, so nach Lamark, Schweigger u. a. Endlich haben sich viele Neuere dahin ausgesprochen, daß die Cirripeden definitiv zu den Gliederthieren zu stellen seyen; wobey aber mancherley Modificationen zum Vorschein kommen. Mehrere, wie Ref., stellten sie als eigene Klasse in gleichem Werth mit den Anneliden, Insekten, Krustenthieren auf. Bey anderen spricht sich die Ueberzeugung ihrer nahen Verwandtschaft mit den Krustenthieren entschieden aus. Martin – St. Ange will sie gleich nach den Krustenthieren gestellt wissen; Thompson und Strauß Dürckheim reihen sie unter die Krustenthiere. Burmeister spricht sich am bestimmtesten für die Krustaceen-Natur aus; er bildet nicht einmal eine besondere Ordnung, sondern stellt sie zwischen Phyllopoden und Pöcilopoden.

Ref. ist jetzt selbst über ihre Krustaceen-Natur nicht mehr in Zweifel; das gegliederte Nervensystem, die Gliederung des Körpers, der Bau der Mundtheile, die Metamorphosen sprechen zu entschieden dafür, der Hermaphrodismus war bisher ein Grund dagegen, ist es aber nun nicht mehr, seitdem Ref. die Zwitterbildung bey Cypris entdeckt hat. Die Schale allein und die Schalenhaut, ein Mittelding zwischen Mollusken-Mantel und Krustaceenschalenhaut, sind Aehnlichkeiten mit den Mollusken, so gut als die Schalenbildung bey Daphnia, Cypris; sie sind aber als ganz äußerliche Merkmale sehr zurück zu stellen. Die Schalen-Gliederung von Chiton, das Schalenskelet der Terebrateln, und die gefranzten Arme der Brachiopeden sind auch Abweichungen vom Molluskentypus und Verwandtschaften mit den Gliederthieren. Das Gefäßsystem kann keinen Ausschlag geben, seitdem es immer wahrscheinlicher wird, daß die Krustenthiere hier die manigfaltigsten Bildungen zeigen. Indeß scheinen die Cirripeden doch immer noch hinreichend eigenthümlich organisirt, um eine eigene Ordnung der Krustenthiere zu bilden.

Schließlich noch ein Wort über den Namen. Burmeister schlägt Cirripedia, Rankenfüßer, ganz aus dem Lateinischen gebildet, statt Cuviers Cirrhopoda, was Gelbfüßer (κιρρός — ποῦς) hieße, vor. Man kann Burmeister hierin nur folgen.

Rudolph Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

De Hellenicae Philosophiae Principiis atque Decursu a Thalete usque ad Platonem scripsit Dr. Carl. Phil. Fischer. Tübingen 1836. 4. 54. S.

Der Herr Verfasser dieser Abhandlung, schon rühmlich bekannt durch eine frühere über die menschliche Freyheit, und durch die Wissenschaft der Metaphysik, hat sich hier die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß die Entwickelung der Principien der Philosophie bey den ältern Griechen von Thales bis Plato eben den naturgemäßen Gang genommen, wie derselbe, seit längerer Zeit schon, in der griechischen Poesie anerkannt und durchgeführt ist; daher sagt er am Schluß S. 54: sufficiat notasse, historicam et speculativam principiorum expositionem unam eandemque esse, et platonicum, quo graeca philosophia absolvitur, principium, absolutam universae philosophiae ideam esse." Eine gleiche Stätigkeit in der Aufeinanderfolge der Principien und in der Entfaltung derselben lasse sich, urtheilt er, in den Systemen der neueren Philosophie durchaus nicht nachweisen (S. 1.) Die griechische Philosophie dagegen sey von der Betrachtung und Ergründung der Natur ausgegangen; sey durch die Beschaffenheit der Dinge und der Wahrheit getrieben, tiefer eingedrungen, und höher und höher geklommen, bis sie in Plato auf ihrem Höhepunct erscheine, der daher auch den Schluß in dieser Entwickelung des Verf. macht. H. Fischer macht den Verlauf der griechischen Philosophie (S. 6) in nachstehendem Schema vorstellig:

I. Physici.

A. Dynamici.

1) Thales. 2) Anaximenes. 3) Diogenes Apolloniates. 4) Heraclitus.

B. Mechanici.

1) Anaximander. 2) Anaxagoras. 3) Archelaus.

II. Dialectici.

1) Xenophanes. 2) Parmenides. 3) Melissus. 4) Zeno.

III. Cosmologici.

1) Pythagoras. 2) Philolaus, Timaeus aliique Pythagorei. 3. Empedocles.

IV. Atomistae et Sophistae.

1) Leucippus et Democritus. 2) Protagoras, Gorgias et Euthydemus.

V. Ethicotheologici.

1) Socrates et Socratici. 2) Plato. 3) Speusippus et Xenocrates.

VI. Logico-empirici.

1) Aristoteles. 2) Theophrastus aliique Peripatetici.

Diese letzte Klasse hat der Herr Verf. jedoch nicht mehr in den Kreis seiner Darstellung gezogen, sondern hat, wie gesagt, mit Plato abgeschlossen. Seine Absicht nun, die Entfaltung und den naturnothwendigen Fortschritt der Principien in der gr. Philosophie zu zeigen, diese hat der Verf. mit rei-

fer Beleſenheit in den Quellen, mit Scharfſinn, Ruhe und unbefangener Beſonnenheit ausgeführt, ohne ſich durch angeſehene Vorgänger, namentlich Hegel, auf deſſen Vorleſungen und Geſchichte der Philoſophie am meiſten Rückſicht genommen iſt, in der Auffaſſung, Stellung und Auseinanderſetzung der philoſophiſchen Principien irren zu laſſen, mag er mit ihm dann zuſammentreffen, oder ſich von ihm entfernen; er folgt ſeiner ſichern Methode. Seine Methode aber iſt die dialektiſche, demnach mit der Hegel'ſchen verwandt. Dieſer zufolge betrachtet er die Entfaltung und das Wachsthum der Principien gleichſam als einen organiſchen Proceß, oder, wie man auch ſagen könnte, als ein Zwiegeſpräch des Geiſtes mit ſich ſelbſt, demnach er (wie ſein Object auch) von Stufe zu Stufe weiter und höher getrieben wird, bis er das Ziel erreicht hat. Dieſe Methode iſt hier mit großer Gewandtheit durchgeführt; ſie iſt höchſt lobenswerth, weil ſie zur gerechten Anerkennung jeglichen Verdienſtes nach ſeinem Standpunct führen kann. Da Rec. nichts als Rühmliches von dem vorliegenden Verſuch ſagen kann, ſo begnügt er ſich, einige anderweitige Bemerkungen hier niederzulegen, die zwar Hrn. Fiſchers Abhandlung nicht unmittelbar angehen, aber doch bey deren Leſung in mir erweckt worden ſind. Die erſte betrifft eben dieſe neue dialectiſche Methode in der Geſchichte der Philoſophie ſelbſt. Sehr häufig nämlich wird man bey dieſer Methode eben die Rückſicht auf die Methode der Alten ſelber zu vermiſſen haben, und ihre Fortſchritte nicht gehörig hervorgehoben finden z. B. bey Hegel. Und doch iſt dieſe Rückſicht auf die Form der alten Philoſopheme deſto unerläßlicher, wenn die Methode und ihr Gegenſtand ganz und gar ineinanderfallen ſollen, wie die neue Schule verſichert. Dieſe Coincidenz und Identität der Idee und des Gegenſtandes kann überall laut der geſchichtlichen Erfahrung nur da hervortreten, wo eben die Erfahrung über einen Gegenſtand erſchöpft iſt; — wo iſt ſie aber erſchöpft? gar nicht von der übrigen äußeren Natur zu reden, iſt nicht auch die innere Erfahrung unſers geiſtigen Lebens, im Wollen und Handeln nicht nur, ſondern auch ſelber im Denken und Speculiren in ſtätem Fortſchritt? Das nächſte Beyſpiel geben gleich Hegel und Herbart; beyde von Fichte und der Naturphiloſophie angeregt, und von deren Problemen ausgehend, haben dieſe zu löſen geſucht, ganz verſchieden, und ſo abweichend, als weit ihre Methoden auseinandergehen. Beyde Methoden ſind ein wirklicher Fortſchritt, ſind neue große Erfahrungen, die ein neues Organon, eine tiefere Logik beyde anerkennen und nur jeder etwa ihr beſonderes Gebiet ausſcheiden wird, wo ſie gültig und erfolgreich angewendet werden dürfen und müſſen. — Die Methode wechſelt und muß ſelber auch umſchlagen, wie der Gegenſtand und ſein Begriff wechſelt und ſich entwickelt. Auf dieſen Punct hat ſchon Ariſtoteles an mehreren Orten aufmerkſam gemacht; er bemerkt einerſeits, daß die älteren Philoſophen ὑπ' αὐτῆς τῆς ἀληθείας ἀναγκαζόμενοι vorwärts getrieben wurden; andrerſeits, daß die meiſten früheren das Werden zu erklären verſuchten, und demnach die Principien aus empiriſcher Auffaſſung als material — ἐν ὕλης εἴδει — ſetzten; er bemerkt, wie Andere das Seyn ſcharf ins Auge faßten, und demnach die Principien in Begriffe — κατὰ λόγον — ſetzen mußten; wie daher Andere von dem materialen Princip zur Form, weiter zur Wirkurſache, und endlich zum Endzweck, zur causa finalis, — τὸ τέλος, τὸ οὗ ἕνεκα — fortgedrängt wurden: er bemerkt, wie die Einen der ſinnlichen Wahrnehmung — αἴσθησις vertrauten; Andere dem Räſonnement und der Speculation, dem λόγος; wie die Pythagoräer und Demokritus zuerſt verſuchten, Wörter und Begriffe zu erklären und zu beſtimmen, zu definiren — ὁρίζεσθαι. —; ferner wie Andere gewiſſe Geſichtspuncte — τόποι — und Unterſchiede der Dinge und der Denkbeſtim-

mungen noch nicht sahen und erkannten, oder aus Mangel an λογικαῖς σκέψεσι mißachteten; wie wieder Andere, um den λογικαῖς δυσχερείαις zu entgehen, diese oder jene Auswege in Begriff und Methode suchten; wie zumal Sokrates endlich die Induction — ἐπαγωγή — und die Definition — ὁρισμός — vorzugsweise gebrauchte und anzuwenden lehrte, u. s. f. Aus diesen Fingerzeigen wird schon ersichtlich, daß diese Methode nicht so ganz neu ist, als sie manchmal im Ausdruck erscheint, wenn z. B. gesagt wird, daß das Wahre dieses oder jenes älteren Systems hie oder da in der neuen Philosophie aufgehoben; daß diesem oder jenem alten Lehrsatz hier auf diese oder eine andere Weise sein Recht widerfahren sey und dgl. m. Wie auf jedem anderen Gebiet, so auch auf dem philosophischen, bringt die Natur der Ereignisse und des Fortschrittes diese Methode mit sich, und es haben daher dieselbe alle bedeutende Geister von Plato und Aristoteles bis Leibnitz und Lessing und Kant angewendet, wenn es Noth that. Man könnte zwar sagen: früher habe sich jene Methode ganz äußerlich und als Kritik verhalten, während sie jetzo ganz innerlich sey und mit dem Gedanken und seiner nothwendigen Bewegung ganz zusammen und in ihm aufgehe, sich als Dialectik verhalte. Allein dieß ist, wenn auch hie und da richtig, doch nur zum Theil wahr. Denn jeder wahrhaft neue und große, folglich energische Gedanke hat mehr Lust und Neigung, ja Bedürfniß, sich durch feindlichen Gegensatz und Streit, sogar durch Hochmuth und Trotz gegen seine Vorgänger und Nachbarn erst geltend zu machen, ehe er sie als seines Gleichen, oder im besten Fall — des Sieges — als seine lieben und getreuen Diener und Unterthanen anerkennt und sich einverleibt. So lange der Kampf dauert, wird demnach der Widerstreit immer auf gegenseitige Zerstörung und Vernichtung abzielen; im Frieden also erst, und in Folge der Versöhnung oder doch der Toleranz, lassen sichs auch die Gedanken und Philosopheme gefallen, unter einem Gesetze zusammen zu stehen. Diese Anerkennung und Bey- und Unterordnung ist niemals das Verdienst der Urheber irgend einer Lehre gewesen, — nicht z. B. Hegels gegen Herbart, oder umgekehrt — sondern des geschichtlichen Fortschrittes, des Weltlaufes oder der Erfahrung, in deren Gebiet wenigstens in dieser Hinsicht ja auch die Speculationen fallen. Aristoteles mag in seiner Bestreitung der Platonischen Ideenlehre, und Kant gegen Locke und Leibnitz vielleicht eben so viel Recht als Unrecht haben: dieß mag der selbstphilosophirende kritische Geschichtsforscher entscheiden; er, oder ein späterer Denker mag unter einer höheren Idee sie in Einklang und zur Verträglichkeit, ja zu gegenseitigen nothwendigem nothwendigem Bunde bringen. Aber so, wie er, wie z. B. Hegel, ihnen ihr Recht anthut und sie in sich aufnimmt, so hat er alle gegen sich, und gewiß keiner der Urheber eines Philosophems läßt sich so gutwillig einverleiben und unterordnen. Freylich die Gedanken selber sind, Gottlob, räsonnabler und geschmeidiger; sie schmiegen sich im Durchgang durch jedes neue Denksystem und schlingen sich auf dem neuen Webstuhl passend und trefflich ins neue Gewebe; wenn auch noch so sehr deplacirt, und herumgerückt oder hinaufgesetzt; sie erhalten sich doch auf diese Art. Aber auf eben diese Art und Weise hat ja auch die Physik oder was man sonst für eine Wissenschaft nennen will, wissentlich und geflissentlich keine Entdeckung, ja kaum einmal eine uns irgend anscheinhafte Theorie ganz fallen lassen; vielmehr hat sie dieselbe in sich aufgenommen und führt sie fort; nur daß sich die Entdeckung oder Theorie nicht mehr so breit machen darf, wie vordem; die Physik erklärt z. B. aus dem Electricismus und Chemismus nicht mehr alles, wie vordem; im Organismus und in der anorganischen Natur; (seitdem sie nämlich den Galvanismus und Magnetismus entdeckt und kennen gelernt hat) hat sie

das Gebiet jener Potenzen beschränkt, wie es die reichere Erfahrung erheischte. Der Fortbestand und die Aufnahme früherer — gesunder und lebenskräftiger Principien, Gedanken und Ansichten gilt folglich durch alles Wissen und Handeln durchhin; der Eklekticismus dieser Art ist traditional und nothwendig; und nur die Art und Weise der Aufnahme, der Einfügung und Verbindung kann neu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie von James Forbes Esq., ꝛc.

(Fortsetzung).

Niederschläge der Dünste in Form von Bläschen sind Nebel und Wolken, und Regen ist nichts anderes, als eine hohe auf den Boden ruhende Wolke. „Die Wolke ist aber, wie Dove treffend sagt, kein Produkt, sondern ein Proceß: sie besteht nur, indem sie entsteht und vergeht.“ Die Höhe, in welcher der die Wärme-Unterschiede der Winde ausgleichende Einfluß des Bodens aufhört, ist die Stelle, wo sich die Wolke immer von Neuem bildet.

Die Terminologie der Wolken, welche Howart aufgestellt hat, nimmt auch unser Verfasser, wie alle übrigen Physiker und Meteorologen an.

Ueber die Höhe der Wolken besitzen wir nur wenige numerische Resultate. Indessen scheint so viel ausgemacht zu seyn, daß die Höhe derselben Wolkenart unter den Tropen und im Sommer weit größer ist, als in höheren Breiten und im Winter.

V. Der Verfasser giebt nun die Ansichten von den atmosphärischen Phänomen und Niederschlägen, und zwar

a) über die Winde, deren „Richtung und Stärke vorzugsweise von der Gestalt der Oberfläche nach vertikaler und horizontaler Dimension, von der Vertheilung der continentalen und oceanischen Wasser und der Lage ihrer Hauptachsen, vom Klima und den Temperatur-Differenzen an mehr oder weniger von einander entfernten Orten abhängig ist.“

Dadurch haben wir die Passatwinde, und die Mausons, die Windstillen, die intermittirenden und alternirenden Winde. In temperirten Climaten scheint die Unregelmäßigkeit der Winde jede Untersuchung zu vereiteln, und nur lange fortgesetzte Beobachtungen können auf ein (vielleicht auch nur scheinbares) der Wahrheit nahe kommendes Resultat führen.

Ausgemacht ist indessen, daß in Europa der SW. vorherrscht, aber nach Schouw nimmt das Uebergewicht der westlichen Winde ab mit der Entfernung vom atlantischen Ocean ins Innere des Erdtheiles. Eine der wichtigsten Hypothesen in dieser Beziehung ist die von Dove aufgestellte, daß „die regelmäßigen Erscheinungen der Winde in den Tropen, die Passate und Mousons und die verwickelten Verhältnisse der gemäßigten und kalten Zone nothwendige und einfache Folgen derselben physikalischen Grundbestimmungen sind,“ worauf Dove das von ihm sogenannte Gesetz der Drehung gründet.

Aus diesem Gesetze folgt a) das Fallen des Barometers bey O, SO und S, und Steigen bey W. NW. und N, während S. W. und NO die Wendepuncte sind, b) das dem Gange des Barometers entgegengesetzte Verhalten des Thermometers, und c) die von der Windesrichtung abhängigen Niederschläge.

Ueber die Geschwindigkeit und Stärke der Winde fehlt es fast ganz an umfassenden Beobachtungen, wozu gewiß ein Selbstregistrir n des Anemometers nothwendig ist, wie Forbes selbst eines 1830 auf der Ablenkung eines leichten fallenden Körpers von der senkrechten Richtung beruhendes vorgeschlagen hat. Leslie's Vorschlag, die Stärke des Windes durch die Abkühlung eines demselben ausgesetzten Thermometers zu messen, scheint die verdiente Aufmerksamkeit nicht erhalten zu haben.

Den Einfluß der Winde auf den elektrischen Zustand der Atmosphäre hat Schübler untersucht, so wie auch den Einfluß des Mondes auf die Winddirektion, und die schätzbaren von Schübler angeregten Untersuchungen verdienen hohe Berücksichtigung.

Obwohl schon von atmosphärischen Niederschlägen im Allgemeinen gesprochen worden ist, so behandelt sie der Verfasser doch noch in einem eigenen Artikel insbesondere, und zwar

a) Den Thau, welcher nur durch schnelle Temperaturabnahme in der Nähe des Bodens der gegen den heitern Himmel ausstrahlt, entsteht, und dessen Quantität mit der Höhe eines Ortes und der Kälte abnimmt. Analog dem Thaue ist der Reif.

b) Der Regen entsteht durch die Mischung zweyer feuchter Luftmassen. Seine jährliche Quantität nimmt vom Aequator gegen die Pole hin ab, so daß sie an der Küste von Malabar ($11\frac{1}{2}$° N. B.) 110, in Petersburg (60° N. B.) nur 17 pariser Zolle beträgt. Die Haupturſache der Niederschläge in unsern Breiten führt Dove auf das gegenseitige Verdrängen der beständig miteinander kämpfenden NO. und SW. zurück. Je größer der Unterschied der Temperatur und der Barometer-Höhe zweyer aufeinander folgender Winde ist, desto eher wird der Niederschlag bedingt, und bey den Niederschlägen ist die Drehung des Windes S. W. N. O. S.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

De Hellenicae Philosophiae Principiis atque Decursu a Thalete usque ad Platonem scripsit Dr. Carl. Phil. Fischer. Tübingen 1836. 4. 54. S.

(Fortsetzung.)

Allein eben durch diese Einflechtung und Intussusception eines Principes ꝛc. wird immer jedenfalls seine ganze Stellung verändert, und in Folge hievon mehr oder minder auch sein Gehalt und seine Gewalt! Und eben hierin ist der Grund zu suchen, warum keiner der ursprünglichen Denker mit einer solchen Ehre und einem solchen Rechte, das ihm angethan wird, sich zufrieden geben mag. — Mag oder nicht mag übrigens, wenn nur die neue Theorie, das neuere System wirklich die Wahrheit der Sache in der Gewißheit des Begriffes enthüllt: so ist die Aufnahme des früheren Beytrages hiezu nothwendig und lobenswerth; sie macht sich dann auch von selbst; aber auch die Beschränkung, Umstellung und selbst die Zersetzung und Versetzung des früheren mit andern Elementen ist recht und gerecht, und vollends die Anerkennung früheren Verdienstes deßfalls durchaus billigungswerth und preislich. Aber aus dem eben Bemerkten ergiebt sich auch sofort, daß nicht leicht irgendwo ein Gedanke in seiner reinen ursprünglichen Gestalt und Gewalt aufgenommen werden kann; daß er da folglich, in der Setzung, Stellung, Umgebung und Reinigung, die er erleidet, seiner ächten ursprünglichen historischen Bedeutung und Stelle entrückt wird; daß eine solche Auffassung und Einverleibung der lautern objectiven Geschichte nicht entspricht, so gut, angemessen und integrirend sie auch dem System, das dieses thut, stehen mag. Daraus folgt die zweyte Bemerkung, daß diese dialectische Methode, so gerecht zu seyn sie sich auch denn Anschein geben mag, doch mindestens nicht historisch gerecht, und nicht ganz wahr ist. Denn nach ihrem Proceß, was läßt sich da nicht alles verträglich ein- und neben- und unterordnen! und alles mit dem vermessenen Schein und Vorwand, das Recht anzuthun! Unwillkührlich wird man dabey manchmal an jenen Ausruf Kants erinnert: Gott bewahre uns vor unsern Freunden! mit den Feinden wollen wir schon fertig werden. Ein offener Kampf und Widerstreit scheint auch wirklich vortheilhafter und für die Sache ersprießlicher, als wie manchmal die neuen Dialectiker sich einverleiben und abthun möchten. — In der Art und Weise, wie manche dieser angeblichen Dialectiker ausgleichen und zurechtstellen, wird es gar nicht schwer fallen, auch in der Geschichte der neueren Philosophie seit Descartes bis Hegel dieselbe naturgemäße und nothwendige Entwickelung der Principien und deren Fortschritt, so wie der Objecte der Untersuchungen und der Methoden nachzuweisen und dialectisch zuzustutzen, zumal wenn man liegen lässet und beyseite schieben darf, was nicht paßt noch fuget; wenn man folglich etwas frey und herrisch mit der Geschichte umspringt, und die philosophirenden Subjecte in ihrer Wahrheit und Gediegenheit nichts achtet, sie im Verhältniß zu der eingebildeten absoluten Idee recht eigentlich annihiliret. Es ist auffallend, daß während doch gerade in den gegenwärtigen Tagen auf dem philo-

sophischen Markte der Begriff und die Idee der Persönlichkeit sowohl wegen der Frage nach der Art der Fortdauer des menschlichen Geistes, als auch in Beziehung auf Gott so laut und ἐριστικῶς καὶ διαλεκτικῶς verhandelt wird, daß da die Philosophie — wie sie von Manchen gehandhabt wird — dennoch ihrer angebornen Unart, der Abstraction, sich so wenig entschlagen mag, daß sie gerade jetzt auch das Gebiet wie der Welt, so ihrer eigenen Geschichte mit ihrem alten Erbschaden — von Aristoteles her — anstecken, daß sie auch ihre eigenen Helden und Heiligen, wenigstens gegen die Idee als zufällig und unwesentlich mit Rümpf und Sneer beseitigen und gewissermassen verflüchtigen und vernichtigen will! — Wer es noch nicht wüßte, der müßte doch mindestens hieraus abnehmen, daß unter allen syllogistischen und dialektischen Figuren für die Philosophie die Figur der Prosopopöie die schwierigste und verwegenste sey, so leicht und geläufig sie auch Rednern und Dichtern ist. Sie schlägt gar zu leicht in Unverstand, Unsinn und gespenstischen Aberwitz um, wenn hiebey die μετάβασις εἰς ἄλλο γένος — und das ist jene Figur — nicht in der innersten Tiefe des Gemüthes und Gewissens, in der höchsten Erhebung und Andacht des Geistes mit ganzer Heilsinnigkeit — (σωφροσύνη) — vollzogen wird! — Doch so schwer sie sey, nur durch sie wird die Philosophie vollendet und gewissermassen selber auch überwunden; nur durch sie wird die von jeher gewünschte, ersehnte und erwartete Eintracht, Versöhnung und Erlösung von der Entzweyung des Menschen in sich selbst, — und gewissermassen selbst von der Arbeit des Denkens in Erfüllung gebracht. So wenig aber bisher diese speculative Prosopopöie vollführt, oder wo sie unternommen worden, gelungen ist — aus allerley Mangel, unter andern auch dem des Geschmackes —, so haben doch alle philosophischen Geister das Bedürfniß und die Nothwendigkeit derselben anerkannt und ausgesprochen; sie haben, freylich behutsam und vorsichtig, dieselbe als die höchste Kunst der Philosophie bestimmt, und die Wege, auf denen an dies Ziel gelangt, wo die höchste und letzte Erkenntnißoperation vollzogen werden mag, ahnend, denkend und schauend eingeleitet; dieß haben gerade die größesten Philosophen gethan, Plato (von welchem auch H. Fischer es bemerkt), Leibnitz und Kant, zu geschweigen der beyden nun freylich auch schon überwundenen und aufgehobenen Jacobi und Schelling, durch welche gleichwohl die Idee der Persönlichkeit eben erst den philosophischen Tagblättern vor die Augen gerückt worden ist. Die meisten aber beachten gar wenig die von jenen Männern gegebenen Fingerzeige, ja, übrigens mit Recht angesehene Philosophen, verhöhnen wohl gar Kants bedeutsamen daher gehörigen Satz; die andern aber streiten über jenen Punct der vollkommnern Philosophie in beliebter Dialectik. Wie entfernt aber diese in ihrer bisherigen Entwickelung von jenem punctum saliens des letzten und höchsten Denkactes und seinen Ergebnissen zurückstehe, davon gibt eben ihre Behandlung der Geschichte einen augenfälligen Beweis, wenn sie der Persönlichkeit der Philosophen so geringen Antheil an der Wahrheit der Gedanken einräumte. Wenn dieses dialektische Verfahren auch mit allem möglichen Geschick angewendet wäre, niemals darf es die Geschichte in einen dialectischen Proceß verwandeln; denn sie ist kein solcher, vielmehr in gleichem oder höherem Grade zugleich ein pathologischer; und das Philosophiren und seine Geschichte ist kein bloßes Denken, kein kahler Gedanke; es ist zugleich ein Handeln ein Drama. Der dramatische Dichter mag und darf zum Behuf seines Zweckes die Handlung frey erdichten und ordnen; er mag und darf hiezu auch die Geschichte brauchen, und in ihr weglassen, umstellen, erweitern und zusammenziehen, überhaupt sehr frey schalten, aber doch nicht mehr, als seine Kunst und Tendenz es erheischt; und alle seine Veränderungen an

der Geschichte müssen sich rechtfertigen durch seine Idee und den Erfolg, durch richtige Charakteristik, durch schöne Gestaltung, Gruppirung, Verschlingung und Entknotung, durch reiche Entfaltung von Geist und Gemüth im Einklang u. s. w. Widrigenfalls gereichen ihm die erlaubten Veränderungen zum Vorwurf. Aehnlich verhält es sich mit dem Denker; — auch er kann entweder sein System rein aus sich herauswickeln, oder aber auch dasselbe an die Vorgänger, ihre Ahnungen, Andeutungen, Ausführungen u. s. w. anspinnen, und so die Anlässe zu seinen Gedanken u. dgl. hereinziehen, wenn er es für gut findet. Der dramatische Dichter bedarf außer der Helden seines Stückes auch untergeordneter, dienender ꝛc. Personen aller Art bis zu den Boten und Narren und Rüpeln, und allerley numeri fruges consumere nati weiß er auch zu gebrauchen, von „Mittelgut wie wir" versteht sichs von selbst. Auch der Philosoph und der Geschichtschreiber der Philosophie kann zu ihrer Entwickelung, so fern sie ein Drama und ein Act in der Weltgeschichte ist, und zu ihrer Erklärung, widerstreitender Elemente und allerley Mittelguts nicht wohl entbehren, zumal diese doch auch gelebt, ihr Theil gedacht, und ihren Eintrag zum ganzen Gewebe geliefert haben, sey er dann groß und fein oder Gegentheils! Die breitere Welt und Litterargeschichte schleppt auch sogar einen Herostratus, Theodorus Metochita und unbedeutendere Namen mit sich fort. Genug, die Geschichte fordert und hat auch eine subjective und zeitliche Seite, der ihr Recht anzuthun sich gebührt; dieß verlangt das: la raison finira par avoir raison. Wenn demnach die Dialektik weiter entwickelt und Dramatik seyn wird, so wird sie auch jede Subjectivität richtiger in Anschlag bringen; sie wird keine Ansicht einseitig nur als Speculation, sondern im Bezug zum geschichtlichen Individuum ansehen. Die Philosophie in ihrer Breite und die Speculation kommt nicht erfolg- und wissensreich vorwärts, wenn sie nicht je zuweilen zurückblickt, ja zurückgeht, Abspringer, ja sogar Kreuz- und Querzüge macht; — sie ist ja eine Reise ins Innere eines nur erst in seinen allgemeinen Umrissen bekannten und geahndeten Landes; — der gerade Weg ist nicht der kürzeste, für die volle Erkenntniß muß öfters der Gesichts- und Standpunct gewechselt werden, freylich ohne jemals das Endziel und die Endabsicht aus dem Auge zu verlieren, sich von ihm weitab und ohne Rückkehr zu verlaufen.

(Schluß folgt).

Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie von James Forbes Esq., ꝛc.

(Schluß.)

In Rücksicht der Regenmenge hängt aber vieles von lokalen Umständen, hoher und niedriger Lage, Gebirgen, Nähe der Meere, herrschenden Winden u. dgl. ab.

Der alte Volksglaube an den Einfluß der Mondsphasen auf die Hydrometeore hat sich wieder erneuert, und Flauguergues, Schübler, Eisenlohr u. a. a. haben dargethan, daß das Maximum der Niederschläge auf die Zeit des zweyten Octanten, das Minimum auf den vierten Octanten falle.

VI. Das Ganze schließt mit der Elektricität der Atmosphäre. Der Verfasser beklagt mit Recht, daß die Anwendung der glänzenden Entdeckungen über diesen Gegenstand seit Franklin bis auf unsere Zeit auf seltsame Weise auf die Meteorologie vernachläßiget worden. Nur die Arbeiten Schüblers, Ermans und Pouillets verdienen genannt zu werden. Die bedeutende Menge der Elektricität in der Atmosphäre schreibt man bald a) der Vegetation (Pouillet), b) bald der Verdünstung (Volta, Schübler und Kämtz), c) bald chemischen Processen im Innern der Erde (Matteucci), zu. Allein mit Recht sagt Dove: „Es fehlt nicht an Ursachen, welche Elektricität bedingen, aber an entscheidenden Erscheinungen, welche die getroffene Wahl rechtfertigen."

Die Untersuchung des elektrischen Zustandes der Luft ist nicht ohne Schwierigkeit, und zu wenig angestellt worden. Indessen nimmt man allgemein an, sie

sey bey heiterm Wetter, nehme in der Höhe und von den Polen zum Aequator (v. Humboldt) zu, habe, wie Schübler zuerst gezeigt hat, ein doppeltes tägliches Maximum und Minimum. Daß sie am stärksten hervortritt, je plötzlicher in der Atmosphäre ein Niederschlag eintritt, wodurch Gewitterwolken entstehen, ist erwiesen. Daß bedeutender Temperatur-Unterschied in den obern und untern Regionen zu dieser Bildung beytrage, meynt Brandes, daß dazu Winde von großen Temperatur-Differenzen wie SSW. und NNO. mitwirken, behauptet consequent seiner Theorie Dove. und höchst wahrscheinlich ist die Elektricität nicht die Veranlassung bey der Bildung der Gewitter, sondern vielmehr Folge oder begleitende Erscheinung, und der Blitz nur eine rasche Aufeinanderfolge einzelner Entladungen (Dove), wodurch auch der Donner als wiederholte Explosionen in verschiedenen Entfernungen (mit Brandes) zu betrachten wäre, wobey aber die Interferenz der Schallwellen nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Die Anzahl der Gewitter ist nicht in allen Breiten und Zeiten dieselbe. Während z. B. Deutschland auf 1 Jahr 19 hat, hat Norwegen nur 4.

Mit den Gewittern steht der Hagel in engster Verbindung; aber wir können keine der zur Erklärung desselben erdachten Hypothesen für ganz gelungen ansehen. Volta's Hypothese ist gewiß ganz unhaltbar; die scharfsinnigste ist sicher von Buchs Ansicht, daß diese Eisbildung Product eines Verdampfungs-Processes, welcher durch unverhältnißmäßige Erwärmung der untern Wolkenschichten eingeleitet wird, und durch welchen die in den Höhen niedergeschlagenen Dünste gefrieren.

Olmsted schreibt die Hagelbildung in der gemäßigten Zone einer plötzlichen Vermischung eines kalten Windes in den obern Regionen mit einem wärmeren zu, wodurch die Dünste niedergeschlagen werden, und gefrieren, und sich in ihrem Falle vergrößern. Indessen auch diese Ansicht entspricht nicht allen Erfahrungen über dieses Phänomen. Ueberhaupt muß man gestehen, daß es auch hier, wie überall für die Meteorologie an nothwendiger Beobachtung fehlt, weil es an ständigen Beobachtungslokalen fehlt.

Auch das Nordlicht betrachtet der Verfasser als ein mit der Electricität in inniger Verbindung stehendes Phänomen, dessen Hauptpunkte die beyden Pole der Erde umlagern, welches gewöhnlich kurz nach Sonnen-Untergang und meistens im Winter erscheint, und dessen wunderbare bogenartige Lichterscheinung nach einigen Beobachtern von einem Geräusche begleitet ist, das von andern geläugnet wird.

Die Höhe dieser Phänomene wird sehr verschieden (nach Dalton von 1 — 100 englische Meilen) angegeben. Doch ist es unläugbar, daß sie tellurisch sind, und an der Erdrotation Theil nehmen. Im Allgemeinen setzen die neuern Beobachtungen dieses Meteor zwischen 1 bis 50 geographische Meilen. Die Verschiedenheit der Höhenangabe liegt vielleicht unter andern auch darin, daß bey verschiedenen Beobachtungen bald der höchste, bald ein niederer Bogen in Rechnung genommen wurde. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Ebene des Nordlichtbogens senkrecht auf dem magnetischen Meridian und die Krone in der Mitte der Neigungsnadel stehe. Allein es finden sich hierin viele Anomalien. Aber ein gegründetes Faktum ist die Einwirkung auf die Magnetnadel, und die Störungen der Declination treten in bedeutenden Entfernungen ein, nehmen aber mit der Entfernung ab, ohne aber bloß eine Funktion der Breite zu seyn, und Doves Bemerkung, daß das, was die Nadeln auf so weiten Räumen instantanisch in Bewegung setzt, da leuchtend hervorbrechen mag, wo die Störung der magnetischen Vertheilung am gewaltsamsten ist, stimmt ganz mit den neuen von Faraday zuerst entdeckten Erscheinungen und Wirkungen eines künstlichen Magnetes überein.

Referent glaubt, durch diesen gedrängten Auszug den Sachkundigen auf den reichen Inhalt dieser Schrift hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben, und hat nur noch hinzuzusetzen, daß der sinnige Uebersetzer das Ganze noch dadurch bereichert hat, daß er demselben als schätzenswerthe Beylage drey lithographirte Tafeln darstellend a) eine Karte der Isothermen und Isogeothermen, b) die Polarprojection der Isothermen, c) eine Karte isobarometrischer Linien, d) eine Witterungs-Windrose (nach Dove), e) thermische und barometrische Windrosen für London, Paris, Stockholm und Berlin hinzugefügt, und dadurch dem Ganzen neuen Werth gegeben hat.

Referent kann am Ende dieser Ankündigung den Wunsch nicht unterdrücken, daß Herr Mahlmann von Zeit zu Zeit eben solche fortlaufende Berichte über den Zustand der Meteorologie liefern, und daß in Beziehung auf Meteorologie in verschiedenen Zeitschriften aller Zungen Zerstreute in einem Bilde darstellen möchte, was um so verdienstlicher wäre, weil die Meteorologie keine eigene Zeitschrift besitzt, sondern immer nur gleichsam als Anhängsel in physikalischen Zeitschriften mitzugehen die Vergünstigung hat, auch sonst für die Meteorologie so wenig geschieht, daß man sich billig verwundern muß, wie einem Gegenstande der Naturforschung, welcher für die Staaten gewiß von noch größerer Wichtigkeit ist, als die Astronomie, so gar kein Kostenaufwand gemacht wird, der doch gewiß gegen den, welchen die Astronomie fordert, ungleich geringer seyn würde, und sich bald reichlich verzinsen dürfte.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

K. von Spruners historisch-geographischer Handatlas. Erste Lieferung von acht illuminirten Karten. Gotha bey Justus Perthes. 1837. Subscriptionspreis 2 Thlr. (3 fl. 36 kr.)

Die Ankündigung dieses Atlas hatte vor ein paar Jahren statt. Er sollte durch einige Uebersichtskarten, wohlgemerkt! die alte Geographie anschaulich machen, die vorzüglichsten Perioden des Mittelalters darstellen, und als Hauptaufgabe die Gestaltung der einzelnen Länder von der Periode der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit herabführen, in besonderer Berücksichtigung der von „Heeren und Ukert" herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten." — In Form, Größe, Art der Behandlung sollte sich dieser historische Atlas durchaus an den Stieler'schen geographischen Handatlas, für welchen er also einen gleichsam die Vergangenheit abbildenden ergänzenden Theil ausmacht, anschliessen. Die genauen Maaß-Verhältnisse sollten zur Prüfung der ältern und neuern Gestaltung der Ländermassen dienen.

Der Bearbeiter dieses Atlas, Hr. v. Spruner, Lieutenant in der königl. bayer. Armee, und seit länger zu Bamberg in Garnison, ist anerkannt mit Beruf und Muth an das Werk gegangen. Bereits im Jahre 1831 erschien von ihm eine von ernsten Studien zeugende, und für die bayerische Geschichte wichtige Druckschrift: „Bayerns Gauen nach den drey Völkerstämmen, den Alemannen, Franken und Bojoaren, aus den Urkunden nachgewiesen gegen Hrn. Ritter v. Langs Bayerns Gauen ꝛc. aus den alten Bisthumssprengeln nachgewiesen." Mehrere Karten zur Erläuterung dieser Vorstudien folgten. Nebenher suchte sich der Verf. das seinem Ideale eines historischen Atlas nothwendige, fast unermeßliche, Material nicht etwa aus bloßen Compendien, sondern aus den Quellen selbst eigen zu machen, und so, mit großer Beharrlichkeit auf einen Standpunct der Uebersicht und Meisterschaft zu gelangen, die da verbürgen, daß eine gute Karte bildlich und treffend darstellt, wie eine gute Geschichte erzählend berichtet und anspricht. Dabey ist der Verf. bescheiden genug, einem weit kostspieligern Unternehmen der Art, dem Kruse'schen Atlanten, den Vorrang nicht streitig machen zu wollen.

Nach dieser Einleitung, und unter Hinweisung auf die „Vorbemerkungen," welche auf einem Quartbogen, dieser ersten Lieferung selbst beygegeben sind, gehen wir zur kurzen Anzeige der acht Blätter selbst über.

Nr. 1. Die Welt der Alten.

Ausser den von den griechischen und römischen Geographen gegebenen Nachweisen hat Hr. v. Spr. den Vorbildern Ritters und Hallings folgend, auch den Namen der Orientalen einen Platz eingeräumt. Auch Reinhard und Kruse (diese freylich bey einem größern Maßstab und Detail), wurden in ihrem Systeme, an das Mittelalter anzuknüpfen, beachtet. Die beyden vorzüglichsten Ansichten der Alten von der Erde, die des Eratosthenes und Strabo's, und die nach Ptolemäus sind auf dem Blatte besonders abgebildet.

Nr. 2. Das römische Reich, und die nördlichen Barbaren im IV. Jahrhundert.

Die Eintheilung ist jene, welche durch Konstantin den Großen entweder erst getroffen, oder wenigstens erneuert und geordnet worden. Es sind die vier Prätorial-Präfecturen mit ihren Diöcesen. Die durch die Kämpfe der letzten Kaiser merkwürdig gewordenen Orte wurden besonders berücksichtiget. Die Sitze der nördlich angränzenden Völker sind so angegeben, wie selbe von ihnen unmittelbar vor dem Beginne der großen welthistorischen Bewegung eingenommen worden. Dieses merkwürdige Ereigniß (sind die Ursachen desselben schon hinlänglich erforscht, wäre unter den physischen Anlässen nicht etwa auch eine, die ausserordentliche Entwaldung der nördlichen Abdachung von Asien und Europa, und sofort der Mangel an Salz, wie wir in der Geschichte der Salzwerke. (München, 1836) angedeutet haben, zu bemerken?) dieses welthistorische Ereigniß, das Hr. v. Spr. mit Recht als früher beginnend hinaufsetzt, ist also im Bl. 2 in seiner Anfangs- und im Bl. 3 in seiner Schluß-Epoche dargestellt; wodurch verwirrende Excursionen vermieden wurden. Ein Carton des Blattes zeigt den Zustand der untern Donauländer nach Eroberung der Hunnen als Zwischenperiode. Auch die nordischen Sagen wurden für die Ländernamen benützt.

Nr. 3. Europa im Anfange des VI. Jahrhunderts.

Hier zeigt sich die größte Ausdehnung germanischer Herrschaft vom nördlichen Wendekreis bis über die Nordküsten Afrikas. Da sind wieder die Kampfplätze jener Periode, (wozu wir jüngsthin in den akademischen Verhandlungen auch einen Beytrag lieferten,) und die Anfänge der frühesten Kirchengeschichte bemerkt worden. Eben durch die germanische Herrschaft ist das Christenthum, — nach der Lieblingssprache unserer Tage, — zum Durchbruch gekommen. Hr. v. Spr. meynt, daß der Kern der überelbischen Völker fortgezogen. Wir vermeynen das Gegentheil, und haben uns darüber bereits öfter erklärt. Die Völker pflegen, wie die Bienen abzuschwärmen, während die Mutterstöcke bleiben: so die Regel. Natürlich trat die stille Heimath der ziehenden Horden in ein vieljähriges Dunkel zurück, während nur die Elemente der Bewegung, die Ethnographen der Völkerwanderung, laut wurden. Zugleich sollen aber auch im Süden die landsässig gebliebenen, die vorübergehend unterjochten Völker, die Urbewohner, (Civitates!) um so weniger übersehen werden, je unstatthafter der Wahn ist, daß die Barbaren die kurz zuvor noch so dicht bewohnten Gauen wie ausgekehrt fanden. Die einzige Thatsache, daß im VII. Jahrhundert die Vertheilung des Grundeigenthums, der (Hoffuß!), als nach Clima und Boden, nach intensivem und extensiven Typus der Landwirthschaft bereits so längst als fest geordnet hervortritt, kann uns darüber eines Bessern belehren. Im nördlichen Afrika sind die merkwürdigern jener dreyhundert Bisthümer, die dort die Kirchengeschichte nachweist, nicht übersehen. Hier hatte sich das Christenthum gleichsam durch die organische Kraft der Germanen in der Sonnengluth des Himmelstrichs krystallisirt.

Nr. 4. Italien unter den Longobarden nebst den Besitzungen der griechischen Kaiser.

Das Reich der Longobarden kann hier in seinen Hauptabtheilungen: Austria, Neustria, Aemilia, Tuscia, Spoleto, Benevent etc., und diese wieder in den Unterabtheilungen betrachtet werden. Ein Specialkärtchen zeigt das zur Geschichte der Päbste gehörige Römergebiet. Die im Kampfe der Longobarden und Franken hervorgetretenen Ortschaften Burgunds sind nach Paul Warnnfried und Gregor von Tours berücksichtigt.

Nr. 5. Italien unter den sächsischen und fränkischen Kaisern bis zu den Hohenstaufen.

Ein großer Schauplatz! Wegen Ungenauigkeit

der Historiker in ihren Angaben ist jedoch die Darstellung schwieriger. Die Karte beginnt bunt zu werden. Die Herzogthümer, Comitate, die Rural-Grafschaften, die Marken, — die Herrschaft St. Peters zu Rom; jeder Theil will bezeichnet, colorirt seyn. Ein eigener Carton zeigt die wichtigsten Puncte Roms im Mittelalter.

Nr. 6. Ober- und Mittel-Italien unter den Hohenstaufen.

Schon das Farbengemisch gibt zu erkennen, in wie viele Staaten, Stadtgebiete, Landschaften, Patrimonien u. s. w. Ober- und Mittel-Italien zerfallen war; und deutet auf ihren Kampf unter sich und gegen den Kaiser. Das wachsende Gebiet von Mailand tritt in einen besondern Abschnitt hervor.

Nr. 7. Italien von 1250 bis 1450.

Auf diesem Blatte erscheint die Gestalt des Nordens der Halbinsel völlig verändert; sie ist zu einheitlichern Grössen zurückgekehrt. Mailand, Savoyen, Venedig, Genua, Toskana; im Süden das Königreich Sicilien dieß- und jenseits des Pharo. Was Venedig nach und nach im Litorale und von Griechenland erworben, kann hier mit einem Blicke im hellblauen Colorit erkannt werden. Nebenbey ein Halbduzend von Specialcartons.

Nr. 8. Italien vor dem Ausbruche der französischen Revolution.

Als Nebenkarte enthält dieses Blatt eine Uebersicht Italiens während der Umwälzung und der napoleonischen Kaiserherrschaft, mit Angabe der ephemeren Republiken und Reiche jener Zeit. Das italienische Publicum soll nicht säumen, sich diese Hülfsmittel zu verschaffen.

In der Ankündigung wurden erläuternde Noten zu jedem Blatte versprochen; Hr. v. Spr. hat sich aber entschlossen, dafür nach Beendigung des Atlas ein auf denselben begründetes „Handbuch der Geographie des Mittelalters“ herauszugeben; wozu auch die inzwischen ein- und vorkommende Kritik benutzt werden soll. Sehen wir auf das in der ersten Ankündigung enthaltene Verzeichniß der Karten zurück; so haben wir also im raschen Fortgang deren noch 45 Nummern zu erwarten: und welch' ein reicher Stoff hierin! Das nächste Blatt wird seyn: Altgermanien und die Süddonauländer um die Mitte des V. Jahrhunderts. Als Uebergangsblatt der alten Geographie zu der des Mittelalters. Nebenkarten: die Reiche der Franken um 550 nach Chr.

Eine der nachfolgenden Karten stellt Teutschlands kirchliche Eintheilung bis in das XVI. Jahrhundert mit den ältesten und vorzüglichern Klöstern dar. Noch einmal erinnern wir an die oben herausgestellte Hauptaufgabe dieses rühmlichen und die Geschichte vorzüglich fördernden Unternehmens: die Gestaltung der einzelnen Länder Europa's von der Periode der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit herabzuführen. Nebenher hat, dem sichern Vernehmen nach, Hr. v. Spr. auch einen historischen Atlas von Bayern in sieben Blättern in der Arbeit. Wo Verfasser und Verleger mit so viel Intelligenz, mit großen Hülfsmitteln, und so ausdauernder Anstrengung ein Werk der Art fördern, da hat das berufene Publicum nichts zu wagen, nur zu gewinnen. Mit Recht hat Hr. von Spr. am Schlusse seiner Vorbemerkungen für das bisherige Gedeihen des Unternehmens vor allem der Vorsehung, sodann aber auch den mit Rath und That mitwirkenden Freunden seinen Dank ausgesprochen.

v. Koch Sternfeld.

De Hellenicae Philosophiae Principiis atque Decursu a Thalete usque ad Platonem scripsit Dr. Carl. Phil. Fischer. Tübingen 1836. 4. 54. S.

(Schluß.)

Je ferner das Endziel, je ungebahnter und vielerley die Wege dahin sind, desto öfter ist nöthig, sich rings umzusehen und zu orientiren. Manches

System mit scheinbar rückgängiger Bewegung ist nur eine Orientirung und wirkliche Berichtigung; so das aristotelische System unter anderem. Es ist Ab- und Rückfall vom Platonischen; aber Uebereilungen, zu kühne Vorsprünge und zu hoher Flug machten die Rückschritte nöthig, weil nicht blos Vordringen, sondern gemessener Schritt und Gang gefordert werden muß. Die Platonischen Ahndungen forderten und riefen hervor einen logischen Aristoteles, und — (um nach diesem Seitengang endlich wiederum auf H. Fischer zurückzukommen, und etliche Anmerkungen zu seiner Abhandlungen zu machen) das nur logische ὄν des Parmenides rief das materiale ὄν des Melissus und Leucippes hervor. Mir wenigstens scheint es, daß die Atomistik mit dem Eleatismus näher zusammenhange, als Herr Fischer annimmt. Abgesehen davon, daß der Stifter der Atomistik Leucippus unter anderem auch von Elea gebürtig, daß er ein Schüler des Xenophanes, des Zeno ꝛc. gewesen seyn soll, so mußte der grelle Widerspruch, in welchem Verstand und sinnliche Wahrnehmung bey Parmenides standen, den Versuch einer Ausgleichung gebieten; das Denken mußte der Anschauung wenigstens der λόγῳ θεωρία wieder genähert werden. Dennoch setzten die Atomisten das logische ὄν des Parmenides in ein reales ὄν, obzwar nur λόγῳ θεωρητόν um, in das Atom, und setzten dieses, jedes als Einheit zusammen aber als unendliche Vielheit; aus der Anschauung nahmen sie unbedenklich die Bewegung — κίνησις — als deren ursprüngliche Inhärenz hinzu; sie verwandelten das ὄν hiemit aus einem Subject in ein Prädicat. Auch das μὴ ὄν der älteren Eleaten setzten diese jüngeren Eleaten (wie sie sonst wohl auch hießen) oder Atomisten in der Anschauung als das Leere — τὸ κενόν. Dieses gethan, hatten sie denn auch in ihrer Art den alten Eleatismus überwunden, und ihn nach Gebühr berichtiget, auch Verstand und Sinn nach ihrer Weise ausgesöhnt. —

Ferner gehören meines Bedenkens die Sophisten auch nicht vorzugsweise dem atomistischen Systeme an; — ihre Form und Methode waren sie jedenfalls mehr den Eleaten, namentlich dem Zeno, als den Atomisten schuldig; und ihren Stoff, wenn man den Quell desselben in einer philosophischen Lehre ja doch finden will, und nicht viel richtiger aus dem Sinne und Herzen eines jeden derselben und aus ihrer täglichen Erfahrung herleitet, konnten sie aus den eleatischen Lehren und Speculationen mit derselben Leichtigkeit und Folgerichtigkeit herausspinnen, als aus dem atomistischen des Leucippus und Demokritus. Gorgias vollends hat in gar nichts Gemeinschaft mit den letzteren; wie denn die Sophisten überhaupt nur als Beförderer des Nachdenkens ꝛc. in die Geschichte der Philosophie, ihrem ganzen übrigen Wirken aber in die Geschichte der Litteratur, namentlich der Beredsamkeit gehören. — Die Atomistiker, ist H. Fischer geneigt, mit denjenigen alten Jonikern, die er Mechaniker nennt, in Zusammenhang zu bringen. Allein so richtig die Unterscheidung der zwey Klassen jonischer Physiologen ist, so kurz und bezeichnend die Benung, so trägt sie doch etwas in's Alterthum zurück, was so erst der neueren Zeit angehöret; der Ausdruck ist zu markant. Endlich ist zwar wahr, daß die griechische Philosophie von der Naturforschung angehoben habe, zu ihrem Heile und zu ihrem sicheren und gedeihlichen Fortschritt. Dieser Ausgang ist aber nicht eben der schlechthin nothwendige; es ist eben so möglich, wie die Semiten und andere Orientalen gethan zu haben scheinen, erst von einer reichen inneren Erfahrung und vom Gewissen aus an die Philosophie zu kommen, und sich in ihr zu vertiefen; freylich auf die hier sehr große Gefahr hin, in willkührliche Hirngespinnste jeder Art sich zu verwickeln. Danken wir demnach stets den griechischen Weisen, die uns desfalls zurückgeleitet haben!

J. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Historisch-philologische Studien von K. W. Krüger. *Ἔοικε πάντη χαλεπὸν καὶ δυσθήρατον ἱστορία τἀληθές.* Plutarchos. Berlin, bey Rücker und Püchler. 1837.

Den Inhalt dieses zwey hundert vier und sechzig klein und enggedruckte Seiten enthaltenden Buches bildet, was der Titel nicht erwarten läßt, aber die der Einleitung vorausgesetze Aufschrift: Ueber die Pentekontaetie des Thukydides andeutet, eine fortlaufende chronologische Feststellung der wichtigen, jedoch wenig genau bestimmten Ereignisse der griechischen Geschichte von Xerres Rückzug aus Hellas bis zum Anfange des Peloponnesischen Krieges; in diesem Zeitraume von fünfzig Jahren ruht die Größe und Macht des attischen Staates, aber auch der Keim alles folgenden unheilvollen Unglückes. Dennoch hatte schon im Alterthume dieser Zeitraum wenige Geschichtschreiber gefunden; er war, wie der Verfasser richtig bemerkt, vielfach zersplittert, ohne äußere Einheit und lag zwischen Begebenheiten, die ihn durch Glanz und Großartigkeit überstrahlten und vorzugsweise ausgezeichnete Geister zur Behandlung anlockten. Thukydides kennt nur den Hellanikos als Vorgänger (I. 97) und weil dieser kurz und keineswegs in richtiger Zeitfolge (*βραχέως τε καὶ τοῖς χρόνοις οὐκ ἀκριβῶς*) darüber berichtet hatte, stellt er selbst diesen ganzen Zeitraum als einen besondern Excursus, *ἐκβολὴ τοῦ λόγου*, gedrängt, aber in scharf gezeichnetem Umrisse im ersten Buche (I. 89 — 118) vor dem Beginnen des peloponnesischen Krieges dar.

Also des Vorgängers Unvollständigkeit und Unzuverlässigkeit, bemerkt der Verfasser S. 6, wollte Th. ergänzend berichtigen, er, großentheils Zeitgenosse der Begebenheiten und Bürger der Stadt, die den Mittelpunct derselben bildete. Bey dem sorgfältigsten aller Historiker dürfen wir also gerade hier die gewissenhafteste Genauigkeit voraussetzen: jedes Wort muß als gewählt und gewichtig, jede Wendung als bezeichnungsvoll und bedeutsam, jede Angabe, die nicht aufs genaueste mit den seinigen übereinstimmt, als Irrthum erscheinen. Andere Zeugnisse gegen die seinigen in die Wagschale legen, heißt nichts weniger als den anerkannt gewissenhaftesten Geschichtschreiber bey Ereignissen, von denen er, wenn irgend jemand, sichere Kunde haben konnte und Genaueres als ein anderer Zeitgenosse zu melden selbst versichert, der Unzuverlässigkeit zeihen.

Aber Th. stellt die Ereignisse nur in ihrer Folge nach einander, die eigentliche Bestimmung der Jahre hat er nicht gegeben; es ist eine Anreihung der sich folgenden Thaten, ohne Angabe der Jahre; diese findet sich mit dem Namen der Archonten in Gesammtheit und ausführlicher Erzählung bey Diodoros, einzelnes bey vielen andern zerstreut; doch der Widersprüche sind sehr viele und mit Th. nicht zu vereinigen. Hier nun gilt der Grundsatz, daß, was aus Th. fest steht, als sicher und zuverläßig gegen jede spätere durch Namen und Jahre noch so täuschende Angabe behauptet werden muß, kurz daß die Folge, in der Th. die Ereignisse vorträgt, für die Zeitbestimmung derselben leitende Führerin seyn müsse.

„Ganz lossagen (S. 5) müssen wir uns von der ehrfurchtsvollen Scheu, mit der ebenso gelehrte als scharfsinnige Männer auch bey den entschiedensten Widersprüchen zuverlässigerer Zeugen Diodoros Berichte zu verwerfen oft Anstand nahmen und gelegentlich durch gewaltthätiges Biegen und Rücken Ausgleichung

versuchten. Das Ergebniß war nur zu oft Verkrüppelung. Darum entschlage man sich jener so vielfach gemißbrauchten historischen Harmonik; klar und überzeugend stelle man den Sinn und Inhalt der Hauptquelle fest und wenn nicht innere Gründe von entscheidendem Gewicht ihr widersprechen, so gebe man auf, was nur durch gewaltsame Deutung mit ihr sich ausgleichen ließe.

Die Alten selbst haben diese gedrängte und die Thatsachen gewiß in richtiger Zeitfolge aufführende Darstellung, weil sie die Jahresbestimmung entbehrte, und diese erst durch sorgfältige Vergleichung aufzufinden war, nicht gewürdigt, ihre Wichtigkeit nicht geahnet; wir erinnern uns wenigstens keiner einzigen Stelle aus den uns erhaltenen Geschichtschreibern, in welcher bey chronologischen Differenzen der Folge der Ereignisse, das Zeugniß des Thukydides, so oft dieß auch geschehen konnte, zur Entscheidung in Anspruch genommen wäre. Der treffliche Palmerius war der erste, der auf die Abweichung des Diodoros von Thuk. wiederholt hingewiesen; Dodwell hat vieles, nicht ohne neue Verirrungen zu schaffen, hervorgehoben; in den neuesten Zeit gebührt Clinton das Verdienst in den Fasti Hellenici sowohl an einzelnen Stellen, als durch einen besondern Anhang auf die Wichtigkeit und Richtigkeit der Folge der Erzählung bey Th. aufmerksam gemacht zu haben; ihm folgt unser Verfasser, mit dem Streben: in einer ausführlichen Untersuchung die Chronologie der Ereignisse ihrer Zeit so fest zu stellen, daß die Reihenfolge der Begebenheiten bey Thukydides und selbst die einzelnen Ausdrücke und Wendungen dieses Schriftstellers durchgängig als vollkommen gerechtfertigt erscheinen; dadurch hat er den gründlichsten historisch-chronologischen Commentar zu jener Episode geliefert, und wenn auch in der Ausführung nicht überall befriedigt, doch die Hauptmomente, die zu einem Resultate führen können, zusammengetragen. In vier Abschnitten werden Bestimmungen ausgemittelt, die von den bisher angenommenen wesentlich abweichen.

Erster Abschnitt. Von der Schlacht bey Plataä bis zur Schlacht am Eurymedon, Ol. 75, 2. bis Ol. 77, 3. Von den hier gegebenen Untersuchungen sind besonders die wichtig, deren Entscheidung von der Zeit des Themistokles abhängt. Z. B. Episode über die Zeit, in welcher die Erbauung des Piräus angefangen wurde, gegen Böckh. Nach Thuk. hatte der Bau bereits vor dem Seekriege mit den Persern in dem Jahre, in welchem Themistokles Archon gewesen, begonnen; aus Dionysius wissen wir (es fehlen die Namen mehrerer Archonten jener Zeit) daß Ol. 71, 4. Themistokles Archon gewesen und dieß ist das Jahr, welches Böckh mit andern für das von Th. bezeichnete hält; H. Krüger macht durch Zusammenstellung mancher zu beachtender Nebenumstände wahrscheinlich, daß jene Angabe das Ereigniß viel zu weit hinaus führe und wird dadurch auf die Jahre Ol. 73, 2/3 und 74, 3/4, von welchen allein die Namen der Archonten unbekannt sind, gebracht; er entscheidet sich für Ol. 74, 3. Hieher gehören auch die Episoden über die Todeszeit des Themistokles und über den Regierungsantritt des Artaxerres. Der Vers. stellt erstere mit Diodor Ol. 77, 3 kurz vor der Schlacht am Eurymedon, gegen Plutarch, der diese Begebenheit mit Kimons Zuge gegen Kypros, in Verbindung bringt, letztere Ol. 76, 3/4, gegen Diodor, der Ol. 78, 4 angibt. So entschieden gültig und keinem Bedenken unterworfen die Reihenfolge der Begebenheiten bey Th. ist, so schwer und oft unmöglich wird die nähere Jahresbestimmung; stets treten dem bereits Gewonnenen andere Zeugnisse entgegen, jede scheinbar feste Grundlage wird wieder wankend, es ist ein Kampf um Autoritäten, und zwar leichte, aber höchst unsichere Zahlenänderungen werden oft unvermeidlich. In solchen verwickelten Problemen zeigt sich der Tact und die Combinationsgabe des Geschichtsforschers am glänzendsten. Aus Th. läßt sich nur mit Sicherheit beweisen, daß Themistokles Flucht, gleichzeitig mit der Belagerung von Naxos früher als die Schlacht am Eurymedon erfolgt sey;

mit Mitford aber anzunehmen, daß des Th. und Diodorus Erzählung unverkennbar zeige, daß Themistokles nicht lange mehr gelebt habe und daher der Tod dessen von der Schlacht zu setzen sey, haben wir durch nichts begründet gefunden. Sicher dagegen ist die Folgerung, daß, da Themistokles nach Th. an den König Artaxerxes, der vor kurzem den Thron bestiegen hatte, nicht wie Andere behaupteten, an den Xerxes geschrieben hatte, nach Th. der Regierungsantritt des Artaxerxes in ungefähr gleiche Zeit mit Themistokles Flucht falle. Diese setzt eine beglaubigte Angabe bey Cicero noch vor Ol. 77, 2; die allgemeine Ueberlieferung aber läßt den Artaxerxes Ol. 78, 4 den Thron besteigen, wodurch ein Abstand von mehr als sechs Jahren entsteht. Da nach Plutarchos auch Charon aus Lampsacus, der selbst unter Artaxerxes lebte und als Asianer nach den Regierungsjahren der Könige zu rechnen gewohnt war, erzählte, Themist. sey zu diesem König, nicht zu Xerxes gekommen, so glaubt H. Kr., je zuverlässiger die Berichte des Th. sind und je weniger es glaublich ist, daß Charon über den berühmtesten seiner Zeitgenossen völlig verschiedene Nachrichten gegeben habe, desto unbedenklicher annehmen zu dürfen, daß wie von Th. (d. h. nach H. Kr. Annahme), so auch von Charon der Regierungsantritt etwa in Ol. 76, 4 gesetzt sey, ja er bezeichnet es als herrschende, durch zwey vollwichtige Gewährsmänner bestätigte Ueberlieferung, daß Themistokles vor der Schlacht am Eurymedon starb, unter Artaxerxes Regierung starb; letzteres ist freylich richtig und von Niemanden bestritten worden, ersteres aber, von besonderer Entscheidung, mußte mit überzeugenderen Gründen als vom Verf. geschehen, bewiesen und mehr als nur wahrscheinlich gemacht werden. Wir übergehen die Episode über ein Epigramm des Simonides, welches noch manches Bedenken übrig läßt, und eilen zum Inhalte des zweyten Abschnittes, in welchem H. Kr. ein vollendetes Muster historischer Forschung liefert und eine solche Kenntniß des griechischen Alterthums im Einzelnen wie im Ganzen zeigt, daß wir nicht umhin können, Aeusserungen, die der gewöhnlichen Ansicht zumeist entgegen, unserer Ueberzeugung gemäß aber vollkommen richtig und begründet sind, mit den Worten des Verfassers anzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Manuel d'Ornithologie ou tableau systématique des oiseaux qui se trouvent en Europe par C. J. Temminck. 2de édition. IIIeme partie. Paris 1835. LXXXIV. und 305 p. 8.

Die zweyte Auflage von Temminck's beliebter Ornithologie Europa's erschien 1820 in 2 Theilen. Hiezu ist dieß nur ein Nachtrag, aber ein so ausführlicher und reichlicher, daß derselbe auch zwey Bände füllen wird; der hier vorliegende dritte Theil beschäftigt sich blos mit den Landvögeln; der vierte Theil, der ebenfalls im Laufe des Jahres 1835 erscheinen sollte (uns aber bis jetzt — November 1836 — noch nicht zugekommen ist) wird die Zusätze zu den Wasservögeln enthalten.

Die 84 Seiten lange Vorrede oder Einleitung theilt uns die neugewonnenen Mittel mit; das Leydener zoologische Museum — in der Ornithologie unstreitig das reichste — bot Hilfsmittel dar, wie kein anderes; eigene Reisende, viele Geschenke, ein außerordentlicher Tauschverkehr, eine höchst verständige Verwaltung konnten in wenig Jahren eine neugegründete Sammlung so emporheben, daß sie mit denen von Paris, Berlin, Wien um den ersten Rang streitet. — Die Einleitung ist etwas weitschweifig, aber doch reich an manchen interessanten Mittheilungen; so giebt Temminck hier eine Vergleichung der europäischen Vogelfauna und der japanischen, nach den von Siebold veranstalteten Sammlungen; auffallend ist die Uebereinstimmung; nicht weniger als 114 Arten europäischer Vögel fand Siebold in Japan. — Ausführlich ist hier auch die Litteratur seit 1820 nachgeholt, mit kritischen Bemerkungen; diese ganze Arbeit giebt einen neuen Beweis von der großen Vertrautheit des Verf. mit der gesammten europäischen Litteratur; man wird nur wenig Schriften vermissen.

Ref. ist es jedoch aufgefallen, daß Temminck das reiche Tagebuch von Graba über seine Reise nach Farö nicht zu kennen scheint, während doch Boie's Beyträge aufgeführt werden. Von Gloger erwähnt Temminck nur seine Uebersicht der schlesischen Wirbelthiere; die ersten Hefte von Gloger's trefflichem Handbuch waren doch schon ein ganzes Jahr erschienen und sind zum Schaden für sein Werk von Herren Temminck nicht benützt worden.

Zu jeder in dem ersten Bande des manuel aufgeführten Art finden sich Zusätze, theils zur Beschreibung, theils zur Correction der Synonymen und zur Litteratur, wodurch einem wesentlichen Bedürfniße abgeholfen wird; denn leider hat Gloger, der es doch am ersten gekonnt hätte, keine Hinweisung auf die Stellen in den Quellen gegeben; dürftig sind die Artikel nourriture und propagation ausgestattet, noch weit dürftiger aber sind des Verf. Angaben über die geographische Verbreitung, worin Gloger so Vorzügliches geleistet hat.

Die Zahl der neuentdeckten Arten ist sehr groß und giebt einen Beweis von der emsigen Thätigkeit der Naturforscher und Sammler; Brehm's entsetzliche Speciesmacherey hat, wie billig, gar keinen Einfluß auf Temminck gehabt; und sollten auch wohl einzelne Arten des Letzteren, wie z. B. Fringilla hispaniolensis, cisalpina etc. zu kassiren, und mit Gloger als klimatische Varietäten zu betrachten seyn, so ist es doch immer interessant die Ansicht eines Mannes, wie Herren Temminck's zu kennen, der so entfernt ist von dem leichtsinnigen Species-Aufstellen der Neueren, namentlich der ornithologischen Dilettanten. Auch ist nicht zu läugnen, daß Gloger in dem sonst höchst verdienstlichen Bemühen, Arten, die nicht haltbar sind, einzuziehen und auf klimatische Spielarten zurückzuführen, hie und da zu weit geht; so stellt derselbe z. B. Sturnus unicolor zu St. vulgaris, während die ächten einfarbigen Staare Sardiniens nicht nur specifisch, sondern, nach Schnabel und Fußbau, fast generisch verschieden sind und den Uebergang zur Gattung Pastor s. Gracula bilden.

Neu hinzugekommene d. h. seit 1820 in Europa aufgefundene, von Temminck hier beschriebene Arten, sind folgende:

Falco Bonelli, melanopterus.
Strix ascalaphus.
Corvus leucophaeus, spermologus, cyanus.
Turdus migratorius, pallidus, sibiricus.
Cinclus melanogaster (Brehm's Art als zweifelhaft), Pallasii.
Sylvia Pallasii, luscinoides, melanopogon, Rüppellii, icterina.
Accentor calliope.
Motacilla flaveola.
Anthus rufogularis.
Alauda Duponti, bifasciata, Kollyi.
Parus bicolor.
Emberiza palustris, caesia, rustica, aureola, hyemalis, provincialis.
Loxia leucoptera.
Pyrrhula githaginea.
Fringilla incerta, borealis.
Cuculus cinerosus.
Sitta syriaca (synonym mit S. Neumayeri).
Alcedo rudis.
Hirundo rufula.
Caprimulgus climacurus (noch zweifelhaft, ob wirklich Europa angehörig).

So sind also seit 1820, binnen 15 Jahren, nicht weniger als 38 neue Landvögel (die Hühner noch nicht hinzugerechnet) entdeckt worden; man sieht, daß bey weitem die meisten Arten dem Süd-Osten von Europa angehören, wo sie theils einheimisch sind, theils zufälliger von Kleinasien, Syrien, Egypten, der Berberey hinkommen; ein Theil der neuen Arten kommt aus dem asiatischen Rußland in's europäische; wenige neue Arten sind arktisch oder nordamerikanische, in England gefangene Flüchtlinge.

Mit Sehnsucht muß man dem ungleich schwierigeren vierten Theile, der die Sumpf- und Wasservögel, so wie als Rest die Hühner und Tauben enthalten wird, entgegen sehen; er ist um so mehr Bedürfniß, als Gloger auch sehr lange mit seinem Theile zögert.

Schlüßlich bemerken wir noch, daß Temminck seine neuen europäischen Arten nicht mehr in den Planches coloriées geben wird, sondern an Gould für seine Birds of Europe abtrat, welche auch in der That die prachtvollsten Vogelabbildungen sind, die Ref. je gesehen hat.

R. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Historisch-philologische Studien von K. W. Krüger. *Ἔοικε πάντη χαλεπὸν καὶ δυσθήρατον ἱστορίᾳ τἀληθές.* Plutarchos Berlin, bey Rücker und Püchler. 1837.

(Fortsetzung.)

Zweyter Abschnitt. Ueber den Frieden des Kallias. Der vielgerühmte sogenannte kimonische Frieden, oder, wie er richtiger nach dem Stifter desselben genannt werden sollte, der Friede des Kallias, die Befreyung der Griechen vom persischen Joche und das Verdrängen der Barbaren aus dem griechisch asiatischen Gebiete, in der Hauptstadt selbst durch eine Säule bestätigt, ist in den Schriften der Lobredner Athens ein besonderer Glanzpunct der attischen Geschichte, *) die dessen stets auf Kosten der Lakedämonier, welche durch Antalkidas Frieden die Griechen den Barbaren wieder aufgeopfert haben, erwähnen; und dennoch sagt Demosthenes von diesem so vielfach geschmähten Frieden des Antalkidas, die Athener hätten im Besitze von Byzantion als Herren des Handels die Lakedämonier gezwungen, diesen Frieden ganz nach ihrem eigenen Wunsche abzuschließen; natürlich, sie hatten sich ja den Besitz von Lemnos, Imbros und Skyros gesichert.

Nichts desto weniger wagten schon im Alterthume zwey Geschichtschreiber ihn als erdichtet in Anspruch zu nehmen, beyde schon deßhalb höchst beachtungswerth, weil sie nicht Athener waren und zu den ältesten Schriftstellern gehören, von denen uns über diesen Gegenstand Angaben enthalten sind: der eine Theopompos von Chios, dem es, wie manche Bruchstücke bezeugen, nicht an kritischer Schärfe gebrach; der andere Kallisthenes von Olynthos, ein Mann, der wahrscheinlich auch als Geschichtschreiber die Strenge sittlicher Haltung, welche er mit dem Tode besiegelte, nicht verläugnete. Doch nicht bloß einzelne Schriftsteller, die meisten der Hellenen, scheint es, bezweifelten den Frieden, da Pausanias ihn nicht undeutlich nur als Athenische Volkssage bezeichnete.

Von den neueren hatten Zweifel über die Aechtheit dieses Friedens Mitford, Manso, Bredow geäußert, Dahlmann in einer besondern Abhandlung den Beweis davon zu führen gesucht, unser Verf., der schon damals nachhängig von seinem Vorgänger diesen Gegenstand untersuchte, ist gleichwohl an Inhalt, wie an Ausführung von einem jedem verschieden:

Vielleicht gelingt es zugleich durch Vorlegung einer Reihe von Beyspielen grober Geschichtsfälschung und Hinweisung auf den unhistorischen Geist der meisten Hellenen dem gewöhnlichen Mißtrauen gegen jede Art von Skepsis, auch die besonnenste, welche doch nirgends nothwendiger ist, als in der hellenischen Geschichte, entgegen zu wirken und zur Bekämpfung historischer Wahngläubigkeit einen nicht ganz unerheblichen Beytrag zu liefern.

Die ältesten Geschichtschreiber, die jener Zeit zunächst stehen, wissen nichts von diesem Frieden:

daß aber so wenig Charon als der Lesbier Hellanikos, dessen Atthis eine Geschichte der Athenischen Hegemonie enthielt, des Friedens gedacht hatte, erhellet daraus, daß Plutarchos, der Beweise für denselben suchte, dieser Schriftsteller dabey nicht erwähnt, ungeachtet er sonst sich ihres Zeugnisses öfter bedient. Derselbe Grund würde genügen, um auch Ktesias Stillschweigen über den Frieden zu erweisen, wenn dieses nicht noch überzeugender durch die uns von

*) Ein neues mit einem unsers Wissens sonst nirgends gegebenen Zusatze, aber freylich sehr verworrenes Zeugniß über den Frieden und die folgende Zeit lesen wir in den Rhetores Graeci tom. V. p. 388.

Photius erhaltenen Auszüge aus den persischen Geschichten dieses Schriftstellers dargethan würde.

Das wichtigste und bedeutendste Zeugniß ist Thukydides Stillschweigen; er, der sich recht eigentlich die Aufgabe gestellt hat, das allmählige Wachsthum der Athenischen Macht zu entwickeln, der keine Hauptbegebenheit in der Zeit zwischen dem zweyten persischen und peloponnesischen Krieg unberührt läßt, der selbst nicht den fünfjährigen Vertrag übergeht, sollte des glänzenden Friedens, durch den das mächtigste Reich der damaligen Welt sich vor Athen gebeugt hätte, mit keiner Sylbe gedenken? Auch in dem ganzen Werke des Herodotus, der so gerne Ereignisse späterer Zeit erwähnt, die Verdienste der Athener um die Befreyung der Hellenen rühmt und an dem Schicksale der Perser zu zeigen sucht, wie die Gottheit alles was sich erhebt, vernichtet, findet sich keine Spur von einem Frieden.

Von gleicher Bedeutung ist, daß auch unter den Schriftstellern, die Athens Großthaten gegen die Barbaren panegyristisch zu verherrlichen beflissen waren, keiner, dessen Werke uns erhalten sind, vor der neun und neunzigsten Olympiade des Friedens gedacht hat, nicht Aristophanes, der so oft und so glänzend die Siege gegen die Perser hervorhebt, nicht Andokides in der Rede über die Mysterien oder in der über den Frieden, endlich selbst nicht Lysias und Plato in Reden, welche keinen andern Zweck verfolgen, als die rühmlichen Thaten der Athener der Reihe nach aufzuzählen, und des Friedens und seiner Bedingungen, wenn sie ihn kannten, besonders erwähnen mußten; denn daß man den einen oder andern Ausdruck in jenen Reden darauf bezogen hat, geschah nur durch nicht genaue Beachtung des Zusammenhanges der Stellen, welcher jede Deutung auf den Frieden entfernt. Dieses Stillschweigen von so bedeutenden Zeugen in so wichtiger Sache, und die Bemerkung, daß überhaupt in den Schriften vor Antalkidas Frieden keine sichere Spur davon zu treffen ist, ja selbst nicht in dem noch spätern Menexenus des Plato, ist dem entschiedenen Beweise, daß sie von dem kimonischen Frieden nichts wußten, gleich zu achten und mit vollstem Rechte erinnert der Verf. die Widersacher dieser Art von Folgerungen S. 86 an Fr. A. Wolfs Ausspruch. *)

Aber wie konnte die Sage von einem solchen Frieden, wenn er nicht wirklich geschlossen worden, auch nur statt finden, und in die Reihe wahrer Ereignisse aufgenommen werden? Der Verfasser erklärt sich darüber S. 104:

> Leicht konnte die Ruhmsucht der Athener, die begierig alles, was ihr zusagte, sich aneignete, zu der Idee eines mit Persien geschlossenen Friedens veranlaßt werden. Es läßt sich voraussetzen, daß eine solche Idee, anfangs sehr unsicher und gestaltlos, nach und nach sich zu einer bestimmten Ansicht ausbildete. Die Redner, besonders die epitaphischen, deren höchstes Streben der Beyfall ihrer Zuhörer war, wußten zu gut, daß sie denselben durch nichts sicherer erlangen könnten, als durch die Verklärung der Großthaten des Volkes. Sie betrachteten in dieser Hinsicht die Geschichte desselben als eine unerschöpfliche Fundgrube, die sie nach Kräften ausbeuteten, und daben, der Nachfolger den Vorgänger überbietend, die Ereignisse oft mit einer fast poetischen Freyheit gestalteten. Und was hätte sie auch abhalten sollen, von dieser Freyheit im vollsten Maaße Gebrauch zu machen? rhetorischem Erfolge zur Liebe um so kühner gegen die geschichtliche Wahrheit zu freveln, je weniger von irgend einer Seite kritische Prüfung zu besorgen war? Denn je glänzender die Begebenheiten erscheinen, desto mehr fand die Darstellung Anklang, desto eher verstummte der Zweifel. Nichts ist der Wahrheit gefährlicher als die Geneigtheit zu glauben, was von einer enthusiastischen Stimmung vorgetragen.
>
> Es sollten aber Athens Großthaten nicht bloß an und für sich gefeyert werden; um sie in desto glänzendere Beleuchtung zu stellen erforderten nicht minder rhetorische als politische Interessen, daß man in

*) Proleg. ad Hom. p. LXXIX. Est haud dubie silentium quoddam nullius momenti et in neutram partem trahendum; contra aliud est argutum et ut ita dicam vocale, quod si non expugnatur diversa testantium auctoritate vel ea quae omnes omnium auctoritates frangit, ratione, apud prudentissimum quemque semper plurimum valuit.

möglichst auffallendem Abstich die athenische Hegemonie durch den Gegensatz der Lakedämonischen verherrlichte. Aber was sollte man hier vorzugsweise geltend machen? Gegen das Wohl und die Rechte der Verbündeten hatten beyde Völker, wenn auch in verschiedener Weise, empörend gefrevelt; am ärgsten jedoch die Athener, die also bey vergleichender Abwägung nur verlieren konnten. Mit den Barbaren hingegen hatte Athen siegreich gekämpft, Lakedämon einen schmachvollen Frieden geschlossen; einen Frieden, der dem Erbfeinde eben die Hellenen überantwortete, die sich einst unter Athens Mitwirkung, wenn auch nur theilweise, in Freyheit gesetzt hatten. Ihre Unabhängigkeit war Jahre lange auch im Frieden, d. h. in Zeiten, wo kein Krieg gegen die Barbaren geführt wurde, von diesen nicht angetastet worden. Was Wunder also, wenn man leicht glaubte, daß diese Unabhängigkeit durch den Frieden, durch einen Frieden bestätigt, bekräftigt, ja anerkannt worden sey. Von Unterhandlungen, die man ungefähr um die bezügliche Zeit mit Persien angeknüpft haben mochte, gab eine halb verschollene Erinnerung Kunde; wie hätte man nicht bereitwillig glauben sollen, daß diese Unterhandlungen eine Aussöhnung zum Zwecke gehabt, daß sie einen Frieden herbeygeführt? unstreitig aber einen Frieden, der das vollkommenste Gegenstück war von dem unter Lakedämonischer Hegemonie geschlossenen.

Die erste Nachricht von jenem Frieden gibt nicht ein Geschichtschreiber, sondern ein Redner, Isocrates, undeutlich und nicht bezeichnend im Panegyrikus (380 vor Chr.) bey einer Vergleichung und im Gegensatze zu dem von den Lakedämoniern geschlossenen; nur von Verträgen mit den Persern wird gesprochen, ohne nähere Bezeichnung seines Vorhandenseyns, während der Lakedämonische auf steinernen Säulen aufgeschrieben ist, welche in den gemeinsamen Tempeln als glänzendes Tropäon gegen ganz Hellas stehen; viel zu viel und den übrigen Zeugnissen widersprechend sagt derselbe vierzig Jahre später im Panathenaikos, nämlich es sey den Barbaren nicht erlaubt gewesen mit einem Landheere diesseits des Halys herabzukommen; so hatte sich im Munde desselben Redners dieselbe Angabe verschieden gestaltet.

(Schluß folgt.)

Leçons d'anatomie comparée de Georges Cuvier. Seconde édition, corrigée et augmentée. Tome I. revu par G. Cuvier. 1835. 587. p. Tome IV. 1. partie, revu par Duvernoy 1836. 628. p. Tome IV. seconde partie, revu par Duvernoy. 1836. 691 p. Paris 8.

Endlich ist diese längst angekündigte und ersehnte zweyte Auflage von Cuviers berühmtem Werke erschienen; es liegen wenigstens einige Bände vor; das Werk erscheint also, wie jetzt leider so häufig üblich, nicht in regelmäßiger Folge. Die Herren Cuvier der Neffe und Duvernoy, Prof. in Straßburg sind die Herausgeber; das Ganze soll 7 Bände werden, zwey mehr als in der ersten Auflage.

Die Erwartungen und Anforderungen an dieses Unternehmen sind ohne Zweifel sehr groß; 36 Jahre sind seit dem Erscheinen der ersten Bände der früheren Ausgabe verflossen und die Erweiterungen der Wissenschaft, zu welcher es eigentlich den Grund gelegt hat, sind so außerordentlich, wie kaum in irgend einem Zweige der Naturkunde gewesen. Cuvier selbst hatte damals schon seine Leçons nur als eine Vorarbeit zu seinem „grand ouvrage“ über vergleichende Anatomie betrachtet und Ref. ist Zeuge gewesen, wie er in seinen letzten Lebensjahren unabläßig mit Arbeiten, namentlich über Osteologie und Myologie der Thiere beschäftigt war; Aber die vielfachen Aemter und die Herausgabe der Naturgeschichte der Fische scheinen ihn dennoch gehindert zu haben, seinen Plan ins Werk zu setzen, auch wenn er länger gelebt hätte. Wie die vergleichende Anatomie gegenwärtig steht, verlangt sie fast das ungetheilte Leben eines Einzigen.

Der erste vorliegende Band enthält eine allgemeine Einleitung und die Osteologie und Myologie der Wirbelthiere, von Cuvier selbst noch bearbeitet, oder vielmehr durchgesehen. Selbst dieser Band entspricht im Ganzen nicht den Erwartungen und in vieler Hinsicht erreicht er die Meckel'sche Arbeit *) nicht. Immerhin

*) Die Herausgeber sagen in der Vorrede: Nous ferons ici une dernière remarque: c'est que si nous

enthält er jedoch vieles Neue, da gerade die Skelet-Sammlung des Pflanzengartens der stärkste Theil des Kabinets für vergleichende Anatomie ist und sich hier Seltenheiten finden, wie nirgends anderwärts. Die Osteologie der Säugethiere und Amphibien ist, wie nach den in den Recherches sur les ossemens fossiles niedergelegten Vorarbeiten zu erwarten war, der beste Theil. Die Osteologie der Vögel kann sich mit den Arbeiten von Nitzsch nicht messen und selbst an der Osteologie der Fische, wozu doch speciell gesammelt wurde, würde Agassiz viel zu verbessern haben.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes beginnt mit einer Zuschrift von Duvernoy, an Frederic Cuvier, welcher ein Fac simile von Cuviers Hand — ein Blatt mit Bemerkungen für Duvernoy, die neue Ausgabe des Werkes betreffend — beygefügt ist. Diese Abtheilung enthält blos die Kau- und Schlingwerkzeuge, so wie die Speichelorgane der Wirbelthiere; die Beschreibungen vom Zungenbein mit seinen Muskeln sind besonders ausführlich. Die zweyte Abtheilung behandelt die übrigen Verdauungswerkzeuge: Speiseröhre, Magen, Darmkanal, Leber, Milz, Pankreas und Bauchfell. Hier findet sich nun vieles neue und reiche Detail und Duvernoy hat diesem Abschnitte viel Fleiß und Mühe zugewendet; von den seltensten und kolossalsten, so schwer in anderen Gegenden des Kontinents zu habenden Thieren, finden sich Beschreibungen vor; dagegen ist freylich wieder vieles Wichtige an einheimischen Thieren, z. B. bey den Vögeln übergangen. Da die Beschreibungen, wie es scheint, bey weitem zum größten Theil nach den in Weingeist aufbewahrten Präparaten des zootomischen Kabinets des Pflanzengartens gefertigt sind, so müssen

n'avons pas constamment cité, comme se trouvant dans Meckel ou d'autres, beaucoup des détails que nous faisons connaitre, c'est que les ouvrages de ces auteurs ont été en grande partie composés avec les préparations du cabinet de M. Cuvier, et que nous avons cru devoir les considérer comme appartenant au moins autant à celui qui a dirigé et fait ces préparations qu'à ceux qui les ont décrites.“ Dieß ist ein starker und völlig ungegründeter Vorwurf, der, wenn er auch nur auf Meckel (wie wir vermuthen) gerichtet seyn sollte, völlig zurückzuweisen ist. Höchstens von osteologischen Präparaten könnte dieß zum kleinen Theile gesagt werden. Meckel's Sammlung, welche kürzlich um 25,000 Thaler für die Universität Halle von der preußischen Regierung angekauft wurde, ist selbst so reich an Skeletten, daß sie manches enthält, was man in Paris vergebens sucht. So hatte (wie wir uns erinnern) Meckel im J. 1828 schon 3 Narwhal-Skelette, während damals in Paris keines war.

sich vielerley Unrichtigkeiten finden. Der Inhalt hat ferner besonders durch die Aufnahme der anatomischen Beschreibungen aus der Hist. naturelle des poissons eine unzweckmäßige Ausdehnung gewonnen. Des Speciellen ist so viel, der allgemeinen Gesichtspuncte, der physiologischen Thatsachen sind so wenige, daß man im eigentlichen Sinne den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, und daß die Lectüre fast eben so ermüdend als beym Meckel'schen Werke ist, obwohl dieses durch Cuviers klare Sprache in formeller Hinsicht in den Schatten gestellt wird.

Mit ziemlicher Sicherheit können wir vermuthen, daß die vorliegenden Bände auch die besten seyn werden, denn sie behandeln die am wenigsten schwierigen Gegenstände. Ueberall ist es fast bloße Formbeschreibung; die feinere Structur der Organe, auf deren Erkenntniß man jetzt mit Recht großen Werth legt, ist ganz vernachläßigt. Wie es bey den wirbellosen Thieren gehen soll, ist gar nicht abzusehen; denn hier ist eine fast völlige Umarbeitung der früheren Auflage nothwendig und Cuvier hatte diesen Theil der vergleichenden Anatomie in seinen letzten Lebensjahren fast ganz bey Seite gelegt.

R. Wagner.

Naturgeschichte schädlicher Thiere. Versuch einer naturhistorischen Darstellung der für Oekonomie, Gärtnerey und Forstwirthschaft wichtigsten schädlichen Thiere Deutschlands, nebst den zweckmäßigsten Mitteln zu ihrer Vertilgung oder Vertreibung, von J. C. Zenker, Professor an der Universität Jena. Leipzig 1836. XXVIII und 406 S. 8. mit 16 illuminirten Kupfertafeln in 4.

Nicht selten ist Ref. um Werke befragt worden, aus welchen man mit der Naturgeschichte der schädlichen einheimischen Thiere bekannt werden könnte. Solche Anfragen kann er nun am besten auf das vorliegende Buch hinweisen, welches nicht blos von seiner praktischen, sondern auch von seiner wissenschaftlichen Seite zu empfehlen ist, indem es eine sehr sorgfältige, dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäße Schilderung dieser Thiere enthält. Die Abbildungen sind gut gezeichnet, nur hätte ihr Kolorit sorgfältiger behandelt werden dürfen.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Historisch-philologische Studien von K. W. Krüger. *Ἔοικε πάντη χαλεπὸν καὶ δυσδήρατον ἱστορίᾳ τἀληθές.* Plutarchos Berlin, bey Rücker und Püchler. 1837.

(Schluß.)

Das thatsächliche wurde zu den Bedingungen eines förmlichen Friedens umgeprägt und der reiche Kallias, der nach Herodot eine Reise in früherer Zeit nach Susa gemacht haben soll, zum Friedens-Unterhändler gemacht. S. 115.

„Es hat vielleicht nie ein Volk gegeben, das sorgloser als die Athener seine geschichtlichen Erinnerungen vergaß und den kaum verschollenen gewandte und leichtfertige Erdichtungen unterschob, wie sie einem eben vorliegenden Interesse gemäß waren. Mit einer Willkühr und Keckheit, welche an die geistreichen Combinationen mancher neueren Kritiker gemahnt, verknüpfte man dabey nicht zusammengehörige Thatsachen, unbekümmert um die auffallendsten Widersprüche. Man betrachtete die Geschichte oft nur als eine Rüstkammer aus der man zur Verfechtung seiner Ansichten angemessene Beyspiele entlehnen könne und darum pflegten selbst ehrenwerthe Männer die Glaubwürdigkeit der von ihnen vorgetragenen Thatsachen nicht eben mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit abzuwägen. Eins der merkwürdigsten Beyspiele dieser Unkritik bietet sich auf unserm Wege dar. Die Sage machte den Kallias zum Stifter eines Friedens, des vielgepriesenen Friedens. Aber eben dieser Kallias, meldete eine Ueberlieferung, hatte bey irgend einem Anlasse an den Staat eine bedeutende Geldsumme bezahlt. Was kann unvereinbarer scheinen als diese Begebenheiten? Dennoch verbindet sie Demosthenes: er berichtet, daß die Athener den Kallias, der den allgefeyerten Frieden geschlossen, beynahe gesteiniget, bey der Untersuchung aber ihn zu einer Geldstrafe von fünfzig Talenten verurtheilt hätten, weil man geglaubt, daß er als Gesandter sich habe bestechen lassen. Allein wie konnte wohl dieser entehrende Verdacht auf den reichsten aller Athener fallen, wenn er einen so glänzenden Frieden geschlossen hatte? oder wie war es nur denkbar, daß der König so schmachvolle Bedingungen wie dieser Friede ihm angeblich auferlegte, noch durch Bestechung hätte erkaufen wollen? Indeß Demosthenes hatte seine Gründe, an diesen Unwahrscheinlichkeiten, die er für seine Zwecke verarbeiten wollte, keinen Anstoß zu nehmen; allein nicht eben diese Gründe hatten andere; ihnen mußte vielmehr der Urheber eines so glänzenden Friedens glänzender Anerkennung würdig scheinen."

Aber dieser Friede war durch ein öffentliches Denkmal, durch eine Säule beglaubigt! Plutarch im Leben des Kimon (Kap. 13.) welcher Gründe für den Frieden aufsuchte, bemerkt, in der Schrift des Krateros, einer Sammlung von Psephismen, sey auch der Friedensschluß des Kallias enthalten. Hätten wir nichts als diese Ueberlieferung und Thukydides Geschichte, so dürfte die besonnene historische Skepsis sich nicht weiter wagen und darüber absprechen; sie müßte, auf der einen Seite das bedeutsame, sprechende Stillschweigen des Th., auf der andern die ausdrückliche Erwähnung des Denkmals vom Friedensschlusse, die Entscheidung, so sehr sie sich auch mehr auf des ersten Seite neigen würde, aus Mangel an weiteren Hülfsmitteln zurückhalten, — zufrieden, wahrscheinliche Bemerkungen darüber aufzustellen; doch die Gunst des Glückes ist uns hier ganz nach Wunsch geworden. An derselben Stelle meldet Plutarchos, Kallisthenes habe behauptet, daß der König keinen Frieden geschlossen, sondern durch die Niederlage am Eurymedon geschreckt, die angeblichen Bedingungen thatsächlich erfüllt

und sich so weit von Hellas gehalten, daß Perikles mit fünfzig und Ephialtes bloß mit dreißig Schiffen über die Chelidonien hinaus gesegelt seyen, ohne daß ihnen von den Barbaren eine Flotte entgegen gekommen sey. Theopompos (nach Harpokration) läugnete geradezu die Aechtheit der Friedensurkunde aus dem zureichendem Grunde, weil die Inschrift nicht im Attischen, sondern in dem erst Ol. 94, 2 (403 v. Chr.) unter dem Archon Euklides eingeführten Jonischen Alphabete abgefaßt war. S. 82.

„Aber wie konnte man es wagen vor den Augen aller Hellenen ein solches Denkmal zu erdichten? Dem gewissenhaften Deutschen mag dies freylich ziemlich undenkbar scheinen; was aber der Hellene in der Art wagte, wenn Ruhmsucht ihn antrieb, bezeugte das Schlachtfeld von Platää, wo Völkerschaften die an dem Kampfe keinen Theil genommen, doch Grabmale „für ihre Todten“ errichtet hatten. Der gewandte Attiker darf man vermuthen, wird geschickter als jene die Friedenssäule nicht geradezu erdichtet, er wird sie nur wieder hergestellt haben.

So treten zwey einsichtvolle und kritische Geschichtschreiber der übertreibenden Rhetorik der Athener späterer Zeit entgegen, während weder in der Geschichte nach der Schlacht aus Eurymedon, noch in der nach Kimons Zug gegen Kypros eine Spur von einem Frieden Athens mit Persien sich findet; die Athener zogen gegen Kypros und Aegypten, der Satrap von Lydien unterstützte die Samier im Kampfe gegen die Athener, nirgends ist von einem Friedensbruche die Rede.

Dritter Abschnitt. Von dem Abfalle der Thasier bis zur Unterwerfung Aeginas, Ol. 78. 2. bis Ol. 80, 4. An den Bericht von der Schlacht am Eurymedon fügt Th. (I,100) die Erzählung von dem Abfalle der Thasier, die Aussendung von Ansiedlern nach den Neun Wegen, dem spätern Amphipolis, in welcher Gegend die Athener bey weitern Vorrücken zu Drabeskos eine bedeutende Niederlage erlitten; dann der Zerstörung Sparta's durch ein Erdbeben und dem dadurch veranlaßten Aufstand der Heloten; während die Lacedämonier gegen diese kämpfen, ergeben sich die Thasier im dritten Jahre der Belagerung. Dieß zugleich als Muster der chronologischen Darstellung des Geschichtschreibers; alles dazwischen liegende fällt demnach in den Zeitraum von drey Jahren. Die genauere Zeitbestimmung hat der Verf. festgesetzt und die widerstrebenden Aussagen in Ordnung gebracht. Nach Th. IV. 102. war die Absendung der Colonie 32 Jahre nach Aristagoras Tode; 28 Jahre später erfolgte eine neue Ansiedlung unter dem Archon Euthymenes; beyde Angaben führen auf Ol. 78, 2. In die Zeiten des thasischen Krieges setzt Th. das Erdbeben in Lakonika, etwa 78, 3., gegen Diodor, der das Erdbeben Ol. 77, 4, den Abfall der Thasier aber Ol. 79, 1. angibt, aber sich selbst wiedersprechend den zehnjährigen Krieg gegen die Heloten Ol. 81, 1. beendigen läßt; auch Plutarchus Angabe, das Erdbeben habe sich in vierten Jahre der Regierung des Archidamus ereignet, führt, richtig untersucht, auf Ol. 78, 3., während Pausanias den Abfall der Messenier Ol. 79, 1. erzählt, in welchem Jahre die Athener unter Kimon den Lakedämoniern Hülfe leisten. Unmittelbar darauf lesen wir bey Th. I. 103 das Ende des zehnjährigen Messenischen Krieges, welches Ol. 81, 1. oder 455 wäre. Nun zeigt aber die Berechnung von Zahlen, die Th. selbst angiebt, daß die nachfolgenden Ereignisse der Zug der Athener nach Kypros, der Anfang des ägyptischen Krieges Ol. 80, 1. oder 460 fallen; unbegreiflich wird daher, wie der sorgfältige Geschichtschreiber, der die Reihenfolge der Begebenheiten so genau beachtet, den Schluß des Krieges hier erwähnt, der weit später unten anzusetzen war. Um den Th. von dem Tadel zu befreyen, das was er andern vorwirft, selbst zu verschulden, und den Ausgang des Krieges genau an die Stelle zu setzen, wo er der Zeit nach hingehört, glaubt der Verf. die Dauer des Kampfes abkürzen zu müssen und in δεκάτῳ ἔτει nach alter Art das Zahlzeichen ⊿ = τετάρτῳ zu finden, da auch Pausanias, der diese Ereignisse

am genauesten und weitläufigsten durchgeht, nirgends auf einen so erheblichen Zwischenraum von zehn Jahren deutet. Dieser Vermuthung, die den Th. mit sich in Einklang bringt und auch andere Schwierigkeiten entfernt, steht anderseits Diodor ausdrücklich entgegen, der nicht nur zehn Jahre deutlich als Dauer des Krieges angiebt, sondern um die Verpflanzung der Messenier mit dem Zuge des Tolmides in Verbindung zu bringen, noch drey Jahre hinzufügt.

In raschem Zuge erzählt Th. sodann, ohne bedeutenden Zwischenraum auch nur anzudeuten, den Zug der Athener nach Kypros und Aegypten, die Schlachten bey Halieis und Kekryphaleia, die Vernichtung der äginetischen Flotte, die Niederlage der Korinthier. Diodor vertheilt diese Thaten in mehrere Jahre; aber die Inschrift einer Leichentafel (bey Böckh tom. 1. p. 292) zeigt auf das entschiedenste, daß sämmtliche Ereignisse in einem einzigen Jahre vorgefallen sind; zu bedauern ist nur, daß der Name des Archon dort fehlt, gewiß nicht aus den vom Verf. S. 163 angeführten Gründen; es wäre dadurch nicht nur die Richtigkeit dieses Jahres gesichert, welches nach Böckh Ol. 80, 3., unserm Verf. aber Ol. 80. 1 ist, sondern auch vielen anderen Begebenheiten der wahre Zeitpunct angewiesen. Der Anfang der Erbauung der langen Mauern (von welcher Hr. Kr. nicht zwey Arme σκέλη, sondern wie schon Meursius drey annimmt) wird Ol. 80, 1., die Vollendung 80, 3, gesetzt. Interessant und von Erfolg ist die Episode über die versuchte Combination einer Stelle des Th. und der achten pythischen Ode des Pindaros gegen Müller, Böckh und Dissen, welche sich zu Annahmen, die der Aussage des Th. widersprechen, verleiten ließen und in jener Ode ein Zeugniß für die Theilnahme der Aegineten an dem Gefechte bey Kekryphaleia und die Besiegung der Athener durch sie sehen, worin der Verf. mehr einen Kampf mit innern als äussern Feinden erblickt.

Vierter Abschnitt. Von der Unterwerfung Aeginas Ol. 80, 4. bis zum Ausbruche des peloponesischen Krieges Ol. 87, 1. In diesen Zeitraume fallen die Samischen Unruhen, im allgemeinen fest bestimmt; nur die Erzählung, daß Sophokles nach Aufführung seiner Antigone als einer der zehn Feldherren gegen Samos ernannt worden sey, ist nicht ohne Schwierigkeit und hat manche Untersuchung veranlaßt; H. Kr. findet sogar eine doppelte Anordnung zulässig; über sämmtliche hier zu beachtende Umstände hat Böckh in mündlichen Vorträgen Aufschluß gegeben und es steht zu erwarten, daß derselbe, da der Verfasser dessen Ergebnisse auch sonst zu bestreiten liebt, z. B. über die Art der Wahl der Feldherrn bey den Athenern, S. 163, was auch hier in Untersuchung kommt, sich öffentlich aussprechen werde.

Fünfter Abschnitt. Mannigfaltiges. Alles bisherige, bey weitem der größte Theil der Schrift S. 1 — 224, bildet einen chronologischen, historischen Commentar zu jenem Exkurse des Th. Hätte der Verf. seine Untersuchungen damit geschlossen, so würde auch das Buch die Aufschrift: Ueber die Pentekontaetie des Thukydides führen; die Angaben, welche den Inhalt des fünften Abschnittes bilden und mit dem früheren außer aller Beziehung stehen; über die Leichenrede des Lysias und Plato und Prüfung der Niebuhr'schen Ansicht über Xenophons Hellenika, haben den allgemeinen Titel: Historisch philologische Studien herbeygeführt. Der Menexenos des Plato enthält manche geschichtliche Angabe, deren Beziehung nicht leicht nachzuweisen ist und in solchen absichtlich die Athener über alles Gebühr erhebenden Prunkreden, in welchen das unbedeutendste Verdienst als das wichtigste gerühmt und alles Nachtheilige stillschweigend übergangen wird, ist es überhaupt oft schwer, das Wahre vom Falschen zu sondern. Der Verfasser hat einer Stelle die man unpassend auf den Antalkidischen Frieden gedeutet, eine befriedigendere Beziehung gegeben, und gezeigt, daß Lysias

seine Leichenrede Ol. 96, 4. gehalten, Plato nicht ihm, sondern sehr wahrscheinlich dem im Eingange erwähnten Archinos seinen Menexenos entgegengestellt habe. Die Bemerkungen gegen Niebuhr über die Hellenika zeigen auch hier, wie vertraut Hr. Kr. mit den Schriften des Xenophon ist; seine Gründe sind einleuchtend und überzeugend. Niebuhr hatte zuerst ausgesprochen, die fünf letzteren Bücher seyen ganz anderer Art, als die ersten zwey, diese eine Fortsetzung des Thukydides, jene ein besonderes Werk von epischem Character, in welchem Agesilaos der Held, beyde wider des Verfassers Absicht unter dem Titel des einen zusammengesetzt. Eine Verschiedenheit wird allerdings zugestanden, nur darf man nicht annehmen, daß beyde gegen die Absicht des Schriftstellers verbunden seyen, vielmehr muß man einräumen, daß er die ersten zwey Bücher als Ergänzung des Th., die andern aber als Fortsetzung des vorigen gegeben und Einheit beyder selbst beabsichtigt habe. Während Niebuhr sagt: es habe die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Xenophon (erst nachdem er den Agesilaos gegen die Griechen begleitet, von seinen Mitbürgern verbannt) vor der Schlacht bey Knidus sich eine Zeit lang zu Athen aufgehalten habe und vor den Augen seiner Mitbürger gewandelt sey, als er die ersten zwey Bücher der Ergänzung bekannt gemacht habe, daher in diesen eine so gerechte Beurtheilung seines Vaterlandes, während in den letzten fünf die hassenswürdige Tücke des Renegaten herrschte: beweist Hr. Kr., alle Zeugnisse führten darauf hin, daß X. schon früher, Ol. 95, 1., seiner Theilnahme wegen an dem Feldzuge des Kyros verbannt worden sey und die ersten zwey Bücher seiner Hellenika zu einer Zeit geschrieben habe, wo er bereits von seinem Vaterlande ausgestoßen war; ferner, und dieß ist besonders wichtig, jene ersten zwey Bücher zeigen kein besonderes Interesse für Athen und dessen Demokratie, die Schilderungen der Grausamkeiten der Dreyßigmänner, von allen verabscheuet, kann nicht

als solches betrachtet werden; eben so wenig äußert sich der in den folgenden Büchern hervortretende Lakonismus auf Kosten Athens; und daß Xenophon der Geschichtschreiber der hellenischen Staaten, nicht des Agesilaus seyn wollte, zeigen seine Worte VIII, 2, 1. mit denen er die Erzählung eines nicht bedeutenden Vorfalls rechtfertigt, „was etwa große Staaten Herrliches gethan, dessen gedenken alle Schriftsteller; uns aber scheint auch wenn kleine Staaten viel Rühmliches gethan, das noch mehr erwähnungswerth zu seyn.“ Die Lücke zwischen dem zweyten und dritten Buche liegt nicht sowohl in der Darstellung als in den Ereignissen selbst. Dazu kommt, daß die Sonderung in zwey völlig getrennte und verschiedene Werke nicht ohne Störung vor sich gehen könnte; wollte man auch die Eingangsworte als fremden Zusatz betrachten, so würde doch das zweyte Geschichtswerk ohne alle Vorbereitung mitten in die Begebenheiten hineinstürmen. Nach Diogenes Erzählung kam Th. Werk nach dessen Tod in X. Hände, so daß dieser zuerst es ausgegeben und bekannt gemacht hat; hatte jener für die letzten Jahre gesammelt und dieser den gesammelten Stoff verarbeitet, so waren die ersten zwey Bücher auch in gewissem Sinne Thukydidisch. —

Der Verfasser hat sich durch diese Studien in die Reihe der vorzüglichen historischen Forscher gestellt; um so mehr wird man sich wundern, daß durch den zweyten Vers der Schiller'schen Xenie, welche der Dedication beygesetzt ist:

Jahrelang forschen die Meister und können sich nimmer genug thun;
Dem geistreichen Geschlecht wird es im Traume beschert —

die Anhänger der historischen Schule und zwar nach dem Tone und Charakter des ganzen zu schließen, weniger die einzelnen minder bekannten, wie Lachmann (S. 137) und Kleinert (S. 36. 114. 142), als vorzüglich Ottf. Müller, — Böckh nicht ausgenommen, bezeichnet werden. Die Schrift ist G. Hermann und C. A. Lobeck, als den Vertretern philologischer Gründlichkeit, gewidmet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Aug. Lobeck. Editio secunda novis curis elaborata. Lipsiae apud Weidmannos. MDCCCXXXV. 8.
2. Sophoclis tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunder. Vol. II. Sect. I. Continens Electram. Gothae et Erfordiae. Sumptibus Guil. Hennings. MDCCCXXXVI. 8.

1.

Im Jahre 1809 erschien eine reich ausgestattete Bearbeitung des damals noch sehr verwahrlosten Ajax von Sophocles, welche durch Gründlichkeit und fast unermeßliche Belesenheit den Namen Lobeck eigentlich zum erstenmal in die philologische Literatur einführte, aber zugleich auch seinen Ruhm sicherte. Seitdem hat Lobeck nur durch zwey eigentliche Bücher von neuem an sich erinnert, durch eine Ausgabe des Grammatikers Phrynichus und durch den Aglaophamus; aber die gespannte Erwartung, mit welcher das philologische Publikum beyden Erscheinungen entgegensah, und der Eifer, mit welchem sie gleich nach ihrem Hervortreten benützt, anerkannt, oder bestritten wurden, beweisen zur Genüge, wie auch der schweigsame Lobeck fortdauernd als ein Stimmführer in seiner Wissenschaft angesehen wurde. Seine Parerga am Phrynichus haben die griechische Sprachgeschichte anerkannter Massen um ein bedeutendes gefördert; sein mythologisches Hauptwerk, selbst mehr zum Hemmschuh extravaganter Ansichten, als zu positiven Resultaten bestimmt, hat auch bey den Andersdenkenden oder fühlenden durch seine Gelehrsamkeit, Schärfe und Witz der Darstellung allgemeine Bewunderung erregt.

Der Sophocles, mit dem Lobeck sich zuerst eingeführt hatte, war indeß in andere Hände übergegangen, und namentlich der Ajax durch Erfurdt und Hermann und andere wiederholt kritisch und exegetisch behandelt worden, und das ganze Studium der Tragiker überhaupt hatte indeß, namentlich auch durch die Theilnahme englischer Philologen aus Porsons Schule, große Fortschritte gemacht.

Nach 27 Jahren nun gibt Hr. Lobeck eine Umarbeitung seiner Ausgabe des Ajax. Auf den ersten Anblick fällt ausser den typographischen Vorzügen in die Augen, daß, während die alte Ausgabe 440 Seiten mit Einschluß der 116 Seiten füllenden Scholien enthielt, die neue Ausgabe 506 Seiten zählt, und die Scholien, die seitdem durch neue Abdrücke weit zugänglicher geworden waren, ausschließt, und dafür einen noch ausführlichern Commentar von 414 Seiten gibt.

Was manchem an der ersten Ausgabe mißfiel, waren die vielen Abschweifungen auf grammatische und kritische Gegenstände, welche an sich höchst lehrreich und willkommen das Verständniß des Sophocleischen Textes nicht förderten. Diesen Uebelstand hat die neue Ausgabe eher vermehrt, als beseitigt, was Hr. Lobeck selbst in der Vorrede motivirt p. I.

Quum avito quodam philologorum more multa adnotassem cognitu utilia fortasse sed a re tamen aliena, eaque nec resecare sustinerem, quippe

jam aliorum disputationibus intexta, neque dignarer reponere imperfecta, factum est, ut nonnunquam longius etiam quam antea a proposito digrederer. Id ego, si res integra fuisset, utique non fecissem.

Man versöhnt sich deßhalb um so lieber damit, als auch im Commentar das, was auf den ersten Augenblick als gelehrter Wust den Leser zu erdrücken schien, durch eine, nicht sowohl elegante, als piquante und humoristische Sprache und Behandlungsweise eine Anziehungskraft gewinnt, die man nimmermehr in Untersuchungen über solche Materien erwartet.

Dem Inhalte nach ist das Ganze keine Ueberarbeitung, sondern eine totale Umarbeitung oder vielmehr eine ganz neue Arbeit, so daß Hr. Lobeck von seinen ältern Noten fast nur ausnahmsweise einzelne wiederholt, und meistens mit Ed. PR. bezeichnet eingefügt hat, mit mehr Strenge und Sparsamkeit, als ein fremder Herausgeber mit demselben Commentar verfahren seyn würde. Daß alles, was in der Zwischenzeit für den Ajax durch neu verglichene Handschriften oder neue Ausgaben oder für die Wissenschaft überhaupt geschehen war, mit gleich großer Gewissenhaftigkeit als Selbstständigkeit benützt ist, muß eben so dankbar anerkannt werden, als daß daneben auch manches aus Schonung, theils der Personen, theils des Papiers mit Stillschweigen übergangen wurde.

Wie wenig diese Ausgabe als Hand- oder gar als Schulausgabe brauchbar ist, stellt sich von selbst heraus; sie ist durchaus blos für die gelehrten Philologen berechnet, und berührt daher vieles und führt manches weitläufig aus, was für jeden andern Leser gar keine Bedeutung hat, während sie das meiste, was dieser zu seiner Erleichterung angeführt wünschen möchte, als bekannt voraussetzt. Dieser Gesichtspunct vieler Editionen ist so bekannt, und als förderlich für die Wissenschaft anerkannt, daß niemand sich beklagen kann, der sich in seiner Erwartung, die ihm etwa nöthige Nachhülfe zu finden, etwa getäuscht findet. Dagegen ist sie für den Philologen, der sich namentlich zum Kritiker oder Exegeten bilden will, durch ihre Vollständigkeit und Gründlichkeit eine Musterarbeit. Ueberall eine Geschichte des Verständnisses der fraglichen Stelle, die Schwierigkeit scharf ins Auge gefaßt, aber, wie bey Bentley, immer mit Kargheit im Ausdruck auseinandergesetzt, gleichsam um alle unaufmerksamen oder bequemen Leser abzuschrecken. Ja bisweilen wird sogar das Resultat der ganzen Untersuchung nicht direct ausgesprochen, sondern dem Leser es aus den vollständig gegebenen Prämissen zu ziehen überlassen, dafür aber anderseits jede Frage, auf welche die Untersuchung stößt, durch alle, ihre Beantwortung bedingenden Vor- und Nebenfragen verfolgt und dabey weder Ausführlichkeit noch Gelehrsamkeit gespart. Ref. muß offen gestehen, daß er selbst beym Studium dieses Commentars bisweilen eine bequemere Form gewünscht hat, welche ihn der Mühe eines zwey- oder dreymaligen Lesens und am Ende der Nothwendigkeit das Resultat selbst zu abstrahiren überhoben hätte, er ist aber weit entfernt, die Schuld in einem partiellen Unvermögen Lobecks zu klarer Darstellung zu suchen, und erkennt und ehrt in der gewählten Form überall Grundsatz und allenfalls den Stolz eines Gelehrten, der die Popularität verachtet.

Von einer sogenannten ästhetischen Erklärung des Dichters ist dieser Commentar am allerweitesten entfernt. Wir erinnern uns kaum einer Bemerkung von der Art, wie sie der im übrigen ähnlich gesinnte Hermann wenigstens bisweilen über die Kunst des Dichters zu machen nicht unterlassen kann. Alles was sich ohne Gelehrsamkeit und Induction aussprechen läßt, scheint, möchten wir sagen, zu wohlfeilen Kaufs für Lobeck, er überläßt das andern. Selbst die berühmte Frage über den Kunstwerth der zweyten Hälfte des Stückes wird nicht näher beleuchtet, sondern zu Vers 1127 dem Verdammungsurtheil des Scholiasten wie in der ältern Ausgabe beygestimmt. Unangenehm haben wir aber diese Karg-

heit empfunden bey Behandlung der letzten Scenen, namentlich des Gespräches zwischen Agamemnon und Odysseus, wo der Zusammenhang der Gedanken oft dunkel, wenigstens schwierig ist, ohne daß man bey Hrn. Lobeck bereitwillige Auskunft findet. Aber er bleibt nicht etwa bey der bloßen Worterklärung und Wortkritik stehen. Wo es die Gelegenheit mit sich bringt, geht er auf mythologische oder antiquarische Gegenstände ein, wie p. 361 gegen den Zweifel, daß sich v. 813 die Scene ändere:

> Si scena mutata non est, permirum videtur, quod Ajax, qui moriendi caussa a suis discesserat, in eum regreditur locum, ubi nisi nuntius intervenisset ipsi ignotus, uxorem filium omnesque familiares fuisset inventurus. Neque Eurysaces v. 985. dici potuit *μόνος παρὰ σκηναῖσι*, si chorus, qui hoc dicit, ipse omnesque qui adsunt apud tentoria versantur, ubi antea fuerant.

Neue Verbesserungs-Vorschläge zu dem Ajax selbst kommen im ganzen selten vor. Z. B. v. 601 *λειμώνι' ἔπαυλα μήλων* für das corrupte *λειμωνία πόα μήλων*. Denn es gibt unter den Philologen Deutschlands vielleicht jetzt kaum einen, der bey gleichem Interesse für das Sprachliche doch die Tradition der Handschriften so hoch hält wie Hr. Lobeck. Desto eifriger greift er jede unnöthige Verdächtigung des Textes an, und findet dabey Gelegenheit, sein Füllhorn von Sprachkenntnissen und Excerpten auszuschütten.

Einen großen Theil des Buches nehmen dergleichen Erörterungen als Excurse ein, welche nicht als Anhang von der Texterklärung gesondert sind, wie die parerga am Phrynichus, sondern gleich Platz nehmen, wo es Gelegenheit zu ihrer Entstehung gab. Wir zeichnen darunter aus als wichtige Beyträge zur griechischen Formlehre, besonders zu dem noch sehr mangelhaft bearbeiteten Capitel von der Wortbildung: p. 178 — 183 zunächst über *ῥίπτω* und *ῥιπτέω*, dann über diese analoge Bildung solcher verba pura. p. 162 — 174 über *αἴθων* und *αἴθοψ*. — p. 112 — 120 bey Anlaß der Variante *ἐρκείου* und *ἑρκίου* über das Verhältniß der Termination — *ειος* und — *ιος*. Zu v. 704 p. 314 — 326 über die doppelte Endung zunächst des Verbaladjectivs in — *τός* und — *στός*, dann aber auch aller ähnlichen Bildungen. Dann als Beyträge zur Syntaxis p. 86 über die Factitiva. p. 428 über das Zeugma und zu v. 145 *βοτὰ καὶ λείαν*, p. 135 über das *ἓν διὰ δυοῖν*. Auf die speculativen Ansichten neuerer Syntaktiker ist dabey so wenig Rücksicht genommen, als in den etymologischen Excursen auf die linguistischen Untersuchungen und Resultate der sanskritanischen und altgermanischen Sprachforscher; mit welchem Recht und Frommen für die Sache, mag hier unentschieden bleiben.

Aber um diesem allgemeinen lobpreisenden Urtheil Kredit zu verschaffen, müssen wir nach Recensentenweise wenigstens gegen Einiges und Einzelnes Einspruch und Widerspruch erheben, wozu es bey philologischen Arbeiten überhaupt kaum je, bey philologisch-kritischen aber gewiß nie an Gelegenheit fehlt. Hiezu wählt Ref. besonders solche Stellen, wo er selbst einen Beytrag zur Verbesserung oder besserm Verständniß des Textes liefern zu können hofft.

Die Verse 53. 54.

καὶ πρός τε ποίμνας ἐκτρίπω συμμικτά τε
λείας ἄδαστα βουκόλων φρουρήματα

hat weder Hermann noch Lobeck richtig gefaßt, weil sie den Gegensatz von *ποῖμναι* d. h. Heerden von Kleinvieh, und von *βουκόλων φρουρήματα*, Umschreibung von Rindvieh, außer Acht ließen. Unter den Schafen, welche Ajax als gemeine Achäer mordete, befanden sich einzelne Rinder, der noch unvertheilte Rest der Beute, *λείας ἄδαστα* (oder *ἐυνήια* nach Homer) die ihm als die verhaßten Heroen erschienen. Schon Homer unterscheidet *ποῖμναι* und *ἀγέλαι* Odyss. XII. 299. so scharf wie die Lateiner greges und armenta.

In V. 77:

τί μὴ γένηται; πρόσθεν οὐκ ἀνὴρ ὅδ' ἦν;

beharrt Hr. Lobeck bey seiner alten Erklärung: Nonne hic vir antea fuit tecumque versatus est sine ullo tuo periculo? cur ejus hominis praesentiam extimescis, quem totus antea vidisti imperterritus? das soll alles durch das Wörtchen *ἦν* ausgedrückt seyn? dann verdiente Sophocles eine Rüge.

Hermann macht ἀνήρ zum Prädicat in der seltenern Bedeutung von mortalis, demnach es nicht dem Weibe, sondern der Gottheit entgegengesetzt werde. Uns scheint die Antwort des Odysseus deutlich zu beweisen, daß Brunck recht that, ein signum interruptae interrogationis nach ἦν zu setzen. Athene will nicht begreifen, warum Odysseus die ihm angebotene Schadenfreude über seinen Feind verschmäht, will ihn fragen: πρόσθεν οὐκ ἀνήρ ὅδ' ην σοι ἐχθρός; Odysseus aber unterbricht sie mit Fortsetzung und Bejahung (γε) dieser Prämisse; darauf allein paßt Athenes Schlußsatz:

οὔκουν γέλως ἥδιστος εἰς ἐχθροὺς γελᾶν;

In der vielbesprochenen Stelle v. 169 schiebt Hr. Lobeck wie Herman δὲ nach αἰγυπιὸν ein. Dem Anapäst ist dadurch allerdings geholfen. Aber unnatürlich scheint es uns doch, den Geier so gewaltsam von den Vögeln zu trennen. Wir schreiben die Stelle mittelst einer leichten Versetzung so:

ἀλλ' — ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν ἀτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιόν (nämlich ἀποδρᾶσαι) — τάχ' ἂν ἐξαίφνης
εἰ σὺ φανείης ὑποδείσαντες
σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

In der corrupten Stelle V. 176 nimmt Hr. Lobeck die stephanische Conjectur ἀδώροις εἴτ' ἐλαφηβολίαις in den Text auf, und beweist gegen Bothe's Zweifel, daß ἤ — εἴτε sich entsprechen könne, wie Eur. Alc. 114. Daran hat Ref. niemals gezweifelt, aber bedenklich war und ist ihm das Hyperbaton von εἴτε, ja bis auf Nachweisung von Beyspielen so unglaublich wie das von καὶ, und. Von der Wortstellung und Licenz der Lateiner gilt natürlich kein Schluß auf die Griechen. Unsers Erachtens bedarf die Verbesserung des Stephanus noch einer Vervollkommnung. Ref. schreibt:

ἦ πού τινος νίκας ἀκάρπωτον χάριν,
ἢ ῥα κλυτῶν ἐνάρων
ψευσθεῖσ' ἀδώρως, εἴτ' ἐλαφηβολίαις

und denkt sich die ineinander geschobenen Disjunctivsätze so: Hat dich Artemis oder Ares rasend gemacht? und wenn Artemis, zürnte sie einer unverdankten Hülfleistung wegen, oder um die Erlegung eines ihr heiligen Hirsches? und wenn um eine unverdankte Hülfleistung, war es wegen eines Sieges über den Feind überhaupt, νίκης, oder über einen einzelnen Heroen, κλυτῶν ἐνάρων, was natürlich eben so wie νίκης von χάριν abhängt; χάριν selbst aber ist von ψευσθεῖσα regiert, indem der Dichter ψεύδεσθαι hier nicht wie gewöhnlich mit dem Genitiv, sondern nach Analogie des hier synonymen στέρεσθαι mit dem Accusativ construirt. Für ἀδώρως wäre freylich ἄδωρος, wenn es das Metrum zuließe, oder ἀδώρους, wenn dieses analog gebildete Verbum Autorität hätte, noch einfacher, aber auch das Adverb ist verständlich und durch des Lecapenus Lesart ἀδώρων einigermassen unterstützt. Daß ψευσθεῖσα mit dem Accusativ construirt werden könne, hat Hermann durch Xen. Anab 11, 2, 13 außer Zweifel gesetzt, obgleich er dasselbe hier nicht gelten lassen will. Uns scheint es das Einfachste. Jedenfalls aber enthält ἐλαφηβολίαις eine vom Scholiasten und den Auslegern verkannte Anspielung auf Agamemnons unglückselige Hirschjagd in Aulis, welche durch die Verbindung mit dem Epitheton ἀδώροις verwischt wird.

V. 452 ὥστ' ἐν τοιοῖσδε χεῖρας αἱμάξαι βοτοῖς ist weder mit Matthiä durch tam vilibus pecudibus, noch mit Hermann durch ὥστε ὧδ' ἐν βοτοῖς zu erklären; τοιοῖσδε ist Substantiv, βοτοῖς Apposition: um an solchen Feinden, an Thieren zum Ritter zu werden.

Zu V. 517 hat Hr. Lobeck ἄλλη statt ἀλλ' ἡ beybehalten: ἄλλη μοῖρα soll ambiguum verbum Tecmessae seyn, ne culpam tristissimi casus Ajaci delegare videretur. Diese zarte Schonung gegen Aias kömmt doch etwas zu spät nach dem unumwundenen Vorwurf vorher: σὺ γάρ μοι πατρίδ' ἤστωσας δορί. Refer. glaubt in seiner Comment. de brachyl. die Schwierigkeit durch die Interpunktion gehoben zu haben:

καὶ μητέρ' ἀλλ' ἡ μοῖρα τὸν φύσαντά τε—

demnach ἀλλά in der häufigen Bedeutung von wenigstens zu μοῖρα gehört, μοῖρα aber als der natürliche Tod dem gewaltsamen Untergang ihres Vaterlandes entgegengesetzt wird.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

1. Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Aug. Lobeck. etc.

2. Sophoclis tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunder. etc.

(Fortsetzung.)

II.

Wir verbinden mit dieser Anzeige eines philologischen Hauptwerks die der Fortsetzung einer Handausgabe, welche mit keiner der vielen kleineren Ausgaben des Dichters zu vergleichen ist. Denn während einerseits A. Matthiä und Dindorf dem Text nur einzelne gehaltvolle Bemerkungen anhängen, Neue sich auf Critik beschränkt, G. Hermann mehr den ausgebildeten, als den hülfsbedürftigen Leser des Sophocles im Auge hat, läßt anderseits Bothe, der sich einerley Aufgabe mit Hrn. Wunder stellt, nämlich dem Leser mit einem kurzen Commentarius perpetuus zu Hülfe zu kommen, nur zu oft die nöthige Sorgfalt und Gründlichkeit vermissen. Die Wunderische Ausgabe dagegen, welche einen Theil der allgemein geschätzten Bibliotheca graeca bildet, verbindet das rechte Maaß der Anmerkungen mit jener genauen Kenntniß des griechischen und besonders des tragischen Sprachgebrauchs, welchen man bey G. Herrmanns Schülern zu finden gewohnt ist, und hat dieß, wie durch die schon früher erschienenen Stücke Philoctetes, Oedipus Tyrannus, Oedipus Coloneus, Antigone, so auch hier durch die Ausgabe der Electra bewährt. Adjuvantur lectores notis, non obruuntur. Die Grundlage des Commentars bilden, wie billig, Auszüge aus den alten, trefflichen Scholiasten, hie und da gemischt mit einer Auswahl aus den neueren, besonders aus G. Herrmanns präcisen Erläuterungen, welche jedoch von Herrn Wunder mit Selbstständigkeit vielfach bestritten, berichtigt, ergänzt werden.

Die Critik, von der Erklärung geschieden, freylich nicht immer zur Bequemlichkeit des Lesers, z. B. V. 956, 1398, erstreckt sich auf Herstellung des passenden Sinnes, des sophokleischen Sprachgebrauchs, besonders auch des Metrums. Hinsichtlich des Sprachgebrauchs scheint uns für eine bloße Handausgabe des Guten eher zu viel, als zu wenig geschehen, und Herr Wunder oft unvermerkt in die Rolle eines gewissenhaften Diaskeuasten verfallen zu seyn, wenn er Lesarten anführt, welche lediglich für den Philologen von Profession und auch für diesen nur im Falle einer speciellen grammatischen Untersuchung oder einer beabsichtigten Textrecension des Sophocles Interesse haben, die übrigen Leser aber und vollends die Dilettanten und Schüler durchaus nicht berühren. Wir zählen hiezu besonders die orthographica, jenes leidige Lieblingsstudium vieler Schulausgaben, z. B. zu V. 1092. über σμικρὰ und μικρὰ V. 1120 ἔἰναισι oder ἔἰνησι V. 1147. ἔὐν σοὶ oder σὲν σοὶ. V. 1309. ὔμιν oder ὑμῖν. V. 1331. προμηθία oder προμήθεια, und fast die ganze Hälfte der notae criticae, lauter Dinge, welche der Sprachforschung als solcher keineswegs gleichgültig sind, aber in dieser Kürze behandelt und abgeurtheilt durchaus keine Bedeutung haben, und Wichtigerem den Platz

wegnehmen. Selbst von Ungenauigkeiten ist diese ἀκρίβεια nicht fern, wenn es zu V. 1467 heißt: ἀγών: Libri ἀγών. Correxit primus Brunckius. Aber Brunck schreibt nicht ἀγών, sondern nach den damaligen orthographischen Erkenntnißen ὠγών. Diese Orthographica sind die wahren Kleinigkeiten, nach Werth und Wesen wohl zu unterscheiden von jenen scheinbaren Kleinigkeiten, die sich auf irgend eine Art rationell behandeln und entscheiden lassen, und deren gründliche Besprechung wir selbst in einer Handausgabe nicht tadeln würden. Möchten doch die Philologen denjenigen Theil ihres Lehrstoffes, welcher bloß der Gelehrsamkeit angehört, von jenem, der für die Bildung von Werth ist, im schriftlichen wie im mündlichen Unterricht mehr und mehr kennen lernen, und nicht durch ein trügliches Phantom von Gründlichkeit sich zur Vermengung beyder Bestandtheile verleiten lassen. Das würde nicht nur der Sache, sondern auch, was so sehr noth thut, dem Credit der classischen Studien ungemein zu Statten kommen!

Doch bescheiden wir uns mit dieser Ausstellung, einer übertriebenen Genauigkeit mehr als einer bloß subjectiven Ansicht, von dem, was in eine Handausgabe gehöre, und was wir uns als die ursprüngliche Bestimmung dieser Bibliotheca graeca dachten, von welcher freylich der Spitzneriſche Homer sich gänzlich entfernt hat, nur gesprochen zu haben, — und wenden uns lieber zur Anerkennung des vielen Zweckmäßigen und zum Theil Neuen, was die Ausgabe darbietet.

Nur Weniges des Guten zur Probe. —

Gut ist die Emendation von V. 471. πρὸ τῶν δὲ τοι θράσος statt πρὸ τῶν δὲ τοὶ μ'ἔλει. Gut V. 836. πανσύρτῳ παμμήνῳ δεινῶν στυγνῶν δ'αχέων αἰῶνι nach Dindorf statt 'Αχαίων. Nur hätten wir noch die Epitheta πανσύρτῳ und παμμήνῳ versetzt um ἀχέων nicht so unnatürlich und zwecklos von seinem regens πανσύρτῳ getrennt zu lassen. — Sehr gut V. 697. κλήρους für κλήροις, dessen Schwierigkeit bisher unbemerkt geblieben war.

Auch freuten wir uns, V. 1398 Bothe's ächtpoetische Conjectur παλίρροτον für das matte πολύρρυτον gewürdigt und in den Text aufgenommen, dagegen V. 1375. νεακόνητον gegen Hermanns νεοκόνητον in Schutz genommen zu sehen. Nur hätten wir hier nicht syllabam secundam ancipitem genannt, sondern genauer ausgedrückt, daß νέος und ἀκόνη auf doppelte Weise componirt werden kann, nach der Analogie von ἀνάριθμος und der von ἀνήριθμος. Vrgl. Lobeck Parerg. ad Phryn. p. 701. Auch αμμενεῖ statt ἀμμένει V. 1370. und πράσσειν τι statt πράσσειν γε V. 1481. verdient Beyfall.

Noch mehr ließe sich aus den erklärenden Noten mit Lob ausheben, da der Interpretation ein dem Zweck der Ausgabe angemessenes Uebergewicht über die Critik gegeben ist; aber wir müssen uns auf diese Anerkennung im Allgemeinen beschränken, um für die nicht wenigen Zweifel und Ausstellungen, die uns aufgestoßen, den nöthigen Raum übrig zu behalten. Diese betreffen hauptsächlich die Kritik des Hrn. Wunder, welche wir an einer der ersten Conjecturen ausführlich beleuchten wollen.

V. 22. finden wir καθέσταμεν in dem Text statt der handschriftlichen Lesart ἐνταῦθ'ἐσμέν oder dem Glossem ἐνταῦθ'ἵσμεν. Gegen diese Art Critik müssen wir uns auf das entschiedenste erklären, und bedauern, daß sie mehr oder weniger durch diese ganze Ausgabe hindurch herrscht. Welcher Grad von Evidenz muß wohl, wenn man die Sache unbefangen und von der verjährten Gewohnheit des Critikers unbestochen betrachtet, dazu gehören, um eine geschichtlich beglaubigte Lesart nicht allein zu verdächtigen, sondern auch zu verdammen, zu verdrängen, und mit einem eigenen commento zu ersetzen! Was ist nun Verdammliches an der Stelle! Am Sinn gewiß nichts, und am wenig-

sten an jenem ἐνταῦθα, welches wir ungern missen. Also lediglich die Form ἐμὲν statt der prosaischen ἐσμὲν. Ist der Ausfall eines σ etwa gegen die Analogie? O nein! Sonst hätte Hr. Wunder sehr übel gethan, V. 789. ἔκτοσθεν für ἔκτοσθεν in den Text zu nehmen. Aber ist sie vielleicht in dem Verbum εἰμὶ ohne Beyspiel? Eben so wenig. Denn da ἘΣΣΩ, altlateinisch esum, wesen, der Stamm ist, so muß der homerische Infinitiv., ἔμεν, ἔμεναι, gleichfalls durch ἔσμεναι erklärt werden. Aber dürfte ein solcher Schluß von ἔμεν auf ἐμὲν nicht gelten, so kömmt Callimachus zu Hülfe, welcher dasselbe ἐμὲν für ἐσμὲν gebraucht, wie Sophocles; und daß die Alexandriner dergleichen nicht ohne klassischen Vorgang wagten, ist ein kaum bestrittener Satz. Da nun ἐμέν im Homer nicht vorkömmt, und Callimachus es doch gebraucht, so sollte das ein Moment seyn, diese Form bey irgend einem ältern Dichter zu vermuthen, wenn wir sie auch im Sophokles nicht an beglaubigten Stellen vorfinden. Daß Eusthatius des Callimachus Autorität und nicht die des älteren Sophokles anführt, ist kein schlagender Gegenbeweis; es läßt sich mancherley dagegen sagen. Der gelehrte Mann hatte viel excerpirt aber manches war ihm entgangen. Er konnte, 1000 Jahre nach Sophokles, schon das interpolirte ἐσμὲν in seinem Codex lesen. Er machte endlich zwischen der Grächität und Autorität des Sophokles und Callimachus nicht den scharfen Unterschied, den wir zu machen pflegen. Kurz, die Kritik des Hr. Wunder ist hier eine rein subjective. Er will nicht glauben, daß Sophokles bey der Form ἐσμὲν von jener poetischen Freyheit Gebrauch gemacht habe, welche derselbe in 100 Fällen sich gestattete, welche ihm in diesem 101ten Falle keine Analogie verwehrte, welche ein 100 Jahre späterer Dichter sich unbestritten erlaubte. Dieß ist jene alte fanatische Verfolgung der ἅπαξ εἰρημένα welche doch endlich einer Toleranz gegen alle vereinzelten Erscheinungen, die nicht vernunftwidrig sind, weichen sollte. Oder will der Editor ja allen Schein der Leichtgläubigkeit oder des Leichtsinnes vermeiden, so hätte sich eine Note zu dem urkundlichen ἐνταῦθ' ἐμὲν, etwa so gefaßt: ἐμὲν pro ἐσμὲν apud unum Sophoclem praeter Callimachum legitur. Mihi suspectum est, etc. weit besser ausgenommen, als daß wir jetzt das problematische καθέσταμεν im Texte lesen, mit der etwas wortreichen Anmerkung καθέσταμεν scripsi ex optima conjectura Ott. Kreussleri, in academia Lipsiensi societatis Graecae, cui Hermanus praeest, socii doctissimi, quam liberaliter mecum communicavit idem ille Hermannus, vir summus. Libri ἐνταῦθ' ἐσμὲν et ἐνταῦθ ἐμὲν quam interpretationem esse scripturae receptae acute juvenis ille doctissimus vidit; woraus man nicht einmal ein Wort von dem erfährt, was pro oder contra ἐμὲν zu sagen und gesagt worden ist. Zu V. 43. hätte Hr. Wunder sich an Fr. Jacobsens allein richtige Erklärung, die er aus Briefen mittheilt, anschließen sollen; ὦδ ἠνθισμένον kann nichts anderes bedeuten, als λευκανθὲς κάρα ἔχων im Oedipus tyrannus V. 742. Hrn. Wunders Besorgniß vor einer Tautologie ist leicht zu beseitigen, durch ein Comma, das er vor ὦδε mache, statt vor οὐδέ. Orestes sagt: Sie werden Dich Deines Alters und Deiner langen Abwesenheit wegen nicht erkennen, und mithin nicht beargwöhnen, Dich den so Geänderten. Dieser letzte Zusatz ist nun freylich eine Wiederholung von γήρᾳ, aber nur eine partielle, welche ihre geistige Bedeutung erst durch Jacobsens treffliche Andeutung erhält: „Fortasse lenem ironiam inesse dixeris," nämlich ein gutmüthiger Scherz des Herrn gegen den grauen Diener.

V. 47. ist ἀγγελλε δ'ὅρκον προστιθὶς aufgenommen statt ὅρκῳ, ohne daß die vielen Vertheidiger der handschriftlichen Lesart wie Wunderlich Obss. p. 8. einer Widerlegung gewürdigt wären. Die einzige Stelle Aristophanis aves 1004 ὀρθῷ με-

τρήσω κανόνι προστιθεὶς genügt vollkommen zum Schutze von ὅρκῳ.

V. 87. verwandelt Hr. Wunder ἰσόμοιρος ἀὴρ ohne alle Autorität in ἰσόμοιρ' ἀὴρ, natürlich weil ἀὴρ gewöhnlich ein langes α hat. Hat Herrn Wunder nicht sein Ohr gewarnt? Die lateinische Regel vocalis ante vocalem brevis est, ist so naturgemäß, daß die griechischen Dichter sie wohl bey Veranlassung auch gegen den gewöhnlichen Gebrauch in der Prosodie anwenden konnten. In dem Futurum des Stammworts von ἀὴρ, in ἀρῶ ist derselbe schwankende Gebrauch. Vergl. Porson ad Med. 848, ja ἀὴρ selbst verkürzt außer dem von Hermann angeführten Aristoteles auch Pseudophocyl. 102.

V. 188. giebt er mit Hermann ὅτε οἱ statt ὅτε σοὶ. Die Apostrophe an Agamemnon geben wir ungerne auf; wenigstens sehen wir nicht, was sie Anstößiges haben sollte. κοῖται πατρῷαι ist hier nicht paternus, Agamemnonis, sondern patrius, Pelopidarum.

V. 302. gleichfalls mit Hermann ἔν τοι κακοῖς statt ἐν τοῖς κακοῖς; unnöthig, wenn man κακοῖς eben so wie vorher τοιούτοις als Masculinum faßt; unter den bösen Menschen. Hr. Wunder nimmt es als Neutrum, wenigstens giebt er Camerars Uebersetzung durch calamitates, ohne sie zu berichtigen.

In der schwierigen Stelle V. 356.

ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοὐμὲ μὴ λυπεῖν μόνον
Βόσκημα —

entscheidet sich Hr. Wunder für Hermanns Erklärung: Mihi hoc tantum esto pabulum, mihi non dolorem creare. Aber gesetzt dieser Gedanke wäre passend, (was wir nicht zugeben können) so verlangt ja die Syntax nothwendig ἐμαυτήν und nicht ἐμὲ. Neben Brunckś überkräftigem τοὐμέ νιν λυπεῖν hätte die Vermuthung der Ed. Clasg. μὴ λιπεῖν (noch besser μὴ 'λλιπεῖν, μὴ'κλιπεῖν,) ut non deficiam oder vielmehr ut non desim, eine Anführung verdient; Ref. hält sie für treffend. Vergl. V. 968. Oder wenn Sophocles auch hier wie in unzähligen Stellen einen Gedanken aus des Aeschylus Choephoren in seiner Weise umgegossen und ausgedrückt hat, so möchte man vermuthen:

ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοῦτ', ἐμὴ λυπὴ, μόνον
βόσκημα —

nach Coeph. 24. δ'αἰῶνος δ'ἰυγμοῖσι βόσκεται κέαρ. So wäre τοῦτο Subject, ἐμὴ λυπὴ seine Apposition, μόνον βόσκημα sein Prädicat. Ich halte es mit der ersten Erklärung des Scholiasten, und dieser hat offenbar λυποῦν gelesen.

V. 396 wird für μήπω auf Porson ad Eur. Hecub. 1260 (vielmehr 1268) verwiesen. Schon das ist dem Zweck dieser Ausgabe zuwieder. Wie leicht und kurz war der Inhalt jener Note zu excerpiren: per λιτότητα pro μήποτε." Aber Porson irrt, wie Ref. zu Oedipus Colon. p. XXXI. nachgewiesen hat.

V. 673. δρό μου δ'ἰσώσας τῇ φύσει τὰ τέρματα soll bedeuten: quum cursus convenientes egregiae staturae peregisset. Dieß suae macht den Gedanken freylich deutlicher, aber schade, daß es nicht auch im Texte steht. Warum schrieb Sophokles nicht ᾗ φύσει? Hr. Wunder hätte hier die Conjectur τῇ 'φέσει keck im Texte behalten dürfen. Denn seine Einwendung dagegen: „In qua scriptura equidem nego aptum sensum inesse." muß doch durch diesen Spruch gar zu wenig motivirt erscheinen, nachdem drey Männer wie Musgrave, Brunck und Hermann den allein passenden Sinn davon gefunden haben. Im Uebrigen ist diese ganze Stelle von dem erdichteten Wagenkampf mit besonderem Fleiße behandelt.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

M. Tullius Cicero φιλοπλάτων.
Disquisitio de Philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo. Scripsit J. A. G. Van Heusde Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Trajecti ad Rhenum ap. Rob. Natan 1836. 8. XV. u. 292 S.

Wahrscheinlich ist dieß die erste Schrift des Verf.; er ist der vielversprechende Sohn eines würdigen Vaters, des Veteranen der holländischen Philologie aus der Schule Wyttenbachs. Wie der Vater durch seine Initia philosophiae Platonicae sich selber, so wie seinem Lieblings-Schriftsteller ein dauerndes, rühmliches Denkmal gestiftet hat, indem er die erhebende Lehre des alten Weisen nicht nur klar und wahr, sondern auch in angemessener schöner Rede entwickelte: so thut hier ähnliches in gleicher Weise und in demselben reinen lateinischen Styl für Cicero den begeisterten Verehrer Platos, der des Vaters werthe Sohn. Für ihn nimmt gleich der Eingang seiner Widmung ein, die, an den Vater gerichtet, beginnt: „Egone sileam, mi Pater! compellandi tui copia facta? sileam, quum tot extiterint tibique tam cari discipuli, qui, quid tibi deberent, percursis Academiae spatiis, recordati fere amantissimeque professi sint? Non profecto patiar, ut sic me vel praeteriti temporis oblivio, vel incuria praesentis cepisse videatur. Faciendum mihi, cui te diutius familiariusque ac studiosius uti contigit, ne, plurimis doctrinâ cedens, discendi studio, progrediendi ardore, tui inprimis amore ulli postponar. Quapropter gravi sanè de causa da mihi hanc veniam, quaeso, dilectissime Pater! ut illum beneficiorum tuorum cursum, hac festi temporis opportunitate, gratissima animi recordatione recolere liceat u. s. w. Dasselbe schöne Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung, wie hier gegen den Vater, spricht auch im Verfolg des curriculum vitae gegen seine Lehrer, Byrd, Ekker, Goudoever, Schröder, u. a. sich aus. Weil es eben nicht oft begegnet, so ist es desto erfreulicher, wenn man auf die Schrift eines jungen Mannes stoßt, die vom Anfang bis zum Ende einen durch und durch wohlthuenden Eindruck macht und in der Seele zurückläßt, sowohl durch den Gegenstand und seine Behandlung, als durch die Darstellung. In dieser Beziehung muß man wünschen, das Buch möchte in die Hände recht vieler Jünglinge und Schulmänner kommen. Der Gegenstand der Schrift ist einer der besten und edelsten Charaktere im Alterthum; namentlich unter den Römern hat er nicht seines Gleichen; — ein Geist von vielfacher und hoher Bildung und Gelehrsamkeit, von rastloser Thätigkeit im häuslichen, öffentlichen und litterarischen Leben, und durch dieses letztere von unberechenbar großem und wohlthätigem, erhebendem und bildendem Einfluß auf die Besten der späteren Welt durch alle Jahrhunderte bis auf unsere Tage herab. Nicht das Drängen, Stossen, Zerren, Reiben und Treiben in den Erschütterungen und unseligen Unruhen seiner Zeit, — was Manche jetzo vorzugsweise Leben zu nennen Belieben zeigen — nicht dieses schildert dieses Büchlein; dem ist auch

durch Middletons Werk schon genug gethan: sondern den Inhalt des vorliegenden macht das wahre und bessere Leben Ciceros aus, dasjenige, mit welchem er noch immer unter uns lebt und wirkt und Gutes stiftet, das Leben seines Geistes und Gewissens. Aber auch dieses wird hier in Betrachtung gezogen vorzugsweise in seinem Bezug zur Philosophie und insbesonderste zu Einem Philosophen — aber was für einem! — zu Plato. Dazu kommt, daß der Gegenstand in reiner ächtlateinischer Ausdrucksweise und Form und mit so gutem Geschmack abgehandelt ist, daß auch von dieser Seite diese Schrift vielen Jünglingen empfohlen werden kann, die an Cicero sich ein Beyspiel von unermüdlichem Fleiß, redlichem Eifer und unausgesetzter Uebung aller besten Kräfte, zur Nacheiferung, Bildung und Erhebung nehmen mögen. Durch das Ganze hin ziehet sich eine so schön gehaltene verehrende Gesinnung gegen den großen Römer, daß sie für den Verf. desto mehr einnimmt, je strenger er durchweg gleichwohl das weder Zuviel noch Zu wenig wahrnimmt. Wie dieses den reinen, offenen Sinn, den unbefangenen hellen Verstand des Verf. bezeugt und ehret, so bekunden die Citate seine Gelehrsamkeit und Gründlichkeit. In denselben werden neben den besten neueren, den behandelten Gegenstand betreffenden Arbeiten immer auch die verdienten älteren Laufgeführt, z. B. P. Victorius, Manutius, Corradus, Sigonius, Patricius und selbst M. Gesner's Chrest. Cic.! Abgesehen von dem Beweis, den dieß von der Belesenheit des Verf. giebt, thut eine solche Gerechtigkeit auch darum wohl, weil sie sich anderwärts seltener findet.

Um den Inhalt und die nebenbey eingestreuten verdienstlichen Erörterungen kürzlich anzuzeigen, so giebt das Proömium S. 1 — 8. zuerst die laudes, quibus Platonem celebravit Cicero. Von S. 1 — 3 sind die Stellen zusammengereiht, in denen Cicero Platons gedenkt, und ihn immer gleich hoch und zu höchst stellt. Hat man jene Stellen auch alle schon vorher gelesen und gekannt, ist man auch daran gewöhnt, daß Cicero niemals ohne die höchste Verehrung den Plato nennt, so überrascht doch die Menge und Abwechslung im Ausdruck seiner hohen Achtung und Verehrung. Diese hat er nicht allein in den Schriften geäußert, er hat sie auch durch Aufstellung seiner Statuen und Büsten auf den Landgütern, er hat sie während seines Aufenthaltes in Athen bey dem Besuch der Akademie, des Platonischen Lehrstuhles gezeigt. S. das 2te Kap. Der Grund, die Wurzel dieser Verehrung wird nachgewiesen in den natürlichen Anlagen Cicero's, die so beschaffen gewesen, wie Plato sie für den Zögling der Bildung und Weisheit verlangt: Lernbegier, ein fürs Bessere und Höhere empfänglicher Sinn, ein edles unbeflecktes Gemüth und nachdenkender Verstand u. s. w.

(Fortsetzung folgt).

1. Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Aug. Lobeck. etc.

2. Sophoclis tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunder. etc.

(Schluß.)

V. 865. ἀλλ' ἐκεῖνον ὡς παρόντα νῷν, wo man gewöhnlich ἰσθι oder νόει ausgelassen dachte, gibt H. W. nach W. Dindorf ὡς παρόντα νῶ, i. e. νόει was selbst in zwey Handschriften zu lesen. Gewiß sehr sinnreich und beyfallswürdig — wenn nur diese Contractionsweise genug sicher gestellt wäre. Aber was H. W. vergleicht: νένωται für νενόηται und καπιβῶ für καπιβόα (letzteres selbst nur Conjectur Dindorfs in Aesch. Pers. 1090) beweist nicht einmal, daß sich die Tragiker auch im jambischen Dialog nicht-attische Contractionen erlaubten, geschweige daß sie οει in ῶ contrahirten. Passender hätte sich H. W. auf ῥιγῶν d. h. ῥιγόων berufen, oder — wenn er, nicht mit Unrecht, sich scheute, dieses ειν = εν des Infinitivs mit jenem ει = εε des Imperativs zu pa-

talleliſiren — auf ἐρεβοειδὴς ἐρεβώδης wovon Buttmann Ausf. Gram. Th. II. S. 341. richtiger handelt, als Matthiä Gr. Th. I. S. 154. „In den Compoſitis mit ειδης bleibt οει unverändert, z. B. κερατοειδὴς etc.

V. 903 interpungirt H. Wunder mit Herrmann:

φεῦ, τῆς ἀνοίας ὡς σ' ἐποικτείρω πάλαι

mit Unrecht; der Begriff der Thorheit iſt nicht emphatiſch genug, um vor der Conjunction Platz nehmen zu dürfen.

V. 1095. hatte Brunck ein Punct nach σαφές, was gewiß keine Schwierigkeit hat. Der folgende Vers thut aſyndetiſch eine vortreffliche Wirkung. Hr. Wunder, nach Herrmann, machte aus beyden Verſen einen Satz, und überſetzt: hoc ergo, quod praesto video vasculum. Hat er nun σαφές oder πρόχειρον durch praesto überſetzt? Warum das eine von beyden nicht, ſo daß man nicht weiß, welches der beyden adjectiva zum Subject, welches zum Prädikat gehöre? Und ſoll ἄχθος wirklich die materielle, v. 757 angekündigte Laſt bedeuten, ſo enthält der ganze Vers, ja beyde Verſe eine auffallende Trivialität: „Alſo das iſt nun die angemeldete Laſt!“ Nach Brunckſs Interpunction verſtunden wir es ſo: „Weh! nun iſt kein Zweifel mehr; ich muß das Unglück, von dem ich bisher bloß gehört, jetzt handgreiflich vor mir ſehn!“ Ἐκεῖνο iſt Subject, τοῦτο σαφές ſein Prädikat. τοῦτο in dem häufigen Gebrauch, wo es durch hier zu überſetzen iſt. Auf eine uneigentliche Bedeutung von ἄχθος weiſt ja auch ſchon ὡς ἔοικεν hin.

V. 1151 haben die Handſchriften den Vers:

πᾶσιν γὰρ ἡμῖν τοῦτ' ὀφείλεται παθεῖν.

Da ſich derſelbe in Euripides wieder findet, ſo hat ihn Th. Bergk als Interpolation bezeichnet. Möglich; nach der herrſchenden Anſicht der Kritik allenfalls wahrſcheinlich, aber gewiß nicht nothwendig noch evident. Warum ſoll nicht Euripides den ſchön ausgedrückten Lieblingsgedanken der Alten dem Sophocles nachgeſprochen haben? Zwiſchen Plagiat und Nachahmung und zwiſchen Reminiſcenz und Anſpielung iſt oft nur eine kaum bemerkbare Gränze, welche nur durch den Character des Autors beſtimmt wird. Höchſtens hätte der Vers die Brandmarkung durch uncinnos verdient, aber nicht gleich den Tod durch Entfernung aus dem Text, wodurch die übliche Verszählung unnöthiger Weiſe noch mehr geſtört wird.

V. 1181. Iſt Brunckſs ſinnreiche, wahrſcheinlich auch richtige Conjectur τοῖς ἴσοις ſtatt τοῖσι σοῖς unerwähnt geblieben, dagegen Brunckſs Druckfehler v. 1178 οὐδ' für οὐδ' angezeigt. Welche von beyden Notizen iſt wohl gewichtiger, ſelbſt dem gründlichen Leſer erwünſchter?

V. 1232 iſt ohne Noth Herrmanns ἴδοιδα καὶ ταῦτα ſtatt καὶ ταῦτα in den Text genommen, wodurch Oreſtes beginnende Ungeduld über Elektras unzeitige und zeitraubende Klage verwiſcht wird. Die Vulgata wird durch Phil. 87. geſchützt.

W. Dindorfs Vermuthung zu v. 1249 ἐπόρεσεν ſtatt ἐπῶρσεν müßte in metriſcher Hinſicht durchaus nothwendig ſeyn, wenn ſie gefallen ſollte ſtatt ἐπῶρσεν, der paſſenden Wiederholung von Oreſts Ausdruck ἐπώτρυνεν.

Warum iſt V. 1303 die Griechiſche Denk- und Conſtructions-Weiſe nicht angedeutet durch Verſetzung des Comma, welches nach ἀνθρώποισί zu ſtehen pflegt, hinter δυσσεβείας?

V. 1414 ὡς ἡπίως wird nach Viger p. 565 erklärt, dem es bedeutungslos wäre. Warum nicht durch tamquam mansuete? Denn Verſtellung war doch bey dieſem ἡπίως. Derſelbe Irrthum wiederholt ſich bey ὡς ἐκτετόπως, v. 1427, was doch offenbar ebenſo zu faſſen iſt, wie v. 1322:

ἤγγειλας, ὡς ἔοικεν, ὡς τεθνηκότα

nur iſt dort πανύστατα vorangeſtellt.

V. 1442:

ὦ Ζεῦ, δίδορκα φάσμ' ἄνευ φθόνου μὲν οὖ
πεπτωκός, εἰ δ' ἔπεστι νέμεσις οὐ λέγω.

hat Hr. Wunder mit Brunck εὖ für οὐ aufgenommen, unbegreiflich, nach der richtigen Ansicht, welche er über das Verhältniß von φθόνος und νέμεσις entwickelt und ausführlich begründet. Aegisthens hätte in Prosa auch sagen können: „δίδορκα φάσμα, φθόνου μὲν ἄξιον, εἰ δ' ἔπεστι νέμεσις, οὐ λέγω, nämlich ἄφθονον. Den Tod des legitimen Thronerben möchte er gerne ein für sich, den Usurpator, glückliches Ereigniß nennen; wenn aber etwa die νέμεσις ihm dieses Frohlocken verarge, so wolle er es kein Glück genannt haben, und sein Jauchzen unterdrücken. Es ist dieselbe Nemesis gemeynt, welche Electra v. 779 angerufen hat.

V. 1471 ist Hermanns Conjectur ὡς ἐν αὐταύτῳ θάνῃς aufgenommen, so wenig Herrmann selbst ihre Evidenz zuspricht. Zugegeben, daß jenes ἄν, welches bisher nach ὡς stand, nichts als eine trikliniſche Interpolation, ja daß es, wie Herrmann behauptet, syntaxisch unzulässig sey, so scheint uns das Heilmittel noch schlimmer, αὐταυτος wird von den Grammatikern aus Sophron citirt, und macht ungeachtet dessen, was Herrmann dagegen sagt, den Eindruck einer komiſchen Wortbildung, wie ipsissimus bey Plautus. Wie läßt sich das dem tragiſchen Styl aufdringen! Wenn einmal keine milde Heilung möglich ist, so schlagen wir vor zu lesen:

πατέρα τόν ἀμόν· αὐτὸς ἐν ταὐτῷ θάνῃς.

Es ist eine gleiche Structur, wie Philoctet 300:

φέρ' ὦ τέκνον, νῦν καὶ τὸ τῆς νήσου μαθὴς

bey aller Correctheit doch selten genug, um hier eine Variante μάθε oder μάθοις dort ein Gloſſem ὡς zu veranlaſſen, durch welches das urſprüngliche αὐτὸς verdrängt wurde.

Angehängt ist dieſem, wie den früheren Tragödien, eine willkommene Ueberſicht der „metra quibus Sophocles in hac fabula usus videtur; dagegen sind Prolegomena der Electra nicht vorausgeschickt, wie dem Oedipus Coloneus. Wahrscheinlich hat Hr. Wunder keine Spuren entdecken können, um die Zeit der Aufführung dieses Stückes kritiſch-hiſtoriſch zu bestimmen. Auffallend war dem Referenten jederzeit der Schlußgedanke: Es wäre gut, wenn Verbrechen immer sogleich (εὐθύς) gestraft würden. Er ist poetisch nicht motivirt, und zu allgemein, und scheint eine Beziehung auf Verhältniße außerhalb des Stückes zu haben, auf welche, kann Ref. nicht errathen.

Ueber das Verhältniß der sophocleiſchen Electra zu den Choephoren des Aeschylus wäre manches zu sagen, und A. W. Schlegels kurze Aeußerung über den durchaus verſchiedenen Ausgang beyder Stücke ist einer weitern Entwicklung fähig und würdig, wobey die damit contraſtirende auffallende Aehnlichkeit beyder Stücke im Uebrigen, in der Oeconomie sowohl als in einzelnen Gedanken zu berücksichtigen wäre.

Ref. sieht nun der Erſcheinung der zwey noch übrigen Tragödien, den Trachinierinnen und dem Ajax mit Verlangen entgegen, und würde sich freuen, wenn der Geachtete und ihm befreundete Herausgeber die hier niedergeſetzten Bemerkungen und Wünsche über vorsichtigere Behandlung des Textes und namentlich über das Zuviel einer gewiſſen philologiſchen Gründlichkeit beachtungswerth findet und beachtet, und dadurch Raum erspart für manche andere Bemerkungen geiſtigerer Art, die in das Gebiet der Aeſthetik streifen können, ohne mit den verrufenen Gefühlsnoten, die sich in einem Quam belle! ergehen, irgend eine Verwandtschaft zu haben.

L. D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

M. Tullius Cicero φιλοπλάτων.

Disquisitio de Philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo. Scripsit J. A. G. Van Heusde Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Trajecti ad Rhenum ap. Rob. Natan 1836. 8. XV. u. 292-S.

(Fortsetzung).

Daher stellt sich der Verfasser die Aufgabe S. 7. flg.:

„Verum quo haec uberius pleniusque cognoscantur, quoque pateat magis, quibus quasi gradibus eo Cicero pervenerit, ut non diligeret tantum, sed interius etiam cognosceret, suoque pretio aestimaret Platonem, velut ab incunabulis res erit tota repetenda: nobisque viri pueritia et adolescentia, litterarum ac philosophiae, quae a teneris coluit, studia respicienda erunt, tum vero etiam praeceptorum, quos in artibus philosophiaque excellentissimos habuit, Archiae, Philonis, Diodoti, Antiochi, Posidonii accuratam exhibere rationem oportebit. Attendendae etiam aestimandaeque nobis nullae non vitae opportunitates, erunt, quibus ad explicandam singularem naturae indolem feliciter usus est. Sic demum nobis non tantum cognoscere Ciceronem, tanquam φιλοπλάτωνα, sed etiam, quod in primis spectamus, ad plenam scriptorum ejus intelligentiam interpretationemque proficere licebit."

Diese Absicht ist auf die glücklichste Weise erreicht, wie aus dem Verfolg erhellen wird.

Das erste Kap. S. 9 — 97. handelt von Cicero's Eltern, von seiner häuslichen Erziehung, von seinen Anlagen, seinem Schulbesuch in Rom, seinen Schulgenossen (Atticus, Hortensius u. a.) und von dem Zustand der Schulen und Studien in Rom zu damaliger Zeit. Der letztere Punct ist kurz, aber klar und genügend auseinandergesetzt S. 15 fgg.; und hier ist merkwürdig, daß die älteren Römer lateinische Rhetorenschulen noch ungerner aufkommen und von den Jünglingen besucht sahen, als die der griechischen Rhetoren, wiewohl auch diese beym Volk durchaus nicht beliebt waren. Wem fällt nicht etwas ähnliches aus unserer Zeit hiebey ein? da auch das Studium der Muttersprache durch alle ihre Perioden hindurch der anderweitigen Bildung hin und wieder Gefahr drohet. S. 20 wird eine verdorbene Stelle in or. pro Archia c. 3. §. 5. glücklich so gebessert: Sed haec non solum ingenii ac litterarum, verum etiam naturae atque virtutis vis fuit, ut. — Da Cicero in seiner Jugend sich viel mit Poesie beschäftigte, theils übersetzte, theils selbst componirte, so wird von diesen Ueberbleibseln und dem Werth seiner Poesie ausführlicher gesprochen, und dieser vielleicht etwas höher angeschlagen, als die geringen Reste dazu berechtigen, wiewohl Voltaires Urtheil S. 64 über sie sehr günstig lautet. Auch dem Archias scheint mehr zugetraut, als er nach den erhaltenen Epigrammen zu leisten im Stande gewesen; seine Poesien mögen wohl vorzüglich geselliger und conventioneller Art, kleine Witzspiele, wie sie damals eben Mode waren, gewesen seyn; sie mußten daher sehr bald ihren Hauptreiz verlieren; schon der allgemeine Beyfall, den er mit ihnen in den asiatischen, griechischen und italischen Städten fand, spricht nicht eben für einen tiefen Gehalt derselben, so viel Anziehendes sie auch sonst in Form und Zeitbeziehungen haben mochten. S. 38 wird eine auf Cicero's Poesien bezügliche Stelle des Ca-

pitolinus im Leben des Kaisers Gordian d. ält. c. 3 nach des Hrn. Verfs. Vorschlag so zu lesen seyn: Adolescens quum esset Gordianus, de quo sermo est, poemata scripsit, quae omnia extant, et cuncta illa, quae Cicero hexametris ex Arato halucinatus est, Exortum et Nixum (sc. astrorum), quae quidem ad hoc scripsit, ut Ciceronis poemata nimis antiqua viderentur. Wie seine poetischen so ausführlich, so werden seine prosaischen Uebersetzungen des Xenophonteischen Oeconomicus, des Platonischen Protagoras u. a. ferner seine theoretischen Versuche de inventione rhetorica, sein Studium der Astronomie, des bürgerlichen Rechtes bey den Scävolas, endlich sein Kriegsdienst im Marserkrieg kurz, doch genügend berührt, und zum Studium der Philosophie geeilt S. 71 flg. Wiewohl Cicero deßfalls zuerst in die Hände der Epikureer gerieth, so machte er sich in Folge seiner besseren Natur doch bey der ersten günstigen Gelegenheit von diesem System leicht frey, weil die Philosophie, wo sie Bedürfniß ist, und zumal der ethische Theil derselben nichts anderes ist, als die naturgemäße, bewußte Ausbildung der Anlagen unter dem angebornen höheren Gesetz des Gewissens. Von den Graeculis, die als Hofmeister und Gesellschafter ꝛc. in Rom eine Unterkunft suchten und alle Künste und Wissenschaften, folglich auch die Philosophie profitirten, macht vornämlich Philo aus Larissa eine Ausnahme; der zwar öffentlich immer die Lehren der neueren Akademie (Arkesilaus und Karneades) vortrug, in geheim aber zur älteren Akademie der ächteren Platoniker hinneigte. Sein Uebergang und Anschluß an diese, und die demzufolge nothwendig gewordenen Aenderungen in der bisherigen akademischen Lehre, namentlich in der Ethik, werden hier S. 75 flg. gut und nach den wenigen Nachrichten vollständig erörtert; ein dankenswerther Beytrag zur Geschichte der Philosophie und von hohem Interesse wegen des Einflusses auf die Weltherrscher Römer. Philo war es, der Cicero mit Plato's Schriften näher bekannt machte, und in dem Jünglinge die dauernde und stets wachsende Liebe und Bewunderung jenes größesten Geistes, den Athen jemals gezeugt, pflanzte und pflegte und großzog; deren Früchte noch uns spätgeborene erfrischen.

Das zweyte Kapitel S. 98 — 142 umfaßt nur zwey Jahre seines Lebens, vom 28ten bis 30ten Jahre; es fällt aber in diesen Zeitraum Ciceros Reise nach Griechenland und Asien, sein Aufenthalt in Athen und Rhodus, und seine theils redneriſche, vorzüglich aber seine philosophische Ausbildung. Den Grund dieser Reise sagt uns Cicero selbst im Brutus c. 91; auch über die Reise selbst hat eben er wieder die besten Nachrichten gegeben; die Stellen führt der Hr. Verf. an, und faßt deren Inhalt recht gut in folgenden Satz S. 102 zusammen:

„Ut paucis absolvam, videtur mihi Ciceronis animus, quem sublimes illae saepissime cogitationes subierant, sanctissimo quodam sensu, quum tenderet in Graeciam, perfusus fuisse, similiterque affectus, ac mentes illorum solent, qui in Sacram Terram ad lustranda religionis incunabula pio consilio proficiscuntur.“

Und wahrlich, Cicero betrat heiligen Boden voll hoher Erinnerungen, zwar vergangener Herrlichkeit und Größe, aber auch in dem damaligen Verfall der Stadt, der hier kurz berichtet wird, erhebend, zumal ein Gemüth wie Ciceros, das für die Bewunderung jeder menschlichen Größe so empfänglich war. Er selber beschreibt de fin. B. et M. V. 1. seinen Besuch der Platonischen Gärten im Akademos und schließt ihn mit den Worten: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Denn schon für Cicero war die Herrlichkeit Athens ein Alterthum, schon dem Cicero waren Sokrates, Plato und ihres Gleichen — Alte! Und es ist merkwürdig, wie eben gerade damals diese Alten, namentlich Plato, die besten Köpfe und Herzen er-

griffen, und vom dürren, trotzigen Stoicismus und lockeren Epikurismus, zu reinerer Humanität überleiteten; — so hat Aristoteles zu keiner Zeit gewirkt! Die theilweise Restauration der alten Sokratik und des Platonismus erörtert der Verf. sehr gut, indem er uns mit dem damaligen Lehrer in der Akademie, Antiochus von Askalon S. 110 flgg., mit dem etwas älteren Panätius, dem Freunde des Scipio Aemilianus und Lälius, und mit Posidonius aus Apamea, der in Rhodus lehrte, nebst einigen andern bekannt macht.

Die drey genannten, die bedeutendsten ihrer Zeit, gingen, der erste von der neueren skeptischen Akademie, die beyden andern von der herben Stoa auf den reineren sokratisch platonischen Standpunkt, zumal in der Ethik zurück. Die Lehren, worin jedweder von seiner Schule abwich, und den älteren Sokratikern sich mehr oder minder anschloß, werden schön und klar auseinandergesetzt, und zugleich ihr persönlicher Charakter anschaulich gemacht. Weil die philosophischen Schulen in Athen, alle scheint es, Stiftungen der Gründer eines Systems und ihrer Freunde waren — so stifteten und statteten aus, Plato seine Schule mit seinem Besitzthum im Akademos, so Epikurus mit seinen Gärten, so Aristoteles: — so ernannten die jedesmaligen Lehrer ihre Nachfolger auf dem Lehrstuhl; so Plato seinen Schwestersohn Speusippus und dieser den Xenokrates; so Aristoteles den Theophrast u. s. f. Diese aber hielten sich dadurch gewissermassen für verpflichtet, eben nur die überlieferte alte Lehre weiter zu überliefern und sie höchstens gegen Anfechtungen von andern Seiten her und gegen neuentstandene Systeme zu vertheidigen. An eine Fortbildung der Lehre selber oder der ganzen Philosophie wurde dabey wenig gedacht; daher die Befangenheit jener Philosophen, und ihre Behutsamkeit, mit der sie, wie z. B. Philo, die herrschende Schullehre vortrugen, auch wenn sie derselben nicht durchweg Beyfall geben konnten. Jetzt freylich, bey uns, tritt jeder lieber gleich original mit einem eigenen, oder doch mehr oder minder modificirten System seines Vorgängers auf; doch hat auch Kant sein Lebelang nicht über seine Philosophie nach eigenen Handbüchern, sondern nach Baumgartens Metaphysik, Meyer's Vernunftlehre u. ä. gelesen. Auch jene alten Denker sannen erst lange und erwogen viel in ihrem Geiste, ehe sie die erkannte Wahrheit laut verkündeten, daß in Plato und seiner Schule, zu der in gewissem Betracht Aristoteles und Theophrastus gehörten, eine reinere und höhere Wahrheit quille, als in den überkommenen neueren Systemen. Kein Wunder daher, daß sie die Verehrung und Bewunderung jenes göttlichen Denkers, wie er Späteren gemeiniglich heißt, auch ihrem jungen Freunde aus Rom mittheilten und einpflanzten, daß diesen die hohen Lehren der Weisheit den Rednerschulen zwar nicht ganz untreu machten; doch mußten sie, scheint es, gegen die Philosophen aller Seiten etwas zurücktreten; denn er scheint in Athen weniger declamirt und Reden geübt zu haben, als man erwarten möchte. Und auch daran that Cicero nicht Unrecht; sein künftiger Beruf nöthigte ihn genug zu jenen Uebungen; und jeder spätere Erfolg auf jedem Gebiete hing ab von der Tüchtigkeit, die er in der rein menschlichen und philosophischen Bildung sich angeeignet hatte. Denn die Schule gibt nur den Ansatz zu dem, was das Leben entwickeln, was in diesem zu reinem Krystall anschießen soll; die Schule ist die Saatzeit für den Beruf und vor allem für ächte Humanität; im Leben zeigt der Ertrag, wie das Feld desfalls zu seiner Zeit bestellt worden. Hiemit beschäftigt sich der Hr. Verf. im dritten Kapitel vom 30ten bis 46ten Jahre Ciceros, S. 143 — 199. Hier sucht er in den Reden Ciceros aus dieser Zeit die Einwirkung des Plato, wie der Gesinnung, so dem Styl nach, auf den Römer nachzuweisen, zunächst in dessen Büchern de Inv. rhet., dann in den Reden für den S. Roscius aus Ameria, denen gegen Verres und Catilina und für den Vorschlag des Mani-

lius und für Murena ꝛc. Das ist alles sehr gut; nur weiß der Hr. Verf. zwar, daß einige die Rede für den Dichter Archias unächt zu seyn gerochen haben; und er verficht ihre Aechtheit mit guten Gründen; aber daß die 3 letzten catilinarischen Reden auch anrüchig sind, was wir in Deutschland wissen, das scheint er nicht geahnt zu haben! — Hier mit dem Verf. mehr ins Einzelne zu gehen, würde zu weit führen; es ist begreiflich, daß die platonische Weisheit für das Publikum, Senat und Volk des damaligen Rom, zu dem Cicero zu sprechen hatte, noch viel weniger paßte, als für den Rath und die Bürgerschaft von Athen, gegen die auch Plato niemals sich nur das geringste Wörtchen verlauten ließ. Genug, daß der Geist, aus dem Cicero in allen Verhältnissen und Umständen handelte, sprach und schrieb, seines Meisters nicht unwürdig war.

(Fortsetzung folgt.)

Zoologische Tabellen oder systematische Uebersicht der Thierwelt, nicht allein die Nominal-Abtheilungen in leicht zu übersehender Anordnung, sondern auch die Kennzeichen der Haupt- und Unterabtheilungen, der Ordnungen und Familien, so wie die namhafte Aufführung der Gattungen und einiger wesentlicher Arten enthaltend, bearbeitet von Dr. C. Garthe. Köln 1837. fol.

Der Titel besagt hinlänglich den Plan und Umfang dieser zoologischen Tabellen, welche, wie der Verf. bemerkt, durch das Lehrbuch der Zoologie von Krasson und Leyde veranlaßt sind. Die Einrichtung derselben ist sehr übersichtlich und gut geordnet; daher ihr Gebrauch bequem und dem Studium sehr förderlich. Wie bey allen Tabellen ähnlicher Art wird freylich nur derjenige aus ihrem Gebrauche den vollen Nutzen ziehen, welcher sich unbedingt an das ihnen zu Grunde gelegte Schema halten kann; wer aber auch in der systematischen Eintheilung einzelner Klassen oder Ordnungen abweicht, hat wenigstens in diesen Tabellen ein gutes Muster vor sich liegen, nach welchem er eigene fertigen kann. Für die allgemeine Benützung ist es indeß sehr hinderlich, daß man sich bey den wirbellosen Thieren noch nicht über die Anzahl der Klassen verständigt hat. Der Verfasser nimmt ihrer 9 an; Ref. dagegen stellt in der zweyten Auflage seiner Naturgeschichte des Thierreichs, die demnächst erscheint, nur 5 auf, und kann sich nicht überzeugen, daß mehr als diese dürften zugelassen werden. Je mehr man in neuerer Zeit durch genaue Untersuchungen darlegt, daß die Struktur der unteren Thiergruppen keineswegs so einfach ist, als man es früher dachte, je deutlicher ihr zusammengesetzter Bau uns aufgeschlossen wird, desto mehr schwinden für die Diagnostik die Differenzen; desto größer werden ihre Aehnlichkeiten, und hiemit muß sich auch, nach des Ref. Bedünken, die Anzahl der Klassen mindern; Abtheilungen, denen man sonst den Werth von Klassen zukommen lassen mochte, müssen nun zu blossen Ordnungen herabsinken. Indeß wird es wohl noch lange dauern, bis man sich bey den wirbellosen Thieren über die Principien, nach welchen die Anzahl ihrer Klassen festzusetzen ist, verständigen wird.

An diesen sonst gut eingerichteten Tabellen hat Ref. nur den Umstand zu rügen, daß die Definitionen nicht durchgängig mit Strenge und Genauigkeit hingestellt sind. So z. B. ist vom Gebiß der Nager nur gesagt, daß es unvollständig, und die Vorderzähne sehr groß und eigenthümlich gebildet seyen; diese Angabe ist zu unbestimmt. Bey den Schnabelthieren paßt das Merkmal des Entenschnabels nicht auf den Tachyglossus. Nicht allgemein richtig ist bey den Amphibien die Beschreibung des Herzens und die bloße Erwähnung des Eyerlegens. Irrig ist die Zusammenstellung des Moschus mit dem Kameel und Lama zu einer Ordnung; die Anatomie spricht zu stark dagegen. Vögel mit und ohne Singmuskelapparat dürfen, wie es hier geschieht, durchaus nicht miteinander zusammengeworfen werden. Die Auffindung einer so wesentlichen anatomischen Differenz zwischen ihnen, ist zu wichtig und dankenswerth, als daß wir sie bey der Aufstellung von Ordnungen in einer Klasse, wo die Eintheilung so schwierig ist, nicht benützen sollten.

Erfreulich für den Gebrauch ist der gute Druck und das schöne Papier, das deutsche Buchhändler uns so selten bieten.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

M. Tullius Cicero φιλοπλάτων. Disquisitio de Philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo. Scripsit J. A. G. Van Heusde Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Trajecti ad Rhenum ap. Rob. Natan 1836. 8. XV. u. 292 S.

(Fortsetzung.)

Dieß zeigt sich als in den öffentlichen Reden vor Senat, Richtern und Volk viel besser und offenbarer in den Schriften über die Theorie und Geschichte der Beredsamkeit und den übrigen philosophischen Werken; ihrer Vergleichung und Erläuterung aus Plato hat der Hr. Verf. das 4te und 5te Kapitel gewidmet, S. 200 — 240 und 241 — 276. Er beginnt mit der Betrachtung der Bücher de Oratore und dem Orator. Hier, dünkt mir, hat H. Van Heusde sich etwas zu weit führen lassen von seinem Vorsatz, im Cicero platonische Spuren nachzuweisen. Denn ungeachtet Cicero selber an Lentulus schreibt: „Scripsi Aristotelio more, quemadmodum quidem volui, tres libros in disputatione ac dialogo de Oratore. Abhorrent a communibus praeceptis, atque omnem antiquorum et Aristoteliam et Isocratiam rationem oratoriam amplectuntur. Epp. ad fam. I. 9. — Ungeachtet H. Heusde selber diese Stelle S. 201 anführt und außerdem dabey auf seines würdigen Vaters Initia doctrinae Plat. Vol. II. C. I. p. 133 verweiset: so sagt er doch gleich nachher S. 202:

„Quod autem dicit (Cicero), Aristotelio sibi more et Isocrateo scribere hoc opus propositum fuisse, id sine dubio cum praefandi consuetudinem, tum praecepta spectat, quae, ut ipse ait, a communibus praeceptis abhorrent, tum maxime in utramque partem disputandi morem; formam vero totumque habitum disputationis praecipue a Platone duxit, verissimo Dialogorum auctore, a quo ipse profecisse Aristoteles in dialogis scribendis videtur. Haec autem Platonica forma una nobis erit maxime attendenda."

Was sich der Verf. vorgenommen, das hat er mit großem Geschick ausgeführt; doch mich nicht vollkommen überzeugt. Es ist hier zu entscheiden freylich schwer, da kein Dialog von Aristoteles sich erhalten und die paar Bruchstücke und anderweitigen Charakteristiken desselben nicht hinreichen, eine sichere, feste und klare Idee desselben sich zu machen. Eben darum aber muß man bey dem stehen bleiben, was uns Cicero selbst versichert. Indeß leuchtet so viel von vorne her ein, daß der Dialog, wie Plato ihn meistentheils handhabt, die sokratische Hebammenkunst der Gedankenentbindung vornämlich nur für eigentliche Vernunftwahrheiten, für aprioriſche Begriffe und Sätze passe; aber bey keinerley rein historischem und empirischem Wissen füglich in Anwendung kommen könne. Plato selber läßt daher den Dialog, das Gespräch fallen, wo es zu übergroßer Weitläufigkeit und störender Unterbrechung einer weithin durchgreifenden Theorie führen würde, wenn schon diese Theorie und Ansicht spekulativ und rational ist; so im Timäus und Kritias. Denn den Timäus ein Gespräch, eine Unterredung zu nennen, ist doch wohl unstatthaft; nach der ersten Begrüßung und kurzen Wiederholung des, Tags vorher von Sokrates berichteten Gespräches über den Staat, tritt sofort Timäus aus Lokri in die übernommene

Rolle und hält einen zusammenhängenden ununterbrochenen Vortrag über das Gesammtgebiet der Natur, eine Vorlesung vor zwey Zuhörern, nachdem der dritte mit Unwohlseyn entschuldigt worden (tres faciunt Collegium); einen freyen Vortrag ohne ein Blättchen Papier unter Augen zu haben, ganz wie ein solcher heutzutage gehalten werden könnte; nicht einmal nach seiner Beendigung wird weiter auch nur ein Wörtchen von den beyden Hörern fallen gelassen. In gleicher Art würden vermuthlich auch der Kritias und Hermokrates ausgeführt worden seyn, wenn Plato noch dazu gekommen wäre. Es läßt sich nicht ohne Grund muthmaßen, daß Aristoteles in seinen Dialogen, eben wie Cicero thut, die Ausführung der Hauptpuncte, gleichsam gewisse Kapitel der behandelten Aufgabe, den einen diesem, den anderen einem anderen Unterredner zugewiesen und in den Mund gelegt hat, wie eben jeder in dem einen oder andern Puncte viel gearbeitet und gedacht zu haben und vorzüglich zu seyn vorausgesetzt wurde. Demnach bestand ein solcher Dialog, man möchte sagen, aus zerstückelten, theilweisen Vorträgen und Vorlesungen, wie wir eben an Cicero's Büchern vom Redner u. a. deutlich sehen. Diese Form aber ist allerdings auch dem Plato nicht fremd — am gehörigen Orte —; denn außer dem vorgenannten darf man auch die Bücher von den Gesetzen hieher zählen; wiewohl hier nur der eine Fremdling alle Theile der Gesetzgebung durchgeht, so thut er dieses doch weniger als ein eben erst untersuchender, sondern er theilt mit, was bey ihm durch langes Nachdenken gereift am meisten feststeht. Hier, und noch anderwärts war diese Form daher ganz am rechten Ort; denn außer den obenerwähnten verlangt die sokratische Maieutik auch noch solche Unterredner, deren Sinn und Herz obzwar erregsam und empfänglich, doch noch ganz unbefangen und rein, deren Verstand noch durch keinerley vorgefaßte Meynungen, Vorurtheile und Ueberlieferungen voreingenommen, getrübt und verwirrt ist, wenn das Gespräch festen Schrittes, das Ziel im Auge, zur Entscheidung und zum Endpunct hinstreben soll. Daß solche unbefangene in keinerley Weise irgendwie voreingenommene Seelen heutzutage selten, ja fast nicht mehr zu finden sind, dieß macht den Neueren den ächten sokratischen Dialog unmöglich, selbst auch denen, die ihn versuchen zu schreiben; denn auch sie werden von ihrer Gelehrsamkeit und Vielwisserey links und rechts ab und herumgezerrt; wie etwas der Art selber auch Plato z. B. im Protagoras und Gorgias darstellt, wo schon gemachte und entschiedene Leute im Kallikles, Protagoras ꝛc. dem Sokrates gegenüberstehen, die eben durch ihr schon gemachtes Wesen in ihrem Widerstand gleichsam entschuldigt und charakterisirt werden. Desto höher sollten darum von uns gehalten und desto fleißiger studirt werden die durchaus gelungenen Dialogen eines Franz Hemsterhuis, Lessing, Jacobi und weniger anderer. Hienach lassen sich meines Bedünkens einige Dialogen Platons rechtfertigen, die man ihm wegen dieser oder jener Eigenheit, in der von dem vorgefaßten Begriff über die Form und den Dialog Platons abgewichen ist, abgesprochen hat. Es gehört der angedeutete Punct zu einer in der Philosophie und andern Zweigen noch zu wenig beachteten Hauptrücksicht, daß nämlich die Methode wie nach den Personen, so insbesondere noch viel mehr nach den Gegenständen sich zu bequemen und zu wenden habe; ein Verfahren, das sich am glänzendsten in der Mathematik bewährt hat, und auch in der Grammatik, Etymologie, Syntax und gesammten Philologie Anwendung leidet; ein Verfahren, das schon Aristoteles nicht allein empfohlen, sondern auch geübt hat. Hienach mögen auch seine Dialogen von den meisten und vorzüglichsten Platonischen sich unterschieden haben; und Cicero mag eben im Gefühl seines eigenen Wesens, demnach er weniger Selbstentdecker als Gelehrter und dazu Redner war, und im Gefühl seines historischgegebenen, nichtaprioriſchen, reichen Gegenstandes die Ari-

stotelische Form des Dialogs mit gutem Vorsatz und Wissen gewählt und der platonisch-sokratischen vorgezogen haben. Dieß schließt nicht aus, daß er bey einzelnen Stellen, die der Hr. Verf. fein und glücklich aufspürt, entsprechende im Plato vorschwebend hatte; das Ganze jedoch trägt schon auch im Inhalt mehr das aristotelische Gepräge; begreiflich; dieser hatte die Rhetorik eigens und in größtmöglicher Vollständigkeit behandelt; Plato spielt nur gelegentlich mit ihr und meistens gegen sie. Mit der Aristotelischen vorzugsweise auf die Sache, auf Beweisführung und die hiezu nöthigen Kenntnisse gerichteten Theorie verband daher Cicero die isokratische Theorie, die sich wahrscheinlich zumeist mit der Wortstellung, dem Periodenbau, Wohlklang und Rhythmus der Rede beschäftigte; was aus seinen Reden erhellt.

Bey den Büchern vom Staate und von den Gesetzen hätte meines Ermessens wie die Uebereinstimmung mit Plato in den gleich betitelten Werken, eben so sehr und noch viel mehr und stärker die Verschiedenheit in der Anlage und zumal im Endzweck hervorgehoben werden sollen, auch um Cicero's selbst willen, damit er bey seiner patriotischen und demnach nothwendig beschränkteren Absicht nicht gegen die allgemeinere freye und reinphilosophische Platons zu sehr zurückstehen muß.

Denn bey allem Werth, der den philosophischen Schriften Cicero's nicht abzuläugnen ist, muß man doch andererseits auch eingestehen, was in seiner Lage auch ganz natürlich und nicht anders zu erwarten war, daß er fast überall mehr gute Auffassung der philosophischen Puncte, als eigentliche Verarbeitung, überhaupt mehr Belesenheit und Gelehrsamkeit zeigt, als irgend einen Versuch oder ein sicheres Bestreben, die Sachen vom Fleck und weiter, die Streitpuncte zur Entscheidung und Aufklärung zu bringen. Man darf beynahe sagen, er sey niemals ganz philosophisch mündig geworden, und dieses beweise gleich nur seine Sprache und philosophische Ausdrucksweise, die öfters undeutlich wird, weil er ganz und gar von dem Begriff und Ausdruck seiner griechischen Vorgänger abhängig sey. Es ist überhaupt vielleicht im ganzen Umfange der Sprachen nicht eine, und gewiß keine philosophische Periode, kein Satz zu finden, in welchem die Wörter und Begriffe in der ersten Sprache ganz genau von denen einer anderen Sprache gedeckt würden; gleichwohl thut Cicero, weil er beynahe immer nach griechischen Vorbildern philosophirt und gewissermassen nur frey bearbeitet, lieber hin und wieder dem römischen Sprachgebrauch bey einzelnen Wörtern (wie im dritten Buche der Tusculanen) etwas Gewalt an, als daß er frey und selbständig aus dem Geiste der römischen Sprache heraus die Begriffe entwickelte; wie es doch überall geschehen ist und noch immer da geschieht, wo ein wahrhafter Fortschritt und eine feinere Entwickelung und tiefere Entfaltung im philosophischen Wissen sich offenbart. In dieser Hinsicht, in stärkerer Bewältigung der Begriffe und Sätze und ihrer freyeren Anschmiegung und Uebersetzung in die römische Zunge, haben unstreitig Lucretius und zumal Seneka einen Vorzug vor Cicero. Dieser zeigt seine philosophische Bildung am besten und schönsten da, wo er, ohne unmittelbar einen griechischen Führer vor Augen zu haben, seine persönlichen Gesinnungen und höheren Ansichten ausspricht; so namentlich in den Büchern vom Redner, und vom Staat, so in den Tusculanen hin und wieder, so im Cato und Lälius u. a. d. A. m. In dieser Beziehung scheint der Verlust seiner Consolatio, der Trostschrift über den Tod seiner einzigen geliebten Tochter Tullia, und seines Hortensius, einer Vertheidigungsschrift und Anpreisung der Philosophie, besonders bedauerlich, weil er in beyden vornämlich seinen eigenen Trieb, sein eigenes Gefühl aussprechen konnte, wie die erhaltenen Bruchstücke uns lehren. Sein ganzes Wesen aber, seine innerste Eigenthümlichkeit bestand in dem Trieb, dem sittlichen Gewissen im Thun und Trachten, der edleren Menschenthümlichkeit in seinem ganzen Da-

seyn Genüge zu thun. In allen Punkten, die mit diesem Grunde näher oder etwas entfernter zusammenhangen, steht seine Ueberzeugung, sein Glauben fest und unerschütterlich, unbeschadet dem, daß er innerhalb dieses Gebietes mit schönem, freyem Urtheil verschiedene Wege und Seynsweisen anerkennt und achtet, wie er denn zu seinem liebsten Freund den Epikureer Atticus hat, wie er Varro, den Anhänger der älteren Akademie, Cato, den starren Stoiker, Brutus und andere, obzwar in verschiedener Richtung und Weise, doch sie alle mit philosophischem Ernst gebildete Charaktere, hochschätzt und liebt.

(Schluß folgt.)

Theorie der Armuth oder der Minderbegüterung. Ein Beytrag zur Lehre von der Gütervertheilung. Von Carl Godeffroy, vormaligem Minister-Residenten der freyen und Hanse-Städte am Kais. Russ. Hofe. 2te Aufl. Hamburg, 1836.

Der Vers. versteht unter den Armen nicht blos, wie es bisher gewöhnlich war, diejenigen, welche ohne fremde Unterstützung nicht zu leben vermögen, sondern zugleich die ganze vermögenslose Arbeiterklasse, oder (in den zierlichen Formen des Verfassers) die „Haupt- und Grundschichte dessen, was politische Oekonomisten die Pyramide der Besitzkräfte oder des Vermögens genannt haben.“ Den so willkührlicher Erweiterung des Begriffs der Armuth ist es dann ganz richtig, wenn er behauptet, die Armuth sey „eine Bedingung der Staats-Existenz und jeder Versuch sie zu verbannen, wirke zerüttend und auflösend auf die Staatsmaschine: “ allein was ist damit gesagt? doch wohl nichts anderes, als die gewiß nicht neue Wahrheit: ein Staat könne einer Arbeiterklasse nicht entbehren. Er scheidet nun die Staaten in Sklavenstaaten und freye, und bemerkt, daß in jenen die Armen in seinem Sinne zwar am zahlreichsten, aber doch gegen den Hungertod leidlich geschützt; im freyen Staate dagegen wohl in geringster Zahl vorhanden, aber in Bezug auf ihren Unterhalt weit unsicherer gestellt und nach Umständen dem Hungertod ausgesetzt seyen. Dort beschränke die Fürsorge der Herrn, hier das wegraffende Elend die Vermehrung der Armen. Der christliche Staat dürfe nun das letztere Princip nicht walten lassen, sondern müsse das Loos der Armen zu bessern oder zu sichern suchen:

Erstens durch Beschränkung des freyen Verhältnisses zwischen den Lohnherren und Arbeitern. „Den Arbeitern (Gesellen) soll stets eine angemessene feste Belohnung ihrer Anstrengung gesichert werden, um dem sonst furchtbaren Steigen der unverschuldeten Armuth vorzubeugen.“ Wie dieß zu bewirken wäre, sagt er aber nirgends. Denn daß das alte Zunftwesen solches nicht zu leisten vermöchte, gesteht er selbst.

Das zweyte Mittel sind Sparkassen, worein die Arbeiter einen Theil ihres Lohns zu legen gezwungen würden.

Das dritte sind Armenschulen, dann Ehrengeschenke an ordentliche Hausväter, eine „Tugendlotterie.“

Das vierte, Beschränkung der Gelegenheiten und Versuchungen für die untere Klasse zum Unsittlichen und Bösen.

Zunächst verlangt er hier Beschränkung der Schenkhäuser, Tanzböden. Sodann hält er es für nothwendig, „die ganze Armuthsbese en masse zwangsmäßig direct unter den eigenen Schutz und die Aufsicht der Obrigkeit zu stellen,“ damit nicht unbedachtsames Almosengeben die Zahl der Armen vermehre und die untere Volksklasse demoralisire; oder wie der Verfasser sich in seiner gespreizten Weise ausdrückt: damit nicht „im Verhältniß zu der durch Almosendüngung gesteigerten Verarmung Religion und Gesittung im untern Armuthsstande zu Grunde gerichtet werden.“ Demgemäß schlägt er dann für die „Bekräfteten“ Zwangs-Arbeitshäuser, für die „Unbekräfteten“ Versorgungs-Hospitien für das Alter und Zwangs-Armenschulen für die Jugend vor. Die Kranken will er blos in dem Hospitale jedes Instituts verpflegt wissen. Von Waisen ist nichts gesagt; eben so wenig von Blinden und Taubstummen. Den den Armenschulen ist dem Verfasser „noch ein Gedanke eingefallen, den er nicht ganz mit Stillschweigen übergehen mochte,“ nämlich der, sie als Bildungs-Institute für künftige männliche und weibliche Domestiken zu benützen.

Zur Durchführung dieser Vorschläge räth er am Schlusse, eine besondere Behörde aufzustellen, die er Ministerium des Armenstandes nennt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß dieses Schriftchen außer seinen vielen affectirten Ausdrücken durchaus nichts Neues enthält und daß die Meynung, die der Verfasser und manche Leser von demselben zu haben scheinen, nur von der Unkunde hervorgebracht kann, in der sie sich in Bezug auf die Literatur des Armenwesens befinden.

F. V. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

M. Tullius Cicero φιλοπλάτων. Disquisitio de Philosophiae Ciceronianae fonte praecipuo. Scripsit J. A. G. Van Heusde Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Trajecti ad Rhenum ap. Rob. Natan 1836. 8. XV. u. 292 S.

(Schluß.)

Das reine Sittengesetz in seinem ganzen Umfang, wie es einem unbefleckten lauteren Gewissen unter gegebenen zeitlichen Verhältnissen klar sich ankündiget, dieß ist der Fels und Eckstein seines Denkens und Wirkens; diesem zunächst steht am meisten fest sein Glaube an Gott und die Weltregierung und Vorsehung der Götter, und seine Hoffnung der Unsterblichkeit. Die Beweise hiefür drängen sich in allen seinen Büchern auf, namentlich in denen von den Pflichten, vom Staat und Gesetz, vom Alter und von der Freundschaft, vom höchsten Gut u. s. w. Allein, was ihm zum Philosophen fehlte, das war, er hatte kein starkes rationales und spekulatives Gewissen und daher keine feste Ueberzeugung, keine unumstößliche Gewißheit in keinem der Probleme, die zur Metaphysik und spekulativen Philosophie gehören. Unter diesem Mangel, da er den letzten Grund aller Philosophie insgesammt berührt, leiden daher alle seine Schriften und Lehren mehr oder minder, gleich die vorhin erwähnte Lehre von Gott, und von der Vorsehung und Weltregierung Gottes u. a. Ob die Schuld hievon in Cicero's natürlichen Anlagen allein zu suchen sey? Wohl nicht; der sittliche Ernst und das aufgeklärte Gewissen verbreiten ihren Einfluß und ihre Kraft auf das metaphysische Wissen und Gewissen, wie gleich Plato hiefür zum Beyspiel angeführt werden darf. Demnach würde unfehlbar auch Cicero desfalls zu andern Ergebnissen gekommen seyn, wenn er theils in seiner ersten Jugend nicht eben jene zwischen der alten und neuen Akademie und Stoa schwankenden Männer, wie Philo, Antiochus und selber auch Posidonius waren, zu Lehrern gehabt und von ihnen solche Eindrücke erhalten hätte, die, wie alle Jugendeindrücke, schwer und nur mit Mühe oder nie zu verwinden waren; dahin gehört vor allererst, was er von ihnen angenommen, das beständige in utramque partem disserere, ohne es auch nur wenigstens zu einer subjectiven Entscheidung je zu bringen. Theils aber entschuldiget diesen Mangel an rationaler Gewißheit, ohne die Niemand ein Platoniker genannt werden kann, Cicero's ganzer Lebensgang, demnach er alle seine Zeit der Vertheidigung der Rechte einzelner Bürger und Provincialen und dem Wohle des Staates widmete, so viel es der jammervolle, heillose Zustand desselben erlaubte. „Ego enim, sagt er selbst Ac. I. 3, dum me ambitio, dum honores, dum causae, dum reipublicae non solum cura, sed quaedam etiam procuratio, multis officiis implicatum et constrictum tenebat, haec (philosophica) inclusa habebam, et ne obsolescerent, renovabam, dum licebat, legendo — in seltenen Mußestunden, die andere in wüsten Vergnügungen und Lastern hinbrachten! Unter den damaligen Umständen und gegen die anderen Machthaber Roms jeder Art, auf dem Forum, im Senat, im Krieg und Frieden, wie groß und erhaben, wie hochachtbar erscheint da Cicero nicht nur als Mann und

Römer, selber auch als Philosoph! Denn solche Zeitläufte waren wohl im Stande, auch den einsameren Denker an allen Principien der Welt irre zu machen, und vollends an den speculativen! Und doch, auch hier wird Cicero nie eine Beute des Unglaubens und der Verläugnung; war er nicht im Stande mit ganzer Ueberzeugung das Wahre fest zu ergreifen, so hielt er doch desto fester an dem bessern Wahrscheinlichen, in allen Puncten, die das höhere und edlere Menschenleben betreffen.

Daher deutet er die neue Akademie nach seinem Sinne und besser, als sie es wohl meynte, wenn er Ac. I. 12. §. 46. sagt: Hanc Academiam novam appellant; quae mihi vetus videtur; si quidem Platonem ex illa vetere numeramus, cujus in libris nihil affirmatur, et in utramque partem multa disseruntur; de omnibus quaeritur, nihil certi dicitur. (So war seit mehr als einem Jahrhundert vor Cicero Plato ausgelegt worden.) Aber dieß schloß für Cicero die beste Gewißheit nicht aus; de Off. II. 2. Non enim sumus ii, quorum vagetur animus errore, nec habeat unquam, quid sequatur. Quae enim esset ista mens vel quae vita potius, non modo disputandi, sed etiam vivendi ratione sublata? Nos autem, ut ceteri alia certa, alia incerta esse dicunt, sic ab his dissentientes alia probabilia, contra alia dicimus u. s. w. Und wiederum Ac. II. c. 20. §. 66. Qui enim possum non cupere verum invenire, quum gaudeam, si simile veri quid invenerim? sed ut hoc pulcerrimum esse judicem, vera videre, pro veris probare falsa, turpissimum est. etc.“ Dieß ist meines Erachtens die einzig schöne und wahre Gesinnung für jeden Philosophen, der sich nicht zur Platonischen Idealität und reinen Anschauung der geistigen Welt aufschwingen kann, oder den sein äußeres Leben stets an die Erde zurückzieht und in ihrem Schlamm und Sumpf herumzerrt. Wohl uns, daß Cicero solcher Gesinnung war, daß er fleißig gelernt hat, wenn er auch in Folge seiner Lebensumstände keinen Punct weiter entwickelt, gefördert und begründet hat; in seinem Beyspiel suche jeder für sich weitere Förderung! Wie in diesem Punct, bey dem H. Van Heusde beynahe etwas verlegen zu werden scheint, so möchte ich Cicero in einem anderen nicht allein entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, eben durch seinen milden zarten Character und seine Persönlichkeit; ich meine seine Trauer, seinen gränzenlosen Schmerz über den Verlust seiner einzigen geliebten Tochter Tullia; und er selber sagt deßfalls sehr gut (Epp. ad Att. l. XII. 28): nec in ea re, quid aliis videatur, mihi puto curandum. Mea mihi conscientia pluris est, quam omnium sermo. Quod me ipse per litteras consolatus sum; non poenitet me, quantum profecerim. Moerorem minui: dolorem nec potui; nec, si possem, vellem. Dazu nehme man ebd. 40: ego quid homines aut reprehendant aut postulent, nescio. Ne doleam? Qui potest? Ne jaceam? Quis unquam minus? Dum tua me domus levabat, quis a me exclusus? quis venit, qui offenderetur? — Legere isti laeti, qui me reprehendunt, tam multa non possunt, quam ego scripsi. Quam bene, nihil ad rem. Sed genus scribendi id fuit, quod nemo abjecto animo facere posset. Triginta dies in hortis fui. Quis aut congressum meum, aut facilitatem sermonis desideravit? — — — Quum Romam venero, nec vultu nec oratione reprehendar. Hilaritatem illam, qua hanc tristitiam temporum (der Republik selber) condiebamus, in perpetuum amisi. Constantia et firmitas nec animi, nec orationis requiretur. Vrgl. ebd. ep. 14. u. 15. Was er aber an seiner Tochter verloren, das spricht er rührend aus Epp. ad fam. IV. 6: Mihi autem, amissis ornamentis iis, quae ipse commemoras (o Sulpici) quaeque eram maximis labo-

ribus adeptus, unum manebat illud solatium, quod ereptum est. Non amicorum negotiis, non reipublicae procuratione impediebantur cogitationes meae; nihil in foro agere libebat; adspicere Curiam non poteram: existimabam, id quod erat, omnes me et industriae meae fructus et fortunae perdidisse. Sed cum cogitarem, haec mihi tecum et cum quibusdam esse communia, et quum frangerem ipse me, cogeremque illa ferre toleranter: habebam quo confugerem, ubi conquiescerem, cujus in sermone et suavitate omnes curas doloresque deponerem. Nunc autem hoc tam gravi vulnere, etiam illa, quae consanuisse videbantur, recrudescunt. Non enim, ut tum me a republica moestum domus excipiebat, quae levaret: sic nunc domo moerens ad rem publicam confugere possum, ut in ejus bonis acquiescam. Itaque et domo absum et foro, quod nec eum dolorem, quem a republica capio, domus jam consolari potest, nec domesticum respublica u. s. w. Wer bey solchen häuslichen und öffentlichen Leiden und Unfällen sich so wie Cicero fassen, sich durch solche Werke, wie er uns nach dieser Zeit hinterlassen hat, unsterblich verdient machen, belehren und erheben kann, dem müßte man wahrhaftig auch sogar ein größeres Uebermaß des Schmerzes (denn gebrochen, sehen wir, war Cicero durchaus nicht) und der Klage nachsehen. Allein wir Neuere sollten in diesem Fall uns von den Ansichten und Urtheilen der Alten und der Römer jener Zeit nicht hintergehen lassen; im Gegentheil wir sollten uns freuen und erquicken daran, daß den Alten dieses Gefühl der Kinderliebe nicht so fremd war, als es manchmal bey einem Hinblick auf die alte Litteratur den Schein haben kann; bey den mancherley Anfeindungen der klassischen Litteratur, Anfeindungen, die gerade auch auf das häusliche und eheliche Leben der Griechen und Römer, und auf den Mangel an Pietät und dergleichen gerichtet waren, müssen gerade solche Beyspiele von väterlicher Zärtlichkeit eben so erwünscht seyn, als das Gefühl ehelichen Glückes bey Xenophon Cyrop. III. c. 1. §. 1 — 41. Denn an Einfachheit, Wahrheit und Zartheit — welches neuere Bild darf ihm zur Seite gesetzt werden? Cicero's Fall und Betrübniß aber zeigt nur, daß sein Gefühl — ein untadeliges — stärker war, als seine aus der damals verbreitetsten Philosophie angenommenen Grundsätze; und noch ein anderes zeigt, daß sein Glauben und Ahnden höher und tiefer gieng, als seine philosophische Ueberzeugung, als sein speculatives Wissen; ich meine eine seiner letzten Arbeiten, die Uebersetzung des Platonischen Timäus. Hr. van Heusde, S. 275 sagt hierüber:

> Quodsi quaerimus, quae fuerit Ciceroniani hujus Timaei ratio, parum id probabiliter e fragmentis effici potest. Sed superest exordii initium, ex quo satis certo argumento patet, non omnino conversum a Cicerone totum Platonis Dialogum esse, verum excepta Timaei Pythagorei oratione continuâ, reliqua ipsius arbitrio conscripta atque inventa esse.

Vielleicht sind wir einer Meynung: Cicero hat den ganzen Vortrag des Timäus übersetzt von S. 27. bis 92, von vorne herein sind beträchtliche und höchst schätzbare Bruchstücke erhalten; das letzte derselben reicht nicht weit über die erste Hälfte des Platonischen Timäus, auf S. 47. Ich zweifle nicht im geringsten, daß Cicero auch das Uebrige der Vorlesung bis zum Ende übersetzt habe, weil gar kein Grund denkbar ist, warum er da irgendwo abbrechen sollte, nachdem er von der Welteinrichtung und den irdischen Stoffen bis in die Physiologie der Sinne ꝛc. hineingegangen war. Daß er den Anfang, die Recapitulation des Inhalts der Bücher vom Staate übergangen, dafür aber etwas Anderes gesetzt habe, ist höchst wahrscheinlich, eben die Erzählung seiner Zusammenkunft in Ephesus

mit dem P. Nigidius Figulus, dem gelehrtesten Pythagoreer unter den damaligen Römern, und mit dem damaligen Lehrer der peripatischen Schule in Athen, Kratippus. Was sie auf Platon's Timäus gebracht, das wissen wir nicht; vermuthlich aber fanden alle drey für ihre liebsten Ueberzeugungen und Ansichten in dem griechischen Werke Anklang und erhebende Bestätigung; vom Pythagoreer Nigidius versteht sich dieses von selbst; von Kratippus läßt seine Vorliebe für die Mantik u. a. ähnliches vermuthen; s. Bayle's Dict. hist. et crit. in d. Art. Cratippe. Cicero aber insbesondere mochte sich durch eine so schöne Schilderey von der Wohlordnung und Harmonie der Welt, und von den weisen und hohen Absichten ihres Schöpfers um so mehr gehoben und gestärkt fühlen, je weniger Resultate, fruchtbare und erbauliche Grundsätze ihm seine akademischen Untersuchungen lieferten; denn seine dichterische und rednerische Phantasie, sein sittliches Gefühl und Gewissen waren überlegen, und überwogen die Schärfe, Kraft und Stärke seiner philosophischen Conception. Die Uebersetzung des Timäus dünkt mir seinen Uebergang von der akademischen Unschlüssigkeit und Zweifelsucht zur höheren Anschauung des Weltganzen und Beruhigung in derselben zu bezeichnen, und sein eigentliches Glaubensbekenntniß, gleichsam sein Testament in der speculativen Philosophie zu seyn. Von dem Werthe dieser Uebersetzung zu reden, ist zwar hier nicht der Ort; doch kann unbedenklich gesagt werden, daß sie von keiner anderen in keiner Sprache übertroffen ist, und daß sie einen vorzüglichen Behelf giebt, in das Verständniß desselben zunächst einzudringen. Cicero aber hat sich dadurch mehr als durch vieles andere als würdigen Anhänger der Platonischen Weisheit bezeichnet und bezeugt, daß er in ihrer höhern Sphäre die vornehmste Beruhigung für sein unruhiges Leben und seinen stets nach Wahrheit strebenden Geist gefunden habe. Dieß Resultat zieht auch der Hr. Verf. im 6. Kap., nachdem er im 5ten

mehreres Einzelne nach seinem Plane nachgewiesen und erläutert hatte. Gut faßt er es so zusammen S. XV.

> Philosophia Platonis praecipuus Ciceronianae philosophiae fons. — Non e solo Platone profecit. Ab iis profecit potissimum, quibus maxime placuerat Plato. Non omnes Platonis Dialogos pari diligentia tractavit. Fuit nec imitator Platonis vulgari sensu, nec Platonicus!

Er war ein heller, freyer, edler, strebsamer, dem Plato verwandter Geist, der mit diesem die Herrschaft über die Gemüther der spätesten Nachwelt theilen sollte! Have, pia anima!

Im Anhang S. 286 — 292 sind 21 Theses aufgestellt, die sich auf Cicero und Plato beziehen; darunter sind mehrere sehr glückliche Vorschläge und Verbesserungen einzelner Stellen, wie deren auch hie und da in der Abhandlung eingestreut sind. Druck und Papier sind gut und einladend; von Druckfehlern sind mir nur 3 aufgestoßen: S. 90 l. meliora st. miliaria; S. 204. Z. 17. l. Crassi st. Crasis; S. 277 Z. 8 l. perduximus st. erduximus.

Wir schließen mit dem wiederholten Wunsche, daß diese gut ausgestattete Schrift wegen ihres hohen Gegenstandes, sowie wegen seiner klaren Behandlung und reinen Darstellung in die Hände recht vieler Leser, namentlich jüngerer, kommen möge; und gleichwie der Verf. als Sohn dem Himmel für solch einen würdigen und klassisch gebildeten Vater dankt, dessen Vorsorge und Beyspiel er so viel Treffliches und Gutes schuldig zu seyn so schön bekennt, dessen Verdienste auch die ferner stehende Mitwelt freudig und dankbar anerkennt: so wünschen wir hinwiederum dem Vater Glück, seine Mühen und Sorgen auf diese Weise belohnt zu sehen; wünschen, daß sich nicht allein Er, sondern die ganze gebildete und gelehrte Welt an ähnlichen reifen Früchten noch oft und lange erfreuen und erfrischen möge.

P. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Commentatio de C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmentis ex bibliotheca Christinae, Suecorum reginae, in Vaticanam translatis, atque carminis Latini de bello Actiaco sive Alexandrino fragmenta, ex volumine Herculanensi evulgata. Iterum edidit Joannes Theophilus Kreyssig. Misenae, sumptibus et typis C. E. Klinkichtii et fil. 1835. XIV. und 249 Seiten.

In vielen Ausgaben des Sallustius findet man am Schlusse der Fragmente seines größeren Geschichtswerkes, die theils durch spätere Schriftsteller, namentlich Grammatiker, theils durch eine in mehreren Handschriften noch vorhandene Sammlung von Reden und Briefen erhalten worden sind, einige theilweise sehr verstümmelte Bruchstücke aus dem Abschnitte jenes Werkes, welcher die Geschichte des Krieges gegen die Fechter und Sklaven unter Spartacus enthielt. Diesen Bruchstücken ist fast in allen Ausgaben die Bemerkung vorausgeschickt, sie ständen nach der Angabe des Andreas Schott in einer Handschrift des Servius, seyen jedoch in der von Petrus Daniel besorgten Ausgabe des Servius nicht zu finden. Gewöhnlich wurden dieselben von den Herausgebern wie ein verlorener Posten angesehen und gingen in unverändertem Zustande von einer Ausgabe in die andere über. Unserer Zeit, die auch den kleineren Ueberbleibseln der vortrefflichen Werke des griechischen und römischen Alterthums den emsigsten Fleiß widmet, war es vorbehalten, auch diesen in mehrfacher Hinsicht sehr wichtigen Bruchstücken durch erneute sorgfältige Benützung der vorhandenen Hülfsmittel eine weit vollkommnere Gestalt zu geben, wozu insbesondere die wiederholten Bemühungen des scharfsinnigen und gelehrten Verfassers der oben angeführten Schrift beygetragen haben.

In der Einleitung berichtet der Verf. über die Geschichte dieser Bruchstücke. Der erste, welcher einen Theil derselben, nämlich drey der größeren Stücke, bekannt machte und als Fragmente aus dem größeren geschichtlichen Werke des Sallustius erkannte, war der auch als tapferer Vertheidiger Leyden's bey der denkwürdigen Belagerung dieser Stadt im Jahre 1574 bekannte Janus Douza (van der Does). In der selten gewordenen Schrift: Jani Douzae Nordovicis ad C. Sallustii Crispi Historiarum libros notae: cum luculenta Fragmentorum aliquot accessione hactenus non editorum. Antverpiae 1580, in welcher er dieselben mittheilte, bemerkte er, sie seyen in Paris ex vetustis et Servianis doctissimi Petri Danielis schedis necdum publicatis abgeschrieben und von Andreas Schott an J. Lipsius in Leyden gesendet worden. Aus dieser Schrift gingen die von Douza mitgetheilten Fragmente in sehr viele Ausgaben Sallusts über, und die Meynung der Herausgeber, daß sie in einem Codex des Servius ständen, war durch die eben erwähnten undeutlichen Ausdrücke Douza's veranlaßt worden, während vielmehr P. Daniel höchst wahrscheinlich die noch vorhandenen Blätter eines Codex, der die Geschichtbücher Sallusts enthielt, besaß, und Douza, welcher wußte, daß jener Ge-

lehrte sich mit einer Ausgabe des Servius beschäftige, aus Irrthum von ihnen den Ausdruck Servianae schedae gebrauchte. Uebrigens ist Douza's Vermuthung, daß die Bruchstücke Theile der Geschichtbücher des Sallustius seyen, durch ein Citat des Nonius und ein anderes des Porphyrio, welche sich auf Stellen Sallusts beziehen, die man in diesen Fragmenten findet, zur Gewißheit erhoben worden. Ungefähr 70 Jahre nach jener ersten Bekanntmachung eines Theils der Bruchstücke fand Isaak Vossius, wie man aus einem Briefe sieht, den er unterm 12. July 1651 an Nik. Heinsius schrieb, zu Stockholm diese Fragmente unter den von der Königin Christine gekauften Handschriften und einige Jahre nachher ebendaselbst Freinsheim, der die fünf größten Stücke derselben mit den ihm nöthig scheinenden Verbesserungen und Ergänzungen in seine Supplemente zu Livius (lib. XL. c. 5 — 10.) aufnahm. Von all dem wußte Joseph de Bimard la Bastie noch nicht, als er im Jahre 1728 unter den Papieren des Rechtsgelehrten Jakob Augustin de Chevanes zu Dijon eine Abschrift der Fragmente vorfand. Er vermuthete seltsamer Weise, sie seyen Stücke der annales maximi oder libri lintei, und sandte eine Abschrift an Muratori, der sie auch in seinem Thesaurus veterum inscriptionum (T. I. p. 1. sq.) mit einer Abhandlung Bimards, welche dessen Ansicht darlegte, abdrucken ließ. Späterhin wurden sämmtliche von den genannten Gelehrten bekannt gemachten Stücke mehreren Ausgaben der Werke Sallusts, gewöhnlich aber in sehr fehlerhaften Abdrücken, beygefügt.

Hr. Kr. hatte diese Bruchstücke schon im Jahre 1811 (in der Schrift: C. Sallustii Historiarum lib. III. fragmentum cum quinque aliis in Biblioth. Paris. olim repertum. Schneebergae 1811) in berichtigter Gestalt herausgegeben. Zu erneuten Bemühungen für dieselben wurde er veranlaßt, als er ganz unerwartet einen Brief Niebuhr's aus Rom vom 27. März 1817 erhielt, in welchem Niebuhr ihm die überraschende Nachricht mittheilte, daß er die uralten, wahrscheinlich aus einem der drey ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung stammenden Blätter, von denen die Bruchstücke abgeschrieben seyen, in der vatikanischen Bibliothek und zwar in der sogenannten Bibliotheca Reginae Suecorum aufgefunden habe, so daß es also wohl keinem Zweifel unterliegt, daß dieselben aus Stockholm, wo Vossius und Freinsheim sie sahen, von der Königin Christine nach ihrer Thronentsagung mit nach Rom gebracht und nach dem Tode der Königin eben so wie viele andere Handschriften von dem Papste Alexander VIII. gekauft und der vatikanischen Bibliothek einverleibt worden sind. Niebuhr legte seinem Schreiben an den Herausgeber eine möglichst genaue Abschrift bey, welche nicht nur die schon bekannten Stücke bey weitem richtiger gab, als man sie früher hatte, sondern auch Ueberreste mehrerer anderer enthielt, die man bey den früheren Abschriften nicht beachtet hatte, weil sie zu mangelhaft schienen, als daß sie von irgend einem Werthe seyn könnten. Sämmtliche, mit Uncialbuchstaben geschriebene Fragmente finden sich nämlich, wie Niebuhr in seinem Briefe sagt, in zwey Stücken, wovon das eine (auf jeder Seite) zwey Kolumnen enthält. An demselben ist rechts von der zweyten Kolumne der einen Seite auch noch ein schmaler Streif befindlich, der von einem anderen Blatte übrig ist, und, wie sich versteht, auf einer Seite Enden, auf der andern Anfänge von Zeilen enthält. Das zweyte Blatt bildet nur eine vollständige Kolumne und links einen ähnlichen Streif, der wahrscheinlich von der ersten Kolumne der ersten und von der zweyten der zweyten Seite übrig ist. Was auf diesen Streifen stand, hatten die Gelehrten, welche vor Niebuhr Abschriften nahmen, als werthlos übergangen.

Mit diesen neuen Hülfsmitteln ausgerüstet, gab der Verf. in den Jahren 1828 und 1829 zwey Commentationen heraus, in denen er über die gemachte Entdeckung berichtete, einen Abdruck der ihm

von Niebuhr übersandten Abschrift mittheilte und seine Ansichten über Anordnung, Berichtigung und Ergänzung der Fragmente darlegte. Zu gleicher Zeit machte auch Angelo Majo in dem Buche: Classicorum Auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tom. I. Rom. 1828. p. 414 — 425 eine von ihm genommene Abschrift derselben Fragmente mit den ihm passend scheinenden Abänderungen und Ergänzungen bekannt. Da diese Abschrift theilweise richtiger war, als die Niebuhrische, so glaubte Hr. Kr. mit Recht seinen Landsleuten einen Dienst zu erweisen, wenn er sie mit Majo's Bemerkungen aus jenem in Deutschland seltenen Buche abdrucken ließe, was er mit Hinzufügung eigener Anmerkungen in der Schrift: C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmenta ex cod. Vatic. ed. ab Ang. Majo. Editio auctior et emendatior curante J. Th. Kreyssigio. Misenae 1830 ausgeführt hat. Dadurch ist Gelegenheit zu einer interessanten Vergleichung der von einander ganz unabhängigen kritischen Leistungen des deutschen und italienischen Bearbeiters dargeboten, und Niemand kann bey näherer Prüfung in Abrede stellen, daß diese Vergleichung ganz zum Vortheile des ersteren ausfällt.

In der oben angeführten Schrift hat nun Hr. Kr. das in den früheren von ihm Gegebene vereinigt und vieles Neue mit sorgfältiger Berücksichtigung der seitdem auch von anderen Gelehrten, namentlich von Majo, angestellten Forschungen hinzugefügt, so daß man hier vollständige Auskunft über alles findet, was bis in die neueste Zeit für die Berichtigung und Erläuterung dieser Bruchstücke geschehen ist. Die Einleitung ist dieselbe, welche der Verf. schon früher gegeben hatte, jedoch mit Anmerkungen vermehrt, welche theils durch einige Beurtheilungen seiner oben erwähnten Commentationen, theils durch Majo's und Gerlach's Bearbeitungen der Fragmente veranlaßt worden sind. Für diejenigen Leser, welche jene Abhandlungen des Verf. nicht kennen, bemerken wir, daß er in dieser Einleitung sich über die Geschichte der Fragmente weit gründlicher und vollständiger verbreitet, als es irgend anderwärts geschehen ist, dann die Verbindung derselben unter einander zum Gegenstande der Untersuchung macht. Noch Gerlach's Ausgabe vom Jahre 1823 zeigt, wie wenig man den Zusammenhang der Fragmente erkannt hatte, ehe Niebuhrs Abschrift bekannt gemacht worden war. Durch Niebuhr und Majo wußte man, daß vier Kolumnen des einen Blattes und zwey des anderen zusammengehörten, Hrn. Kr's. Verdienst ist es aber, nachgewiesen zu haben, daß auch die oben erwähnten Streifen an den Seiten beyder Blätter die zusammengehörenden Anfänge und Enden zweyer Kolumnen enthalten, welche sich nun bey ihm als Kol. 5 und 8 den andern anschließen. Durch diese glückliche Zusammenstellung ist es ihm gelungen, selbst solche Theile hin und wieder auf eine evident richtige Weise zu ergänzen, welche noch Majo wegen ihres höchst mangelhaften Zustandes als ganz unnütz bezeichnete, und von denen auch Niebuhr sagte, daß sich auch nicht das allergeringste darüber errathen lasse. Weniger ausgemacht scheint es uns zu seyn, ob die beyden Blätter in der Ordnung auf einander folgten, welche Hr. Kr. annimmt. Der Grund, den er für seine Meynung anführt, daß in der ersten Kolumne (wir folgen bey Bezeichnung der Kolumnen der Anordnung des Verf.) das Heer des Varinius als einer Ergänzung bedürftig dargestellt und in der sechsten durch die Worte des Spartacus: priusquam refectō exercitu adesset Varinius auf diesen Zustand jenes Heeres hingewiesen sey, ist unzureichend, da beyde Stellen sich gleichmäßig auf das vorher erzählte Treffen, in welchem Varinius oder ein anderer römischer Anführer geschlagen wurde, beziehen könnten, wobey nur anzunehmen wäre, daß Sallust nach Darstellung dieses Treffens zuerst von den weiteren Unternehmungen der Sklaven gesprochen habe und dann auf den Zustand des römischen Heeres übergegangen sey. Einigermassen findet indessen Hrn.

Kr's. Ansicht dadurch Bestätigung, daß zwischen Kol. 4 und 5 ein Zusammenhang zu seyn scheint, wiewohl auch hierüber nichts Gewisses ermittelt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Storia di Cortona. In Arezzo 1835. Tipografia Belloti. gr. Oct. 138. S.

So unbedeutend für das deutsche Publikum die Geschichte irgend einer der kleineren italienischen Städte zu seyn scheinen möchte, so sehr walten doch Gründe vor, die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf diesen Punct zu lenken. Es mag nicht blos dem Recensenten, sondern gar manchem andern Reisenden in Italien aufgefallen seyn, mit welcher Geringschätzung die jetzt Lebenden eine Zeit betrachten, in welcher nicht nur Italien seine höchste Größe, sondern auch das ganze Abendland einen in der neueren Geschichte noch nicht erreichten Grad von eigenthümlicher Blüthe errungen hat — nämlich die Jahrhunderte, welche sich von der Einwanderung der deutschen Völker in Italien bis zum Zeitalter P. Leo's X. erstrecken und gewöhnlich mit dem verächtlich klingenden Ausdrucke tempi bassi bezeichnet werden. Eine wirklich sonderbare Erscheinung! Ein höchst geistreiches Volk, welches, um nur die zunächst vor uns liegende Epoche zu erwähnen, von Muratori bis zu dem in Paris gestorbenen Marino Marini die ausgezeichnetsten Forscher des Mittelalters und solche fast in jeder Stadt zählt, schämt sich jetzt seiner eigenen Vergangenheit und eilt mit einer Begierde, die dem Fremden fast unheimlich wird, achtzehn Jahrhunderte zu überspringen, und sich in die Zeiten des Heidenthums zu verlieren, oder die des kläglichen Unterganges seiner Freyheit zu beschreiben. Wie wenige Personen sind, um nur Eine Stadt anzuführen, in der Hauptstadt Toscana's, welche eine nur einigermaßen gründliche Kenntniß der Geschichte ihrer Stadt vor den Zeiten Machiavelli's besitzen. Der Same, den Lami in seinen Forschungen über florentinische Geschichte ausstreute, scheint, das einzige, jedoch nicht vollendete Werk Brunetti's ausgenommen, fast *) völlig zertreten worden zu seyn. Wo noch ein Einzelner ist, der von der Wichtigkeit des Gegenstandes ergriffen, den Ruhm und das Glück seines Vaterlandes nicht in der Schreckenszeit erblickt, wo die halbe Welt dem blutbefleckten Schwerte Alt-Roms diente, sondern in jenen Jahrhunderten, welche die Völker unter das freye Gesetz des himmlischen Königs versammelt haben, so findet seine Stimme nur wenig Anklang und er muß entweder die Mühe vieler Jahre, die Frucht redlichen Eifers vor der falschen Scham von Patriciersamilien verbergen, welche an das oft schimpfliche Andenken ihrer Vorfahren nicht erinnert werden wollen, oder er hält ohne Aussicht auf Lohn für seine Mühe, auf Anerkennung seiner Arbeit bey dem gänzlichen Mangel an wirksamen Gesetzen gegen den Nachdruck und bey dem beyspiellos verdorbenen Geschmacke des Publikums seine Arbeit selbst zurück. *)

Aus diesen Gründen und auch ganz abgesehen von der größeren oder geringeren Wichtigkeit des Gegenstandes, welche wir weiter unten untersuchen werden, dürfte die Geschichte einer italienischen Stadt, die wie viele oder fast alle nur noch die traurigen Reste ehemaliger Größe enthält, von einem Manne geschrieben, der die Wichtigkeit des Detailstudiums der Geschichte nur zu gut erkennt, und von den wichtigsten Quellen, ja von einer bedeutenden Anzahl bis jetzt unbenützter Chroniken und anderer schätzbaren Documente Gebrauch machte, um so mehr eine öffentliche Erwähnung verdienen, als der Verfasser noch mit der besondern Absicht verfuhr, der Jugend Italiens, die durch die gewöhnliche Last allgemeiner Geschichten von Italien an practischen Ideen meist vollständig Mangel leidet, durch eine ernste, geordnete und strengen Anforderungen genügende Darstellung Aufmunterung zu ernsteren, tüchtigeren Studien als bisher zu geben. Da außerdem das vorliegende Buch als die erste und einzige Geschichte Cortona's angesehen werden darf, so sey es uns auch erlaubt, ausführlicher darüber zu reden.

Ehe wir jedoch auf die Geschichte der Stadt selbst eingehen, möchte es nicht unwichtig scheinen, die handschriftlichen Quellen des Verfassers, wie er sie an verschiedenen Stellen erwähnt, anzuführen, um Lesern, welchen das Buch selbst nicht zugänglich ist, die Kunde des Materials zu verschaffen. Das Stadtarchiv von Cortona ging wie in so vielen Städten Italiens durch Brand zu Grunde; jedoch nicht so vollkommen, daß nicht wenigstens einige Protocolle und Urkundenbände gerettet worden wären, deren sich der Verfasser, so viel wir wissen, Advocat in Cortona, noch bedienen konnte.

(Fortsetzung folgt).

*) Rec. glaubt die Grenzen der Discretion nicht zu überschreiten, wenn er nach eingezogenen genauen Berichten erzählt, daß zu den eifrigsten Forschern in den florentinischen Archiven, ja zu denjenigen, welchen besonders das mediceische Archiv seine Ordnung und Brauchbarkeit verdankt, Niemand anders gehört, als die erhabene Person, deren Leitung die Vorsehung gegenwärtig das Wohl von Toscana anvertraut.

*) Es ist unnöthig, und wäre auch unschicklich, namentliche Beyspiele anzuführen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Commentatio de C. Sallustii Crispi historiarum lib. III. fragmentis ex bibliotheca Christinae, Suecorum reginae, in Vaticanam translatis, atque carminis Latini de bello Actiaco sive Alexandrino fragmenta, ex volumine Herculanensi evulgata. etc.

(Fortsetzung).

Auf die Einleitung läßt der Verf. in 8 Kolumnen einen Abdruck von Niebuhr's Abschrift mit untergesetzten Varianten aus Majo's Abschrift folgen, dann einen zusammenhängenden Abdruck des Ganzen mit seinen eigenen Berichtigungen oder denen, die er von andern Bearbeitern aufnehmen zu müssen glaubte. Vergleicht man nun diese Gestalt der Fragmente mit derjenigen, in welcher sie sonst gegeben wurden, so zeigt sich auf den ersten Blick, wie viel in der neuesten Zeit für Herstellung derselben geschehen ist, und namentlich erscheinen die Leistungen des Verf. im vortheilhaftesten Lichte, da er in vielen Fällen, wo alle Anderen Ungenügendes gegeben hatten, die unzweifelhaft richtige Lesart hergestellt hat. Wir theilen als Beleg einen Theil der sehr lückenhaften dritten Kolumne mit, wie derselbe in Gerlach's Ausgabe vom Jahre 1823, in der Handschrift (nach Majo's Abschrift), bey Majo und bey Hrn. Kr. sich findet.

Gerl. p. 255. fr. 170: In s. converterent. Intus multa jam luce . . derans solita a Juli . . . ono actae et in cass . . ni ictus si aridum . . strepitus tumul . . . . . i con res undiq . . . . um mittit equitis . . . um circum pro . . . . , vi exe orarent . . . , pro tire vesti . . . s credens io . . . . . ota menag. . . pavens se etc.

Die Handschrift: . . . inuiis conuerteread . . . . iniusmultajamluce . . . . deranssolitaafugi . . . . . conuiciaetincas . . . . oniectuslapidum . . . . cstrepitustumul . . . . isonoresundiq . . . . . ummittit equites . . . . . umcircumpro . . . . . ut explo rarent . . . . . spropereuesti . . . . . oscredenslo . . . . . totamenag . . . . . pauensse etc.

Majo: in viis convertere. At Varinius, multa jam luce considerans solita a frugitivis convicia et in cassum conjectus lapidum, vocum strepitus, tumultuantium sonores undique . . . summittit equites . . . um circum pro . . . . . ut explorarent . . . s propere vesti garent fugitivos, credens lo . . to tamen ag . . . . . mine pavens se etc.

Hr. Kr.: inviis convertere. At Varinius multa jam luce desiderans solita a fugitivis convicia et in castra conjectus lapidum, ad hoc strepitus tumultuosi sonores undique ruentium, mittit equites in tumulum circum prominentem, ut explorarent . . . . . s, propere vestigia secutos credens lo . . . . . toto tamen agmine . . . . . pavens se etc.

Wer sieht hier nicht, wie viel besser des Herausgebers Ergänzungen sind, als Majo's, und daß insbesondere desiderans, castra, ad hoc, tumultuosi wahre Verbesserungen sind, die jeder weiteren Untersuchung für die Zukunft überheben? Noch mehr tritt, wie wir bereits bemerkt haben, das Verdienst des Verf. bey den am stärksten verstümmelten Bruchstücken, namentlich der achten Kolumne hervor.

Hr. Kr. giebt sodann in acht Abschnitten Adnotationes, in denen er die Meynungen der verschiedenen Bearbeiter darlegt und prüft und seine eigenen mit Hinweisung auf den Sprachgebrauch der besten Schriftsteller zu begründen sucht. Daß dieß mit eben so viel Gründlichkeit und Gelehrsamkeit als

Scharfsinn geschehen ist, braucht bey ihm nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wir wollen daher auch nur, mit Uebergehung des vielen unzweifelhaft Richtigen, einige Stellen ausheben, bey welchen wir Bedenken tragen, dem Herausgeber beyzustimmen.

Am Anfang der ersten Kolumne giebt die Handschrift: nitorere, quibus praeter speciem bello necessariam haud multo secus quam ferro noceri poterat. Der Herausgeber emendirt: nitor aere, was auch Gerlach in der neuesten Ausgabe aufgenommen hat. Für diese Worte läßt sich aber, wie Hr. Kr. selbst einzuräumen scheint (licet, sagt er, orationis structura atque perpetuitas ex nostra quoque ratione non facile possit restitui) durchaus keine passende Verbindung mit dem Uebrigen auffinden. Das zunächst sich darbietende igni torrere, was de Brosses gewählt und auf Pfähle bezogen hat, die durch Feuer gehärtet worden seyen, um als Wurfspieße zu dienen, verwirft Hr. Kr., wiewohl ungern, mit der Bemerkung, daß die Lateiner in dem erwähnten Sinne nicht igni torrere gesagt hätten, sondern praeurere oder oburere oder igni durare oder indurare. Dieser Grund ist, wie wir glauben, unzureichend. Denn 1) scheint es überhaupt nicht rathsam, bey Sallust eine passende Redeweise blos deswegen zu verwerfen, weil sie sich bey keinem anderen Schriftsteller findet. Igni torrere ist aber hier ein passender Ausdruck, weil diese Worte das Entziehen der Feuchtigkeit durch Feuer bezeichnen, wodurch eben größere Dauerhaftigkeit und Härte der Pfähle erlangt werden konnte, wie man denn auch heutigen Tages das dem lateinischen torrere analoge deutsche Wort „rösten“ als eigentlichen Ausdruck von Holz gebraucht, das man durch Feuer dauerhafter zu machen sucht. (Siehe Prechtl's technol. Encycl. 7 Bd. p. 551.) Zweytens konnte Etwas vorausgegangen seyn, was die Anwendung der andern Ausdrücke unstatthaft machte. Sprach Sallust nicht von ganzen Pfählen, sondern bloß von den Spitzen derselben, wie der Gegensatz ferrum anzudeuten scheint, so paßte der sonst in der Prosa gebräuchliche Ausdruck praeurere nicht; hatte er schon vorher die Absicht erwähnt, die Pfähle zu härten, so konnte er durare nicht mehr wählen; und so lassen sich noch andere Fälle denken, in denen torrere als der vorzugsweise angemessene Ausdruck erschien. Letzteres möchte daher jedenfalls den Vorzug vor dem dunkeln nitor aere, was der Verf. gewählt hat, verdienen.

Kol. I. Z. 15 steht in der Handschrift: quaestorem suum C. Thoranium, ex quo presente vera facillime noscerentum miserant. Hier liest der Herausg. und neuerdings auch Gerlach nach Bimard's Vorschlag noscerentur, miserat. Daß miserat, was schon Douza gegeben hat, richtig ist, kann für gewiß angesehen werden; desto mehr Bedenken erregt noscerentur, und des Verf. Deutung der Stelle. Er nimmt nämlich mit Bimard an, daß der Quästor Thoranius zu den auf der Flucht zerstreuten Soldaten geschickt worden sey. Dieß ist aber an und für sich sehr unwahrscheinlich, und wird noch unwahrscheinlicher, wenn man die beygefügten Worte: ex quo praesente vera facillime noscerentur in's Auge faßt. Uns kommt es nämlich unglaublich vor, daß der Quästor im Lande herumreisen soll, um den Soldaten, die ohnehin, wie Sallust berichtet, durch strengen Befehl angewiesen waren, sich bey Varinius wieder einzufinden, persönlich der Wahrheit gemäß erzählen zu können, wie jetzt die Sache stehe. Dazu kommt noch, daß der Inhalt dieser Erzählung nichts weniger, als anlockend für sie seyn konnte, wie man daraus sieht, daß die noch bey Varinius befindlichen Soldaten den Dienst verweigerten. Wir glauben daher, daß Douza und Freinsheim den Sinn richtig gefaßt haben, indem der erstere gegeben hat; noscerent, Romam miserat, der Andere: noscerentur, in urbem miserat. Da es aber nicht wahrscheinlich ist, daß aus noscerent Romam oder in urbem werden konnte: noscerentum, so schlagen

wir vor: noscerent, domum miserat. Der Abschreiber, welcher einige Zeilen vorher für redeuntibus schrieb: deeuntibus, konnte wohl auch für noscerent domum schreiben: noscerentum. Daß aber domus im Gegensatz zu dem Orte, wo Römer im Felde stehen, unzählige Male für Roma oder urbs steht, ist bekannt. S. z. B. Sall. Jug. 73: Marium fatigantem de profectione domum dimittit (nämlich nach Rom, wo Marius sich um das Konsulat bewerben wollte). Eben so wenig hat es etwas Auffallendes, daß aus domus ein Subject per synesin zu noscerent zu ziehen ist. Zur Sache kann auch die sehr ähnliche Stelle Liv. XXIII. 24. verglichen werden.

Kol. II. Z. 1. Mit der vom Herausgeber hier vorgeschlagenen, auch von Gerlach aufgenommenen Ergänzung: cum volentibus numero quattuor milium pergit (oder it) ad castra fugitivorum (oder servorum) magnis operibus communita kann Ref. sich nicht einverstanden erklären. Wenn man auch it und das bedenkliche servorum wählen wollte, so erhielte doch die Zeile 27 Buchstaben, während die längsten Zeilen der Handschrift deren nur 22 oder höchstens 23 enthalten. Ferner wird der Ausdruck ad castra hostium ire, ducere etc. von einem Feldherrn gebraucht, wenn er das Lager der Feinde angreifen oder ihnen ein Treffen liefern will (vrgl. z. B. Kol. IV. der Fragmente Z. 9 f.; Sall. Jug. 52. Liv. XXXI. 38 in.; auch die hier von Hrn. Kr. gegebenen Beyspiele); daher würde wohl Sallust, wenn er diese Redeweise hier in einem andern Sinne hätte gebrauchen wollen, etwas den Sinn näher Bestimmendes beygesetzt haben. Ueberhaupt aber ist es nicht glaublich, daß Sallust bloß den Aufbruch des Varinius gegen die Feinde erwähnt, von seiner Ankunft aber in ihrer Nähe und der Stellung, die er nahm, was von besonderer Wichtigkeit war (vrgl. was Frontin von derselben Begebenheit dem Sallust nacherzählt: Cum a Varinio praeclusus esset Spartacus etc. Stratag. I. 5, 22.), durchaus Nichts gesagt, sondern sogleich mit der Erzählung dessen, was einige Zeit nachher die ihm gegenüber befindlichen Feinde thaten, fortgefahren habe. Aus diesen Gründen halten wir die Ergänzung des Verf. für eine mißlungene, und unserer Ueberzeugung nach mußte sie ihm auch mißlingen, weil er von der unbegründeten Voraussetzung ausgieng, daß nur eine einzige Zeile zu ergänzen sey, ungeachtet sich, wie sehr er auch den Gedanken beschränkte, keine Ergänzung finden ließ, die sich nicht über das Maaß einer Zeile ausdehnte. *) Eben dadurch wurde er wahrscheinlich auch veranlaßt, die starken Befestigungen, welche am Schlusse des Satzes erwähnt werden, dem Heere des Spartacus, nicht den Römern, zuzuweisen. Es ist aber überhaupt wahrscheinlicher, daß die entmuthigten Römer, als daß die siegreichen, den Feind in seinem Lager höhnenden (s. Kol. III.) Sklaven ein starkbefestigtes Lager anlegten, und die Worte: magnis operibus communita sind auch, wenn man der Ansicht des Verf. folgt, bedeutungslos und müssig. Wir vermuthen, daß der Sinn der ganzen Stelle war, Varinius sey mit einem Korps von 4000 Mann in die Nähe des Feindes gerückt, habe dort an einem für ihn günstigen Orte eine Stellung genommen und diese, um die Angriffe der an Zahl überlegenen Gegner abzuwehren, stark befestigt. Die Schlußworte könnten nach dieser Voraussetzung eben so ergänzt werden: (castra) adversum vim hostium numero priorum (vrgl. Jug. 50, 6.) magnis operibus communiit.

(Schluß folgt).

*) Daß Niebuhr selbst über die Größe der Lücke ungewiß war, zeigt seine S. 16 A. 34 erwähnte Anfrage; Majo hat sich nicht bestimmt darüber erklärt. S. S. 46 A. 61.

Storia di Cortona. In Arezzo 1835. Tipografia Belloti. gr. Oct. 138. S.

(Fortsetzung.)

Aus der öffentl. Bibliothek entnahm der Verf. die daselbst befindlichen notti Coritane, aus Abendunterhaltungen gelehrter Crotonesen zusammengeschrieben; aus den Sammlungen des Hauses Venuti die cronache di Taddeo Coppi, di Boncit (?). mit einer Fortsetzung, di Rinaldo Baldelli, di Giuliano di Civanello, di Giovanni di Poggio Baldinetti, di Braccioli, die ricordi di Pietro di Francesco Vagnucci und andere zerstreute Documente. Aus dem Hause Sernini ein libro di memorie und die ricordi di Andrea Sernini von 1553. u. a. m. Cortona, obwohl nie von einer Bedeutung wie Florenz oder Pisa, mußte dennoch durch seine Lage zwischen Florenz und Perugia, dem Arno und der Tiber, an der Straße, die seit Hannibal so manches feindliches Kriegsheer gegen Rom hinabeilte, durch Natur wie durch Kunst befestigt, für den Besitzer von Umbrien wie von Etrurien von nicht geringer Bedeutung seyn. Doch tritt diese erst im Mittelalter besonders hervor. Für die Zeit unter den Römern, welche der Verfasser im ersten Kapitel bespricht, fehlen uns zu sehr die Nachrichten, als daß es eigentlich möglich gewesen wäre, aus den vorhandenen eine Geschichte zu bilden. Dasselbe gilt bis in das zwölfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinein. Der Verf. eröffnet das zweite Capitel (bis 1325), mit welchem sich die Geschichte von Cortona zu lichten beginnt, mit einer Darstellung der Verfassung der Stadt im Mittelalter. Aber er scheint hierin nicht genug zu unterscheiden, indem er manche Verhältnisse von einem offenbar viel späteren Ursprunge, z. B. die Ausschließung der Barone, die wohl in der Stadt wohnten, sich aber nicht unter die Bürger aufnehmen ließen, von der Wahl in den großen Rath; dann die Bildung des consiglio di credenza aus den 12 rettori delle arti und den 12 Consuln für jedes Terzo der Stadt, bereits in diesem Capitel und also wie zum eilften oder zwölften Jahrhunderte gehörig erzählt; Dinge welche ohne ausdrückliche urkundliche Beweise eines früheren Bestandes kaum als vor der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts existirend gedacht werden dürfen. Doch sey es dem Verf. zum Ruhme gesagt, daß die Lust zu generisiren, aus welcher wohl dieser Irrthum hervorgegangen ist, nicht mehr wiederkehrt, sobald sich der Verf. einmal an bestimmte chronologische Daten zu halten vermag.

Wichtig wird die Geschichte von Cortona mit dem Eintreten des Kampfes der Guelfen und Ghibellinen. Die Cortonesen, zum größeren Theile treue Anhänger Kaiser Friedrichs II, dessen Vertrauter, fra Elia, aus ihrer Stadt war, theilten auch den Kirchenbann mit ihm, in Folge dessen ihre Verbannten, die Guelfen, sich in Arezzo sammelten. Von den Einwohnern dieser Stadt unterstützt, und von Verrath begünstigt, drangen sodann i. J. 1258 die Guelfen in Cortona ein, das nun von den verbündeten Aretinern geplündert wurde. Aber schon 1261 wurden die Ghibellinen durch Sanesen und Peruginer nach Cortona zurückgeführt und die Aretiner selbst sahen sich nur zu bald durch ihre ambitiösen Entwürfe in einen Krieg mit Florenz verwickelt, der erst 1329 mit der berühmten Niederlage bey Campaldino endigte. *) Seit der Rückkehr der Ghibellinen — und dieß ist von nun an das Bezeichnende in der Geschichte Cortona's, war die Stadt immer ghibellinisch und blieb es. Ja nachdem bereits alle übrigen toskanischen Städte gezwungen worden waren, guelfisch zu werden, blieb Cortona Zufluchtsort der Ghibellinen und bewies sich als solcher noch in den Römerzügen Kaiser Heinrich's VII., Ludwig des Bayern und Karl's IV.

Im Jahre 1325 (und hiemit beginnt das dritte Capitel, die Herrschaft des Hauses Casali enthaltend) schwang sich Ranieri di Guglielmino Casali, aus einer Familie, welche der Stadt schon mehrmal in gefahrvollen Zeiten Häupter und Führer gegeben hatte, nachdem er eine Verschwörung der Districtsherrn gegen Cortona entdeckt, das Volk in Zeit der Noth unterstützt und alles gethan hatte, sich bey diesem beliebt zu machen, ohne Blutvergießen durch Unterstützung zahlreicher und mächtiger Verwandten zu der Würde eines Signor generale von Cortona empor.

(Fortsetzung folgt.)

*) Rec. fuhr in dem Monate Juli vor. J. über das Schlachtfeld von Campaldino, das sich von Poppi im Casentino bis Prato vecchio ausdehnt. Sein Führer, ein Knabe von 15 Jahren, erzählte nicht ohne Grauen, wie aus der blutgetünchten Erde von Zeit zu Zeit Feuerflammen sich erhöben ꝛc. Noch lebt im Munde des Volkes die Sage, daß am Abende nach der Schlacht, die so viele edle Herren wegerafft, eine adeliche Dame kriegsgefangen von den Florentinern nach Prato vecchio (damals wohl Prato magno) geführt wurde, und als sie auf Frage um den Namen des Schlosses hörte, es heiße Prato magno (sic), habe sie in bitterem Schmerze aus: pianto magno, pianto magno soll es heissen, denn große Klage ist von da aus über ganz Toscana gekommen. Ueber diese Schlacht, welche durch den nachher für Florenz so verderblichen Corso Donati entschieden wurde, vrgl. Villani VII. c. 131, der sie Schlacht bey Certomondo nach einer nahe gelegenen Ortschaft nennt; auch Cron. di Dino. Comp. I. p. 22 etc. ed. Livorno 1830.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Darstellung der grammatischen Kategorien von Dr. K. E. Geppert. Berlin 1836. 8. 56. S.

Grammatische Kategorien nennt der Hr. Verf. die Redetheile, von denen gleich im Eingang zu jeder Grammatik die Rede ist. Wer neuere Werke über allgemeine Sprachlehre, zumal wie sie die jüngste Zeit Deutschlands hervorgebracht, angesehen und gelesen hat, der weiß, daß nicht leicht ein namhafter Grammatiker oder auch nur ein Stümper in Sprachkenntniß und Philosophie bey der altherkömmlichen Lehre blieb; daß jeder mehr oder minder von ihr abweicht, wie theils die Anwendung einer Philosophie auf dieses Gebiet, und ein schärferes Nachdenken, bey manchen aber auch nur die Sucht original zu seyn, hinzutrieb.

Allerdings giebt es Fälle, wo von der aus Griechenland und Rom stammenden Unterscheidung der Redetheile und der Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten eines jeden derselben, mit gutem Grunde abgewichen werden darf, ja wohl gar muß. Dieß ist bey allen Sprachen in dem Maß mehr der Fall, als sie sich im Ganzen und Einzelnen weiter und weiter von dem Organismus der lateinischen und griechischen entfernen. Für die Methodik und den Unterricht hat es aber selbst bey diesen große Vortheile, der Theorie, mit der wir durch all' unsere nächsten Sprachstudien von Kindesbeinen auf vertraut sind, zu folgen, wenn sie auch nicht überall anschließt und paßt. Ein anderes ist es mit dem gelehrten Studium einer Sprache; dieses geht, mit Vermeidung schiefer oder halbwahrer Analogien, unmittelbar auf die Eigenthümlichkeit und Wesenheit einer Sprache; dasselbe wird sich daher am besten und liebsten an die einheimischen Grammatiker halten, wenn diese ihre Sprache frey und selbständig bearbeitet haben. Dieß ist aber nur bey drey Sprachkreisen der Fall: nur die Griechen und — ihnen folgend und verwandt. Die Römer haben ihre Sprache grammatisch und philosophisch zum Gegenstand ihrer Betrachtungen und Untersuchungen gemacht; von ihnen ist unsere grammatische Wissenschaft, als ein Ableger abgestammt. Ihnen zunächst haben die Hindus ihre alte Sprache gelehrt und frey von auswärtigen Einflüßen und aufgedrungenen Systemen bearbeitet; ihre Grammatiker, Scholiasten u. s. w. haben daher in jeder Beziehung ein großes Gewicht. Indessen, da die griechische Sprache so wie die der Sanskrit-Literatur zu einem und demselbigen Stamm der indogermanischen Sprachen gehören, folglich in den meisten und wesentlichsten Puncten, namentlich über die Redetheile oder grammatischen Kategorien übereinkommen, oder leicht in Uebereinstimmung gebracht werden können: so haben nach den Griechen und Römern den nächsten Anspruch, beachtet und studirt zu werden die arabischen Grammatiker; denn diese allein haben ihre Sprache, — unter den semitischen allen die gebildetste und reichste — mit Scharfsinn und in freyer ungetrübter Ansicht, grammatisch, syntaktisch und lexikalisch durchgearbeitet, und zum Theil mit philosophischem Geiste erörtert. Daher hat der größeste der lebenden Orientalisten Sylvester de Sacy auf eine glückliche

und beyfallswerthe Weise seine arabische Grammatik nach einer Combination der uns geläufigen, allgemeinen und der speciellen Grammatik der in Arabien einheimischen Sprachlehrer ausgeführt; dieser wohlgelungene Versuch einer Combination erhöht nur noch das Verdienst jenes unsterblichen, Epochemachenden Werkes. — Was aber durch ungeschickte oder ungehörige Anwendung einer grammatischen Theorie, die in ihrem Bereich ganz wohlbegründet ist, auf eine in ihren Kreis und Perimeter nicht gehörige Sprache für Mißstände und Ungeschicktheiten herauskommen: dafür können als Beyspiel und Beweis die persischen Grammatiker angeführt werden, welche ihre Sprache, die obgleich über die Maßen mit Arabischem versetzt, dennoch nach ihrer Abstammung und ihrem ganzen Bau zu den indogermanischen gezählt werden muß, (eben wie die englische, obzwar mit lateinischen Wörtern überfüllt, doch zu den germanischen gehört), gleichwohl nach der Theorie der arabischen Sprachlehrer bearbeitet haben; ein Umstand, wodurch der gründliche Lumsden in seiner großen persischen Grammatik zu manchen Weitläufigkeiten und Abschweifungen in die allgemeine Grammatik genöthigt wurde. —

Wie nun eben diese Anbauten und Digressionen in Rücksicht auf die philosophische Grammatik ein großes Verdienst haben: so erschweren oder zerstreuen sie doch andrerseits bey dem ersten Erlernen die Sprache; allerdings ist aber Lumsden's Grammar of the Pesian language für den ersten Anfänger nicht gemacht. Dagegen hat Wilkins seine Sanskrit-Grammatik, ohne Bezugnahme auf die allgemeine Sprachlehre, aber mit glücklicher Vereinbarung der Indischen und unserer Griechisch-römischen Theorie, practisch-fruchtbar ausgearbeitet. Von diesen drey auf bestimmte Sprachkreise und zugehörige Litteraturen basirten grammatischen Systemen weichen die allgemeinen oder philosophischen Sprachlehren mehr oder minder ab; und die Anzahl der Redetheile schwankt bey diesen zwischen 2, 3, 4 bis 6 und mehreren, je nachdem bloß auf die Begriffe und ihre Unterarten, oder zugleich auf die Unterschiede der Formen für dieselben, je nachdem auf das schlechthin Nothwendige und Logische, oder auch auf das gleichsam Bequeme und Behagliche in der Sprache gesehen worden ist. So hat Hermann (de Em. rat. Gr. gr. l. II. c. 2. p. 127) drey Redetheile für unerläßlich angenommen in Gemäßheit der drey angeblichen logischen Elemente jedes Satzes, des Subjectes nämlich, des Prädicats und der Copula. Harris in seinem Hermes zählt deren vier; Beruhardi im ganzen 2ten Buch des ersten Bandes seiner Sprachlehre nähert sich noch am meisten der uns von den Griechen überlieferten Theorie; desto mehr weicht Schmitthenner in seiner Ursprachlehre ab, der nur zwey wesentliche Redetheile unterscheiden will; umsichtig und behutsam verfährt Sylvestre de Sacy in seinen Principes de la Grammaire générale deßfalls; er ist zu sehr Sprachenkenner, um allgemein zu entscheiden, und hält sich mit gutem Fug zunächst an das praktisch-wichtige und brauchbare, — anderer neuerer unter uns zu geschweigen.

Bey so bewandten Umständen hat es Hr. Gepert für zweckmäßig erachtet, die Lehre von den Redetheilen in besondere Untersuchung zu ziehen, und den eigentlichen Begriff eines jeden derselben und ihre Anzahl zu bestimmen. Er hat bey dieser Untersuchung zunächst nur die griechische und römische Sprache, folglich auch die abstammenden oder der Organisation nach verwandten Sprachen im Auge; indessen, was von jenen beyden klassischen Sprachen gilt, wird mehr oder minder auf alle anderen Anwendung leiden; denn allen Sprachen ohne Ausnahme liegt die allgemeine Theorie des menschlichen Vorstellens und Denkens zum Grunde. Hrn. Gepperts Bestreben ist ferner überall dahin gegangen, wie er in der Vorrede sagt: „Die Eigenheit eines Redetheils in dem Unterschied seiner Bestimmungen nachzuweisen“ d. h. ihn nach seinen

Unterarten ꝛc. weiter zu bestimmen. Für die Darstellung der Kategorien selbst legte er zum Grund die kleine Grammatik des Dionysius des Thrakers, welche Imm. Bekker in den Anecdd. grr. S. 629 — 643 gegeben hat. Dieß ist sehr lobenswerth; denn so kurz jene Grammatik ist, so giebt sie doch die wichtigsten und bedeutendsten Merkmale und Bestimmungen eines jeden Redetheiles, und überdieß enthält sie in den ebendaselbst von S. 647 — 972 gelieferten zugehörigen Scholien einen reichen Schatz von grammatischen und philosophischen Erörterungen und Notizen über diesen Zweig, durch welche der Leser angezogen, erweckt und zu weiterem Nachdenken angetrieben wird. Vielleicht hätte der Verf. gut gethan, sich öfter an diese Fundgruben zu halten. Indessen hat er durch die geschichtliche Anknüpfung seiner Untersuchung sich und seinen Lesern viel unergiebiges Räsonnement und Hin- und Herreden erspart, und sicher seinen Wunsch erreicht:

„nur ein Geringes zu der Erkenntniß beygetragen zu haben, daß die Theorie der Grammatik eine Ueberlieferung besitzt, die ihres großen Gegenstandes nicht unwürdig ist.“ —

Noch sicherer würde er aber diesen Wunsch erreicht und für vortheilhafte Verbreitung seiner Abhandlung gesorgt haben, wenn es ihm gefallen hätte, hie und da weniger in der Sprache eines philosophischen Systemes zu reden; Philologen zumal sollten unbeschadet der Eroberung und Erweiterung der Gedanken auf Bewahrung der gemeinnützlichen Sprachzeichen und Bedeutungen sehen. So ist es doch nur Accommodation an jetzo beliebte Phrasen, wenn es S. 22. fg. heißt:

„Nach dem System des Aristarch zerfallen die Redetheile in beugsame und unbeugsame, oder wie man vergleichend sagen kann, in organische und inorganische. Für die ersteren gilt die Trichotomie der Person, des Geschlechts, der Zahl, der Zeit, des Zustandes; für die letzteren die Duplicität des Ursprünglichen und Abgeleiteten, des Einfachen und Zusammengesetzten, der Synthesis und Parathesis.“ u. s. w.“

Oder wenn S. 28. fgg. gesagt wird:

„Das Adverbium, welches unter den drey anorganischen Redetheilen den höchsten Platz einnimmt, entwickelt aus sich sowohl die Unterschiede des εἶδος, wie des σχῆμα, d. h. es kann eben sowohl ursprünglich, wie abgeleitet, eben sowohl einfach wie zusammengesetzt seyn. — Sein Charakter ist daher der der reinen Substantialität, denn der Begriff der Ableitung setzt eine Masse voraus, die der Ausbildung fähig ist, während die formale Einheit auch bey Wörtern statthaben kann, welche durchaus unselbstständig und in gewissem Sinne bedeutungslos genannt werden können. — — Wenn schon die Adverbien keine Klisis haben, so sind sie doch einer Personification durch den Gedanken fähig, die starre einförmige Substanz derselben kann, wie Verbindungen, wie τὸ πέρυσι, τὸ αὔριον und ähnliche zeigen, durch den Artikel individualisirt und belebt werden, und umgekehrt kann ein jeder Kasus obliquus auf adverbiale Weise gebraucht werden.“ u. ä. m.

Durch dergleichen Ausdrucksweisen und Redewendungen wird mancher von der Lektüre abgehalten, die außerdem viel Freude gemacht und Nutzen gestiftet haben würde; wie dergleichen eine die gegenwärtige ist. Sie behandelt im übrigen ihren Gegenstand mit Ruhe und Scharfsinn; bedarf aber keiner weitern Angabe des Inhalts, da dieser den meisten, nur in anderer Form, schon bekannt ist.

Storia di Cortona. In Arezzo 1835. Tipografia Belloti. gr. Oct. 158. S.

(Schluß.)

Durch diesen Krieg veränderten sich die politischen Verhältnisse in jenen Gegenden fast vollkommen, indem auch die Florentiner Antheil daran nahmen und den Perugianern Hülfsmannschaft schickten. Der Krieg ward endlich durch den Frieden von 1353 beendigt, als die toskanischen Ghibellinen in gleicher Furcht vor dem Römerzuge Karls IV. und vor den ehrgeizigen Absichten des Visconti auf ihr eigenes Heil bedacht zu seyn lernten. Aber nach vierjährigem Stillstande begannen nun die Peruginer den Krieg und belagerten Cortona mit großem Eifer. Bartolomeo Casali aufs äußerste gedrängt, von den Florentinern verlassen, fand Unterstützung bey den Senesen und zwang endlich die Peruginer die Belagerung aufzuheben; aber der Friede erfolgte erst 1359 und brachte den Herren von Cortona in eine gewisse Abhängigkeit von Siena. Als dann Bartolomeo 1363 starb, folgte ihm sein Sohn Francesco nach. Fern von dem

Gedanken an Krieg, suchte dieser nur seine Reichthümer zu mehren und sich in der Herrschaft friedlich zu befestigen, was ihm auch trotz zwey Verschwörungen gelang. Er starb 1375. Sein Sohn und Nachfolger Giovanni Niccolo, obwohl bey dem Tode Francesco's noch minderjährig, fuhr in den Grundsätzen seines Vaters fort. Handel und Wohlstand blühten unter seiner Regierung und mitten unter den Kriegen, die die Nachbarsstaaten verheerten, ragte Cortona wie die Heimath des Friedens hervor. Aber schon 1384 raffte eine Seuche den guten Niccolo Giovanni hinweg. Aufs Neue kam Cortona unter die Herrschaft eines Kindes, des unmündigen Luigi Battista (di Niccolo Giovanni). Aber noch in demselben Jahre bemächtigte sich sein Großoheim Ugueccio, Bartolomeo's Sohn, der Herrschaft, angeblich mit Luigi Battista und dessen Oheim Francesco, genannt Saneso. Abweichend von den Grundsätzen seiner Ahnen und dem Bündnisse seines Vaters mit Siena, schloß Ugueccio zehnjährigen Vertrag und Bund mit den guelfischen Florentinern, ja sein Hof ward Zufluchtsort der entronnenen Schlachtopfer Giovanni Galeazzo's. Von 1388 an führte er dann einen glücklichen Krieg mit Perugia, der erst 1393 endigte und ihm das päbstliche Vicariat über einige Peruginer Castelle verschafften. So in Ansehen und Macht steigend dictirte er nach Ablauf jenes Vertrages mit Florenz die Bedingungen der Wiedererneuerung desselben; ward aber dennoch von den Florentinern gezwungen, die Chianaschiffahrt frey zu geben. Als aber dann im Jahre 1399 fast ganz Italien in Greuel versunken von dem Zuge der Bianchi zur Busse gerufen und mit dem Ausbruche des göttlichen Zornes bedroht wurde, entschloß sich Ugueccio, als er nach Florenz gegangen war, die Vermittlung der Stadt gegen Perugia anzurufen, mit Frau und Tochter in dem Hospital von S. Maria Novella ein Monat lang 30 Kranke zu pflegen. Aber schon nach 15 Tagen raffte eine Seuche Vater und Tochter hinweg 1400. Nun folgte Francesco's Sohn Francesco der Seneſe. Dieser brachte endlich einen Vertrag und Frieden mit Perugia zu Stande, und dann auch ein Hülfsbündniß mit Florenz, welchem an der Freundschaft des Herrn von Cortona zur eigenen Sicherheit gegen das viskontische Perugia nur zuviel liegen mußte. Als nun der Friede gesichert schien, wurde Francesco, ein theurer Freund Leonardo's von Arezzo, auf Anstiften seines Neffens Luigi Battista 1407 ermordet. Mit derselben Wildheit, womit Luigi die Regierung errungen, suchte er sie auch zu behalten, als Ladislaus, König von Neapel, bereits fast Herr des Kirchenstaates, Cortona belagerte und endlich auch durch Verrath sich Meister der Stadt und der Person Luigi's machte, 1409, der in das Castel dell' Ovo nach Neapel abgeführt wurde. Die Cortonesen vernichteten nun trunken von dem Gefühle wiedererlangter Freyheit jede öffentliche Erinnerung an das Haus Casali. Aber schon zwey Jahre nachher hatte der König die unter seinem Schutze bestehende Republik an die Florentiner verkauft und diese davon Besitz genommen, 14. Jan. 1411. Von nun an, und damit beschäftigt sich das vierte Capitel, theilte Cortona das Schicksal von Florenz: Verwirrung reihte sich an Verwirrung, bis die Medici in den sichern Besitz der Herrschaft kamen. Die letzten politischen Verhältnisse, welche die Republik hervorgebracht und nachfolgenden Zeiten überantwortet hatte, zerstörte der Großherzog Peter Leopold, dessen Einrichtungen und Verfügungen der Verf. für gerecht und höchst nützlich erklärt. Dann beschreibt er noch die Besitznahme von Cortona durch die republikanischen Franzosen und den noch gesenerten Aufstand Cortona's gegen die revolutionäre Herrschaft, endlich die Wiedereinsetzung der legitimen Dynastie.

Ein Anhang von zwey Kapiteln gibt uns eine statistische und künstlerische Beschreibung von Cortona mit einigen Winken über Verbesserung landwirthschaftlicher und anderer Verhältnisse. Unter andern bemerkt der Verf., daß die 5700 Einwohner von Cortona wenigstens eben so viel trinken als 18000 Campagnolen und klagt dann bitter über die Indolenz der Einwohner. Die Mütter dächten nur an die Erzeugung der Kinder; was man durch Arbeit gewinne, gehe durch Kleideraufwand und Gasterenen auf dem Lande in Kurzem verloren. Eine Klage, die in wechselnder Form fast überall erschallen könnte.

Unter den Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden, welche der Verf. ihrer Kunstschätze wegen durchgeht, erwähnen wir die Kirche der heil. Margareta von Cortona, S. Niccolo mit einem Bilde des Cortonesen Luca Signorelli; die Kirche des heil. Francesco, von dem bekannten Fra Elia erwähnt; die Cathedrale mit einer Coena Domini von L. Signorelli; die Kirchen der Jesuiten und Dominikaner mit Gemälden von Fra Angelico. Zwey Miglien vor der Stadt ist ein Capucinerkloster, ehemaliger Sitz der Fraticellen unter den ersten avignonesischen Päpsten.

Das Buch selbst ist mit einer Ansicht der Stadt, dreyer Kirchen und eines Sutterraneums, die Grotte des Pythagoras genannt, geschmückt. Zuletzt folgt eine Karte des Vicariats von Cortona, 1775 von dem Abt B. Borghi entworfen.

Es ist fast unnöthig noch Mehreres über den Werth des Buches hinzuzufügen. Es ist kein Meisterstück historischer Composition und dürfte öfter wie z. B. über Fra Elia, die hl. Margarita reichere Nachrichten mittheilen. Aber das Ganze ist gut geordnet, klar gehalten, dem Inhalte nach meist neu, wahr, und soviel wir von der Sprache beurtheilen können, schön geschrieben. Wollte man sich die Mühe geben, die Nachrichten über Cortona bey Sismondi und andern mit denen unseres Verfassers zu vergleichen, man würde nur zu oft bemerken: wie sehr die Erzählungen Jeder durch das vorliegende Buch ergänzt und berichtiget werden.

E. Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. Hamburg bey Fr. Perthes. Bd. I. 1836. Bd. II. 1837. — Auch unter dem Titel: Geschichte der Philosophie alter Zeit v. H. Ritter u. s. w.

Zu einer Zeit, wo die Geschichte der Philosophie im Ganzen und im Einzelnen, und insbesondere die der Griechen und Römer so emsig und vielfältig von Deutschen, Holländern und Franzosen durchforscht und auseinander gesetzt wird, da muß ein Werk über diesen Gegenstand besondere und eigenthümliche Vorzüge in hohem Grade besitzen, wenn es eine neue Auflage, zumal in der etwas flüchtig gewordenen Litteratur Deutschlands erleben soll, wie es mit den beyden vorliegenden Bänden von Pr. Ritters Geschichte der Philosophie der Fall ist. Nach einer Anzeige, die sich vor dem 2ten Th. findet, werden auch der 3te und 4te Theil eine neue und verbesserte Auflage nöthig haben, in denen die Geschichte der Phil. bey Griechen und Römern bis zu ihrem Untergang und Uebergang zu den christlichen und germanischen Völkern abgehandelt ist. Bey der lebhaften Concurrenz in diesem Zweige läßt sich hieraus, auch wenn man von dem unbestreitbaren Verdienst der Forschung, Behandlung und Darstellung des Herrn Verfassers absiehet, nicht ohne Grund schließen, einmal, daß die Philosophie und ihre Geschichte ein größeres theilnehmendes Publicum als vordem gewonnen haben, dann aber auch, daß unter den Philologen selber das Studium und die Erforschung der griechischen und römischen Quellen eingedrungen seyn müsse, nachdem es lange Zeit gegen die Vorliebe zu Dichtern und andern Geisteswerken hatte zurückstehen müssen. Die vorliegenden 2 Bände des obigen Werkes reichen bis zu Plato und seiner Schule, der ältern Akademie, einschlußweise. Da dieses Buch seit 7 Jahren bekannt ist und sich Bahn gebrochen hat; da in der Philosophie des Verfassers, in seiner Ansicht der Geschichte und ihrer Darstellung keine wesentliche Veränderung vorgegangen: so kann die Anzeige dieser 2ten Auflage kurz seyn, auch darum, weil nach der vorhin erwähnten Ankündigung vor dem 2ten Th. die bedeutenderen Aenderungen, Zusätze und Berichtigungen, für die Besitzer der ersten Auflage seiner Zeit mit der 2ten Auflage des 4ten Bandes besonders ausgehoben und nachgeliefert werden sollen. Dort findet sich dann wohl auch Gelegenheit, einige theils allgemeine, theils besondere Bemerkungen beyzubringen. Für jetzt mag es genügen, auf dieses noch immer nicht nach seinem Werth genug geschätzte noch verbreitete Werk im Allgemeinen aufmerksam zu machen und es zu empfehlen. Denn wer den sel. Schleiermacher hoch hält und seine Untersuchungen und Beyträge zur Geschichte der Philosophie liebt, der wird auch an dem Werke seines Schülers und Freundes Wohlgefallen finden, und wünschen, daß ihm freye Muße, Gesundheit und jede günstige Gelegenheit zu Theil werde, das unternommene Werk durch alle weiteren Zeitläufte herab bis auf unsere Tage fortzusetzen und zu vollenden. Rec. bekennt, daß ihm dieses Handbuch unter allen das liebste ist, und das beste

zu seyn bedünkt, indem es das rechte Maß der Ausführlichkeit und die ächte historische Unbefangenheit mit gründlichem Studium der Quellen so wie der neueren hieher gehörigen Arbeiten im Bunde mit philosophischem Geiste vereiniget. Zwar haben den letzteren noch kürzlich ein und der andere zu vermissen gewähnt; allein was sie wirklich vermißt, war weniger dieser, als der Geist und das Geschmäckchen ihrer Schule; für dessen Abwesenheit werden die meisten anderen Leser dem Verf. Dank wissen. Wie auf andere hier einschlagende Forschungen der jüngsten 7 Jahre, so ist insbesondere auf Brandis gründlich gelehrtes Handbuch der Geschichte der Ph. bey G. u. R. angemessene Rücksicht genommen, desto weniger aber auf Hegels inzwischen erschienene Vorlesungen über Geschichte d. Philosophie; hierüber rechtfertiget sich der Verf. mit den folgenden Worten S. X.:

„Da Hegel die Geschichte der Philosophie als einen Theil der Phil. behandeln wollte (s. Thl. I. S. 17), kann man seine Bearbeitung derselben auch nur als einen Theil seines Systemes betrachten, und so wird sie denn natürlich erst da zu berücksichtigen seyn, wo dieß System seine Würdigung erfährt. Ergebnisse gelehrter Forschung aber waren freylich in dieser Geschichte nicht zu suchen, welche von der Gelehrsamkeit behauptet, daß sie vorzüglich darin bestehe, eine Menge unnützer Sachen zu wissen. (S. Hegels Vorl. ü. Gesch. d. Ph. Bd. I. S. 23. vrgl. Bd. II. S. 5. fg.)“

Dazu nehme man eine spätere Stelle S. 21 fgg., die ich nachher anführen will.

Im ersten Buch giebt der Verf. Kap. I. eine Einleitung, in welcher er zuvörderst die Gesch. der Phil. aus der allgemeinen Geschichte der Menschheit und anderer Künste und Wissenschaften ausscheidet dadurch (S. 7):

„daß sich das philosophische Wissen von andern Gedanken, Vorstellungen oder Meynungen nicht durch den Inhalt, sondern nur durch die Art, wie es in der menschlichen Seele ist, unterscheidet, d. h. durch die Form der Verknüpfung, welche es in dem Gesammtleben des menschlichen Geistes annimmt.“

Durch den Charakter der Wissenschaftlichkeit und des systematischen Zusammenhanges sondert er die philosophischen Erzeugnisse zuvörderst von denen der Religion, indem er unter anderm S. 9 sagt:

„Der Unterschied zwischen beyden liegt aber darin, daß alles Religiöse, als ein durch Offenbarung Bestimmtes, welches in seinem unmittelbaren Auftreten auf Glauben Anspruch habe, sich darbietet, daher es sich denn auch an die persönliche Ueberzeugung der Gläubigen wendet, während die Philosophie ihre überzeugende Kraft aus Gründen der Vernunft ableitet, und ein jedes Ergebniß in seiner Verbindung mit dem allgemeinen Streben der Vernunft nach Erkenntniß überhaupt aufzufassen bestrebt ist. In diesem unterscheidenden Kennzeichen liegt auch dieß, daß die Beziehung des Besonderen auf das Allgemeine in der Religion immer eine persönliche ist, während sie in der Philosophie auf eine allgemeine Weise nach der Art des Erkennens gefaßt wird“ u. s. w.

Hierin wird dann weiterhin auch das Kennzeichen nachgewiesen, durch welches sich die Philosophie von Dicht- und Redekunst unterscheidet, die in sie herein, so wie sie hinwieder in jene überspielen können; ferner von der Natur- und Staatslehre und anderen Lehren, die philosophisch bearbeitet werden können. Jedoch wird das Philosophische nicht allein in den systematischen Zusammenhang gesetzt, der das Gefundene und Gewordene darstellt: sondern eben so sehr in die Art der Forschung; demnach z. B. Plato und Jacobi mehr das Werden des Gedankens, als seine Abgeschlossenheit darstellen.

Zwey extreme Wege werden demnächst in aller Geschichtschreibung überhaupt, und insbesondere in der der Philosophie von dem Verf. getadelt; der eine ist der, auf welchem nur mannichfaltige Materialien ohne innere Einheit aufgehäuft werden; der andere der, da die Einsicht in die innere Einheit der Geschichte ihr ganzes Wesen ergreifen und darstellen will. Hierüber sagt der Verf. S. 17. sehr treffend und wahr:

„So wie diese Irrthümer entgegengesetzter Art sind, so finden sie sich auch bey Menschen entgegengesetzten Charakters; wer Fleiß und Kenntnisse besitzt, ohne

Geist, ergiebt sich dem ersteren; wer Geist ohne Kenntnisse, neigt sich zum zweyten. Da nun in unserer Zeit nichts mehr geschätzt wird, als geistreiches Reden, und jeder Geist zu besitzen wenigstens die Miene sich geben muß, so sind wir vor dem ersten Irrthume ziemlich sicher, dem andern aber um so mehr ausgesetzt."

Ueber die Gefahren, denen die Construction der Geschichte unterworfen, über die Mißgriffe, die dabey fast unvermeidlich sind, verbreitet sich der Vf. etwas mehr, und sagt gegen den Schluß hin S. 21 fgg.:

„Soll die Geschichte eine belehrende Wissenschaft seyn, so muß sie aus der Art, wie sich die Entwickelung der Menschheit zugetragen, über den Begriff der Menschheit und ihrer Bestimmung uns unterrichten, nicht aber diesen in jene von außen hineintragen. Oft, wenn ich die Neigung unserer Zeit, wenn auch nicht durchgreifend, doch hie und da die Geschichte sich zu construiren, betrachtet habe, ist es mir vorgekommen, als wenn sie mit unserer wissenschaftlichen Bequemlichkeitsliebe Hand in Hand gienge. Eine jede Construction der Geschichte geht auf Verallgemeinerung ihrer Lehren aus, und leichter ist es freylich, das eine Allgemeine ins Gedächtniß zu fassen, als die vielen Besonderheiten. Die Schriftsteller kommen dem Begehren der Leser natürlich entgegen. Wenn nun diese den Faden der Geschichte, das Schema ihrer Entwicklung beständig sich vor Augen gehalten haben wollen, so werden jene gleichsam die Quintessenz der Begebenheiten in kurze Formeln zu fassen bemüht seyn müssen. Auch gewinnt man beym flüchtigen Lesen unserer Zeit eben nicht viel an Ueberblick und an Urtheil über die wahre Bedeutung der Begebenheiten; man hat überdieß nur einen schwachen Glauben an die Wege der Vorsehung, und noch weniger wissenschaftliche Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Vernünftigen in der menschlichen Entwickelung, und darum will man, gleichsam zum Stellvertreter des Eigenen, den Ueberblick, das Urtheil und den Nachweis eines Andern auf dem Papier. So wie sie wollen, so geschieht ihnen. Daher die vielen allgemeinen Betrachtungen in der Geschichte, und die Construction der Geschichte hat vor diesen nichts anderes voraus, als daß sie eine durchgeführte, systematische, allgemeine Betrachtung ist. Jener Bequemlichkeitsliebe, jenem schwachen Glauben, jener Vergessenheit seiner selbst sollten wir nicht dienen." —

Der Herr Verf. verweilt noch länger bey diesem zeitgemäßen Thema; indessen kann obige Stelle, die, obzwar etwas lang, doch Rec. mit Vergnügen abgeschrieben hat, genügen zum Beweis dessen, wovon ich den Leser überzeugen und wodurch ich zum Studium dieses Werkes einladen möchte, daß in demselben durchweg ein freyer, unbefangener, frischer und gesunder Geist und reifes Urtheil herrscht, der in schöner fester Haltung und Ruhe weitverbreiteten Vorurtheilen entgegen zu treten um der Wahrheit willen kein Bedenken trägt. Eben so gesund und treffend ist sein Begriff von dem beständigen Fortschreiten wie der Menschheit so der Wissenschaft, zur Erreichung ihres Zieles, ein Fortschreiten, das nicht in pedantischer Steifheit, sondern so gedacht werden müsse:

„daß, so wie in dem Leben des einzelnen Menschen Perioden vorkommen, in welcher er bald mehr, bald weniger seiner bewußt ist (das zunächst liegende Beyspiel bietet der natürliche Wechsel des Schlafens und des Wachens dar), — so auch eine periodische Entwickelung in dem Leben der ganzen Menschheit statt finde. Die Perioden dieser Entwickelung zu finden, darin besteht eine der wichtigsten Aufgaben des wahren Geschichtskundigen."

Dieß führt ihn wieder zu weiteren Erörterungen über die constructive Methode und Abwehr einiger Forderungen, die wohl manchmal an den Geschichtschreiber der Philosophie gemacht zu werden pflegen.

Das zweyte Kapitel sucht die Hauptperioden der Geschichte der Philosophie auf; und da dasjenige, was zu unserer Bildung geführt hat, zu entwickeln, die Hauptaufgabe der Geschichte ist, jenes aber vornämlich im Christenthume, in der von Griechen und Römern her überlieferten Kunst und Wissenschaft, und in der eigenen gesunden Kraft der germanisch-romanischen Völker zu suchen ist; so verbreitet sich der Verf. in allgemeineren vorläufigen Betrachtungen über den Geist und die Wirkungen des Christenthums und über sein Verhältniß zum Heidenthum in der Philosophie sowohl als in der gesammten Litteratur.

(Schluß folgt.)

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia), exécuté dans le cours des années 1826, 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 et 1833, par M. Alcide D. D'Orbigny. Paris, 1834 — 1836. I. Vol. 672 Seiten in fol. mit Abbildungen.

Naturhistorische Reisen, von tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Männern ausgeführt, gewähren nicht bloß den Anstalten, von denen sie ausgehen, den Vortheil ihre Schränke mit den Erzeugnissen fremder Länder füllen zu können, sondern sie erlangen außerdem noch eine allgemeinere Bedeutung, indem sie uns die Länder- und Völkerverhältnisse abgelegener und wenig zugänglicher Theile unsers Erdkörpers aufschliessen. Von der Wichtigkeit solcher Reisen überzeugt, hat insbesondere die französische Regierung, durch Cuvier namentlich angeregt, eine Reihe von naturhistorischen Expeditionen unternehmen, und die wissenschaftlichen Resultate derselben in kostspieligen, reich ausgestatteten Werken dem Publikum vorlegen lassen, daß hiedurch die Naturgeschichte, die Geographie und die Völkerkunde nicht wenig gefördert worden ist.

Von den in letzterer Zeit durch das pariser Museum der Naturgeschichte ausgesandten Reisenden, Jacquemont und d'Orbigny, erscheinen gegenwärtig die wissenschaftlichen Resultate ihrer Reise. Jener für Ost-Indien bestimmt, hat sich in seinen Briefen so leichtfertig und flüchtig gezeigt, daß man über die Zuverlässigkeit seiner Berichte nicht ohne alle Besorgniß seyn kann. *) Ganz anders ist dieß aber mit d'Orbigny der Fall. Dieser hatte sich schon vor dem Antritte seiner Reise durch die Bearbeitung der mikroskopischen Cephalopoden als ein höchst genauer, gründlicher Beobachter bewährt, und sein Reisebericht, so weit er uns jetzt vorliegt, gibt ein sprechendes Zeugniß für seine ernste, wahrhaftige, anspruchslose Gesinnung, die uns ein volles Zutrauen in seine Angaben gewährt. Da er überdieß in den von ihm besuchten Ländern geraume Zeit verweilte, so erhalten wir über ihren Zustand mehr als eine blos oberflächliche Orientirung. Nächst Renggers und Pöppigs Reise gehört die von d'Orbigny ausgeführte zu den bedeutendsten, welche in neuern Zeiten in Südamerika unternommen worden sind; sie ist insbesondere wichtig für die Kenntniß der südöstlichen Theile dieser Hälfte des neuen Kontinents, da dieselben weit weniger als die übrigen besucht wurden.

Der Verf. hat uns von seiner Reisebeschreibung bereits 22 Hefte mitgetheilt; wir begnügen uns indessen einstweilen mit der Anzeige von den ersten 20 Lieferungen, weil mit diesen der erste Band abgeschlossen ist. Dabei müssen wir noch bemerken, daß wir für dießmal lediglich auf die Schilderung der Reise Rücksicht nehmen, indem der einzelnen Heften beygelegte, der Charakteristik der Vögel und Mollusken gewidmete Text noch zu wenig vorangerückt ist, als daß über ihn bereits referirt werden könnte.

Die Geldmittel, welche unserm Reisenden von dem pariser Museum zur Verfügung gestellt wurden, waren eben nicht von besonderer Erheblichkeit, und es scheint, daß man, wie auch bey den Jacquemont, darauf gerechnet habe, daß die jungen Leute, welche ausgeschickt wurden, durch eigene Betriebsamkeit noch Zuschüsse zu ihren mäßigen Reisegeldern sich verschaffen würden. Es wurden dem Verf. nämlich nicht mehr als 6000 Franken jährlich ausgesetzt, womit er die Reisekosten bestreiten, Naturalien ankaufen und die Sammlungen bis an die Häfen transportiren sollte. Deshalb warnte ihn auch Desfontaines, der Professor der Botanik, mit dieser unzureichenden Summe die Reise nicht anzutreten, indem er in Amerika damit Hungers sterben würde. Indeß d'Orbigny ließ sich hierdurch nicht abschrecken, und fand glücklicher Weise noch anderweitige Unterstützung. Wie Jacquemont an Runjet-Sing im fernen Lande der Seikhs einen großmüthigen Beförderer seiner Unternehmungen gefunden hatte, so gelang es unserm Reisenden noch in Paris einen Gönner an dem Herzog von Rivoli zu erhalten, der ihm bis zum Jahre 1830 einen jährlichen Zuschuß von 3000 Franken zusicherte.

Guten Muthes schiffte sich nun der Verf. am 29. July 1820 auf einem königlichen Schiffe in Brest ein, um auf demselben kostenfrey die Ueberfahrt nach Rio Janeiro zu machen. Diese Tour ist zu oft beschrieben, als daß wir hierbey verweilen könnten, nur erwähnen wir, daß der Reisende von dem Kapitän in eben so kleinlicher Weise am Sammeln und Beobachten gehindert wurde, wie dieß unser wackerer Chamisso von Kotzebue erfahren mußte. Am 24. September war indeß der Verfasser allen diesen Neckereien entkoben, indem er an demselben Tage vor Rio Janeiro ans Land stieg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vrgl. den von einem andern Ref. gelieferten Bericht über Jacquemonts Reise in unsern Anzeigen I. S. 549.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. Hamburg bey Fr. Perthes. Bd. I. 1836. Bd. II. 1837. — ꝛc.

(Schluß.)

Darüber sagt er S. 41 flg. sehr richtig und einsichtsvoll:

> Wer eine Geschichte der Religion schreiben wollte, der würde wohl nicht umhin können, nach Christi Geburt in dem gewaltigen römischen Reiche zwey ganz verschiedene Reihen der Entwickelung, unter den Christen nämlich und unter den Heiden zu sondern, zwey Reihen, welche zwar in einer gewissen Wechselwirkung sich uns zeigen, aber doch nicht anders, als auch die Geschichten zweyer Völker; und welche in der That zwey ganz verschiedenen Geschichten angehören, die eine der alten, die andere der neueren. Dasselbe offenbart sich in der Geschichte der Litteratur; denn es gibt in diesen Zeiten unter Griechen und Römern wirklich zwey ganz verschiedene Litteraturen, eine Litteratur der alten Bildung und eine Litteratur der Christen; die erstere nimmt, wenigstens in den ersten Jahrhunderten, von der anderen fast gar keine Notiz, die zweyte wohl von der ersteren, jedoch auch nicht eben sehr durchdringend; es geziemt der jüngern Litteratur von der ältern zu lernen. — Man kann sagen, das römische Wesen ist am Christenthume gestorben, weil es der Entwickelung der Menschheit, welche dieses einleitete, nicht folgen konnte" u. s. f.

Hiernach scheidet der Verf. alte und neue Geschichte nicht durch eine bestimmte Jahreszahl oder Jahrhundert oder irgend eine politische oder litterarische Begebenheit, sondern durch parallelen aber entgegengesetzten Gang der Völker und der Philosophie, einerseits zum Untergang, andrerseits zu frischer Entwickelung.

Aus der obigen Angabe der Elemente, aus denen die neue Bildung aufgeblüht ist, kann man auch schon errathen, wie der Verf. vom Orient und von der sogenannten orientalischen alten Philosophie urtheilen wird, zu der er im zweyten Buch übergeht. Hier frägt er bey Aegyptern, Phönikern, Chaldäern, Hebräern, Persern und Medern um: ob sie Philosophie gehabt? Ueberall hört er: Nein! wohl aber Mythologie, Religion und hie und da Versuche zu einer Religionsphilosophie. Sehr richtig! Die Orientalen, finden wir überall, haben einen großen Reichthum von Philosophemen oder wie soll man sie sonst nennen? sinnvollen Dogmen? — dergleichen die Griechen in ihrem Homer und Hesiod weit weniger fanden; und diese waren noch dazu in ihrer Hauptmasse physikalischer Art, wenige nur hatten intellectuale und ethische Bedeutsamkeit. Vielleicht eben darum erhoben sich die Griechen zur Philosophie; — je mehr ihr ganzes Religionswesen nur in Mythologie bestand, und diese nur historische, lokale und gentile, selten dagegen und nur oberflächlich und in dunkler Weise eine gemüthsinnigere Bedeutung, einen überirdischen Sinn, eine höhere und tiefere Ahndung enthielt; desto mehr mußten sinnige und innige Geister, auf sich selbst und auf die Natur zurückgewiesen, zur Forschung und Weisheitsliebe getrieben werden; mochten sie dazu ganz innerlich aus eigenem Bedürfniß, oder auch äußerlich durch die Mysterien und Initiationen erregt seyn. Denn wenn man das Alterthum der Mysterien bey den Griechen und in demselben einen wahrhaft religiösen Inhalt wegläugnen will, so muß man

geradezu erklären: die Griechen hatten keine Religion, sondern an deren Statt nur allein Kunst. Doch damit hat es keine Noth; das Alterthum, so wie ein wesentlicher Theil des Inhaltes der Weihen sind wie weniges beglaubigt durch Aeschylus, durch Plato, (Phaedo S. 69 Steph. und das. die Ausll.) Isokrates (Paneg. c. 6. und die Ausll.) und alle späteren, so wie durch die ganz äußerliche Mythologie selbst. Die Orientalen dagegen fühlten das Bedürfniß der Philosophie desto weniger, je mehr ihnen deßfalls die Religion schon Antworten bereit hatte. Alle sogenannte ältere orientalische Philosophie besteht daher nur in einer einigermassen logischen Bearbeitung der religiösen Lehren und Aussprüche; sie ist Dogmatik mehr oder minder, näher oder ferner dem nationalen Glaubenthum. Jene etwie logische Bearbeitung macht aber noch nicht die Philosophie aus; denn die Logik als solche ist das Organon aller und jeder Kunst und Wissenschaft, alles Denkens und Thuns vom gemeinsten alltäglichen Handeln bis zum höchsten; mit Recht und gegründetem Bewußtseyn haben sie daher die meisten griechischen Schulen gar nicht zur Philosophie gezählt, wenn nicht anderweitige ihr eng eingeflochtene Untersuchungen sie zu dieser Stellung berechtigten, wie bey Plato und den Stoikern. Die Philosophie aber im Gegensatz mit obigem Dogmatismus besteht in freyer Gewinnung und Bearbeitung der Begriffe zum Behuf der Erkenntniß, in der Analysis und Synthesis derselben, in ihrer Combination, Verknüpfung und dem begründeten Aneinanderschluß in Sätzen und Räsonnements zur systematischen Wissenschaftlichkeit. In diesem, eben dem griechischen Sinn hatte keines der orientalischen Völker vor den muhammedanischen Arabern jemals Philosophie, weder die vorhin genannten, noch die Sinesen und selbst auch nicht die Inder, und deren Priester die Brahmanen. So viel kann man schon jetzt mit Gewißheit sagen; man darf aber auch mit Zuversicht erwarten, daß Alles, was hieher bezügliches noch ferner zu Tage gefördert werden mag, denselben Character, wie alles seither gebotene, tragen und nur zur Verherrlichung des griechischen Geistes und zu der Einsicht verhelfen wird, daß diese allein und zuerst Philosophie und Wissenschaft gefunden und ausgebildet haben. Wie wenig dagegen von Indien, Sina ꝛc. zu erwarten, dafür bürgt schon dieses, daß nirgend ein bedeutendes physikalisches Werk auch nur genannt wird; während bey den Griechen die ältesten Anfänge der Philosophie mit der speculativen Physik zusammenfallen. Selber die astronomischen Theorien der Orientalen — nicht aber ihre astronomischen Beobachtungen und Kenntniß der Sternbilder, ihres Auf- und Niederganges u. a. d. A. — ist verdächtig. All dieß schließt jedoch nicht aus, daß solcherley orientalische Werke, als uns seither aus Sina und Indien u. s. w. für philosophische angerühmt worden sind, großen Werth, Bedeutung und Einfluß auf all unser Wissen, und selber auch auf die Wissenschaftslehre oder Philosophie haben werden, und daß daher die Verbreitung der hiezu nöthigen Sprachkenntnisse höchst nothwendig und wünschenswerth ist. — Wie wenig aber nur gleich Kenntniß der Sanskritsprache sich findet, dazu dient gleich zum Beleg der Prabodha-candrodaya oder Verstandes-Mondaufgang. Dieses Drama ist unter allem, was bisher bekannt geworden, das wichtigste und lehrreichste Document zur Kenntniß der philosophischen und religiösen Secten Indiens, ihrer Lehren und Gebräuche; es ist seit dem Jahre 1835 durch Heinrich Brockhaus herausgegeben im schönsten Sanskritdruck; überdieß ist es schon früher von J. Taylor — wahrscheinlich dem grundgelehrten Neuplatoniker, ins Englische übersetzt; seine Uebersetzung, so rar sie sich auch schon gemacht haben mag, ist doch in Deutschland; denn Rhode hat einiges daraus übersetzt in seinem Buche über Philosophie und Mythologie der Hindus. Gleichwohl ist seit diesen zwey Jahren in keiner Litteratur-Zeitung eine Anzeige, geschweige eine eindringendere

Untersuchung und Kritik dem Rec. vor Augen gekommen; es ist so still davon, als wär es gar nicht gedruckt. — Dagegen wäre es ein Buch über Etymologien, über Formenlehre und Partikeln ꝛc., so würden schon lange alle Blätter davon wiedergehallt haben; jeder, der Bopp's Grammatik und Glossar durchlaufen, hätte sich für urtheilsfähig erachtet, wenn er gleich niemals auch nur ein Blatt zu verstehen und ohne Beyhülfe zu übersetzen versucht hat.

Unter diesen Umständen ist es sehr zu loben, daß Hr. Ritter sich auf chronologische und kritische Bemerkungen beschränkt und nur wenige Lehrsätze beygebracht hat, die jedoch genügen, eine vorläufige allgemeine Ansicht des Indischen Geistes sich zu machen. Er geht dann sofort im 3. Kap. des II. B. u. fgg. auf den Ursprung der griech. Philosophie, die ihn fortan allein beschäftigt. Da aber dasjenige, was hier als Ergebniß neuer Forschungen oder geänderter Ansichten über die alten Lehren vorkommt, mit dem vierten Band besonders abgedruckt erscheinen wird, so verspart bis dahin Rec. seine Bemerkungen z. B. über die Sophisten, über Demokritus, Plato u. a. und wünscht, daß dieses gründliche und gesunde Werk recht viele denkende Leser finden möge, zumal es schon durch schönen Druck und schönes Papier in die Augen fällt.

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia), etc.

(Fortsetzung.)

Zur Weiterreise nach Buenos-Ayres waren die Verhältnisse in dieser Zeit gerade sehr ungünstig, indem zwischen genannter Republik und Brasilien ein Krieg ausgebrochen war, so daß eine Menge Korsaren auf dem Meere herumschwärmten und die Schiffahrt sehr unsicher machten. Ein Hamburger jedoch, der die Fahrt nach Montevideo zu wagen beschloß, nahm den Vers. auf, und so kam er glücklich am 29. Oktober in dem Hafen dieser Stadt an. Hiemit waren aber noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, denn die Brasilianer waren von den Truppen der Republik Buenos-Ayres belagert, und der Gouverneur erlaubte dem Reisenden die Weiterreise in die feindlichen Länder nicht. An diesem Verbot war insbesondere der Umstand Schuld, daß kurz vorher in Montevideo ein Franzose, von dessen Namen uns der Vers. blos den Anfangsbuchstaben D....*) angibt, angekommen war, der mit verfälschten Pässen bey der brasilischen Admiralität sich als reisender, von der französischen Regierung abgeschickter Naturforscher eingeführt hatte, und unter diesem Vorwande auf einem Parlamentärschiffe nach Buenos-Ayres geleitet worden war. Er war mit vielen Kisten versehen, die seiner Angabe nach naturhistorische Präparate enthielten, und die er deshalb auf Treu und Glauben frey einführen durfte. Allein nicht lange dauerte es, so kam es zur Kenntniß der republikanischen, wie der kaiserlichen Regierung, daß diese Kisten mit Parfümerie-Waaren gefüllt gewesen waren. D'Orbigny mußte nun unschuldiger Weise für diesen Betrüger büssen, indem ihn der portugiesische Gouverneur in gleiche Kategorie mit demselben stellte, und somit war er in einer Art von Gewahrsam gehalten, um dessen Aufhebung er sich an den französischen Generalkonsul nach Rio-Janeiro wenden mußte. Zur Vertreibung der langen Weile unternahm er am Gestade Barometer-Beobachtungen, allein auch diese Freude sollte er nicht lange genieſſen, denn von einem brasilischen Offiziere überrascht, der gleich mehrerer seiner Kameraden dieses Instrument, von dem sie weder Namen, noch Gebrauch kannten, für sehr verdächtig ansah, wurde er arretirt, und zu den gemeinsten Verbrechern ins Gefängniß geworfen. Erst die Verwendung des französischen Konsuls bey dem Kommandanten, einem sehr gebildeten Manne, konnte den armen Naturforscher aus der peinlichen Haft erlösen.

In den ersten Tagen des Januars 1827 langte endlich auch die Erlaubniß zur Weiterreise für den Vers. an, der sich nun nicht säumte, dieselbe nach Buenos-Ayres anzutreten, und hiezu den Landweg durch die Banda oriental wählte. Mit einer kleinen Karawane durchzog er diese weiten Ebenen, bis er nach mehreren beschwerlichen Tagmärschen den elenden, an der Einmündung des Uruguay gelegenen Ort las Vaccas erreichte, von wo er sich auf einem kleinen Fahrzeuge nach Buenos-Ayres bringen ließ.

*) Nach anderweitigen Berichten kann dieß niemand anders gewesen seyn, als Douville, der mit seiner afrikanischen Reise zuerst die geographische Gesellschaft zu Paris und durch sie das große Publikum eine Zeitlang mystifizirt hat.

Den Korsaren glücklich entgangen, wartete hier auf unsern Reisenden schon eine andere Fatalität. Das kurstrende Geld war damals Papier, das gegen die klingende Münze bereits um mehr als die Hälfte seines angeblichen Werthes gesunken war. Da nun in D'Orbigny's Wechselbriefen blos von Piastern, unter welchen man damals das Papiergeld verstand, und nicht von harten Piastern, welche das baare Geld bezeichneten, die Rede war, so wollte ihm das Banquierhaus, an das er sich gewiesen sah, blos nach Papierwerth auszahlen, wodurch sein ohnedieß nicht ansehnliches Reisegeld auf die Hälfte reduzirt worden wäre. In dieser Verlegenheit blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als sich wegen einer authentischen Interpretation seiner Anweisung nach Paris zu wenden; bis aber von daher eine Antwort kommen konnte, entschloß er sich einstweilen in das Innere des Landes einzudringen und deshalb die Provinz Corrientes zu bereisen.

Am 14. Februar 1827 schiffte sich der Verf. auf einer Goelette ein, welche nach Corrientes bestimmt war. Die Mündungen des großen Parana-Stromes schildert er als einen sehr erfreulichen Anblick gewährend; ganze Waldungen von Pfirsichen und Orangen erfüllten die Umgegend und der Genuß der köstlichen Früchte gewährte eine angenehme Erfrischung. Einen ganzen Monat lang dauerte die Fahrt, fast immer durch unbewohnte Gegenden hinführend, deren Einförmigkeit nur einmal durch den Anblick von la Bajada, der Hauptstadt von der Provinz Entre Rios, unterbrochen wurde. Indessen reich war die Ausbeute an Thieren, die auf den vielen Inseln oder an den Ufern erlegt wurden, nicht ohne Gefahr vor den Jaguars, deren Spuren allenthalben sich zeigten. Am 15. März war diese Fahrt beendigt, und der Verf. stieg in Corrientes ans Land.

In dieser neu entstandenen Republik, die von der Hauptstadt Corrientes den Namen führt, verweilte der Verf. ein ganzes Jahr, und unternahm mehrere Excursionen in das Innere ihres Gebietes. Eine Folge dieses langen Aufenthaltes war eine reiche Ausbeute an Naturalien, und eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner. Er giebt hievon eine sehr ausführliche und ansprechende Darstellung, wovon hier ein ganz kurzer Abriß folgen möge.

Die Provinz liegt zwischen dem 27° 18′ und 30° 21′ s. Breite und dem 59° und 62° w. Länge von Paris, und wird westlich und nördlich von dem Parana begränzt. Ihr Boden ist durchgängig flach und ohne Berge, von vielen Flüßen durchschnitten und zur Hälfte von Sümpfen eingenommen, übrigens fruchtbar, herrliches Acker- und Weideland gewährend, reich an prachtvollen Waldungen. Groß ist die Anzahl wilder Thiere, darunter besonders die Brüllaffen, Jaguare und andere Katzenarten, Hirsche, Meerschweine, Nabelschweine, Gürtelthiere, Beutelthiere, Stinkthiere, seltener Tapire. Noch größer ist die Menge der Vögel von den kleinen Kolibris an bis zu den riesenhaften Straußen (Nandus). Unter den Amphibien eine große Anzahl von Schildkröten, Eidechsen und namentlich Krokodilen, welche letztere nicht selten Menschen anpacken. In den Gewäßern der großen Sümpfe ungeheure Riesenschlangen, vor deren Anblick der Neuling erschrickt, während der erfahrene und gewandte Indianer keck an sie herangeht, sie mit dem Lasso umwickelt und nach Hause schleppt. In gleicher Menge sind Thiere aus allen andern Klassen zu finden, und nicht minder mannigfaltig und fruchtbar zeigt sich das Pflanzenreich, so daß der Naturforscher allenthalben, wohin er sich nur wendet, Gelegenheit zu Beobachtungen und zu einer reichen Erndte für seine Sammlung hat.

Die ganze Bevölkerung der Republik beträgt nicht mehr als ohngefähr 50,000 Individuen, von denen an 8000 auf die Hauptstadt kommen mögen. Die Einwohner stehen auf einer sehr geringen Bildungsstufe, da sie selbst keine höhere Unterrichtsanstalt besitzen und eine von Franzosen unternommene bald wieder einging. Schreiben verstehen nur die Wenigsten; ja selbst die spanische Sprache ist so zurückgedrängt, daß man sich der indianischen Guarani-Sprache gewöhnlich in der Conversation bedient. Spanier und Guaranis (die Eingebornen des Landes) gehen häufig Verbindungen mit einander ein, woraus ein schöner kräftiger Mittelschlag entspringt; Neger sind sehr selten, daher es auch nur wenige Mulatten giebt.

Der männliche Theil der vornehmen Klasse bringt sein Leben größtentheils im Müssiggange zu; die Arbeit ist für ihn eine Schande, und wird den Frauen und Indianern überlassen. Daher ist die Industrie nicht weit vorgerückt, und Fabriken sind hier nicht zu finden; eben so wenig ist der Handel von besonderer Erheblichkeit und Reisen sind nicht einmal beliebt. Könnte die Republik einmal dazu kommen, wozu freylich bis jetzt kein Anschein vorhanden ist, ihre Hülfsquellen so zu benützen, wie es die Nordamerikaner mit den ihrigen gethan haben, so würde sie in kurzer Zeit einen ganz andern Wohlstand erlangen und eine politische Bedeutung sich erwerben, die ihr jetzt völlig abgeht.

Hinsichtlich ihres Charakters rühmt der Verf. die Bewohner als höflich, gastfrey, immer bereit, den andern Amerikanern und selbst Spaniern Gefälligkeiten zu erzeigen, mäßig im Essen und Trinken, strenge die Vorschriften ihrer kirchlichen Gebräuche erfüllend, aber von zwey allgemein herrschenden Lastern, dem Spiele und der Unkeuschheit, ergriffen. Während jenem ganze Täge und Nächte gewidmet werden, und dadurch nicht selten der Wohlstand der Familien zerrüttet wird, ist durch das andere Laster die eheliche Treue aufgelöst und die Jugend in ihrem zarten Alter bereits davon verpestet.

(Fortsezung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

De Auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, Quaestiones criticae. Scripsit G. E. F. Lieberkuchnius — Pohlmannianus R. M. Wimariensis Candidatus, Philos. D., inter Socios Seminarii Philol. Jenens. Senior emeritus. Commentatio iudicio amplissimi ordinis Philos. Jen. in Panegyri Academica die VI. M. Sept. 1834. primario praemio ornata. Lipsiae in libraria Wuttigiana 1837.

Diese Schrift behandelt die berühmte Streitfrage über die Aechtheit der Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Schon längst hatten mehrere Gelehrte aus äußeren und inneren Gründen darzuthun versucht, daß diese Biographien mit Unrecht dem berühmten Zeitgenossen des Cicero und Atticus zugeschrieben werden. Als äußerer Grund bot sich dar, daß in den Handschriften der Name des Cornelius Nepos durchweg fehlt, und daß nur bey den zwey letzten Biographien des Cato und des Atticus dieser Name steht; an der Spitze der Uebrigen dagegen wird immer Probus genannt. So kam es, daß schon aus äußeren Gründen behauptet werden konnte, diese Biographien haben bis auf diejenige von Cato und Atticus den Probus zum Verfasser. Noch mehr aber vermochten innere Gründe Zweifel gegen die Aechtheit dieser Biographien zu erregen. Der Gehalt derselben schien nach dem Maßstab, welchen man an ein Werk der Augusteischen Zeit zu legen pflegt, zu gering und unbedeutend. Der Zweck des Schriftstellers, den er bey Abfassung des Buches im Sinne hatte, schien mehr ein moralischer, als ein historischer zu seyn, und daher glaubte man, passe dieser nicht wohl in jene Zeiten hinein, in welchen Cornelius Nepos gelebt hat. Drittens bot die Sprache manche Schwierigkeit, Nachläßigkeit und Incorrectheit dar, welche zu überzeugen schienen, daß der Verfasser nicht in der Periode der höchsten Blüthe der Römischen Litteratur lebte, in welcher die Kunst der Sprache sich in allen Redegattungen geltend gemacht hatte. Man sieht, daß es nicht leichtfertige Gründe waren, welche den Corn. Nepos von jener Autorschaft zu befreyen beabsichteten. Das Studium der klassischen Litteratur erfüllt nämlich unwiderstehlich mit der Idee, daß nichts Unbedeutendes in der besten Zeit sich habe auf die Dauer geltend machen können. Die Geschichte der klassischen Litteratur lehrt, daß nichts Schlechtes, nicht einmal Mittelmäßiges in der Blüthezeit Ansehen und Beyfall gewann. Und gerade in jener Zeit, wo Cornelius lebte, sind von Cicero an bis über Augustus hinaus eine Reihe der glänzendsten Erscheinungen, der vollendetsten Werke, ans Licht getreten, und kein gewöhnliches, erbärmliches hat sich erhalten, so daß man um so eher den Maßstab der Tüchtigkeit, Gründlichkeit, Vollendung an alles legen darf, was als Product der Augusteischen Zeit sich geltend zu machen sucht. Denn je tiefer man in die besten Zeiten der Litteratur sich hineinstudirt, je mehr bewundert man die Fülle der Kenntnisse, die in den Werken sich entfaltet, die Kraft und Tüchtigkeit des Urtheils, das in allen

Verhältnissen des Lebens und der Wissenschaft sich offenbart, die Schönheit der Form, in welcher der Schriftsteller mit vollendeter Kunst der Rede seine Gedanken mittheilt. Wo daher diese Größe vermißt wird, entsteht ein gewisses Mißbehagen, ein gewisser Unmuth; man kann es nicht ertragen, daß ein solches Werk Anspruch macht, den besten angereiht zu werden. Und da nun schnell sich mancherley Aehnlichkeiten zwischen Werken späterer Zeit auffinden lassen, so führt der erste Zweifel zur Gewißheit, daß jene Schrift mit Unrecht in das frühere Zeitalter gesetzt worden sey. Und daß namentlich in der neuesten Zeit diese Streitfrage aufs Neue angeregt und mit Keckheit behauptet wurde, Cornelius könne nicht der Verfasser seyn, ist auch daraus zu erklären, weil der Scharfsinn der tüchtigsten Gelehrten wirklich mehrere Producte entdeckt hatte, welche bisher fälschlich in die beste Zeit gesetzt worden waren. So wurden mehrere Reden stets dem Cicero beygelegt, welche ein gesundes Urtheil unmöglich diesem großen Redner zuschreiben kann. Wolf hat in solchem Sinne viel geleistet, und es wäre ein schlimmes Zeichen für den Gang unserer Wissenschaft, wenn man die Resultate seiner Kritik durch künstliches Drehen und Wenden zu beseitigen strebte.

Die genannte Streitfrage hatte die Universität zu Jena veranlaßt, sie zum Gegenstand einer Preisfrage aufzustellen. Hr. Lieberkühn gewann den Preis, und seine Schrift, welche den Corn. Nepos in dem Besitz jener Biographien gegen alle Angriffe zu sichern sucht, ist so ausgezeichnet, daß sie wohl eine ausführliche Darlegung seiner Beweisführung in diesen Blättern verdient. Es kommt in derselben so ziemlich alles vor, was von Gelehrten und von Schulmännern bisher für oder gegen die Aechtheit empfunden und geäußert worden ist, und so mag jeder hier sein eigenes Urtheil bestätigt oder widerlegt finden. Die Beweisführung ist so vielseitig, und geht so ganz aus den eigenthümlichen Verhältnissen des Buches, wie dasselbe als Fragment eines größern Werkes auf uns gekommen ist, hervor, daß auch der entschiedenste Gegner kaum im Stande seyn wird, seine frühere Ansicht in gleichem Vertrauen festzuhalten. Der Eindruck des Buches, welchen wir nach ruhigem Durchlesen empfunden haben, war, daß es höchst wahrscheinlich sey, daß Corn. Nepos diese Biographien geschrieben habe, und daß uns somit nichts mehr übrig bleibe als zu bedauern, daß er nichts besseres geliefert hat, oder daß uns gerade der schwächste Theil seines Werkes übrig geblieben sey.

Um eine sichere Grundlage zur Beurtheilung zu erhalten, schickt der Verf. eine Biographie des Cornelius Nepos voraus, weil bereits aus den Lebensverhältnissen desselben die Möglichkeit oder Unmöglichkeit erhellen muß, jene Schriften ihm zuzuschreiben. Auch muß die Eigenthümlichkeit seines Zeitalters und seiner Zeitgenossen berücksichtigt werden, um die seinige richtiger aufzufassen und daraus zu folgern, ob er Verfasser der Biographien seyn kann.

Der Vorname des Cornelius ist unbekannt, und läßt sich auch, da er nirgends erwähnt wird, nicht willkührlich ermitteln. Auch seine Vaterstadt ist unbekannt, und als solche wird von den Gelehrten bald Verona oder Parma oder Novum Comum (Como am Lago maggiore) bezeichnet. Gerhard Vossius entschied für Verona und nachher setzte sich diese Meynung fest. Allein ob ihn gleich Plinius Hist. 3, 18. Padi accolam nennt, so geht daraus noch nicht hervor, daß Verona bezeichnet werden muß, da noch viele andere Ortschaften am Po und in der Nähe desselben liegen. Joh. Bapt. Jovio behauptete, daß Cornelius zu Como geboren sey, und meynte, dieß aus Plinius Epist. 4, 28 beweisen zu können. Da nehmlich Severus, an welchen dieser Brief gerichtet ist, nach willkührlicher Annahme des Jovio Mitbürger des Plinius war, so folgt, daß auch Cornelius und Cassius aus Como stammten, da sie in diesem Briefe Mitbürger des Severus genannt werden. Allein wie willkührlich diese Behauptung

ist, lehrt die nähere Betrachtung der Stelle. Perizonius suchte aus der gleichen Stelle des Plinius geltend zu machen, daß Cornelius aus Parma gebürtig sey, weil Cassius, der als sein Mitbürger in diesem Brief genannt wird, dorther stamme. Allein dieß ist irrig, da es ganz ungewiß ist, ob in der Stelle des Plinius Cassius Parmensis, ja ob überhaupt Cassius genannt wird. Denn unser Verf. glaubt, es sey nach Anleitung der Handschriften vielmehr T. Catius zu lesen, dieser war Epikurischer Philosoph und als Schriftsteller wohl bekannt. Cicero nennt ihn Insubrier: also stammt er aus dem Italischen Gallien, und zwar aus der Landschaft, worin Mailand liegt. So würde es wahrscheinlich, daß Catius und Cornelius vielleicht Mailänder waren. Auch diese Vermuthung erscheint uns ebenso ungegründet als die vorhergehenden. Denn wer hätte je einen Mailänder accola Padi genannt? Der Po ist mehr als sechs Stunden von Mailand entfernt. (Vrgl. über diese Stelle des Plinius Weichert de Cassio p. 189.)

Er war Zeitgenosse des Catullus, Cicero, Atticus, und überlebte diese alle, so daß man wohl annehmen darf, er sey etwas jünger als diese gewesen, also etwa im J. 659 U. C. oder 95 vor Chr. geboren. Das Todesjahr ist ebenfalls unbekannt, nur weiß man, daß er unter der Regierung des Augustus starb. Er lebte großen Theils in Rom, wie seine persönlichen Verhältnisse zu Cicero und Atticus beweisen. Auf ähnliche Art lebte Catullus bald zu Verona, bald zu Rom. Cornelius bekleidete keine Stelle im Staate, war nicht Senator, war aber um seines Charakters und seiner Kenntnisse willen sehr geachtet. Er schrieb Chronica in drey Büchern; in diesem Werke hatte er nicht bloß die Römische Geschichte, sondern auch die anderer Völker in chronologischer Folge behandelt. Die Abfassung fällt ungefähr ins Jahr 706 U. C. oder 50 J. v. Chr. Hieronymus setzt den Glanzpunct seines Ruhmes, den er als historischer Schriftsteller erlangt hatte, auf das Jahr 714 d. St. oder 40 J. v. Chr. Catullus spricht von diesem Werke in der Zueignung an Cornelius. Ranke glaubt, dieß Werk sey ein didactisches Gedicht gewesen, ähnlich dem des Apollodorus, und das gehe aus der Art und Weise hervor, wie Catullus davon spricht; auch werde anderwärts Nepos von Plinius (Ep. 5, 3.) den Dichtern beygezählt, und auch Ausonius spreche von diesem Werke wie von einem Gedichte. Ueber die Wahrheit dieser Vermuthung läßt sich nicht entscheiden.

Er schrieb ferner libros Exemplorum und Vitas illustrium virorum. Dieses sind zwey verschiedene Werke; das letztere war von großem Umfang, da wenigstens 16 Bücher von andern Schriftstellern erwähnt werden. Schon der große Umfang macht es wahrscheinlich, daß er nicht blos Biographien von Römern, sondern auch von Griechen und andern berühmten Ausländern hier mittheilte. Eine Abtheilung enthielt Römische Geschichtschreiber und aus dieser sind nach dem Zeugniß der Mss. die Biographien des Cato und Atticus übrig. Eine zweyte Abtheilung enthielt Griechische Geschichtschreiber; eine dritte griechische Feldherrn, eine 4te Römische; eine 5te Biographien von Königen; eine 6te vielleicht Griechische Dichter, eine 7te Römische Dichter, und so läßt sich wohl ausdenken, was alles in den Kreis hineingezogen werden konnte. Auch haben sich bey andern Schriftstellern Fragmente solcher Biographien erhalten. Plutarch z. B. erwähnt die Lebensbeschreibungen des Marcellus, der beyden Grachen, des Lucullus, Suetonius diejenigen des Augustus. Die Darstellung in diesem Werke war, wie man aus dem Leben des Cato und Atticus sieht, kurz, hielt sich an die Hauptsachen, und übergieng Nebendinge. — (Dieses Urtheil muß nun freylich jeder, der an eine Biographie des Alterthums irgend höhere Ansprüche macht, übertrieben finden: denn das Leben des Cato sieht doch gar zu niedrig.)

Dieses Werk gab er bald nach dem Tode des Cicero heraus. Ueberdieß schrieb er ausführlich das Leben des alten Cato und des Cicero.

(Fortsetzung folgt).

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia), etc.

(Fortsetzung.)

Sehr ausführlich beschäftigt sich der Verf. mit der Geschichte der berühmten Missionen, die von Jesuiten gegründet wurden und über die so viele gute und böse Gerüchte ergangen sind. Kein Zweifel, daß unter ihrem Regimente die Indianer in einem behaglicheren, bessern Zustande sich befanden, als von der Austreibung des Ordens an bis auf diese Stunde. Seitdem sind sie durch Bedrückungen, Kriege, Revolutionen so hart mitgenommen worden, daß ein großer Theil umgekommen oder versprengt worden ist; die Niederlassungen sind meist verlassen und die Felder wieder zu Wald geworden. Die Indianer, früher in allen Stücken von ihren geistlichen Führern, bevormundet, konnten, deren Leitung beraubt, nicht mit eigner Selbstständigkeit sich fortbelfen; die neue Verwaltung, welche ihnen die spanische Regierung nach blutigem Kampfe aufdrang, konnte kein Zutrauen sich erwerben, und wie vermöchten die neuen Republiken, die selbst dem Rückfalle in die Barbarei bloßgestellt sind, wie vermöchten sie es bey ihrer eigenen Depravation der Civilisation der wilden Indianer förderlich zu seyn!

Nachdem der Verf. nun bereits ein volles Jahr in der Provinz Corrientes verweilt hatte, beschloß er die Rückreise nach Buenos-Ayres anzutreten. Um aber volle Freiheit zu wissenschaftlichen Untersuchungen zu haben, kaufte er sich eine eigene Barke, die er mit seiner Sammlung belud, und mit vier Mann zur Bedienung besetzte. So ausgerüstet verließ er am 20. April 1828 die Stadt Corrientes, nachdem er von ihren Bewohnern, die ihm mit großer Freundlichkeit und Theilnahme während seines Aufenthaltes entgegen gekommen waren, einen herzlichen Abschied genommen hatte.

Diesmal konnte er, was ihm auf dem Hinweg unmöglich war, in la Bajada, der Hauptstadt der neu gegründeten Republik Entre Rios, anhalten. Da man bey uns so wenig über den Zustand dieser Freystaaten kennt, so gewähren die Mittheilungen des Verf. hierüber eine sehr schätzbare Belehrung. Gleich bey seiner Landung im Hafen von la Bajada traf er Franzosen, Italiener und andere Fremde an, die ihn warnten, zur Zeit der Siesta und Abends nicht ohne Waffen vom Hafen nach der Stadt zu gehen, weil er sich ausserdem der Gefahr aussetzen würde, ermordet zu werden. „Sie sagten mir selbst, indem sie mir mehrere, mit großen Messern im Gürtel versehene Männer zu Pferd zeigten, dieser hat fünf, jener sechs Menschen ermordet, und der Unschuldigste unter ihnen würde sich wenigstens einen Mord vorzuwerfen haben. Ich fragte sie, ob es denn keinen Gerichtshof im Lande gebe; und ich erfuhr, daß hier, wie in der ganzen argentinischen Republik, die Gesetze keine Kraft mehr haben, sobald es sich um Verbrechen handelt. Wenn man den Mörder festsetzt, so geschieht dieß nur für den Augenblick. Er flüchtet sich, wenn man nicht selbst ihn entwischen läßt, um nicht die Gefängniße anzufüllen, und man ergreift ihn nicht wieder, oder macht wohl gar einen Soldaten aus ihm. Niemals werden Verbrecher hingerichtet; daher sie auch die Straflosigkeit antreibt, ihre Schandthaten fortzusetzen. Diese Gewohnheit des Mordes war nicht vor der Revolution bekannt, welche die Emancipation der Vereinigten Staaten herbeyführte. Damals konnte man noch mit Maulthieren, die mit Silber beladen waren, in der größten Sicherheit von Peru nach Buenos-Ayres reisen, und die Straße von letzterer Stadt nach la Bajada galt als die sicherste. Die vielen Kriege aber und der ohnedieß etwas blutgierige Charakter der ganzen Kaste der Gauchos oder Hirten haben in ihnen den Hang zur Straßenräuberey entwickelt, und sie eben so gleichgültig bey der Tödtung eines Menschen, als bey der des Viehes, dessen Schlachtung zu ihren gewöhnlichen Geschäften gehört, gemacht. Es scheint, daß man sich jetzt selbst nicht einmal mehr Dessen zu versichern sucht, der ein Verbrechen begeht, d. her war das Land von Banditen heimgesucht, die man übrigens als gute Bürger, bereit die benachbarten Provinzen zu plündern, betrachtete."

Die Provinz Entre Rios zählt eine sehr geringe Bevölkerung. Vor der Revolution hatte sie einen ungeheuren Reichthum an zahmen und wilden Heerden; an zahmem Vieh allein besaß sie damals an 2 1/2 Million Stück und der Eigenthümer, der nicht 20000 Stück hatte, wurde nicht als Estanciero betrachtet. Man tödtete die Thiere blos ihrer Häute wegen; ein fetter Stier galt 7 1/2 Franken und eine Pferdshaut 1 1/2 Frank. In ebenso unzähligen Heerden zogen die wilden Pferde herum. Fleisch, ohne Zuthat von Brod, war die allgemeine Kost. Dieser große Reichthum an Vieh wurde aber durch die Revolutionskriege, durch Seuchen und Mißwachs dermassen herab gebracht, daß man im Jahre 1825 nicht mehr als 40,000 Stück Rindvieh und 60,000 Pferde zählte.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

De Auctore vitarum, quae sub nomine Cornelii Nepotis feruntur, Quaestiones criticae. Scripsit G. E. F. Lieberkuehnius — Pohlmannianus R. M. Wimariensis etc.

(Fortsetzung).

Die Libri Exemplorum enthielten Beyspiele von tugendhaften Handlungen und edlen Aeusserungen, und bezweckten vorzüglich, die Römische Jugend zur Tugend und Sittlichkeit zu erwecken, und vor dem einbrechenden Laster der Schwelgerey und Ueppigkeit zu warnen. Alle Fragmente, die Plinius in seiner Geschichte aus Nepos über den Luxus der Römer anführt, sind aus den libris exemplorum.

Er scheint auch ein geographisches Werk geschrieben zu haben. Der Verf. meynt zwar, alle diese Stellen, welche Plinius und Mela darbieten, könnten eben so gut in seinen historischen Schriften gestanden haben. Allein das erstere ist wahrscheinlicher; es war ein geographisches Werk, wie damals zur näheren Kenntniß der drey Welttheile mehrere geschrieben wurden, veranlaßt durch die Feldzüge der Römer, durch welche sichere Kunde über Länder und Völker zu erhalten möglich geworden war.

Seine Studien beschränkten sich auf Geschichte: der Philosophie, welche damals in Rom sehr stark betrieben wurde, blieb er fremd und abhold, weil er sah, daß der Lebenswandel der meisten Philosophen ihren Lehrsätzen nicht ensprach. Auch an Cicero's philosophischen Schriften fand er keinen Geschmack. Dieß nämlich schließt der Verf. aus der Stelle: ad Atic. 16, 5. Nepotis epistolam expecto. Cupidus ille meorum? qui ea, quibus maxime γαυριῶ, legenda non putet. Als ehrenwerthen Schriftsteller nennen ihn Catullus, Cicero, beyde Plinius, Mela, Suetonius, Gellius, Plutarchus. Auch die Grammatiker nahmen ihn in den Kreis ihrer Studien und Beobachtungen auf, und merken manche Worte und Wortformen als ihm eigenthümlich an. Das mochte wohl daher rühren, daß er aus Ober-Italien stammte, und daher Provincialismen gleich Livius hatte.

Hiermit ist der 1ste Abschnitt vollendet, welcher dazu dienen solite, zu beweisen, daß der Charakter und die Studien des Cornelius nicht nothwendig der Annahme von der Aechtheit der vorhandenen Biographien widersprechen.

Im 2ten Abschnitte werden nun die Gelehrten aufgezählt, welche die vorhandenen Biographien dem Cornelius abgesprochen haben.

Schon Hieronymus Magius erklärte, daß Aemilius Probus, der Zeitgenosse des Theodosius Magnus, der Verfasser der Biographien sey, da die Handschriften diesen nennen und das Epigramm des Probus an den Kaiser Theodosius vollends dieß bestätige. Obertus, Gifanius und Lambinus stritten dagegen für die Aechtheit. Caspar Barth meynte, des Cornelius Werk existire im Auszug, welchen Aemilius Probus gefertigt habe. Der Streit

blieb nun lange ruhen, und Cornelius blieb im Eigenthumsrecht ungestört. Erst Rink erneuerte die Behauptung, die Biographien seyen von Probus, nur die des Cato und Atticus von Nepos. Diese Ansicht theilt Held und sprach auch den Cato und Atticus dem Nepos ab. Andere sprachen sich aufs Neue für die Ansicht aus, daß uns nichts als ein Auszug des Probus übrig sey.

Es sind demnach drey Ansichten aufgestellt worden:

1) Probus ist der Verfasser der vorliegenden Biographie und zwar hat derselbe unter Theodosius dem Großen dieselben abgefaßt.
2) Die Biographien, wie sie vorliegen, sind nicht aus der Hand des Cornelius hervorgegangen, sondern wir besitzen dieselben nur in einem Auszuge, sey es nun, daß derselbe von Probus, wie die Einen, oder von einem ältern Schriftsteller als Probus, wie Andere behaupten, gemacht worden ist.
3) Der Verfasser dieser Biographien ist sowohl dem Namen als dem Zeitalter nach ganz unbekannt.

Der wichtigste Vertheidiger der ersten Ansicht ist Rink. Er hält sich fest an das Zeugniß der Handschriften und der ältesten Ausgaben, welche einstimmig den Aemilius Probus als Verfasser der Biographien nennen, und einzig den Cato und Atticus dem Cornelius zuschreiben. Auch findet sich kein Zeugniß des Alterthums, daß Cornelius Biographien Griechischer Feldherren geschrieben habe. Das Leben des Cato und Attikus sticht stark von den übrigen ab, in jenen zeigt sich Geschmack und Talent, in diesem fehlt beydes; daher kann nicht der gleiche Verfasser für beyde angenommen werden. Probus hat sich zwar den Cornelius zum Vorbild offenbar genommen, und sowohl seine Sprache als die Darstellung so viel möglich dem Zeitalter des Nepos angepaßt, und dieß ist ihm wirklich so gut gelungen, daß viele getäuscht wurden, und des Cornelius Werk zu besitzen meynten. Allein sowohl in der Sprache, als in der historischen Behandlung des Stoffes läßt sich doch der spätere Schriftsteller nicht verkennen.

Der Verf. erwidert, es sey nicht gedenkbar, daß Probus im Zeitalter des Theodosius eine Schrift des Cornelius habe nachahmen wollen, noch weniger, daß ein Schriftsteller jenes Zeitalters den Geist und Charakter einer Schrift aus der Zeit der Republik habe erreichen können. Die Sprache des Epigramms, welches Probus seiner Arbeit vorgesetzt hat, ist von der Sprache, welche in den Biographien uns entgegentritt, so durchaus verschieden, daß Niemand an eine Identität der Verfasser, ohne ein Wunder anzunehmen, glauben kann. Zudem wird das Epigramm richtiger so erklärt, daß Probus sich darin gar nicht Verfasser des Buches nennt, sondern Abschreiber eines Exemplars für Theodosius: denn er sagt, auch der Vater und Großvater haben daran geschrieben. Wie Probus ferner seine eigene Arbeit den Lesern als Schrift des Cornelius unterschieben wollte, so muß man annehmen, daß des letztern Werk bereits untergegangen war. Dafür aber hat man keine Beweise. Auch ist das Leben des Kato und Atticus in Darstellung und Sprache so sehr übereinstimmend mit den übrigen, daß keine Trennung Statt finden kann.

Die Ansicht, nach welcher die Biographien ein Auszug aus Cornelius genannt werden, hat zuerst C. Barth vertheidigt. Er glaubt, Aemilius Probus, der Zeitgenosse des Theodosius, habe diesen Auszug verfertigt. Dieß ergebe sich aus der abgerissenen Darstellung und aus der schlechten Sprache, welches beydes im Leben des Attikus ganz anders sey. Bachr sprach ebenfalls diese Ansicht aus, und bemerkte, daß bey solcher Annahme man die historischen Fehler auf Rechnung des Epitomator, nicht auf Schuld des Cornelius setzen könne.

Der Verf. entgegnet, daß die Biographien sich durchaus nicht als Auszug darstellen. Es werden die Quellen erwähnt, aus welchen der Verf. schöpfte. Viele Stellen sind wörtlich aus griechischen Autoren übersetzt. Warum kürzte er diese nicht ebenfalls ab? Als Epitomator hatte er eher gar keine Quellen erwähnt, außer Nepos. Er hat nirgends den Ton dessen, der Auszüge macht, sondern zeigt sich so wie derjenige, der frey nach eigner Wahl ein Buch schreibt. Er erwähnt die übrigen Schriften des Nepos so, daß man sieht, Nepos selbst hat so geschrieben, niemand anderer konnte sich so ausdrücken. Die Darstellungsweise ist überall die gleiche wie im Leben des Attikus. Es wäre unerklärlich, warum der Epitomator die Vorrede des Cornelius an Atticus unverändert ließ. Gegen die Bemerkung von Baehr erwidert der Verf., es sey sonderbar, dem Epitomator alle Fehler aufzubürden, den Schriftsteller selbst frey zu sprechen. Denn wie einfältig müßte man sich den erstern denken, wenn er, was er im Buche richtig gelesen, im Auszug falsch berichtet hätte.

Auch H. Meyer aus Zürich stellte in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1835. Nr. 130 die Ansicht auf, daß diese Lebensbeschreibungen sämmtlich, auch diejenige des Cato und Attikus, nichts als Auszüge aus dem Werke des Nepos seyen. Er begründete die Meynung dadurch, daß sowohl der innere Gehalt als die Darstellung und Sprache weit hinter allen zurückbleibe, was das Zeitalter des Cornelius hervorgebracht hat. Dieses auch sey die einzige Erscheinung des Augusteischen Zeitalters, in welcher wie alle Vorzüge eines klassischen Schriftstellers vermissen. Es könne daher unmöglich so aus der Hand des Nepos hervorgegangen seyn, sondern es sey ein Auszug, der nicht einmal als wahrer Auszug gelten könne, da alles zu einem gewissen moralischen Zwecke behandelt und zu einem Schulbuch verarbeitet worden sey. Es könne indeß nicht von einem Zeitgenossen des Theodosius geschrieben seyn, da die Sprache besser sey, sondern es gehöre ins zweyte Jahrhundert. Es liege übrigens in der sonderbaren Manier des Verfassers, daß er seinen Auszug ganz als das Werk des Cornelius anbiete.

Der Verf. erwidert, es lasse sich doch noch fragen, ob denn alles, was im Augusteischen Zeitalter geschrieben worden, vollendet war? Nein, namentlich waren die Römer in der Geschichte damals noch weit zurück. Ferner hätte im zweyten Jahrhundert kaum jemand wagen können, einen Auszug aus des Cornelius Schriften für diese Schrift selbst auszugeben. Jeder Schulknabe hätte den Betrug errathen. Waren denn die Werke des Cornelius im zweyten Jahrhundert schon so selten, daß jemand den Auszug für das Werk selbst hingenommen hätte? Hätten ferner die Stellen über Freyheit, Tyrannenhaß in einem Schulbuch jener Zeit stehen dürfen?

Die dritte Ansicht, nach welcher sowohl der Verfasser, als das Zeitalter unbekannt ist, wird von, Julius Held vertheidigt.

Diese Biographien, sagt er, sind weder von Cornelius, noch von Probus, ja vielleicht überhaupt von keinem Römischen Schriftsteller verfaßt. Auch selbst das Leben des Attikus, welches doch das beste ist, hat so viele Mängel und Fehler, daß man an keinen Historiker dabey denken darf.

Der Verf. meynt, die Mängel und Fehler, welche Held rüge, seyen nicht bedeutend, im Gegentheil zeige sich überall eine feine Auswahl des Stoffes und eine lobenswerthe Kürze.

Wir gestehen, daß diese Widerlegung uns nicht befriedigte. Auch eine frühere Aeußerung, daß man nicht an alle Werke des Augusteischen Zeitalters die Forderung der Klassicität stellen dürfe, mag wohl wenige bereden, aus diesem Puncte die vorliegenden Biographien dem Cornelius zuzuschreiben. Denn so ließe sich das elendeste Buch doch noch ins goldene Zeitalter hineinzwingen. Wir behaupten gar nicht,

daß nicht auch in der besten Zeit der Litteratur schlechte Bücher geschrieben worden seyen, aber das behaupten wir, daß solche keinen Beyfall erhalten konnten, daß die tüchtigsten Schriftsteller solche nicht geachtet, noch als Zeugnisse angeführt haben, daß solche nicht Jahrhunderte lang aus Einer Generation der andern empfohlen wurden.

(Schluß folgt.)

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia), etc.

(Schluß.)

Die wilden Pferde wurden damals in solcher Menge niedergemacht, daß man jetzt nur noch wenige Ueberbleibsel von ihnen sieht. Diese Noth dauerte bis 1827, wo man das Beyspiel der Missionen befolgte und in Brasilien einfiel, um Vieh zu stehlen. Die ganze Bevölkerung war nun in eine große Räuberbande verwandelt; la Bajada war fast völlig verlassen, weil die Einwohner in Masse auf Plünderung ausgegangen waren. Auf diese Weise wurde von den neuen Freyheitsheiden eine solche Menge Viehs zusammengestohlen, daß während der Anwesenheit des Verf. das Viertel Fleisch (25 Pfund) um 24 — 36 Sous verkauft und noch überdieß fortwährend die jenseits des Parana gelegene Hauptstadt von Santa Fe damit versorgt werden konnte.

Die Provinz Entre Rios, zwischen dem Parana und Uruguay liegend, hat einen flachen Boden. Die Bergkette, welche man gewöhlich auf der Karte zwischen diesen beyden Strömen hinziehen sieht, existirt nur auf dem Papiere; es sind schwache Sandhaufen, kaum den Namen von Hügeln verdienend, welche hier die Wasserscheide ausmachen. Die Vegetation entfernt sich schon mehr von der tropischen und ist der der Banda oriental ähnlich. Dieß deutet auch das Thierreich an: die Affen sind ganz verschwunden, der Tapir ist selten, und die glänzenden Arten der tropischen Vögel sind meistentheils nicht mehr zu finden. Das Land könnte reich seyn, wenn seine Bewohner nicht so indolent wären. Hoffnung zum Besserwerden ist hier, wie es scheint, noch weniger als für Corrientes vorhanden.

Von la Bajada fuhr der Verf. auf die andere Seite des Stromes, um Santa Fe, die Hauptstadt jener Provinz gleichen Namens, zu besuchen. Ihr Ansehen ist besser als das von Corrientes und la Bajada, denn während diese blos großen Dörfern gleichen, stellt

Santa Fe wirklich eine Stadt vor. Ihr politischer Zustand ist indeß um nichts besser, als der von Entre Rios. Der Gouverneur hatte hier ein neues militärisches System versucht, indem er dreyhundert von den Bocobis, die zu den wildesten Indianerstämmen gehören, in Sold genommen und eine Art Leibgarde daraus gebildet hatte. Diesen vertraute er auch die Rückführung der hunderttausend Stück Rindvieh an, welche er in den Bürgerkriegen von Buenos-Ayres durch Plünderung zusammengebracht hatte. Anstatt sie aber nach Santa Fe zu liefern, hielten es die Bocobis für gerathener, sich selbst die ganze Beute nebst allen Waffen und der Bagage zuzueignen, desertirten deßhalb in Masse und zogen sich mit ungeheuren Vorräthen in ihre Wälder zurück, wodurch die Bewohner von Santa Fe in solche Noth geriethen, daß sie ihr Fleisch in la Bajada holen mußten.

Unter den größten Gefahren von den Korsaren beraubt und ermordet zu werden, setzte der Verf. die Fahrt nach Buenos-Ayres fort, und nur durch eine wunderbare Bewahrung gelang es ihm endlich diese Stadt am 30. May zu erreichen, nachdem er 42 Tage auf eine Reise verwendet hatte, die man sonst in 15 — 20 abmacht.

Während des Verf. Aufenthalt in Buenos-Ayres wurde der Friede mit Brasilien abgeschlossen, wodurch die Banda oriental unter dem Namen der Republik von Uruguay für einen besondern selbstständigen Staat erklärt wurde. Auch erlebte er in der Stadt selbst eine von den dort üblichen Revolutionen, indem der Gouverneur über Nachts verjagt wurde, was einen blutigen Krieg zwischen der Stadt und dem Lande verursachte. In die sehr ausführliche Schilderung, welche der Verf. von dem früheren und gegenwärtigen Zustande von Buenos-Ayres giebt, können wir nicht näher eingehen, nur erwähnen wollen wir, daß der politische und intellektuelle Zustand dieser Hauptstadt keineswegs noch zu den erfreulichen gehört, obgleich sie in den letztern Jahren an Bevölkerung sehr zugenommen hat, was namentlich durch das Herzuströmen von Fremden aus allerley Nationen veranlaßt worden ist. Man rechnete im Jahre 1836 die Einwohnerzahl der ganzen Provinz auf 105 — 170000 Seelen, wovon 70000 auf die Hauptstadt kamen; unter letzteren waren nicht weniger als 20,000 Ausländer.

So weit geht der Reisebericht des Verf. in diesem ersten Theile. Angehängt ist demselben noch eine sehr lehrreiche Schilderung des Ingenieurs Parchappe von seiner Reise durch die Pampas nach Cruz de Guerra, im Innern der Provinz von Buenos-Ayres, so wie nach der weißen Bay an der Küste von Patagonien. Die beygegebenen, größtentheils den folgenden Theilen angehörenden Abbildungen sind meist sehr gut und in der bekannten französischen Manier gearbeitet.

A. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Beyträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich v. Raumer ꝛc.

Beyträge ꝛc. Zweyter Theil, auch unter dem Titel: König Friedrich II. und seine Zeit (1740—1760) ꝛc.

(Fortsetzung.)

Andererseits würde Hr. v. R., dadurch auf ein zwar kleineres, aber gewähltes Auditorium beschränkt, wie wir nicht zweifeln, an seinem Ruhme nicht nur nicht verloren, sondern unstreitig gewonnen haben; wäre es auch nur dadurch gewesen, daß er mit größerer Muße anderweitige Forschungen hätte vergleichen und die vielen Winke auf das Tragische seines Gegenstandes, die Expectorationen gegen Mariens Vertheidiger und von ihm differirende Meynungen als unnöthig weglassen und durch kritische Widerlegung hätte ersetzen können.

Wenden wir uns nun nach diesen einleitenden Vorbemerkungen zu dem nähern Inhalte des Buches.

Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Documente beginnen mit einem Briefe der nachmaligen Königin Elisabeth vom 1. May 1548 (!), springen aber dann sogleich auf 1556, dann auf 1561 über; worauf sie dann in einer gewissen chronologischen Ordnung, jedoch nicht ohne Unterbrechungen und ohne manches wichtige Ereigniß uncommentirt zu lassen, folgen. Sie beziehen sich fast ausschließlich auf Maria Stuart und bestehen, wie bereits oben gesagt wurde, großentheils aus gesandtschaftlichen Berichten; in der letzten Lebensperiode Mariens aber, besonders aus Briefen dieser Königin, aus der Correspondenz ihrer Hüter über sie, den Aussagen ihrer Schreiber Curt und Nau bey der babingtonschen Verschwörung, und aus ihren eigenen; dann folgt der Proceß Davisons, Nachrichten über Elisabeths Tode und Auszüge aus einem Berichte über England von dem Venetianer Molino 1607. Obwohl die Documente zur Geschichte Mariens während ihrer Gefangenschaft die größere Anzahl bilden, sind die vorhergehenden meist von größerem Interesse. Der Verfasser erkannte dieß wohl und begann daher seine Darstellung „im Gegensatze mit nicht wenigen (aber schwerlich beachtenswerthen) Schriftstellern“ mit der Rückkehr Mariens nach Schottland. Aber schon hier können wir nicht unbemerkt lassen, wie auffallend es klingt, wenn Hr. v. R., welcher im ersten Briefe bittet, „man möchte es nicht ihm zur Last legen, wenn die geschichtliche Wahrheit den zeitherigen Vorurtheilen seiner Gegner widerspreche,“ seine Darstellung selbst mit einem Gemeinplatze eröffnet, den wir überall, aber nicht in dieser „vorurtheilsfreyen“ Behandlungsweise erwartet hätten. Er sagt S. 11:

> „Nur die frühern Thaten der Königin Maria, erklären das Benehmen der Schotten und der Königin Elisabeth, und wer hiebey an den verführerischen und sittenlosen Hof der Katharina von Medici erinnert, ist mehr ein Freund oder doch unparteyischerer Richter der unglücklichen Königin, als wer sie mit einem falschen Glanze poetischen Lichtes umgibt, gegen welches die geschichtliche Wahrheit dann doppelt schwarz hervortritt.“

So oft auch bis jetzt solche Declamationen von dem sittenverderbenden Einflusse des Pariserhofes auf Ma-

ria Stuart bis jetzt wiederholt wurden, hat dennoch Niemand eine Thatsache anführen können, welche auf die Jugendzeit Marias irgend einen Flecken geworfen hätte. Daß der Hof Katharinens sittenlos war, ist weltbekannt; es handelt sich nur darum, ob und wie Maria Stuart an diesem Hofe verführt worden sey. So wenig aber als Hr. v. R. sich die Mühe giebt, dieß zu beweisen, so wenig scheint er die Thatsache zu kennen, daß Maria von ihrer Ankunft in Frankreich im Jahre 1548 an bis 1558, der Epoche ihrer Vermählung mit Franz II., nicht am Hofe, sondern in einem Kloster erzogen wurde und bereits im Jahre 1561 wieder nach Schottland zurückkehrte. Hr. von R. nennt sich selbst einen Freund und unparteyischen Richter Maria Stuarts; warum aber verläßt er denn nun nicht die Allgemeinheit, mit welcher er sich umgibt, um die Geschichte der Verführungen mit einer neuen Thatsache zu bereichern? Noch mehr aber erstaunte Ref., als der Verfasser dieses Buches, welcher doch den Vorurtheilen seiner Zeit entgegentreten will — seine Erzählung mit so ungegründeten Voraussetzungen beginnt, die Ereignisse, welche Maria's erstes Auftreten in Schottland vom Anfange an mit Hindernissen umgaben, wie die Anschläge der englischen Minister seit dem Jahre 1559, die entscheidende Versammlung der schottischen Reformer zu Stirling, das Toben John Knoxens, (von welchem Spittler sagt: M. Luther sey gegen ihn ein schüchterner Jüngling gewesen), gegenüber den altherstammenden Rechte Mariens auf ihr Land, welche die meuterischen Unternehmungen ihrer Unterthanen wohl bekämpfen aber nicht vernichten konnten, theils ganz verschweigt, theils ohne Eingehen auf tiefere Erörterung nur flüchtig erwähnt; Maria von Anfang an — ohne ihrer Rechte, ihrer Stellung zu gedenken, vor sein Tribunal ruft und, gleich als sollte die unglückliche Frau nun auch durch den Historiker schutzlos verurtheilt werden, nur durch die Berichte ihrer Gegner schildern und beurtheilen, anklagen und verdammen läßt. Daß Hr. v. R. über die eben berührten historischen Hauptpuncte keine neuen Nachrichten gibt, wollen und können wir ihm nicht zum Vorwurfe machen. Die vollständige Unberücksichtigung aber von Marias Lage, der unrechtmäßigen Ansprüche, die gegen sie erhoben wurden, und die Rechte, der ihr von Gott und Menschen wegen gebührten, bewies wenigstens Referenten, daß nicht jeder, der sich zum Richteramte berufen hält, es in der That auch ist. Aehnliche Dinge aber, Ueberhebungen, die aus Mißkennung der einem Geschichtschreiber gebührenden Schranken hervorgegangen sind, irrige Consequenzen und vorgreifende Urtheile treffen wir leider nur zu oft an. So gesteht Hr. v. R. in dem Berichte über das Attentat Chastelet's gegen Maria Stuart selbst ein (S. 29), Maria habe nichts von dem Plane dieses frechen Gesellen gewußt; er führt den Bericht Randolphs vom 28. Febr. an, wodurch dessen frühere Aussage von Marias Theilnahme oder Mitwissen an dem Bubenstücke zurückgenommen wird, folgt aber dennoch in den als Facit der kritischen Untersuchung angeführten Puncten (S. 29) dem früheren, nachher von Randolph selbst zurückgenommenen Berichte, um Marien übergroße Vertraulichkeit (Worte des ersten Berichts) mit Chastelet zum Vorwurfe zu machen. Nach diesem schlagenden Beweise historischer Kritik fährt Hr. von R. fort:

„Mag man aber dieß annehmen, oder läugnen, und alle Schuld seiner eigenen Liebes-Thorheit vermessen; jeden Falls war es hart und grausam, daß ihn die Königin dem Henkerbeile preis gab. Unterwarf sie sich hierin fremdem Rathe, aus Furcht strengerer Untersuchung, so zeigte sie große Schwäche; geschah es aus eigenem Antriebe, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen und ihrem Wandel allgemeine Beystimmung zu verschaffen, so mißglückte das Mittel und neue Vorwürfe erwuchsen aus kleineren und größeren Veranlassungen.“

Abgesehen von dem Mangel an Logik, Wahrheit und historischen Sinn, der auch in dieser Phrase herrscht, verdient dieses Raisonnement auch noch eine andere Rüge. Weil das Mittel mißglückte, — und wer ist denn Herr des Erfolges? — war es hart und grausam, einen frechen Diener, der der Königin Gewalt anthun wollte, hinrichten zu

lassen? Maria hätte wohl durch unzeitige Nachsicht *) gegründete Ursache zu Vorwürfen und üblen Gerüchten geben sollen?

Der englische Gesandte an Marias Hofe schreibt am 18. Okt. 1565 an Burghleigh S. 91:

„Der Haß, welchen Maria gegen Murray gefaßt hat, bezieht sich weder auf seine Religion, noch darauf, daß er, wie sie mir letzt sagte, ihr die Krone rauben wollte, sondern darauf, daß sie weiß: er kenne einige so geheime Dinge (welche man Anstands halber nicht nennen kann), welche sich mit ihrer Ehre nicht vertragen und welche er als ihr Bruder, so verabscheute, daß er sich weder zeigen kann, so wie zuvor, noch sie anders an ihn denken, als an Einen, den sie tödtlich haßt. — — Alle diese Dinge (schließt er) schreibe ich mehr mit Kummer des Herzens, als mit Vergnügen, um irgend Jemandes Schande an den Tag zu legen, am wenigsten von Solchen, denen wir nächst Gott hauptsächlich Ehrfurcht schuldig sind."

Am 27. August aber hatte Randolph bereits berichtet:

„Nie hörte ich so beleidigende Worte, als wie die Königin gegen Murray aussprach. Ich darf vermuthen, daß sie etwas Schwereres gegen ihn auf dem Herzen hat, als sie irgend jemand sagen wird."

Da uns die erste Stelle nicht ganz passend übersetzt scheint und Hr. v. R. sie auch englisch anführt, wollen wir auch dieses hinzusetzen:

„She knoweth that he understande the some such secret parte (not to be named for reverence sake) that standethe not with her honor which he so much detestede being her brother, that neither can he show himself as he had done, nor she think of him but as of one whom she mortally hatethe. Here is the mischief, this is the grief and how this may be salved and repaired, it passeth I trowe mens witte to consior.

Man wird nach Durchlesung dieser Stelle anfangs glauben, Murray habe entweder die Ehre Mariens als Königin angegriffen, oder, er habe sie als Weib beleidigt; als Factum steht jedoch nur fest, daß Maria zu dem Gesandten gesagt habe, sie hasse Murray nicht deßhalb, weil er ihr nach der Krone trachte. Dennoch aber hatte derselbe Gesandte am 5. May desselben Jahres berichtet, *) sie hasse M., weil er ihr nach der Krone trachte, ein Widerspruch, den Herr v. R. gar nicht gekannt zu haben scheint. Woher aber weiß der Gesandte das Folgende und was kann darunter gemeynt seyn? War hiebey irgend eine Schuld von Seite Mariens vorhanden, so darf man als gewiß annehmen, sie war als „am Hofe Katharina's von Medici erzogen," Frau genug, etwas gegen ihre eigene Ehre Vorgefallenes dem Gesandten Elisabeths auf jede Weise zu verbergen, und insbesondere nicht mit ihm selbst davon zu sprechen. Andererseits wäre eine solche Sache wohl schwerlich bloß von Randolph allein bemerkt worden, da Maria von Feinden umgeben war, die jede Gelegenheit, ihr Schimpfliches nachzusagen, mit Begierde ergriffen, und somit das Geheimniß vor allem Knoxens Anhange offenkundig geworden, welcher doch bey allem Schreyen und Schimpfen gegen Maria auch nicht die leiseste Spur einer so ehrenrührigen Sache gekannt zu haben scheint. (Vrgl. M'Cries Leben Joh. Knoxens, herausgegeben von Plahk).

(Fortsetzung folgt.)

*) Ja später führt Hr. v. R. die Hinrichtung Castelets als eine Art von Gegenstück zu Darnley's (nach ihm mit Wissen Marien's) erfolgtem Morde an.

*) The queen hateth the duke, Murray, alleging against him (Murray) that he goeth about to set the crown upon his own head. bey (Chalm. III. 107.)

Almanach für das Jahr 1837. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von Heinrich Berghaus. Stuttgart. XV. und 455 S. in klein 8. mit 12 Tafeln.

Ueber die Tendenz dieses Almanachs äußert sich der Verf. im Vorworte folgendermassen:

„Schon vor sehr geraumer Zeit habe ich den Entschluß gefaßt, neben meiner geographischen Monatsschrift alljährlich ein Büchlein erscheinen zu lassen, welches die Mittheilung theils neuer Thatsachen zur Erweiterung der erdkundlichen Wissenschaften, theils übersichtliche Zusammenstellungen älterer, oft aber sehr zerstreuter Nachrichten beabsichtige. Diese schwellen in der That mit reißender Geschwindigkeit an, daß selbst denjenigen, welcher aus Beruf oder aus Neigung das Fortschreiten des geographischen Wissens verfolgt, es sehr schwer wird, gleichen Schritt zu halten, geschweige denn dem Dilettanten."

Den Anfang dieser Aufsätze macht eine Abhandlung über die vulkanischen Erscheinungen, insbesondere die Erdbeben (S. 1 — 171). Eine sehr lehrreiche, durch ältere wie durch neuere Thatsachen wohl ausgestattete, durch klare Darstellung ausgezeichnete Arbeit, die eine vollständige Uebersicht über die mannigfaltige Phänomenen, welche bey dem Auftreten vulkanischer Gewalten sich zeigen, gewährt.

An sie schließt sich unmittelbar der zweyte Aufsatz an: Bericht über einige Erderschütterungen und vulkanische Ausbrüche im Jahre 1835 (S. 172 — 228). Sehr ausführliche, detaillirte und eben deßhalb sehr interessante Erzählungen von den Erdbeben in Chili, Kappadocien, China, auf den Molukken und im südlichen Frankreich, von den Detonationen auf den Balearen und dem Ausbruch des Vulkans von Consequina in Guatimala. Die versprochene Fortsetzung soll der Verf. ja nicht unterlassen, sondern in gleicher Ausführlichkeit wie diesen Anfang geben.

Die Beyträge zur Hydrographie der größeren Oceane (S. 229 — 365), welche aus den Tagebüchern der preußischen See-Handlungsschiffe auf ihren Reisen nach Amerika und um die Erde geschöpft sind, sind zwar für den Geographen von Fach, für den Kartenzeichner, und insbesondere für den Seefahrer von großer Wichtigkeit; indeß für ein deutsches Publikum, dessen größter Theil das Meer nur vom Hörensagen kennt, ist der Gegenstand doch nicht interessant genug, und der Verf. wird daher in der Zukunft gut thun, solchen Arbeiten in einem Almanach keine allzugroße Ausdehnung zu geben. Am ansprechendsten unter den mannigfachen Artikeln dieser Beyträge ist die Beschreibung der Fucus-Bank von Flores und Corvo, von A. v. Humboldt.

Der letzte Aufsatz betrifft: die Jungfrau-Inseln, in geologischer und klimatischer Beziehung geschildert von R. Schomburgk (S. 366 — 455). Eine ausführliche Schilderung dieser Inselgruppe, welche den karaibischen Inseln angehört; die Bestimmung der nach Berlin eingesandten geognostischen Stufen rührt von G. Rose her.

Außer dem Titelbilde, das den Beherrscher des Pundjab, Randjit Singh, darstellt, sind 12 Tafeln diesem Almanach beygegeben. Sechs derselben, zu Schomburgks Aufsatz gehörig, stellen Aufnahmen und einzelne Skizzen die Jungfrau-Inseln dar. Eine Tafel liefert eine Uebersicht der Entdeckungen des Kapitäns Back, eine andere die neuesten Vermessungen des rothen Meeres; zwey Tafeln gehören zu den hydrographischen Beyträgen und eine andere stellt Berniers und Murray's Karte von Kaschmir neben einander. Bey der einen Tafel, den Pimpinellenberg im Brandenburgischen darstellend, muß es der Süddeutsche, der den Anblick der Alpengebirge gewöhnt ist, dem Norddeutschen zu Gute halten, wenn dieser es der Mühe werth findet, einem Berge, dem bey uns keine sonderliche Beachtung zu Theil geworden wäre, ein eigenes Blatt zu widmen.

Die äußere Ausstattung dieses Almanachs ist sehr elegant und solid, so daß er sich auch in dieser Beziehung vortheilhaft empfiehlt.

Essai sur les races humaines considérées sous les rapports anatomique et philosophique. Par P. P. Broc. Paris. 1836. 161 S. 8. mit 2 Tafeln.

Gleichzeitig mit dem neu aufgefrischten berüchtigten Buche von Bory über die Menschenrassen, ist in Paris das vorliegende von Broc erschienen; er nennt sich auf dem Titel Doktor der Medizin und Professor der Anatomie und Physiologie. Diese Qualifikation mag den Verf. nun allerdings vor dem Unsinn bewahrt haben, daß er nicht, wie Bory, den Menschen zu den Affen zählt, oder aus den Rassen gesonderte Arten macht; gleichwohl finden wie im Uebrigen dieselbe Unbekanntschaft mit der ausländischen Litteratur — man könnte sie fast eine glückliche nennen, da sie mit Behagen ihren engen Kreis erschöpfen kann. Bey der Eintheilung der Menschenrassen ist zwar Blumenbach (gewöhnlich ist er Blummembach geschrieben) gelegentlich genannt, von Prichard dagegen findet sich keine Erwähnung. Mit Gerdy nimmt der Verf. 4 Hauptrassen an: die weiße, gelbe, schwarze und rothe. In den Unterabtheilungen fußt er vorzüglich auf Bory, von ihm entlehnt er auch hauptsächlich die Schilderungen der Völker. Was herauskommt, wenn ein Blinder den andern führt, davon nur einige Beyspiele.

Die Slaven und Ungarn gehören, nach dem Verf., zum germanischen Völkerstamme. Die Hindus bringt er ihres gelben Teints wegen in Verbindung mit den Mongolen; dagegen kommen die Patagonen zu den Weißen. Bey solcher Confusion klingt es ganz komisch, wenn man S. 79 liest: „Erst nachdem ich mit der scrupulösesten Sorgfalt eine ansehnliche Zahl von Naturforschern, Physiologen und Reisenden verglichen hatte, habe ich die von Gerdy festgesetzte Eintheilung angenommen". Um sich über manche Eigenthümlichkeiten in der körperlichen Bildung der Hottentotten Aufschluß zu verschaffen, führt er an, daß er Viren, Borv, Levaillant, Hutton, Voyage en Afrique, Maltebrun, das Dictionnaire de Géographie und die Encyclopédie méthodique consultirt habe; also fast durchgängig Compilatoren, die Hauptquellen fehlen. So ist es allenthalben der Fall, daher ist auch dieses Buch für den deutschen Leser ohne allen Werth.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Beyträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich v. Raumer ꝛc.

Beyträge ꝛc. Zweyter Theil, auch unter dem Titel: König Friedrich II. und seine Zeit (1740—1760) ꝛc.

(Fortsetzung.)

Am Wahrscheinlichsten ist also, daß hier von allgemeinen Mißverhältnissen die Rede ist, wenn nicht gerade von Elisabeths beständiger, Marien oft nur zu peinlichen Einmischung in die schottischen Angelegenheiten, welche Murray ganz besonders begünstigte und die besonders Marien von ihm entfremdete; wie denn auch in dem Berichte Randolphs vom 13. October mit unzweydeutigen Worten gesagt ist, Maria sey gerade wegen dieser Einmischung im höchsten Grade über Elisabeth erboßt.

Es ist und kann auch nichts mehr gegen die Ehre (honor) einer souverainen Königin seyn, als die Einmischung einer Andern in die politischen und religiösen Verhältnisse ihres Landes; nichts schmerzlicher, als die Unterhandlungen ihrer Unterthanen, besonders derer, die wie Murray ihrem Throne zunächst stehen, mit einer Nebenbuhlerin wie Elisabeth: Dinge, die Maria freylich, so lange sie nicht mit Elisabeth offen brechen wollte, „auf dem Herzen halten und Niemanden sagen mußte.“ Ferner bezieht sich in dem angeführten englischen Texte which offenbar auf honor, weil, wenn es sich auf secrete parte bezöge, es sonst wohl and which heissen müßte. Daß jedoch in der angeführten Stelle nur bereits zwischen Randolph und Burghley als bekannt Vorausgesetztes, auf keinen Fall aber eine in Dunkel eingehüllte Unthat zu verstehen sey, geht auch daraus hervor, daß weder Chalmers, der, wie aus Vol. I. p. 243 ersichtlich ist, diesen Brief kannte, noch unsers Wissens irgend ein anderer Schriftsteller daraus für Maria gehässige Consequenzen zu ziehen wagte. Hören wir nun wie Hr. v. R. diese Stelle auslegt: S. 93.

„Dieser Bericht (v. 13. Oct.) spricht weit klarer aus, was der vom 27. August bloß andeutete; dennoch lassen sich die Worte verschieden auslegen. Geht man davon aus, (was Randolph in dem Schlußsatze, (sieh die obigen Stellen), eigentlich eingesteht (?), daß man über solche Dinge lieber zu wenig als zu viel sagt, und das Aergste wo nicht verschweigt, doch in die mildesten oder dunkelsten Worte einkleidet: so muß man denken, es sey von dem die Rede, was in den Häusern der Seleuciden und Ptolemäer Sitte war und für erlaubt galt, den damaligen Valois aber zur Last gelegt ward. Wenigstens ist es nicht wahrscheinlich, daß Maria einen tödtlichen Haß sollte auf ihren Halbbruder geworfen haben, bloß weil etwa einige Liebesgeschichten zu seiner Kenntniß gekommen wären. Sie nahm derley Dinge nur zu leicht. An eine Leidenschaft und Verschmähung jener Art würde sich des Psychologischen und Tragischen nur zu viel anreihen und manches Geschichtliche daraus erklären lassen. Jedenfalls bestätigen obige Berichte die Ansicht, daß alles Gerede über Marias Keuschheit und Unschuld eines historischen Beweises ermangelt. Wer aber nach wie vor alles hieher Gehörige für schändliche Verläumdung hält, der wird mindestens zugeben müssen, daß Maria im schlechtesten Rufe stand, und jene angebliche Verläumdung nur zu allgemein (?) für Wahrheit gehalten wurde.“

Ref. zweifelt keinen Augenblick, daß gewisse Leute dieses Raisonnement höchst geistreich finden werden. Unglücklicher Weise für solche Freunde scandalöser Geschichten fällt aber das Hauptargument Hr. v.

Rs., Mariens „tödtlicher Haß“ gegen Murray weg, indem sich die Königin gar nicht zu lange nach diesem Berichte mit ihrem „tödtlich gehaßten“ Halbbruder versöhnte (Chalm. II. p. 524 c. 527.). Um aber dieser Lüge die Krone aufzusetzen und der genialen Leichtigkeit, womit der Verfasser das Andenken einer Todten, einer dreyfach unglücklichen Frau befleckt, alle Entschuldigung abzuschneiden, muß ihm zufolge diese seine Erfindung, wodurch „das Tragische sich besser aneinanderreihen und das Psychologische sich besser erklären“ soll, auch allgemein geglaubt worden seyn. Eine Behauptung, welche nur dann gegründet ist, wenn ausgemacht wäre, der Glaube Fr. v. Rs. sey der Glaube Aller. Weitere Beweise einer so frivolen Behauptung gibt Hr. v. R. nicht; er entscheidet und richtet nur. Bewundern wir daher diese unvergleichliche Methode, zu neuen Resultaten zu gelangen.

Es ist jedoch dieß nicht das einzige Mal, daß des Verfassers Divinationsgabe geschichtlichen Daten auf so glänzende Weise vorangeeilt ist. So geht nach den von Chalmer II. p. 510 — 518 benützten Documenten ein ganz anderer Grund des Zerwürfnisses zwischen Maria und Darnley hervor als bey Hr. v. R., welcher auf die von Ch. citirten Berichte Randolphs und Bedfords vom 6. und 8. May keine Rücksicht nahm (!) und nur die vom 27. März kannte. Bey dem Berichte über Riccios Ermordung legt Hr. v. R. besonderes Gewicht auf den Bericht des französischen Gesandten (S. 103, 104), welcher gegen die nächsten Verwandten Mariens „die klare Beschuldigung ihres Ehebruchs ohne Tadel und Widerspruch wiederholt haben soll“. Ref. hat diesen Bericht wiederholt gelesen; von der klaren Beschuldigung des Ehebruchs konnte er aber nicht das Geringste finden, es müßte denn nur seyn, Hr. v. R. habe die Anwesenheit Riccios und der Gräfin Argyle bey Marien für einen klaren Beweis von Ehebruch angesehen (S. 114). Eine Annahme freylich ganz eigener Art. Wohl aber las Ref., daß etwas Aehnliches in gewissen Berichten an die Königin Elisabeth behauptet wird (S. 106), da aber Hr. v. R. nicht für gut findet zu bemerken, von wem diese stammen und selbst kein Gewicht darauf legt, so können sie um so weniger für uns von irgend einer Bedeutung seyn. Denn wer wird einem Documente nur deßhalb Glauben schenken, weil es ein Document ist? Wir müssen es unsern Lesern überlassen, diese vergleichende Untersuchung auch über Darnley's Tod, Mariens Heirath mit Bothwell, Babington's Verschwörung ꝛc. nach Belieben selbst fortzusetzen. Wir, die wir eine Anzeige, aber keine Abhandlung schreiben, können uns mit dem allgemeinen Resultate begnügen, daß durch die mitgetheilten Documente zwar manches Schätzenswerthe für die Geschichte gewonnen ist; aber anstatt, daß der Kreis der Untersuchung dadurch geschlossen wäre, hat er, wie der Leser aus den angeführten Beyspiele ersehen haben wird, eigentlich erst mehr als je begonnen.

Eben deßhalb aber auch kann hier mit einer bloßen Anzeige nur sehr wenig gedient seyn. Da aber unter den nachfolgenden Documenten eine nicht unbedeutende Anzahl von höchst beschränktem Werthe sich befindet, erlaubt sich Ref. nur noch einige Stücke mitzutheilen, durch welche theils das Resultat einer besondern Untersuchung, welche Hr. v. R. in dem bereits vor diesen Beyträgen erschienenen zweyten Bande seiner Geschichte von Europa S. 570 — 572 angestellt hatte, als unstatthaft erwiesen wird, theils andere Puncte näher aufgeklärt werden. Es handelt sich erstlich um den Auftrag, welchen Mariens letzter Hüter Sir Amias Paulet, nachdem das Todesurtheil über die unglückliche Königin bereits ausgesprochen war, erhalten hatte, dasselbe heimlich und auf eigene Verantwortung zu vollstrecken. Hr. v. R. hatte früher das Unglaubliche einer solchen Annahme darzustellen gesucht. Nach den von dem Verf. nun aufgefundenen Documenten ergiebt sich aber, daß bereits vor dem 9. Dec. 1586 von ei-

nem solchen Antrage die Rede gewesen seyn mußte; daß ferner die beyden gedruckten Briefe Davisons und Walsinghams vom 1. Febr. und Paulets Antwort vom 2. Febr. 1587 ächt sind. Ob aber die Folgerung des Hrn. v. R., daß es dennoch zweifelhaft sey, ob Elisabeth einen solchen Auftrag ertheilt und Davison vielleicht es aus eigenem Antrieb unternommen habe, so zu schreiben, begründet zu nennen sey, muß Ref. dem Leser zur Entscheidung überlassen. Hr. v. R. verwickelt sich hierbey wieder in Annahmen (S. 520), welche, um vom Forscher angenommen zu werden, eine tiefere Begründung voraussetzen, als in diesem Buche geschieht und in diesen Blättern mitgetheilt werden kann, auf keinen Fall aber wie hier mit Davisons eigener Aussage (S. 538) in Widerspruch stehen dürfen!

Bey dem Processe selbst, welcher mit ihrem Todesurtheile endigte, erklärte Maria nur: sie habe auf jede Weise getrachtet ihre Freyheit zu gewinnen und werde dieß thun, so lange sie lebe; aber sie habe niemals dem Leben der Königin (Elisabeth) nachgestellt oder mit Babington und den übrigen zu diesem Zwecke in Verbindung gestanden, sondern lediglich zur Erlangung ihrer Freyheit.

Eine besondere Rücksicht verdient noch der 63te und 69te Brief, welcher Davisons Proceß und Rechtfertigung enthält. Wenn irgend ein Abschnitt dieser Beyträge die Aufmerksamkeit eines künftigen Geschichtschreibers auf sich zieht, so ist es dieser. Ob aber ein solcher, ohne deshalb für eine der beyden Königinnen Parthey zu nehmen — sich gerade für das von dem Verf. gewonnene Resultat entscheiden wird, ist freylich eine andere Frage; obwohl jeder den von Hrn. von Rs. mitgetheilten Documenten sorgfältige Aufmerksamkeit wird schenken müssen.

Ehe wir jedoch nun von dem ersten Bande ganz Abschied nehmen, müssen wir noch auf einige Bemerkungen zurückkommen, welche der Verf. den Documenten beygegeben hat. Sie beziehen sich auf eine Auseinandersetzung der Rechte Mariens zu ihrer Heirath mit Darnley, ihre Gefangenschaft und letzten Schicksale. Vergl. S. 80, 293, 303, 333. Ueberzeugender aber als das darin enthaltene Raisonnement wäre für Referenten und gewiß für jeden andern gewesen, wenn Hr. v. R. statt dessen mehr auf die documentirten Einwürfe seiner Vorgänger Rücksicht genommen hätte. Denn so lange, um nur Ein Beyspiel anzuführen, Hr. v. R. bey Mariens Verbindung mit Bothwell für seine Ansicht keine andern Beweise bringt, als welche von Chalmer und andern Schriftstellern, deren Documenten wir mindestens denselben Glauben beymessen müssen, als unserem gelehrten Landsmanne, für unächt anerkannt wurden; so lange Hr. v. R. sich nur auf die Defensive beschränkt, gleich als wenn keine anderslautenden Urkunden existirten, und sich in allgemeinen Kreisen bewegt, anstatt die ihm ungegründet erscheinenden Behauptungen früherer Forscher zu widerlegen, wird die fragmentarische Haltung dieser Briefe durch die streng historische Methode Anderer, die nur langsam und bedächtig vorwärts schreiten, weit in den Hintergrund gestellt. Hätte es doch Hrn. v. R. vom Anfange an gefallen, die handelnden Personen, eine wie die andere in den Verhältnissen, die sie umgaben; mit den Ansprüchen, die sie auf den Schauplatz ihrer Thaten mitbrachten, und die andere an sie machten, mit der Ueberzeugung, die sie leitete, und zwar mit der Umsicht darzustellen, die nicht nach dem einen Documente greift und das andere bey Seite legt, sondern die kein Zeugniß undurchforscht noch unberücksichtigt läßt; er würde den gegründeten Verwurf der Partheylichkeit auf sich nicht beruhen lassen müssen.

Der Verfasser hat dem ersten Bande ein Porträt Maria Stuarts, angeblich von einem ihrer Zeitgenossen in der schönsten Blüthe ihres Lebens verfertigt, vorangesetzt. Ist diese Angabe richtig, so fallen alle Beschuldigungen, welche gegen Mariae

Ehre auf ihre verführerischen Reize gebaut sind von selbst weg, indem nicht eine Spur auch nur gewöhnlicher Schönheit in diesen Zügen zu finden ist.

(Fortsetzung folgt).

Beyträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgang von Ulrich Hegner. Leipzig, Weidmannische Buchhandlung. 1836.

Es mögen vielleicht Viele, welche dieses Buch lesen, zuerst auf den Gedanken gerathen, als sey dasselbe gegen den berühmten Lavater geschrieben, und werden sich wundern, daß Ulrich Hegner dieß gethan, der in so nahen Verhältnißen mit ihm gelebt hatte. Als Quelle dieser Meynung mag wohl der Inhalt der Briefe, die hier mitgetheilt sind, genannt werden, denn die Wahrheit derselben und der wichtigste Theil enthält Zweifel und Bedenken über die theologischen Ansichten und die Eigenthümlichkeiten des Glaubens an Gott, welche Lavater in Schrift und Wort aufs beharrlichste dargestellt hat. Es entfaltet sich in diesen Briefen ferner das ganze Leben und Streben des Mannes, und wir werden über den gewaltigen Eindruck belehrt, welchen er auf die Zeitgenossen machte, die anfangs durch die Originalität seines Wesens ergriffen, seiner begeisterten Lehre und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit billig sich unterwarfen; allmählig aber, als mit vorgerücktem Alter eine gewiße Einseitigkeit der Richtung den frühern Reichthum der Ideen verdrängte, auf unangenehme Weise berührt wurden, so daß die tüchtigsten Köpfe aus seinem nächsten Kreise sich entfernten. Andere Leser mögen in Beurtheilung des Buches durch Vorurtheil befangen seyn, weil manche persönliche Verhältniße, in welchen entweder sie selbst oder ihre nächsten Anverwanden zu dem gefeyerten Manne standen, hier offen bespochen werden mußten. Allein diese Leser müssen bedenken, daß eben ihre persönlichen Gefühle sie an unpartepischer Auffassung verhindern. Wie seltsam, daß so viele seiner Anhänger auch jetzt noch eine ruhige, einfache Beurtheilung ihres Lehrers nicht ertragen wollen! Es wird ja in dem Buche nicht darüber gestritten, ob Lavater ein großer Mann war oder nicht. Darüber hat die Zeit schon längst entschieden, daß er groß war. Allein Lavater kann ebenso wenig jetzt noch als Parten-Haupt angesehen werden, über welches die eine Partey nur Gutes, die andere nur Böses aussagt. Sein ganzes Leben und sein Tod haben hinlänglich bewiesen, daß er einer der edelsten und ausgezeichnetsten Menschen war. Bisher aber war man vor lauter Lob und Tadel gar nicht zur wahren freyen Einsicht über das Wesen und den Kern seines Geistes gedrungen, und doch war es so wichtig, seine Jugendideen, sein erstes Auftreten, seine aufblühenden Talente, dann seine entschiedene Richtung, und endlich sein Stillstehen aus dem Innern seines Wesens zu begründen und darzustellen. Lobredner und Biographen hatte Lavater bisher zwar schon viele gefunden, aber alle hatten ihn mehr in seiner Einseitigkeit vergöttert, als die ganze Genialität seines Geistes, die Totalität seines Gemüthes aufgefaßt. Das war nun die Aufgabe, die Ulrich Hegner zu lösen versuchte.

Denjenigen also, welche meinen, dieses Buch sey gegen Lavater geschrieben, müssen wir offen erklären, daß sie die richtigen Gesichtspunkte nicht erkannt haben. Wir glauben vielmehr, daß, wer das Buch ruhig bis zu Ende durchliest, unwiderstehlich mit der größten Achtung gegen diesen Mann erfüllt wird. Schon als Jüngling schloßen sich an ihn die tüchtigsten, geistreichsten, edelsten Altersgenoßen an und als er als Schriftsteller auftrat, da erregte sein Geist, seine wundervolle Entwicklung religiöser Zustände, seine freye Geistesherrschaft im Gebiete der Psychologie und Moral alle Zeitgenossen. Ja die wichtigsten Männer, welche in den verschiedensten Richtungen des Lebens sich bewegten, traten mit ihm in Briefwechsel, um an dem reichen Schatze seiner Ideen sich zu laben. Sein eigenthümlicher Geist brachte in seinen Freunden die verschiedenartigsten Wirkungen hervor. Der erste Eindruck war unwiderstehlich, erregte Bewunderung und Entzücken. War des Freundes Sinn ganz auf religiose Ideen hingerichtet, welche in Gemüth und Phantaße ihren vorzüglichsten Nahrungsstoff erhielten so wurde er immer mehr zu ihm hingezogen. Schöpften dagegen die Freunde ihre tiefsten Gedanken entweder aus der Philosophie oder aus der Geschichte oder aus dem menschlichen Leben, so konnten diese das Uebermaaß der Eigenthümlichkeit von Lavater nicht lange ertragen; es arbeitete sich von innen heraus ein entschiedener Gegensatz, der zwar sein System immer achten und anerkennen mußte, aber dasselbe nicht zum eignen Lebensprinzip erheben konnte. Der Wunderglaube, welchem er von Jahr zu Jahr immer stärker anhing, verursachte das Zurücktreten mancher Freunde und viele Feindschaften gegen ihn. Er hingegen hegte seinen Groll, und seine Innigkeit, die er für alle Freunde andauernd erhielt, zeigte die reiche Fülle seines Herzens.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Beyträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich v. Raumer ꝛc.

Beyträge ꝛc. Zweyter Theil, auch unter dem Titel: König Friedrich II. und seine Zeit (1740—1769) ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der zweyte Band, welcher an Verschiedenheit der Materien und daraus hervorgehender lebhafter Abwechselung der Verhältnisse den ersten weit übertrifft, bezieht sich auf eine mehr als 150 Jahre von dem Inhalte des ersten Bandes entfernte Periode. Die Mehrzahl der mitgetheilten gesandtschaftlichen Berichte steht in unmittelbarer Beziehung auf die Geschichte König Friedrichs II. von Preußen und der von ihm eröffneten Unterhandlungen mit den nordischen Höfen von 1740—1769. Besonders ausführlich und zwar bereits von dem Jahre 1704 an sind die Verhältnisse Rußlands bedacht, d. h. die Geschichte der Palast-Revolutionen von St. Petersburg und des englischen Einflusses daselbst. Wir möchten diese Berichte mit Leuchtkugeln vergleichen, die mitten in die moralische Finsterniß der großen Welt geworfen sind und die ungeheuere Verworfenheit erhellen, mit welcher die öffentlichen Angelegenheiten in dem größern Theile Europas während des verflossenen Jahrhunderts betrieben worden sind. Doch fließt, die Audienzen nnd Privatconferenzen mit Fürsten und Ministern abgerechnet — natürlich nicht wenig bekanntes mit unter. Aber man hört auch das Bekannte gerne aus fremdem Munde und das Getreibe der großen Welt von einem der Ihrigen geschildert, erregt doppeltes Interesse. Es sind Materialien, nicht reichlich genug zu einer Geschichte dieser Zeit; denn dazu fehlen uns die preußischen und östreichischen Berichte, aber gewichtig und moralisch-schrecklich genug, den rechten Anfangs- und Ausgangspunct der politischen Geschichte zu zeigen.

Die mitgetheilten Auszüge und Copien beginnen mit den Berichten des englischen Gesandten Guy Dickens aus Berlin, gehen aber schon im zweyten Briefe zur Schilderung der schwedischen, russischen und obenhin auch der französischen und spanischen Verhältnisse durch die an diesen Höfen accreditirten englischen Gesandten über. Besonders verdienen die Briefe Burnaby's über den Hof von Stockholm und der Partheyen in Schweden, welche im Solde der fremden Mächte standen und handelten, Aufmerksamkeit. „Wenn wir, schreibt Burnaby, 1. August 1740, so glücklich sind, die Mehrheit der Stimmen bey der Wahl eines Marschalls und des geheimen Ausschusses auf unsere Seite zu bringen (und dazu waren dem Gesandten erst am 17. Juny 4000 Pfund von seiner Regierung angewiesen worden), so wird es nach meiner Meynung von dem Könige von England und der Czarin abhängen, für eine Kleinigkeit von Ausgabe den künftigen Beherrscher dieses Reiches nach Belieben zu ernennen. Dasselbe beabsichtigen die Franzosen im Fall ihre Parthey obsiegte.“ Noch ausführlicher sind die Verhältnisse Rußlands beschrieben und ihnen ein eigener Anhang gewidmet, welcher Auszüge aus Berichten vom Jahre 1704—1740 enthält. Im brittischen Reichsarchive werden nicht weniger als 25 Folianten nur über

diese Epoche aufbewahrt; Hr. v. R. benutzte jedoch nur Berichte vom 7. December 1704, 30. Jan. 1705, 25. May 1705, 21. Novbr. 1705, 7. Octbr. 1705. Dann aus dem Jahre 1706, 3. März, 2. May; von 1708 21. März, 21. Novbr.; von 1709 23. Januar, 19. Juny, 19. September; 1710 6. Februar, 9. October; von 1711 3. September. Von da an bis 1719, aus welchem Jahre Hr. von R. einen Bericht vom 9. Jan. als mittheilenswürdig erachtet, finden sich keine oder unerhebliche Berichte, so wie auch von 1719 — 1728. Aus diesem Jahre folgen dann Auszüge von Berichten vom 7. August, 11. Sept. und 20. Novb.

Vom Jahre 1730 ist ein Bericht vom 19. Januar, dem Todestage Czar Peters II.; 2. Februar, in welchem einer der vielen Pläne des russischen Adels, die monarchische Verfassung zu seinen Gunsten zu modificiren, gegeben wird; vom 16. Februar, welcher das Scheitern dieser Entwürfe durch Mangel an richtigen Einsichten und die Zwietracht des Adels vorausſagt, was dann der Bericht vom 26. Februar als wirklich eingetroffen meldet. Interessant sind auch die nun folgenden Charakterschilderungen des Großkanzlers Golowkin, des Bar. Ostermann, des Generals Jaguschinsky u. a.

Dann folgen Berichte vom 1. März (1730), 11. May, 19. May, 22. Juny. Dann vom 4. Jan. 1731 und vom 21. Sept. 1734, 24. Apr. 1736, 15. Jan. 1737, 23. Sept. und 16. Dec. 1738, 13. Jan. und 12. May 1739.

Aus der Aufzählung dieser Berichte erhellt zugleich die Art und Weise, wie Hr. v. R. die 25 Folianten — er selbst rühmt sich in der Vorrede, es seyen 292 Folianten durch seine Hände gegangen — benützt hat. Der Anhang, in welchen diese Auszüge aus 25 Folianten mitgetheilt sind, beträgt (von S. 554 — 613) 59 Seiten in kl. 8.

Nach dieser Digression gehen die Berichte (Seite 18) vom Jahre 1740 an in chronologischer Ordnung fort bis zu den ersten Jahren Katharinens II.

Ueber die Verhältnisse von Spanien und Frankreich, welche der Verf. nur im vierten und neunten Abschnitte berührt, waren nach seiner Angabe 37 Folianten durch seine Hände gegangen. Im fünften Abschnitte kehrt der Verf. endlich zu König Friedrich II. zurück. Des Königs Anschläge gingen vorerst den Gesandtschaftsberichten zufolge auf Jülich, Berg und Ostfriesland. Diese Pläne aber erlitten durch den Tod der Kaiserin Anna und des Kaisers Karls VI. eine bedeutende Veränderung. Der Verf. beschreibt zuerst die Folgen des ersten Ereignisses und die daraus hervorgegangenen Regierungsveränderungen in St. Petersburg; dann wendet er sich, die Ereignisse von Oesterreich darzustellen. Es ist hiebey merkwürdig, mit welchem wirklich blinden Vertrauen man von Seite des Wienerkabinets bey Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction auf die Hülfe Preussens baute. „Ich kann mich auf Niemand verlassen, sagte der Großherzog Franz zum preußischen Gesandten Borke, als auf den König von Preußen und den König von Großbritanien (Oct. 1740). Schon am 5. Nov. gibt aber der englische Gesandte in Berlin Nachricht von kriegerischen Berathungen und Vorbereitungen (gegen Oesterreich); am 3. Nov. klagt der Gesandte: „Ein Fürst, der die geringste Rücksicht auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit nähme, könnte die Rolle nicht übernehmen, auf welche König Friedrich losgeht.“ Am 5. Dec. meldete man bereits aus London dem englischen Gesandten in Wien, des Königs Absichten gehen auf die Eroberung Schlesiens. Am 4. d. Mts. hatte Friedrich an den König von England geschrieben, er müsse Deutschland retten, das Oesterreich (!?) und Frankreich theilen wollten. In Wien konnte man die feindliche Absicht des Königs noch immer nicht glauben. Bey diesem Plane des Königs und der von Hrn. v. R. (S. 70) zugegebe-

nen Absicht desselben, es koste was es wolle, Krieg zu führen, klingt es fast unbegreiflich, wenn Hr. v. R. in ein und demselben Abschnitte (X.) die Worte des Königs an den englischen Gesandten: „er habe keine Verpflichtung zur Erfüllung der pragmatischen Sanction übernommen, und wenn es sein Vater that, so sey er nicht gebunden, noch wolle er sich durch etwas fesseln lassen, was er nicht selbst einging und vollzog", angibt und beyfügte: „man kann nicht wissen, wie sich der König vielleicht im Eifer des Gespräches über das Halten der Staats-Verträge ausdrückte" ! (können wir aber solchen Berichten nicht trauen, was hat sich dann Hr. v. R. überhaupt die Mühe genommen, Gesandtschafts-Berichte zu excerpiren oder zu copiren, da sie doch eigentlich nur als Aufschlüsse über solche Dinge werthvoll sind?) daß er sie aber keineswegs vom Leben oder Sterben der Fürsten abhängig machte, ergibt sich zur Genüge aus andern umständlichen Erörterungen in seinen Werken"?! Zwey Seiten lang bemüht sich der Verf., dem klaren Anspruche des Königs einen andern, mehr moralischen Sinn unterzulegen S. 54 – 87; verliert sich aber zuletzt so weit, daß er die Plane des Königs zu Planen der Vorsehung macht, die Verfasser der Berichte, die über des Königs Gewebe von Trug und Arglist zürnten, für befangen erklärt und seine Leser in allem Ernste versichert, die Plane Friedrichs II. seyen ihrer Erhabenheit so unbegreiflich gewesen, daß nur verwandten Geistern (Hrn. v. R.?) ein Urtheil darüber zukomme, nicht aber jenen Gesandten, den Augenzeugen von des Königs Thun und Treiben.

Erst am 18. Oct. (es sollte heißen December) verlangte der preußische Gesandte in Wien von dem Großherzoge Abtretung des Herzogthum Schlesiens, unter dem Vorwande einer gebührenden Sicherstellung Preußens in dem Bunde der fünf Mächte. Der Großherzog aber weigerte sich zu unterhandeln, so lange auch nur Ein preußischer Soldat in Schlesien stehe. Bey dieser Gelegenheit gibt Robinson, aus dessen Berichte wir dieß schöpfen, eine kurze und treffende Charakteristik des Königs: „Jung und rasch, anmassend und unlenkbar, die sonderbarste Mischung von Ehrgeiz und Geiz und zwar, was das Schlimmste ist, diese beyden Laster gepfropft auf so viele gute Anlagen, daß sie dem Könige selbst als Tugenden erscheinen."

(Schluß folgt).

Beyträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn, und nach persönlichem Umgang von Ulrich Hegner. Leipzig, Weidmannische Buchhandlung. 1836.

(Schluß.)

Für jüngere Leser, welche Lavater nicht mehr gekannt haben, ist dieses Buch von der höchsten Wichtigkeit. Sie lernen in ihm einen der tüchtigsten, liebenswürdigsten Menschen kennen, der die Liebe und Achtung beynahe aller Zeitgenossen in überwiegendem Maße durch die eigenthümliche Richtung seines Geistes erworben hatte, dessen Schriften mit der höchsten Begierde von Gelehrten und Ungelehrten gelesen und wegen der Genialität der Ideen bewundert wurden. In unserer Zeit, in der sich eine ganz andere Geistesrichtung herausgebildet hat, als diejenige war, in welcher Lavater und seine Zeitgenossen sich bewegten, hat das jüngere Geschlecht wenige seiner Schriften gelesen; jetzt mag durch dieses Buch mancher sich angeregt fühlen, seine Werke aufzusuchen, und namentlich die Physiognomik, welche den tiefen Physiologen beurkundet, zu studiren. Denn dieses Buch, welches von Herder, Zimmermann, Jakobi, Wieland, Göthe stets bewundert wurde, und welchem alle Unsterblichkeit geweissagt hatten, hat die Nachwelt bereits vergessen, bevor sie den tüchtigen Gehalt benutzt und ausgebeutet hat. Auch in seinen übrigen beynahe zahllosen Schriften liegt ein reicher Schatz von Ideen ausgestreut, welche die Mitwelt mit schwärmerischem Entzücken auffaßte; die Nachwelt hingegen wandte sich gleichsam übersättigt schnell von ihnen ab. Vielleicht mag nun wohl ein tüchtiger Kopf auf den Gedanken gerathen, aus den sämtlichen Schriften einen Auszug zu verfertigen, welcher alles Geniale, Eigenthümliche, Unsterbliche in allen Gebieten seiner Schriftstellerey wohlgeordnet enthielte, gleichwie dieß Schlegel mit den Schriften Lessing's gethan hat. In diesem Auszuge müßte das Psychologische das Hauptelement seyn; denn

in diesem Gebiete hat sich Lavaters Geist vorzüglich entfaltet. Wohl würden uns da der Goldkörner viele überraschen, und mancher würde sich wundern, eine Menge der wichtigsten Grundsätze schon hier klar ausgesprochen zu sehen, welche in der Psychologie, Aesthetik, Poesie, Moral heutzutage als neue Ahndungen gelehrt werden. Daß aber Lavater in dieser Tüchtigkeit und in seinem wahren Wesen aufgefaßt werde, hat Ulrich Hegner in seinem Buche durch zwey Wege zu erreichen versucht: durch die Briefe der Freunde an Lavater und durch eigene Abhandlungen, welche den merkwürdigen Mann nach seinen eigenthümlichen Verhältnißen schildern. Die Briefe werden in Auszügen mitgetheilt; denn alles Gewöhnliche, Unbedeutende, Ungehörige, was in so vielen Briefsammlungen berühmter Männer den Werth und Genuß verdirbt, ist weggelassen; es sind hier nur die Kerngedanken herausgehoben; kurz alles, was dazu dient, um die Leser mit dem regen Geistesverkehr, in welchem Lavater sich bewegte, rasch bekannt zu machen. Wir lernen hier das ganze Leben dieses Mannes, Pläne, Hoffnungen, Glauben und Verzweiflung, Geschick und Mißgeschick, Wahrheit und Täuschung, Größe und Kleinheit, Tugend und Schwäche in bunter Folge kennen. Alles tritt in den Briefen hervor, was die bedeutendsten Zeitgenossen an Lavater geehrt und bewundert; alles ferner, was sie an ihm getadelt und mißbilligt hatten. Die damalige Zeit war eine ganz andere als die unsrige; alles war damals theologischen Gedanken zugewandt, alles zu religiösen Gebräuchen bereit. Lavater war der geistreichste Lenker und Führer in solchen Dingen, jeder faßte ihn auf nach seiner eigenthümlichen Richtung des Lebens. Der Geistige wußte seine Lehre im innern höhern Leben anzuwenden, der Sinnliche faßte sie auf, wie er konnte und mochte, und glaubte in der Glut der Gefühle den Becher der Seligkeit zu trinken. Um daher ein volles lebenswarmes Bild des Mannes und seines allgewaltigen Einflußes auf die Zeitgenossen zu geben, mußten Briefe mancherley Art, hohen und niedern Schlages, mitgetheilt werden, und hier hat Hegner in der Auswahl stets den rechten Fleck getroffen. Diese Auszüge sind so, wie sie nur aus der Feder eines geistreichen Humoristen, eines feinen Menschenkenners hervorgehen konnten. Hegner ging dabey einzig auf das Geistige, Bedeutsame, Charakteristische: minder begabte Schriftsteller, welche mehr auf dem Regelmäßigen, Gewöhnlichen, Beschränkten halten, welche den Menschen nie in seiner wahren Natur, frey von conventionellen Rücksichten darzustellen vermögen, welchen der äußere Anschein überhaupt werthvoller ist als das Innere, hätten manchen dieser Briefe weggelassen und andere eingereiht: allein dadurch hätten wir die Wahrheit verfehlt. Hier galt es, den Grundgedanken zu erfaßen, den Lavater in das höchste Licht zu stellen suchte, ohne zu fürchten, wenn selbst bedeutende Schwäche durch das volle Licht offenbar werden.

Die hier mitgetheilten Briefe sind von Maler Füßli in London, Göthe, Herder, Jakobi, Zimmermann, Klopstock, Campe, Chodoviecki, Garve, Gleim, Häfeli, Stolz, Hartmann, Hamann, Haschka, Hottinger, Jerusalem, Jung-Stilling, Klockenbring, Knebel, Kubinsky, Lenz, Leuchsenring, Matthei, Meiners, Moses Mendelsohn, Merk, Pfenninger, Reinhold, Reselnitz, Schlosser, Schlötzer, Spalding Vater und Sohn, von den beyden Stolberg, Sulzer, Tischbein, Tobler, Gräfin Branconi.

Die besten Briefe sind von Zimmermann, Göthe, Wieland, Herder, höchst affectirt die von Häfeli und Stolz.

Das zweyte Mittel, durch welches Hegner ein großes, volles Lebensbild dieses Mannes uns vor Augen stellt, sind eigene Abhandlungen, in denen alle Verhältnisse seines geistigen und sittlichen Lebens durchgesprochen werden. Diese Aufsätze sind nach Rubriken geordnet z. B. Freunde, Freundinnen, Feinde, Glaube, Gemüthsart, Physiognomik, Philosophie, Poesie. Dann folgt ein Anhang von einer andern Feder, worin auf ähnliche Weise gewiße Verhältnisse beurtheilt werden. Diese tragen die Ueberschriften Freunde, Glaubenssache, Art und Weise, Tod.

Zum Schluße mag noch mitgetheilt werden, was Hegner über die Freundschaft und Feindschaft Göthe's gegen Lavater äußert:

In dem Abschnitt über die Freunde von Lavater schreibt er nämlich über Göthe Folgendes:

> Die congeniale Brüderlichkeit, worin Göthe in seiner hamletischen Jugend mit Lavater stand, war außerordentlich, wie aus seinen Briefen ersichtlich ist. jedoch bey allen gemüthlichen Vereinigungspuncten waren sie doch in Meynungen verschieden, und mußten auseinander gehen. Das ist begreiflich; aber daß Göthe in späterer Zeit, als aus dem gemüthlichen Hamlet ein steifer Polonius geworden, den alten Bruder verfolgte, ja zuweilen mit Füßen trat, ist eine fast schauerliche Veränderung.
>
> H. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Beyträge zur neueren Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive von Friedrich v. Raumer ꝛc.

Beyträge ꝛc. Zweyter Theil, auch unter dem Titel: König Friedrich II. und seine Zeit (1740—1709) ꝛc.

(Schluß.)

Am 30. Dec., wenn das Datum in den Oeuvr. post. richtig ist, betraten die Preußen den schlesischen Boden. Denn es war offenbar die Absicht des Königs, daß sein Gesandter, obwohl er die Anweisung Schlesien zu verlangen früher erhalten, sie erst dann eröffne, wenn sein Herr bereits in Schlesien eingefallen wäre oder wenigstens an der Grenze stände. (Siehe den Bericht S. 92 und S. 103) Die Depeschen, die diesen Auftrag erhielten, waren vom 15. Nov. datirt; der König erfuhr des Kaisers Tod erst am 28. Oct., konnte also unmöglich seinen Plan, wie er vorgab, in diese Zeit mit Frankreich und England verabredet haben, und somit fällt also der in der Forderung angeführte Grund von selbst weg; zugleich aber auch geht aus dem ganzen Zusammenhange hervor, daß, wie wir oben bemerkten, jene Forderung nicht am 18. Oct., wie Hr. v. R. will, sondern am 18. Dec. geschah, ein Versehen, das hier zu vielen Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Friedrich aber schrieb nach der Eroberung Schlesiens 30. Jan. 1745 dem Könige von England: „Bien loin de vouloir troubler l'Europe, je ne prétens rien, sinon que l'on ait égard à la justesse de mes droits incontestables et que justice me soit faite, sans que je me verrai obligé de pousser les choses jusqu'à l'extrèmité et de ne garder dèsormais aucuns ménagements avec la cour de Vienne. Dann, den Charakter des Königs von England wohl kennend, setzte er hinzu: „er müsse das protestantische Interesse, das ihnen beyden gemein sey, bewahren; deshalb habe er die Schlesier aus der Barbarey des katholischen Gouvernement herausgerissen. (Le gouvernement tyrannique sous lequel les Silésiens ont gémi, est affreux et la barbarie des catholiques envers eux inexprimable). Würde dieß nicht hinreichen, sie zu verbinden, so müsse er sich Frankreich in die Arme werfen." Nach der Unterschrift war hinzugesetzt: j'ai oublié de l'informer, que j'ai conclu une alliance défensive avec la Russie. Auf dieß wendet sich der Verf. nun wieder zu Rußland, Münnichs Sturz zu beschreiben; dann zum Reichstage von Schweden (Winter 1740) hierauf zu Frankreich und Spanien, zuletzt wieder zu König Friedrich; eine Vertheilung des Stoffes, welche eine schnelle und treffende Uebersicht raubt und den Zusammenhang vernichtet.

Zunächst folgen nun die Unterhandlungen während des Sommers 1741 (13. Abschnitt), in welchen England das Amt eines Vermittlers zwischen dem Könige und dem Wienerhofe übernommen hatte, ohne daß jedoch ein ersprießliches Resultat daraus erfolgt wäre, bis das Vordringen der Franzosen und Bayern gegen Böhmen den König bewog, sich dem Wienerhofe zu nähern, und den Waffen-

stillstand vom 9. October abzuschließen, diesen aber bey Veränderung der Conjuncturen auch gleich wieder für nicht gültig anzusehen.

Nachdem der Verf. dann den Abschluß des Berliner Friedens und die Klage, die er in Paris hervorbrachte, geschildert, wendet er sich wieder zu den Verhältnissen Rußlands von der Zeit des obenbenannten Friedensschlusses bis zur Erhebung der Prinzessin Elisabeth auf den Kaiserthron und der damit verbundenen Umwälzung. Dann kehrt er zu Preußen zurück (17. Octbr.). Die nächsten Berichte beziehen sich auf den unglücklichen Karl VII., der endlich aus seiner Täuschung erwachte und den Armen Frankreichs, die ihn gehoben, sich zu entwinden suchte. Hierauf werden die Berichte von Berlin seltener und weniger merkwürdig und hören endlich auch mit der Abberufung Legge's im Novbr. 1748 auf. Williams war (nach preußischen Berichten) vom July 1750 bis Januar 1755 (wahrscheinlich von Dresden aus) auch für Berlin thätig, Mitschell daselbst erst im April 1756 angelangt. Nachdem der Verf. noch den Frieden von Aachen erwähnt, wendet er sich zu den Unruhen in Holland im Jahre 1748 — 1750. Dann schildert er die Verhältnisse der europäischen Mächte nach dem Aachner Frieden, der nur geschlossen zu seyn schien, sich zu neuen Schlägen vorzubereiten. Insbesondere sind hier die Bemühungen Oesterreichs, das den Gewaltstreich des Königs gegen Schlesien nicht verschmerzen konnte, und ihm nun Feinde von allen Seiten zu bereiten suchte, wichtig (23. Oct.).

Schon im May 1754 trug Kaunitz bey England darauf an, daß es mit Rußland seinen neuen Vertrag zu Ende bringe. Jedoch erst 1755 nahmen die Angelegenheiten eine entschiedenere Wendung, als es sich dann darum handelte, daß Oesterreich England in Flandern und Hannover gegen Friedrich beystehen sollte, und Kaunitz erklärte, Oesterreich müsse für diesen Fall zuerst durch Rußland gegen Preußen gesichert seyn. Das Verdienst oder Unverdienst, die Russen in die europäischen Angelegenheiten trotz ihres Widerwillens dagegen hineingezogen zu haben, gehört jedoch unstreitig und zwar in Folge dieser Unterhandlungen den Engländern zu. (Vrgl. die betreffende Instruction Lord Holdeneß's an William's S. 288 und einen Bericht des Gesandten Finch aus St. Petersburg 2. Juny 1741, p. 163, 167.) Schon 19. Juny 1755 meldete Keith dem Fürsten Kaunitz, es sey fast gewiß, daß ein russisches Heer England und Oesterreich zu Gebote stehe, um sogleich einen solchen Angriff auf den König von Preußen zu machen, daß er sich zweymal werde bedenken müssen, ehe er wieder Krieg gegen die Kaiserin Königin erhübe. Von August 1755 bis Februar 1756 ruhten alle weitern Verhandlungen über diesen Punct; es zeigt sich aber nur zu sehr, daß England die Allianz mit Oesterreich nur gegen Frankreich, Oesterreich die Englands nur gegen Preußen wünschte.

Der Hauptzweck der Engländer insbesondere war, durch den Vertrag mit Rußland den Frieden von Europa zu erhalten und deßhalb theilten sie auch die Nachricht von diesem Vertrage dem König von Preußen selbst mit, der seinerseits sich für einen Neutralitäts-Vertrag für das Reich aussprach (1. 302). Und so kam bereits am 16. Jan. 1756 das Schutzbündniß zwischen England und Preußen zur Erhaltung des Friedens und gegen den Einmarsch fremder Mannschaft in Deutschland zu Stande, welches von englischer Seite als vollkommen befriedigend zur Sicherstellung von Oesterreich angesehen wurde, die damalige Politik aber wesentlich veränderte. Denn nun wandte sich Oesterreich den Franzosen zu, während die Russen in der von England früher hervorgerufenen feindlichen Stellung gegen Preußen nicht nur verharrten, sondern diese bald auf den englisch-preußischen Vertrag ausdehnten und die Kaiserin selbst den heftigsten persönlichsten Widerwillen gegen König Friedrich kund that. Unter solchen Verhältnissen schloß Oesterreich am 1. May

mit Frankreich den Vertrag von Versailles als Gegenstück zur englisch-preußischen Note, worauf am 17. May die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich und am 9. Juny die Frankreichs an England erfolgte. Noch aber erklärte Maria Theresia dem englischen Gesandten in Wien, sich durchaus von jedem Kriege fern halten zu wollen. Alles hieng davon ab, ob England im Stande sey, Rußland für sein und des Königs Interesse zu gewinnen; die Engländer schmeichelten sich und dem König mit dieser Hoffnung, sie ward aber immer unwahrscheinlicher.

Die Czarin erklärte um eben diese Zeit, wenn Maria Theresia von Preußen oder Frankreich angegriffen werde, wolle sie derselben mit aller ihrer Macht zu Hülfe kommen.

Der Verf. wendet sich wieder nach Schweden, wo gerade die königliche Macht dem Senate zum Opfer gebracht ward und die Grafen Horn und Brahe in der Vertheidigung der Kronrechte auf dem Blutgerüste gefallen waren. Oesterreich rüstete unterdessen, nicht zwar in der Absicht den Krieg zu beginnen, wohl aber einen Angriff von Seite des Königs von Preußen begierig erwartend. König Friedrich frug nun auf den Rath des englischen Gesandten in Wien um den Zweck der Kriegsrüstungen an. Maria Theresia erwiederte: „Que les affaires présentes étant en crise, elle avait jugé à propos de prendre des mesures pour sa propre sureté et celle des ses Alliés et qui ne tendraient au préjudice de personne.“ Der König aber verlangte auf diese Antwort von der Kaiserin „une declaration formelle et cathegorique qu' elle n'a aucune intention de m'attaquer ni cette année ni celle qui vient.“ Seinerseits begehrte der Wienerhof, dieses Verlangen schriftlich mitgetheilt zu haben, worauf Friedrich 14. August dem englischen Gesandten schrieb: es bleibe ihm zu seiner Sicherheit nur übrig, seinen Feinden zuvor zu kommen; was er 17. und 18. August wiederholt: „mes ennemis me forcent de faire la guerre, je bénirai le jour qui y mettra fin!? Die endliche Antwort des Wienerhofes 21. August umging gerade die Hauptfrage des Königs; läugnete aber das Daseyn eines Angriffsbündnisses zwischen Oesterreich und Rußland gegen Preußen. Als nun der König (nach dem Berichte vom 28. August) in dieser Antwort gar keine Sicherheit zu finden behauptete, ließ er sein Heer in Bewegung setzen. So entstand zwar nicht der siebenjährige Krieg, aber er brach so aus. Am 4. Sept. hatte der König noch einmal vergeblich seine Sicherheit verlangt; englische Berichte aus eben der Zeit verbürgen jedoch, daß Rußland ohne des Königs Angriff auf Sachsen neutral geblieben wäre. In Sachsen selbst erwartete man bereits im Juny einen Angriff von Seite Preußens und hatte deßrussische Hülfe angefleht dessen Abschickung aber Graf Esterhazy verhinderte.

In Kürze werden nun die Hauptereignisse des Krieges durchgangen; auch die englischen Berichte können des Königs Feldherrntalent nicht genug rühmen. Von Zeit zu Zeit fällt auch ein Blick auf die Verhältnisse von England, Rußland und Frankreich und das Getreibe der Partheyen an diesen Höfen. Es ist sehr zu bedauern, daß sich diese Aufhellungen nicht auch auf das Wienerkabinet beziehen und zu fragmentarischer Art sind. Merkwürdig aber ist das diplomatische Gedränge, in welchem sich oft König Friedrich den Partheyen in England gegenüber befand und die Fortdauer der preußischen und englischen Intriguen am Petersburger Hofe, diesen von dem Bündnisse mit Oesterreich abwendig zu machen. Gegen das Ende des Buches von 38 Abschnitte an werden gerade diese Unterhandlungen und die Vorgänge in St. Petersburg, welche Peter III. hoben und stürzten, näher besprochen. Nicht bloß für König Friedrich, sondern, wenigstens anfangs, für ganz Rußland, insbesondere aber für den Adel war Peter III. ein wohlthätig wirkender Stern. Schon in der Nacht vom 6. auf den 7. Jan. 1762 (Eli-

sabeth war den 5. d. M. gestorben) erhielten die russischen Heeresabtheilungen Befehl, sich der Feindseligkeiten gegen Preußen zu enthalten. Bald aber artete die Vorliebe des Czars für den König in Manie aus. Als er sodann, den Ansichten seines königlichen Freundes auch in andere Hinsicht folgend, wie später Joseph II., gegen den Klerus zu agiren begann, die Klosterländereyen der Krone zusprach, ein Budget für den Klerus bestimmte und strenge Zucht unter dem Militär einzuführen begann, so genügten zwey Stunden, den Czar zu entsetzen und seine Gemahlin Katharina statt seiner auf den Thron zu erheben. Wenige Tage darauf erhielt der englische Gesandte ein Schreiben von dem russischen Ministerium, der Czar sey an heftiger Kolik gestorben; König Friedrich aber ermangelte nicht diese Revolution den Einflüssen des Klerus zuzuschreiben. Der Bericht über Katharina selbst ist nicht ohne Bedenken zu benützen; da er wahrscheinlich zu denjenigen gehört, welche geschrieben wurden, um aufgefangen und gelesen zu werden. Mehr und gegründeteren Aufschluß über Katharina und ihre Günstlinge, die Orlows, die sich durch die Enthronung des Czar Peters geschwungen, gibt der 41te Abschnitt, der zugleich die Ermordung Iwans III. durch 8 Wunden und den Beginn der unmittelbaren Einmischung von russischer Seite in die polnischen Angelegenheiten schildert. Dieß ist zugleich auch der letzte Abschnitt dieses Buches.

C. Hösler.

Die Säugthiere in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen von Dr. J. Ch. Daniel von Schreber und von Dr. August Goldfuß. Fortgesetzt von Dr. Johann Andreas Wagner. Fünfter Theil, erster Band, von S. 937 — 1472, nebst Tafel 241 — 294 D. Erlangen 1836. 4.

Dieser erste Band des fünften Theils vom Schreberschen Säugethier-Werke hat das seltsame Schicksal erlebt, im Laufe der Zeiten drey verschiedene Bearbeiter zu bekommen Von dem seligen Schreber angefangen, dann von Herrn Professor Goldfuß fortgesetzt, gestatteten ungünstige Verhältnisse dem damaligen Verleger dieses Werkes eine weitere Fortführung nicht. So kam es denn, daß dasselbe unvollendet mehrere Jahre liegen blieb, bis es an die Herren Dr. Martius und Pauli in Erlangen überging, und der Unterzeichnete sich entschloß, die weitere Fortsetzung zu übernehmen.

Da die größere Hälfte dieser Abtheilung schon seit vielen Jahren dem Publikum bekannt ist, so erlaubt sich Ref. nur auf diejenige Parthie aufmerksam zu machen, welche von ihm bearbeitet ist. Diese umfaßt lediglich die Gattung Aegoceros, unter welchem Namen Pallas Schafe und Ziegen gemeinschaftlich begriffen hat. Diese Vereinigung der ehemaligen Gattungen Ovis und Capra ist nothwendig, da man keine Merkmale für eine generische Trennung beyder auffinden kann; selbst die Antilopen schließen sich ihnen so allmählig an, daß ihre Absonderung als Gattung weniger in der Natur als in der Methode begründet ist.

Der Auseinandersetzung der Arten schickt der Verf. eine ausführliche Erörterung der Ansichten voraus, welche ihn bey Feststellung des Artbegriffes geleitet haben. Die Fixirung desselben ist in dieser Gattung um so schwieriger, da hier zahme und verwilderte Rassen neben einander vorkommen, aus dem einen in den andern Zustand übergehen, sich mit einander vermischen und deshalb spezifische Trennungen schwer ziehen lassen.

Der schon von Schreber angelegten Ordnung gemäß gehen die Ziegen, als unmittelbar an die Antilopen sich anschließend, vorher und die Schafe folgen nach. Bey jeder von diesen beyden Gruppen sind wieder die wilden Arten und Rassen zuerst betrachtet und auf sie kommen die im Hausstande gehaltenen Thiere. Mit der größten Ausführlichkeit hat der Verf. die Naturgeschichte dieser Gattung behandelt, und bey dem Reichthum seiner litterarischen Hülfsmittel, wie er sie der königlichen Hof- und Staatsbibliothek, so wie der königlichen Veterinärschule dahier zu verdanken hat, hofft er auch eine ziemliche Vollständigkeit erzielt zu haben. Besondere Sorgfalt hat er auf die Darstellung der zahmen Rassen verwendet, da ihre Kentniß nicht bloß einen naturhistorischen Werth hat, sondern auch für die höhere Landwirthschaft von nicht geringer Wichtigkeit ist. Die neu gearbeiteten, zu dieser Abtheilung gehörigen Abbildungen werden den Anforderungen entsprechen, die man jetzt an bildliche Darstellungen zu machen berechtigt ist. Wenn bey ihnen mehr auf Treue als auf luxuriösen Prunk Rücksicht genommen ist, so kann dieß dem Werke nur zur Empfehlung gereichen, da es hiedurch an einer weitern Verbreitung nicht gehindert wird.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Auswahl deutscher Gedichte für die untern und mittlern Klassen der Gelehrten- und höhern Bürgerschulen, nach den Originalien und mit Anmerkungen von G. Friedrich Wilhelm Rücker, Studienlehrer. Erste Abtheilung. Erlangen, Palm, 1837. gr. 8. XII. u. 150. S.

Während sich von verschiedenen Seiten wohlwollende Stimmen hören lassen, welche die Jugend gegen allzugroße Ansprüche der Schule in Schutz nehmen, überweisen die Häuser selbst der Schule mehr und mehr von ihren Ansprüchen, und verlegen das, was vordem Sache gelegentlicher Uebung und Mittheilung und eine Unterhaltung für junge Leute, dabey auch ein Mittel des geistigen Verkehrs zwischen Aeltern und Kindern war, fast allgemein in die Schule. Wie es sich nun auch häufig findet, daß die Schule ein geistiges Asyl für die in ihren Häusern übel berathene Jugend vorstellen muß, wovon Ref. viele Beyspiele anführen könnte: so ist es auch in den Stücken, welche, obwohl sie von dem die Schulen beurtheilenden Publikum gefordert werden, und ihrer Natur nach dem Hause angehören, doch im Durchschnitte von Seiten der Familien mangeln. Jetzt z. B. hört man ältere Männer hie und da sagen: sie haben auch im Laufen, Werfen, Ringen u. dgl. sich geübt; das seyen ihre Unterhaltungen in dem Knaben- und Jünglingsalter gewesen; sie seyen von selbst darauf gekommen, haben keine Anleitung dabey gehabt, noch weniger eine gewisse Nöthigung dazu gebraucht oder erwartet: sie sehen nicht ein, was eine besondere Veranstaltung zu Leibesübungen dringend mache. Ebenso werden viele, deren Jugend in die Zeit fiel, wo Alles mit Begierde auf jedes neue Werk unserer angesehensten Dichter wartete, und der Genuß eines solchen neuen Werks, wie des Wilhelm Tell, in ganz Deutschland Alt und Jung erfreute, nicht recht begreifen, warum man der Jugend das Lesen der vaterländischen Dichter und erster Schriftsteller nicht selbst überlassen wolle. Es würde, meynen sie wohl, doch jeden Jüngling, der sonst zu wissenschaftlicher Thätigkeit den Anlauf genommen habe, und der seine meiste Zeit in der Schule dem klassischen Alterthum widme, die vaterländische Litteratur selbst anziehen, und was er so finde und nach eigenem Triebe sich aneigne, gehe mehr über in seinen geistigen Besitz, als das Lehrpensum, welches die Schule jetzt vollends auch aus der neuen vaterländischen Literatur mache; die Wege, die man selbst gesucht und gefunden, merke man sich für immer; wo man einen Führer habe, gehe auch das Vergessen mit; und etwas müsse doch auch für eigne Wahl und Thätigkeit übrig bleiben; des Lehrens werde überhaupt allzuviel. Es ist leider wahr: des Lehrens wird allzuviel, nicht überall durch Ueberbürdung der Schüler, wohl aber überall durch die bemerkte Ueberweisung dessen, was dem Hause, namentlich dem Hausvater angehört, an die Schule. Diese Ueberweisung erfolgt auf negativem Wege, aber doch mit nicht mindrer Nöthigung, als wenn sie Gegenstand positiver Anforderungen wäre. Wie es komme, daß der Vater für sein Kind — freylich mit rühmlichen

wenigen Ausnahmen — keine Zeit, oder daß er keine Luſt mehr habe, mit ihm in Feld und Wald ſich zu ergehen, daheim und draußen ſich mit ihm zu unterhalten, das zu unterſuchen iſt hier nicht am Orte; aber die Erſcheinung ſelbſt muß da angeführt werden, wo von ihrer Wirkung, der Mehrung der Lehrpenſen für die Schule, die Rede iſt. Denn einmal müſſen gewiſſenhafte Jugendlehrer überhaupt die geiſtigen Bedürfniſſe zu befriedigen ſuchen, die ſie bey ihren Schülern vorfinden, und die von andrer Seite unbeachtet bleiben; und zweytens würde eben einmal nach der verbreitetſten Meynung die Schule, welche ihren Schülern gewiſſe, zur allgemeinen Bildung für nöthig erachtete Kenntniſſe nicht mitgibt, nicht nur tadelnswerth erſcheinen, ſondern auch ihren Schülern gegenüber von den Zöglingen anderer Anſtalten ſchaden. Sie muß mehr oder weniger dem allgemeinen Zug der Zeit folgen, welcher die Menſchen der Natur täglich mehr entfremdet, und einen unſeligen Reichthum an mechaniſchen Mitteln zum ſcheinbaren Erſatz für die abnehmende Kraft bietet. Ein höchſt achtbarer Jugendlehrer hat dem Ref. erzählt, daß er Schüler habe, welche von einem Graben, von einem Saatfeld keine Vorſtellung haben, wenn ein Wort der Art im Unterricht vorkomme, und ſie darüber gefragt werden; ungeachtet einer derſelben täglich eine Stunde weit zur Schule zu gehen habe, und auf dieſem Wege Gräben und Saatfelder in Menge ſehe. Dem Ref. iſt es ſelbſt mehr als einmal begegnet, daß junge, und relativ aufgeweckte Männer ihm in den Weg kamen, welche einen Baum, der in der Gegend, auf begangenen Spaziergängen, vorhanden, aber ſelten war, nicht zu benennen wußten, den Klee nicht kannten, von einem Pflug keine Vorſtellung, von Vögeln, die in der Gegend lebten, nichts gemerkt hatten. Und doch ſahen und hörten ſie das Alles gerade wie die, welche es in ihren Knabenjahren ohne Lehrmeiſter kennen lernten. Wie nun dort der Lehrer dem Knaben erſt erklären muß, was ein Saatfeld ſey, hier einen Lerchenbaum, einen Pflug, den Klee, den Kibitz beſchreiben, weil der junge Menſch es vom Hauſe nicht mitbringt, ſo muß er auch deutſche Gedichte mit ſeinen Schülern leſen, weil ſie etwas davon wiſſen ſollen, und daheim weder Trieb noch Aufforderung finden, ſie kennen zu lernen. Indem die Schule daraus ein Lehrpenſum macht, kommt ſie einer Forderung der Zeit mit der Befriedigung entgegen, welche derſelben von den eigentlich dazu Berufenen nicht gewährt wird.

Und dieſes Lehrpenſum iſt es vorzugsweiſe, welches ohne Chreſtomathie nicht ausgefüllt werden kann. Hätten wir einen Homer, ſo würde man in wohleingerichteten Schulen nicht an eine ſolche Chreſtomathie denken; denn eine jede Chreſtomathie iſt ein pädagogiſches, wenn auch hie und da durch Umſtände nothwendiges Uebel. Ref. verſteht darunter keineswegs Sammlungen einzelner, wenn gleich aus den verſchiedenſten Dichtern und Proſaikern entnommener Sätze und Erzählungen, welche zur Uebung der Grammatik dienen, wie man auch ſolche Bücher nicht leicht Chreſtomathien genannt findet; ſondern ſolche Sammlungen, welche die Darſtellungsweiſe und den Geiſt verſchiedener Autoren in längeren ausgehobenen Stellen anſchaulich machen wollen, und demnach die Schüler von der einen Darſtellungsweiſe und dem einen Geiſte ſchneller zum Stil und Geiſt andrer Autoren derſelben Sprache zu führen verſprechen, als dieß geſchieht, wenn man die Autoren ſelbſt mit den Schülern lieſt. Bey jenen Uebungsbüchern iſt der Geiſt auf Eins gerichtet: der Schüler ſucht den Sinn der Stelle mit Hülfe des Wörterbuchs und der grammatiſchen Regeln, welche gerade daran geübt werden ſollen; bey den Chreſtomathien aber iſt es wenigſtens die Abſicht, daß er, wenn es z. B. eine lateiniſche iſt, die Eigenthümlichkeit Cicero's, Cäſars, Salluſt's, die von Livius, Florus, Tacitus u. A. kennen lerne, ein deutliches Bild desſelben in ſich aufnehme, ſelbſt auch ſeinen Stil darnach bilde. Was iſt aber das Weſen des Stils?

Plato hat lange vor Büffon geantwortet: es ſey eben nur der ſichtbare und hörbare Ausdruck der geiſtigen Individualität: ὁ τρόπος τῆς λέξεως τῷ τῆς ψυχῆς ἤθει ἕπεται. Denkt man ſich nun eine Chreſtomathie, z. B. eine lateiniſche von dreyhundert Seiten, und dieſe dreyhundert Seiten unter zehn Autoren vertheilt, ſo muthet man dem Schüler dadurch zu, mit Abſchnitten von etwa dreyßig Seiten einen Eindruck von der Eigenthümlichkeit eines Autors zu erhalten: was natürlicherweiſe nicht möglich iſt. Vielmehr wird hier Seneca's Wort: non convalescit planta, quae saepe transfertur, was er auch gegen das häufige Wechſeln der Autoren, die man lieſt, gebraucht hat, als eine Stimme der Warnung beachtet werden müſſen, damit man nicht wegen untergeordneter Rückſichten den eigentlichen Zweck klaſſiſcher Lectüre aus den Augen ſetze. Die Eigenthümlichkeit eines jeden denkenden Geiſtes will von Erwachſenen und Gereiften, wie viel mehr alſo von Heranwachſenden, die mit dem Verſtändniß ſelbſt noch ſo viele Mühe haben, lange und mit Stetigkeit betrachtet ſeyn, bevor ſie empfunden und erkannt wird: und was an einem mit Stetigkeit geleſenen Autor gelernt werden kann, wird an zehn Autoren nicht gelernt; die bildende Kraft geht unter häufigem Wechſel überall verloren. Daher waren ciceroniſche, livianiſche Chreſtomathien, welche man vor einigen Jahrzehenden häufig gebrauchte, immerhin heilſamer, als die, welche ſich bemühen, jedem Autor durch ein aus ſeinen Schriften aufgenommenes Stück ſeine Ehre anzuthun. Wollte man aber ſagen: nun ſo wollen wir ſolche aus einem einzigen Autor ausgehobene Stücke zu Chreſtomathien der alten Sprachen nehmen, ſo wäre wieder ein anderer Punct wohl zu erwägen. Wenn man annimmt, daß jeder Lehrer im Durchſchnitt etwa zehn Jahre in derſelben Stelle bleibt, ſo wird er, woferne er nicht blöden Kopfes und alſo untüchtig iſt, im dritten Jahre ſeine Chreſtomathie ſo gut als auswendig wiſſen. Dieß ſchiene vielleicht wünſchenswerth, wo man den Maßſtab von bequemen, ihres Stoffes nicht mächtigen, in der Vorbereitung auf ihre Lehrſtunden ſaumſeligen Lehrern hernimmt und an den ganzen Lehrſtand den Maßſtab einer gewiſſen Klaſſe anlegt. Aber dieſer Maßſtab iſt an ſich unrichtig, und es läge in ſeiner Anlegung eine gewiſſe Legitimation für das mechaniſche Betreiben einer rein geiſtigen Sache. Das Dreſſiren, welches hiebey als Aufgabe des Lehrers vorausgeſetzt wird, iſt allerdings ein Theil des Unterrichts; aber ein durchaus untergeordneter. Wo dieſer Theil des Unterrichts zur Hauptſache und Hauptthätigkeit gemacht wird, da trocknet der Geiſt der Lehrer und der Schüler ein. Ein Lehrer kann nur dadurch friſchen Geiſtes bleiben, daß er immer zulernt, und zwar ſo, daß ſein vornehmſtes Lehrpenſum zugleich den Mittelpunct dieſer ſeiner Thätigkeit vorſtellt. Denn daß man nicht zwey Herren dienen könne, zeigt ſich wohl nirgends deutlicher, als bey gelehrten Schulmännern, deren eigentliche und wirkliche Neigung bey ſolchen gelehrten Arbeiten iſt, welche ſie von den Gegenſtänden ihres Unterrichts abführen. Wenn aber das oben Bemerkte dazu erfordert wird, daß der Lehrer friſch bleibe, ſo muß der mehrere Jahre hintereinander wiederholte Gebrauch einer und derſelben Chreſtomathie eben dadurch als unzweckmäßig und nachtheilig erkannt werden, weil der Lehrer, wenn auch vielleicht zum Theil irriger Weiſe, glaubt, im dritten und den folgenden Jahren nichts Neues mehr in dem Buche zu finden, keine Schwierigkeit darin erſt noch überwinden, keine Stelle beſſer ergründen zu müſſen; weil er ohne Vorbereitung, deren er nicht mehr zu bedürfen glaubt, in ſeine Lehrſtunde geht, durch keinen Reiz der Neuheit mehr aufgeregt wird, in ſtereotypen Ausdrücken und Anmerkungen ſich feſtſetzt; endlich beſonders, weil das Lehrpenſum, wozu immer wieder dieſelbe Chreſtomathie der Stoff iſt, keinen Mittelpunct vorſtellen wird, von dem aus er nach den verſchiedenen Gebieten des menſchlichen Wiſſens gleichſam auslüuft, um überall

her etwas zu holen, wodurch die vorkommenden Stellen erklärt und der Unterricht selbst belebt werden möchte. Denn das stärkste Pflichtgefühl, welches durch Schwierigkeiten des Gegenstands eher gehoben, als ermüdet wird, erliegt der langweiligen Einerleyheit und der Leichtigkeit des einmal aller Neuheit entkleideten Lehrpensums. Dieß ist neben dem oben Bemerkten die nach des Ref. Dafürhalten unüberwindliche Hauptbedenklichkeit gegen die Einführung von klassischen, auch aus einem einzigen Autor gemachten Chrestomathien in den gelehrten Schulen. Andre hier noch nicht bemerkte sind indessen auch nicht zu übersehen, z. B. die, daß nach bestimmten Erfahrungen solche Chrestomathien die Jugend reizen, von ihren Vorgängern in den Klassen Uebersetzungen und Vorbereitungen sich geben zu lassen, und zwar das um so gewisser, und mit einem allmählig sich ganz ausbildenden Betrugssystem, je unveränderter die Behandlung derselben Stücke in derselben Klasse sich alle Jahre wiederholt. Dagegen wird es keine Lehranstalt geben, welche nicht von dem länger fortgesetzten Bestreben, ganze Werke, wie von Cäsar, Sallust, Tacitus, Homer, Sophokles, Euripides, oder wenigstens von umfangreichen Autoren gerade in sich abgeschlossene Stücke, dergleichen Livius bietet, zu lesen, die erfreulichsten Früchte aufweisen könnte. Es macht sehr viel bey der Jugend aus, wenn sie sieht, daß sie mit Ausdauer und in stetem Fortschreiten einen anfangs als fast zu groß erscheinenden Stoff bewältigen kann, und der Muth dazu wächst mit dem Fortschreiten; was man gewiß bey dem Gebrauche von Chrestomathien nirgends wahrnimmt. In einer ersten Gymnasialklasse nahm der Lehrer 1831/32 mit Schülern, welche vorher schon das erste Buch von Xenophons Anabasis gelesen hatten, die übrigen sechs Bücher vor. Es wurde schwer, dieselben durchzubringen, da in demselben Jahre auch die ersten sechs Bücher der Ilias gelesen werden sollten, und auch gelesen wurden. Aber die Schüler selbst verlangten, daß

man größere Pensen aufgebe, damit auch noch das letzte Buch gelesen werden könnte. Für die Vollendung einer Chrestomathie würden sie kein Interesse gezeigt haben. Denn, was in sich ein Ganzes ist, hat einen Reiz auch schon für den jugendlichen Geist, während er an Stücken, die wie in einer Zeitung von den verschiedensten Seiten her nur durch einen äußern Verband zusammengestellt sind, sehr bald erliegt.

Von allen diesen Bedenklichkeiten steht keine der Einführung deutscher Chrestomathien im Wege, während auf der andern Seite klar ist, daß der Zweck des Lesens deutscher Prosa und Poesie in Schulen auf keine andere Weise erreicht werden könne. Wir besitzen bereits eine solche Menge deutscher Chrestomathien, daß es in vielen Jahren dem Lehrer nicht an Auswahl und Abwechslung fehlen kann, was in der That ein großer Vortheil ist. Darf man deßwegen jede neue Sammlung der Art, woferne sie nur einigermaßen ihren Zweck erreicht, als eine Mehrung dieses Vortheils betrachten, so ist eine im Ganzen so wohl gelungene Sammlung, wie die vorliegende, um so willkommener. Es kommen zuerst Fabeln, Parabeln, Allegorien bis S. 41; dann poetische Erzählungen, Märchen, Legenden, Balladen, Romanzen bis S. 107; worauf lyrische Gedichte bis S. 133 und noch in einem Anhange bis S. 142 Räthsel, Sprüchwörter und Denksprüche folgen; die letzten acht Seiten sind von Anmerkungen eingenommen, die nach S. X. der Vorrede „aus pädagogischen Gründen und der Kürze wegen so abgefaßt sind, daß sie eigentlich nur durch Vermittlung des Lehrers den Schülern zugänglich werden.“ Daß in dieser ersten Abtheilung dem erzählenden Gedichte der bey Weitem größere Theil des Raumes gewidmet worden ist, folgte unmittelbar aus der Rücksicht auf das Alter, dem der Hg. seine Sammlung bestimmt hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Auswahl deutscher Gedichte für die untern und mittlern Klassen der Gelehrten- und höhern Bürgerschulen, nach den Originalien und mit Anmerkungen von G. Friedrich Wilhelm Rücker, Studienlehrer. ꝛc.

(Schluß.)

Es ist bey diesem Lehrpensum keineswegs die Art von Nöthigung anzuwenden, wie bey denen, welche die Berufsarbeit des Schülers vorstellen: Die Nöthigung muß ganz vorzüglich in der Anziehungskraft des Stoffes liegen. Ebendarum muß eine solche Sammlung vor Allem das geben, was die Jugend anzieht: wodurch das Verhältniß festgestellt wird, in dem die Zahl der erzählenden Gedichte zu den lyrischen stehen muß. Innerhalb der oben angegebenen Abtheilungen hat der Hg. die einzelnen Stücke nach der Zeitfolge geordnet, so, daß z. B. Gellert die Fabeln anfängt, und Friedrich Güll sie beschließt. In der Auswahl selbst hat ihn das geleitet, was er im Vorwort als seinen Hauptzweck bezeichnet: „ausser der Veredlung des Geschmacks insbesondere die Belebung und Befruchtung der Phantasie.“ Im Einzelnen werden sich da immer abweichende Meynungen ergeben. Ref. würde z. B. von den Fabeln Lichtwer's die zwey Kaninchen, den Affen und die Uhr, die Kröte und die Wassermaus, von Gleim den Hengst und die Wespe, den Wiedehopf und die Nachtigall, von Weisse die kleinen Leute, von Pfeffel den Knaben und seinen Vater, von Michaelis das Turteltäubchen und den Stößer, von Krummacher den Knaben und die Quelle, die Blumenknospen nicht aufgenommen haben, weil ihm darin die Mühe zu sehr am Tage liegt, die sich die Verf. gegeben haben, der schon voraus festgestellten Gnome ein parabolisches Kleid anzulegen. Ref. würde, wenn er eine solche Sammlung veranstaltete, gar keine so gemachte Thierfabel aufnehmen, sondern nur einzelne Abschnitte des Reineke Fuchs in einer metrischen Bearbeitung einreihen. Eben so würde Ref. den Columbus von Louise Brachmann, das Lied von den Sternlein von Arndt nicht aufgenommen haben, weil ihm keine wirkliche Poesie in beyden zu seyn scheint. Dagegen ist aber die überwiegende Mehrzahl der aufgenommenen Stücke von der Art, daß die Auswahl gewiß in einem weitern Kreise allgemeine Anerkennung finden wird. Es sind nicht nur die Namen der in jeder Dichtungsart mit Recht geachtetsten Dichter, die man hier antrifft, sondern es ist auch wirklich das Beste von jedem hier gegeben, was bey ihm für das Knabenalter zu erholen war. Der Hg. hat weislich gethan, das scherzhafte Gedicht nicht auszuschließen. Aber in diesem, wie in dem ernsthaften zeigt die Art der Wahl eine Gesinnung des Hg., wodurch gegenwärtige Sammlung ohne Zweifel vor vielen ähnlichen den Vorzug verdient. Es geht durchs Ganze ein wohlthuender sittlicher Ernst: das Buch hat dadurch, was bey einer Sammlung so selten ist, einen Charakter. Und das ist es, wodurch es ganz besondere Empfehlung verdient.

Auch die Achtung für die Form des Originals, worüber der Hg in der Vorrede S. IV. fg. ein ernstes Wort spricht, verdient alle Anerkennung. Er stellt mit Recht die Sorgsamkeit, womit man die

ursprünglichen Lesearten bey griechischen und lateinischen Autoren aufsucht, und das Spätere, Modernere ausmerzt, jener Verwöhnung gegenüber, welche an den älteren und derberen Formen in der eigenen Sprache so vielen Anstoß findet, und die Eigenthümlichkeit sogar des gleichzeitigen Dichters dem Streben nach matter Einförmigkeit aufopfert. Hätte der Hg. seine Sammlung nicht auch den sogenannten höhern Bürgerschulen bestimmt, so hätte er hinzufügen können, daß die Schüler, welche durch ihre Beschäftigung mit den Quellen unsrer wissenschaftlichen Bildung die Absicht zu erkennen geben, das Wissenswürdige überhaupt an seiner ursprünglichen Stätte und in seiner ersten Gestalt aufzusuchen, vor Allem auch die Erzeugnisse vaterländischer Dichter in der ursprünglichen Gestalt kennen lernen müssen.

Indem nun Ref. dieser Sammlung wegen ihrer bezeichneten Vorzüge eine baldige Verbreitung in vielen Lehranstalten wünscht, hofft er zugleich, daß die Anerkennung ihres Werthes allein zur Vermittlung dieser Einführung dienen werde. Es verdient den lebhaftesten Dank aller Lehranstalten, wenn irgendwo die oberste Schulbehörde mit aufmerksamem Blicke alle neuen Erscheinungen mustert, welche für die Schulen wichtig sind; wenn sie Mißgriffe in der Wahl von Schulbüchern durch Warnung zu verhüten, und das brauchbar Erfundene zu empfehlen bemüht ist. Je bewährter in Kenntnissen, Einsicht und practischer Beurtheilung die Mitglieder einer solchen Behörde sind, desto wirksamer werden solche Warnungen und Empfehlungen seyn. Anders wird es da seyn, wo bestimmte Schulbücher nicht empfohlen, sondern deren Einführung befohlen wird. Es werden für das Befehlen allerdings äußere Gründe, aber desto mehr innere Gründe gegen dasselbe sprechen. Die äußeren Gründe für das Befehlen sind von den Verwaltungsnormen hergenommen. Gesetzt es wären in einem Lande zwölf Gymnasien mit je acht Klassen, so erscheint die Uebersicht der Leistungen dieser zwölf Gymnasien leichter, wenn jede der acht Klassen die Schulbücher hat, welche auch in den übrigen eilf Gymnasien dieselbe Klasse gebraucht. Man sieht, diese Anstalt ist voran, jene eilt zu sehr, die dritte bleibt zurück, die vierte machts gerade recht, da sie jedes Pensum genau einhält. Diese Uebersicht hat man nicht, wenn nicht alle zwölf Gymnasien dieselben Schulbücher haben. Hinwiederum, wo ein Schüler von einem dieser Gymnasien auf ein anderes übergeht, findet er vermöge der Einführung gleicher Schulbücher nach seinem Uebertritt keine Schwierigkeit, den Faden da wieder aufzunehmen, wo er ihn abgebrochen hat: er ist gleich wieder zu Hause. Gegen diesen letztern Grund wäre zu erwiedern, daß allgemeine Regeln sich nicht auf Ausnahmen gründen lassen, und daß der Uebertritt eines Schülers von einer Anstalt an die andere eine Ausnahme ist. Gegen den ersten Grund aber ist Folgendes, was zugleich die Gründe dafür enthält, daß Lehr- und Schulbücher nur zu empfehlen seyen, ihre Einführung aber nicht mit gutem Erfolg befohlen werden könnte. Jede Lehranstalt hat einen doppelten Bestand, einen äussern und einen innern. Daß zum erstern die Zahl der Lehrer und der Schüler, überhaupt alles Statistische gehöre, zum letztern der Geist der Anstalt, das Verhältniß der Lehrer untereinander und zu den Schülern, der Grad ihrer geistigen Wirksamkeit, ihr Streben nach eigener Fortbildung, ihre und der Schüler Gesinnung überhaupt, die Fortschritte der Schüler im Allgemeinen und im Einzelnen, ist bekannt. Wozu aber gehört die durch gleiche Schulbücher erzielte Uebersicht? zum äußern, oder zum innern Bestand? Sie gehört nur zum äußern; denn ob die Schüler die durchgenommenen Pensen wirklich verstanden und daran etwas gelernt haben, ob die Anstalt ihre Schüler bilde, veredle, wie es mit den wirklichen Kenntnissen stehe, kann man ja in den Jahresberichten nicht sehen, welche angeben, bis zu welchem Puncte jedes Pensum absolvirt worden sey. Und doch besteht die wahre Kenntniß der Lehranstalten auf Seiten einer Schul-

behörde nicht in der Kenntniß des äussern, sondern in der des innern Bestandes. Der innere Bestand muß aber nothwendiger Weise durch jede Stabilität in den Lehr = und Schulbüchern nothleiden, welche sich über ein ganzes Land und einen bedeutenden Zeitabschnitt ausdehnt. Ref. könnnte ein Land nennen, dessen Schulen seit mehr als dreyßig Jahren durch den aufgenöthigten Gebrauch einer griechischen Grammatik und (ungefähr seit der Hälfte dieser Zeit) eines griechischen Lesebuchs nothleiden. Der Verfasser beyder Schulbücher war ein in seiner Heimath nicht mit Recht zu einem gewissen Ansehen gekommener Schulmann, welcher seine Stellung in der Hauptstadt dazu benützte, seinen Büchern den Eingang in die Schulen durch Befehl von oben zu verschaffen, den sie durch ihren eigenen Werth nicht oder wenigstens nicht allgemein gefunden haben würden. Als derselbe bey der treffenden Behörde um Einführung der beyden Bücher in den Schulen des Landes bat, wurden dieselben zwar etlichen Schulmännern zur Prüfung und Begutachtung übergeben. Aber der Erfolg hat gezeigt, daß, wenn auch das Urtheil wirklicher, oder vermeintlicher Techniker eingeholt wird, doch darin noch keine Sicherheit dafür liegt, daß ein von ihnen gebilligtes Buch auch das rechte sey. Jene beyden Bücher, die griechische Grammatik und das griechische Lesebuch, erfüllen nach dem Urtheil derselben Lehrer, welche zu ihrem Gebrauche genöthigt sind, durchaus nicht ihren Zweck. Aber da sie einmal eingeführt sind, so müssen die Lehrer das anerkannt Bessere, für ihre Schüler Förderliche, das, was sie selbst mit Freuden gebrauchen, wodurch sie ihren Lehrberuf erleichtert sehen würden, liegen lassen, und das Zweckwidrige fortwährend in Anwendung bringen. Um nun nur bey diesem einen Beyspiel stehen zu bleiben, dem aber noch andere zugefügt werden könnten: gerade im Felde der griechischen Grammatik sind seit etwa dreyßig Jahren bis in unsere neueste Zeit so viele treffliche Werke erschienen, daß man die Lehrer und die Jugend, welche von deren Anwendung ausgeschlossen wurden, nicht genug beklagen kann. Ueberall, wo die Wahl der Schulbücher frey blieb, griff man zu den Grammatiken von Buttmann, Thiersch, Matthiä, Rost oder Kühner, weil man dachte, je richtiger, vollständiger, bündiger, in der Auswahl sorgsamer, für einen besondern Zweck tauglicher das Buch sey, desto besser werde es der Lehrer handhaben, desto rascher werde der Schüler sich den trockenen Stoff aneignen. Jene griechische Grammatik aber und jenes griechische Lesebuch blieb auf das Land eingeschränkt, in welchem ihnen ein so sicherer Debit verschafft war. Wenn es schon bey Handarbeiten nothwendig ist, nicht den Arbeiter für den Handwerkszeug zu suchen, sondern ihm zu überlassen, diesen sich handgerecht zu wählen und zu machen; wenn man dem Tonkünstler, der unser Ohr befriedigen und ergötzen soll, sein eigenes Instrument lassen muß, das gleichsam ein Glied seines Leibes, ein Theil von ihm selbst geworden ist: so ist das im verstärkten Grad da der Fall, wo von den äußern Mitteln und Vehikeln geistiger Wirksamkeit die Rede ist. So wie es keine allgemeine Methode giebt, die einer dem andern wie ein historisches Wissen mittheilen kann, sondern jeder, der lehren will, sich selbst nach seiner eigenthümlichen Natur für den Gegenstand, über den er belehren, und für die Personen, welche er unterrichten soll, ausbilden muß: so giebt es auch keine Vehikel des Unterrichts, die für alle und jede gleich brauchbar wären. So lange sich jeder sein Schulbuch selbst wählen kann, ists möglich, daß er ein relativ ganz brauchbares finde; denn unter den vielen verschiedenen wird wohl eines seyn, das zu seiner Weise paßt. Dagegen ein aufgenöthigtes wird ihn von seinem Berufe trennen und entfernen, wie der Musiker sich selbst mit dem Concerte nicht genug thut, indem er ein ihm nicht hand = oder mundgerechtes Instrument gebrauchen muß. Wie schwer es übrigens sey, in irgend einem Fache ein Schulbuch hervorzubringen, das wo nicht allgemein, doch

in einem weiten Kreise genügt, mag man an den außerordentlich vielen Anleitungen zur Arithmetik, Geometrie und Algebra, sowie an den so zahlreichen Compendien der allgemeinen Geschichte erkennen, die in den letzten Jahren erschienen sind. Denn wenn eines der letzteren seinem Zweck so entspräche, wie z. B. Buttmanns griechische Grammatik dem ihrigen, so würde es wie diese ohne alle amtliche Nöthigung von selbst seinen Weg in die Schulen gefunden, und durch eben so schnellfolgende Auflagen diese Anerkennung sattsam bewiesen haben. Diejenigen aber, welche von diesen Büchern Notiz zu nehmen berufen und verpflichtet sind, erkennen in jedem derselben irgend eine oder auch mehrere gute Seiten, ohne daß man, wie von Buttmanns Grammatik, sagen könnte: plura nitent.

Ebendarin aber liegt ein Hauptgrund, das, was die öffentliche Meynung als ein unbefriedigtes Bedürfniß bezeichnet, nicht durch ein Decret als befriedigt mit irgend einem vorhandenen, oder erst noch zu schaffenden Buche zu erklären. Denn wo in geistiger Hinsicht dem nachwachsenden Geschlechte nichts Genügendes oder nicht das Rechte geboten wird, da treten freylich die Nachtheile für wenige Augen, selten und langsam hervor: wie das überhaupt ein großer Uebelstand in unserer dem Materiellen zugewandten Zeit ist, daß man gerne die Existenz der Frucht läugnet, die man nicht mit Händen anfassen, mit den Augen sehen kann. Es wird auch da Griechisch gelernt, wo unpassende Bücher dazu eingeführt sind; und so das Uebrige. Wenn aber die Freunde der Kunst nicht damit zufrieden sind, daß überhaupt nur gemalt und musicirt werde, sondern dieselben auf das Wie ihr Augenmerk richten, und lieber gar keinen Maler und Musiker, als einen schlechten, haben wollen, so ists noch vielmehr im Gebiete des wissenschaftlichen Unterrichts der Fall, daß das Wie die Hauptsache ausmacht. Und dieses Wie hängt mit den Vehikeln des Unterrichts aufs Genaueste zusammen. Wo man von dem Lehrer, und zwar mit vollem Rechte fordert, er solle in seinem Berufe ganz leben, für denselben erwärmt, begeistert seyn, nicht wie ein Miethling beym Nothwendigsten und Dürftigsten stehen bleiben, sondern selbstthätig sinnen und forschen, was für seine Schüler das Beste sey, da kann man nur im Gegensatz gegen diese billigen, natürlichen, nothwendigen Anforderungen ihn als einen solchen behandeln, welcher in den wichtigsten Stücken seines Berufs einer genauen Handleitung bedarf. Je mehr dieses Letztere angenommen und vorausgesetzt wird, desto mehr muß das Erstere schwinden: und, was oben als eine bedenkliche Erscheinung unsrer Zeit bemerklich gemacht worden ist, die Abnahme der Spontaneität unter der Jugend, wird unter solchen Lehrern schnelle Fortschritte machen.

C. L. R.

Die französische Revolution von 1789 bis 1830. Berlin bey Duncker und Humblot 1830. 113 S. gr. 12.

Dieses Büchlein ist entweder eine Frauenzimmer-Arbeit oder könnte es doch seyn. S. 1 „Die Parlamente waren das Organ, was dem Könige die Beschränkungen auferlegte; und man erzählt als einen historischen Wendepunct, daß Ludwig XIV mit der Reitpeitsche in dasselbe getreten sey und es aufgelöst habe“. S. 2. „Verschwendung hatte überhand genommen, das große Wort Schulden fing an zu wachsen.“ S. 3 „Zunächst und bey allen Fragen fehlte es an Geld — dieß ist das äußerliche Losungswort was bis zum Entsetzen durchgeht.“ (Turgot) „begann alle die Institute einzurichten, welche später gewaltsam eingerichtet wurden, Abschaffung der Frohndienste, der Privilegien, Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit.“ S. 8. „den Herzog von Artois.“ S. 21. Danton „Hoch und stark gewachsen, von Blattern zerrissen, afrikanischen Antlitzes, mit einer Löwenstimme begabt.“ S. 26. Marat. „Sein Aeußeres, klein, gemein und garstig.“ S. 57. St. Just. „Mit seinem starkzügigen schweigenden Gesichte, den herabhängenden schlichten Haaren, dem einfachen festen Blicke erinnerte der bleiche Mann an die englischen Puritaner der Stuartzeit.“ Dieß wird genug seyn, um die Vermuthung des Ref. zu rechtfertigen, daß hier eine der zwenhundert Schriftstellerinnen, welche Deutschland jetzt besitzen soll, aufgetreten sey. Wer sehen will, wie ein Meister und wie ein Liebhaber oder eine Liebhaberin denselben Gegenstand behandelt, der vergleiche, was hier über die Vorzeichen und die ersten Zeiten der Revolution S. 1 — 29 gesagt ist, mit Spittler's Entwurfe S. 209 — 270 (der ersten Ausgabe). Hier ist alles Nerv und Sehne; dort sind Blumen und Bänder.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Histoire naturelle des Iles Canaries par M. M. P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, membres de plusieurs Académies et sociétés savantes; ouvrage publié sous les auspices de M. Guizot, Ministre de l'instruction publique. Paris chez Béthune, éditeur, rue de Vaugirard, 36. Text mit erläuternden Tafeln Imperial Quart, Atlas in Groß Folio.

Sabin Berthelot kam gegen das Ende des Jahres 1819 nach Teneriffa, erwarb sich bald die Achtung und das Wohlwollen der Autoritäten und angesehensten Einwohner, und wurde demnach zum Director des neuerrichteten Kollegiums zu Orotava und zum Vorstande des von dem Marquis de Villanueva del Prado angelegten Akklimatisations-Gartens ernannt. In Folge von Parthey-Umtrieben wurde indessen das Kollegium bald wieder aufgelöst, der Garten der Verwilderung überlassen, und der französische Naturforscher wieder zum freyen Herrn seiner Zeit gemacht. Er beschäftigte sich fortan unabhängig mit den sorgfältigsten Untersuchungen über die physikalischen Verhältnisse des Archipels bis zum Jahre 1828, wo die Ankunft Barker-Webb's, der in gleicher Absicht nach den Kanarien kam und dem wissenschaftlich Befreundeten sich bald anschloß, seine Thätigkeit, die nun der unmittelbaren Mittheilung nicht mehr entbehrte, eben dadurch noch erhöhte. Abermals wurden während zwey voller Jahre Teneriffa und die übrigen Inseln mannigfach durchreist, ansehnliche Sammlungen gemacht, die nöthigen Zeichnungen an Ort und Stelle entworfen, und erst am Ende des Jahres 1830 kehrten beyde Reisende nach Europa zurück, wo sie jetzt mit Verarbeitung und Publikation ihrer reichen Materialien beschäftigt sind.

Wir können nicht umhin, dem aufrichtigen Glückswunsch, den wir ihnen hierüber machen, einige Bemerkungen über die Zahl der Naturforscher anzuknüpfen, die ihr Eifer für die Wissenschaft in den jüngst verflossenen Jahren zum frühen Grabe führte. Seit 1830 sind über 20 tüchtige Männer, theils auf gelehrten Reisen, theils in Folge der erduldeten Mühseligkeiten gleich nach der Heimkehr gestorben, ohne vorher ihre litterärischen Schätze mehr ausbeuten zu können. Es starben in Nordamerika Beyrich, der früher die Reise nach Brasilien glücklich ausgehalten hatte, und Dr. Frank, dem wir schöne Beyträge zur Flora des Ohiogebietes verdanken, mit seiner Frau am gelben Fieber. Dr. Schiede, der eifrige Erforscher der Flora von Mexiko, erlag dort erst im verflossenen December dem Typhus. Drummond starb auf Cuba; Zippelius und van Raalten auf dem Molukken. Brocchi in Dongola, Raddi in Egypten und vier wackere junge bayerische Naturforscher sanken, Dr. Wiest in Kahiro der Pest, Dr. Michahelles und Kaplan Berger in Griechenland, Decker in Palermo bösartigen Fiebern zum Opfer. Im Augenblick der Heimkehr nach dreyjährigen gefahrvollen Reisen in Indien und Hochasien fiel Jacquemont noch in Madras. Die Weltumseglung hatten Mertens und Eschholtz glücklich bestanden, der Willkühr des Despoten in Paraguay war

Rengger entgangen, aus dem Orient war Montbret zurückgekehrt, aber in der Heimath starben sie alle an den Folgen der erlittenen Mühseligkeiten noch mit dem Willkommen auf den Lippen. Andere ereilte ein schnelles, zum Theil blutiges Ende. Im Rio S. Francisco ertrank Sellow und spurlos verschwand auf offnem Ocean das Schiff, welches den unermüdlichen Bertero trug. In blutigem Aufstande der Chinesen ward Macklot auf Java erschlagen. Douglas, dessen Reisen in Kalifornien wir unter andern die meisten neuen Ziergewächse verdanken, die seit Jahren unsere Gärten schmücken, fiel auf den Sandwichinseln in eine Fanggrube für wilde Thiere und ward darin von einem Stiere, der später nachstürzte, zu Tode getreten, ähnlich wie früher van Hasselt auf Java sein Leben unter den Hufen eines Rhinoceros aushauchte. Allan Cunningham endlich ward auf der Expedition des Major Mitchell nach dem Innern Neuhollands von den Wilden ermordet. Wie die sorgfältigsten Untersuchungen ergeben, so war er, von der Reisegesellschaft abgekommen, mehrere Tage in der wasserleeren Wüste umhergeirrt und endlich fast verschmachtet auf einen Haufen von Eingebornen getroffen, die ihn freundlich aufnahmen und labten. Erst am folgenden Morgen erregte der Unglückliche durch seine hastige Entfernung das Mißtrauen der finstern Barbaren und sank unter ihren Keulen und Speeren. Doch genug von diesen düstern Bildern, die wir hier vorbeygehen ließen, um Manchem, dem die Naturgeschichte nur ein heiteres Spiel dünkt und ihre Verehrer als tändelnde Kinder erscheinen, den tiefen Ernst der Sache und die Begeisterung des ächten Forschers vor Augen zu führen, welchen das unglückliche Ende so vieler Vorgänger von neuen eigenen Wagestücken nicht abzuschrecken vermag.

Das schöne Werk, in welchem die Herren Webb und Berthelot die Resultate ihrer Forschungen kund geben, hat unter den Auspicien des französischen Staatsministers Hrn. Guizot und auf eine, solcher Begünstigung vollkommen würdige Weise zu erscheinen begonnen. Es wird 50 Quarthefte, jedes zu 3 — 4 Bogen Text und mit 5 — 6 lithographirten Tafeln bilden, die sich nach 14 Tagen folgen sollen und deren Preis zu 6 Francs bey der Eleganz des Textes und der Kupfer sehr billig erscheint. Nach der Vollendung wird der Text drey Bände mit ungefähr 300 Tafeln ausmachen. Dazu kömmt noch ein Atlas in Groß Folio, landschaftliche Ansichten, geographische, phytographische und geognostische Karten und Abbildungen der größeren dem Archipelagus eigenen Gewächse nach ihrem ganzen Habitus in zweckmäßigem Maaßstabe verkleinert enthaltend. Letztere sind um so interessanter, weil sie großentheils Pflanzen darstellen, welche nur noch als spärliche Reste der üppigen Vegetation vorkommen, die zur Zeit der Entdeckung die hesperischen Gärten erfüllte, und selten mehr in ihrer vollen Größe und Schönheit gefunden werden. Zwar sind die Reisenden in Berücksichtigung der mannigfachen Hindernisse, welche einer raschen und allseitigen Ausbreitung der Population auf den Kanarien im Wege stehen, nicht der Meynung der meisten Reisenden, daß eine gänzliche Ausrottung dieser Ueberreste der alten Guanchenzeit so leicht zu besorgen stehe, aber sie stellen nicht in Abrede, daß es dem Reisenden, dessen Exkursionen sich gewöhnlich auf die Umgebungen des Hafens von S. Cruz beschränken müssen, jetzt schon unmöglich sey, sich im Leben eine Ansicht der wesentlichen Bestandtheile der Urvegetation zu verschaffen. Um so dankenswerther erscheinen daher diese Abbildungen, wenn wir auch manche derselben etwas weniger manierirt wünschen möchten.

Der Text zerfällt in fünf Theile. 1. Historische Einleitung, Nachrichten über die Kenntnisse der Alten von den Kanarien, Geschichte ihrer Eroberung und der Vertilgungskriege gegen die Guanchen, Zustand unter der spanischen Herrschaft, statistische Notizen aus der Gegenwart, Reisebeschreibung. Hiezu eine Generalcharte und 50 Lithographien nach Originalen von M. J. Williams.

2. Geographie. Specialcharten von Berthelot nach eigenen auf genaue Barometermessungen, hydrographische Beobachtungen des ehemaligen Marinekommandanten der Kanarien, Kapitain Mensa u. s. w. gegründeten Aufnahmen, orographische Darstellung der einzelnen Inseln, kritische Würdigung der früheren einschlägigen Leistungen. 3. Geologie. Geognostisches Verhalten mit besonderer Berücksichtigung der in so hohem Grade einwirkenden vulkanischen Alterationen, zum Theil in kurzem Umrisse schon gegeben in der Bibliotheque universelle de Genève 1833. 4. Zoologie. Unter den Wirbelthieren, wie von isolirten Inselgruppen nicht anders zu erwarten, ausser den Fischen — (100 Arten), wenig Neues, aber zahlreiche Berichtigungen des Vaterlandes u. s. w.; dagegen reiche Ausbeute an Insekten und besonders an Land-Mollusken. 5. Botanik. Mit Recht betrachten die Verfasser die kanarische Vegetation als vorzüglich wichtig für die Pflanzengeographie, in so ferne sie in ihrer mannigfachen Zusammensetzung aus den Floren des Mittelmeeres, des aussertropischen Afrika's und aus eigenthümlichen, sonst bisher nirgends gefundenen Formen über die Verbreitung der Gewächse wesentliche Aufschlüsse verspricht, während die aus vier Welttheilen zusammengedrängten Kulturpflanzen sehr interessante Resultate für Akklimatisation darbieten, wobey Berthelots Erfahrungen im Garten von Orotava viel zu statten kommen. Ob übrigens die in neuester Zeit mit raschen Schritten geförderte Kenntniß der asiatischen und afrikanischen landeinwärts von den Küsten des Mittelmeeres gelegenen Regionen nicht so manche sogenannte Monotypen von Gattungen, die bisher allerdings lediglich auf den Kanarien gefunden worden sind, nur als Ausläufer und Repräsentanten derselben auf dem Festlande vielleicht sogar in zahlreichen Arten heimischen Formen darstellen wird, wagen wir noch nicht zu entscheiden. Unzweifelhaft scheint wenigstens, daß die Kanarien als ein ins Meer vorgeschobener Ausläufer der großen Gebirgskette zu betrachten seyen, die Afrika am nordwestlichen Rande umfaßt, und daß ihre Vegetation deßhalb auch große Verwandtschaft mit der des Atlas haben müsse. Sie gehören sicher zu diesem großen Gebirgssysteme und sind mit ihm gleicher Entstehung, später allerdings durch vulkanische Einwirkungen auf die gewaltsamste Weise verändert, nicht aber neueren Ursprunges durch Erhebung aus dem Meere.

Wie thätig sich die beyden Gelehrten mit Botanik beschäftiget haben, beweist, daß ihr Herbarium an 1000 Phanerogamen zählt, eine sehr beträchtliche Anzahl für eine Inselvegetation, die selbst Hr. von Buch mit Maßon's, Broußonet's, *) Ch. Smith's u. A. Vorarbeiten nur auf 535 Arten brachte. Daher wird auch die flora canariensis den ganzen dritten Theil des Werkes füllen und von ungefähr 200 Tafeln begleitet seyn, die nach den bisher gelieferten zu den ausgezeichnetsten Abbildungen dieser Art in Hinsicht auf Genauigkeit und Schönheit der Analysen gehören werden. Interessant sind hiebey die Darstellungen des Total-Eindruckes der Vegetation in verschiedenen Höhen über dem Meere, wo die obenerwähnten Habitus-Abbildungen der einzelnen Pflanzen wieder zu einem Ganzen zusammengefaßt werden. Doch können wir nicht umhin, zu gestehen, daß hier, wie in allen

*) Wir erfahren bey Gelegenheit der Erwähnung Broussonets rücksichtlich seiner Leistungen über die kanarischen Inseln, daß seine Angaben keineswegs immer zuverlässig seyen. Er selbst herborisirte wenig, sondern schickte stets seinen getreuen Begleiter Joseph. Dabey bemerkte er in seinem Herbarium nur selten die Standorte, und als ihn in seinen letzten Jahren das Gedächtniß fast völlig verließ, antwortete er auf jede Frage wegen des Vorkommens einer Pflanze, demandez à Joseph. Dieser war zum Glücke in seinen Erinnerungen ziemlich sicher, und seinen Angaben verdanken wir u. a. die Berichtigung, daß manche von Broussonet auf den Kanarien angegebenen Pflanzen bey Mogador gesammelt worden seyen.

ähnlichen halb pittoresken, halb wissenschaftlichen Darstellungen von Gegenden aus fremden Erdstrichen noch viel zu wünschen übrig bleibt. Wer es weiß, mit welchen Schwierigkeiten der Landschafts-Maler zu kämpfen hat, um selbst unsere deutschen Holzarten bey sehr verjüngtem Maaßstabe noch charakteristisch darzustellen und welche Studien in dieser Beziehung der sogenannte Baumschlag voraussetzt, der wird dem bisher Geleisteten aus der Tropenwelt, vorzüglich rücksichtlich der in ihrer Entwicklung viel freyeren Dikotyledonen noch nicht volles Vertrauen schenken. Selbst die besten Bilder dieser Art, die wir besitzen, die von Rugendas, leiden mit Ausnahme gewisser fast nicht zu verfehlender Formen, wie Farnkräuter, Palmen u. s. w. an einer Unbestimmtheit des Details, welche uns das Erkennen nicht allein der gemeynten Arten, sondern selbst der Familien unmöglich macht. Wir sehen den Wald, nicht aber die Arten, die ihn bilden, oder höchstens so viel von letzteren, daß wir uns überzeugen, sie seyen etwas anders als bey uns gebildet, nicht aber wie. Ja in vielen solchen Landschaften dürfte man nur einige Palmen u. dgl. zudecken, um sich nach Europa versetzt zu glauben. Daß die Nachhülfe von Glashauspflanzen u. s. w. dem Uebelstande wenig abhelfen könne, versteht sich von selbst. Sie verleitet im Gegentheile zu einer Steifheit, besonders in Darstellung kleinerer Pflanzen zu Vorgründen u. s. w., welche noch störender einwirkt. Von diesem Vorwurfe der Steifheit können wir auch die Herren Webb und Berthelot in den gedachten Blättern nicht ganz freysprechen, indessen fällt er weniger zur Last, da er bey ihnen nur in der Ungewohntheit, früher nie geübte Gegenstände aber doch an Ort und Stelle so getreu als möglich aufzunehmen, seine Quelle hat, und jedenfalls bleibt der Versuch, uns solche fremde Formen in ihren Kombinationen nach gewissenhaft entworfenenen Originalien vorzuführen, höchst dankenswerth. Mit Recht bemerken in dieser Beziehung die Verfasser, daß hiezu in neuester Zeit vorzüglich Herr von Martius durch die Habitus-Abbildungen der Palmen und der übrigen Hauptformen der brasilianischen Vegetation den besten Impuls gegeben habe.

Die bisher vorliegenden 15 Hefte des Werkes enthalten neben einander fortlaufend die Anfänge der Abtheilungen Botanik und Geographie. Im Atlas sind ausser den vortrefflichen Karten und den Abbildungen von Pflanzen und Thieren einige Darstellungen von Kostümen und die landschaftlichen Ansichten besonders der tiefen und steilwandigen vulkanischen Schluchten, in denen zur nassen Jahreszeit die Bergwasser niedergehen (barrancos), zu rühmen.

Vollständig abgehandelt ist bisher nur das Kapitel über Pflanzengeographie, zu dessen genauerer Betrachtung wir uns deshalb noch wenden.

Bekanntlich waren zur Zeit der Eroberung durch die Europäer wenigstens die größeren Inseln der Gruppe fast vom Meeresufer an mit dichten Urwäldern bedeckt, die gleichsam eben so wieder den Quellenreichthum des Landes garantirten, als ihre Existenz durch denselben bedingt war. Wie fast in allen Kolonien wurden indessen diese natürlichen Reichthümer durch Uebermuth und schlechte Wirthschaft der Ansiedler bald verschleudert, oder in den Vertilgungskriegen gegen die Eingebornen verwüstet. Große vulkanische Ausbrüche vermehrten noch die Verheerungen und in Folge der erlittenen Gewaltthaten hat sich die Physiognomie des Pflanzenwuchses wesentlich, aber im Ganzen nicht zum Vortheil verändert. Die heissen Niederungen der Küste brannten, ihrer Wälder und Quellen beraubt, zum Theil zur glühenden Wüste aus, in welcher jetzt vorzugsweise nur die Saftgewächse, die mannigfachen Hauswurzarten, Euphorbien u. s. w. gedeihen, die sonst vermuthlich den unfruchtbaren Strandklippen und den steilen Felshängen der niedern Gebirgshöhen angehörten, oder tragen, durch Kultur und künstliche Wässerung fruchtbar erhalten, subtropische Nutzgewächse.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Histoire naturelle des Iles Canaries par M. M. P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, etc.

(Fortsetzung.)

Später lichtete das Steigen der Bevölkerung und des Holzmangels auch die Berghänge, die Urwälder verschwanden auch hier im kulturfähigen Lande bis auf einige traurige Ueberreste oder zogen sich in die ungangbaren Schluchten zurück. Nur die höheren Bergrücken und Gipfel mögen zu allen Zeiten in der monotonen artenarmen Flora verharrt haben, die ihnen noch jetzt zukommt, und welche z. B. am Pik so sehr an die Vegetation anderer isolirter hoher Berge, besonders die Vulkane in wärmeren Gegenden z. B. des Aetna's, erinnert. An manchen Orten des gemäßigten Mittelgebirges haben eingeführte Bäume später wieder Wälder zu bilden begonnen. So die sogenannte kanarische Eiche (Qu. canariensis Brouss. von Sprengel fälschlich zu Qu. infectoria Oliv. gezogen), die Berthelot mit Recht als Spielart unserer Qu. pubescens, also eigentlich der Qu. Robur, nachweist und die vielgewanderte eßbare Kastanie. Indessen näherten sich auch die ursprünglichen Waldungen der Kanarien rücksichtlich ihrer Kombination vielmehr den Hainen der gemäßigten Zone, als dem neuerlich im engeren Sinne so genannten riesenhaften Urwalde der Tropen. Letzterer, selbst unter dem Aequator kaum höher als 1000 Fuß über die Meeresfläche ansteigend, besteht aus einer Fülle von Arten der verschiedensten Pflanzengruppen. In den hesperischen Gärten konnten sich dagegen nur wenige Arten, größtentheils aus den Gattungen des Oelbaums und des Lorbers, würdig solcher Auszeichnung an solcher Stelle, dieses Vorzuges rühmen und erinnerten bereits an die strenge Gebundenheit der europäischen Forste, die meistens aus einer einzigen, alle Andern neben sich ausschließenden Art bestehen.

Die meisten Gattungen der kanarischen Flora sind europäisch, die Arten dagegen größtentheils verschieden, häufig ausdauernd und holzig. Einige fremdartige Formen sind Monotypen bisher sonst nirgends aufgefundener Gattungen, wie Visnea, Phyllis, Bosea, Drusa, Plocama, Canarina. Mehrere durch Artenzahl und Masse vorragende genera tragen in ihrem Habitus afrikanischen Charakter, wie die großen Euphorbien, die Palmen, Zygophyllen, Aizoon, Kleinia u. s. w. An sie schliessen sich viele besonders krautartige Gewächse, welche gemäß der neuesten Entdeckungen Fischers, Schimpers, Bové's u. A. längs des ganzen Küstenstriches am Südrande des Mittelmeeres von Arabien an wildwachsend vorkommen und einen tiefern Zusammenhang der kanarischen Flora mit der afrikanischen nachweisen, der in einigen der großartigsten Vegetabilien, z. B. dem Drachenbaume (Dracaena Draco), welchen die Verf. auf Palma und Teneriffa ursprünglich wild gefunden haben, bis nach Ostindien hinüberreicht. Eine andere kleinere Anzahl der gesellig lebenden und durch Masse imponirenden Gattungen scheint den HHrn. Verf. einen Uebergang zur amerikanischen Flora zu bilden. Sie rechnen hieher die Laurus, Ardisien, Boehmerien, einige

Farnkräuter u. s. w. Wir sind nicht ganz derselben Meynung, denn abgesehen von den Farn, die als ächte Kosmopoliten ohnedieß für die Verbreitung der Gewächse wenig sichere Anhaltspunkte gewähren, gehören auch die übrigen Gattungen zu denjenigen, welche rings um die Erde in der ganzen Tropenregion zu Hause sind, und gerade in den Formen, welche sie auf den Kanarien darstellen, mehr an die östliche, als an die westliche Hemisphäre erinnern. Sie begründen demnach auch keinen Einwurf gegen die Ansicht, daß die Vegetation des kanarischen Archipels als der äußerste Ausläufer gegen Westen der großen atlantischen Flora zu betrachten sey, welche in den Gebirgsketten zwischen dem Mittelmeere und den großen Wüsten Nordafrika durchzieht.

Die Flora der einzelnen Inseln ist den orographischen Verhältnissen gemäß sehr verschieden, und wie gewöhnlich die Artenzahl auf den kleineren unbewohnten Eilanden viel geringer, obgleich manche der letztern einige Species besitzen, welche dem ganzen übrigen Archipelagus fehlen.

Rücksichtlich der klimatischen Unterschiede und der daraus sich ergebenden Vegetationsgürtel, die auf den großen Inseln durch das Ansteigen des Terrains, z. B. auf Teneriffa am Pik de Teide bis zu 11424', veranlaßt werden: suchen die Verfasser zuerst mit vieler Bescheidenheit die Unrichtigkeiten zu beseitigen, zu welchen die Kürze des Aufenthaltes und eben deßhalb auch die viel geringere Menge eigener Beobachtungen ihre berühmten Vorgänger Al. v. Humboldt und Leopold von Buch veranlaßt haben mochten. Insbesondere beschäftigen sie sich ausführlich mit Widerlegung der v. Buch'schen Ansicht, welcher Teneriffa in 5 Zonen eintheilt, die auf nachstehende Weise über einander folgen sollen:

1) Subtropische Region oder Region der afrikanischen Pflanzenformen, vom Meere bis 1200' Höhe. Mittel-Temperatur 17—18° R. Klima analog dem von Egypten und der Barbarey.

2) Region des Mittelmeeres oder der europäischen Kulturpflanzen. Von 12—2500'. Mittlere Temperatur 14° R. Klima wie im mittägigen Frankreich und in Mittel-Italien.

Gegen diese Cultur-Zonen erinnern die Verf., daß in einem durch vulkanische Gewalten gänzlich zerrissenen Lande keine so genaue Gränze des Anbaues gezogen werden könne, da sich dieser zugleich nach der Fähigkeit des Bodens bequemen müsse. Man finde z. B. an manchen Orten Obst- und Getreidebau noch bey mehr als 4000' Höhe über dem Meere. Indessen hat Hr. v. Buch gewiß auch durch seine Annahme den Kanarien die Fähigkeit nicht absprechen wollen, auf dieser Höhe noch unsere Nutzpflanzen zu produciren, nur die Thatsache war ihm unbekannt geblieben.

3) Immergrüne- oder Wald-Region von 2500 — 4100'. Mitteltemperatur 11° R. Klima wie um Lyon und in der Lombardie.

4) Region der kanarischen Föhre von 4100 — 5900'. Mitteltemperatur 8° R. Klima wie in den nördlichen Gegenden von Frankreich und Deutschland. —

5) Region der Cumbre oder der Retama blanca 5900 — 10,380'. Mitteltemperatur bey 7—8000' kaum 4° R. Klima analog dem der schottischen Hochlande und von Drontheim.

Gegen diese höheren, dem wilden Pflanzenwuchse allein angehörigen Regionen erinnern die Verf. zunächst, daß sie sämmtlich zu schmal angenommen seyen. Die Lorbeerbäume kämen häufig schon bey 2000' über dem Meere vor, ja auf Canaria liege der schattigste Punkt des Lorbeerwaldes von Doramas sogar nur 1387' über dem Meere. Eben so reichten die kanarischen Föhren an der Nordseite bis ungefähr 9000' empor, und man habe sichere Nachweisungen, daß sie an der Südseite im Districte Chasna vor Zeiten als Urwälder bis gegen 1200'

ü. d. M. herabgestiegen seyen. Gegen die Vergleichungen mit den angegebenen europäischen Klimaten wenden die Verf. vorzüglich ein, daß nicht allein die Maxima und Minima der Jahrestemperaturen, sondern auch die Feuchtigkeitszustände der verglichenen Orte sehr abweichend, und die in Parallele gestellten europäischen Landstriche durchgängig viel rauher seyen, daher auch die immergrünen kanarischen Bäume; die man in Europa anzusiedeln gedachte, nur in den geschütztesten Gegenden des mittelländischen Littorales und der Umgegend von Lissabon mit Vortheil gezogen werden könnten. Selbst in der Föhrenregion (die v. Buch mit dem nördlichen Deutschland und Schottland vergleicht) bleibe es bis in den December warm, daher Pinus canariensis auch in den mildesten Gegenden Englands nie die Winter im Freyen aushalte. Ueber die eigenthümliche Beschaffenheit der Luftfeuchtigkeit, welche die Verfasser noch als Beleg gegen die v. Buch'schen Annahmen einwenden, geben wir das Wesentliche in der nachfolgenden Darstellung der Vegetationszonen oder Klimate, wie sie von Webb und Berthelot angenommen werden.

Erstes (unteres) Klima.

a) Nordlage. Grenzen: Vom Meeresspiegel bis zu 1500′. Höchste Temperatur an der Küste 30° Cent., niedrigste 16, 1. Differenz an der oberen Gränze nur 1 — 2 °. Winde regelmäßig wechselnd von N. N. O. zu O. N. O. Himmel fast beständig wolkenfrey, nur von November bis Januar einige Regenschauer. Erdreich vulkanischer Tuff, Basalt, Schlacken und verwitterte Lavafelder. Auf den sandigen, gegen die See oft steil abstürzenden und von Schluchten durchschnittenen Küstenstrichen sind die großen Euphorbien mit Plocama und Kleinia herrschend. Dattelpalmen, Opuntien, Agaven, Feigen, Bananen, Orangen, Maulbeeren u. s. w. werden kultivirt. Nach innen kommen steile Abhänge und tiefe, oft von Waldströmen durchrauschte Schluchten vor, die eine eigene reiche Felsenflora beherbergen.

b) Südost- und Südwest-Lage. Die obere Gränze reicht bis 2500′, ja manchmal (Thal von St. Jago) noch höher über den Meeresspiegel. An der See steigt die Wärme bis 33°, 3 Cent. Minimum 18, 8; Differenz der oberen Gränze 1 — 2, 5°. Windstille, manchmal durch West- oder Südostwinde unterbrochen; Himmel fast immer wolkenleer, Regen selbst im Winter sehr selten. Boden wie oben, aber die zahlreichen, tief und steil eingerissenen Schluchten im Innern selten von Waldströmen belebt. Küsten- und Kulturgewächse ungefähr wie oben, Flora der Felsschluchten selbst den Gattungen nach als verschieden angegeben.

Zweytes (mittleres) Klima.

a) Nordlage. Von 1500 bis über 5000′. Luft feucht. Unterschied der Temperatur von der am Meeresspiegel gemäß der Höhe der Station 2 — 8°. Frische Winde zwischen N. N. O. u. O. N. O. wechselnd. Himmel, besonders bey Tage, fast immer bewölkt. Häufige Nebel und Sprühregen im Sommer, Stürme und starke Regengüsse im Winter. Der Schnee, der manchmal in letzterer Jahreszeit die obere Gränze erreicht, schmilzt fast augenblicklich wieder. Berge und Thäler; vulkanischer Thonboden, reich mit Humus bedeckt, und zersetzte Laven. Waldregion. Als Bäume vorherrschend Lorbeere und Myrica *), zerstreut darunter Erdbeerbäume, Ardisien u. s. w. **). Akklimati-

*) Laurus canariensis, indica, Barbusano, Persea foetens, Myrica Faya.

**) Arbutus, Ardisia, Boehmeria, Cerasus, Celastrus, Erica, Ilex, Myrsine, Olea, Pittosporum, Rhamnus, Viburnum, Visnea.

tisirte Bäume die Kastanien und Quercus pubescens. Die reiche Vegetation der übrigen Waldpflanzen muß im Buche nachgesehen werden. Farnkräuter, Laubmoose, Flechten. Nach oben endigt diese Region in die der Haiden und Cistusrosen. Hier sind E. arborea, scoparia, Cistus vaginatus, candidissimus, Helianthemum guttatum herrschend und an sie schließt sich unser Adlerfarn (Pteris aquilina) an.

b) Südost- und Südwestlage. Von 2500 bis ungefähr 4000′, manchmal noch niedriger. Luft trocken und heiß. Temperatur-Unterschied gegen die Küste nach der Höhe 3—6°. Himmel fast immer wolkenleer, nur in den bewachsenen Thälern einige Nebel. Regen selten, im Winter plötzliche Stürme. Schnee reicht selten bis zur obern Gränze herab und schmilzt dann augenblicklich. Berge und Thäler, fast gänzlich von Lorbeerwäldern entblößt (nur in den verschlungensten Schluchten gegen SO. und SW. wenige kleine Gruppen von Lorbeern, Erdbeerbäumen und Haiden), die Abhänge steiler, der Boden magerer. Dagegen die Cistus in großer Menge. Sie sind auf dieser Seite selten von den Haiden begleitet, nehmen aber einen viel breiteren Gürtel ein, als auf der Nordseite und reichen von 1800—4000′ (zur Gränze der Föhrenwälder).

Drittes (oberes) Klima.

Die Vertheilung der Gewächse ist hier nicht mehr durch die Exposition bedingt. Die Wolken bleiben in der Regel unter der Zone des dritten Klima's, und die Meerwinde haben auf dieser Höhe wenig Einfluß mehr. Gränzen an der Südseite von 4000,′ an der Nordseite von 5000′ bis zur Spitze des Piks, 11424′. Temperatur ziemlich warm und trocken bey Tage, kalt und manchmal feucht während der Nacht. Temperatur-Unterschied gegen die Küste nach der Höhe 9—18°. Unter Tags schwache und heisse Winde auf allen höheren Plateaux und Bergkämmen. Nachts Windstille, oft aber bey Sonnenaufgang durch plötzliche, nie lange anhaltende Stürme unterbrochen, welche nicht selten den Reisenden zur Entfernung zwingen und fast immer den Seewinden entgegenwehen. Himmel wolkenlos, keine Nebel. Regen im Sommer sehr selten, plötzliche Ungewitter im Winter. Auf den hohen Gipfeln von Palma, im Circus des Cañadas und den umgebenden Höhen auf Teneriffa häuft sich wohl der Schnee, schmilzt aber gewöhnlich bald wieder. Nur auf dem Pik bleibt er ungefähr 2 Monate, doch kommen viele Winter, wo er nur 2—3 Wochen liegt. Eis findet sich das ganze Jahr in der Grotte de la Nieve 9312′ ü. d. M. Aeusserst steile Hänge, Plateaux und vulkanische Piks bilden die Oberfläche. Der Boden ist durch Eruptionen gänzlich verheert, trachytische Felsen in großen Maßen, Tuffe, Schlacken und Bimssteine verschiedener Beschaffenheit. Da die Wolken fast immer niedriger (in der zweyten Region) schweben, so ist die Luft sehr trocken, und die wenige Feuchtigkeit, welche sich niederschlägt, wird auf den von der Sonne erhitzten Schlacken gleich wieder verdunstet oder verschwindet zwischen dem Geklüfte, ohne eine einzige Quelle zu bilden. In allen diesen Dingen hat der Pik von Teyde die größte Aehnlichkeit mit dem Aetna. *) Der Gipfel beyder Berge kahl, quellenlos, nur kurze Zeit mit Schnee bedeckt, fast immer wolkenleer. Die höheren Abhänge nackt, ohne den blühenden Rasen, der die Gipfel der Alpen schmückt und die Vegetation sehr arm an Arten.

(Schluß folgt).

*) Man vergleiche hierüber die treffliche Abhandlung von Dr. R. A. Philippi über die Vegetation des Aetna in Schlechtendal's Linnaea. 1832. S. 737 ff.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Researches into the physical history of mankind. By James Cowles Prichard. Third edition. Vol. I. London. 1836. VIII. und 376 S. in groß 8. mit 9 Kupfertafeln.

Wenn Ref. vor einiger. Zeit an die unerquickliche Aufgabe sich zu machen hatte, Borys Naturgeschichte des Menschen als ein der Wissenschaft durchaus unwürdiges Erzeugniß nachzuweisen, so ist es ihm dagegen ein sehr erfreuliches Geschäft, von dem vorliegenden Werke Prichard's eine Anzeige zu liefern. So tadelnswerth jene Arbeit, so empfehlenswerth diese. Von ihrer dritten Auflage ist uns vor Kurzem der erste Band zugekommen.

Es ist nun fast ein Menschenalter verflossen, seitdem Prichard als Schriftsteller in diesem Fache aufgetreten ist und er hat demnach hinlängliche Zeit gehabt, mit seinem Gegenstande gründlich bekannt zu werden. Schon im Jahre 1808 lieferte er hierüber seine erste Arbeit in einer Inauguralabhandlung, welche in Edinburg erschien. Indem er dieselbe weiter ausführte und ihr eine neue Form gab, wurde sie 1813 zur ersten Ausgabe von diesem Werke, von welchem im Jahre 1826 eine zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage herauskam. Auch dieser erste Band der dritten Auflage hat solche Umänderungen und Zusätze erhalten, daß der Verf. nicht mehr, wie vorher, seinen Gegenstand in zwey Bänden zusammen zu fassen vermag, was bey der von allen Seiten reichlich zuströmenden Menge des Materials nicht verwundern und der neuen Ausgabe nicht zum Tadel gereichen wird.

Der vorliegende erste Band befaßt sich mit Betrachtung des Urzustandes des Menschengeschlechtes, nämlich mit der Entstehung, Arts-Identität und Ausbreitung desselben. Ein Autor, der über die Urgeschichte des Menschen oder der Erde zu reden hat, muß nothwendiger Weise, sey es nun stillschweigend oder durch offene Aeußerung, eine Art von Glaubensbekenntniß ablegen, indem er die Angaben der Bibel hierüber entweder zu den seinigen macht oder nicht. Wir haben bereits gesehen, in welch entschiedene Opposition hiegegen ein Naturforscher, wie Bory, sich gesetzt hat; er steht indeß nicht alleine: radicale Philologen und Philosophen, wie Bohlen, Rask und Vatke haben sich ihm als gleichgesinnte Bundesgenossen angeschlossen. Wir haben aber auch bey der Anzeige von Buckland's Geologie bereits die erfreuliche Wahrnehmung gemacht, mit welcher Entschiedenheit dieser englische Naturforscher an der Autorität der heiligen Schrift festhält, und Prichards Werk ist uns ein neuer Beweis von der Solidität englischen Gelehrsamkeit. Gleich von vorn herein erklärt der Verf., daß er die Angaben der Bibel als die absolute Wahrheit anerkenne, mit der wissenschaftliche Resultate in keinem Widerspruche stehen können. Durch diese Erklärung sind wir demnach beruhigt, daß uns die Ergebnisse scientifischer Untersuchungen nicht, wie bey Bory, aus Degout an den biblischen Urkunden, zur Fratze entstellt und verdreht werden.

Die Untersuchungen, welche in diesem ersten Bande vorkommen, sind in zwey Bücher vertheilt. Das erste handelt „von dem Ursprunge und der

Verbreitung der organischen Wesen, oder Betrachtungen über die Frage, ob jede Art aus dem Thier- und Pflanzenreiche ursprünglich von einem oder mehreren verschiedenen Stämmen abzuleiten sey." Mit Recht hält der Verf. die Erörterung dieser Frage für wichtig, um analoge Beziehungen für seinen Hauptzweck zu gewinnen. Kann sie auch nicht mit apodiktischer Gewißheit erledigt werden, immerhin wird sie viele lehreiche Aufschlüße gewähren.

Als Resultate der Untersuchungen des ersten Buches stellt der Verf. folgende drey hin:

1) „Die Hypothese von Linné, daß alle Rassen der Pflanzen und Thiere von einem und demselben Mittelpunkte oder einem begrenzten Striche herstammen, verwickelt sich in Schwierigkeiten, welche nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse zu physicalischen Unmöglichkeiten werden. Botanische und zoologische Thatsachen stehen hiemit in gleichem Widerspruche."

2) „Die zweyte Hypothese, nach welcher dieselbe Art von mehreren verschiedenen Originalen abstammen, oder in der Periode ihrer ersten Existenz allgemein über getrennte Gegenden verbreitet gewesen seyn soll, verträgt sich auch nicht mit Thatsachen. Es scheint nicht, daß die Natur organische Wesen allenthalben, wo die physischen Erfordernisse zu ihrem Gedeihen vorhanden waren, ins Daseyn gerufen habe."

3) „Die Folgerung, welche aus den gegenwärtig gekannten Thatsachen sich ableiten läßt, scheint folgende zu seyn. Die verschiedenen Stämme organischer Wesen sind von dem Schöpfer ursprünglich in gewissen Gegenden, welche ihrer Natur besonders angemessen waren, hervorgebracht worden. Jede Art hat einmal mit einem einzelnen Stock begonnen; wahrscheinlich wurde zuerst, wie Linné meinte, ein einzelnes Paar an einem besondern Orte erschaffen und der Nachkommenschaft es überlassen, sich in eine solche Entfernung von ihrem ursprünglichen Stammsitze auszubreiten, als die lokomotiven Gewalten, oder die Fähigkeit in Erragung der Veränderung des Klima's und anderer physikalischen Agentien es nur immer erlauben mochten."

Die Nutzanwendung auf die Lehre von der ursprünglichen Verbreitung des Menschengeschlechtes ergiebt sich aus dem Vorstehenden von selbst.

So annehmbar indeß auch diese Ansichten über die primäre Ausbreitung der organischen Wesen erscheinen, so sind hiemit doch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, indem die Sündfluth dem ursprünglichen Zustande ein Ende, und hiemit also eine neue Ausbreitung der Thiere und Pflanzen über die Erdoberfläche nothwendig machte. Wie verhält es sich nun mit dieser?

Wer freilich mit den philosophischen Doctrinen eines Strauß und Gleichgesinnter sich befreunden könnte, der wäre aller desfallsigen Schwierigkeiten schnell enthoben, denn da in der von ihnen construirten Weltordnung kein unmittelbares Eingreifen Gottes in den Gang der Weltbegebenheiten, als „geläuterten Ansichten von dem Verhältniße Gottes zur Welt widersprechend", zuläßig ist, da jede historische Urkunde, die eines solchen Aktes gedenkt, eben deßhalb, weil es für die „neue fortgeschrittene Bildung" keine übernatürliche Causalität geben kann, sich gleich als Dichtung oder Mythus verräth, so wäre hiemit auch die ganze Erzählung von der Sündfluth in das Reich der Fiktionen verwiesen, und der Naturforscher dadurch aus der Verlegenheit befreyt, in welche ihn die doppelte Verbreitungsweise hinein bringt. Da der Ref. jedoch so wenig als der Verf. zu solchen, eben so willkührlichen als irrigen Voraussetzungen sich bequemen kann, da er ein Verfahren, welches die Geschichte nach den Construktionen eines befangenen Systemes ummodelt, als un- und antihistorisch von sich weisen muß, so ist er mit Prichard genöthigt, die Erzählung von der Sündfluth, wenn sie gleich durch „das unmittelbare Eingreifen des Göttlichen in das Menschliche" bedingt ist, als eine historische Thatsache festzuhalten, und dem Naturforscher bleibt nun die Aufgabe, sich dieselbe, in soweit sie naturhistorischen Inhaltes ist, zum Verständniß zu bringen.

Da wir in den mosaischen Urkunden keine Aufschlüsse über die Verbreitung der organischen Geschöpfe nach dem Ablauf der Sündfluth erhalten, überhaupt jedes andern historischen Anhaltspunktes entbehren, so kön-

nen über diesen Punkt nur Hypotheſen aufgeſtellt werden. Als ſolche führt der Verf. folgende auf.

Die vorherrſchende Meinung iſt, daß alle Arten von jetzt vorkommenden Landthieren ihren Urſprung von einem in der Arche Noah's erhaltenen Stamme haben.

„Ein Ereigniß, wie das der Zuſammenbringung aller Thiere von allen Theilen der Erde durch eine übernatürliche Cauſalität, ſo wie ihre Zurückführung zu ihren primitiven Wohnörtern durch denſelben Einfluß, mußte, obgleich ein auffallendes Wunder, doch in der Machtvollkommenheit des allmächtigen Schöpfers geſtanden haben. Es drängt ſich jedoch die Bemerkung auf, daß wenn ein ſolches Eingreifen in die gewöhnlichen Geſetze der Natur wirklich ſtattgefunden hätte, es auffallend iſt, daß wir keine Andeutung davon in der heiligen Schrift finden, und man ſcheint zu viel aus der einfachen Erzählung, wie ſie uns vorliegt, gefolgert zu haben, um ein ſolches Wunder zuzulaſſen. Es iſt nämlich Noah blos anbefohlen: „„Aus allerley reinem Vieh nimm zu dir je ſieben und ſieben, das Männchen und ſein Weibchen, von dem unreinen Vieh aber je ein Paar; deſſelben gleichen von den Vögeln unter dem Himmel ꝛc., auf daß Same lebendig bleibe über den ganzen Erdboden.““ Hier iſt keine Andeutung von außerordentlichen Mitteln, die zur Zuſammenbringung von Thieren von den entfernteſten Gegenden in Bewegung geſetzt wurden. Ich bin durchaus nicht geneigt, mich zu den Argumenten ſolcher Ausleger zu verſtehen, die man mit Unrecht Neologen nennt, indem ihr Vorhaben keineswegs neu iſt, welche, unter dem Vorwande die Wahrheit der heiligen Schrift feſtzuhalten, alle Wundererzählungen in vollkommenem Widerſpruch mit dem Sinne der Erzählung ſelbſt erklären; aber ich glaube nicht von der Meinung der oben angeführten Stelle abzuweichen, wenn ich vorausſetze, daß ſie ſich auf die Thiere der vor der Sündfluth durch Menſchen bewohnten Gegend bezieht, und daß es alſo wahrſcheinlich zunächſt die Hausthiere und die reinen, oder die in den patriarchaliſchen Einrichtungen zum Opfern beſtimmten Thiere waren. Dieſe Stämme, welche außerdem umgekommen wären, wurden, wie es ſcheint, zugleich mit dem Menſchen erhalten, und mit ihm weiter ausgebreitet.“

Hinſichtlich der Ableitung der wilden, nun in den entfernteſten Gegenden vorkommenden Thiere, legt der Verf. zwey Hypotheſen zur Auswahl vor:

1) „Daß die ganze Erde, welche von der Fluth bedeckt wurde, lediglich die bewohnte Welt, die von dem Menſchengeſchlecht eingenommene Region war. Zu Gunſten dieſer Hypotheſe könnte geſagt werden, daß, wie der ausdrüklich angegebene Zweck der Sündfluth es war, das entartete Menſchengeſchlecht zu vernichten, dieſer durch die Ueberfluthung der bewohnten Welt erreicht und alle entfernten Regionen mit den Thieren, welche ſie enthielten, erhalten worden ſeyen.“

2) „Daß die ganze Erde überſchwemmt wurde, und nach Ablauf der Gewäſſer eine neue Schöpfung organiſcher Weſen, dem Klima jeder Region angemeſſen, ſtatt hatte, und daß unter dieſen neuen Stämmen das Menſchengeſchlecht, nebſt den ihm gleichzeitigen und ihm zugegebenen Thieren, ſich im Lauf der Jahrhunderte ausbreitete.“

Um den Einwurf gegen dieſe letztere Hypotheſe, daß ſie eine theilweiſe Schöpfung nach der groſſen Fluth vorausſetze, wovon in der heiligen Schrift keine Rede ſey, zu beſeitigen, bemerkt der Verf.:

„Dieſer Einwurf muß zugeſtanden werden. Aber iſt es wohl zu vermuthen, daß die heilige Schrift einen Bericht von Allem, was der Allmächtige in der kreaturlichen Schöpfung zu bewerkſtelligen gedachte, oder nur von ſeinen Anordnungen hinſichtlich des Menſchengeſchlechts enthalte? Und welche Wichtigkeit hätte es denn für die Menſchen haben können zu wiſſen, wann Neuholland ſeine Känguruhs und die Wälder von Paraguay ihre Ameiſenfreſſer und Gürtelthiere bekamen?“

(Fortſetzung folgt.)

Histoire naturelle des Iles Canaries par M. M. P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, etc.

(Schluß.)

Zwey Leguminoſen ſind die letzten gröſſeren und geſelligen Phanogamen, am Pik Cytisus nubigenus, am Aetna Genista aetnensis. Weiter herab erſetzt auf Teneriffa Pinus canariensis den P. Laricio, der am Aetna bis 6200′ emporgeht und Erica arborea bildet an beyden Bergen mit der kosmopolitiſchen Pteris aquilina einen eigenen Gürtel oberhalb der Wälder. Auch die beſtändigen Nebel der Waldregion, die zur Regenzeit in häufigen Güſſen niederfallen, ſich aber verflüchtigen, wenn der Wind ſie gegen die heiſſen Niederungen hinabtreibt, kommen beyden Bergen zu. Berthelot erinnert

hiebey noch an die Berge der Sandwichinseln, die nach Gaudichaud ebenfalls von 250 bis wenigstens 600 Toisen ü. d. M., so weit die Urwälder reichen, permanent in Wolken gehüllt und beständig befeuchtet sind. Wir möchten dabey auch der alten Sage gedenken, daß auf Madeira ein Baum wachse, der mit dem von seinen Blättern träufelnden Wasser die ganze Insel versorge, offenbar eine Hindeutung auf den ähnliche Quellen nährenden Feuchtigkeitszustand der ursprünglichen Waldregion.

Die Vegetation theilt sich in dem oberen Klima in die Region der Föhrenwälder, wo die kanarische Föhre allein dominirt und in ihrem Schatten wenige Waldpflanzen hegt *), und in die der strauchartigen Leguminosen (Cytisus nubigenus und Adenocarpus frankenioides) und Alpenpflanzen. **) Diese sind auf den höchsten Kuppen der einzelnen Inseln verschieden und zum Theil auf sehr kleine Districte beschränkt. Am Pik hören die letzten Phanerogamen, Silene nocteolens und Viola cheiranthifolia ungefähr bey 9850′ auf. Am Rande des Kraters bey 11424′ fand sich nur mehr ein Laubmoos unserer Alpen, Weissia verticillata Schwaegr. und eine, sonst im hohen Norden vorkommende Konferve, Scytonema myochrus Ag.

*) Helianth. guttatum, Lotus angusti folius, Festuca Myurus, Erigeron vis cosum, Thymus Calamintha, Asphodelus ramosus etc.

**) Auf Teneriffa zwischen den Leguminosen auf dem großen Plateau der Cañadas: Centaurea cyanoides, Chrysanth. Broussonetii, Echium Auberianum, Nepeta Teydea, Polycarpaea aristata, Scrofularia, globrata Pteris aquilina etc. — Auf den Kämmen der Centralgebirge Arabis albida, Carlina xeranthenoides, Cheiranthus scoparius, Junip. Cedrus, Ephedra monostachia, Festuca lapa, Pimpinella Cumbrae, Deudroselinum Pyrus Aria var. Rhamnus coriaceus, Rosa Armidae, Satureja Tenuis, Betheucourtia palmensis, Tolpis lagopoda, Thymus Beuthami etc. — Auf Canaria: Satureja Canaia, Tenuis, Genista microphylla etc. — Auf Palma: Junip. Cedrus, Arabis albida, Cerastium strictum var., Viola palmensis etc.

In Kürze zusammengefaßt stellt sich also die phytostatische Vertheilung der Vegetation auf den Kanarien folgendermaßen dar:

Erstes Klima.

Erste Region. Pflanzen der Niederungen (plantes des bases).

Zweyte Region. Pflanzen der Schluchten (plantes des ravins.)

Kultur an allen bebaubaren Orten. Obere Gränzen auf der Nordküste kaum bis 2000′, nur an entwaldeten Orten höher, an der Seeküste bey 3000′.

Zweytes Klima.

Dritte Region. Lorbeere und Waldpflanzen.

Vierte Region. Haidekräuter und Cistrosen.

Kulturen nur an entwaldeten Orten. An der Nordseite steigen die Haiden, welche die Wälder nach oben begränzen, und die auf sie folgenden Cistrosen bis über 5000′ empor. An der Südseite fehlen die Waldungen häufig ganz und Cistusarten nehmen die ganze Zone bis zu 4000′ Höhe ein.

Drittes Klima.

Fünfte Region. Föhren und andere Forstpflanzen.

Sechste Region. Strauchige Leguminosen und andere Alpenpflanzen.

Unbebautes Land. Die Föhre reicht auf der Nordseite nicht über 4000′ herab, steigt aber bis nahe 9000′ empor. Auf der Südseite behauptete diese Region sonst eine sehr große Ausdehnung und reicht noch jetzt von 3000′ (zwischen den Cistus) bis 8000′ empor.

Wir beschließen hiemit den ersten Theil der Anzeige dieses ausgezeichneten Werkes, uns vorbehaltend, nach dessen Vollendung das noch Fehlende nachzuholen.

Z.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Researches into the physical history of mankind. By James Cowles Prichard. Third edition. Vol. I. London. 1836. VIII. und 376 S. in groß 8. mit 9 Kupfertafeln.

(Fortsetzung.)

Während der Verf. in der zweyten Ausgabe diese letztere Hypothese für diejenige erklärt, welche ihm am geeignetsten erschien, die naturhistorischen Facta mit der mosaischen Erzählung in Einklang zu bringen, scheut er sich in der neuen Auflage vor einer bestimmten Erklärung, indem er sagt:

„Ich will mich nicht für eine dieser Annahmen aussprechen, sondern sie blos dem Leser vorlegen, der sich aus ihnen diejenige auswählen mag, welche ihm am meisten zusagt, oder der sich, wenn er es im Stande ist, eine andere, die ihm als vorzüglicher erscheint, aufstellen kann.“

Da der Verf. hiemit die Verhandlung über diesen Punkt abschließt, so hat auch Ref. keine Veranlassung, seine eigenen Ansichten hierüber ausführlicher zu entwickeln und er begnügt sich mit einigen Bemerkungen über die von Prichard vorgelegten Hypothesen. Unter ihnen kann er diejenige, welche die Sündfluth nur über den von Menschen bewohnten Theil der Erde ausdehnt nicht in Uebereinstimmung mit der mosaischen Erzählung bringen. Wenn es im 7ten Kapitel der Genesis, V. 22 und 23 heißt: „Alles, was einen lebendigen Odem hatte im Trockenen, das starb. Also ward vertilget alles, was auf dem Erdboden war, vom Menschen an bis auf das Vieh und auf das Gewürm, und auf die Vögel unter dem Himmel, das ward alles von der Erde vertilget, allein Noah blieb über, und was mit ihm in dem Kasten war;“ — wenn wir diese Angaben gehörig erwägen, so lassen sie sich nicht auf einen Theil der Erdoberfläche beschränken, sondern können, wenigstens nach dem Ermessen des Ref., nicht anders, als von der ganzen Erde verstanden werden, so daß also alle Landthiere, mit Ausnahme der in der Arche bewahrten, zu Grunde giengen.

Beseitigen wir also diese Hypothese, so bleibt uns nur noch die Wahl zwischen den beyden andern, wovon die erste den jetzigen Bestand der Thierwelt durchgängig auf die in der Arche enthaltenen Stämme zurückführt, die letzte nur einen Theil unserer gegenwärtig vorkommenden Thiere davon ableitet, für den andern aber eine besondere Nachschöpfung postulirt. Von beyden Annahmen kann nicht gesagt werden, daß sie der mosaischen Erzählung widerstreiten; gleichwohl hält Ref. die erstere, wenn auch in naturhistorischer Beziehung die schwierigere, für die, welche dem ganzen Sinne des Textes die angemessenste ist. Auch sind bey reiflicher Ueberlegung die Schwierigkeiten keineswegs so groß, daß die Naturwissenschaft zur Erklärung der Zusammenbringung der Thiere, ihrer Erhaltung in der Arche und ihrer neuen Ausbreitung über den Erdboden auf lauter ungewöhnliche, unvermittelte, den sogenannten Naturgesetzen vollkommen contraire Vorgänge sich berufen müßte; im Gegentheile würde es ihr eben so sehr schwer nicht werden, aus analogen Erscheinungen im gegenwärtigen Bereiche des organischen Lebens Anhaltspuncte genug zu gewinnen, um vom naturhistorischen Standpuncte aus die Möglichkeit

einer solchen Thatsache, selbst wenn zu ihrer Verwirklichung nur die in dem gewöhnlichen Weltlaufe gebotenen Mittel verwendbar wären, sich anschaulich zu machen. Davon bey einer andern Gelegenheit mehr.

Das zweyte, an Umfang viel beträchtlichere Buch des angezeigten Werkes erörtert die höchst wichtige Frage, ob die verschiedenen Menschenrassen von einer oder mehreren Arten abstammen. Der Verf. unternimmt ihre Beantwortung, indem er beständig auf analoge Verhältnisse im Pflanzen- und Thierreiche hinweist. Zuerst betrachtet er die Merkmale, welche den verschiedenen Abänderungen der Art mehr oder minder constant zukommen, hernach diejenigen, welche von mehr veränderlicher Natur sind und besondere Varietäten constituiren.

Als Merkmale, welche bey einer Species nur geringe Abweichungen darbieten und daher zur Bestimmung des Artsbegriffes wesentlich sind, bezeichnet der Verf. 1) die Erscheinungen des thierischen Lebensprocesses, als z. B. Lebensdauer, Geschlechts-Verhältnisse, die Vorgänge des Gebärens und der Reproduction; 2) Fortpflanzungs-Fähigkeit; 3) pathologische und 4) psychologische Verhältnisse. Alle diese Momente werden vom Verf. einer gründlichen Prüfung unterworfen.

Zuerst zeigt er, daß die normalen Erscheinungen des thierischen Lebensprocesses bey den verschiedenen Menschenrassen keine solchen Differenzen darbieten, welche zur Annahme einer specifischen Verschiedenheit nöthigen würden.

Alsdann geht er an die Erörterung, in wie weit die Befähigung zur fruchtbaren Fortpflanzung ein Merkmal für die specifische Einheit verschiedener Stämme abgeben könne. In diesem für die Festsetzung der Arts-Identität wichtigsten Puncte hätte der Verf. weit strengere Bestimmungen zu liefern vermocht, wenn er nicht durch Rudolphis Autorität zu sehr sich imponiren hätte lassen. Dieser auf dem Gebiete der Empirie so ausgezeichnete Beobachter hatte der Offenbarung keinen Geschmack abgewinnen können, und daher auch kein Bedenken getragen, die biblische Erzählung von einem Menschenpaare für einen Mythus zu erklären, der bey uns keinen Beyfall mehr fände. *) Um diese Behauptung auf wissenschaftlichem Wege zu begründen, suchte er durch Beyspiele zu zeigen, daß verschiedene Arten unbehindert fruchtbare Bastarde mit einander zu erzeugen vermöchten, so daß also die Fortpflanzungs-Fähigkeit keineswegs einen Beweis für specifische Einheit liefern könne. Bey diesem Bemühen möchte es Einem aber fast befremdend vorkommen, wenn nicht ähnliche Fälle unter denselben Umständen sich immer wiederholen würden, daß derselbe Schriftsteller, welcher zur biblischen Autorität so wenig Vertrauen hat und in Bezug auf sie immer zur Prüfung auffordert, anderweitigen Autoritäten dagegen, deren Behauptungen seinem individuellen Geschmacke zusagen, so unbedingten Glauben schenkt, daß er auch in höchst bedenklichen Fällen die nothwendige Kritik unterläßt. Dieß gilt namentlich von einem seiner beygebrachten, auch von Prichard aufgeführten Beyspiele, welches Rudolphi hauptsächlich zur Bestreitung der Einheit der Menschenspezies benützt, so daß Ref. dadurch veranlaßt sich sieht, umständlicher auf diesen Fall einzugehen, um so mehr, da er denselben in seiner Fortsetzung von Schrebers Werk über die Säugthiere übersehen hat.

Wir lesen nämlich bey Rudolphi **) und von ihm entlehnt bey unserm Verf. (S. 141) Folgendes:

„Den interessantesten, am mehrsten beweisenden Fall hat Hellenius. Er bekam eine sardinische Rehkuh, die keinen Ziegenbock, allein einen Schafbock zuließ; die davon entstandenen Jungen, welche in der Gestalt dem Vater ähnlich waren, in der Farbe aber Vieles von der Mutter hatten, wurden mit finni-

*) Vergl. Rudolphis Beyträge zur Anthropologie und allgemeinen Naturgeschichte.

**) A. a. O. S. 165.

schen Schafböcken belegt; so geschah es ein Paar Generationen hindurch und endlich waren es ganz gemeine finnische Schafe. Nichts kann überzeugender darthun, daß die Begattung die Spezies nicht bestimmt, wenn die Jungen auch immer fruchtbar bleiben."

Ein unerhörter, in der ganzen Geschichte der organischen Welt beyspielloser Fall! Das Unerhörte desselben liegt nicht etwa darin, daß Thiere verschiedener Arten, ja selbst verschiedener Gattungen und was noch mehr sagen will, sogar verschiedener Familien sich mit einander begiengen, auch nicht etwa, daß sie ein Junges hervorbrachten — Goeze will einen, freylich wenig verbürgten, analogen Fall der letztgenannten Rubrik beobachtet haben —; aber darin liegt es, daß während die Bastarde, welche von verschiedenen, jedoch zu derselben Gattung gehörigen Arten entspringen, allen Erfahrungen zu Folge in der Regel steril sind, höchst selten nur durch Anpaarung mit den elterlichen Stämmen eine prekäre Fortpflanzungs-Fähigkeit erlangen *), hier dagegen von Bastarden, die nicht etwa bloß von verschiedenen Arten oder verwandten Gattungen, nein, die sogar von verschiedenen Familien herrühren, behauptet wird, daß ihnen eine andauernde Fruchtbarkeit zukomme. Nach mehreren Generationen („ein Paar" und „endlich") soll die Vermischung von Reh und Schaf in finnischen Schafen aufgegangen seyn. Wenn Einem eine so außerordentliche, allen sichern Erfahrungen so conträre Behauptung aufstößt, so darf man nicht, wie Rudolphi es thut, sie ohne weitere Prüfung gleich als unzweifelhaft annehmen, sondern sie ist zuvor der strengsten Kritik zu unterwerfen, um hiedurch zur festen Ueberzeugung zu gelangen, daß die Beobachtung vor allem Irrthume zu sichern sich gewußt hat. Diese von Rudolphi und Prichard außer Acht gelassene Kritik wollen wir jetzt üben, da der Gegenstand in den daraus abgeleiteten wissenschaftlichen Folgerungen zu wichtig ist. *)

*) Vergl. des Ref. Fortsetzung von Schrebers Säugthieren. V. 1. S. 1280 u. f.

*) Wenn Rudolphi (S. 165) mit Hellenius ohne weitere Einschränkung behauptet, „daß an sich alle Bastarde fruchtbar sind und nur spezielle Umstände hinzutreten, die einzelne Individuen unfruchtbar machen", so stellt er die Sache geradezu auf den Kopf. Eben die Hinneigung zur Sterilität ist es, welche nach den Erfahrungen von Jahrhunderten die Bastarde charakterisirt; dieß ist Gesetz in der Pflanzen-, wie in der Thierwelt. Hinsichtlich der erstern sagt De Candolle in seiner vortrefflichen Pflanzen-Physiologie (übersetzt von Röper. II. S. 375): „Dahingegen sind alle Beobachter darüber einverstanden, daß sämmtliche Versuche künstlicher Befruchtungen zwischen Pflanzen verschiedener und hinlänglich begründeter Familien fehlgeschlagen sind. Diese durch die Analogie mit dem Thierreiche, so wie durch diejenige der vegetabilischen Impfungen bestätigte Thatsache scheint mir eine unbestreitbare Wahrheit zu seyn. Nicht allein können Pflanzen aus verschiedenen Familien einander nicht befruchten, sondern es ist auch sehr selten, daß Bastardsbefruchtung zwischen verschiedenen Gattungen der gleichen Familie stattfinde und scheinen wenigstens, wenn sie möglich seyn soll, die Gattungen sehr nahe verwandt seyn zu müssen." Ferner (S. 401): „Wir müssen hinzufügen, daß die unfruchtbaren Bastarde unter denjenigen, deren Abstammung am besten bekannt ist, die zahlreicheren sind." Und endlich (S. 402): „Lindley nimmt wohl an, daß Bastarde fruchtbar seyn können, glaubt aber, diese Fruchtbarkeit erstrecke sich nicht über das dritte Geschlecht."

Alle diese Beschränkungen gelten ebenfalls für das Thierreich, und zwar hier in noch größerer Strenge, wo eine Befruchtung nicht zufällig durch äußerliche Agentien, als wie bey Pflanzen durch Wind und Insekten eingeleitet werden kann, sondern wo der Paarungsakt von der Willkühr der Individuen abhängig und im freyen Zustande überdieß an bestimmte Zeiten gebunden ist. Daß sich Arten derselben Gattung unter Vermittelung des Menschen mit Erfolg begatten können, ist allgemein bekannt; wir wollen, um bey den warmblütigen Thieren stehen zu bleiben, nur an die Maulthiere und an die Bastarde von Kanarienvögeln mit Hänflingen ꝛc. erinnern; in dem Zustande der Freyheit gehören aber solche

Leider kann Ref. von Hellenius *) Dissertation, in welcher der angeführte Fall erzählt ist, keine unmittelbare Einsicht nehmen. Er kennt sie nur aus der kurzen Mittheilung von Rudolphi in den Beyträgen, so wie in dessen schwedischen Annalen (I. S. 192). Weder hier, noch dort ist aber die nothwendige Prüfung der angeblichen Erfahrungen vorgenommen; sie sind sogar nicht einmal im Detail aufgeführt, sondern es werden nur die Resultate referirt. Uebrigens geht aus Allem hervor, daß man bey Benützung des Originales selbst nicht viel mehr Anhaltspuncte für die Kritik würde gewonnen haben, da die Dissertation überhaupt von den hybriden Bildungen handelt, so daß der erwähnte Fall nur unter andern mit aufgeführt, und in keinem protokollarischen Nachweis seines ganzen Verlaufes, durch welchen man zur eigenen Ueberzeugung von der Richtigkeit und Zuverlässigkeit des Thatbestandes gelangen könnte, dargelegt zu seyn scheint.

Ein solcher Nachweis hätte aber vor Allem geliefert werden müssen, wenn wir einer so unglaublichen Begebenheit Glauben schenken sollen; er wäre um so mehr vorzulegen gewesen, da Hellenius zu wenig bekannt ist, als daß seine bloße Autorität eine sichere Gewähr liefern könnte, daß die Reihe von Beobachtungen unter solchen Cautelen vorgenommen wurde, die jeden Irrthum und jede unverlässige Angabe ausschlossen. Die Kritik hätte demnach ein vollkommenes Recht, wenn sie diesen Fall als der nothwendigen Gewährleistung ermangelnd, ohne Weiteres abweisen würde; hiemit wäre indeß der Knoten bloß zerhauen, nicht gelöst. Versuchen wir daher aus den wenigen Angaben, die uns geboten sind, eine kritische Einsicht in diese Erzählung zu gewinnen; vielleicht gelingt es, auf Resultate zu kommen, die minder befremdend sind.

(Schluß folgt.)

Fälle zu den allergrößten Seltenheiten. Noch ungleich seltener ist die Paarung verschiedener, aber verwandter Gattungen; von einer erfolgreichen Begattung zwischen verschiedenen Familien wüßte ich nur den von Goeze (Rehbock und Schafmutter) und den oben besprochenen Fall von Hellenius anzuführen; von verschiedenen Ordnungen ist auch nicht ein einziger sicherer Fall aufzubringen, denn die Jumarren sind längst in das Reich der Fabeln verwiesen.

Es fragt sich nun aber noch, wie es sich mit der Fruchtbarkeit der Bastarde verhält, und zwar ist diese nach einer doppelten Beziehung zu würdigen, nämlich 1) nach der Anpaarung mit den elterlichen Stämmen, und 2) nach der Begattung der Bastarde miteinander selbst. Wenn auch hierüber gerade keine für wissenschaftliche Zwecke direkt angestellten Versuche vorliegen, so ist doch die mehr oder minder ausgeprägte Sterilität eine erwiesene Thatsache. Kein einziger verbürgter Fall ist mir bekannt, durch den sich erweisen ließe, daß Bastarde bey einer Verpaarung unter sich ihren Stamm fortgehalten hätten. Etwas Anderes ist es, wenn der von verwandten Arten entsprungene Bastard sich mit einem der elterlichen Stämme anpaart; hiedurch kann bey überwiegender Energie des letzteren in einem günstigen Falle die Sterilität des ersteren überwunden und vielleicht selbst den Jungen auf die nächsten Generationen zu Gute kommen; hiefür scheint ein einzelner, von Sprenger (Opuscula physico-mathematica. p. 37) über Kanarienvögel berichteter, freylich vor der Möglichkeit des Irrthums nicht gehörig gesicherter Fall, zu sprechen. Daß aber, wie schon erwähnt, Bastarde bey reiner Züchtung untereinander sich fortgehalten, oder auch nur, wenn sie von verschiedenen Gattungen oder gar von verschiedenen Familien herrühren sollten, durch Anpaarung mit einem der elterlichen Stämme eine andauernd fruchtbare Nachkommenschaft erzielt hätten, ist zur Zeit durch kein anderes Beyspiel als das von Hellenius beygebrachte belegt.

*) Cogitationes quaedam de animalibus hybridis, praes. C. N. Hellenio resp. J. J. Holmberg. Aboae 1798. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Researches into the physical history of mankind. By James Cowles Prichard. Third edition. Vol. I. London. 1836. VIII. und 376 S. in groß 8. mit 9 Kupfertafeln.

(Schluß.)

Vor Allem hat man sich in der vorliegenden Erzählung zu versichern, daß die Mutter der Bastarde wirklich eine Rehkuh ist, wofür sie ausgegeben wird. Offenbar ist sie dasselbe Individuum, von dem Hellenius *) schon früher an einem andern Orte berichtet, daß er aus Abo von dem Kapitän eines Kauffahrteyschiffes aus Cagliari eine Rehgeis erhalten, daß er vergebens für sie nach einem Rehbock gesucht, daß sie einen Ziegenbock nicht, wohl aber einen Widder zugelassen hätte, von dem sie trächtig geworden wäre: die Frucht sey indessen zufällig verunglückt. Daß nun in der später geschriebenen Dissertation wirklich von derselben Rehgeis die Rede ist; geht daraus hervor, daß sie eine „sardinische Rehkuh“ genannt wird, und daß die vergeblichen Versuche mit einem Ziegenbock ebenfalls erzählt sind.

Allein in Sardinien giebt es gar keine Rehe; dieß hat schon Cetti berichtet und neuerlich hat es wieder Küster bestätigt. Die „sardinische Rehkuh“ kann demnach, eben weil sie aus Sardinien herstammt, kein Reh seyn; sie gehört einer andern Art an. Aber welcher? Vom Hirschgeschlecht kommt auf der genannten Insel lediglich der Edel- und Dammhirsch vor; beyde unterscheiden sich aber vom Reh theils durch mehr oder minder überwiegende Größe, theils und vornämlich durch Thränengruben und langen Schwanz, so daß mit ihnen nicht leicht eine Verwechslung vorfallen kann. Dagegen hat ein anderes sardinisches Thier mit der Rehgeis in Bezug auf letztgenannte Stücke, ferner hinsichtlich der Größe, Färbung, Behaarung, und selbst in den Hauptumrissen der Gestalt so viele Aehnlichkeit, daß man jenes wohl für ein solches ausgeben könnte. Und dieses Thier ist kein anderes als das Muflon-Weibchen; eine Art, welche wahrscheinlich schon griechische Autoren unter dem Namen Ophion für einen kleinen Hirsch genommen haben. Die auffallendsten Differenzen zwischen Rehgeis und Muflonschaf (die beyde ungehörnt sind) liegen in der Form des Kopfes und in dem deutlicheren Schwanzstummel des letzteren. Allein konnte dieser, wie es so oft vorkommt, durch die Gefangenschaft nicht abgestoßen, oder von dem sardinischen Kapitän, dem ein Muflon als etwas sehr Ordinaires, ein Reh aber als eine erstaunliche Seltenheit galt, nicht absichtlich abgelöst worden seyn, um „ein sardinisches Reh“ daraus zu machen? Und über die wenigen Formverschiedenheiten des Kopfes, konnte man sich über diese nicht dadurch hinwegesetzt haben, daß man sich damit beruhigte hier nicht eine gewöhnliche, sondern eine sardinische Rehkuh, eine besondere merkwürdige Abänderung, vor sich zu sehen?

Ref. will es nun zwar nicht läugnen, daß es für Hellenius immerhin ein nicht zu entschuldigender Mißgriff gewesen wäre, wenn er ein Muflon-

*) Neue Abhandlung der schwedischen Akademie der Wissenschaften, übersetzt von Kästner. XI. S. 269.

schaf für eine Rehgeis hätte angenommen. Wir würden uns auch wohl gehütet haben, einen solchen Verdacht auszuspechen, wenn ein bewährter Zoolog die Angabe gemacht hätte, oder wenn überhaupt der ganze Bericht nicht so unglaublich wäre, und wenn nicht noch eine größere Bedenklichkeit, als die von der Heimath entnommene, hinzukäme. Hellenius stellt nämlich in den angeführten schwedischen akademischen Abhandlungen die Behauptung auf: „daß sich die Rehe und Schafe in der Stimme sehr gleichen.“ Dieß ist nun eine völlig unrichtige Behauptung, denn die fast bellende Stimme des Rehs ist von dem Blöcken des Schafes und Muflons so ganz und gar verschieden, daß wer jene auch nur einmal in seinem Leben gehört hat, sie nimmer mit dieser verwechseln, oder selbst nur eine Aehnlichkeit zwischen beyden finden kann. Da die Rehe, wie wir von Linné wissen, selten in Schweden sind, wie denn auch Hellenius keinen lebendigen Rehbock auftreiben konnte, so hat er die Angabe von ihrer Stimme sicherlich nur von seiner „sardinischen Rehkuh“ entnommen, wenigstens muß diese eine solche gehabt haben; allein eine Rehgeis mit Schafstimme ist eben kein Reh, sie ist ein Schaf. Alsdann ist es freylich sehr erklärlich, warum diese angebliche Rehkuh keinen Ziegenbock, wohl aber einen Schafbock zugelassen habe, warum die Jungen ebenfalls fruchtbar gewesen und zuletzt ganz in finnische Schafe übergegangen sind.

So wären wir denn zu einem Resultate gelangt, das freylich von dem vorausgesetzten gänzlich verschieden ist. Gleichwohl befürchtet Ref. bey seiner Kritik nach den „Prinzipien der innern Gründe“ nicht in die berüchtigte rationalistische Weise gerathen zu seyn, welche an den Worten des Textes so lange herumzerrt, bis sie einen ihr gefälligen Sinn oder Unsinn herausgepreßt hat; er glaubt im Gegentheil einfach und unbefangen an diese Kritik gegangen zu seyn, zu der er aufgefordert wurde, weil es einen Fall gilt, der allen bekannten Erfahrungen widerspricht. Daß es dem Ref. nicht etwa darum zu thun war, um jeden Preis seine im Schreberschen Werke gelieferte Definition des Artsbegriffes zu retten, geht schon daraus hervor, daß er zur specifischen Identität nicht bloß, wie im vorliegenden Falle, die Fortpflanzungs-Fähigkeit durch Anpaarung mit den elterlichen Stämmen, sondern vorzugsweise die Verpaarung der Jungen mit einander verlangt. Hätte also Hellenius Angabe zu ihrer Beglaubigung auch alle nothwendigen äußeren und inneren Zeugnisse, wie sie dieselben nicht hat, aufzuweisen, so wäre unsere Definition noch immer gültig; nur der Fähigkeit der Fortpflanzung der Bastarde durch Anpaarung mit ihren elterlichen Stämmen wäre ein größerer Spielraum eröffnet, als es eine lange Erfahrung bisher für zulässig erkannt hat. Diese aber nicht leichtsinnig wegen der nächsten besten, ganz unerwiesenen Behauptung aufzugeben, halten wir einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise für angemessen.

Um nun wieder auf unsern Autor zurückzukommen, ist er zwar wegen der Anerkennung dieses Falles zur Annahme eines weitern Spielraumes für die Fortpflanzungs-Fähigkeit verschiedenartiger Thiere, genöthigt; gleichwohl betrachtet er eine solche Erscheinung für eine Ausnahme, die ohnedieß nicht im freyen Zustande vorkäme. Mit uns erklärt er dann die unbeschränkte Fortpflanzungs-Fähigkeit für ein Hauptmerkmal specifischer Einheit, und da jene bey sämmtlichen Menschenrassen vorkommt, so liefert sie ihm einen schlagenden Beweis für ihre Arts-Identität.

Diese letztere ergibt sich ihm auch aus der Uebereinstimmung pathologischer und psychischer Verhältnisse unter den verschiedenen Menschenrassen. Auf eine sehr schöne Weise zeigt er hier, wie bey aller Verschiedenartigkeit in den Aeußerungen des geistigen Lebens unter den mannigfaltigen Völkern und Rassen doch ein gemeinschaftlicher Grundzug durch alle hindurchgeht, wie alle befähigt sind, durch die Einwirkung des Christenthums den gleichen Zweck

ihrer Bestimmung zu realisiren, so daß nicht bloß die Erscheinungen des Leibes und der Seele, sondern auch die viel wesentlicheren des Geistes die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes bezeugen. Als Belege hiefür vergleicht er, in eben erwähnter Beziehung, die am meisten differenten Rassen der Hottentotten, Eskimos und Neger mit der unserigen.

Nachdem der Verf. in solcher Weise die specifische Einheit des Menschengeschlechtes dargethan hat, wendet er sich der Betrachtung der Mannigfaltigkeit ihrer physischen Eigenschaften zu. Wir können bey der Anzeige dieses Kapitels uns kurz fassen, da das Detail desselben ohnedieß in den folgenden Theilen ausführlicher gegeben wird, so daß hier ein schneller Ueberblick über die systematische Zusammenstellung genügt.

Die Farbenverschiedenheit der Rassen bringt er in drey Abtheilungen:

1) die schwarzhaarige Varietät, durch schwarze oder sehr dunkle Haare charakterisirt;
2) die weiße Varietät (Albinos);
3) die blonde Varietät (xanthous variety), durch gelbliche, röthliche oder lichtbräunliche Haare, und durch blaue oder andere hellfarbige Augen ausgezeichnet.

Der Leibes-Gestalt nach unterscheidet er folgende 7 Klassen:

1) diejenigen Nationen, welche nach der Form ihres Schädels und anderen physischen Merkmalen in den Europäern dargestellt sind, mit Einschluß mehrerer asiatischen und einiger afrikanischen Völker;
2) Rassen, die in Figur und Bildung des Schädels mit den Kalmucken, Mongolen und Chinesen übereinkommen;
3) die eingebornen amerikanischen Nationen, mit Ausschluß der Eskimos und einiger Stämme, welche ihnen mehr gleichen als der Mehrzahl der Bewohner der neuen Welt;
4) die Hottentotten und Buschmänner;
5) die Neger;
6) die Papuas, oder die wollhaarigen Bewohner von Polynesien;
7) die Alfuren und Australier.

Die Merkmale von diesen 7 Klassen werden aufgeführt; wobey der Verf. bemerkt, daß es einige Nationen gebe, welche nicht gänzlich in eine von diesen Abtheilungen hinein passen, sondern sich nur der einen oder der andern annähern. Für die erste Klasse, welche bisher allgemein den allerdings unpassenden Namen der Caukasier führt, schlägt er den Namen der iranischen oder indo-atlantischen Völker vor, von einem ihrer alten Stamm- und Centralsitze Iran; die zweyte Klasse, die bisher durch die Bezeichnung Mongolen fixirt wurde, will er die turanischen Nationen, nach ihrer alten Heymath Turan, genannt wissen.

Mit besonderer Ausführlichkeit und Genauigkeit werden hierauf die verschiedenen Schädelformen beschrieben, von denen er drey Typen aufstellt: 1.) die symmetrische oder ovale Form, 2.) die schmale und längliche, und 3.) die breite und viereckige. Anhangsweise ist die Rede von den durch künstliche Verdrückung entstellten Schädeln amerikanischer Nationen, besonders derer, welche Pentland von Titicaca mitbrachte. Von allen diesen Formen sind gute Abbildungen geliefert. Auch die übrigen Abweichungen im Knochengerüste sind gehörig berücksichtigt, namentlich die Differenzen, welche in der Bildung des Beckens wahrgenommen werden, wobey die bekannten Arbeiten von Brolik und Weber zu Grunde gelegt sind.

Zuletzt folgt noch eine kurze Vergleichung mit analogen Verhältnissen im Thierreiche, nebst einigen Bemerkungen über die Verschiedenheit der Größe, der Beschaffenheit der Haare, und über die Vererbung von Varietäten.

Wir empfehlen diese gründlich und gut geschriebene Arbeit, die ein erfreuliches Gegenstück zu der von Bory gelieferten bildet, dem fleißigen Studium

des deutschen Publikums, und wünschen nur, daß recht bald eine Uebersetzung in unsere Sprache ihr unter uns einen allgemeineren Eingang verschaffen möge.

Andr. Wagner.

Sur la latitude de l'Observatoire de Bruxelles, par A. Quetelet. Bruxelles 1836. 4. 20 S.

Der Breitenbestimmung eines einzelnen Ortes scheint wohl im Allgemeinen nicht die wissenschaftliche Bedeutung beygelegt werden zu dürfen, welche eine besondere Anzeige in diesen Blättern rechtfertigen möchte, um so mehr, wenn nur gewöhnliche Instrumente und gewöhnliche Rechnungsmethoden zur Gewinnung des Resultats sind verwendet worden: dessen ungeachtet glaubte Ref. bey dem gegenwärtigen Falle einen hinlänglichen Ausnahmsgrund in dem Umstande zu finden, daß mit der vorliegenden kleinen Schrift die ersten Früchte einer neu entstandenen und vielversprechenden Anstalt dem wissenschaftlichen Publicum übergeben werden. —

Am Anfange des Jahres 1824 legte der gegenwärtige Director der Brüsseler Sternwarte, Hr. Quetelet, den Plan zur Gründung dieser Anstalt der Regierung vor: so günstig derselbe aber auch aufgenommen wurde, so stellten sich so vielfältige Hindernisse der Ausführung entgegen, daß erst nach Verlauf von drey Jahren der Grundstein gelegt werden konnte. Die Arbeiten, vom Anfange mit vieler Regsamkeit betrieben, ließen schon im Jahre 1828 auffallend nach, und neue, finanzielle Schwierigkeiten verzögerten die gänzliche Herstellung des Mauer- und Dachwerkes bis zum Herbste 1830, wo die belgische Revolution den Verhältnissen eine neue Gestaltung geben mußte. Während der Brüsseler Unruhen hat das Sternwartgebäude den streitenden Partheyen als Fort gedient; die Mauern wurden von Kugeln beschädiget, die Fensterstöcke zersplittert, und blutige Scenen bezeichneten die Wohnung, welche friedlicher Forschung bestimmt war.

Diese Zerstörung machte, ausser den zur Vollendung des Gebäudes erforderlichen Summen, einen neuen Zuschuß für Reparatur nothwendig, und zwar zu einer Zeit, wo ohnehin die finanzielle Lage des neuorganisirten Belgiens ein trauriges Aussehen darbot. Berücksichtigt man überdieß den schnellen Wechsel der Minister und die ungünstigen Ansichten mancher Mitglieder der ständischen Versammlung, so darf man es kaum als ein ungünstiges Ergebniß betrachten, daß die Sternwarte nach einem Zeitraume von zehen Jahren ihrer Vollendung nahe steht, nachdem das Gebäude glücklich der Gefahr entkommen, seiner Bestimmung gänzlich entfremdet zu werden.

Zur Ausrüstung der Sternwarte wurden nur drey Haupt-Instrumente bestellt:

ein Mauerkreis von Troughton und Simms in London zu	8400 fl.
ein Aquatorial von denselben zu	5400 fl.
ein Passage-Instrument von Gambey in Paris zu	9700 fl.

Diese Instrumente sind nunmehr sämmtlich geliefert und aufgestellt, jedoch haben sonstige Umstände den regelmäßigen Gebrauch derselben bisher nur ausnahmsweise gestattet.

Die vorliegenden Beobachtungen zur Breitenbestimmung sind mit dem Mauerkreise (von 6 Fuß Durchmesser) angestellt. Vorzüglich interessant würde es gewesen seyn, ein Urtheil über die technische Vollendung des Instrumentes feststellen zu können; wider Erwarten aber finden wir in der Schrift keine Angabe, wodurch dieses begründet werden sollte. Ob Theilungsfehler vorhanden sind; ob eine Biegung der Metalltheile auf die Beobachtungen einen Einfluß äußere, desgleichen bey dem Cambridger Mauerkreis (der Wirkung nach) so unzweydeutig dargethan worden, dieß hat der Hr. Vers. keineswegs auf genügende Weise berührt. Die Fähigkeit des Instrumentes, zu verschiedenen Zeiten übereinstimmende Werthe derselben Größe zu liefern, bietet, wenn man anders aus einer nicht gar zahlreichen Beobachtungsreihe einen Schluß abzuleiten berechtiget ist, nichts Ausgezeichnetes dar. Als Resultat sämmtlicher Bestimmungen nimmt Hr. Quetelet die Breite der Sternwarte $50^{\circ}.\ 51'.\ 10,''7$ an. —

Wir dürfen von der Thätigkeit des Hrn. Quetelet in Kurzem reichhaltigere Mittheilungen erwarten, wovon, wie Eingangs angedeutet worden, die gegenwärtige Schrift nur als Ankündigung zu betrachten ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Documenta Philosophiae Arabum e Codd. Mss. primus edidit latine vertit Commentario illustravit Dr. Augustus Schmaelders. Bonnae. 1836. 8. 134 S. Anmerk. und Uebersetzung; 34 S. Text.

Dieß scheint die erste Schrift zu seyn, mit welcher der Hr. Verf. ins Publikum tritt, und die hoffentlich nicht zugleich die letzte desselben auf diesem Felde bleiben wird. Er hat sie seinen Lehrern, den HH. Freytag, Prof. der orientalischen Sprachen, und Brandis, Prof. der Philosophie in Bonn gewidmet; diese Namen erwecken auch gleich für den Schüler ein gutes Vorurtheil; und dieses wird gerechtfertigt durch das Werkchen selbst, das auf einen bis daher gänzlich vernachlässigten Zweig der Geschichte der Philosophie, namentlich der Platonisch-Aristotelischen, aufmerksam macht. Ist für jede andere Wissenschaft auch ihre Geschichte wichtig und ein ergänzender und zurechtleitender Theil derselben, so gilt dieß insbesondere von der Geschichte der Philosophie. Denn sie zeigt die Entwicklung des menschlichen Geistes, und verhütet, daß nicht alte in Vergessenheit gerathene Wege und Ansichten als neugefundene angerühmt werden u. s. w. Kurz, nur die Geschichte erhält die nothwendige Stätigkeit und den vollen Umfang der Wissenschaft. In Folge der Liebe zur Philosophie ist daher seit Jahren unter uns auch deren Geschichte ganz von neuem und emsig untersucht und geprüft worden; und dieß geschieht noch täglich. Man hat sich hierin nicht allein auf die Griechen von der ältesten Zeit bis zum gänzlichen Verfall hellenischer Wissenschaft beschränkt; man hat zu diesem und verwandten Behuf nicht allein die griechischen und lateinischen Kirchenväter und die Scholastiker des Mittelalters wieder vorgenommen: sondern man ist über das sonst beliebte Urland der Weisheit, Aegypten, und über den vagen Orient weg, zu bestimmteren Völkern gewandert, um in ihren Schriften nach dem philosophischen Gehalt zu suchen (z. B. Windischmann in seinem Werke: Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte, u. a.). Täglich mehren Engländer, Franzosen und Deutsche den hieher gehörigen Stoff; Pauthier z. B. und Schott gaben aus der sinesischen Litteratur sogenannte philosophische Werke, und die noch so junge Sanskritlitteratur bietet jetzo schon durch die verdienstvollen Bemühungen Colebrookes, Ottmar, Frank's, der beyden Schlegel, Lassens, Poley's (der die Vaedanta sutra's, Text und Uebersetzung herauszugeben angefangen) einen, für ihre Jugend zumal nicht unansehnlichen Reichthum von philosophischen Schriften, und enthält deren noch viel mehr, die zur Zeit nur erst in den Verzeichnissen von Handschriftensammlungen angegeben sind. Nur die Philosophie der Araber blieb bisher unbeachtet; was desto mehr in Verwunderung setzen muß, je näher sie uns geographisch und historisch gelegen sind; je mehr diese Sprache seit länger als zwey Jahrhunderten grammatikalisch und lexikalisch gut bearbeitet worden, und je schätzbarer die Bereicherungen der Länder- und Völkerkunde und der Geschichte sind, die ihre Historiker und Geographen nach vielen Sei-

ten hin liefern; zu geschweigen ihrer Dichter, ihrer Aerzte, und Astronomen, endlich der Beziehung, die deren Sprache und Schriftenthum zur gelehrten Theologie hat. Die Verwunderung muß steigen, wenn man bedenkt, wie großen Ruhm langehin gerade um der Philosophie willen die arabischen Gelehrten in Europa besaßen; wie sie allgemein als Lehrer des germanischen Mittelalters in den meisten Künsten und Wissenschaften gelten und wie sie, die Erben der griechisch-macedonischen Reiche in Asien mit den Griechen theils als Schüler zusammenhiengen, theils auch schon frühzeitig in so fern Einfluß gewonnen, als die sogenannte Neuplatonische und synkretistische Philosophie insbesondere unter den semitischen Völkern gekeimt hat und aufgewachsen ist, und daß eben diese Philosophie eine unberechenbare Einwirkung auf die christliche Dogmatik in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung geübt hat.

Diese seitherige Hintansetzung des nahegelegenen — wenigstens gegen Sina und Indien gerechnet — gut zu machen, dazu wird in vorliegender Schrift ein erfreulicher Anfang gemacht; und es ist zu wünschen — und von H. Schmölders wohl auch zu hoffen — daß er, — und andere jüngere Freunde der Philologie und Philosophie aus derselben Schule — in diesem geschichtlich sprachlichen Felde sich dauernd ansiedle, und mehr Gutes und Ersprießliches zu Tage fördere; Ersprießliches zumal für die Auslegung des Aristoteles und die Geschichte der Wirkungen seiner Philosophie, worauf das vorliegende nur die Neugier und Aufmerksamkeit rege machen kann. Auf die Zueignung an die obengenannten beyden verdienstvollen Männer folgt die Einleitung; in dieser handelt der Verf. zuerst von dem Einfluß, den arabische Gelehrte und zumal die Philosophen auf die Scholastik vom 10ten bis 15ten Jahrhundert, bis zum Wiedererwachen der alten Litteratur gehabt haben. Bey diesen kurzen Andeutungen darf man hier nichts Neues erwarten, doch ist alles, was zugänglich war, benützt; genauere Aufklärungen möchten dereinst wohl zumeist Sicilien und Italien und die spanische Halbinsel und deren Handschriftenschätze geben. Unerforscht wie bis jetzt der nähere litterarische Zusammenhang zwischen den Arabern und den romanisch germanischen Völkern ist, und unzugänglich und ununtersucht, wie die Schriften jener Zeiten von beyden Theilen in dieser Beziehung noch sind, muß jener Einfluß, zum Theil mindestens, vorzugsweise noch aus dem Ansehen geschloßen werden, in welchem die arabischen Philosophen bey Roger Baco, Albertus Magnus, Dante (Inferno IV. 143) u. a. bis Ficinus herab gestanden sind. Noch die Commentarien der Jesuiten von Coimbra zu den Aristotelischen Schriften nehmen überall, nicht minder als auf die griechischen und lateinischen, auch auf die arabischen Ausleger desselben und Philosophen stäte Rücksicht, sey es, daß sie ihnen beypflichten, oder daß sie von ihnen abweichen, oder endlich sie bestreiten und zu widerlegen suchen.

Ferner zeigt der Hr. Verf. S. 5. fgg. aus Jourdain's Recherches critiques sur l'age et l'origine des traductions latines d'Aristote ꝛc. daß zwar nicht alle, aber doch mehrere Werke des Aristoteles den Scholastikern zuerst durch die Araber — und nicht aus lateinischen Uebersetzungen — und was besonders von Einfluß war, von Arabern erklärt und commentirt, bekannt wurden; demnach gleich von vorne herein auch von dieser Seite, so wie andrerseits durch die Kirchenväter, die eklektische Philosophie der Neuplatoniker an die Stelle der lauteren peripatetischen Philosophie trat. Hierauf sucht der Hr. Vf. v. S. 8 — 15 wahrscheinlich zu machen, daß die Araber griechische Werke, namentlich medicinische, naturgeschichtliche, philosophische, astronomische und mathematische, zum Theil, noch ehe sie ins Arabische übertragen worden, aus älteren syrischen Uebersetzungen kennen lernten, deren einige vielleicht schon unter den Seleuciden gemacht worden seyn mögen. „Libri Aristotelici

arabice conversi usque ad hunc diem in Bibliothecis latent" ſagt er S. 8. und ſucht ſofort die üble Meynung zu beſeitigen, die ſich dem ungeachtet von den arabiſchen Ueberſetzungen feſtgeſetzt hat.

Es gründet ſich aber dieſe üble Meynung auf die lateiniſchen Ueberſetzungen, die aus den arabiſchen Uebertragungen des Ariſtoteles u. a. griechiſcher Schriftſteller gemacht worden ſind. Daß jene lateiniſchen Bearbeitungen keinen richtigen Maßſtab geben können, leuchtet von ſelber ein. Die einzige gedruckte arabiſche Ueberſetzung eines Griechen, iſt, wenigſtens meines Wiſſens, die von dem Gemählde des Cebes (*Πίναξ*), das Elichmann arabiſch und lateiniſch neben dem griechiſchen Text herausgegeben und Cl. Salmaſius nach dem Tode des erſtgenannten mit einer Vorrede begleitet hat. (Lugd. 1640 Bat. 4. hinter der Ausgabe von Simplicii Commentarius in Enchiridion Epicteti. ebd. in ebd. J.) Nach dieſem einen Stücke nun zu urtheilen, ſo iſt die Uebeſetzung allerdings ziemlich ſchülerhaft, zumal in Vergleich mit unſerem neueſten Weſen und Anforderungen. Der Araber thut ſeiner Sprache nicht die geringſte Gewalt an; an Nachbildung in der Sprache iſt gar nicht zu denken; ſie iſt auch ſchlechterdings unmöglich, da die Eigenthümlichkeit der ſemitiſchen Sprachen, und zumal der arabiſchen, von der indogermaniſchen himmelweit abſteht. Auch haben die Araber, gleich den übrigen Orientalen von den fremden Völkern, von ihrer Geſchichte, von ihren Sitten, Gebräuchen und öffentlichen und häuslichen Zuſtänden zu wenig Kenntniß, wohl auch zu wenig Neigung und Schmiegſamkeit des Geiſtes, ſich in dergleichen fremde Verhältniſſe ernſtlich und vollends aus bloßer Lectüre, hineinzudenken, als daß ſie nach unſerer Art getreu hätten übertragen mögen und können. Hiefür giebt gleich der unbekannte arabiſche Dolmetſch des Cebes Belege; er ſtempelt die beyden Unterredner, den fragenden Fremdling, und den das Gemälde erklärenden Greis, jenen zu Kebes ſelbſt, dieſen zu Herakles, einen angeblichen ſocratiſchen Philoſophen! ein Irrthum, zu welchem er, wie Salmaſius in der Vorrede richtig bemerkt, durch den griechiſchen Ausruf: *ὦ Ἡράκλεις* (ziemlich nahe dem Anfang, oder c. 4) verführt worden, den er für den Namen des Angeredeten nahm. Eine ähnliche nur noch ſchlimmere Hudeley iſt es, wenn er aus dem *παρμενίδειον καὶ πυθαγόρειόν τινα βίον*, den der erklärende Greis demjenigen nachrühmt, der das dort vorliegende Gemälde in den Saturnus-Tempel geſtiftet hatte, kurzweg die Stadt Lacedämon macht, aus welcher nach ihm der Stifter des Gemäldes hergeſtammt war.

Wie wenig die Araber griechiſche und andere europäiſche Zuſtände nach ihrer Wahrheit faßten, hiezu geben Belege in Unzahl die vielen Anecdoten und Bonmots, die ſie von griechiſchen Gelehrten und Weiſen häufig anführen und in denen Ariſtoteles z. B. meiſtens als Vezier des Alexander aufgeführt wird. Man ſehe dergleichen mehrere nur in Herrn v. Diez Denkwürdigkeiten von Aſien, wo außer den erwähnten Anecdoten auch ein angeblich Ariſtoteliſches Schriftchen, Tacliea betitelt, aus dem Arabiſchen überſetzt mitgetheilt wird; — nicht unmöglich, daß wirklich des Ariſtoteles *περὶ βασιλείας* zu Grunde liegt. — So witzig, ſinnreich, fein und groß in dergleichen nach Griechenland verlegten Anecdoten und Lehrſtücken oft die Gedanken und Sprüche ſind, ſo verkehrt, geſchichtwidrig und lächerlich mißverſtanden und verworren ſind Perſonen und Verhältniſſe; alle das erſcheint in der That ins Orientaliſche und manchmal mährchenhafte überſetzt. Andere Belege mehr finden ſich anderwärts leicht; man ſehe nur B. w. Sylv. de Sacy in den Notices et Extr. Vol. IV. über den Belynus (Apollonius von Tyana) und Herbelots orientaliſche Bibliothek u. ä. WW.

Allein von derley hiſtoriſchen, geographiſchen und antiquariſchen Verſtößen abgeſehen, ſo [illegible] die

erwähnte arabische Uebersetzung des Cebes so gut und getreu, wie es sonst die älteren Uebersetzungen in neuere Sprachen und die deutsche vor der Periode v. Voß und Schleiermacher auch waren, oder nicht waren. Allerdings kommen auch in dem Gedankenlauf größere und kleinere Mißverständnisse der Wörter in ihrer schärfsten Bedeutung, und der Fügungen, und wohl auch willkührliche, eigenmächtige Zusätze und Erweiterungen vor. Allein auch das darf nicht hoch angerechnet werden, indem auch bey uns noch Wieland und Garve in ähnlicher Weise verfuhren; in vielen Fällen der Art läßt sich auch vermuthen, daß die arabischen Uebersetzer in ihren griechischen Handschriften eine andere Lesart vorgefunden, als wir kennen; oft auch, daß das arabische Exemplar interpolirt sey; wer vergleicht da Handschriften, oder kann sie vergleichen?

Noch eine begründete Entschuldigung bringt Salmasius vor, indem er bemerkt, daß die Araber der älteren Zeit die griechische Sprache als eine lebende lernten, aber von Griechen, denen selber schon der Sinn und Verstand ihrer alten Sprache und Litteratur größtentheils abgestorben war. Alle Scholiasten, Commentatoren, Paraphrasten und Lexikographen, von Phrynichus und Pollux herab bis zu Eustathius u. a. geben mehr oder minder augenscheinliche Zeugnisse wider die Kunde dieser spätern Griechen in ihren eigenen Alterthümern, und auch in der Sprache. Was Wunder, daß ihre Schüler aus der Wüste sich nicht über diese Magistri erhoben? zumal Religion und Sitte sie in allem möglichen von ihnen sonderte, und sonst weiter keine Verbindung statt fand, als die die Lernbegier der einen stiftete. Und diesen war es überdieß nur gleich unmittelbar um die Sachen zu thun, nicht um die Sprache, leider, und zu ihrem eigenen Schaden! Denn nur die ächte Ueberlieferung vermittelt die wahre Fortbildung; die ächte Ueberlieferung aber beruht auf dem Studium der Sprache, in der sie gegeben ist; beruht darauf, daß diese Sprache stets von neuem durchschürft, daß sie, und in ihr der Gedanke, in ihren tiefsten Gängen und Schachten durchwühlt, daß in ihrem feinsten goldhaltigen Geäder das lautere Gold ausgeschmolzen werde, welches von der Art ist, daß es nicht allein selber edles Metall ist, sondern auch das an ihm geriebene und geprüfte, — Sprache und Sache — veredelt, höheren Metalls Gehalt antheiligt. Uebersetzungen dagegen — und mit diesen begnügten sich die Araber ein für allemal — übersetzen sich von Kopf zu Kopf mehr und mehr ins einheimisch Gewohnte und Herkömmliche und sterben endlich ab, veraltend, wenn ihnen nicht ein eigenthümlicher geistiger Duft und Anflug eingehaucht ist, der sie würzig und trotz ihrer Veraltung, ja gerade um dieser willen beliebt, erhält. Wie viel seltener aber, als die Originale selbst, sind solche Uebersetzungen! Aber selber auch diese ersetzen das Original mit nichten. An diesem Mangel und Abgang einer erhaltenden Sprachkunde und Philologie lag es, daß die Araber ungeachtet der zeitigen Theilnahme und des Eintrittes in den Bereich des geistig hochgebildeten Alterthumes dennoch wieder in Kurzem in ihre alte Barbarei zurücksanken, wenigstens nicht vorwärts kamen. —

Aus der Entfremdung wie in der Sprache, so in Religion, Mythologie, in der öffentlichen wie in der häuslichen Verfassung erklärt sich auch ganz natürlich die Auffallenheit, daß nicht nur keine griechischen Dichter, sondern daß auch von den Philosophen gerade nur Aristoteles, nicht aber vielmehr Plato, bey den Arabern Eingang fand und vorzugsweise übersetzt wurde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Documenta Philosophiae Arabum e Codd. Mss. primus edidit latine vertit Commentario illustravit Dr. Augustus Schmaelders. Bonnae. 1836. 8. 134 S. Anmerk. und Uebersetzung; 34 S. Text.

(Schluß.)

Theils schon die Weise des Gespräches sagte ihnen, wie so vielen Neueren wenig zu; theils ist Plato durch und durch mehr Grieche, als Aristoteles es ist; in höchst kunstvoller Rede hat er so viele Mythen und Anspielungen auf Religion und Ritus, auf öffentliche und häusliche Gegenstände, auf Personen und Sachen aller Art, daß dieses alles solche Realisten, dergleichen die Araber waren, von Plato zurückschrecken, dagegen dem Aristoteles zuwenden mußte, der in kurzer, kunstloser und ungeschmückter Rede, nur in den Gegenstand, den er jedesmal behandelt, hineinsieht und denkt; und nur eines, die geschichtlichen Verhandlungen über denselben bis auf seine Zeit, von außen hereinnimmt. Von dieser unterscheidenden Eigenthümlichkeit beyder dieser Philosophen abgesehen, hatte die ganze Platonische Anschauungs- und Auffassungsweise den Arabern in alle Wege und selbst auch von Seite ihrer Religion mehr zusagen müssen, als Aristoteles. Denn Plato anerkennt in Gott den freyen Schöpfer des materiellen wie intellectualen Alls, er anerkennt in ihm Vorsehung und Weltregierung, er lehrt entschieden Unsterblichkeit und Fortdauer der Seele und schärft oft ein die Aussicht auf Belohnung und Strafe in dem anderen Leben. Hiedurch steht seine Philosophie wie den christlichen, so auch den islamischen Vorstellungen viel näher als die aristotelische Lehre in den berührten und mehr andern verwandten Puncten. Allein Aristoteles hat auch in der That, wie bey den Scholastikern, so auch auf die Araber, wenigstens in der Idealphilosophie, nur formal, nur formgiebig gewirkt; die Materie nahmen beyde mehr oder minder je aus ihrer Religion und ihrem Glauben; seine topischen Anweisungen, seine logischen Regeln und Forderungen von Definitionen, Begriffseintheilungen und Unterscheidungen von Schlüssen und Beweisen wurden anerkannt und befolgt, und benutzt, wo es gieng. Es gieng aber am besten in der Naturphilosophie, und diese ist daher bey den Arabern wie bey den Scholastikern zumeist aristotelisch, jedoch auch hier mit Ausnahme der Theile und Puncte, die an die Intellectualphilosophie und Theologie streifen, also der Astrologie und Geisterlehre u. a. Diese Bemerkung gilt nicht allein von den Arabern und den Scholastikern, sondern auch schon von den Griechen der römischen Kaiserzeit; es bestätiget sich auch bey diesen, daß die Philosophen, mehr oder minder, Aristoteliker, der logischen Form und Methode nach, aber Platoniker der Anschauung, dem Grund und Inhalte nach waren; statt aller anderen sey hier nur an Plutarch erinnert. — Kein Wunder! Plato war schon von einem höheren prophetischen, er war vom Apollinischen, vom Sonnengeist des Orients angehaucht und gieng gerne in den Orient und die Urzeiten zurück. Und seit Alexanders Eroberungen und in Folge derselben durch die weite Verbreitung der griechischen Cultur und Litteratur waren bald

auch die sogenannten griechischen Philosophen großentheils, und späterhin nur immer mehr, Orientalen dem Land und der Abstammung nach, kamen aus den semitischen und anderen vorderasiatischen Landen, aus den Reichen der Attaliden Seleuciden und Ptolemäer, später sogar aus dem parthischen und persischen Reiche der Sassaniden. Um nur einige Namen zu nennen, genüge es zu erinnern an Diogenes Babylonius; Carneades und Lacydes Cyrenäi; Clitomachus (ursprünglich Asdrubal) aus Karthago, Ammonius Saccas, Plotinus u. a. aus Aegypten, Apollonius Tyanensis; Aristobulus und Philo u. a. waren Juden; Jamblichus, Porphyrius, Marinus, Syrianus, Damascius und viele andere waren Syrer und Phönizier; Proklus aus Lycien, Simplicius aus Cilicien; noch mehrere findet man in des Eunapius Lebensbeschreibungen, in den Fragmenten v. Isidors Leben aus Damascius bey Photius u. a. a. OO. Hiebey muß noch an die gnostischen und andere häretische Erscheinungen in der Kirchengeschichte erinnert werden, die alle vorzugsweise in diesen angezeigten Ländergebieten ihren Ursprung und Sitz hatten, der Dichter wie Nonnus u. a. ganz zu geschweigen.

Durch Alexanders Eroberungen und deren Wirkungen ward eingeleitet, und unter den Gräueln der römischen Weltherrschaft vollführte sich die größeste Revolution des Geistes, die die Weltgeschichte kennt. Fortan genügte nicht mehr die alte Unterscheidung der Seele in ἐπιθυμία (Begier), νοῦς (Geist) und θυμός (Zornmuth); es erwachte und entfaltete sich mehr und mehr das Gemüth, und in ihm der höhere Wille und die höhere Freyheit traten klarer und klarer ins Bewußtseyn. In allen philosophischen und verwandten Bestrebungen der damals wirkenden Geister zeigt sich das Ringen, das Gemüth emporzuheben und gleichsam zur Erscheinung zu bringen; und auch hiezu hatte Plato den ersten Anstoß gegeben. Demnach, wenn gleich Aristoteles mit seiner lehrhafteren Form und Methode gesiegt hatte und herrschte, so ward doch seine Auffassung und Entwickelung größtentheils verworfen; Anfang und Ende und (großentheils auch) die Mitte in seinem Systeme erhielten einen anderen Gehalt und durchweg liegt mehr Platonische Anschauung, Gesinnung und Gemüth schon bey den späteren ausländischen wenn auch griechischredenden Philosophen zum Grund, eben wie die Philosophie bey den Arabern eine islamitische, bey den Scholastikern eine christliche Grund- und Unterlage zeigt. Daß dem so sey, wie die vorstehenden Andeutungen behaupten, dieß bestätigen gleich auch die vorliegenden Documenta Phil. Ar.

Das erste Stück von 'Abu nasr 'alfarâby S. 3 — 10 (der arabische Text ist besonders numerirt und mit den eigentlich arabischen Zahlzeichen beziffert) enthält eine kurze Einleitung zum Studium und zur Lectüre des Aristoteles; sie handelt von den Namen der philosophischen Schulen; von der Absicht, die Aristoteles bey seinen verschiedenen Schriften gehabt hat; von dem Ausgangspunct, Endzweck und Weg, den der der Philosophie Beflissene zu nehmen hat, von der Schreibart des Aristoteles und dem Grund seiner Dunkelheit u. s. w. alles ganz so, nur kürzer, als es die griechischen Commentatoren z. B. Simplicius ad Categorias abzuhandeln pflegen. Dieses Stückchen beweiset nur die große Abhängigkeit der Araber von ihren ersten griechischen Lehrern in diesem Puncte. Darauf folgt von S. 11 — 23 eine wie man denken kann, kurze und noch dazu gereimte Logik von 'Abu 'aly ben synâ (Avicenna). Sie hat weiter kein Verdienst, als die Zusammendrängung der logischen Terminologie und der Kürze; desto größer sind darum die nicht belohnten Schwierigkeiten des Verständnisses. Der dritte und letzte Aufsatz ist abermals von 'Abu nasr 'alfarâby, und erstreckt

sich von S. 24 — 34. Er hat die Ueberschrift: „Quellen von Fragen oder Untersuchungen;“ man könnte ihn auch Hauptplätze der Metaphysik betiteln. Hier aber nun fällt recht in die Augen, wie weit die platonische Idee und Grundanschauung gegen die Begriffe des Aristoteles gesiegt und sich die Herrschaft errungen hat. Aehnliches bemerkt auch H. Schmölders zum 7. Kap. S. 95, 96; er hat nämlich von den eben genannten 3 Aufsätzen, außer dem arabischen Text, eine lateinische Uebersetzung gegeben S. 17 — 56; auf diese läßt er Animadversiones folgen S. 57 — 124, in denen die philosophischen Kunstausdrücke der Araber erklärt, die Begriffe und Sätze aus Aristoteles und den Neuplatonikern erläutert, manchmal auch mit neueren verglichen werden. Die philosophische Terminologie ist endlich noch besonders in einem Anhange S. 125 — 134 in alphabetischer Ordnung zusammengestellt, und beschließt als eine vorzüglich schätzbare Zugabe diesen dankenswerthen Beytrag zur Geschichte der Philosophie.

Man kann leicht ermessen, daß es kein unbedeutendes Unternehmen war, diese Stücke herauszugeben; denn philosophische Schriften der Araber sind, außer dem Philosophus autodidactus des Tofayl von Pococke, noch gar nicht herausgegeben, noch viel weniger der philosophische Sprachgebrauch ermittelt; daher es auch gar nicht zu verwundern, wenn zumal im zweyten und dritten Stücke manche Stellen von andern auch etwas anders interpretirt werden möchten, oder wenn hie und da eine klarere Ausdrucksweise für möglich und nöthig erachtet werden kann. Um vom dritten Aufsatz einiges zu erwähnen, so theilt 'Abu nasr alle Erkenntnisse, Begriffe und Sätze in mittelbare und unmittelbare; jene bedürfen einer Erklärung und Bewährung oder Begründung durch anderweitige Begriffe und Urtheile; die andern sind für sich gewiß und klar, so wie sie nur verstanden werden. Auf solche unmittelbar gewisse, einfache, klare Begriffe und Sätze müssen alle übrigen zurückgeführt, durch sie begründet und erwiesen werden. Die Wissenschaft, durch die wir die Regeln gelehrt werden und die Gesetze erwerben, die Objecte aufzufassen und zu begründen, zu bewähren, vollständige Erkenntniß von mangelhafter, Wahrheit von Wahrscheinlichkeit u. s. w. zu unterscheiden, ist die Dialektik. Diese (منطق) hat hienach einen weiteren Umfang als unsere übliche Logik; sie umfaßt auch die Metaphysik. Daher wendet sich 'Abu nasr im nächsten, dritten Kap. zur Eintheilung alles dessen, was da ist, in zwey Klassen, von denen „die eine in Anbetracht ihres Wesens kein nothwendiges Seyn hat, und die daher seynkönnende“ (im griechischen ἐνδεχόμενα genannt)“ heissen. Die andere Klasse, in ihrer Wesenheit erwogen, ist dem Seyn nach nothwendig und heißt darum auch ein dem Seyn nach Nothwendiges. Wenn etwas ein seynkönnendes ist (ein ἐνδεχόμενον oder Contingens), so haben wir es hiedurch bestimmt als nicht ein solches seyendes, dessen Unmöglichkeit nothwendig (oder zwingend) wäre; und dasselbe ist durch sein Daseyn nicht überhoben einer Ursache (d. i. es bedarf einer Ursache); und wenn ein (Ding dieser Klasse) nothwendig ist, so ist es dieses (seinem Daseyn nach nothwendig) — doch nur durch ein anderes. Hieraus ergibt sich, daß ein solches Ding nicht aufhört, ein seiner Wesenheit nach seynkönnendes (nur zufälliges), aber seinem Daseyn durch ein anderes nach (seiner Abhängigkeit und Bewirktheit nach) ein nothwendiges zu seyn.“ u. s. w. Diese wörtlich übersetzte Stelle gibt Hr. Schmölders so:

> Statuimus igitur, entia duplicis generis esse, alterum scilicet, quod non necessario existere ex ratiocinationibus colligamus; hoc appellatur existentiae possibilis particeps. Alterius essentiam ratiocinationibus talem invenimus, qualem existere oportet, idemque existentia necessaria praeditum nuncupatur. Quando quidquam, quod non

existere definivimus, possibilis existentiae compos est, inde non necessario absurdum consequitur: etenim non solum ejus existentia, sed etiam hujus causa adsit opus est. Cum autem quidquam necessarium est, alius cujusdam gratia existat oportet, unde sequitur, ens per se non nisi existentia possibili praeditum propter aliud quidquam necessarium fieri posse.

Das erste nothwendige Wesen wird dann weiter Kap. 4. flg. als ewig, unräumlich ꝛc. und als erste Ursache u. s. w. bestimmt. Hier schon kommen Sätze vor, wodurch der höchste Geist, wie ihn Aristoteles setzt, etwas mehr nach der muhammedanischen Lehre, personificirt und zum Schöpfer wird; aber entschiedener tritt die Abweichung von der alten Aristotelischen Lehre da hervor, wo der erste geschaffene Geist — mens universalis einiger Scholastiker — eingeführt, und aus ihm die Astralgeister abgeleitet werden, die nicht mehr durchweg einerley Wesens mit dem höchsten Geiste, wie Aristoteles zu lehren scheint, sind, sondern als geschaffene und von ihm ausgegangene ihm, dem Einen und Einzigen untergeordnet sind, wie es der strenge Monotheismus des Islam verlangte. In alle dem hatten aber die Araber schon die griechischen späteren Neuplatoniker zu Vorgängern; mit diesen stimmen sie denn auch in den meisten Puncten der Kosmologie und Psychologie zusammen, nur daß sich 'Abu nasr gegen die platonische Lehre von der Präexistenz der Seelen von ihrer Geburt ins zeitliche Daseyn unumwunden ausspricht. Doch genug von dem Inhalt dieses kleinen Lehrbuchs.

In Betreff der Anmerkungen ist noch zu erinnern, daß Hr. Schmölders meines Erachtens bis zur Evidenz erwiesen hat, daß ein großer Theil der scholastischen Terminologie, die in den romanischen Sprachen, zumal der englischen und spanischen fast bis ins gemeine Leben eingedrungen ist, wörtlich und unmittelbar aus dem Arabischen übersetzt ist, indem diese Sprache, gleich jeder originalen, auch hierin ihre große Bildsamkeit gezeigt hat. Wirklich zeigt die griechische Sprache kein Vorbild zu quidditas (der Grieche sagt: τὸ τί ἐστι und: τὸ τί ἦν εἶναι) u. ä. wohl aber die Arabische.

Schließlich darf man wünschen, daß Herr Schmölders fortfahre, aus diesen Fundgruben des Orients mehrere, zumal für die Geschichte der aristotelischen Philosophie, aber auch Bedeutenderes und Gehaltvolleres zu Tage zu fördern, etwas, worin sich die arabische Auffassung, Erklärung und Umbildung schärfer ausgeprägt hat, und das die Art und Kunst und den Gehalt der nationalen Philosophen genauer kennen lehrt. Da philosophische Materien in jeder Sprache, zumal aber in einer, die in dieser Beziehung so reich, aber lexikalisch ungenügend bearbeitet ist, in der Lectüre Schwierigkeiten jeder Art genug darbieten; so wäre endlich noch zu wünschen, daß die Stücke jedesmal auch vokalisirt wären, wenigstens wo die allgemeinen Regeln nicht ausreichen, sondern das Lexicon zu Hilfe genommen werden muß, und in so weit, als die Sprachgesetze und der Sinn der jedesmaligen Stelle die Vokalisation sicher an die Hand geben; unterbleiben aber mag sie überall da, wo irgend ein Bedenken der erwähnten Art dieselbe nicht zulässig macht.

P. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Codex diplomaticus prussicus. Urkunden-Sammlung zur älteren Geschichte Preussens aus dem königl. geheimen Archive zu Königsberg, nebst Regesten; herausgegeben von Johannes Voigt, Ritter des rothen Adler-Ordens und Danebrog-Ordens, ordentl. Professor der Geschichte, Direktor des königl. geh. Archivs zu Königsberg ꝛc. Erster Band, Königsberg, 1836 bey den Gebrüdern Borntträger, in 4.

„Der Wunsch, daß Preußen, der einstige ritterliche Ordens-Staat," — sagt der Herausgeber in der Vorrede — „eben so wie die Mark Brandenburg, wie Pommern und andere Provinzen der preußischen Monarchie seinen Codex diplomaticus haben möge, ist längst gehegt worden." Schon Baczko, wohlverdient um die Geschichte Preußens nach dem Stande seiner Zeit, hatte den Plan zu einer Urkunden-Sammlung aufgefaßt, auch bereits eine ansehnliche Zahl von Urkunden zusammengestellt. Als der gegenwärtige Herausgeber, Hr. geheimer Archivar Voigt, seine Geschichte Preußens dem Publikum zu übergeben begann, würde er jeden Band mit einem Urkundenbuche begleitet haben, wenn nicht Hindernisse dazwischen getreten wären, welche erst später durch die Liberalität des Staatsministeriums, durch Anweisung der nöthigen Mittel gehoben worden sind. Bey der Auswahl der Urkunden für diesen Band hat man sich auf das dreyzehnte Jahrhundert beschränken müssen; denselben sind jedoch Regesten, oder ein chronologisches Verzeichniß der bereits früher gedruckten Urkunden zur älteren Geschichte Preußens bis zum Jahre 1300 vorangesetzt, worin fast alles nachgewiesen ist, was man bisher in verschiedenen Werken an gedruckten Urkunden aus dieser Zeit besaß. Die zu Kotzebue's älterer Geschichte Preußens beygegebenen Urkunden werden hier wegen des fehlerhaften Abdruckes als beynahe ganz unbrauchbar bezeichnet. Die auch anderwärts behandelte Frage: ob vor dem Abdrucke der Urkunden selbst nicht das ganze Feld der Geschichte Preußens in sogenannten Regesten dargestellt werden sollte? beantwortet Hr. R. Voigt mit nein; zunächst, weil die Quellenforschung dabey verlieren würde, und die Anzahl der brauchbar gedruckten Urkunden noch immer nicht groß wäre. Ref. unterscheidet hier nach dem Begriffe von Regesten, wie er ihn bereits früher in diesen Blättern aufgestellt hat, und ist der Ansicht, daß durch vollständige Regesten immerhin an Zeit und Kosten viel erspart werden könne.

Zum vorliegenden Bande wurden sofort „aus den sehr reichen diplomatischen Schätzen des geheimen Archivs zu Königsberg," — es gefällt uns, daß Preußen den Provinzen unmittelbar auch ihre Geschichte und Urkunden bewahrt; — nur solche ausgewählt, die in irgend einer nähern Beziehung zur Geschichte Preußens stehen; und ausgeschlossen wurden auch Urkunden von Pommern und andern nahe gelegenen Ländern, aus einer Zeit, da sie noch nicht zum Ordensstaate gehörten. Eben so blieb weg, was den teutschen Ritterorden als solchen und für sich anbelangt; im entgegengesetzten Fall würde bey dem reichen Materiale ein Codex diploma-

ticus ordinis teutonici entstanden seyn. Die päpstlichen Bullen sind es, welche selbst nach dem Zeugnisse des Hrn. R. V. und, wie der Augenschein lehrt, vorzüglich diesen Codex diplomaticus begründen, auch aus der Zeit vor Ankunft des Ritterordens in Preußen, als in demselben die ersten Versuche, das Christenthum einzuführen, statt hatten. Deßwegen, und ohne den sorgfältigsten Abdruck aus Originalien zu umgehen, wurde das im geheimen Archive zu Königsberg verwahrte sogenannte päpstliche Copienbuch zuvörderst benützt.

Die in diesem Bande auf XXIII. Seiten vorausgehenden Regesten beginnen mit der päpstlichen Bestätigung des Leslauischen Bisthums im Jahre 1148, und reichen bis zum Jahre 1300 einschließlich. Der hierauf vollständig abgedruckten Urkunden, wobey jedesmal auf das Fach im geheimen Archive und auf Hrn. Voigts hier anschlagende IV Bände seiner Geschichte von Preussen hingewiesen wird, sind CLXXIV. vom Jahre 1217 bis 1286.

Kaum irgendwo ist es, wie hier in der Geschichte des Königreichs Preußen, vielmehr in ihren Quellen, so anschaulich, wie die heutigen christlich germanischen Staaten, als Inbegriff von Humanität und Civilisation, nur aus der Kirche hervorgingen und hervorgehen konnten; indem alle Verhältnisse des gemeinschaftlichen Daseyns, alle Vorrechte den Vorpflichten religiös untergeordnet wurden; und die äusseren schirmenden und verbürgenden Gewalten selbst, während die Kirche die Völker segnet und nährt, nur nach Maaß dieser Vorpflichten ihre Rechte übten. Auf jeder Seite des Codex finden sich die Beweise von diesem unverrückbaren Streben der Päpste, welche seit der Mitte des XII. Jahrhunderts, ihre Blicke nach den Küsten des baltischen Meeres gewendet, und den glaubensmuthigen Verkündigern des Evangeliums, Priestern und Mönchen, wie der kampflustigen Ritterschaft, für die Bekehrung jener Länder dieselben Privilegien zugesichert hatten, welche bisher für die Pilger- und Heerfahrten nach Palästina verliehen waren. Nichts wurde hiebey von den Päpsten verabsäumt, was neben der Gründung von Kirchen und Bisthümern, neben dem äusseren Cultus, das große Werk der Bekehrung im Innern sichern, und dem Familienleben im ächt christlichen Sinne Reiz und Wohlstand gewähren konnte: war es nun um Geldbeyträge zur Errichtung von Schulen für preußische Knaben, zum Loskauf der der Ermordung heimfallenden jungen Mädchen der Preußen, um Erleichterung der Bekehrten aus der bisherigen Sklaverey (Nr. IV. V. XII. etc.) zu thun. Nr. XC. in dem Vertrage zwischen dem Herzoge Kasimir von Cujavien und dem teutschen Orden in Preußen über den Verkehr, die Zollabgaben und andere Verhältnisse der beyden Nachbarländer — Jahr 1252 — war uns die große Anzahl von Zollstätten, indem auch die Cathedralen und einzelne Parochien deren besassen, sehr merkwürdig: wie die Gegenstände des Verkehrs selbst. Begreiflich mußten auch die Reisenden und Wanderer für ihre Person zahlen. Wo immer in einer Markung ein Raubmord statt hatte, mußte die benachbarte Gemeinde dafür einstehen, mit XXX Mark Silber für notable Militär- und Civilpersonen, mit VI Mark für jeden Gemeinen, bis die Thäter entdeckt wurden. Für Ref. geht aus dieser Urkunde wieder die Thatsache hervor, daß auch in Preußen damals schon ein sehr lebhafter Verkehr und dichte Bevölkerung statt hatten.

v. KochSternfeld.

Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Von Dr. Math. Kalina von Jäthenstein, Consistorialrath, Sekretär der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften ꝛc. Mit 35 Steindrucktafeln. Aus den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Prag, 1835.

Nur dann, wenn solche Nachrichten und Beschreibungen nicht bloß ein locales Interesse, und nicht bloß Stoff zu mancherley Vermuthungen und

Combinationen; sondern einen festern Anhalt und höhere Ansichten in der Länder- und Völkergeschichte gewähren, scheinen sie uns einer nähern Würdigung werth. Letzteres ist hier der Fall; wobey die kräftige und rühmliche Förderung, welche zur Zeit der Landeskunde Böhmens in allen ihren Zweigen gewidmet ist, ein besonderes Augenmerk für alle unmittelbar darangränzenden Länder seyn muß.

Schon aus der Einleitung geht hervor, daß der Verf. mit umfassender wissenschaftlicher Vorbildung ausgerüstet, in den Classikern wie in der allgemeinen Weltgeschichte wohl bewandert, und mit der Geschichte Böhmens und der der benachbarten teutschen und slavischen Länder insbesondere vertraut, seinen Gegenstand aufzufassen vermochte. Es sind 82 Fundorte, welche in dieser über- und unterirdischen Topographie nach ihren Ergebnissen, als aus Böhmens heidnischer Vorzeit herrührend, beschrieben werden: Tausende von Aschenkrügen und Urnen, die Bestandtheile der Grabstätten, viele Beinlager von Opferthieren, Ortsnamen und Tradition wurden erforscht, verglichen: und so die fernste Vorzeit mit der Gegenwart. Die einschlagende in- und ausländische, die ältere und neuere Literatur ist hiebey sorgfältig und unbefangen benützt, wie es sich bey wissenschaftlichen Forschungen geziemt. Aber auch für die Geschichte und Topographie des angränzenden Bayerns bietet dieses Buch eine mannigfaltige Nutzanwendung. Was uns hierin vorzüglich angesprochen und vielfältig belehrt und bestätigt hat, das sind die aus der slavischen Sprache abgeleiteten Namen der Berge, Flüsse, Wälder, Gegenden und Ortschaften, mit ihren analogen, meistens naturhistorischen Eigenthümlichkeiten z. B. bey Schlan, Zwickowez, Kopec, Cuwozich ꝛc. — eine Analyse und Nomenclatur, welche abermals das einst so weit gegen Westen vorgedrungene slavische Element allenthalben nachweisen. Dennoch möchten manche Slavisten bezüglich auf einige zu gesuchte Ableitungen einer andern Meynung seyn; z. B. S. 51, 153, 157 ꝛc. Kwic, Burberg, Ohre, (Kl. Eger) betreffend; und wir erlauben uns zu bemerken, daß im Namen der in Böhmen allenthalben gefeyerten Fürstin Libussa, (S. 112) — da auch unsere südlich dem bayerischen Hochwald entströmende Loisach in den Urkunden Libussa heißt, — eher die schöne und wahre Allegorie von einer Tochter der Waldfluren, (Luib, Leve ꝛc.) als von ihrem Liebreitz zu liegen scheint. Den gründlichern Kosmas zur Hand, und die Ausbeuten der bisherigen Aufgrabungen damit vergleichend, hat der Verf. manchen Anlaß, den redseligen Chronisten Hajek, den wir in einiger Hinsicht den Aventin Böhmens nennen möchten, zu berichtigen. Der Verf. ist aber auch unbefangen genug, z. B. die bey Zwickowez ausgegrabenen Ofenkachel für Fabrikate des XVI. Jahrhunderts zu erklären, und denselben nach Stoff, Form und Abbildungen (S. 67) die vom Hrn. Ingenieur Panzer im Jahre 1832 in der Umgegend von Wirzburg vermeyntlich als Kunstproducte der ersten christlichen Periode Teutschlands ausgegrabenen Ofenkachel an die Seite zu stellen.

Ueberhaupt mögen auch in materieller Hinsicht die in dieser Schrift niedergelegten Erfahrungssätze von den Alterthumsforschern wohl beachtet werden. Unter die merkwürdigsten Funde in Böhmen gehört unstreitig jener vom Jahre 1771 in Podmokl, Rakowitzer Kreises (S. 40). In einem engen, von einem, dem Berauner Flusse zueilenden Bache unterspühlten Thale ward ein kaum 12 Zoll hoher und 9 Zoll weiter Kessel von Kupfer, dessen Untertheil bereits ganz aufgelöst war, mit Goldstücken gefüllt, entdeckt. Nach der an diesen den Metallknöpfen ähnlichen und im Gepräge ganz unkenntlichen Münzen vorgenommenen Quartprobe enthalten 24 Carat an reinem Gold 23 Carat und 8 Gran; sohin nur 4 Gran Zusatz, und die Münzen sind also, in Stücken von 2 1/4 Dukaten bis zu 1/4 Dukaten schwer, und, den verschleppten Theil nicht mitgerechnet, über 80 Pfund wägend, im feinsten Golde

gearbeitet. Im heutigen Werthe ward dieser Fund mit dem, was ungefähr abhanden gekommen auf 76,800 fl. Conv. M. im 20 Gulden Fusse berechnet. Und es ist hiebey eben so merkwürdig, daß weiland Hr. Karl Egon Fürst von Fürstenberg, Begründer und erster Präsident der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, dem als Grundherrn der Gegend ein Drittheil des Schatzes zugewiesen wurde, dasselbe an alle bekannte europäische Münzkabinete und Münzforscher vertheilt hat. Das sind die sogenannten Podmokler Münzen, die man auch für Regenbogen-Schüsselchen ausgibt, indem sie sich, vom Regen abgewaschen, durch ihren Metallglanz hie und da auf den Feldern verrathen. Aber der Verf. unterläßt nicht zu bemerken, daß ähnliche Münzen, jedoch nur einzeln und zerstreut, längst auch in andern Gegenden Böhmens aufgefunden wurden, und daß Obermayer in seinen Nachrichten über bayerische Münzen von einem Funde bey Gagers im Jahre 1751 von derselben Gattung und Art erzählt. *) Wir können aus eigener Erfahrung beyfügen, daß uns in einem Familien-Inventar des XVII. Jahrhunderts in der Rubrik: an edlem Geschmeide, einige solcher Schüsselchen verzeichnet und à 3 fl. geschätzt vorgekommen sind; und zwar im salzburgischen Gebirge, wobey aber wieder der Umstand nicht verschwiegen werden mag, daß die Erblasserin aus Böhmen abstammte.

Schlüßlich finden wir die S. 211 bis 252 beygefügte Abhandlung: „Sind die in Böhmen vorgefundenen und vorstehend aufgezählten heidnischen Grabstätten und Opferplätze germanisch oder slavisch?“ sehr lesenswerth. Der Verf. ist der Ueberzeugung, daß schon die Urbewohner Böhmens, deren Daseyn weit über unsere Zeitrechnung hinaufreicht, Slaven waren, ein Stammvolk, das allerdings öfter von fremden Völkern überzogen, bekämpft und unterjocht worden, wie von den Bojern und Markomannen, das indessen nie vertilgt werden konnte; weßwegen auch, neben der Sprache, die Geographie und Topographie Böhmens allenthalben ins Auge gefaßt werden müßten. In der Entwicklung gründlicher, und mit umfassender Literatur der ältern und neuesten Zeit unterstützten, Ansichten geht der Verf. weiter in die Fragen ein: 1) „waren die Bojer ein germanisches oder ein slavisches Volk?“ 2) „fanden sie bey der Besitznahme Böhmens das Land menschenleer, oder fanden sie daselbst bereits ein Volk?“ Den Namen Bojer leitet der Verf. wie auch Andere, vom slavischen Bog, Krieg, ab; er deutet auf ihr einstmaliges Vorbrechen gegen Westen, nach den Sprachdenkmälern, bis über den Rhein hin, und erkennt selbst in Vindobona (Wien) eine Niederlassung der Wenden. Das erinnert wieder an v. Hellersberg, an seine Vindelici (Lechwenden) und an sein Bojohemum. Auch wir haben von jeher die Ansicht gehegt, daß nicht erst im V. oder VI. Jahrhundert, sondern längst vor Christus, slavische Stämme auch das westliche Teutschland überzogen hätten; wir achten aber die Vindonen längs der Alpenkette, bis Vindocinum in Gallien, (Vendome an der Loire) für celtisches Urvolk, und entwickelten in dem „Wendepunct der slavischen Macht im südlichen Bajoarien“ aus allen zugänglichen Quellen den slavischen Antheil unserer Geschichte und Topographie. (Zunächst in den „Tauern“ 1820, dann im I. Bande der Beyträge zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde, 1825, und in der v. Kerzischen Literatur-Zeitung 1831 ꝛc.).

(Schluß folgt.)

*) Obermayer in seiner bayerischen Münzkunde Seite XXXI. des Vorberichts erzählt nämlich, daß am 22. Juny 1751 zu Gagers ein kupferner Hafen mit 1300 bis 1400 Stück sogenannter Regenbogen-Schüsselchen von Gold ausgegraben worden sey. Gagers ist heutzutage eine Einöde am Fusse des südlichen bayerischen Gebirgs in der Pfarrey Kohlgrub im k. Landgerichte Schongau: der Name vielleicht der einzige in Bayern.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie. In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben von Dr. Justus Liebig u. Dr. J. C. Poggendorff. I. Bandes 1. u. 2. Lieferung. Braunschweig bey Vieweg. 1836.

„Die glänzenden Fortschritte der Chemie haben eine solche Maße von Thatsachen zusammengehäuft, die Theorie derselben hat sich so erweitert, ihr Einfluß auf die Naturwissenschaften, die Medicin, Pharmacie, und auf Fabriken = und Gewerbskunde ist so bedeutend geworden, und alles Wissenswerthe darüber findet sich größtentheils in einer solchen Zahl von Werken, und besonders periodischen Schriften zerstreut, daß es dem Einzelnen nur zu oft sehr schwer fällt, alles das zusammenzufinden, was die Kenntniß eines chemischen Stoff's oder eines Naturkörpers in Bezug auf seine chemischen Verhältnisse betrifft." Mit diesen Worten machte vor 11 Jahren R. Brandes auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen Repertoriums der Chemie aufmerksam, welches er auch eifrigst begann, aber in einem solchen Umfange anlegte, daß sich wohl voraussehen ließ, wie es mit wenigen Bänden ein Ende nehmen werde. Es ist nur bis litt. Bl. gekommen und füllt bis dahin 3 1/2 starke Bände in Quart.

Wenn man zu jener Zeit schon mit Recht von dem täglich sich mehrenden Reichthume chemischen Erfahrungen und von den Schwierigkeiten sprechen konnte, sie zu sammeln und zusammenzustellen, um wie viel mehr ist es gegenwärtig der Fall, wo die Forschungen in jeder Art überraschend weiter geführt werden. Um dieses würdigen zu können, durchgehe man nur die Jahresberichte von Berzelius, die Repertorien von Fechner, die bekannten deutschen und französischen Journale für Chemie und Physik.

Wir glauben daher auf die Erscheinung eines Werkes aufmerksam machen zu müßen, welches, nach den vorliegenden Lieferungen zu urtheilen, in möglichst kurzer Zeit, das Wesentlichste der chemischen Wissenschaften auf eine bequeme, und jedem zugängliche Weise darstellen wird. Die Prof. Liebig und Poggendorff haben sich mit mehreren namhaften Chemikern des In = und Auslandes verbunden, ein Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie herauszugeben. Die Verfasser bemerken in der Vorrede, daß ihre Hauptabsicht dahin gehe, durch dieses Wörterbuch ein Werk zu liefern, welches nicht nur dem Chemiker von Fach zum Nachschlagen nützlich seyn, sondern auch Allen, die ihres Berufes wegen, in der reinen und angewandten Chemie unterrichtet seyn müssen, über jeden speciellen Gegenstand ihrer Nachfrage eine vollständige und gründliche Belehrung gewähren soll. Da ein, obwohl von Manchem sogar als wissenschaftlich gefordertes, Abschließen der Chemie von gewissen Theilen der Physik und Mineralogie nicht einzuhalten ist, ohne zugleich Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit hervorzurufen, so mußten gewisse Artikel aus diesen Wissenschaften um so mehr aufgenommen werden, als es nothwendig war, die technische und pharmaceutische Chemie besonders zu berücksichtigen. Es sind daher auch Artikel wie: Absorption, Kapillarität,

spec. Gewicht, Electricitäts- und Wärmelehre, sowie Beschreibungen von Thermometer, Barometer, Aereometer, Hebel, Luftpumpe, Waage ꝛc. in das Werk aufgenommen worden. — Wiewohl die Verf. eine möglichste Vollständigkeit besonders der rein chemischen Artikel beabsichtigen, so bemerken sie doch, daß zweifelhafte oder bestimmt wiederlegte Angaben nicht aufgenommen wurden. Wir können dieses nur billigen, wenn wir den Zweck des Werkes speciell im Auge haben, obwohl es nicht selten ein hohes Interesse gewährt, zu sehen, wie nach einer Reihe von unrichtigen, oder falsch gedeuteten Beobachtungen am Ende die Wahrheit herausgefunden wurde. Es ist indeß weit rathsamer, ein Werk dieser Art weniger historisch zu begründen, als den Nachtheil herbeyzuführen, daß vielleicht in 6 — 8 Jahren nur die Artikel einiger Buchstaben geliefert werden können.

Eine besondere Sorgfalt haben die Verf. auf die organische Chemie verwendet, was um so nothwendiger war, als dieser Theil der Chemie, ohngeachtet seiner gegenwärtigen Fortschritte, doch der unorganischen Chemie in allseitiger Entwickelung noch weit nachsteht. Alle neuern zuverläßigen Analysen der nähern organischen Bestandtheile, sowie der künstlichen analogen, mit Sachkenntniß und Kritik hier zusammengestellt zu finden, muß jedem Freund der Wissenschaft willkommen seyn. Eine schöne Vorarbeit dazu hat bereits Poggendorff in einigen der letzten Hefte seiner Annalen geliefert.

Bey der Berechnung der Mischungen sind die stöchiometrischen Zahlen von Berzelius gebraucht worden. In der Schreibart der Formeln haben die Verf. einige Abänderungen vorgenommen, indem sie nämlich die Anzahl der Atome stets durch eine kleine, rechts unter dem Symbol beygefügte Zahl angeben, und die Bezeichnung der Doppelatome mittelst durchstrichener Buchstaben ganz vermeiden. Die Anzahl der Mischungsgewichte von Sauerstoff geben sie nicht, wie Berzelius, durch Puncte an, die über das oxydirte Element geschrieben werden, sondern bezeichnen sie, wie die andern Elemente. Dadurch ist, was die Form betrifft, eine gänzliche Uebereinstimmung dieser Formeln mit denen der organischen Verbindungen herbeygeführt, zugleich aber auch die Kürze derselben merklich beeinträchtigt worden. Der Deutlichkeit wegen sind bey verwickelten Verbindungen, wie z. B. viele Mineralmischungen, die verschiedenen Glieder der Verbindung, je nachdem man sie als mehr oder weniger nahe Bestandtheile derselben ansieht, durch Pluszeichen oder Puncte getrennt. So bezeichnen sie z. B. den Vauquelinit, dessen Formel nach Berzelius $= \dot{Cu}^3 \ddot{Cr} + 2\dot{Pb}^3 \ddot{Cr}$ mit $3\,CuO.\,CrO_3 + 6\,PbO.\,2\,CrO_3$ die Formel des Chabasit's welche nach Berzelius $=$

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Na}^3\\ \dot{K}^3\end{matrix}\right\} \ddot{Si}^2 + 3\,\ddot{Al}\ddot{Si}^2 + 18\,\dot{H}.$$

wird nach ihrer Schreibart $=$

$(3\,CaO, 3NaO, 3KO)\,2SiO_3 + 3\,(Al_2O_3 \cdot 2SiO_3) + 18\,H_2O$ oder

$3\,(CaO, NaO, Ko).\,2\,SiO_3 + 3\,Al_2O_3 \cdot 6\,SiO_3 + 18\,H_2O$, oder noch kürzer:

$(CaO, OaO, Ko).\,\frac{2}{3}\,SiO_3 + Al_2O_3 + 6H_2O$

Es ist auffallend, daß, während man die von Berzelius allmählig eingeführten Verkürzungen der Formeln bis jetzt allgemein als zweckmäßig anerkannt hat, von den Verf. wieder auf ihre erste ursprüngliche Form zurückgegangen wird. Wir können dieses aus mehreren Gründen nicht billigen.

Einmal, so ist aus dem von den Verf. selbst angeführten Beyspiel ersichtlich, wie weitläufig eine nach ihrer Weise entworfene Formel wird und daß mit der Ausdehnung die Uebersichtlichkeit mehr und mehr verloren geht, ist klar. Zweytens ist für die leichtere Verständlichkeit der Formeln nicht viel gewonnen. Wer solche Formeln verstehen will, muß die kleine Mühe, sie zu studieren und einige Uebun-

gen nicht scheuen, dann versteht er aber eben so die von Berzelius abgekürzten, als die hier gewählten. Ohne eine solche Einübung kann man aber sogar diese Formeln eher mißverstehen, als die Berzelius'schen und wir halten z. B. die Formel 3 $\dot{Al}\ \dot{Si}^2$ ceteris paribus weniger einer unrichtigen Deutung unterworfen als 3 ($Al_2 O_3 . 2 Si O_3$); auch müßte man eigentlich, um die Deutlichkeit so weit zu führen, als es die Verf. vielleicht thun wollten, schreiben 3 ($Al_2 O_3 . 2 [Si O_3]$). Daß die bey Berzelius in der Form der Exponenten angegebenen Zahlen in den hier gebrauchten Formeln hinter das Symbol unten angehängt werden, mag beybehalten werden, obwohl kein besonderer Grund zu dieser Abänderung vorhanden ist, denn wenn man in die Spitzfindigkeiten eingehen will, daß jede der mathematischen ähnliche Schreibart nur in mathematischem Sinne gebraucht werden dürfe, so müßte ebenso das Zusammenstellen zweyer Symbole oder ihre Verbindung mit einem Puncte anstößig seyn, denn wenn man schreibt $Al_2 O_3 . 2 Si O_3$, so werden nicht 2 Mischungsgewichte Kieselerde mit einem Mischungsgewicht Thonerde multiplicirt, sondern sie werden addirt u. s. w.

Eine zweckmäßige Bezeichnung haben die Verf. mit den Wasseratomen einer Verbindung vorgenommen. Je nachdem nämlich das Wasser als sogenanntes Krystallisationswasser oder als Hydratwasser enthalten ist, setzen sie sein Zeichen = aq oder h, während sie das Zeichen $H_2 O$ vorzüglich da gebrauchen, wo es überhaupt zweifelhaft ist, ob die Elemente des Wassers als Wasser, oder auf eine andere Art in der Mischung enthalten sind.

So bedeutet z. B. $\overline{M}PbO + 3$ aq ein Mischungsgewicht äpfelsaures Bleyoxyd mit drey Mischungen Krystallwasser. $\overline{F}h$ bedeutet Ameisensäurehydrat mit 1 Mischung Hydratwasser, $\overline{F}_{2h}$ dieselbe Säure mit 2 Mischung Hydratwasser.

$\overline{M}_h$ Mg O + 4 aq ist die Formel der krystallisirten äpfelsauren Bittererde und drückt aus, daß das Salz 5 Atome Wasser enthält, wovon aber 4 durch die Wärme entfernt werden können, während das fünfte zur Constitution des trockenen Salzes gehört.

Um dieses Wörterbuch von Seite der praktischen Chemie möglichst brauchbar zu machen, sind die bewährtesten und vortheilhaftesten Methoden zur Bereitung chemischer, pharmaceutischer und technischer Präparate angegeben, ebenso die bey chemischen Operationen nothwendigen Handgriffe auseinandergesetzt worden, auch findet man alle zweckmäßigen Apparate und Geräthe genau beschrieben und einen großen Theil derselben durch gute Abbildungen versinnlicht.

Bey Durchsicht einiger Artikel der vorliegenden Lieferungen können wir im Allgemeinen die Bündigkeit der Darstellung und die Berücksichtigung des Wesentlichen nur lobenswerth finden, wie es denn auch die Namen der Unternehmer nicht anders erwarten ließen. Es gehört zur Herausgabe eines solchen Werkes nicht nur Kenntniß und Kritik der vorräthigen Litteratur, es gehört auch dazu, daß man für die Einrichtung des Ganzen, für die Anordnung einer zweckmäßigen Gruppirung des Einzelnen, eine gewisse Uebung sich erworben habe, welche sich vorzüglich nur der erwerben kann, welcher der Redaktion einer, entsprechende Wissenschaften umfassenden, Zeitschrift vieljährig vorgestanden ist. Beyde Herausgeber sind als Redektoren solcher Zeitschriften dem Publikum hinlänglich und rühmlichst bekannt.

Wir schließen diese Anzeige, indem wir dem Werke alles Gedeihen, so wie die verdiente Theilnahme des Publikums wünschen, damit es die Früchte tragen könne, die es unzweydeutig verspricht.

Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Von Dr. Math. Kalina von Jäthenstein, ꝛc.

(Schluß.)

Vergleicht man, was das Daseyn slavischer Stämme in Europa im grauesten Alterthum anbelangt, die vorliegenden Erörterungen des Hrn. Kalina von Jäthenstein mit der Geschichte von Böhmen von Franz Palacky, (I. Bd. Prag, 1836) der wieder „größtentheils den Ansichten des gründlichsten und vielseitigsten Forschers P. J. Safarik (über die Origines Slavicas etc.) folgt:" so dürfte im Wesentlichen ein Widerspruch nicht obwalten.

„Daß Böhmen," — sagt Palacky im Eingang des zweyten Kapitels I. Buchs — „so wie Nordeuropa

überhaupt, im grauesten Alterthume, Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, von Völkern nordischer, (skythischer oder uralischer) Abkunft bewohnt war, welche dann durch die Einwanderung von Völkern indo-europäischer Abstammung aus ihren Sitzen verdrängt (wir nahmen diesen Zug aus Ostindien, aus der Urheimath, auf dem Asien und Europa verbindenden Taurus für das Princip aller europäischen Bevölkerungen an;) und größtentheils vernichtet wurden, ist nach den in neuerer Zeit von besonnenen Forschern gemachten Bemerkungen sehr wahrscheinlich. Gewiß ist es auch, daß jene großen Züge der Völker indoeuropäischer Abkunft, der Thraken, Celten, Germanen und Slaven, welche Europa in vorgeschichtlicher Zeit eine oft veränderte Gestalt gaben, unser in der Mitte dieses Welttheils gelegenes Land (Böhmen) nicht ganz unberührt gelassen haben können."

Ferner im I. Kapitel des II. Buches:

„Der indoeuropäischen Völkerwanderung angehörend — — waren die Slaven schon im grauesten Alterthum, in einer Zeit, wohin kein historisches Denkmal reicht, in Europa weit verbreitet. Und doch treten sie unter diesem Namen erst im fünften Jahrhundert nach Christus, in den Zeiten der großen Völkerwanderung, auf dem Schauplatz der Weltgeschichte auf. So unvollständig, unvollkommen, und von Zufällen abhängig ist dieser Schauplatz."

Samo, den Heerführer und König der Slaven, in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts, läßt Palacky aus den Niederlanden, von den bis dahin vorgedrungenen slavischen Wilten abstammen; und erkennt Böhmen als den Kern des von ihm gegründeten Staates, wo die Burg Wyschrad sein Hauptsitz gewesen seyn möchte. In so fern tritt also auch Palacky, dem übrigens auch Fredegar bezüglich auf Samo einer der ungenauesten und unverläßlichsten Chronisten ist, auf die Seite jener, welche, abgesehen von andern Umständen, der vorzüglichsten und nächsten Quelle über jene Epoche, dem Anonymo de conversione Curantanorum, der da sagt: „temporibus gloriosi regis francorum dagoberti Samo nomine quidam Sclavus manens in Quarantanis fuit dux gentis illius" etc. (Cod. diplom. juv. p. 10.) widersprechen. Darauf wollen wir auch hier nicht weiter eingehen. Wenn aber Hr. Palacky bey Auffindung der Wogastisburg, wo sich die große Schlacht zwischen den Franken und Slaven zu Gunsten der letztern entschied, und wo Andere, aus guten Gründen, nach Curantanien hindeuten, zwischen dem böhmischen Taus (alt Togast,) und unserm Vohburg an der Donau die Wahl läßt: — so möchte ein solches Schwanken über einen so wesentlichen Thatbestand in der teutschen Geschichte, und solche Unkunde, zunächst in der bayerischen Geschichte, wohl befremden. Die spätere Gründung Vohburgs durch einen Dynasten Uogo ist nicht schwierig nachzuweisen; und ein Unterschied von 30 Meilen in der Begränzung der teutschen und slavischen Völker jener Periode zwischen Bayern und Böhmen von großem Belang. Hauptsächlich kann aber hier nicht übersehen werden, daß, wie aus der Vita primogenia Sti Rudperti, und aus Aribo und Otto frisingensib. u. s. w. klar hervorgeht, und anerkannt ist, zur Zeit des Samo die bayerischen Theodone bereits Regensburg als ihre Residenz inne hatten, und daß z. B. der zu Regensburg angekommene hl. Emmeram auf die eben durch die Slaven verheerten Ufer der Enns als Gränzland hingewiesen worden ist.

Celtogallische Rückwanderungen durch Mittel-Europa bis nach Asien keineswegs in Abrede stellend, stimmt Hr. Palacky dem Livius, bezüglich auf die Boier unter Sigoves und Belloves, nur sehr bedingt bey.

Allerdings hängen Daseyn und Geschichte eines Volkes nicht von dem Umstande ab, ob es von irgend einem Schriftsteller früher oder später in den Mund genommen worden; wogegen die Erforschung des „Schauplatzes selbst," wie sie hier aus den Gräbern, auf den berufenen Stätten des Cultus, und aus dem nach allen Richtungen umgewühlten Boden Böhmens, und nach der seiner Oberfläche inwohnenden Verlautbarung beschrieben wird, ohne Zweifel sehr wichtige, und selbst für jene, die sich das Ansehen einer höhern historischen Kritik geben, nicht zu übersehende Thatsachen liefert. Und abermals geht hieraus hervor, wie viele Vorkenntnisse zum geschichtlichen, fruchtbringenden Vortrag über ein Land und Volk, zum wahren, lebendigen Anschauen beyder, erfordert werden, und daß dazu jedenfalls mehr nothwendig seyn dürfte, als etwa die Hauptstadt mit ihrem Weichbilde, und die Straße, auf welcher man im Eilwagen dahin gelangt ist, zu kennen.

v. Koch-Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnitz. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1837. 421 S. 8.

Der Verlust der Geschichtschreiber aus der Zeit des Philippus, (nur in sparsamen Auszügen lesen wir die Hauptereignisse bey Diodorus und Justinus) führt auf vorzügliche Beachtung einer andern gleichzeitigen, theilweise noch erhaltenen Quelle, der Redner. Hätten wir auch die Schriften eines jener zahlreichen Historiker, es würde dessen Benutzung für uns eine ganz andere seyn, als der früheren oder der späteren, wie etwa des Polybius. Zu den vordem, einander feindlich entgegengesetzten Partheyen Griechenlands, die selbst in ihrer Entkräftung jede Gelegenheit zusammenzutreffen suchten, hatte sich eine neue, die makedonische gesellt, welche durch gleiche Abstammung und Sprache mit den Griechen Eingang gefunden und dadurch wie durch kluge Benützung der Zeitumstände eine Vereinigung der Gesammtkräfte der Hellenen gegen sich glücklich abzuwenden wußte. Von dieser auswärtigen Macht, die unter einem klugen und thatkräftigen Oberhaupte zu einer nicht geahnten Kraft und Einheit erwuchs, von dieser Monarchie erwarteten viele einzelne Freystaaten ihr Heil; manche Städte im Peloponnes konnten nur vom Philippus Befreyung vom lakedämonischen Drucke hoffen; andere suchten ihrer Natur getreu jede fremde Annäherung und Einmischung in die Angelegenheiten Griechenlands mit Eifersucht und als einen feindlichen Eingriff in die eigenen Rechte zu betrachten. Aus dem Leben wurde dieser Zwiespalt auf die Wissenschaft übergetragen; Genauigkeit und strenge Wahrheitsliebe eines Thukydides in der Geschichtschreibung, war, nicht ohne Schuld der Rhetorik — übt sie doch selbst bey jenem mehr als billig ihr Recht — so gut, wie die Einfachheit des Xenophon in der Darstellung völlig verschwunden und durch Vorzüge anderer Art keineswegs ersetzt worden. Darum könnte selbst ein Theopompus von uns dann erst richtig gewürdigt und für Geschichte mit Sicherheit benutzt werden, wenn uns zugleich sein Gegner Anaximenes mit erhalten wäre.

Hatte aber Geschichtschreibung jener Zeit, nach den Berichten der Alten, ihren Charakter verloren und dem rhetorischen Glanze, so wie dem partheyischen Hingeben Einfachheit und Wahrheit geopfert, wie sollte die Rednerbühne, dieser natürliche Tummelplatz aller Leidenschaften und bewegter Ausbrüche das, was jene nicht leistete, ersetzen? Die vielen Reden des Demosthenes mögen hinreichen, Gesinnung und Kraft, Geist und Würde des Mannes vollkommen bis in das einzelne zu bezeichnen, zur Würdigung des Philippus werden sie nur unerheblich seyn und für die Geschichte mehr in den gelegentlich erwähnten Begebenheiten Beyträge liefern. Oft hält es schon schwer, die nähere Veranlassung zu einer Rede und den richtigen Moment aufzufinden, wie bey den Olynthischen und manchen Philippischen; überdieß waren die alten Redner zu sehr von der Gegenwart abhängig und betrachteten befangen alles nur ihrem Zwecke gemäß. Gleichwohl

dürfte, wenn auch Theopompus, Anaximenes, Ephorus, Demophilus, Diyllus, Marsyas, Duris, Leo von Byzanz, Democharcs und andere Zeitgenossen vollständig erhalten wären, keine Aussage, die historische Bedeutung hätte, aus dem Munde der Redner als mitleitender und theilnehmender Personen, von einer kritischen Untersuchung ausgeschlossen werden; wie viel mehr haben wir sie jetzt zu beachten, wo sie allein der Dürftigkeit der Geschichtschreiber zu Hülfe kommen und einzelne Lücken ergänzen? die oft angeregte Frage, welche Glaubwürdigkeit die Redner alter Zeit verdienen, und in wie fern diesen gegönnt gewesen, von der Wahrheit abzuweichen, kann wie sie zunächst aus dem Gegensatze des Aeschines und Demosthenes hervorgegangen ist, auch nur durch die sorgfältigste Prüfung aller historischen Angaben dieser beyden ihre genügende Lösung erhalten.

Der Verfasser der oben angezeigten Schrift wurde durch das Lesen der attischen Redner zur Bearbeitung dieser Geschichte geführt; er erklärt diese bescheiden für einen Versuch, die Begebenheiten zu erörtern, welche die Gründung der makedonischen Hegemonie in Griechenland bis zur Schlacht bey Chäronea herbeyführten; er hoffte die Schwierigkeiten, die ihm selbst in dem historischen Theile derselben aufstießen, andern dadurch zu erleichtern, daß er das Einzelne, was ihm darüber aufzufinden möglich war, in angemessener Ordnung zusammenstellte und zu einer Uebersicht vereinigte. Dieß ist ihm auch mehr, als irgend einem seiner Vorgänger gelungen. Winiewski hat zwar in seinem geschichtlichen Commentare zur Rede über die Krone manche Ereignisse, die bey Demosthenes erwähnt werden, zusammengestellt und mit historischem Sinne erläutert — ein Verdienst, das um so mehr mit Dank anzuerkennen, als vor ihm sich niemand in dieser Art versucht hat — aber indem er die Wahrheit dessen, was Demosthenes sagt, gewöhnlich schon als bewiesen und unbestreitbar voraussetzt, ist er nicht fähig, jede andere entgegengesetzte Stimme zu hören; überdieß befaßt sich der größte Theil seiner Schrift mit der Erklärung der räthselhaften Volksbeschlüsse in jener Rede, wobey der Verfasser sich selbst so wenig genügte, daß die zweyte Hälfte des Buches die völlige Vernichtung und Widerlegung der ersteren in sich trägt. Ueberhaupt ist Irrthum bey der Ausscheidung und Ausgleichung der widersprechenden Aussagen nicht leicht zu vermeiden; erst wiederholte Untersuchungen mehrerer werden das Wahre und Wahrscheinliche immer mehr und sicherer aufdecken. Flathe gibt in seiner Geschichte Macedoniens mehr den Inhalt der Reden mit selbständiger Beurtheilung; das besondere Studium und tiefere Eingehen in Einzelnes tritt weniger hervor. Durch beyde Schriften ist jedoch Manches entschieden und Mehreres vorbereitet worden, was man früher kaum geahnet hatte.

An diese nächsten und bedeutendsten Vorgänger schließt sich Hr. Brückner; in einer einfachen und schmucklosen Sprache, der Verf. hat absichtlich jede Hebung des Ausdruckes vermieden und nur nach Kürze und Deutlichkeit gestrebt, sucht er die Begebenheiten aus den widerstrebendsten und verschiedensten Aussagen der Redner festzustellen, und die fernere Beurtheilung daranzuknüpfen.

Die Einleitung behandelt die Geschichtschreiber und Redner jener Zeit; gleich hier zeigt sich das eigene Urtheil und der richtige Sinn des Verfassers; keiner vor ihm hat, unseres Wissens, Isocrates Stellung und Verhältniß, so richtig, wie er, erkannt und ausgesprochen. S. 10:

> Die Dürftigkeit der Geschichtschreiber wird theilweise durch die Werke der atheniſchen Redner ergänzt, deren Gebrauch jedoch Vorsicht erfordert. Allzuoft wurde die Wahrheit von ihnen der Absicht zu überreden untergeordnet. Je mehr ihr Einfluß auf die Gabe der Rede beschränkt war, wodurch sie auf Neigungen und Leidenschaften der Menge wirkten (denn Rath und That lag jetzt selten mehr in den Händen derselben Personen) und je mehr ihnen das Gewicht größerer persönlichen Eigeaschaften mangelte, desto

mehr wurden ihre Reden mit Aeußerungen des Haſſes und der Partheylichkeit angefüllt. Ueberall daher Uebertreibungen und Verdrehungen der Wahrheit, aus guten wie aus ſchlechten Beweggründen. Am unpartheylichſten erſcheint Iſocrates in den wenigen Reden, in denen Verhältniße des philippiſchen Zeitalters zur Sprache kommen. Ohne ſelbſt thätigen Antheil an der Verhandlung der Staatsangelegenheiten zu nehmen, geht er nur darauf aus, ſeine Leſer für eine beſtimmte Anſicht über den Zuſtand von Athen; oder von Griechenland überhaupt zu gewinnen. Allem Streben nach Vergrößerung feind, in ſo fern es ſich auf Unterwerfung der ſchwächeren helleniſchen Staaten unter die Herrſchaft des ſtärkeren richtete, und überall nachweiſend, wie es dem Unterdrücker eben ſo nachtheilig ſey, als dem Unterdrückten, ſetzt er den Ruhm und die Wohlfahrt des geſammten Griechenlands in die gegenſeitige Anerkennung der Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit der einzelnen Staaten und in eine auf wechſelſeitiges Zutrauen gegründete Vereinigung aller zur Erneuerung des Krieges gegen die Barbaren. Noch in der Rede an Philippus, einer ſeiner letzten, erkennt er dieß als den ſchönſten Beruf, zu dem derſelbe die ihm zu Theil gewordene Macht benutzen könne.

Iſt aber dieß — wie wir es auch als vollkommen richtig erkennen — ſo mußte namentlich von jenen Stellen, in welcher Iſocrates als offener Gegner gegen die Plane und Anſichten des Demoſthenes und deſſen Parthey überhaupt, entſchieden auftritt, ein wirkſamerer Gebrauch gemacht werden, und die Bedeutung dieſer im Gegenſatze jener erwogen und hervorgehoben werden. Gerade Iſokrates, den doch niemand vom König Philipp beſtochen nennen kann, zeigt, daß alle, welche jedes Streben nach Ausbreitung der Herrſchaft als ſündhaft verpönten und nicht in dem Ruhme der Athener zugleich den des ganzen helleniſchen Volkes erkannten, die Mittel und das Verfahren mißbilligen mußten, welche die dem Könige feindlich geſinnte Volksparthey gegen ihn zu ergreifen pflegte. Von Aeſchines erinnert der Verf. vorläufig:

> Aeſchines ſprach in ſeinen drey Reden nur als Gegner des Demoſthenes und die beyden letzten insbeſondere ſind voll von Aeuſſerungen der heftigſten Feindſchaft. Wie weit er dabey über die Grenzen der Treue und Wahrheit hinausging und ob ihn wirklich die Schuld des Verraths trifft, deſſen ihn Demoſthenes anklagt, kann erſt ſpäter unterſucht werden; hier nur die Bemerkung, daß, wenn die Anſicht des Aeſchines über die Stellung Athens zu Philippus, als die unwürdigere erſcheint, ſchon daraus auf leichtſinnigere Verletzungen der Wahrheit geſchloſſen werden darf.

Gleiche Aeuſſerungen der heftigſten Feindſchaft zeigt Demoſthenes; er iſt auch hierin ſeinem Gegner in demſelben Grade überlegen, in welchem er der Kunſt der Rhetorik mehr, als jener, Meiſter iſt; aber mag auch Aeſchines, gleich dem Iſocrates, gleich dem edlen durch Rath und That ausgezeichneten Phokion und vielen andern geglaubt haben, die alte Stellung Athens, die glanzreiche Vorzeit eines Themiſtokles oder Perikles könne nimmer geſchaffen werden, mag auch dieſe Anſicht, die den Zuſtand des Staates in ſeiner Wirklichkeit erfaßte, mit jenem Ideale verglichen, als die unwürdigere erſcheinen, — was berechtigt, bey dieſen ſchon daraus auf leichtſinnigere Verletzungen der Wahrheit zu ſchließen, während der Verf. von Demoſthenes kurz vorher bemerkt hatte, daß der Kampf unter jenen Verhältniſſen nicht anders als mit der äuſſerſten Leidenſchaftlichkeit geführt werden konnte und von ſelbſt zu Schilderungen von Philipps Treuloſigkeit, Tücke und Hinterliſt, oder von ſeines Fürſprecher Gewiſſenloſigkeit und feiler Verrätherey leitete, wobey ſich die Glaubwürdigkeit des Redners öfters verdächtigte.

Bey Vergleichung der einzelnen Angaben beyder Gegner kann das Verfahren, um ſicher zu gehen, nicht unbefangen genug ſeyn; hier iſt, wenn je irgendwo die Skepſis am geeigneten Orte; wir würden überhaupt die Glaubwürdigkeit der Redner kaum in Zweifel zu ſetzen wagen, wenn wir nicht in den vier Klage- und Vertheidigungsreden fänden, daß, was der eine mit Zuverſicht behauptet, der andere mit gleicher Entſchiedenheit läugnete.

(Fortſetzung folgt.)

Voyage autour du monde, exécuté par ordre de sa Majesté l'Empereur Nicolas I. sur la Corvette le Séniavine, dans les années 1826, 1827, 1828 et 1829, par F. Lutké, Capitaine de vaisseau. Partie historique, avec un atlas, lithographié d'après les dessins originaux d'Al. Postels et du Baron Kittlitz. Traduit du Russe sur le Manuscrit original sous les yeux de l'auteur, par le Conseiller d'état F. Boyé. Paris 1835. 2 Theile in gr. 8.

Reisen um die Welt haben freylich gegenwärtig das welthistorische Interesse der früheren Zeit nicht mehr; Entdeckungen in Großen sind nicht mehr zu erwarten, und die Erforschung des Details entfernter Meeresgegenden hat zwar für den Seefahrer, nicht aber für den Binnenbewohner eine besondere Wichtigkeit. Selbst die Abentheuer des Seelebens sind uns so oft beschrieben, daß man auch dieser Seite den Reiz der Neuheit nicht mehr leihen kann, und es ist daher für den Beschreiber einer Weltumseglungsreise eben keine leichte Aufgabe, die Aufmerksamkeit des mit diesem Zweige der Litteratur vertrauten Lesers in fortwährender Spannung zu erhalten. Dieß ist jedoch in der That mit der vorliegenden der Fall, was theils von der ungekünstelten, einfachen, aber immer anschaulichen Darstellung des Verf, theils und vorzüglich von der Ausdehnung der Reise selbst herrührt, die Gegenden betrifft, und in denselben verweilt, welche weniger gekannt, aber durch ihre Beziehungen zu Europa oder überhaupt durch ihr völkergeschichtliches Interesse eine Bedeutung erlangen. Da diese Reise hauptsächlich zum Behufe wissenschaftlicher Untersuchungen unternommen wurde, so hatte der Verf. alle Zeit, um hinlänglich an diesen Orten zu verweilen, während der Reisende auf Handelsschiffen auf solche Vortheile meist Verzicht leisten muß. Zugleich müssen wir es dem Verf. als ein großes Verdienst anrechnen, daß er nur Selbstgesehenes oder aus glaubwürdigen und deshalb auch benannten Quellen Entnommenes berichtet; daher aber auch seine Berichte, wenn sie gleich nicht nach allen Seiten hin sich ausbreiten, einen Grad der Verlässigkeit haben, wie wir ihn so manchen andern neueren Reisewerken nicht zugestehen können.

Die russische Regierung hatte seit der Aufhebung der Völkersperre fast alle Jahre Reisen um die Welt unternehmen lassen, aber mit Ausnahme der Expeditionen von Bellingshausen und Vasilieff, welche geographische Entdeckungen beabsichtigten, hatten alle andern zum Zweck, Provisionen nach Ochotsk, Kamtschatka und den russisch-amerikanischen Kolonien zu bringen und an deren Küsten zu kreuzen. Die Expedition des Seniavin war besser als die übrigen daran, indem sie auf drey Jahre ausgerüstet war, und, weil die russischen Kolonien damals kein Kriegsschiff nöthig hatten, ein ganzes Jahr blos auf geographische und andere wissenschaftliche Untersuchungen verwenden konnte. Hiezu hatte sie tüchtige Leute an dem Verf., dem Kommandanten der Expedition, so wie an seinen Offizieren; als Naturforscher war ihr beygegeben der treffliche Mertens, der leider ein Jahr nach der Rückkunft in der Blüthe seines Alters dahin starb, ferner als Mineralog und Zeichner der Professor-Adjunkt Postels, und endlich hatte sich noch der preussische Hauptmann, Baron von Kittlitz, rühmlichst bekannt durch seine ornithologischen Arbeiten, angeschlossen. Gemeinschaftlich mit dem Seniavin trat die Korvette, der Moller, die Reise mit an, trennte sich aber später, um jedoch die Rückkehr wieder gemeinschaftlich zu unternehmen. Die Bemannung der Expedition bestand im Ganzen aus 62 Mann, welche alle, mit Ausnahme eines Matrosen, der an den Folgen eines Falles vom Mastkorb starb, wohlbehalten den europäischen Boden wieder erreichten.

Es war am 1. September 1826, als der Seniavin den Hafen von Kronstadt verließ, und nach kurzem Aufenthalt zu Portsmouth und der Insel Teneriffa am 8. Januar in die Bai von Rio-Janeiro einlief. Schon am 23. desselben Monates wurde die Reise weiter fortgesetzt, das Kap Horn glücklich umschifft, und zu Conception und Valparaiso neue Erfrischungen eingenommen. Wir halten uns mit einer ausführlicheren Beschreibung dieser Orte nicht auf; sie sind aus vielen Reisen hinlänglich bekannt; nur bemerklich machen wir, daß der Verf. den politischen Zustand Chili's keineswegs so hoffnungsvoll schildert, als es mitunter geschehen ist. Am 15. April verließ die Korvette den Hafen von Valparaiso, und ohne weiteren Anhalt ging es nun immer nordwärts, bis sie am 23 Juni den Golf von Sitkha oder Neu-Archangel erreichte.

Ein fünfwöchentlicher Aufenthalt, so wie die Mittheilungen des damaligen und des späteren Gouverneurs von Neu-Archangel, nebst denen des Comptoir-Direktors Khlebnikof, welcher 15 Jahre daselbst verweilt hatte, setzten den Verf. in hinlänglichen Stand, genaue Schilderungen dieser wenig besuchten russischen Kolonie zu liefern. Ihr Hauptort ist das schon erwähnte Neu-Archangel, welches ein auf einem Felsen gelegenes Fort darstellt, unter dessen Kanonen ein Dorf der Eingebornen, der Kaloschen, angesiedelt ist. Man hatte diese, welche anfangs sehr feindselig gegen die Russen gesinnt waren, zuerst in einiger Entfernung von der Niederlassung gehalten; später aber erlaubte man ihre Annäherung, weil man sie dadurch genauer beobachten und durch die Kanonen jederzeit in Respekt halten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnitz. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1837. 421 S. 8.

(Fortsetzung).

Wie ganz anders würden wir manche Streitsache beurtheilen, hätten wir noch die Gegenrede! Nur die Aussagen, worin beyde Gegner übereinstimmen, dürfen als bewährt angenommen werden; auch das, was durch das Vorlegen von officiellen Akten beglaubigt ist, muß der Hauptsache nach als wahr und richtig betrachtet werden; vorzüglich zu beachten ist die Verschiedenheit des Berichtes von der nämlichen Sache bey demselben Redner; alles andere muß durch sich und durch Vergleichung der Umstände geprüft und einer größern oder geringern Wahrscheinlichkeit nahe gebracht werden; von überwiegender Autorität des einen oder des andern kann, wie auch H. Br. bemerkt, nicht die Rede seyn. Demosthenes versteht es vorzüglich einzelnen, wenig bedeutenden Erscheinungen einen höhern Standpunkt anzuweisen, diesen den Character des allgemeinen Menschlichen einzuprägen und ihnen eine moralische Bedeutsamkeit zu geben, die alle Gemüther ergreift und mit sich reißt, — er ist, wie keiner der alten, keiner der neuern, in seinen Reden καλὸς κἀγαθὸς und ἐνθυμηματικός zugleich — dadurch weiß er manche historische Erinnerung aus dem Gedächtnisse seiner Zuhörer, als etwas untergeordnetes zu verwischen, und hat weit freyeren Spielraum, mit der Geschichte umzugehen, als seine Gegner.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß hier nicht davon die Rede seyn kann, die patriotische Gesinnung des Demosthenes zu verdächtigen, oder seinen Bemühungen und Verdiensten für das Vaterland auch nur das Geringste zu entziehen, wohl aber davon, daß jener patriotische Eifer seinen Haß wider den königlichen Gegner zu weit geführt, daß er mit gleichem Hasse seine Versammlung zu erfüllen suchte und zu Thaten reizte, die den Friedensbedingungen geradezu entgegen waren, daß er und die demokratische Parthey jede Klage des Königs darüber mit Hohn zurückwies und Forderungen an den König stellte, die an sich lächerlich waren, und nie zugestanden werden konnten, daß er jede von diesem auf dem Wege des Rechts entnommene That als gesetzwidrig und Friedensbruch bezeichnete und selbst die aufrichtigsten Anerbietungen des Philippus zur Ausgleichung als trügerisch und verderblich bezeichnete; daß er in jedem, der nicht wie er von Philippus dachte, der zu besonnenem, vorsichtigem Benehmen aufforderte, einen Verräther sah, daß fast alle Beweise, die er gegen andere vorbringt, namentlich gegen Aeschines, genauer betrachtet nichts beweisen, und die kleinlichsten Dinge ihm genügen, in einem ihm nicht Gleichgesinnten einen bestochenen Feind und Verräther des Vaterlandes zu sehen, daß er endlich alle tüchtigen Männer anderer Staaten, die sich nicht mit ihm zu dem, was ihm athenienſischer Vortheil dünkte und zu fordern schien, verbanden, als feile und niedrige Sclaven des Königs öffentlich brandmarkte. Diese Bemerkungen lassen sich, wie wir glauben, theils aus ihm selbst, theils aus den einfachen beglaubig-

ten Berichten seiner Gegner, endlich aus andern sparsam erhaltenen Nachrichten bey den Alten darthun. Wie achtungswerth aber Demosthenes auch so noch im Vergleiche mit andern seiner Parthey erscheint, zeigt am anschaulichsten die Rede über den Streit um Halonnesos, die zufällig den demosthenischen einverleibt, aber schon frühe als dessen unwürdig erkannt worden ist; sie ist von einem nicht unbedeutenden Manne derselben Parthey, von Hegesippus, wie die neueren Untersuchungen aus Demosthenes selbst bewiesen haben, mit denselben politischen Gesinnungen, steigert aber die Leidenschaft bis zur Wuth, führt sie ins Gemeine und Niedrige, und entbehrt ganz jener sittlichen Größe, die man an Demosthenes immer bewundern muß und die ihn aus der Masse seines Gleichen so vortheilhaft unterscheidet.

Nachdem der Verf. von der Zeit, in welcher Philippus die Regierung Makedoniens angetreten hatte, den damaligen und folgenden Ereignissen von Bedeutung, von dem Bundesgenossenkriege, den Streitigkeiten über den Chersonnes, Amphipolis, von dem phokischen olynthischen Kriege im Zusammenhange gesprochen, geht er auf die Darstellung des Zustandes der Athener und jene Periode über, in welcher Demosthenes Einfluß und Uebergewicht immer deutlicher hervortritt. Damals hatte das Volk wie von der äussern Macht, so von der innern Kraft und Würde vieles verloren; auch von der früheren Zeit wird manches als besonderes Verdienst anerkannt, was nichts als Folge des natürlichen Triebes war. Die stets wiederholten Lobpreisungen, daß die Athener nur dem Rechte, nicht der Macht gehuldigt und diesem Grundsatze gemäß stets der angegriffenen schwächeren Parthey gegen die mächtigere Hülfe geleistet haben, gründet sich einfach auf die Erhaltung des Gleichgewichts; ihrer selbst willen waren sie genöthigt, sich mit den schwächern zu verbinden, um die drohende Uebermacht der andern von sich abzuwehren; auch legen die Redner zu Zeiten ein offenes Bekenntniß darüber ab; niemand deutlicher und entschiedener, als Demosthenes bey Nachweisung der Gründe, warum man den Megalopoliten gegen die Lakedämonier Hülfe gewähren soll. Die häufigen Klagen und Vorwürfe der Redner über Schlaffheit, Unthätigkeit und allen Mangel an Unternehmungsgeist sind bekannt, jedoch keineswegs in ihrer vollen Ausdehnung zu verstehen; der Verf. sucht diese zu beschränken und zu würdigen. S. 108.

„Diese Beschuldigungen, wodurch die Redner das Volk zu größeren Anstrengungen zu ermuntern suchen, werden jedoch gemildert, wenn man bedenkt, was die Athener wirklich thaten. Die Gelegenheit, die sich ihnen beym Regierungsantritt des Philippus darzubieten schien, Amphipolis in ihre Gewalt zu bringen, wurde von ihnen nicht unbenutzt gelassen, und die Unterstützung, die sie deshalb dem Argeus schickten, kam weder zu spät, noch war sie unbedeutend, wenn auch nicht hinreichend. Daß der Zug nach Euböa gegen die Thebaner rasch und glücklich ausgeführt wurde, rühmen gerade diejenigen, die dem Volke sonst am meisten seine Unthätigkeit vorwerfen. Ebensowenig läßt sich an der Thätigkeit zweifeln, mit welcher der Bundesgenossenkrieg geführt wurde. Gleich das erste Unternehmen war die Belagerung von Chios, welche eine bedeutende Seemacht voraussetzt und für das folgende Jahr ist von einer Flotte von 120 Schiffen die Rede. Wenn gleichwohl der Krieg einen unglücklichen Ausgang nahm, so lag die Schuld wohl mehr an den Feldherrn, als dem Volke. Daß während dieses Krieges Amphipolis und andere Städte dem Philippus Preis gegeben wurden, ist eher ein Beweis von der Schlauheit desselben, oder von der Bedrängniß, in der sich die Athener befanden, als von ihrer Unthätigkeit. Blieben sie größtentheils theilnahmlos am heiligen Kriege, so lag der Grund in ihrer Gesinnung, die sie den Phociern zwar einen günstigen Erfolg wünschen ließ, doch mehr aus Haß gegen die Thebaner, als weil sie ihre Sache gut hiessen. Der Zug nach Phocis, den Philipp nach dem Siege über den Onomarchus beabsichtigte, wurde nur durch die Flotte verhindert, welche die Athener nach den Thermopylen schickten und der Krieg in Euböa, so wie der für die Olynthier zeigen beyde, daß die Athener zu größeren Anstrengungen nicht unfähig und keineswegs geneigt waren, die Herrschaft über Griechenland kampflos in Philipps Hände kommen zu lassen. Wie sehr daher auch die Athener des philippischen Zeitalters denen des cimonischen nachstanden, so erklärt sich doch der schlechte Erfolg ihrer Unternehmungen, nicht weniger aus der Art der Krieg-

führung, aus den Vortheilen, die Philipp als Alleinherrscher für sich hatte, und den Nachtheilen, denen die demokratische Verfassung die Athener in einem solchen Kampfe aussetzte, als aus Mangel an Kraft und Thätigkeit."

Die Möglichkeit, wie ein Redner als solcher allen Einfluß auf das Volk ausüben konnte, erklärt sich nicht nur aus dem Mangel an Männern, die durch Rath und That gleich ausgezeichnet waren, sondern vorzüglich aus dem Charakter der Athener. Nur ein Redner konnte es, der bey aller Freyheit und allem Tadel gegen seine Zuhörer unausgesetzt einen beliebten volksthümlichen Zweck, der Ehre und Glück aller zugleich verband, verfolgte; nichts konnte geeigneter und mehr im Geiste des Volkes seyn, als das Streben, jene alte Glückseligkeit *) vergangener Zeiten wieder zu erringen; aber diese geistige Wiedergeburt, welche nach des Redners Ansicht das göttliche Geschick selbst durch den Kampf mit Philippus herbeyzuführen schien, mußte gar vielen, welche die Verhältnisse der übrigen griechischen Staaten, den Charakter ihres eigenen Volkes, die veränderten Zeiten abwogen und nicht durch eitle Bilder sich täuschen ließen, unerreichbar und durch die angewandten Mittel keineswegs geeignet scheinen, das Wohl des Staates fest und dauerhaft zu begründen. Kein Wunder jedoch, wenn jeder, der dieses Verfahren mißbilligte, falls nicht seltene Auszeichnung ihn über allen Tadel erhob, bey der Menge leicht in den Verdacht eines Feindes des Volkes fiel. Der Verf. ist hierin etwas anderer Ansicht, erklärt sich aber übrigens ganz richtig. S. 112.

Ein Führer, der durch Wort und That gleich mächtig, das Vertrauen erworben und ihren Willen beherrscht hätte, fehlte durchaus und die Fruchtlosigkeit so vieler Beschlüsse hatte besonders darin ihren Grund, daß die Ausführung andern, als ihren Urhebern überlassen werden mochte. Da Iphikrates, Chabrias und Timotheus schon in den ersten Jahren des philippischen Zeitalters kurz nacheinander ihren Tod gefunden hatten, so war von den tüchtigeren atheniſchen Feldherrn nur Phokion übrig. Phokion aber, von alter Einfachheit der Sitten, ernst, streng, und ein bitterer Tadler der Eitelkeit der Athener, war mit dem Geist der Zeit zu sehr gefallen und darum nicht geeignet, ein Führer des Volkes zu seyn, welches er einer edlen Bestimmung für unfähig hielt. So hatte er nur Einfluß, wenn man ihn als Feldherrn brauchte und die Redner die sich durch sein thätiges Verdienst verdunkelt und von ihm verachtet sahen, scheinen das Volk nicht selten abgehalten zu haben, ihn zu brauchen, wie es die Zeit erforderte. Da nun auch die übrigen Feldherrn eben so wenig, als Redner thätig seyn mochten, und überdieß weder vermöge ihres Kriegsruhms noch ihres Charakters besondern Einfluß haben konnten, so blieben für die Rednerbühne des philippischen Zeitalters nur solche übrig, deren ausschließliche Wirksamkeit im Rathertheilen und Vorschlagen von Beschlüssen bestand."

Einen Hauptmoment in der Geschichte und die Veranlassung zu allen Streitigkeiten zwischen den Rednern bildet der Friede mit Philippus, der auf Antrag des Philokrates unter dem Archon Themistokles Ol. 108, 2, geschlossen wurde. Die Einleitungen und Verhandlungen zu diesem Frieden liegen weitläufig, wie von keiner andern öffentlichen Sache, vor, sie bilden den Gegenstand der Gesandtschaftsreden und werden in der Rede für und wider Ktesiphon im allgemeinen wiederholt. Gleichwohl ist dieser Friede, von dem alles folgende ausgeht, bey Diodorus nicht einmal erwähnt, ein merkwürdiges Beyspiel, wie wir von den einflußreichsten Begebenheiten bey den spätern Schriftstellern nichts lesen. Den thätigsten Antheil des Demosthenes, diesen Frieden mit Philippus zu Stande zu bringen, schildert Aeschines, Demosthenes aber weist in beyden Reden jede Theilnahme daran geradezu mit den stärksten Ausdrücken als falsch und verläumderisch von sich und sein Wort gilt gewöhnlich mehr, als die Aussage seines Gegners; richtig urtheilt darüber H. Brückner S. 156.

„Aber auch der Antheil, den Demosthenes an der Einleitung des Friedens nahm, kann nicht geläugnet werden. Er selbst freylich giebt die Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, womit die hellenischen Staaten die Athener bey ihren Kampfe für das gemeine Beste

*) In Midiam §. 143. λέγεται τοίνυν ποτὲ ἐν τῇ πόλει κατὰ τὴν παλαιὰν ἐκείνην εὐδαιμονίαν Ἀλκιβιάδης γενέσθαι.

ihrem Schicksale überlassen hätten, als Bestimmungsgrund zum Frieden an. Der Thatsachen aber, welche von Aeschines theils an der angeführten Stelle theils im Fortgange der Erzählung, zur Bestätigung seiner Beschuldigung erwähnt worden, sind so viele und so bestimmte, daß an eine Erdichtung nicht wohl gedacht werden kann. Auch sucht ihnen Demosthenes selbst überall mehr auszuweichen, als Gründe zu seiner Vertheidigung entgegenzusetzen.

Das Ganze ist beglaubigt genug, daß man nie hätte daran ein Bedenken nehmen sollen. Durch diesen Frieden hatten die Athenienser sich selbst Fesseln angelegt; der Gang der folgenden Ereignisse würde zwar, so sehr auch Demosthenes dagegen spricht, gewiß derselbe gewesen seyn; aber daß sie in ihren Erwartungen sich völlig getäuscht, und den König überdieß auf dem Wege alles Rechts verfahren sahen, schmerzte und wandte ihren Haß gegen die Urheber des Friedens; natürlich suchten diese so gut als möglich sich aller Schuld zu entledigen und Demosthenes hatte nach dem Fehlschlagen aller Erwartungen seine sämmtlichen zehn Collegen der Gesandtschaft öffentlich angeklagt und sich als den einzigen dargestellt, der durch kein königliches Gold bestochen alles zum Wohle des Volkes versucht hatte, aber durch jene an der Ausführung verhindert worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Voyage autour du monde, exécuté par ordre de sa Majesté l'Empereur Nicolas I. sur la Corvette le Séniavine, dans les années 1826, 1827, 1828 et 1829, par F. Lutké, Capitaine de vaisseau. etc.

(Fortsetzung).

Die Kolonie selbst besteht aus ohngefähr 800 Individuen: Russen, Kreolen und Aleuten. Der Aufenthalt ist jedoch daselbst keineswegs behaglich. Schon die große Entfernung von Europa, die Seltenheit und Schwierigkeit der Communikation, ist eine der großen Beschwerden an diesem Wohnorte. Die Post kommt jährlich einmal im August oder September durch Schiffe von Ochotsk an, welche Briefe, Tagesblätter und neu Angestellte mitbringen. Dieses große Ereigniß setzt Alles für einige Wochen in Bewegung. Eine andere

wichtige Epoche ist im April die Abfahrt der Schiffe nach Ochotsk, wohin sie die Antworten auf die Briefe und die Angestellten, deren Dienstzeit abgelaufen ist, bringen. Die Ankunft eines aus Europa direkt kommenden Schiffes ist ein weiteres Fest, das sich jedoch nicht alle Jahre einstellt.

Das Klima ist keineswegs besonders angenehm, denn in den besten Jahren ist nur zum Drittel die Witterung hell oder erträglich; in anderen Jahren zählt man blos 30 — 40 heitere Tage. Gewöhnlich ist die Atmosphäre feucht, düster und regnerisch, der Winter gen äßigt; indeß ist das Klima nicht sowohl der Gesundheit nachtheilig, als vielmehr unangenehm.

Ein anderer lästiger Umstand ist der Mangel an Nahrungsmitteln und die Schwierigkeit sich damit zu versorgen. Zwar fehlt es nie an Brod, aber nach ihm machen Fische die Hauptsache aus, und kommen deshalb täglich auf den Tisch. Fleisch hat selbst der Gouverneur nur selten. Die Unmöglichkeit, Vieh auf der Weide zu ernähren, der Mangel an Wiesen, die Feuchtigkeit des Klimas, welche den größten Theil des gemähten Grases verdirbt, erlauben nicht mehr als 8 — 10 Stück Hornvieh zu halten, deren Fütterung jährlich auf den Kopf mehr als 100 Rubel und bisweilen das Doppelte beträgt, wenn man aus Mangel an Heu zu Fruchtkörnern seine Zuflucht nehmen muß. Daher kann man den Angestellten nur an großen Festtagen Fleisch ablassen und zwar nicht mehr als ein halb Pfund auf die Person. Schweine hält man zwar in Menge, da man sie aber mit Fischen füttern muß, so hat ihr Fleisch einen widerlichen Geschmack; will man diesen verbessern, so ist es nöthig, Körner zu füttern und dadurch wird es nicht wohlfeiler als Rindfleisch. Auch die Unterhaltung von Geflügel ist sehr kostspielig, und eine weitere Schwierigkeit für die Zucht desselben ist die Gefräßigkeit und Keckheit der Raben, welche Küchlein und selbst Hennen holen. Im Winter helfen die Aleuten dem Mangel an frischem Fleisch dadurch einigermassen ab, daß sie je zuweilen Argalis (wilde Bergschafe) einlesern. Ein Glück ist es, daß die Kartoffeln gut gedeihen.

Das Getreide bezieht die Kolonie fast ausschließlich aus Kalifornien, von wo sie auch noch andere Lebensmittel holt; ihre Exporten dahin sind dagegen Wollstoffe, Leinwand, Eisen- und Stahlwaaren, Thee, Kaffe, Zucker u. s. w. Jährlich gehen dahin von Sitkha 2 — 3 Schiffe im Herbste ab, und kehren im Frühling zurück. Von ausländischen Schiffen kommen des Jahrs über 2 — 4, meist nordamerikanische, nach Neu-Archangel; einige treffen zu bestimmten Zeiten ein und liefern Waaren nach Bestellung. Aehnliche Vorräthe bringen auch die direkt aus Rußland abgefertigten Kriegsschiffe.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnitz. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1837. 421 S. 8.

(Fortsetzung.)

In der fernern Prüfung derselben Sache erkennen wir den Eifer und Fleiß des Verfassers mit gebührender Achtung an, finden uns jedoch öfter veranlaßt, anderer Meynung zu seyn; wir glauben nemlich, weit mehreres spreche gegen Dem., als hier angenommen ist; aber der Beweis kann nur durch sorgfältige Zergliederung und Vergleichung der einzelnen Puncte geführt werden, was nicht dieses Ortes ist; es ist übrigens sogar wünschenswerth, daß alles Mögliche zur Vertheidigung des Demosthenes aufgesucht werde; eine kritische Forschung wird dann um so leichter das Wahre und Richtige von dem Falschen und Scheinbaren absondern, manche nothwendige Prämisse durch chronologische Bestimmungen gewonnen. Wenn z. B. Demosthenes behauptet, *) Philippus habe durch die Eroberung von thrakischen Besitzungen, (welche Kersobleptes, um sie vor Philippus zu sichern, in den Schutz der Athener gelegt hatte) zuerst den Frieden gebrochen, weil er bereits vorher ihn beschworen hatte, anderswo aber selbst gesteht, Philippus habe absichtlich mit der Friedensunterzeichnung gezögert, um, noch ehe er seinen Eid leistete, jene Besitzungen in seine Hände zu bekommen; wenn wir nun aus den Acten nachzuweisen vermögen, daß die Athener zuerst ihren Eid öffentlich den Gesandten des Philippus abgelegt haben, Philippus aber erst nach der Eroberung jener Orte, und seiner Rückkehr aus Thrakien die Friedensbedingungen unterzeichnete, so muß auch der gläubigste Anhänger des Demosthenes gestehen, daß eine Beschuldigung von einem Friedensbruche ganz ungegründet sey. Wie Demosthenes alles von seinem Gegner in einen Beweis von Bestechlichkeit und Verrätherei zu verwandeln weiß, davon ein auch in anderer Beziehung merkwürdiges Beyspiel. Als Philippus nach Beendigung des phokischen Krieges von den andern hellenischen Staaten in den Amphiktyonen Bund aufgenommen war, sollte die Anerkennung von Seite der Athener erfolgen; darüber erklärt sich der Redner in der Klage gegen den Aeschines §. 111.

„Nicht aus diesem allein sieht man, daß Aeschines alles des Geldes wegen sprach, sondern auch aus folgendem; nemlich kamen die Abgeordneten der Thessaler, mit ihnen die Gesandten des Philippus und wünschten die öffentliche Anerkennung des Philippus als Amphiktyon. Wer hätte nun unter allen zumeist diesen entgegentreten sollen? Niemand mehr als Aeschines, deswegen weil Philippus gerade das Gegentheil von dem, was Aeschines von ihm zu euch ausgesagt, gethan hatte . . . er aber hat nicht dagegen gesprochen, nicht einmal den Mund geöffnet, kein

*) Phil. III. p. 14. ὁ τοίνυν Φίλιππος ἐξ ἀρχῆς, ἀρτι τῆς εἰρήνης γεγονυίας . . Σέρριον καὶ Δορίσκον κατελάμβανε καὶ τοὺς ἐκ Σερρίου τείχους, ἐπὶ ἱεροῦ ὅρους στρατιώτας ἐξέβαλλε, οὓς ὁ ὑμέτερος στρατηγὸς ἐγκατέσησεν. καίτοι ταῦτα πράττων τι ἐποίει; εἰρήνην μὲν γὰρ ὁμωμόκει. Noch zuversichtlicher Hegesippus §. 36. pag. 85. Dagegen Eherson. p. 105. Vergl. Wienicwski pag. 126. Brückner S. 255.

Wort entgegen vorgebracht! und das war noch nicht genug; sondern er allein unter allen in der Stadt hat sogar auch dafür gesprochen; das hat nicht einmal jener verfluchte Philokrates gewagt, wohl aber Aeschines und als ihr lärmtet und ihn nicht hören wolltet, sagte er beym Herabsteigen von der Bühne, um sich bey den Gesandten des Philippus, die zugegen waren, in Gunst zu setzen, viele zwar gebe es, die da lärmten und tobten, aber wenige, die wenn es nöthig wäre, in das Feld ziehen wollten.

Man sieht, die Worte, die Demosthenes anführt, zeigen recht deutlich, Aeschines habe auf die Nothwendigkeit einer Anerkennung gedrungen, weil offener Widerstand gegen Philippus dem Volke nicht zuzutrauen war; er kannte seine Athener und bezeichnete ihren Charakter eben so kurz als treffend. Indeß möchte die Beschuldigung des Demosthenes noch immer angehen, wenn wir nur nicht wüßten, daß die Athener damals den Philippus wirklich anerkannt hatten, nicht wüßten, daß Demosthenes selbst öffentlich dafür gesprochen hatte, wenn nicht die Rede, die er bey dieser Veranlassung gehalten, auch jetzt noch vorhanden wäre, und man daraus seine damalige Gesinnung und Meynung deutlich genug erkennen würde. Diesen Widerspruch unsers Redners hatten schon die Alten entdeckt und Libanius glaubte daraus schließen zu dürfen, die Rede über den Frieden sey aus eben dem Grunde von Demosthenes nicht wirklich gehalten worden; Herr Brückner erklärt sich darüber S. 200.

Daß die angeführte Erzählung und die Rede über den Frieden auf dieselbe Veranlassung hinweisen, kann nicht wohl geläugnet werden, da in der einen sowohl, als in der andern, die Erklärung Philipps zum Amphiktyonen als solche genannt wird. Vielleicht aber hebt sich der Widerspruch, wenn man daran denkt, daß Demosthenes in der Rede dem Scheine, als spreche er für die Forderung der Gesandten, sorgfältig auszuweichen sucht und nur auf die Nothwendigkeit, den Frieden zu erhalten, aufmerksam macht. Jenes dagegen scheint aber Aeschines auf die unverhohlenste Weise gethan, vielleicht sogar in die Lobpreisungen Philipps, wodurch die Gesandten ihre Forderungen unterstützten, eingestimmt zu haben. Auf diese Weise fand Demosthenes später bey der Anklage seines Gegners kein Bedenken, dieß zum Beweise der Verrätherey desselben zu benutzen. Was die Athener beschlossen, ist zwar unbekannt; daß sie jedoch thaten, was die Gesandten verlangten, scheint sich sowohl aus den Umständen, die nach der Rede des Demosthenes dazu nöthigten, als aus der Fortdauer des Friedens zu ergeben. Versteht man eine Erzählung aus der Rede wegen Gesandtschaftverruntreuung so, daß Aeschines überhaupt der Einzige war, der direct oder indirect den Gesandten nachzugeben rieth, so ist unbegreiflich, wie der Antrag bey so heftiger Erbitterung des Volkes, ohne daß ein Anderer als Aeschines, den man nicht einmal ausreden ließ, dafür sprach nichts destoweniger angenommen werden konnte.

Dieser Aushülfe, welche großentheils auf die Ansicht von Fr. Jacobi gestützt ist, stehen die Worte des Demosthenes und ihr Zusammenhang entgegen. Die Gesandten des Philippus wollten nichts, als die Anerkennung des Philippus als Mitglied des Amphiktyonenbundes (*ἀξιοῦντες ὑμᾶς Φίλιππον Ἀμφικτύονα εἶναι ψηφίσασθαι*). Nun kam es vor allen dem Aeschines zu, wenn er selbst vom König getäuscht war und nicht vielmehr von diesem bestochen die Athener absichtlich getäuscht hatte, dieser Anerkennung entgegen zu seyn (*προσῆκεν ἀντεῖπεῖν*); aber er that es nicht; er sprach nicht gegen, er sprach für die Anerkennung. *οὐ τοίνυν ἀντεῖπεν, οὐδὲ διῆρε τὸ στόμα, οὐδ' ἐψηφίζετο ἐναντίον οὐδέν. καὶ οὐχὶ τοῦτό πω τηλικοῦτον, ἀλλὰ καὶ συνεῖπε μόνος τῶν ἐν τῇ πόλει πάντων ἀνθρώπων.* Hätte Aeschines, wie unser Verf. mit Jacobs annimmt, sich noch in Lobpreisungen des Königs ergossen, wie konnte Demosthenes das anzuführen unterlassen, was mehr als alles andere die Verbindung seines Gegners mit Philippus bezeugte? aber Aeschines Worte lehren vielmehr das Gegentheil. Die Rede über den Frieden ist nicht in Gegenwart der Gesandten gehalten; Demosthenes zeigt sich in dieser, weil er alle Griechen mit Philippus verbunden sieht, und Widerstand die Athener von diesen noch mehr trennen würde, unerwartet nachgiebig, er erklärt es als Unsinn der Anerkennung entgegen zu seyn, und wegen dieses Schatten in Delphi einen Streit zu beginnen. Daß Aeschines vielleicht sogleich die Einführung der Ge-

sandten und in ihrer Gegenwart ihr Begehren unterstützte, scheint den übertriebenen und ungeziemenden Vorwurf seines Gegners hervorgerufen zu haben.

Durch die Folgen eines Friedens, welcher den Athenern allen Einfluß auf Griechenland entriß, wurde das Ansehen des Demosthenes vor allen andern Rednern gehoben; obwohl selbst Miturheber der Verträge hatte er doch bald nachher wie gegen die übrigen Theilnehmer und seine Mitgesandten geeifert, so stets gegen die wachsende Macht des Philippus und dessen Hinterlist gestritten; er sah in jedem Vortheile des Königs nur den Nachtheil seines Volkes, in der Hegemonie Makedoniens den Untergang Athens; einem solchen Gute konnte der Friede ohne Bedenken geopfert werden; der Verf. erklärt sich sehr schön darüber S. 261.

Wie bitter auch die Beschuldigungen waren, mit denen die atheniensischen Redner die Treulosigkeit Philipps anklagten, er hatte den Frieden nicht gebrochen, er zeigte sich fortwährend der Erhaltung desselben und der Ausgleichung streitiger Puncte auf gütlichem Wege geneigt und wußte die Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, jederzeit auf jene Redner zurückzuwerfen, welche das Volk verführten und ihn hinderten, demselben Gutes zu thun. Immer übermächtiger aber wurde sein Einfluß, immer drohender die Stellung, die er den Athenern und dem gesammten von ihm noch unabhängigen Griechenlande gegenüber einnahm und die Gefahr, welche später die Besetzung von Elatea drohte, war kaum größer als die, in welche die Athener durch die Eroberung von Bozanz und die Einnahme der Insel Euböa gesetzt werden mußten. So umgarnt waren sie dann von der Macht des Makedoniens, daß, wenn sie die Schmach noch scheuten durch eine freywillige Unterwerfung die Zahl der ihm dienenden Staaten zu vermehren, kaum noch etwas anders als ein Verzweiflungskampf für die untergehende Freyheit, dessen Ausgang vorauszusehen war, übrig blieb. Ein thätiges Einschreiten und Zuvorkommen war das Einzige, was Rettung versprach und Demosthenes rühmt nicht mit Unrecht die Vertreibung der euböischen Tyrannen und die Unterstützung der Byzantier als die Glanzpuncte seiner Verwaltung.

(Schluß folgt.)

Voyage autour du monde, exécuté par ordre de sa Majesté l'Empereur Nicolas I. sur la Corvette le Séniavine, dans les années 1826, 1827, 1828 et 1829, par F. Lutké, Capitaine de vaisseau. etc.

(Fortsetzung).

Den Haupttrag der Kolonie giebt das Pelzwerk und überhaupt der Fang von mancherley Land- und Wasserthieren ab. Durch die Kaloschen selbst wird wenig Pelzwerk eingeliefert; von 1826 — 1829 erhielt man von ihnen jährlich durch Tausch, nach einer Mittelzahl, 80 Seeottern, 400 Biber, 300 Füchse und 60 schwarze Bären. Die Hauptsache an Pelzwerk schaffen die Aleuten herbey, welche freywillig im Dienste der russischen Handelscompagnie stehen. Diese liefern Seeottern, Füchse, Suslik's, Narwalle, Seelöwen und Vögel ein, und betreiben auch den Wallfischfang. Ehemals waren diese Jagden freylich ergiebiger, aber der Unverstand, womit man zu Werke gieng, hat die Thiere sehr vermindert, und man muß jetzt auf weiten Streichen herumjagen und die Expeditionen bis nach Kalifornien ausdehnen.

Ueber die Eingebornen, die Kaloschen oder Kalusen, theilt der Verf. sehr ausführliche Nachrichten mit. Nach ihm scheinen die Völker, welche vom 40 — 60° Breite die Nordwestküste Amerikas bewohnen, sämmtlich Zweige eines und desselben Stammes zu seyn. Die Aehnlichkeit ihrer äußern Formen, ihrer Gebräuche und Lebensweise führt zu diesem Schluße. Die Kaloschen von Sitkha nennen sich selbst Sitkha-Kyan, und leiten sich von einem Manne, Namens Elkh her, der unter dem besonderen Schutze des Raben, der ersten Ursache aller Dinge, stand. Merkwürdig ist es, daß auch bey den Bewohnern der Bai von Kenaiskh und bey den Kadiaken, welche Eskimos sind, dieser Vogel eine große Rolle spielt. Auch von der allgemeinen Sündfluth hat sich bey den Kaloschen eine sehr lebendige Erinnerung erhalten. Der erste Bewohner der Erde Kitkh-ughin-si hatte, nach ihrer Sage (I S. 189), von seiner Schwester mehrere Kinder, welche er umbrachte, damit sich das Geschlecht der Menschen nicht vermehre. Seine Macht erstreckte sich über alle Bewohner der Erde, und er strafte sie um ihre Sünden durch die Sündfluth; er konnte jedoch nicht alle zu Grunde richten, da sich einige in Barken auf die Berggipfel flüchteten, wo man noch die Reste dieser Fahrzeuge und der Stricke, an welchen sie befestigt waren, sehen kann.

Die Kunde von Gott hat sich bey den Kaloschen ganz verloren, nur böse Wesen sind es, die sie kennen. Aeußeren Kultus haben sie nicht, doch giebt es Schamanen und zuweilen auch Menschenopfer. Die Sklaven sind zahlreich und im Kriege erbeutet. Die Verfassung ist demokratisch und die Vorsteher haben keine andere Gewalt, als die Talent, Reichthum und Familienverbindungen ihnen geben. Bis jetzt ist von Seite der Russen nichts geschehen, um durch Ausbreitung des Christenthums diesen kräftigen, kühnen Heidenstämmen zur Civilisation zu verhelfen; zwar ist einer der Vorsteher zum Christenthum übergetreten, aber er scheint mit nicht viel mehr als mit dem Namen bekannt gemacht worden zu seyn. Wir können daher mit dem Verf. nur wünschen, daß ein tüchtiger Geistlicher diese Völker den Segnungen des Christenthums zugänglich machen möchte.

Von Sitkha richtete die Korvette ihren Lauf nach Kamtschatka. Ein kurzer Aufenthalt auf der Insel Unalaschka gewährte unseren Reisenden das Vergnügen die Bekanntschaft des dortigen Geistlichen, des P. Johann Weniaminoff zu machen, der seit langer Zeit unter den Aleuten in ersprießlicher Wirksamkeit sich aufhält, und den Katechismus in ihre Sprache übersetzt hat. Durch seine Mittheilungen ist der Verf. in den Stand gesetzt, eine sehr genaue Schilderung des dermaligen Zustandes der Aleuten und ihrer Sprache zu liefern. Seit Cook hat sich eine völlige Umänderung ihrer Verfassung ergeben; sie haben von den Russen Lebensweise, Kleidung und selbst das Christenthum angenommen, aber erst seit der Wirksamkeit des P. Johann haben sie, wie der Verf. bemerkt, angefangen, einen Begriff von der wahren Bedeutung dieses Wortes zu bekommen. Der erwähnte würdige Geistliche ist auch für die Naturwissenschaften thätig, indem er seine Musestunden ihnen widmet, und es ist Hoffnung, daß wir von ihm mit der Zeit eine ausführliche Beschreibung der Aleutischen Inseln und ihrer Bewohner erhalten.

Da Lütke beauftragt war, die S. Mathäus-Insel zu recognosciren, segelte er an den Pribyloffs-Inseln vorüber, deren bedeutendste die S. Georg und S. Paul-Insel ist. Beyde sind wichtig für die Jagd, weshalb erstere mit 6 Russen und 75 Aleuten, letztere mit 11 Russen und 150 Aleuten besetzt ist. Die Menge von Seeottern, Seelöwen und namentlich Seebären, welche man an diesen Inseln bey ihrer Entdeckung im Jahre 1786 auffand, geht ins Unglaubliche. Auf Unalaschka, wohin alle Erträgniße der Jagd eingeliefert werden, lagen im Jahre 1803 an 800,000 Felle von Seebären aufgehäuft, die zum großen Theil so schlecht präparirt waren, daß von denselben, theils um nicht Alles verderben, theils um die Preise nicht zu sehr sinken zu lassen, nicht weniger als 700,000 Stück verbrannt oder ins Meer geworfen wurden. So waren also unnützer Weise 700,000 Thiere in eben so unverständiger, als roher unmenschlicher Jagdgier gemordet. Zur wohlverdienten Strafe hiefür folgten die nachtheiligsten Folgen auf dem Fuße nach; von Seeottern war bald auch nicht eine mehr vorhanden; von Seebären erhielt man im Jahre 1811 noch 80,000 Felle; 1821 blos 50,000 und während 1827 nur noch 30,000. Diese rasche Abnahme der Thiere wird mit ihrer baldigen gänzlichen Vertilgung endigen, oder wenn die Compagnie vorher noch zur Besinnung kommt, sie zu einem geregelten menschlicheren Jagdbetriebe nöthigen. Von der Lebensweise der Robben und der Methode ihres Fanges giebt der Verf. eine umständliche, auch für den Zoologen manches Neue enthaltende Schilderung. Nachdem der Verf., seinem Auftrage gemäß, noch eine Woche auf die Aufnahme der S. Matthias-Insel verwendet und die Behringsinsel besucht hatte, hielt er eine kurze Rast in dem Hafen von Petropaulofskn.

Am 31 Oktober 1827 verließ Lütke diesen Hafen, um den Winter zur Untersuchung der Karolinen-Inseln zu benützen. Die erste Insel, welche er (am 4. Dezember) erblickte, war Ualan, wo er bis zum 4. Januar 1828 verweilte, und dadurch hinlängliche Zeit hatte, um mit der Beschaffenheit dieses Eilandes und seiner Bewohner, die von denen der übrigen Karolinen nicht verschieden sind, bekannt zu werden. Im weitern Verlauf stieß er auf die Insel Pounipete, welche bisher von keinem europäischen Seefahrer besucht, oder auch nur hinsichtlich ihrer Lage richtig gekannt war; eine Landung konnte wegen des ungestümen, feindseligen Benehmens ihrer Einwohner nicht unternommen werden. Lütke gab dieser Insel nebst den um sie herumliegenden kleinern, den Namen der Seniavin-Inseln. Einen kleinen Abstecher nach den Mariannen abgerechnet, verweilte nun der Verf. in diesen Gewässern bis gegen die Mitte Aprils, wo er seinen Lauf wieder nordwärts richtete. Als wichtigstes Resultat dieser Untersuchungen der Karolinen-Inseln müßen wir die richtige Auseinandersetzung der Völker-Verwandtschaftsverhältniße ihrer Bewohner bezeichnen.

Chamisso hatte die Karolinen-Insulaner als einen Zweig der ausgebreiteten Rasse betrachtet, welche die östlichen polynesischen Inselgruppen bewohnt. Lesson dagegen leitet sie von der mongolischen Rasse ab, und macht aus ihnen einen besondern Zweig, den er den mongolisch-pelagischen nennt; er stützt seine Meynung, die er hauptsächlich von den Einwohnern Ualans hernimmt, auf die physische Beschaffenheit der Bewohner (die schiefe Stellung der Augen, die hellgelbe oder Citronenfarbe des Körpers), und auf einige Züge in ihren Sitten und Einrichtungen, als z. B. die Macht der Häuptlinge, die Unterdrückung der gemeinen Klassen, die Hüte von chinesischer Form, die Weberenen, die Kenntniß der Bussole, das Firnissen der Piroguen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Labiatarum genera et species: or a Description of the genera and species of plants of the order Labiatae; with their general history, characters, affinities and geographical distribution. By George Bentham, Esq. F. L. S. London: James Ridgway and Sons, Piccadilly. 1832 — 36. 8. LXVIII. u. 735 S.

Die Monographie einer so ausgedehnten und schwierigen Familie, wie die der Labiaten, erschien um so wünschenswerther, da mit Ausnahme der ungenauen Aufzählung in Sprengels Systema vegetabilium seit Persoon keine umfassende Bearbeitung derselben erschienen war. Weder Römer und Schultes noch Decandolle hatten bisher in ihren Systemen die Familie erreicht, und mit Ausnahme einiger sehr specieller Arbeiten über einzelne Gattungen, die überdieß die Verwirrung gewöhnlich mehr häuften als lösten (wie z. B. mit Mentha, Thymus, Nepeta u. s. w. geschah) war demnach während 30 Jahren nichts zur Sichtung und Ordnung des unterdessen fast verdreyfachten Materials geschehen. Persoon hatte im Jahre 1807 ungefähr 650 Labiaten aufgezählt, Sprengel diese Zahl im Jahre 1825 auf 990 erhöht, Bentham dagegen führt gegenwärtig 1714 Arten in 107 Gattungen auf. Wie die Zahl der Species in vielen Gattungen zugenommen habe, ergibt sich, wenn wir einige der artenreichsten aufführen:

	Persoon 1807.	Sprengel 1825.	Bentham 1836.
Salvia	104	187	291
Hyptis	13	29	209
Stachys	44	53	110
Scutellaria	22	38	64

Dabey ist Bentham keineswegs der Vorwurf zu machen, daß er die Zahl der Arten unnöthiger Weise vermehrt; man könnte im Gegentheile manche seiner Zusammenziehungen z. B. in den Gattungen Nepeta, Stachys, Glechoma etc. für zu gewaltsam halten. Die größte Schwierigkeit der Arbeit lag zuverläßig in den zahlreichen seit längerer Zeit unvollständig, allenfalls nur durch kurze Beschreibungen des Entdeckers bekannten Species, die in den verschiedenen Museen Europa's aufgesucht und oft nur nach einem einzigen Original-Exemplare neu beschrieben werden mußten. Der Verfasser erreichte diesen Zweck, indem er Deutschland, Frankreich und Italien wiederholt bereiste und die ihm mit größter Bereitwilligkeit allenthalben geöffneten Staats- und Privatsammlungen ausbeutete, nachdem er vorher das reiche Material, welches die großen englischen Herbarien darboten, sich vollständig eigen gemacht hatte. Die Aufzählung aller dieser Hülfsmittel, die in der Einleitung gegeben wird, ist schon deshalb interessant, weil sie gleichsam nachweist, wie bey monographischen Arbeiten in dieser Hinsicht verfahren werden soll, und was geleistet werden kann, wenn reger Eifer für ein aufgefaßtes Thema sich mit literärischer Thätigkeit und Anerkennung und mit günstiger Stellung in den übrigen äusseren Verhältnissen verbünden.

Die Familie der Labiaten zerfällt nach Bentham in 11 Tribus, welche nach der Richtung und Pro-

portion der Staubgefäße, der Form des Kelches und der Blumenkrone und endlich nach der Beschaffenheit der Früchtchen unterschieden werden. Sie heißen: 1) Ocymoideae, 16 Gattungen. 2) Menthoideae, 11 Gattungen. 3) Monardeae, 7 Gattungen. 4) Satureineae, 11 Gattungen. 5) Melissineae, 9 Gattungen. 6) Scutellarineae, 4 Gattungen. 7) Prostanthereae, 7 Gattungen. 8) Nepeteae, 5 Gattungen. 9) Stachydeae, 29 Gattungen. 10) Prasieae, 4 Gattungen. 11) Ajugoideae, 5 Gattungen. Die Motive, welche den Verfasser zur Sonderung oder Verschmelzung mancher Gattungen bestimmt haben, müssen im Buche selbst nachgelesen werden. Manche Kombinationen scheinen vielleicht zu sehr nur auf künstliche Charaktere gestützt und natürliche Gruppen störend, wie z. B. die Vereinigung von Betonica mit Stachys und Glechoma mit Nepeta, oder die Abreissung mehrerer bisher zu Marrubium gerechneter Arten und ihre Verbindung mit Ballota. Indessen ist dabey nicht zu vergessen, daß im Grunde ja alle unsere Gattungen arbiträr sind und daß wohl auch die Uebersicht über ein so großartiges Material, wie es dem Verfasser zu Gebote stand, gar vielfach die Ansicht ändern mag, welche der Europäer nach den ihm zunächst geläufigen Formen sich zu bilden gewohnt ist. Vortrefflich ist die Behandlung der Arten auch in den schwierigsten Gattungen und ihre Kenntnißnahme sehr erleichtert durch die analytische Uebersicht der Species, welche jedesmal den Definitionen vorausgeht.

In Beziehung auf die geographische Verbreitung der Familie, welche in der Einleitung ausführlich abgehandelt wird, heben wir nur das Wesentlichste hervor.

Die Labiaten scheinen in größter Anzahl in den Niederungen zwischen dem 40 und 30° nördlicher Breite vorzukommen und von da an gegen den Aequator mehr und mehr an den Gebirgen bis zu der Höhe emporzusteigen, welche ihnen ein gemäßigt warmes Klima bietet. Im Süden senken sie sich wieder in die Ebenen herab und verlieren sich gegen den Pol hin früher und ärmer an Arten als im Norden. In den Polarregionen fehlen sie fast völlig und bleiben ebenso den Alpenhöhen größtentheils fremd, die luftigen Gipfel an die mannigfachen Formen der Scrofularinen überlassend, welche hier eine gedeihliche Heimath finden.

Das ganze Verbreitungsgebiet theilt der Verfasser in 10 Zonen und jede von diesen wieder in mehrere Regionen. A. Die nördliche Polar- oder arktische Zone (Lappland, Nordküsten von Rußland und Amerika, Grönland, Island) enthält nur 4 Arten, darunter (mit Ausnahme der zweifelhaften Mentha lapponica) keine eigenthümlich, alle nur aus wärmeren Breiten hinaufreichend. B. Die nördliche kalte Zone, in Europa und dem westlichen Asien von ungefähr 55, in Amerika von 45° bis zum Polarkreise. 70 Arten, davon 42 in der alten, 31 in der neuen Welt, jedoch nur 9 eigenthümlich, die übrigen aus der dritten Zone herübergewandert. C. Nördliche gemässigte Zone. Von den Grenzen der vorigen in Europa bis zum Mittelmeere, hier noch alle an der Nordküste auslaufende Halbinseln und zwischenliegende Inseln umfassend; Kleinasien, die Küsten des schwarzen und kaspischen Meeres (mit Ausnahme der Südküste), die Kaukasus- und Altai-Kette, China nördlich vom 40°, die Kurilen und Aleuten; Nordkalifornien, die Missouriländer und die vereinigten Staaten von Nord-Amerika mit Ausnahme der Westküste; 57 Gattungen in 508 Arten, darunter 40 Gattungen mit 416 Arten in der alten, 35 Gattungen mit 106 Arten in der neuen Welt, 17 Gattungen, aber nur 14 Arten, beyden Kontinenten gemeinschaftlich. Darunter sind Prunella vulgaris und Lamium amplexicaule, die sich überhaupt durch ihre Verbreitung über alle Welttheile als ächte Kosmopoliten auszeichnen. 7 Gattungen und 291 Arten in der alten und 6 Gattungen und 61 Species in der neuen Welt sind dieser Zone eigenthümlich.

Von der ersten Region derselben, welche das gemäßigte Europa zwischen den Grenzen der kalten Zone und dem Berggürtel umfaßt, der sich von dem Meere von Biskaja bis nach Oesterreich ausspannt, bemerkt der Verfasser mit Recht, daß dieselbe im Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung nicht allein nur wenige Labiaten (21 Gattungen mit 80 Arten) besitze, sondern auch im Allgemeinen theils durch die verhältnißmäßig sehr geringe Abwechslung in Klima und Beschaffenheit der Oberfläche, theils in Folge des hoch gesteigerten Anbaues den Botanikern im strengen Sinne des Wortes nur von wenigem Interesse seyn könnte, wäre sie nicht zugleich die Heimath der Meisten unter ihnen. Am reichsten an Labiaten sind in dieser Zone dagegen Spanien, das Apenninen-Gebiet und Griechenland. D. Die nördliche heisse Zone dehnt sich von den Südgränzen der vorigen bis nahezu an den Wendekreis des Krebses, mit, den Partikularitäten der einzelnen Gegenden angemessenen Schwankungen, aus. Auch hier ist die Familie sehr zahlreich, denn 526 Arten kommen vor, darunter 406 (55 Gattungen) in der alten, 125 Arten (24 Gattungen) in der neuen Welt. Nur 6 Species sind beyden gemeinschaftlich. In der alten Welt ist die Zahl der bekannten Arten im Osten (am Himalaja) am größten, doch kann die scheinbare Abnahme derselben gegen Westen größtentheils in unserer geringen Kenntniß der nordafrikanischen Gebirgszüge ihren Grund haben. E. F. G. Die eigentliche Tropenregion wird von dem Verfasser nochmals in 3, eine nördlich-tropische, eine Aequinoktial- und eine südlich-tropische Zone getheilt. Hier kommen die Labiaten größtentheils auf den Gebirgen, wenig in den Ebenen vor. Ebendeßhalb sind auch die Zahlenangaben am unsichersten, da wir die Hochländer nur theilweise kennen. Doch scheint im Allgemeinen die Artenzahl sich zu mindern, denn die erste der drey Zonen hat nur 244, die zweyte 157, die dritte 327 Species aufzuweisen. In der letzteren überwiegt Amerika auf eine merkwürdige Weise gegen die alte Welt, vorzüglich durch die Gattungen Salvia und Hyptis, durch welche sich dort die Artenzahl auf 291 erhöht, während sie hier nur 43 beträgt. H. Die südliche heisse Zone, Afrika und Amerika (bis Chiloë) ausserhalb des südlichen Wendekreises, Australien, Neuseeland ꝛc. besitzt 231 Arten. I. K. Die südliche gemäßigte Zone, Patagonien und Van Diemens-Land hat bisher nur 12, die südliche kalte Zone endlich bisher noch gar keine Pflanze aus der Familie der Lippenblüthigen aufzuweisen.

(Schluß folgt).

König Philipp, Sohn des Amyntas von Makedonien, und die hellenischen Staaten von C. A. F. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnitz. Göttingen bey Vandenhöck und Ruprecht. 1837. 421 S. 8.

(Schluß.)

Die Belagerung von Byzantium gab Veranlassung, daß die Athener im sechsten Jahre des Friedens Ol. 110,2. diesen für gebrochen erklärten, den Belagerten Hülfe sendeten und den Philippus zum Abzuge nöthigten; aber damit war, was zu befürchten stand, nur verzögert, nicht gehoben. Die Amphiktyonen im Streite mit den Lokrern von Amphissa, übertragen, unfähig selbst mit Erfolg gegen diese aufzutreten, die Ausführung ihrer Entschlüße dem Philippus. Sein zweytes Erscheinen in Griechenland mußte den Athenern weit furchtbarer, als das in den phokensischen Angelegenheiten werden; damals hatten sie den Frieden kurz vorher geschlossen, jetzt so eben gebrochen; daher ihr Bestreben (dies war das Werk des Demosthenes) die mißvergnügten Thebaner in ihr Bündniß zu ziehen und der leicht vorauszusehende Erfolg — die Schlacht

von Chaeronea; die Großmuth des Siegers, mit Recht von Polybius wiederholt gerühmt *), ist ein gewichtigeres Zeugniß zur Würdigung seines Charakters als alle Aussagen seiner Gegner; der tadelsüchtige Theopompus suchte die Schmähungen des Demosthenes, mit rhetorischem Prunke ausgestattet, noch zu überbieten **); unser Verfasser sammelt die verschiedenen Urtheile der Alten, die noch erhalten sind, über Philippus mit selbständiger Betrachtung und schließt diese Geschichte, weder den Griechen noch dem Könige zu sehr hingegeben mit den Worten:

Mit solchen Eigenschaften war er allen hellenischen Völkern überlegen. Sie vermochten, blieben auch seine Heere nicht immer unbesiegt, so wenig etwas gegen seine Waffen als gegen seine Staatskunst; der schwerfällige Gang republikanischer Verhandlungen hemmte ihre Thätigkeit und ließ ihrem Feinde kein Geheimniß verborgen, während sie selbst über die seinigen nur müssige Vermuthungen hatten. Ob sie ihn an sittlicher Würde übertrafen, bleibt zweifelhaft; das Bild, welches Theopompus von dem Leben der Athener entwirft, ist nicht minder abschreckend als das von Philipp entworfene. So hatten sie nur die Ungunst des Schicksals, welches ihrer eigenen Kraftlosigkeit und Zwietracht einen solchen Gegner gegenüberstellte, zu beklagen, ohne über die Mittel, deren er sich bediente, in dem eigenen Werthe einen Trost zu finden.

Doch damit ist Philipp keineswegs gerechtfertigt. Geist, Klugheit und Tapferkeit war allein das Große in ihm, Gerechtigkeit nur Mittel zu seinen Zwecken, die Dienerin seiner Selbstsucht. Aber wahrhafte menschliche Größe ist nur ein Ausfluß der Tugend, das Uebrige nur von Werth, so fern es edel und gut ist.

Die mitgetheilten Proben zeigen die Einfachheit der Darstellung, welche das ganze Buch hindurch glücklich erhalten ist; das besondere Verdienst liegt in der sorgfältigen Zusammenstellung und Prüfung dessen, was die Redner berichten, verglichen mit dem, was die Geschichtschreiber erhalten haben, — in der Verbindung zu einem historischen Ganzen; hiebey ist der Inhalt einzelner Reden des Demosthenes im Wesentlichen mitgetheilt und mit vielen lehrreichen Bemerkungen über Veranlassung, Zweck und Erfolg derselben begleitet, z. B. über die Megalopoliten S. 77 — 80; über die Symmorien S. 126 — 9; über die erste philippische Rede S. 130 — 37; über die Freyheit der Rhodier S. 137 — 41; über die Gesandtschaft S. 179 — 87 u. 227 — 32; über den Frieden S. 198; über die zweyte philippische Rede S. 211; über Haloneſos S. 217 — 226; über die Angelegenheiten im Chersones S. 251 — 61. über die dritte Philippische Rede S. 263 — 6; Brief des Philippus S. 272.

Um den Gang der Erzählung nicht zu hemmen, hat der Verf. in einem besondern Anhange S. 316 — 321 ausführlicher gesprochen: 1) Ueber Plan und Inhalt der philippischen Geschichte des Theopompus. 2) über das Geburtsjahr des Demosthenes; (er glaubt Ol. 99, 3 als das wahrscheinlichste annehmen zu dürfen). 3) Ueber das Verhältniß der olynthischen Reden zur Zeitgeschichte. 4) Ueber die vierte Rede gegen Philippus. 5) Ueber die Glaubwürdigkeit der öffentlichen Urkunden in der Rede vom Kranze. In diesen kritischen Untersuchungen erkennen wir kaum denselben Verfasser; sie sind fast gänzlich verfehlt, und werden schon durch ihre paradoxen Behauptungen gerechtes Mißtrauen erregen; so ist ihm die erste olynthische Rede kein Werk des Demosthenes; vrgl. S. 89 und die sämmtlichen öffentlichen Urkunden hält er aus ganz unhaltbaren Gründen für untergeschoben; Irrthümer, wie wir sie S. 393, 413, 419 lesen, hätten wir von Hr. Brückner nicht erwartet.

*) Auch in den neu aufgefundenen Vaticanischen Excerpten XXI. 3. eine zwar unvollständige aber wohl zu beachtende Stelle.

**) In der von Polybius VIII. 11 angeführten Stelle finden wir eine wörtliche Nachahmung eines Fragmentes von Gorgias.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Letzteres noch nicht erschienen). Berlin bey Reimer, 1836. gr. 8. 549 Seiten.

Fast seit der alte Gilg Tschudi ein Nibelungen-Manuscript zur Hand genommen und seine historischen Glossen zuerst ihm angefügt hatte, wechselten in diesem Felde der Epik bey uns Deutung um Deutung, Ansicht um Ansicht; und es war ermüdend, diesem langen Zuge der Erklärer nachzusehen, der von Jahr zu Jahr wachsend, bald hier die Urgeschichte, bald dort die Ursage, dort die älteste Gestalt des Liedes, hier desselben neueste Deutung zu prophezeyen, dunkel anzudeuten, oder weitschweifigst und unfruchtbar zu deduciren suchte. Wie war es auch anders möglich bey einem so reichen Objecte und der treuen Anhänglichkeit des Deutschen an alles Vaterländische! Das Lied einer von jeher historisch-construirenden Nation, einer alles wissenschaftliche Erbe leidenschaftlich und aus jeder Zeit lawinenartig zusammenraffenden Nation: dieses Lied erst skizzenhaft und schwebend im Munde fahrender Sänger; dann vielleicht durch dieselben Hände, die den Virgilius abschrieben, halb verchristlicht und in seinem Sagengrunde erschüttert; dann verbunden und erweitert durch Abschreiber, deren karges Wissen dasjenige dieser Volkspoesie aufbürdete, was vorher und nachher in der Hofpoesie eben erlebt war; zugleich dann Norden und Süden, Starrheit mit üppiger Umkleidung, und Ruhe mit musikalischer Beweglichkeit darin zusammentreffend — konnte denn Alles dieß anders als nur wiederum in eben derselben Mischung einwirken auf ein sich erst entwickelndes kritisches Bewußtseyn!

Aber es fiel die riesenhafte Symbolik, in deren Regellesigkeit (ungefüege) man unser Epos geschlagen hatte; jene Unendlichkeit der Deutung hörte auf, und, wunderbar genug, es mußte sich dieß mit jenem Weltereigniß zugleich zutragen, wo der Geist der Nation, aufgeregt durch langwierige Kriege und sich in jeder politischen Form versuchend, endlich sich selbst wieder suchte und in diesem natürlichen Verlangen zu einer theilweisen Ruhe kam. Indeß dieses äußerlich geschah, näherte sich eine nun mehr besonnene Liebe wieder den Schätzen unserer Vorzeit; aus einem geordneten Rüsthause wahren Wissens ging die Grammatik und Mythologie, aus der nicht mehr mißhandelten Historie die Sagengeschichte für Märchen und Heldensage, aus dem unverrückt schauendem Geiste und rastlos lauschenden Gemüthe des Forschers gingen die Nibelungen hervor; und diese scheidende Heroenwelt Deutschlands hat, wiederum mit jener Treue und Gewissenhaftigkeit, die man nun der Treue der alten Handschriften gleichstellt, in ihrem ungekränktesten und edelsten Volkstone Lachmann so eben uns eingehändigt.

Um dem Leser dieses Geschenk mit dem gegenwärtigen Literatur-Bestand zu vereinbaren, müßte wiederholt werden, was durch Vorgänger in diesem Fache ausgesprochen, namentlich was jüngsthin über Primitives zwischen Mythus und Historie, über die Ursachen zur epischen Gestaltung des Volksliedes

(Gervinus, Gesch. der poet. Nat. Lit. I. 49, 47) vielseitig dargelegt worden ist; allein wir lassen lieber sogleich den Hrn. Herausgeber sich selbst erklären, in dessen Gedankengang sich Ref. nicht öfter, als es die augenblickliche Verbindung erfordert, einmischen wird.

Die Zeit, in der die Nibelungen ihre jetzige Gestalt angenommen, ergibt sich aus dem Liede selbst. Wir kennen den Gang der deutschen Poesie und die Geschichte der Nibelungen-Sage gerade genug, um einzusehen, daß deutsche Lieder von den Nibelungen zwischen den Jahren 1190 und 1210 ungefähr die Gestalt wie die meisten Stücke unseres Gedichtes haben mußten, und es ist nicht zu fürchten, daß irgend eine einzelne Kenntniß noch einst diese Annahme um mehr als ein paar Jahre verrücken werde, denn diese Sage hat eine nach Zeit und Raum umfangsreiche und uns zum Theil bis ins Einzelne bekannte Geschichte, und das Werk steht mitten in einer ganzen und unserer Betrachtung längst geöffneten Literatur. Wir wissen aus Wolfram von Eschenbach, daß damals der Zusammenhang der Fabel war, wie an König Günther und den kühnen Nibelungen, da sie von Worms in Hunnenland zogen, Rache für Siegfrieds Ermordung genommen ward. Diese Rache, das Kind der Treue, folgt der Blutschuld, und der Freude folgt das Leid; das sind die Grundgedanken der Sage in unserm Gedichte, weder aus einer heidnischen Lehre vom Zwang blinden Schicksals abgeleitet, noch durch eine christliche Ansicht von göttlicher Weltregierung gemildert. So ist die Sage mit dem Heidenthume verwittert, aber sie hat nichts Christliches aufgenommen, als die gewöhnlichen Lebensgebräuche, die für die Fabel ohne Bedeutung sind. Mit dem Glauben an die Götter war das Göttliche und Dämonische der Personen längst ausgewaschen, wenn gleich noch nicht ganz vertilgt. Die Dunkelheit in den mythischen Hauptpuncten, wer die Nibelungen waren u. s. w. konnte nicht auffallen, denn man war sie in allen Sagen gewohnt: im Iwein war der Brunnen, im Wigalois das Rad ebenso verhüllt. Jene Personen, die erweislich erst später in die Sage gekommen sind, können wir nicht aus gelehrter Deutung oder Kenntniß der Geschichte, aber mehrere aus der Verwandtschaft der Sagen herleiten. Wie durch Veränderung der Sitte die Charaktere und einzelne Puncte der Sage umgebildet worden, hat W. Grimm in seiner deutschen Heldensage sehr schön gezeigt. Am wirksamsten zur Veränderung des Tons der Lieder war aber die Milde und Ausführlichkeit der hochdeutschen Poesie, die seit dem Aufhören der Alliteration allgemach weniger auf das Wiederholen und kräftige Hervorheben des Einzelnen gerichtet war, als auf die vollständige Schilderung der ganzen Situation im lyrischen Fortschritte, wozu eine Masse epischer Formeln nicht genügte, sondern die auseinander folgenden Zustände und Begebenheiten nach allen Seiten bestimmt und ausgeführt werden mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Labiatarum genera et species: or a Description of the genera and species of plants of the order Labiatae; with their general history, characters, affinities and geographical distribution. etc.

(Schluß.)

Parasiten, unterirdische und eigentliche Meergewächse kommen in der Familie nicht vor. Daß manche Arten über alle Welttheile sich ausdehnen, ist schon erwähnt worden. Auf gleiche Weise sind auch manche Gattungen, wenn gleich in verschiedenen Arten, fast überall zu treffen. So kommen z. B. Salbeyarten von der nördlichen gemäßigten Zone bis zur südlichen, mit Ausnahme weniger Regionen vor. Auch Stachys, Scutellaria, Teucrium u. s. w. erfreuen sich sehr großer Verbreitungs-

zonen, während dagegen z. B. Hyptis mit ihren zahlreichen Arten (in Brasilien allein 172) fast völlig dem wärmeren Amerika angehört. Doch ist die Verbreitung nie so enge beschränkt, wie z. B. bey manchen Scrofularinen. Giftig ist keine einzige Lippenblüthige. Dagegen sind sehr viele in hohem Grade aromatisch durch das ätherische Oel, das sie in eigenen Drüsen absondern und dienen deßhalb als Arzneymittel, Gewürze und zur Bereitung von Parfümerien. Einige sind bitter. Die Wurzeln einiger weniger (Orthosiphon tuberosum, einige Coleus, Stachys, Leucas etc.) sollen eßbar seyn, doch wird ihr Geschmack nicht sehr gerühmt.

Wir schließen diese kurze Anzeige mit der direkten Mittheilung des Verfassers, daß er seine Arbeit über die Labiaten durch das Erscheinen der vorliegenden Monographie keineswegs für geschlossen halte, sondern darin fortfahren werde, bis in De Candolle's Prodromus die Familie an die Reihe kömmt, wo sie dann mit den sich noch ergebenden Zusätzen und Berichtigungen eine eigene Abtheilung des Werkes bilden wird. An dieselbe wird sich dann eine zweyte Monographie, die der nicht minder verwaisten Familie der Scrofularinen, anschließen, zu welcher Herr Bentham sich in Bearbeitung der einschlägigen Arten vom Kap und aus Ostindien schon vortreffliche Materialien geschaffen hat. *)

Z.

Voyage autour du monde, exécuté par ordre de sa Majesté l'Empereur Nicolas I. sur la Corvette le Séniavine, dans les années 1826, 1827, 1828 et 1829, par F. Lutké, Capitaine de vaisseau. etc.

(Schluß).

Hiegegen bemerkt Lütke (II. p. 351), daß diese Schilderung der physischen Beschaffenheit allerdings zum Theil auf einige Individuen auf Ualan, welche schmale und schiefe Augen gehabt hätten, passend wäre, aber der größte Theil unter ihnen hatte eine ganz andere Gestalt, und unter den Weibern fand sich auch nicht eine einzige mongolische Physiognomie. Die Häuptlinge, welche die heiße Zeit müßig in ihren Hütten zubringen, haben deshalb eine hellere Farbe als ihre Vasallen, deren Haut eben so kastanienbraun ist als die der andern Ozeanier. Daher sagt Lütke in seiner allgemeinen Schilderung der Karolinen-Insulaner: „Ihre großen vorspringenden Augen, ihre dicken Lippen, ihre aufgeworfenen Nasen, zeigen einen frappanten Kontrast mit der Physiognomie der Japaner und Chinesen, dagegen eine große Aehnlichkeit mit den Physiognomien der Bewohner der Tonga- und Sandwich-Inseln; eine Aehnlichkeit, welche wir über ihr ganzes Aeußere sich erstrecken sahen. Die Kastanienfarbe ihres Körpers ist selbst nicht unter der Lage gelben Pulvers, womit sie sich einreiben, verborgen. *) Die Gleichheit, welche unter ihnen herrscht, die geringe Gewalt ihrer Tamolen läßt nicht einmal Spuren von der mongolischen Knechtschaft bemerken."

Was die Webereien anbelangt, so sind sie allerdings künstlicher als die der östlichen Ozeanier, daraus folgt aber noch nicht, daß sie mongolischer Abkunft sind. Eben so gleichen die eleganten lackirten Fahrzeuge der Karolinen-Insulaner nicht sowohl den häßlichen und schwerfälligen Jonken der letzteren, als vielmehr ihren gefirnißten Hausgeräthen. Die konischen Hüte sind wirklich denen der Chinesen ähnlich, indeß wahrscheinlich von letzteren, mit denen sie häufig auf den Philippinen zusammen kommen, nur angenommen. Die Boussole kennen sie blos von europäischen Schiffen her, bedienen sich ihrer aber auf ihren eigenen Fahrzeugen nicht, und verstehen ihre Benutzung nicht. Wie also alle diese Angaben nicht für die mongolische Abstammung sprechen, so weisen dagegen eine Menge anderer Gebräuche auf den Zusammenhang mit den östlichen Oceaniern hin, und namentlich gilt dieß von der Sprache. Wir dürfen daher die Karolinen-Insulaner keineswegs als losgerissene Zweige der mongolischen Rasse betrachten, sondern sie gehören mit den Bewohnern der Sandwich-, Freundschafts-, Gesellschaftsinseln ꝛc. zu einer und derselben großen Völkergruppe.

Während Lütke von den Karolineninseln zurück nach Kamtschatka fuhr, hatte er die Aufgabe, unterwegs die wenig bekannten Bonin-Inseln zu recognosciren. Als er längs derselben hinsegelte und sich an dem Anblick ihrer mit Wald bedeckten Berge im Innern und der schroffen Felsenklippen am Meere ergötzte, stieg plötzlich Rauch auf einer dieser Höhen auf, und hernach zeigten sich Menschen, die Flinten abschossen und mit einer eng-

*) Vergl. u. a. Scrophularineae Indicae. A Synopsis of the east Indian Scrophularineae etc. with some general observations on the affinities and subdivisions of the order. By George Bentham Esq. J. L. S. London. 1835. 8.

*) Dieses gelbe Pulver mochte Lesson über die wahre Färbung der Haut getäuscht haben.

lischen Flagge Zeichen machten. Obschon es bereits spät war, so säumte Lütke keinen Augenblick, ein Fahrzeug abzusenden, um Unglückliche, die er für Schiffbrüchige ansehen mußte, nicht länger ohne Hülfe zu lassen. Die Abgeordneten erhielten Befehl erst am nächsten Morgen zurückzukehren, wo sie dann zwey Männer mitbrachten, den Bootsmann Wittrien und den Matrosen Petersen. Von ihnen erfuhr man, daß durch einen Sturm ihr Schiff, ein englischer Wallfischfänger, im Herbste 1826 an den Klippen gescheitert war, daß sich jedoch die ganze Mannschaft ans Land gerettet hatte; ihr Kapitän war schon einige Tage vorher von einem Baume erschlagen worden. Kurze Zeit nachher kam ein anderes Schiff, das zu derselben Ausrüstung gehörte und nahm die ganze Mannschaft mit sich, mit Ausnahme von diesen beyden Männern, welche einwilligten zu bleiben, um von dem gestrandeten Schiffe so viel als möglich zu retten, wobey ihnen versprochen wurde, daß sie im nächsten Jahre abgeholt werden sollten. Sie richtet sich nun von den Trümmern des Schiffes ganz bequem ein, und die reiche Vegetation unter einem milden Klima, und eine Menge Schweine, welche von zwey mitgebrachten abstammten, ließen den neuen Robinsons keinen Mangel leiden. Sie mochten daher auch eine spätere Gelegenheit zur Rückreise, die sich ihnen durch Kapitän Beechey's Ankunft darbot, nicht benützen; allein jetzt, wo sie sahen, daß der andere Kapitän sein Versprechen nicht halte, baten sie dringendst, sie aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen, was natürlich Lütke mit Vergnügen that. Wittrien, der schon in den Sechzigen war, verließ die Corvette nicht eher, als in England, Petersen aber gieng von Kamtschatka nach Ochotsk, wo er in die Dienste der russisch-amerikanischen Kompagnie trat.

Am 9. Juny erreichte der Seniavin zum zweytenmal den Hafen von Petropaulofsky und verließ denselben bereits wieder am 26., um die Länder der Korjaken und Tschuktschen zu besuchen. Viele nautische und geographische Bestimmungen wurden allenthalben, namentlich an den Küsten der Insel Karaghinsk, in der Bai von S. Lorenz und in dem Golf vom heiligen Kreuz vorgenommen; der Verkehr mit den Tschuktschen war sehr lebhaft und durchgängig friedlich. Noch sind diese Heiden, denn einige wenige Individuen, welche sich unsern Reisenden als Christen vorstellten, konnte man kaum unter diesem Namen gelten lassen, da sie von ihren heidnischen Landsleuten sich nur durch das Zeichen des Kreuzes zu unterscheiden wußten. Einer von diesen angeblichen Christen konnte auf Lütkes Anfrage nicht einmal seinen Namen sagen; um jedoch keinen Zweifel über seine Bekehrung zu lassen, zeigte er den Reisenden ein Büchelchen, das er zu Kolyma erhalten hatte. Es fand sich darin das Vaterunser, das Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote in russischer Sprache, übersetzt in die der Tschuktschen. In einer eigenhändigen Note des Priesters von Kolyma war bemerkt, daß das Büchlein bey der Taufe dem Tschuktschen Basil Trifanoff geschenkt sey. Bey Hörung dieses Wortes erinnerte er sich wieder an seinen Taufnamen, den man ihm jedoch mehrmals wiederholen mußte. Einen noch sprechenderen Beweis für seinen Verkehr mit Christen gab er indeß bald dadurch, daß er Schnapps verlangte, was vor ihm noch keiner der vielen heidnischen Tschuktschen gethan hatte. Man gab ihm Grog, doch wollte er ihn nicht auf der Corvette, sondern in seiner Baidarke trinken, indem er versicherte, daß er nach dem Genuß desselben dermassen betrunken würde, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten könne. Mit solchen vorgeblichen Christen ist freylich dem armen Tschuktschen Volke nicht aufzuhelfen, und man muß nur die Leichtfertigkeit mißbilligen, mit welcher solche unvorbereitete, mit den ersten Grundbegriffen des Christenthums unbekannt gelassene Menschen zur Weihe der Taufe zugelassen werden.

Auch nach den bisherigen Nachrichten, die wir über die Tschuktschen haben, sind des Verfassers Bemerkungen über dieselben von großem Interesse, und es ist nur zu bedauern, daß die einbrechende rauhe Herbstzeit ihn zwang, bey Zeiten diese gefährlichen Gewässer zu verlassen, bevor er noch seine beabsichtigten Arbeiten vollendet hatte. Zum drittenmale lief die Corvette im Hafen von Petropaulofsky ein, und nach fünfwöchentlichem Aufenthalt daselbst, segelte sie am 10. November 1828 wieder ab, um die Rückkehr nach Europa anzutreten. Nochmals durchschnitt sie die Gruppen der Karolineninseln, nahm auf Manila Proviant ein, durchsegelte nun bekannte Meere, daher der Reisebericht hier schnell darüber hinweg geht, und warf endlich am 6. September 1829 in der Rhede von Kronstadt Anker, nach einer Abwesenheit von 3 Jahren und 5 Tagen. Am 16. September hatte der Seniavin die Ehre, von Seiner Majestät dem Kaiser besucht zu werden, und ganz neuerdings ist dessen Kapitän zum Contreadmiral ernannt worden.

Möge dieser kurze Ueberblick hinreichen, um auf eine Weltumseglungs-Reise aufmerksam zu machen, welche unter die wichtigsten dieser Art gehört, und die dabey in einer so einfachen, gedrängten, bescheidenen und aufrichtigen Weise geschildert ist, daß Ref. überzeugt ist, ihre Lektüre werde auf jeden Leser denselben günstigen Eindruck, wie auf ihn machen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Letzteres noch nicht erschienen).

(Fortsetzung).

Diese Art finden wir nun bey den Dichtern vor der klassischen Zeit meistens noch etwas dürftig, wenigstens durchaus gedrängt und mehr andeutend: die Besten unter den höfischen der völlig ausgebildeten Zeit verleitet sie manchmal zu ermüdender Ausführlichkeit, Gottfried von Straßburg wird dadurch mitunter weichlich, Minderbegabte kleinlich oder trocken; in unsern Nibelungen sind alle Fehler und Tugenden der andern Dichter, oft nahe genug bey einander zu finden; so daß, wer für das Ebenmaaß poetischer Darstellung sich ein feines Gefühl erworben hat, eben so oft befriedigt und entzückt, als beleidigt wird. Bey der wachsenden Liebe zur gelehrten Poesie ward ohne Zweifel von den Volks-Dichtern manche Pracht und mancher feine Zierrath verlangt, wovon die alte epische Weise sehr weit entfernt war. Dennoch blieb immer der Unterschied des Styls noch bemerklich, und selbst einzelne Wortformen und Ausdrücke, die, von den höfischen Dichtern selten zugelassen nur in den auf Volksgesang gegründeten Werken häufig sind, hat das Gedicht von den Nibelungen mit diesen gemein.

Endlich am deutlichsten zeigt sich im Versbau die Zeit und der volksmäßige Charakter dieser Lieder. Was erstlich den inneren Bau betrifft, so haben diese Verse bey den sorgfältigsten unter den höfischen Dichtern nicht ihres Gleichen; wie denn gerade die gelehrtesten, Gottfried von Straßburg, Rudolf von Ems, bey den genauesten Reimen und bey scheinbar regelmäßigem Silbenfall, gröblich gegen die innere Reinheit der Verse sündigen. Zweytens in den Reimen der Nibelungen erkennt man den Zeitpunct, da eben alle Rohheit und Ungenauigkeit aufgegeben war: kaum eine Strophe des vorliegenden Werkes kann viel vor 1190 so gedichtet seyn

„nachdem das schon lange dauernde Streben nach der Bindung völlig gleicher Laute von Heinrich von Veldeke und gleichzeitig von andern Dichtern erfüllt worden war. Aber die noch neue Kunst des genauen Reims, wofür das Gefühl nicht so fein als für den Rhythmus war, gewährte der Volkspoesie, die hier gewiß nur nachgab und nicht vorausging, noch nicht den Reichthum, welchen die Sprache damals gestattete: schneller und öfter als in andern Gedichten wiederholen sich dieselben Reime und Reimwörter. Ein Rest älterer Versknnst, die den klingenden Reim nicht kannte, und wenigstens zur Hälfte den höfischen Dichtern fremd, sind auch die nicht ganz seltenen Reime, in denen eine unbetonte Sylbe zur Hebung erhöht wird; doch überall sind sie weit entfernt von der Freyheit der Volkslieder in derselben Gesangsweise, die uns unter Kürenbergs Namen überliefert sind. Gleichwohl werden diese schwerlich zwanzig Jahre vor 1190 gesungen seyn, weil wir sonst doch wohl mehr Spuren von älteren Versen zu drey Hebungen finden würden. Neben dem Alterthümlichen ist aber in den Versen des Gedichts von den Nibelungen auch manches, das wieder auf spätere Zeit deutet; nur, wie gesagt, auch nichts über 1210 hinaus. Die Reime in den Cäsuren der Verse werden in den meisten der späteren Gedichte von demselben oder ähnlichem Bau häufiger; desgleichen die Abkürzung des Schlußes, bey der alle vier Langzeilen gleich sind und aus Kürenbergs Weise der Hildebrandston wird: in den Nibelungen ist jene Zierlichkeit und diese Verwilderung fast immer mit Kennzeichen der Neuheit oder einer ungeschickteren Nachdichtung verbunden.“

Dahin verweisen noch bestimmter die willkührlichen Zusätze eines halbgelehrten Volksdichters, der Wolframs Parzival und Titurel gelesen hatte, um hier etwa damit zu prunken (353, 2 — 417, 6), oder der vielleicht ebenso aus dem Iwein Hartmanns von Aue das ohnedieß juridisch nicht sehr alte Bahrgericht benützte und in unser Lied hereinzog (981 — 987). Da hat also freylich Einer das Buch geschrieben oder schreiben lassen: aber daß es der Verfasser des Gedichtes gewesen sey, sagt uns niemand. Ein Dichter, der sich eines Buches bediente, als Hauptquelle oder nebenbey, würde, zu einer Zeit, als Wahrheit für die erste Tugend einer Erzählung galt, sich auf das Zeugniß des Buches berufen haben: Dieses Werk aber ist fast das einzige, das es niemals thut, und nirgend ist ihm anzusehen, daß es auf einer schriftlichen Grundlage ruht; eben sowenig wird uns anderswo ein Homer genannt, der von den Nibelungen gesagt habe. Die auf den flüchtigen Boden von Irrthümern und erträumten Verhältnißen gebaute, aber mit süßem Mund ausgesprochene Vermuthung, Heinrich von Ofterdingen sey der Verfasser, ist daher von zwey Seiten lustig zu betrachten, weil sie einem durchaus mythischen und seinem Leben wie seiner Poesie nach, unbekannten Dichter ein Werk beylegt, welches nicht Anlaß gibt, an einen einzelnen Dichter zu denken. Denn es heißt nicht einmal irgendwo von länger vorher Erzähltem „wie ich gesagt habe", oder von Künftigem „wie ihr noch hören werdet": und sogar die Beziehungen, welche die Fabel selbst bedingt, sind ohne Sorgfalt durchgeführt, wenn z. B. Iring auftritt und, offenbar mit Liebe geschildert, gleich nach seinem Tode gänzlich vergessen ist.

Es bedarf längst nicht mehr des Beweises, daß das Gedicht von den Nibelungen auf der Sage ruht, daß auch kein irgend bedeutender Theil der Erzählung von einem Einzelnen kann mit Absicht erfunden seyn: man muß es nur wiederholen, weil ein gelehrtes Zeitalter immer abgeneigt ist, der Volkspoesie etwas Eigenes zu gönnen, das nicht von Buchgelehrsamkeit ausgeht. Ferner ist uns bestimmt überliefert, daß beynahe hundert Jahre früher, daß im Verlauf des dreyzehnten Jahrhunderts und später, Theile der in unserem Buch enthaltenen Sage von deutschen Sängern einzeln vorgetragen wurden (W. Grimms Heldensage).

Das aber fragt sich hier, ward bey der Abfassung dieses Buches ein anderes Schriftwerk zu Grund gelegt? Ein lateinisches erwähnt der Dichter der Klage, der es jedoch nicht selbst gesehen hatte. Aber bey der Umdichtung in eine andere Sprache wären doch wohl handgreifliche Widersprüche vermieden worden, wie der bekannte über Dankwart, der erst im Sachsenkrieg die Nachhut führt, dann mit Wenigen für die Fahrt zur Brunhild als Recke auserkoren wird und zehn Jahre später, bey Siegfrieds Ermordung, noch ein kleines Kind seyn soll, das sich darum gar nicht bekümmert habe. Hätte ferner der Verfasser unseres Gedichtes ein älteres deutsches bearbeitet, so konnte ihn bey diesem kritischen Geschäft schon eher Aufmerksamkeit und Begeisterung verlassen. Aber diese überhaupt durch keinen Grund zu bestätigende Annahme erläutert nichts, denn alles Ungleiche und Widersprechende wird so nur um einige Jahrzehente weiter zurückgeschoben, um die Frage aus dem Gebiete der Untersuchung in das unergründlicher Möglichkeiten zu spielen.

Hat es also vielleicht ein Einzelner nach der ihm überlieferten Erzählung gedichtet? Aber wer weiß, ob es zu jener Zeit schon sehr gewöhnlich war, diese Sage prosaisch zu erzählen? Dadurch werden Sagen dürftig und mährchenhaft: diese ist meistens noch gründlich und eigenthümlich im Einzelnen. Und da doch von den Nibelungen überall gesagt und vielleicht auch gesungen wurde, wie konnte der Dichter sich leichtsinnig mit der mündlichen Erzählung begnügen? Also vielmehr, schrieb er nach einer poetischen Darstellung, die er vortragen hörte? nach

einem einzigen Liede? oder nach mehreren, in die er wiederum andere eingeschaltet hat? Wer dieses behaupten will, der darf nicht sagen, ich glaube das, weil es doch möglich ist, und weil wir so auf eine großartige Weise die innerliche Einheit und die äußerliche Vielheit retten," sondern er muß mit Gefühl und Fleiß sich in das Innere des Werkes vertiefen und das Eigenthümliche seines einen Dichters, wie es sich durch das Ganze ziehe, vorweisen, daneben aber das Besondere und Bezeichnende des einen ursprünglichen oder jedes der mehreren zum Grunde gelegten, oder eingefügten Lieder.

Einer so schweren Beweisführung muß sich unterziehen, wer der Vermuthung auf mehrere Dichter die andere Vermuthung, das Ganze sey nur eines Einzigen Werk, ehrlich entgegen setzen will. Es ist durch das ganze Gedicht keine häufig wiederkehrende Individualität zu finden, und man muß daher auf der einfachern Meynung beharren, daß das Werk eine Sammlung von Volksliedern sey. Die allgemeinen und unbestimmten Reden, von der Einheit des Ganzen, von der durch den Gehalt bedingten Abwechselung des Tones, von dem jeweiligen Schlafen der besten Dichter, beruhen theils auf Verkennung der epischen Poesie, theils auf ungebildetem ästhetischen Gefühl, theils auf der Trägheit, die in weitschichtigen Möglichkeiten umherirrt, statt das Einzelne zur Betrachtung und Vergleichung festzuhalten.

Nur das ist die noch unentschiedene Frage, wohin endlich diese nähere Betrachtung der Verschiedenheiten führe. Die wahre Kritik, welche sich niemals Grenzen setzt, sondern nur die durch den Stoff gegebenen anerkennt, ist eben so wohl auf das Verbinden und Bauen, als auf das Trennen und Zerstören aus. Die jetzige Gestalt des Liedes kann nicht aus Interpolationen eines einzelnen Liedes erklärt werden, das die ganze Sage begriff; vielmehr sind einzelne Lieder von sehr verschiedenem Ton und Werth, ihre Anfänge, zwischengesetzte Zusammenfügungen oft leicht zu erkennen. Aber die Untersuchung so weit zu führen, daß sich die Zahl der Lieder, aus denen die ganze Sammlung besteht, anführen läßt, dieß kam auf einen Versuch an, bey dem man darauf gefaßt war, an einzelnen Stellen nicht bis zur Entscheidung zu gelangen. Der Verf. glaubte, indem er bey den Liedern anfing, die ihm am deutlichsten erkennbar schienen, sein Urtheil und Gefühl am besten zu schärfen: und er hofft Jeden, der sich der Untersuchung mitthätig hingibt, zu überzeugen, daß das ganze nicht mehr und nicht weniger Lieder enthält, als die angegebenen Zwanzig, von denen sich einige nur so einreihen, daß sie andere Erzählungen voraussetzen, und Zwey ohne ihren Anfang uns überliefert sind. Lücken hat er innerhalb der Lieder nicht wahrgenommen, wie aber mehreren derselben Fortsetzungen anhangen, die, obgleich offenbar von anderen Verfassern, auf jene sich beziehen, so sind auch überall in den Liedern größere und kleinere Zusätze erkennbar, von denen gewiß nur wenige dem letzten Anordner der Sammlung zuzuschreiben sind: vielmehr zeigt es sich gerade in den am alterthümlichsten aussehenden Liedern häufig, daß sie schon vor der Aufzeichnung mit großen Vermehrungen umhergesungen worden sind; so daß zu erwarten steht, wenn sich auch etwa noch einmal Eins dieser Lieder einzeln aufgezeichnet finden sollte, von allen Zusätzen und Verfälschungen werde es nicht frey seyn; der Schreiber müßte es denn unmittelbar aus dem Munde des Dichters aufgefaßt haben. Uebrigens wäre es sehr thöricht, die Fortsetzungen und Zusätze durchaus für schlecht oder willkührlich erdichtet ausgeben zu wollen: sie sind nur anders, und fallen aus dem Tone oder Zusammenhange des Aelteren, sind aber an sich oft sehr schön und beruhen zuweilen auf anderweit nachweislicher Sage, wie freylich auch manche der jüngsten Veränderungen des gemeinen und des Laßbergischen Textes. Ist doch der Unterschied des Aeltesten und des Jüngsten hier der Zeit nach überall gering, da zwischen der

ursprünglichen Abfassung des Liedes und der uns überlieferten Aufzeichnung gewiß oft nicht zwanzig Jahre liegen. Wären sie nicht so früh gesammelt worden, noch wenig umgebildet und in der Zeit des unverwilderten Volksgesanges — der jedoch damals schon die höchste Staffel erreicht hatte und dem Verfall entgegen ging, so würde eine Kritik, wie die von mir gewagte, auf unsicherem Boden nicht viel vermocht haben.

Nicht bündiger konnte die wichtige Einleitung mit ihren Beweisen gefaßt werden, welche der Hr. Verfasser aphoristisch den Eintheilungen der Gesänge und den Lesarten verschiedener Handschriften voranstellt. Es wird nun erwünscht seyn, über diese Eintheilungen zuerst das zu vernehmen, was der Raum dieser Blätter erlaubt, die vornehmsten Beweisführungen damit zu verknüpfen, das Neueste philologischer Erklärung anzuzeigen, um mit dem Gedichte der Klage und der Sagenkritik zu schließen.

Gleich die erste Strophe des Liedes, in den Hallen des Münchner Königsbaues, wie in jenen der Cornelius'schen Composition würdig dargestellt, spielt uns den Streich, unächt zu seyn und einem österreichischen Ueberarbeiter anzugehören. Innere Reime, armselige Wortwiederholung, unzweckmäßiger Periodenbau, provinzielle Diction sogar, letztere durch den Hrn. Herausgeber bey vier österreichischen Dichtern in 13 Stellen nachgewiesen, charakterisiren dieselbe als einen einleitenden Versuch des in manchen Interpolationen wieder erscheinenden Dichters, der wie so viele des dreyzehnten Jahrhunderts „in Oesterreich singen und sagen gelernt hat.“ Zudem ist dieses erste Gesetz in BJ ausgelassen, weßhalb Herr von der Hagen meynt, es sollte in B auf dem vorstehenden leeren Blatte prächtig gemalt werden: aber dieß leere Blatt gehört zum Parzival, nicht zu den Lagen der Nibelungenhandschrift. In der zweyten Strophe haben die Besserer der Dürftigkeit der Gedanken nicht abgeholfen, wohl aber dem Ungeschmeidigen der Verbindungen und des Ausdrucks. Bey der Strophe 3 ist es wohl gethan, sie zu streichen, da sich die Seltenheit: der juncfrouwen tugende zierten anderiu wîp — niemals, auch mit Wackernagels Citirung des Dant'schen: della donna gentil che l'altre onora — nicht vermenschlichen läßt. Nicht deutlicher ist das: in muote küener recken. Die vierte Strophe wiederholt am Ende ihren eigenen Anfang, der vielleicht ursprünglich anders lautete, wenn auf diese Strophe die neunte und zehnte folgte; denn die Strophe 11 paßt nicht zu den vorhergehenden und kann nicht wohl von demselben Dichter seyn, wenigstens nicht, wenn er wußte was er that. Er hätte nicht wiederholt, was die Strophe 4 schon besagt hat; er hätte nicht die vier Amtleute der Strophe 9 und 10 noch einmal besonders ihrer Hofämter wegen herausgehoben. Auch stört diese Strophe die einmal gewählte Form der Aufzählung. Denn es sind zwölf Burgunder, die nach gewöhnlicher Weise entweder zu dreyen oder zu vieren aufgezählt werden konnten. Mit den drey Brüdern war (4) angefangen, dann folgte (9, 1. 2) Hagen mit zwey Verwandten, darauf (9, 3. 4) drey andere Landherren, endlich (10) drey, die für den Hofstaat sorgten: warum werden auf einmal wieder vier ausgezeichnet? Zudem ist die Zahl zwölf bey den Nibelungen und ihren Mannen nicht alt. Die Saga Dietrichs von Bern kennt lange nicht so viel, eben so die Klage. In unsern Liedern kamen Hunolt und Sindolt wohl vor der Sammlung gar nicht vor, weßhalb sie unser Lied auch von Strophe 234 bis Strophe 719 und hierauf wieder vergißt, so daß man etwa daraus schließen dürfte, es hätten die Sammler des größten Theils dieser Lieder die ersten Gesänge in ihrer jetzigen Ausbildung nicht gekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Letzteres noch nicht erschienen).

(Fortsetzung).

Die fünfte und sechste Strophe sagen uns wenig Wissenswerthes und stellen es zum Theil noch schief. So wird (5. 4.) der Könige Todeskampf erwähnt, wo von ihren Thaten die Rede seyn sollte. Als der Dichter (6. 4.) sagte, sie starben durch zweyer Königinnen Haß, war ihm da nicht deutlich, daß eine von ihnen die Schwester war, die er eben zu beschreiben sich gequält hatte?

Die Strophen 7 — 12 fehlen in Jd. Sonst ist in Nr. 7. die dritte Zeile ganz überflüßig; der Dichter wußte eben nicht mehr als Dankrats Namen. Strophe 8, an sich gut, macht den Uebergang zu der folgenden Aufzählung der Burgundischen Vasallen höchst anstößig, weil diese Aufzählung nicht, wie sonst immer im Volksgesang geschieht, in eine Situation oder in die Rede einer Person der Fabel eingefaßt worden ist. An sich möchte sonst gegen Strophe 9 und 10 sich nichts Erhebliches einwenden lassen: sie können leicht älter und von dem Sammler unseres Buches aus einem Volksliede genommen seyn.

Strophe 9. Das trony der Handschrift A bestimmt der Hr. Herausgeber im Drucke mit Tronije und Troneje; die Variation troni hingegen mit Tronje zu geben. Sonst gibt BC immer Tronege, Jh immer Tronig oder Troni, eg troye. Bey diesem troyn, wovon die Handschaft D auch Troinaere bildet, darf man vielleicht an den Ort denken, der, wie der Fluß, Trogona oder Drohn heißt; hingegen Trônegge in Tróneje oder Trónege zu suchen, beweist Unkunde der Sprache. Die ältere und ächtere Sage meynte wohl Troja, der Franken fabelhaftes Stammland: unsere Dichter verstanden Tronia oder Kirchberg im Elsässischen Nordgau; wie der des Biterolfs, der sich über Dietleibs Weg verwundert: ich weiz niht endelichen daz, in welher zît er dar gerite, von Tronje nach Metz: er kommt nämlich aus Spanien nach Tronje in Burgundenland, von da nach Metz, wo man ihn durch Lothringen und den Waskenwald nach Worms zu den Königen des Landes weist.

Strophe 12. Der Dichter weiß, was er meynt, nicht zu sagen. Hier erst beginnt der Herr Herausgeber einen wirklichen Gesang und erkennt dessen Verlauf von Strophe 13 — 129, so daß also hiermit die bisherigen drey ersten Aventiuren in Eine zusammengefügt wären.

Für das Beste halten wir, den Anfang des ersten Gesangs nachfolgen zu lassen, wie er nach den Bestimmungen des Hrn. Verfassers wirklich lautet. Die Zahlen, die den Strophen beygegeben sind, sollen dabey die Zahl und Strophenreihe des Liedes selbst darstellen, wie es Hr. Lachmann edirt hat in der ältesten Gestalt; unten folgen die hauptsächlichsten Noten aus seinen jetzigen Anmerkungen, um einigermaßen anschaulich zu machen,

was in dem vorliegenden Werke zur Erläuterung jenes Textes geschehen ist. Wir bitten die Leser, dafür die Lachmann'sche Ausgabe des Liedes zur Hand zu nehmen.

13. Ez troumde Kriemhilte
wie si einen valken wilden
den ir zwêne arn erkrummen,
ir enkunde in dirre werlde
in tugenden der si pflac,
züge manegen tac,
daz si daz muoste sehen,
nimmer leider sîn geschehen

14. Den troum si dô sagete
sin Kunde in nicht bescheiden
der valke, den du ziuhest,
in welle got behüeten,
ir muoter Uoten.
baz der guoten:
daz ist ein edel man;
du muost in schiere vlorn hân.

15. Waz saget ir mir von manne,
âne recken minne
sus schoene wil ich bliben
daz ich sol von manne
vil liebiu muoter mîn?
wil ich immer sîn;
unz an minen tôt,
nimmer gwinnen keine nôt.

16. Nu versprich ez nicht ze sêre
solt du immer herzenlîche
daz geschiht von mannes minne:
obe dir got noch gefüeget
sprach aber ir muoter dô.
zer werlde werden frô,
du wirst ein schoene wîp,
eins rehte guoten rîters lîp.

20. Do wuohs in Niderlanden
des vater hiez Sigemunt,
in einer bürge rîche
niden bî dem Rîne;
eins rîchen Küneges Kint;
sîn muoter Sigelint;
witen wol bekannt,
diu was ze Santen genant.

21. Ich sage iu von dem degne,
sîn lîp vor allen schanden
stark unde maere
hey waz er grôzer êren
wie schoene der wart.
was vil wol bewart.
wart sît der küene man.
ze diser werlde gewan.

22. Sîfrit was geheizen
er versuchte vil der rîche
durch sînes lîbes sterke
hey waz er sneller degne
der selbe degen guot.
durch ellenthaften muot;
reit er in menegiu lant.
zu den Burgonden vant.

45 Den herren muoten selten
er hôrte sagen maere
waere in Burgonden
von der er sît vil fröuden
deheiniu herzeleit.
wie ein schoeniu meit
ze wunsche wol getân,
unde arbeit gewan.

46. Diu ir unmazen schoene
und ir hôh gemüete
an der juncfrouwen
ez ladete vil der geste
was vil wîten kunt,
zuo derselben stunt
sô manic helt ervant.
în Gunthêres lant.

47. Swaz man der werbenden
Kriemhilt in ir sinne
daz si deheinen wolde
er was ir vil vremde
nâch ir je gesach,
ir selber ie verjach,
ze trûte ne hân.
dem si wart sider undertân.

49. Im rieten sîne mâge
sît er ûf staete minne
daz er eine danne wurbe,
dô sprach der edel Sifrit:
und ander sîne man,
tragen wolde wân,
diu im möhte zemen.
só wil ich Kriemhilden nemen,

50. Die schoenen jungfrouwen
durch ir unmaezlich schoene.
nie Keiser wart sô rîche,
im zaeme wol ze minne
von Burgundenlant,
daz ist mir wol bekant,
der wolde haben wîp,
der rîchen küniginne lip.

* * *

13, 1. chriemhilde A, Kriemhilde J. Ich habe hier die genauere Schreibung mit t gewählt, um auch den Schein eines innern Reimes zu vermeiden.

3. erchrummen D, erchrummen A, erchrvmmen BC. ergrvme J. So haben die Handschriften, wenn ich anders das Lesen gelernt habe, und nur so kann von erkrimmen das Präteritum lauten: ein starker Infinitivus erkremmen ist unmöglich. Dieses Wort bedeutet, mit Schnabel oder Klauen zerhacken, zerkratzen: s. Otfried I. 25, 56 krimmit, Ms. 2, 176 b erkrimmet. Herbort von Fritslar bey J. Grimm Gr. 2, 862 zekram. Altd. Wälder 3, 207 krimmen, Pfälz. Hs. 341 Bl. 128 d ein vederspil daz grimmt und doch niht vâhen wil, MS. 2, 236 b ergrimme. Wigamur 16 a gram und grimmen, Rabenschlacht 701 grimmen mit slegen durch unt durch. Es ward hier gewählt wegen der Aehnlichkeit mit dem Namen Krimhilt, welcher daher eigentlich in diesem Liede nicht sollte mit ie geschrieben werden. Der zunächst verwandte Stamm ist Kimmen, Klettern, oder activ krampfhaft zusammenziehen (Diutisca I. 413 in ein verklummen), wovon man auch krimmet liest (Altd. Wälder 2, 195), und grimmen (Rabenschlacht 684) und cod. loco 699 erkrummen. Davon abgeleitet das Substantiv der Kramme (Fundgruben 1, 322, 1.), das starke Verbum krimpfen oder klimpfen: zusammenziehen; (Heinrich von Türlin: dirr sich under jenen Krampf) mit dem Adjectiv crimp. schrumpflicht (Parz. 314, 7 g), und die schwachen Verba klemmen, überkremmen, verklamben, klembern, verkrempfen, klampheren.

14, 3. der valke etc. „Auf der Jagd ward Siegfried erschlagen" sagt Herr von der Hagen zur Erklärung. Aber Ute deutet den Falken nur auf einen Mann. In Volsunga saga cap. 33. träumt Gudrun, sie habe einen Habicht mit goldfarben Federn auf der Hand: der Traum bedeutet, ein Königssohn werde um sie werben, nicht aber die Art seines Todes. Der Falke, ein Spielwerk der Frauen und ihr Gesell in einsamen Stunden, ist das Bild des Geliebten. Vergl. die Lieder Kürenbergs.

17. An dieser Strophe ist außer den innern Reimen nichts auszusetzen. Da aber dieß ganze Lied in seinen ächten Theilen nichts von dem Charakter der jüngeren Lieder hat, so werden diese vier Zeilen, die mit jetzt allein etwas weicher als das Uebrige erscheinen, wohl einem Nachbesserer angehören, den es paßlich deuchte, hier am Anfange den Grundgedanken der Sage, wie er gewiß vielen deutlich geworden war und sich auch schon 2315,4 fand, in dem Sprichworte „Nach Liebe Leid" auszusprechen.

18. Der Inhalt dieses Gesätzes kommt nach zwanzig Zeilen (47) zum zweytenmal, und zwar bestimmter. Hier wäre es wunderbar, wenn, nachdem von Kriemhilde Gemahl schon gesprochen ist, von Siegfried (20) neu angehoben würde. Ich glaube daher, der erste Abschnitt der Sammlung sollte gesondert werden, und deshalb hing man die etwas trockenen Schlußstrophen an. Denn mit

dieser fällt auch die folgende, in der auf den endlichen Ausgang hingedeutet wird, wie es sonst in diesem Liede nicht weiter geschieht.

20. Die oft unpassend gemachte Abtheilung in Abenteuer (S. zu Wolfram, S. X.) haben alle Handschriften, daher ich sie auch durch die Ueberschriften aus A angedeutet habe. In Jh fangen die gemalten Anfangsbuchstaben und die rothen Ueberschriften erst bey 325 an. Die Ueberschriften fehlen in B ganz: den Inhalt bezeichnen sie in allen oft sehr unvollkommen; wie sie in den andern Handschriften lauten, wird wohl niemand zu wissen begehren. Herr von Hagen zählt in seinen Ausgaben 39 âventiuren ohne Nutzen; denn wer kann die Zahlen im Gedächtniß behalten? Daß ich sonst (Urspr. Gestalt der NN. S. 70, 71) hier einen Liedesanfang zu erkennen geglaubt habe, zeigt sich nun, da Strophe 17 — 19 verworfen sind, als Irrthum.

21. Das Adjectivum maere fing im dreyzehnten Jahrhundert an zu veralten, daher scherzhaft: diu linde maere, der süeze maere tac; zwô gespilen maere, zwêne maere karge welselaere, wo wir etwa lobesam sagen würden; höhnisch zage maere.

22, 4. ze den A. Der ersten Hebung und Senkung des letzten Halbverses, wenn er nach Art der ältern Lieder vier Füße haben soll, genügen nicht zwey Kürzen mit zwey unbetonten E: hier und Nr. 127 ist daher zuo den zu schreiben.

23 — 44. In der Schrift über die ursprüngliche Gestalt der NN. S. 72. ist dieser Abschnitt mit Recht für ein eingeschobenes Stück erklärt: ob es aber ein anderes Lied, oder Ausbildung des ersten ist, wage ich nicht zu entscheiden. Es beruht nicht auf gründlicher und ausgebildeter Sage, und würde hier im Zusammenhange zu der durchaus unrichtigen Annahme nöthigen, Siegfrieds Reise nach Burgund sey seine erste Ausfahrt gewesen. 24 — 27 sind schwächer als das Uebrige: die Besserer, welche Nr. 25 tilgten, hätten noch weiter gehen sollen. — Str. 32 mag jünger seyn, als die übrigen. In sicher Alten und Aechten findet man nach W. Grimms Bemerkung nie, daß die Periode über die Schlußzeile hinausläuft, wie hier. Dem Verf. war es um das gesidele zu thun: daß ihm auch noch die gewöhnliche Zeit der Hoffeste beyfiel, deuchte ihm wohl ein glücklicher Gedanke: alles Uebrige ist mattes Flickwerk. — Str. 34. das Adverbium waetlich kommt ohne Zweifel von waetlich, schön, und bedeutet lihte, nâch, vielleicht, vermuthlich, beynah. Ulrich von Lichtenstein: wetlich man uns dô wichen sach, beynahe wären wir da gewichen. Bey Ulrichs von Zazichoven Lanz. 1192, der Superlativ waetlichest. In negativen Sätzen entspricht es unserem so leicht; daz waetlich nimmer mêre ergê, so, daß das so leicht nicht wieder geschieht — heißt es in dieser wie in der Strophe 1272,4. Die Stelle 1275,1 bî im was alle zîte, daz waetlich mêr ergê, kristenlîcher orden und ouch der heiden ê — weiß ich nicht anders zu erklären, als daß vielleicht in daz mêre eine Negation steckt, wie in daz immer. — Str. 39 ist, wie 24 — 27 schlechter als die umstehenden; die letzte Zeile lose verbunden, zu allgemein, wenn sie blos auf die gâbe geht, zu unbestimmt wenn die Loblieder und lobenden Reden der Fahrenden gemeynt sind. Der Fahrenden Dienst bey aller Kurzweil, beym Ritterspiel, bey Tische und nach dem Essen wollte der Verfasser erwähnen, weil nachher 42, 1 etwas von den Geschenken stand, die sie erhielten: es schien ihm nöthig zu sagen wofür. — 43. 44. das Eingeschaltete schließt wieder mit zwey ausgezeichnet schlechten Strophen.

46, 4. în habe ich hier und in ähnlichen Fällen geschrieben, mehr um zu erinnern, daß die erste Sylbe der Vershälfte Hebung und Senkung in sich hält, als daß ich das lange i für der Dichter Aussprache geben wollte. Indessen genügt, wenn die Lesart der Handschrift A. richtig ist (z. B. auch 365, 4) în für erste Hebung und Senkung dem Verse nicht: ich 797, des 1638, daz 885, man 903, der 952, wart 995. den 1501 u. 2 — sind ohne Zweifel falsch. Für în läßt sich wenigstens sin 425 anführen.

47, 1. nach ir minne ie gesach A. Man konnte minne tilgen, S. Anmerkung zu 1083,2 — 3 Gegen meine Veränderung ze trûte ne hân bemerkt Wackernagel daß wo en vor Infinitiven steht, immer nicht unmittelbar vorhergehen muß. Man vergl. seine Beyspiele in Hoffmanns Fundgruben S. 274.

48. Diese durchaus müssige Strophe von vier unverbundenen und schlecht zusammengestellten Sätzen soll ausdrücklich sagen, was 49,2 vorausgesetzt wird, daß Siegfried sich zu vermählen Willens ist.

50, 3. W. Grimm bestätigt hier seine Bemerkung zu 32 (?) durch die zweyte, daß keiser in unsern Liedern nicht weiter, wohl aber in andern deutschen Sagenkreisen (Gudrun, Hug-Dietrich) vorkommt. Vrgl. Klage 192.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Zu den Nibelungen und zur Klage. Anmerkungen von Karl Lachmann. Wörterbuch von Wilhelm Wackernagel. (Letzteres noch nicht erschienen).

(Schluß.)

Gerne hätten wir mehr mitgetheilt, um eine Vorstellung zu gewähren von der hohen Einfachheit und lieblichen Natur, zu welcher unser Gedicht durch Herrn Lachmanns gesundes Auge nunmehr zurückgeführt ist. Erst dadurch tritt die ursprüngliche epische Ruhe wieder zu dem Vers, der ohnedieß sich immer wie ein Wiegenlied vernehmen läßt; erst dadurch kann es jetzt noch zum Volksbuch, wie Göthe meynte, ja gerade aus all jenen Gründen nun zum Schulbuch werden, aus welchen dies Gervinus verneinen zu können glaubt (Literaturgesch. I. 272); und weg fällt nur jenes unklare, sich selbst wiederholende, durch Uebertreibung ärmliche Spuck- und Eisenfresserwesen, dessen Verwirrtheit und Selbstnegirung ja schon früher als Schuld und Nachahmung der haltlosen Maschinerien höfischer Dichtungen theilweis erkannt worden ist. Diesen Wegfall werden nun freylich diejenigen Stern- und Sagendeuter bitter vermissen, denen Sonnenstiere und Napoleone, Nephilime und verdampfende Salzsäuren, Wolga und Nebulones, rechtsantiquarische Afterdinge und Odinswälder, Seidenmanufacturen, Neapel, omnes sancti martyres und wer weiß, was sonst noch, (man denke nur an Mone's, Jeune's, Trautvetters, auch Schlegel's Erklärungen) damit allein in das Lied hineinzutragen gerecht schien. Mit dem Sturze der Interpolationen stürzen nun auch diese Traumbilde, unfähig nunmehr, sich ferner hartnäckig aufzubauen. Allein auch hierin haben die Brüder Grimm und Lachmann ihren wahren, längst anerkannten Beruf neuerdings in ihren Schriften gerechtfertigt, daß sie in jenen stilleren, weniger schimmernden Zügen des Liedes die wahre Sage und den ursprünglichen epischen Kern erkannten, da sie sich auch durch das reichlichste Wissen nie jener unmittelbaren Natur entfremden ließen, durch welche die Sagen, wie sie selbst, beseelt sind. Durch Meistergesang, deutsche und irische Märchen, Rechtsalterthümer, Thiermärchen und Mythologie hindurch tönte den Brüdern Grimm der uralte Anklang unseres schönen Volksliedes nach, wie unserm Hrn. Verf. dasselbe durch alle die Dichter, die ihm das deutsche Alterthum zur „Auswahl" anbot; und damit nichts unerfüllt bliebe, stellte W. Grimm in seiner deutschen Heldensage [illegible] jedem Document der Vorzeit den beyden Freunden gleichsam alle die Momente als historische dar, welche bisher ihr eigner volksthümlicher Geist unermüdet durchlaufen hatte. Dies letzte Werk W. Grimm's 1829 gedruckt, kam aber dem Hrn. Lachmann erst dann zu, als dieser im July desselben Jahres seine Kritik der Nibelungen Sage bereits in Druck gegeben hatte. Hätte ich später geschrieben, — heißt es darüber S. 349 — so wäre Vieles anders gestellt worden: ob ich auch in den Sachen etwas Wesentliches hätte aufgeben müssen, darüber mögen die Wenigen entscheiden, welche

in diesen Studien bewandert sind. Hauptsächlich scheint es mir, sind wir darin uneins, daß Grimm Atli von Attila trennt, ich hingegen den Nibelung Günther von dem Burgundischen. Jeder von uns hat seinen Weg verfolgt und seine Darstellung nicht durch Polemik getrübt: so stehn die Gegensätze rein da, und es wird leicht zu erkennen seyn, wo geschlichtet und wo entschieden werden muß. Der Meynung des Andern nachzugeben, wird keinen von uns Beyden schmerzen. —

Diesen Unterschied anzuzeigen in extracter Weise würde hier nicht zur nöthigen Ueberzeugung führen, und diese Ueberzeugung selbst bedürfte einer Beweisführung, die, weil sie ganze Bücher ausfüllt, uns hier nicht vergönnt seyn kann. So wollen wir uns denn in Kürze noch des Hrn. Verfassers zweyter Abhandlung über die Klage zuwenden.

Klage und Biterolf haben Einen Dichter aus der Schule fahrender Sänger im letzten Jahrzehend des XII. Jahrh. zum Verf., der das Nibelungenlied und einen bedeutenden demselben zu Grunde liegenden Sagentheil gar nicht kannte (V. 85.). Er selbst benützte ein deutsches Buch (300,30), die ostbedichtete (10 — 12. 2156) Sage enthaltend, aus der er sich (1098) den Untergang der Burgunder, Nibel. Noth, Begräbniß der Todten, also wohl den ganzen Inhalt der Klage vorlesen ließ. Die unfreye, dürftige Weise des Dichters läßt vermuthen, (und nichts widerstreitet) daß das Buch, seine Quelle, nur ungefähr eben soviel in ähnlicher Ausführung enthalten hat, als das vorliegende Gedicht, so daß die Umdichtung sich nicht weiter als auf das Aeußerlichste der Form wird erstreckt haben. Ein Umreimen minder genauer kurzer Verse in strenge Reime ist in früher Zeit (vor jenen Umarbeitungen welche die Dichtungen des XII. Jahrh. erlitten), als die freyeren Reime noch wenig anstößig waren, nicht denkbar: in den ersten Jahren des XIII. Jahrhunderts ward der alte vor 1180 gedichtete Herzog Ernst von den österreichischen Rittern noch zu Hofe vorgelesen (Helmbrecht 958). Die Klage ist daher Umbildung nicht kurzer, sondern strophischer Verse, und das ältere Werk war nicht freye Dichtung eines Einzelnen, sondern eine Samlung von Liedern verschiedener Verfasser, in der Art unserer großen Nibelungen-Lieder-Sammlung. Darauf führen die Widersprüche in der Erzählung (folgen die Belege und Beweise hiefür). Einmal wäre mit Bestimmtheit ein eingeschobenes Werk nachweisbar (724 — 815) wo die Aufzählung der zwölf Todten, die beklagt werden, plötzlich unterbrochen wird. Denn fast in allen, d. h. vier Abschnitten des Gedichtes findet man die kunstvolle und doch der Volkspoesie nicht fremde Form der Darstellung, daß zwölf oder dreyzehn Personen, je vier oder je drey zusammen, aufgezählt werden. Diese Form ist noch zu erkennen; der Dichter aber verstand offenbar nichts davon (s. zu 1131); wiederum ein Beweis, daß er nichts that, als bessere Poesie wenig geschickt umarbeiten.

Die Verzeichnisse der gefallenen Fürsten, der Begrabenen, der Beklagten fassen die Begebenheiten nicht gleichvollständig, sie sind also schwerlich das Werk eines Einzigen. Auf eine sehr geschickte und kunstreiche Weise ist Alles in drey Acte getheilt, so so daß bey jedem vier handelnde Personen genannt werden; und zwar erstens zwey von Hunnenland, die von zweyen Burgunden getödtet werden, Blödel und Dankwart, Hagen und Ortlieb — Blödel fiel von Dankwart, der dann aus der Herberge seinen Herrn, die zu Tisch saßen, die Nachricht brachte, da erschlug Hagen des Königs Kind (1892–1904); Zweytens vier Burgunden, Günther, Gernot, Geiselher, Volker — da sprangen die drey Könige auf zum Streit, und mit ihnen Volker: allgemeiner Kampf: nur Dietrich und Rüdiger erhielten Friede (1905 — 1924) —; drittens vier Fremde, Rüdiger, Wolfhart, Hildebrant, Dietrich — endlich erbat die Königin Rüdigern zum Kampf, seinen Tod zu rächen griff Wolfhart mit den Amelungen die

Burgunden an, Hildebrant brachte verwundet die Nachricht, da bezwang Dietrich Günthern und Hagen (1924 — 1964 —; als Dreyzehnte Kriemhild — die Königin ließ beyde umbringen und ward von Hildebrant erschlagen.

Wie es nach diesen Untersuchungen möglich ist, sich die Darstellungsweise der von unserem Dichter umgearbeiteten Lieder einiger Maßen zu vergegenwärtigen, so muß man ohne Zweifel annehmen, die Form derselben und namentlich die Reimverbindungen, seyen alterthümlicher gewesen als in unseren Nibelungenliedern: sonst wäre gewiß bey der Vereinigung der Klage mit den Nibelungen ein strophisches Gedicht einem in kurzen Reimen vorgezogen worden. Aber sehr alt sind diese Lieder in solcher Ausbildung wohl nicht gewesen, sondern etwa höchstens aus den Siebzigern des zwölften Jahrhunderts; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Nibel. Strophe viel früher in Gebrauch gewesen, zumal, wenn man annimmt, daß ihre kürzeren Sylbenreihen zwar nach der allmählig gangbar gewordenen Verlängerung des vierfüßigen Verses sich natürlich, aber doch auch nicht ohne den Einfluß der zwey epischen Versarten der Franzosen entwickelt haben, — nur nicht eben in genauer Nachbildung: denn keiner von beyden Versen hat in einer seiner Hälften vier Hebungen, und der kürzere hat deren zwey in der ersten. Ferner die erdichtete Herzogin Isalde (Klage 1368) deutet auf Bekanntschaft mit dem Tristant Eilhards von Oberge. Eilhards Manieren aber hat Heinrich von Veldecke schon im Anfange seines Gedichts zu bestimmt vor Augen, als daß man den Tristant später als in die Siebziger setzen könnte: für noch ältere Zeit ist er zu ausgebildet. Vielleicht wird sich einst noch finden, aus welchem Roman die Lieder von der Klage (1426) das Roß Poymunt entlehnt haben, und woher den biblischen Abgott Machazêr (483) — deum autem Maozim in loco suo venerabitur; Daniel 11, 38. 39. — Diese unstreitig etwas dürftigen Lieder, standen jenen wohl näher, deren edler Ton und gewissenhafte Treue auch bey Hof gerne gehört wurde; da hingegen eine andere Gattung der Spielmannspoesie zwar erfindungsreich, aber willkührlich und roher war, als der reine unverwilderte Volksgesang. Die Klage knüpft nichts Bedeutendes an den Schluß der Nibelungen-Sage, wie die Dietrichs-Saga den Kampf Hildebrands mit seinem Sohne; es ist nicht ein nachgewachsener Zweig, sondern eine willkührlichere Fortsetzung, wo keine nöthig war, deren Einzelheiten, die sich meistens von selbst verstehen, selten durch etwas Anderes anmuthig werden als durch die späten Beziehungen auf die vorhergehende große Sage. Lieder von diesem Inhalt können weder sich sehr weit verbreitet, noch lange gedauert haben. Aber die bestimmten und einzelnen Anspielungen auf die eigentliche Sage, dreißig oder mehr Jahre vor unserer Liedersammlung, sind für die Geschichte der Sage von größter Wichtigkeit. Die oft sogar wörtliche Uebereinstimmung der Klage mit dem letzten Drittel der Nibelungen scheint mir eben so merkwürdig, als daß die Dichter der Klagelieder offenbar von den ersten Theilen der Sage keine genaue Kenntniß hatten; so daß man sieht, in ihrer Gegend und Zeit waren theils dem Inhalt der uns erhaltenen ähnliche Lieder gangbar, und ein großer Theil der Sage wiederum nicht. Daß ihr Vaterland Oesterreich sey, wird man wohl zugeben, wie denn die Sage noch später in vielen deutschen Ländern lebte. In den Niederlanden zwar, in Siegfrieds Heimat, muß sie sehr verkümmert gewesen seyn, daß man im XIII. Jahrhundert unser hochdeutsches Buch von den Nibelungen nach der gemeinen Lesart übersetzt hat, obgleich der epische Gesang mit seiner reicheren Sprache auch hier noch nicht ganz verstummt war.

Für die Sage von den Nibelungen ist aber der Umdichter der Klage auch selbst ein Zeuge, der Zeit nach zwischen den ältern Liedern von der Klage und zwischen der Sammlung unseres Nibelungen-

buches, ungefähr gleichzeitig mit der Abfassung der erhaltenen Nibelungenlieder. Obschon er die Sage aus seinem deutschen Buche herleitet, gibt er doch zu, sie sey oft in deutscher Zunge gedichtet worden und Alten wie Jungen wohlbekannt, und beruft sich auch auf seiner Zuhörer Kenntniß von der Sage, ja er spricht schon von ungläubigen Bestreitern der Wahrheit und von solchen, welche die Personen der Fabel zugleich beurtheilen.

Wie Jakob Grimm in seiner Mythologie, so sieht auch der Herr Verfasser, der seinen Aufsatz über die Kritik der Sage nicht aus den Schätzen dieser Grimm'schen Mythologie bereichern will, noch erkennbare Spuren früherer Göttlichkeit in den hervorragendsten Charakteren des gesammten Liedes. Diese hier zu besprechen wird für unnöthig gehalten werden, aber wir erlauben uns sowohl dieses Wissen selbst, als auch das Schicksal, das es sich nunmehr geschaffen, endlich den ganzen Standpunct unserer nunmehr verhandelten Angelegenheit mit den Verszeilen Rückerts bündigst zu charakterisiren:

Wo mit der Dumpfheit sich die Wissenschaft verbündet,
Wird Unerfreuliches kunstmäßig fest gegründet;
Und eh'r nicht wieder wird der Zwingbau eingerissen,
Bis gegen Knechtisches aufsteht ein freyes Wissen.
Dann wächst der Freyheit Haus selbst aus der Knechtschaft Trümmern
Für Alle, die zuvor im Kerker nicht verkümmern.

Ein solcher Befreyer ist Herr Lachmann neuerdings für Meister und Schüler geworden, so daß wir uns getrauen, ihm hiemit unsern treugefühlten Dank im Namen recht Vieler auszusprechen.

Ernst Ludw. Rochholz.

Abbildungen neuer oder unvollständig bekannter Amphibien. Nach dem Leben entworfen und mit einem erläuternden Texte begleitet von Dr. H. Schlegel, Conservator am königl. niederländ. Museum. Düßeldorf bey Arnz. Erstes Heft 1837. Mit 10 Tafeln. Kl. Fol. 2 Bogen Text in 8.

Diesen ganz vorzüglichen Abbildungen ist eine recht große Verbreitung zu wünschen, denn wo sind gute Abbildungen nothwendiger, als in der Amphibiologie? Der durch seine früheren Arbeiten höchst vortheilhaft bekannte Gelehrte will in diesem Unternehmen nur Figuren geben, welche nach der Natur gemacht und größtentheils nach lebenden Exemplaren kolorirt sind. Vorzüglich sollen die vielen und vortrefflichen Zeichnungen, welche auf Befehl des niederländischen Gouvernements in Indien unter Reinwardt, Kuhl, van Hasselt, Boie und Macklot verfertigt wurden, hier mitgetheilt werden. Außer den Figuren der Thiere soll auch, was sehr zu loben ist, anatomisches Detail geliefert werden und zwar wird vorzüglich die Naturgeschichte der Schlangen, als der vernachläßigste Theil berücksichtigt werden. Das Werk ist im Format wie die planches coloriées d'oiseaux von Temminck (Zeichnung und Colorit findet jedoch Ref. sorgfältiger und feiner, als bey diesen); es kann die Kupferwerke von Lacepède, Russel, Daudin, Wagler, Neuwied, Bell und Wiegmann komplettiren. Jede Lieferung enthält 10 Tafeln mit Text und kostet nur 3 Thaler; man macht sich zu 10 Lieferungen anheischig.

Der Text zum vorliegenden ersten Hefte ist kurz aber sehr anziehend; bey jeder Gattung und Art stehen allgemeine Bemerkungen, vorzüglich über deren geographische Verbreitung. Abgebildet sind folgende Arten: Crocodilus biporcatus, Kopf, ganz groß und sehr schön; Gymnodactylus marmoratus nov. spec. Java, Neu-Guinea, Sumatra; Scincus Mülleri n. sp. Neu-Guinea; Calamaria Linnaei; Coluber melanurus n. sp. Java, Celebes; Dendrophis ornata; Dryiophis Langaha, Dr. prasina; Hyla chalconotus, Java; Hyla cyanea, erythraea, aurifasciata, alle javanisch; Ceratophrys cornuta nach einer von Hering in Surinam gefertigten Abbildung; Ceratophrys montana, Ceratophrys turpicola, aus Neu-Guinea.

Ein großes Verdienst würde sich der Verf. erwerben, wenn er eine vollständige Sammlung von Abbildungen sämmtlicher europäischer Amphibien, namentlich aber der Schlangen, mit kritischem Texte hier lieferte. Dieß ist ein wahres Desiderat und kein Theil der Fauna von Europa ist noch so wenig im Zusammenhange bearbeitet, als dieser; das Neuere über südeuropäische Amphibien ist in großen und theuern Werken, wie bey Bonaparte, in dem französischen Reisewerk über Morea ꝛc. zerstreut und bedarf sehr einer kritischen Revision, zu welcher nicht leicht Jemand mehr Muße und Gelegenheit hat, als Herr Schlegel.

Da alle 3 Monate eine Lieferung versprochen ist, so hoffen wir bald die Fortsetzung dieses Werkes anzeigen zu können.

R. W.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.
Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.
Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

Sitzung am 14. Januar 1837.

Herr v. Martius hielt einen Vortrag über die Floren-Reiche (Imperia Florae) der neuen Welt, besonders innerhalb der Wendekreise. Er bemerkte, daß die von Willdenow und Schouw aufgestellten Principe zur Begründung eines solchen Floren-Reiches vorzugsweise numerisch seyen, daß aber wohl füglicher die physikalisch-geographische Umgrenzung desselben als erster Grund und Charakter zu benützen sey. De Candolle's Verfahren bey der Bildung seiner Regions botaniques sey eine numerische Synthese der einem und demselben Gebiete angehörenden Pflanzen-Arten, welche er unter dem Gesichtspuncte zusammenfasse, daß sie sich gemeinschaftlich von einem gegebenen Orte aus auszubreiten suchten. Dagegen habe Hr. v. M. den umgekehrten Weg verfolgt, und sey, von allgemeinen geographischen Gesichtspuncten aus, zur Begrenzung größer, bey fortgesetzter Analyse, immer kleiner werdender Gebiete fortgegangen, deren jedes er nun als ein besonderes Imperium Florae betrachte. Hieben habe er sich genöthigt gefunden, von der durch Schouw aufgestellten Ansicht abzugehen, daß die Floren der Hochgebirge eigene Reiche bilden, da es ihm unmöglich geschienen, dieselben von denen des niederen Landes durchgreifend abzusondern, sofern die Zonen der Gebirge nach den verschiedenen Breiten ganz verschiedene Floren darbieten, und gewissermassen alle Gebirgsfloren auf der ganzen Erde bey gewissen, relativ verschiedenen Höhen denselben Charakter annehmen. Er betrachte vielmehr die Gebirge als die Scheidewände der Floren-Reiche, und die Vegetationen an ihren respectiven Hauptgehängen als die Extreme der Floren derjenigen Gebiete, welche durch die Gebirge getrennt werden. Die Pflanzen des niedrigsten Thallandes in denselben Gebieten stellten das andere Extrem der Flora dar, und beyde müßten aufeinander bezogen und in der Charakteristik jedes einzelnen Floren-Reiches hervorgehoben werden. Die von dem Verfasser angenommenen Floren-Reiche in Amerika sind demnach:

I. Imperium Florae canadensis, die Flora besonders des englischen Nord-Amerika; darin drey Provinzen: 1) Provincia temperata, 2) arctica, 3) occidentalis.

II. Imperium Florae virginico-floridanae, die Flora des großen Missisipi Thales mit vier Provinzen: 1) borealis, 2) temperata, 3) subtropica, 4) maritima.

III. Imperium Florae mexicanae, mit drey Provinzen: 1) maritimo-occidentalis, 2) centralis, 3. tropica.

IV. Imperium Florae antillanae, das Gebiet der Antillen und der entsprechenden Küsten des Festlandes. Darin zwey Provinzen: 1) insularis, 2) continentalis.

V. Imperium Florae columbio-peruvianae s. transandinae intratropicae.

VI. Imperium Florae orinocensis, das große Stromgebiet des Orinoco, nebst dem Parimégebirge. Drey Provinzen: 1) maritima, 2) montana, 3) occidentalis. (Letztere vielleicht eine Provinz des folgenden?).

VII. Imperium Florae brasiliensis; darin vier Provinzen: 1) calido-humida, das Amazonas und Madeira-Gebiet; 2) calido-sicca, die nordöstlichen Provinzen; 3) montano-nemorosa, Gebiet der

Küsten-Cordillere; 4) montano-campestris. des Hochlandes.

VIII. Imperium Florae Tucumanensis s. cisandinae extratropicae. Darin drey Provinzen: 1) die nördliche, d. i. das südlichste Brasilien. 2) die südliche, Buenos-Ayres, Cordova. ꝛc. 3) die westliche, an den Andes-Abhängen.

IX. Imperium Florae chilensis s. transandinae extratropicae.

X. Imperium Florae patagonicae. Darin drey Provinzen: 1) insularis: die Malvinen; 2) continentalis. 3) antarctica.

Notiz über den Urin eines Cholera-Kranken, von Hrn. Conserv. Dr. Vogel. Vorgetragen in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse den 11. März 1837.

Mit dem Namen Cholera-Urin kann man eigentlich die Flüssigkeit, von welcher hier die Rede seyn wird, nicht belegen, weil sich bey den Kranken eines exquisiten Cholerafalles fast gar kein Urin absondert, auch ist die Harnblase solcher Cholera-Kranker immer sehr zusammengezogen und hat nach den Beobachtungen des Herrn Obermedicinalraths Dr. Döllinger zuweilen nur die Größe eines Taubeneyes. Zu bemerken ist, daß die verschiedenen Arten von Urin, welche mir von dem Kön. Leibarzte, Hr. Geheimenrathe von Breslau zur Untersuchung übergeben waren, zwar von dem nämlichen Individuum, bey welchem die heftigsten Cholera-Symptome gerade vorüber waren, herrührten, aber nicht von selbst gelassen, sondern mit Hilfe eines Catheders ausgeleert wurden. Mehrere Tage hinter einander wurde der Urin durch das Catheder abgelassen und mir dann sogleich zur Prüfung übergeben; die Quantität desselben betrug jedesmal beynahe ein bayerisches Maaß.

Der Urin vom ersten Tage war von tief braungelber Farbe, etwas trübe, ohne indessen einen Bodensatz zu haben. Der Geruch nicht unangenehm. Specifisches Gewicht: = 1003.

Er enthielt eine freye Säure, nämlich Milchsäure und die Lakmustinctur wurde stark davon geröthet.

Bekanntlich wird der Urin eines gesunden Individuum, mit Ausnahme der Kleesäure, von keiner Säure getrübt; in diesem sogenannten Cholera-Urin bewirken aber weder die Kleesäure noch die auflöslichen kleesauren Salze die leiseste Trübung, was auf die gänzliche Abwesenheit von Kalkverbindungen hindeutet.

Hingegen wird der erwähnte Cholera-Urin durch Zusatz von Salpetersäure stark getrübt, und die dadurch abgeschiedenen gelbgrünen Flocken nehmen bald eine röthliche Farbe an. Der Urin selbst bekam durch den Zusatz von Salpetersäure einen Stich ins Grünliche. Dieser Farbenwechsel vom Gelben ins Grünliche und Rothbraune ist noch viel bemerkbarer, wenn der Urin zuvor bis auf $\frac{1}{10}$ seines Volumens langsam, ohne ihn zu kochen, abgedampft wird; die bezeichneten Veränderungen geben die Gegenwart des Färbestoffes der Galle auf die deutlichste Weise zu erkennen.

Beym Aufkochen trübt sich der Urin bedeutend und setzt eine große Menge weißer Flocken ab; die von den Flocken abfiltrirte Flüssigkeit ist klar und hat von ihrer gelben Farbe nichts verloren.

Die durch das Aufkochen abgesonderten Flocken verhielten sich ganz wie Eyweißstoff, welcher in dem Urin aufgelöst war; diesem Gehalt von Eyweiß ist es auch zuzuschreiben, daß der frische ungekochte Urin von Gallus-Infusum sowie von Chlor-Wasser stark getrübt wird, was mit dem Harn eines gesunden Individuums kaum merklich der Fall ist.

Der Urin wird weder durch Kali, noch durch Ammonium getrübt, weshalb er auch keine Magnesia-Salze aufgelöst enthält; dennoch befindet sich in dem Urin Phosphorsäure, welche an Natron und Ammonium gebunden ist. Durch Kalkwasser entsteht nämlich eine starke Trübung und eben so durch Ammoniumhaltige schwefelsaure Magnesia, wodurch die Gegenwart der Phosphorsäure angedeutet wird.

Der Urin enthält eine ungewöhnlich geringe Menge von Chlor-Verbindungen, denn der durch salpetersaures Silber entstandene Niederschlag löst sich in Salpetersäure bis auf eine geringe Spur wieder auf. Der durch salpetersaures Queckfilber Oxydul entstandene Niederschlag ist zwar anfangs weißgrau, nimmt aber in kurzer Zeit eine schwarze Farbe an, was mit dem gesunden Urin entweder gar nicht oder zuweilen nur in einem sehr geringen Grade der Fall ist.

Das Vorhandenseyn der schwefelsauren Salze ist in diesem Cholera-Urin auffallend größer, als im Harn

eines gesunden Menschen, denn von dem durch salzsauren Baryt entstandenen Niederschlag bleibt nach der Behandlung mit Salpetersäure eine große Menge von schwefelsaurem Baryt zurück. Außerdem enthielt dieser Cholera-Urin: Harnstoff, Harnsäure, Milchsäure, Mukus oder Harnblasenschleim und die gewöhnlichen im Urin vorkommenden Salze mit Ausnahme derjenigen, welche Kalk oder Magnesia zur Basis haben; auch enthielt er eine auffallend geringe Menge von salzsauren Salzen.

Der an dem folgenden Tage durch das Catheder ausgeleerte Urin war weniger dunkel gefärbt, als der vom 1ten Tage; den Gallenstoff konnte ich nicht mehr darin wahrnehmen. Das salpetersaure Queckſilberoxydul wurde nicht mehr davon grau, und der dadurch entstandene Niederschlag nahm auch mit der Zeit keine schwarze Farbe an, sondern blieb weiß. Die Kalksalze waren hier wieder, obgleich noch in geringer Menge, zugegen.

Der am 3ten Tage, ebenfalls durch das Catheder abgesonderte Urin enthielt den Kalk, welcher in dem Urin des ersten Tages gänzlich fehlte, wieder in der geeigneten Quantität, auch waren die salzsauren Salze, welche in dem Urin des ersten Tages kaum wahrnehmbar waren, wieder so vorhanden, wie im Urin eines gesunden Individuums. Die Eigenschaft, wodurch der am 1. Tage gelassene Urin von dem der folgenden Tage auf eine auffallende Weise abweicht, besteht darin, daß das salpetersaure Queckſilberoxydul in demselben schnell einen schwarzgrauen Niederschlag bildet. Dieser Niederschlag gewaschen und getrocknet enthielt aber kein reducirtes metallisches Queckſilber, sondern bestand, außer dem phosphorsauren Queckſilber, aus Schwefel-Queckſilber mit coagulirtem Eyweiß. Das schwarze Schwefelqueckſilber kann wohl nur der großen Menge des im Urin enthaltenen Eyweißes, welches immer sehr schwefelhaltig ist, zugeschrieben werden.

Der einige Tage später gelassene Urin war gänzlich frey von Eyweiß, sowie von Gallenstoff, und enthielt nun wieder Kalk, sowie Magnesia nebst den salzsauren Salzen, weshalb er von dem Urin eines gesunden Menschen nicht mehr unterschieden werden konnte. —

Philosophisch-philologische Klasse.

Nachricht über die in der ersten Klasse der K. Akademie der Wissenschaften von May 1836 — Ostern 1837 zum Vortrag gekommenen Abhandlungen.

Sitzung vom 7. May.

Der Herr Geheime Rath Ritter von Schelling, Vorstand der K. Akademie der Wissenschaften, hielt einen Vortrag über eine Stelle des Plato, dessen Mittheilung in den nächsten Blättern nachfolgen soll.

Sitzung vom 4. Juny.

Hr. Hfr.. Thiersch behandelte die Topographie von Delphi, indem er seine an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen mit den Nachrichten der Alten und mit den Meynungen und Annahmen der Neueren verglich. Er zeigte die Mangelhaftigkeit dieser letztern und sucht die Lage der Hauptgebäude und öffentlichen Anstalten, des Tempels, des Theaters, der Schatzhäuser, der Lesche des Polygnotus u. a. zu bestimmen. Der Vortrag wurde durch genaue, an dem Orte selbst aufgenommene topographische Zeichnungen und Risse erläutert.

Sitzung vom 9. July.

Hr. Professor L. Spengel las über die Rhetorik des Anaximenes, welche unter den Werken des Aristoteles erhalten ist und den Namen Rhetorik an Alexander trägt. Es wurde der Inhalt nachgewiesen und gezeigt, daß in dieser Schrift nicht so sehr eine besondere und eigenthümliche Bearbeitung des Verfassers, wie sie Aristoteles gegeben hat, als vielmehr die alten Lehren und Regeln über Rhetorik, wie sie von frühester Zeit sich gebildet haben und überliefert worden sind, vorliegen, daher der Charakter der griechischen Rhetorik, als Lehre, aus diesem ächtesten und ältesten Buche am besten zu erkennen sey. Auf diese Rhetorik finden alle Klagen des Plato und Aristoteles ihre volle Anwendung. Besonders sind in ihr viele Vorschriften, welche Isokrates zuerst eingeführt hatte, und es wurde

in Beyspielen dargethan, daß die Reden von diesem sich strenge an die Theorie, wie sie in unserm Buche überliefert ist, anschließen und dagegen wieder in mancher Lehre eine deutliche Hinweisung auf bestimmte Reden des Isokrates nicht zu verkennen sey. Der Verf. wird die ausführliche Darstellung in einer eigenen Bearbeitung des griechischen Textes geben.

Sitzung den 5. November.

Hr. Hofr. Thiersch hielt Vortrag über die Classen der antiken Thongefäße nach dem Inhalt ihrer Gemälde und führt als besondere Classen die Grabgefäße (ἐπιτάφια), die Preisgefäße (ἀθλοφόρα) und unter diesen noch besonders die in Dichterkämpfen gewonnenen (μουσικά), ferner die Hochzeitgefäße (ἐπιγάμια) und die bachischen (Διονυσιακά) auf. Er untersucht die Kennzeichen derselben, die Mythen, deren Darstellung in Gemälden einer jeden Klasse gebühren, die ihnen außerdem zuständigen Ornamente und zeigt den Zusammenhang der einzelnen Theile dieser Gemälde unter sich und im Ganzen. Auch sucht er zu beweisen, daß keine mystischen Gebräuche auf diesen Gefäßen, die ihrer Natur nach öffentliche Denkmäler gewesen, vorgestellt werden, und läßt es zweifelhaft, ob ausser dem Cultus des Dionysos, welcher besonders für die Weingefäße bedingt war, noch andere Arten des Götterdienstes zu Vasengemälden, die in den Gräbern gefunden werden, Veranlassung gegeben habe.

Sitzung den 3. December.

1. Hr. Hofr. Thiersch hielt Vortrag über ein erst in den letzten Jahren aufgefundenes und in die k. preußische Sammlung übergegangenes antikes Onyxgefäß, und zeigt, daß in ihm die Geburt, eigentlich die Lustration des Caligula in Gegenwart der Göttin Nundina, und auf der Rückseite die Venus Genitrix unter germanischen Siegeszeichen enthalten sey.

2. Herr Custos Schmeller trug über die vom Hrn. Dr. Roß in Athen eingesandten, und das griechische Mittelalter betreffenden Urkunden vor. Beyde Vorträge mit einem früheren des Hern Custos Schmeller über ähnliche, die Insel Euböa betreffenden Urkunden, sind in den Abhandlungen der I. Classe 2. Bandes 1. Abtheilung abgedruckt.

Sitzung vom 14. Januar 1837.

Hr. Prof. Dr. Streber gibt, in Verhinderung des Classensekretärs Nachrichten von den Reisen und Entdeckungen des Herrn Texies in Kleinasien nach seinen eigenhändigen Berichten, welche derselbe unter dem Titel Notice sur les antiquités de Caramanie comprenant les anciennes provinces de Carie, de Lycie et de Pamphylie an Seine Majestät den König eingesendet hatte, und welche Seine Majestät der Classe zur Einsichtnahme mitzutheilen allergnädigst geruht haben. — Derselbe hielt einen Vortrag über die Münzen von Caulonia, wovon Nachstehendes ein Auszug ist.

Die nummiatischen Denkmäler der Stadt Caulonia (castel vetere) in Unteritalien haben theils durch ihr hohes Alter, theils um ihrer Typen willen, frühzeitig das Augenmerk der Gelehrten auf sich gezogen.

Sie sind merkwürdig durch ihr hohes Alterthum, denn schon Dionysius der Aeltere hat Caulonia erobert, zerstört, die Bewohner nach Syracus geführt und den Boden den Lokrern geschenkt; die jüngsten Münzen dieser Stadt können also nicht über diese Epoche herabreichen. Es wurde zwar Caulonia von den Lokrern wieder aufgebaut, und im Kriege des Königs Pyrrhus und der Tarentiner wider Rom zum zweytenmal zerstört; allein unstreitig gehören alle Münzen der früheren Epoche ihrer Blüthe vor Dionysius dem älteren an, denn man kennt keine einzige Kupfermünze dieser Stadt, alle sind in Silber, sind sonach früher geschlagen, als die Kupfermünze in Großgriechenland Eingang fand; ferner haben alle Münzen den nämlichen Typus, es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die von den Lokrern wieder aufgebaute Stadt dasselbe Gepräge gewählt habe, wie die von den Achäern gegründete; endlich zeigt die Beschaffenheit der Münzen selbst, die Gestalt und Stellung der Buchstaben, die Zeichnung, die Fabrik, kurz der ganze Habitus derselben, daß sie sämmtlich einer frühern Epoche, einige aber den Anfängen des Münzwesens überhaupt angehören.

Wie durch das hohe Alterthum, so sind die Münzen von Caulonia in noch größerem Maaße merkwürdig durch ihre Typen. Es ist hier nicht, wie bey so vielen Münzen anderer Städte die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, welche die Aufmerksamkeit auf sich zieht, dieselben sind vielmehr immer die nämlichen, die auf allen Exemplaren benahe ohne Abweichung wiederkehren, es ist die Vorstellung selbst, welche besondere Beachtung verdient, nämlich ein schreitender, unbärtiger Mann, mit einem Zweige in der Rechten, auf seinem linken Arme eine kleine schreitende und rückwärtsschauende Figur gleichfalls mit einem Zweige in der Rechten, und endlich ein Hirsch.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1837.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Klasse.

Sitzung vom 4. Januar 1837.

Ueber die Münzen von Caulonia.

(Schluß.)

Natürlich entsteht die Frage, was bedeuten diese drey immer wiederkehrenden und voneinander niemals getrennten Bilder?

Es wurden bisher drey verschiedene Erklärungen gegeben, die Einen halten die schreitende Hauptfigur für Jupiter, Andere denken an Bacchus, wieder Andere nennen sie Apollo.

Die Meynung, daß hier Jupiter vorgestellt sey, hat zuerst Harduin aufgestellt und nach ihm Mazochi zu begründen gesucht, indem sie den dem schreitenden Manne und dem Hirsche an dem 9. Vers des 28. Psalmes erinnerten: Vox domini praeparantis cervos. Mazochi glaubte sogar, das Wort KAVL, das auf den ältesten Exemplaren als Anfang des Namens KAVLONIA zu lesen ist, aus dem hebräischen קול „die Stimme" ableiten zu müssen, so daß der Name der Stadt auf den Münzen durch das vox domini etc. sinnbildlich ausgedrückt sey. Dieser Erklärung folgte sogar noch Eckhel in seinem Catalog. Musei Caesarei Vindob. und in seiner Sylloge. I. Allein der einzige Umstand, daß zwar in Magnans Kupfertafeln ein Jupiter mit dem Blitze in der Rechten vorgestellt, auf den Münzen selbst aber hievon nichts zu sehen ist, indem die schreitende jugendliche Figur überall nicht einen Blitz, sondern einen Zweig in der Hand hält, widerlegt alle von Mazochi vorgebrachten Hypothesen. Es ist daher auch Eckhel bald wieder von dieser Erklärung abgestanden und er nennt sie selbst in seiner Doctrina nummorum: sententiam partim absurdam, partim aperte falsam, partim nulla probabili causa nixam.

Seit Eckhel, der die Meynung Harduins und Mazochis verwirft, ohne jedoch eine andere dafür auszusprechen, hat sich niemand mehr mit Erklärung dieser Münzen beschäftigt, bis auf Avellino, der 1812 in seinem Giornale numismatico zuerst den Umstand besonders hervorhebt, daß die Hauptfigur beständig unbärtig vorgestellt werde und in der Hand etwas trage, was offenbar mehr einem Zweige oder einer Geißel ähnlich sieht, als einem Blitze. Man mußte also, schreibt er, ein Wesen suchen, auf welches ein Zweig oder eine Geißel paßt; wäre dieß gefunden, so ergäbe sich die Erklärung der Münze von selbst. Ein solches Wesen aber sey Bacchus. Nonnus schildere ihn sowohl als sein Gefolge häufig bewaffnet mit einer Geißel aus Epheu (di un flagello ederaceo) und laße ihn damit große Wunder thun. Nun führt denn Avellino mehrere Stellen aus Nonnus an, in welchen die Rede ist von der Wunderkraft, die den Zweigen von Epheu und Weinreben, welche Bacchus selbst, oder die Bachantinen oder Maron schwingen, innewohnt und schließt dann mit der Frage: sollte dieß uns nicht glauben machen, daß die Figur, welche auf den Münzen von Caulonia mit einem Zweige, gleich einer Geißel vorgestellt wird, keine andere sey, als Bachus selber?

Dieser Meynung ist dasselbe entgegen zu setzen, wie der von Mazochi gegebenen; nämlich es werden hier Bilder erklärt, die auf der Münze selbst nicht zu sehen sind.

Avellino mag mit Recht behaupten, daß eine jugendliche Figur, welche eine Geißel von Epheu oder Weinreben schwingt, dem Dionysischen Kreise angehöre; aber die schreitende Figur auf unserer Münze hat weder eine Geißel, noch einen Zweig von Epheu oder Weinreben Und somit können die aus Nonnus angezogenen Stellen nichts beweisen, weil sie nicht zu dem Bilde passen, das auf den Münzen selbst vorgestellt ist. Es hat daher auch Niemand dieser Erklärung von Avellino Beyfall gezollt.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat die dritte von C. O. Müller, Heinr. Meyer und Steinbüchel aufgestellte Behauptung, auf den Münzen von Caulonia sey Apollo vorgestellt.

Für diese Meynung spricht dasjenige, was wir von der Gründung der Stadt Caulonia wissen. Caulonia nämlich ist, wie Strabo berichtet, eine achäische Colonie, oder, wie Skymnos von Chios angibt, eine Colonie von Croton. Beyde Angaben laufen auf das-

selbe hinaus; denn Croton ist selbst eine Colonie der Achäer. Für eine achäische oder crotoniatische Niederlassung aber ist Apollo ein vollkommen passender Typus. Apollo ist die Hauptgottheit der Dorier, darum hatte auch in Croton Apollo Pythios und Hyperboreios und Hallos sein Heiligthum, Croton war ganz eine Apollinische Stadt und auch die Münzen geben Zeugniß von der großen Verehrung dieser dorischen Nationalgottheit in Croton, indem sie zum gewöhnlichen Gepräge den Dreyfuß haben und den Raben, den Begleiter des Dreyfußes. Apollo selbst erscheint auf einer crotoniatischen Münze als der den Drachen Pytho tödtende. Wenn aber für die Mutterstadt Croton, so war wohl auch für die Tochterstadt Caulonia Apollo ein passender Typus.

Aber eine Schwierigkeit steht dieser Erklärung im Wege, nämlich: was sollen die zwey andern Bilder in Verbindung mit Apollo, in welchem Zusammenhange steht namentlich die kleine, schreitende Figur auf dem Arme der größeren mit dieser selbst und mit dem Hirsche? Diese zwey Typen kehren so regelmäßig wieder, sind so stabil neben der Hauptfigur auf allen Münzen von Caulonia, daß sie sich in Erklärung der Vorstellung nicht wohl von der Hauptfigur trennen lassen, sondern offenbar damit enge zusammenhängen und nur alle 3 Bilder miteinander Ein Ganzes ausmachen.

Steinbüchel und Meyer begnügen sich mit der Behauptung, hier sey Apollo vorgestellt, ohne die zwey andern Bilder zu erklären und ihren Zusammenhang mit Apollo nachzuweisen. Müller dagegen hat zwar den nothwendigen Zusammenhang derselben nicht übersehen und erklärt die Hauptfigur für den reinigenden Gott, die kleinere Figur aber auf seinem Arme für den gereinigten Oreſtes; allein diese Erklärung dürfte schwerlich genügend befunden werden; denn sie führt nothwendig zu der Frage, was soll Oreſtes auf einer Münze von Caulonia und ist die kleine Figur auf dem Arme der größeren eine solche, daß man in ihr einen Oreſtes erkennen kann?

Oreſtes ist allerdings ein Gegenstand, der auf Münzen einen schicklichen Platz einnimmt. Er erscheint wirklich auf den Münzen der Stadt Tegea in Arcadien, ruhig abwartend, wie Pallas zu seinen Gunsten eine Scherbe in die Urne wirft. Die Tegeaten wollten durch dieses Gepräge zu erkennen geben, daß sie, und nicht die Lacedämonier, im Besitze der Gebeine des Oreſtes wären. Aber was konnten die Cauloniaten für einen Grund haben, diesen Heros auf ihre Münzen zu setzen? Meines Wissens führt weder, was wir von Caulonia, noch was wir von Oreſtes wissen, zu einem Resultate, das uns berechtigte, denselben auf den numismatischen Denkmälern dieser Stadt zu suchen. Es ist aber dieser Umstand wohl zu berücksichtigen, denn die numismatischen Denkmäler sind hier zu unterscheiden von den Denkmälern anderer Art. Auf den Münzen sind die Vorstellungen nicht so mannigfach und der freyen Wahl des Künstlers überlassen, wie dieß bey allen übrigen Kunstwerken der Fall ist. Die Münztypen stehen immer in wesentlichem Zusammenhange mit dem Münzorte und haben nur zum Gegenstande, was diesen Ort besonders merkwürdig macht, es sey nun der Cultus einer Gottheit, oder die besondere Verehrung eines Heros oder sonst irgend etwas, gerade diesem Lande oder dieser Stadt Eigenthümliches.

Dazu kömmt noch, daß die Gestalt und die ganze Beschaffenheit dieser kleinen Figur, meines Bedünkens wenigstens, nicht auf Oreſtes passen will. Ihre Bewegung ist eine heftige, mehr einem tanzenden und springenden Possenreisser ähnlich, als einem heldenmüthigen Königssohne. Wäre hier der gereinigte Oreſtes gemeynt, so hätte ihn der Künstler zum mindesten nicht würdig dargestellt. In dieser heftigen Bewegung erscheint aber dieses Figürchen nicht etwa auf einem Exemplare; dieselbe ist ihm auf allen Exemplaren eigenthümlich und muß daher für etwas Charakteristisches an derselben angesehen werden. Endlich ist die also heftig sich geberdende Gestalt allemal rückwärts schauend. Auch hierin muß eine Bedeutung liegen und sehen wir uns in der Symbolik der Künstler des Alterthums um, was denn dieses Rückwärtsschauen bedeuten möge, und wem denn solche Bewegungen eigenthümlich sind, so werden wir noch weiter von dem Bilde des Oreſtes entfernt und gänzlich in den, schon durch die übrigen Bewegungen dieses Figürchens angedeuteten Kreis der Possenreisser und der Satyren mit ihrer ganzen Sippschaft geführt.

Es dürfte daher Steinbüchel richtiger gesehen haben, der die kleine Figur für einen Satyr hält. Aber auch hieben kommen wir wieder auf die nämliche Frage zurück, in welchem Zusammenhange steht Apollo mit einem Satyr und dem Hirschen; und da sich hieben wieder keine genügende Antwort finden will, so sind wir wohl genöthigt, eine andere Erklärung zu suchen, vermöge welcher alle drey Bilder zusammen ein Ganzes ausmachen und ein Bild die Bedeutung des andern ergänzt.

Eine solche Erklärung nun finden wir in dem Mythus des Heracles und zwar zunächst bey Pindar Olymp. III. 25, wenn er von Heracles singt, daß er den Oelbaum geholt am Strande des Istros:

Es blühte schönes Gestrauch nicht auf Pelops Flur,
Drum sogleich trieb ihn der Geist zum Land zu reisen
Istria, allwo der Lato rossebezähmendes Kind
Ihn, der aus arkadischen Höhen und viel Bergklüften
Dort ankam, empfieng,
Als vom Vater der Zwang ihn band, zu erfüllen des
Eurystheus Gebot.

Jagend zu fangen die Hindin goldgehörnt,
Jene, die Taygeta,
Einst geweiht Orthosiá zum Heiligthume.

Diese Stelle enthält den Schlüssel zur Lösung unserer Aufgabe und mir scheint auf den Münzen von Caulonia dasselbe vorgestellt, was hier Pindar besingt, nämlich, Heracles, heimkehrend aus dem Lande der Hyperboreer, wohin die goldgehörnte Hindin ihn verlockt, und mitbringend den Zweig des schattigen Oelbaums, den Kampfpreis des olympischen Siegers.

Daß der Zweig, den die schreitende Hauptfigur in der Hand hält, ein Oelzweig sey, lehrt die Anschauung. Daß aber hier nur ein Oel-Zweig erscheint, während Pindar von einem Oel-Baume spricht, wird Niemanden befremden, denn eine solche Freyheit ist dem Künstler nicht nur erlaubt, sondern durch die Regeln der Kunst vielmehr vorgeschrieben. Ein Held mit einem ganzen Baume würde sich nur unschön ausnehmen.

Nehmen wir nun die Hauptfigur für Heracles, so ist der Hirsch, der auf allen Münzen von Caulonia wiederkehrt, von selbst erklärt. Es ist die goldgehörnte Hindin, die Heracles auf Eurysthens Gebot verfolgt und die ihn zu dem Apollogeweihten Volke der Hyperboreer lockt. Daß aber die Hindin selbst nicht, wie häufig auf andern Denkmälern, laufend und Heracles nicht in dem Momente vorgestellt ist, wie er die fliehende Hindin bey den Hörnern erhascht, liegt in der Natur der Sache, da die Aufgabe des Künstlers nicht gewesen das Erjagen der Hindin vorzustellen, sondern den den Oelzweig beimbringenden Heracles. Wie nun Pindar das Holen dieses geheiligten Zweiges aus dem Lande des Apollo mit dem Jagen und Fangen der Hindin zusammenstellt, so thut es auch der Künstler auf den caulioniatischen Münzen, indem er dem Heracles einen Oelzweig in die Rechte gibt und vor ihm die Hindin abbildet.

Diese beyden Bilder, Heracles mit dem Oelzweige und der Hirsch stünden sonach in genauem Zusammenhange. Es frägt sich nun, was die dritte, kleine Figur bedeute, ob auch diese mit Heracles und zwar mit dem, den Oelzweig bringenden Heracles zusammenhänge?

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bewegungen und Geberden, insbesondere das Rückwärtsschauen dieses Figürchens etwas von einem Possenreisser und Gaukler an sich habe und ein Wesen verrathe, das der Zipp-schaft der Satyren angehöre. Nun hatten aber die Halbgötter solche Spaßmacher um sich, und von ihnen überkamen dann die Könige die Sitte, in ihrer Umgebung eine Schaar von Hofnarren zu halten. Unter diesen Halbgöttern sind besonders gemeynt, die Söhne des Zeus, Dionysos und Heracles, von denen jener sich an den Silenen ergötzte, dieser aber sich die Scherze der Kerkopen gefallen läßt.

Die Scherze dieser, den Heracles begleitenden Kobolde, der Kerkopen, bestanden zumeist darin, daß sie, gleich Affen, alle Mienen, Bewegungen und Geberden anderer nachmachten. Dieß geht schon daraus hervor, daß sie ihren Namen mit dem der niedrigsten Affenart gemein haben, und nach einer Sage wirklich von Jupiter in Affen verwandelt wurden.

Betrachten wir nun das Figürchen auf unseren Münzen genauer, so kann man kaum umhin, hier einen solchen Spaßmacher und Nachäffer der Geberden Anderer zu erkennen. Wie die Hauptfigur rasch vorwärts schreitet, so thut es auch die kleinere, nur gewaltiger und angestrengter, nicht anders, als wollte sie die Bewegung des Haupthelden verspotten; Heracles hat beyde Arme ausgestreckt, der kleine Kobold desgleichen, nur wiederum viel heftiger und gewaltsamer; Heracles trägt in der erhobenen Rechten einen Oelzweig, auch der kleine Gaukler hat sich einen zugeeignet und dieser Zweig ist nicht selten übermäßig groß, gleichsam als wäre das Verdienst des Haupthelden, daß er stark genug sey, einen Zweig zu tragen, und da will sein neckender Begleiter nicht als der schwächere erscheinen. So tanzt er auf dem Arme des Heracles lustig einher und schaut keck und verwegen zurück, dem Halbgotte ins Gesicht, als wollte er fragen, ob er sich auch seines Beyfalls zu erfreuen habe.

Wir werden uns demnach nicht irren, wenn wir in der kleinen Figur auf dem Arme der größeren einen der den Heracles neckenden Kerkopen erblicken.

Die Kerkopen sind allenthalben die begleitenden Neckgeister des Heracles. In Lydien nimmt er sie gefangen und macht einen Theil derselben der Omphale zum Geschenke, in Selinunt trägt er zwey über die Schulter geschwungen mit sich fort; aber am schicklichsten werden sie zusammengestellt mit dem Jäger der goldgehörnten Hindin und dem Bringer des heiligen Oelzweiges. Von den arkadischen Höhen sagt Pindar, und durch viele Bergklüfte ist Heracles gekommen, als er die Hindin verfolgte und den Oelzweig holte. Auf diesem Zuge kam Heracles durch die eigentliche Heimath der Kerkopen, denn in den dorischen Bergstrich, zwischen den Oeta und Olympus, wo der Weg neben dem Anopäa am engsten wird, dahin setzt Herodot, einheimischen Sagen folgend, den Stein des Melampygos und die Schlupfwinkel der Kerkopen.

Auf diese Weise stimmen alle drey Bilder genau miteinander überein. Heracles mit dem Oelzweige, der Hirsch und der neckende Kobold. Der Kerkops wird nicht nur mit Recht mit dem Heracles überhaupt verbunden, sondern er steht auch gerade mit dem Jäger der schnellfüßigen Hindin und dem Bringer des Oelbaumes in genauem Zusammenhange.

Es bleibt nur noch übrig zu zeigen, warum Heracles auf den Münzen von Caulonia erscheint, ob denn die Caulonaten einen besonderen Grund hatten, denselben auf ihren Denkmälern zu verherrlichen.

Es wurde bereits erwähnt, daß Caulonia eine dorische Niederlassung sey, gegründet entweder von den Crotoniaten oder unmittelbar von den Achäern. Selbst die Aufschrift KAVLONIATAN, die auf einigen Münzen, auf denen der Name der Stadt ganz ausgeschrieben ist, vorkömmt, deutet schon auf den dorischen Ursprung der Stadt. Es wurde zugleich bemerkt, daß in Caulonia, als einer dorischen Stadt, Apollo allerdings ein passender Typus wäre, weil Apollo die National-Gottheit der Dorer gewesen. Aber, wie Apollo die National-Gottheit, so war Heracles der National-Heros der Dorer. Eine dorische Stadt hatte daher eben so viel Grund, den einen wie den andern besonders zu verehren. Sie wird mit gleichem Rechte dem Nationalheros Heracles, wie dem Nationalgott Apollo einen Platz auf ihren numismatischen Denkmälern gönnen. Wenn daher auf den Münzen von Croton außer Apollo auch Heracles erscheint und dieser selbst der οἰκιστὴς von Croton genannt wird, so erscheint derselbe Heros auch mit Recht auf den Münzen der crotoniatischen Tochterstadt Caulonia.

Ob nun die Cauloniaten nicht noch überdieß einen besonderen Grund hatten, mit ihren Nationalheros die Kerkopen in Verbindung zu bringen, läßt sich bey allem Mangel näherer Nachrichten über Caulonia nicht behaupten; doch dürfte es nicht überflüßig seyn, darauf aufmerksam zu machen, daß die eigentliche Heimath der Kerkopen in eine hohle Gasse gesetzt wird, nämlich in den Engpaß von Thermopylä, und daß mit ihnen gewöhnlich warme Bäder in Verbindung gebracht werden. Am Fuße des Oeta, dort, wo die Kerkopen hausen, ruft Minerva dem ermüdeten Heracles warme Quellen hervor, welche dann selbst dem Engpasse den Namen Thermopylä geben. Solche Quellen waren auch in Selinunt, wo Heracles gleichfalls den Kerkopen begegnet und zwey derselben auf der Schulter fortträgt. Nun hatte aber auch Caulonia ihren Namen von der hohlen Lage, καυλωνία hieß nämlich ursprünglich Αὐλωνία διὰ τὸ μέσην αὐλῶνος εἶναι, und bekanntlich ruhte die ganze Westküste von Unteritalien auf vulkanischem Grunde und ist reich an warmen Quellen. Das benachbarte Rhegium hatte seinen Namen davon, daß es durch ein Erdbeben von Sicilien losgerissen wurde. Die Inseln Lipara, Oenotrides, Sirenes, Leucosia, Capreä und Pitecusä wurden im Alterthume sämmtlich für solche durch Erdbeben vom Festlande losgerissene Theile angesehen. Pitecusä wird als ein vulkanisches und darum an warmen Quellen reiches Land den Kerkopen von Jupiter selbst als künftiger Wohnsitz angewiesen. Bey solchen Verhältnissen kann es, wenn wir auch kein specielles Zeugniß darüber haben, daß die Kerkopen in Caulonia mit Heracles wirklich zusammengetroffen seyen, wenigstens nicht befremden, wenn sie in einem beynahe nur von Doriern bewohnten Landstriche, der so reich war an warmen Quellen, mit dem, wie man glaubte, die Kerkopeninsel selbst ursprünglich zusammenhieng, wenn in einer Stadt, die selbst ihren Namen hatte von der hohlen Lage, wenn dort die Kerkopen, die ohnehin den Heracles allenthalben begleiten, mit ihm noch in besonderer Beziehung gebracht werden.

Sitzung den 4. Februar 1837.

Herr Custos Schmeller las über Wolfram von Eschenbachs Heimath, Grab und Mappen. Der Vortrag wird in den Abhandlungen der Classe abgedruckt werden.

Sitzung vom 4. März.

Herr Professor L. Spengel las über die Schriften des Philodemus in den herkulanischen Rollen.

Nach einer allgemeinen Uebersicht dessen, was bis jetzt von diesen Rollen zur allgemeinen Kenntniß gekommen ist, wurde ein bedeutendes und zusammenhängendes Bruchstück über die Rhetorik, welches in dem Volum. Herculan. Oxoniens. tom. II. col. 1—45 aus einer unrichtigen und unleserlichen Abschrift mitgetheilt ist, näher betrachtet. Das vorhandene ist nur ein Fragment, doch der größte Theil des vierten Buches, wie der Schlußtitel lehrt; damit war das Ganze nicht geschlossen, es wird in diesem Buche vielfach auf die folgenden Bücher verwiesen. Col. 31. 32. 43. 44. Die Rhetorik ist an einen gewissen, nicht näher bezeichneten Gaius (vielleicht einen Piso) gerichtet, Col. 43., dort findet sich zugleich der Inhalt des Buches im Allgemeinen kurz zusammengefaßt, und gegen die übertriebenen Lobreden der Rhetorik, die in ihr die Krone alles Wissens sahen, das nöthige bemerkt. Die ersten ganz beschädigten Columnen zeigen, daß von der λέξις gesprochen wurde, auch das folgende mehr lesbare bestätigt dieses. Col. XII. 12. ist der Uebergang von der λέξις zur ὑπόκρισις. Dieß macht wahrscheinlich, daß Philodemus die gewöhnliche Eintheilung in inventio, dispositio, elocutio, memoria, pronunciatio nicht verlassen, sondern in frühern vor der εὕρεσις und τάξις gesprochen habe. Die μνήμη wird oft mit der ὑπόκρισις als eines zusammengefaßt. Col. XXI. wird der Umfang der Rhetorik bezeichnet und manches Beachtenswerthe dagegen angeführt. Col. XXXI. Eintheilung der Rhetorik in die drey Gattungen nach Aristoteles, von welchen das δικανικὸν und συμβουλευτικὸν für jetzt übergangen, und nur das ἐγκωμιαστικὸν Col. XXXIII. — XLII. ausführlicher behandelt wird. Das ganze ist vom Epikureischen Standpuncte aus gegen die Rhetorik gerichtet, doch fehlt es nicht an einzelnen neuen und bedeutenden Bemerkungen. Der Verfasser ist gesonnen, einst die sämmtlichen Schriften des Philodemus in den herkulanischen Rollen neu bearbeitet herauszugeben.

AS
182
M82
Bd. 3-4

Akademie der Wissenschaften,
Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY